UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class
053

Book
ALZB

Volume
1907

Ja 09-20M

Digitized by the Internet Archive
in 2016

https://archive.org/details/monatblatterzure1907unse

Beilage

zur

Allgemeinen Zeitung.

Januar, Februar, März 1907.

München.

Verlag der Bayerischen Druckerei & Verlagsanstalt

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

053
AL2B
1907

Inhaltsverzeichnis

zum

I. Quartal 1907 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Die Zahlen bezeichnen die Seiten, deren Numerierung innerhalb jedes Quartals fortläuft. Ein * besagt, daß der Hinweis sich auf einen Hauptartikel bezieht.

Theologie und Kirchenwesen

*Zur Geschichte der mittelalterlichen Liturgie, 541.
Katholische Enzyklopädie, 504.
*Eine neue Biblia Hebraica, 164.
*Eine Kontroverse über den Index, 241, 252.
Einwirkung des Nestorianismus auf den Hinduismus, 341.
Zur Geschichte der mittelalterlichen Predigt, 111.
Protestantismus und Katholizismus in Deutschland (Ad. Harnack), 199.

Politik.

*Gedanken über die Friedensbewegung, 393, 401
*Die englische Verwaltung, 89, 109.
*Ueber koloniale Erziehung, 137.
*Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie von Ludwig v. Rönne, 116.
*Grundlagen und Entwicklungsziele der österreichisch-ungarischen Monarchie, 65.

Geschichte und Kulturgeschichte.

Die Bibliothek Wilhelm Onckens, 600.
Die nachgelassenen Papiere George Washingtons, 600.
Zur Geschichte der Eskimos in Grönland, 528.
Sind die Wikinger-Frauen ihren Männern in den Tod gefolgt? 519.
*Dietrich v. Laßbergs Kriegstagebuch, 516.
*Die Germanen in Italien und Frankreich, 506.
*Dringliche Aufgaben der vor- und frühgeschichtlichen Forschung in Bayern (Arbeitsprogramm des Verbandes bayerischer Geschichts- und Urgeschichtsvereine), 492, 500.
*Die Ursachen der Größe und des Niederganges der Hansa, 473, 484, 490.
*Ludwig I. von Bayern in Rom, 468, 475.
*Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart, 465.
Ein jüdisches Familienarchiv aus dem 5. Jahrhundert v. Chr., 431.
*Die Gründung von Tölz, 427.
*Der Herr Käthe, 259.
*Die Anfänge neuer sozialer und politischer Anschauungen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, 25, 34, 43.
Die Anfänge und das Emporsteigen der Fugger, 31.
Die Hinrichtung Ludwigs XVI., 216.
*Die Landgüterordnung Karl des Großen, 209.
Kulturprobleme der Neuzeit (W. Sombart), 176.
*Roses Napoleon, 76.

Prähistorie und Anthropologie

Weitere Durchforschung der Stätte La Tène, 382.
*Zur Ausstellung peruanischer Altertümer in der Münchener Akademie der Wissenschaften, 345.
*Neuere Forschungen über Abstammung und Alter des Menschen, 193.
Dolmen und Grabhügel im ältesten Japan, 280.
Die Urheimat der Germanen, 78.
Ueberreste vorgeschichtlicher Menschen in Nebraska, 143.
Nephrit, 248.
*Die Selenkasche Java-Expedition, 197.
Funde aus älterer Steinzeit (Blaubeuren), 104.

Geographie.

Ueber das Zurückgehen der Niagarafälle, 559.
Major Powell-Cottons Expedition in den Kongo-Wald, 543.
*Zukunftsländer am La Plata, 113, 179, 217, 297, 441, 497, 529, 571.
Die Merkuriusberge Süddeutschlands, 503.
Neues von Sven Hedin, 496.
Die Nordpassage durch die Behringstraße, 375.
Durchquerung Afrikas, 392.
Bahnprojekt für Französisch-Kongo, 392.
*Marco Polo, 357.
*Von Algier nach Mekka, 265, 275.
*Vergletscherte Vulkane im Aequatorlande Amerikas, 73.
*Momentbilder aus Barcelona, 132.
Eisenbahnen in Britisch-Zentralafrika, 248.
Die Sammlungen der Gjöa-Expedition, 310.
Ein Land des Korkes, 127.
K. Th. Beuß' Forschungen in Mexiko, 223.
Internationale Aufnahme der Nordmeere, 282.
Seeweg nach Nordsibirien, 103.
Eine Expedition nach Ostafrika, 584.
Fortschritte in Russisch-Zentralasien, 263.
Eine neue britische Südpolar-Expedition, 304.
Südpolarforschung, 471.
Die norwegische Südpolarexpedition, 358.
Sven Hedin in Tibet, 272.
Tehuantepec-Bahn, 575.
Expedition nach Turfan (v. Le Coq), 95.

Volkswirtschaft, Handel und Verkehr.

*Die Wohnungsverhältnisse der minderbemittelten Schichten in den deutschen Städten, 461.
*Die finanzielle Seite der Einberufung nach München, 283. 291, 301.
Englands Bevölkerung zu Beginn des 20. Jahrhunderts, 380, 385, 397.
Ueberfüllung der gelehrten Berufe, 239.
Montan-Statistisches, 40.
*Die Lage der Orchestermusiker in Deutschland, 145, 154, 162.

Forst- und Landwirtschaft

Nützliche Bakterien, 87.
Der Deutsche Forstverein und der Forstwirtschaftsrat, 391.
Australischer Obst-, Wein- und Gemüsebau, 79.
Bekämpfung des Obstwicklers, 152.
Spiritusfabrikation aus Torf, 400.

Rechtswissenschaft.

Entwurf eines neuen russischen Urheberrechts, 599.
*Umgestaltung der Zivilrechtspflege, 481, 489.
Zur Frage der juristischen Vorbildung, 463.
*Die Trennung der deutschen und römischen Rechtsgeschichte, 346.
*Anti-Thoma, 361, 369.
*Briefe eines bayerischen Richters IV, 153.
*Zur Erinnerung an Ernst August Ritter v. Seuffert, 353.
Strafvollzug in den bayerischen Strafanstalten, 214.
Die zivilrechtlichen Folgen der Verrufserklärung (Boykott), 22.

Militärwissenschaft.

*Im Gelände bei Jena am 14. Oktober 1806, 535.
*Mandschurische Kriegserfahrungen, 525.
*Achtzehn Monate mit Rußlands Feldheeren in der Mandschurei, 300.
*Vor hundert Jahren VII., 4, 12.
*Zur Literatur des Krieges 1866, 77.

*Aus dem Gefecht bei Groß-Nabas, 187.
*Die Organisation der neuen Militärgerichte in Frankreich, 101.
*Ein neues Buch vom Zukunftskriege, 83.

*

Physik und Chemie.

*Professor A. Korn in Paris, 237.
Die Verdampfung fester Körper, 184.
Schädigung der Fermente durch physikalische Einwirkungen, 184.

Mineralogie und Geologie.

Schwarze Diamanten in Transvaal, 544.
*Die instrumentellen Einrichtungen moderner Erdbebenstationen, 75.
Die Naturschätze der Insel Sachalin, 87.
Internationale Erdbebenforschung, 32.
Erdbeben in Jamaika, 127.
„Neueste Erdbeben-Nachrichten", 55.
Erdbeben-Registrierungen, 55, 168, 239, 304.
*Die Verbreitung der Seismometerstationen über die Erde, 172.
Uebersicht über die seismischen Registrierungen an den Erdbebenstationen Mitteleuropas, 583.

Zoologie und Botanik.

*Wasmanns Biologie.
Eine Studienreise nach Java, 415.
Verschiebungen in der Tierwelt Deutschlands, 224.
Katzen als Vernichter von Pflanzen, 87.
Schnecken als Vertilger schädlicher Pilze, 144.
Seekrankheit der Tiere, 95.
Ein eingeschlepptes Unkraut (Johanniskraut), 104.

Meteorologie.

Der Einfluß der Wälder auf die Hagelbildung, 567.
*Magnetische Observatorien, 548.
Eine neue Verwendung der drahtlosen Telegraphie, 232.
Erdmagnetische Störungen, 285.
Observatorium zu Lindenberg, 64.
Die Messung des Windes, 159.
Wissenschaftliche Untersuchungen auf dem Mont Blanc, 79.

Astronomie.

*Entdeckung neuer Planetoiden, 524.
Neuer Komet 1907, a, 488.
Ein wiedergefundener Komet, 584.
*Neue Beobachtungen des dritten Jupitermondes, 182.
*Der gestirnte Himmel im Monat Januar, Februar, März, 14, 220, 404.
*Sonnenflecken und Erdmagnetismus, 569, 580.

Medizin.

Bekämpfung der Schlafkrankheit in Ostafrika, 590.
Zum 25jährigen Gedenktag der Entdeckung des Tuberkel-Bazillus, 567.
*Ueber die Kindersterblichkeit in Bayern, 521, 532.
Gehirnanhang und Nierentätigkeit, 495.
Die Berliner Hygiene-Ausstellung, 439.
Eine neue Heilmethode bei Nervenkrankheiten, 439.
Die Beseitigung der roten Muttermale, 415.
*Zur Geschichte der Abhärtung, 307.
Zur Aerzte-Statistik, 39.
Das Atoxyl Kochs, 176.
Die ersten künstlichen Augen des Menschen, 47.
Eine Verbesserung der Röntgenstrahlung, 400.
Professor Ehrlich über die Erreger der Schlafkrankheit, 319.
Das Ergebnis der medizinischen Prüfungen in Bayern, 120.
Deutsch, die Sprache der ärztlichen Wissenschaft, 216.
*Neuere Forschungen über Eiweiß, Blut und Blutverwandtschaft, 169.
Aerztliche Vorträge über die Hygiene des jungen Mannes, 32.
Ausländische Aerzte in Frankreich, 80.
*Zur Vorgeschichte der heutigen Krankenkassen, 17.
Behandlung des endemischen Kretinismus, 279.
Lepra-Behandlung, 144.
Willkürliche Beeinflussung unwillkürlicher Muskeln, 231.
Zur Psychopathologie des Selbstmordes, 295.
Internationaler Kurs der gerichtlichen Psychologie und Psychiatrie, 48.
Zahnheilkunde in der Krankenhausbehandlung, 8.
Die Einwirkung von Tabak, Kaffee und Tee auf die Verdauung und das Zirkulationssystem, 357.
Die englische königliche Tuberkulose-Kommission, 575.
Zulassung der Oberrealschulabiturienten zu den ärztlichen Prüfungen, 320.
Die Radioaktivität der Stebener Quellen, 351.
Vorträge über allgemein-ärztliche und sozialmedizinische Fragen 342.
Zahnpflege und Schule, 254.

Technik.

Ein unzerstörbares Buch, 568.
„Die Botschaft hör' ich wohl..." (Edison), 559.
*Die Entwicklung der Motor-Luftschiffahrt im 20. Jahrhundert, 553.
Hohe Platinpreise.
*Die Gewinnung des Eisens auf elektrischem Wege. 457.
Schutz gegen schlagende Wetter, 424.
*Ingenieurbildung und Wirtschaftsleben, 355.
Ein neuer Ferntelegraph, 445.
*Elektrische Fernphotographie, 337.
Elektro-Osmose, 342.
Eisen- und Stahlproduktion der ganzen Erde, 87.
Ein Rekordjahr des Schiffbaues, 368.
Ein neues photographisches Verfahren (v. Arnhard), 79.
Eine wichtige Entdeckung in der Porzellanfabrikation, 104.
Neues Verfahren zur Seifenherstellung, 47.
Der Simplontunnel, 333.
Das Luftschiff Wellmanns, 104.

*

Philosophie.

*Die Philosophie des Mahâbhâratam, 451.
Die platonische Zahl, 550.
Der Sinn der platonischen Zahl, 503.
Die platonische Zahl, 452.
*Die ewige Wiederkunft des Gleichen, 425, 436.
Der Streit um Nietzsches Nachlaß, 285.
*Der Raum, 261.
*Antonio Rosmini, 269.
*Das Gemeingefühl der Selbstherrlichkeit, 129.
*Die Kunst zu vergessen, 177.
*Lessing als Philosoph, 185.
*Ueber die „Rückkehr zur Natur", 20.

Schul- und Bildungswesen

*Die fünf Fundamentalsätze für die Organisation höherer Schulen, 409, 420.
*Fortschritte des volkstümlichen Bibliothekwesens im Jahre 1906, 331.
Ein Blick in das japanische Schulwesen, 367.
Die „Volkshochschule" zu Straßburg i. E., 328.
*Der Lehrplan der bayerischen Oberrealschulen, 203.
Gymnasium und Reformschule, 205.
Körperstrafen in indischen Schulen, 295.
Japanisches Unterrichtswesen, 189.
Mädchen auf Dresdner Gymnasien, 80.
Mädchen-Fortbildungsschulwesen, 71.
*Zur Reform der höheren Mädchenschule, 57, 68.
Medizinstudium der Abiturienten der Oberrealschulen, 55.
Eine deutsche Unterrichtsanstalt in Persien, 8.
Schulunterricht in Spanien, 56.

Kunst und Kunstgeschichte.

*Neue Meinungen über die Mediceer-Gräber Michelangelos, 585.
*Ludwig Emil Grimm als Schüler der Münchener Akademie, 577.
Die religiöse Kunst des alten Buddhismus, 567.
*Künstlerische Fragen der Schaubühne. 545.
*Vergleichende Gemäldestudien, 540.
*Christliche Antike, 505.
*Münchener Jahrbuch der bildenden Kunst, 412.
*München als Kunststätte, 573.
*Bayerische Plastik auf der Renaissance-Ausstellung (München 1907), 325.
Leonardo da Vinci als Naturforscher und Persönlichkeit (F. Strunz), 168.
*Rembrandts „Staalmeesters", 83.
Seelengärtlein, 174.

Archäologie.

Eine Ausstellung germanischer Altertümer in Berlin, 590.
Ausgrabungen in Sparta, 584.
Die Ausgrabungen im böotischen Theben, 519
Eine archäologische Expedition, 519.
Archäologische Funde in Italien, 496.
Das Alter des Heraion und das Alter des Heiligtums von Olympia, 487.
Archäologische Nachlese aus Aegypten, 461.
Die deutschen archäologischen Unterrichtsreisen in Griechenland, 424

148036

Die Ausgrabung von Herkulanum, 445.
Zur Ausgrabung Herkulanums durch Professor Waldstein, 375.
Neue Ausgrabungen, 575.
Die Griechische Archäologische Gesellschaft in Athen, 382.
Zu den Aegineten und der Eirene der Glyptothek, 303.
*Aus archäologischen Werkstätten, 121.
*Archäologie und Anthropologie, 377.
Der Diskobolos des römischen Nationalmuseums, 159.
Orientalische Elemente in der griechischen Architektur, 94.
*Homer und die mykenisch-kretische Kultur, 1, 9.
Wiederaufnahme der deutschen Ausgrabungen bei Olympia, 232.
*Neuere Ausgrabungsfunde deutscher Forscher in Palästina, 147.
Neue Grabungen auf der Saalburg, 87.
Die römische Messingindustrie in Stolberg, 279
*Denkmäler der Malerei des Altertums, 161.
Ein altrömischer Tuchmacherladen, 32.
Ausgrabungen in Palästina, 32.
Neues von der Saalburg, 47.
Ausgrabungen auf Tenos, 39.

Sprache und Volkskunde.

*Eine neue Entdeckung auf dem Gebiete der hinterindischen und malaio-polynesischen Sprachenkunde, 586.
Der große Pan, 512.
Die armenische Handschrift der Universitätsbibliothek Tübingen, 511.
Ein russischer Sprachatlas, 478.
Die Erklärung des Wortes „Braut", 432
Esperanto und teutonish, 558.
Der Kampf um die Weltsprache, 423.
Aristokrat, Demokrat, Monarchist, 415.
Delegation zur Einführung einer internationalen Hilfssprache, 311.
Zum Namen des Odenwaldes, 135.
*Der Ursprung der Sprache, 97, 107.
*Schallnachahmungen und Lautmetaphern in der Sprache, 313.
Sprachwissenschaftliche Zeitschriften, 175.

Literatur.

Eine kostbare Handschrift, 591.
*Neuere Frauenbelletristik, 596.
*Tragisches Epigonentum, 594.
*Zum Jubiläum eines Dichtungswerkes, 593.
*Bundestag und junges Deutschland, 537.
Einen Fund von außerordentlicher Wichtigkeit für die englische Literaturgeschichte, 528.
*Ehescheidungsmoral (Bourgets Divorce), 513.
*Neue Americana, 27.
*Arnim an Iffland, 105.
*Ueber den Bau der Ballade, [illegible].
*Die alten deutschen Handschriften Bayerns, 246.
*Der französische Prosastil, 329.
*Der Abbé Galiani, 561.
*Paul Gerhard als Liederdichter, 321.
*Zwei neue Briefbände der Weimarer Goethe-Ausgabe, 91.
Goldoni-Jubiläum, 86.
*Carlo Goldoni (Zum 200. Geburtstag), 364.
Eine Prachtausgabe von Goldonis Werken, 391.
Das Corpus der griechisch-römischen Inschriften, 103.
E. Th. A. Hoffmann in Frankreich, 151.
*Jesse und Maria, 227.
Koreff, David, Ferdinand, 41, 51, 60.
*Laube, Dingelstedt und Shakespeare, 249.
*Henry Wadworth Longfellow und seine Stellung in der amerikanischen Literatur, 385.
*Neues von Maeterlinck, 563.
*Mensch und Uebermensch von Bernard Shaw, 316.
*Franz Graf v. Pocci als Dichter und Künstler, 433.
*Die Urform der Psalmen, 81.
*Romantische Ironie, 229.
*Rückständigkeiten, 236.
Der dichterische Nachlaß Ferdinand v. Saars, 32.
*Der wahre Shakespeare, 45.
*Karl Spittelers neues Capriccio, 117.
*Jeanette Strauß-Wohl, die Freundin Börnes, 428.
Reste einer alten Handschrift (Weltchronik) 176.
*Friedrich Th. Vischers Epigramme aus Baden-Baden, 273.
Eine neue Monatsschrift in flämischer Strache, 280.
*Eine Whitman-Biographie, 331.
*Die Whitman-Legende, 499.

*

Oeffentliche Institute und Vereinigungen.

Die 3. Tagung der Vereinigung zur Förderung des Hebammenwesens, 600.
Aerztliche Fortbildungskurse in Wien, 591.
„Wissen und Leben", 591.
*Ein dreiwöchiger Fortbildungskursus für ausländische praktische Aerzte in Köln, 584.
*Deutsches Bibliothekwesen der Gegenwart, 554
Der 8. altphilologische Ferienkurs in Bonn, 559.
Die letzten Neuerwerbungen des Bonner Provinzialmuseums, 575.
Gladstones Bibliothek, 535.
The Royal Society of Medicine, 488.
Ein Museum der technischen Arbeit in Wien, 471.
Ferienkurse für Ausländer in London, 453.
Verbreitung von Volksbildung, 452.
Die wissenschaftliche Gesellschaft in Straßburg, 439
Ein wissenschaftlicher Kursus zum Studium des Alkoholismus, 432.
Königlich Sächsische Kommission für Geschichte, 406.
Neue Volksbibliotheken in Bayern, 375.
Goethe-Gesellschaft, 392.
Bibliothek des Züricher Polytechnikums, 368.
Philologische Gesellschaft in Czernowitz, 319.
Phylogenetisches Museum in Jena, 334.
Die Stadtbibliothek von Weißenburg i. B., 271.
Der Deutsch-Amerikanische Zentralbund von Philadelphia, 280.
Die Nationalbibliothek in Athen, 239.
Die Bibliothek Bilbasow, 71.
Die Berliner Roosevelt-Bibliothek, 254.
Deutsche anthropologische Gesellschaft, 159.
Die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, 120.
Deutsche Orient-Gesellschaft, Berlin, 94.
Vorstand des Deutschen Sprachvereins, 56.
Deutsche Technische Gesellschaft, 32.
Deutscher Verein für Versicherungs-Wissenschaft, 144.
Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung, 215, 311.
Verein für Eisenbahnkunde zu Berlin, 152, 333.
Die deutschen Wohlfahrtsvereine und die Zentralstelle für Volkswohlfahrt, 232.
Verein deutscher Maschinen-Ingenieure, 271.
Fränkisch-Oberpfälzischer Bezirksverein Deutscher Ingenieure in Nürnberg, 158.
Münchener Altertums-Verein, 248.
Architekten-Verein in Berlin, 351.
Münchener Juristische Gesellschaft, 22.
Akademisch-juristischer Verein München, 214.
Kunstwissenschaftliche Gesellschaft München, 143.
Historischer Verein von Oberbayern, 31.
Wiener geographische Gesellschaft, 40.
*Die erste Generalversammlung des Bundes für Mutterschutz, 123.
Nordische Freilichtmuseen und ihre Uebertragung auf deutsche Verhältnisse, 224.
Kaiser Wilhelm-Bibliothek in Posen, 127.
Die Nassauische Landesbibliothek zu Wiesbaden, 40.
Verband der im Koburger L. C. vereinigten Landsmannschaften, 159.

Universitäten und Akademien.

Die finanzielle Lage der englischen Universitäten, 568.
Der Kanzler der Universität von Oxford, 519, 528.
Eine katholische Universität in Tokio, 504.
Für die Jubelfeier der Universität Jena, 453.
Von der Frankfurter Akademie, 392.
Akademie der Wissenschaften zu Turin, 342.
Die Pariser Akademie, 319.
*Die bulgarische Universität, 289.
Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 86, 152, 175, 263, 303. 351, 431, 527, 567.
Akademie der Wissenschaften zu Krakau, 216.
Preise und Stiftungen der Akademie der Wissenschaften zu München, 527.
Akademie der Wissenschaften zu München, 167, 399, 518.
Akademie der Wissenschaften in Wien, 119, 158, 224, 232.
Académie Française, 189.
Die Preisverteilung der Pariser Akademie der Wissenschaften, 86.
Die Ausländer auf den deutschen Universitäten, 63.
Forscher-Professuren, 215.
Gründung einer Universität in Aegypten, 32.
*Deutsche Universität und deutsche Zukunft, 49.
Besuch der deutschen Universitäten im Winterhalbjahr 1906/07, 31.
Die Goldenen Doktor-Diplome an österreichischen Universitäten, 72.

Kongresse und Versammlungen.

11. internationaler Kongreß gegen den Alkoholismus, 224
Internationaler Archäologischer Kongreß 1909, 120.
Der nächste internationale archäologische Kongreß, 512.
Der diesjährige Aerztetag, 463.
Die 21. Versammlung der Anatomischen Gesellschaft, 453.
28. Balneologen-Kongreß, 216.
36. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie, 264.
Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie, 415.

Versammlung der Deutschen otologischen Gesellschaft, 576.
Der zweite deutsche Hilfsschultag, 576.
Kongreß des Verbandes deutscher Elektrotechniker, 400.
Der Esperantisten-Kongreß, 496.
15. Versammlung des Verbandes deutscher Elektrotechniker, 576.
9. Internationaler Geographen-Kongreß, 72.
16. Deutscher Geographen-Tag, 264.
Die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, 535.
10. Deutscher Historikertag, 112.
Internationaler Kongreß für Hygiene und Demographie, 439.
Hauptversammlung deutscher Ingenieure, 400.
Internationaler landwirtschaftlicher Kongreß, 591.
*Zur internationalen Bekämpfung des Mädchenhandels (Pariser Kongreß 1906), 233, 244.
Der 24. Kongreß für Innere Medizin, 40, 496.
Der 16. internationale medizinische Kongreß, 535.
Die Gesellschaft deutscher Nervenärzte, 463.
6. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für orthopädische Chirurgie, 224.
6 internationaler Dermatologen-Kongreß, 216.
49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, 358.
7. internationaler Philologen-Kongreß, 159.
Internationaler Kongreß für Physiologie zu Heidelberg, 382.
Die prähistorische Gesellschaft Frankreichs, 528.
Internationaler Kongreß für Psychiatrie, Neurologie, Psychologie und Irrenpflege, 400.
Internationale Konferenz der Vereine vom Roten Kreuz, 400.
3. Kongreß der Deutschen Röntgen-Gesellschaft, 576.
11. Internationaler Schiffahrts-Kongreß, 32.
8. Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege, 280.
Jahresversammlung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft 1907, 368.
Shakespare-Gesellschaft, 528.
Die diesjährige Generalversammlung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, 576.
6. Internationale Tuberkulose-Konferenz, 416.
1. Kongreß der deutschen Gesellschaft für Urologie, 358.

Stiftungen und Preise.

Paul Julius Möbius-Stiftung, 600.
Die Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde in Köln, 591.
Der Ausschuß für Krebsforschung, 591.
Preisausschreiben für Seismometer, 544.
Für neue technische Versuche, 463.
Ein Legat von 20,000 Kronen, 512.
Neue Preise für Luftschiffahrt, 543.
Eine Robert Koch-Stiftung, 576.
Aus der Adolf Salomonsohn-Stiftung, 512.
Der Tiedemann-Preis, 478.
Für das neurologische Universitätsinstitut in Wien, 463.
Einen Preis von 500 Franken (Universität Freiburg in der Schweiz), 453.
Der Preis aus der Dr. Elsa Neumann-Stiftung, 424.
Die Eduard Rüppel-Medaille, 320.
Stiftung zugunsten studierender Frauen, 218.
Stiftung der Universität in Louisville, 264.
Amerikanische Millionenstiftungen für Universitäten, 254.
Stiftungen für amerikanische Hochschulen, 80.
Preisausschreiben der Zeitschrift für chemische Apparatenkunde, 120.
Eine Bücherstiftung (Chamberlains Kant), 112.
Wilhelm Grempler-Stiftung, 104.
Medizinische Preisaufgabe (Heinrich Lippert), 80.
Bedeutendes Vermächtnis für das Pasteur-Institut, 32.
Preisaufgaben der Rubenow-Stiftung, 95.
Fritz Schaudinn-Gedächtnisstiftung, 72.
Preisaufgaben zum Schinkel-Fest 1908, 63.

Denkmäler und Erinnerungsstätten.

Eichendorf-Denkmal, 453.
Ein Fichte-Denkmal, 328.
Das Finsen-Denkmal, 559.
*Ein Prognostikon der deutschen Hoftheater, 225.
Ein Goethe-Denkmal in Wetzlar, 351.
Erinnerungen an Gobineau, 424.
Die Grabstätte Kants in Königsberg, 528.
Ein Denkmal für August Petermann, 463.
Ein Denkmal für Schwann, 504.

Biographisches.

Agassiz-Gedenkfeier, 400.
Arneth, Franz Ritter v., †, 144.
Ascoli, Gr. J., †, 168.
*Berthold Auerbachs Leichenfeier, 257.
Ein Denkmal für Berthold Auerbach, 272.
Benndorf, Otto, †, 23.
Ernst v. Bergmann †, 574.
Berner, Albert Friedrich, †, 111.
Marcellin Pierre Berthelot, †, 535.
Bezold, Wilhelm v., †, 334.
*Boltzmann, Ludwig. Ein Erinnerungsblatt, 201, 211.
Buhl, Heinrich, †, 254.
Burnouf, L. Emile, †, 127.
Der Nachfolger Brunetières (Fr. Charmes), 112.
Carducci, Giosue, †, 327, 417.
Clerke, Agnes M., †, 176.
Dittenberger, Wilhelm, †, 8.
Ernennungen für die Ehrenlegion, 120.
Euler-Feier, 512.
Forster, Michael, †, 216.
Funk, Franz Xaver v., 382.
Der wissenschaftliche Nachlaß Oscar v. Gebhardts, 144.
Gottschick, Frhr. v., †, 32.
Grempler, Wilhelm, †, 72.
Eine Ehrung Ernst Haeckels, 358.
Das goldene Doktorjubiläum Haeckels, 424.
Geburtstagsehrung für E. Haeckel (phylogenetisches Museum), 334.
Hartel, W. A. v., †, 112.
Adresse zum 90. Geburtstage der Witwe Hebbels, 284.
Henry, Victor, †, 295.
Hilgenfeld, Adolf, †, 95.
Jellinek, Arthur L., †, 519.
*An Wilhelm Jensen zum 15. Februar 1907, 305.
Jeutzer, Alcide †, 239.
Jürgens, Enno, †, 56.
Justi, Ferdinand, †, 334.
Kehrer, Ferdinand (70. Geburtstag), 304.
Kirchhoff, Alfred, †, 285.
*Koreff, David Ferdinand, 41, 51.
Krabler, Paul, †, 351.
Krafft, Guido, †, 368.
Krawutzky, Adam, †, 136.
Ein Denkmal für Lamarck, 32.
Leist, B. W., †, 16.
Das 200jährige Jubiläum Karl v. Linnés, 550.
200. Geburtstag Linnés, 328.
Lyon †, 206.
Mendelejew, D. J., †, 239, 262.
Moissan, Henri, †, 358.
Mor zu Sunegg und Morberg, Viktor v., †, 216.
Möbius, P. J., †, 64.
Julius Naue, †, 512.
Nilles, Nikolaus, †, 224.
Otto, Robert, †, 334.
Paulsen, Adam, †, 95.
Pöschl, Jakob, †, 72.
Quaß, Rudolf, †, 32.
Rajewski, Joh., †, 48.
Reuter-Denkmal in Stavenhagen, 120.
Rooseboom, H. W. Bakhius, †, 328.
Schade, Oskar, †, 8.
*Maximilian Schmidt. Zu seinem 75. Geburtstag. 372.
Schmitthenner, Adolf, †, 239.
Schröder, Richard, †, 351.
*Johann Christian Senckenberg. Zu seinem zweihundertjährigen Geburtstage, 396.
Seuffert, Ernst August, †, 48.
Steinschneider, Moritz, †, 176.
Suchardo, Anton, †, 368.
Ulbricht †, 342.
Vernardakis, N., †, 239.
Westermann, Friedrich, †, 248.
Woltmann, L., †, 328.

—x—

Besprochene Werke.

Adickes, Erich: Kant contra Haeckel, 46.
Altfränkische Chronik in Wort und Bild, 157.
Auer v. Herrenkirchen, Helmuth: Meine Erlebnisse während des Feldzuges gegen die Herero und Witbois, 142.
Baer, A., und Laquer, B.: Die Trunksucht und ihre Abwehr, 238.
Bahr, Hermann: Glossen, 29.
Bahr, Hermann: Grotesken, 566.
Balck, W.: Prinz Friedrich Karl (Erzieher des preußischen Heeres, 9. Band), 510.

Baltzer, Jeanette: Heimatlieder, 596.
Baumgartner, Alex.: Reisebilder aus Schottland, 156.
Beek en Donk, C. de Jong van: Frauen, die den Ruf vernommen, 6.
Bergsträßer, Ludwig: Christian Friedrich Pfeffels politische Tätigkeit in französischem Dienste 1758—1784, 430.
Bertz, Eduard: Der Yankee-Heiland, 499.
Bertz, Eduard: Whitman-Mysterien. Eine Abrechnung mit Johannes Schlaf, 499.
Biblia hebraica (R. Kittel), 164.
Binns, H. B.: A life of Walt Whitman. (Uebersetzt von J. Schlaf), 331.
Bismarck-Jahrbuch für Deutsche Frauen 1907, 157.
Bleibtreu, Karl: Langensalza und der Main-Feldzug, 78.
Boenisch, Georg: Lieder aus dem Osten, 294.
Bourget: Divorce, 513.
Braun, Otto: Schellings geistige Wandlungen in den Jahren 1800—1810, 22.
Bräutigamsbriefe eines österreichischen Militärarztes aus dem Jahre 1866, 78.
Breithaupt, Rudolf M.: Musikalische Zeit- und Streitfragen, 502.
Brinckmann, A. E.: Baumstilisierungen in der mittelalterlichen Malerei, 110.
Brohmer, Rudolf: Wie soll man über Helen Keller denken? 566.
Burckhardt, Rudolf: Biologie und Humanismus, 590.
Büttner, Hermann: Das Büchlein vom vollkommenen Leben. (Eine deutsche Theologie), 574.
Cordes, J. G.: Der Kampf um die Weltanschauung, 511.
Couturat: Eine Sprache oder drei? 423.
Dalton, Hermann: Lebenserinnerungen II, 173.
Darstellungen aus der bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte, 126.
Deussen, Paul, und Strauß, Otto: Vier philosophische Texte des Mahâbhâratam, 451.
Donath, Bernhard: Heimwärts vom fernen Osten, 350.
Drescher, A.: Kosmisches Leben im Werden und Vergehen, 487.
Dülberg, Franz: Frühholländer in Italien, 582.
Dyroff, Adolf: Rosmini, 269.
Ebner-Eschenbach, Marie v.: Die unbesiegbare Macht, 549.
Eisenstein, Rich. Frhr. v. u. z.: Reise nach Panama usw., 28.
Eisler, Rudolf: Leib und Seele, 542.
Erdmann-Jesnitzer: Bekenntnisse eines jungen Mannes, 278.
Ernst, Paul: Der Weg zur Form, 318.
Ernst, Paul: Demetrios. Der Hulla. Das Gold, 534.
Feilberg, Ludwig: Zur Kultur der Seele, 118.
Franz, Adolf: Drei deutsche Minoritenprediger aus dem 13. und 14. Jahrhundert, 111.
Franz, Adolf: Das Rituale von St. Florian aus dem 12. Jahrhundert, 541.
Frey, Adolf: Der Tiermaler Rudolf Koller, 399.
Frobenius, Hermann: Geschichte des preußischen Ingenieur- und Pionierkorps von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Jahre 1886, 487.
Frost, Laura: Ueber den Tag hinaus, 596.
Fulda, Ludwig: Amerikanische Eindrücke, 94.
Galli, F.: Ehe, Mutterrecht, Vaterrecht in kulturgeschichtlicher Entwicklung und in ihrer Bedeutung für die Gegenwart, 381.
Gareis, K.: Die Landgüterordnung Karls des Großen, 209.
Gaupp, Robert: Wege und Ziele psychiatrischer Forschung, 438.
Gjellerup, Karl: Der Pilger Kamanita, 70.
Glückliche Episoden aus den Kämpfen Oesterreichs im Jahre 1866, 78.
Goldscheider: Ueber naturgemäße Therapie, 487.
Sammlung Göschen, 102.
Graevenitz, G. v.: Cattamelata und Colleoni und ihre Beziehungen zur Kunst, 486.
Groß, Major: Die Entwicklung der Motor-Luftschiffahrt im 20. Jahrhundert, 553.
Günther, Rudolf: Aus der verlornen Kirche. Religiöse Lieder und Gedichte für das deutsche Haus, 423.
Haberstumpf, A.: Gesetz betr. das Nachlaßwesen (2. Aufl. von Barthelmeß, R.), 270.
Hagemann, Karl: Dialoge über Kultur und Kunst, 63.
Hancock, H. Irving: Japanische Gymnastik für Knaben und Mädchen, 278.
Hancock und Higashi: Das Kano Jiu-Jitsu, 309.
Handel-Mazzetti, v.: Jesse und Maria, 227.
Hänsch, Br. F.: Das Deutsche Kolonialreich, 238.
Hansemann, D. v.: Ueber die Gehirne von Th. v. Mommsen, R. W. Bunsen und A. v. Menzel, 429.
Harburger, J.: Konkursordnung für das Deutsche Reich, 302.
Harder, Agnes: Rahel Baldbereit, 596.
Hauser, Otto: 1848, 71.
Hauptmann, Karl: Moses, 526.
Hayek, Hermann: Die Unverträglichkeit der Arzneimittel, 543.
Henle, Wilhelm v.: Das Bayerische Gesetz zur Ausführung der Reichs-Zivilprozeßordnung und Konkursordnung, 414.
Hermann, Karl G.: Anleitung zur Heilung von Stimmstörungen, 7.
Hesse-Risch, Marie Luise: Hans von Degenberg, 295.
Hessen-Kunst. Kalender für alte und neue Kunst, 157.
Heydenreich, W.: Das moderne Feldgeschütz, 270.
*Hinneberg, Paul: Die Kultur der Gegenwart, ihre Entwicklung und ihre Ziele, 465.
Hohrath, Klara: Dan und Lizzie. Roman, 596.
Hoppenstedt: Die Schlacht der Zukunft, 83.
Horneffer, Ernst: Nietzsches letztes Schaffen, 285.
Houben, H. H.: Heinrich Laubes ausgewählte Werke, 93.
Howard, Ebenezer: Gartenstädte in Sicht, 230.
Huch, Friedrich: Mao, 39.
Huch, Rudolf: Komödianten des Lebens, 85.
Hügli, Emil: Lebenslust, 374.
Hügli, Emil: Um der Liebe willen, 374
Hügli, Emil: Vergangene Tage, 374
Hyan, Hans: Arme Sünder, 102.
H . . . z, G. v.: Vor 40 Jahren, 78.
Jahrbuch des Verbandes reisender Kaufleute Deutschlands in Leipzig für 1907, 350.
Jansen, Hubert: Rechtschreibung der naturwissenschaftlichen und technischen Fremdwörter, 270.
Inventare des Großherzoglich Badischen General-Landes-Archivs, 510.
Juristisch-psychiatrische Grenzfragen. 4. Band, Heft 7/8; 5. Band, Heft 1 bis 3, 102.
*Kahn, Ernst: Wohnungszustände der minderbemittelten Bevölkerungsschichten in Wiesbaden, 461.
Kaiser, Paul: Paul Gerhardt, 477.
Kalinka, Ernst: Antike Denkmäler in Bulgarien, 62.
Kalkschmidt, Eugen: Großstadtgedanken, 230.
Kants Kritik der reinen Vernunft (Dürrs Philos. Bibl.), 7.
Kants Gesammelte Schriften, 566.
Helen Keller: Die Geschichte meines Lebens, 566.
Keßler, Engelbert: Natur- und Stimmungsbilder vom St. Gebhardsberg, 294.
Kistner, A.: Geschichte der Physik, 367.
Klado, N. L.: Die Kämpfe zur See im russisch-japanischen Kriege, 333.
Klaudius, Joh.: J. Chr. Brandes, ein Angehöriger der deutschen Bühne zur Zeit Lessings, 247.
Kolmer, Gustav: Parlament und Verfassung in Oesterreich, 125.
König, Karl: Die Waldschule in Mülhausen im Ober-Elsaß, 142.
Köster, Albert: Gottfried Keller, 333.
Sammlung Kösel, 199.
Krafft, Else: Kling, Klang, Gloria . . ., 318.
Krausbauer, Theodor: Bilder aus meinem Leben, 166.
Kremnitz, Mite: Die Hilflose, 596.
Kroker, E.: Katharina v. Bora, 259.
Kronfeld, Arthur: Sexualität und ästhetisches Empfinden, 165.
Krumholz, Emil: Die Geschichte des Dampfschiffahrtsbetriebes auf dem Bodensee, 557.
Kürschners Deutscher Literatur-Kalender, 319.
Lagerlöf, Selma: Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgerssohn mit den Wildgänsen, 406.
Lagerlöf, Selma: Legenden und Erzählungen, 198.
Landmann, Rob. v.: Kommentar zur Gewerbeordnung für das Deutsche Reich, 188.
Lange, Friedr. Alb.: Geschichte des Materialismus, 478.
Laßberg, Dietrich v.: Kriegstagebuch, 516.
Lea, Henry Charles: Geschichte der Inquisition im Mittelalter, 261.
Lehmann, Gotthard: Die intellektuelle Anschauung bei Schopenhauer, 495.
Lemke, Hans: Die Reisen des Venezianers Marco Polo im 13. Jahrhundert, 357.
Lewald, Emmi: Der Lebensretter, 157.
Leyen, Friedr. v. d.: Deutsche Universität und deutsche Zukunft, 49.
Lexikon der gesamten Technik und ihrer Hilfswissenschaften, 278.
Liebmann, J.: Kommentar zum Gesetz betr. die Gesellschaften mit beschränkter Haftung, 16.
Lippert, Julius: Bibelstudien eines modernen Laien, 598.
Locke, John: Zwei Abhandlungen über Regierung (Wilmanns, H.), 222.
Loeb, J.: Vorlesungen über die Dynamik der Lebenserscheinungen, 222.
Loeb, J.: Untersuchungen über künstliche Parthenogenese, 222.
Lubarsch, O.: Ueber die sog. Vivisektion, 22.
Luttenbacher, M.: Nervenleiden, ihre Heilung durch psychische und physische Behandlung, 503.
Magnus, Eduard: Goethe als Naturforscher, 341.
Marlow, F. (L. H. Wolfram): Faust, 213.

Mergner, Friedrich: Paulus Gerhardts geistliche Lieder, 477.
Meringer, Rud.: Das deutsche Haus und sein Hausrat, 29
Mesendieck, Beß M.: Körperkultur des Weibes, 278
Meyer, Hans: In den Hochlanden von Ecuador, 73.
Meyer, Hans: Die Brüder Contessa, 270.
Meyers Reisebücher, 303.
Miltau, Fritz: Die Bibliotheken (in „Die Kultur der Gegenwart"), 554.
Michaelis Karin: Der Mönch geht auf die Wiese, 596.
Molee, Elias: nu teutonish, 558.
Molenaar, H.: Grammatik de Universal, 424.
Mönckemöller: Geisteskrankheit und Geistessprüche in Satire, Sprichwort und Humor, 598.
Muckle, Friedrich: Saint-Simon und die ökonomische Geschichtstheorie, 495.
Müller, Johannes: Hemmungen des Lebens, 518.
Müller, Johannes: Vom Leben und Sterben, 518.
Münchhausen, Borries Frhr. v.: Balladen, 33.
Murger, Henri: Die Boheme, 582.
Naumann, Gustav: Otto, der Ausreißer, 374.
Naumann, Gustav: Vom Lärm auf dunklen Gassen, 367.
Nebelong, Edith: Madame Gioconda, 596.
Neuburger, Max: Geschichte der Medizin, 84.
Neumann: Die Reden Gotamo Buddhas, 598.
Niese, Charlotte: Auf Sandberghof, 596.
Nissel, Franz: Agnes von Meran, 183.
Novum Testamentum graeece et latine (Eberh. Nestle, 326.
Novum Testamensum latine (Eberh. Nestle), 326.
Nowicki, R., und Mayer, H.: Flüssige Luft, 503.
Orleans, Duc d': A travers la Banquise du Spitzberg au Cap Philippe, Mai-Aout 1905, 589.
Ostwald, Wilh.: Die internationale Hilfssprache und das Esperanto, 558.
Paris Gaston: Esquisse Historique de la Litérature Francaise au Moyen 486.
Parisius, L., und Krüger, H.: Das Reichsgesetz betr. die Gesellschaften mit beschränkter Haftung, 16.
Pelet-Narbonne, v.: Erzieher des preußischen Heeres, 7. Bd., 11. und 12. Band, 558.
Pfeiffer, Bertold: Die bildende Kunst unter Herzog Karl Eugen von Württemberg, 213.
Pfister, Albert: Kaiser Wilhelm I. und seine Zeit, 38.
Pfister, Albert: Nach Amerika im Dienste Friedrich Schillers, 94.
Piper, V.: Oesterreichische Burgen, 471.
Platons Phaedon (Rudolf Kaßner), 135.
Pöllmann, Ansgar: Rückständigkeiten, 236.
Prado, V. M. de: Rußlands Todesweg, 261.
Primrose, Deb., und Zepler, Marg. N.: Die Schönheit der Frauengestalt, 278.
Des François Rabelais weiland Arzney-Doktors und Pfarrers zu Meudon Gargantua (Hegaur und Owlglaß), 21.
Des François Rabelais Pantagruel (Hegaur und Owlglaß), 21.
Regensberg, Fr.: Langensalza 1866 und das Ende des Königreichs Hannover, 78.
Reicke, Georg: Der eigene Ton, 278.
Reinhardt, Ludwig: Vom Nebelfleck zum Menschen, 438.
Fritz Reuters sämtliche Werke (K. Fr. Müller), 173.
Fritz Reuters sämtliche Werke (K. Th. Gaedertz), 173.
Fritz Reuter-Kalender 1907, 174.
Richer, Paul: Nouvelle Anatomie Artistique du Corps Humain, 399.
Röder, Adam: Reisebilder aus Amerika, 27.
*Rönne, L. v.: Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie (5. Auflage, Ph. Zorn), 116.
Rose, J. H.: Napoleon I., 76.
Rosegger, Peter: Nixnutzig Volk, 30.
Richter von der Rother: Lessing. Vom Laokoon zum Nathan, 521.
Saalburg, Gräfin Edith: Königsglaube, 374.
Saenger, Samuel: Thomas Carlyles Goethe, 326.
Sägmüller, J. B.: Die kirchliche Aufklärung am Hofe des Herzogs Karl Eugen von Württemberg, 85.
Salten, Felix: Herr Wenzel von Rehberg und sein Knecht, 517.
Schäfer, Gustav: Lieder Paul Gerhardts, 477.
Scheller, Eduard: Aulus Cornelius Celsus: Ueber die Arzneiwissenschaft, in 8 Büchern, 589.
Schieber, Anna: Alle guten Geister, 596.
Schillers sämtliche Werke. Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe, 38.
Schmidt, Karl Eduard: Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen, 470.
Schmidt, Max: Aus unserem Kriegsleben in Südwestafrika, 16.
Schmiedeknecht, Otto: Die Wirbeltiere Europas, 119.
Schmidtbonn, Wilhelm: Der Heilsbringer, 230.
Schmitz, Ludwig: Aus dem Feldzuge 1870/71, 502.
Schneider, Karl Camillo: Einführung in die Deszendenztheorie, 151.
Schulte vom Brühl, Walter: Sachsenschädel, 102.
Schultze, Siegmar: Die Entwicklung des Naturgefühls in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts, 309.
Schwartz, v. Oskar: Zehn Monate Kriegskorrespondent beim Heere Kuropatkins, 525.
Schwartzkoppen, v.: Entscheidungen des Reichsmilitärgerichts, betrachtet vom Standpunkt des Frontoffiziers, 238.
Semmig, Berta Jeanne: Silhouetten, 596.
Sexau, Richard: Der Tod im deutschen Drama des 17. und 18. Jahrhunderts, 166.
Shaw, B.: Mensch und Uebermensch, 316.
Siefert, Ernst: Ueber die Geistesstörungen der Strafhaft, 294.
Sieper, Ernst: Longfellows Evangeline, 390.
Sommer, Anna: Heimweh, 135.
Sonnenfels, Falk v.: Wanderlieder, 294.
Sonntag, Arnulf: Virgines, 262.
Speck, Georg: Am Rheinfall, 183.
Speck, Georg: Zwei Menschen, 183.
Speck, Wilh.: Menschen, die den Weg verloren, 6.
Spitteler, Karl: Imago, 117.
Springer, Rudolf: Grundlagen und Entwicklungsziele der österreichisch-ungarischen Monarchie, 65.
Statuen deutscher Kultur. (Herausg. v. W. Vesper), 54.
Stein, Heinrich v.: Zur Kultur der Seele, 111.
Stekel, Wilhelm: Die Ursachen der Nervosität, 452.
Stemplinger, Eduard: Das Fortleben der horazischen Lyrik seit der Renaissance, 414.
Stüber-Gunther, Fritz: C. i., 574.
Taysen, v.: Wanderungen auf dem Jenaer Schlachtfeld, 533.
Tettau, Frhr. v.: Achtzehn Monate mit Rußlands Feldheeren in der Mandschurei, 300.
Tieck, L.: Die Reise ins Blaue hinein, 213.
Toilow: Die österreichische Nordarmee und ihr Führer im Jahre 1866, 77.
Tyrka, O. D.: Saneyoschi im Occident, 302.
Unold, Johannes: Organische und soziale Lebensgesetze, 20.
Utitz, Emil: J. J. Wilh. Heinse und die Aesthetik der deutschen Aufklärung, 237.
Vacano, Max Jos. v., und Matthis, Hans: Bolivien in Wort und Bild, 29.
Villinger, Hermine: Simplicitas, 596.
Voll, Karl: Vergleichende Gemäldestudien, 540.
Voß, W. v.: York (Erzieher des preußischen Heeres, 4. Bd.), 510.
Richard Wagner-Kalender, 157.
Waldmann, E.: Lanzen, Stangen und Fahnen als Hilfsmittel der Komposition in den graphischen Frühwerken des Albrecht Dürer, 111.
Waltz, Heinrich: Die Lage der Orchestermusiker in Deutschland, 145.
Wasmann Erich: Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie, 449.
Weese, Arthur: München (Berühmte Kunststätten Nr. 35), 573.
Weilen, Alex. v.: Theaterkritiken und dramaturgische Aufsätze von Heinrich Laube, 350.
Wengler, A.: Handwörterbuch der Krankenversicherung, 188.
Widmann, S.: Geschichte der Neueren Zeit, 54.
Widmann, S.: Geschichte der Neuesten Zeit, 54.
Wiese, J.: Das Meer, 326.
Wilda, Johannes: Amerika-Wanderungen eines Deutschen, 27
Witthauer, K.: Lehrbuch der Vibrationsmassage, 333.
Wothe, Anny: San Martino, 596.
Wulffen: Kriminalpsychologie und Psychopathologie in Schillers Räubern, 110.
Wulffen: Ibsens Nora vor dem Strafrichter und Psychiater, 110.
Verfassungsurkunde für das Königreich Württemberg (A. Königsberger), 189.
Zabel, Eugen: Russische Kulturbilder, 157.
Zschimmer, Eberhard: Eine Untersuchung über Raum, Zeit und Begriffe vom Standpunkt des Positivismus, 150.

Verfasser.

Albert, Georg 540.
Albert, S. 510.
Alsberg, M. 193.
Arminius, Wilhelm 305.
Artes, Nikolaus 237.
Baas, K. 17.
Bauer, Paul 16, 189, 302.
Benzmann, Hans 385.
Bettelheim, Anton 257, 350, 574.
Bitterauf, Theodor 76.
Bleibtreu, Karl 45.
Bloedau, C. A. v. 21.
Bock, Alfred 278.
Böckel, Fritz 39.
Bomhard, v. 361, 369.
Bormann, Walter 183.
Bösmiller, M. 125, 270, 487, 558.
Brandenburg, Hans 514.
Brausewetter, A. (Arth. Sewett) 185.
Brentano, H. 372.
Brockhauten, C. 65.
Brosch, L. 364.

Brueckner, Alfred 121.
Brunner, H. 577.
Bulle, Heinrich 1, 9.
Burger, Fritz 486.
Crönert, W. 63.
Dacqué, E. 20.
Daffis, Hans 93.
Dahn, Felix 33.
Dernburg, Bernhard 137.
Doehlemann, Karl 540.
Droßbach, Richard 353.
Drygalski, Erich v. 589.
Dub, M. 125.
Dürck, Hermann 169.
Elster, A. 526.
Endres, v. 393, 401.
Engert, Th. 382.
Escherich, K. 119, 151.
Falter, G. 7.
Flamini, Valerio 417.
Frank, Joseph 259.
Franzos, Marie 129.
Freund, Anna 57, 68.
Freye, K. 213, 270.
Fuchs, Karl 471.
Furtwängler, A. 161, 377.
Geiger, Ludwig 91.
Glauning, Otto 554.
Goldschmidt, Ludwig 261.
Götz, Leopold 511.
Götz, Wilhelm 73, 157.
Gradmann, E. 213.
Graßl, 521, 532.
Grueber, E. 353.
Habich, Georg 525.
Harms, Bernhard 145, 154, 162.
Hauck, H. 101, 238.
Hausenstein, Wilhelm 166, 430.
Hauser, Otto 81.
Heilmann, Michael 77.
Heinrich, C. 63.
Helfreich, Friedrich 84, 589.
Helmolt, H. 38, 54, 470.
Henäel, Wilhelm 157, 173, 262.
Herlet 203.
Hermann, R. 27, 261, 350.
Hermelink, H. 85.
Hoechstetter, S. 318, 374.
Hofmiller, J. 316.
Holland, H. 30, 433.
Hommel, Fritz 452, 550.
Houben, Heinrich Hubert 537.
Jirecek, Konstantin 289.
Kampffmeyer, Hans 230.
Kemmerich, Max 506.
Kerschensteiner, Georg 409, 420.
Key, Ellen 129.
Keyserling, H. v. 590.
Kiesl, F. X. 241, 252.
Kilian, Eugen 7, 213.
Kissner, Alfons 593.
Kloje, H. 197.
Koch-Breuberg, Friedrich 500, 516.
Kohler, J. 227.
König, Ed. 147.
Korn, Arthur 337.
Krauß, R. 85, 102, 230, 295, 319, 596.
Krell, Leo 173.
Kuhn, Ernst 586.
Kübel, J. 598.
Küchler, Walter 94, 390.
Küster, Ernst 222.
Kutscher, Arthur 262, 326.
Lamprecht, Karl 25, 34, 43.
Lefffon, August 582.
Lessing, O. E. 331, 499.
Liebers, Max 102, 238, 294, 438, 501 598.
Littmann, Max 545.
Manitius, M. 209.
Marcuse, J. 307.
Mayr, G. v. 233, 244.
Medicus 4, 12.
Mell, Roman Albert 29.
Menzi, Alfred von 38, 70, 135, 451, 574, 598.
Messerschmitt, J. B. 75, 548.
Meyer, Rich. M. 71, 177, 236.
Michel, Hermann 22, 247, 414.
Michel, Wilhelm 229.
Miedel, J. 135.
Minckwitz, M. J. 487.
Möbius, Martin 396.
Morris, Max 341.
Most, Otto 380, 389, 397.
Müller, Edmund 557.
Müller, F. C. 22, 261, 278, 309, 333, 399, 430, 452, 487.
Munzinger, Ludwig 113, 179, 217, 297, 441, 497, 529, 571.
Necker, Moritz 517.
Neidhardt, Robert 265, 275.
Neuburger, Albert 457.
Neumann, Alfred 157, 278, 367.
Nimführ, Raimund 553.
Noack, F. 468, 475.
Oertel, K. 182, 367, 438, 487, 524, 569, 580.
Oppeln-Bronikowski, Friedrich von 41, 51, 60, 563.
Ostheide, Albert 102.
Paul, Hermann 97, 107.
Paungarten, Ferd. Frhr. von 294, 374.
Peez, Alex. v. 29.
Petersen 425, 436.
Pfister, Albert 326, 510, 533.
Piloty, Robert 89, 109.
Platzhoff-Lejeune E. 513.
Preuß, Eduard 6, 135.
Preuß, Georg Friedrich 473, 484, 490.
Reichel, Hans 110.
Rein, W. 49.
Richter, Raoul 111, 222.
Riemann, Robert 526.
Riß, Franz 270, 414.
Roth, E. 543.
Schädel, Ludwig 54.
Schaukal, Richard 594.
Scheurlen, Paul 423, 518.
Schierlinger, F. 481, 489.
Schmidt, Erich 105.
Schmidt, Paul Ferdinand 573.
Schmid, Ulrich 54.
Schmitz, Oskar A. H. 329.
Schmitzer, Joseph 541.
Schott, Siegmund 117, 428, 549.
Schreiber, Adele 123.
Schwartz, O. v. 88, 300, 333.
Schwerin, Frhr. v. 346.
Sepp, Johann 427.
Sewett, Arthur (cf. Brausewetter) 166.
Sieberg, A. 172.
Siebert, Margarete 198, 406, 566.
Sieper, Ernst 45.
Sonntag, Arnulf 309.
Sternfeld, Hugo 39.
Stier-Somlo, Fritz 116.
Stockhammern, Franz v. 132.
Stoiber, Friedr. 283, 291, 301.
Streiter, R. 412.
Strzygowski, Joseph 505.
Sulger-Gebing, Emil 237.
Suto 269.
Sydow, Max 495.
Therese, Prinzessin von Bayern 345.
Ulmer, Fr. 478.
Váhyi, Felix 46, 118, 165.
Voll, K. 111, 582.
Wahl, Eduard 500.
Wassermann, Rudolf 461, 495.
Waßmuth, Anton 201, 211.
Weber, Otto 164.
Weber, P. 83.
Weese, Arthur 399.
Weigand, Wilhelm 561.
Wernle, Paul 321.
Werther, Jul. v. 225.
Westenholz, Frhr. v., 249.
Wirth, A. 302, 357, 525.
Wities, Bernh. 150, 478, 542, 566.
Wities, S. B. 183.
Wölfein, Heinrich 585.
Wundt, Wilhelm 313.
Ziegler, Heinrich Ernst 449.
Ziegler, Theobald 465.
Zieler, Gustav 6, 374.
Zürn, Ralph 16, 142.

Bayerische Druckerei & Verlagsanstalt, G. m. b. H., München.

Jahrgang 1907. München, Mittwoch, 2. Januar. Nummer 1.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die einspaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München.

Inhalt:

Homer und die mykenisch-kretische Kultur. Von Professor Dr. H. Bulle (Erlangen).

Vor hundert Jahren. VII. Von Oberst Medicus (München).

Bücher und Zeitschriften.

Wilhelm Speck: Menschen, die den Weg verloren. — C. de Jong van Beek en Donk: Frauen, die den Ruf vernommen. — Karl G. Hermann: Anleitung zur Heilung von Stimmstörungen. — Theodor Valentiner: Immanuel Kants Kritik der reinen Vernunft.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Homer und die mykenisch-kretische Kultur.

Akademische Antrittsrede, gehalten zu Erlangen am 27. Okt. 1906 von Professor Dr. Heinrich Bulle.

Wer seinen Eintritt in die Fakultät und den akademischen Senat durch eine Vorlesung vor der Gesamtuniversität zu bekunden die Ehre hat, wählt gerne ein Thema, an dem die besonderen Methoden und Ziele seines Wissenschaftszweiges hervortreten. Dem Archäologen bieten sich da zwei Möglichkeiten, denn seine Wissenschaft hat ein doppeltes Gesicht. Dem Fernerstehenden erscheint sie in der Regel als die Beschäftigung mit der antiken Kunst, als alte Kunstgeschichte schlechtweg. Und in der Tat ist es ihre vornehmste und schönste Aufgabe, den Bestand und die Kenntnis der alten Kunst zu mehren, die Kunstwerke im Zusammenhange der Kulturentwicklung zu verstehen, ihren absoluten künstlerischen Gehalt immer wahrer und tiefer zu erfassen. Aus diesem Streben heraus begann der Aufschwung der Archäologie zu Winckelmanns Zeiten. In diesem Streben reicht heute der Historiker antiker Kunst schließlich dem Aesthetiker, dem Kunstphilosophen die Hand. Denn jede nur historische Betrachtung der Kunst bleibt unfruchtbar, wenn man nicht mit Hilfe künstlerischen Nachempfindens die treibenden Kräfte der Entwicklung ahnen lernt und die absoluten künstlerischen Werte zu fühlen befähigt ist. Aus den Gebieten der hohen Kunst ein Thema zu wählen, würde mir besonders nahe liegen, als einem der letzten Schüler Heinrich Brunns, der wie kein Zweiter seit Winckelmann ein vates, ein seherischer Interpret der griechischen Kunst gewesen ist und dessen wissenschaftliches Erbe zu pflegen mir besonders am Herzen liegt.

Aber einmal ist es schwer, über Kunst zu sprechen ohne die Hilfe der Anschauung, des belebenden Bildes. Und weiter liegt mir daran, gerade heute und hier Zeugnis abzulegen auch von jenem zweiten großen Streben der Archäologie, das den festen Boden bereitet, auf welchem alle jene Forschungen höherer künstlerischer Art erst möglich sind. Es ist die rein historische Betrachtung sämtlicher monumentalen Ueberreste des Altertums als kulturhistorischer Zeugnisse, ohne Rücksicht auf ihre künstlerische Bedeutung. Denn die Archäologie ist, in ihrem vollen Umfange definiert, die Wissenschaft von allen Denkmälern, die der Boden uns bewahrt hat. Die Denkmäler aber werden heutzutage nicht mehr betrachtet als Objekte einer äußeren Systematisierung, als Antiquitäten, die man ohne Rücksicht auf Zeit und Ort in gelehrte Rubriken ordnet und bestenfalls zur Illustrierung antiker Schriftsteller verwenden kann, sondern als die Zeugen einer lebendigen Kulturentwicklung, die uns teils eine notwendige selbständige Ergänzung der schriftlichen Ueberlieferung sind, teils die einzigen historischen Quellen für eine schriftlose Vorzeit. Im Wesen dieser Denkmäler aber liegt es, daß sie in der Vereinzelung nichts bedeuten. Qui unum monumentum vidit, nullum vidit, qui milia vidit, unum vidit, sagt ein altes Wort, das bei der Begründung des römischen Archäologischen Instituts entstand. Erst wenn wir lange Reihen von Denkmälern auch unscheinbarer Art, wie Tongefäße, Gewandnadeln u. dgl., durch Jahrhunderte hindurch im Wechsel ihrer Formen verfolgen können, gewinnen diese stummen Zeugen für den Kundigen eine beredte Sprache, lehren uns das Auf- und Absteigen der Kulturentwicklung, den Austausch der Länder und Völker, Blüte und Verfall ganzer Rassen. Daher stammt jene Liebe des Archäologen auch für das Kleine und scheinbar Unbedeutende, die dem Fernerstehenden oft übertrieben erscheinen mag.

Aber jene Treue im Kleinen, die Kärrnerarbeit, deren doch überhaupt keine Wissenschaft entbehren kann, wird früher oder später belohnt, wenn wieder einmal von einem umfassenden Kopfe die tausendfältigen Einzelheiten zusammengefaßt werden können zu ungeahnten Verknüpfungen, zu großen historischen Gesamtbildern. Aber auch jeder einzelne Arbeiter kann und muß seinen Blick stets aufs Ganze gerichtet halten und wird die Arbeit seines beschränkten Gebietes in einen größeren Zusammenhang einzugliedern wissen. Die erste Leistung der neueren Zeit, die uns vorbildlich geworden ist für die Bearbeitung eines antiken Denkmälerkomplexes als eines zusammenhängenden Ganzen, ist die deutsche Ausgrabung von Olympia (1875 bis 1881), wo auch die geringsten Zeugnisse aus allen Epochen zu Bausteinen geworden sind für den Aufbau eines geschichtlichen Gesamtbildes. Die neueste, von souveräner Beherrschung der Methode zeugende Arbeit dieser Art ist die Erforschung des Aphaia-Heiligtums auf Aegina durch Furtwängler, Fiechter und Thiersch.[1])

[1]) Worüber an dieser Stelle in den Nummern 256 bis 258 des Jahrgangs 1906 berichtet worden ist.

Die Ausgrabungen des letzten Menschenalters haben aber für den klassischen Archäologen noch ein Weiteres mit sich gebracht, eine Erweiterung des Gesichtskreises über die Epochen der klassischen Blüte hinaus. Denn wo immer die Hacke den antiken Boden aufreißt, da bringt sie uns auch Funde aus Zeiten, die weit vor jenen liegen, von denen uns das historische Gedächtnis der Griechen schriftliche Kunde überliefert hat. Die Bodendenkmäler enthüllen uns jetzt eine griechische und italische Früh- und Vorgeschichte, die, schon an sich von hoher Bedeutung, auch für die tiefere Erkenntnis der klassischen Zeit ganz ungeahnte Aufschlüsse bringt und immer mehr bringen wird. Jene Vorzeiten hängen dann wieder eng zusammen mit den prähistorischen Kulturen diesseits der Alpen, so daß die klassische Archäologie jetzt in lebhaftestem Austausch und fruchtbarem Zusammenarbeiten mit den Archäologen der nördlichen Länder steht.

Ich möchte mir erlauben, an einem der größten Probleme der griechischen Kultur den Gang und die Resultate archäologischen Arbeitens in einem Ueberblicke zu zeigen, an Homer. Es war kein zünftiger Archäologe, der dieses Problem zuerst von der archäologischen Seite in Angriff genommen hat, sondern ein Mann, in dem Schwärmerei mit praktischem Blick ganz eigentümlich vereinigt waren, Heinrich Schliemann. „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen." Schon als Knabe und armer Handlungslehrling hatte Schliemann davon geträumt, das Troja Homers wieder aufzudecken, und als er sich mit Glück und mit der Zähigkeit des Niederdeutschen ein Vermögen erworben hatte, da stand er wirklich, mit dem Homer in der Hand, an der Stätte seiner Sehnsucht und sah eine uralte Stadt zum Tageslichte kommen, in der er alles wiederfand, was er suchte, das skäische Tor, den Palast und den Goldschatz des Priamos, den Doppelbecher des Nestor. Und weiter in Mykene und Tiryns fand er ähnliche Paläste, in Mykene vor allem auch die goldreichen Gräber des Agamemnon und der Seinigen. Die Wissenschaft freilich hat diese naive Behandlung mythischer Könige als historischer Personen nicht annehmen können. Aber Schliemann hat der Wissenschaft darum nicht weniger geschenkt, sondern weit mehr, als er selbst geahnt hat: er hat ihr ein ganzes Jahrtausend griechischer Frühgeschichte, die Epoche einer von niemand geahnten höchsten Kulturblüte im Aegäischen Meer neu erschlossen. Und dadurch, daß uns jetzt die Jahrhunderte vor der letzten Ausgestaltung der homerischen Sagenstoffe immer klarer werden, hat Schliemann schließlich doch auch dieses sein Lieblingsproblem zu größerer Klarheit gebracht.

Die Griechen beginnen ihre Geschichte mit dem troischen Krieg und mit der dorischen Wanderung, einer Völkerbewegung, die um das Jahre 1000 v. Chr. einen gewaltigen Strom frischer Menschenkräfte nach Mittelgriechenland und dem Peloponnes führte, und unter deren Druck ein großer Teil der alteingesessenen Stämme, Achäer, Aeoler, Jonier, sich in den folgenden Jahrhunderten auf die Inseln des Aegäischen Meeres, an die Küste Kleinasiens und bis an die Peripherie des orbis antiqus verbreiteten. Um diese Zeit wird Olympia gegründet, das durch den ganzen Lauf seiner Geschichte die Eigenart des so eminent männlichen dorischen Lebensideals bewahrt hat. Die ältesten Fundschichten von Olympia zeigen, daß diese Einwanderer eine nur geringe und bäurische Kultur besaßen. Sie brachten ihren Göttern primitive bronzene Weihgeschenke dar, gehämmerte oder gegossene Pferdchen, Bilder von Kriegern und Wagen, große Dreifüße u. ä.; Ton- und Bronzegerät verzierten sie mit den allereinfachsten Mustern, aus Kreisen und Linien zusammengesetzt, die man als das geometrische Dekorationssystem bezeichnet. Auf den attischen Gefäßen der gleichen Epoche, den sogenannten Dipylonvasen, finden sich zahlreiche menschliche Figuren im kindlichsten Silhouettenstil.

Ganz anders war die Kultur, die Schliemann in Mykene fand und die nach und nach an der ganzen Ostküste Griechenlands, von Sparta über die Argolis bis Thessalien hinauf, nachgewiesen wurde, dann auf den Inseln, vereinzelt nach Westen hin bis Sizilien. Nach ihrem ersten Fundort bezeichnet man sie konventionell als die mykenische. In Tiryns stehen noch die Grundmauern eines Palastes mit zahlreichen Gemächern und verbindenden Korridoren, mit Hallen, Höfen und mehrfachen Eingangstoren. In Mykene finden sich die Reste eines ähnlichen Palastes, ferner vor allem die sechs reichen Gräber von Königen, die in goldbenähten Gewändern, mit reichsten Beigaben von Gold- und Silbergerät, eingelegten Waffen, Siegelringen, Glas und schön verzierten Tongefäßen beigesetzt waren. Ebendort und an mehreren anderen Orten gibt es eine jüngere Reihe von Gräbern, die sogenannten Kuppelgräber, große unterirdische Gemächer, mit bienenkorbförmigen Wölbungen aus geglätteten Quadern in einer Höhe bis zu 15 Meter, die der klassischen Zeit zum Teil bekannt waren und als die Schatzhäuser der mythischen Könige aufgefaßt wurden. Wenn so die Architektur dieser Frühzeit durch ihre monumentalen Leistungen, zu denen auch das altbekannte Löwentor von Mykene gehört, die höchste Achtung einflößte, so stieg das Erstaunen, als man die ungeahnte Höhe der Kleinkunst dieser Epoche kennen lernte. Technisch stehen vielleicht die getriebenen Gold- und Silberbecher mit Darstellungen von Schlachten und von wilden und zahmen Stieren, ferner die eingelegten Dolchklingen mit einer Löwenjagd und mit entzückenden Pflanzenbildern am höchsten. Aber auch die Tongefäße haben eine so eigene Eleganz der Formen, eine Feinheit des Tones und Härte des Firnisses, daß sie den Vasen der klassischen Epoche kaum nachstehen. Künstlerisch aber zeigen diese mykenischen Dinge eine so geniale, lebendige Auffassung der Naturformen, eine so frische Kühnheit in der Wiedergabe, daß sie uns über manche Schwächen und Ungenauigkeiten der Darstellung hinwegtäuschen und viel weniger altertümlich wirken als die Erzeugnisse der frühen griechischen Kunst.

Daß diese hohe Kultur nicht in der Argolis entstanden sein konnte, trotzdem dort die reichsten Fundplätze waren, wurde sehr bald erkannt. Zweierlei Beobachtungen waren maßgebend. Die Tongefäße, die für den Archäologen stets den sichersten Leitfaden bei der Aufspürung von Kulturzusammenhängen bilden, erwiesen sich, wo immer sie im mykenischen Kulturkreis zutage kamen, von vollkommen gleicher Machart und Ornamentik; eine mykenische Bügelkanne aus Sizilien, Thessalien oder Rhodos unterscheidet sich in nichts von einer aus Mykene, während in der klassischen Zeit eine jede Landschaft ihre deutlich ausgeprägte lokale Keramik besitzt. Aus der Ornamentik der mykenischen Vasen konnte man schließen, daß an dem Fabrikationszentrum, von dem aus sie alle exportiert sein müssen, die Bewohner im engsten Zusammenhange mit dem Meere standen. Denn ihre liebsten Dekorationsmotive sind Dinge der See, Muscheln, Polypen, Fische, die Blätter von Algen und ähnliches. Zweitens lehrte ein Ueberblick der Fundplätze auf dem festländischen Griechenland, daß diese Kultur an der ganzen Ostküste gleichmäßig von der See her eingedrungen war, denn nirgends lagen diese Orte mehr als etwa einen Tagemarsch von der Küste entfernt. So richteten sich also die Blicke der Forscher nach dem Osten und wie es zu gehen pflegt, suchte man das Gute zunächst in weiter Ferne. Aegypten, Phönizien, Kilikien wurden nacheinander als Heimat der mykenischen Kunst vorgeschlagen, aber alsbald wieder verworfen. Wir dürfen es mit Ge-

nugtuung über die Sicherheit der archäologischen Forschungsmethoden feststellen, daß das Richtige gefunden ward, ehe die tatsächlichen Bestätigungen kamen. Schon in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts waren alle denkbaren Lösungen der Frage so weit durchgearbeitet und eingekreist, daß man allgemein die Insel Kreta als das lebenspendende Zentrum dieser Epoche bezeichnete.

Was für den Naturforscher das Experiment ist, das ist für den Archäologen die Ausgrabung. Wie jener auf bestimmte Möglichkeiten hin eine Frage an die Natur richtet, so gräbt dieser nicht mehr als Schatzgräber nach gleißenden Dingen, sondern er erwartet aus dem erhaltenden Schoße der Mutter Erde die Antwort auf klar formulierte wissenschaftliche Fragen. An den Boden der Insel Kreta, dem Schliemann vergeblich seine Geheimnisse zu entreißen gewünscht hatte, konnten diese Fragen erst gestellt werden, als nach dem türkisch-griechischen Kriege des Jahres 1897 die Insel politisch beruhigt und unter eigene Verwaltung gekommen war. Einem englischen und einem italienischen Forscher, Arthur Evans und Federigo Halbherr, mit ihren Gehilfen war es beschieden, in einer Reihe von unerhört glücklichen Ausgrabungskampagnen uns Kunde zu geben von einer altkretischen Kultur des 2. Jahrtausends v. Chr., von der sich auch die kühnste Phantasie nichts hätte träumen lassen. Knosos, der Sitz des Königs Minos, in der Mitte der Nordküste der Insel gelegen, und Phaistos, ungefähr an dem entsprechenden Punkte der Südküste, sind die Orte, an denen sich die bedeutendsten Reste dieser Periode befinden, riesige Paläste, die diesen Namen wirklich verdienen.

Der Palast von Knosos erinnert nicht nur durch seine Ausdehnung, sondern auch durch die Lage an einem Berghang etwa an den Vatikanischen Palast in Rom. Die mykenischen Herrscherhäuser des Festlandes erscheinen daneben ärmlich; aber sie unterscheiden sich auch durch prinzipielle Punkte von den kretischen. Der Palast von Tiryns, der besterhaltene, hat als Kern einen großen viereckigen Saal, dessen Dach von vier Innenstützen getragen wurde. Vor diesem Saal liegt eine Vorhalle, gebildet durch zwei vorspringende Mauerstücke und zwei Säulen zwischen den Stirnseiten dieser Mauern. Es ist der einfachste Typus des griechischen Hauses, den wir mit dem homerischen Ausdrucke Megaron bezeichnen, und der der Ausgangspunkt für die ganze spätere Architekturentwicklung, für den griechischen Tempel so gut wie für den Profanbau ist. In dem Bestreben nun, dieses primitive Einfamilienhaus für die Bedürfnisse eines Gaukönigs zu erweitern, hat man nicht etwa weitere Gemächer an das Hauptmegaron angeschlossen, sondern hat ebensolche Megara mehrmals selbständig nebeneinander gelegt, indem man zwischen ihnen Korridore freiließ, an die sich hinten kleinere Zimmer für die Dienerschaft, ein Badekabinett und dergleichen anschlossen. Die geforderte Mehrräumigkeit wurde hier also durch eine naive Vervielfachung des eingeschossigen Urhauses erreicht. Charakteristisch ist, daß den Mittelpunkt des Megarons stets der große Herd bildet.

Ganz andere, großzügigere Baugedanken herrschen in den kretischen Palästen. Um einen gewaltigen rechteckigen Hof liegen an allen vier Seiten lange Fluchten von Gemächern, die auf gemeinsame Hauptachsen angeordnet und von gemeinschaftlichen Korridoren aus zugänglich sind. Von dem westlichen Teile des knosischen Palastes ist nur das Untergeschoß erhalten, ein langer Mittelkorridor, von welchem rechts und links langgestreckte schmale Vorratsräume abgehen. Ueber diesen lagen im ersten Stock mehrere große Säle nebeneinander, deren Disposition aus der wechselnden Dicke der Grundmauern zu erkennen ist. Noch interessanter ist der gegenüber am Abfall des Hügels liegende östliche Teil, der noch in drei Stockwerken mitsamt seinem komplizierten Treppenhause erhalten ist und der einen sehr eigentümlichen Typus von Gemächern aufweist, die man als Pfeilersäle zu bezeichnen pflegt. In diesen Sälen ist an zwei oder auch drei Seiten die Wand aufgelöst in mehrere schmale Steinpfeiler, deren Zwischenräume durch Holztüren geschlossen waren. Außen vor diesen Pfeilerwänden liegen säulengetragene Vorhallen, die sich nach der Talseite zu ins Freie öffnen, nach der Bergseite hin aber auf große Lichtschachte, welche durch die oberen Stockwerke hindurch emporführen. Die Absicht kann nur gewesen sein, Gemächer zu schaffen, die der direkten Sonnenbestrahlung völlig entrückt waren, aber einen ständigen erfrischenden Durchzug der Luft ermöglichten. Im Gegensatze also zum Festland baut man auf Kreta Häuser nicht gegen die Kälte, sondern gegen die Hitze, was für die Frage nach der Volkszugehörigkeit ein wichtiger Fingerzeig ist.

Erweckt schon das Raffinement in der Anlage der Wohnungen Erstaunen, so steigen unsere Vorstellungen von dieser schon fast überreifen Kultur, wenn wir uns das Leben in diesen Palästen vergegenwärtigen, so wie es an deren Wänden gemalt war. Denn die Stuckwände trugen reichsten Freskenschmuck, von dem mannigfache Reste gerettet sind; zahlreiche Darstellungen der Kleinkunst vervollständigen das Bild. Da sehen wir zunächst religiöse Zeremonien, Opferprozessionen und dergleichen. Weiter einen tempelartigen Bau, um den eine Menge sitzender Frauen und hinter ihnen stehende Männer versammelt sind. Ein Gegenstück dazu ist eine Versammlung von Herren und Damen im Freien, um drei große Bäume gruppiert, ein ganz eigenartiges Bild, von dem noch nicht sicher entschieden ist, ob es sich etwa um eine Verehrung heiliger Bäume oder um ein höchst weltliches Gartenfest handelt. Das letztere ist aber das Wahrscheinlichere, denn wir haben auch sonst reichliche Anzeichen, daß es an diesen Fürstenhöfen ein hochentwickeltes gesellschaftliches Leben gegeben hat. Sowohl in Phaistos wie in Knosos gibt es Anlagen, die man als die frühesten Theater bezeichnen darf. Große dreieckige Plätze wurden an einer oder zwei Seiten von breiten, flachen Freitreppen begrenzt, die oben stumpf gegen eine Wand oder ins Freie hinaus führen. Für diesen merkwürdigen Umstand ist keine andere Erklärung möglich, als daß sie als Schautreppen gedient haben, auf denen sich Zuschauer aufstellten, um die Vorführungen auf dem Hofe zu betrachten. Auch was hier vorgeführt wurde, lehren die Denkmäler. Nicht bloß harmlose Tänze, die natürlich auch vorauszusetzen sind, sondern höchst gefährliche Sportkünste am lebenden Stier. Der Stier ist das Lieblingstier der Epoche. Von den bekannten reliefgetriebenen Goldbechern aus dem Kuppelgrabe von Vaphio bei Sparta zeigt der eine Becher, wie die wilden Stiere ins Netz getrieben werden, wobei ein ausbrechendes Tier zwei Männer auf seinen Hörnern in die Luft schleudert; der zweite Becher läßt uns gezähmte, friedlich weidende Stiere sehen. Aus diesem gefährlichen Treiben der Hirten hatte sich ein ritterlicher Sport entwickelt, den uns neben vielen anderen Bildwerken ein Wandgemälde aus Knosos mit halb lebensgroßen Figuren am ausführlichsten schildert. Ungewöhnlicherweise werden hier die Künste nicht nur von Jünglingen, sondern auch von Mädchen geübt, die den kurzen Männerschurz tragen. Ein Stier sprengt in rasendem Galopp daher; ein Mädchen steht ihm gegenüber und hat ihn buchstäblich bei den Hörnern gepackt, um sich von ihm, über seinen Rücken weg, in die Luft schleudern zu lassen; ein Jüngling führt diesen tollen Salto gerade aus und überschlägt sich über dem Rücken des Stieres in der Luft; ein weiteres Mädchen ist hinter dem Stier bereits glücklich zur Erde gelangt. Man sieht, daß an raffiniertem

Nervenkitzel diese altkretischen Spiele den spanischen Stiergefechten keineswegs nachstanden.

Auch in der Tracht haben wir Anzeichen von Ueberkultur. Die Männer allerdings gehen in naiver Nacktheit nur mit einem Lendenschurz, auch dies übrigens ein Anzeichen, daß wir es mit einem ausgesprochenen Südvolk zu tun haben. Die Frauengewandung dagegen kann man am ehesten mit der modernen Hoftracht vergleichen: weite, bunte Röcke mit Volants besetzt; oben ein miederartiges Gewandstück, das die Taille bis auf das äußerste Maß zusammenschnürt; darüber eine Jacke mit kurzen Aermeln, welche die Büste vollständig frei läßt. Noch ein anderer, wenn auch kleiner Zug mag als bezeichnend für diese Sybariten angeführt werden. An einem thronartigen Alabasterstuhl und ebenso an einem niedrigen Steinschemel im Frauengemach ist die Sitzfläche so ausgehöhlt, daß sie sich den Körperformen vollständig anschmiegt und man nicht auf Stein, sondern auf Polstern zu sitzen meint. Dazu kommt ein exquisiter Geschmack in allem Geräte des täglichen Lebens. Namentlich werden gerne Pflanzen- und Blumenmotive zur Verzierung verwendet, die bei aller Vereinfachung so naturalistisch und mit so feinem Sinne für die rhythmische Raumverteilung wiedergegeben werden, daß man sie nur mit der japanischen Kunst vergleichen kann. Wir sehen also im zweiten Jahrtausend v. Chr. auf Kreta ein Raffinement der persönlichen Lebensführung, eine Hochkultur, der gegenüber die griechische Blütezeit schlicht und einfach erscheint. Wenn man diese Denkmäler sieht, so verwundert es kaum mehr, daß dieses hochbegabte und kultivierte Volk auch bereits eine Schrift besaß, die uns auf Siegelsteinen und namentlich auf zahlreichen Tontäfelchen erhalten ist, welch letztere allerdings leider wohl nur Inventare der königlichen Schatzkammern enthalten. Ihre Entzifferung harrt noch eines Grotefend.

In dieser altkretischen Kultur, die Evans mit einem nicht ganz glücklichen Namen nach dem Sagenkönige Minos als die „minoische" bezeichnet, lassen sich zwei Hauptperioden unterscheiden. Die jüngere von ihnen ist diejenige, die den Hauptbestandteil der mykenischen Funde des Festlandes geliefert hat und deren Leitkeramik die mit braunem Firnis bemalten, mit Seegetier geschmückten „mykenischen" Vasen sind. Die ältere Periode hat eine andere und noch feinere Tonware, die man nach ihrem ersten Fundorte, einer Felsgrotte Kamares, an den Südabhängen des Ida, als die „Kamares-Waare" und danach den ganzen Kulturabschnitt als die Kamares-Periode bezeichnet. Diese älteren Vasen sind mit stumpfen Deckfarben bemalt, die ihnen ein völlig buntes Aussehen geben. Der Grund ist meist schwarz, seltener hellgelb, und darauf sind mit Rot, Weiß, Braun und Gelb meist pflanzliche Dekorationsmotive von großer Schönheit aufgemalt. An Feinheit der Töpfertechnik — manche kleine Becher sind so dünn wie Eierschalen —, an Reichtum der Erscheinung und Frische der Dekorationszeichnung übertreffen diese Vasen bei weitem die „mykenischen" Gefäße, wie auch sonst diese ältere Periode als die eigentliche Blütezeit zu betrachten ist, wogegen die Zeit der erhaltenen Paläste und der Wandgemälde schon als ein künstlerisches Absteigen erscheint. Freilich ist uns diese Kamares-Zeit nicht entfernt so gut bekannt wie die jüngere Epoche. Auch sie hat bereits große Paläste gehabt, deren Grundmauern in und unter den späteren Palästen liegen. In die Kamares-Zeit gehören auch die feinen Fayencefigürchen, die unter dem Namen der Schlangengöttin bekannt geworden sind und in der Tat wohl Gottheiten — eine große Herrin der Tiere, wie die spätere griechische Artemis — darstellen, obwohl kürzlich nachzuweisen versucht wurde, daß es Gauklerinnen mit gezähmten Schlangen seien.

Für die Zeitbestimmung dieser Funde kommt eine unschätzbare Hilfe von Aegypten, da Kreta während des ganzen zweiten Jahrtausends mit ihm in lebhaftem Austausch gestanden hat, wobei Kreta fast in höherem Maße der gebende Teil war. Durch Parallelfunde hüben und drüben wird es möglich, festzustellen, daß die Kamares-Periode rund in die erste Hälfte des zweiten Jahrtausends, die jüngere mykenische Epoche in die Zeit von etwa 1500 bis 1200 fällt. Für die Kamares-Zeit genügt es anzuführen, daß Vasen dieser Epoche in Aegypten zusammen mit Fundstücken aus der XII. Dynastie zutage kamen (in Kahun). In der jüngermykenischen Periode waren die Beziehungen noch enger, denn jetzt erscheinen die Kreter sogar in eigener Person auf den Wandgemälden aus der Zeit der 18. Dynastie unter dem Könige Thutmes III. (um 1500 v. Chr.). Da sehen wir Reihen von Männern mit dem mykenischen Lendenschurz und der typischen Stirnlocke, welche — sei es als Kaufleute, sei es als Abgesandte ihres Fürsten — die mannigfaltigsten Gefäße darbringen, deren Formen genau den erhaltenen mykenischen Gold- und Steingefäßen entsprechen. Diese Männer werden in den Inschriften Kefto oder Keftiu genannt. In den ägyptischen Gräbern derselben Zeit findet sich dann auch die gewöhnliche mykenische Tonvase und umgekehrt in jüngermykenischen Gräbern ägyptische Scarabäen und Fayencen. Unter 1200 v. Chr. jedoch gehen diese wechselseitigen Funde kaum herab, einmal wohl, weil jetzt für Aegypten ein Jahrhundert großer Unruhen beginnt, in welchem es durch gefährliche Angriffe seefahrender Stämme bedroht wird, die in den ägyptischen Inschriften als die „Völker von der See" oder die „Völker vom äußersten Rande des Meeres" bezeichnet werden. Vor allem aber beginnt jetzt der Glanz der mykenischen Kultur zu erblassen, was uns am deutlichsten wieder die Keramik lehrt, in der alle früher so lebendigen Ornamente allmählich zu geometrischer Einförmigkeit erstarren. Die mykenische Kultur ist an sich selbst gestorben, und als um das Jahr 1000 v. Chr. die große neue Völkerbewegung im griechischen Festlande einsetzte, da fanden die Dorer und die Stämme, die vor ihnen flohen, überall freies Feld.

(Schluß folgt.)

Vor hundert Jahren.

Bayerische Kriegserinnerungen von Oberst Medicus.

VII.*)

1807.

Mit Beginn des neuen Jahres fanden die Operationen an der Weichsel ein vorläufiges Ende; die Russen waren nach den Kämpfen bei Pultusk wieder zurückgegangen, ebenso die Preußen. Napoleon aber hatte die Verfolgung an der Omulew eingestellt und seine Truppen in die Quartiere verlegt[1]) (vgl. VI.). Bis Ende Januar fanden keinerlei ernstliche Unternehmungen statt. Nunmehr aber drangen die Russen und Preußen in Ostpreußen vor und trieben das vereinzelte Korps Bernadotte zurück.[2]) Napoleon ergriff sofort wieder die Offensive und hatte

*) S. Nr. 8, 44, 89, 90, 189 und 273 der Beilage des Jahres 1906.

[1]) Die Russen waren auf Bialystok und Grodno, die Preußen auf Angerburg (südlich Gumbinnen) zurückgegangen. Die französische Armee lagerte am unteren Narew (Pultusk Plomsk) und bei Warschau; Korps Bernadotte bei Osterode hinter der Passarge.

[2]) Die Russen (Bennigsen 13,000 Mann) gingen über Bischoffheim, Hellsberg, Mehrungen auf Osterode vor, nördlich

schon in wenigen Tagen seine Hauptkräfte südlich der Masurischen Seen versammelt, während zwei Korps die untere Weichsel und ein Korps am Narew die rechte Flanke deckten.[3]) Die vorausgesandte Kavallerie (dabei die Brigade Watier) stieß am 2. Februar bei Allenstein auf die russische Vorhut, wobei unsere Chevaulegers erfolgreich eingriffen, und anderen Tages auf die russische Hauptstellung bei Jankendorf (Jankow), aus der jedoch Bennigsen seine Truppen sofort zurücknahm. Murat folgte mit der Kavallerie und hatte noch mehrmals Scharmützel mit der russischen Nachhut zu bestehen (so bei Schlitt, 4. Februar[4]).

Beim weiteren Vormarsch wurde nun die Brigade Watier dem linken Flügelkorps Ney zugeteilt, welches die noch zurückgebliebenen Preußen an der Passarge von den Russen abdrängen sollte.[5]) Es gelang aber dem Führer, sich auf dem Schlachtfelde von Preußisch-Eylau wieder mit den Russen zu vereinigen, während das Korps Ney nicht mehr zum Eingreifen kam. Nach dieser blutigen, aber unentschiedenen Schlacht (8. Februar) gingen die Russen abermals auf Königsberg zurück; aber auch Napoleon geboten die Erschöpfung der Truppen und Mangel an Verpflegung wie die Witterungs- und Wegeverhältnisse wiederum Halt und veranlaßten ihn, die Truppen in die Quartiere zu bringen. Verschiedene Versuche der Verbündeten, neuerdings vorzugehen,[6]) führten nun noch zu einer Reihe kleiner Kämpfe, bei denen unser Chevaulegers-Regiment noch bis zuletzt tätig war.

Nach der Schlacht bei Preußisch-Eylau wieder bei der verfolgenden Kavallerie eingeteilt, stand das Regiment zunächst beobachtend am Frisching,[7]) wobei die überaus tätige Reiterei des Gegners zu fast ständiger Bereitschaft zwang. Als dann am 16. Februar die rückwärtige Bewegung in die Quartiere begann, folgten die Verbündeten den Franzosen auf dem Fuße. Die Brigade Watier war hierbei wieder dem Korps Ney zugeteilt, welches seinen am weitesten vorgeschobenen Posten bei Gutstadt am 26. Februar vor den Russen räumen, dann aber auf Befehl Napoleons wieder nehmen mußte. Lange noch hatten hier die Chevaulegers einen sehr anstrengenden Vorpostendienst, bis dann endlich am 24. März das abermals völlig erschöpfte Regiment in die Quartiere bei Elbing rücken durfte.[8])

Die Armee hatte nunmehr eine Defensivstellung hinter der Passarge und am Narew eingenommen, um die Belagerung von Danzig zu decken, und damit trat nun hier eine längere Ruhepause ein, während deren unsere noch in Schlesien stehenden Truppen nahezu ununterbrochen tätig waren. Auf diesem Nebenkriegsschauplatz hatte der Krieg überhaupt einen anderen Charakter angenommen. Konnte man sich früher auf die Belagerung der Festungen beschränken, so war nun auch das Auftreten stärkerer Kräfte im freien Felde zurückzuweisen. Dabei hatten aber unsere Truppen eine kriegerische Tätigkeit zu entfalten, welche weniger in großen Taten nach außen hervortrat, aber um so höhere Anforderungen in fast ständigem Marsch- und Sicherungsdienst an die Ausdauer des Einzelnen, zumal im Winter, stellte. Auch waren die Kräfte vor den Festungen wie im freien Felde für die Aufgabe gleich unzureichend.

Nach einer früheren Weisung sollte Prinz Jerome nach dem Fall von Breslau ebenda eine Reserve von 5000 bis 6000 Mann stehen lassen, mit den übrigen Truppen aber die Festungen Brieg, Schweidnitz und Kosel nehmen. Mangel an Kräften hatte den Prinzen gezwungen, sich zunächst auf zwei Festungen zu beschränken, von denen Schweidnitz den Württembergern, Brieg aber der Division Deroy zufiel. Diese Division, welche, wie früher erwähnt (vgl. VI.), sofort nach der Einnahme von Breslau nach Brieg gezogen war, mußte nun ebenso von da sofort nach Kosel rücken; bei ihr trat also überhaupt keine Pause in den Unternehmungen ein. Aber auch die Division Wrede sollte in Breslau nicht lange ruhig bleiben, denn der Gegner hatte bald 10,000 Mann an der oberen Neiße (bei Wartha 2c.) versammelt und bedrohte von hier die Belagerungen von Schweidnitz und Kosel.[9])

Es wurde daher zunächst die Kavallerie-Brigade Lefebvre bei Strehlen zur Beobachtung bereitgestellt, zu der dann das eben eingetroffene 6. Infanterie-Regiment stieß.[10]) Als dann der Kommandant von Schweidnitz Unterhandlungen einleitete und weitere Kräfte verfügbar waren, beschloß Prinz Jerome, den Gegner aufzusuchen, um einen Entsatz im letzten Augenblick zu verhindern. Durch das 14. Infanterie-Regiment und württembergische Truppen verstärkt,[11]) rückten der General Lefebvre nach Kamenz (die Württemberger nach Silberberg) und von da am 8. Februar nach Wartha, von wo die Preußen verdrängt und bis unter die Kanonen von Glatz verfolgt wurden (1. Drag.-Reg.). Fern von der Hauptarmee hatten hier die Bayern am Tage der Schlacht von Preußisch-Eylau einen entschiedenen Erfolg errungen.

Auch ein weiterer Versuch des Gegners, durch das Gebirge vorzudringen, wurde zunächst von den Württembergern abgewiesen, während eine bayerische Abteilung (6. Inf.-Reg., 4. l. Bat., ¾ 3. Chevaulegers-Regts.) unter Lefebvre in einem beschwerlichen Marsche durch das tief verschneite Gebirge den Preußen folgte und sie in dem Treffen bei Königswalde (15. Februar) zum größten Teile über die österreichische Grenze trieb.

Die Festung Schweidnitz mußte sich nun ergeben und die Württemberger rückten vor Neiße. Ganz Schlesien mit Ausnahme weniger Festungen schien nun bezwungen, und es war daher zulässig, einen Teil der Truppen nach Polen zu ziehen. Nach einer schon früher ergangenen Weisung Napoleons rückte daher die Division Wrede am 23. Februar ab, der bald darauf noch andere bayerische Truppen folgten.[12]) Damit fiel den übrigen Truppen allein die Aufgabe zu, die Festungen Kosel und 1 Batt.) nach Löwen a. d. Neiße vorgeschoben zur Deckung des wehren, der sich gegen Erwarten unter dem Schutze von Glatz und Silberberg, wieder gesammelt und schon Anfang März neuerdings heraustrat. Um dessen Stärke festzustellen, fanden

---

von ihnen die Preußen (Lestoq 13,000), welche schon bis Graudenz streiften, 1 russisches Korps (Essen 18,000 Mann) blieb am Narew.

[3]) Es standen Ende Januar die Korps 3, 4, 6, die Garde und die Kavallerie-Brigade (rund 100,000 Mann) in der Linie Ortelsburg-Gilgenburg (etwas nördlich der heutigen Grenze), zwei Korps (1. und 2., 40,000 Mann) an der unteren Weichsel, Korps 5 (18,000 Mann) am Narew oberhalb Pultusk.

[4]) Wo das bayerische Chevauleger-Regiment seinen Oberst Graf Pappenheim verlor.

[5]) Die Russen gingen gegen Preußisch-Eylau zurück; die etwas zurückgebliebenen Preußen folgten nördlich hiervon über die Passarge.

[6]) Die Russen glaubten, daß Napoleon hinter die Weichsel gehen wollte.

[7]) Kleiner Küstenfluß bei Brandenburg ins Frische Haff mündend.

[8]) Näheres in Darstellungen aus der bayerischen Heeresgeschichte. Heft 2.

[9]) Es standen also jetzt die Division Wrede in Breslau, die zugehörige Kavallerie-Brigade Lefebvre (mit 4. l. Bat. und 1 Batt.) nach Löwen a. d. Neiße vorgeschoben zur Deckung des Geschützransports nach Kosel, die Württemberger vor Schweidnitz.

[10]) Kav.-Brig. Lefebvre mit 4 l. Bat. und 1 Batt., dazu das 6. Inf.-Regt., das von Berlin (20. Januar) nach Breslau (31. Januar) folgte.

[11]) Das 14. Inf.-Regt. und 3. l. Bat., ferner von den Württembergern 1 Kav.-Brig., 1 Jäger-Bat. und 1 Batt. — Das (neugeb.) 14. Inf.-Regt. traf am 5. Januar in Berlin ein, wurde von da zunächst nach Stettin und dann nach Breslau gesandt, wo es am 5. Februar eintraf.

[12]) Nach Polen rückten zunächst die 2. Division (Wrede) mit dem 2. Drag.-Regt. und 1 Batt., ihr folgten am 28. Februar das 3. Chev.-Regt. mit 1 Batt., ferner am 17. März noch das 4. und 14. Inf.-Regt., sowie das kb. l. Bat. Braun.

Da auch das 1. Inf.-Regt. schon von Kosel weggezogen worden und nicht mehr zurückkehrte, blieben vor dieser Festung von der Division Deroy nur mehr das 5. Inf.-Regt., 5. und 6. l. Bat. und 1¼ E. 2. Drag.-Regt. Außerdem standen zurzeit in Breslau 1. Inf.-Regt. und 2. Chev.-Regt., in Brieg 6. J.-R., in Schweidnitz 10. Inf.-Regt. Ferner die Württemberger in Glogau und vor Neiße. Im ganzen noch die Gefechtsstärke rund 16,000 Mann (nach Schmölzl).

nun mehrfache Entsendungen statt. So ging General Lefebvre mit einem gemischten Detachement (¾ 2. Chev.-Regts., 6. l. Bat. und 1 Zg. Art.) von Breslau gegen Glatz vor und kehrte nach einem unbedeutenden Zusammenstoß (bei Niederhaunsdorf, 19. März) wieder nach Frankenstein zurück, wo er nun vorläufig beobachtend stehen blieb. Die Rührigkeit des Gegners führte aber dazu, allmählig immer mehr Kräfte von Breslau an die obere Neiße vorzuschieben und schließlich abermals mit stärkeren Truppen[12]) gegen Glatz vorzurücken, um diese Festung abzuschließen und ein Herausbrechen zu verhindern. Dies war der Zweck des Unternehmens am 13. April, bei welchem Lefebvre die Besatzung in die Festung zurückwarf und sich auf den östlichen Höhen (Kalvarienberg) festsetzte. Der Gegner brach sofort (am 17. April) gegen diese Stellung und die rückwärtigen Verbindungsposten vor, wurde aber am Kalvarienberg (durch das 6. Infanterie-Regiment) wie bei Nieder-Eichau und Wartha abgewiesen. Die Belagerungen von Kosel und Neiße waren unterdessen wegen Kräftemangels und schlechter Witterung — die Flüsse traten aus — nur langsam vorgeschritten. Da sohin weitere Kräfte nicht verfügbar waren, sah sich Prinz Jerome schließlich genötigt, auch die Einschließung von Glatz wieder aufzugeben und die Truppen gegen Wartha—Frankenstein zurückzuziehen. Unter dem Schutze einer verschanzten Stellung lagerten nun hier die Hauptkräfte (4500 Mann Infanterie, 700 Mann Kavallerie und 14 Geschütze) auf längere Zeit. Stets eines Ueberfalls gewärtig, wurden die Truppen täglich früh 3 Uhr alarmiert und Erkundungstrupps nach allen Richtungen ausgesandt. Bei all den Mühsalen, die wir hier nicht auch nur annähernd schildern können, hatten die Truppen nur eine unzureichende Verpflegung, der Nachschub an Bekleidung fehlte gänzlich und den Offizieren mangelte es an Geld.[14])

Noch immer war aber die Kraft des Feindes nicht gebrochen, der nun den nächsten Weg verlegt sah und daher auf dem Umwege über Breslau vorzudringen suchte. In der Nacht vom 12. Mai ging eine feindliche Abteilung von Silberberg über Freiburg gegen Breslau vor, wurde jedoch schon unterwegs von einer bayerischen Erkundungsabteilung (bei Reichenbach) entdeckt. Auf deren Meldung rückte ihr General Lefebvre mit stärkeren Truppen[15]) nach und traf im Verein mit ihr am 13. abends in der Nähe von Kanth ein, welches Städtchen die Preußen nachmittags erreicht hatten. Am 14. früh rückten die Truppen Lefebvres gegen Kanth vor, erstürmten den Ort, wurden aber dann nach anfangs glücklichem Gefecht in Unordnung gegen Schweidnitz geworfen. Die verfolgenden Preußen wurden von einer französischen Kolonne eingeholt; unterdessen hatte Lefebvre seine Truppen in Frankenstein gesammelt und verstärkt, ging von da wieder vor und stieß bei Salzbrunn (nahe bei Freiburg) wieder auf den Gegner, dem er nun eine empfindliche Schlappe beibrachte (Gefecht bei Adelsbach, 15. Mai). Die Trümmer der Preußen flüchteten sich nach Silberberg, und damit war auch dieser Entsatzversuch gescheitert.

Mit einem kleinen Ausfall aus Glatz (am 16.) endeten vorläufig die Unternehmungen des Gegners, der sich nunmehr, die Festungen Glatz und Silberberg festhaltend, auf Vorpostenüberfälle beschränkte. Außer diesen kleinen Scharmützeln fand nur noch ein Erkundungszug durch das Riesengebirge statt, bei dem ein Teil der Truppen der Besatzung von Glatz in die Hände fiel. Im übrigen wurde die Ruhe im Lager nicht gestört.

Am 1. Juni schwiegen auch die Waffen vor der Festung Neiße, die am 16. übergeben wurde. Auch die Belagerung von Kosel neigte ihrem Ende zu. Die wegen eines Waffenstillstandes geführten Unterhandlungen scheiterten jedoch vorerst. So mußte man denn schließlich auch noch gegen die Stützpunkte Glatz und Silberberg vorgehen. Einstweilen hatten aber auch die Operationen bei der Hauptarmee wieder begonnen, wo wir zunächst unsere dahingeeilten Truppen aufsuchen müssen.

(Schluß folgt.)

[12]) Truppen: 6. Inf.-Regt., 1 Bat. 10. Inf.-Regt., 2 Esk. 1. Drag.-Regt., 1 Batt., dazu von den Württembergern 1 Fußjäger-Bat., 1 rtd. Jäg.-Regt. und 2 Gesch.

[14]) Eine regelmäßige Auszahlung der Gebühren fand überhaupt nicht statt, von den durch die französische Intendanz erhobenen beträchtlichen Geldkontributionen erhielten die getreuen Alliierten nichts (v. Fabris Gesch. des 6. Inf.-Regts. II. S. 97).

[15]) Truppen im ganzen: 5. Komp. Inf.-Leib-Regt., 1 Komp. 10. Inf.-Regt., 1 kleine Kav.Abt. (1. und 2. Chev.-Regt.), dazu 1 sächsisches Bat.

Bücher und Zeitschriften.

Menschen, die den Weg verloren. Von Wilhelm Speck. Leipzig 1906, Verlag von Grunow.

W. Speck, Pfarrer in Berlin und Dichter des feinsinnigen Romans „Zwei Seelen", bietet in diesem Buche zwei Novellen von verschiedener Qualität: „Die Flüchtlinge", eine Erstlingsarbeit, der man aber die dichterische Kraft bereits anmerkt; „Ursula", das Werk eines Künstlers und Dichters, der den Stoff souverän beherrscht.

Der vielversprechende Anfang der „Flüchtlinge" greift in einen mit Konfliktsatmosphäre erfüllten Stoff hinein, der weitsichtige Perspektiven eröffnet. Im Vordergrund ein doppelt umworbenes Stadtmädchen; ihr gegenüber auf der einen Seite ein junger, temperamentvoller Bauer, der Soldat ist und den sie liebt; auf der entgegengesetzten Seite der zweite Bewerber, ein wohlhabender, praktisch rechnender Kaufmann, den die von pekuniärem Unglück betroffenen Eltern des Mädchens bevorzugen; endlich die Mutter des Soldaten, der Neigung des Sohnes widerstrebend, weil sie ihm eine echte Bäuerin zur Frau wünscht, die die Wirtschaft versteht. Man fühlt, daß eine Fülle bedeutsamer Konflikte und Lebensfragen angeregt ist, und man erwartet, daß diese sechs Menschen mit ihren Neigungen und Abneigungen, mit ihren widerstreitenden Stadt- und Landinteressen, mit ihren realen und idealen Anschauungen gegen einander geführt werden. Da läßt der Dichter die mit feiner Hand angesponnenen Fäden fallen; es erscheint ein willkürlich auftauchender Straßenvagabund, der zur Hauptperson der Gegenpartei wird, während die Eltern des Mädchens und der zweite Bewerber völlig verschwinden. Durch diese Abschweifung vom Hauptthema und seinen Menschen geht die bedeutende Anlage verloren. Wie wirksam der zuerst angeschlagene Akkord ist, zeigt der Schluß, der durch die ergreifende Gestalt der gebeugten alten Bäuerin teilnahmsvolles Interesse erregt. Bei organischer Entwicklung würde die Novelle zu bedeutender Wirkung geführt haben. Der Vagabund an sich ist eine prachtvoll gezeichnete Figur.

Es müssen Jahre des dichterischen und künstlerischen Reifens zwischen den beiden Novellen liegen. „Ursula" steht in jeder Beziehung auf der Höhe eines Meisterwerkes: künstlerisch, denn sie ist einheitlich komponiert und frei von jeder konstruktiven Mache; dichterisch, denn eine weibliche Seele, die mit dem Leben gerungen hat, offenbart sich in erschütternder Naturwahrheit. Wen man diese Novelle gelesen hat, arbeitet die Phantasie unwillkürlich weiter; die Erzählung geht einem nach; immer wieder sieht man die Gestalt des seelenvollen, hochgebildeten Mädchens, wie sie, aus der Welt vertrieben, als Fabrikmädchen ihr Leben fristet; wie sie kämpft und ringt und bis hart an den Rand tiefster Erniedrigung gerät. Und dann, nach Jahren stillverschlossener Einsamkeit, das Erwachen und Aufleben, die Scham und der Stolz vor den verständnis- und mitleidsvollen Augen des liebenden und geliebten Mannes. Die Novelle ist ein Griff in die Seelenkämpfe des modernen Fabriklebens, eine Perle echter, erhebender Poesie. Hier hat der Dichter seine Aufgabe nicht nur gelöst, sondern glänzend gelöst. Unter Aufbietung höchster Kunst erzielt er den Eindruck naturwahren Lebens und einen durch nichts gestörten reinen Genuß.

Pasing. Eduard Preuß.

Frauen, die den Ruf vernommen. Roman von C. de Jong van Beek en Donk. Aus dem Holländischen übersetzt und bearbeitet von Else Otten. Autorisierte Ausgabe. (379 S. 8°.) Berlin W. 50. Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock.

Dieses Buch, das in Holland ganz ungewöhnlichen Erfolg gehabt hat, wird auch bei uns bald zu den gelesensten Büchern gehören, denn es kommt im rechten Augenblick. Das Buch ist ein ausgesprochenes Tendenzbuch. Es will Propaganda machen für die Emanzipation der Frau, vor allem der Frau aus der vornehmen Gesellschaft, die in Holland wohl diesen Fragen noch ferner stehen mag als bei uns. Das Erwachen der Frau zum Bewußtsein ihrer geistigen, sittlichen, wirtschaftlichen

und staatsbürgerlichen Selbständigkeit (um das viel mißbrauchte Wort Emanzipation durch einen zwar längeren, aber vielleicht erschöpfenden Ausdruck zu ersetzen) schildert die holländische, bei uns noch gänzlich unbekannte Schriftstellerin in diesem an Farben und Gestalten außerordentlich reichen Lebensausschnitt aus der vornehmen holländischen Gesellschaft. Ein paar von jenen „Frauen, die den Ruf vernommen", stellt sie den flachen und zwecklosen Menschen der Durchschnittsgesellschaft gegenüber, die ihr Leben mit öden gesellschaftlichen Pflichten verbringen und durch die Nutzlosigkeit ihres Daseins bald zu Frivolitäten, bald aber auch zu schwerem Nervenfechtum geführt werden. Sie bringt als weitere Gegensätze die verheirateten Frauen, die durch die Gesetze der Willkür der Männer unterworfen sind und trotz aller Anstrengung eine Scheidung nicht erlangen können, selbst wenn die Verschwendungssucht des Gatten das Vermögen ruiniert. Das Wertvollste aber ist das positive Programm, das sie entwickelt, und ganz besonders sympathisch berührt die Art, wie sie es entwickelt, nämlich mit wohltuender Schlichtheit, ohne blind auf die Männer zu schimpfen, bestrebt, Gerechtigkeit walten zu lassen und sich nicht bei unnützen Zänkereien aufzuhalten, sondern überall positiv zu sagen, was sie für notwendig hält. Sie wird den ersten Kämpfern der Emanzipation trotz ihrer falschen Bestrebungen ebenso ruhig gerecht wie den Männern, die jene „Frauen in männlicher Kleidung, die den Unterschied zwischen den Geschlechtern zu verwischen suchten", spottend ablehnten. Sie sucht die Dinge historisch zu nehmen. Die Zeiten, da die „Emanzipierte" in ihrem Drange zur rücksichtslosen Opposition sich zu allerhand Auffälligkeiten in Tracht und Auftreten verleiten ließ, sind ja nun glücklich vorüber. „Die wackere Frau (so ist ihre Grundauffassung) weiß jetzt, daß ihre Kraft nicht in der Nachahmung liegt, sondern darin, daß sie den Mut besitzt, vollkommen für ihre eigene Persönlichkeit einzutreten. . . . Sie weiß, daß zwischen Mann und Frau ein großer Unterschied besteht, der das Leben reich und farbig macht, und gerade darum verlangt sie mehr Freiheit für sich selber, um nach ihren eigenen Wünschen ihren Weg wählen zu können, fest davon überzeugt, daß der Unterschied zwischen den Geschlechtern viel zu wesentlich ist, als daß man, um ihn aufrecht zu erhalten, künstlicher veralteter Scheidewände bedürfte." Ihr Ruf also ergeht vor allem an die Töchter der wohlhabenden Kreise. Sie geht bei der Lösung ihrer Aufgabe auch technisch mit Geschick vor. In den Mittelpunkt stellt sie ein junges, vornehmes Mädchen von gediegener Charakteranlage und ausgebildetem Wissensdrange, die sich vor unseren Augen allmählich aus den Banden des konventionellen Daseins der jungen Dame befreit. Auf diese Weise kann uns die Verfasserin scheinbar ohne Absicht eine Anzahl von Existenzen aus den vornehmen Kreisen und aus denen der sich befreienden, bezw. schon befreiten Frauen vorführen und immer wieder die Gegensätze in temperamentvollen Diskussionen gegeneinanderprallen lassen. So wird das Bild farbenreich und lebhaft bewegt. Ihr Streben ist, organische Entwicklungsmöglichkeiten zu zeigen, und deshalb führt sie ihre Heldin zum Siege: sie erreicht ihr Ziel einer selbständigen wirtschaftlichen Stellung, sie gelangt aber auch zur Ausübung ihres natürlichen Berufes, der Ehe und der Mutterschaft. Da dieses Buch nicht nur Gewissen aufrütteln, sondern auch Mut und Vertrauen auf eine friedliche Lösung der Gegensätze einflößen will, so war dieser Ausgang ebenso notwendig, wie die tragische Endigung einiger anderer Lebenskämpfe, die uns das Buch als typische Beispiele eines verkehrten Lebensaufbaues erleben läßt. So ist das Buch ein Kompendium und ein Brevier der modernen Frauenbewegung zugleich, und wenn man wie Referent der Ueberzeugung ist, daß es zum Heile der Allgemeinheit absolut erforderlich ist, daß die Frau aus ihrer geistigen, sittlichen, wirtschaftlichen und staatsbürgerlichen Unselbständigkeit zur Selbständigkeit gelangt, so wird man dem Buche auch in Deutschland Erfolg wünschen, und der Uebersetzerin für ihre — übrigens mit sehr anerkennenswerter Umsicht und Sorgfalt durchgeführte — Uebertragungsarbeit lebhafte Anerkennung zollen.

Frankfurt a. M. Gustav Zieler.

Anleitung zur Heilung von Stimmstörungen, die durch unrichtiges Sprechen oder Singen verursacht sind. Von Karl G. Hermann. Frankfurt 1906. 8°, 151 S.

Karl Hermanns vortreffliches Handbuch „Die Technik des Sprechens" (Frankfurt 1898) hat in Fachkreisen längst die gebührende Würdigung und Verbreitung gefunden. Allzu früh für die Kunst, allzu früh für seine hervorragende Lehrtätigkeit ist der Verfasser, einer der ernstesten und gewissenhaftesten Bühnenkünstler unserer Tage, im Jahre 1905 aus dem Leben geschieden. Wie ein künstlerisches Testament des Dahingegangenen ist sein letztes Buch über die Heilung von Stimmstörungen vor kurzer Zeit an die Oeffentlichkeit getreten. Es bildet eine glückliche Ergänzung zu Hermanns Technik des Sprechens und vereinigt auf knappem Raume die bekannten Vorzüge jenes Buches: souveräne Beherrschung des Gegenstandes, gründliches gelehrtes Wissen, reiche künstlerische Erfahrung, Klarheit und Uebersichtlichkeit der Darstellung. Das Buch vermag allerdings den Lehrer nicht zu ersetzen, aber es bietet diesem und dem Lernenden eine höchst brauchbare theoretische Handhabe beim Studium der erprobten Hermannschen Methode. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes für alle, die im öffentlichen Leben zu sprechen haben, und der beschämenden Geringschätzung, die der Technik leider selbst in künstlerischen Kreisen vielfach noch zuteil wird, ist auch diesem neuesten und letzten Buche des verdienten Verfassers die weiteste Verbreitung zu wünschen.

Karlsruhe. Eugen Kilian.

Immanuel Kants Kritik der reinen Vernunft. In achter Auflage revidiert von Dr. Theodor Valentiner. 9. Auflage. Kants sämtliche Werke. 1. Band. (Philosophische Bibliothek. Band 37.) Leipzig 1906, Dürrsche Buchhandlung. 769 S. 4 M.

Die vorliegene Ausgabe zeichnet sich, abgesehen von der gewissenhaften Arbeit in der Herstellung des Textes, vor vielen anderen durch die freilich auch noch nicht durchaus respektierte Unantastbarkeit des Originaltextes in anerkennenswerter Weise aus. Der Herausgeber war bestrebt, die altertümliche Sprache, insbesondere die Kantischen Eigentümlichkeiten zu bewahren.

Es sei mir bei dieser Gelegenheit verstattet, ein Wort gegen die sprachlichen Modernisierungen und Verunstaltungen der Kanttexte zu sagen. Außer dem schuldigen Mangel an Pietät vor Kant verraten die in Betracht kommenden Herausgeber (es sind die meisten, wie man leider sagen muß) auch wenig Sinn für die Eigentümlichkeiten der Sprache überhaupt. Gewisse Eigenheiten und Formen bei Kant vertragen sich gar nicht mehr mit den syntaktischen Regeln unserer Zeit; und diese Differenzen werden von Jahrzehnt zu Jahrzehnt größer. Was soll nun erst in hundert Jahren geschehen? Oder verdient Kant weniger im Urtext gelesen zu werden als die Klassiker unserer Literatur, bei denen man sich scheuen würde, auch nur ein Wort zu ändern?

Gießen. G. Falter.

---

* **Zeitschriften-Literatur.** Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik. Herausgegeben von Dr. Hans Groß. (Leipzig, F. C. W. Vogel.) Das 1. Heft des 26. Bandes enthält folgende Artikel: Freud: Tatbestandsdiagnostik und Psychoanalyse. — Nerlich, Der Lustmörder Dittrich. Kasuistischer Beitrag zur forensischen Beurteilung der Lustmörder. — Rotering, Vernichtung der Verbrecherspuren als Begünstigung. — Hellwig, Diebstahl aus Aberglauben. — Tesar, Dr. Karl Birkmeyer: Was läßt v. Liszt vom Strafrecht übrig? — Groß, Kriminalpsychologie und Strafpolitik. — Elsa v. Liszt, Childrens Courts in the United States.

Deutsche Rundschau. Herausgegeben von Julius Rodenberg. (Berlin, Gebrüder Paetel.) Im Januar-Heft, dem 4. des 33. Jahrganges, veröffentlicht Marie v. Ebner-Eschenbach eine neue Arbeit in Gesprächsform, der sie den Titel Novellenstoffe gegeben hat. Noch zwei belletristische Beiträge enthält das Heft: eine Neujahrsgeschichte Jonică von dem rumänischen Dichter Michail Sadoveanu und den Schluß der Erzählung Der Führer von Margarete Siebert. — Unterhaltend sind Marie von Bunsens Schilderungen einer Havel-Fahrt „Zu Wasser", fesselnd und anregend „Blätter aus meinem amerikanischen Tagebuch", die Msgr. Graf Vay von Vaya und zu Luskod mitteilt. — Anton Bettelheim gibt einen aufschlußreichen Aufsatz über Berthold Auerbachs erste Schwarzwälder Dorfgeschichten, der Archivar H. v. Petersdorff beleuchtet die Stellung von Joseph v. Radowitz und Leopold v. Gerlach am preußischen Königshofe und gewährt dadurch interessante Einblicke in die preußisch-deutsche Politik am Ende der 40er Jahre im vorigen Jahrhundert. In einem kleineren Artikel betont Hermann Frhr. v. Egloffstein die Bedeutung des Kongresses zum Schutze des geistigen Eigentums in Bukarest vom 21. bis zum 27. September 1906. — Eine Politische Rundschau und eine literarische Rundschau füllen den letzten Teil des Heftes; in ihr werden die Lebenserinnerungen von Karl Schurz besprochen, die vielgenannten Schilderungen Sinclairs von Chicagos Schlachthäusern behandelt, sowie literarische Notizen und eine umfassende Bibliographie gegeben.

Die Neue Rundschau. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Das Januar-Heft bringt den neuesten Roman von Helene Böhlau „Das Haus zur Flamm", in dem die Verfasserin ein faszinierendes Bild moderner Menschen aus allen Gesellschaftskreisen zeichnet, die sich in einer Sommerfrische zusammenfinden. Maurice Maeterlinck veröffentlicht seinen soeben fertig gestellten Essay „Die Intelligenz der Blumen", in dem er auf seine geistreiche und fein empfindende Art die Technik der Fortpflanzung besonders bei den Orchideen erklärt und Schicksale

von Blumen und Menschen lehrreich vergleicht. Aus dem Nachlaß des soeben verstorbenen Wiener Dichters J. J. David wird eine längere Erzählung „Filippinas Kind" veröffentlicht, die unter slowakischen Auswanderern spielt. Von Henriette Feuerbach, der Mutter des jetzt so hoch in Ansehen stehenden Malers Anselm, lesen wir Briefe an Fritz Gurlitt, die über die Schicksale der Bilder ihres Sohnes neue Aufschlüsse gewähren und in ihr eigenes Seelenleben tiefe Einblicke gestatten. Alfred Kerr schreibt einen Essay über die neuesten deutschen Dramen, Richard Beer-Hofmann steuert ein Gedicht „Altern" bei. Kürzere Essays über Literatur, Musik, Gesang, Tanz, bildende Kunst schließen sich an.

Kleinere Mitteilungen.

* **Eine deutsche Unterrichtsanstalt in Persien.** Als ein Beweis dafür, daß die Deutschen sich zurzeit in Persien einer gewissen Popularität erfreuen dürfen, kann es gelten, daß nunmehr auf Anregung der persischen Regierung in Teheran die Eröffnung einer deutschen Unterrichtsanstalt geplant ist.

Die Mehrzahl der künftigen Zöglinge dieser Anstalt werden die Söhne wohlhabender und einflußreicher Perser bilden, die den Wunsch hegen, ihre Kinder einer vorzüglichen Bildung nach europäischem Muster teilhaftig werden zu lassen, ohne sie mit Kosten und Mühen nach Europa zu schicken. Der Schah hat der neuen deutschen Schule eine Subvention im Betrage von 20,000 Mark zugesprochen. Das Ernennungsrecht der zwei Hauptlehrer sowie zweier Lehrer in untergeordneter Stellung wird Deutschland eingeräumt werden. Das Gehalt der beiden erstgenannten Lehrkräfte wird 10,000 Mark betragen, während die beiden anderen je 8000 Mark jährlich empfangen werden, nebst freier Wohnung. Die Anstalt wird übrigens noch eine gewisse Anzahl persischer Lehrkräfte erhalten.

Wie die Deutsche Orient-Korrespondenz meldet, wird die Schule von mindestens 100 Schülern besucht werden. Der Unterricht soll bereits am 1. Januar 1907 beginnen.

* **Zahnheilkunde in der Krankenhausbehandlung.** Dadurch, daß am Rudolf Virchow-Krankenhause in Berlin ein Zahnarzt angestellt worden ist, ist zum erstenmal in Berlin oder, wie die Münchener Medizinische Wochenschrift (Verlag von J. F. Lehmann, München) meint, vielleicht sogar zum erstenmal im Deutschen Reich, der Zahnheilkunde in der Krankenhausbehandlung eine Stelle eingeräumt worden. Die neue Stelle ist dem gerichtlichen Sachverständigen Zahnarzt M. Carow übertragen worden.

Hochschulnachrichten.

* **Tübingen.** Der Vorstand des geologisch-mineralogischen Instituts der hiesigen Universität, ordentlicher Professor Dr. E. Koken, hat den Ruf an die Universität Straßburg als Nachfolger Beneckes abgelehnt.

hc. **Halle.** Am 29. Dezember ist hier der ordentliche Professor der klassischen Philologie Geh. Regierungsrat Dr. Wilhelm Dittenberger im 67. Lebensjahre gestorben. Er stammte aus Heidelberg, promovierte 1863 in Göttingen, war 1864/65 daselbst Privatdozent, wirkte 1865 bis 1867 als Lehrer am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin, 1867 bis 1873 am Fürstlichen Gymnasium zu Rudolstadt, 1873 bis 1874 am kgl. Gymnasium zu Quedlinburg. Im Jahre 1874 folgte er einem Rufe als Ordinarius an die hiesige Universität. Geheimrat Dittenberger war Mitglied der preußischen Akademie der Wissenschaften.

* **Königsberg.** Der Professor für germanische Philologie, Geh. Regierungsrat Dr. Oskar Schade, ist am 30. Dezember hier im Alter von 80 Jahren gestorben.

* **Marburg.** Dem Privatdozenten der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. Emil Haselhoff ist der Titel Professor verliehen worden.

* **Göttingen.** Den Privatdozent in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. Ludwig Mollwo ist zum Titular-Professor ernannt worden.

hc. **Bonn.** Die Privatdozenten in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. Karl Grouven (Hautkrankheiten), erster Assistenzarzt bei Professor Doutrelpont an der Klinik für Hautkrankheiten, Dr. Eduard Hummelsheim (Augenheilkunde) und Dr. Julius Strasburger (Innere Medizin), Assistenzarzt bei Professor Schultze an der medizinischen Klinik und Leiter der Ambulanz und der hydrotherapeutischen Abteilung an derselben, wurden zu Titularprofessoren ernannt.

Otto Liebmann, Verlagsbuchhandlung, Berlin W. 57.

Kartelle und Trusts.

Ihre Stellung im Wirtschafts- und Rechtssystem der wichtigsten Kulturstaaten.

Eine nationalökonomisch-juristische Studie

von

Dr. Baumgarten und **Dr. Meszlény**

Rechtsanwalt, Privatdozent. Amtsrichter.

1906. 8.50 M.; eleg. geb. 11.— M.

Preisgekrönt von der Ungarischen Akademie der Wissenschaften.

„Das Buch dürfte sich bald von allen juristischen und volkswirtschaftlichen Kreisen weit und breit die Krone der allgemeinen Anerkennung erringen." Kartell-Rundschau.

Kommentar zum Gesetz betr. die Gesellschaften mit beschränkter Haftung

nebst einem Anhange:

Die Einkommenbesteuerung der Gesellschaften mit beschränkter Haftung in Preußen und die Reichsstempelabgabe auf die Tantièmen.

Von

Dr. J. Liebmann

Justizrat, Rechtsanwalt und Notar in Frankfurt a. M.

1906. Fünfte, gänzlich neu bearbeitete . vermehrte Auflage. 4.80 M.; geb. 5.60 M.

„Dieser Kommentar hat die Tendenz, in möglichst knapper Form, aber mit sachlicher Vollständigkeit, das Gesetz nach dem Bedürfnis der Praktiker, sowohl der Juristen wie der Gesellschafter, zu erläutern ... Der Hauptvorzug des Buchs besteht in seiner praktischen Brauchbarkeit und Übersichtlichkeit."

Prof. Dr. Laband in der „Deutschen Juristenzeitung".

Die Praxis der Finanzierung

bei Errichtung, Erweiterung, Verbesserung, Fusionierung und Sanierung von Aktiengesellschaften, Kommanditgesellschaften auf Aktien, Gesellschaften mit beschränkter Haftung, Bergwerken sowie Kolonialgesellschaften.

Handbuch für Bankiers, Gesellschaften, Kapitalisten, Industrielle, Juristen usw.

von

Dr. Emil Wolff,

Großh. Kreisamtmann a. D. u d Syndikus, Frankfurt a. M.

1905. 4 M.; geb. 4.75 M.

„Dem Verfasser stehen als Syndikus und Berater von Finanzinstituten und gewerblichen Unternehmungen reiche Erfahrungen zu Gebote die er in der Abhandlung geschickt und verständlich verwertet hat. Das Buch kann Juristen und Kapitalisten wohl empfohlen werden."

Wissenschaftl. Beilage der Leipziger Zeitung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie vom Verlage. (11083e)

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Donnerstag, 3. Januar. Nummer 2.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Buchdruckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die vierspaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München.

Inhalt:

Homer und die mykenisch-kretische Kultur. (Schluß.) Von Professor Dr. H. Bulle (Erlangen).

Vor hundert Jahren. VII. (Schluß.) Von Oberst Medicus (München).

Der gestirnte Himmel im Monat Januar. Von -rt-

Bücher und Zeitschriften.

Max Schmidt: Aus unserem Kriegsleben in Südwestafrika. — J. Liebmann: Kommentar zum Gesetz betr. die Gesellschaften mit beschränkter Haftung. — L. Parisius und H. Krüger: Das Reichsgesetz betr. die Gesellschaften mit beschränkter Haftung.

Hochschulnachrichten.

Homer und die mykenisch-kretische Kultur.

(Schluß.)

Welcher Rasse und welchen Stammes waren die Schöpfer und Träger dieser kretisch-mykenischen Kultur? Waren es Griechen oder nicht, so pflegte man früher zu fragen. Aber das Problem ist heute nicht mehr so gelagert, um ein einfaches Ja oder Nein zu erlauben. Zunächst ist durch die Forschung der letzten Jahre eines klar geworden: wir haben streng zu scheiden zwischen demjenigen Stamme, der auf Kreta die Kultur geschaffen, und zwischen den Leuten, die auf dem Festlande in Mykene, Tiryns, Orchomenos u. s. w. seit etwa 1700 v. Chr., in ausgedehnterem Maße erst seit 1500 v. Chr., einen aufnahmefähigen Markt für kretische Waren bildeten. Denn, wie wir sahen, sind die Herrscherhäuser des Festlandes aus völlig anderen, viel primitiveren Baugedanken entstanden als die kretischen, und sie sind berechnet für die Bedürfnisse eines anders gearteten, aus dem Norden gekommenen Volkes. Daß der Typus des Megarons in der Tat aus nördlicheren Gegenden in die Argolis gekommen ist, läßt sich auch daraus sehen, daß er schon zu Anfang des zweiten Jahrtausends in der zweiten Schicht von Troja ausgebildet ist und jetzt auch von Tsundas in Thessalien in vor- oder ganz frühmykenischen Schichten gefunden wurde.

Wir haben bis jetzt zwei Fundorte, die uns über die älteste Geschichte des griechischen und kleinasiatischen Festlandes in einer ununterbrochenen Abfolge von Siedelungsschichten Aufschluß geben, Troja und das böotische Orchomenos. In Troja gehört die zweite Siedelung mit ihrer einfarbigen Topfware, ihren stattlichen Ringmauern und Toren, die Schliemann für das homerische Ilion nahm, etwa in den Anfang des 2. Jahrtausends v. Chr. Dann folgen drei unbedeutende Schichten, in denen sich die alte monochrome Keramik ohne viel Entwicklung fortsetzt. Die sechste Stadt, abermals mit großen Mauern, Türmen und Toren, ist dann das „homerische“ Troja, denn hier tritt neben die einheimische Topfware der Import mykenischer Gefäße. Diese Stadt ist also gleichzeitig mit der Blüte Mykenes. Um 1500 v. Chr. etwa hat die kretische Kultur ihre weiteste Expansion.

Bei den bayerischen Ausgrabungen in Orchomenos haben wir ein analoges Verhältnis noch schärfer erkennen können. Dort liegt die älteste, noch steinzeitliche Ansiedelung mit ihren eigentümlichen Lehmkuppelhäusern noch im dritten Jahrtausend v. Chr. Dann folgt eine Ansiedelung mit ovalen Lehmhütten, deren Keramik mit der Technik der Kamares-Vasen Verwandtschaft aufweist, ohne in der Ornamentik direkt von ihnen beeinflußt zu sein, und die wir demnach in die ersten Jahrhunderte des zweiten Jahrtausends setzen müssen. Nunmehr folgt eine Schicht mit rechteckigen Häusern und einer monochromen Keramik, die in die Zeit der älteren Königsgräber von Mykene, der sogenannten Schachtgräber, gehört, deren Zeit durch ägyptische Gegenstände auf etwa 1700—1500 v. Chr. gesichert ist. Und nun endlich kommt auch in Orchomenos, seit etwa 1500, der massenhafte Import kretischer Tongefäße; es werden in dem dortigen Herrscherhause die Wände mit Malereien in kretischem Stil geziert, und ein mächtiger König läßt sich ein großes Kuppelgrab errichten. Diese Schicht mit kretischem Import in Orchomenos charakterisiert sich aber keineswegs als eine Neubesiedelung etwa durch kretische Eroberer, wie man früher gerne dachte, sondern als die Aufnahme einer fremden Kultur durch längst eingesessene Bewohner. Somit dürfen wir auch für Tiryns und Mykene selbst, wo die tieferen Schichten noch nicht genügend untersucht sind, den gleichen Schluß ziehen, daß die Träger der kretischen Kultur auf dem Festlande anderen Stammes waren als die Schöpfer dieser Kultur auf Kreta selbst.

Wer nun diese Männer auf Kreta waren, das läßt sich natürlich nur hypothetisch beantworten. Die griechischen Geschichtschreiber erzählen, daß vor den Griechen auf den Inseln des Aegäischen Meeres die Karer gewesen und eine große Seeherrschaft gegründet hätten, also derjenige, wohl indogermanische, aber nichtgriechische Volksstamm, der in der historischen Zeit die Südwestecke Kleinasiens inne hat. Thukydides tritt sogar einen archäologischen Beweis dafür an. Als die Insel Delos im Jahre 426 v. Chr. von dem frommen Nikias einer religiösen Reinigung unterworfen wurde, indem man alle Begrabenen auf die Nachbarinsel Rheneia hinüberschaffte, beobachtete man, daß bei der Hälfte aller Bestatteten die Waffen denen der damaligen Karer vollkommen gleich waren. Nach Herodot wußten ferner die Griechen auf Kreta selbst noch zu erzählen, daß sie einst die Karer von ihrer Insel aufs Festland hinübergejagt hätten. Das bestritten allerdings die Karer, weil sie Autochthonen seien, wobei ja aber beide recht haben können, wenn nämlich auf dem Festlande von Urzeiten her Karer saßen. Schon bei dem Bekanntwerden der Schlie-

mannschen Funde von Mykene hatte Ulrich Köhler, damals mehr intuitiv, die Karer als die Schöpfer dieser Kultur bezeichnet, und diese Idee, lange zurückgedrängt, gewinnt, je länger, desto mehr an Bedeutung. Neue Beweismittel kommen ihr zu Hilfe. Die Ortsnamenforschung, kürzlich durch ein grundlegendes Buch von August Fick auf unsere Fragen ausgedehnt, weist auf Kreta dieselben Städtenamen nach wie in Karien; und nichts wird ja bekanntlich von Auswanderern so zähe festgehalten und fortgepflanzt als die Heimatsnamen. Ferner gibt es einen karischen Gott, den Zeus von Labranda, der das seltene Attribut der Doppelaxt führt, also dasjenige Kultussymbol des höchsten Blitzgottes, das wir auf altkretischen Denkmälern als das vorherrschende finden. In seinem Namen trägt zudem dieser Zeus Labrandeus eine weitere Erinnerung an Kreta. *Λάβρυς* ist altkretisch die Doppelaxt. *Λαβύρινθος* das Labyrinth, in dem die spätere griechische Sage den Minotaur hausen läßt, ist ursprünglich das Haus des Gottes mit der Doppelaxt.

Noch weitere Fäden spinnen sich von der Südwestecke Kleinasiens nach Kreta. Von den Lykiern, einem Bruderstamme der Karer, erzählt Herodot, daß sie noch zu seiner Zeit Federkronen als kriegerischen Schmuck trugen, und wir sehen diese Lykier auf ägyptischen Wandreliefs der Ramessidenzeit (13. Jahrh. v. Chr.) mit ihrer indianerhaften Kopfzier erscheinen. Eine ganz ähnliche Federkrone findet sich jetzt auch bei einem lebensgroß dargestellten Manne auf einem Wandrelief aus Knosos. Es sind nur versprengte Fäden, die einstweilen herüber und hinüber führen, aber sie werden sich allmählich wohl zu einer festen Beweiskette zusammenschließen lassen. Keinesfalls dürfen wir den antiken Historikern den guten Glauben versagen, daß Karer und Lykier vor den Griechen die Insel besessen haben. Nach allem ist dann der Schluß berechtigt, daß eben die Karer die Schöpfer der altkretischen Kultur sind.

Da nun die Leute des Festlandes, wie wir sahen, anderen Stammes, und zwar ein Nordvolk, sind, so ergibt sich auch für sie der Name: es sind die Achäer.

Und damit haben wir den Boden vorbereitet, um zu unserem Ausgangspunkt zurückzukehren, zu Homer. Die homerischen Gedichte, wie wir sie jetzt lesen, sind entstanden im 9. bis 7. Jahrh. v. Chr. in den äolischen und ionischen Handelsstätten an der Küste Kleinasiens. Ilias und Odyssee sind, wie die neuere Forschung immer einmütiger annimmt, in ihrer endgültigen Fassung das Werk einzelner genialer Dichter, nicht ein allmählich entstandenes Liederkonglomerat. Aber ebenso sicher steht, daß diese Dichter ihren Stoff bereits in einzelnen Heldenliedern bearbeitet vorfanden, ehe sie ein neues Ganze daraus schufen. Wo und wann ist nun diese Substanz der Dichtungen entstanden? Haben etwa diejenigen Kämpfe darin ihren poetischen Niederschlag erfahren, die die Aeoler und Jonier zweifellos zu bestehen hatten, als sie, von den Dorern verdrängt, in ihrer neuen Heimat Fuß zu fassen suchten? Es gibt Forscher, die dieser Meinung zuneigen. Oder, müssen wir weiter fragen, sind nicht vielmehr die homerischen Könige identisch mit jenen kleinen Fürsten, die in mykenischer Zeit in Mykene, Tiryns, Sparta saßen, und haben sie vielleicht wirklich einmal einen gemeinsamen Beutezug über Meer nach Troja gemacht? Schliemann war dieses Glaubens und selbst Dörpfeld neigt nur allzu sehr dazu, das Epos als einen unmittelbaren historischen Kommentar zu den mykenischen und troischen Ruinen zu betrachten, wie er denn auch bekanntlich den Palast des Odysseus zu finden unternimmt.

Wir müssen da zunächst fragen, wie verhält sich die homerische Welt zu der Kultur, die wir in Mykene und Troja kennen gelernt haben. Einige äußere Uebereinstimmungen fallen sofort in die Augen. Es gibt wirklich ein Troja — die 6. Stadt —, das gleichzeitig mit Mykene und Tiryns existiert hat und das durch Feuer zerstört worden ist. An den Wohnsitzen der epischen Heldenkönige, in Mykene, Tiryns, Argos, gab es feste Burgen kleiner Dynasten, nur gerade groß genug für einen einzelnen Herrscher mit seinem unmittelbaren Anhang, während das Volk in einer offenen Unterstadt oder in Dörfern und Weilern umher saß. Genau diesen Zustand der kleinen Feudalherrschaft zeigt das Epos. Ferner ist die Bewaffnung der homerischen Helden erst klar geworden, seit wir die mykenischen Waffen kennen. Die Hauptschutzwaffe der epischen Helden ist ein Schild, so groß wie ein Turm, *σάκος ἠύτε πύργος*, hinter dem sich der ganze Mann verbirgt, *ποδηνεκής*, der bis auf die Füße herabreicht, den Aias einfach auf den Rücken wirft, als er die Leiche des Patroklos rettet, wodurch er völlig geschützt ist. Auf den Denkmälern der klassischen Zeit ist nichts, womit man diese Beschreibungen erläutern könnte. Aber die mykenischen Darstellungen zeigen uns Schilde von Manneshöhe, halbzylindrisch mit geraden Seiten oder mit dem Umriß einer Acht, die dem stehenden Manne bis zum Halse reichen und die an einem Gehäng, dem Telamon des Epos, auf dem Rücken getragen wurden. Auch andere Einzelheiten der homerischen Bewaffnung finden sich in Mykene wieder.

Endlich zeigt auch die Architektur große Verwandtschaft. Der homerische Palast besteht aus einem Hauptgemach, in dessen Mitte der Herd steht, und vor dem die Vorhalle liegt; draußen ist ein ummauerter Hof mit monumentalen Eingangstor, ganz wie in Tiryns. So findet sich in manchen grundlegenden Dingen und vielen Einzelheiten eine nahe Verwandtschaft zwischen homerisch und mykenisch.

Aber wir haben auch viele und große Verschiedenheiten. Die Mykenäer begraben ihre Toten, die homerischen Menschen verbrennen sie, und Dörpfeld versucht vergebens, diesen Unterschied wegzuschaffen, indem er die homerische Totenverbrennung als eine Art Rösten behufs Konservierung der Leichen auslegt. — In dem mykenischen Kulturkreis ist Kreta das lebenspendende Zentrum. Im Epos wird die Insel nur nebenbei genannt und der einzige mythische Nachklang der ganzen kretischen Herrlichkeit ist die Sage von Minos und seinem mißgestalteten Sohne, dem Minotaur, dem Athen die Blutsteuer entrichten mußte, bis Theseus ihn erschlug. — Wenn im Epos ein kunstreicher Gegenstand genannt wird, so kommt er nicht von Kreta, wie wir erwarten würden, sondern sidonische Männer haben ihn gebracht. — In der altkretischen Kultur ist der Stier das Lieblingstier, im Epos tritt das Pferd an seine Stelle. — Die mykenischen Künstler beobachten die Blumen auf das liebevollste und stellen sie entzückend dar; Homer benutzt kaum je eine Blume zu einem Vergleiche. Kurzum im großen und im kleinen zeigen sich auch tiefgehende Verschiedenheiten.

Eine einfache Identifikation von homerischer und mykenischer Kultur ist demnach völlig unmöglich. Aber die Zusammenhänge, meine ich, können doch wenigstens in den Umrissen schon ganz klar formuliert werden. Zweifellos müssen die Sagenkomplexe von den Atriden, von Helena, von Achill an den Orten entstanden sein, an denen sie spielen. Sie sind mit den Stämmen, die den Dorern weichen mußten, hinübergekommen nach Kleinasien, gewiß nicht mehr als mythischer Rohstoff, sondern schon in der Form einzelner Heldengesänge. Diese Auswanderer aber waren die Nachkommen jener Helden, die die Burgen von Tiryns und Mykene errichtet hatten. Sie nannten sich mit dem Sammelnamen Achaioi und so gefestigt war diese Bezeichnung, daß sie auch für die letzten epischen Dichter noch

maßgebend blieb. In der neuen Heimat aber werden diese Gesänge im mündlichen Vortrag immer und immer wiederholt, einander genähert, miteinander verbunden und schließlich mit Hilfe des poetischen Zentralmotivs vom Raube des schönsten Weibes um einen neuen örtlichen Mittelpunkt gruppiert, den die neue Heimat beigesteuert hatte. Die örtliche Sage von dem belagerten Troja muß von dem Einwanderer vorgefunden worden sein, und sie enthielt zweifellos ebenso gut ihren historischen Kern wie die Heldenlieder aus Thessalien und der Argolis. Denn wo immer man auf mythische Ueberlieferung durch archäologische Untersuchungen die Probe machen kann, da zeigt sich stets von neuem, daß ihr Kern in einer poetisch formulierten Spiegelung historischer Verhältnisse besteht.

Für die Ilias liegen also die Dinge ähnlich wie beim Nibelungenlied. Der Stoff stammt aus einer Epoche, die Jahrhunderte vor der des Dichters lag. Der Dichter behält manche grundlegenden historischen Züge bei, er sucht auch die ganze wilde Stimmung einer unruhigen Völkerwanderungsepoche festzuhalten, aber im Ausmalen des einzelnen spiegelt er doch die halb ritterliche, halb kirchliche Kultur des eigenen Zeitalters wider. So stehen auch im Homer manche große und kleine Züge, die uns deutlich an die Glanzzeit Mykenes erinnern. Aber im Geiste des Ganzen wie in hundert Einzelheiten verrät der Dichter doch, daß er nicht für solche Könige und Helden singt, wie er sie schildert, sondern für jene Geschlechter aristokratischer Kaufherren und Seefahrer, die, auf dem neuen Boden kaum heimisch geworden, ihre Schiffe schon bis zu den Säulen des Herakles und an die Enden des Pontos Euxeinos sandten. Von der Kultur jener alten Städte, Phokaeas, Milets, zur Zeit der Homeriden haben wir freilich noch keine archäologischen Zeugnisse. Wahrscheinlich war ihre äußere Kultur kaum allzu hoch, denn sonst würden nicht die Phöniker im Epos als die Bringer kunstreicher Gegenstände genannt werden. Der bisher so spröde Boden Kleinasiens spendet uns vielleicht hierfür einmal die Zeugen.

Fassen wir die Ergebnisse zu einem Gesamtbilde zusammen: Schon zu Beginn des 2. Jahrtausends blühte auf Kreta eine Kultur, die an künstlerischer Höhe weit über dem steht, was gleichzeitig in Mesopotamien und Aegypten geleistet wird. An Genialität der künstlerischen Auffassung steht diese Kunst der späteren griechischen kaum nach, ist aber in ihrem Wesen doch ganz anders geartet, weniger streng und tektonisch, weniger schlicht, in ihrem Geiste eher orientalisch als abendländisch. So gern man die Altkreter als einen älteren Bruderstamm der Griechen auffassen möchte, so steht dem nicht nur die Wesensverschiedenheit der künstlerischen Auffassung entgegen, sondern auch die historischen Nachrichten der Alten, die uns auf die Karer als die Schöpfer dieser Kultur führen. Um die Mitte des 2. Jahrtausends verbreitet sich der Einfluß Kretas über das ganze Aegäische Meer; am intensivsten kommt die Ostküste Griechenlands unter seinen Bann, wo die griechischen Stämme, die wir unter dem homerischen Sammelnamen der Achäer zusammenfassen, sich dem Zauber dieser Kultur ergaben, aber nicht ohne in Baukunst und Lebensgewohnheit die aus einer ehemaligen nördlichen Heimat mitgebrachten Eigentümlichkeiten zu bewahren. Die Achäer leben in den Zuständen ritterlicher Feudalherrschaft; die wenigen fruchtbaren Ebenen Griechenlands sind geteilt unter kleine Fürsten, die auf festen Burgen sitzen, in denen Kunst jeder Art gepflegt wird, nicht nur die eingeführten kretischen Kunstfertigkeiten, sondern — dies ist selbstverständlich — auch die Kunst des Gesanges. In den Megaren von Tiryns und Mykene werden Heldenlieder gesungen von der Tapferkeit der Könige, von kühnen Kriegszügen nach Beute und schönen Frauen. Diese Lieder dringen auch ins Volk und werden sein bleibendes Besitztum. Und als nun gegen das Ende des Jahrtausends eine Erschlaffung eintritt, wie wir sie aus der Weltgeschichte als das unvermeidliche Ende jeder höchsten Kulturblüte kennen, als dann von Norden her jüngere, frischere Bruderstämme, die Dorer, nachdrängen, da ziehen die Nachkommen jener mykenischen Könige über das Meer, um an der kleinasiatischen Küste und auf den vorgelagerten Inseln neue Sitze zu finden. Und ihre Kraft erwachte wieder, sie passen sich aufs glücklichste den neuen Lebensbedingungen an; aus den Ackerbauern des griechischen Mutterlandes werden Seefahrer, ihre Städte sind aristokratisch regierte Handelsrepubliken. Aber in dieser neuen Sphäre lebt jener Schatz alter Heldenlieder weiter, jahrhundertelang von Mund zu Mund übertragen. Neuer Stoff strömt aus der neuen Heimat hinzu. Und nun erstehen die großen Dichter, die alle diese verschiedenartigen Stoffe zu großen Sagenkomplexen zusammenschweißen. Aber mit jener Ehrfurcht vor dem Ueberlieferten, mit jener künstlerischen Oekonomie, die auch bei der späteren griechischen Kunst das Geheimnis ihrer Erfolge bildet, bewahren die Dichter alles das, was schon zu künstlerischer Abrundung gelangt ist, und ihr Dichten ist mehr ein immer erneutes Umgießen, nicht ein völliges Neugestalten. So werden viele Grundzüge der alten Kultursphäre und manche charakteristische Einzelheit festgehalten. Und die homerischen Gedichte sind, in diesem Sinne aufgefaßt, doch eine Spiegelung jener mykenischen Kulturblüte.

Das große Phänomen Homer, das wie ein ungeheures Ereignis am Anfange dessen steht, was wir Weltliteratur nennen, wird uns so in seinen Entstehungsbedingungen allmählich verständlicher. Nicht in dem Sinne natürlich, daß die poetischen Schönheiten des Dichters durch historische und archäologische Untersuchungen uns nähergebracht werden könnten; dazu bedarf es keiner Wissenschaft, sondern nur einer künstlerisch empfänglichen Seele. Wohl aber erhalten wir eine Ahnung von dem Werdeprozeß dieser gewaltigen Kunst, die heute noch so jung ist wie am ersten Tag. Nichts Großes erwächst über Nacht. Homer ist uns jetzt nicht mehr ein aus dem Nichts entstandenes Genie, nicht mehr der unbegriffene Anfang der griechischen Kultur, sondern er ist die Krönung dessen, was das zweite Jahrtausend erarbeitet hatte, die letzte ganz reife Frucht einer großen Kultur, die er in gewissem Sinne abschließt. Aber abschließt, um sogleich eine neue, noch reichere und schönere Entwicklung einzuleiten, die klassische griechische Zeit. Alle jene künstlerische Vollendung der mykenischen Kultur, die äußerlich zugrunde gegangen ist und nur wenige direkte Spuren in der späteren Kunstentwicklung hinterlassen hat, wirkt durch Homer innerlich und geistig dennoch weiter. Homer an der Wende zweier Zeiten, als Vollender jener frühgriechischen Vorblüte, als Anreger und Leiter einer noch größeren neuen Zeit, das ist die Erkenntnis, die die Archäologie beisteuert zu der Erforschung dieses Problems.

Hier reicht sie ihrer älteren Schwester, der Philologie, die Hand. Denn ob wir uns Philologen, Archäologen oder Historiker nennen, immer haben wir das eine gemeinsame Ziel, nicht in einzelnen Sparten den trockenen Wissensstoff zu häufen, sondern das griechische Altertum als ein lebendiges Ganze zu erfassen und zu verkünden. Nur so können wir die Aufgabe erfüllen, die unendlichen und unsterblichen Kulturwerte, die das begabteste aller Völker für die abendländische Menschheit geschaffen hat, dauernd lebendig und fruchtbar zu erhalten, auch in einer Zeit, die nicht mehr die beschauliche Ruhe des goethischen Zeitalters hat und die unter dem Drucke erschwerter

Lebensbedingungen, unter dem Zufluß ungeheuren neuen Wissensstoffes von dem humanistischen Erziehungsideal sich abzuwenden beginnt. Es ist unsere heiligste Pflicht, die Griechen als Erzieher auch den kommenden Generationen lebendig zu erhalten, so wie sie es für Rom, für Florenz, für unsere eigene klassische Zeit gewesen sind. Denn sie sind die besten, die unentbehrlichen Führer zu einem reinen, künstlerisch gehobenen Menschentum.

Erlangen. Heinrich Bulle.

Vor hundert Jahren.

Bayerische Kriegserinnerungen von Oberst Medicus.

VII.

(Schluß.)

Auch den nach Polen gerufenen Bayern war es beschieden, im Verbande des 5. Korps am Narew zu kämpfen, ehe noch Napoleon wieder die allgemeine Offensive ergriff. Wie früher erwähnt, ließ Napoleon bei seinem Vorgehen auf Preußisch-Eylau das genannte Korps am Narew mit dem Auftrag stehen, die rechte Flanke der Hauptarmee gegen die in Polen stehenden Russen (Korps Essen) zu decken. Der Gegner war zwar bei seinem ersten Vorstoß (16. Februar) zurückgewiesen worden, der Kaiser war aber trotzdem stets um den Besitz von Warschau besorgt, zumal die Franzosen die Narewübergänge zerstört oder geräumt, die Russen aber namentlich Ostrolenka wieder besetzt hatten. Napoleon suchte daher so bald als möglich alle in Schlesien entbehrlichen Truppen heranzuziehen.

Die Division Wrede hatte nach anstrengendem Marsch in elf Tagen Warschau erreicht (8. März) und rückte unter dem Befehle des Kronprinzen — dem General Wrede beigegeben war — in die Stellung. Durch die allmählich nachkommenden Truppen verstärkt, standen nun die Bayern als 3. Division des Korps (neben zwei französischen) am rechten Flügel der von Warschau längs dem Narew und der Omulew bis Willenberg sich hinziehenden Stellung.[19]) Ihren an den Narew geschobenen Vorposten standen die russischen unmittelbar gegenüber, deren Hauptkräfte bei Wiszkow (am Bug) und Ostrolenka vereinigt waren. Bis Mitte April ruhten die Waffen, die um diese Zeit bei den Russen eingetroffenen Verstärkungen ließen Napoleon neuerdings befürchten, das russische Korps möchte auf Warschau vorgehen oder sich nördlich an seine Hauptarmee heranziehen. Beides zu hindern war die Aufgabe des 5. Korps und daher vor allem nötig, die Narewübergänge wieder zu gewinnen und gegen Ostrolenka wie gegen Wiszkow vorzugehen. Die Befehle hierzu waren schon Mitte April ergangen, schlechte Witterung, Hochwasser und Wegverhältnisse verboten aber vorerst jede Unternehmung. Erst im Mai konnten die Vorbereitungen zum Uebersetzen der Truppen beginnen — am 10. und 11. Mai sollten je eine Brigade bei Sierock und Pultusk übergehen.

Bei Sierock hatte General Lemarois am 9. Mai die Brigade Pierron versammelt, in der folgenden Nacht wurden die Truppen übergesetzt und die überraschten Russen vertrieben, worauf sich die Bayern auf dem linken Ufer einnisteten und sich zu verschanzen begannen. Der unmittelbar darauf geplante Uebergang bei Pultusk mußte wegen eines russischen Vorstoßes bei Ostrolenka unterbleiben, wurde aber dann, nachdem die Russen zurückgeworfen, in der Nacht zum 13. Mai ausgeführt; hier fuhren der Kronprinz und General Wrede mit den Vortruppen über, denen sofort das Gros (vier Bataillone) folgte. Die auch hier völlig überraschten Russen wichen gleichfalls zurück und wurden auch beim neuerlichen Vorgehen mit starken Kräften abgewiesen.

Die Bayern blieben auch hier Herr des linken Ufers, setzten sich in dem Brückenkopf fest und begannen die Brücke und Verschanzungen herzustellen. Während dieser Zeit waren die Russen neuerdings auf Sierock vorgegangen, hatten das alleinstehende 4. Infanterie-Regiment mit großer Uebermacht angegriffen und unter Verlusten bis an den Fluß zurückgedrängt, wo aber die Artillerie und die Reserven eingriffen und die Russen empfindlich zurückschlugen.

Damit waren die Uebergänge an beiden Punkten — dank der trefflichen Anordnungen und Durchführung gelungen, die Russen waren überall zurückgegangen, immerhin war ein erneutes Vorgehen von ihnen zu erwarten, weshalb die Truppen kampfbereit in den Stellungen verblieben und sich weiter verschanzten. Schon am 16. mittags gingen dann auch die Russen mit großer Uebermacht gegen die Stellung bei Pultusk vor, warfen die vorgeschobenen Truppen bis auf den Brückenkopf zurück, in dem nun aber die Bayern einen energischen Widerstand leisteten und alle Angriffe des überlegenen Gegners abschlugen. (Gefecht bei Pultusk, 16. Mai.)

Dem standhaften Ausharren der Bayern war der Besitz des Narew zu danken, ein um so wichtigerer Erfolg, als unterdessen auch der Entsatzversuch gegen Danzig gescheitert war. Napoleon war nämlich nun in der Lage, unbesorgt für seine rechte Flanke mit allen Kräften gegen die russische Hauptarmee vorzugehen, dies um so mehr, als bald Massena (V. Korps) die Russen vollends vom Narew wegtrieb. Auch hierbei halfen noch die Bayern mit, indem sie am 25. von Pultusk und Sierock vorgingen und nach kleineren Gefechten eine vorgeschobene Stellung besetzten. Bald darauf hatten auch die Franzosen den russischen Vorstoß bei Ostrolenka abgeschlagen, die zur Unterstützung herbeigeeilten Bayern kamen nicht mehr zum Eingreifen.

Während sich diese letzten Kämpfe am Narew abspielten, war die russische Hauptarmee (5. Juni) wieder vorgegangen, hatte das Korps Ney verdrängt, hielt aber schon an der Passarge wieder inne. Napoleon mußte infolgedessen seine Armee schon früher als beabsichtigt versammeln, ging aber nun mit vereinten Kräften gegen die Russen vor, die sofort in die verschanzte Stellung bei Heilsberg zurückwichen. Nach blutiger, aber unentschiedener Schlacht sahen sich die Russen neuerdings zum Rückzug auf Friedland veranlaßt, während ihnen Napoleon einen Teil seiner Kräfte nachschickte. Die übrigen Truppen folgten den Preußen nach Königsberg. Bei Friedland sollte dann am 14. Juni die Hauptentscheidung fallen.

Ueber die Teilnahme unserer Chevaulegers an diesem letzten Akt sind leider nur wenig Nachrichten vorhanden. Hiernach folgte die Brigade Watier der Armee zunächst in zweiter Linie, wurde aber dann bei dem Vormarsch gegen Heilsberg in der Avantgarde eingeteilt. An den diese Schlacht einleitenden Kavalleriekämpfen nahmen unsere Chevaulegers hervorragend Anteil, blieben aber dann in Reserve. Ebenso war das Regiment an der Schlacht bei Friedland nicht beteiligt, zog vielmehr gegen Königsberg mit. Schließlich kamen die Chevaulegers bei der weiteren Verfolgung noch bis Tilsit und standen bis 6. Juli am Niemen.

Schon auf dem Rückmarsch nach Warschau begriffen, mußte das Regiment unterwegs nach Pommern abbiegen, um den verspäteten Einfall der Schweden und Engländer abweisen zu helfen. Auch andere bayerische Truppen waren zu dieser letzten Unternehmung herbeigerufen worden, nämlich die eben erst eingetroffene Brigade Vincenti (9. Infanterie-Regiment, 1 l. Bn., 1 Abt. 4. Chev.-Regts.), ohne daß es hier noch zu besonderen Ereignissen kam.

[19]) Die bayerische Division bestand aus 3 Infanterie- und 1. Kav.-Brig., nämlich 1. Inf.-Brig.: 2., 13. J.-R., 3. l. Bat., 2. Inf.-Brig.: 3., 7. Inf-Regt., 4 l. Bat., 3. Inf.-Brig.: 4., 14. Inf.-Regt., kb. l. Bat. Braun, Kav.-Brig.: 2. Drag.-Regt. und 3. Chev.-Regt., ferner 4 Batterien (Tausch, Leiningen, Vandouve, Kaspers); im ganzen rund 13,360 Mann, 720 Pferde und 24 Geschütze.

Die Bayern standen jetzt mit 1 Brigade von Warschau bis Nieporet, 1 Brigade von Sierock (Serozk) bis Pultusk, der Rest dahinter. An die Bayern anschließend die Franzosen längs Narew und Omulew bis Willenberg.

Auch auf dem schlesischen Kriegsschauplatz, zu dem wir nun noch einmal zurückkehren müssen, waren die Bayern bis zum letzten Augenblick tätig.

Während der ganzen Zeit, in der ihre Waffenbrüder in Schlesien und Polen kämpften, hielten andere bayerische Truppen die Festung Kosel umschlossen; vor der bekanntlich die Division Deroy schon am 19. Januar erschienen war. Schon die natürliche Stärke dieses neuangelegten Platzes, dessen sumpfiges Vorgelände die Angriffsarbeiten außerordentlich erschwerte, bot dem Angreifer Hindernisse gerade genug; dazu vereinten sich dann noch Witterungsverhältnisse, Hochwasser und schließlich eine Verminderung der ohnehin schwachen Truppen in seltener Art, um dieses Unternehmen ebenso aufreibend wie langwierig zu gestalten. Nachdem die ersten Batterien (6) unter den größten Anstrengungen erbaut waren, konnte das Feuer am 4. Februar eröffnet und bis 12. unterhalten werden. Nun aber, da auch drei neue Batterien und die erste Parallele angelegt waren, zerstörte ein Hochwasser die mühsam vollendeten Arbeiten und vertrieb den Angreifer aus seinen Stellungen. Erst am 23. konnte er nach unbeschreiblichen Anstrengungen seine Stellungen wieder beziehen und am 24. neuerdings ein lebhaftes Feuer beginnen, das aber nur bis 4. März währen sollte. Unterdessen war auch ein Geschütztransport angekommen (6 Geschütze). Jetzt, da man endlich in der Lage war, der Festung ernstlich auf den Leib zu rücken, wurden dem Belagerer die hierzu nötigen Mittel entzogen. Zufolge des von Napoleon ergangenen Befehls, möglichst viel Truppen aus Schlesien zu ziehen, hatte Prinz Jerome einige Truppen schon am 17. Februar weggezogen, die zum Teil wieder zurückkehrten.[17]) Am 4. März traf aber dann der Befehl ein, die Belagerung überhaupt in eine Blockade umzuwandeln und nur die Brigade Raglovich vor der Festung zu belassen, die Brigade Siebein dagegen mit dem Belagerungsgeschütz nach Breslau zu schicken. Das 10. Infanterie-Regiment rückte darauf sofort ab, und der Gegner benützte die Gelegenheit, das ohnehin schon erschwerte Räumen der Batterien zu stören. Es gelang aber, die beiden Ausfälle am 7. und 8. März zurückzuweisen, worauf nun General Siebein mit dem Rest seiner Brigade die Geschütze abführte. So stand denn von nun an die Brigade Raglovich allein vor Kosel und mußte sich auf eine Beherrschung des linken Ufers beschränken. Ein neuerlicher Ausfall des Gegners (vom 5. Infanterie-Regiment abgewiesen) veranlaßte General Raglovich, auch die jetzige Ausdehnung seiner Stellung noch weiter zu vermindern, „um dem durch unerhörte Anstrengungen erschöpften Korps einige Erleichterung zu gewähren". Das Eintreffen einer Eskadron half wenigstens dem Mangel an Kavallerie etwas ab, da kam am 18. März der neue Befehl, nun auch das 4. Infanterie-Regiment und das leichte Bataillon Braun nach Polen zu schicken, wofür dann allerdings zwei andere Bataillone eintrafen.

Trotz der unzureichenden Kräfte, sah sich General Raglovich genötigt, auch das rechte Ufer der Festung wieder abzusperren, um deren beständige Verbindung nach außen zu unterbrechen. Die dadurch bedingte Schwäche der Linie benützte der Gegner sofort wieder zu einem Ausfall (13. April), der aber wiederum abgeschlagen wurde. Nunmehr bediente sich der Angreifer selbst der vorhandenen Wasserläufe und Ueberschwemmungen, um hierdurch neben Verschanzungen das Ausbrechen zu hindern. Mit einem bedeutenden Kräfteaufwand in ständigen Vorposten und Bereitschaftsdienst, bei dem die Truppen größtenteils biwakierten, hielten die Bayern die Festung auch ferner umschlossen, alle Unternehmungen der Besatzung abweisend. Am 10. Juni endlich ließ sich dann der Kommandant zu der Zusage herbei, die Festung bis 16. Juli zu übergeben, wenn sie bis dahin nicht entsetzt würde. Bis zum Friedensschluß mußten die schwachen Truppen noch vor der Festung ausharren, während daneben die übrigen in Schlesien stehenden Kräfte gegen Glatz und Silberberg vorgingen.

Mit dem am 16. Mai geplanten Entsatzversuch, der in dem Gefecht bei Adelsbach scheiterte, war jede weitere Hoffnung für den standhaften Kommandanten von Kosel entschwunden. Eben deshalb war Prinz Jerome nunmehr in der Lage, auch gegen die letzten Stützpunkte des Gegners (Glatz und Silberberg) vorzugehen, wozu nach der Uebergabe von Neisse auch die Württemberger herangezogen werden konnten. Sämtliche verfügbaren Kräfte[18]) sollten zunächst die Festung Glatz einschließen, vor der der Gegner rund 7000 Mann in einem verschanzten Lager versammelt hatte. Am 20. Juni morgens wurden die Vorposten der Festung zurückgeworfen und diese auf beiden Ufern eingeschlossen (Gefecht bei Oberhassitz). Am 21. Juni fielen nach einem hartnäckigen Kampfe auch die Dörfer Ober- und Niederhaunsdorf in die Hände des Angreifers, und damit war die Einschließung vollendet. Nach Erbauen einiger Batterien beschloß Prinz Jerome, das verschanzte Lager zu stürmen. Schon in der Nacht vom 23. auf 24. wurde dieses Unternehmen mit großer Entschiedenheit durchgeführt, um 4 Uhr früh war das ganze Lager in den Händen des Siegers.[19]) Der Sturm hatte Unterhandlungen zur Folge, in denen der Kommandant, wie bei Kosel, die Uebergabe der Festung selbst in längstens 30 Tagen zusagte, wenn bis dahin nicht ein Entsatz einträfe.

So blieb denn schließlich nur noch die Festung Silberberg zu nehmen, wohin General Deroy sofort mit den Bayern abrückte. Am 28. Juni wurden die gegnerischen Vorposten zurückgeworfen, am 29. drangen die Bayern in das Städtchen Silberberg ein, vermochten aber die daneben liegende Festung nicht zu nehmen. Schon hatte General Deroy eine Beschießung vorbereitet, als am 3. Juli die Nachricht von dem Abschluß eines Waffenstillstandes eintraf, welcher die Bayern um den Ruhm bringen sollte, auch in die eroberten Festungen Glatz, Silberberg und Kosel einzuziehen.

Damit war auch der Krieg in Schlesien zu Ende; überall in den Festungen, wie im freien Felde hatten die Bayern einen Gegner gefunden, welcher seine letzte Kraft einsetzte, das Land seinem König zu erhalten. Wenn aber die Geschichte mit Recht die ruhmreiche Verteidigung Schlesiens preist, so dürfen wir dem ebenbürtig das zur Seite stellen, was hier die bayerischen Truppen an Mut und Ausdauer geleistet haben. Nicht minder verdienen die Kämpfe am Narew hervorgehoben zu werden, hier wie in Schlesien fochten die Bayern mit gleichem Ruhme. Die Gefechte bei Wartha und Adelsbach, bei Sierock und Pultusk

[17]) Die Division Deroy, bestehend aus der Brigade Siebein (1., 10. Inf.-Regt., 6. l. Bat.) und Brigade Raglovich (4., 5. Inf.-Regt. l. Bat. Braun) war zunächst mit den vier Infanterie-Regimentern vor die Festung gerückt, während die Kavallerie-Brigade Mezanelli mit 2 l. Bat. (6. l. Bat., l. Bat. Braun) die Unternehmung gegen außen deckte.

Infolge der am 17. eingetroffenen Weisung Napoleons hatte Prinz Jerome das 1. Inf.-Regt., 1. Drag.-Regt. und 1 Batt. vom Belagerungskorps weggezogen, von denen jedoch das 1. Drag.-Regt. und die Batterie sogleich wieder zurückkehrten.

Nach dem Befehl vom 4. März, den Rest der Brigade Siebein und 2 Esk. Dragoner von Kosel wegzuziehen, rückten nun zunächst das 10. Inf.-Regt., die 2. Esk. Dragoner ab, dagegen stieß das leichte Bataillon Braun wieder zum Belagerungskorps (12. März).

Am 18. März rückten dann auch noch das 4. Inf.-Regt. und das l. Bat. Braun nach Polen ab, dafür trafen das 5. und 6. l. Bat. vor der Festung ein, ebenso 1 Eskadron.

Das Blockadekorps bestand daher nunmehr aus dem 5. Inf.-Regt., dem 5. und 6. l. Bat., 1½ Esk., 2 fahrenden Sechspfündern und 1 Fußbatterie. (Die Fußjäger-Division war nunmehr mit dem 6. l. Bat. derart kombiniert, daß das eine Bataillon den Namen 6., das andere den Namen Braun führte.)

[18]) Hierfür standen Mitte Juni bereit 4000 Bayern mit einer kleinen Abteilung Württemberger bei Frankenstein, Wartha, Frankenberg und Kamenz (1., 6., 10 Inf.-Regt., je 2 Esk. 1. Dragoner- und 2. Chev.-Regt., dazu ein württembergisches Jäger-Bataillon, 2 Esk. Württemberger, 2 Esk. polnische Ulanen, 1 französisches Jäger-Regiment zu Pferd).

4000 Mann Württemberger und Sachsen in der Umgebung von Neisse, sowie im ganzen 1200 Mann Kavallerie, die vorerwähnte eingerechnet.

[19]) Die Hauptsturmtruppen waren 1 Bat. 1. Inf.-Regts., 1 Batl. 6., 2 Bat. 10 Inf.-Regts., sowie eine Abteilung Württemberger.

wie die Belagerungen von Breslau und Kosel und endlich die Erstürmung des Lagers von Glatz sind unvergängliche Ruhmesblätter in der Geschichte des bayerischen Heeres.*)

*) Außer den schon bei 1806 erwähnten Quellen sind noch besonders zu nennen: v. Fabrice, Gesch. d. 6. Inf.-Regts. (für Schlesien), Bezzel, Gesch. d. 4. Inf.-Regts. (für Schlesien und Polen), Gerneth, Gesch. d. 5. Inf.-Regts. (für Kosel).

Berichtigung. Auf Seite 5 der vorigen Nummer ist auf der rechten Spalte der auf Zeile 6 von unten beginnende Satz durch eine Zeilenversetzung gestört. Er soll lauten: Damit fiel den übrigen Truppen allein die Aufgabe zu, die Festungen Kosel und Neiße zu belagern, sowie die Entsatzversuche des Gegners abzuwehren. . . .

In der Note 2 auf Seite 4 muß es statt 13,000, 63,000 Mann heißen.

Der gestirnte Himmel im Monat Januar

(gültig für die Mitte des Monats um 10 Uhr abends).

Umrahmt von einer Reihe der glänzendsten Sternbilder, zieht die Milchstraße als breites, helleuchtendes Band vom südöstlichen Horizont aus südlich am Zenitpunkt vorbei, macht hier eine scharfe Biegung und geht dann in geradliniger Richtung, parallel zum Meridian und nur wenig westlich desselben, zum nördlichen Horizont. Im Zenit steht das Sternbild des Fuhrmanns mit dem Stern erster Größe Capella und der hellen Bellatrix. Südlich der Milchstraße kulminiert im Süden das prächtige Sternbild des Orion, in welchem uns besonders die Sterne erster Größe Betelgeuze und Rigel durch ihren Glanz auffallen. Der zuerst genannte, am südwestlichen Rande der Milchstraße stehende und in goldig-rotem Lichte glänzende Stern (Alpha im Orion) geht eben durch den Meridian. Nur wenig südlich vom „Jakobsstab" (Gürtel des Orion) ist mit einem Opernglas, in dunklen Nächten schon mit freiem Auge, der berühmte Orionnebel wahrzunehmen.

Nordwestlich vom Orion steht das überaus reiche Sternbild des Stiers mit dem Stern erster Größe Aldebaran, dem hellsten Stern in der an der Gestalt eines V kenntlichen Gruppe der Hyaden (Regensterne) und dem bekannten Sternhaufen der Plejaden. Ueber den letzteren breitet sich, zum überwiegenden Teil innerhalb der Milchstraße, das Sternbild des Perseus aus, in welchem zwei besonders reiche Sternhaufen und (nahe dem westlichen Rande der Milchstraße) der kurzperiodisch veränderliche Stern Algol bemerkenswert sind. Nördlich vom Perseus und ebenfalls innerhalb der Milchstraße erblicken wir das schöne Sternbild der Kassiopeia, deren fünf hellste Sterne ein langgezogenes, quer über die Milchstraße ausgespanntes W bilden. Westlich hiervon steht das Sternbild der Andromeda, leicht erkennbar an drei fast auf einer Geraden liegenden Sternen zweiter Größe (α, β, γ Andromedae); etwas nordöstlich vom mittleren Stern befindet sich der in dunklen Nächten ebenfalls schon mit freiem Auge wahrnehmbare spindelförmig-längliche Andromedanebel. Zwischen Stier, Perseus und Andromeda stehen die Sternbilder des Widders und des Dreiecks.

Im Westen neigt sich das Sternbild des Walfisches mit dem bekannten unregelmäßig veränderlichen Stern Mira Ceti, der erst vor wenigen Tagen wieder ein, noch dazu ungewöhnlich hohes Maximum seiner Helligkeit erreichte und auch jetzt noch für kurze Zeit als Stern zweiter Größe am Himmel glänzt, dem Untergange zu. In geringer Höhe über dem nordwestlichen Horizont bemerken wir das Sternbild der Fische, sowie das des Pegasus.

Südöstlich vom Orion steht ziemlich tief das Sternbild des Großen Hundes mit Sirius, dem hellsten Stern des ganzen Fixsternhimmels. Ihm gegenüber, jenseit der Milchstraße und in etwas größerer Höhe, erblicken wir das Sternbild des Kleinen Hundes mit dem Stern erster Größe Prokyon, ferner, zwischen dem ebengenannten Sternbild und dem Fuhrmann, die Zwillinge mit den beiden hellen Sternen Kastor und Pollux und dem alle Fixsterne an Helligkeit weit überstrahlenden Planeten Jupiter, der auch im Januar noch in diesem Sternbild seine Bahn zieht. Im Osten bemerken wir noch das Sternbild des Krebses mit dem bequem mit freiem Auge sichtbaren Sternhaufen der Präsepe (Krippe), das Sternbild der Wasserschlange ist daselbst eben im Aufgang begriffen. Im Nordosten steht, noch ziemlich tief gegen den Horizont, das Sternbild des Großen Löwen mit dem Stern erster Größe Regulus. In größerer Höhe nehmen wir dort ferner das Sternbild des Kleinen Löwen und das bekannteste aller Sternbilder, den Großen Bären, wahr.

Hoch im Norden steht der Kleine Bär mit dem hellen Polarstern; er ist umgeben von den Sternbildern des Drachen, der Giraffe und des Cepheus. Tief am nördlichen Himmel stehen endlich die Sternbilder der Jagdhunde, des Mauerquadranten und des Schwans mit dem hellen Stern Deneb.

Die Sonne bewegt sich nunmehr wieder langsam dem Himmelsäquator zu; immerhin beträgt ihre Kulminationshöhe am Ende des Monats in unseren Breiten noch nicht mehr als 24 Grad. Am 2. Januar, um 9 Uhr vormittags, erreicht die Erde ihre größte Sonnennähe (das Perihel ihrer Bahn) mit 19.80 Millionen Meilen Abstand; im Laufe des Monats wächst ihre Entfernung wieder um (rund) 42,000 Meilen. Der scheinbare Durchmesser der Sonnenscheibe beträgt dementsprechend am 1. Januar 32' 32.0", am 31. Januar 32' 27.8".

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

Januar	Aufgang	Untergang
1.	8h 7m vorm.	4h 27m nachm.
8.	8 6 „	4 34 „
15.	8 3 „	4 43 „
22.	7 57 „	4 53 „
29.	7 50 „	5 4 „
31.	7 47 „	5 7 „

Am Ende des Monats steht die Sonne in der Breite von München während der Dauer von 9 Stunden 20 Minuten über dem Horizont, die Tageslänge nimmt also während des Monats Januar um eine volle Stunde zu. Indessen ist diese Zunahme auf die Morgen- und Abendstunden durchaus nicht gleichmäßig verteilt. Dies würde nur dann der Fall sein, wenn unsere Uhren genau in demjenigen Moment, in welchem die Sonne ihre größte Höhe über dem Horizont erreicht, 12 Uhr zeigen, also (wie die Sonnenuhren) nach „wahrer Sonnenzeit" gehen würden. Letzteres läßt sich bekanntlich nicht durchführen, die Angaben unserer Uhren entsprechen vielmehr der gleichförmigen Bewegung einer fingierten „mittleren Sonne" und beziehen sich überdies nicht auf den Meridian von München, sondern auf einen rund 3.5 Grad östlich davon gelegenen („mitteleuropäische" Zeit). Da nun der Unterschied zwischen dem Meridiandurchgang der „wahren" und dem der „mittleren" Sonne (die „Zeitgleichung") im Laufe des Monats Januar in positivem Sinne beständig wächst, summieren sich die beiden Abweichungen unserer Zeitmesser gegen die wahre Sonnenzeit derart, daß der Zuwachs zur Tageslänge während des Monats für die Abendstunden doppelt so groß ist, wie für die Morgenstunden.

Am 14. Januar findet eine totale Sonnenfinsternis statt, deren Elemente die folgenden sind:

	Mitteleuropäische Zeit	Östliche Länge	Nördliche Breite
Beginn der Finsternis überhaupt .	4h 53,0 m früh	45,1°	28,2°
„ „ totalen Finsternis . .	6 12,4 „	41,7	50,2
„ „ zentralen Finsternis .	6 13,5 „	41,6	50,7
Zentrale Finsternis i. wahren Mittag	7 12,1 „	89,2	38,7
Ende der zentralen Finsternis . .	7 58,0 „	131,6	57,1
„ „ totalen „ . . .	7 59,1 „	131,6	56,5
„ „ Finsternis überhaupt .	9 18,5 „	132,4	35,5

Die Finsternis ist hiernach im nordöstlichen Afrika, im östlichen Europa und — mit Ausnahme von Nordsibirien — in ganz Asien sichtbar. Die totale Verfinsterung der Sonne dagegen ist nur innerhalb des relativ schmalen Landstreifens sichtbar, über den der Kernschattenkegel des Mondes hinstreicht; die größte Breite dieser „Totalitätszone" beträgt etwa 200 Kilometer. Die Totalitätszone nimmt ihren Anfang nordwestlich vom Schwarzen Meer, wo der Mondschatten die Erdoberfläche zur Zeit des (dortigen) Sonnenaufgangs trifft, sie überschreitet dann das Kaspische Meer, geht nur wenig südlich vom Aralsee vorüber durch West- und Ostturkestan (wo die Dauer der totalen Verfinsterung ihr Maximum mit 2 Minuten 28 Sekunden erreicht), durchquert sodann die Wüste Gobi und endet mit Sonnenuntergang in der nördlichen Mongolei. In unseren Gegenden bleibt diese Finsternis völlig unsichtbar.

*

Die Phasen und Stellungen des Mondes sind im Monat Januar folgende:

7. Januar	4h	nachmittags	Letztes Viertel
13. „	8	nachts	Erdnähe (48,140 Meilen)
14. „	7	früh	Neumond
21. „	10	vormittags	Erstes Viertel
25. „	7	früh	Erdferne (54,660 Meilen)
29. „	3	nachmittags	Vollmond.

Die Zeiten des Mondauf- und untergangs sind für München:

Januar	Aufgang			Untergang		
1.	6h	16m	abends	9h	5m	vormittags
8.	12	53	nachts	12	30	mittags
15.	8	55	vormittags	6	23	abends
22.	12	15	mittags	1	23	nachts
29.	5	7	nachmittags	7	42	vormittags
31.	7	17	abends	8	49	„

Am 29. Januar findet mit Eintritt der Phase Vollmond eine partielle Mondfinsternis statt, die für alle Orte der Erde um 1 Uhr 6 Minuten nachmittags (mitteleuropäische Zeit) beginnt und um 4 Uhr 10 Minuten nachmittags endigt. Die größte Verfinsterung der Mondscheibe beträgt hierbei, in Teilen des Monddurchmessers ausgedrückt, 0.72. Der Sichtbarkeitsbereich dieser Finsternis erstreckt sich auf Nordamerika, den Großen Ozean, Australien, Asien, den Indischen Ozean und den Osten Europas. Da in München der Mond am 29. Januar erst um 5 Uhr 7 Minuten abends aufgeht, bleibt auch diese Finsternis bei uns unsichtbar.

Bedeckung. Am 11. Januar früh wird der Planet Venus vom Monde bedeckt, doch ist diese Bedeckung nur in Gegenden zwischen dem 12. nördlichen und dem 55. südlichen Breitengrade sichtbar.

*

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten beginnen sich allmählich zu verschlechtern.

Merkur geht am 4. Januar durch den niedersteigenden Knoten seiner Bahn. Am 13. Januar kommt er in nahe Konjunktion mit dem Planeten Venus, am gleichen Tage ferner in Konjunktion mit dem Monde zu stehen; am 14. Januar endlich passiert er das Aphel (den sonnenfernsten Punkt) seiner Bahn. Während der ersten Monatshälfte geht Merkur durchschnittlich noch fast eine Stunde vor der Sonne auf; er kann also, besonders zu Anfang des Monats, noch sehr wohl als Morgenstern tief am östlichen Himmel wahrgenommen werden. Dann eilt er aber ziemlich rasch der Sonne zu und bleibt für die zweite Hälfte des Monats unsichtbar.

Venus geht im Januar fast konstant um 4¾ Uhr morgens auf und steht daher als überaus hellstrahlender Morgenstern in der Morgendämmerung schon ziemlich hoch am Himmel. Am 4. Januar erreicht sie neuerdings ihren größten Glanz. Sie ist um diese Zeit unter günstigen Luftverhältnissen selbst bei Tag unschwer mit freiem Auge sichtbar und wirft in den frühen Morgenstunden, wenn anderes Licht sorgsam ferngehalten wird, deutliche Schatten, auch sind Photographien von Gegenständen und Personen im Venuslicht ohne Schwierigkeit zu erlangen. Am 8. Januar geht Venus durch den sonnennächsten Punkt (das Perihel) ihrer Bahn; am 11. Januar kommt sie in Konjunktion mit dem Monde zu stehen; ihrer hierbei für Gegenden südlich vom 12. nördlichen Breitengrad eintretenden Bedeckung durch die Mondscheibe ist schon weiter oben gedacht worden.

Mars ist rechtläufig im Sternbild der Wage und kommt der Erde im Laufe des Monats wieder um einen erheblichen Betrag (etwa um 6 Millionen Meilen) näher. Er geht im Monatsdurchschnitt gegen 2¾ Uhr nachts auf und bleibt dann bis zum Anbruch der Morgendämmerung am südöstlichen Himmel, wo er wegen seines intensiv roten, dabei doch ziemlich hellen Lichtes leicht aufzufinden ist, sichtbar. Am 9. Januar kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Jupiter geht im Januar durchschnittlich schon vor 3 Uhr nachmittags auf und erst gegen 7 Uhr morgens unter; er steht also nach wie vor als überaus hellstrahlendes, alle Fixsterne an Glanz weit hinter sich lassendes Gestirn während der ganzen Nacht am Himmel. Sein Durchgang durch die Meridianlinie, in der er seine größte Höhe über dem Horizont erreicht, erfolgt durchschnittlich um 11 Uhr abends. Noch immer bildet also Jupiter samt den vier hellsten seiner sieben Monde ein hervorragend günstiges Beobachtungsobjekt. Am 26. Januar steht er in Konjunktion mit dem Monde.

Saturn hat ganz geringe rechtläufige Bewegung im Sternbild des Wassermanns und geht mit diesem durchschnittlich schon um 9 Uhr abends unter. Da er die Süd-Nordlinie um die Mitte des Monats gegen 3½ Uhr nachmittags überschreitet, steht er zwar nach Anbruch völliger Dunkelheit noch in ziemlicher Höhe über dem südwestlichen Horizont; er sinkt aber dann rasch tiefer und kann höchstens noch während einiger Stunden beobachtet werden. Am 17. Januar kommt er gleichfalls in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Uranus geht durchschnittlich eine Stunde vor der Sonne auf und kann daher einstweilen nur für ganz kurze Zeit am südöstlichen Morgenhimmel wahrgenommen werden.

Neptun, der während des ganzen Monats nur wenige Grad östlich von dem Planeten Jupiter seine Bahn zieht, geht, wie dieser, durchschnittlich schon um 3½ Uhr nachmittags auf und erst um 7 Uhr morgens unter; er ist also gleichfalls die ganze Nacht hindurch am Himmel wahrzunehmen, jedoch nur in größeren Fernrohren als Planet erkennbar. Am 2. Januar kommt er in Opposition zur Sonne, also in die für seine Sichtbarkeit günstigste Stellung, zu stehen.

*

Kometen. Von dem Kometen Thiele (1906, g), wohl dem hellsten des vergangenen Jahres, sind schon bisher zahlreiche Beobachtungen gewonnen worden, die ohne Zweifel im neuen Jahre noch eine erhebliche Vermehrung erfahren werden, aber jetzt schon die Möglichkeit einer guten Bestimmung seiner Bahnelemente mit Sicherheit gewährleisten. Anders ist dies bei dem von einem amerikanischen Geistlichen, Rev. J. Metcalf in Taunton (Mass.), Mitte November v. J. entdeckten Kometen 1906, h, der andauernd sehr lichtschwach und daher schwierig zu beobachten ist. Doch konnte Ebell in Kiel aus den bis jetzt erlangten Beobachtungen immerhin eine elliptische Bahn ableiten, innerhalb welcher dieser Komet im Zeitraum von 7 Jahren 7 Monaten einen Umlauf um die Sonne vollendet. Der Durchgang des Kometen durch den sonnennächsten Punkt dieser Bahn erfolgte am 5. Dezember v. J. im Abstand von 1.63 Erdbahnhalbmessern; die Neigung der Bahnebene gegen die Ekliptik (Erdbahnebene) beträgt 14½ Grad. Von Interesse ist die Tatsache, auf die Ebell noch aufmerksam macht, daß nicht weniger als fünf andere periodische Kometen ganz ähnliche Bahnelemente besitzen wie der Komet 1906, h. So hat beispielsweise der Fayesche Komet 7 Jahre 5 Monate Umlaufszeit, die Periheldistanz von 1.65 Erdbahn-

radien und 11 Grad Neigung; es scheint also eine ganze Kometenfamilie zu existieren, deren einzelne Glieder in ziemlich gleich gestalteten und auch annähernd gleich gelegenen Bahnen die Sonne umkreisen.

*

Sternschnuppen. Regelmäßige Sternschnuppenfälle finden um den 2. und 3. Januar, heuer also hinsichtlich des Mondlichtes zu einer nicht besonders günstigen Zeit, statt; ihr Ausstrahlungspunkt liegt im Sternbild des Mauerquadranten, weshalb sie Quadrantiden heißen. Ferner sind noch vereinzelte Sternschnuppen zu beobachten in der Zeit vom 4. bis 11., am 18. und am 28. Januar, deren Radiationspunkte in den Sternbildern der Jagdhunde und der nördlichen Krone liegen.

—rt—

Bücher und Zeitschriften.

Aus unserem Kriegsleben in Südwestafrika. Erlebnisse und Erfahrungen von Max Schmidt, Divisionspfarrer der 1. Garde-Division in Potsdam, bisher in der Schutztruppe für Südwestafrika. Groß-Lichterfelde 1907, Edwin Runge.

Nach dem Beamten, dem Offizier, dem Farmer und der deutschen Frau ergreift jetzt auch der Geistliche das Wort, um uns über unsere vielumstrittene Kolonie „Südwestafrika" zu erzählen. Divisionspfarrer Schmidt zeigt sich als guter Beobachter. Manch treffliches Bild ist mit wenigen, markigen Strichen gezeichnet — ein Skizzenbuch, im Felde entstanden. Aber es hat dem Buche nichts geschadet, daß der Verfasser oft nur einen Sattel als Sitzgelegenheit und eine alte Kiste als Schreibtisch hatte. Ein frischer Zug geht durch das ganze Buch. Der Verfasser hatte seine Schule im China-Feldzug absolviert und wußte in Südwest den richtigen Ton zu treffen, wie ihn der Geistliche im rauhen Kriegsleben anschlagen muß, um den gewünschten Widerhall in den Herzen seiner Zuhörer zu finden.

Kapitel 25: „Im dreitägigen Ringen bei Groß-Nabas" und Kapitel 33: „Der Hauptschlag gegen die Karrasberge", sind wahre Kabinettsstücke afrikanischer Kriegsschilderung. Hier reicht Frenssen mit den Berichten Peter Moors nicht heran. Sie sind nur nachempfunden, Max Schmidt gibt uns vollwertige Originale.

Die eingeschobenen Auszüge aus dem Tagebuch wirken dagegen nüchtern, ermüden oft durch Wiederholungen und stellen an den nicht ganz bibelfesten Leser zu große Anforderungen. Von den vielen eingestreuten Bibelstellen kann man sagen, weniger wäre mehr gewesen.

Das Kapitel 35 über den Marsch nach Lüderitzbucht ist momentan das Aktuellste — man könnte es im Sonderdruck als Flugblatt an die künftigen Reichsboten verteilen. Wer dieses Kapitel gelesen, all die Schwierigkeiten und Fährnisse des Bay-Wegs von Keetmanshoop nach Lüderitzbucht im Geiste mit durcherlebt und sich alsdann noch gegen die Notwendigkeit eines Eisenbahnbaues verschließt, dem ist eben nicht zu helfen, dem kann man nur empfehlen, seinen kontradiktorischen Entschluß an Ort und Stelle auf schwankendem Ochsenwagen mit halbverdursteten Zugtieren davor nachzuprüfen.

Zur Richtigstellung sei noch bemerkt, daß in der Hererosprache Feuer nicht umba (wie auf Seite 49 angegeben) heißt, sondern omuriro; umba (in Ovambo) oder yumba (in Herero) heißt schießen oder werfen.

Zweifelsohne ist Max Schmidts Büchlein eine dankenswerte Bereicherung unserer Kolonialliteratur und für die vielen Hunderte Mitkämpfer ein bleibendes Erinnerungsblatt aus ernster, verantwortungsvoller Zeit.

Grunewald. Ralph Zürn.

Kommentar zum Gesetz betr. die Gesellschaften mit beschränkter Haftung von Dr. J. Liebmann, 5. Aufl. Berlin 1906, Verlag von Otto Liebmann X. 260 Seiten. Preis 5.60 M.

Das Reichsgesetz betr. die Gesellschaften mit beschränkter Haftung. Systematische Darstellung und Kommentar von L. Parisius und H. Krüger. 4. Aufl. Berlin 1906, Verlag von J. Guttentag. 490 Seiten.

Die große Zahl der Kommentare zum Gesetz betr. die G. m. b. H. ebenso, wie die rasche Folge von Auflagen, welche die beliebteren derselben innerhalb weniger Jahre erlebt haben, ist der beste Beweis, welch große Bedeutung das Gesetz für den Verkehr gewonnen und wie sehr sich gerade diese Form der Handelsgesellschaft eingebürgert hat. Die vorliegenden Kommentare sind beide trefflich geeignet, in die Kenntnis des Gesetzes einzuführen und werden überall, wo man sich mit handelsrechtlichen Fragen beschäftigt, vortreffliche Dienste tun. Insbesondere halte ich den Kommentar von Parisius und Krüger für die beste Arbeit, auf dem vorliegenden Gebiete und möchte ihn, was praktische Brauchbarkeit anlangt, selbst dem — ebenfalls jüngst in neuer Auflage erschienenen — Staubschen Kommentar vorziehen. Die Erläuterungen sind außerordentlich eingehend, klar und fließend geschrieben und verwerten die Literatur ebenso wie die Judikatur mit der größten Vollständigkeit. Besonders dankbar wird der vielbeschäftigte Praktiker die in dieser Auflage wieder bedeutend vermehrten Entwürfe von Gesellschaftsverträgen begrüßen, bei deren Auswahl und Durcharbeitung die Verfasser hervorragendes Verständnis gerade für die Bedürfnisse der Praxis bewiesen haben. Der vortrefflich geschriebene systematische Teil macht das Buch auch für Lernende geeignet.

Klarheit und Uebersichtlichkeit der Anordnung, sowie sorgfältige Verwertung von Literatur und Rechtsprechung kann auch dem Liebmannschen Kommentar nachgerühmt werden — sehr zweckmäßig scheint mir die Beifügung des preußischen Einkommensteuergesetzes im Anhang.

München. Paul Bauer.

*

Hochschulnachrichten.

hc. **Tübingen.** An Stelle des verstorbenen Professors Dr. Paul Vetter ist der Stadtpfarrer Dr. Paul Rießler in Blaubeuren zum ordentlichen Professor der alttestamentlichen Exegese in der katholisch-theologischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Bonn-Poppelsdorf.** Die hiesige landwirtschaftliche Akademie wird im laufenden Winter-Halbjahr (1906/07) nach vorläufiger Feststellung von insgesamt 480 (496) Studierenden besucht, und zwar von 463 (470) ordentlichen Hörern und 17 (26) Hospitanten.

Unter den ordentlichen Hörern befinden sich: Studierende der Landwirtschaft 148 (171); Studierende der Kulturtechnik und Geodäsie 315 (299). (Die entsprechenden Zahlen des Wintersemesters 1905/06 sind zum Vergleich in Klammern beigefügt.)

hc. **Danzig.** Der etatsmäßige Professor für Statik der Baukonstruktionen, Brücken- und Eisenhochbau an der hiesigen Technischen Hochschule, Geh. Regierungsrat Reinhold Krohn wurde in Würdigung seiner Verdienste um die Förderung der Brückenbaukunst durch anregendes Forschen, vorbildliches Schaffen und erfolgreiches Lehren von der Technischen Hochschule zu Aachen zum Doktor-Ingenieur ehrenhalber ernannt.

hc. **Jena.** Am 31. Dezember ist der Senior der hiesigen Juristenfakultät Geh. Justizrat Dr. Burkhard Wilhelm Leist, Ordinarius für Zivilrecht, im Alter von 88 Jahren gestorben.

hc. **Berlin.** Der Landbauinspektor im preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten Arthur Kickton ist bei der Abteilung für Architektur der hiesigen Technischen Hochschule als Privatdozent für das Lehrfach „Uebungen im Skizzieren und in der malerischen Darstellung von Architekturen unter Berücksichtigung ihrer Umgebung" zugelassen worden. — Der bisherige Dozent, Diplom-Ingenieur Philipp Schuberg ist zum etatsmäßigen Professor an der Technischen Hochschule ernannt worden; durch Ministerialerlaß vom 21. Dezember ist dem Genannten vom 1. Januar 1907 ab die etatsmäßige Professur für den konstruktiven Unterricht in der Abteilung für Chemie und Hüttenkunde verliehen worden.

Der ordentliche Professor für Eisenbahnbau an der technischen Hochschule zu Hannover, Geh. Regierungsrat Karl Dolezalek, ist als Nachfolger des verstorbenen Geh. Rats Professor A. Göring, an die hiesige technische Hochschule berufen worden.

hc. **Lemberg.** Den Privatdozenten an der hiesigen Universität Dr. Franz Kosminski (Geburtshilfe und Gynäkologie) und Dr. Gustav Bikeles (Mikroskopische Anatomie des Nervensystems) wurde der Titel eines außerordentlichen Professors verliehen.

* **Chicago.** Der hiesigen Universität hat Rockefeller drei Millionen Dollars gestiftet.

Jahrgang 1907. München, Freitag, 4. Januar. Nummer 3.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Baueriſchen Druckerei und Verlagsanſtalt, Geſellſchaft mit beſchränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufſchrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Inſertionspreis: Die viergeſpaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Poſt bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wiſſenſchaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Poſt bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Poſtämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Peterſen in München.

Inhalt:

Zur Vorgeſchichte der heutigen Krankenkaſſen. Von Profeſſor Dr. med. K. Baas (Karlsruhe).

Ueber die Rückkehr zur Natur. Von Dr. E. Dacqué (München).

Bücher und Zeitſchriften.

Engelbert Hegaur und Owlglaß: Des François Rabelais, weiland Arzney-Doktors und Pfarrers zu Meudon Gargantua. Des François Rabelais Pantagruel. — Otto Braun: Schellings geiſtige Wandlungen in den Jahren 1800—1810. — O. Lubarſch: Ueber die ſogenannte Viviſektion.

Allgemeine Rundſchau.

Die zivilrechtlichen Folgen der Verrufserklärung (Boykott).

Kleinere Mitteilungen. — Hochſchulnachrichten.

Zur Vorgeſchichte der heutigen Krankenkaſſen.

Von Profeſſor Dr. med. K. Baas (Karlsruhe).

Wenn die Anhänger der humaniſtiſchen Vorbildung, wie ſie auch von den Medizin-Studierenden als Grundlage ihres Studiums bis vor kurzer Zeit ausſchließlich verlangt wurde, zur Begründung ihrer Anſchauung darauf hinweiſen, in wie hohem Maße unſere moderne Kultur noch auf den Schultern der Antike ruhe, ſo dürfen gerade wir Aerzte das letztere Argument nicht verkennen oder gar als unrichtig gänzlich zurückweiſen wollen. Zwar iſt unſere heutige Wiſſenſchaft und Kunſt von der des Hippokrates und Galenos ebenſoweit verſchieden, wie es das moderne Leben in ſeinen mannigfaltigen Betätigungen überhaupt von dem der Alten iſt; aber nicht zuletzt auf dem Gebiete der Medizin erkennen wir, wie ſpätere, ja neuzeitliche Ideen ſchon vorhanden oder vorbereitet waren in längſtvergangener Zeit. Sodann erkennen wir die ſittlichen Grundlagen unſeres Handelns auch in den Leitſätzen antiker Aerzte, deren einige in monumentaler Form uns im hippokratiſchen Eid überliefert ſind.

Wenn ich im folgenden von der Vorgeſchichte einer Einrichtung, wie ſie unſer heutiges Krankenkaſſenweſen darſtellt, ſprechen will,[1]) ſo möchte mancher gewiß den Einwand erheben, daß dieſes ja geradezu unter den Augen der lebenden Aerztegenerationen entſtanden ſei und ſomit ein Novum im Bereich der ärztlichen Tätigkeit nicht nur, ſondern überhaupt im Kulturleben der Völker darſtelle. Daß dem jedoch nicht ganz ſo iſt, daß vielmehr auch hier die letzten Wurzelausläufer ſogar bis in das klaſſiſche Altertum zurückreichen, während ſtarke Hauptwurzeln im Mittelalter ſich gründen, das gedenke ich nunmehr genauer darlegen zu können.

Schon in Griechenland gab es Handwerkergenoſſenſchaften, welche ihren Mitgliedern im Falle der Not einen Vorſchuß geben ſollten, der dann von jenen in beſſerer Lage ſollte zurückgezahlt werden. Handelte es ſich hierbei um Bedrängniſſe im wirtſchaftlichen Leben, ſo gingen die Zwecke der römiſchen „Collegia tenuiorum“, deren Mitglieder in bemerkenswerter Weiſe ſich „Brüder“ nannten, ſchon weiter. Ihre durch monatliche Beiträge, auch durch Stiftungen gebildeten, öfters reichen Kaſſen gewährten, außer anderem, im Sterbefalle den Hinterbliebenen die Beerdigungskoſten; als ein intereſſantes Beiſpiel dafür, was alles von den Römern weit in das von ihnen eroberte nordiſche Barbarenland übertragen wurde, ſoll hier erwähnt werden, daß ſich die Statuten eines ſolchen „collegium funerarium“ in Siebenbürgen aus dem Jahre 167 n. Chr. erhalten haben.[2]) Und auch das mag von jenen römiſchen Einrichtungen nicht unerwähnt bleiben, daß die genannten Stiftungen, welche etwa bei Todesfällen gemacht wurden und welche zugleich das Gedächtnis der Verſtorbenen bewahren ſollten, vielfach, ja ſogar bis in Einzelheiten hinein, zum Vorbild gedient haben den ſpäteren Stiftungen in chriſtlicher Zeit, durch welche ſo häufig die Gründung und Unterhaltung von Hoſpitälern und ähnlichen Anſtalten der werktätigen Nächſtenliebe ermöglicht wurde.

Jene römiſchen Collegia gaben in mancher Beziehung auch für den Aufbau der entſtehenden älteſten chriſtlichen Gemeinden das Muſter ab; daß wir aber hier von beſonderen, etwa genoſſenſchaftlichen Einrichtungen für gegenſeitige Hilfeleiſtung bei Krankheiten nichts weiter vernehmen oder wiſſen, iſt uns bei dem brüderlichen Charakter dieſer verſtändlich. Es beſteht hier eine Aehnlichkeit mit den ſpäteren, mittelalterlichen Bruderſchaften der Zünfte, welche anfänglich auch, weil ſozuſagen ſelbſtverſtändlich, jener gegenſeitigen Hilfedarbietung nicht beſonders gedachten in den uns erhaltenen Statuten.

Aus den letzten Jahrhunderten der alten Zeit und aus dem Anbruch des Mittelalters fehlt uns die Kunde von charitativen Vereinigungen der uns hier intereſſierenden Art; nur entfernt hinweiſen könnte man vielleicht auf die mönchiſchen Genoſſenſchaften, deren Mitglieder ja auch in Krankheiten für einander beſorgt waren. Fand doch neben anderen kulturellen Ueberlieferungen bei ihnen,

[1]) Die Werke von O. Gierke, Deutſches Genoſſenſchaftsrecht I, 1868, und Stier-Somlo, Deutſche Spezialgeſetzgebung I. 1906, ſowie von W. Roſcher, Syſtem der Armenpflege ꝛc., 3. Aufl. 1906, bieten hierüber kaum etwas; weſentlich mehr das vortreffliche Werk von Uhlhorn, Geſchichte der chriſtlichen Liebestätigkeit II, 402 ff.; einiges auch G. Schanz, Zur Geſchichte der deutſchen Geſellenverbände, 1877, und C. Neuburg, Zunftgerichtsbarkeit und Zunftverfaſſung, 1880. Viele Einzelheiten bietet die alte Folge der Zeitſchrift für Geſchichte des Oberrheins (zitiert: Mone . . .). Mehrere Angaben über Dänemark ſind entnommen aus E. Wilda, Das Gildenweſen im Mittelalter, 1831.

[2]) O. Hartwig, Unterſuchungen über die erſten Anfänge des Gildenweſens, in „Forſchungen zur deutſchen Geſchichte“. Bd. I, S. 156. Hier auch die Angaben über Cambridge.

und speziell bei den Benediktinern, auch die Heilkunde eine für manche Zeiten einzige Stätte der Bewahrung und Pflege, wie ja ferner das klösterliche Hospital das Muster der dann nachfolgenden, der Linderung körperlicher Not dienenden Laienanstalten war!

Erst im fränkischen Reiche, unter den Karolingern, und des genaueren unter der Regierung des großen Karl, tauchen wieder Genossenschaften auf — Gildoniae, wie sie mit einem neuen, den Urkundenschreibern deutlich ungewohnten Worte erstmalig im Kapitulare von 779 heißen, welche auch auf brüderliche Unterstützung bei Unglücksfällen und Verarmung hinzielen. Aber in erster Linie sind es wiederum Vereinigungen zu wirtschaftlichen Zwecken mit politischem Beigeschmack, aus welch letzterem Grunde sie bei den Herrschern nicht immer beliebt waren. Die Fürsorge bei Krankheit eines Genossen tritt seltener hervor, wiewohl sie nicht gefehlt haben wird.

Da deutsche Urkunden darüber nichts melden, muß und darf hier das Statut einer freilich auch jüngeren, nämlich aus dem 11. Jahrhundert stammenden, englischen Gilde, derjenigen von Cambridge, herangezogen werden: da heißt es, daß ein Bruder, der außer Landes krank wird, von den Brüdern lebend oder tot heimgeholt werden soll; nach dieser Bestimmung scheint es erlaubt, anzunehmen, daß auch sonst wohl eine Fürsorge der Genossenschaft in Krankheitsfällen ins Werk trat, wie die später folgenden Gildenordnungen weiterhin vermelden.

Gleichfalls aus fremdem Land muß ich zunächst hierfür meine Belege noch herholen; diesmal ist es Dänemark, aus dem die Nachrichten stammen. Hier bestanden seit der zweiten Hälfte des 12., resp. seit dem 13. Jahrhundert die Gilden zu Flensburg, zu Odensee und die nach König Erich genannte; in den Satzungen dieser drei Vereinigungen heißt es, daß, wenn ein Gildebruder krank wäre, andere bei ihm wachen sollten, in welchem Ausdruck wir doch wohl eine auch weitergehende gegenseitige Hilfeleistung erblicken dürfen; starb er aber, so geleiteten ihn alle zu Grabe und brachten Opfer, um für sein Seelenheil Messen lesen zu lassen.

Um diese Zeit beginnen nun auch die deutschen Quellen zu fließen; und vielfach begegnen wir jetzt den Bruderschaften der Zünfte, wie sie bei uns heißen, welche neben anderen Aufgaben auch den Zwecken der Krankenfürsorge, sowie der Invalidenversorgung dienten.

So viel ich sehe, ist ein Beispiel der letztgenannten Art das älteste, welches wir in Deutschland besitzen: aus dem Jahre 1240 wird uns vermeldet, daß die Schuhmacherzunft in Bremen mit dem Komthur der Deutschordensherren daselbst den Vertrag schloß, daß im Spital des Ordens jeder ihrer Meister, welcher durch Krankheit oder Armut oder Alters arbeitsunfähig geworden sei, Aufnahme und Verpflegung finden solle wie jeder andere Pfründner des Hauses.[3])

Finden wir hier die Meister besorgt für ihre alten und kranken Tage, so berichten uns — und viel ausgiebiger — die späteren Nachrichten über die Tätigkeit der Verbände unselbständigerer Genossen, welche ja in der Tat den Unbilden des täglichen Lebens weit mehr ausgesetzt waren als jene.

Aus vorwiegend wirtschaftlichen Gründen hatten die Handwerksgesellen sich zusammengeschlossen in ihren Bruderschaften, welche außer rein geselligen Veranstaltungen, der Erfüllung religiöser Pflichten u. s. w., auch den Schutz der Mitglieder in den mancherlei Nöten des Lebens zur Aufgabe hatten; daher mag frühzeitig die Vorsorge für den Fall möglicher Krankheit ihnen zugefallen sein, welche mit Hilfe der dafür bestimmten „Büchse", d. h. Kasse, verwirklicht wurde. In der Tat lassen die zahlreichen in den Urkunden des 14. Jahrhunderts zutage tretenden Bestimmungen darauf schließen, daß schon lange vor der uns überlieferten schriftlichen Festlegung jene gegenseitige Hilfeleistung geübt worden sein muß, die dann als pflichtgemäße Auflage in den Satzungen erscheint. Uebrigens waren Meister und Gesellen — letztere gewöhnlich „Knechte" genannt, während die Lehrlinge als „die Jungen" erscheinen — nicht überall und zu allen Zeiten in den Bruderschaften getrennt; vielmehr finden wir eine ganze Anzahl solcher Vereinigungen, welchen beide Stufen handwerklich Arbeitender angehörten: in Freiburg bezahlten z. B. Meister und Gesellen wöchentlich einen Pfennig in die Büchse der Bader.[4]) Manchmal allerdings tritt ein schroffer Gegensatz zutage, so zum Beispiel, wenn in Straßburg 1529 die Meister sich weigerten, zur Kasse der Gesellen einen Beitrag zu geben.

Gehen wir nun zur besonderen Betrachtung solcher Bruderschaften und ihrer Betätigung über, so möge mit dem Statut der Kürschnergesellen in Stendal[5]) begonnen werden. Unter dem 8. September 1372 wurde da bestimmt, daß jeder Neueintretende als Eintrittsgeld „synen godes penningh" bezahlen solle; dann aber mußte der Meisterknecht „to iowelken verndeil iares in de bussen ghewen twe penninghe unnd de Junghe knecht enen penningh. Weret sake, dat ennich kortzenwechterknecht unmechtig unnd kranck worde synes lyves, denn schal man von deme ghelde ut der busse lyen to syner noet vyf schillinghe penninghe, icht he so arm sy, dat he der pennighe nicht me hette. Weret, dat de krancke knecht hirboven to syner noet mer penninghe bedorfte, de scolen enlyen de meyster unnd de knecht, de de busse met den penninghen bwaren, unnd sy scolen dat holden na orer twier rade, unnd wenner de krancke knecht ghesunt wirt, so schal he in unsem wercke de vorscreven ghelegene penninghe wedder gheven den knechten in ire busse."

Etwas Aehnliches erfahren wir aus Rufach im Oberelsaß,[6]) woselbst am 27. September 1399 der Guardian des Minoritenklosters und die Schmiedeknechte vor dem Rat erschienen und bekannten, daß sie eine Bruderschaft aufgerichtet hätten. Im Stiftungsbriefe heißt es, daß jeder eintretende Knecht 6 Pfennige Basler Münze als Eintrittsgeld, sodann 2 Pfennig wöchentlichen Beitrag zu bezahlen habe. Sollte ein Knecht krank werden . . ., so werden ihm aus der Kasse 5 Schilling geliehen, die er nach seiner Genesung zurückzugeben hat. Stirbt er, so soll das Geld von seiner Hinterlassenschaft abgezogen werden.

Dem seither Gesagten fügen nun die Satzungen der Bruderschaft der Bäcker- und Müller-Knechte zu Offenburg,[7]) welche in einer Fassung vom 5. Juli 1406 erhalten sind, noch hinzu, daß der mit seinem Wochenbeitrag von einem „Helbeling" 14 Tage im Verzug bleibende Knecht in sechs Straßburger Pfennige Strafe verfallen sei, von der ein Drittel dem Schultheiß, zwei Drittel der Büchse zukommen. Sodann hören wir von einer Art von Abstufung des Betrags, indem derjenige, dem „ez giltet zuo der wochen zuo lone under sehs pfeningen, der sol alle fronvasten geben zwen pfening".

„Beschehe ooch," so heißt es später, „daß under inen einer siech würde vnd sin begerte, dem sol man lihen vß der

[3]) Böhmer, Geschichte des Zunftwesens, in „Preisschriften der Jablonowskischen Gesellschaft". Bd. IX, S. 67.

[4]) Baas, Gesundheitspflege im mittelalterlichen Freiburg. 1905. S. 61. — Das folgende bei Schanz.

[5]) Riedel, Codex diplomat. Brandenburgensis. I. 15. S. 176/177.

[6]) Th. Walter, Das Minoritenkloster zu St. Katharina in Rufach. Alemannia XXII.

[7]) E. Batzer, Die Satzungen der Bäcker- und Müllerzunft zu Offenburg. Alemannia XXII.

bühßen zwen schilling pfening; bedarff er aber me gelts, hett er denne guote pfant, so soll man im gelt lihen vsser der bühßen vff die pfande; Stirbet er aber, so sol man die zwen schilling pfennig ooch uff die pfant slahen vnd sol im helffen, daz er begraben werde zuo der lutkirchen zuo Offenburg oder zuo dem closter, obe er sin begert hett, vnd sol man den costen ouch uff die pfant slahen; hett er aber kein pfant, oder gebreste an den pfanden, so sol man im doch in daz grap helffen vnd sol den costen ußer der bühßen nemen; vnd wer ez, daz man eyme gelt lühe uff pfant vnd derselbe stürbe, hett er denne erben oder wer in von rechtswegen erben sölt, der mag die pfant lösen vnd sol daz gelt vmb die pfant vnd den costen, daz es biß in daz grab kostet hett, mit einander geben."

Wie paaren sich hier in für jene Zeit charakteristischer Weise Härte und christliche Milde auch nach dem Tode noch in diesen naiven Satzungen der ehrbaren Handwerksknechte!

Das Leihen auf Pfand ist allgemeiner gebräuchlich, so zum Beispiel auch in der Ordnung der Kupfer- und Hufschmiedegesellen zu Freiburg von 1481, nach welcher übrigens ein jährlicher Gesamtbeitrag der Mitglieder von 3½ Taglohn bezahlt werden mußte. Doch wurde auch unter milderen Bedingungen ein Darlehen gewährt, wie etwa bei der Bruderschaft der Rot- und Weißgerbergesellen zu Kolmar (Mone, XVIII, 22 f.), die im Jahre 1470 bestimmte, daß man einem Siechen „sol lihen funf schilling pfening usser irer buchse, doch also, daß er bi siner truwe gelobe, so erste er ufkumpt und in got beratet, das er die wider bezalen wolle". Uebrigens lieh auch die erwähnte Freiburger Ordnung dem kranken Gesellen fünf Schillinge zunächst auf sein Wort hin; erst wenn seine Krankheit so lange dauern sollte, daß er den Vorschuß verzehrte, so sollte man ihm weiteren Vorschuß auf Pfänder leihen, während es gerade in umgekehrter Weise bestimmt war in der Konstanzer Wollenwerberordnung, von 1386. (Mone IX, 143.) Jene Pfänder aber durften in Freiburg vor Ablauf eines ganzen Jahres nicht verkauft werden. (Mone XVIII, 25.) Und die Freiburger Schneidergesellen-Bruderschaft setze 1525 fest, daß man dem kranken Bruder sonst helfen solle, wenn er kein Pfand besäße; vielleicht traf diese Voraussetzung hier gerade des öfteren zu. (Mone XVII, 56.) Es würde ermüden, noch weiterhin im Genaueren die einzelnen Bestimmungen über die Geld-Beiträge und -Darlehen anzufügen; nur das sei noch erwähnt, daß in der schon einmal genannten Straßburger Bruderschaft einheimische Gesellen monatlich einen Pfennig, fremde aber zwei Pfennige zu bezahlen hatten. Interessant ist auch der moralische Anstrich, welchen die Hamburger Barbiere 1452 ihrer Ordnung dadurch gaben, daß sie bestimmten, daß solche kranke Knechte unterstützt werden sollten, die es verdienten; bekanntlich haftete ja gerade an diesem Handwerk lange der allgemeinere Vorwurf der Unehrlichkeit, den auch König Wenzel ihm nicht zu nehmen vermochte.

Sehen wir uns nun die Leistungen jener alten „Krankenkassen" an die „Versicherten" an, so müssen wir gestehen, daß sie in gar mancher Beziehung an die der heutigen heranreichen, insbesondere, wenn wir die ungünstigeren Zeitumstände dabei berücksichtigen.

Die Gewährung einer Art von Krankengeld haben wir schon in den oben angeführten Satzungen der Kürschnergesellen zu Stendal kennen gelernt; sie geht in der gleichen Weise hindurch durch alle anderen Bestimmungen. Freilich liegt gegenüber dem heutigen Modus darin ein beträchtlicher, in seiner Wirkung harter Unterschied, daß der Rückersatz des „Almosens", wie es zum Beispiel in der Freiburger Ordnung der Huf- und Kupferschmiedgesellen heißt, verlangt wurde, den der eben Genesene wohl öfter nur schwer zu leisten vermocht haben wird, auch wenn ihm ein Jahr Frist für die Einlösung seiner Pfänder gewährt war.

Außer dieser Geldunterstützung haben frühzeitig alle Bruderschaften für geeignetes Unterkommen und damit besser gewährleistete Behandlung und Heilung des Erkrankten dadurch gesorgt, daß sie in der Regel mit Spitälern die Aufnahme der Bedürftigen vereinbarten.

Im Jahre 1340 bezahlten die Weberknechte zu Basel[8]) jährlich 5 Pfund Pfennige an das Spital für zwei Betten; ein Bett hatten die Gärtner sich ausbedungen. Ein Bett mit einem Glasfenster oben daran hatten die Grautucher und Rebleute; sie gaben dafür 23 Reliquien her und statteten das Bett aus. In wie eingehender Weise damals derartige Abkommen getroffen wurden, ersehen wir aus der schon einmal erwähnten Offenburger Ordnung von 1406, aus welcher ich den betreffenden charakteristischen Abschnitt darum hierhersetze: „Dar zuo hant sü in dem spittal zuo Offenburg gekoufft ein bettstatt vnd ein bett, zwei Küssü, ein houbtpfulwen, zwei lylachen, ein sergen vnd waz do zuo gehört, also vnd mit der gedinge, wenne ein brotbecker kneht oder müller kneht zuo Offenburg siech würt vnd dez spittals nottürfftig ist, daz man in denne in dieselbe bettstatt vnd uff daz bett mit siner zugehörde legen sol also ferre, obe die, die von dez rats wegen uiber den spittal gesetzt sint, denne erkanntent nach des spittals ordenunge von alter her, daz er dez spittals nottürfftig sye vnd darin gehöre noch des spittals ordenunge. Beschehe aber, daz daz bett, die küssü mit ander ir vorgeschriben zugehörde fulete oder abegienge, wie sich daz fuogte, so sol dez spittals pfleger zuo Offenburg an dez spittals statt ander bettegewand dez glichen, dem daz do abgegangen ist an die statt legen. Man sol ooch die bettstatt mit ir zugehörde in eren halten vnd sol niemant an daz bett legen denne brotbecker kneht vnd müller kneht, ez were denne, daz von zuo viel siechen wegen in dem spittal gebreste wäre an betten, so möhte man daz bett brouchen mit andern siechen. Beschehe aber, daz die brotbecken kneht oder müller kneht dez betts vnd der bettstatt bedörfftent, so sol man inen daz bett rumen, wider sufern vnd bereiten mit andern wissen lylachen vnd anderem sufern gezüge, der do zuo gehört."

In ganz ähnlicher Weise lesen wir Abkommen mit Spitälern durch die Brotbäcker in Pforzheim (1423)[9]) — deren Kammer im Hl. Geistspital übrigens auch noch zum Aufheben ihrer „Gezirde" diente — und Schlettstadt (vor 1499), durch andere Bruderschaften in Straßburg, Königsberg[10]) und Freiburg, an welch letzterem Orte die allgemeinere Fassung vorkommt, daß dem siechen Bruder die übrigen Gesellen „sollent biholfen sin, das er bekomm an einen wirt, in den spital oder anderswo, als verre wir vermögent". Daß aber die Aufnahme in ein Spital nicht immer beliebt war, scheint daraus hervorzugehen, daß im Jahre 1529 die Kürschnergesellen zu Straßburg beschlossen, die verschiedenen Strafgelder, welche in ihrer Bruderschaft eingingen, „armen Krancken under uns . . . zu reichen und mitteylen, damit nit ein jeder gleich in das spital oder platterhauß gefüret werde".

In interessanter Weise gestatten übrigens die Bettstiftungen, das Herabgehen des Geldwertes im Laufe der Zeiten zu illustrieren: genügten 1340 in Basel fünf Pfund Pfennige für zwei Betten, so kostete in Freiburg 1555 die Schneidergesellen ein Bett 40 Gulden, während 1572 65 Gulden bezahlt werden mußten. 1756 aber stifteten in Kolmar die Küfer ein Bett um 300 Gulden;

[8]) D. A. Fechter, Basel im 14. Jahrhundert. S. 31.
[9]) Mone, XXIV, 361 und 365; XVIII, 13.
[10]) v. Baschko, Geschichte von Königsberg.

und heute genügt auch das Vielfache des letzten Betrages nicht mehr bei unseren modernen Krankenhäusern!

Nur noch kurz seien die Leistungen jener alten Bruderschaften angeführt, welche über den Tod der Mitglieder noch hinausgingen; sie stellen eine Brücke dar zu den religiösen Pflichten derselben, deren Betrachtung außerhalb des uns gesteckten Rahmens führen würde. Bei den Schneidergesellen zu Mainz wird im Jahre 1397 eine Kasse erwähnt, die beim Tod eines Meisters oder Gesellen ein Sterbegeld zahlte (Mone XVII, 47); daß die Bäcker und Müller zu Offenburg 1406 auch dem arm verstorbenen Bruder „in daz grap helffen und den costen usser der bühssen nemen" ließen, haben wir bereits oben gesehen. Und 1419 hören wir, daß die Bäckerknechte in Freiburg einen Vertrag mit dem Armenspital geschlossen hatten, wonach sie zwei Gräber auf dem Kirchhofe desselben besaßen. Es erweist sich in alledem auch hier die tiefe Mitwirkung religiöser Motive, die ja im Mittelalter sozusagen auf Weg und Steg uns entgegentreten.

Der Gedanke der Versicherung gegenüber Krankheit und Not war zu einleuchtend, als daß nicht auch andere Genossenschaften als die Handwerksbruderschaften im Laufe der Zeit daraufgreifen sollten. So berichtet A. Köhler,[11]) daß die Landsknechte gleichfalls eine Kasse hatten, aus welcher Kranke Unterstützung erhielten. Auch die späteren Bergwerksknappschaften gründeten „Bruderladen" zu diesem Zweck, aus welchem außerdem den Arbeitsunfähigen ein „Gnadenlohn" gewährt wurde, worin wir eine Art von Unfallversicherung erblicken könnten.

Zunftkassen wie Knappschaftskassen haben sich durch die Jahrhunderte gehalten bis in unsere Zeit; immerhin entfalteten sie nur eine auf kleinere Kreise beschränkte Wirkung. Erst der bedeutungsvollen Botschaft Kaiser Wilhelms I. blieb es vorbehalten, jener Einrichtung die allgemeinste Ausbreitung über alle Arten der arbeitenden Bevölkerung zu geben. Wie aber in jenen alten Ordnungen der Aerzte nirgends gedacht ist, so geschah es auch im neuen deutschen Krankenkassengesetz; wenn wir, historisch betrachtend, diesen Mangel jetzt auch verstehen, so ist die Forderung doch völlig gerechtfertigt, daß künftighin die Außerachtlassung eines Standes beseitigt werde, ohne welchen die Durchführung jener humanitären Zwecke überhaupt unmöglich wäre. Dann aber werden wir Aerzte desto freudiger mitwirken an dem so segensreichen Werke der Krankenkassen, welches, wie wir nunmehr gesehen haben, längst vor uns begonnen wurde von den Bruderschaften in alten Zeiten!

[11]) Beitr. z. Geschichte der sozialen Wohlfahrtseinrichtungen in „Deutsche Zeitschrift für Chirurgie", Bd. 67.

Ueber die „Rückkehr zur Natur".

Heute im Zeitalter des allgemeinen Stimmrechts und bei der Lockerung einst stärkster sozialer Bindegewalten, nämlich der Sitte und Kirche, ist die Erkenntnis natürlicher und geschichtlicher, also der organischen und sozialen Lebensgesetze besonders dringend. Denn jene alten Institutionen lösen sich durch naturgemäße Selbstzersetzung mehr und mehr auf, und im Zusammenbruch der von den Vätern ererbten Glaubens- und Lebensanschauungen tastet der einzelne, wie das Volk, nach einem neuen, sicheren Grund, auf dem sich im Sturm des Daseins sicher stehen ließe. Wir hören oft, daß dieser Halt nur in den natürlichen Entwicklungsgesetzen zu finden sei, welche durch Jahrmillionen hindurch maßgebend waren für den Auf- und Niedergang der Lebewesen. Unter diesem Gesichtspunkt wurden neuerdings von Unold[1]) die Grundzüge einer natürlichen Ethik skizziert, welchen ungefähr folgende Gedanken zugrunde liegen:

Leben heißt „leisten und leiden". Schon auf den tiefsten Stufen des Organischen ist der Entwicklungsgang lediglich auf eine möglichst entsprechende Anpassung der Lebewesen an ihre Daseinsbedingungen, also auf ein möglichst zweckentsprechendes Funktionieren aller Einzelindividuen im Dienst der Art gerichtet. Persönliche Glücksempfindung des Individuums kann zwar aus dem harmonischen Zusammenwirken der Teile im ganzen resultieren, niemals aber Naturzweck an sich sein, da die Entwicklung noch nie und nirgend im größtmöglichen materiellen oder psychischen Wohlbefinden des Einzelwesens gipfelte. Für die Natur ist das Individuum nichts, die Art alles. Dies ist es, was den naturerkennenden Ethiker — im Gegensatz zu den meisten bisher auf die Entwicklungslehre aufgestellten Systemen — zum schärfsten Widerspruch veranlassen muß gegen die heutzutage fast durchweg gehegten eudämonistischen Erwartungen, die man besonders von seiten der radikalen Parteien an den Fortschritt des Menschengeschlechts knüpft. Unter Beachtung der oben gegebenen Definition von „leben", muß man vielmehr zu der Ueberzeugung kommen, daß das Entwicklungsziel nicht sein kann: „Größtes Glück", sondern „größte Tüchtigkeit der größten Zahl". Hieraus ergibt sich aber sofort eine Reihe ganz bestimmter ethischer Forderungen, die sich auf drei Funktionen beziehen: Erhaltung der Individuen als Volksgemeinschaft, Anpassung und Fortpflanzung.

Das zweite Lebensgesetz, welches wir aus der Naturerkenntnis abzuleiten in der Lage sind, ist die organische Entwicklung selbst, als einer unmittelbaren Folge von jenem leisten und leiden. Sie stellt sich uns ebenfalls in drei Beziehungen dar, nämlich als eine universelle Entwicklung des ganzen organischen Lebens, als generelle innerhalb einzelner Gruppen und als individuell-persönliche. In jedem dieser drei Fälle gibt sie sich als zunehmende Vervollkommnung zu erkennen, welche einerseits auf wachsender Differenzierung, andrerseits auf einer gleichzeitigen neuen höheren Vereinheitlichung beruht. Diesem Vorgang liegt das Gesetz des kontinuierlichen Zusammenhangs zugrunde, als Ausdruck der durch Korrelation verbundenen organischen Abstufungen. Das gleiche Prinzip gilt auch im sozialen Leben: Fortschritt der Rasse, erzielt durch fortwährend sich steigernde Differenzierung, welche sich in der wachsenden Zahl der Gesellschaftsstufen und in der gleichzeitigen schärferen Individualisierung des Einzelmenschen kundgibt. Darum muß man folgerichtig zu einer Verurteilung der übertriebenen Gleichheitsbestrebungen unserer Tage kommen, da sie dem naturgesetzmäßigen Verlauf der Menschheitsentwicklung zuwiderlaufen. Die sich differenzierende Gesellschaft bedarf einer immer größer werdenden Zahl selbständig Tüchtiger, welche innerhalb des Ganzen ihren Platz als Persönlichkeiten ausfüllen sollen; ihnen wird durch die äußerliche Gleichmacherei ein Hemmschuh angelegt und das allgemeine Niveau statt gehoben, lediglich auf die Stufe der minder tüchtigen Masse herabgedrückt. Aus dem gleichen Grunde ist — wie das schon von vielen auf naturwissenschaftlicher Grundlage aufbauenden Ethikern geschah — auch die übergroße Verhätschelung der Elenden und Minderwertigen zu mißbilligen, insoweit nicht auf der anderen Seite durch gleichzeitige Förderung der Tüchtigen ein Gegengewicht geschaffen wird. Denn dem in der Natur durch den Kampf ums Dasein bedingten Auslesevorgang werde durch besonders große Fürsorge für die Minderwertigkeit entgegengearbeitet zum Schaden der Rasse.

Der im Kampf ums Dasein durch natürliche Auslese geförderte organisch-soziale Entwicklungsprozeß vollzog und vollzieht sich nicht, wie der Darwinismus annimmt, allmählich und allseits durch kleine, kaum merkliche Anhäufungen von Eigenschaf-

[1]) Organische und soziale Lebensgesetze. Ein Beitrag zu einer wissenschaftlich begründeten nationalen Erziehung und Lebensgestaltung. Von Dr. Johannes Unold. Leipzig 1906, Th. Thomas.

ten in unendlichen Zeiträumen, sondern in schöpferischen Perioden oder Blütezeiten. In der Natur wie in der Kulturgeschichte sehen wir stets Kulminationspunkte von Entwicklungsrichtungen, hinter denen eine Fortsetzung nicht mehr liegt, weil sie in ihrer Art die Grenze möglichster Vollkommenheit darstellen; sie werden durch andere Entwicklungswege abgelöst. Die speziellen Richtungen der in die soziale Entwicklung übergehenden organischen sind folgende: Tierisch-körperliche Organbildung — technische Kultur; höhere Gehirnbildung — intellektuell wissenschaftliche Kultur; tierische Brutpflege — ethisch humane Kultur; tierische Vergesellschaftung — sozialpolitische Kultur; Entwicklung tierischer Kunstformen — ästhetisch-künstlerische Kultur des Menschen.

Ursachen und Triebkräfte der organisch-sozialen Entwicklung sind nach Unold psychophysischer Natur; er bekämpft darum den materialistischen Mechanismus als unzureichend für eine Naturerklärung und eine darauf basierte Ethik; denn dieser bietet keinen Raum zur Einreihung eines Hauptnaturfaktors: des Willens zum Leben. Und doch ist es gerade das mechanisch undefinierbare Moment des Selbsterhaltungstriebes, das sich schon auf den niedersten Lebensstufen als psychische Grundbedingung jeglicher Höherentwicklung ergibt. Der durch den mächtigen Willen zum Leben erzeugte Kampf ums Dasein ist es, welcher — unter den mannigfachsten Formen auftretend — eine natürliche Auslese unter den Organismen bewirkt, die zur Unterdrückung des Untauglichen und zur Vervollkommnung des Ganzen führt. Auch im sozialen Leben gültig, verliert hier der Kampf ums Dasein in dem Maß an Schärfe, als durch die bewußte Einordnung des einzelnen in das Ganze und durch freiwillige praktische Anerkennung der natürlichen Lebensgesetze der soziale Organismus an Geschlossenheit und innerer Harmonie gewinnt. Den Einzelmenschen zur Erkenntnis dieser Tatsache und zur Befolgung jener Gesetze zu erziehen ist die dringendste, in ihren Folgen aber auch segensreichste Forderung, welche unsere Zeit an den Staat stellt.

Dies ist etwa in kurzen Zügen der Gedankengang des Unoldschen Werkes. Abgesehen von einzelnen ethischen Postulaten, worüber nur zu leicht Meinungsverschiedenheiten bestehen können, mag hier nur vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus kritisch auf einzelne Punkte hingewiesen werden.

Es hätte zur festeren Fügung des natürlich-ethischen Systems beigetragen, wenn die verschiedenartige Deutungsmöglichkeit gewisser Tatsachen und Vorgänge in der Natur eingehend zur Behandlung gelangt und die widersprechenden Lösungsversuche der gestreiften Probleme einer eingehenden Kritik unterzogen worden wären. So ist beispielsweise die Entscheidung der meines Wissens auch schon von Aristoteles behandelten Frage, ob das Bedürfnis ein Organ schafft oder ob erst nach vorhandener Anlage eines Organs ein Bedürfnis zu seiner Betätigung eintritt, eine höchst wichtige, und zwar aus folgendem Grund: Bilden sich zuerst Organe und folgt daraufhin die mit ihnen zu vollbringende Tätigkeit, dann müssen, auf das Soziale angewendet, auch zuerst die sozialen Formen und Möglichkeiten vorhanden sein, ehe der Mensch nach ihnen zu handeln in der Lage wäre. Liegt der Fall aber umgekehrt, ist zuerst ein Bedürfnis da, und bildet sich als Folge davon das Organ, so würde das für das Soziale bedeuten: zuerst sind Bestrebungen vorhanden und diese schaffen sich ihre Formen, in denen sie sich auswirken. Im letzteren Falle wäre das psychische Ursache, im ersteren nur Folgeerscheinung. Die Wichtigkeit, welche die eine oder andere Lösung dieses Problems für die Ethik hat, ist ersichtlich.

Das Gleiche mag aber in erhöhtem Maß von folgender Frage gelten: Ist es theoretisch berechtigt, in den menschlichen Verhältnissen nicht nur Analogien, sondern eine wesensgleiche Entwicklungsfortsetzung organischer Lebenserscheinungen zu sehen? Wenn der Verfasser beispielsweise die Stammbildung der Barbaren mit der organischen Entwicklungsstufe des Wurmtypus und dessen gleichwertiger Quergliederung vergleicht, wobei auch nach Abtrennung einzelner Teile durch Wachstum ein ganzes Tier sich regenerieren kann, so wäre, abgesehen von der Betonung der Analogie, auch noch der Nachweis zu erbringen, daß hier eine wahre Wiederholung des Gleichen auf höherer Stufe, also eine Identität vorliege. Einzig und allein von diesem Nachweis hängt die Anwendbarkeit von Naturgesetzen auf die Ethik ab, und dieser Frage gegenüber verschwindet zunächst auch der Streitpunkt, ob wir mechanische oder psychophysische Entwicklungsgesetze anerkennen sollen.

Es kann nur von Vorteil sein, wenn sich eine möglichst große Zahl von Gebildeten direkt und indirekt an der Herausarbeitung der in den sozialethischen Fragen verborgenen Probleme beteiligt. In diesem Sinne müssen wir unter Beiseitesetzung aller etwaiger Meinungsverschiedenheiten ein Werk begrüßen, welches, wie das genannte, uns so beachtenswerte Motive menschlichen Handelns und menschlicher Lebensgestaltung kennen lehrt und deren Anwendung mit so viel Wärme vertritt.

München. E. Dacqué.

Bücher und Zeitschriften.

Des François Rabelais, weiland Arzney-Doktors und Pfarrers zu Meudon Gargantua verdeutscht von Engelbert Hegaur und Dr. Owlglaß. Verlegt bei Albert Langen, München 1905.

Des François Rabelais Pantagruel. Erstes Buch verdeutscht von Engelbert Hegaur und Dr. Owlglaß. Verlegt bei Albert Langen, München 1907.

Hegaurs und des Dr. Owlglaß Absicht war, in diesen beiden Bändchen den Humor und das Groteske des alten französischen Spötters dem deutschen Leser leicht und lesbar zugänglich zu machen. Sie nehmen den Kampf des Simplizissimus und des ganzen Langenschen Verlages gegen Prüderie und Philisterei auf. Im Interesse bequemerer Lesbarkeit verzichten sie auf alle gelehrten Anmerkungen und Ausdeutungen und geben einen glatten Text, ohne Erläuterungen und Schlüssel. In diesem Sinne popularisierend, haben die Uebersetzer auch auf Vollständigkeit verzichtet und sind dem „Humanisten- und Scholastikerzöpflein" des gelehrten Spötters an die Haare gegangen. Aber eine „Kastration in maiorem philisterii gloriam", vor der den Uebersetzern graute, ist vermieden. Das Resultat sind zwei lustige, angenehm zu lesende Büchlein. Mehr aber auch nicht. Die Kerne von Gedanken aus der süßen Schale von Possen und Schalkereien herauszuarbeiten, bemühen sich die Bearbeiter nur wenig. Nur am Schlusse jedes Bändchens deuten kurze Mahnworte an, daß auch tieferer Sinn in den „kernhaften und souveränen Heldengeschichten" vom Gargartua und in dem „mirakulösen Buche" vom Pantagruel steckt.

Mit gutem Bedacht haben Verlag und Uebersetzer dem Autor das Kleid seiner Zeit zu lassen gesucht. Ungeleimtes Papier, Typen, Initialen, Kopfleisten (diese besonders) und Vignetten suchen uns an die alte Abstammung des Werkes zu mahnen. Und die Sprache soll dem angepaßt sein. Mit Recht! Schwänke und Possen von der Derbheit des 16. Jahrhunderts eignen sich nicht mehr für unsere heutige Mundart, während die alte Redeweise für sie gegeben erscheint. Freilich ist sie nicht leicht nachzuahmen. Ein Vorgänger Hegaurs und Dr. Owlglaß', der verdienstvolle Gottlieb Regis, den Wilhelm Weigand vor kurzem durch eine Neuausgabe einem leider nur zu kleinen Kreise erschlossen hat (siehe Beilage zur Allg. Ztg. Nr. 231), hat in jahrelangem heißen Bemühen mit der alten Sprache gerungen und der Erfolg ist auf seiner Seite gewesen. Sein Deutsch liest sich durchweg altertümlich, wenn auch nicht wie das des 16. Jahrhunderts. Gelbcke, in der Meinung, daß der tiefere Gehalt des Werkes so besser wiederzugeben sei, versuchte es mit modernem Deutsch, nicht glücklich meiner Ansicht nach. Hegaur und Dr. Owlglaß scheinen Regis' Vorgang folgen zu wollen, aber sie sind nicht konsequent. Bewegte und pointierte Reden und Erzählungen zu stilisieren gelingt ihnen ganz wohl, aber bei der ganz schlichten Darstellung versagen die Bearbeiter. Rabelais' Stilcharakteristika, Synonymenhäufungen, Wortspiele, kennzeichnende Eigennamen, makaronisches Latein und ähnliches werden im allgemeinen ganz geschickt wiedergegeben und man merkt überall die Freude der Bearbeiter an der Urwüchsigkeit. Aber gegen Regis' gründliche Uebertragung steht die ihre an Echtheit und Einheit zurück.

Indes sie haben erreicht, was sie wollten: ein lustiges, leicht lesbares Buch.

Berlin. C. A. v. Bloedau.

Schellings geistige Wandlungen in den Jahren 1800—1810. Von Otto Braun. Leipzig, Quelle u. Meyer. 1906. 76 S. 1.60 M.

Als ich mich vor ein paar Jahren mit der heiklen Frage beschäftigte, ob Schelling der Verfasser des 1804 erschienenen Büchleins „Nachtwachen. Von Bonaventura" sei, was ich trotz dem Widerspruch Wilhelm Diltheys und Richard M. Meyers keineswegs für ausgeschlossen halten konnte, da vermißte ich nichts schmerzlicher als Spezialuntersuchungen über die Schellingische Philosophie. Seitdem hat die nun wohl schon wieder abebbende Begeisterung für romantische Art und Kunst auch manche wissenschaftliche Früchte gezeitigt und zur Beschäftigung mit der romantischen Philosophie vielfach lebendig angeregt. Das philosophische Interesse wandte sich in erster Reihe Friedrich Schlegel zu, doch auch Schelling findet jetzt weit mehr Beachtung als zuvor. Ein Zeichen dafür ist mir neben Erwin Kirchers ganz vom Geiste der Romantik erfüllter „Philosophie der Romantik" (Jena, Diederichs 1906) Otto Brauns kleine Schrift, die nicht so unbedingt auf romantischer Basis steht, ja ein Hauptrequisit der Romantik, die „ästhetische Weltanschauung", aus guten Gründen rundweg ablehnt.

Als überzeugter Anhänger der ästhetischen Weltanschauung tritt uns Schelling im „System des transzendentalen Idealismus" entgegen. Aber allmählich drängen sich die ethischen Probleme immer mehr in den Vordergrund, bis endlich der Schwerpunkt des Weltbildes ganz verschoben und aus der Kunst in die Religion verlegt wird. Das geschieht in dem Jahrzehnt von 1800 bis 1810. Andere bedeutsame Wandlungen stehen damit im engsten Zusammenhange: so wird aus dem kühnen Rationalisten ein melancholischer Irrationalist, und der trotzige Optimismus des jungen Schelling muß einem verzweifelten Pessimismus weichen — es ist der Punkt, wo Schopenhauer einsetzt. Die Stadien dieser Entwicklung, die im allgemeinen bekannt war, hat Braun im einzelnen verfolgt und klar analysiert. Seine Arbeit gelangt nicht zu überraschenden Ergebnissen, aber sie gewährt einen guten Einblick in die wogende Gedankenwelt Schellings.

Doch es wäre noch mehr zu leisten gewesen. Namentlich die zum Teil sehr weitreichende Abhängigkeit Schellings von seiner philosophischen Lektüre hat der Verfasser nicht genügend untersucht. Es geht nicht an, lediglich mit ein paar Worten darauf hinzuweisen, daß Schelling in einer bestimmten Periode stark unter dem Einfluß Platos „oder besser unter dem des Neuplatonismus steht" (S. 52). Hier hätte eine genauere Betrachtung angestellt werden müssen. Eduard v. Hartmann hat in seiner unhistorischen, aber immerhin beachtenswerten Schrift über „Schellings philosophisches System" (Leipzig 1897), die dem Verfasser entgangen zu sein scheint, eine direkte Einwirkung Platons auf Schelling durchaus bestritten (S. 6). Demgegenüber läßt sich, wie ich glaube, mit Sicherheit nachweisen, daß Schelling den hervoragendsten aller Neuplatoniker sehr wohl gekannt und für den Ausbau seines Systems benutzt hat.

Auf das Bonaventura-Problem ist Braun nicht eingegangen. Gewiß mit Unrecht. Denn, selbst wenn er es für erwiesen hält, daß Schelling mit den „Nachtwachten" nichts zu schaffen hat, so wäre es am Platze gewesen, dies ausdrücklich zu betonen. Allein, vorläufig ist es noch nicht erwiesen, und so wenig ich die Bestimmtheit billigen kann, mit der in der unlängst erschienenen zehnten Auflage von Ueberweg-Heinzes vortrefflichem „Grundriß der Geschichte der Philosophie" Schelling als Verfasser der „Nachtwachen" bezeichnet wird, so wenig kann ich es gutheißen, wenn diese doch nicht nur literarhistorisch wichtige Frage in einem Buche, das sich mit Schellings philosophischer Entwicklung nach 1800 beschäftigt, völlig mit Stillschweigen übergangen wird.

Berlin. Hermann Michel.

Ueber die sogenannte Vivisektion. Von O. Lubarsch. Halle a. S. 1905. C. Marhold. 50 Pfg.

Gegenüber den vielfach recht unverständigen Angriffen der Antivivisektionisten, hat es Lubarsch unternommen, die Berechtigung des wissenschaftlichen Tierversuches nachzuweisen und die Irrtümer und Entstellungen der Gegner desselben zu beleuchten. Bei dieser Gelegenheit unterläßt er nicht, zu demonstrieren, was wir den Tierversuchen zu verdanken haben. — Ohne zu verkennen, daß es auch auf diesem Gebiete Auswüchse gibt, zeigt Lubarsch, wie sehr man allseitig bestrebt ist, in der Narkose zu arbeiten und den Tieren überflüssige Schmerzen zu ersparen. Mit köstlichem Humor weist er zum Schlusse seiner Arbeit darauf hin, daß einer der eingefleischtesten Gegner des Tierversuches in einer Veröffentlichung über Strafjustiz in den Kolonien sich als ein recht wenig humaner Richter erweist, der über seiner Tierliebe die doch näher liegende Menschenliebe vergessen zu haben scheint.

München. F. C. Müller.

Allgemeine Rundschau.

Die zivilrechtlichen Folgen der Verrufserklärung (Boykott).

Dr. R. W. Ueber dieses sozialpolitisch wie juristisch gleich interessante Thema sprach am 28. Dezember Professor Dr. Paul Oertmann (Erlangen) in der Münchener Juristischen Gesellschaft. Da der Redner seine Ausführungen auch zum Gegenstand eines für den 28. Juristen-Tag bestimmten Gutachtens gemacht hatte, das im kommenden Jahre zur Verhandlung gelangen wird, boten seine Darlegungen gleichzeitig eine Einleitung in die Tagesordnung dieser Körperschaft, eine Einleitung, die, wie Geh. Justizrat Professor Dr. Gareis ausführte, für die Erschienenen höchst willkommen und instruktiv war.

Wie in seinem Gutachten hielt Oertmann auch in dem Vortrag an der Zweiteilung des Stoffes fest, indem er dem eigentlichen Gegenstand seines Vortrages eine Erörterung des Wesens der Verrufserklärung und eine Abgrenzung von ähnlichen Erscheinungen des Wirtschaftslebens (Streik und Arbeiteraussperrung) vorausschickte.

Bei der Formulierung seiner Definition ging der Referent von drei Gesichtspunkten aus:

1. Die Verrufserklärung im Sinne der Gewerbeordnung § 153 deckt sich nicht mit der Verrufserklärung im Sinne des Gutachtens. Jene trifft die mit Boykott Belegten in dem, was sie sind, diese in dem, was sie haben. Während die Verrufserklärung im eigentlichen Sinne den Zweck hat, zu maßregeln, um hierdurch wirtschaftliche, soziale oder politische Vorteile für sich oder andere zu erzielen, spielt bei der Verrufserklärung des § 153 die persönliche Ehrverletzung die ausschlaggebende Rolle, sie richtet sich mit anderen Worten gegen ein verändertes Schutzobjekt, nämlich gegen die persönliche Ehre und Achtung.

2. Es ist unrichtig, in der Verrufserklärung ausschließlich ein „Kampfmittel der organisierten Arbeiterschaft gegen das Unternehmertum" zu erblicken. Es läßt sich vielmehr kein vernünftiger Grund dafür auffinden, warum die Boykottierungen von Arbeitern durch Arbeitgeber (z. B. mittels der „Schwarzen Listen"), von Mietern und Vermietern nicht auch unter denselben Begriff gebracht werden sollen.

3. Ebenso ist das Ausgehen der Erklärung von einer organisierten Personenmehrheit kein essentiale des Begriffes. Warum sollten die Sperrmaßregeln von Einzelinhabern industrieller Riesenbetriebe vom Gebiet der Verrufserklärungen ausgeschlossen werden? Vergleicht man die Verrufserklärung mit Streik und Aussperrung (letztere ist eigentlich nichts anderes als ein Gegenstreik), so enthält das nach der Ansicht Oertmanns von vornherein eine schiefe Fragestellung. Beide stellen nämlich ganz andere Stadien des Kampfes dar als die Verrufserklärung. Sie sind vollendete Ausführungshandlungen, während die Verrufserklärung nur ein Versuch mit ganz ungewissem Ausgang ist, andere zu einer Ausführung zu bestimmen. Vergleichbar sind demnach nur der Streik und der durchgeführte Boykott einer-, die Verrufserklärung und die zu Zwecken von Streik und Aussperrung geschlossenen Koalitionen andrerseits.

Das Unterscheidungsmerkmal ist dann einzig und allein im Zweck begründet. Streik und Aussperrung sind spezifische Mittel des wirtschaftlichen Lohnkampfes und daher in Zweck und Umfang viel mehr spezialisiert und beschränkt als der Boykott. Und während Streik und Aussperrungen nur auf Arbeitsverhältnisse einwirken, geht der Boykott, wie wir oben gesehen haben, über ihren Bereich als universelleres Kampfesmittel weit hinaus.

Welches sind nun die Rechtsfolgen der Verrufserklärung? Die möglichen Rechtswirkungen, die sich an die Verrufserklärung knüpfen, lassen sich entsprechend der Dreizahl der dabei beteiligten Personen in drei verschiedene Arten zerlegen.

1. Die Rechtswirkungen zwischen dem Verrufenden und den Empfängern der Verrufserklärung ergeben sich aus den Mitteln, die der Verrufende zur Anwendung bringt, bringen kann und darf.

2. Zwischen den Ausführern des Boykotts als solchen und den Verrufenen wird der Verruf in der Regel keine Rechtswirkungen hervorrufen. Führt der Verruf zur Auflösung bestehender Rechtsverhältnisse, so ist das keine eigentümliche Wirkung des Verrufs als solchen. In der weitaus größeren Zahl der Fälle bewirkt der Boykott übrigens keine Auflösung be-

stehender, sondern nur die Nichteingehung neuer Vertragsverhältnisse.

3. Die Rechtswirkungen der Verrufserklärungen im Verhältnis zwischen dem Verrufenden und dem Verrufenen können, soweit das Zivilrecht in Frage kommt, ausschließlich in Schadensersatzansprüchen („deliktischen") der Verrufenen gegenüber den Verrufenden bestehen. Diese können nur zur Entstehung kommen, wenn drei Voraussetzungen erfüllt sind:

a) Kausalität des Tuns,
b) Rechts- und Moralwidrigkeit des Tuns,
c) ein entsprechendes Verschulden.

Daß a und c vorhandene Erfordernisse sind, ist einleuchtend und ihr Nachweis wird meist auch leicht gelingen. Anders verhält es sich mit dem zweiten Punkt, den der Vortragende daher einer besonders eingehenden Betrachtung unterzog.

Die Untersuchungen Oertmanns zeitigten folgende Ergebnisse hinsichtlich der Rechtswidrigkeit.

1. § 823 Abs. 1 B. G.-B. kann höchstens ausnahmsweise zur Anwendung gelangen, da man den Begriff der Freiheitsverletzung sonst ins Uferlose ausdehnen müßte (gegen v. Liszt). Da dieser Paragraph auch keinen Schutz gegen Ehrverletzung gewährt oder ein „allgemeines Ausschließungsrecht" am Vermögen als durch ihn geschützt anzunehmen ist, bliebe nur noch die Möglichkeit einer Ersatzpflicht auf Grund einer Verletzung des von Riezler aufgestellten „Rechts auf Arbeitsfreiheit", die jedoch ebenfalls von Oertmann verneint wird (s. Gutachten S. 60 ff).

2. Anders verhält es sich mit dem 2. Absatz des § 823, da häufig Verrufserklärungen Verletzungen eines Schutzgesetzes im Gefolge haben können, so Beleidigungen, Verleumdungen, Drohungen, Körperverletzungen, Erpressungen und ähnliche Delikte, Verübungen groben Unfugs (St.-G.-B. § 360 Z. 11) und nicht zuletzt auch Verletzungen von Vorschriften der Gewerbeordnung.

3. Ebenso wird die Anwendbarkeit des § 824 des öfteren gegeben sein, wenn nämlich „der Wahrheit zuwider Tatsachen behauptet oder verbreitet werden", die geeignet sind, Nachteile für den Erwerb oder das Fortkommen des Verrufenen herbeizuführen.

Es bleibt nun aber noch die weitere Frage, inwieweit kann die Verrufserklärung eine nach § 826 zu beurteilende Moralwidrigkeit enthalten, d. h. in welchen Fällen stellt die Verrufserklärung eine gegen die guten Sitten verstoßende Schadenszufügung dar? (Unter Sitte hat man dabei stets außer der minder differenzierenden allgemeinen Volksmoral ein moralisches Minimum des einzelnen Standes zu verstehen.) Die Antwort lautet: Eine Handlung ist dann nicht moralgemäß, wenn entweder der damit verfolgte Zweck oder die dazu verwendeten Mittel nicht moralgemäß sind.

Die Verrufserklärung ist also nicht moralgemäß, wenn ihr Zweck unmoralisch ist, oder doch ein solcher, zu dessen Erreichung von Moral wegen keine Zwangsmittel angewendet werden dürfen, resp. wenn Mittel angewandt werden, die unmoralisch sind oder dem zu erreichenden Zwecke nicht adäquat sind.

Mit einem Hinweis auf die Notwendigkeit des Zusammenarbeitens der Juristen und Nationalökonomen in dieser und in ähnlichen Fragen schloß der Vortragende seine mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Ausführungen, die in der Diskussion durch einige Bemerkungen von Professor Dr. Löwenfeld ergänzt wurden.

Hochschulnachrichten.

* **Gießen.** Als Nachfolger des Ordinarius für alttestamentliche Exegese an der hiesigen Universität Professor B. Stade ist der außerordentliche Professor in der Berliner theologischen Fakultät Dr. Hermann Gunkel berufen worden.

* **Wien.** Der Direktor des k. k. österreichischen Archäologischen Instituts, Sektionschef Dr. Otto Benndorf, ist am 2. Januar im 69. Lebensjahre nach kurzer Krankheit gestorben. Sein Tod bedeutet für die Wissenschaft, insbesondere für die österreichische, einen schweren Verlust.

Am 13. September 1838 in Greiz im Voigtlande geboren, studierte er in Erlangen und Bonn zunächst Theologie und Philologie, um sich dann unter Welcker, Jahn, Ritschel und Ueberweg ausschließlich der Altertumskunde zu widmen. Einige Jahre wirkte er am Joachimsthaler Gymnasium. Vier Jahre ging er dann als Stipendiat des Deutschen Archäologischen Instituts nach Italien und Griechenland. Zurückgekehrt, habilitierte er sich 1868 für Archäologie in Göttingen und erhielt schon im folgenden Jahre einen Ruf als Professor nach Zürich. 1871 wurde er nach München berufen, 1873 nach Prag, 1877 nach Wien. Hier wurde er Nachfolger Alexander Conzes, des Begründers des archäologischen Seminars an der hiesigen Universität. Um die Ausgestaltung dieses jungen Seminars hat sich Benndorf die größten Verdienste erworben, er hat erst die archäologische Universitätssammlung angelegt und zu dem mustergültigen Museum erhoben, als welches sie heute anerkannt ist.

Zahlreiche von schönstem Erfolg belohnte Expeditionen hat Benndorf begleitet oder selbst geleitet. So entdeckte er das Grabheiligtum Gjölbaschi in Lykien wieder und brachte sämtliche Skulpturen des Heiligtums, alle Reliefs und das gewaltige Tor nach Wien. Eine neue Stätte fruchtbarster Forschungen wurde dann Ephesus. Hier gelang es ihm ähnlich wie in Pergamon, die Schichten der hellenistischen und römischen Periode in systematischen Grabungen aufs schärfste zu trennen und hier fand er gleich zu Beginn der langwierigen Arbeiten den schönen griechischen Bronzejüngling, der in musterhafter Renovierung heute den einstigen Theseustempel im Volksgarten ziert. In großen Publikationen sind die Ergebnisse dieser Ausgrabungen meisterhaft dargestellt.

Oesterreich verdankt der großen organisatorischen Energie Benndorfs vor allem die Gründung des Archäologischen Instituts, dessen weitverzweigte Forschungsunternehmungen sein Begründer mit unermüdlicher Sorge und bewunderungswürdiger Umsicht bis kurz vor seinem Tode leitete.

Büchereinlauf.

Nachschlagewerke, Kalender u. s. w.

Deutscher Almanach auf das Jahr 1907. Leipzig 1907. Julius Zeitler. 138 S.

Stephansturm-Kalender 1907 von José Schneider-Arno. Poetisch-historisches Jahrbuch. 11. Jahrg. Wien 1907. Wilhelm Braumüller. 174 S.

Harmonie-Kalender 1907. Musikalischer Haus- und Familien-Almanach. 7. Jahrg. Berlin 1907. Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst. 130 S. (1 M.)

Geschichte und Politik.

Eugen Zabel: Russische Kulturbilder. Erinnerungen und Erlebnisse. Berlin W. 9 1907. Karl Curtius. 303 S.

Hermann Dalton: Lebenserinnerungen. 2. Teil: Auf des Lebens Mittagshöhe 1858—1888. Mit 32 Lichtbilddrucken. Berlin 1907. Martin Warneck. 470 S. (brosch. 5 M, geb. 6 M.)

Oskar Ziegler: Die Politik der Stadt Straßburg im bischöflichen Kriege 1592—1593. (Straßburger Beiträge zur neueren Geschichte, herausgeg. von Martin Spahn. 1. Band, 3. Heft.) Straßburg i. E. 1906. B. Herder. 113 S. (1.80 M.)

Th. Zingeler und Georg Buck: Zollerische Schlösser, Burgen und Burgruinen in Schwaben. Mit 141 Abbildungen. Berlin 1906. Franz Ebhardt u. Co.

Karl Eduard Schmidt-Lötzen: Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen. Aus den Tagebüchern des Reichsgrafen Ernst Ahasverus Heinrich von Lehndorff. Gotha 1907. Friedrich Andreas Perthes. 522 S. (brosch. 10 M, geb. 12 M.)

Otto Wittner: Moritz Hartmanns Leben und Werke. Ein Beitrag zur politischen und literarischen Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert. 1. Teil: Der Vormärz und die Revolution. Mit 5 Lichtdruckbildern. (Bibliothek Deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Band 18. Moritz Hartmanns gesammelte Werke. 1. Band: Biographie.) Prag 1906. J. G. Calve. 465 S.

Georg Schrötter: Die letzten Jahre der Reichsstadt Nürnberg und ihr Uebergang an Bayern. Sonderabdruck aus dem 17. Hefte der Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg. Nürnberg 1906. G. P. J. Bieling-Dietz. 177 Seiten.

Ernst Dahn: Von Jena bis Versailles. Preußens Trauer und Glanz. Braunschweig 1906. E. Appelhans u. Comp. 288 S. (2 M.)

Gustav Sixt: Aus Württembergs Vor- und Frühzeit u. a. Vorträge und Manuskripte. Herausgeg. von Elsbeth Sixt. Stuttgart 1906. W. Kohlhammer. 135 S.

Ch. Münz: Wir Juden. Berlin 1907. Oesterheld u. Co. 124 S. (geh. 2.50 M, geb. 3.50 M.)

R. Meißner: Der polnische Schulkinderstreik im Lichte der Wahrheit. Lissa i. P. 1907. Friedrich Ebbecke. 32 S. (50 Pfg.)

Erich Marcks: Baden, Preußen und Deutschland in Großherzog Friedrichs Geschichte. Rede, gehalten bei der akademischen Feier des 80. Geburtstages und der goldenen Hochzeit zu Heidelberg am 27. Oktober 1906. Heidelberg 1906. Carl Winter. 41 S.

Handbuch für nichtsozialdemokratische Wähler zur Reichstagswahl am 25. Januar 1907. Herausgegeben vom Reichsverband gegen die Sozialdemokratie. Berlin 1907. Reichsverbands-Verlag. 328 S. (2 M.)

Franz v. Krones: Oesterreichische Geschichte. 1. Von der Urzeit bis zum Tode König Albrechts II. 1439. Neubearbeitet von Karl Uhlirz. Mit 11 Stammtafeln. (Sammlung Göschen. Nr. 104.) Leipzig 1906. G. J. Göschen. 155 S. (geb. 80 Pfg.)

A. Spaeth: Carl Schurz. Der größte Deutsch-Amerikaner. Gedächtnisrede bei der Feier des Deutschen Tages. 6. Oktober 1906. Berlin 1906. Mayer u. Müller. 15 S.

Martin Wills: A captive of the Bulgarian Brigands. Englishmans terrible experiences in Macedonia. London 1906. Ede, Allom & Townsend.

Rechts- und Staatswissenschaft.

William Ogilvie: Das Recht auf Grundeigentum. Aus dem Englischen übersetzt von Adolf M. Freund. Mit einer Einleitung von Georg Adler. (Hauptwerke des Sozialismus und der Sozialpolitik. Herausgegeben von Georg Adler. 7. Heft.) Leipzig 1906. C. L. Hirschfeld. 120 S. (geh. 2.20 M, geb. 2.60 M.)

Arthur B. Schmidt: Familienrecht. 1. Abschnitt: Die bürgerliche Ehe. (Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch nebst dem Einführungsgesetze von Eduard Hölder, Friedrich Schollmeyer, Ernst Heymann, Alfred Schultze, Arthur B. Schmidt, J. Wilh Hedemann, August Fuchs, Paul Wilutzky. 4. Band. 1. Hälfte.) München 1907. C. H. Beck. 823 S. (geh. 15.50 M, geb. 17.50 M.)

Wilhelm Striebinger: Der Begriff der Abnahme bei Kauf und Werkvertrag. München 1906. Theodor Ackermann. 74 S. (1.20 M.)

Verhandlungen, Mitteilungen und Berichte des Zentralverbandes Deutscher Industrieller. Herausgegeben von H. A. Bueck. Nr. 104. Dezember 1906. Berlin 1906. J. Guttentag. 255 S.

Konrad Maurer: Vorlesungen über Altnordische Rechtsgeschichte. Aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben von der Gesellschaft der Wissenschaften in Kristiania. Band 1. Erste Hälfte: Altnorwegisches Staatsrecht. Leipzig 1907. A. Deichert. 450 S. (14 M.)

Heinrich Titze: Recht des Bürgerlichen Gesetzbuches. 4. Buch: Familienrecht. (Sammlung Göschen. Nr. 305.) Leipzig 1906. G. J. Göschen. 169 S. (geb. 80 Pfg.)

Wilhelm Clauß: Der Staatsbeamte als Abgeordneter in der Verfassungsentwicklung der deutschen Staaten. (Freiburger Abhandlungen aus dem Gebiete des öffentlichen Rechts, herausgegeben von Woldemar v. Rohland, Heinrich Rosin, Richard Schmidt. Heft 9.) Karlsruhe i. B. 1906. G. Braun. 200 S. (2.80 M.)

Statistica Industriale. Riassunto delle notizie sulle condizioni industriali del regno. Parte I (Ministero di agricoltura, industria e commercio, Direzione generale della statistica). Roma 1906, G. Bertero. 243 S.

Leo M. Roedl: Wie muß der Scheck gestempelt werden? Mit zahlreichen Beispielen. Wien 1906. Manz. 44 S.

Paul Eltzbacher: Die Unterlassungsklage. Ein Mittel vorbeugenden Rechtsschutzes. Berlin 1906. Franz Vahlen. 267 S. (6 M.)

Otto Brandt: Das Indigenat im Wiener Frieden. Ein Beitrag zur Optantenfrage. Sonderabdruck aus der Festgabe zum 28. Deutschen Juristentage. Berlin 1906. Franz Vahlen. 72 S.

Paul Marcuse: Betrachtungen über das Notenbankwesen in den Vereinigten Staaten von Amerika. Berlin 1907. Carl Heymann. 168 S. (4 M.)

Alfred Manes: Berichte, Denkschriften und Verhandlungen des V. Internationalen Kongresses für Versicherungswissenschaft zu Berlin vom 10. bis 15. September 1906. 3. Band: Verhandlungen. Mit Anhang und Register. Berlin 1906. E. S. Mittler u. Sohn. 408 S.

Adickes: Stellung und Tätigkeit des Richters. (Neue Zeit- und Streitfragen. Herausgegeben von der Gehestiftung zu Dresden. 4. Jahrgang. 2. Heft.) Dresden 1906. Zahn u. Jaensch. 27 S. (Einzelheft 1 M.)

Vorträge, gehalten auf dem 2. Verbandstage des Verbandes Deutscher Bücher-Revisoren in Leipzig am 21. und 22. September 1906. Berlin O. 1907. Verband Deutscher Bücher-Revisoren. 59 S.

Kriegswissenschaft und Militärwesen.

Der 18. August 1870. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Mit einer Kartentasche, enthaltend 41 Skizzen in Steindruck, sowie 2 Karten und einen Plan. (Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik. V.) Berlin 1906. Ernst Siegfr. Mittler u. Sohn. 600 S. (22 M.)

Heinrich Peckert: Militärgesetzgebung. Militärverordnungsrecht, Militärischer Oberbefehl nach deutschem Staatsrecht. München 1906. Theodor Ackermann. 56 S. (1.20 M.)

Fritsch: Der Festungskrieg. Mit 7 Skizzen. Berlin 1907. Liebel. 131 S. (4.50 M.)

Marine-Taschenbuch. Mit Genehmigung des Reichs-Marine-Amts auf Grund amtlichen Materials bearbeitet und herausgegeben. 5. Jahrgang. 1907. Berlin. E. S. Mittler u. Sohn. (3.25 M, geb. 4 M.)

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden: (22814)

Studien aus Kunst und Geschichte.

Friedrich Schneider

zum siebzigsten Geburtstage gewidmet von seinen Freunden und Verehrern.

Mit Friedrich Schneiders Porträt nach einer Radierung von Peter Halm, 18 Tafeln in Lichtdruck und 25 in Autotypie u. a. Hoch 4° (612.) In Leinwand geb. M. 50.—

Das Werk ist in nur 150 numerierten Exemplaren in den Handel gekommen.

Herr Prälat Schneider in Mainz, dem Freundschaft und Dankbarkeit diese Blätter widmen, hat als Gelehrter eine Wirksamkeit entfaltet, die erfolgreich auf die verschiedensten Gebiete gelehrter Forschung sich erstreckte, auf mehreren ihn als hervorragende, von amtlichen Instanzen wie privaten Persönlichkeiten aufgesuchte Autorität zeigte. Mit manch einschneidenden Fragen der neuzeitlichen Altertumswissenschaft ist sein Name dauernd verknüpft, und wiederholt ist er für neue Interessen der modernen Kultur, wie für die Denkmalspflege, führend und wegweisend eingetreten. Dabei bleibt er nie im Einzelnen, nie im Lokalen befangen, sondern weit über das Stoffliche hinausgreifend, hat er überall nach den zugrunde liegenden allgemeinen Prinzipien gesucht und mit einem divinatorischen Instinkt Beziehungen kultureller und allgemein geschichtlicher Art herauszustellen oder praktisch anregende Gesichtspunkte aufzuweisen verstanden.

Die Redaktion der Festschrift hat Herr Universitätsprofessor Dr. Sauer in Freiburg besorgt, während die Ueberwachung der künstlerischen Ausführung in den bewährten Händen des Herrn Heinrich Wallau in Mainz lag.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1907. 139. Band. Erstes Heft.

Inhalt: Von der Uebermacht Christi. — Die Aufgaben der polnischen Katholiken in der Gegenwart. — Die religiöse und politische Zukunft des Islam unter türkischer, englischer und russischer Herrschaft. — Michelangelo in der Sixtinischen Kapelle. — Das Zentrum in prinzipieller Beleuchtung. — Die Kirche in Frankreich. — Politische Betrachtungen. Im Zickzackkurs. — Hr. Georg Jehly. † — R. M. Meyers Literaturgeschichte. — Derders Konversationslexikon. (2665)

Steinickes moderner

Bücherlesezirkel

Wissenschaft und Belletristik

reichhaltig — reinlich

stets Neuheiten.

Lindwurmstr. 5a, Leopoldstr. 23.

(6859)

An unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen Anfragen oder Bestellungen, welche auf Grund der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung besprochenen

Bücher und Verlagswerke

erfolgen, sich gefl. auf die Beilage zur Allgemeinen Zeitung beziehen zu wollen.

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Samstag, 5 Januar. Nummer 4.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50 (Bei direkter Lieferung Inland M 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber. Dr. Julius Petersen in München.

Inhalt:

Die Anfänge neuer sozialer und politischer Anschauungen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Von Professor Dr. Karl Lamprecht (Leipzig).

Neue Americana. Von Dr. A. Hermann (Dachau).

Bücher und Zeitschriften.

Rud. Meringer: Das deutsche Haus und sein Hausrat. — Hermann Bahr: „Glossen". — Peter Rosegger: Nixnutzig Volk.

Allgemeine Rundschau.

Die Anfänge und das Emporsteigen der Fugger.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Die Anfänge neuer sozialer und politischer Anschauungen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts.*)

Von Karl Lamprecht.

Ganzen großen Abschnitten einer Darstellung der deutschen Geschichte der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kann man die Ueberschriften geben: Neue Anschauung, neues Urteil; Neues Fühlen und neues Wollen, neue Frömmigkeit und neue Sittlichkeit; Neue Weltanschauung und neue Dichtung; Neue bildende Kunst und neue Musik.[1]) Denn das eben war die Grunderscheinung des in dieser Zeit aufkommenden Subjektivismus, daß sich in ihm alles im einzelnen und im tiefsten neu gestaltete.

Aber über diesem Sprossen und Keimen bildete sich allmählich, langsam, zum Teil eben aus dem einzelnen erst mit hervorgehend, auch ein gesamtes Neues: ein neuer Staat, eine neue Gesellschaft als geistig-sinnliches Dasein, ein letzter und vollendetster Körper des neuen seelischen Lebens.

Dabei war diese letzte Bildung von allen die schwerste. Schon aus einem Grunde, der in die klare Tiefe der Gesetze geschichtlichen Werdens hinabführt. In Kulturen, die schon stärker arbeitsteilig entfaltet sind, ist die Fortentwicklung in ihren am weitesten vorgeschobenen Etappen immer Aufgabe nur geringer Teile des völkischen Ganzen. Einzelne hochstehende gesellschaftliche Schichten, noch häufiger zunächst nur bestimmte Individuen aus diesen, die dann neue soziale Gemeinschaften zu bilden beginnen, sind die frühesten Träger der seelischen Evolution der Gesamtheit. Unter ihnen aber stehen, nach dem bekannten Bilde der pyramidalen Abstufung, frisch und auch ihrerseits lebenskräftig, immer breitere Schichten, die noch ein Leben psychischer Vergangenheit führen, und zwar einer um so weiter zurückreichenden Vergangenheit, je breiter sie zu sein pflegen: bis im Fuße der Pyramide Schichten zutage treten, deren Leben seelisch teilweise noch urzeitlich anmutet, deren wirtschaftlicher Beruf der Regel nach noch im einfachen Ackerbau, wenn nicht gar in den okkupatorischen Tätigkeiten etwa der Jagd oder der Viehzucht aufgeht.

Geschichtliche Darstellungen, die dem Entwicklungsgange einer großen menschlichen Gemeinschaft gewidmet sind, haben sich mit den Schicksalen dieser unteren breiten Schichten im Beginne eines neuen Kulturzeitalters der Regel nach — es sei denn, daß diese Schichten gegen das Neue in offenen Gegensatz träten — weniger zu beschäftigen; solange es sich um die uranfängliche Entwicklung neuer Trieb- und Urteilsformen, neuer Phantasietätigkeit und neuer sittlicher Haltung handelt, treten diese Schichten noch nicht mit in Aktion; die Kreise der oberen Bewegung erreichen ihre Tiefen noch nicht oder nur streifend; und ihr besonderes Leben bedarf keiner ausdrücklichen Schilderung, da diese in der Darstellung früherer Kulturzeitalter der Nation in ihren wesentlichen Zügen schon gegeben ist. So hat der deutsche Bauer auch der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Hauptsache nach und vor allem in seiner seelischen Haltung noch das Dasein seiner Vorfahren des späteren Mittelalters gelebt; so wich auch die seelische Existenz des einfachen Handwerkers dieser Zeit in vielen Punkten nicht allzu stark von der der Zünfte des 14. bis 16. Jahrhunderts ab; und auch der Adel, soweit er nicht der neuen subjektivistischen Bewegung nahetrat, deren Träger doch wesentlich das höhere Bürgertum war, erinnerte in zahlreichen seiner Daseinszüge noch an die Ahnen mittelalterlicher Zeiten.

Dies Bild der Lage, wie es soeben nur grob gezeichnet ist — denn in Wahrheit sind im Leben der weniger aktiven Stände immer gewisse Differenzen gegenüber der Vergangenheit da, die jede monographische Darstellung eines bestimmten Zeitalters sorgsam zur Anschauung bringen muß —: es beginnt sich nun aber zu ändern, sobald die seelische Haltung der neuen Zeit sich nicht mehr bloß in feinsten psychischen Veränderungen und Leistungen höchster Entfaltung ausprägt, sondern stabiler wird und ganz über das Vergangene zu siegen beginnt: und damit in immer tiefere Schichten, einem kräftigen Gärungsmittel gleichend, vordringt.

Der Weg, auf dem dies geschieht, hat nicht selten etwas Gewaltsames und insofern Mechanisches. Und der wichtigste Vermittler ist dabei der Staat. Die obersten, modernsten Schichten entwickeln auf Grund ihrer neuen seelischen Welt auch ein neues Ideal des Staates und des menschlichen Zusammenlebens überhaupt; sie versuchen es ins Leben zu rufen, und hierbei stoßen sie notgedrungen auf die unteren Schichten: denn erst mit diesen zusammen machen sie das Ganze der staatlichen Gemeinschaft aus. Dabei erscheint denn ihre Tätigkeit, vom Standpunkte ihrer Ideale und das heißt der Evolution gegenüber den

*) Aus dem 9. Bande der „Deutschen Geschichte" des Verfassers, der im Herbste 1907 erscheinen wird.
[1]) Siehe dazu Bd. 8 der „Deutschen Geschichte".

Zuständen der unteren Schichten her betrachtet, als emanzipatorisch: und insofern läßt sich von Befreiungsvorgängen reden, die dann nicht selten auch mit all dem Heldentum und all den Zügen von Charaktergröße ausgestattet sind, die bei jeder Kollision entgegenstehender seelischer Haltungen und sittlicher Verschiedenheiten im Laufe menschlicher Geschicke hervortreten.

Dieser Vorgang, wie er bisher in allgemeinen Zügen geschildert wurde, weist nun im Verlaufe der Geschichte des subjektivistischen Zeitalters innerhalb der deutschen Geschichte das Besondere auf, daß er sich sehr langsam abspielt. Aus einfachem Grunde. Die Spannung der seelischen Haltung zwischen den unteren gleichsam historischen und den oberen der Zukunft zugewandten Schichten war in diesem Falle besonders groß: diese Schichten gehörten in Denken und Wollen wie in Institutionen und Lebensgang Kulturen an, deren zeitlicher Unterschied etwa der von vier bis fünf Jahrhunderten war, wobei die Differenz im allgemeinen um so größer wurde, je weiter man sich vom Westen, dem alten Kulturboden des Mutterlandes, dem kolonisatorischen Osten näherte. Diese außerordentliche Differenz aber, die größer war als bei irgend einem anderen der zivilisierten Völker Europas der gleichen Zeit, hatte noch eine andere Erscheinung zur Folge: die ersten Emanzipationsideen der führenden Schichten waren besonders radikal und schwebten darum zugleich noch besonders utopisch in der Luft; und nur überaus schwer — und darum eben wiederum langsam — wurden die Mittel gefunden, die von ihnen zur wirklich praktischen Einbeziehung der unteren Schichten in die neue Kultur hinführten. Und so ist denn ein radikaler, ja anfangs und oft auch später noch utopischer Idealismus bei schwieriger praktischer Entwicklung das eigentliche Kennzeichen der subjektivistischen Staatsbildung auf deutschem Boden, und noch bis in die Gegenwart hinein ist in der „Unentwegtheit" unseres radikalen Liberalismus und in dem politischen Jenseitigkeitsideal der Sozialdemokratie dies Grundmerkmal der deutschen Entwicklung kenntlich.

Trat es aber in den Anfängen nochmals besonders hervor, so waren hierfür auch noch spezielle Ursachen wirksam.

Zunächst blieb es noch lange von Bedeutung, daß das absolutistische Staatsideal des individualistischen Zeitalters in Deutschland erst ganz gegen Schluß dieser Zeit, in den Regierungen Maria Theresias und Friedrichs des Großen, seine höchste Verwirklichung gefunden hatte, während es sich in England der Hauptsache nach schon im 16., in Frankreich im 17. Jahrhundert in seinen kräftigsten Erscheinungen ausgelebt hatte; unvermittelt ragte daher und gleichsam noch frisch dies Staatsideal des Absolutismus in die jungsubjektivistischen Zeiten.

Was die Folgen davon sein mußten, ergibt sich leicht aus einem weiteren Zusammenhange. Da das individualistische Zeitalter nur die Einzelpersonen gekannt hatte, nicht aber die Gesellschaft, so fehlte ihm natürlich auch der uns so geläufige Begriff der Staatspersönlichkeit. Vielmehr konnte der Begriff des Staates als Ganzes der Staatssouveränität nur entweder an eine einzelne Person als natürliches Individuum oder an eine vertragsmäßig geeinte und zusammengehaltene Individuensumme geknüpft werden; eben dies war der Sinn der Naturlehre vom Staat in den individualistischen Zeiten. Da nun aber dabei eine Individuensumme in dem gemeinten Sinne nur kraft einer Fiktion als eine wirkliche Einheit gesetzt werden konnte, so kam von den beiden Alternativen im Grunde nur die erste in Betracht. Das aber hieß Einverleibung des Staates in den Herrscher. Gegenüber dieser Auffassung hatte nun die jungsubjektivistische Zeit ihre gänzlich anders geartete Anschauung auszubauen und zur Geltung zu bringen. Und da war im Grunde das erste, daß aus der Tatsache, daß die Menschen nicht mehr als mechanisch und isoliert, sondern als untereinander verbunden und organisierbar angesehen wurden, wieder ein anschaulicher und lebendiger Begriff der Gesellschaft gewonnen werden mußte. Geschah dies, so ergab sich der Staat sehr leicht und einfach als oberste Gesellschaftsform, als die Gesellschaft, die alle anderen Gesellschaften und alle Individuen in sich schließt: als ein Ganzes tätiger Kräfte und insofern als eine Persönlichkeit, ein Organismus. Und hieraus mußte dann alsbald eine ganz andere Frage als die nach der Souveränität, die während des individualistischen Zeitalters im Mittelpunkte aller Erörterungen gestanden hatte, für die Staatsauffassung von zentraler Bedeutung werden: nämlich die nach der gegenseitigen Abgrenzung der innerhalb des Staatslebens verlaufenden Kräftekomplexe der Genossenschaften wie der Individuen. Demgemäß sind die Anfänge der neuen subjektivistischen Staatslehre da zu suchen, wo diese Probleme zuerst aufgeworfen und gefördert wurden.

Von diesem Gesichtspunkte her ergibt nun eine Sondierung der Tatsachen, daß die deutsche Wissenschaft diese Probleme wohl gesehen und auch anfangs behandelt hat; bei Wolff z. B. finden sich entsprechende Ausführungen, und Spuren führen ständig weiter bis auf Wilhelm von Humboldt und dessen „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen". Allein daß die hier auftauchenden Fragen in der Diskussion und Ideenbildung alsbald eine Mittelpunktsstellung eingenommen hätten oder daß sie gar in ihren Konsequenzen, wie der Frage nach irgend einer womöglich bereits subjektivistisch geregelten Repräsentativverfassung, die Nation in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts schon stärker beschäftigt hätten, läßt sich nicht behaupten. Zu stark noch lebte der Geist des Absolutismus in der Wirklichkeit, um diese Fragen überhaupt zuzulassen, und zu entschieden stand dem Fürsten noch nichts als der einzelne Untertan gegenüber, als daß das Problem der Gesellschaft zu eingehender Erörterung gelangt wäre. Und so wurde schließlich die Frage nach der Durchbildung des nationalen Staates nicht von ihrer sozialen, sondern doch wieder nur von ihrer individuellen Seite aus erfaßt, so sehr man das Individuum schon als Subjekt ansah, und das will sagen, als einen Mikrokosmos, als eine Welt von Trieben, Willensanlagen, Anschauungskräften, als etwas nicht Fertiges also und Unabänderliches, sondern als etwas ewig Werdendes, Aktuelles, Bildungsfähiges, zu Entwickelndes. Indem dies nun geschah, trat für das Problem eines künftigen subjektivistischen Staatslebens in Deutschland an erster Stelle und anfangs nicht so sehr die politische Organisation der Gesellschaft, wie die Durchbildung der einzelnen Persönlichkeit zu einem wirklichen Subjekt, zu einem im Sinne der Zeit modernen Menschen in den Vordergrund des Interesses: die Personen, meinte man, würden, wenn erst Subjekte, den ihnen gemäßen Staat dann schon selbst bilden; und die Frage nach der Entfaltung des subjektivistischen Staates verschob sich in die Frage nach der Entwicklung der subjektivistischen Erziehung.

Wir werden dabei bald sehen, wie gründlich eben diese Frage die letzten Menschenalter wie insbesondere die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts beschäftigt hat, und wie von ihrer Beantwortung aus tatsächlich die Bildung der modernen Gesellschaft und des modernen Staates in Deutschland erfolgt ist.

Aber bedeutete ein solcher Entwicklungsgang nicht eben ein starkes Hinausschieben der Entfaltung der eigentlichen Staatsprobleme? Der Untertan vor allem — als Gegenbild womöglich zu dem noch so kräftigen individua-

listischen Fürstenideal — sollte zunächst erzogen werden, nicht schon der Staatsbürger, und erst im Laufe dieser Erziehung sollten sich die Generationen der Untertanen in solche der Staatsbürger verwandeln.

Zudem: wurde nicht die nun doch schon emporkommende Gesellschaft des 18. Jahrhunderts bei einem solchen Gange der Entwicklung jedes unmittelbaren politischen Interesses beraubt? Verschwand nicht das politische Ideal vor dem pädagogischen? Und wurden damit nicht die publizistischen Probleme zu literarischen? Die Zeit hat keine Staatslehre von anerkannter Bedeutung entwickelt; aber Erziehungsromane schossen empor wie Pilze im Frühlingsregen und gipfelten in einem so überragenden Werke, wie dem „Wilhelm Meister" Goethes.

Indem aber die politische Diskussion, soweit sie sich dennoch ausbildete, derart einen spezifisch literarischen Anstrich erhielt, verlor sie, bei dem Wesen der literarischen Kreise des Frühsubjektivismus, ihren eigentlich innersten Charakter, den Zug eines großen öffentlichen Lebens. Wie der literarischen Entwicklung Komödie und aktives Sittendrama größeren Stiles fernblieben, da sie in ihrer verhältnismäßig kleinbürgerlichen Luft nicht zu gedeihen vermochten, wie in ihr die Kritik nicht selten zu kleinlichem Gezänk entartete, wie in ihr neben Adel der Denkart und zuchtvoller Freiheit einer ungeschminkten Meinungsäußerung doch auch Erscheinungen hervortraten, die einer kleinen Abmessung der Dinge entstammten: Bedürfnis gegenseitiger Loberei, Geschraubtheit, Personenkult und der Krebsschaden alles deutschen Wesens, die Clique, so war sie in politischen und sozialen Dingen nicht geeignet, den Nährboden eines anderen als radikalen, sozusagen noch individuell gefärbten subjektivistischen Denkens abzugeben.

Es ist ein Mangel von elementarer Wichtigkeit. Denn ob dem Individuum allein Selbständigkeit und sittlicher Wert beizumessen sei, oder ob vielmehr neben ihm oder gar als wertvoller über ihm das geistige Gesamtleben menschlicher Gemeinschaft ins Gewicht falle und demgemäß klare Formen seiner Auswirkung zu denken und zu suchen seien, das ist eine fundamentale Frage jeglicher politischer Anschauung; und in der staatsrechtlichen, sozialen und politischen Diskussion des 19. Jahrhunderts hat sie eine beherrschende Rolle gespielt. Wenn sie aber in der Erörterung der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch verhältnismäßig so sehr zurücktrat, so darf man schließlich doch auch noch fragen, ob hierauf nicht auch eine allgemeine Unfertigkeit politischer, ja psychologischer Erfahrung überhaupt eingewirkt habe? Denn so gewiß auch der tiefsten Psychologie überall nur die Eigenschaften des Einzelbewußtseins, die in dem deutschen Frühsubjektivismus so eingehender Untersuchung unterworfen wurden, als letzte Erklärungsgründe gelten werden, so sehr wird sich doch fortschreitende Erfahrung namentlich auch in politischen Dingen immer mehr auf die Grenzen der individuellen Leistungsfähigkeit und auf das Hineinragen sozialpsychischer Elemente in den Gang menschlicher Entwicklung hingewiesen sehen.

Allein diese höhere Erfahrung fehlte dem Denkinhalte des deutschen Frühsubjektivismus noch zum großen Teile. Und so fehlte sie auch den spezifischen Aeußerungsformen seines politischen Denkens.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Americana.

Nachdem die Hochflut der ostasiatischen Literatur, welche die hochpolitischen Ereignisse im fernen Osten begleitet hatte oder ihnen gefolgt war, abzuflauen begonnen, haben in jüngster Zeit die Interessen des leselustigen Publikums sich wieder einmal mehr dem amerikanischen Kontinent zugewendet. Möglicherweise tragen hieran die gewaltigen Naturschauspiele Schuld, die in Gestalt vulkanischer Ausbrüche und Erdbeben die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen haben. Aber auch die wechselvollen Stadien der Panamakanal-Frage gehören zu jenen Tatsachen der Gegenwart, die auf die im wesentlichen der Unterhaltung dienenden Federn anregend einwirken. Dementsprechend wurden denn auch Mittel- und Südamerika von jenen Reisenden, die hinausgehen, um ihre Reiseerlebnisse literarisch zu verwerten, besonders gern in den letzten Jahren aufgesucht, während der Norden, insbesondere die nordamerikanische Union, den Gegenstand ernsterer, überwiegend wirtschaftlicher Spezialliteratur bildet. Es ist charakteristisch, daß von den vier Büchern, die im folgenden kurz zu besprechen sind, nur eines Nordamerika, drei dagegen Mittel und Südamerika behandeln. Sie sind aber noch in anderer Weise charakteristisch: nur eines davon rührt von Verfassern her, die sich auf ein engeres Gebiet beschränken, das ihnen durch langjährigen Aufenthalt vertraut ist. Die drei anderen bilden das Resultat von zeitlich und örtlich mehr oder weniger ausgedehnten Reisen. Mit der Prätension, ein Forscher zu sein, tritt keiner auf; der Zweck und teilweise der Erfolg ihres Werkes ist die belehrende Unterhaltung. Aber ein kleines Mäntelchen der Gelehrsamkeit glaubt jeder Reiseschriftsteller seinem Publikum vorweisen zu müssen.

Reisebilder von einer Spritztour nach New-York und Washington bringt Adam Röder.[1]) Es sind Aufsätze aus dem Rheinischen Kurier, die — der Autor betont das — auf Wunsch des Verlags in Buchform erscheinen; ihr Inhalt ist die kurze Geschichte der Enttäuschung hoher Erwartungen, insofern echt journalistisch, als sie auf Grund kleinen Tatsachenmaterials einen einheitlichen Standpunkt gewinnt und gewandt und unterhaltend begründet, von diesem dann weittragende Schlüsse zieht und entfernte Perspektiven eröffnet. Ein gut deutschgesinnter Mann, der auszieht in der Erwartung, ein vergrößertes Spiegelbild westeuropäischer Kultur jenseits des Ozeans zu finden, und dann Schritt für Schritt von den Wolkenkratzern und Stadtbahnen, von den Theatern und der Geselligkeit, von den rauhen Seiten weißer und schwarzer Halb- oder Ungebildeter, von der Ueberschätzung der Zivilisation und dem Mangel der Kultur enttäuscht, mit erhöhter Wertschätzung seines Vaterlandes dorthin zurückkehrt. Dieser Eindruck ist nicht neu. Er beruht großenteils darauf, daß bei kürzerem Aufenthalt in einem fremden Land die Reibungspunkte des Gewohnten mit dem Ungewohnten sich für den Reisenden viel lebhafter bemerkbar machen. Auch pflegt man bei kürzerem Verweilen den besten Teil der Bewohner nicht kennen zu lernen. Doch bemerkt man mit Genugtuung, daß der Verfasser hinter all dem Blendenden und Großartigen, das dem Europäer in der Union von außen entgegentritt, nach dem Wesentlichen, nach dem inneren Kern forscht und infolgedessen sich nicht blenden läßt. Dadurch hat seine Schrift für den heimischen Leser auch erzieherischen Wert.

Nach Mittelamerika führt uns Johannes Wilda, der bekannte Reiseschilderer, in dem ersten Teil seiner „Amerika-Wanderungen eines Deutschen".[2]) Seine Reiseroute deckt sich teilweise mit jener, die ein Jahr früher Georg Wegener eingeschlagen hatte (Columbia, Panama, Costarica), und so drängen sich Vergleiche auf mit Wegeners Buch „Reisen im westindischen

[1]) Reisebilder aus Amerika. Von Adam Röder. 1906. (Buttkammer u. Mühlbrecht, Berlin.) 134 Seiten. M 2.50.

[2]) Amerika-Wanderungen eines Deutschen. I. In der Mitte des Kontinents. Von Johannes Wilda. Berlin 1906, Allg. Verein für deutsche Literatur. 6 Mark.

Mittelmeer", das ebenfalls der Literaturverein erst 2 Jahre vorher — ein Zeichen des vielseitigen Interesses für jene Gegenden — hatte in seiner Sammlung erscheinen lassen. Der Vergleich fällt zugunsten Wegeners aus. Wilda ist weiter herum gekommen, er hat Salvador berührt, Nicaragua durchquert und ein gut Teil von Guatemala gesehen, ist auch abseits von den Eisenbahnen auf Flußwegen und im Sattel gereist. Aber seine Schilderungen tragen zu sehr den Charakter von Tagebuchnotizen: verwirrendes Detail, wenige Momente der Sammlung und ein Ueberragen persönlicher Bemerkungen. Dies bringt die Gefahr mit sich, daß allerlei kleine Episoden und Unannehmlichkeiten unnötigerweise in der Darstellung verbleiben, die verschwinden würden, wenn das Tagebuch einer Bearbeitung unterworfen wird. Katarrhe und Magenbeschwerden, die man überstanden, Gepäckplackereien und Uebervorteilungen, deren Opfer man geworden, die Namen von gleichgültigen Leuten, die man kennen gelernt — dies alles kann wegfallen —, wogegen historische Notizen und geographische Charakteristiken nicht zu entbehren sind. Trotz dieses hochpersönlichen Tones, der das Buch durchzieht, wird man nicht recht warm dabei, mag sein, daß die ironisierende Art und Weise, mit der der Autor von seinem sublimen Standpunkt des weitgereisten Kulturmenschen an Dinge und Menschen herantritt, diesen Eindruck hervorruft. Aber man hat manchmal das Gefühl, als hätte Wilda die Sache satt, und werde nur durch zielbewußten Ehrgeiz angehalten, sein Programm dennoch durchzuführen. Es ist schade, er beobachtet scharf und rasch, hat reiche Erfahrung und hat auch mancherlei auf dieser Reise gesehen, was selten noch ein Reisender sah — dies gilt insbesondere von seiner Route den Sarapiqui abwärts zum S. Juan. Dennoch ist man enttäuscht. Vielleicht auch in dem dunklen Gefühl, als habe der Autor seine besten Karten noch nicht ausgespielt, sondern für gesonderte Verwertung vorbehalten.[3]) Freilich ist es ja Usus der modernen Reisenden, ihre Erlebnisse und Erfahrungen recht vielseitig, in Vorträgen, Aufsätzen, Büchern, teils unterhaltend, teils belehrend, zu verwerten. Daraus würde sich eine gewisse Flüchtigkeit des Stiles erklären, die mitunter bedenkliche grammatikalische Schnitzer erzeugt, mitunter zu gesuchten Redewendungen führt, die nicht mehr geschmackvoll sind (z. B. „das sonore Spanisch seiner fröhlichen Zunge"; „der Wasserfall silberte durch das Grün"; „Dürre, die nicht durch Regen Abwechslung genoß").

Der Zusatz des Buchtitels „Wanderungen eines Deutschen" läßt erkennen, daß es Wilda hauptsächlich darum zu tun war, die wirtschaftliche und politische Stellung seiner Volksgenossen in jenen dem nahen nordamerikanischen Einfluß besonders ausgesetzten Ländern kennen zu lernen. Auch unwillkürlich wird jeder deutsche Reisende hierauf sein Augenmerk richten, schon deshalb, weil seine Empfehlungen und Neigungen ihn vornehmlich mit seinen dort lebenden Volksgenossen in Berührung bringen. Das Ergebnis der Beobachtungen Wildas deckt sich insofern mit dem anderwärts Beobachteten und zu Erwartenden, als auch er ein Zurückweichen des deutschen Elementes, nicht gerade im Wohlstand, aber im wirtschaftlichen Einfluß konstatieren muß, und als auch ihm sich die Erkenntnis aufdrängt, daß der deutsche Kaufmann oder Farmer im Ausland vor allem Geld erwerben und erst sehr in zweiter Linie einen politischen oder wirtschaftlichen Vorkämpfer seines Vaterlandes abgeben will. Im Gegensatz zu Wilda, der stets sein Bedauern darüber zu erkennen gibt, daß Deutschland keine politischen Anrechte geltend macht auf jene Gebiete, wo sie seit Jahren wirtschaftlich prädominiert haben, ist Referent der Ansicht, daß es für Deutschland in Mittelamerika politisch absolut nichts zu holen gibt und wir zufrieden sein müssen, wenn Söhne unseres Landes dort Geld verdienen.

Gelten die Ausstellungen an Wildas Buch, für dessen gediegene äußere Ausstattung und wohlgelungene Illustrierung der gute Name des Verlags bürgt, mehr dem wohlbekannten Namen des Autors, der zu größeren Erwartungen berechtigt, so muß bei einem weiten Reisewerk über Süd- und Mittelamerika seine Existenzberechtigung überhaupt verneint werden. Diese Abwehr fordert das Buch des österreichischen Feldmarschall-Leutnants v. Eisenstein durch die Prätension, mit der es im Bücherhandel erscheint, selbst heraus.[4]) Es ist dem Erzherzog Franz Ferdinand gewidmet mit einer zehn Zeilen langen Anführung aller Titulaturen. Die Illustrationen, zum Teil aus anderen Werken oder von gekauften Photographien herrührend, sind durchweg kläglich, die Karten unbrauchbar. Tagebücher haben wohl die meisten Reisenden geführt, aber sie haben gottlob zumeist erkannt, daß ein großer Teil ihres Inhaltes für den Verfasser, wenn er sie später wieder durchliest, Interesse bietet, für das Publikum aber gleichgültig ist. Auch verraten diese Notizen oft zu viel. Eisenstein hat nichts vorenthalten. Wir erfahren es nicht nur, wenn ihm der Fuß weh tut und ob er ihn mit Kapofiseife oder Dermatolpulver behandelt, oder wenn er mit der Einrichtung seines Hotelzimmers nicht zufrieden ist, oder wenn er, was auf jeder zweiten Seite vorkommt, bei einem Glase Sekt die Leute seines Wohlwollens versichert. Er läßt auch tiefer blicken. „Den Abend" — so schreibt er in Lima — „widmete ich in meiner Wohnung dem Gedanken an meine Heimat und an meine Lieben, und so ließ ich mir von meinem Phonographen die beim Abschied von meinen Lieben hineingesprochenen Anreden und guten Wünsche sowie die von meiner Tochter hineingesungenen Lieder vorsprechen und -singen und bereitete mir hierdurch einen herzerfreuenden Genuß." (S. 64.)

Welches sind nun die Beobachtungen, die dieser mit den besten Empfehlungen und unbeschränkten Mitteln ausgerüstete, überall mit Equipage oder Automobil empfangene oder begleitete, mit Champagner und Tafelreden verabschiedete Reisende gesammelt hat? Es ist betrübend, aber mir stiegen Erinnerungen an meine Aufsätze unserer Sekundaner über Ferienreisen empor. Ecuador besucht Eisenstein nicht, doch spricht er mit mehreren intelligenten Stadtbewohnern von Guayaquil, darunter einem Redakteur, liest dazu ein Buch und — läßt dann einen Abschnitt über die Republik Ecuador los. — Nachdem er am 7. Februar die Bewohner der Stadt Lima besehen, „wendet er am 9. Februar seine Aufmerksamkeit den in derselben verkehrenden Beförderungsmitteln zu". (S. 67.) Als Eigenart der Stadt erwähnt er u. a. das Geschrei der Zeitungsjungen. In Iquique notiert er: „Es macht sich dennoch auch hier die ungerechte Bedrückung des ganzen Volkes durch die Arbeitskraft im großen, d. i. durch das Kapital, mit der Handarbeitskraft geltend". (S. 100.) Vom Urwald Bolivias, welchen Staat er nicht berührt, meldet er: Dort werden „Kautschuk und Gummi sowie medizinische und spinnbare Früchte und Chinarinde gewonnen". (S. 93.)

Bis an die Grenzen Chiles ist der Referent dem Autor gefolgt, obwohl er „keine Ressource an ihm fand" (S. 35) und ihm die Reise lang wie „drei Säkulums" (S. 40) dünkte. Von da ab überließ er den Reisenden seinem Schicksal und traf ihn erst wieder beim Abschied vom amerikanischen Kontinent (S. 356), in Rio de Janeiro, wo er „dem Generalstabsmajor zu seiner vollen Befriedigung als Andenken eine Georgs- und Wappenmünze überreichte" und den Hafen noch einmal „neuerdings und aufmerksam betrachtete". Nachdem im Mittelmeer noch die kurze, aber inhaltreiche Wahrnehmung notiert worden, daß „die erhöhte Temperatur im Mittelländischen Meer darauf

[3]) Ein Aufsatz über die gleiche Reise ist von Wilda bereits in der Marine-Rundschau erschienen; ein Abdruck derselben in der Zeitschrift für Kolonialpolitik.

[4]) Schon der Titel spricht deutlich: „Reisen nach Panama, Peru, Chile mit Feuerland, Argentinien, Paraguay, Uruguay und Brasilien." Tagebuch mit Erörterungen, um zu überseeischen Reisen und Unternehmungen anzuregen. Von Richard Frhrn. von und zu Eisenstein, k. u. k. F.-M.-L. Mit 310 Abbildungen, 7 Landkarten, 3 Plänen und 2 Verzeichnissen im Text, 10 Tabellen mit meteorologischen Beobachtungen und einer Reisekarte. Wien 1906, Karl Gerolds Sohn. 8 M.

hinweist, daß die Sahara-Wüste als Heizstätte für Europa angesehen werden kann", erreichte der Autor seine Heimat wieder und der Referent hob sich den Rest des Buches (S. 100—356) für eine Zeit auf, wo er nichts Besseres zu tun hat als die Werke v. Eisensteins zu studieren.

Nach einem solchen literarischen Ereignis bilden die anspruchslosen, aber durchaus anschaulichen und zuverlässigen Schilderungen über Bolivien, die Max Joseph v. Vacano und Hans Matthis*) zu Verfassern haben, wie eine Erholung. Ihr Buch ist vortrefflich ausgestattet: gute Bilder, feines Papier, geschmackvoller Einband. Viele Mühe brauchten die Verfasser nicht aufzuwenden; es floß ihnen sichtlich bei einer genauen Kenntnis des geschilderten Landes der Text leicht von der Hand. Einer ziemlich umfassenden historischen Uebersicht von der sagenhaften Vorzeit bis zur jüngsten Gegenwart folgt die Darstellung der Geographie, der wirtschaftlichen und kulturellen Beschaffenheit der einzelnen Provinzen dieses interessanten Binnenstaates. Kurze Reise-Episoden der Verfasser, treffende Landschaftsbilder, mitunter auch besonders charakteristische Zeitungsausschnitte beleben die Schilderung, die einen vortrefflichen Einblick in dieses so wenig bekannte, aber durch seine schroffen Gegensätze und seine geographische Vielgestaltigkeit so fesselnde Land gestattet. Aus der tropischen Ueppigkeit der tief gelegenen Täler führt ein Ritt von wenigen Kilometern auf die von frischen Winden überstrichene kahle Hochfläche der Puna, von der wir dann am Ostabhang der mittleren Hochkordilleren abwärts zu den in der Pracht üppiger Wälder prangenden sanften Mittelgebirgen gelangen und in die fruchtbaren Täler der Yungas. Weiter nach Osten werden wir über die Pampas des oberen Beni und in die Urwälder an den mächtigen nach Osten strömenden Wasserläufen geleitet. Mit dem Leben in den Kaffeepflanzungen werden wir ebenso vertraut gemacht wie mit dem mühevollen Werk der Minen und Goldwäschereien an der Grenze ewigen Schnees. Wir lernen Indianerstämme kennen, die die Oberhoheit der Weißen und Halbblütigen bis auf den heutigen Tag noch nicht anerkennen, wir besuchen das weite Reich der Gummibarone und ihrer tributpflichtigen farbigen Untertanen; wir bewundern die mächtigen Ruinen der Totenstadt Tiahuanacu, deren Erbauer sich im Dunkel der Vorzeit verbergen, und sind bei Oeffnung eines jener hausartigen Grabdenkmäler zugegen, die man Chulpas heißt und deren verkrümmte Mumien wir vielleicht aus heimischen Museen kennen. Wir lernen die reiche Tier- und Pflanzenwelt und deren vielfachen Nutzen kennen und staunen immer von neuem über die immensen Bodenschätze, die dieses merkwürdige Land für eine hoffnungsvolle Zukunft noch aufbewahrt, und verfolgen mit Interesse, wie moderne Verkehrsmittel, Dampfer und Bahnen, allmählich sie erschließen. Wir freuen uns aber auch über das maßvolle Urteil der Verfasser über die Halbkultur der Städte. Endlich ein Urteil, das in den Bewohnern Südamerikas nicht nur den Abraum Europas oder nur Horden zukunftsloser unnützer Indianer erblickt.

Wenn von den vier vorstehend besprochenen Neuerscheinungen nur bei dem letzten Buch anerkannt werden kann, daß es einem wirklichen Bedürfnis entgegenkommt — denn die deutsche Literatur über Bolivien, an sich spärlich, ist weit zerstreut —, so spricht sich in der strengen Beurteilung die Tatsache aus, daß bei dem enorm großen Angebot von Reiseliteratur genaue Sichtung nicht zu umgehen ist. Es fragt sich, ob nicht die Zeit der Reiseschilderungen, wenigstens jener, die im wesentlichen die Form von Tagebüchern tragen, allmählich sich überlebt. Solche Schilderungen waren berechtigt zu einer Zeit, wo unbekanntes Land durchzogen werden konnte und daher die Beobachtungen und Eindrücke jeden Tag genau fixiert werden mußten. In einer solchen Lage werden sich heutzutage nur wenige, vielleicht Sven-Hedin oder, um einen Mann der Zukunft zu nennen, Dr. Tafel befinden. Im übrigen aber drängt auch hier alles auf Spezialisierung, auf die Monographie hin. Reiseschilderungen im engeren Sinne aber werden künftig ihre Berechtigung nur dadurch nachweisen können, daß sie eine Reihe wohl ausgearbeiteter, in sich geschlossener Bilder enthalten, und daß ihr Hauptvorzug neben der Wahrheit der schöne Stil ist. Gerade hiergegen wird aber fast durchweg verstoßen.

Dachau. A. Hermann.

*) Bolivien in Wort und Bild. Aus seiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Mit 113 Abbildungen und 1 Karte. Berlin 1906 bei Dietrich Reimer. Preis geb. 10 M.

Bücher und Zeitschriften.

Das deutsche Haus und sein Hausrat. Von Professor Dr. R. Meringer in Graz. Mit 106 Abbildungen, darunter 85 von Professor A. v. Schrötter. 111 Seiten. Leipzig, B. G. Teubner.

Seitdem Möser zuerst die Aufmerksamkeit auf das deutsche Bauernhaus richtete, ist ein reiches Schriftwesen darüber veröffentlicht worden, aber der Stoff ist groß, das Hinüberragen der Formen auf Nachbargebiete sichergestellt, dagegen Zusammenhänge und Entstehung noch recht dunkel. Bei Gelegenheit der wissenschaftlichen Vorträge von 1905 in Salzburg hat Professor R. Meringer in Graz sich diesem ansprechenden Vorwurf zugewendet, woraus dann später ein handsames und reich mit Plänen und Abbildungen versehenes Büchlein hervorging. Nach einem Rundblick auf seine europäischen Verwandten tritt das „Oberdeutsche Haus", wie Meringer und sein Mitforscher Bünker es nennen, das „fränkische Haus", wie andere es nennen, in die Mitte der Darstellung. Es werden die Raumeinteilung, der Hausrat, Stall, Scheune, Badstube, Beleuchtung und Technik des Baues geschildert. Besonders bewandert ist Meringer auf dem Gebiete der Einrichtung und des Hausrates. Hier kommen ihm reiche und sorgfältige Wanderstudien zugute. Was die Entstehung des oberdeutschen Hauses betrifft, ist Meringer der Ansicht, daß es „an dem Berührungskreise von Römern und Germanen" seine Grundzüge empfangen habe. Danach wären etwa die Rheingegend und die dekumatischen Lande (Schwaben und Teile von Bayern) als die Heimat zu betrachten. Meringer bringt vieles, was für diese Meinung spricht, doch ist noch die Tatsache zu prüfen, daß in Bayern wohl überwiegend eine andere, etwas abweichende Bauart herrscht und auch die weite Verbreitung des oberdeutschen Hauses im Osten nicht ganz leicht auf römische Kulturwellen zurückzuführen ist. Ueberlassen wir jedoch die letzte Entscheidung der späteren Forschung! Sehr merkwürdig bleibt es immerhin, daß bis nach Bosnien hinein die oberdeutschen Formen herrschen. Kallay erklärte zwar das bosnische Haus für „illyrisch"; bei Mangel von Beweisen und bei der Unbestimmtheit des Begriffes „illyrisch" wird man jedoch diese Behauptung mehr für politisch als rein volkskundlich betrachten dürfen. Daher hat denn auch eine ganze Reihe von Gelehrten, wie Professor Murko, Direktor Semayer in Budapest u. a., die Uebereinstimmung anerkannt, Murko verfolgte sogar das oberdeutsche Haus noch über Bosnien hinaus in die Balkanländer. Es will uns scheinen, als ob hier auch nordische Einflüsse, wie schon Henning hervorhob, mit oberdeutschen Formen sich verbinden. Man denkt da unwillkürlich an jene „Sueven", die (nach Tacitus G. c. 38—45) in ungeheuerem Bogen von Skandinavien durch die Ostlande bis nach Oberdeutschland reichen. Nach allem jedoch kommt Meringer zu dem Ergebnis, daß zunächst wichtige oder gar entscheidende Aufschlüsse über anthropologische Fragen von der Hausforschung nicht zu erwarten seien. In dieser Hinsicht biete letztere eine — Enttäuschung. So scharf möchten wir uns nicht aussprechen. Die Hausforschung war schon fruchtbar, aber die anthropologischen Fragen ruhen in Mitteleuropa auf sehr, sehr tief liegenden und oft verschütteten Grundlagen, und erst wenn die Sonderforschung noch länger und tiefer gearbeitet hat, wird auch die Gesamtforschung auf eine bessere Rechnung kommen.

Velden. Alexander v. Peez.

„Glossen" (zum Wiener Theater 1903 bis 1906). Von Hermann Bahr. S. Fischer, Verlag, Berlin 1907. Geh. 5 M, geb. 6.50 M.

Die Physiognomie Hermann Bahrs, des schaffenden Künstlers, erschöpfend zu zeichnen, reichen die wenigen Zeilen, die dem neuesten Bande dieses Autors gewidmet sein sollen, nicht aus. So können nur Schlaglichter auf seine kritische Tätigkeit geworfen werden, welche zum Teil durch das eben erschienene Buch „Glossen" repräsentiert wird. Dieses Werk schließt sich an die im gleichen Verlage in den Jahren 1899 und 1903 erschienenen Bände „Wiener Theater" und „Rezensionen" an, von denen der erste allerdings nur bis 1898 reicht, während der zweite erst mit

dem Jahre 1901 beginnt; diese Lücke wird jedoch zugestopft durch die bei Albert Langen in München erschienenen gesammelten Kritiken „Premieren". Alle vier Bände zusammengenommen, stellen sich uns als ein imposantes Stück moderner Kulturarbeit vor und können sehr wohl die bis jetzt von manchem so schmerzlich vermißte Dramaturgie der Gegenwart ersetzen. An der Hand dieser Tageskritiken geleitet uns der Verfasser mit sicherer Hand an allen den vielen Erscheinungen unseres Theaters vorbei, läßt uns da und dort, wo sich ihm selbst etwas Wertvolles, Tiefes darzustellen scheint, nachdenklich stille stehen, schafft uns, gleichsam mit hilfbereiten Händen alles notwendige Wissen liebenswürdig herbei, lehrt uns so Zusammenhänge und Entwicklungen sehen und finden und führt uns, ohne beladen zu sein, von jenem toten Wissenskram und der Gelehrsamkeit, die sich jeder wissenschaftlichen Dramaturgie beimischt, eine Geschichte des Theaters, des Dramas und auch jener Künste, die das Buchschauspiel erst lebendig zu machen vermögen, der Schauspiel- und der Ausstattungskunst, vor.

Wenn jemand Alfred Kerrs Forderung von der Kritik, die selbst ein Kunstwerk sein soll, die als solches zuweilen Besprochenes überleben, die selbst gewissermaßen als eine Dichtungsart gelten kann, erreicht hat, so müssen wir das in erster Linie Hermann Bahr zugestehen. Seine Bücher werden sich freilich zuvörderst an solche wenden, die selbst mit aufmerksamen Sinnen das Werden und Wachsen unseres modernen Dramas verfolgen; ihnen zunächst werden sie Freunde und Leiter sein. Aber diese Kritiken sind mit einer so feinen Kunst, mit einer solch wunderbaren Kraft der Einfühlung in des Dichters Gedanken-, Empfindungs- und Stimmungswelt geschrieben, daß sie auch von den zahlreichen anderen mit Genuß gelesen werden können, die nicht vorher etwa das besprochene Stück auf der Bühne gesehen oder im Buche gelesen haben. Sie dampfen förmlich von dem Eindruck, den das Stück auf den Kritiker gemacht hat, man spürt, daß das für ihn ein Erlebnis war, das er sich nun, es erzählend, nochmals erlebend, von der Seele reden will. Alles das mit einer unerhört künstlerischen Kraft, wie sie heute auf ähnlichem Gebiete nur etwa Felix Poppenberg zukommt. „Ein Virtuos der Empfänglichkeit", wie man ihn häufig nennen hört.

Gleiche Liebe und Sorgfalt wendet Bahr jedoch, wie schon erwähnt, den gestaltenden Künsten, der Ausstattungs- und Schauspielkunst zu. Es ist ungemein interessant, nach Bahrs Ausführungen die einzelnen Etappen zu verfolgen, in denen sich das Dekorationswesen bis zu seinem heutigen Wesen ausgebildet hat, das sich so weit entfernt hat von seinem Ausgangspunkte in der naturalistischen Epoche, vom Naturalismus im kleinlichsten Sinne des Wortes, bis zu jener Kunst, die heute von Gordon Craig, Impekoven, von Olbrich, Kolo Moser und Roller repräsentiert wird.

Dem Schauspieler steht er bewundernd, wie etwa der Duse, Novelli und Kainz, anderen wieder beratend und helfend in seinen Kritiken zur Seite. Nicht polternd und scheltend, wenn es einmal notwendig wäre, vielmehr nachspürend und suchend, wo der Fehler liege, froh, wenn dieser gefunden, dem Schauspieler alles bis ins kleinste klarlegend, mit gutem Rat gerne bei der Hand. Am besten geht wohl sein Verhältnis zur Schauspielkunst aus seinen eigenen Worten hervor, mit denen er seinen Band „Rezensionen" einleitet. „Die Duse hat mir einmal lachend gesagt: „Aber Sie! Sie sind doch gar kein Kritiker — Sie sind unser guter Kamerad!" Dies hat mich stolz gemacht. Es enthält alles, was ich sein will."

Wien. Roman Albert Mell.

Nixnutzig Volk. Eine Bande paßloser Leute. Von Peter Rosegger. Leipzig 1907 bei L. Staackmann, 407 S. 8°.

Eine lange Reihe fragwürdiger Gestalten führt der Dichter in dem Büchlein vor, darunter prächtiges Menschenmaterial, das nie vor die rechte Schmiede kam, deren jeder einen besonderen Hieb und Strich hatte; allerlei Schutt und unabgeschliffenes Steingeröll, verschobene und abgeblitzte Existenzen, wie aus dem „Simplicissimus" des wackeren Jakob Christoph von Grimmelshausen. Ein Beweis, daß Derbheit, Humor, Pech, „Walz" und „Schmiere" zu allen Zeiten international waren. Auch die Namen kehren wieder. In der Spielmann- und Räubergeschichte von „Diethelm, der Unnutz" klingen die „Baldegund, Hinkmar, Botwin" wie aus dem Neidhart und Meier Helmbrecht. Ob dem Autor diese Originalmodelle alle in den Weg liefen, ob der Autor vielleicht auch einen Rohmaterial-Lieferanten hatte wie ehedem Jeremias Gotthelf, ist gleichgültig; Rosegger kann mit Geibel sagen: „Woher ich dies und das genommen, — was geht's euch an, wenn es nur mein ward."

Sein Eigentum ist alles, auch der bisweilen ungeschlachte Witz. Der beim Kirchweihrummel „Gesichter schneidende" Lachenmacher erinnert an den längst seligen Pariser Grimasseur Pierre Rigolo und den Simplizianischen „Springinsfeld". Jäger, Wilderer, Sennerinnen urweltlichen Schlages, die riesige „Leidenschaft im Volke", die in den Salons nur anders benannt erscheint, rauscht in zahlreichen Exemplaren, oft hautschauernd, mit photographischer, aber immer tragischer Wahrheit an uns vorüber. Eine leise Neigung zur Karikatur führt dem Autor wohl bisweilen die Feder, wie in „Winlof der Schöngeist". Der „Theater-Erfolg" ist reiner Ulk. „Die Familie Kolbenblutt" dagegen ist buchstäblich aus dem Leben geschnitten: es gibt so Leute, die vor lauter Gesundheits-Fanatismus immer kränkeln und sich und ihrer Umgegend störrisch zur Last fallen. „Zum Schluß wird getanzt" — eine Erinnerung an Adolf Pichler, der freilich nicht genannt ist. „Es muß auch solche Käuze geben!"

München. H. Holland.

* **Zeitschriften-Literatur.** Werkstattstechnik. Zeitschrift für Anlage und Betrieb von Fabriken und für Herstellungsverfahren. Herausgegeben von Dr. Ing. G. Schlesinger, (Julius Springer, Berlin N.) Die neue Zeitschrift will der gesamten Maschinenindustrie und ihren zahlreichen Ingenieuren Belehrung und Anregung auf Gebieten geben, welche in den bestehenden technischen Zeitschriften nur kurz behandelt werden. Die „Werkstattstechnik" wird eingehende Berichte über die Anlage, den Bau und den Betrieb von Fabriken — hauptsächlich von Maschinenfabriken — bringen, sich ferner mit deren innerer Organisation, der Zusammenarbeit der technischen und der kaufmännischen Leitung, und mit allen zum Fabrikbetrieb gehörenden wirtschaftlichen Fragen beschäftigen.

Ein wesentlicher Teil der Zeitschrift soll der eigentlichen Werkstattstechnik — den Bearbeitungsmaschinen, Werkzeugen und Einrichtungen für den allgemeinen Maschinenbau und für Massenfabrikation — gewidmet werden, die ja in der Wechselwirkung mit der Arbeit des berechnenden Ingenieurs und des nachprüfenden Kaufmanns die Grundlage zum Gedeihen einer Fabrik bildet.

Aus dem reichen Inhalt des vorliegenden Januarheftes seien erwähnt: „Moderne Arbeits- und Meßmethoden für die Herstellung richtiger Gewinde des Systems International S. J." Von Ingenieur Otto Eckelt (Berlin). (Mit 24 Figuren.) — „Die Fabrikbuchführung." Von Joh. Lilienthal (Berlin). — „Ueber ein neues Entlohnungssystem." Von Dr. Karl Georg Frank (Köln). — „Kraftverbrauch von Fräsmaschinen." Von Oberingenieur S. Streiff (Rheydt). (Mit 1 Figur.) — „Tragbare doppelte Vertikal-Fräsmaschine." Von Konstruktionsingenieur O. Rambuscheck (Charlottenburg). (Mit 11 Figuren.) — „Das Wernerwerk der Siemens u. Halske A.-G." Von Professor W. Franz (Charlottenburg). (Mit 4 Figuren.) — „Neue Grundlagen für Schraubenbolzen in Amerika." Von Professor Dr.-Ing. G. Schlesinger (Charlottenburg). (Mit 8 Figuren.) — „Profileisenschneider (Pat. Krüger Nr. 163990)." Von Oberingenieur Fr. Uhlig (Oberschönweide). (Mit 4 Figuren.) — „Das Aufhauen der Feilen im eigenen Betriebe." Von Ingenieur G. Peiseler (Charlottenburg). (Mit 1 Figur.) — „Stufenräder-Getriebe mit doppeltwirkender Schwinge." Von Ingenieur A. Finkelstein (Charlottenburg). (Mit 3 Figuren.) — Zeitschriftenschau. — Patentbericht. — Bücherbesprechungen. — Neue Bücher. — Aus Werkstatt und Bureau. — Der Preis eines Jahrgangs von 12 Heften beträgt 15 Mark.

Zeitschrift für die gesamte Versicherungs-Wissenschaft. Herausgegeben vom Deutschen Verein für Versicherungs-Wissenschaft. Schriftleitung: Professor Alfred Manes. (Verlag von Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Berlin 1907.) Das erste Heft des 7. Bandes enthält folgende Abhandlungen: Emminghaus, Die Bedeutung der beiden Berliner Internationalen Kongresse für Versicherungs-Wissenschaft. — Florschütz, Der IV. Internationale Kongreß für Versicherungs-Medizin. — Hagen, Der versicherungs-rechtliche Interessebegriff. — Domizlaff, Die Gewinnbeteiligung der Mitglieder größerer deutscher Feuerversicherungs-Vereine auf Gegenseitigkeit. — Hahn, Das neue preußische Knappschaftsgesetz. — Broecker, Das neue Versicherung gesetz des Staates New-York. — Serini, Bedenken gegen die Haftpflicht-Garantie-Versicherung. — Voran steht ein Nachruf auf den kürzlich verstorbenen Vorsitzenden des Deutschen Vereins für Versicherungs-Wissenschaft Dr. Ferdinand Hahn.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Fr. Umlauft. 1906/1907. (A. Hartlebens Verlag in Wien.) Das eben erschienene 4. Heft des 29. Jahrganges hat folgenden Inhalt: Das Klima und die Austrocknung Afrikas. Von Schiller-Tietz. — Die Blaue Grotte auf Capri. Von F. Furchheim. (Mit 2 Abb.) — Eine Reise nach Algier und Tunis vom 16. März bis 1. Mai 1906. Von Joh. Klein. (Mit 5 Abb.) — Städtebilder aus dem Nord-

westen von Nordamerika. Auf Grund eigener Reisen von A. Oppel. (Mit 1 Abb.) — Astronomische und physikalische Geographie. Die absolute Lichtstärke der Fixsterne. Ungewöhnliche Eisfrachten in den arktischen und antarktischen Grenzgebieten während des Jahres 1906. (Mit einer Karte.) — Politische Geographie und Statistik. Statistisches aus Aegypten. — Geographische Nekrologie. Todesfälle. Emil Schmidt. (Mit Porträt.) — Kleine Mitteilungen aus allen Erdteilen. — Geographische und verwandte Vereine. — Vom Büchertisch. — Eingegangene Bücher, Karten u. s. w. — Kartenbeilage: Eisverhältnisse der amerikanischen Antarktis in den Jahren 1902—1906. Maßstab 1 : 26,000,000. — Obwohl jedes Heft der Zeitschrift Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik reich illustriert erscheint und mit vorzüglichen Karten ausgestattet ist, macht sie doch ihr niedriger Bezugspreis jedermann zugänglich.

Allgemeine Rundschau.

Besuch der deutschen Universitäten im Winterhalbjahr 1906/07.

Im laufenden Wintersemester beträgt die Zahl der an sämtlichen 21 Universitäten des Reiches immatrikulierten Studierenden 45,136, worunter 254 weiblichen Geschlechts.

An den 10 preußischen Universitäten befinden sich zusammen 23,102, an den drei bayerischen 8030, an den zwei badischen 3347 und an den übrigen sechs zusammen 10,657.

Gegen das letzte Semester mit 44,964 Studierenden ergibt sich ein Mehr von 172 und gegen das Winterhalbjahr 1905/06 mit 42,390 eine Zunahme von 2746, die nur wenig höher ist als die vorjährige von 2674. Seit Jahrzehnten ist der Besuch der deutschen Universitäten stetig gestiegen; im Winter 1876/77 gab es erst 17,400 Universitätsstudenten, 1883 etwa 25,000.

Wie die derzeitige Studentenzahl (45,136) auf die einzelnen Studienfächer sich verteilt und wie der Zugang zu den einzelnen Fächern sich im letzten Jahre gestaltet hat, zeigt die nachfolgende Zusammenstellung: Evangelische Theologie studieren im laufenden Semester 2208 gegen 2329 im Sommer des Jahres und 2186 im Winter 1905/06, katholische Theologie 1708 gegen 1841 bezw. 1680, Rechtswissenschaft bezw. Staatswissenschaften 12,146 gegen 12,375 bezw. 12,160; Medizin 7098 gegen 6683 bezw. 6080; Philosophie, Sprachen oder Geschichte 10,985 gegen 10,832 bezw. 9915; Mathematik oder Naturwissenschaften 6234 gegen 6323 bezw. 6125. Ferner, sofern diese Fächer an den einzelnen Universitäten gelesen bezw. besonders ausgeschieden werden: Staatswissenschaften einschließlich Landwirtschaft 1940 gegen 1801 bezw. 1786; Pharmazie 1746 gegen 1767 bezw. 1481; Zahnheilkunde 810 gegen 755 bezw. 710; Forstwissenschaft 151 gegen 144 bezw. 162; Tierheilkunde (welches Fach nur in Gießen an die Universität angegliedert ist) 110 gegen 114 bezw. 117.

Abgesehen von Rechtswissenschaft, Forstwissenschaft und Tierheilkunde haben sämtliche Fächer gegen das Vorjahr eine Steigerung erfahren. Der Nachwuchs ist zum weitaus größten Teil dem Studium der Medizin und den philologischen Fächern zugeflossen; der Tiefstand bei den evangelischen Theologen, die gegenüber dem Sommersemester wieder eine Abnahme um 121 und gegen das Vorjahr nur eine Zunahme um 22 aufweisen, hat weiter angehalten; nur geringe Zunahme haben die Mathematiker und Naturwissenschaftler, erheblichere Steigerungen ergaben sich für die Pharmazeuten, Zahnärzte und Kameralisten bezw. Landwirte.

Hinsichtlich der Besucherzahl steht Berlin im laufenden Halbjahr mit 8188 Studierenden wieder an erster Stelle. Dann folgen München mit 5567, Leipzig mit 4466, Bonn mit 2992, Halle mit 2250, Breslau mit 1961, Göttingen mit 1831, Freiburg mit 1744, Straßburg mit 1652, Heidelberg mit 1603, Münster mit 1533, Tübingen mit 1522, Marburg mit 1503, Würzburg mit 1407, Jena mit 1275, Königsberg mit 1140, Gießen mit 1097, Erlangen mit 1056, Kiel mit 877, Greifswald mit 827 und zuletzt Rostock mit 645.

In der Reihenfolge der Universitäten nach der Besucherzahl haben sich gegenüber dem Vorjahre wieder verschiedene Aenderungen ergeben: Straßburg ist von der 10. auf die 9. Stelle vorgerückt und hat Tübingen überholt, Heidelberg rückte von der 12. auf die 10. Stufe und verdrängte Münster und Tübingen. Königsberg stieg von der 18. auf die 16. Stelle und überflügelte Gießen und Erlangen; Tübingen sank um drei Stufen (von der 9. auf die 12. Stelle) und wurde von Straßburg, Münster und Heidelberg überholt, Gießen ging von der 16. auf die 17. Stufe, Erlangen von der 17. auf die 18. zurück, je verdrängt von Königsberg.

Mit 5238 außerordentlichen Hörern (Gasthörer bezw. Hospitanten), worunter 2134 Frauen, beträgt der Gesamtbesuch der deutschen Universitäten im Winter 1906/07 50,374, gegenüber 48,619 im Sommer 1906 und 47,035 im Winter 1905/06.

Die Anfänge und das Emporsteigen der Fugger.

Ueber dieses Thema sprach in der letzten Monatsversammlung des Historischen Vereins von Oberbayern Privatdozent Dr. Jansen (Köln). Im Jahre 1367 traten die ersten dürftigen Anfänge aus dem Dunkel der Geschichte. Als Stammort der Fugger ist das Dörfchen Graben bei Schwabmünchen, das stets im Besitze der Fugger blieb, erwiesen. Von dort wanderte im Jahre 1368 Hans Fugger nach Augsburg ein. Wenn hier von dem Einzug eines armen Webergesellen mit dem Ränzchen auf dem Rücken erzählt wird, so ist das nicht richtig, denn Hans Fugger figuriert in den Steuerbüchern Augsburgs als mit 44 Denare Steuer veranlagt, was immerhin einen für die damalige Zeit nicht unbedeutenden Besitz von ungefähr 88 Gulden voraussetzte. Die Genialität in der Erfassung der Zeitumstände ist als Hauptgrund zur Größe der Fugger anzusehen. Schon diese 1368 erfolgte Einwanderung Hans Fuggers findet darin ihre Erklärung. Es bereitete sich damals eine Revolution der Zünfte der Handwerker gegen die Bürger (Kaufleute) vor, die die Freizügigkeit bedrohte und es Fugger wünschenswert erscheinen ließ, in Augsburg selbst ansässig zu sein. Hiermit war der Grundstock zum Reichtum gelegt. Aus der Ehe Hans Fuggers mit Elisabeth Gevattermann stammt Andreas Fugger, der Begründer der Linie vom Reh, doch erst sein zweiter Sohn Jakob war der Begründer des Hauses und der Linie der Fugger von der Lilie, die sie noch heute im Wappen führen. Er erwarb große Reichtümer, indem er anfing, Geldgeschäfte im großen zu machen und den Geldverkehr zwischen den Ländern zu vermitteln. Steigt so das Vermögen bis 1494, so war es von Jakob des Aelteren Söhnen, Jakob, Ulrich und Georg, hauptsächlich Jakob der Jüngere, der zur Seele des Geschäftes wurde.

Es wäre jedoch falsch, den Reichtum des Hauses allein der Weltherrschaft mit Geld zuschreiben zu wollen. Der größte Teil der Einkünfte floß aus den Bergwerken in Ungarn und Tirol sowohl, als auch aus dem Verkehr mit den meist geldbedürftigen Fürsten. Für ihre Darlehen, die die Fugger nicht selten nie wieder zurückbekamen, ließen sie sich meist wertvolle Privilegien geben. Auf diese Weise traten sie in die Gerechtsame des Landesherrn ein, wie dies später unter Kaiser Maximilian der Fall war, wo sie in dessen Rechte eines Grafen von Tirol eintraten. Jakob Fugger war ursprünglich zum Geistlichen bestimmt und hatte bereits die niederen Weihen erhalten; übernahm aber dann das Geschäft, das er nach dem Tode seiner Brüder, selbst kinderlos, für seine Neffen fortführte. Redner führt nun eine Reihe von Einzelheiten aus dem Leben dieses Fugger an, die ein anschauliches Bild von der Macht geben, die dieser nicht nur als Handelsherr, sondern auch als Politiker ausgeübt hat. Er hat etwas von Bismarck gehabt, das auch auf dem Holbeinschen Bilde ersichtlich ist. Entscheidend griff Fugger durch die Bereitstellung der Mittel ein, als es zur Wahl Karls V. gegenüber dem König von Frankreich kam. Durch seine Beziehungen zu Ungarn hat er gewissermaßen die Richtung gegeben zwischen Habsburg und Ungarn. Aber auch sozial hat sich Jakob Fugger betätigt durch die im Jahre 1511 erfolgte Gründung der Fuggerei, eines Komplexes von 106 kleinen Häuschen, in denen sich Bedürftige für den geringen Betrag von einem Gulden ein Heim schaffen konnten. Ein großer Schlag war es für Fugger, als der Nationalhaß der Ungarn 1525 die Ausländer vertrieb, wodurch den Fuggern großer Schaden erwuchs.

Nach Jakobs Tod 1525 übernahmen seine drei Neffen, Raimund, Anton und Hieronymus, das Geschäft, wovon Anton als der unternehmendste, ein Reich der Fugger unter spanischer Oberhoheit in Südamerika plante. Die Fugger waren von jeher strenge Katholiken, und so konnte denn die konfessionelle Spaltung der Reformationszeit auf sie nicht ohne Einfluß bleiben. Im Schmalkaldischen Kriege mußte Anton Fugger Partei ergreifen. Hierdurch und durch den Abfall der Niederlande wurde Fuggers Großmachtstellung erschüttert. Früh hatten die Fugger angefangen, großen Grundbesitz zu erwerben. Um hierbei ihre Stellung als Lehensherren zu stärken, wurde bereits 1511 Jakob Fugger gestattet, sich als Adeligen zu betrachten, seine Neffen wurden 1526 zu Grafen ernannt, worauf 1530 die Erhebung zu Reichsgrafen, Reichsbannerherren mit großen Privilegien und Freiheiten erfolgt, die in der goldenen Bulle 1533 erneuert wird.

mt.

Kleinere Mitteilungen.

hc. **Internationale Erdbebenforschung.** In Rom hat eine Tagung des ständigen Ausschusses für internationale Erdbebenforschungen stattgefunden. Es wurde, wie der Geographische Anzeiger mitteilt, beschlossen, ein Verzeichnis aller Erdbebenstellen mit eingehender Beschreibung der Lage und Einrichtung der Warten herauszugeben, ebenso ein Verzeichnis der Flutmesserstellen der Erde. Italien wird in Erythraea eine Erdbebenwarte errichten. Die biologische Station Dänemarks auf der Insel Disko (Grönland) soll mit weiteren Mustereinrichtungen versehen werden. Um in der Zukunft bessere Beobachtungen über Veränderungen anstellen zu können, die durch Ausbrüche des Vesuvs hervorgerufen werden, wird eine genaue Höhenmessung am Golf von Neapel ausgeführt werden. Auf Antrag des russischen Vertreters soll in Kaschgar (Chinesisch-Turkestan) eine Erdbebenwarte eingerichtet werden.

* **Deutsche Technische Gesellschaft.** Zum Vorstand der Deutschen Technischen Gesellschaft für 1907 ist C. Graebe (Frankfurt a. M.) gewählt worden. Stellvertreter sind nach den Ergänzungswahlen S. Gabriel, W. Staedel, W. Nernst und Ladenburg. Das Schriftführeramt verwalten in diesem Jahre W. Will und E. Schotten, ihre Stellvertreter sind A. Bannow und F. Mylius. Schatzmeister ist J. F. Holtz, Bibliothekar R. Pschorr.

Die Gesellschaft umfaßt nach dem Jahresbericht 3578 Mitglieder, gegen 3624 im Vorjahre. Der Kassenabschluß weist für das vergangene Jahr eine Gesamteinnahme von 188,163 M, eine Gesamtausgabe von 178,632 M auf. Das Vermögen beträgt 774,373 M. Die A. W. v. Hofmann-Stiftung besitzt 44,570 M.

* **Aerztliche Vorträge über die Hygiene des jungen Mannes** für die Abiturienten der städtischen höheren Schulen will der Rat der Stadt Dresden nach der Münchener Medizinischen Wochenschrift im Februar oder März dieses Jahres veranstalten. Er setzt dabei voraus, daß der Besuch dieser Vorträge freiwillig und mit Genehmigung der Eltern stattfindet und auch die Teilnahme der Väter nicht ausgeschlossen wird. Es ist zu wünschen, daß dieses Beispiel zahlreiche Nachahmung finde.

C. K. **Ein Denkmal für Lamarck.** Wie aus Paris berichtet wird, haben sich die Professoren des Pariser „Muséum national d'histoire naturelle" mit der Unterstützung des Kultusministers zusammengetan, um die Errichtung eines Denkmals für den 1829 verstorbenen berühmten Naturforscher Lamarck in die Wege zu leiten. Das Standbild soll im Jardin des Plantes Aufstellung finden.

!. **Bedeutendes Vermächtnis.** Das Pasteur-Institut in Paris hat dieser Tage eine sehr bedeutende Erbschaft gemacht: ein reicher Grundbesitzer in Le Luc bei Draguignan, M. Audrac, hat sein gesamtes Vermögen, das auf wenigstens 1¼ Millionen Francs veranschlagt wird, letztwillig dem genannten Institut vermacht. Nach einer der englischen Wochenschrift Nature zugehenden Mitteilung hat Dr. Roux, der gegenwärtige Direktor des Pasteur-Instituts, die Richtigkeit der obigen Meldung zwar bestätigt, doch soll nach Meinung der einschlägigen Behörden die Möglichkeit bestehen, daß noch weitere schriftliche Willensbestimmungen des Verstorbenen sich vorfinden, denen gemäß vielleicht noch verschiedene Personen oder auch andere wissenschaftliche Institute als Erbbeteiligte in Betracht kämen. Dementsprechend soll die ganze Angelegenheit noch für einige Zeit in der Schwebe gehalten werden.

* **Gründung einer Universität in Aegypten.** Schon vor einiger Zeit hat sich, wie die Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik mitteilt, ein Ausschuß gebildet, welcher die Gründung einer nationalen Hochschule in Aegypten anstrebt. Es stehen für diesen Zweck bereits namhafte Mittel zur Verfügung. Der Zutritt zur Universität soll jedermann ohne Unterschied der Rasse oder des Glaubens gestattet werden. Unter den Lehrfächern werden Geschichte und Philosophie den Hauptgegenstand des Unterrichts bilden. Ebenso wird dem Studium der alten arabischen wissenschaftlichen Werke besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden.

* **Der dichterische Nachlaß Ferdinand v. Saars** wird demnächst durch Dr. Max Merold zur Veröffentlichung gelangen. Er enthält zwar keine noch ungedruckten Novellen des Verstorbenen, dafür aber eine Fülle anderen Materials. Vor allem eine Reihe lyrischer Dichtungen, unter denen die in den Jahren 1861—1904 geschriebenen „Sonette auf Rußland", die die Wandlung der Meinung Europas über Rußland zeigen, die bemerkenswertesten sind, dann den zweiten Akt (den ersten kennt man bereits) zu dem Drama „Ludwig XVI.", ein Dramolet „Benvenuto Cellini", „Wiener Elegien" und eine Fassung des „Tempesta" in Versen.

y. **Ein altrömischer Tuchmacherladen.** Unter den schönen Grabmonumenten von Neumagen an der Mosel, dem römischen Noviomagus, von denen der erhaltene Teil die schönste Zierde des Museums von Trier bildet, befand sich auch eine Platte, die heute verschollen, nur aus einer Abbildung bekannt ist, die Masenius in seinen Zusätzen zu den Trierischen Annalen des Browerus (1670) veröffentlicht hat. Man sieht zwei nebeneinander liegende Fächer, in denen Rollen in drei Reihen übereinander liegen; ein junger Mann, der dem Beschauer den Rücken zuwendet, greift eben aus dem linken Fache eine Rolle heraus. Masenius gab das Relief als Bild einer antiken Bibliothek heraus, und nachdem es lange Zeit unbeachtet geblieben ist, hat es unlängst der englische Paläograph Thompson wieder hervorgeholt und der Amerikaner J. W. Clark als wichtiges Monument seiner Arbeit über antike Bibliotheksabbildungen beigefügt.

Indessen ist es auffällig, wie Professor Brinkmann im letzten Heft der Bonner Jahrbücher ausführt, daß die Rollen zu drei Reihen übereinander gelagert sind, während sie sonst immer in besonderen Fächern übereinander liegen, sodann, daß sie alle von faustdicker Stärke sind, was weit über den üblichen Durchmesser der antiken Papyrusrolle hinausgeht; endlich scheint sich auch die von dem Manne ergriffene Rolle zu biegen. Alles dies spricht dafür, daß Tuchrollen auf dem Steine dargestellt sind, und die Art der Lagerung im besonderen, daß es sich um einen Laden handelt. Und nun konnte Professor Brinkmann glücklich nachweisen, daß gerade in linksrheinischen Gebieten ähnliche Darstellungen öfter gefunden wurden, so auf der Igeler Säule und im belgischen Arlon, und es gelang ihm sogar, im Trierer Dom-Museum eine schlagende Parallele aufzuzeigen, ebenfalls eine Gestalt mit dreifach übereinander gelagerten Tuchballen. Hoffentlich gelingt es, den merkwürdigen Neumagener Stein, der vielleicht nur vermauert ist, wieder aufzufinden.

E. K. **Ausgrabungen in Palästina.** Professor Ernst Sellin, der verdienstvolle Anfänger der neuesten deutschen Ausgrabungen in Palästina, wird nunmehr, nachdem er die Ruinen von Tell el-Taannek am Südwestrand der Ebene Jezreel vollständig aufgedeckt hat, worüber nächstens ein Bericht in diesem Blatte erscheinen soll, im nächsten März die Ausgrabung von Jericho beginnen. Auch diesem seinem neuen Unternehmen sieht man mit höchstem Interesse entgegen.

R. **Der 11. Internationale Schiffahrts-Kongreß** wird zu St. Petersburg im Mai 1908 stattfinden. Es sollen Fragen der Binnen- und der Seeschiffahrt behandelt werden.

Hochschulnachrichten.

hc. **München.** Als Privatdozent für Astronomie wurde an der hiesigen Universität der Observator der Kommission für die internationale Erdmessung bei der bayerischen Akademie der Wissenschaften Dr. Ernst Großmann aufgenommen. — Der Privatdozent für Physik an der hiesigen Universität, Gymnasialprofessor an den kgl. Militär-Bildungsanstalten Dr. Wilhelm Donle wurde zum Professor der Physik an der Artillerie- und Ingenieurschule mit dem Rang und Gehalt eines ordentlichen Hochschulprofessors ernannt.

r. **Tübingen.** Professor Dr. Frhr. v. Gottschick, Ordinarius an der evangelisch-theologischen Fakultät für praktische Theologie, ist am 3. Januar, 59 Jahre alt, einem längeren Leiden erlegen. Er wirkte hier zugleich als Vorstand der evangelischen Predigeranstalt seit Sommer 1892; von 1882 bis 1892 war v. Gottschick Ordinarius in Gießen und früher geistlicher Inspektor und Vorsteher des theologischen Kandidatenkonvikts in Magdeburg und Gymnasiallehrer in Torgau, Wernigerode und Torgau. Sein Studium absolvierte er in Erlangen und Halle, die theologische Fakultät Gießen ernannte ihn 1882 zu ihrem Ehrendoktor.

* **Heidelberg.** Der ordentliche Professor für pathologische Anatomie an der hiesigen Universität Geheimrat Dr. Julius Arnold tritt zu Beginn des Sommersemesters in den Ruhestand. Der Ordinarius für das gleiche Fach in Zürich, Professor Dr. Paul Ernst, früher Privatdozent in Heidelberg, hat einen Ruf als dessen Nachfolger erhalten. — Der Privatdozent für Physik an der hiesigen Universität Dr. R. Weber ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

hc. **Graz.** Der frühere Privatdozent für chirurgische Instrumenten- und Verbandslehre an der hiesigen Universität, städt. Bezirksarzt i. R., Dr. Rudolf Quaß ist hier im 66. Lebensjahre gestorben.

Jahrgang 1907. München, Montag, 7. Januar. Nummer 5

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50
(Bei direkter Lieferung Inland M 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition

Verantwortlicher Herausgeber. Dr. Julius Petersen in München.

Inhalt:

Ueber den Bau der Ballade. Von Geh. Justizrat Professor Dr. Felix Dahn (Breslau).

Die Anfänge neuer sozialer und politischer Anschauungen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. (Fortsetzung.) Von Geh. Hofrat Professor Dr. Karl Lamprecht (Leipzig).

Bücher und Zeitschriften.

Schillers sämtliche Werke, Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe. — Albert Pfister: Kaiser Wilhelm I. und seine Zeit. — Friedrich Huch: Mao.

Allgemeine Rundschau.

Zur Aerzte-Statistik. — Ausgrabungen auf Tenos.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Ueber den Bau der Ballade.*)

Von Felix Dahn.

Ein ordentlicher Professor der Aesthetik an einer deutschen Hochschule — Hofrat war er auch! — sagte mir einmal: „Was dichten Sie? Balladen dichten Sie? Balladen? Nein, die les' ich nicht. Balladen sind langweilig." Vergeblich berief ich mich auf den „Erlkönig", auf „Gott und Bajadere", auf den „Taucher", und als ich unglücklicherweise den „Kampf mit dem Drachen" über die Lippen brachte, rief der Herr Hofrat ganz triumphierend: „Nun, wenn der nicht langweilig ist!"

Ich konnte den Mann nicht bekehren, aber er mich auch nicht: ich fuhr fort, Balladen zu dichten, und er — höchst wahrscheinlich! — sie nicht zu lesen.

Wäre jenes Urteil, wie die alte formale Logik sagte, „einschränkend" und nicht „allgemein" abgegeben worden, hätte ich nicht Widerspruch erhoben: denn allerdings: zwar nicht alle Balladen, aber einige, sogar viele, sogar sehr viele, ja ich fürchte, fast muß es zugegeben werden, die meisten Balladen sind wirklich langweilig. Wer es bezweifelt, nehme die — an sich recht verdienstliche — Balladensammlung von Ignaz Hub zur Hand, bei welcher doch noch eine „künstliche Zuchtwahl" stattgefunden hat: und wenn er mir nach Genuß des hier Aufgetischten nicht recht gibt, dann will ich selbst sie zur Strafe nochmal lesen. Und diesen Sommer sind auf die Balladen-„Auslobung" der Scherlschen „Woche" über 2000 Balladen eingegangen — ich war einer der Preisrichter! —: der oben genannte Freiherr hat in einer Besprechung der Zusammenstellung der besten geglaubt, er stehe am „Grabe der Ballade".

Woran liegt es nun, daß so viele Balladen und Romanzen langweilig sind, wie schon der selige Räuberhauptmann, der im Gasthaus zu Terracina ein so frühes Ende fand, Fra Diavolo nämlich, urteilt, der ganz erschrocken fragt, ob man alle Strophen der Ballade hören müsse, die man ihm beibringen will? Und doch konnte ihn der Held der Ballade interessieren: denn er war es selbst.

Es leuchtet ein, daß mit den herkömmlichen Lehr-, Hand- und Koch-Büchern der Poetik kein ästhetischer Hund hinter dem Ofen hervorzubewegen ist: die immer wieder abgeschriebene Weisheit, daß man die Ballata ursprünglich mit Musik und Tanz vorgetragen habe, macht uns zwar „gelehrter" (wenn wir es nicht schon wußten), aber nicht klüger: denn der „König von Thule" ist zugleich der König aller Balladen: aber getanzt macht er sich schlecht.

Es sind wohl nachstehende Arten von Balladen zu unterscheiden: einmal die didaktische Ballade, mit sehr starker (dem Umfang und der Kraft des Ausdruckes nach überwiegender) Ausprägung einer sittlichen, religiösen, philosophischen Idee: die Moral der Fabel liegt dem Dichter wärmer am Herzen als die Fabel selbst: eher noch als Menschenhandlungen werden dabei Naturgewalten ausführlich geschildert: dann nähert sich die didaktische der beschreibenden Ballade: aber das nach meiner Theorie (und Praxis) der Ballade ganz unentbehrliche dramatische Element tritt dabei allzu sehr zurück. Freilich begegnet es wohl unseren größten Dichtern, daß vermöge ihres durch Theorien nicht zu beirrenden Genius solche lehrhafte und beschreibende ganz anders „herauskommen" als im Stoffe lag: nämlich so, daß der Leser über der Pracht der Beschreibung die angehängte Moral kaum beachtet oder die Verkümmerung des Dramatischen verschmerzt.

Es gibt aber auch Balladen — nicht unserer großen Dichter, aber ungezählter kleiner! —, welche nur beschreibend sind, mit einem Mindestmaß von Handlung und dieses dann so abstrakt, so sonder alle Individualität von Personen, Zeit, Ort, Kostüme als möglich: das sind die Eisenbahnunglückbrückeneinsturzpetroleumexplosionraubmordmitfünfdoppelwaisenballaden: sie traten früher meist im kirchlichen Chorrock auf als Mirakel- und Errettungslegenden: sie sind langweilig wie eine Sommersonntagnachmittagpredigt. — Sehr schlimm ist auch die Historische-vereinsballade! Wenn in irgend einen alten Dorfkirchturm eine Schwedenkugel einschlug und noch darin steckt oder wenn die prachtvollen Ueberbleibsel unserer germanischen Götter- und Helden-Sage in irgend einem unterfränkischen Städtlein lokalisiert sind, wenn der wilde Jäger oder Frau Holle oder Herr Siegfried irgendwo zwischen Marienburg und Straßburg ihre Spur zurückgelassen haben, so entsteht eine Sintflut — in diesem Falle auch Sündflut — von Balladen: jeder in den Ort kommende Schullehrer „dichtet die Sage neu": und es war doch die alte noch ganz gut!

*) Borries Frhr. v. Münchhausen, Balladen. Lattmanns Verlag, Goslar am Harz.

Ein großer Teil der langweiligen Balladen ist also deshalb langweilig, weil er rein lehrhaft oder rein beschreibend ist: es ist aber nicht die Aufgabe der Ballade, zu lehren oder zu beschreiben. Andere sind deshalb verfehlt, weil sie allgewöhnliche Naturereignisse oder Begebnisse der Sage oder der Geschichte ohne jedes dramatische Element wieder geben: denn — um meine Balladenkatze aus dem Sack zu lassen — die das Wesen dieser Dichtungsart am wirkungsstärksten ausdrückende ist die dramatische Ballade, mit epischem Hintergrund und lyrischem Anklang. Die lyrische Ballade — sie wird oft „Romanze" genannt werden — kann sich bedeutend dem rein lyrischen Gedicht nähern. Denn es hebt den Begriff der Lyrik keineswegs auf, wenn der Dichter nicht aus eigener, sondern aus fremder Seele spricht: gar manches rein lyrische Gedicht ist von dem Dichter einer anderen Gestalt, auch wohl einer Gruppe, einem Chor in den Mund gelegt worden. (Goethe: Mahomeds Gesang, Gesang der Geister; Schiller: Reiterlieder, Hirtenlieder.) Die Edelperlen deutscher und englischer (Percy, Fontane) Balladen gehören der dramatischen Gruppe an und die dramatische Architektonik bildet gar oft, wie den festen Rahmen, so den Kern und den belebenden Reiz der Dichtung.

Manche dieser Balladen, z. B. der Fontaneschen, stehen daher unter den Gesetzen des Dramas: je knapper, desto wirksamer, der Dialog muß dem Erzähler die Exposition ersparen, je weniger der Dichter, je mehr seine Gestalten sprechen, desto besser: die lyrische Empfindung wirkt am meisten, bleibt sie während der ganzen Erzählung stumm verhalten und kommt nur am Schluß, in ein paar Zeilen zusammengepreßt, — etwa als Antwort auf eine Frage — zum Ausdruck. Ist die Ballade ein kleines Drama, muß sie auch ein „plot", eine „fabula", die Handlung muß einen Ausgang haben, der, im Anfang nicht erratbar, aber durch das Ganze so voll begründet sein soll, daß dem Leser — besser dem Hörer — nur dieses und kein anderes Ende notwendig scheint; darin liegt die feinste Kunst des Balladendichters: der Leser hat tiefe ästhetische Befriedigung durchzukosten, wenn er erst mit kurzen kräftigen Worten des Dialogs in Stimmung und Situation versetzt (1. Akt), dann in besorgte Spannung gesteigert (2. Akt), endlich durch überraschenden, aber voll begründeten, ja notwendigen Abschluß entlastet wird (3. Akt): der Leser liest dann eifrig die Dichtung nochmal und freut sich jetzt wahrzunehmen, wie der Dichter fern und leise, unmerkbar, durch allerlei Wendungen und Wörtlein, deren Absicht der Vorbereitung zunächst gar nicht entdeckt wurde, den Ausgang mit unentrinnbarer ästhetischer Notwendigkeit vorgezeichnet hat.

*

Weit hab' ich ausgeholt, bis ich zur Besprechung der oben genannten Balladen gelange: aber bei dieser kann ich mich kurz fassen, da ich schon vor ein paar Jahren die erste Ausgabe mit der Weissagung begrüßte, der Verfasser werde der würdige Nachfolger Fontanes in der Balladendichtung werden; das Wort hat sich erfüllt: die 28 in der zweiten Ausgabe beigefügten haben es bewährt. Und der Verfasser steht als Dichter erfreulichermaßen noch höher denn als Richter; denn an seiner Balladen-Theorie, die er gleichzeitig entwickelt hat,[1]) ist doch vielleicht einiges auszusetzen. Indessen: in schöner Bescheidenheit will er ja nur die Aesthetik „seiner" Balladen lehren: er läßt also uns andere singen, wie uns der Schnabel gewachsen. Und das ist wohlgetan: denn solche Theorien — auch die oben von mir aufgestellten! — neigen bedenklich zur Schablone, zur Manier: eine nicht immer von allen vermiedene Gefahr. Und wie wenig diese Theorien ein unfehlbares Rezept für die Praxis gewähren, zeige ein Schlußwort: in der Ballade kann — muß aber nicht! —, wie wir sahen, Episches, Lyrisches, Dramatisches nebeneinander walten (auch etwa ein didaktisches Element): wie viel von dem einen oder anderen im Einzelfall, das hängt ab wie von dem Stoff, so von der Eigenart des Dichters[2]) — wie manchen lyrischen, manchen epischen, an sich nicht übeln, aber zu breiten, Zug hab' ich aus dem fertigen Gedicht gestrichen, nicht ohne Schmerz des Dichters, aber gewiß zum Vorteil, weil zur Knappheit, des Gedichtes.

Vielleicht der glänzendste Vorzug des Dichters ist die glückliche, taktvoll geschickte Hand in der Auswahl echt balladenmäßiger Stoffe. Und somit: „Macte juvenis poeta!"

[1]) In der Abhandlung: „Zur Aesthetik meiner Balladen, Bausteine zu einer Aesthetik der deutschen Ballade" (Deutsche Monatsschrift 1906); vergl. meinen Aufsatz „Ueber den Bau der Ballade, Bausteine III 1882", dem einzelnes im obigen entnommen ward.

[2]) Vor Jahrzehnten haben die „Fliegenden Blätter" mit köstlichem Humor den Gegenstand: „Karl der Große läßt sich von seinen Töchtern vorlesen" zur bildlichen Darstellung gegeben und (angeblich) von Schwind, Genelli, Piloty u. a. eingesendet erhalten: „quod capita, tot sensus"! Nicht anders würde ein Preisausschreiben für einen Balladenstoff ausfallen!

Die Anfänge neuer sozialer und politischer Anschauungen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts: Radikalismus der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges.

Von Karl Lamprecht.

(Fortsetzung.)

Da, wo sich in der Geschichte der heutigen abendländischen Völker ständige und stärker wirkende Organe der Kritik öffentlicher Angelegenheiten entwickelt hatten, die über das Individuelle hinaus das Allgemeine der Vorgänge ins Auge faßten, war es im allgemeinen auch zur Ausbildung einer Zensur gekommen. Der früheste und vielleicht auch lehrreichste Fall ist der der kirchlichen Zensur. Man weiß, wie sehr die Kirche des späteren Mittelalters als Ganzes öffentlicher Kritik verfallen war: Predigt und Schauspiel wurden hier seit dem 13. und 14. Jahrhundert Organe der Aussprache für ein breites Publikum, und hierzu trat spätestens seit dem 16. Jahrhundert die Flugschrift, die Vorläuferin des Leitartikels der Presse. Mit dem Auftauchen dieses entschiedeneren Mittels der Publizität setzte aber auch früh, seit 1512, die päpstliche Zensur ein; und im Jahre 1559, unter Paul IV., erschien der erste Index der verbotenen Bücher.

Für Deutschland ist es charakteristisch, daß noch im 18. Jahrhundert, zu der Zeit, da die Presse in England bereits eine Macht war, ein klares Preßzensurrecht nicht bestand, so sehr man auch die erscheinenden Bücher einer Kontrolle unterwarf. Vielmehr schwankte man in der Behandlung der Publizität noch hin und her, verfügte bald, „aller gefährlichen und Particuliers nicht geziemenden Correspondenz in publicis sich zu enthalten", und kümmerte sich bald um keinerlei noch so freie Aeußerungen. Ein gutes Bild dieser Systemlosigkeit gewährt u. a. das Verhalten Friedrichs des Großen: so sehr er fand, daß Gazetten nicht genieret sein sollten, so stark hat er, wo er es gerade für angebracht hielt, in deren Freiheit eingegriffen.

Der Grund für dieses Schwanken lag in dem nach dem bisher Erzählten sehr begreiflichen Umstand, daß die politische Presse anfangs überhaupt noch wenig entwickelt war; es gab zwar Nachrichtenblätter, aber die politische Diskussion fehlte zunächst noch vielfach, so sehr die literarische Kritik emporschoß. So hört man z. B. sogar noch für das Jahr 1783 von Leipzig, einer der damals geistig und sozialpolitisch angeregtesten deutschen Städte, daß sich um den sächsischen Hof und die Regierung nur die eigentlichen Politiker bekümmerten: „Man spricht im Jahre kaum einmal von ihm, aber vom Magistrat alle Tage; das Kontributionsglöckchen, wenn es geläutet wird, erhält ihn in geneigtem Andenken." Und so waren denn auch die Organe der öffentlichen politischen Erörterung zunächst noch altväterisch genug, Flugschriften über äußere Politik, die sich allerdings seit den schlesischen Kriegen beträchtlich vermehrten; dann, seit den 60er Jahren, Schriften auch über andere politische Materien, so vor allem die Bücher des jüngeren Moser („Herr und Diener", 1758; „Vom deutschen Nationalgeist", 1766, u. a. m.).

Wenn nun so im ganzen die politische Diskussion überhaupt noch wenig flüssig war, so durfte es nicht wundernehmen, daß den nur gelegentlich erfolgenden Urteilen seitens der regierenden Gewalten auch geringe Aufmerksamkeit geschenkt wurde. In diesem Zusammenhange betrachtet, war denn die politische Meinungsäußerung allerdings in hohem Grade tatsächlich frei und blieb es im allgemeinen fast bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts. Welche Freiheiten unter diesen Umständen möglich waren, das zeigt vielleicht nichts besser als eine Durchmusterung der Oden Klopstocks. Da findet sich aus dem Jahre 1748 die Strophe:

Königen gab der Olympier Stolz, und sklavischen Pöbel
Um den gefürchteten Thron;
Weisheit gab er den Königen nicht; sonst hielten sie Menschen
Nicht für würgbares Vieh.

Und 1782 ruft der Dichter in der Ode „Die Rache" Friedrich dem Großen zu:

Du erniedertest dich, Ausländertöne
Nachzustammeln, dafür Hohn zu hören:
Selbst nach Arouets Säub'rung
Bleibt dein Lied noch tüdesk.

Es ist klar, daß eine solche tatsächlich unbedingte Freiheit zum Radikalismus der Aussprache führen mußte, sobald man überhaupt für politische Dinge Teilnahme zu zeigen begann; und so hört man denn von demselben Leipzig, das 1783 so ruhig befunden worden war, im Jahre 1799: „Man erstaunt über die Menge von unruhigen Köpfen, noch mehr aber darüber, daß man sie duldet, da sie doch so ungescheut alle Handlungen der Obrigkeit kritisieren."

Mußte damit die Bedeutung der Publizität im Laufe der Zeit doch ungemein wachsen — „es wird einem öfters bange, mit solchen Leuten in Gesellschaft zu sein", meint unser Leipziger Berichterstatter von 1799 —, so war das um so mehr der Fall, als alle anderen Organe, sich verständlich zu machen, insbesondere auch parlamentarische Einrichtungen, fehlten. So wurden denn die Männer der Feder, ja die Schriftsteller überhaupt, zu den Fürsprechern des Volkes, ja zum einzigen Sprachrohr gegenüber den Mächtigen der Erde. „Ein Schriftsteller," ruft Salzmann in diesem Zusammenhange aus, „welchen unermeßlichen Wirkungskreis hat er! Er spricht — Nationen hören ihn, — er spricht — und seine Stimme wird oft, wie des Allmächtigen Stimme, auf dem ganzen Erdboden vernommen."

Und nochmals wurde der Radikalismus der Aussprache nach Form wie Inhalt erhöht durch die Tatsache, daß der Absolutismus, als System betrachtet, trotz der glänzenden Praxis einer Maria Theresia und eines Friedrich des Großen, seit spätestens Mitte des 18. Jahrhunderts in die Zeit seines Abblühens getreten war.

Schon um 1700 begann man von der Einsicht ergriffen zu werden, daß selbst die Grundlagen des materiellen und geistigen Lebens in Deutschland einer Erneuerung bedürften. Und dieses Bewußtsein stieg im Laufe des 18. Jahrhunderts immer mehr. Dabei läßt sich gewiß nicht sagen, daß sich nicht auch die absolute Monarchie in Deutschland mit ihm erfüllt hätte; wir werden sehen, wie sie in dieser Hinsicht sogar noch dem aufkommenden Subjektivismus wichtige Zugeständnisse gemacht hat, obwohl sie damit eigentlich über ihre eigene Lebensgrundlage hinausging; und eben aus dieser Aufnahme von allerlei Neuerungsbegehren, die von einer langsam entstehenden öffentlichen Meinung und von einem leise zunehmenden „Publikum" geltend gemacht wurden, ist auf deutschem Boden das System des aufgeklärten Absolutismus in gewissem Sinne erst völlig erblüht. Allein es wurde doch schon seit Mitte des Jahrhunderts immer deutlicher, daß der Verlauf eines solchen friedlichen Synkretismus seine Grenzen hatte. Die stets stärker auftauchenden Forderungen des Publikums waren schließlich doch nur Ausdruck tiefer, unweigerlich vorwärts verlaufender sozialer Wandlungen: der Entstehung vor allem eines neuen Bürgertums, dessen neuer gesellschaftlich-subjektiver Charakter die Umbildung auch der anderen Stände nach sich ziehen mußte. Gegenüber diesen Wandlungen aber vermochte der Absolutismus schließlich doch keinerlei Zugeständnisse zu machen, die nicht sein eigenes Lebensprinzip ertötet hätten, und so ging man auf diesem Gebiete trotz allem einem fundamentalen Zwiespalt entgegen und hatte davon auch ein dumpfes Vorgefühl.

Wichtiger aber war für den Augenblick vielleicht, daß auch schon die äußeren Lebensgewohnheiten gleichsam, das Drum und Dran des Absolutismus, die neue Gesellschaft des Subjektivismus in manchem Punkte zu verletzen begann. So, um nur eine Seite dieses Zusammenhanges, wenn auch vielleicht die wichtigste, hervorzuheben, in tausend Dingen des bestehenden Militarismus. Was hat man nicht in den bürgerlichen Kreisen des 18. Jahrhunderts schon über das Heerwesen der Zeit geklagt, geweint, gewettert. Da gab schon das Werbesystem zu tausend Beschwerden Anlaß. Denn nach dem neuen Gefühle der Zeit, wie auch nach unserem Empfinden grenzten seine Praktiken in vieler Hinsicht ans Unmenschliche. Da wurden die zu Werbenden, fast möchte man es Menschenraub nennen, nicht selten mit Gewalt und unter Schlägen in die Wachtstuben geschleppt, dort eingesperrt und nun mit allen Künsten der Verführung, Wein und Weib, in das Netz des Dienstes gelockt. Da preßte man auch wohl Kinder und Greise, um sie nachher gegen ein Lösegeld wieder loszulassen, das die Höhe des Werbegeldes überstieg; und niemand aus bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen war vor den Angriffen der Werbeoffiziere eigentlich völlig gesichert.

Wie aber sah es nachher gar im Dienste selbst aus, da wenigstens, wo er streng gehandhabt wurde. In dem Reglement für die preußische Infanterie vom Jahre 1750 findet sich der Satz: „Damit nicht ein Kerl vor der Zeit ungesund werde oder gar crepire, derohalben auch das übermäßige Vollsaufen, absonderlich in Branntwein, verboten sein soll." Welche Sprache für ein Zeitalter, das mitleidsvoll die Schuld der Kindesmörderinnen zu erörtern begann! In der Tat: vor allem Mitleid und Spott hatten die Jahrzehnte der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges für die entsetzliche Disziplin, den schweren Drill, das abgezirkelt nichtige Wesen des Tagesdienstes

der Heere zur Verfügung. Und sie brauchten dabei nicht vor dem Offizierkorps dieser Heere Halt zu machen. Oder sollte die Schilderung Ewald v. Kleists von seiner Existenz im preußischen Heere aus eben den Jahren, denen das soeben angeführte Infanterie-Reglement angehört, nicht das Gewöhnliche des Offizierdaseins dieser Zeiten treffen?

Wenn du nicht, wie der Sturmwind, sprichst,
Nicht säusst, wie da die Erde säust,
Wo sich das Meer im Strudel dreht:
Wenn kein Erdbeben dir den Leib
Zu rütteln scheint, indem du zürnst:
So mangelt's dir an Heldenmut.
Und tanzest du den Phrynen nicht
Von weitem eine Reverenz:
So mangelt's dir an großer Welt.
Wenn du nicht spielst und viel gewinnst,
Bis der, mit dem du spielst, erwacht;
Wenn Wollust unter Rosen nicht
Dich in die geilen Arme schlingt,
So fehlt dir Witz! So fehlt dir Witz!

Indes in der Kritik all dieser Dinge handelte es sich doch schließlich vielfach um Aeußerlichkeiten, und man wird nicht finden, daß sich die neue Gesellschaft, ganz aufs Geistige gerichtet, mit ihnen übermäßig beschäftigt habe. Schlimmer war es schon, daß sich auch das Fürstenideal so bedenklich wandelte, daß es starker Kritik verfallen konnte. Wo waren jetzt die Zeiten hin, da sich die Stände beim Thronwechsel in irgend einem Ländchen von dem neuen Fürsten bieder gewünscht hatten, er möge mehr ein rechter Hausvater als ein Heros sein! Man braucht nur die Fürstenporträte nach der Zeit um 1730 und auch noch durch mehrere spätere Jahrzehnte hin zu verfolgen, um sich zu überzeugen, wie sehr das Heroenideal Frankreichs Nachfolge gefunden hatte, und selbst dann noch, wenn auch in etwas abgewandelten Formen, den deutschen Durchschnittsfürsten ergriff, als in König Friedrich schon längst ein wirklicher deutscher Held in all der einfachen Größe seines Daseins erschienen war. Denn viel aus dem prunkenden Absolutismus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde doch beibehalten, namentlich soweit es in Hofetikette und Hofsitte übergegangen war. Und was war von der Herrschaft dieser Etikette und dieser Sitte im Grunde frei? Da führte es sich z. B. ein, daß die Hoffeste, die an den kleinen Residenzen noch lange den Charakter volkstümlicher Lustbarkeiten gehabt hatten, nun hinter Tor und Tür abgehalten wurden und eben in ihrer Häufigkeit eine engherzige und oft geradezu lächerliche Scheidung von Fürst und Volk aufrecht hielten. Und kaum änderte sich etwas an der Tatsache, daß Hofsitte und Hofrecht über die Rechte der bürgerlichen Gesellschaft wie des Bauern brüsk hinweg galten. Nichts ist hier vielleicht bezeichnender, als die Entwicklung der Rechte am Walde. Da war zunächst das volkstümliche Recht zur Entnahme von Holz, das noch die Weistümer des 14. und 15. Jahrhunderts, wenn auch unter gewissen Begrenzungen, gekannt hatten, nun ganz verschwunden; der Begriff des Forstdiebstahls, noch heute der Nation unsympathisch und noch der Carolina unbekannt, wurde auf dem Wege territorialer Landesordnungen eingeführt und in harter Praxis zur Geltung gebracht. Aber mehr noch. Die Forsthoheit wurde überhaupt als alle wirtschaftlichen Waldnutzungen nach sich ziehend angesehen; so wurden alte Raubnutzungen, wie das Picheln und Prachen, verboten; so wurde die Triftgerechtigkeit beansprucht und Vieh nur noch gegen Zutrittsgeld in die Waldweide eingelassen; so wurden die Inhaber von Rodungen, das alte rauhe Volk der Squatters, als Prekärbesitzer behandelt; so wurden ganze Walddörfer gelegt. Einsam blieb mithin auch in dieser Zeit noch der Wald und öde: denn er hatte der fürstlichen Wildfuhr zu dienen. Und wie war schließlich, als Krönung der ganzen Entwicklung, das Jagdrecht entwickelt! Alle hohe Jagd gehörte der Regel nach allein dem Fürsten, wie dem Adel die niedere Jagd und dem Bauern — aber nur erlaubnisweise — der Fang von Raubzeug zufiel; und das Land blieb einer Jagdlust des Fürsten unterworfen, die das ganze Leben der Untertanen gleichsam in deren Bereich zog: hatten doch selbst die Hunde der Untertanen sämtlich Klöppel zu tragen, damit sie nicht jagten.

Dieser festgehaltene Bestand absolutistischer Rechte und Sitten, wie er der heimischen, deutschen Entwicklung entsprang, wurde nun aber um die Mitte und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch noch durch fürstliche Einnahmen ergänzt, die deren höchste Ausnützung und selbst darüber hinaus noch einen vielfach kindischen Luxus gestatteten, und die zudem ihrer Herkunft nach so besonderer Art waren, daß sie den Zeitgenossen schon deshalb eine verächtliche Kritik nahelegten. Es waren an erster Stelle die Einnahmen aus dem Soldatenhandel, der als nichts anderes denn als eine besondere Sorte Sklavenhandel empfunden wurde, so sehr auch deutsche Söldner noch in ganze Regimenter organisiert einzeln und als Privatpersonen ihre Haut fremden Potentaten verkaufen mochten, wie z. B. die 12,000 Deutschen der Regimenter Royal Allemand, Royal Deux-Ponts und Royal Etranger des Königs von Frankreich. Zu diesem schmählichen Erwerb kamen dann ferner die politischen Bestechungsgelder, die unter dem Namen der Subsidien von fremden Mächten, namentlich von Frankreich, bezahlt wurden, wenn sie auch in manchen Fällen in den Charakter wirklicher politischer Hilfeleistungen übergingen; man hat berechnet, daß die Summen, die in dieser Hinsicht der französische Hof allein zwischen den Jahren 1750 und 1772 bezahlt hat, sich auf 137 Millionen Franken beliefen.

Natürlich klebte an solchen Einnahmen kein Segen; allermindestens galt von ihnen das Wort: Wie gewonnen, so zerronnen. Mit welchen Empfindungen aber begleiteten unter solchen Umständen die Zeitgenossen nun den unsinnigen Luxus so mancher an sich hochbegabter Fürsten, wie er zumeist aus diesen Einnahmen gespeist wurde, z. B. etwa den des Herzogs Karl Eugen von Württemberg, des Herrn Schillers, des Schülers Friedrichs des Großen! Welche ungeheuerlichen Ausgaben schließlich auf der Grundlage einer so gespeisten Herrschaft gemacht werden konnten, mag das Beispiel der Pfälzer Kurfürsten zeigen. In der Pfalz hatte der bigott katholische Kurfürst Karl Philipp im Aerger über die Heidelberger Reformierten im Jahre 1720 seine Residenz nach Mannheim verlegt. Und nun begann in dem elenden kleinen Landstädtchen, das eben aus den Trümmern französischer Zerstörung wieder erstanden war, ein Planen, Abstecken, Bauen, wie es dem Herrscher eines großen Reiches kaum geziemt hätte; und was Karl Philipp darin tat, das wurde bei weitem noch durch Karl Theodor übertroffen, der ihm im Jahre 1743 folgte. „Der Riesenbau des Residenzschlosses wurde zum beherrschenden Mittelpunkte der Stadt, deren schnurgerade Längsstraßen dort zusammentrafen, und, von anderen durchquert, den Stadtplan in regelmäßige Vierecke zerlegten. Großartige Bauten, eine Jesuitenkirche, ein Kauf- und ein Zeughaus, erhoben sich; allerlei künstlerische und gelehrte Sammlungen und Anstalten, eine Zeichnungs- und Bildhauerakademie, ein Kupferstich- und ein Antikenkabinett, eine Bibliothek und eine Naturaliensammlung legten Zeugnis dafür ab, daß auch Karl Theodor, der Freund und Schüler der Jesuiten und Voltaires, seinen Thron mit dem Glanz der Kultur zu umgeben wußte. Natürlich durfte auch ein prachtvolles Haus für italienische Opern und französische Komödien nicht fehlen. Französisch durch und durch waren Bildung und Neigung des Herrschers, französisch Sprache und Kultur der vornehmen

Pfälzer; mehr als ein anderes deutsches Land war ja die Pfalz durch ihre Nachbarschaft solchen Einflüssen ausgesetzt." Noch 1773 fand Schubart, daß man die Pfälzer „ebenso leicht für eine Kolonie von Franzosen, als von deutschen Provinzialen halten könnte". Und neben dem Glanz des Friedens fehlte in der Pfalz auch der des Krieges nicht. Karl Theodor hielt ein Heer von fünftausendfünfhundert Mann, dazu nach dem Staatskalender des Jahres 1767 einen Generalfeldmarschall, einen Generalfeldzeugmeister, neun Generalleutnants, zehn Generalmajore — der anderen Chargen nicht zu gedenken. Auf eine Kompagnie nach heutiger Zählung, auf 200 bis 300 Mann also ein General; diese Tatsache allein bedeutete die richtige Kritik dieser Duodezkultur noch dazu meist ausländischen Anstrichs.

Aber wenn wir auch von diesen so ganz äußerlich zutage tretenden Verfallszeichen des Fürstenideals absehen möchten — schlimmer wirkte auf die Dauer eine innere, chronische Schwäche, wie sie sich, bei allem scheinbaren Glanze der Finanzen, in Heer und Verwaltung allmählich einschlich.

Die Beamten blieben oder wurden wiederum, wo inzwischen das Amtswesen einen gewissen Aufschwung erfahren hatte, zu Hofdienern; in Württemberg z. B. mußten wohl gar alle Kanzleiverwandten bei Strafe des Verlustes einer vierteljährlichen Besoldung mit ihren Weibern und Töchtern auf den herzoglichen Karnevalsredouten erscheinen: elende Statisten von schlechter Besoldung, bei denen womöglich von Zeit zu Zeit einmal aus Mangel an Geld in den fürstlichen Kassen das Gehalt ausblieb. Was konnte man von ihnen, was von jenen Mietlingen erwarten, die nicht selten Aemter verwalteten, deren eigentliche Inhaber, Adelige der Gegend, nur Titularbeamte waren! Willkür der Entscheide, hohe Sporteln, wenn nicht gar hohe Trinkgelder waren die Folgen. Dazu war dieses Beamtenvolk auch bei redlichem Tun noch nicht einmal seiner Stellung sicher. In einigen Staaten, den hochstehenden und fortschreitenden, hatte der Beamte allerdings bereits und namentlich auch dadurch öffentlichen Charakter, daß er nur bei nachgewiesener Pflichtverletzung entlassen werden konnte, so in Sachsen, so in dem Preußen Friedrichs des Großen. Aber im ganzen waren willkürliche Absetzungen doch noch gewöhnlich, so oft sie auch das Reichskammergericht als ungesetzlich bezeichnet hatte; in Oesterreich sind nach dem Regierungsantritte Josephs II. binnen zwei Jahren über zweitausend Zivilbeamte teils unter Anweisung eines ganz geringen Ruhegehaltes, teils ohne jede Pension außer Aktivität gesetzt worden. Ließ sich da von solchen Beamten eine freudige Verwaltung erwarten? Allenfalls in Preußen war davon zu sprechen, wenngleich sich das System im Jahre 1806 hier ebenfalls als morsch erwies; und sehen wir von dem durchschnittlichen Elend in den kleineren Staaten ab, so fand Joseph II. auch für Oesterreich, es werde „zwar viel befohlen und expediert, aber auf die Befolgung und Ausübung auf keine Art gesehen"; man betreibe die Geschäfte handwerksmäßig; man glaube genug getan zu haben, wenn man die Kassation vermeide. Natürlich waren diese Zustände der Nährboden eines üppigen Bureaukratismus. In Oesterreich mußte eine Eingabe, die an die Hofkammer gelangte, durch mindestens 85 Hände, in verwickelteren Fällen sogar durch mehr als 100 Hände gehen, bevor sie erledigt wurde.

So waren denn die Zustände an den Höfen und in der Verwaltung an vielen Orten derart, daß sich der Adel, zum Teil auch schon unter der Einwirkung des neuen Geisteslebens und frischerer sittlicher Regungen, von beiden zurückzog, auf seine Güter ging und wiederum häuslich wurde.

Dies um so mehr, als es auch im Heeresdienst zumeist nicht viel besser aussah. Die kleinen Heere, im Verhältnis zu den Kräften den Landesherren allerdings oft noch viel zu groß, waren in zahlreichen Städten dislozierl, die Reiterei lag sogar oft in dörflichen Garnisonen des platten Landes. Die Soldaten, die ein Handwerk verstanden, arbeiteten als Meister in Konkurrenz mit den Zünften; im übrigen herrschte die trostlose Einförmigkeit eines im Grunde gänzlich zwecklosen Garnisonlebens: vom Aufsperren der Tore am Morgen durch den Wachtdienst hindurch bis zum Zusperren derselben Tore am Abend; und nur die zumeist sehr harmlose Gemütlichkeit des ganzen Daseins machte es den Mannschaften erträglich. Die Offiziere aber lebten häufig gar nicht bei der Truppe, sondern sonst irgendwo in vornehm erscheinendem Müssiggang.

War da nicht die leidenschaftliche Sprache des jüngeren Moser zu verstehen gegen die lässigen und doch von fürstlicher Hoheitssucht aufgeblähten angeblichen Landesväter, und wenn wir den Blick rückwärts schweifen lassen bis zu den finanziellen Praktiken der Subsidiengelder und des Soldatenverkaufs, sein harter Vorwurf gegen Fürsten, die ihre eigenen Kinder um fremdes Geld erwürgen? Einem fremden Beobachter aber der zwar etwas besseren, aber doch verwandten westeuropäischen Zustände wollte es scheinen, als ob es in diesen Ländern keinen Uebelstand gäbe, der sich nicht auf die Monarchie zurückführen ließe, und nichts Gutes, dessen Ursprung sich nicht aus den feinen Wurzelfasern eines wachsenden Republikanismus herleiten lasse, womit das neue Geistesleben, der beginnende Demokratismus des 19. Jahrhunderts, gemeint war.[1])

Die politische Anschauung aber, die sich in den Kreisen der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges gegenüber diesen öffentlichen Zuständen Deutschlands zunächst erhob, war republikanisch, ja mehr noch, sie ging bis zum Anarchismus.

Dabei waren indes diese radikalen Anschauungen von vornherein durch einige Schranken und Hemmnisse so begrenzt und temperiert, daß sie schon in sich, vom Standpunkte des Bestehenden aus, etwas Ungefährliches und damit freilich auch Wirkungsloses erhielten. Politischer Radikalismus wird, wenn praktisch gemeint, zumeist mit einem Radikalismus der Weltanschauung überhaupt — und das hieß in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit Materialismus — Hand in Hand gehen. Von solch einer Kombination waren die deutschen Empfindsamen, ja auch die Stürmer und Dränger weit entfernt; sie waren wohl Sensualisten, und in dieser Richtung sind ein Friedmann, Tetens, Lambert, Sulzer stark durch den englischen Sensualismus, insbesondere Hartley angeregt worden; als bedeutender Materialist aber läßt sich höchstens Michael Hißmann (1752—1784) bezeichnen. Des weiteren bedurfte es zum praktischen Anarchismus wenigstens unter den Verhältnissen des 18. Jahrhunderts, vielleicht auch schon zum Republikanismus, einer gewissen Verbissenheit. Von dieser aber, überhaupt von jedem Pessimismus blieb die Zeit himmelweit entfernt. Nach Weltanschauung wie Lebensgrundsätzen war sie vielmehr optimistisch: man glaubte nicht mehr an Erbsünde und sittliche Verworfenheit von Grund aus; man sah die Gesellschaft nicht als an sich verderbt an, sondern nur als durch städtische Kultur, überhaupt Unnatur entnervt; Rousseau wirkte in dieser Hinsicht stark ein; und so kam man zu keiner eingehenden und zerfaserndeu Kritik etwa des schlechten Einflusses der bestehenden politischen Zustände auf die Nation, sondern nur zu allgemeinen Aeußerungen des Mißvergnügens und zum enthusiastischen Ausmalen einer entgegengesetzten, aber ganz undeutlich gesehenen, rein idealistischen Staatswelt.

Nicht als ob deshalb ein praktisches Einwirken so

[1]) Jefferson an Washington, Mai 1788.

ganz gefehlt hätte. Aber es erschöpfte sich im kleinsten: in der Fürsorge für den Nachbarsmann, und verlief im wesentlichen nur nach dem kräftigen, aber nun doch schon Jahrhunderte alten Spruche Luthers: „Verflucht und verdammt ist alles Leben, das ihm selbst zu Nutz und zu gut gelebt und gesucht wird, verflucht alle Werke, die nicht in der Liebe gehen." Würde Goethes „Werther" nicht diese Worte mit inniger Zustimmung unterschrieben haben? Und ist er nicht, trotz weit überwiegender Beschäftigung mit sich selbst, in ihrem Sinne tätig? Es war ein Zusammenhang, in welchem die neue Gesellschaft noch mit dem Denken des Rationalismus zusammentraf; mit Vergnügen hätte sie neben Luthers Spruch auch Gellerts Verse zitieren können:

Mensch, mache dich verdient um andrer Wohlergehen,
Denn was ist göttlicher, als wenn du liebreich bist
Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten beizustehen,
Der, wenn er Großmut sieht, großmütig dankbar ist!

In der Tat liegt in dieser Richtung das einzige ganz positive Ergebnis der politischen, sagen wir besser: allgemein altruistischen Bestrebungen der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges. Es ist die Entstehungszeit der patriotischen Gesellschaften zur sozialen Fürsorge und geistigen Hebung innerhalb zunächst begrenzter Wirkungskreise, vornehmlich innerhalb der einzelnen Bereiche der größeren Städte. Und wohl nur selten hat man dabei, vielleicht in etwas späterer Zeit, daran gedacht, daß aus diesen Gesellschaften Organe einer Kontrolle oder gar Beschränkung der bestehenden Staatsgewalten hervorgehen könnten.[2]) Es ist die Zeit zugleich der Entwicklung einer periodischen Presse sozialer Belehrung und Hilfsbereitschaft, wie sie in den Intelligenzblättern der fünfziger und namentlich der sechziger Jahre entstand, innerlich in Anknüpfung noch an Bücher wie Wolffs „Vernünftige Gedanken von der Menschen Tun und Lassen" (1720) oder Gottscheds „Erste Gründe der gesamten Weltweisheit" (1734), auch wohl Gellerts „Moralische Vorlesungen" an der Leipziger Universität. In ihrem Sinne, aber über die vorhandenen Durchführungen in seinen Zielen mehrfach hinausgehend, hat Abbt dann im Jahre 1760 von den deutschen Schriftstellern eine politische Literatur im Sinne der Volksbelehrung gefordert: „Für den Bürger, für den Bürger!" rief er allen Literaten zu und wies dabei auf das Beispiel der Schweiz hin.

Es war einer der frühesten Synkretismen zwischen Subjektivismus und Aufklärung; als bezeichnendster Vertreter ihrer späteren, höchsten Durchbildung erscheint Möser in seinen „Patriotischen Phantasien", wenn sich auch bei ihm, als einem Vertreter der regierenden Klasse der Zeit, noch andere Tendenzen einmischen. Die Durchbildung aber, die die ganze Richtung in der Presse gefunden hatte, wurde seit den achtziger Jahren durch eine höhere Form der politischen Presse abgelöst, der z. B. Schlözers „Staatsanzeiger", Karl Friedrich v. Mosers „Patriotisches Archiv" und das „Journal von und für Deutschland" angehörten.

[2]) Vgl. z. B. den Artikel eines österreichischen Beamten im „Journal von und für Deutschland" 1785, 3. Stück, S. 277 ff.

(Schluß folgt.)

Bücher und Zeitschriften.

Schillers sämtliche Werke in 6 Bänden. (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe. Herausgegeben im Auftrage von Alfr. Walt. Heymel. Drucklettung v. Harry Graf Keßler u. Emery Walker. Leipzig 1906 im Insel-Verlag.) 2.—6. Band. kl. 8°.

Es ist ein Vierteljahrhundert her, daß der allzu früh verstorbene Leipziger Verleger F. Liebeskind, eine wahre Zierde seines Standes, bahnbrechend mit seinen hübschen kleinen Ausgaben poetischer Werke vorausging, die er in Antiqua-Schrift drucken ließ. So erschienen die Seidelschen, die Schriften unseres Max Haushofer in zierlichen Bänden und zerstreuten das Vorurteil, das damals noch gegen den Gebrauch der lateinischen Schrift in dichterischen Werken herrschte.

Der Leipziger Insel-Verlag hat Liebeskinds Gedanken in unseren Tagen dann weiter ausgeführt und ihn im Sinne der bekannten englischen Taschenausgaben mit dünnem Papier und flexiblem Einband erweitert. Er rief vor zwei Jahren die Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe Deutscher Klassiker ins Leben, deren Vorzüge: minimales Gewicht des kleinen handlichen Bandes, guter klarer Text auf feinstem Papier, biegsamer Ledereinband und somit äußerste Bequemlichkeit, rasch erkannt wurden. Wir hatten seinerzeit das Vergnügen, die bis jetzt erschienenen Bände: Goethes Romane und Novellen (2 Bände), Körners Werke (1 Band), Schopenhauers Welt als Wille und Vorstellung (1 Doppelband), Stifters Studien (2 Bände) und den ersten Band von Schillers sämtlichen Werken an dieser Stelle anzuzeigen. Jetzt nach längerer Pause sind, kurz vor Weihnachten, die Bände 2 bis 6 und damit der Schluß dieser neuen Gesamtausgabe Schillers erschienen.

Der Herausgeber des ersten Bandes, der die erste Hälfte der Dramen umfaßte, war Max Hecker, die vorliegenden Bände hat Albert Köster besorgt. Der zweite Band enthält zunächst auf 680 Seiten von noch nicht Daumenbreite den Wallenstein, Maria Stuart, die Jungfrau von Orléans, Die Braut von Messina, Semele, den Menschenfeind, Die Huldigung der Künste und den Demetrius, womit die Dramen abgeschlossen sind.

Ein ganz schmales drittes Bändchen enthält auf 549 Seiten sämtliche Gedichte und die kleinen prosaischen Erzählungen. Die nicht in allen Ausgaben, zumal nicht in den älteren aufgenommenen ersten Jugendgedichte und die Gedichte aus der Anthologie sind aufgenommen. Die Orthographie ist zwar die leidige pietät- und etymologieloſe moderne, aber der Schillersche Text ist natürlich auch in seinen schwäbischen und anderen Eigenheiten beibehalten. Leider sind einige Druckfehler stehen geblieben.

Die äußerste Kompression hat nun freilich auch zur Folge, daß in diesen in jede Rocktasche bequem unterzubringenden Bänden die Personen eines Dramas und die Titel der Gedichte im Inhaltsverzeichnis nicht untereinander, sondern in der Zeile nebeneinander aufgeführt werden, was die Uebersichtlichkeit natürlich etwas beeinträchtigen muß.

Auch der Lakonismus manchen Titels und das Wegfallen jeder erklärenden Anmerkung ist wohl ebenfalls auf die gebotene Raumersparnis zurückzuführen, so heißt das 1786 entstandene „Unterthänigste Promemoria an die Konsistorial-Rath Körner'sche weibliche Waschdeputation, eingereicht von einem niedergeschlagenen Trauerspieldichter in Loschwitz, gegeben in unserer jammervollen Lage unweit dem Keller von Friedrich Schiller, Haus- und Wirthschaftsdichter" — in unserer Ausgabe einfach „Bittschrift" ohne jeden Zusatz. Doch sind bei den Dramen alle Vorreden und Prologe mitabgedruckt.

Der vierte Band vereinigt unter dem Titel Schillers Philosophische Schriften auf 635 Seiten sämtliche Schriften philosophischen und literarischen Inhalts, der fünfte die historischen Schriften (868 Seiten). In dem sechsten und letzten, nur 483 Seiten starken Bändchen haben Schillers Uebersetzungen Platz gefunden, die in den alten Ausgaben noch unter den Gedichten stehenden Zerstörung von Troja, Dido, dann die Iphigenie in Aulis, die Phönicierinnen des Euripides, Macbeth, Turandot, Phädra, Parasit und der Neffe als Onkel.

Der Schiller ist also die erste der vom Insel-Verlag unternommenen Gesamtausgaben, die nun vollendet vorliegt. Unter der wiederholt sich ändernden Redaktion und Verlagsleitung haben Plan und Ausführung der Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe im Laufe der beiden Jahre manche Abänderung und Verbesserung erfahren. Wenn der zuletzt ausgegebene Prospekt recht behält, so haben wir im Jahre 1907 die Vervollständigung der Werke Goethes und Schopenhauers zu erwarten. Zunächst soll Schopenhauer, dessen Herausgeber Eduard Grisebach leider nur den ersten Band erlebt hat, zu Ende geführt werden. Wie der Insel-Verlag uns mitteilt, ist er jedoch im Besitze des vollständigen Grisebachschen Manuskripts, das sich wohl als eine von allen Fehlern gereinigte Wiedergabe seiner bekannten Reclam-Ausgabe darstellt.

München. Alfred v. Mensi.

Kaiser Wilhelm I. und seine Zeit. Von Dr. Albert Pfister, Generalmajor z. D. Mit 91 authentischen Abbildungen und Faksimiles. (Monographien zur Weltgeschichte. In Verbindung

mit anderen herausgegeben von Gg. Heyck. XXVI.) Bielefeld und Leipzig 1906, Velhagen u. Klasing. 9 Bogen; 8°. Preis 4 M.

Von vornherein bedeutete es immerhin ein Wagnis, neben Heycks „Bismarck" in seiner eigenen Sammlung einen „Wilhelm I." zu setzen. Zu erweisen, daß neben einem stark unterstrichenen Reichsgründer auch sein König und Kaiser recht gern den Platz behauptet, erheischte ebenso viel geschichtliches Verständnis wie Taktgefühl. Ueber beide Vorbedingungen des Gelingens verfügt Albert v. Pfister. Dennoch wird nicht jedermann sein Buch befriedigt aus der Hand legen. Das liegt in der Hauptsache daran, daß es vom Durchschnittsleser doch wohl etwas zu viel voraussetzt; in dieser Beziehung ist es fast ein Seitenstück zu Meineckes „Zeitalter der deutschen Erhebung" (vgl. Beilage Nr. 238 vom 13. Oktober 1906). In die eigentliche Erzählung eingeflochten oder neben sie gestellt sind Essays über verschiedene Einzelfragen, wie mir scheinen will, ohne rechte innere Begründung lose aneinandergereiht und, da jedes Inhaltsverzeichnis fehlt, schwer wieder auffindbar. So ist zwei Seiten lang die Rede von nationalen Festtagen; danach heißt es: „Alle diese Feste erwiesen sich eindrucksvoll genug auf die gesamte mitlebende Welt, auf die Nachbarn, wie auf das deutsche Volk, das mehr und mehr seine Stellung im Weltverkehr ausbaute." Und damit ist die schönste Anknüpfung an Zolltarif, Hansestädte, Verhältnis zu England gefunden! Sehr geschmackvoll ist das gerade nicht. Aber, wie gesagt, nach Erich Marcks und so viel anderen immer wieder etwas Neues über unseren ersten Kaiser oder doch Altbekanntes in neuer Gruppierung sagen zu sollen, das ist wahrhaftig keine ganz leichte Aufgabe. Die beste Seite des Buches erblicke ich in dem Geschick, womit der Verfasser das große Anpassungsvermögen des gereiften und des greisen Fürsten an die wechselnden politischen, wirtschaftlichen und ethischen Postulate der aufeinanderfolgenden Jahrzehnte herausgearbeitet hat.

München. H. C. Helmolt.

Mao. Ein Roman von Friedrich Huch. S. Fischer, Verlag, Berlin 1907. 229 Seiten.

Für sich selbst hat Friedrich Huch dies Buch geschrieben. Beneidenswert dünkt mich das Behagen, in dem er seiner frühesten Kindheit Traum- und Dämmerstunden wieder aufleben ließ. Mit einer unendlich liebevollen Ausführlichkeit beschreibt er Personen und Gegenstände, Stimmungen und Empfindungen. Gar zu wenig aber ist, was er an Handlung bietet; er malt nur, beschreibt, gegenständlich, stimmungszart. Vor allem den scheuen, träumerischen Knaben, dessen Seelenleben an das große, alte, winkelige, dämmerige Haus seiner Eltern mit dem tiefen Hof, den das hohe Grün des weiten Gartens überschattet, so sehr gebannt ist, daß er, noch ein kleiner Gymnasiast, sich in dem alten Hause das Leben nimmt, als sein Vater, ein nüchterner Realist, es verkauft hat, um eine neue schöne Villa zu beziehen. So könnte man den Roman „Das alte Haus" nennen, hätten wir nicht schon zu viel Häuser (alte, gelbe, weiße, blaue) als Titel.

Nicht von den kleinen Ereignissen, wie sie sonst jedes Schülerleben aufweist, auf die wir in lächelndem Behagen oder mit gerunzelter Stirn zurückschauen, drängt es Huch zu berichten, nein, den träumerischen Neigungen und Sehnsüchten der ersten Schuljahre widmet er sein Werk, den stillverborgenen, aber um so innigeren Freundschaftsgefühlen, den kindischen Phantastereien, deren törichtste der Knabe mit dem selbsterfundenen Namen „Mao", des Einen, des Geheimnisvollen, stempelt, dem er in einem Bilde einen Fetischdienst weiht.

Doch wie fein auch das Gemälde von dem Kinde ist, das da ein einsames, rätselvolles Dasein führt — wozu das alles? Hat dies Knabenschicksal etwas Typisches? Durchaus nicht. Dieser überfeinfühlige sensitive Träumer und Dichter, dieser unklare Gefühlsphantast, erscheint mir zu unnatürlich, gar zu wenig Knabe. Wozu überhaupt solche Kindergeschichten der frühesten Schuljahre? Tragödien sind es nicht, können es nicht sein, da zur Tragik eine Schuld gehört, und schuldig werden können nur reife Menschen. Wir wollen uns doch endlich abkehren von den ewigen Knaben- und Jünglingsgeschichten! Die Poesie hat wahrlich größere Aufgaben. Zeigt das Streben und Schaffen von Männern! Leben und Ringen, Freud und Leid reifer Menschen! Oder zeigt wenigstens, wie der Sturm des Lebens das schön herangewachsene Bäumchen schüttelt und bricht!

Jena. Fritz Böckel.

Allgemeine Rundschau.

Zur Aerzte-Statistik.

Von Dr. Hugo Sternfeld.

Die Deutsche Medizinische Wochenschrift, Berlin, bringt in ihrer letzten Nummer 52 des abgelaufenen Jahres eine interessante Zusammenstellung über die Aerzte Deutschlands, aus der hervorgeht, daß die Zahl der Aerzte bis zum Jahre 1906 — der Abschluß der Statistik erfolgte am 1. November 1906 — beständig in der Zunahme begriffen war. „Es scheint, daß die seit 20 Jahren beobachtete starke Zunahme der Aerztezahl nunmehr ihr Ende erreicht hat." Die Gesamtzahl beträgt rund 31,000 (30,931).

Diese Zunahme ist besonders in den Städten bemerkbar, wie aus folgender Statistik über die Zahl der 42 größten Städte Deutschlands mit über 100,000 Einwohnern zu entnehmen ist.

Zahl der Aerzte in den deutschen Großstädten während der letzten 5 Jahre.

Von folgenden 42 Städten über 100,000 Einwohner kamen auf 10,000 Einwohner Aerzte:

	1901	1906		1901	1906
Berlin	11.6	11.0	Barmen	5.0	5.3
Charlottenburg	20.7	23.1	Gelsenkirchen	5.7	3.9
Rixdorf	3.5	3.1	Aachen	8.4	8.4
Schöneberg	12.0	18.4	Posen	11.1	11.5
Wilmersdorf	10.7	15.1	Kassel	10.7	11.5
Breslau	12.7	12.0	Bochum	7.5	5.7
Köln	9.5	9.6	Krefeld	5.2	6.3
Frankfurt a. M.	12.0	12.0	Wiesbaden	25.7	25.1
Düsseldorf	8.0	8.3	Hamburg	8.1	8.1
Hannover	11.5	11.6	Bremen	6.8	7.1
Magdeburg	8.5	8.2	Dresden	11.2	9.5
Essen	6.3	4.1	Leipzig	9.9	9.3
Stettin	9.6	8.8	Chemnitz	5.8	5.8
Königsberg	14.6	12.0	Plauen	5.0	5.2
Duisburg	4.7	4.3	Braunschweig	8.1	8.7
Dortmund	5.5	6.8	München	14.1	15.4
Halle	13.0	12.9	Nürnberg	7.7	7.3
Altona	5.7	5.9	Stuttgart	11.4	9.7
Kiel	18.1	14.4	Mannheim	7.7	7.5
Elberfeld	5.4	5.9	Karlsruhe	10.7	12.7
Danzig	10.9	10.0	Straßburg	14.0	15.4

Speziell in Bayern kommen auf 10,000 Einwohner:

1901: 5.00	1904: 5.17
1902: 5.09	1905: 5.23
1903: 5.15	1906: 5.23

Es ergibt sich somit für Bayern eine gleichmäßige Zunahme.

In München ist besonders die Zunahme der Spezialärzte auffallend, wie sich aus folgender Zusammenstellung ergibt:

	Zunahme der Nicht-Spezialisten	Zunahme der Spezialärzte
Berlin	410	456
München	127	187
Dresden	45	47
Frankfurt a. M.	55	46

Ausgrabungen auf Tenos.

y. Der belgische Archäologe Graindor hat auf der Insel Tenos den Poseidon-Tempel ausgegraben, dazu eine prächtige Säulenhalle, einen Rundsitz (Exedra) aus Marmor in schöner Erhaltung, eine Reihe von Skulpturwerken, darunter zwei Delphine in feiner Reliefdarstellung, endlich eine Anzahl von Inschriften. Diese stammen zum großen Teil aus Weihungen an Poseidon und Amphitrite. So meldet zum Beispiel ein Stein von einer Dedikation der leichten rhodischen Kriegsmarine, wobei wir die Namen der Befehlshaber erfahren. Andere enthalten neue Künstlernamen, aus der früheren Zeit Agasias, den Sohn des Menophilos, aus Ephesos, aus der späteren Theotimos von Athen und Zoilos von Argos.

Ein interessantes Stück ist ein großer Marmorblock, auf den ehemals eine Sonnenuhr eingemeißelt war, zugleich mit einer Angabe der Windrichtungen, der Sonnenbahn und der Jahreszeiten. Davon ist noch sehr viel erhalten. Erhalten ist auch das Epigramm, das auf dem Stein stand und das meldet, daß das astronomische Werk nach dem von Andronikos Kyrrhestes gegebenen Vorbild gemacht ist. Jedem Besucher Athens ist der Turm der Winde bekannt, eines der besser erhaltenen Denkmäler des alten Athen, von dem schon Varro und

Vitruvius Kunde gegeben haben. Nun erfahren wir durch das Epigramm, daß Andronikos nicht aus dem syrischen Kyrrhos stammt, wie man bislang angenommen hat, sondern aus dem mazedonischen, daß er sich mit der Erklärung der astronomischen Gedichte des Aratos von Soloi beschäftigt hat, daß er die Bahnen der Gestirne beobachtete und auch Sonnen- und Mondfinsternisse vorhersagte. Damit wird die Person des Mannes, die bisher recht dunkel gewesen ist, erheblich aufgehellt und sie erhält nicht nur in der Geschichte der alten Astronomie einen besseren Platz, sondern wird auch in die Literaturgeschichte eingereiht. Schwerlich ist der Stein schon zu Lebzeiten des Andronikos und von ihm selbst angefertigt worden, sondern später und nach dem Muster eines Berühmteren, der etwa in Athen gestanden hat.

Eine Anzahl von interessanten Ziegelstempeln bildet den Beschluß des Grabungsberichtes, den Graindor im letzten Heft des Musée belge soeben veröffentlicht hat.

*

Kleinere Mitteilungen.

l. **Montan-Statistisches.** Unseren neulichen Mitteilungen (siehe diese Beilage, Jahrgang 1906, Nr. 301) lassen wir zunächst noch die nachstehenden Angaben über die Minenausbeute in Indien im Jahre 1905 folgen. Der Gesamtwert dieser Ausbeute betrug 5,707,956 Pfd. St. (rund also über 114 Millionen Mark), um 350,116 Pfd. St. (7 Millionen Mark) mehr als im Jahre 1904. Fast für jedes einzelne der gewonnenen Mineralien ergab sich eine Steigerung gegen das Vorjahr. Die erste Stelle behauptet, dem Werte nach, das Gold mit 2,416,966 Pfd. St., dann folgt die Steinkohle, die mit einer Gesamtförderung von 8,417,739 Tonnen im Werte von 1,436,951 Pfd. St. die Zahlen aller früheren Jahre weit übertrifft. Andere Mineralien, deren Abbau lohnend betrieben wurde, sind nach der Reihenfolge ihrer Wichtigkeit: Petroleum, Salz, Salpeter, Manganerz, Glimmer, Rubinen, Jadeit, Graphit, Eisenerz, Zinnerz, Chromit, Diamant, Magnesit, Amber.

Ferner wurden in mehr oder weniger bedeutenden Quantitäten — die Angaben hierüber sind unvollständig — noch gewonnen: Alaun; Arsenerze, Bauxit, Borax; Bausteine, Ton, Kupfererz; Karneol; Korund, Granat, Gips; Kalkstein, Marmor, Schiefer, Speckstein und Turmalin.

* **Die Nassauische Landesbibliothek zu Wiesbaden,** die erst kürzlich von dem Landtagsabgeordneten Herrn Kommerzienrat E. Bartling die Verhandlungen des Preußischen Hauses der Abgeordnetenkammer von der dritten Session der 14. Legislaturperiode, das heißt vom Jahre 1882 an, bis zur laufenden Session als Geschenk erhalten hatte, kann wiederum über einen außerordentlich erfreulichen Zuwachs berichten.

Frau Luise Berger zu Horchheim bei Koblenz, die Tochter von Friedrich Wilhelm Harkort und Witwe des 1891 verstorbenen verdienten Parlamentariers Louis Berger-Witten, hat neuerdings der Nassauischen Landesbibliothek ein von ihrem Vater und ihrem Mann mit großer Liebe zusammengebrachtes, sehr gut erhaltenes und gebundenes Exemplar der Verhandlungen beider Häuser des Landtags von 1848 bis 1890 überlassen. Diese Zuwendung umfaßt auch die Berichte der sogenannten Nationalversammlung zur Vereinbarung der preußischen Verfassung vom Jahre 1848, die Verhandlungen des Zollparlaments und vieles andere wichtige Material zur inneren Geschichte Preußens in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts.

hc. **Der 24. Kongreß für Innere Medizin** findet vom 15. bis 18. April 1907 unter dem Vorsitz des Geheimrates v. Leyden in Wiesbaden statt. Am ersten Sitzungstage, Montag, den 15. April 1907, soll folgendes Referatthema zur Verhandlung kommen: **Neuralgien und ihre Behandlung.** Referent: Schultze (Bonn).

Folgende Vorträge sind bereits angemeldet: Huismans (Köln): Ein Beitrag zur pathologischen Anatomie der Tay-Sachsschen familiären amaurotischen Idiotie; v. Jaksch (Prag): Ueber chronische Mangantoxikosen; Treupel (Frankfurt a. M.): Der gegenwärtige Stand der Lehre der Perkussion des Herzens; Franze (Bad Nauheim): Demonstration einer durchsichtigen Zeichenebene für Orthodiagraphie; C. Hirsch (Leipzig) und W. Spalteholz (Leipzig): Koronarkreislauf und Herzmuskel, anatomische und experimentelle Untersuchungen; Ed. Müller (Breslau) und Jochmann (Berlin): Demonstration einer einfachen Methode zum Nachweis proteolytischer Fermentwirkungen.

* **Die Wiener Geographische Gesellschaft** hat anläßlich des 50jährigen Jubiläums ihres Bestehens am 15. Dezember 1906 folgende Ehrenmitglieder ernannt: Professor Siegmund Günther (München), Graf Apponyi (Lengyel), Giuseppe Dalla Vedova (Rom), Professor Euting (Straßburg), Professor Forel (Lausanne), Professor Gerland (Straßburg), Professor Gustav Hellmann (Berlin), Professor Alb. Heim (Zürich), Professor Alfred Kirchhoff (Leipzig), Robert Mill (London), Sir John Murray (Edinburgh), Professor Nathorst (Stockholm), Professor Partsch (Leipzig), Hofrat Toula (Wien), Professor Paul Vidal de la Blanche (Paris), Professor Herm. Wagner (Göttingen), Staatsrat Alex. Woeikow (St. Petersburg).

Hochschulnachrichten.

* **Straßburg.** Der Privatdozent für Chemie, Dr. F. Henle aus München, wird nach der Frankfurter Zeitung mit Ende dieses Semesters aus dem Lehrkörper der hiesigen Universität ausscheiden, um eine Stellung als Chemiker bei den Farbwerken vormals Meister, Lucius und Brüning in Höchst zu übernehmen.

hc. **Bonn.** Professor Dr. Reinhard Brauns, Ordinarius und Direktor des mineralogischen Instituts an der Kieler Universität hat den Ruf in gleicher Eigenschaft an die hiesige Universität angenommen und wird demselben zu Ostern 1907 Folge leisten.

hc. **Göttingen.** Der etatsmäßige Professor für Paläontologie und Geologie an der Technischen Hochschule zu Aachen, Dr. Eduard Holzapfel, erhält einen Ruf als ordentlicher Professor und Direktor des geologisch-paläontologischen Instituts an die hiesige Universität. An der Georgia-Augusta soll er den zum 1. April 1907 vom Lehramte zurücktretenden Geheimen Bergrat Professor Dr. A. v. Koenen ersetzen.

Die Lebensführung im hohen Alter.

Von Primararzt Dr. Josef Hermann.

Vierte Auflage. — Soeben erschienen! [22165]

Preis Mk. 1.50, elegant gebunden (Geschenkband) Mk. 2.—

Zu beziehen vom Verlag von Otto & Co., Leipzig-R. 70.

„Wer wünscht nicht alt zu sein, ohne zu leiden? Geben Sie Ihren betagten Eltern oder Grosseltern dieses gediegene Buch eines 85jährigen Greises in die Hand, sie werden darüber hocherfreut sein!"

Die Schrift enthält eine Fülle praktischer Lebenserfahrung und wird jedem älteren Herrn, jeder älteren Dame eine Herzenskreude bereiten. Sie ist den Augen alter Leute angepasst in grossen Lettern gedruckt.

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.

Thieme-Kellner, Englisches und Deutsches Wörterbuch.

18. Anflage mit neuer Rechtschreibung. Bestes Papier. Grosser Druck. Zwei starke Bände in Lex.-Form. über 1000 Seiten. Gew. ca. 3100 gr. Preis geb. nur **11 Mark.**

Von allen ersten Autoritäten glänzend beurteilt.

Prospekte mit Probeseite und Beurteilungen sowie vollständige Verlagsverzeichnisse kostenlos.

(19993)g

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Dienstag, 8. Januar. Nummer 6.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50
(Bei direkter Lieferung Inland M 6.30, Ausland M. 7.—;
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition

Verantwortlicher Herausgeber. Dr. Julius Petersen in München.

Inhalt:

David Ferdinand Koreff. Von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski (Berlin).

Die Anfänge neuer sozialer und politischer Anschauungen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. (Schluß.) Von Geh. Hofrat Professor Dr. Karl Lamprecht (Leipzig).

Der wahre Shakespeare. Von Karl Bleibtreu (Berlin) und Professor Dr. E. Sieper (München).

Bücher und Zeitschriften

Erich Adickes: Kant contra Haeckel.

Allgemeine Rundschau.

Neues von der Saalburg.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

David Ferdinand Koreff.

Ein Lebensbild mit unveröffentlichten Briefen an Rahel, an Varnhagen, an und von Schlegel u. a. m.

Von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski.

C'est le plus spirituel allemand que j'aie connu.
Mme. de Staël.

In seiner posthumen Selbstbiographie „La vie de Henri Brulard" (Paris 1890) weist Henri Beyle, der sich de Stendhal nannte, seinem Freunde Koreff einen ungewöhnlich hohen Rang ein, wenn er von La Bruyère sagt: „Er stand fünf Stufen über dem Durchschnittsniveau der Herzoge von Saint-Simon, Beauvillers und Chevreuse. Im Jahre 1836 bleibt er unter dem Geistesniveau einer Gesellschaft, die Mérimée, den Grafen Molé, Koreff, mich, Béranger, Arago und Villemain zu ihren Mitgliedern zählt". Dieses Urteil aus dem Munde eines der anspruchsvollsten Geistesaristokraten steht indes nicht vereinzelt da. Der Fürst Talleyrand, in dessen Salon er während des Wiener Kongresses verkehrte, pflegte von dem jungen Breslauer Arzt zu sagen: „Koreff est un puits de science; il sait tout — même un peu de médecine", und Frau v. Stael nannte ihn den geistreichsten Deutschen, den sie kennen gelernt habe. Welche Anziehungskraft er für das weibliche Geschlecht besaß, dafür zeugen vor allem zwei leidenschaftliche Briefe Karolines v. Humboldt an ihre Freundin Rahel zur Zeit des Wiener Kongresses, und wenige Jahre später ein paar nicht minder leidenschaftliche Briefe der Marquise von Custine, in deren Gesellschaft er Italien bereist hatte, an eben dieselbe Rahel. Und Rahel selbst sagte von ihm in ihrer geistreichen Art: „Koreffs Herz hat die größte Geistesgegenwart; es ist immer gleich da". Die Zahl dieser Beispiele ließe sich leicht vermehren: das bekannteste ist gewiß das liebevolle „Biographische Porträt", das Koreffs alter Jugendfreund Varnhagen, Rahels Gatte, von ihm entworfen und durch eine Reihe interessanter Briefe ergänzt hat. Auch in Varnhagens Tagebüchern finden sich mannigfache Aufzeichnungen über Koreff, und neuerdings hat Paul Bonnefon in der Revue Bleue (17 und 24. März) aus französischen Mémoiren und unveröffentlichten Briefen reiches Material zusammengetragen, um das Lebensbild seiner späteren, in Paris verlebten Jahre zu ergänzen. Ich habe mich dadurch anregen lassen, in Varnhagen v. Enses handschriftlichem Nachlaß ebenfalls nach unveröffentlichten Urkunden zu spüren, und durch mich veranlaßt, hat Herr Arthur Schurig in Dresden einen interessanten Briefwechsel A. W. v. Schlegels mit Koreff aufgedeckt. Das Resultat dieser Nachforschungen, von einigen verbindenden Worten begleitet, möchte ich in den folgenden Zeilen darbieten.

Koreff ist ein Altersgenosse seines Freundes Stendhal. Er wurde 1783 in Breslau geboren, als der Sohn eines angesehenen jüdischen Arztes, dessen Talent er im gesteigerten Maße erbte. Als er 1803 von der Universität Halle, wo er studiert hatte, nach Berlin kam, um seine Studien praktisch zu vollenden, wurde er, obwohl noch nicht Arzt, bereits von älteren Aerzten zu Kranken mitgenommen, um ihnen mit seiner fabelhaften Diagnose zu helfen. Zu dieser Fähigkeit trat bei Koreff noch eine Gemütsanlage: der Drang zu helfen und zu fördern, den er sein Leben lang an Armen und Bedürftigen bewiesen hat. In seiner Jugend war es namentlich der Kreis seiner Berliner Jugendfreunde, Varnhagen, Chamisso, der damals preußischer Leutnant war, dessen späterer Biograph, der Kriminaldirektor Hitzig, Ludwig Robert (der Bruder Rahels und Varnhagens künftiger Schwager) und mehrere andere begabte Jünglinge, die sich um den „grünen" Musenalmanach von Varnhagen und Chamisso geschart hatten. Auch Koreff beteiligte sich mit Begeisterung an diesen ersten dichterischen Versuchen. „Ein Sonett und ein Rezept waren in seiner Darstellung nur verschiedene Ausflüsse derselben Göttlichkeit," sagte Varnhagen in seinen Denkwürdigkeiten. Dieses ganze genialische Treiben, die unklare Gefühlsschwelgerei, den Drang, sich gegenseitig zu veredeln, spiegeln ein paar von Varnhagen (l. c.) wiedergegebene Briefe getreulich wieder. Der schöne Bund wurde jedoch bald gestört, Koreff ging nach Halle zurück, um zu promovieren, Chamisso zog in den unglücklichen Krieg gegen Frankreich, nach welchem er seinen Abschied nahm; aber die Freunde blieben in Gedanken vereint, und namentlich Varnhagen hielt ihm die Treue bis über das Grab hinaus.

In Paris, wohin sich Koreff nach Absolvierung seines Examens wandte, fand er abermals reiche Belehrung und Anerkennung, und neben der Heilkunst vergaß er auch die schönen Künste nicht; er schrieb ein Opernlibretto für seinen

Freund, den Komponisten v. Drieberg, „Don Tacagno", das einige Jahre später in Berlin aufgeführt wurde, und gab eine Uebersetzung von Tibulls Elegien heraus. In der Familie des Kaisers Napoleon, in den Hotels der Botschafter und des hohen Adels verkehrte er als Arzt und als Weltmann. Im Jahre 1811 ging er mit der Marquise de Custine und ihrem Sohne Astolphe auf längere Zeit nach Italien, besuchte dann Frau v. Stael in Coppet und nahm in Wien während des Kongresses sein weltmännisches Leben wieder auf. Der preußische Gesandte v. Humboldt, dessen Gattin bald eine leidenschaftliche Zuneigung zu ihm faßte, führte ihn beim Fürsten Hardenberg ein, und dieser beschloß, seine Dienste dem Vaterland nutzbar zu machen: er wurde als Arzt im Hauptquartier angestellt, wo er sich um die Pflege der Verwundeten große, durch das Eiserne Kreuz belohnte Verdienste erwarb, und bildete während der Okkupation einen der Glanzpunkte der Pariser Gesellschaft. Auch die Muse schwieg nicht in ihm: in Paris veröffentlichte er einen Band „Gedichte, mitgeteilt für Freunde", in dem namentlich die während seiner italienischen Reise entstandenen Dichtungen Aufnahme fanden.

Als die Truppen heimkehrten, erhielt er einen Lehrstuhl der Medizin an der Universität Berlin, errettete 1817 den Fürsten-Staatskanzler durch eine wahre Wunderkur vom Tode und ward fortan sein Hausarzt und bald sein Vertrauter. Der Fürst überwies ihm den Vortrag über Kunst und Wissenschaft in seiner Staatskanzlei, einen sehr hohen und einflußreichen Staatsposten, der etwa dem des heutigen Ministerialdirektors im Kultusministerium entsprechen mag. In dieser Stellung war er namentlich um die junge Universität Bonn, die Lieblingsschöpfung des alternden Fürsten, bemüht; er suchte den Philosophen Schelling für sie zu gewinnen und er hat A. W. v. Schlegel nach Bonn gezogen und der Universität erhalten. Dies geht deutlich aus dem nachfolgenden, noch unveröffentlichten Briefwechsel Schlegels mit Koreff hervor, den ich ohne weiteren Kommentar hier folgen lasse:[1])

I.

Koblenz, den 4. Januar 1818.

Wie kömmt es, mein geliebter alter Freund, daß ich keine Silbe Antwort von Ihnen erhalte auf einen Brief, der Sie doch gewiß sehr interessiert hat und der Ihnen wenigstens deutlich gezeigt hat, wie innig ich Sie liebe und wie in jeder Lage unseres Lebens Sie meinem Herzen und Gedächtnis stets gegenwärtig sind? Fast bin ich gezwungen zu glauben, daß Sie meinen Brief gar nicht empfangen haben. Er war aus Karlsbad vom Anfang August und sehr sicher nach Coppet adressiert und enthielt ohngefähr folgendes: Sobald ich den Tod der herrlichen Frau[2]) vernommen, war mein erster Gedanke, Ihnen ein kleines Glück und wieder eine Heimat zu bereiten. Ich schlug dem Fürsten von Hardenberg daher vor, Sie für die Berliner Universität zu gewinnen. Der Fürst Staatskanzler nahm diesen Vorschlag wohlgefällig an und autorisierte mich, Ihnen deshalb zu schreiben und Ihre Ansichten darüber zu vernehmen. Zugleich trug er auch dem damaligen Minister des Kultus, H[errn] von Schuckmann auf, mit Ihnen deshalb in Korrespondenz zu treten. Ich weiß nun nicht, ob der Minister, der Ihr Feind ist, wie er alles Genialische haßt, es getan hat. Er hat jetzt nicht mehr das Departement des Kultus, sondern der Minister von Altenstein, der trefflichste, redlichste, gelehrteste und religiöseste Mann, den Sie sich denken können. Diese Anträge machte ich Ihnen von Karlsbad aus; ich wiederhole sie jetzt und bitte um schnelle, sehr schnelle Antwort, weil der Fürst Staatskanzler, mit dem ich jetzt in den Rheinprovinzen auf Befehl des Königs bin, hier eine Rheinuniversität, die eine große Tendenz hat, organisiert, dieweil man wünscht, daß Sie, lieber Freund, dort ein oder zwei Jahre Ihre Vorlesungen halten möchten, um durch den Glanz Ihres Namens der Universität einen herrlichen Aufschwung zu geben. Was meinen Sie dazu, alter, geliebter Freund? Sie sehen wenigstens daraus, daß Sie stets in meinem Herzen leben und daß es mein süßer Genuß ist, Ihnen etwas Angenehmes bereiten zu können. Empfangen Sie diese Kleinigkeit mit Nachsicht und Wohlwollen. Geben Sie Ihre Briefe an H[errn] Schöll, königl. Preuß. Legationsrat in Paris. Leben Sie wohl!

Ihr treuer Koreff.

Engers bei Koblenz, 27. Januar [1818]

Geliebter, guter Schlegel!

Gestern Abend erhielt ich Ihren Brief, heute schon antworte ich mit einem Kurier, wiewohl nur wenig Worte. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr mich die alten, lieben bekannten Schriftzüge erfreut und gerührt haben. Sie machten die alte Zeit in mir lebendig. Wenige Menschen leben so in meinem Herzen wie Sie. Der treffliche Fürst läßt Ihnen herzlich für Ihre lieben Gesinnungen danken. Die Universität wird in Bonn sein, nicht in Koblenz. Der Fürst schreibt heute an den Minister von Altenstein über Ihre Angelegenheit. Der Minister von Altenstein ist ein trefflicher, grundgelehrter, religiöser und wahrhaft liberaler Mann, von dem ich Ihnen gar nicht genug Gutes sagen kann. Jetzt sollen Sie nicht herkommen, lieber Schlegel, weil die Organisation noch nicht so weit gediehen ist, doch hofft er bestimmt das Vergnügen zu haben, Sie noch am Rhein zu sehen, und wird Ihnen deshalb selbst schreiben oder durch mich Ihnen Auskunft geben lassen. Wir werden es schon so machen, daß es Sie nicht derangiert. Verlassen Sie sich auf Ihren alten Freund, der gewiß für Ihres Gutes stets sorgen wird.

Schicken Sie doch gefälligst dem Fürsten das Werk Ihrer seligen Freundin[3]) so bald wie möglich und wäre es auch nur bogenweise. Es wird ihn sehr erfreuen. Schreiben Sie ihm überhaupt doch einige Worte, das wird gewiß recht gut sein. Es ist ein so wahrhaft großer, lieber Mann mit so tief und feinfühlendem Herzen!

Behalten Sie lieb

Ihren treuen Freund Koreff.

III.

Berlin, den 27. Junius [1818].

Die Zeit vergönnt mir nur Ihnen einige flüchtige Worte zuzurufen, um Sie zu beruhigen und jeden Zweifel zu zerstreuen. Es tut meinem Herzen weh, daß Sie nur die geringste Unruhe hegen können bei einem Geschäft, das von mir ausgegangen ist und das mir so lieb und teuer wie das eigne, ja gewiß noch mehr ist. Noch weher tut es mir, daß Sie sich mit Ihren Zweifeln und Besorgnissen nach allen Seiten wenden, ohne sie mir zu sagen, wo die Sache mit zwei Worten abgemacht wäre. Womit habe ich denn Ihr freundliches Vertrauen verloren? Ich kann durchaus nicht ahnen, wodurch. Ich bin ja stets Ihr Freund, Ihr wahrer, aufrichtiger Verehrer gewesen und hoffe auch durch meinen letzten Vorschlag es bekundet zu haben. Woher entsteht Ihnen denn auf einmal der Zweifel und das mißtrauende Schweigen gegen mich? Sollte nicht ein fremdes Einmischen dabei sein? Ich möchte es fast vermuten. Gestehen Sie es nur ein, es hat sich etwas Fremdartiges in das reine Element gedrängt. Ich hoffe, daß es nur ein leichtes Wölkchen ist, das ein einziger warmer Strahl in sein Nichts auflösen wird. Der Fürst und der Minister haben mir aufgetragen, Ihnen auf Ihre Briefe zu antworten, um Sie nicht länger schmachten zu lassen. Ich war immer in der Meinung, daß Sie im Vertrauen auf Ihren Freund, der über Ihr Interesse wacht, ruhig schlafen könnten. Ich bin immer noch zu jung in meinem Vertrauen, das merke ich nun wohl. — Ihre Vocation liegt fertig und soll Ihnen nächstens zugesandt werden. Ganz nach Ihrem Wunsch soll alles geschehen. Sie wollen nicht nach Bonn, auch gut. So kommen Sie nur nach Berlin. Der Fürst hofft und wünscht Sie am Rheine zu sehen und sich mit Ihnen zu besprechen. Benutzen Sie dies Intervall ganz zu Ihrem Vergnügen. Bitte wollen Sie bis Michaelis nach England gehen, um dort die indischen Reichtümer zu besuchen? Auch dafür ist gesorgt. Ein eigenhändiger Brief des Fürsten an Lord Castelreagh soll Ihnen alle Schätze öffnen und Beihilfe an Geld soll Ihnen werden. Ihr Freund hat für alles gesorgt. Den 1. Juli reisen wir nach Hamburg und von da durch Westfalen nach Spa. Leben Sie wohl und nur keine Zweifel und keine Angst mehr.

Ihr Koreff.

[1]) Im Besitz der kgl. Universität Dresden (Nachlaß A. W. v. Schlegels, Band 13), der ich für die Ueberlassung der Briefe auch an dieser Stelle Dank sage, ebenso Herrn Hauptmann Schurig, der sie entdeckt hat und sie kopieren ließ.

[2]) Frau von Staël.

[3]) Gemeint ist das nachgelassene Werk der Staël „Betrachtungen über die französische Revolution", das Stendhal so schonungslos verurteilt hat.

IV.

Aachen,*) 12. Oktober [1818].

Geliebter Freund,

In drei Tagen kömmt der Minister von Altenstein, hält sich hier nur wenige Tage auf und geht sogleich nach Bonn, um dort alles zu organisieren. Die Vorlesungen sollen durchaus nach dem Willen des Fürsten den 1. November beginnen. Richten Sie sich also ein und gehen Sie rasch dahin ab, um mit Ihren mächtigen geistigen Armen die Universität sogleich ins Empyreum zu erheben. Eilen Sie, ich bitte Sie! Der Fürst wünscht es. Haben Sie die Gefälligkeit, in des Fürsten Namen zu Tiedemann zu gehen und ihn zu bitten, so schnell wie möglich nach Bonn zu kommen und seine Sammlung dorthin zu schicken, um sogleich einen anatomischen Kursus zu beginnen. Sagen Sie ihm in meinem Namen, daß ihm Eifer und Schnelligkeit in der Ankunft vom Fürsten und Minister sehr hoch würden angerechnet werden, und daß er keine Sorge haben soll, als könnte es ihm an Arbeit fehlen. Ich habe schon dafür Sorge getragen. Tag und Nacht wird am Amphitheater gebaut, in wenigen Tagen ist es ebenso wie neun Auditorien fertig, — auch an Leichen soll es nicht fehlen, auch dafür ist gesorgt und schon die Veranstaltung getroffen, daß von Brauweiler und Kölln welche herübergeschafft werden müssen, so daß er wöchentlich an drei bis vier Kadaver haben wird....

In fünf Tagen wird die Universität publiziert. Tiedemann ist gewiß zu liebenswürdig, gefällig und geistreich, um dem Fürsten diese Gefälligkeit abzuschlagen, wodurch er sich auf Dank und andre Gunst einen wohlgegründeten Anspruch machen wird. Ich bitte Sie, sich zu erkundigen, wer wohl noch von den Professoren kommen will....

Seien Sie ein Freiwerber für unsre Universität und verbreiten Sie die Nachricht ihres Anfanges mit Macht, kündigen Sie Ihre Vorlesungen überall an und lesen Sie recht viel!

Ihr Koreff.

*) Anläßlich des Aachener Kongresses.

(Fortsetzung folgt.)

Die Anfänge neuer sozialer und politischer Anschauungen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts: Radikalismus der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges.

(Schluß.)

Wie tief und weit diese ersten sozialen Anregungen schon der Empfindsamkeit gewirkt haben, ist nicht leicht zu sagen. Gering war ihr Einfluß gewiß nicht, so schwer er sich in Erscheinungen wie der Abnahme des Verkaufes von Leibeigenen seit etwa 1780 oder in den sozialen Reformgedanken des Adels, z. B. in Holstein und Livland, wird unmittelbar nachweisen lassen. Wenn aber das Jahrhundert zusehends „menschlicher" wurde, wenn das Strafrecht humanere Anschauungen aufnahm, wenn man den Krieg wenigstens in seinen grausameren Formen zu hassen begann, so ist der Zusammenhang mit den Gefühlselementen der Empfindsamkeit und auch des Sturmes und Dranges unverkennbar.

Verläßt indes die Betrachtung diese engen Kreise und fragt nach der speziell politischen Wirkung der frühesten subjektivistischen Strömungen, so kann sie nur ein Bild nebelhafter Tendenzen, die eigentlich nur Vorstellungen und kaum schon Bestrebungen waren, zeichnen.

Schon die für jedes eingreifende und klare politische Handeln notwendige historische Fundamentierung auf einen breiten Rost solider Kenntnis von Einzeltatsachen fehlte. Daß sie die Empfindsamkeit nicht besaß, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Aber wie wenig deutlich sah doch auch noch Herder! In den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" findet sich folgende Stelle, die für das Wesen der ganzen Zeit charakteristisch ist: „Weder Krieger noch Mönche nähren ein Land; und da bei dieser Einrichtung für den erwerbenden Stand (im Mittelalter) so wenig gesorgt war, daß vielmehr alles in ihr dahin ging, Bischöfen und Edeln die ganze Welt leibeigen zu machen, so sieht man, daß damit dem Staat seine lebendigste Triebfeder, der Fleiß der Menschen, ihr wirksamer freier Erfindungsgeist, auf lange Zeit geraubt war. Der Wehrmann hielt sich zu groß, die Aecker zu bauen, und sank herab; der Edle und das Kloster wollten Leibeigene haben, und die Leibeigenschaft hat nie etwas Gutes gefördert. Solange man Land und Güter nicht als einen nutzbaren, in allen Teilen und Produkten organischen Körper, sondern als ein unteilbares, totes Besitztum betrachtete, das der Krone oder der Kirche oder dem Stammhalter eines edlen Geschlechts in der Qualität eines liegenden Grundes, zu welchem Knechte gehören, zustände, so lange war der rechte Gebrauch dieses Landes, samt der wahren Schätzung menschlicher Kräfte, unsäglich behindert." Man sieht: eine fast ganz schon unzeitliche, subjektivistische Betrachtungsweise regt sich hier. Aber ist sie bis zu der klaren Einsicht in den historischen Ablauf vorgedrungen, der ein Handeln, ja auch nur Vorschläge zum Handeln gestattet hätte?

Was schließlich geschichtlich deutlicher gewonnen wurde, war doch nur das Bewußtsein des Abstandes der Gegenwart von klassischem Altertum und von deutscher Urzeit. Und auch dies zunächst nicht auf Grund eingehender Forschungen und somit realistisch, sondern aus einem Gefühl heraus, das sich so oft in hohen Kulturen findet: aus der Sehnsucht her nach dem goldenen Zeitalter minder belasteter Kulturen gegenüber der geschichtlichen Ueberlastung der eigenen Tage. Denn gewiß gibt es ein menschliches Glück, das in dem einfachen Gefühl nur des Daseins besteht; und der geschichtslose Mensch ist es, der es von Natur aus mit allen Lebewesen teilt. Aber die Ideale des Menschen liegen über diesem Zustande in den Fernen einer hohen Kultur, und um sie zu erreichen, hat er eine Anzahl von Kulturzeitaltern zu überwinden, deren jedes, nur relativ vollkommen, einerseits die Sehnsucht nach dem goldenen Zeitalter der Unkultur, andrerseits nach den Graden höherer Vollendung weckt.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts ging aus diesem Mischgefühl, soweit es sich rückwärts wandte, ein Doppeltes hervor: die Schwärmerei für die Antike, für das Heldentum eines herben Republikanismus, und die noch stärkere Begeisterung für das Germanentum und die anscheinend noch rauheren, noch deutscheren Gestalten der frühesten uns bekannten nordischen Welt.

Und aus beiden Motiven her bildete sich dann, zuerst bei Klopstock, ein Bereich politischer Gefühle, der anfangs wesentlich auf den Kult der Einzelgestalt, des Einzelmenschen hinauslief, politisch betrachtet, sozusagen ein gefühlvoller Anarchismus. Er lebt in zahlreichen Oden und Dichtungen Klopstocks, und ihm steht die herbste Kritik der politischen Gegenwart gegenüber, der, ganz folgerichtig, eigentlich nur die Heldengestalten entgehen. Aus diesem Zusammenhange ergibt sich denn auch die merkwürdige Stellung Klopstocks zu Friedrich dem Großen; er haßt sein Franzosentum, er haßt auch seinen angeblichen Hang zum Kriege, dennoch aber verehrt er ihn als Helden und Friedensfürst. Im Laufe eines langen Lebens vollzog sich indes bei dem Dichter eine Weiterbildung des ursprünglichen Ideals: es wurde geordneter, fester und wandelte sich in das Bild eines an sich freilich noch immer sehr verschwommenen, mit großen Worten, wenn nicht Phrasen um sich werfenden Republikanismus. Und in dieser Form sind denn diese ersten politischen Regungen auf den Hain-

bund übergegangen und von ihm überschwänglich gepflegt worden, wenn auch schon einige Dichter wie Bürger und Voß, Söhne niederer Kreise, das Bild in der Richtung auf soziale Forderungen konkreter gestalteten. An einer Stelle deutschen Wesens aber, die sich so oft durch radikales Durchdenken ohne Unterlaß ausgezeichnet hat, in Schwaben, ist, durch Schubart vermittelt, aus diesen Anfangsströmungen geradezu eine politische Opposition von Dauer hervorgegangen, deren weitere Entwicklung sich, wenn auch unter tausend Klärungen, Milderungen und schließlichen Umbiegungen, bis auf die Zeiten Uhlands herab verfolgen läßt.

Der Sturm und Drang war mit der Empfindsamkeit in der Kritik der Gegenwart begreiflicherweise vollkommen einig, nur daß er um noch vieles deutlicher sprach. Den Uebergang des Denkens mag wieder eine Stelle aus Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" vermitteln: „Sobald der Regent in die Stelle des Schöpfers treten und durch Willkür oder Leidenschaft von seinetwegen erschaffen will, was das Geschöpf von Gottes wegen nicht sein sollte, sobald ist dieser dem Himmel gebietende Despotismus aller Unordnung und des unvermeidlichen Mißgeschickes Vater." Man sieht: bei aller Kritik, die hier formell noch verhältnismäßig mild ist, im Hintergrunde ein organisatorischer Gedanke. Die Stürmer und Dränger sind der Hauptsache nach nicht mehr Anarchisten gewesen, sondern Republikaner; und es bezeichnete den inneren Verfall ihrer Anschauungsweise, als gegen Schluß der Periode bei Schiller, in den „Räubern", doch wieder der anarchische Gedanke, und zwar fast in der Heldenfärbung der Anfänge der Empfindsamkeit, hervorbrach.

Im übrigen wurde die ganze Strömung, über deren Verbreitung und Tiefe die Zeitgenossen sehr verschieden urteilten, durch den Verlauf der französischen Revolution jedenfalls ihres eigentlichen nährenden Zusammenhangs mit der deutschen Entwicklung beraubt und fiel damit in sich zusammen. Zwar finden sich von ihr auch später noch Spuren: am lehrreichsten vielleicht in Heinrich von Kleists „Michael Kohlhaas", in manchem Betracht einer politischen Analogiebildung zu Schillers „Räubern". Allein auf das größere Publikum hat sie nicht mehr gewirkt. Zu deutlich hatte man, nach anfänglicher Schwärmerei für die Vorgänge in Paris, erkennen müssen, wohin republikanische Freiheit führe; zu sehr fühlte man zudem an dem eigenen, so traurigen äußeren Geschicke seit der Mitte der neunziger Jahre die Kehrseite aller republikanischen Freiheit, als daß man sie noch als Hebel nationaler Entwicklung hätte erachten sollen.

Ging so die politische Wirkung von Empfindsamkeit und Sturm und Drang, soweit sie ins Große strebte, verloren, so blieb um so mehr der patriotische Einfluß. Nicht als ob es vor den empfindsamen Jahren, in der Ausgangszeit des Individualismus, so ganz an Vaterlandsliebe gefehlt hätte; selbst von einem nationalen Ton in der Entwicklung wenigstens des Bürgertums darf gesprochen werden; und auch unter den Gelehrten gab es eine Reihe patriotisch denkender Männer, von Thomasius und Schurzfleisch bis auf Gottsched und Gellert. Allein im ganzen war doch mehr von Patrioten als von Patriotismus zu sprechen, und gänzlich fehlte die politische Wendung.

Hier stellte nun schon die Empfindsamkeit ein neues Ideal auf. Ihr war der Zug zum Nationalen von vornherein eingeboren; als Ganzes schon war sie ohne ihn nicht mehr zu denken. Und indem damit der Zug zum Historischen Hand in Hand ging, wurde die Vaterlandsliebe wenigstens als eine dunkle, ahnungsvolle Empfindung lebendig, welche das Ganze der deutschen Welt umfaßte: Armin und Odin, Bardengesang und Shakespeare; wenn sie sich auch mit Vorliebe noch in das formlos Erhabene einer phantasievoll ergriffenen Welt der Urzeit einspann.

Aber von hier aus wurde denn doch bald größere Klarheit gesucht. Und alsbald verband sich dabei die Vaterlandsliebe mit einer dunkeln politischen Tendenz, die in instinkthaftem Vorschreiten einer neuen Verfassung zustrebte. Den Fortschritt bezeugt wiederum am deutlichsten Herder; er meint schon in seiner Schrift: „Haben wir noch das Publikum und Vaterland der Alten?" vom Jahre 1765: „Unserm Vaterlande tut Gemeinsinn not, edler Stolz, sich nicht von anderen einrichten zu lassen, sondern sich selbst einzurichten, wie andere Nationen von jeher getan: Deutsch zu sein auf eigenem wohlbeschütztem Grund und Boden." Konkretere Vorstellungen der Schwierigkeiten wie der Notwendigkeit eines solchen Vorhabens zeigen dann schon folgende Sätze aus derselben Schrift: „Bei uns hat das Ganze so wenig gemeinschaftlichen Schritt in der Kultur gehalten, daß schwerlich eine Vorstellungsart zu finden wäre, die auf alle Teile als auf ein gemeinsames Publikum mit gleicher Macht wirkte. Nicht nur Provinzen und Kreise, selbst Stände haben sich dergestalt in ihrer Denkart entzweit, daß ihnen ein zutrauliches, gemeinschaftliches Organ ihrer innigsten Gefühle fehlt. Es gibt kein wahres Verständnis des Gemütes, keine gemeinsame patriotische Bildung, keine innige Zusammenempfindung. Das Publikum wird nur als Pöbel zur Dekoration von Hoffestlichkeiten zugelassen. Mit Wohlgefallen haben wir eine Kultur angenommen, von der ganze Stände und Provinzen nichts wissen, und schlummern auf diesem erträumten Ruhm. Ich fürchte und hoffe, daß uns die Zeit aus diesem Schlummer wecken werde."

Sind es nicht prophetische Worte? Wie sehr jedenfalls hebt sich ihr gläubiger und doch schon ziemlich realistischer Optimismus von den bösen Schlußworten in Lessings „Hamburgischer Dramaturgie" ab: „über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutschen noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eignen haben zu wollen."

Eben dazu, ihnen diesen Charakter, und wenn nicht ihn, so doch eigenes, originales, singuläres Empfinden als notwendigste Entwicklungsgrundlage hierzu zu verschaffen, sind Empfindsamkeit und noch mehr Sturm und Drang mit Erfolg bemüht gewesen. Gewiß, was zunächst die Männer des jugendlichen Subjektivismus von altruistischen Gefühlen empfanden, war auf kleinere Kreise beschränkt: auf Freundschaft, Liebe, Geselligkeit. Und darüber hinaus wurde auch noch nicht an erster Stelle eine kräftige Vaterlandsliebe gewonnen, sondern das Gefühlsleben überschwemmte in seiner Unumgrenztheit gleichsam, wenn es über sein engeres Bett hinaustrat, alsbald die weitesten Horizonte altruistischer Affekte überhaupt, und führte zum Kosmopolitismus, wenn dessen eigentliche Durchbildung auch erst in den Zeiten des Klassizismus erfolgt ist. Aber daneben begann es sich doch immer mehr ans Heimatliche, Vaterländische zu halten, und dunkel erscheinen schon, wenn auch noch nicht mit dem Inhalte starker Ideen oder gar eines Ideensystems erfüllt, die Umrisse eines nationalen Bewußtseins. Es war eine Zeit, der selbst eine bloße Fata Morgana des neuen subjektivistischen Staates noch nicht erschien, der die Theorien etwa eines Rousseau von der Souveränität des Gemeinwesens zunächst nur den Eindruck schöner und erhabener Ideen machten, die aber dennoch schon Gemeingefühle kannte, für diese eine demokratische Grundlage, und sei sie zunächst auch nur die des Kosmopolitismus, zu finden bestrebt war, und dabei instinktiv innerhalb der Grenzen des Vaterlandes Halt suchte.

Und waren in diesem Beringe noch vage Empfindungen und Vorstellungen nicht doch schon festere Ansätze — wenn auch nur Ansätze — künftigen politischen Denkens und Handelns zu finden? Wir werden sehen, wie eine schon klarere Zeit an die anarchistischen Gefühle die große Forderung einer subjektivistischen Erziehung der Staatsbürger als eine unerläßliche Vorbedingung jeder haltbaren subjektivistischen Staatsbildung anknüpfte und sie verwirklichte; es war der eigentlich originale Beitrag unserer Nation zur Durchbildung des modernen öffentlichen Lebens des Subjektivismus überhaupt, ein Beitrag von schlechthin universalgeschichtlicher Bedeutung. Und wir werden nicht minder sehen, wie die republikanischen Gefühle zu der Forderung eines modernen Staatswesens verdichtet wurden, dessen praktische Durchbildung, durch das Dazwischentreten der französischen Revolution und ihrer Folge-Ereignisse verhindert, schließlich doch, wenn auch unter mancherlei Abstrichen, im 19. Jahrhundert gelungen ist.

Leipzig. Karl Lamprecht.

Der wahre Shakespeare.

Entgegnung und Schlußwort zu Nr. 290 des vorigen Jahrganges der Beilage.

I.

Ich folge Punkt für Punkt den Behauptungen des Kritikers.

1. Das betreffende Sonett ist Nr. 111, nicht 101. Sein unklarer Ausdruck „public means which public manner breeds" beweist gar nichts.

2. Die stets von Shakespeare-Gelehrten falsch zitierte Ehrenerklärung Chettles, eine Art Abbitte unter Pression, zitierte zwar der Kritiker ausnahmsweise richtig, erlaubt sich aber trotzdem eine bedeutende Textkorrektur, indem er plötzlich abbricht und verschweigt, daß auch die „facctious grace in writing" von Chettle nur als Aussage anderer erwähnt wird. Er hat also alles nur aus zweiter Hand, scheidet daher als Zeuge aus.

3., 4. Meres' Freundschaftsreklame (er kennt die Sonette „among private friends") beweist nur, daß man 1598 bekannte Werke von einem Dichter Shakespeare hatte, was noch nie jemand bestritt. Daß dieser mit dem Stratforder Shacksper identisch sei, davon steht dort kein Wort. Davies (nicht 1611, sondern 1607) nennt ihn den „englischen Terenz", wußte also nichts von seinen Tragödien.

5., 6. Jonson war mit dem Dichter so „innig befreundet", daß er ihn in drei Stücken mit Anspielungen verspottete. Die Baconianer betonen, daß Jonson später, mit Bacon in Verbindung getreten, eine dunkle Satire auf einen Esel schrieb, der sich mit Pfauenfedern schmückte. Der Kritiker verschweigt hier meine lange Beweisführung über das unbegreifliche plötzliche Lobgedicht von 1623, das jedem Logiker verdächtig sein muß.

7. Ebenso verschweigt er alles, was ich über die Folio-Herausgeber sage: Diese unterstreichen in der Vorrede „unser Shakespeare", damit man ihn beileibe nicht mit Shacksper verwechsle. So und nie anders unterschrieb sich stets der Stratforder Schauspieler; er steht auch so im Straforder Totenregister, während der Dichter sein Pseudonym „Speerschwinger" noch deutlicher macht, indem er sich meist Shake—speare mit Bindestrich drucken läßt. So reden ihn auch Digges und J. M. im Folio an; letzterer klagt: „Wir staunen, Shake—speare, daß so früh Du schiedest." So früh? Mit 52 Jahren? Auf 36 Jahre Rutlands paßt dies besser. 26 Sh. 8 Pence (!) betrug Shackspers Legat an die zwei Kollegen, denen er angeblich sein Wichtigstes, seine Werke, hinterließ! Bekanntlich schweigt sein Testament gänzlich von literarischer Hinterlassenschaft, wie er denn weder Bücher noch Manuskripte, noch Erinnerungszeichen an seine angeblichen vornehmen Gönner hinterließ. Ebensowenig erwähnen die Herausgeber von literarischen Erben, trotzdem Shackspers Schwiegersohn, der gerissene Dr. Hall, sicher dreingeredet hätte. Sieper wiederholt sogar die von mir verspottete Naivität der törichten „Herausgeber", daß „wir in seinen Manuskripten kaum eine Ausstreichung fanden", den klarsten Beweis, daß es sich nur um Kopien handelte. Shacksper konnte kaum seinen eigenen Namen leserlich schreiben; seine Kinder lernten weder schreiben noch lesen; die Dramen aber sind oft dreimal umgearbeitet! Zum Ueberfluß bestätigt Ben Jonson, er habe „oft von Schauspielern gehört", die Manuskripte seien korrekturlos gewesen: also hat Jonson selbst sie nie gesehen! Kommentar wohl unnötig. Uebrigens waren die pekuniären Herausgeber des Folio, Pembroke und Montgommery, Vettern Rutlands.

8. Die Stratforder Inschriften stammen von Dr. Hall, dem Schwiegersohn, auf dessen Bestellung wohl der Londoner Grabmalfabrikant, also ein Outsider, das Monument errichtete. — Fernere Einwürfe: Sieper verwechselt wieder Spottgedicht auf „Friedensrichter Schal"? soll heißen auf Sir Lucy, der angeblich als „Shallow" porträtiert. Ich nenne diese Reimerei selbst „angeblich authentisch". Will Herr Sieper oder kann er nicht lesen? Die tödliche Zecherei Shakespeares hat Vikar Wards „Diary" überliefert, denn die Stratforder berichteten, ihr so plötzlich nach dem Tode berühmter Mitbürger habe „Mutterwitz, doch keine blasse Ahnung von Kunst gehabt" (ich übersetze wörtlich den Originaltext). Shakespeare brauchte so wenig ein Schauspieler zu sein, wie Schiller, Goethe, Kleist, Grillparzer, Lessing, Corneille, Racine, Calderon. Uebrigens besuchte Rutland notorisch täglich (Sidney Memorials) die Theater.

Die von Sieper mir als „Hauptgründe" zugeschobenen Kombinationen sind lauter Nebengründe, wie sie schon Professor Dowden vorbrachte. Auch dieser geriet in die Marlowe-Falle. In Marlowes „Faust" steht immer „Wartenberg". Meine Erklärung, woher der Hamlet-Dichter Wittenberg als die für Hamlet passendste Universität kannte, bleibt bestehen. Die maßgebenden letzten Formen des „Hamlet" sind nicht 1602, sondern 1603 und 1604 erschienen, also nach Rutlands Reise nach Dänemark. Das von Lee gefundene Dokument soll ich als Beweis der Schweigegelder aufgefaßt haben? Ich folgerte nur daraus, daß „vielleicht" Francis Rutland Mittelsmann zwischen Roger und Shacksper war. Merkwürdig, daß Francis wegen eines Wappenspruchs sich gerade an Shacksper wandte! Die beweislose Hypothese, daß schon 1590—1595 viele Stück Shakespeares vorlagen, widerlege ich in 2. Auflage meines Buches, auf die ich hiermit hinweise.

Karl Bleibtreu.

II.

Auf die vorstehende Erklärung, mit der Herr Bleibtreu meine Kritik seiner Schrift „Der wahre Shakespeare" vom 14. Dezember 1906 zu entkräften sucht, habe ich folgendes zu erwidern:

Die von mir angeführten Zeugnisse für Shakespeares Autorschaft erscheinen mir auch heute noch unanfechtbar.

1. Sonett 111 (101 war Druckfehler) kann nicht anders ausgelegt werden, als daß der Dichter auf seinen Beruf als Schauspieler hinweist. Tatsächlich ist es auch von allen Shakespeare-Forschern nie anders verstanden worden. Auf die Zugehörigkeit zu dem damals verachteten Beruf des Schauspielers weisen vor allem auch die Worte: „Thence comes it that my name recieves a brand." — Auch von Chettle wird auf Shakespeares Schauspielerberuf hingewiesen.

2. Chettle redet nicht bloß vom Hörensagen über Shakespeare. Ausdrücklich setzt er der Erklärung anderer Leute sein eigenes Urteil gegenüber. „Myselfe have seene his demeanour u. s. w."[1]) Warum, so möchte ich noch fragen, ging Chettle beim Tode der jungfräulichen Königin Shakespeare an, eine Elegie auf Elisabeth zu schreiben, wenn er nicht überzeugt von seiner Fähigkeit als Dichter war?

[1]) Ich verweise den Leser, was den Text der von mir angeführten Urkunden für Shakespeares Autorschaft anbetrifft, auf J. Schipper, „Zur Kritik der Shakespeare-Bacon-Frage". Dort findet sich auf S. 90 ff. der Text in genauem Abdruck mitgeteilt.

3. Das von mir angeführte Werk von John Davies „Geißel der Narrheit" stammt aus dem Jahre 1611, nicht 1607. Auch Davies kannte Shakespeare persönlich, was aus der Anrede „Good Will" unzweifelhaft hervorgeht.

4. Meres hatte jedenfalls Kenntnis auch von den Sonetten Shakespeares, die, noch ungedruckt, handschriftlich bei dessen private friends im Umlauf waren, also Fühlung mit des Dichters näherer Umgebung. Wäre Shakespeare nur ein Strohmann für den Grafen Rutland, so müßten jene Freunde, die wir doch nicht zu den Düpierten rechnen dürfen, Mitwisser und Mitschuldige des Betruges gewesen sein.

5. und 6. Ja, Ben Jonson war Shakespeares Freund. Ein Mensch, der uns liebt bis hart an die Grenzen der Abgötterei, der unser Andenken ehrt, den wir zum Genossen unserer fröhlichen Stunden wählen, und der unser Streben und unsere Werke in begeisterten Worten preist, verdient, unser Freund genannt zu werden. Gelegentliche Ausfälle, mit denen der gallige Jonson Freund und Feind zu bedenken pflegte, beweisen nichts gegen die Freundschaft der beiden Poeten.

Ich soll Bleibtreus Beweisführung verschwiegen haben! Das ist unmöglich aus dem einfachen Grunde, weil er keine Beweisführung hat. Ohne sich auf die geringste Tatsache stützen zu können, erklärt er: Ben Jonsons Lobgedicht auf Shakespeare ist eine Fälschung. Eins ist sicher: Wenn Bleibtreu einen Mann unserer Tage der Fälschung beschuldigt, ohne bessere Beweisgründe zu haben, so rettet ihn kein Advokat der Welt vor glatter Verurteilung.

7. Gewiß habe ich alles verschwiegen, was Bleibtreu über die Folioausgabe sagt, weil es absolut ohne Belang ist. An der Tatsache ist nicht zu drehen und zu deuteln, daß die beiden Schauspieler Hemminge und Condell die in der ersten Folio vereinigten Dramen als die Werke ihres Kameraden W. Shakespeare, mit dem sie bis zu seinem Tode eng verbunden waren, herausgaben, und daß ihnen, wie aus der Vorrede unzweideutig hervorgeht, Papiere aus Shakespeares Hand — nicht Kopien — vorlagen, in denen sie kaum eine Ausstreichung gefunden haben.

Was Bleibtreu auch in seiner Erwiderung wieder anführt, um diese Tatsache zu entkräften, ist haltlos: „Die Herausgeber unterstreichen in der Vorrede unser Shakespeare, damit man ihn beileibe nicht mit Shacksper verwechselt. So und nie anders unterschrieb sich der Stratforder Schauspieler." Diese Worte allein würden genügen, um Bleibtreus Urteilslosigkeit in Shakespeare-Angelegenheiten darzutun: Träfe seine Behauptung zu, so würde sie nichts beweisen. Der Name des Vaters des Dichters findet sich 66mal in den Ratsakten der Stadt Stratford, und seine Schreibung ist eine 16fach verschiedene. Aber die Behauptung ist falsch. Wir besitzen fünf Unterschriften von Shakespeare. In keiner einzigen findet sich die Form Shacksper. Die Schreibung wechselt zwischen Shakspere, Shackspere und Shakspeare bezw. Shakespeare. Den Leser, dem daran liegt, sich ein eigenes Urteil zu bilden, verweise ich auf die Faksimiles in Sidney Lee S. 272—273 und im Shakespeare-Jahrbuch 24. Man wird erkennen, Shakespeare schrieb seinen Namen so leserlich wie andere Elisabethaner; freilich hat Herr Bleibtreu den Namen nicht lesen können.

Im Zusammenhang mit der Bemerkung über den bedeutungsvollen Unterschied zwischen Shacksper und Shakespeare tischt Bleibtreu in der „Post" vom 21. Dezember 1906 seinen Lesern noch eine andere Behauptung auf, die ebenso falsch ist: „In Wahrheit hat zuerst der Engländer Nathaniel Holmes die Bacon-Theorie begründet." Wenn Bleibtreu die Bibliographie der Shakespeare-Bacon-Frage von W. H. Wyman aufschlägt, so wird er finden, daß vor Holmes nicht weniger als 31 Arbeiten die Bacon-Theorie erörtern. Auch wird er sich dort überzeugen, daß der gute Holmes, den er uns als Engländer vorstellt, nie die Vereinigten Staaten verlassen hat.

8. Wer die Stratforder Inschriften angefertigt hat, kommt hier zunächst nicht in Betracht — Bleibtreu allein weiß, daß sie von Hall verfaßt sind, — Tatsache ist, daß in den Grabschriften der Respekt vor dem Dichter Shakespeare zum Ausdruck kommt.

*

Was die ferneren Bemerkungen Bleibtreus anbetrifft, so ist es unrichtig, daß ich ihm Nebengründe für die Autorschaft Rutlands als Hauptgründe zugeschoben habe: „auf gut Glück" habe ich diejenigen Gründe herausgehoben, die uns plausibel machen sollen, daß Rutland den Hamlet verfaßt hat. Diese Gründe sind auch von Professor Dowden im „Standard" vom 4. November als absolut haltlos zurückgewiesen werden; sie können durch Bleibtreus Erwiderungen nicht gerettet werden. Was er vorbringt, ist teils wieder unrichtig, teils aber belanglos: a) Daß Wittenberg in Marlowes „Faust" in anderer Orthographie erscheint, beweist nichts gegen die Tatsache, daß die Stadt selbst dem Dichter und auch andern elisabethanischen Autoren bekannt war.[*]) b) Hamlet hat im Jahre 1602 tatsächlich bereits existiert. Der Eintrag in die Buchhändlerregister aus diesem Jahre weist bereits auf mehrfache Aufführungen hin. Daß Hamlet in diesen Aufführungen eine andere Form gehabt habe als die Ausgabe von 1603, ist durch nichts erwiesen.

Gewiß nennt Bleibtreu das Spottgedicht auf den Friedensrichter „angeblich" authentisch. Aber er schöpft aus diesem angeblich authentischen Gedicht die „Gewißheit", daß Shakespeare als Jüngling ein geistloser Tölpel und ohne Spur literarischer Begabung gewesen ist. Dagegen hat sich meine Kritik gerichtet.

Aber ich muß hier abbrechen. „Too much of this", wird mancher Leser schon gerufen haben. Doch da ich, dem Wunsche der Redaktion folgend und mit Rücksicht auf das mißbrauchte Urteil der deutschen Kritik, die Besprechung der Bleibtreuschen Schrift einmal übernommen, hielt ich es auch für meine Pflicht, die Richtigkeit meiner Darlegungen zu verteidigen.

München. E. Sieper.

[*]) Bleibtreus Behauptung: „In Marlowes „Faust" steht immer Wartenberg", ist unrichtig. In den verschiedenen Quartausgaben, die uns den Text des Faust überliefern — ich habe deren acht verglichen —, kommt die Stadt in folgender Schreibung vor: Wertenberg, Wirtenberg, Wittenberg und Wittenberge. Der Leser wird sich aus Breymanns kritischer Ausgabe von der Richtigkeit meiner Angabe überzeugen können.

Bücher und Zeitschriften.

Kant contra Haeckel. Für den Entwicklungsgedanken gegen naturwissenschaftlichen Dogmatismus. Von Dr. Erich Adickes. (2. Auflage.) Berlin, Reuther u. Reichard, 1906.

Warum Adickes' Polemik gegen Haeckel eine neue, wenn auch umgearbeitete Auflage erleben mußte, das mögen die geschäftlichen Mächte entscheiden. Ein wissenschaftlicher Grund dafür war keineswegs vorhanden. Ich vermag solche Schriften, die nur ein maßloses Verrohen des literarischen Tones herbeiführen können, nicht zu den Leistungen zu rechnen, die eines übrigens so ernsten und bedeutenden Forschers wie Adickes würdig sind. Nicht als wenn die Tendenz der Schrift, den Haeckelschen naturwissenschaftlichen Dogmatismus mit den Waffen der Erkenntniskritik zu bekämpfen, mir nicht zusagte. Im Gegenteil! Wenn der Verfasser die Rechte des erkenntnistheoretischen Verfahrens verteidigt, die Unhaltbarkeit und nichtphilosophische Begründung der Weltanschauung des Jenenser Zoologen aufzeigt, hat er jeden kritisch denkenden Leser auf seiner Seite. Haeckel gehört tatsächlich zu jenen philosophierenden Naturforschern, die bei aller fachwissenschaftlichen Größe wenig von der modernen Erkenntniskritik zu lernen vermochten. Doch muß betont werden, daß der polemische Ton von Adickes nur zu oft in einen unsachlichen übergeht und Bemerkungen zeitigt, welche die philosophisch ganz richtige Grundauffassung des Buches nur gefährden. Wenn man dagegen einwirft, Adickes' Schrift sei ein Kampfesbuch, der Ton daher naturgemäß ein Kampfeston, so ist darauf hinzuweisen, daß wissenschaftliche Ueberzeugungen sich auch ganz objektiv entgegenstellen lassen und die Behandlung des Gegners niemals ins Persönliche überzugreifen braucht.

Im Interesse des literarischen Verkehrs müßten solche Uebertreibungen wie der ganze Streit zwischen Haeckel und seinen Gegnern vermieden werden. Und keineswegs muß die Behandlung Haeckels seitens fachphilosophischer Kreise unbedingt gehässig ausfallen.

Paris. Felix Bálvi.

° **Zeitschriften-Literatur.** Deutsche Revue. Eine Monatsschrift. Herausgegeben von Richard Fleischer. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Die bekannte und hervorragende politisch-wissenschaftliche Zeitschrift ist mit dem 1. Januar in ihren 32. Jahrgang eingetreten. An der Spitze der Januar-Nummer finden wir einen politisch-historischen Artikel, in dem ein deutscher Diplomat überzeugend die Frage: „Wer sind die wahren Freunde Frankreichs?" mit der Feststellung beantwortet, daß nur durch Verhetzung in Frankreich die Vorstellung von Deutschlands feindseliger Gesinnung lebendig erhalten wird. Interessante persönliche Erinnerungen an den Kardinal Hohenlohe, den Bruder des dritten Reichskanzlers, veröffentlicht der Italiener Primo Levi, geistvolle Ausführungen „Zur Biologie des Forschers" Wilhelm Ostwald. Daran schließt sich eine neue Serie der von dem Historiker Hermann Oncken herausgegebenen Briefe Rudolf v. Bennigsens, und Rudolf v. Gottschall spricht sich über den schon oft erörterten Plan aus, eine Deutsche Akademie für Sprache und Literatur ins Leben zu rufen. Es folgen hierauf der letzte Abschnitt von E. v. Behrings epochemachendem Vortrag über „Diphtherieheilserum, Tetanusheilserum, Bovovakzin, Tulase", Aufzeichnungen Nadine Helbigs über „Franz Liszt in Rom" und ein trefflich belehrender Aufsatz des Straßburger Klinikers L. Krehl „Ueber die Ernährung". Der italienische Historiker Professor Carlo Malagola faßt in einer fesselnden Arbeit die aus den Urkunden des venezianischen Archivs gewonnenen Resultate seiner Forschungen über „Franz II. Rákóczy und den ungarischen Aufstand" zusammen, ein ungenannter Politiker geißelt in einem markigen Wahlbrief „Gegen Rom und Byzanz" den Ultramontanismus und das moderne Strebertum, und Generalmajor a. D. Leutwein bringt in dem Aufsatz „Der Aufstand in Deutsch-Südwestafrika und die deutschen Schutzverträge" eine bedeutsame Ergänzung zu seinem jüngst erschienenen Werk über seine elfjährige Tätigkeit als Gouverneur in Südwestafrika. Eine originelle, feine Novelle von Karl Goldmann, „Das weiße Jungfräulein", und eine Reihe „Literarische Berichte" über wertvolle Neuerscheinungen des Büchermarktes bilden den Schluß des reichhaltigen Heftes.

Deutschland. Monatsschrift für die gesamte Kultur. Herausgegeben von Graf v. Hoensbroech. Das 4. Heft des 5. Jahrganges enthält folgende Aufsätze: Das Lebenswerk Eduard v. Hartmanns von Arthur Drews (Teil II). — Carl Hauptmann von Herbert v. Berger. — Zur Trennung der Kirchen vom Staat von Paul Sabatier (Teil II). — Die altevangelischen Reformparteien von A. Gubalke. — Die Entlastung der höheren Schulen von A. Fischer (Hamburg [II. Teil]). — Sieg von Anna Behnisch-Kappstein. — Landgraf Philipp der Großmütige von Hessen von Ernst Seeger. — Brief aus Ungarn von Ludwig Schlosz. — Wundergeschichten von Paul Enderling.

Allgemeine Rundschau.

Neues von der Saalburg.

Aus den 11 auf der Saalburg gefundenen Inschriften erfahren wir, daß von Anfang des 2. nachchristlichen Jahrhunderts ab die cohors II Raetorum, civium Romanorum die Besatzung des Lagers gebildet hat. Diese etwa bataillonstarke Truppenabteilung rekrutierte sich aus Tirol und Bayern und zerfiel in 120 Berittene und 380 Fußsoldaten. Freilich war diese Zahl niemals vollständig auf der Saalburg vereinigt, denn die letzteren dienten auch zur Besatzung der benachbarten kleineren Kastelle und Wachttürme, während die Reiter zur Sicherung der Zoll- und Militärgrenze meist vom Standquartier abwesend waren.

Eine in den letzten Tagen auf der Saalburg aufgefundene Inschrift ergänzt nun unser Wissen von der Garnison derselben. Bei den Grabungen in der Nordostecke der Prätentura kam ein 20 : 38 Millimeter großes Bronzetäfelchen zum Vorschein, das die vierzeilige eingepunzte Aufschrift trägt: IMP COM AVG / COH XXXII VOL. / C VICTO DASIVS / MASVRI, d. i. Imperatore Commodo Augusto cohors XXXII voluntariorum Victorini (oder Victoris) Dasius Masuri (filius). Danach hat also ein Soldat Dasius, der Sohn des Masurius, Angehöriger der 32. Kohorte der Freiwilligen, unter der Regierung des Kommodus (180—192) ein Votivgeschenk dargebracht, an dem jenes Täfelchen befestigt war. Diese 32. Kohorte kennen wir bereits aus Ziegelstempeln aus dem hessischen Oberflorstadt. Sie lag auch vorübergehend in Pannonien und früher in Heddernheim bei Frankfurt a. M., wo sich drei Grabsteine und ein Votivaltar des Mithras von Soldaten dieser Freiwilligentruppe fanden. Bei diesen Grabungen wurden an weiteren Funden gemacht: 18 Silber-, 47 Mittel- und 19 Großerze, die der mittleren Kaiserzeit angehören. An den Münzfunden der Saalburg zeigt sich dieselbe Erscheinung, wie bei denen der anderen Taunuskastelle; die Münzen reichen kontinuierlich bis zu Philippus Arabs († 249). Um 270 zeigt sich überall ein fast vollständiges Aufhören. Die römische Okkupation wird also, was auch durch andere Beobachtungen bestätigt wird, um diese Zeit ein jähes Ende genommen haben. Wenn hier und da vereinzelte Münzen aus späterer Zeit gefunden wurden, so rührt das von anderen Ursachen her. Reichhaltig waren auch die Funde an Gebrauchsgegenständen von Metall, z. B. 14 Schlüssel, 10 Hufeisen, 26 Pfeil- und Lanzenspitzen, eine prächtige Bronzekasserole mit Griff u. a., sowie Ton- und Sigillatagefäßen (die Zahl der Töpferstempel ist dadurch auf 240 gewachsen). Bemerkenswert ist auch ein wohlerhaltener Schmelztiegel aus feuerfestem Ton. An der Seite hat er eine Handhabe, die zum Anfassen mit der Zange diente.

Auch für die Topographie des Kastells ergab sich einiges Neue. Es stellte sich heraus, daß das als Militärbad bezeichnete, in dem nordöstlichen Teile des Lagerinnern gelegene Gebäude größer war, als bisher angenommen wurde. Es wies nämlich der als Kaltwasserbad bezeichnete Raum nach Osten einen Anbau mit breiter Einfeuerung und an der Nordseite eine gepflasterte Vorhalle auf. Der diesem Bau gegenüberliegende nördliche Wehrgang wie die Nordostecke der Umwallung wurden genau untersucht. Man fand hier in tadelloser Erhaltung die mit Schlitzen versehene Mauer des Steinholzkastells (die ihm vorausgehende Anlage war ein Holzbau, dessen Pfostenlöcher noch unter diesem zutage kamen), und an sie anschließend den Estrichfußboden der Kasematten, die sich an die Mauer anlehnten. Die Nordostecke wird nicht, wie die Nordwestecke, durch den turmartigen Einbau des ersten und die Rampenmauer des zweiten Kastells eingenommen, sondern durch einen 4.65 : 9.30 Meter großen Bau, dessen Bestimmung noch unklar ist. Dies diem docet, gilt vor allem bei diesen Nachgrabungen, und Ueberraschungen bringt, wie diese neuen Funde zeigen, fast jeder Spatenstich. Bei diesen schwierigen Untersuchungen wurde Geheimrat Professor Jacobi aufs eifrigste von dem Landbauinspektor H. Jacobi unterstützt.

C. B.

Kleinere Mitteilungen.

kfg. **Die ersten künstlichen Augen des Menschen.** Es ist bekannt, daß schon bei den Alten künstliche Augen und künstliche Zähne vorgekommen sind, denn viele Mumienumhüllungen der alten Aegypter tragen in der Gesichtsmaske künstliche Augen, welche unseren künstlichen Augen sehr ähnlich sind. Auch die alten Griechen und Römer schmückten vielfach ihre Standbilder mit solchen aus Metall oder Halbedelsteinen. Indes unterschied sich der Verfertiger derartiger Kunstaugen (faber ocularius) wesentlich vom Augenarzt (medicus ocularius).

Nachdem sich herausgestellt hat, daß eine Stelle im Talmud nicht richtig überliefert ist, sondern daß es sich in ihr nur um einen künstlichen Zahn aus Gold handelt, nicht aber um ein Auge, muß der berühmte französische Chirurg Ambroise Paré als erster Beschreiber des Einsetzens eines künstlichen Auges in die Augenhöhle eines lebenden Menschen angesehen werden. Im Jahre 1561 stellte er ein solches aus emailliertem Gold her, in den natürlichen Farben, um eine Verschönerung zu erreichen, da das entsprechende Auge geschrumpft war. Das künstliche Auge, das er im Jahre 1561 abbildete, ist den heute üblichen Formen ziemlich ähnlich. Paré gibt sich indessen nicht für dessen Erfinder aus und erklärt auch nicht einmal, daß die Sache neu wäre.

l. **Neues Verfahren zur Seifenherstellung.** Seit Jahren waren verschiedene Chemiker bemüht, durch Verseifung von Petroleum die Seifenindustrie in völlig neue Bahnen zu lenken. Die Lösung dieses Problems ist nunmehr den beiden französischen Chemikern Lothammer und Trocquenet in folgender Weise gelungen: Einem wässerigen Auszug von Seifenbaumholz (Quillaja saponaria, Seifenspiere) wird nach und nach ein bestimmtes Quantum Petroleum von

hohem spezifischem Gewicht (etwa 0.905) zugefügt. Durch ein dem „Schneeschlagen" der Hausfrauen ähnliches mechanisches Verfahren werden diese beiden Bestandteile möglichst innig miteinander gemischt. Die Flüssigkeit nimmt hierdurch zunächst eine immer heller werdende Färbung an und erreicht schließlich eine butterartige Konsistenz. Sobald letzteres der Fall ist, wird die Masse zusammen mit einer entsprechenden Quantität Palmöl über einem Gasfeuer mehrere Stunden lang gekocht, wobei von Zeit zu Zeit Sodalauge hinzugefügt wird, deren Konzentration zwischen 80 Grad und 20 Grad Baumé schwankt. Die von einem Marseiller Chemiker ausgeführte Analyse einer nach diesem bereits patentierten Verfahren hergestellten Seifenprobe ergab 23 Prozent Petroleum und 48.6 Prozent fettige Säuren; von dem Gesamtgehalt an Fettstoffen trafen in diesem Falle 32.5 Gewichtsprozent, in einem anderen Falle sogar 50 Gewichtsprozent auf das Petroleum.

Die neue Seife soll gegen die bisher im Haushalt hauptsächlich verwendeten Seifen zahlreiche Vorzüge besitzen. Sie hat bei gleichem Gewicht ein größeres Volumen als diese, kann also besser ausgenutzt werden; sie wirkt desinfizierend, gleichzeitig aber auch weniger zerstörend auf die Faser und Farben der Stoffe; sie ist völlig geruchlos; auch wenn sie noch so ausgetrocknet ist, niemals entflammbar und — was die Hauptsache ist — wegen des verhältnismäßig niedrigen Preises der zur Verwendung gelangenden Rohmaterialien ganz wesentlich billiger, als irgend eine andere Seife von ähnlicher Qualität.

* **Ein internationaler Kurs der gerichtlichen Psychologie und Psychiatrie** findet an der Universität Gießen von Montag, den 15., bis Samstag, den 20. April 1907, in der Klinik für psychische und nervöse Krankheiten (Frankfurterstraße 99) statt. Derselbe ist in erster Linie für Juristen und Aerzte bestimmt, die mit psychiatrischen Gutachten zu tun haben, sodann auch für Beamte an Straf-, Besserungs- und Erziehungsanstalten, besonders im Hinblick auf angeborene geistige Abnormitäten, ferner für Polizeibeamte, die öfter mit geistig Abnormen zu tun haben.

Als Vortragende sind beteiligt: Professor Dr. Sommer (Gießen), Professor Dr. Aschaffenburg (Köln a. Rh.), Privatdozent Dr. Dannemann (Gießen) und Professor Dr. Mittermaier (Gießen).

Die Begrüßung findet am Sonntag, 14. April, abends 8½ Uhr, im Hotel Großherzog von Hessen (Bahnhofstraße) statt. — Teilnehmerkarten zu 20 M werden bei dem Begrüßungsabend oder in der Klinik ausgegeben. — Anmeldungen am besten vor Ende Februar 1907.

* **Personalien.** Die ordentlichen Professoren an der Berliner Universität Geheimer Medizinalrat Dr. Johannes Orth, Direktor des Pathologischen Instituts, und Geh. Medizinalrat Dr. Max Rubner, Direktor des Hygienischen Instituts, wurden zu Mitgliedern der preußischen Akademie der Wissenschaften ernannt.

Hochschulnachrichten.

* **München.** Am 7. Januar verschied nach längerer Krankheit der kgl. Geheime Rat Dr. Ernst August Ritter von Seuffert. Geboren am 1. September 1829 zu Würzburg, promovierte er 1854 und gehörte schon seit 1857 als außerordentlicher, seit 1864 als ordentlicher Professor für römisches Recht der juristischen Fakultät der Universität an. Seuffert hat das Lebenswerk seines berühmten Vaters, Johann Adam v. Seuffert, durch zeitweilige Herausgabe der „Blätter für Rechtsanwendung" und durch Bearbeitung des bedeutenden Lehrbuches über das „Praktische Pandektenrecht" fortgesetzt; weitere Arbeiten speziellerer Inhalts sind großenteils in zahlreichen Zeitschriften und Festgaben zerstreut. Seine anregende Lehrtätigkeit vermochte Seuffert schon seit Jahren nicht mehr auszuüben, obwohl er noch im Vorlesungsverzeichnis der Universität geführt wurde.

* **Wien.** Der Ordinarius für deutsches Recht und österreichische Reichsgeschichte an der hiesigen Universität Dr. Otto v. Zallinger ist in den Ruhestand getreten.

H. **Basel.** Zu ordentlichen Professoren wurden ernannt die Titularprofessoren Lic. Eberhard Vischer, Dr. Fritz Egger und Dr. Gustav Wolff. — Als außerordentlicher Professor der pathologischen Anatomie wurde der Privatdozent an der Universität Bern Dr. Ernst Hedinger hierher berufen.

* **Lemberg.** Hier ist am 1. Januar der außerordentliche Professor der Mathematik an der hiesigen Universität Dr. Johann Rajewski gestorben.

Büchereinlauf.

Philosophie und Aesthetik.

Friedrich Seeßelberg: Volk und Kunst, Kulturgedanken. Berlin 1907. Schuster u. Busleb. 246 S. (geb. 4.50 M.)

Also sprach Herakleitos. Heraklits Schrift: Ueber das All. Deutsch von Maximilian Kohn. Hamburg 1907. Eigen-Verlag. 22 S.

Julius v. Olivier: Monistische Weltanschauung. Leipzig 1906. C. G. Neumann. 157 S.

Ueberweg-Heinze: Grundriß der Geschichte der Philosophie. 3. Teil: Die Neuzeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. 10., mit einem Philosophen- und Literatoren-Register versehene Auflage. Berlin 1907. E. S. Mittler u. Sohn. 442 S. (geb. 9 M.)

Immanuel Kants Kritik der praktischen Vernunft. 5. Auflage. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Karl Vorländer. (Philosophische Bibliothek. Bd. 38.) Leipzig 1907. Dürr. 220 S. (geh. 2.80 M, geb. 3.40 M.)

Karl Vorländer: Kant, Schiller, Goethe. Gesammelte Aufsätze. (Philosophische Bibliothek. Bd. 38.) Leipzig 1907. Dürr. 294 S. (geh. 5 M, geb. 6 M.)

Bildende Kunst, Theater und Musik.

Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums. Jahrgang 1906. Heft 2 und 3. April—September. Nürnberg 1906. Verlagseigentum des Germanischen Museums. 84 S.

Leopold Schmidt: Joseph Haydn. 2. vom Verfasser revidierte Auflage. (Berühmte Musiker, Lebens- und Charakterbilder nebst Einführung in die Werke der Meister, herausgegeben von Heinrich Reimann. III.) Berlin 1906. Harmonie. 150 S.

Studien aus Kunst und Geschichte. Friedrich Schneider zum 70. Geburtstage gewidmet. Mit Friedrich Schneiders Porträt nach einer Radierung von Peter Halm. 18 Tafeln in Lichtdruck und 25 in Autotypie u. a. Freiburg i. Br. 1906. Herder. 582 S. (geb. 50 M.)

Friedrich Sarre: Erzeugnisse Islamischer Kunst. Mit epigraphischen Beiträgen von Eugen Mittwoch. Teil 1: Metall. Mit 10 Tafeln und 54 Textabbildungen. (Sammlung F. Sarre.) Leipzig 1906. Karl W. Hiersemann. 82 S. (12 M.)

Jahrbuch der k. k. Zentral-Kommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. Herausgegeben von Max Dvorak und Wilhelm Kubitschek. Neue Folge. 3. Band. 2. Teil. Mit 6 Tafeln und 103 Textabbildungen. Wien 1905. Anton Schroll u. Co. 275 S.

Erziehung und Unterricht.

F. T. Huber: Stuttgarter Konferenz der Internationalen Gesellschaft zur Förderung des kaufmännischen Unterrichtswesens vom 10. Dezember 1906. Stuttgart 1906. Felix Krais. 45 S.

Emil Schwartz: Organisation und Unterrichtserfolge der städtischen Volksschulen in Deutschland. Eine kritische Darstellung auf Grund der Normalschule als Maßeinheit. Mit zahlreichen Tabellen. Berlin 1907. Reinhold Kühn. 187 S. (geh. 6 M, geb. 7.50 M.)

Paul Förster: Anti-Goethe. Eine Streitschrift an die Freunde des humanistischen Gymnasiums. Leipzig 1907. Teutonia-Verlag. 50 S. (60 Pfg.)

Heinrich Pudor: Ihr jungen Mädchen. Berlin-Steglitz 1907. H. Pudor. 192 S.

Wilhelm Wunderer: Deutsches Lesebuch für die Oberklassen der Gymnasien. 1. Teil: Literaturproben zur Geschichte der neuhochdeutschen Literatur. Bamberg 1905. C. C. Buchner. 404 S.

Theodor Zink: Die Volksschule. Ihre Stellung und Aufgabe in den wichtigsten Kulturstaaten. (Hillgers Illustrierte Volksbücher. Band 64.) Berlin 1907. Hermann Hillger. 96 S. (30 Pfg.)

Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte.

Ludwig Krähe: Carl Friedrich Cramer bis zu seiner Amtsenthebung. (Palaestra XLIV. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie.) Berlin 1907. Mayer u. Müller. 260 S. (7.50 M.)

Thomas Carlyle: Goethe. Carlyles Goethe-Porträt, nachgezeichnet von Samuel Sänger. Berlin 1907. Oesterheld u. Co. 155 S. (geh. 3 M, geb. 4 M.)

Jahrgang 1907. München, Mittwoch, 9. Januar Nummer 7.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt. Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50 (Bei direkter Lieferung Inland M 6.30, Ausland M. 7.—.;
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition

Verantwortlicher Herausgeber. Dr. Julius Petersen in München.

Inhalt:

Deutsche Universität und deutsche Zukunft. Von Professor Dr. W. Rein (Jena).

David Ferdinand Koreff. (Fortsetzung.) Von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski (Berlin).

Bücher und Zeitschriften.

Will Vesper: Statuen deutscher Kultur. — S. Widmann: Geschichte der Neueren Zeit. Geschichte der Neuesten Zeit.

Allgemeine Rundschau.

Neueste Erdbeben-Nachrichten.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Deutsche Universität und deutsche Zukunft.*)

Es ist ein ebenso schwieriges als gewagtes Unternehmen, mitten in dem auf- und abwogenden Gedränge einer Zeit stehend, das dieser Epoche Wesentliche und Charakteristische festzuhalten, die zufälligen Erscheinungen von den durch tiefergehende Strömungen des Volkslebens bedingten und verursachten Phänomenen zu sondern. Nicht um eine Photographie des Lebens um uns her handelt es sich — denn wem sollte sie nützen? —, sondern um eine Vertiefung in die treibenden Ursachen und um eine Besinnung auf ihren Wert, damit man von der Festhaltung des bleibend Wertvollen aus einen Vorstoß in künftige Gestaltung wagen könne.

Vor hundert Jahren hat die spekulative Kraft eines Deutschen dieses Wagnis unternommen, der wie kein anderer ausgerüstet war, es durchzuführen. Nicht nur wie ein Gelehrter oder ein Mann, dem der Erfolg des Katheders genügt, sondern wie ein begeisterter Prophet und Missionar, kühn, herausfordernd, bisweilen in dem schroffsten Ausdruck des Selbstgefühls, aber auch in jedem Zuge seines Wesens durchdrungen und gehoben von der Wahrheit, die er bekannte, ist er vor die Zeit und vor sein Volk hingetreten in den Tagen politischer Erniedrigung.[1]) Stark war der Mann nicht bloß im Denken, sondern auch im Fühlen. Tief in seinem Gemüte sammelte sich, was die Schmach der Deutschen Bitteres hatte. Für ihn war's ein Stoff, über den er herrschte, den er formte, dem er das Gepräge seines forschenden Geistes aufzwang, sich selbst mit Gewalt erhebend über das Zeitalter und sich anstemmend wider den Druck, den er von andersdenkenden Menschen litt. Schon vor jenem Unglückstag, der in den deutschen Jahrbüchern schwarz gezeichnet ist, vor der Schlacht bei Jena, in der Zeit dumpfer Schwüle, die dem beinahe vernichtenden Schlage vorausging, hatte dieser Mann die ganze Vorempfindung des Wetters, das heranziehen sollte. Damals sprach er es aus, die Welt sei in Sünde versunken; ja er nannte diese Zeit mit dem entsetzlichen Namen das Zeitalter vollendeter Sündhaftigkeit. In seinem Munde war das nicht ein Wehklagen, nicht ein Ausbruch zügellosen Schmerzes, nicht eine leichtsinnig gewagte Beschuldigung. Es war eine ernste Behauptung ohne Uebertreibung in den Worten; es war ein Glied eingefügt in die Lehre von dem höchsten Plane, nach dem die Schicksale der Menschengattung erfolgen; hervorgegangen aus der Vergleichung aller Zeiten, aus dem Ueberblick der Weltgeschichte.[2])

Dieser Mann war Johann Gottlieb Fichte. Er gab im Jahre 1806 ein Buch heraus: Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters. Diese Schrift muß man lesen, um den Standort zu finden, von dem aus die von der Leyensche Schrift zu beurteilen ist.

Dabei gilt es, sich die abweichende Methode der beiden Bücher zu vergegenwärtigen. Fichte wollte sein Zeitalter in den Grundzügen schildern, nicht durch eine Sammlung empirischer Beobachtungen, sondern so, daß aus dem Wesen des Zeitalters seine charakteristischen Eigenschaften abgeleitet werden. Nun ist ein bestimmtes Zeitalter selbst nur ein Glied im Zusammenhang der Epochen, im Entwicklungsgang des Volkes. Es kann seinem Wesen nach nur aus diesem Zusammenhang richtig begriffen werden. Dieser Zusammenhang aber führt auf die Frage: Worin besteht der Grund- und Einheitsbegriff des gesamten menschlichen Erdenlebens? Aus ihm leitet Fichte sodann den Weltplan ab, der sich in fünf Epochen abspielen soll. Dabei hebt er allerdings hervor, daß diese Zeitalter nicht scharf voneinander getrennt, sondern mannigfach ineinander verwebt sind. In jedem Zeitalter sind Charaktere möglich aus jedem; es gibt stets Zurückgebliebene und Vorausgeeilte, auch solche, die in der Erkenntnis der ewigen Wahrheit frei sind von aller Zeit. Nicht alle, die in einer bestimmten Zeit leben, sind auch Repräsentanten des Zeittypus. Von diesen Repräsentanten ist allein die Rede, wenn die Grundzüge eines Zeitalters entwickelt werden sollen.

Die Repräsentanten seines Zeitalters fand Fichte in Eigennutz versunken. Entleerung von allen Ideen sei ihr eigentliches Geschäft. Der gemeine Menschenverstand sei die Seele des Zeitalters und seiner Aufklärung.

Fichte stand mit der scharfen Verurteilung seines Zeitalters nicht allein. Viele waren damals unzufrieden mit vielem; jeder wollte den Grund des Unheils wissen; jeder wußte irgend einen oder irgend etwas zu finden, dem er die Schuld aufzubürden kein Bedenken trug.

*) Deutsche Universität und deutsche Zukunft. Betrachtungen von Friedrich v. d. Leyen. Jena 1906, Eugen Diederichs.

[1]) Joh. Gottl. Fichte, Ein Evangelium der Freiheit, verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1905.

[2]) Nach der Darstellung eines Zeitgenossen, Joh. Fr. Herbart, Königgeburtstagsrede 1814, Königsberg.

Wenige Jahre darauf opferten sich die nämlichen Menschen, die Fichte mit seinen Zeitgenossen tief in Egoismus hinabgesunken und lediglich mit ihrem eigenen Dasein und Wohlbefinden beschäftigt glaubte, in den Freiheitskriegen auf, um das Vaterland zu retten. Das hereingebrochene Unglück hatte dazu gedient, die Kräfte des Volkes zu offenbaren und anzustrengen. Aber diese Kräfte mußten dagewesen sein, so wie der Bogen zuerst da sein muß, ehe er gespannt werden kann. Die neueste Zeit ist immer das vollgültige Zeugnis für die nächstvergangenen Jahrzehnte.

Und nun trete man dem vorliegenden Buch näher. Es vermeidet den methodischen Weg Fichtes und Hegels, wohl aus der Einsicht heraus, daß die geschichtliche Welt mit ihrem Werden und Vergehen sich nicht nach einer philosophischen Begriffskonstruktion abspielt, die durch die tatsächlichen Geschehnisse nur zu leicht ad absurdum geführt werden kann. Die vorliegende Schrift geht den umgekehrten Weg. Sie greift in die unendliche Fülle von Einzelheiten hinein, die sich dem aufmerksamen Beobachter aufdrängen, und versucht von dem empirisch Gegebenen aus eine Orientierung vorzunehmen. Aber in beidem läßt die Schrift es nicht zu voller Befriedigung kommen, sowohl bei der Vertiefung in die Erscheinungen der Gegenwart, wie bei der Besinnung auf die tieferliegenden, in die Vergangenheit zurückgehenden Ursachen. Nur in einem stimmen wir vollständig bei: in der Hingebung an die großen Ziele der Kulturarbeit unseres Volkes, in der ideal gerichteten Grundstimmung des Buches. Das sei in Folgendem etwas näher erläutert.

v. d. Leyen beginnt sein Buch mit dem Kapitel „Unsere Ideale". Wie Fichte, sieht er sein Zeitalter unter dem Blickpunkt vollendeter Sündhaftigkeit. Wer die alten deutschen Ideale sucht, kann sie anpreisen hören, mehr als genug — aber es ist Heuchelei, Reklame, wenn nicht Schlimmeres. An dieser allgemeinen Verderbtheit nimmt die Universität teil. Man darf sich nur nicht blenden lassen von dem gewaltigen Aufschwung der Naturwissenschaften und der Medizin, von der wachsenden Zahl der Studenten und allen äußeren Erfolgen. Innerlich sieht es sehr faul aus. Seit 1850 gehen die Universitäten unaufhörlich ihrem Verfall entgegen. Das sieht man auch an den Wirkungen, die von ihnen ausströmen. An den Schulen wird herumreformiert, ohne daß es besser wird; in der Rechtsprechung häufen sich die Urteile, die dem natürlichen und sittlichen Empfinden Hohn sprechen; wo Theologen zusammenkommen, hört man außer Heuchelei und scheinheiligem Pharisäertum und dem Gelüste nach weltlicher Macht nicht viel andere erfreuliche Klänge. Das Parlament ist herabgesunken, die deutsche Presse ist, von einzelnen erfreulichen Erscheinungen abgesehen, schlecht, abhängig von Partei und Kapital; sie verdummt und stumpft täglich dasselbe Volk ab, zu dessen Aufklärung und Veredlung sie einmal geschaffen wurde. Dasselbe mächtige, weltbeherrschende Deutschland erscheint heute so unmündig und würdelos wie in den Tagen seiner politischen Ohnmacht. Auch heute noch sind deutsche Bediente und Kellner die besten und gefügigsten der Welt. Der Deutsche tut, was ihm sein Vorgesetzter vorschreibt, haßt jeden, der eigene Persönlichkeit zeigt, und hindert durch Mißtrauen, Kleinlichkeit und Schikane alle, die sich selbst durchsetzen möchten. Auf Seite 9 wird eine anmutige Schilderung des deutschen Philisters entworfen, ein Bild, von dem man sich nur mit Schaudern wegwendet.

Auf das Wort Richard Wagners: „Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun", sind wir sehr stolz. Aber heute tut man in Deutschland ein Sache meist dem Erfolg und persönlichen Gründen zuliebe. Dazu kommt ein unvernünftiger Haß gegen alles Uebermenschliche, ein ganz törichter Materialismus, eine Ueberschätzung des Irdischen, des Reichtums und des Erfolges. Dazu das Titel- und Ordenswesen und das Strebertum — kurz, Deutschland 1906 genau wie 1806 ein Bild vollendeter Sündhaftigkeit.

An diesem Zustand sind die Universitäten hervorragend beteiligt. Sie sind heute nur die höchsten Fachschulen für Spezialisten und Dressuranstalten für Staatsbeamte (Seite 20). Selbständige Persönlichkeiten wird man unter den Professoren heute, wenn überhaupt, sehr viel seltener als früher finden. Dafür ist an höfischen Gelehrten, an Virtuosen, an geschickten Poseurs, rücksichtslosen Strebern, Exzellenzen, Geheimräten und Rittern hoher Orden durchaus kein Mangel. Ihre Wirksamkeit geht mehr in die Breite und nicht wie früher in die Tiefe. Eine Einwirkung auf den Charakter, wie sie früher von den Vorlesungen ausging, ergibt sich heute in sehr seltenen Fällen und eine einheitliche Bildung erst recht nicht; viel eher Verwirrung, anmaßender Dilettantismus und Pseudowissenschaft.

Vor allem werden die Mediziner scharf gegeißelt: ihnen ist im Grunde ihre eigene Praxis viel wichtiger als ihre Lehrtätigkeit; sie empfinden es fast als Gnade, daß sie der Universität noch ihre wertvolle Zeit opfern. Sie lassen sich an der Universität nur nieder, um ihre gesellschaftliche Stellung zu verbessern und um von ihren Patienten höhere Honorare zu fordern. Sie sehen jeden verständnislos und mitleidig an, der ihnen noch von Gesamtinteresse der Hochschule spricht. (S. 23.)

Weiterhin wird das Verhältnis der Professoren zu ihren Assistenten, die Verleihung der Doktorwürde, die Gründung kleiner Professuren, ihre Vertröstung mit Kleinigkeiten und Aeußerlichkeiten, die nichts kosten, u. a. scharf gegeißelt, dabei aber hervorgehoben, daß der Abfall der Universitäten von sich selbst, ihre Degeneration nicht Hauptschuld der Regierung sei. „Die Regierung war meist unparteiischer und hatte einen weiteren Blick als die Dozenten alle zusammen. Wer auch so viel Schwäche, Gefügigkeit und kleinlichen Eigennutz sieht, wie etwa ein von sehr vielen, die der Beförderung zustreben, umdrängter Personalreferent, gerät leicht in eine Art von Menschenverachtung hinein und erprobt, was sich solch ein Universitätsprofessor alles bieten läßt." Schließlich werden die Universitäten auch dafür verantwortlich gemacht, daß Zentrum und Sozialdemokratie zu mächtigen Parteien herangewachsen sind.

Doch der Verfasser bleibt nicht bei allgemeinen Anschuldigungen stehen, er steigt auch in die Schilderung einzelner Verhältnisse herab. So charakterisiert er die Zustände in Bayern, sodann den Betrieb der philologischen Vorlesungen, deren Behandlung einen breiten Raum einnimmt. (S. 37 bis 57.) Einige Kraftsprüche seien daraus mitgeteilt: „Alle imposante Ausdehnung des Studiums, aller äußere Glanz kann nicht darüber hinwegblenden, daß an Stelle geistig führender Männer von höchster und reinster deutscher Bildung heute bald gelehrte Handwerker, bald gelehrte Beamte, bald gelehrte Barbaren hausen." — „Der Gymnasialdirektor unserer Tage ist zuerst Geheimrat, Untergebener und Vorgesetzter und dann vielleicht noch etwas klassischer Philologe." Das Ergebnis seiner Darlegungen faßt der Verfasser in dem Wunsch zusammen: „Herr, erlöse die klassische Philologie von unseren klassischen Philologen!"

Aus den mitgeteilten Stichproben wird ersichtlich — worauf eingangs schon hingewiesen wurde —, welche Schwierigkeiten in der Frage liegen: Was ist unserem Zeitalter und unseren Hochschulen charakteristisch? Von dem empirisch Beobachteten kann einiges in der menschlichen Natur begründet liegen, keineswegs in der Art einer bestimmten Epoche; darum ist es von jeher so gewesen. Ferner läuft der Kritiker nur zu leicht Gefahr, einzelne Schäden, die sich allen förmlich aufdrängen, herauszuheben

und sie zu übertreiben, die guten Seiten dagegen zu verschweigen oder nicht ins rechte Licht zu rücken. Es entsteht dadurch ein verzerrtes Bild. Wenn schon Fichte dieser Gefahr nicht entgangen ist, der, wie wir sahen, von einer hohen Warte aus die Werte seiner Zeit zu bestimmen suchte, so ist der Verfasser der vorliegenden Schrift, der aus der Mitte der Zeitströmungen heraus redet, ganz unter ihrem Eindruck stehend, seiner Aufgabe nicht gerecht geworden. Vor allem nicht in der Charakterisierung des gesamten Zeitalters; weit eher in der Darstellung des Zustandes unserer Universitäten. Das erste brauchte er wohl als Hintergrund, von dem sich das Leben der Hochschulen abhebt, und mit dem es durch vielfach verschlungene Wege verbunden ist. Aber wie der Künstler, um den Vordergrund in wirksame Beleuchtung zu rücken, Hintergrund und Himmel leicht in düstere Farben kleidet, so greift auch der Schriftsteller zuweilen fehl, um starke Wirkungen hervorzurufen. Diese Wirkungen schlagen aber ins Gegenteil um, wenn man die Absicht merkt. Die Zeichnung erscheint nicht mehr der Wirklichkeit entsprechend, sondern als Karikatur.

Das vorliegende Buch enthält so viel Wahres, so viel bitteren Ernst, daß es zu bedauern ist, daß Einseitigkeiten und Uebertreibungen, die sich zwischendurch finden, den Gesamteindruck schwächen, den die kritische Betrachtung unserer Universitätsverhältnisse in besonnener Betrachtung hervorbringen müßte. Der Verfasser hat ganz entschieden eine Reihe von Eiterbeulen aufgedeckt, die eines kräftigen Schnittes harren. Es darf wohl auch angenommen werden, daß einige Leser, die sich durch die Darstellung getroffen fühlen, an ihre Brust schlagen, während nicht wenige unter den Lesern sein werden, die Gründe haben, sich das Gesagte mißfallen zu lassen.

Ueber die vorgeschlagenen Reformen: Entlastung der Universität von gelehrtem Spezialistentum, Pflege der Gegenwartsinteressen in den Vorlesungen, Reform der Presse durch geeignete Vorbildung der Journalisten u. s. w. könnte man mit dem Verfasser in Verhandlung treten. Ob aber das Grundübel, das der Verfasser geißelt, damit gehoben wird? Der Mangel an großen führenden Persönlichkeiten, die, unabhängigen Sinnes, mit stolz erhobenem Haupt, lächelnd über die Torheiten alles äußeren Glanzes, hart und unbeugsam ihre Ueberzeugungen verkünden und die Studenten tief innerlich zu packen vermögen, ist noch niemals durch Organisationen in der Welt beseitigt worden. So notwendig solche sind — und wir Deutsche leisten ja darin das Menschenmögliche —, so haben sie schöpferische Geister noch nie hervorgebracht. Woher kommen diese? Da hilft alles Kritisieren, alles Predigen, alles Reformieren nichts. In die schöpferischen Tiefen des Genius eines Volkes dringt das Wort nicht ein. Es ist ein flüchtiger Schall, den der Wind verweht. Da bleibt nur eines übrig: Laßt uns hoffen auf starke Persönlichkeiten, die unsere Hochschulen in Zukunft führen und für die Zukunft unseres Volkes arbeiten werden.

Auf einzelnes einzugehen, würde den Raum dieses Blattes ungebührlich in Anspruch nehmen. Nur eine Sache möchte der Referent zum Schluß berühren, wiewohl sie für das Leben der Universitäten nicht von grundlegender Bedeutung ist. Sie bezieht sich auf die Hochschulkurse der Universitäten.

Die Veranstaltung von Fortbildungskursen durch Dozenten der Universität scheint dem Verfasser nicht sympathisch zu sein. Was er z. B. Seite 22 schreibt, wird reaktionären Anschauungen höchst willkommen sein. Und doch legt der Verfasser S. 38 sehr gut dar, daß die Universitäten sich von dem Leben des Volkes nicht hermetisch abschließen dürfen, ohne Schaden zu leiden. „Die Universitäten", heißt es dort, „sind vor allem bestimmt für die ganze deutsche Nation und die ganze deutsche Kultur, und sie sollten die Jugend so erziehen, daß sie dieser beiden würdig bleibt. Aus diesem Grunde sind die Universitäten, mögen sie's nun einsehen oder nicht, ein organischer Bestandteil unseres deutschen öffentlichen Lebens und können daraus nicht entfernt werden, ohne daß man dies öffentliche Leben selbst schwer schädigt." Wer dies schreiben kann, darf kein prinzipieller Gegner der „University Extension" sein, sondern muß mitarbeiten, daß die dahin zielenden Einrichtungen in rechter Weise verwaltet und ausgebaut werden, damit die hohen Ziele, die die Kurse erreichen sollen, auch verwirklicht werden. Die Hochschulkurse sind ein Stück nationaler Erziehung, von der der Verfasser in so überzeugender Weise zu sprechen versteht.

Der Beitrag, den sein Buch zur Hochschulpädagogik gegeben hat, enthält so viel Anregendes, daß es wohl verlohnt die Gedanken des Buches an sich vorüberzuführen und Stellung dazu zu nehmen. Vielleicht greift dann mancher zu Fichtes Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten (Jena, 1794) und zu Fichtes Schrift: Ueber das Wesen des Gelehrten und seine Erscheinungen im Gebiete der Freiheit. (Berlin 1806.)

Jena. W. Rein.

David Ferdinand Koreff.

Ein Lebensbild mit unveröffentlichten Briefen an Rahel, an Varnhagen, an und von Schlegel u. a. m.

Von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski.

(Fortsetzung.)

Die nächsten Briefe sind besonders interessant, weil die Politik der Heiligen Allianz mit ihren Härten gegen die Universitäten und gegen jede freie Meinungsäußerung ihre trüben Schatten auf sie wirft. Auch scheint es fast, als hielte Koreff diese guten Gründe gegen den Zurücktritt aus dem Staatsdienst und das Verlassen der Heimat nicht nur Schlegeln, sondern auch sich selbst vor; er hat sie nicht lange darauf durch seine eigene Handlungsweise Lügen strafen müssen.

Berlin, 8. Januar [1820].

Mein lieber, hochgeehrter Freund,

Billigerweise sollte ich Ihnen wohl kein Wörtchen mehr schreiben, da ich wohl Recht habe, mich tief verletzt zu fühlen. Seit länger als einem Jahr keine Silbe von Ihnen, alle Grüße, Bitten, Aufmunterungen, durch freundliche Boten an Sie bestellt, ohne Antwort. Von fremden Zungen muß ich die wunderbarsten Gerüchte über Ihr Leben, Ihre Schicksale erfahren, muß mich durch Verläumdungen und Anklagen, die Sie treffen, gefoltert fühlen; — ohne Eine Tatsache von Ihnen zu wissen, habe ich doch keinen Augenblick gezaudert, mich zu Ihrem Verteidiger laut und öffentlich aufzuwerfen und der Verläumdung die Waffen aus blutigen Händen zu reißen. Oft habe ich mich im Stillen gefragt, womit ich nur dies herbe Loos verdient habe. Ein ganzes Leben hindurch bin ich Ihnen so freundlich gewesen, habe Sie so lieb gehabt, und auf einmal stoßen Sie mich durch Ihr Schweigen in die Masse der Gleichgültigen, der Ihrem Herzen ganz fremden Menschen weit zurück. Wenn nicht mein Verhältnis zu Ihnen so klar, so sonnenhell vor Aller Welt Augen läge, so möchte ich beinahe glauben, daß irgend Jemand mir den Liebesdienst der Verläumdung bei Ihnen getan, wie das hier so oft geschieht. Kurz, ich marterte mich in Vermutungen ab und konnte doch nichts erraten.... Erklären Sie mir dies Mißverhältnis, ich bitte Sie darum. Es ist zu meiner Beruhigung nötig. Auch ich bin tief verletzt, von vielen Seiten schwer gekränkt, und die lieben Worte der Freundschaft sind mir Bedürfnis.

Auch heute würde ich Ihnen nicht schreiben, wenn nicht das unglückselige Blatt vor mir läge, wo die Bitte Ihres Abschiedes mit unglückseligen Lettern darauf steht und uns mit dem schmerzlichsten Verluste bedroht. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie weh es mir tut, daß ich selbst, der Ihre Berufung geschrieben hat,

nun mit derselben Hand Ihren Abschied niederschreiben soll. Dieser Schmerz, und der Wunsch, Sie zu behalten, der nicht blos in meiner Brust, sondern auch in der des edlen Fürsten Staatskanzlers, der Sie so hoch schätzt, lebt, drängt mich gebieterisch, Ihnen zu schreiben und Sie mit freundlichen Worten im Namen der edelsten Männer Deutschlands, im Namen der Freundschaft und Anhänglichkeit zu bitten, einen ruhigen Blick auf Ihre Verhältnisse zu werfen und Sich nicht von der Stimme der Leidenschaft betäuben zu lassen. Schütten Sie mir Ihr ganzes Herz aus, sagen Sie mir offen, was Ihnen mißfällt, und überlegen Sie wohl, daß die allgemeinen, streng ausgesprochenen Maßregeln der Politik mit der größten Liberalität werden gehandhabt werden, und Sie, der Sie ein Freund des Rechten und der Ordnung sind, auf keine Art unangenehm berührt werden. Ich kann es mir denken, daß Sie vielleicht in einer Aufwallung von Unmut Ihr Wort gegeben haben, bei dem und dem eintretenden Falle Ihre Demission zu geben. Auch dies ist zu ändern, indem Sie in andere Verhältnisse übertreten können. Seien Sie doch fest überzeugt, daß die vornehmen Leute, denen Sie sich ängstlich und treu verpflichtet hatten, ihre Demission weder eingereicht haben noch einreichen werden und sich höchstens ins Fäustchen lachen, andere zum Opfer ihrer Existenz verleitet zu haben, und in behaglicher Ruhe dem Sturme und dem treibenden Wrack zusehen. Kennen Sie denn die Welt und die vornehme Welt so wenig, um sich ihr so rücksichtslos hinzugeben? Auch ich habe in ihr vielfach gelebt, lebe täglich in ihr und sehe zu klar, daß sie für diese Art Opfer nur einen Dank höchstens in Worten weiß. Ich kann es begreifen, daß aus tausend und abermal tausend Ursachen der Aufenthalt in Bonn Ihnen unangenehm ist und Sie Lust und Neigung haben, ihn unter plausiblen Vorwänden zu verlassen. Dies kann aber auch auf andere Weise veranstaltet werden. Hier in Berlin stehen die Pforten der Akademie und der Universität und des Ministeriums Ihnen offen — mit Liebe und Wohlwollen werden Sie empfangen werden, und in der Nähe wird in gestaltlosen Nebel zerrinnen, was gleich einer Wolke aus der Ferne als riesenhaftes Ungetüm Ihnen erscheint. Warum Sie sich so vor Berlin scheuen, ist mir und allen Ihren Freunden und Verehrern höchst unbegreiflich.... Kommen Sie doch nur selbst und urteilen Sie selber, blicken Sie um sich und alle die Mißverständnisse werden schwinden. Bleibt Ihr Mißfallen, nun so steht es Ihnen ja immer frei, Ihren Abschied zu nehmen; ich will dann keine Viertelstunde zögern, ihn auszufertigen, so schwer es meinem Herzen auch fällt... Guter, trefflicher Freund, wollen Sie sich denn wiederum aus dem Vaterlande verbannen? Wollen Sie denn wieder das drückende Gefühl haben, ein Fremder sich zu fühlen und mit fremder Zunge zu sprechen und kein Echo für das tiefgefühlte Wort, für den lebendigen Hauch der Poesie in der menschenvollen Oede zu finden.... Im Auslande bleibt ja doch alles ohne Wurzel, ohne fröhliche Blüte, ohne lebendige Verflechtung mit dem Leben der Anderen. Bedenken Sie, daß ich auch das Gefühl aus Erfahrung kenne, was dem fremd sich Fühlenden Thränen des bitteren Heimwehs entpreßt.... Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie der preußische Staat für das Gedeihen der Wissenschaft und Kunst stets väterlich und liberaler wie jeder andere Staat sorgt... und daß selbst die Strenge, die jetzt herrscht, keineswegs gegen den Stamm und die Wurzel der geistigen Bildung, sondern einzig und allein gegen die Auswüchse und Schößlinge gerichtet ist.... Sie werden leicht es selbst ermessen, daß, haben Sie einmal Ihren Abschied erhalten, es in der Zukunft fast unmöglich sein dürfte, wiederzukehren, und früher oder später erwacht doch im Auslande die Sehnsucht zur Heimat und zu einer ins wirkliche Leben unmittelbar eingreifenden Wirksamkeit. —

Verkennen Sie die Stimme Ihres alten Freundes nicht, der Ihnen stets bewiesen, wie ehrlich er es mit Ihnen meint, und der wohl verdient hätte, nicht so von Ihnen vernachlässigt zu werden. Leben Sie wohl, erwägen Sie mild und ernstlich meine Worte und erfreuen Sie mich bald mit einer entscheidenden Antwort.

Koreff.

Der nachfolgende Brief, Schlegels Antwort, ist 16 Seiten lang und kann darum nur sehr gekürzt wiedergegeben werden.

19. Januar 1820.

Ihren Brief vom 8ten Januar erhielt ich vor einigen Tagen, mein teurer und hochverehrter Freund, und ich eile zuvörderst Ihren freundschaftlichen Vorwürfen zu begegnen. Meine Gesinnungen gegen Sie können sich nie ändern. Ich werde Ihnen zeitlebens dankbar sein für die freundschaftliche Wärme, womit Sie zu meiner Hilfe herbeieilten, als ich in Auxerre krank lag: ich erzähle es gern, daß Sie mich damals den Klauen ungeschickter Aerzte, oder, was einerlei ist, dem Tode entrissen haben. Aber ich fand nicht blos eine Befriedigung des Herzens in Ihrem Wohlwollen, Ihr Umgang gewährt mir den lebhaftesten Genuß, und die Tage, die ich mit Ihnen in Paris, auf dem Lande, in der Schweiz, oder wo es sein mochte, zugebracht, gehören zu meinen angenehmsten Erinnerungen. Immer freute ich mich, in Ihnen den witzigen Gesellschafter, den geistreichen Beobachter der Welt, den ideenreichen Forscher wiederzufinden und meinen Geist durch Ihre Mitteilungen anzuregen. Als ich im Jahre 1817 einen unersetzlichen Verlust erlitten hatte, als die Auflösung eines Verhältnisses ohne Gleichen durch den Tod mir eine unerwünschte Freiheit wiedergab, habe ich in Ihren Einladungen zur Rückkehr nach Deutschland aufs Neue Ihren freundschaftlichen Eifer erkannt. Bei unserem Zusammentreffen in Koblenz und Bonn glaubte ich von Ihrer Seite einige Zurückhaltung zu bemerken, und vermied es, diese Grenze zu durchbrechen. Seitdem ist, so viel ich weiß, keine Botschaft von Ihnen zu mir gelangt, sonst wäre sie nicht unerwidert geblieben. Sie kennen meine alte Nachlässigkeit im Briefeschreiben: es ist ein Familienfehler, den sogar mein Bruder mir zu Gute halten muß, und ich ihm... Dazu kam, daß ich seit meiner Ankunft in Bonn sehr häufig verstimmt war durch einen Verdruß der Art, wovon man nicht gerne redet. Dies führt mich auf die Verläumdungen, deren Sie erwähnen... Vergebens habe ich die Urheber durch die geringschätzigste Zurückweisung ihrer Zumutungen aufgefordert, ans Licht hervorzutreten, um mir alsdann volle Genugtuung zu schaffen. Sie haben sich wohl davor gehütet. Sie hatten mit bleiernen Pfeilen auf eine stählerne Rüstung geschossen. Das flüchtige Aufsehen ist längst in tiefe Vergessenheit begraben, ich genieße aus der Ferne und Nähe der gewohnten Achtung....

Sie sehen, daß ich das Bedürfnis habe, zu Ihnen im vollen Vertrauen der Freundschaft zu reden. Aber kommen wir nach dieser allzulangen Vorrede auf die Hauptsache. Auch hier muß ich zuvörderst einige irrige Annahmen aus dem Wege räumen, die ich in Ihrem Briefe bemerke.

Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich den getanen Schritt mit Niemandem verabredet noch viel weniger mich dazu verbindlich gemacht. Der Entschluß ist ganz aus mir selbst hervorgegangen... Ferner muß ich erklären, daß der Aufenthalt in Bonn mir keineswegs mißfällt, sondern daß ich vielmehr das milde Klima, die bequeme Lage zu kleinen und großen Reisen schätze; auch das freundschaftliche Verhältnis mit meinen Amtsgenossen, die gesellige Ungezwungenheit, selbst Beschränktheit einer kleinen Stadt, sagten mir zu... Ich hege keine Abneigung gegen Berlin, das ich ja von alter Zeit kenne. Nur scheute ich das rauhere Klima und die weite Entfernung von meinen Freunden in Frankreich. Auch glaubte ich den geselligen Anforderungen dort nicht ausweichen zu können, und meine Gesundheit sowohl als meine weit ausgedehnten Forschungen fordern eine von den Zerstreuungen der großen Welt ungestörte Ruhe... Hier fand ich eine besonders erfreuliche Sphäre gelehrter Tätigkeit, wo man die Früchte seines Fleißes gleichsam vor seinen Augen wachsen und reifen sehen konnte. Es war ein herrlicher Gedanke, hier am Rheine gründliche deutsche Bildung und Liebe dazu zu verbreiten. Sie haben Recht, teuerster Freund, die Kgl. Preußische Regierung hat unendlich viel für Kunst und Wissenschaft getan, und die Stiftung von Bonn war ein ächt vaterländisches Ereignis....

Aber diese Wohltaten verlieren ihre Kraft, wenn nicht noch eine, die höchste hinzukommt, ehrenvolle Auszeichnungen, aufmunternde Beweise des Wohlwollens von Seiten der Regierung... Der akademische Lehrer insbesondere kann das Zutrauen nicht entbehren. Und dieses Zutrauen haben wir nun durch eine unglückliche Constellation verwirkt, ich weiß nicht wie, wenigstens scheinen mir die Anlässe in gar keinem Verhältnisse mit den Folgen zu stehen. Von einem großen Staatenverein ist das Anathema ausgesprochen worden, der Widerhall davon ist durch ganz Europa gegangen, und wir mögen nun bald in Amerikanischen Zeitungsblättern lesen, daß wir, sämtlich oder großenteils, Verführer der Jugend sind... Zu dem getanen Schritte hat mich nichts andres bewogen als die Ueberzeugung, wovon ich auch jetzt nicht weichen kann, daß das Amt, wozu ich vor anderthalb Jahren so ehrenvoll berufen wurde, nicht mehr dasselbe ist, daß es durch die neuen Einrichtungen seine wesentlichen Vorrechte, seine Annehmlichkeit und seine Würde verloren hat... Sonst standen zwischen den Professoren und dem Ministerium nur die Kuratoren, Männer von erlauchter Geburt und in hohen Staatsämtern, und ihre Wirksamkeit war durchaus nicht hemmend, sondern eine fördernde und aufmunternde Fürsorge... Jetzt sind Aufpasser in der Nähe hingestellt, mit einer unbedingten und bisher beispiellosen Vollmacht. Wie ist einem solchen Verhältnis auszuweichen? Ich sehe nur ein einziges Mittel .. einen speziellen wissenschaftlichen Auftrag auszumitteln,... auch wenn ich einstweilen der gewöhnlichen Geschäfte eines akademischen Lehrers enthoben würde. Einen solchen Auftrag wüßte ich wohl... das Studium des Sanskrit und der indischen Litteratur überhaupt in Deutschland auf eine gründliche Art einheimisch zu machen... Ich glaubte, es würde für Bonn keine gleichgültige Auszeichnung sein, wenn man hier die Hilfsmittel des Sanskrit, die ich schon

großenteils besitze, zusammenfände, wenn man in der Folge auch Elementarbücher und indische Texte drucken könnte... Eine außerordentliche Unterstützung wäre erforderlich, aber sie würde nicht unerschwinglich sein, keineswegs außer Verhältnis mit dem, was das hohe Ministerium für andre auch nicht ganz notwendige Studien so freigebig bewilligt hat... Ich weiß wohl, daß die Ausführung mir eine Menge mühsäliger und trockner Arbeiten auferlegen und daß ich einige Jahre hindurch alle Hände voll zu tun haben würde, statt daß ich bei individueller Fortsetzung des Studiums nur die Blüte davon pflücken und sie zu welthistorischen, philosophischen, dichterischen Zwecken benutzen könnte. Aber die Liebe zur Sache würde mir die Schwierigkeiten überwinden helfen.

Ich hoffe, Sie werden in diesen Aeußerungen die Bereitwilligkeit erkennen, den Eröffnungen, die Sie mir von Seiten meines erlauchten Gönners gemacht haben, entgegen zu kommen. ... Mit unveränderlichen Gesinnungen abgesendet..."

Die Antwort Koreffs vom 5. Februar 1820 ist besonders für sein persönliches Verhältnis zum Fürsten Hardenberg interessant.

„Geliebter, hochgeehrter Freund! Nur Krankheit hat mich abhalten können, Ihren liebevollen Brief auf der Stelle zu beantworten. Wenn von Dank und Verpflichtung die Rede ist, so kann ich nur als der tief Verschuldete erscheinen, der nie die Schuld abzutragen vermag. Ihnen verdanke ich ja die besten, die fruchtbarsten Anregungen, und Ihr Name lebt stets hochgefeiert in meiner Brust. Deutsche Vaterlandsliebe und innige Freundschaft zu Ihnen, wahrhaft kindliche Anhänglichkeit, machten mir die Idee der Trennung unerträglich... So viel ist auf Ihre Kraft, Ihre Einsicht, Ihre ächt Europäische Bildung... von uns allen gerechnet worden! Sie sollten dem Studium der Philologie und der Kunst hier in diesen Landen eine andre, produktivere Richtung geben, Sie sollten neue Lebensquellen graben helfen und neue Wurzeln mit den alten Felsenadern fest und traut zusammenflechten, auf daß der Baum neue Lebensblüten und Zweige triebe. Das war der Lieblingstraum des Ministers von Altenstein. Das war der Wunsch des edlen Fürsten,... der auch dann, wenn er streng zu handeln scheint, als ein großer Staatsmann ein ganzes Volk, die folgenden Geschlechter bedenkt und die Wolke uns im Voraus entwaffnet, die wirklich zündende Blitze trägt, die in Pulvertürme fallen sollten und Schuldige und Unschuldige mit ihren Trümmern bedeckt hätten (sic!). Könnten Sie sich nur entschließen, auf einige Wochen nach Berlin zu kommen... Der Fürst wird Ihnen, den er so ungemein schätzt, gewiß gern alles mitteilen... und Sie, hochbegabter Kritiker und Forscher, Sie werden es gewiß erkennen, daß nur unausweichbare Notwendigkeit einen geprüften Staatsmann und Menschenfreund zu diesen Schritten, die mit Unrecht als Rückschritte erscheinen, hingedrängt hat. Werfen Sie doch nur, geliebter Freund, einen einzigen ernsten Blick auf das Leben des Fürsten und gestehen Sie, daß es in Europa keinen Staatsmann giebt, unter dessen Schild ächte Liberalität so fröhlich emporgekeimt hat als unter seinem... Erinnern Sie sich doch, wer den Bauern im Preußischen Staate wirklich frei gemacht und dadurch ein ganzes neues Leben, ein neues Element in den Europäischen Staatenbund friedlich eingeführt hat. Wem verdankt man die Landwehr, die Volksbewaffnung... wer erkannte Scharnhorst und die anderen Helden des Volkes? Wem verdankt Bonn seine Existenz? Nur seinem Schutz, seinem Willen, seiner wahren Begeisterung für das Göttliche, Hohe und wahrhaft Beseligende in der Menschheit... Wollte ich alle die einzelnen Punkte durchführen, wo dieser Mann, der allem Kastengeist fremd ist, mit dem Vorurteil für die heiligen Rechte der Menschheit gekämpft hat und noch jetzt stündlich kämpft..., so müßte ich eine Biographie schreiben, die freilich Not täte, um falsche Ansichten zu berichtigen und Neid und Undank siegreich zu entwaffnen.

Verzeihen Sie, geliebter Freund, diese Episode der Aufregung meines Gefühls für Wahrheit und Recht. Sie steht in natürlicher Verbindung mit dem Wunsch, Sie für uns zu erhalten... Der Fürst ist geneigt, Ihnen ein oder anderthalb Jahre Urlaub zu bewilligen, es auch nicht an Unterstützung fehlen zu lassen, um Sie in Stand zu setzen, nach London und Paris zu gehen, dort alles, was Ihnen nötig scheinen wird, behufs der Transponierung der Kenntnisse Indiens und seiner alten heiligen Sprache auf preußischem Boden zu organisieren. Sind Sie damit zufrieden? Zeigt Ihnen dies deutlich genug, daß man keineswegs die Absicht hat, mit Omars Flamme gegen die heilige Wissenschaft zu wüten? Das Treffliche wird gewiß nirgends mehr erkannt und gewürdigt und geehrt als vom Fürsten Staatskanzler. Schreiben Sie nur an ihn selbst. Kommen Sie lieber selbst, das ist noch besser... Leben Sie wohl, antworten Sie bald und behalten Sie mich lieb. Ich bleibe in allen Lagen des Lebens Ihr treuer Freund Koreff."

Ein letzter Brief Koreffs, der die lebhafte Befriedigung Hardenbergs über Schlegels Bleiben ausdrückt, ist vom 27. März 1821 datiert, aus einer Zeit, wo Koreff seine hohe Staatsstellung bereits eingebüßt hatte und in das Ministerium des Kultus versetzt worden war. Ich werde auf dieses traurige Ende noch näher zurückkommen.

*

In Berlin hatte Koreff die alten lieben Beziehungen zu Varnhagen und Rahel wieder aufgenommen. Hier traf er auch den alten Freund Hitzig, jetzt Kriminaldirektor, wieder; ebenso kehrte Chamisso 1819 nach Berlin zurück. Humboldt, Hegel, der Altphilologe Boeckh, C. v. Ranke, Fouqué, der Dichter Michael Beer (Bruder Meyerbeers), Achim v. Arnim, Heine, Fürst Pückler, Fürst Radziwill, Baron Cotta und andere Geistesgrößen verkehrten in Rahels Salon, während Koreff selbst den Komponisten Spontini, den er von Paris her kannte, dort einführte. In Varnhagens handschriftlichem Nachlaß gibt es eine Menge meist undatierter Billette von Koreff aus jenen Jahren, die sich um Einladungen, Bücherverleihungen, kleine Freundschaftsdienste u. s. w. drehen. Einen dieser Briefe, den Koreff am 18. Oktober 1848 vom Kongreß in Aachen an Rahel richtete, ist von Varnhagen (l. c.) wiedergegeben; ein paar andere, bisher unveröffentlichte, mögen hier folgen:

I.

Engers, 5. März 1818.

„Diese flüchtigen Zeilen mögen Ihnen nur sagen, daß ich Ihre beiden Briefe, innig geliebte, hochverehrte Freundin, empfangen habe und in wenig Tagen umständlich darauf antworten werde. Herzlichen Dank für Ihr liebevolles Vertrauen. Was Ihnen lieb ist, ist mir teuer, Ihnen Freude zu machen meine süßeste Pflicht. Mit Begeisterung werde ich, solange ich atme, an Sie denken und was Sie wünschen und befehlen, leidenschaftlich gern tun. Sie wiederzusehen gehört zu meinen liebsten Wünschen... Ihre Freundlichkeit, Ihr rein menschliches Wesen, Ihre liebevolle Natur leben in meinem Herzen wie eine köstliche, seltne Pflanze aus dem Süden in einem Schutz- und Krystall-Hause des Nordens. Wenn Sie mir ein Fest bereiten wollen, so geben Sie mir nur Gelegenheit, Ihnen angenehm zu sein.

Tausend Grüße an Varnhagen.

Ihr treuer Koreff."

II.

Glienicke, 15. Septbr. 1820.

„... Ich habe eine wahre Sehnsucht, Sie wiederzusehen. Die arme Fürstin war krank und ist es noch, ganz allein, konnte nicht die Bewegung des Fahrens aushalten — deswegen blieb ich hier, daß sie nicht ganz in Melancholie verfalle, und gab lieber etwas auf, was meiner Gesundheit und trüben Gemütsstimmung an Zerstreuung nötig war. Kreuzbrunnen und Botanisieren ist das Einzige, was ich für mich tun konnte. Sie erkennen meine Art und Weise darin?... Leben Sie wohl, Gute, Treffliche, Treue, Wahre, Verstehende, Aechte, Aufrichtige. So spricht der orphische Hymnus von den Göttern. Er nennt sie und sie sind gelobt und der Sterbliche hat gebetet. Ihr Koreff."

Der dritte dieser Briefe ist ein schönes Zeugnis für Koreffs gutes Herz gegen Arme und Unglückliche.

III.

(?)

„Wie gütig sind Sie, meiner so freundlich zu denken! Ich bin beschämt und Ihre Einladung ist zu freundlich, um sie nicht anzunehmen, und ich werde jedes frühere Arrangement wie z. B. das bei Joseph Mendelsohn, auf eine geschickte Art zu umgehen suchen, um das Glück zu haben, mit Ihnen, meine hochverehrte Freundin, einige Stunden zuzubringen. Werden Sie es wohl dem Gefühle der Hospitäler verzeihen, wenn ich Sie zu erinnern wage, ob es trotz der Begebenheiten von... wohl tunlich ist, unsere verlassene gemeinschaftliche Freundin, die gute Schwedin, zu diesem fröhlichen Abend einzuladen. Es erbarmt mich meiner so, die arme treffliche Frau in ihrem wahrhaft fürchterlichen Frostkeller so einsam sitzen und mit der Kälte kämpfen zu sehen. Meine Bitte und Furcht ist, daß Sie diesen Vorschlag weder

für indiskret noch für egoistisch halten möchten. Es ist innerlich das Mitgefühl, das ich für jeden Fremden, der meinem Herzen näher steht, aus der Erfahrung hege, weil ich so oft selbst ein Fremder war und weil ich mit dem lebhaften Gefühl der Geselligkeit geboren, doch von meinem wunderbaren Schicksal so geleitet oder geschleift worden bin, um als Fremder dazustehen. Doch dies gehört einst in die Entwicklung der Fäden, welche dieses sonderbare Gewebe, welches Herz und Geschichte zum Leben zusammenwirken, ausmachen. Sie verstehen mich jedoch — Sie haben innerlich und äußerlich gelitten — Ihnen auch war von früher Kindheit an die Gemeinheit zuwider. Mein Herz hat lange gekämpft, war oft siegreich und ist vielleicht doch am Ende gebrochen, wenn es nicht die Natur des Phönix hat, sich aus den Flammen verjüngt emporheben zu können. Mißverstehen Sie mich nicht, sonst hört mein Glauben am Verstehen auf."

(Schluß folgt.)

Bücher und Zeitschriften.

Statuen deutscher Kultur. Herausgegeben von Will Vesper (München). München 1905. Verlag Oskar Beck.

An Anthologien deutscher Lyrik ist kein Mangel, und gegenwärtig am wenigsten. Eine frühere Generation erfreute einzig Wackernagels „Trösteinsamkeit", aber seit Avenarius und Loewenberg ward ihre Zahl Legion. Eine neue müßte also eine besonders feine Poetenhand zusammenlesen. Und sie zeigte sich schon in Will Vespers „Ernte". Aber wie aus einer Sprossform entfaltet sich nun hieraus eine ganze deutsche Literatur in Musterstücken. Die äußere Berechtigung schöpft dieser weitabgesteckte, ja kühne Plan daraus, daß nicht jeder Gebildete Kürschners Nationalliteratur bewältigen — und kaufen kann, die innere aus der Tatsache, daß hier eine wirkliche Dichternatur am Steuerrad steht. Und das so groß gedachte Werk ist bereits in seinen Anfängen vorhanden und ist sozusagen ein Münchener Kindl. Als erstes Bändchen erschien eine Germania-Uebersetzung: philologische Gewissenhaftigkeit mag manchmal über leichte Willkür klagen, aber eine Tacitusversion für Schul- oder gar Schülerzwecke ist etwas anderes wie eine künstlerische. Den gleichen Eindruck auf Urteil und Empfindung mit anderen Mitteln hervorrufen, ist Herdersche Uebersetzerart. Ins Mittelalter führen — alle an Will Vespers fleißiger Hand — der zweite Band (Armer Heinrich und acht Hartmannsche Lieder), der dritte (Hohes Lied Salomonis aus dem Mittelhochdeutschen) und der achte (Meier Helmbrecht). Der zweite begegnete wohl dem durch G. Hauptmann neu geweckten Interesse, der achte hätte einem weniger bekannten Stück Raum lassen dürfen; aber das Hohelied ist eine zart empfundene Umdichtung, die auch weiten Anklang schon gefunden hat (Komposition von Ludw. Heß). Und eine Gabe bewies hier Vesper, die z. B. in Irene Trieschs Vorträgen des canticum canticorum völlig fehlt, und ohne die es aufdringlich und abstoßend wirken kann: unberührte Naivität und Reinheit; und das kann bloße ästhetische Kultur nicht erschwingen. Entschieden verdienstlich ist die Ausgabe von Jean Pauls „Träumen" (Band 7), die den einem Plato ähnlichen Dichter und Stilisten auf seiner Höhe zeigen und beweisen, wieviel Sprachgewalt ihm Nietzsche abgelernt hat.

Für weniger gelungen halte ich das fünfte Bändchen, „Vorgoethesche Lyriker" (herausgegeben von H. Brandenburg): Ew. Kleist fehlt gänzlich, Bürger steht sehr zurück; die Klopstock-Auswahl wird den Kenner nicht befriedigen. Auch daß im Hölderlin-Bändchen Prosa und Poesie gemischt ist und sein „blinder Sänger" fehlt, halte ich für Mängel. Dagegen entspricht das Luther-Bändchen den durch die Auswahl in Vespers „Ernte" geweckten Erwartungen. Man soll bei Anthologien nicht fragen, was nicht da ist, sondern nehmen, was da ist; aber immer muß mit dem altdeutschen Dichter gelobt werden können: du niuwest manegen alten vunt. Freilich stark revidieren müßte der begabte junge Herausgeber seinen Begriff von Uebersetzerfreiheit. Auslassungen und Aenderungen im Text treten schon in der „Ernte", bei den älteren Sachen, gelegentlich so hervor, daß es eine Anthologie aus des jungen Dichters eignem Sein zu werden drohte; wenn z. B. aus Reinmar Zweters schönem Gedanken „ein Leib, zwei Seelen" — eine Seele wurde, oder ein schönes Lied Veldegges, verstümmelt, einem unbekannten Dichter zugeschrieben ward. Aber auch in der Hartmann-Uebersetzung ist eine ganz moderne Reflexion auf die Ewigkeit des Dichternamens glatt eingetragen. Wir wollen aber die alten Zeiten heller sehen, nicht schöner.

Die Ausstattung ist schlicht-vornehm und bequem; Preis M. 1.20—1.80. Wünsche: deutscher Druck — doch ist das eine Prinzipienfrage — mehr Autorenregister, Vers- und Kapitelzahlen. Und die gebundenen Bändchen sollten auch rechts aufgeschnitten sein!

München. Ludw. Schädel.

Geschichte der Neueren Zeit. Von der Entdeckung Amerikas (1492) bis zur großen französischen Revolution (1789). Von Dr. S. Widmann, kgl. Gymnasialdirektor. Mit 353 Textabbildungen, 34 Tafelbildern und 4 Beilagen. 30 Bogen.

Geschichte der Neuesten Zeit. Von der großen französischen Revolution 1789 bis zur Jetztzeit. Von Dr. S. Widmann, kgl. Gymnasialdirektor. Mit 404 Textabbildungen, 22 Tafelbildern und 9 Beilagen. 32 Bogen. (= Illustrierte Weltgeschichte in vier Bänden. Herausgegeben von Dr. S. Widmann, Dr. P. Fischer und Dr. W. Felten. Mit über 1200 Textabbildungen und über 120 Tafelbildern und Beilagen. Band III und IV.) Groß 8° München 1906, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. Preis 12.50 M geb.

Seit einem Jahrzehnt gehöre ich zu den wenigen, die mit Wort und Schrift dafür eintreten, daß der konfessionelle Riß, der die Bevölkerung Deutschlands in zwei ungleiche Hälften spaltet, nicht nur nicht künstlich erweitert und vertieft, sondern nach Kräften von hüben und drüben möglich ausgefüllt werde. Man wird mich daher keiner einseitigen Parteilichkeit zeihen, wenn ich erkläre, Widmanns Geschichte der Neueren und der Neuesten Zeit nicht empfehlen zu können. Ich kann sie lediglich als ein brauchbares Mittel zur Kontrolle etwaiger Voreingenommenheiten gelten lassen für solche, die über fortgeschrittene Kenntnisse in historicis verfügen und sich genügende Festigkeit zutrauen, um nicht so bald entwurzelt zu werden, wenn fortwährend die gegenteilige Ansicht das Wort führt. Zur Heranbildung der nichtkatholischen Jugend darf dieses Werk keinesfalls verwendet werden. Ich wundere mich, offen gestanden, darüber. Gemeine Verlästerung Andersgläubiger ist dem Verfasser auch heute noch fremd. Aber wenn ich gewisse Stücke von Simon Peter Widmanns „Geschichte des deutschen Volkes" (Paderborn 1905) mit seiner jüngsten Leistung vergleiche, dann fällt mir die schärfere Nuancierung auf; in welchem Sinne: das wird man verstehen, wenn ich die Wendung etwas scharf formuliere als eine Abkehr vom (deutsch-) nationalen Katholizismus zu internationalem Ultramontanismus. Bezeichnend dafür ist u. a. der kleinliche und schon deshalb unkluge Zusatz „sog." zu Luthers Reformation. Aber auch bei nichtdeutschen Völkern fällt das Vernachlässigen des nationalen Standpunktes, das Hervorkehren der international katholischen Gesinnung nicht gerade angenehm auf; man vergleiche z. B. die entschiedene kühle (objektive) Beurteilung Heinrichs VIII. durch Leopold Ranke mit der, die diesem gewalttätigen Vollblut-Engländer durch Widmann widerfährt! In seiner warmen Verteidigung der geistlichen Orden (IV, 495) versteigt sich Widmann zu dem unhaltbaren Satze: „Wo die katholische Kirche am wenigsten Rechte besitzt, wo ihr die stärksten Hand- und Fußfesseln angelegt sind, in Dunkelkammern der Albernheit und Unduldsamkeit, da zeigt sich die größte Verwirrung der göttlichen Begriffe, da können sich frei die Lehren des Sozialismus entfalten." Etwas unvorsichtig ausgedrückt, nicht wahr? Ist daran wirklich nur die Verschiedenheit der Weltanschauung schuld? — Abgesehen von diesen grundsätzlichen Entgleisungen seien noch ein paar kleinere Versehen angemerkt. Die englische Errungenschaft von 1628 nennt sich Petition of rights. Auf Seite 431 des dritten Bandes muß es Steuben lauten. Auf Grund welcher neueren Forschung soll man auf einmal Darley statt Darnley schreiben? Aufgefallen sind mir Ralegh (statt Raleigh) und Burghley (statt Burleigh); man darf nicht allzusehr antiklisieren wollen. Dreimal (S. 196, 272, 366 — man beachte außerdem die Zersplitterung in der Anordnung des Stoffes!) Bethlen Gabor zu setzen und dabei Gabor als Hauptnamen zu sperren, ist ein schlimmer Lapsus. Auf Seite 188 des vierten Bandes muß es Girodet, auf Seite 488 Dalny statt Valny heißen. Das auf Seite 220 gläubig weiter kolportierte „letzte Wort" Hegels („Von allen meinen Schülern . . ."), das übrigens auch von Schopenhauer mit Bezug auf Frauenstädt erzählt wird, ist doch zu schlecht bezeugt, als daß es als beinahe einzige Leistung des einflußreichen Philosophen hätte mitgeteilt werden dürfen. Wenige Zeilen vorher muß man wohl Pflichtlehre (statt Pflichtehre) lesen. Die Erläuterung zu dem Tafelbilde „der Wiener Kongreß" kommt mir merkwürdig bekannt vor.

München. Helmolt.

Walhalla, Bücherei für vaterländische Geschichte, Kunst und Kulturgeschichte.

Im Anschluß an die Besprechung in Nr. 296 der Beilage vom 21. Dezember 1906, S. 556/7, bittet uns Herr Dr. Ulrich Schmid um Aufnahme folgender Bemerkungen:

Ad. I. In der Besprechung der Arbeit Montandons verwendet Bitterauf aus meiner Einleitung (S. 6) einen Nebensatz.

der ganz anders zu verstehen ist, als Bitterauf glaubt, und mit der Arbeit Montandons in gar keinem Zusammenhange steht.

Ad. II. Zu dem Vorwurfe: in meinen Quellen- und Literaturangaben herrsche buntes Durcheinander, verweise ich Bitterauf auf meine Gepflogenheit, die betr. Werke stets nach ihren Verfassern in alphabetischer Ordnung zu zitieren.

Ad. III. Da „Walhalla" im Prinzipe jede konfessionelle Tendenz ausschließt, so ist die Interpretation der Stelle hinsichtlich meiner historischen Betrachtungsweise von Bitterauf unrichtig. Meine Ausführungen am Schlusse dieser Arbeit wenden sich lediglich gegen die Annahme von historischen Gesetzen und sollten auch beitragen zur Beweisführung für die Herrschaft des Zufalls in der Geschichte. Wie aber auch Eduard Meyer in seiner Schrift: „Zur Theorie und Methodik der Geschichte", Seite 2, sagt: „besteht die einzige Möglichkeit, den Zufall in der Welt aufzuheben, in der Einführung einer übernatürlichen transzendenten Ursache für die zufälligen Ereignisse."

München. Ulrich Schmid.

*

Wir müssen es unseren Lesern überlassen, ob sie sich durch diese Deutung der am erwähnten Platze wörtlich zitierten Stelle befriedigt sehen.

Zeitschriften-Literatur. März, Halbmonatsschrift für deutsche Kultur, herausgegeben von Ludwig Thoma, Hermann Hesse, Albert Langen, Kurt Aram. Verlag von Albert Langen, München. Preis des einzelnen Heftes 1.20 M, im Abonnement das Quartal 6 M. Das erste Januar-Heft der längst angekündigten Zeitschrift liegt nun vor. Der Titel ist politisch bedeutungsvoll; Freisinn und Simplizissimus sind die Taufpaten des neuen Unternehmens. Die Parlamentarier Konrad Haußmann („Perpetuum mobile"), Müller-Meiningen (Eine Tat?) tragen zusammen mit den bekannten Mitarbeitern des Langenschen Verlages Dr. Owlglaß („Wilhelm Raabe"), Ludwig Thoma („Die Reden Kaiser Wilhelms II."), Hermann Hesse („Sor aqua"), Gustav Meyrink („Gerhart Hauptmanns Auf Freiersfüßen im Bischofsberg"), Kurt Aram („Die Münchener Bühnen") die Hauptkosten des Heftes, dessen belletristischer Teil durch den Roman „Karl Asenhofer" von Karl Borromäus, die Novelle „Vorspiel" von Emil Strauß und das geistvolle Totengespräch „Henrik Ibsen" von Fritz Mauthner ergänzt wird. Als Vertreter der Wissenschaft hat sich Franz v. Liszt mit einem Aufsatz „Kulturfortschritt und Strafgesetzgebung" angeschlossen. Für den illustrativen Teil des vornehm ausgestatteten Heftes haben Olaf Gulbranssson, Rudolf Sieck und Albert Engström Sorge getragen; der erste nicht allein durch eine köstliche Karikatur zu dem Totengespräch, sondern auch durch das fein empfundene Titelblatt.

Deutsche Arbeit. Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen (Prag, Karl Bellmann). Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. (Abonnementspreis vierteljährlich 3.60 Kronen, für Deutschland 3 M, das einzelne Heft 1.40 Kronen, 1.20 M.) VI. Jahrgang, Nr. 3. An der Spitze des Heftes steht die Antrittsvorlesung des neuen Lehrers der Kirchengeschichte an der Universität, Dr. August Naegle. Sie behandelt die Absichten des ritterlichen Kaisers Maximilian auf den päpstlichen Stuhl. — Eine scharfsinnige Studie zu Stifters Entwicklungsgang bietet Dr. V. Pollak unter dem Titel „Adalbert Stifter und Goethe". — Die Erinnerungen an Mexiko von W. Knechtel werden fortgesetzt. — Joseph Pschorn schildert in anziehender Weise einen „Winterausflug auf den Keilberg". — Das Heft ist reich an Erzählungen: Karl R. Fischer „Die Rieger-Marianne", Joseph Bennesch „Derrlichtr", J. J. Horschick „Johannes Lister" (Fortsetzung). — Max Fleischer steuerte ein Gedicht bei: „Idyll". — Die Rundschau bringt einen kritischen Aufsatz „Ueber eine soziale und eine sozialistische Ethik" von Dr. O. Kraus. — Eine Reihe von Besprechungen schließt sich an. — Unter den mannigfachen Mitteilungen ist die Notiz über den Deutschböhmen „Joseph Ritter Tander von Tanningen" hervorzuheben, sowie Berichte über Ausstellungen. — Die Uebersicht schließt das Heft. — Der künstlerische Teil bietet gute Reproduktionen von Werken W. F. Jägers. Es ist uns eine weitere Reihe davon in Aussicht gestellt. In einer kurzen Notiz ist vorläufig ein Resumé seines Schaffens gezogen.

Allgemeine Rundschau.

„Neueste Erdbeben-Nachrichten."

Schon seit dem Jahre 1901 erscheint in Laibach eine Monatsschrift, welche ausschließlich der Erdbebenwissenschaft gewidmet ist. Diese Zeitschrift, „Die Erdbebenwarte", ist nicht nur die einzige Oesterreichs, sondern überhaupt das einzige derartige deutsche Fachorgan, welches periodisch erscheint. Allerdings war, wie es ja bei wissenschaftlichen Zeitschriften zumeist der Fall ist, an ein regelmäßiges Erscheinen der genannten Zeitschrift nicht zu denken. Da aber die dringende Notwendigkeit erkannt wurde, alle auf Erdbeben Bezug habenden, sowohl durch Menschen wahrgenommenen als durch Instrumente aufgezeichneten seismischen Vorgänge in übersichtlicher Form möglichst rasch zu verbreiten, so hat der Herausgeber Professor A. Belar, Schöpfer eines der ältesten österreichischen Observatorien in Laibach, seit dem Monate November den Anfang gemacht, regelmäßig allmonatlich die „Neuesten Erdbebennachrichten", welche schon seit der Gründung der Monatsschrift eine Beilage derselben gebildet haben, zu sammeln und selbständig herauszugeben.

Die Ereignisse der letzten seismisch sehr bewegten Jahre lassen erkennen, daß außerordentlich starke und andauernde Bodenbewegungen in verschiedener Art und Weise Hochbauten, Bergwerksbetriebe, Eisenbahnanlagen usw. zu beeinflussen vermögen. Es scheint also der Zeitpunkt gekommen zu sein, daß die Erdbebenwarten, die bisher nur der Wissenschaft gedient haben, nun auch für die Praxis vorteilhaft wirken werden. Die Hauptaufgabe, welche sich die „Neuesten Erdbebennachrichten" gestellt haben, ist die „praktische" oder „angewendete Seismologie". In fachlichen Artikeln soll der Einfluß besprochen werden, die Bodenunruhen und Fernbebenausläufer auf bergbauliche Einrichtungen ausüben, sowie auch ihr Einfluß auf die Stabilität der verschiedenen Bauten. Neben den seismischen Beobachtungen wird auch in den „Neuesten Erdbebennachrichten" der Einfluß der örtlichen meteorologischen Vorgänge studiert werden, auch erscheinen magnetische Störungen, sowie Sonnenfleckenbeobachtungen in das Arbeitsprogramm dieser Monatsschrift aufgenommen, um mit der Zeit einen möglichen Einfluß kosmischer Vorgänge auf die Stabilität des Boden feststellen zu können.

Jede Nummer der „Neuesten Erdbebennachrichten" enthält auch eine kurze Darstellung aller vulkanischen Vorgänge, welche in dem Berichtsmonate auf den europäischen Vulkanen, und zwar Vesuv, Stromboli und Aetna gemacht wurden. Die „Neuesten Erdbebennachrichten" werden auch den Seismologen gute Dienste leisten, da in denselben monatlich alle Aufzeichnungen der wichtigsten europäischen und soweit dies erreichbar auch außereuropäischen Erdbebenwarten aufgenommen werden. Eine graphische Darstellung der Erdbeben und Bodenunruhen vervollständigt die „Nachrichten", da aus denselben an jedem Tage und zu jeder Stunde die auftretenden Beben sowie auch die Bodenunruhen nach den Aufzeichnungen von drei auf verschiedene Schwingungsperioden abgestimmten Ehlerpendeln in übersichtlicher Anordnung zum Ausdrucke gebracht wird. Den „Neuesten Erdbebennachrichten" ist weite Verbreitung zu wünschen, um durch die Mitwirkung der verschiedenen technischen Kreise den Zweck, den sie anstreben, zu erreichen.

*

Kleinere Mitteilungen.

as. **Fernbebenregistrierungen.** Die Kaiserliche Hauptstation für Erdbebenforschung in Straßburg i. E. meldet, daß am 2. und 4. d. M. je ein großes Fernbeben von den Apparaten registriert wurde. Ersteres setzte mittags 1 Uhr 16.2 Minuten ein, das zweite begann morgens 6 Uhr 30 Minuten. Jede Störung dauerte über zwei Stunden. Bei der gegenwärtig herrschenden großen Bodenunruhe sind die Seismogramme stark beeinflußt.

* **Die Frage des Medizinstudiums für die Abiturienten der Oberrealschulen** dürfte, wie die Tägliche Rundschau erfährt, in allernächster Zeit im Runderlaß zur Entscheidung gebracht werden, und es ist anzunehmen, daß die Vorschläge Preußens zur Annahme gelangen. Danach soll das Studium der Medizin denjenigen Abiturienten der Oberrealschulen offen stehen, welche an dem fakultativen lateinischen Unterricht bis Obersekunda teilgenommen haben. Abiturienten solcher Oberrealschulen, welche diesen fakultativen Unterricht im Lateinischen nicht haben, werden vor dem Leiter eines Gymnasiums ihre Reife im Lateinischen für Obersekunda durch eine Prüfung nachzuweisen haben. Es läßt sich annehmen, daß diese Neuregelung der Frage zur Folge haben wird, daß in Zukunft an allen Oberrealschulen ein fakultativer Unterricht im Lateinischen eingeführt wird.

d. **Der Schulunterricht in Spanien.** Wie das in London erscheinende Journal of Education näher ausführt, beschränkt sich in Spanien der Unterricht bei Lehrern und Schülern im allgemeinen auf die Stunden von 6 bis 9 Uhr früh, der übrige Teil des Tages ist fast immer zu heiß, als daß er ein aufmerksames, nachdrückliches Arbeiten gestattete.

Die Methode, die für gewöhnlich befolgt wird, besteht in dem Lesen und darauf folgendem Auswendiglernen einer bestimmten Stelle. Die Mathematik, die Geschichte, die lebenden Sprachen werden auf ähnliche Weise gelehrt.

Das jährliche Gehalt eines Oberlehrers beträgt 650 bis 950 Francs, das eines Elementarlehrers 250 bis 500 Francs. Wenn auch ohne Zweifel in Spanien das Leben recht billig ist, so muß man sich doch wundern, daß in einem Lande, wo ein guter Matador durchschnittlich im Jahr mit 125,000 Francs und ein geschickter Torrero mit 250,000 bis 500,000 Francs bezahlt wird, es ein tüchtiger Lehrer im besten Falle nur auf ein Einkommen von 1000 Francs bringen kann. Der Grund dieser Erscheinung ist jedoch einfach: Die Mehrzahl der Spanier verachtet den Unterricht und spricht ihm jeden unmittelbaren praktischen Nutzen ab. Trotz des Schulzwanges (?!) hat Spanien noch 68 Prozent Analphabeten.

* **Der Vorstand des Deutschen Sprachvereins** hielt am 6. Jan. in Berlin unter Vorsitz des Geh. Oberbaurats Dr. O. Sarrazin seine diesjährige Versammlung ab, die aus allen Gauen des Deutschen Reiches und Deutsch-Oesterreichs zahlreich besucht war. Ein dem Sprachverein zugewendetes größeres Vermächtnis des verstorbenen Freiherrn Thomson von Biel auf Kalkhorst in Mecklenburg-Schwerin wurde angenommen.

Für das vom Verein erlassene Preisausschreiben „Die Anschauungen Goethes von der deutschen Sprache" ist die Frist zur Einlieferung der Arbeiten auf Ende 1907 festgesetzt. Die diesjährige Hauptversammlung des Deutschen Sprachvereins soll in den Pfingsttagen in Freiburg i. Br. stattfinden. Die reichhaltige Tagesordnung betrifft im übrigen meist innere Angelegenheiten des Sprachvereins, der in lebhaftem Aufblühen begriffen ist und zurzeit über 300 Zweigvereine — darunter 8 im Auslande — mit mehr als 27,000 Mitgliedern zählt.

Hochschulnachrichten.

* Erlangen. Professor Dr. Dietrich Gerhardt, Direktor der medizinischen Poliklinik in Jena, hat den Ruf als ordentlicher Professor und Direktor der hiesigen Poliklinik angenommen.

* Heidelberg. Zum Prorektor der Universität für das nächste Studienjahr wurde der Strafrechtslehrer Geh. Hofrat Karl von Lilienthal gewählt. — Als Nachfolger des kürzlich verstorbenen Botanikers Geh. Hofrat Professor E. Pfitzer ist der Direktor des Botanischen Instituts in Halle, ordentlicher Professor Dr. Georg Klebs, berufen worden.

hc. Aachen. Am 5. Januar ist der etatsmäßige Professor der Mathematik an der Technischen Hochschule Dr. Enno Jürgens im Alter von 58 Jahren gestorben.

* Halle. Der außerordentliche Professor der philosophischen Fakultät Dr. M. Fischer erhielt vom Kultusminister einen zweijährigen Urlaub, um an der Kolonialschule in Witzenhausen über koloniale Tierzucht und Betriebslehre Vorlesungen zu halten und Demonstrationen zu veranstalten.

hc. Dresden. Im laufenden Wintersemester sind an der Technischen Hochschule insgesamt 1063 Personen immatrikuliert, gegen 1027 im Wintersemester 1905/06. Davon sind 911 (866) Studierende und 152 (161) Zuhörer. Auf die einzelnen Abteilungen verteilen sie sich wie folgt: in der Hochbauabteilung 200 (gegen 192), in der Ingenieurabteilung 211 (213), in der Mechanischen Abteilung 356 (364), in der Chemischen Abteilung 226 (194) und in der Allgemeinen Abteilung 70 (64). Der Staatsangehörigkeit nach sind 507 aus dem Königreich Sachsen, 209 aus den anderen Bundesstaaten (darunter 125 Preußen), ferner 341 aus den außerdeutschen Staaten (darunter 202 Russen) und 6 aus den außereuropäischen Staaten. Hierzu kommen 170 (gegen 155) Hospitanten für einzelne Fächer. Die Gesamtfrequenz beträgt mithin 1233 (1182).

hc. Wien. Durch die akademische Altersgrenze gezwungen, werden im Laufe dieses Studienjahres drei hervorragende Mitglieder der Universität ihre Pensionierung nachsuchen: Professor Dr. theol. Wilhelm Anton Neumann, Ordinarius der semitischen Sprachen und der alttestamentlichen Exegese, Hofrat Professor Dr. Leopold Ritter Schrötter v. Kristelli, Ordinarius für innere Medizin, und Hofrat Professor Dr. phil. Edmund Weiß, Ordinarius der Astronomie und Direktor der Universitäts-Sternwarte.

Büchereinlauf.

Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte.

Paul Stachel: Seneca und das deutsche Renaissancedrama. Studien zur Literatur- und Stilgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. (Palaestra XLVI. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie herausgegeben von Alois Brandl, Gustav Roethe und Erich Schmidt.) Berlin 1907. Mayer u. Müller. 388 S. (11 M.)

M. zur Megede: Joh. Rich. zur Megede. Erinnerungsblätter aus seinem Leben. Mit einem Titelbild und 10 Bildern im Text. Stuttgart 1907. Deutsche Verlags-Anstalt. 74 S. (1 M.)

Abel Lefranc: Défense de Pascal. Pascal est-il un faussaire? Paris 1907. Revue politique et littéraire et de la revue scientifique. 72 S.

Bibliotheca Romanica. Band 23/24: Oeuvres de Beaumarchais: Le Barbier de Séville. — Band 25: Obras de Louis de Camões: Os Lusiadas III. IV. — Band 26—28: Le Théâtre d'Alfred de Musset. Comédies et proverbes — Band 29: Oeuvres de Pierre Corneille: Horace. — Band 30/31: Opere di Dante. Divina Commedia III. Paradiso. Strassburg 1907. J. H. Ed. Heitz (per Band 40 Pf.)

Moderne Literatur

Robert Misch: Und der Ruhm ein eitler Wahn. Die Geschichte eines Premieren-Erfolges. Berlin 1906. Harmonie. 140 S. (brosch. 2 M, geb. 3 M.)

Franz Scharbusch: Schulrat Gnatzki als Revisor, in dramatischer Form humoristisch dargestellt. Kiel 1906. A. Mißfeldt. 36 S. (50 Pfg.)

Leonore Pany: Jungfräuliche Briefe. Berlin SW. 47. York-Verlag. 117 S.

Karl Frey und Wilhelm Hagen: Lieber bayrisch sterben . . . Drama in 3 Akten. Erlangen 1907. Theodor Krische. 94 S. (1.20 M.)

Constanza Monte: Sündige Liebe, Tagebuchblätter. Dresden 1906. E. Pierson. 31 S. (1 M.)

Edmund Ruete: Lebensmühen. Verse. 1. Aufl. Berlin 1906. F. A. Lattmann. 183 S.

Ernst v. Wolzogen: Verse zu meinem Leben. Berlin 1907. F. Fontane u. Co. 194 S. (geb. 5 M.)

Adrian v. Arx: Die Ratzenburger. Aarau 1907. H. R. Sauerländer u. Co. 106 S. (1.60 M.)

Siegfried Trebitsch: Ein letzter Wille. Schauspiel in 3 Akten. Berlin 1907. Oesterheld u. Co. 86 S. (2 M.)

Frank Norris: Das Epos des Weizens. 1. Teil: Der Octopus. Eine Geschichte aus Kalifornien. Einzig berechtigte Verdeutschung von Eugen v. Tempsky. Stuttgart 1907. Deutsche Verlagsanstalt. 714 S. (geh. 6 M, geb. 7 M.)

Deutsches Weihnachtsbuch. Eine Sammlung der schönsten und beliebtesten Weihnachtsdichtungen in Poesie und Prosa. (Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 20. u. 21. Band.) Hamburg-Großborstel 1906. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 412 S. geb. 2 M.)

Johanna Wolff-Friedberg: Präludien. Gedichte. Freiburg i. B. 1907. J. Bielefeld. 77 S. (brosch. 1.50 M, geb. 2 M.)

Arthur Bonus: Rätsel. 1. Band: Die Sammlung. Herausgegeben vom Kunstwart. München 1907. Georg D. W. Callwey. 155 S.

Otto Julius Bierbaum: Mit der Kraft. Automobilia. Berlin 1907. Bard Marquardt u. Co. 345 S. (5 M.)

Marie Klerlein: Frühe Gefährten. Erzählungen. Jauer i. Schl. 1906. Oskar Hellmann. 196 S. (brosch. 2.50 M, geb. 3.50 M.)

Paul Albers: Unter Kiefern und Schloten. Oberschlesische Geschichten. Jauer i. Schl. 1906. Oskar Hellmann. 212 S. (brosch. 2.50 M, geb. 3.50 M.)

Karl Wolff: Aus Sturm und Sonne. Gedichte. Freiburg i. B. 1907. J. Bielefeld. 148 S. (brosch. 3 M, geb. 4 M.)

Josef Jellinek: Kunstkaufleute. Roman aus der Berliner Theater- und Journalistenwelt. Berlin W. 30 1907. Hermann Walther. 456 S. (geh. 5 M, geb. 6.50 M.)

Ernst Schrader: Zwischen Nacht und Morgen. Ein Bühnenspiel in 3 Teilen. Hannover 1906. M. u. H. Schaper. 115 S.

Elisabeth Gnauck-Kühne: Goldene Früchte aus Märchenland. Mit 46 Illustrationen von Franz Stassen. Bremen 1907. G. A. v. Halem. 127 S.

Jahrgang 1907. München, Donnerstag, 10. Januar. Nummer 8.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt. Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50 (Bei direkter Lieferung Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition

Verantwortlicher Herausgeber. Dr. Julius Petersen in München.

Inhalt:

Zur Reform der höheren Mädchenschule. Von Anna Freund (München).

David Ferdinand Koreff. (Schluß.) Von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski (Berlin)

Bücher und Zeitschriften.

Ernst Kalinka: Antike Denkmäler in Bulgarien. — Karl Hagemann: Dialoge über Kultur und Kunst.

Allgemeine Rundschau.

Preisaufgaben zum Schinkel-Fest 1908. — Die Ausländer auf den deutschen Universitäten.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Zur Reform der höheren Mädchenschule.*)

Von Anna Freund (München).

Es ist kaum zwei Jahre her, daß ich über das gleiche Thema sprach und schrieb,[1]) aber es hat sich inzwischen das Bild der Sachlage wesentlich verändert.

Seit die so eminent wichtige Frage einer zeitgemäßen Mädchenbildung mit unabweisbarer Dringlichkeit emporgestiegen, hat sie einen täglich größeren Raum beansprucht.

Immer mehr Intelligenzen hat sie in ihren Bann gezogen, nicht nur die Fachleute, sondern denkende Personen aller Stände und Berufskreise, und man kann keine Zeitschrift mehr in die Hand nehmen, ohne etwas Kluges oder auch Unkluges über das Thema zu finden.

Scheint es doch überhaupt fast, als wolle unsere Zeit eine pädagogische werden, wie es religiöse und künstlerische Zeiten gegeben hat, in dem Sinne, daß, wie damals kirchliche oder künstlerische Fragen die Allgemeinbildung beherrschten, so heute das Interesse am Kind und an Erziehungsfragen das Gemeingut aller Gebildeten würde.

Und so ist auch die höhere Mädchenschule, die früher wie das bescheidene Veilchen im Verborgenen blühte, fast plötzlich ein Gegenstand ganz außergewöhnlicher Aufmerksamkeit geworden.

Das Wort „Reform“ ist für die arbeitsgierige heutige Menschheit ein Zauberwort — es ruft tausend Hände, tausend Energien herbei. Und auf diesem Gebiete scheint nicht nur „Reform“ einsetzen zu müssen, auf diesem Gebiet kommt eine Stelle, wo überhaupt noch nichts ist, wo für ein völliges Neuschaffen, Neuerschaffen Raum und Gelegenheit ist.

Es sind nicht nur Aufsätze geschrieben und Reden gehalten worden — es haben sich auch Ereignisse zugetragen in der Zwischenzeit. Damit auch der Laie die theoretische und praktische Entwicklung der Frage besser überschauen könne, sei ein kurzer Rückblick verstattet.

Vor zwei Jahren lag die Sache so, daß zwei verschiedene sachverständige Körperschaften, der Deutsche Verein für das höhere Mädchenschulwesen und der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein, in ihrem Studium der Frage so weit gediehen waren, daß sie ihre Ansicht in je einer schriftlichen Kundgebung niedergelegt hatten und sie nun in der Presse vertraten. Der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein (Vorsitzende Helene Lange) hatte von seiner Sektion für das höhere Mädchenschulwesen einen Lehrplan für eine höhere Mädchenschule mit dreizehn aufsteigenden Klassen ausarbeiten lassen, den sogenannten Jungkschen, der vom 7. Schuljahr, also vom 12. oder 13. Lebensjahre ab, eine Gabelung forderte. Die eine Abteilung sollte Allgemeinbildung, die andere Vorbereitung für Universitätsstudium bieten.

Der Deutsche Verein für das höhere Mädchenschulwesen (Vorsitzender ist Direktor Raßfeld-Elberfeld) konnte sich hierzu nicht entschließen, sondern verlangte in seiner Denkschrift die geschlossene zehnjährige Mädchenschule und einen aufgesetzten dreijährigen Oberbau, der ebenfalls ein Maturum vorsah. Damals schon sammelten sich alsbald die Scharen um die beiden Banner mit den Losungsworten „Hie Aufbau — hie Gabelung“.

So praktisch nun solche Schlagworte, die ein ganzes Programm enthalten und ganze Parteien verpflichten, für die Kämpfenden sein mögen — Leute, die ruhig mitten in ihrer Arbeit drin stehen, dürfen sich nicht durch sie verblüffen und beeinflussen und prägen lassen, sondern müssen sich das Recht objektiver Abwägung vorbehalten.

Ich habe damals, an dieser Stelle hier, kein Hehl daraus gemacht, daß ich keine Begeisterung für eine eigentliche Gabelung empfinde. Die Geschlossenheit, zu der es die ausgestaltete, d. h. zehnjährige, Mädchenschule endlich nach so heißem Bemühen glücklich gebracht, wäre in der Wurzel zerstört. Zudem, von einem zwölfjährigen Kinde eine so wichtige Entscheidung zu verlangen, ist mißlich. Andrerseits ist es begreiflich, daß die Lehrplanvorschläge für den dreijährigen Oberbau des Vereins für das höhere Mädchenschulwesen von vielen schon damals als nicht genügend befunden wurden.

So standen die Dinge, als im Januar 1906 nach Berlin jene denkwürdige Konferenz berufen ward, die eine so lebhafte Bewegung gezeitigt hat. Zum erstenmal ist ein zahlreicher Kreis nicht nur höherer Schulbeamter, sondern praktisch tätiger Fachleute und hervorragender Vertreter neuer Ideen auf diesem Gebiete des Erziehungswesens von einer höchsten Unterrichtsbehörde versammelt worden — leider nur eine preußische Konferenz, noch nicht eine deutsche! — um über die Neugestaltung der höheren

---

* Vortrag, gehalten am 28. November 1906 im Verein für Fraueninteressen in München.

[1]) Siehe Jahrgang 1905, Nr. 60, Beilage zur Allg. Ztg.

Mädchenschule zu beraten; darunter befanden sich zum erstenmal Frauen, und zwar unter 45 Geladenen deren 22. Es war die staatliche Anerkennung der großen Wichtigkeit der Frage der Mädchenschulreform, es war die offizielle Anerkennung des Berufenseins der Frau, über die Erziehung des eigenen Geschlechts mitzureden.

Die preußische Regierung legte dieser Konferenz einen Plan vor, der einen Mittelweg zwischen den beiden vorhin gekennzeichneten Richtungen darstellt. Die höhere Mädchenschule bleibt eine zehnklassige Anstalt unter dem Namen Lyzeum; darauf erhebt sich ein ebenfalls als selbständige Anstalt gedachtes vierjähriges Oberlyzeum. Dasselbe führt zum Maturum, und zwar zum realen, realgymnasialen oder humanistischen. Um dem Wunsche nach sechsjähriger gymnasialer Studienzeit gerecht zu werden, ist für die beiden letzten Klassen des Lyzeums Fachunterricht im Lateinischen vorgesehen.

Diese Lösung der schwebenden Streitfragen wurde von den Teilnehmern der Konferenz als eine befriedigende angesehen. Helene Lange hatte, wie Marie Martin so hübsch sagt, ihren großen Tag, als sie die seither so unbeugsam verfochtene Gabelung fahren ließ, einer Einigung zuliebe.

Nachträglich aber erwachte unter den Herren der deutschen, speziell der preußischen Schulwelt ein Mißvergnügen über die dort gefaßten Beschlüsse, als ob die Regierung sich den Wünschen der Frauen gegenüber zu nachgiebig gezeigt habe.

Dieses Mißvergnügen fand seinen Ausdruck in zahlreichen Aufsätzen, Reden, Lehrplanvorschlägen, Programmaufstellungen; den beredtesten aber in der sogenannten Direktoreneingabe, einer von 126 preußischen Schuldirektoren unterzeichneten Petition an das preußische Unterrichtsministerium, aus deren zahlreichen Sätzen ich nur den einen, der hier am wichtigsten ist, anführe:

„Ein dreijähriges Oberlyzeum soll auf neuem Wege unter starker Betonung des Deutschen zum Universitätsstudium führen" — eine, wie es an anderer Stelle eben dieser Eingabe heißt, „neu zu findende, der Eigenart der weiblichen Natur entsprechende Schulform."

Vergegenwärtigen wir uns, welch eine Summe von Wissen und Erfahrung diese Schar von Männern repräsentiert. Alles Leute, die ihre Lebensarbeit der Mädchenschule geweiht, die von bester Absicht beseelt sind, die einen geschulten Ueberblick des Stoffes in höherem Maße besitzen als die Neulinge in der Wissenschaft, die „studierten" Frauen. Männer, denen wir es nicht übelnehmen dürfen, wenn sie als gewiegte Fachleute ungeduldig herabsehen auf so manches ungereimte Zeug, das leider Gottes geschrieben und gefordert wird von Leuten, die nichts von der Sache verstehen. Männer, denen, wie es vielfach geschieht, kurzerhand kleinliche Motive zuzuschreiben denn doch wahrlich nicht angeht. Diese Männer wissen von der Not der Zeit, und sie sind alle dafür, den Frauen nicht länger die Gelegenheiten zu beruflicher Ausbildung zu verweigern. Aber wissen sie nicht vielleicht doch zu wenig von der inneren Not gerade derer, die wohl einen Erwerb gefunden haben, aber in sich den ungeheuren Mangel entdecken, der sie trennt von einer ihrem innersten Menschen genügenden Ausübung ihrer Pflichten — von der inneren Not derer, die als glückliche Hausfrauen und Familienmütter dastehen und sich mit bitterem Schmerze sagen, daß ihr eigen Selbst niemals zu seinem Rechte gekommen, daß sie für die größere Welt nicht nur, sondern sogar für die eigenste geliebte kleine Welt nicht das sein können, was sie hätten werden können?

Es zeigt sich bei so vielen, auch den modernen Forderungen wohlwollend Gegenüberstehenden wohl Erkenntnis der wirtschaftlichen Not, aber ein merkwürdig geringes Erfassen des idealen Momentes im Anstürmen der Frauen auf wissenschaftliche Berufe und gründliche Bildung.

Jene Frauen aber, die heute für ihre Geschlechtsgenossinnen das Wort führen — vielleicht verstehen sie zum Teil von Methoden und Lehrplänen nichts, doch hart haben sie am eigenen Leibe erfahren, was und wo es ihnen fehlt; gerade die Begabtesten haben es am schmerzlichsten empfunden, wie man sich an ihnen, ihren Fähigkeiten, ihrer Entwicklung, ihren berechtigtsten Lebensansprüchen versündigt, das Leben hat Anforderungen an sie gestellt, an denen sie ihre Mitgift an Kräften, die eine Ausbildung erfahren, gemessen und jämmerlich befunden haben. Sie alle haben sich, ohne Ausnahme, unter unsäglichen Schwierigkeiten selber die Bahn ausgehauen, die ihr Fuß gehen konnte und wollte, sie haben sich ihre Daseinsform erkämpft und geschaffen, und daher wissen sie Bescheid, und sie setzen ihre heißblütige Lebenserfahrung gegen die verbrauchten Traditionen!

Ein Oberbau, wie er nach den Vorträgen und Aufsätzen der Herren Luthmer (in Erfurt), Wespy (auf dem Hannoverschen Städtetag), Gaudig (in der „Frauenbildung")[2]) und vielen anderen sich darstellt, ist sicherlich ein ernster, logisch sich aufbauender Plan mit sehr viel Gutem. Dennoch wird er, d. h. sein Matur, von der gesamten sich an der Frage beteiligenden Frauenwelt als minderwertig gegenüber dem der Knaben empfunden. Und es stehen ihr hierbei Autoritäten wie Herr Direktor Keim in Karlsruhe zur Seite.[3]) Dieses Maturum — nicht der Oberbau — ist von sämtlichen Frauenverbänden, so verschieden sie unter sich nach Richtung und Gepräge sein mögen, auf ihren großen Versammlungen abgelehnt worden; sie haben sich sämtlich, von der radikalsten Linken bis zur äußersten Rechten — noch letzthin hier in München der katholische Frauenbund — für die Zurückweisung eines eigens für Mädchen geschaffenen Weges zur Reifeprüfung ausgesprochen — eine in ihrer Einmütigkeit geradezu frappante Kundgebung.

Niemand, der die Verhältnisse kennt, kann dies wundernehmen. Die einschlägigen Entwürfe haben viel Verlockendes. Das tote Latein — von Griechisch ganz zu geschweigen — soll den Mädels erspart bleiben oder es wird wenigstens dem klassischen Studium der alte Zopf abgeschnitten. Der ganze Weg wird der Eigenart der Mädchen angepaßt. Deutsch, die Muttersprache, steht im Zentrum — die neue deutsch-nationale Schule, ein prächtiger Name!

Aber die Frauen wollen das alles nicht. Sie wollen keine neu von ihnen und an ihnen auszuprobierende Schule, sie wollen volles Maß, keine halben Zugeständnisse mehr. Es geht ihnen wie dem Tannhäuser, der zu lange im Venusberge war: „Sie schmachten nach Bitternissen." Etwa gar nach den Bitternissen der lateinischen Syntax. Sie wissen, daß die Rücksicht auf des Weibes Eigenart fast immer das Unzulängliche mit einem schönen Namen deckte. Das Latein, das einige Lehrplanvorschläge mit aufnehmen, erinnert an das Griechisch, von dem in Brownings entzückender „Aurora Leigh" die Rede ist: „A little Greek upon the margin — Lady's Greek, without the accents."

Und was den an sich sehr schönen, verführerischen Gedanken der deutschen Schule angeht, so fragen sie sich, warum man nicht mit den Knabengymnasien, über deren Deutsch so viel gejammert wird, den Anfang macht? Solange dies nicht der Fall, so folgern sie, darf auch die Mädchenschule nicht dieses Gepräge erhalten, das bis jetzt

[2]) V. Jahrgang, Heft VII.
[3]) Bericht über die 19. Generalversammlung des Vereins für das höhere Mädchenschulwesen in Erfurt 1905, S. 41.

noch nirgends Kurs hat. Sie haben zu lange und zu bitter darunter leiden müssen, daß ihre Schule eben niemals für voll gelten konnte, als daß sie jetzt, hart vor dem Ziele ihrer Wünsche, sich abermals mit Minderwertigem begnügen könnten. Frau Krukenberg hat das schlimme Wort vom „Damenabitur" geprägt. Ein solches würde nicht nur gestatten, seiner glücklichen Besitzerin auf ihrem späteren Wege immer wieder Prügel zwischen die Füße zu werfen, es wäre auch ein Geschenk von sehr zweifelhaftem Werte an die deutschen Hochschulen. Und wie reimt sich ein Matur, das den Weg so leicht der großen Masse aufschließt, mit der Forderung, in der sich Männer- und Frauenwelt begegnen, daß das Studium der Ausnahmefall bleiben müsse, ein Reservatrecht der Begabtesten? Daß nicht das sogenannte Bildungsproletariat der Männer sich noch vermehren dürfe um ein noch viel erbarmungswürdigeres der Frauen?

Welch ein Aufwand von Zeit und Kraft dazu gehört, die Lücken einer mangelhaften Vorbildung auszugleichen, davon wissen die Frauen, die heute studiert haben, ein Lied zu singen. Ebenso von der Pein einer sogenannten „Schnellpresse" von drei Jahren. Gerade sie sind es, die aus ihrer Erfahrung heraus eine fünf- bis sechsjährige Gymnasialzeit — dies war der Grundgedanke der Gabelung — verlangen. Diesen Grundgedanken hat die Frauenbewegung zu dem ihrigen gemacht, und wo er gewahrt bleibt, gibt sie zu Modifikationen und zu Kompromissen, wie das Oberlyzeum mit vorausgehendem zweijährigen Fachunterricht in Latein einen darstellt, ihre Zustimmung.

So wogt der Austausch, ja der Streit der Meinungen hin und her. Doch in Einem Punkte zeigt sich allenthalben Uebereinstimmung: in der Forderung der zehnklassigen höheren Mädchenschule (ohne Oberbau gedacht), die noch lange nicht überall besteht, und deren zehn Jahre, selbst wo sie besteht, zumeist noch nicht gesetzlich obligatorisch sind. Diese zehnklassige Schule, der massive Hauptbau, wird gegenwärtig an allen Orten, wenn auch nicht überall im gleichen Tempo, einer allmählichen Umgestaltung unterzogen. Allenthalben zeigt sich das Bestreben nach Sachlichkeit, Gründlichkeit, Vertiefung — alles Aufgeputzte, innerlich Wertlose, Unnütze scheint ausgefegt zu werden. Die formale und logische Bildungskraft der Grammatik wird wieder stark betont, der Geschichtsunterricht soll alle ihm innewohnenden Werte hergeben, die mathematischen Disziplinen finden aufmerksame Pflege, den Naturwissenschaften wird ein bedeutender Raum gewährt.

Die großen städtischen Gemeinwesen gehen voran, die Privatschulen beeifern sich mitzukommen, nicht selten sind sie auch am reformeifrigsten. — Der Staat tut noch wenig. Die Höhere Töchterschule München ist — wie schon vor zwei Jahren erwähnt — nicht zurückgeblieben, sondern vorangegangen und hat unter der Aegide ihres derzeitigen Direktors Herrn Dr. Winter und des Schulrates Herrn Oberstudienrat Dr. Kerschensteiner eine gründliche Umgestaltung in modernem Sinne erfahren, an der noch immer in der Stille bedachtsam weitergearbeitet wird. Einen einheitlichen Lehrplan für das Königreich haben wir noch nicht, so wenig wie die anderen deutschen Staaten. Nur die Unterrichtsbehörde in Baden hat einen aufgestellt, der in den wichtigsten Stücken mit dem Münchener Plane übereinstimmt. Nur wenige Städte Bayerns besitzen eine ausgestaltete Schule, die kleineren Städte müssen sich noch mit einem Torso begnügen und sind meist auf Klosterschulen angewiesen.

Für die höhere Mädchenschule selbst scheint sich in Deutschland somit doch allmählich eine gewisse Einheit wenigstens der leitenden Gesichtspunkte herauszukristallisieren. Und während um die Oberschule erbittert der akademische Streit tobt, ist auch hier die praktische Entwicklung sachte ihren Weg gegangen. Nach dem Jahresbericht des Vereins Frauenbildung-Frauenstudium bestehen zurzeit 32 Schulen oder Kurse für gymnasialen Mädchenunterricht in Deutschland; darunter allerdings 7, die vorläufig nur aus Anfangsklassen bestehen. Sie sind von Privatpersonen, Frauenvereinen, nur 8 von Städten begründet und unterhalten. Eine einzige ist eine Oberrealschule — die Mannheimer. Die weit überwiegende Mehrheit sind Realgymnasialanstalten.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß eine Oberschule realgymnasialer Art den Absolventinnen einer neun- oder zehnklassigen höheren Töchterschule, wie man so sagt, am besten liegt und sich einer solchen bereits bestehenden Schule am besten angliedern läßt. Im Realgymnasium stehen einerseits moderne Sprachen, andrerseits Mathematik und Naturwissenschaften im Vordergrunde. Nach beiden Richtungen hin liefert eine vollwertige moderne Töchterschule die brauchbare Unterlage.

Gelegenheit zu humanistischen Studien bieten in ganz Deutschland leider nur vier der bestehenden Mädchengymnasien oder Kurse: Karlsruhe, Köln, Stuttgart, München. Dagegen haben mehrere süddeutsche Staaten den Mädchen die Knabengymnasien geöffnet: Württemberg, Baden, Hessen. Dort hat sich an der hessisch-preußischen Grenze der vielbesprochene Fall zugetragen, daß die preußische Regierung — ich glaube in Marburg war es — einem jungen Mädchen die Aufnahme ins Gymnasium abschlug, sie hat ihren Ranzen gepackt und ist ein Stündchen lahnaufwärts gefahren und ist in Gießen aufgenommen worden.

Solche bereits erfolgte Konzessionen verschiedener Art beweisen, daß der deutsche Staat anfängt, den Bedürfnissen und Forderungen der höheren Mädchenbildung sein Ohr nicht länger gänzlich zu verschließen. Diese Forderungen bestehen augenblicklich des weiteren aus drei wesentlichen Stücken: einheitliche Regulierung des Lehrplanes — wie also aus Baden z. B. er jetzt vorliegt —, Unterstellung der als höhere Lehranstalt im Sinne des Gesetzes anerkannten (reformierten) Mädchenschulen unter die gleichen Behörden wie die Knabenschulen, und mit diesen beiden Stücken innigst zusammenhängend: Verleihung von Berechtigungen.

Ueber diesen letzten Punkt wäre wohl auch einiges zu sagen. Freilich verlangt man jetzt öfters zu diesem oder jenem das Abgangszeugnis einer höheren Mädchenschule, wohl zieht man z. B. bei Anstellung an Post, Telephon, in Bureaus u. s. w. die Bewerberinnen vor, die im Besitze eines solchen sind, aber einen wirklich garantierten praktischen Wert hat es bis jetzt leider nicht. Erst die staatliche Anerkennung der Schule als einer höheren würde logischerweise die Berechtigungen mit sich bringen, die die reformierte Schule ansprechen darf und muß. Dahin gehören: nach Ableistung der sechsten Klasse Eintritt in ein Lehrerinnenseminar oder in die entsprechende Klasse einer Handelsschule oder einer Realschule, eines Real- oder humanistischen Gymnasiums, lediglich mit Prüfung aus denjenigen Fächern, die die Mädchenschule nicht betrieben hat; unter gleicher Bedingung — also nur Nachprüfung aus dem Lateinischen —, die Zulassung zum Apothekerberuf, der für Frauen sehr geeignet erscheint; und schließlich für das nach 13 Jahren erlangte Reifezeugnis zugleich die Gültigkeit einer Lehrerinnenprüfung (unter Auflage eines nachträglich zu absolvierenden pädagogischen Kurses). Die höhere Mädchenschule darf und kann keine Fachschule sein, aber sie muß endlich auch den erwerbsuchenden Frauen eine gewisse Grundlage und Garantie mitgeben.

Daß für die akademisch gebildete Lehrerin — um auch diese Frage kurz zu berühren — eine Zukunft blüht an der Töchterschule und ihrem Oberbau — wenn wir ihn erst haben! — steht wohl außer Zweifel. Und die Leiter von Mädchengymnasien tun recht daran, ihre Schülerinnen darauf hinzuweisen. Aber der Zudrang scheint kein allzustarker zu werden. Ich kenne eine ganze Anzahl von Lehrerinnen, die studiert haben und nicht zu ihrem Fache zurückgekehrt sind, sie sind Medizinerin, Juristin, Schriftstellerin, Führerin in der Frauenbewegung geworden — die preußischen Oberlehrerinnen können hier nicht als Gegenbeispiel gelten, denn nach den Kursen, die man eigens für sie eingerichtet hat, konnten sie eben nichts anderes werden. Diese Beobachtung, daß so viele Frauen, sobald sie nur konnten, andere Wege einschlugen, bringt einen weiteren Beweis dafür, wie sehr man sich früher gerade an den begabten Frauen versündigt hat. Es stand ihnen eben, wenn sie was lernen wollten, absolut kein anderer Weg offen, als durch irgend ein Seminar zu laufen, „ihr Examen" zu machen — „ihr" Examen schlechthin! Und so wurden sie in einen Beruf hineingedrängt, der sie nicht befriedigte. In Zukunft wird das anders sein — und von den studierenden Frauen, denen eine Wahl offen steht, werden einem Berufe, zu dem außer dem Wissen noch eine Reihe ganz anderer Dinge gehören, nur diejenigen sich zuwenden, die eine Neigung und Befähigung dafür haben. Die Schule aber wird in der glücklichen Lage sein, eine Auslese unter den tüchtigsten Lehrkräften beider Geschlechter halten zu können.

(Schluß folgt.)

David Ferdinand Koreff.

Ein Lebensbild mit unveröffentlichten Briefen an Rahel, an Varnhagen, an und von Schlegel u. a. m.

(Schluß.)

Ein anderer Kreis, zu dem wohl Freund Hitzig die Brücke bildete, war der der „Serapionsbrüder" E. Th. A. Hoffmanns, der seit 1816 als Kammergerichtsrat in Berlin lebte. Koreffs magnetische Gabe, die er als einer ersten — nicht ohne viele Anfeindungen von seiten der Materialisten — zu Heilzwecken in oft wunderbarer Weise verwendete, seine geniale Universalität, seine starke Phantasie, seine Schalkhaftigkeit, mußten Hoffmanns verwandte Natur anziehen; wie er denn auch später in Paris dazu beitrug, seine Werke den Franzosen zu verdolmetschen. Bekanntlich hat Hoffmann auf die französischen Romantiker bis herab zu Jacques Offenbach eine tiefe Wirkung ausgeübt, wenn leider auch gerade dessen Operette „Hoffmanns Erzählungen" zum Grundstock all der Fabeleien über die Serapionsbrüder wurde, denen sich auch der oben genannte Bonnefon nicht entziehen kann, wenn er diesen Klub als eine Gesellschaft von Säufern auffaßt, die sich gegenseitig unter den Tisch tranken! Koreff selbst figuriert in den „Serapionsbrüdern" unter der Maske des „unruhigen, unsteten Vinzenz", der „in witziger Schalkheit übersprudelt" und seine „zierlichen Kapriolen", ja „ein ganzes Geschworenengericht skurilen Spasses" zum besten gibt, dabei aber „der eifrigste Verehrer des Magnetismus" ist, der „bei seinen herrlichen, lichtvollen Kenntnissen, bei seinem steten in Brillantfeuerwerk auflodernden Humor an allem Mystischen mit ganzer Seele hängt und es reichlich in seine Wissenschaft hineinträgt".[5]) 1820 schenkte er Hoffmann eine Sammlung Callotscher Blätter, die diesen zu seinem Capriccio „Prinzessin Brimbilla" anregten.[6])

Noch am Ende desselben Jahres traf Koreff jener vernichtende Schlag, der ihn seines hohen Staatsamtes entkleidete. Varnhagen hat in seinem biographischen Porträt die mannigfachen persönlichen und politischen Gründe bloßgelegt, die dieses traurige Ende herbeiführten, dessen Schatten schon über dem eben zitierten dritten Briefe an Rahel liegen. Die Hofkamarilla, die dem Staatskanzler seine liberalen Reformen nicht vergaß, nahm an der hohen Stellung eines eben erst getauften Juden Anstoß, die Universität haderte mit Hardenberg wegen der Professur eines „Mesmerianers",[7]) Koreffs Vermittlung zwischen Humboldt und Hardenberg verfeindete ihm beide. Vor allem aber war er selbst zu wenig Staatsmann, insofern er seine Feinde nicht erkannte. Er führte den früheren Buchhändler Schöll, der in Paris seinen Tibull verlegt hatte, in die Gunst des Staatskanzlers ein und überließ es dieser Kreatur, ihn selbst durch Intrigen aus der Gunst des alternden Fürsten fortzubeißen u. s. w. Kurz der Staatskanzler sandte ihm schon vom Kongreß zu Troppau (Dezember 1820) seine Entlassung aus der Staatskanzlei und wies ihm eine neue im Kultusministerium an, die Koreff mit Recht als Demütigung empfand. Ein Jahr ging mit Trotzen und Wiedereinlenken hin, und im April 1822 verließ Koreff Berlin für immer, nachdem er im letzten Monat noch eine kleine Genugtuung erfahren hatte: die erfolgreiche Aufführung seiner Oper „Aucassin und Nicolette", über die Heine in seinem Berliner Brief vom 16. März 1822 so anerkennend plaudert. „Don Tacagno" war schon ein Jahr vorher mit minderem Erfolg aufgeführt worden. Kurz nach seinem Fortgang starb Hoffmann und noch im selben Jahre sein alter Gönner, der greise Fürst-Staatskanzler.

*

Koreff wandte sich wieder nach Paris, wo er wie früher als Arzt und als Weltmann in den vornehmsten Häusern verkehrte und mit der deutschen und französischen Geisteselite in regstem Verkehr stand. Insbesondere war er ein eifriges Mitglied jenes durch Stendhal und Mérimée berühmten Künstler- und Lebemann-Kreises, zu dem u. a. der berühmte Maler Eugène Delacroix, der boshafte Graf v. Viel-Castel, Konservator des Louvre, die Brüder Musset, Ampère, der kluge englische Advokat Sutton-Sharpe und interimistisch auch der Philosoph Victor Cousin gehörten. Die Spuren, die er in den Memoiren der Zeitgenossen hinterlassen hat, sind zahlreich, wenn auch großenteils der Neid und die Verleumdung aus diesen Zeilen sprechen. So schildert uns sein alter Zechgenosse, der Graf Viel-Castel, desgleichen Flauberts Freund und Biograph Maxime Du Camp, sowohl Koreff wie seine Gattin Therese, geborene Mathias, die Tochter einer in Paris ansässigen deutsch-jüdischen Familie, mit denkbarer Gehässigkeit, und man muß zu den „Mémoires des Autres" der liebenswürdigen Komtesse Dash (Anne-Marie de St. Mars) greifen, um ein unparteiisches Bild von Koreffs Pariser Leben zu gewinnen. Seine äußere Erscheinung gab freilich zu Spöttereien Anlaß; er suchte etwas darin, als „médecin hoffmannique" zu erscheinen und sich mit einem geheimnisvollen Nimbus zu umkleiden, der ihm leider auch den Verdacht eines preußischen Spions eingetragen hat, obwohl niemand unachtsamer und harmloser war als er. Seine magnetischen Kuren zogen ihm ebenso den Ruf eines Charlatans wie eine vornehme Patientenschar zu, und als er die Tochter des Herzogs von Hamilton

[5]) „Die Serapionsbrüder", II, 1. und 2. Abschnitt.

[6]) E. Th. A. Hoffmanns Werke, herausgegeben von Ed. Grisebach, Leipzig 1900; Vorrede.

[7]) Treitschke, Deutsche Geschichte, Band II, S. 79.

n aufopfernder, langer Pflege vom Tode errettet hatte, verwickelte ihn das unfaire Benehmen des Herzogs in einen peinlichen Prozeß, den seine Gegner weidlich ausnutzten, um ihm zu schaden. Eine königliche Ordonnanz verbot ihm die Ausübung der Heilkunst, und sein Ruf wie sein Vermögen nahmen rapide ab. Als er sich im Jahre 1845 mit Varnhagen und Theremin, den einzigen Ueberlebenden von den „poetischen Thees des Grünen Buches" n Homburg wiedersah, machte er jenem einen wehmütigen, herabgekommenen Eindruck, „sehr aufgedunsen, die Züge ausgeweitet und schlaff, das Auge weniger lebhaft als gereizt, die kleinen Füße und Hände träger als sonst, der dicke Körper schwerfällig, das ganze Aussehen wie eines Veralteten, Ermüdeten, Herabgekommenen". Auch die Briefe, die er in den folgenden Jahren in verdüsterter Gemütsstimmung an den alterprobten Varnhagen schrieb, bilden einen wehmütigen Kontrast zu denen aus der Zeit des Glanzes, da er Professoren einsetzte und Minister ihm den Hof machten. Ein Brief vom 10. September 1848, der von Varnhagen (l. c.) mitgeteilt ist, ist ein wahrer Notschrei nach der Weitergewährung seiner preußischen Staatspension von 1000 Talern, die ihm seit den Berliner Märztagen von 1848 plötzlich entzogen wurde. Schon einige Monate vorher wandte er sich in einer anderen Angelegenheit, wo es sich nicht sowohl um sein Auskommen als um seine Ehre handelte, an Varnhagen in den folgenden, noch unveröffentlichten Zeilen:

Paris, den 10. Dezember 1847.

Ich bin heute genötigt, mein alter Freund, Dich mit einem verdrießlichen Auftrage zu belästigen, der aber für mich von großer Wichtigkeit ist und weshalb Du mich gewiß entschuldigen wirst. Die „Vossische Zeitung", deren Redaktoren, Lessing und Wolf, ich mir befreundet glaubte, wozu ich durch meine Gefälligkeiten und Dienste mich für berechtigt hielt, haben den unwohlvollenden Leichtsinn gehabt, einen lügenhaften, boshaften Artikel aus der Gazette des Tribunaux (27. November), den ein Feind hat hineinsetzen lassen, in ihrer Zeitung aufzunehmen. Habe die Gefälligkeit, mit diesen beiden Herren zu sprechen und sie in meinem Namen zu befragen, womit ich es denn um sie beide verdient habe, daß sie sich zum Organ und Echo einer so boshaften Verläumdung so bereitwillig gemacht haben. Zuvörderst ist die Summe, die ich soll gefordert haben, eine große, boshafte, von meinen Feinden rein erdichtete Lüge. Schon habe ich die Gazette des Tribunaux durch meinen Advokaten aufgefordert, diese Lüge sogleich zu widerrufen, was dann auch nach dem hiesigen Gesetz auch sofort geschehen muß. Meine auf 280 Besuche begründete Forderung war nach dem ärztlichen Tarif (5 Franken für jeden Besuch) 1400 Franken und nicht 14,000 Franken, wie dies aus den Akten bewiesen werden kann. Zweitens hat mich keineswegs mein Freund Liszt bei Madame Du Plessis eingeführt und ich habe keineswegs und niemals zu ihrer Gesellschaft gehört, sondern nachdem ich sie in demselben Jahre, wo ich das Glück gehabt, Dich in Homburg wiederzusehen, was mein armes krankes Herz wie Frühlingshauch erquickt hat (1845), von einer schweren Lungenentzündung geheilt hatte, viele Monate nachher Liszt bei ihr begegnet bin, wo sie Liszt mit der rührendsten Dankbarkeit von mir gesprochen hat. Ein Jahr nachher, durch Gram und Unvorsichtigkeiten, die sie auf einer Reise in Deutschland begangen, verfiel sie am Ende Julius 1846 in eine unheilbare Schwindsucht. Ich habe alle meine Kunst angewendet, um das Leben dieser liebenswürdigen Frau zu verlängern. Im Monat November wurde ich selbst bettlägerig krank, mußte mich von Jobert operieren lassen und war also genötigt, sie nicht mehr behandeln zu können. Wenige Monate nachher starb sie. Da die Erben mein sauer verdientes Honorar nicht entrichten wollten, war ich genötigt, den Weg der Gerichte einzuschlagen. Mein Rechtsbeistand war so fest von meinem Rechte überzeugt, daß nicht der leiseste Zweifel an dem gütlichen Ausgang des Prozesses obwaltete. Er wurde durch Ueberladung des Tribunals verzögert und dann durch die Vakanzen verspätet. Ich betrachtete mein Recht für so unantastbar, daß ich nicht einmal den Tag erfuhr, wo er plädiert wurde, und als ich zu meinem größten Erstaunen erfuhr, daß er verloren war, habe ich nicht einmal die Gazette des Tribunaux gelesen, deren schändlich lügenhafter Artikel erst gestern mir zu Gesichte kam, als (gestern) ein deutscher Freund mir die boshafte Mitteilung der Vossischen Zeitung (mir) überbrachte.*) Ich war davon in tiefster Seele empört. Leider kann ich hier nicht appellieren, weil keine Appellation verstattet ist, wenn die Summe unter 1500 Franken ist. Sogleich habe ich meinem Freunde Liszt geschrieben, der mir durch einen Brief die Lügenhaftigkeit jener ihn betreffenden Angaben bezeugte. Wahrlich, ich weiß nicht, was ich an den Redaktoren der Vossischen Zeitung verschuldet habe. Schon voriges Jahr haben sie es sich angelegen sein lassen, in ihrem Blatt die grundfalsche Nachricht mitzuteilen, als wenn ich die Gemahlin des preußischen Gesandten in Paris, des H. v. Arnim, behandelt hätte, während ich nur erst drei Tage vor ihrem Tode zu einer Consultation mit 3 homöopathischen Aerzten, die sie seit mehreren Monaten behandelten, von dem Minister zugezogen wurde — wo nichts mehr zu machen wurde (!). Ich habe sogleich damals... an die Redaktion geschrieben, um sie zu veranlassen, ihre falsche Nachricht zu berichtigen, und habe sie inständigst gebeten, mir das Blatt, wo sie es widerrufen würde, sogleich einzusenden. Sie haben mich (bis) jetzt keiner Antwort gewürdigt und auch das Blatt mit ihrem Widerruf mir nicht zukommen lassen, sodaß ich bis zu dieser Stunde noch nicht weiß, ob es geschehen ist. Sei so gefällig, Dich danach zu erkundigen und mir es zu melden. Wahrlich, ich mag mich prüfen wie ich will, ich habe nur Gutes und Liebes an Lessing und Wolf erwiesen mein ganzes Leben lang und sollte von Ihnen (sic!), was großmütiger wäre, eher geschützt als verfolgt werden. Sprich mit Ihnen (sic!), damit sie nach allen Kräften (sie) den Schaden, den sie durch ihre garnicht zu rechtfertigende Unbesonnenheit meinem Rufe zugefügt, wieder gutmachen mögen, wie es edlen Männern gebührt. Meine Frau grüßt Dich herzlich und vertrauensvoll. Sie ist wie ich von Kummer wegen dieser Ungerechtigkeit und Bosheit gebeugt und krank. Die hiesigen Tribunale sind den Aerzten stets feindlich gesinnt und vorzüglich den fremden, die ihren Collegen ein Dorn im Auge sind. Ich rechne auf Deine liebevolle Güte, Deine diplomatische Geschicklichkeit, Deine Menschenkenntnis und Deine Tätigkeit... Diese Ungerechtigkeit, dieses unverschämte Lügengewebe ist desto niederschlagender für mich, da ich doch wegen meiner Uneigennützigkeit, meiner rastlosen Selbstaufopferung für die Armen allgemein bekannt bin. Wahrlich, das ist unbegreiflich hart... Nimm Dich Deines armen gekränkten Freundes an. Lebe wohl und behalte uns lieb. Dein alter treuer K."

In der Tat brachte die Vossische Zeitung ganz in diesem Sinne eine Berichtigung, in der auch Couriers lobender Brief abgedruckt wurde. Ebenso erschien in der Berliner Spenerschen Zeitung vom 27. Dezember 1847 ein Widerruf, aus dem hervorgeht, daß „der Gerichtsdiener dem Advokaten der Gegenpartei Aktenstücke gegeben hat, in denen er sich erlaubt hat, die Data derselben miteinander zu vertauschen und den Gerichtshof auf diese Weise zu hintergehen." . . .

Dann kam das Unglücksjahr 1848, wo Koreff durch die Revolution und den plötzlichen Fall aller Fonds seine Praxis und sein kleines Vermögen verlor, während ein neuer Schicksalsschlag ihm auch seine Pension raubte. Der folgende wirre Brief von „Ende September 1848" ist mit zitternder Hand geschrieben; er möge aus Varnhagens handschriftlicher Nachlassenschaft mitgeteilt werden:

„Zuvörderst meinen wärmsten Dank für Deinen liebevollen schnellen Brief, der mein Herz erquickt hat. Es wäre mir recht lieb gewesen, wenn meine Schwester den an Dich geschriebenen Brief gelesen hätte. Suche es doch möglich zu machen, daß sie ihn lese. Deine diplomatische Geschicklichkeit wird wohl Mittel und Wege dazu finden. Sie kann wohl ein paar Minuten finden, um auf die Leidensgeschichte ihres Einzigen Bruders ein paar Blicke zu werfen. Ich kann heute nur wenig schreiben — der Grund der Kummer, die beständige Anstrengung, miserabler Aufenthalt in den Hospitälern, wo ich jeden Tag wenigstens vier Stunden zubringe, wo ich alles, was die Schußwunden den Untersuchungen Neues dargeboten, mit der größten Genauigkeit studiert und im Kampfe widerstrebender Meinungen zu glücklichen Resultaten gekommen, haben meine Kräfte erschöpft, meinen Nächten den Schlaf geraubt und mich auf das Krankenlager mit Fieber geworfen, machen mir das Schreiben ungemein schwer. Mein Kopf glüht und meine abgezehrten Hände zittern, daher nur einige dringende Worte. Mit Freuden lese ich, daß unser alter Freund Pfuel*) endlich in jene Sphäre gekommen ist, wo sein heller, unbefangener Geist, seine Entschlossenheit und die Energie seines Charakters einen würdigen Spielraum finden

*) Nachricht von Paris vom 25. November 1847.

*) General Ernst v. Pfuel, dem Koreff bereits 1815 eines seiner Gedichte, „Raffaels Visionen", gewidmet hatte. Er wurde auch in den Kreisen der Serapionsbrüder eingeführt.

und dem unsicheren Schwanken, das alles in den Abgrund zu reißen droht, einen Damm entgegensetzen werde. Ich bin zu schwach heute, um ihm auch zu schreiben — ich werde es wohl morgen versuchen, wenn ich mich weniger fieberhaft fühlen sollte — auch beschleicht mich die Furcht, daß er im Drang der Geschäfte vielleicht nicht Zeit und Muße und Geduld haben dürfte, um meinen weitläufigen Brief mit gebührender Aufmerksamkeit zu lesen. Sei also so gütig und gehe zu ihm, setze ihm meine kummervolle Lage auseinander mit den Brandfackeln des Geistes und Deiner edlen Freundschaft. Lies ihm aus meinem ersten Brief alles das vor, was Dir geeignet scheinen wird, und beschwöre ihn bei der Freundschaft, die seit fast 30 Jahren zwischen uns gewaltet, seinem alten Freund in der Stunde der Not beizustehen. Ich habe ihn stets als einen edlen Mann gekannt, der sein Ohr den ernsten dringenden Bitten seines treu bewährten Freundes nicht egoistisch kalt verschließen wird. Das, was ich erhielt, ist keineswegs ein Gnadengehalt, sondern eine durch H. von Humboldts gütige Vermittlung zugestandene Entschädigung für die Aufopferung und Entsagung meines Gehaltes, als ich nach dem Wunsch der damaligen Großfürstin, jetzt Kaiserin von Rußland, die ihrem Vater, dem Könige, deshalb geschrieben, bei der Gräfin Orloff geblieben. H. von Humboldt, an den ich auch vor 14 Tagen geschrieben, kann darüber Auskunft und Zeugnis geben. Bitte auch H. von Humboldt recht kräftig zu unterstützen. Er hat sich sonst so edel und hilfreich für den uralten Freund seiner Familie bewährt — er wird mich auch diesmal nicht rettungslos sinken lassen. Ich verlange nur etwas Zeit, damit ich mir mit eignen Kräften helfen könne, was jetzt platterdings hier unmöglich ist. Ein schützendes Wort von ihm bei dem König kann zu so vieles wirken (sic!). Seine Stimme wird jetzt gewiß gehört — o wäre sie doch früher stets gehört worden. Lebe wohl und verzeihe mir die Last, die ich dir aufbürde."

Ob Koreff wieder in den Genuß seiner Pension eingesetzt wurde, ist leider nicht zu ermitteln gewesen. Sein letzter Brief an Varnhagen, der hier noch mitgeteilt sei, erwähnt nichts davon. Er ist kurze Zeit vor seinem Tode geschrieben:

Paris, 23. Oktober 1850.

„Vor 3 Tagen begegnete ich auf dem Boulevard meinem alten Freund Frank, der, weiß Gott warum, nicht sogleich zu mir gekommen war, was mir sehr weh getan. Nach den ersten Begrüßungen warst Du, mein lieber alter trefflicher Freund, der Gegenstand meiner angelegentlichsten Fragen. Seine Antworten haben mich befriedigt — ich kann mir nun eine Ansicht von Deinen Meinungen und Deiner Geltung machen und erkenne den alten würdigen Freund, der offen und rücksichtslos den Mut hat zu bekennen, was er für Wahrheit hält, was in dieser feigen Zeit, die mich mit Ekel und Verachtung erfüllt, eine seltene Ausnahme ist. Wie gern möchte ich mit Dir ein Stündchen verplaudern. Ich hoffe dies Glück im künftigen Sommer zu haben, wo ich alles mögliche tun werde, um Dich aufzusuchen und mein altes, krankes, verwelkendes Herz mit dem Thau Deiner erquickenden Worte zu beleben, wie welkende Blumen mit den Quellen von Gastein. Ich hatte mir vorgenommen, heute noch ein Stündchen traulich mit Dir zu verplaudern — denn Frank reist heute abend ab — leider kann ich es nicht. Ich habe mich gestern auf der Höhe von Montmartre, wo man mich hinführte, um die Sache eines armen überfahrenen Mädchens zu verfechten, zur Belohnung meiner guten Tat so schwer erkältet, daß ich seit gestern von Halsweh und schwerem frostigen Fieber aufs Krankenlager geworfen bin und Dir diese Zeilen mit der größten Anstrengung schreibe. Du bist meinem Herzen und meinen Gedanken stets nahe! Täglich spreche ich von Dir mit meiner Frau und allen Bekannten — sehr oft mit Custine, der nicht, wie er es wollte, nach Rom geht. Er hat eine Charakteristik der Récamier geschrieben, die eins der großen Meisterwerke von psychologischer Entwicklung, von Styl, von Feinheit der Bemerkungen und vorzüglich von Wahrheit ist. Die Briefe, die er im vorigen Jahre aus Italien geschrieben, sind die wichtigsten Dokumente über diese verworrenen unseligen Verhältnisse dieses untergehenden Landes. Sie waren an die Gräfin Medin gerichtet — ich quäle ihn, Auszüge daraus zu machen, damit diese merkwürdige Arbeit nicht für die Zukunft verloren gehe. Sollte ich es dahin bringen, so sollen sie Dir gewiß mitgeteilt werden. Ich und meine Frau schicken Dir einstweilen einige Autographen, um Dir zum Austausch zu dienen. Wir sammeln stets für Dich. Sage nur hübsch, was Du wünschest, damit wir unsre Netze danach auswerfen können.... Sei doch so gütig und halte Spickern sein erbärmliches, lumpiges Betragen gegen mich vor. Nachdem ich ihm eine Menge Arbeiten voll der interessantesten Notizen, die sich nirgends finden, einige wichtige wissenschaftliche Mitteilungen über das Collodium gesendet hatte und ihn in meiner großen Geldverlegenheit bat, mir das Honorar dafür zu senden, hat dieser betrügerische Lump die Frechheit, mir für diese während mehrerer Jahre fortgesetzten Arbeiten eine Anweisung auf 50 Franken zu senden. Du kannst denken, daß ich sie ihm sogleich mit Verachtung zurückgeschickt habe. Wenn es Dir nicht unangenehm ist, so führe ihm doch dies unredliche Betragen zu Gemüte und suche mir ein anständiges Honorar zu verschaffen. Leider habe ich es sehr nötig. So hat auch der Dr. Wolf, der Redakteur der Nationalzeitung, wie ein Schuft mich betrogen und mir garnichts für meine Arbeiten gesandt. Solltest Du Mittel und Wege haben, diesen Betrüger zu veranlassen, mir mein sauer erworbenes Honorar zu ersetzen, so tue es doch ja. Es ist wahrhaft eine gute Handlung, die Du an dem alten, schwer gedrückten Freunde begehst. Verzeihe, daß ich Dir so unangenehme Aufträge zu geben gezwungen bin. Ich bin sehr lebensmüd und werde es wohl nicht lange Gottlob mehr machen. Lebewohl und behalte mich lieb.

Dein alter unveränderter Koreff."

Der Wunsch, Varnhagen wiederzusehen, sollte nicht mehr in Erfüllung gehen. „Am 14. Mai (1851) ging Koreff gegen 11 Uhr wohl und munter aus, er wollte mit seiner Frau abends die Oper, den Propheten, sehen; nachdem er beim General Montholon . . . und anderen gewesen, wollte er noch einen Kranken in der Rue de l'Echiquier besuchen, und auf der ersten Stufe stürzte er leblos hin! Es war noch nicht 2 Uhr. Hilfe war sogleich zur Hand, allein ganz umsonst, er war auf der Stelle verschieden."[10]) Varnhagen schrieb bei der Todesnachricht in sein Tagebuch: „Es ist mir leid, ihn nicht mehr unter den Lebenden zu wissen, aber ihm war längeres Leben kaum zu wünschen. Er hatte eine glanzvolle Jugend, ein reiches, wirksames, man kann sagen ruhmvolles Mannesalter, dann versank er in immer schlechtere Verhältnisse, verlor Ansehen und Geltung, verlor seine medizinische Praxis, hatte ein trauriges Alter voll Mißvergnügen und sogar Not. Es war nicht denkbar, daß er sich wieder hätte erheben können. Von meinen Freunden aus der Zeit des grünen Almanachs ist er der letzte aus der Welt geschiedne. Ich habe ihn trotz vieler früherer häßlicher Entzweiungen heiß geliebt und seine großen Eigenschaften geehrt und gepriesen."

Koreffs Ende hat viel Aehnlichkeit mit dem seines Freundes Stendhal. Beide hatten Jahre des Glanzes, beide einen trüben Lebensabend und ein jähes Ende. Für beide traten nach ihrem Tode nur wenige alte Freunde mit Worten der Liebe ein. Aber während Stendhals Ruhm nach seiner eigenen Prophezeiung in unseren Tagen wieder aufflammt, ist Koreff ein Vergessener geblieben. Mögen diese Zeilen wenigstens ein bescheidenes Erinnerungsblatt für einen der geistreichsten und seltsamsten Menschen sein.

Berlin. Friedr. v. Oppeln-Bronikowski.

[10]) Aus Varnhagens handschriftl. Nachlaß.

Bücher und Zeitschriften.

Antike Denkmäler in Bulgarien, unter Mitwirkung von E. Bormann, V. Dobrusky, H. Egger, H. Hartl, V. Hoffiller, J. Oehler, K. Skorpil, A. Stein, J. Zingerle bearbeitet von Ernst Kalinka, mit einer Karte und 162 Abbildungen (Schriften der Balkan-Kommission, Antiquarische Abteilung IV.) Wien, Alfred Hölder 1906.

Das vorliegende Werk, dessen prächtige Ausstattung aus der Treitl-Stiftung ermöglicht werden konnte, gibt zum erstenmal einen ausreichenden Ueberblick über die reichen Altertumsschätze Bulgariens. Schon seit Jahrzehnten hatte das Wiener Institut an der Erforschung und Veröffentlichung dieser Schätze gearbeitet, zuerst nur sporadisch und je nach der sich bietenden Gelegenheit, dann aber nach wohlgefaßtem Plane, zu dessen Ausführung dann größere Reisen ins Werk gesetzt wurden. Aus der großen Masse hat dann das Institut in dem vorliegenden Bande eine Blütenlese vereinigen lassen, die nun in dem stattlichen Bande gesammelt ist: zunächst alles Unbekannte, soweit es irgend von Wert

ein konnte, besonders an inschriftlichem Stoffe, dann von dem Bekannten die besseren Beispiele und solche Stücke, von denen man bessere Darstellungen geben konnte. Der Schwerpunkt der Sammlung liegt auf dem Inschriftlichen und überhaupt auf den Denkmälern, die Inschriften enthalten. Der Grabstein eines griechischen Reiters z. B. wird in getreuer Abbildung vorgelegt, es wird ein Hinweis auf die Technik gegeben, dann die Umschrift der eingehauenen Buchstaben mit den notwendigen sachlichen und sprachlichen Bemerkungen. Die Genauigkeit und Feinheit sind zwei besondere Zierden des Buches. Die Form der Inschriften wird heutzutage nirgends sorgfältiger wiedergegeben als von den Wiener Archäologen, die dazu ein besonderes Verfahren, die zierliche Angabe der Umrandung, verwenden, und in der Besprechung der Buchstabenreste wird auch das kleinste Zeichen angegeben. Aber auch Säulen, Skulpturen, Reliefs und Bautenreste finden sich zahlreich abgebildet. So ist das Buch eine reichhaltige und lehrreiche Schatzkammer und wird durch sein Vorbild dazu auffordern, daß nun noch methodischer und glücklicher in der Erschließung und Behandlung der Balkan-Altertümer verfahren werden kann. Aus dem Einzelnen sei noch die große Stiftungsurkunde der Römergründung Pizos erwähnt, die jetzt im Museum von Sofia sich befindet. Das für die Geschichte und das Namenwesen der Thraker so wertvolle Denkmal ist nun, nachdem es schon oft, zuletzt von Dittenberger, behandelt worden ist, noch einmal auf das genaueste und wieder mit vielem Erfolg nachverglichen und behandelt worden.

Göttingen. W. Crönert.

Dialoge über Kultur und Kunst. Von Karl Hagemann. Verlag bei Schuster u. Loeffler, Berlin und Leipzig 1906. 171 S.

Ein künstlerisch empfindender, nach Klarheit und Echtheit strebender Mann spricht hier, nein plaudert, meist in der Form leichter Wechselrede, über verschiedene Kunst- und Lebensprobleme — Ehe, Kunst und Alltag, Künstler und Publikum. Ein bißchen disparat wirkt allerdings das Bändchen. Novellistische Stimmungsbilder und kleine Charakterstudien wie „Ein Mensch", „Bankrott", „Ein Philosoph", die zum Teil recht fein sind, stehen neben einer Antikorsettpredigt und anderen Feuilletons, die wohl nicht unbedingt noch einmal in den doch immer etwas anspruchsvollen Rahmen eines Buches gefaßt zu werden brauchten.

Aber sei's darum. Leichte und gute Lektüre ist ja nicht allzuhäufig. Und man merkt doch, daß diese Späne in einer tüchtigen Werkstatt gefallen sind.

München. C. Heinrich.

* **Zeitschriften-Literatur.** Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie einschließlich Rassen- und Gesellschafts-Hygiene. Zeitschrift für die Erforschung des Wesens von Rasse und Gesellschaft und ihres gegenseitigen Verhältnisses, für die biologischen Bedingungen ihrer Erhaltung und Entwicklung, sowie für die grundlegenden Probleme der Entwicklungslehre. (Berlin, Verlag der Archiv-Gesellschaft.) 3. Jahrgang. Das 6. Heft enthält folgende Abhandlungen: Plate, L.: Ueber Vererbung und die Notwendigkeit der Gründung einer Versuchsanstalt für Vererbungs- und Züchtungskunde. — Ziegler, Heinrich Ernst: Die Chromosomen-Theorie der Vererbung in ihrer Anwendung auf den Menschen. — Walkhoff: Ein weiterer Beitrag zur Lehre von der Phylogenese des menschlichen Kinnes. — Claassen, Walter: Die Frage der Entartung der Volksmassen auf Grund der verschiedenen, durch die Statistik dargebotenen Maßstäbe der Vitalität (Schluß.) Ursachen der Entartung.

Himmel und Erde. Illustrierte naturwissenschaftliche Monatsschrift, herausgegeben von der Gesellschaft „Urania", Verlag von Hermann Paetel, Berlin, Jahrg. XIX, Heft 3. Durch die spektrographische Methode ist festgestellt worden, daß es im fernen Himelsraume Sonnen und wahrscheinlich auch Sonnensysteme gibt, welche seit mindestens anderthalb Jahrhunderten in gleichmäßiger Richtung mit Geschwindigkeiten von mehreren hundert Kilometern in der Zeitsekunde einherfliegen. Gleichzeitig hat man innerhalb der kosmischen Nebelwolken Wirbelbewegungen konstatieren können, die hinsichtlich ihrer gewaltigen Größe der Kosmogonie zurzeit unlösliche Rätsel aufgeben. Die Frage nach den Kraftquellen dieser mächtigen Bewegungserscheinungen, welche Professor Dr. Foerster im vorliegenden Heft erörtert, gewinnt um so mehr an Interesse, als zwischen den Emanations- und Ausschleuderungsbewegungen des Mikrokosmos und den Bewegungen des Makrokosmos Beziehungen beziehungsweise Analogien vorzuliegen scheinen. — Dr. Franz behandelt das Auge und Sehen im Tierreiche unter besonderer Berücksichtigung der Wirbeltiere, und zwar unter Zugrundelegung des Umstandes, daß in der Natur Form und Funktion, wie man zu sagen pflegt, eine Gleichung bilden. — In der Fortsetzung des Aufsatzes über die Urtierchen als Parasiten und Krankheitserreger bespricht Dr. Thesing die für den Menschen wichtigsten Flagellaten, nämlich die Gattung Trypanosoma, auf welche die Schlafkrankheit zurückgeführt wird, und den Cytorrhyctes, den man als den Erzeuger der Syphilis betrachtet. — In den kleinen Mitteilungen werden die Untersuchungen von Franz über die Verteilung der Meere auf der Mondoberfläche besprochen, sowie einige technische Neuerungen auf physikalischem Gebiet.

Allgemeine Rundschau.

Preisaufgaben zum Schinkel-Fest 1908.

Der Vorstand des Architekten-Vereins zu Berlin gibt drei Preisaufgaben bekannt, die alle drei durch eine gewisse Aktualität des Themas besondere praktische Bedeutung haben und allgemeineres Interesse beanspruchen.

Auf dem Gebiete des Eisenbahnbaues wird ein Entwurf zu Erweiterung und Umgestaltung des Anhalter Bahnhofes in Berlin gefordert, in dem Sinne, daß seine einzelnen Hauptteile (Personen-, Abstell-, Post- und Güterbahnhof) ohne gegenseitige Störung betrieben werden können und gleichzeitig zur Entlastung des Potsdamer Hauptbahnhofes in Berlin der Fern-Personenverkehr der Berlin-Potsdamer Bahn nach dem Anhalter Bahnhof übergeführt wird.

Auf dem Gebiet des Wasserbaues verlangt das Ausschreiben einen Entwurf zum Umbau eines Kanals mit steilem Abstiege und einen Entwurf zu einem Flußhafen. Eine Aufgabe, deren aktuelle Bedeutung auf der Hand liegt.

Im Gebiet der Architektur ist der Entwurf zu einer Dorfanlage ausgeschrieben. Die Formulierung der Aufgabe verrät, daß auch hier ganz konkrete praktische Verhältnisse ins Auge gefaßt sind. Es soll nämlich das leicht gewellte, von einem Fließ durchzogene und teilweise mit altem Forst bestandene Gelände einer etwa 1500 Hektar großen Herrschaft im nordöstlichen Deutschland unter Heranziehung von Kolonisten in Bauerngüter aufgeteilt werden. Während der größere Teil der neuen Gehöfte auf der alten Gutsflur an Wegen zerstreut auf den einzelnen Grundstücken erbaut werden soll, ist der kleinere Teil der neuen Siedelungen mit der Kirche, dem Pfarrhause, der Schule, dem Dorfkruge und der Schmiede um einen Dorfanger zu gruppieren. — Zu entwerfen sind: der Lageplan das Dorfangers, die evangelische Dorfkirche, das evangelische Pfarrhaus, die Schule, der Dorfkrug, die Dorfschmiede, ein größerer Bauernhof und der Hof eines Kleinbauern oder Kätners.

*

Der nur für Mitglieder des Architekten-Vereins, welche die Prüfung für den preußischen Staaatsdienst im Baufache abzulegen beabsichtigen, zu erwerbende Preis ist für eine auf wenigstens drei Monate auszudehnende Studienreise bestimmt, die der Verfasser eines mit dem Staaatspreise gekrönten Entwurfes innerhalb zweier Jahre anzutreten hat. Vor Antritt der Reise hat er etwaige Aufträge des Vereins entgegenzunehmen und sechs Wochen nach Rückkehr Reisebericht und Skizzen vorzulegen.

Die Arbeiten können vom kgl. preußischen technischen Oberprüfungsamte als Ersatz für die häusliche Arbeit zur Staatsprüfung angenommen werden und bleiben dann in Verwahrung dieser Behörde. Die mit dem Staatspreise gekrönte Arbeit wird Eigentum des Vereins, der im übrigen das Recht hat, die ihm geeignet erscheinenden Arbeiten unter Nennung des Verfassers zu veröffentlichen.

Die Ausländer auf den deutschen Universitäten.

Im laufenden Winterhalbjahr befinden sich auf den sämtlichen Universitäten des Reichs 4151 Ausländer bei einer Gesamtstudentenzahl von 45,136. Ihr verhältnismäßiger Anteil beträgt 9.2 Prozent gegen 8.6 Prozent im Sommer v. J., 8.4 im Vorjahr und 7.5 im Sommer 1905. Die Steigerung der absoluten Ziffer gegenüber dem Vorjahr (mit 3555) um 596 beruht fast ausschließlich auf dem erhöhten Zuzug russischer Staatsangehöriger, deren Zahl innerhalb eines Jahres von 1326 auf 1890 gestiegen ist.

Unter den 3717 Angehörigen der europäischen Länder sind außerdem 681 aus Oesterreich-Ungarn, ferner aus der Schweiz 341, aus England 144 (159), aus Bulgarien 139, aus Rumänien 83, aus Serbien 61, aus Frankreich 58, aus den Niederlanden 57, aus Luxemburg 59, aus Griechenland 47, aus der Türkei 40, aus Italien 33, aus Schweden und Norwegen 32, aus Spanien 23, aus Belgien 19, aus Portugal 9,

aus Dänemark 5, aus Liechtenstein und Montenegro je 1. Aus Amerika, vornehmlich aus den Vereinigten Staaten, stammen 302, aus Asien, und zwar überwiegend aus Japan, 113, aus Afrika 13 und aus Australien 6.

Auf die einzelnen Universitäten verteilen sich die Ausländer wie folgt: in Berlin studieren 1189 (gleich 14.5 vom Hundert der Berliner Frequenz), in Leipzig 662 (14.8 v. H.), München 496 (8.8), Heidelberg 259 (16.1), Halle 254 (11.3), Jena 186 (14.6), Göttingen 169 (9.2), Freiburg 164 (9.4), Königsberg 134 (11.7), Straßburg 96 (5.8), Bonn 88 (2.9), Gießen 84 (7.6), Breslau 77 (3.9), Würzburg 67 (4.7), Marburg 60 (4.9), Tübingen 59 (3.9), Greifswald 43 (5.2), Erlangen 28 (2.6), Rostock 13 (2.0), Kiel 12 (1.4), Münster 11 (0.7).

Von den Ausländern studieren: evangelische Theologie 185, katholische Theologie 34, Rechtswissenschaft 580, Medizin 1090, Philosophie, Sprachen oder Geschichte 951, Mathematik oder Naturwissenschaften 714, Kameralwissenschaft bezw. Land- und Forstwissenschaft 573, Zahnheilkunde 24

Kleinere Mitteilungen.

* **Observatorium zu Lindenberg.** Unter den Spezialberichten aus den Ergebnissen der Arbeiten des kgl. preuß. Aeronautischen Observatoriums zu Lindenberg im Jahre 1905 dürfte nach dem Globus für nicht fachmännische Kreise besonders der von Berson über die Fahrt des Freiballons „Jupiter" bei Gelegenheit der totalen Sonnenfinsternis am 31. August 1905 zu Burgos in Spanien von Interesse sein. Oefter hört man nämlich die Ansicht vertreten, daß eine derartige Finsternis einen Luftwirbel verursache, der mit ihr fortwandere und ähnliche Erscheinungen wie sonst kleinere Zyklonen auf der Erdoberfläche hervorrufe.

Die Ergebnisse der Freifahrt sollen später von spanischer Seite ausführlich im Zusammenhang mit den übrigen Beobachtungen veröffentlicht werden, deshalb teilt Berson nur so viel mit, als nötig ist, um zu zeigen, daß weder die Erscheinungen in bezug auf die Lufttemperatur, noch auf Windrichtung und Geschwindigkeit eine Deutung im oben angegebenen Sinne zulassen, sondern die beobachteten Erscheinungen sich sehr einfach aus dem Wechsel verschiedener Luftschichten erklären lassen und, wie die Ergebnisse eines kurz auf den „Jupiter" folgenden Ballons beweisen, erklärt werden müssen.

* **Personalien.** Am Dienstag früh ist in Leipzig nach kurzem Krankenlager der bekannte Neurologe Paul Julius Möbius, kurz vor Vollendung seines 54. Lebensjahres, gestorben. Am 24. Januar 1853 in Leipzig geboren, studierte er dort und in Jena und Marburg. 1883 habilitierte er sich an der Universität seiner Vaterstadt, legte aber nach 10jähriger Lehrzeit die Docentur nieder und entfaltete eine reiche Tätigkeit als vielgesuchter Nervenarzt. In der Wissenschaft erwarb er sich besonders durch seine 1893 in zweiter Auflage erschienene „Allgemeine Diagnostik für Nervenkrankheiten" und einige weitere Schriften auf neurologischem Gebiete Ansehen und weitere Beachtung. Für das größere Publikum gewann sein Name durch die bekannte vielbefehdete Streitschrift gegen die Frauenemanzipation „Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes" einen nicht ganz beneidenswerten Ruhm, denn offenbar stemmte er sich in grober Kurzsichtigkeit gegen eine Bewegung, deren Wiederaufblühen am Ende des vergangenen Jahrhunderts, nachdem sie ihm bereits als eine Erbschaft des ausgehenden 18. Jahrhunderts überkommen war, stets zu den Ruhmestiteln dieses Zeitabschnittes gehören wird. Auch die vielgelesenen, noch häufiger vielleicht besprochenen Werke, in denen Möbius die pathologischen Grundlagen der größten Genies unserer Literatur mit grausamer Offenheit bloßzulegen unternahm, wie bei Goethe, Schopenhauer und Nietzsche, sind zum Teil, und wohl nicht mit Unrecht, auf erbitterten Widerspruch gestoßen. Jedenfalls aber ist mit ihm eine scharfumrissene Persönlichkeit aus dem Leben unserer Tage geschieden

**

Hochschulnachrichten.

* **Halle a. S.** Wie verlautet, wird der außerordentliche Professor der Landwirtschaft an der hiesigen Universität Dr. Max Fischer nach Ablauf des Sommerhalbjahres 1907 an die Kolonialschule nach Witzenhausen übertreten.

* **Brünn.** Der Professor für Straßen-, Eisenbahn- und Tunnelbau an der hiesigen tschechischen Technischen Hochschule Gustav Czerwinka ist am 6. Januar infolge Selbstmordes gestorben.

Verlag von **Otto Liebmann, Berlin W.**

Kartelle und Trusts.

Ihre Stellung im Wirtschafts- und Rechtssystem der wichtigsten Kulturstaaten.

Eine nationalökonomisch-juristische Studie

von

Dr. Baumgarten und **Dr. Meszlény**

Rechtsanwalt, Privatdozent. Amtsrichter.

1906. 8.50 M.; eleg. geb. 11.— M.

Preisgekrönt von der Ungarischen Akademie der Wissenschaften.

„Das Buch dürfte sich bald von allen juristischen und volkswirtschaftlichen Kreisen weit und breit die Krone der allgemeinen Anerkennung erringen." Kartell-Rundschau.

Kommentar zum Gesetz betr. die

Gesellschaften mit beschränkter Haftung

nebst einem Anhange:

Die Einkommenbesteuerung der G. m. b. H. und die Reichsstempelabgabe auf die Tantièmen.

Von

Dr. J. Liebmann

Justizrat, Rechtsanwalt und Notar in Frankfurt a. M.

1906. Fünfte, gänzlich neu bearbeitete u. vermehrte Auflage.

4.80 M.; geb. 5.60 M.

„Dieser Kommentar hat die Tendenz, in möglichst knapper Form, aber mit sachlicher Vollständigkeit, das Gesetz nach dem Bedürfnis der Praktiker, Juristen wie Gesellschafter, zu erläutern . . . Der Hauptvorzug des Buchs besteht in seiner praktischen Brauchbarkeit und Übersichtlichkeit.

Prof. Dr. Laband in der „Deutschen Juristen-Zeitung".

Die Praxis der

Finanzierung

bei Errichtung, Erweiterung, Fusionierung und Sanierung von **Aktiengesellschaften, Kommanditgesellschaften, Gesellschaften m. b. H., Bergwerken, Kolonialgesellschaften.**

Handbuch für Bankiers, Gesellschaften, Kapitalisten, Industrielle, Juristen usw.

von

Dr. Emil Wolff,

Großh. Kreisamtmann a. D. und Syndikus, Frankfurt a. M.

1905. 4 M.; geb. 4.75 M.

„Dem Verfasser stehen als Syndikus und Berater von Finanzinstituten und gewerblichen Unternehmungen reiche Erfahrungen zu Gebote, die er geschickt und verständlich verwertet hat. Das Buch kann Juristen und Kapitalisten wohl empfohlen werden." Leipziger Zeitung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie vom Verlage.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Freitag, 11. Januar. Nummer 9.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt. Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50
(Bei direkter Lieferung Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition

Verantwortlicher Herausgeber. Dr. Julius Petersen in München.

Inhalt:

Grundlagen und Entwicklungsziele der österreichisch-ungarischen Monarchie. Von Regierungsrat Professor Dr. C. Brockhausen (Wien).

Zur Reform der höheren Mädchenschule. (Schluß.) Von Anna Freund (München).

Bücher und Zeitschriften.

Karl Gjellerup: Der Pilger Kamanita. — Otto Hauser: 1848.

Allgemeine Rundschau.

Die Bibliothek Bilbasow.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Grundlagen und Entwicklungsziele der österreichisch-ungarischen Monarchie.

In Ungarn sind Vertreter der Unabhängigkeitspartei zur Regierung gelangt, jener Partei, in deren Programm die weitestgehende Loslösung von Oesterreich enthalten ist, und unter den Ratgebern der Krone findet sich der Name eines Kossuth, der als der erbittertste Feind des Hauses Habsburg galt. Staunend bewundert die Welt den konstitutionellen Sinn des Monarchen, der, alle persönlichen Erinnerungen zurückdrängend, diese aus der Mehrheit des Parlamentes hervorgegangenen Männer zur Leitung des Landes berief; aber das bange Gefühl läßt sich nicht zurückdrängen, daß mit diesen Staatslenkern auch ihr Programm über kurz oder lang zur Geltung kommen werde, und daß somit die Zerreißung der alten Habsburger Monarchie nur eine Frage der Zeit sei. Als 1867 aus dem Einheitsstaate ein Doppelstaat entstand, schien die schwerste Krise überwunden, und ein Menschenalter relativ glücklicher Entfaltung beider Reichshälften ließ auf eine ruhige Fortentwicklung hoffen. Nun aber ist dieser Dualismus selbst aufs äußerste gefährdet, und die Männer, die in Pest das Staatsruder führen, betrachten es als ihre Lebensaufgabe, die Fäden zu lockern, die das Ganze noch zusammenhalten. Sind unter solchen Umständen die Grundlagen der Monarchie als erschüttert anzusehen, zielt die Entwicklung auf den Untergang des Reiches in seiner heutigen Form? Das sind die bangen Fragen, die jedes Oesterreichers Herz bedrücken und die auch über die Reichsgrenzen hinaus den Frieden Europas bedrohen. „Grundlagen und Entwicklungsziele" benennt sich ein Buch,[1]) das ohne Voreingenommenheit diese Fragen untersucht und das, von geographischen und ethnischen Voraussetzungen ausgehend, den Nachweis zu erbringen versucht, daß in den inneren Verhältnissen der Monarchie die zusammenhaltenden Kräfte weit stärker sind als die zerstörenden, mit anderen Worten, daß die Grundlagen gesund und die Entwicklungsziele zentripetal sind. Ein seltsames Beginnen, das wohl einer weitgehenden Beachtung wert ist!

Vor allem soll das Märchen zerstört werden, als ob Oesterreich nichts anderes sei als ein zusammengeheirateter Länderbesitz, als ob es nur als ein Residuum einer veralterten Diplomaten-Politik in die Jetztzeit hineinrage. Jene Schulbankweisheit, die in dem angelernten Sprüchlein: „Tu felix Austria nube" ihren Ausdruck findet, übersieht nämlich, daß gerade die beiden Länder, die jenes Sprüchlein trifft, die Niederlande und Spanien, längst verloren gegangen sind, während Böhmen in schweren Kriegen behauptet und Ungarn in langen Feldzügen den Türken entrissen und nach wiederholten Aufständen unterworfen wurde. Es gibt also einen idealen Daseinsgrund für dieses Reich, einen inneren Grund des halbtausendjährigen Zusammenhaltes, und diese Reichsidee, so behauptet der Verfasser, ist nicht sowohl in veralteter Familienpolitik, sie ist viel tiefer zu suchen, und der Nachweis für diese Behauptung wird mit Geschick geführt.

Wohl ist der formale Rechtstitel, auf Grund dessen einst die Habsburger Ungarn beanspruchten, ein Erbvertrag und eine diesem Vertrage entsprechende Erbfolge. Aber diesen formalen Ansprüchen haben viele Tatsachen erst die wahre geschichtliche Bedeutung verliehen. Die Habsburger haben dieses Land mit den Truppen und dem Gelde ihrer deutsch-böhmischen Erbländer und mit Hilfe des Reiches den Türken wegerobert, und dieser Befreiungskampf, den die Magyaren so gerne wegleugnen möchten, ist nicht bloß eine dynastische Familiensache des Hofes gewesen, sie war ebenso Volkssache für alle politischen Klassen Oesterreichs.

Weil man nun aber behaupten könnte, daß mit dem Wegfall der Türkengefahr auch die Idee, welche dieses Reich einst begründete, weggefallen sei, so verweist Springer darauf, daß sowohl vorher als nachher die reichsbegründenden Tatsachen gegeben waren und daß sie dauernder Art sind. Vorher — weil schon zwei Jahrhunderte vor der Türkengefahr und lange vor den Habsburgern die Donau-, Karpathen- und Sudetenländer zu einem Zusammenschluß strebten, den drei Herrscherfamilien: Anjou, Luxemburger und Jagellonen, mit wechselndem Erfolg, aber mit zu geringen Machtmitteln zu bewerkstelligen versuchten und nur wegen des Streites um die Hegemonie nicht durchsetzen konnten, bis die Habsburger, hinter denen ihr großer Erbbesitz und die Reichsmacht stand, diese Aufgabe lösten.

Nach der Türkengefahr aber bestand die Reichsidee fort, weil die geographischen, von der Natur unverrückbar gegebenen Grenzen geblieben sind und, was noch weit wichtiger ist, weil trotz eines halbtausendjährigen Wechsels die Siedlungsverhältnisse der diesen Teil Europas bewohnen-

[1]) Grundlagen und Entwicklungsziele der österreichisch-ungarischen Monarchie. Politische Studie von Rudolf Springer, Wien und Leipzig, Deutike 1906.

den Völker die gleichen geblieben sind. „Kein Staat Europas hat, wenn man etwa von einigen locker verbundenen Grenzgebieten absieht (Vorarlberg, Galizien, Trentino), so eindeutige geographische Grenzen wie Oesterreich: Karpathen- und Sudetenland umfassen Ungarn und Böhmen in einem geschlossenen Halbkreise; die Ostalpen weisen von West nach Ost bis zur Adria, das Wiener Becken ist der gemeinsame Treffpunkt oder, wie ich es vielleicht genauer ausdrücken möchte: es ist eine Ellipse, deren beide Brennpunkte Wien und Pest sind. Der Bergesrand und die Talfurchen, welche den Flüssen ihren Lauf weisen, sind die eine Grundtatsache für die Einheit der Monarchie. Die zweite Grundtatsache bildet, dem Jammer der Tagespolitiker, welche von der Idee des Nationalstaates hypnotisiert sind, zum Trotz, die ethnische Mannigfaltigkeit der Nationen; gerade weil es nicht bloß zwei, sondern so viele sind, und weil diese vielen so durcheinandergewürfelt sind, daß es keine Möglichkeit gibt, sie geographisch zu sondern, gibt es keinen Schlüssel, sie restlos unter die Nachbarstaaten aufzuteilen, und gerade deshalb, weil sie in den Nachbarstaaten Konnationale besitzen, gibt es keine Möglichkeit, daß eine Nation die anderen aufsaugen könne. Darum gibt es für keine Nation ein Entrinnen aus der Monarchie.

Aber, so wird man fragen, warum streben Cis- und Transleithanien trotz dieser säkularen Tatsachen auseinander, oder, genauer gesagt, warum ist der Volkswille in Ungarn, wie er im Parlamente zum Ausdrucke kommt, fast einstimmig für die weitestgehende Trennung? Die Antwort Springers lautet: Erstens weil der Dualismus von Anfang an die denkbar ungünstigste Form der Vereinigung war, weil er von Anfang an viel mehr eine Trennungs- als eine Einigungsformel war; zweitens, weil die Grundlagen, auf die dieser dualistische Reichsbau gestellt war, sich seit einem Menschenalter durchaus verschoben haben.

Wie es zu dieser Staatsform überhaupt gekommen ist, die nur für die Magyaren, keineswegs aber für die gesamten in Ungarn wohnenden und hier die Volksmehrheit bildenden Nationalitäten von Vorteil war, das ist ein Kapitel für sich, welches der Geschichte angehört. Die für Oesterreich unglücklichen äußeren Verhältnisse von 1859 bis 1866 haben hier ebenso mitgewirkt wie die inneren Zustände, und die Ueberlegenheit der Magyaren als Politiker.

Während die Habsburger seit Maria Theresia und Joseph die große Idee verwirklichten, den mittelalterlichen Ständestaat in einen modernen umzuwandeln, erschienen ihre Mittel: Militarismus, Bureaukratismus, Aristokratismus und Hierarchie, auch denen verdächtig, die sie beglücken wollten, und der Magyare, immer ein Politiker großen Stiles, verstand es, selbst diejenigen auf seine Seite zu ziehen, die er mit rücksichtsloser Herrenmoral zu unterjochen beabsichtigte, er verstand es, den Gewaltmaßregeln der eigentlich völkerbefreienden Herrscher gegenüber sich auf die Ideale der Konstitution, der Volks- und Religionsfreiheit berufen zu können. Und so ist der Magyare Herrscher geworden in Transleithanien, der Deutsche sollte es, so lautete das Trugbild des Dualismus, in Cisleithanien sein.

Folgendes ist nach Springer — und hiergegen ist kaum etwas einzuwenden — der leitende Grundgedanke des Dualismus. „Von den zehn Völkern der Monarchie sind zwei souverän und reichsunmittelbar, die Deutschen und die Magyaren. Beide gliedern sich je ein halbsouveränes, reichsmittelbares Volk an: Die Deutschen geben den Polen (Sprachenverordnung von 1869) relative Autonomie, die Magyaren den Kroaten (Ausgleich von 1868). Alle Großen sind so an der Reichsgestaltung mit interessiert, die sechs anderen Nationen aber, die Tschechen, Ruthenen und Rumänen, die Slowenen, die österreichischen Südslawen, die Serben und Italiener sind zur Aufsaugung bestimmt, dem geschichtlichen Untergang geweiht, und zwar nehmen an deren Aufsaugung auch die Halbsouveränen teil: Den Polen sind die Ruthenen, den ungarischen Kroaten die Serben ihres Landes als Beute zugewiesen."

Der Plan, zwei herrschende Volksstämme, die Deutschen hier, die Magyaren dort, zu berufen, gründete sich darauf, daß nur diese beiden einen ausreichenden Klassenaufbau hatten: das Deutschösterreichertum baute sich auf Hof- und Amtsadel, Klerus, liberale Berufe, industrielles und städtisches Bürgertum, Handwerk und Bauernschaft harmonisch auf. In Ungarn lagen die Verhältnisse zwar nicht ganz so, aber doch ähnlich. Hier gab es Magnaten, eine ländliche Gentry, die zugleich die liberalen Berufe besetzte, einen nationalen Klerus und einen Bauernstand. Wohl fehlte das städtische Handwerk, das in den Händen von Deutschen lag, Industrie und Handel wurde von Juden betrieben, — aber beide Gruppen gingen mit fliegenden Fahnen ins magyarische Lager über, in das Feldlager des Konstitutionalismus und der religiösen Toleranz —, so waren auch die Magyaren zusammen mit den Ueberläufern eine Nation in modernem Sinne. Allen übrigen Nationen des Reiches aber fehlte ein industrielles und intellektuelles, das bureaukratische wie das kaufmännische Element und ein klassenbewußtes Proletariat. Jene Völker, die sich wenigstens ihren Adel und ihren Klerus erhalten hatten (Polen und Kroaten), errangen sich doch im eigenen Kronland Autonomie, allen anderen fehlte die Führung, sie wurden „Heloten des Dualismus".

Das war der Gedanke des Dualismus; die Vielheit der Nationalitäten in Cis- und Transleithanien sollte je einer herrschenden Nation eingeordnet werden — und es konnte einen Augenblick scheinen, daß die herrschende Nation hüben und drüben die ihr zugedachte Aufgabe erfüllen werde. Dieser Traum ist zerronnen; für Cisleithanien ist dies jedem Laien klar; für Ungarn sucht Springer den Beweis zu erbingen, daß nur ein dünner Firnis schreiender Nationalfarben die wahren Tatsachen vorläufig unkenntlich macht.

Denn, nach drei Jahrzehnten sind Gesellschaft und Staat auf beiden Seiten der Leitha andere geworden; in den kleinen Völkern hat sich die Klassenbildung vorbereitet und ausgebildet; in Cisleithanien ist dieser Prozeß nahezu abgeschlossen und in Ungarn folgt er nur um ein bis zwei Jahrzehnte später nach. In rapider Entwicklung hat die tschechische Nation den Ring aller bürgerlichen Klasseninteressen geschlossen; Klasse um Klasse marschiert auf der politischen Arena auf: Kleinbürger, Bauern und zuletzt das Proletariat; die anderen Nationen folgen nach; es ist ein Musterbeispiel dafür, wie sich Nationalitäten schrittweise durchbilden und selbst befreien; die successive Erweiterung des Wahlrechtes ist nur der rechtliche Ausdruck für diesen Wandel der Tatsachen, und schrittweise büßen die Deutschen die ihnen im Ausgleich zugedachte Hegemonie ein. In Cisleithanien sind es nun nicht mehr die Deutschen, die mit den Polen über einflußlose nullifizierte Nationchen zu herrschen berufen sind, sondern acht vollvertretene Nationen, keine gewillt, sich der anderen zu unterwerfen — so ist der eine Tragbalken des Dualismus vermorscht.

Was ist inzwischen aus Ungarn geworden? Zunächst ein blendender Sieg des Magyarismus. Keine europäische Weltsprache hat je so rasche Eroberungen gemacht wie das magyarische Idiom in den nächsten zehn Jahren — natürlich, denn Magyarisch war Brot; galt es doch, eine zivile, eine kirchliche und zugleich eine militärische Bureaukratie zu schaffen: ein ganzes Heer von studierten Magyaren, ja drei Korps, war nötig geworden. Die magyarische

Gentry konnte dieses Heer nicht stellen; die Ueberläufer aus anderen Volksteilen waren erwünscht; für jedes Talent hatte das Magyarentum Brot und Ehre; selbstverständlich nur, wenn es sich zur Staatsnation bekehrte.

Aber auf dem Fuße folgt der Wandel; die Kehrseite der glänzenden Medaille ist zunächst der Verfall der alten Gentry. Noch 1867 war der ungarische Junker der Beherrscher seiner Arbeiter; er lebte unter ihnen, gebot ihnen persönlich und beutete sie aus. Aber die Einrichtung des bürgerlichen Staates wandelte diesen Junker allmählich um; mit dem Uebergang zur Geldwirtschaft mußte er Grundwirt werden, Großbauer, ein mittlerer Getreideproduzent, der durch wirtschaftliche Tugenden Geld macht; diese Rolle liegt ihm wenig; die meisten verkaufen oder verpachten ihr Land; sie suchen das Amt, werden Staatsdiener oder Journalisten, Politiker; die Gentry als Klasse ist aufgelöst, in die normalen Klassen jeder bürgerlichen Gesellschaft, in Großbauern, industrielles Bürgertum und in Intellektuelle; der große Teil ist verarmt und bildet ein unzufriedenes Kleinbürgertum von Schankwirten und verschuldeten Haus- und Grundbesitzern. Schon, meint Springer, sei der Bedarf Ungarns an Intellektuellen derartig gesättigt, daß der Magyare den Konvertiten nicht mehr brauchen kann, abstößt und somit indirekt zwingt, sich seinen Konnationalen wieder anzuschließen, um dort sein „Geschäft" zu machen. Daß aber der nichtmagyarische Intellektuelle heute, im Gegensatze zu 30 Jahren vorher, sein „Geschäft" bei seinen Nationalgenossen machen könne, ist so zu erklären: Dem Ackerbauer, dem deutschen wie dem rumänischen, slowakischen, ruthenischen und serbischen, hat der magyarische Staat überhaupt nichts anzuhaben vermocht; der nie erloschene Nationalismus der zähen Bauern verfuhr — wie überall — rein defensiv und stützte sich auf die Kirche. Sowie nun das Landvolk in die Geldwirtschaft hineingerissen wird, braucht es Advokaten, Notare, gewöhnt sich an den Arzt und zieht seinen Nationsgenossen den Magyaren vor. Nun schließt sich an das Landvolk neben dem Klerus der städtische Kleinbürger und der Intellektuelle — die aufsteigende nationale Bewegung ist geboren und Ungarn geht, wenn auch in zehn bis zwanzig Jahren später, die Bahn Oesterreichs.

Damit scheint allerdings in Widerspruch zu stehen, daß das ungarische Parlament fast rein magyarisch zusammengesetzt ist. Während selbst nach der magyarischen Statistik die Magyaren nur eine knappe Hälfte der Bevölkerung umfassen, finden wir im Parlament nicht einmal ein Dutzend nichtmagyarischer Abgeordneter. Man hat dieses ungarische Parlament so viel bewundert, aber es zu begreifen, unterließ man. Um es aber zu begreifen, muß man die ganze Funktion der ungarischen Verwaltung kennen lernen, bis herab zu der Lokalverwaltung. Diese eingehende Untersuchung bildet den interessantesten Teil des vorliegenden Werkes; Springer zeigt uns die Verwaltung der Komitate, der Groß- und Kleingemeinden, die alle nach dem Wortlaute des Gesetzes Vertretungskörper mit Selbstverwaltung sind; alle Funktionäre der Gemeinde werden nach der Sprache des ungarischen Gesetzes „gewählt". Also Konstitutionalismus bis herab zur Gemeinde.

Aber während das moderne Staatsrecht Vertretungskörper und Ständewesen dadurch unterscheidet, daß das Ständemitglied kraft Geburt, Amt oder Besitz berufen wird, der Volksvertreter hingegen aus Volkswahlen hervorgeht, hat Ungarn in der Lokalverwaltung zwar dem Namen nach Volksvertreter, der Sache nach überwiegend Ständewesen: die Hälfte der sogenannten Vertreter in der Gemeinde ist viritim berufen — kraft eigenen Besitzes; es sind durch Gesetz ernannte Herren der Gemeinden, Gemeindestände, denen die Gemeinde zur Hälfte eingeantwortet ist! Und nachdem so die Hälfte der Mandate vergeben ist, mag die misera contribuens plebs wählen — nie kann sie die Mehrheit erreichen; denn noch wird ein zweiter Riegel vorgeschoben durch ein weiteres ständisches Element — die zahlreichen Vorstandsmitglieder, die stimmberechtigt und überwiegend gewählte Beamte sind. Aber diese Wahl selbst, entspricht sie unseren Begriffen einer Wahl? Nein, es findet eine höchst merkwürdige „Kandidation" statt, zu deutsch ein Vorschlagsrecht, und dieses wird vom Oberstuhlrichter oder von einem Kandidationsausschuß — auch wieder ständischen Elementen — ausgeübt; sie „kandidieren" für jede Stelle drei Personen; nur ein Kandidierter kann „gewählt" werden.

So sind Volksvertretung und Wahl in Ungarn in anderem Sinne aufzufassen als in der übrigen Welt, oder wie Springer sich etwas drastisch ausdrückt: „So mißbraucht die ungarische Verfassung die konstitutionellen Begriffe und Formen." — Aehnlich steht es zufolge der Komitatsverfassung mit dem nächsthöheren Selbstverwaltungskörper. Von 120—600 Mitgliedern sind die Hälfte Höchstbesteuerte — so haben Magnat und Junker im vorhinein ihre gesicherte Majorität, wieder stehen ihnen die Virilisten des Amtes, „gewählte" Beamte, zur Seite, die übrigen Wähler haben ein äußerst kompliziertes Wahlrecht, welches dazu dient, den Virilisten der Gemeinde auch den Einfluß im Komitate zu sichern. So ist das Institut der Virilisten die feste Schutzwehr des magyarischen Großbesitzes. Die Widerstandskraft der herrschenden Rasse liegt somit nicht in den verfassungsmäßigen, sondern in den halbständischen Einrichtungen, also nicht in der Vollendung, sondern in der Mangelhaftigkeit des Repräsentationssystems. Die Lokalverwaltung aber ist das Exerzierfeld, wo die Parteien sich schulen und organisieren; Volksschichten, die hier ausgeschlossen sind, vermögen sich nur schwer zu einheitlicher Aktion aufzuraffen; politische Agonie, verzweifelte Resignation ergreift die Nationalitäten, bis plötzlich der Dammbruch eintreten wird.

Und nun gibt sich das in Gemeinden und Munizipium organisierte Magyarentum im Parlament seine Zentrale; rechtlich ist zwar das parlamentarische Wahlrecht ein bürgerlich-bäuerliches, doch tatsächlich wird nur die Gentry gewählt. Wie kommt das? Es gibt überhaupt kein einheitliches Parlamentswahlrecht, sondern eine lange Reihe von komplizierten Stimmrechtstiteln, so daß vor dreißig Jahren 6 Prozent, heute 6.1 Prozent der Bevölkerung oder 27 Prozent der über 21 Jahre alten Männer zum Wahlrecht gelangen; das Wahlrecht ist ein beispiellos ungleichmäßiges, und die Zahl der Wähler schwankt zwischen weniger als 200 bis über 7000 in den einzelnen Bezirken. „Wahlergebnisse auf dieser Basis," meint Springer, „beweisen nichts als die alte Wahrheit von der Wirksamkeit der Wahlgeometrie."

Auf solcher Basis kann kein Staatsleben auf die Dauer bestehen; das Fundament der magyarischen Politik in Ungarn ist Fiktion und Dekoration, die beide, je länger, je weniger, den realen Tatsachen gegenüber sich behaupten können. Da die Entwicklung der Nationen, deren aufsteigende Klassenbewegung in Ungarn denselben Verlauf nimmt wie in Oesterreich, muß, wenn auch um ein bis zwei Jahrzehnte später, der dekorative magyarische Bau zusammenbrechen. Während in Cisleithanien kein geistig Gesunder mehr an Entnationalisierung glaubt, bilden die Magyaren sich ein, dies tun zu können. Sie wollen Territorien erobern (größer als Württemberg), in denen die Rumänen geschlossen sitzen, sie wollen zwei Millionen Deutsche (mehr als Elsaß-Lothringen) einschlucken, dazu fast ebenso viel Slowaken, dazu Serben und Ruthenen, die

alle sich an Brüder im Auslande anlehnen. Selbst nach der dekorativen magyarischen Statistik haben alle die Nationen von 1880 bis 1900 absolut zugenommen; 58 Millionen Deutsche können 3 Millionen Polen nicht absorbieren, 8 Millionen Magyaren wollen 12 Millionen Nichtmagyaren absorbieren. Um ein Provinzialidiom zu gewinnen, sollen die Deutschen eine Weltsprache aufgeben, zwei Menschenalter kultureller Verelendung durchmachen, Analphabeten werden!

Und dabei ziehen die Magyaren im Bauernstande ökonomisch den kürzeren; in den letzten 20 Jahren haben sie 456 Ortschaften verloren und nur 261 gewonnen; in den Städten haben sie freilich einen ökonomischen Ueberbau, aber dieser ist scheinmagyarisch, und national folgt, wie wir dies in Oesterreich täglich sehen, die Stadt dem umliegenden Lande. Die Deutschen haben mit solchen Scheineroberungen ihre Kräfte verschwendet; jetzt kommen die Magyaren an die Reihe.

Augenblicklich freilich sieht es schlimm aus um den Zusammenhalt des Reiches. Wenn jetzt der Ausgleich erneuert werden soll, so stehen sich zwei ganz andere Kompaziszenten gegenüber als 1867; hier eine paritätische Konföderation von acht Nationen; dort eine brutale Herrschaft einer über sechs andere. Darum ist der Dualismus innerlich tot. Aber ist darum die Monarchie, die Reichsidee gefährdet? Springers Antwort lautet: Nein. Denn der Dualismus ist nicht das Wesen der Monarchie; er ist bloß eine Rechtsform, und zwar, wie wir sahen, eine verfehlte; die Form kann vergehen, aber die Monarchie selbst ist in den säkularen Tatsachen ihrer geographischen Gestaltung und ihren durch fünfhundert Jahren gleich gebliebenen Siedlungsverhältnissen fester verankert.

Die Schlußkapitel des Buches sind dem Nachweise gewidmet, daß die Monarchie ein autarkes Produktionsgebiet ist, das in seiner Einheit ein sich selbst genügendes Ganzes darstellt, von dem kein Teil wirtschaftlich den anderen entbehren oder loslassen kann. Cisleithanien legt sich wie eine Klammer um Ungarn, und kein Staat kann in einer so erwürgenden Umklammerung bestehen; aber andererseits ist auch eine Klammer noch kein Staat.

Wirtschaftlich hat die Monarchie nur einen Sinn als Ganzes, und verliert durch die Trennung ihren Zweck für alle außer für die magyarische Bourgeoisie; aber ein autarkes Gebiet zerstören, weil ein Fünftel es will, ist eine politische Unmöglichkeit. Dazu kommt noch, daß heute die sozialen Klassen in Cis und Trans dieselben sind. Im Großgrundbesitz finden wir hier und dort dieselben Namen; in der Hochfinanz und der Industrie dieselben Leute, höchstens mit verschiedenen Namen; der Kern der Bevölkerung ist hier wie dort der Bauer, und selbst der magyarische Bauer will höchstens die magyarische Kommandosprache, nicht den Zollkrieg; und die Proletarier endlich sind in Budapest vielsprachiger noch als in Wien. Wien und Budapest sind weniger verschieden als Bukowina und Tirol; darum liegt Einheit im Interesse aller — ausgenommen die rivalisierenden Advokaten des Streites. Nirgends liegt in den realen Klassen die Tendenz zur wirtschaftlichen Kleinstaaterei und zu Duodez-Armeen. Wir sind unter unermeßlichen Opfern und Mühen eins geworden; die Einbuße im Falle der Auflösung wäre gleichfalls unermeßlich.

Ich unterlasse es, an dieser Stelle, die einzelnen Heilmittel auseinanderzusetzen, die Springer vorbringt, um den Staat wieder ins Geleise zu bringen; zum großen Teile sind sie von spezifisch österreichischem Interesse und wiederholen, was er im Kampfe der österreichischen Nationen um den Staat (Wien 1902) gesagt, und worüber ich in dieser Zeitung (Nr. 208 jenes Jahres) bereits ausführlich berichtet habe. Auch kommt es weniger darauf an, ob gerade seine Vorschläge die einzig richtigen sind; wichtiger ist es, daß dieses Werk, und ich glaube mit Erfolg, zum allgemeinen Bewußtsein bringt, daß die über den Wandel der jeweiligen Rechtsformen stehende Reichsidee Oesterreichs heute wie vor einem halben Jahrtausend unverändert gegeben ist, und daß die Tatsachen sich trotz Fiktion und Dekoration sich selbst Bahn brechen müssen.

Wien. E. Brockhausen.

Zur Reform der höheren Mädchenschule.

(Schluß.)

Um nun aber zu den Aufgaben der höheren Mädchenschule zurückzukehren: Was wird sie denjenigen weiter bieten, die nicht zu dem Häuflein der Studierenden gehören, der großen Majorität, für die sie doch in erster Linie da ist? Vielfach ist der Plan aufgetaucht, sogenannte Mutter- oder Frauenschulen als Abschluß für die große Mehrheit zu gründen. Es ist hiermit ähnlich wie mit der deutsch-nationalen Schule: schon im Namen allein liegt eine Anziehungskraft; gewiß, es ist ein feiner und liebevoller Gedanke, schon der Schule der heranwachsenden Mädchen den Stempel des zukünftigen Berufes aufzuprägen, die jungen Seelen hineinwachsen zu lassen in das Ihre. Könnten wir unsere Mädchen zu etwas Besserem erziehen als zu edlen, reifen Frauen, zu nicht nur zärtlichen, sondern auch klugen und geschickten Müttern?

Nur eines ist die Frage. Ich will nicht dabei verweilen, daß die Statistik eine sehr betrübende Sprache redet, daß sie sagt, von 100 Frauen verheiraten sich in Deutschland nur 70, in den gebildeten Ständen sogar nur mehr zwischen 40—50; ich will nicht die Frage aufwerfen, ob es nicht vielleicht angesichts dieser Sachlage fast eine unbewußte Grausamkeit ist, der Gesamtheit einen Weg als d e n Weg zu weisen, den mehr als die Hälfte niemals finden kann. Ich stehe auf dem Standpunkte, daß es für jedes weibliche Wesen nötig, höchst nötig ist, die Hauswirtschaft zu verstehen, zu wissen, wie man ein kleines Kind anfaßt und wie man das wundervolle erste Sichregen der kindlichen Psyche behütet. Aber — und dies ist die Frage — wird das wirklich eine der höheren Mädchenschule aufgesetzte Fachschule dieser Art am besten leisten? Ist es wirklich die Schulform, die dem künftigen Wohl der Mädchen am besten entspricht? Haben wir nicht Wirtschaftsschulen, Haushaltungsschulen (in München jetzt sogar ein Haushaltsseminar), Kochschulen, praktische Kurse aller Art in Frauenarbeitsschulen, Kurse für Krankenpflege und Hilfeleistung bei Unglücksfällen, Milchküchen, Kindergärten, Krippen, Säuglingsheime, Kinderbewahranstalten Kurse für Pflege sowohl gesunder wie kranker Kinder nebst theoretischem Unterricht in Kliniken und Kinderspitälern?

Die Schule, der für die letzten, die wichtigsten dieser Dinge immer die Hauptsache fehlen wird, das, was wir Schulmeister das „Anschauungsobjekt" nennen: das Baby — die Schule sollte sich mit den eigens zu diesen Zwecken bereits bestehenden, meist vortrefflich ausgerüsteten und geleiteten Anstalten in Verbindung setzen, dadurch würde sie aus ihren Mauern heraustreten, Fühlung mit dem praktischen Leben gewinnen und nicht nur die Vorbereitung für den Beruf als Hausfrau und Mutter, sondern auch eine solche für das Anpacken sozialer Hilfsarbeit seitens der Frauen der besitzenden Klassen leisten.

Es gibt doch auch heute noch gerade im wohlhabenden Bürgerstand so viele vortreffliche Hausfrauen, auch die gute Mutter ist ja gottlob nicht ausgestorben. Was bedeutet also der Ruf nach anderen Frauen, anderen Müttern, den man so oft hört? Woran fehlt es den heutigen, wo soll an den künftigen gebessert werden? Hierauf wissen wir Lehrerinnen eine Antwort. Wer von uns hätte nicht mit innerer Bewegung bei vertraulicher Zwiesprache mit den Müttern der Schülerinnen jene Klage vernommen, die oft eine Selbstanklage war, aber noch viel öfter eine bittere Anklage der eigenen Erziehung! Die opferwilligste Liebe, das beste Wollen — wie weit hilft es, wenn die Einsicht versagt, wenn die Kenntnisse überall mangeln, wenn ein Vorurteil über das andere stolpert, wenn man den Anforderungen des Lebens mit einer Binde — oder vielleicht noch schlimmer: mit einer verzeichnenden Brille vor den Augen gegenüber steht, wenn man sich freiwillig oder unfreiwillig die Hände hat binden lassen, wenn man fühlt, daß man erziehen soll und selber eine Unmündige geblieben ist?

Was ist es, was die Frauen und Mütter der künftigen Generation tüchtiger machen wird? Wenn sie zu einer gründlichen Schulung gelangen, wenn sie die Entwicklungsmöglichkeiten ihrer geistigen Fähigkeiten genießen, wenn sie als Mensch zu ihrem Rechte kommen, als Eigenwesen, nicht bloß als Trägerin der künftigen Geschlechter. So daß sie nicht den großen Lebensmächten der Nation fremd gegenüber stehen, nicht taubstumm gegenüber allen wissenschaftlichen, industriellen, sozialen, politischen Dingen, nicht verständnislos inmitten einer gewaltigen Kultur, nicht blöde gegenüber den einfachsten Aufgaben des wirklichen Lebens; daß eine Mutter, wenn beispielsweise das Geschick der Familie den Vater raubt, nicht hilflos stehe vor der Verwaltung des Vermögens, vor den Gängen zum Gericht oder einer anderen Behörde, vor der Berufswahl des Sohnes, vor dem Vierer auf dem Exerzitium ihres kleinen faulen Schlingels!

Und daher komme ich zu dem Schluß: Gebt Spielraum für geistiges Streben so weit als möglich. Die Mädchen, die mit 16 Jahren noch nicht aufhören wollen oder müssen zu lernen und nicht eine berufliche Fachschule besuchen — diese strebsamen Elemente, die zumeist dem bürgerlichen Familienleben erhalten bleiben, und die der auch in der Frauenwelt immer mehr zunehmenden Berufsbildung mit ihrer Tendenz zum Spezialisieren durch Vertretung einer harmonischen Allgemeinbildung die Wage zu halten bestimmt sind, gerade diese wertvollen Elemente dürfen nicht zu kurz kommen. Es gibt doch eine sehr große Menge a u c h begabter junger Mädchen, die nicht gerade einen Beruf zum Studieren in sich fühlen, die auch nicht mehr ihre ganze Zeit der Schule widmen mögen oder können und doch den heißen Wunsch haben, auf dem einen oder anderen Gebiet sich noch fort zu unterrichten. Warum sollte diesen das Beste, der Oberbau oder das Oberlyzeum — oder wie man es nennen will — mit seinem wissenschaftlichen Unterricht verschlossen sein? Man könnte ihnen durch sogenannte Gruppenbildung entgegenkommen (indem man ihnen gestattet, etwa für Literatur und Geschichte, oder fremde Sprachen, oder Mathematik und Naturwissenschaften sich einzuschreiben), noch besser aber durch Wahlfreiheit sämmtlicher Fächer. Sie würden im Bannkreis des geistigen Einflusses, den eine solche Anstalt ausstrahlen wird, verbleiben, würden nicht die kostbarsten Lernjahre des Menschenlebens mit Nichtigkeiten füllen und würden Zeit behalten, auf den praktischen Gebieten der Erziehung und Wirtschaft sich umzutun.

Die Zukunft des jungen Mädchens ist ungewiß — nicht nur in dem Sinne, wie sie für alle Menschen ungewiß ist, und heute ungewisser denn je. Darin liegt eine Tragik, die nicht nur unter dem sonnigen Dasein der jungen Mädchen selbst verborgen ist, sondern jedem Vater und jeder Mutter sich fühlbar macht. Nicht der Junge mehr und sein Fortkommen macht den Eltern heutzutage die meiste Sorge — die Tochter, ach, die brave, fleißige sogar, sie macht ihnen am meisten Sorge durch ihre bloße Existenz. Ich will niemand etwas Böses wünschen, aber ich wünsche jedem Gegner einer gründlichen Bildung der Frau ein halbes Dutzend Töchter! Wie oft habe ich es schon erlebt, daß selbst ein kluger Mann sich ablehnend, ja absprechend gegen alle diese „modernen Ueberspanntheiten" verhielt — bis er selber Vater von einem kleinen Mädel war, und dieses Mädel war oft noch recht klein, als er bereits anfing, sehr viel gründlicher über die Sache nachzudenken.

Es ist hier nicht der Ort und die Zeit, auf die Ursachen der zunehmenden Ehelosigkeit der Frauen der gebildeten Stände einzugehen. Sie liegen in unseren gesamten Entwicklungszuständen. Aber wir dürfen uns wohl von der vertieften Bildung der heranwachsenden weiblichen Jugend eine Beihilfe zu allmählicher Besserung erwarten, insofern als das mit Wissen und besserer Kenntnis des realen Lebens ausgestattete Mädchen in jeder Hinsicht lebenstauglicher geworden sein wird, befähigt, den berechtigten Ansprüchen des Mannes an eine verständige, vollwertige, im Notfall auch erwerbstüchtige Gefährtin dauernd zu genügen. Da aber gegenwärtig die Dinge so liegen, daß tatsächlich niemals mit Sicherheit dem Mädchen das Horoskop gestellt werden kann; und weil einerseits ein Mädchen, das, nur für die Ehe erzogen, unverheiratet und beschäftigungslos dastehen muß, eine ebenso traurige Figur ist, wie andrerseits die gelahrte Frau, die keinen Kochlöffel drehen kann und die Wirtschaft verkommen läßt — ein Typus der übrigens fast nur noch in Romanen vorkommt und mehr der Halbbildung des im Aussterben begriffenen Blaustrumpfes als der wirklich wissenschaftlich gebildeten Frau sein Dasein verdankte —, deshalb muß eben das Mädchen für beide Eventualitäten erzogen werden, und das ist durchaus nicht so schwer und so kostspielig, als es scheinen möchte.

Ich wünschte sehr, daß unsere studierende Jugend nach Schulschluß eine mindestens halbjährige Pause machte, um im Hausfraulichen sich umzusehen — die berühmte Frage des Einjährigenjahres der Mädchen will ich nicht anschneiden. Die Erfahrung lehrt, daß die studierte Frau durchaus nicht an Wert und Reiz für den Mann verliert und sich sehr oft verheiratet, und die meisten hochgebildeten Frauen, die eine Ehe schlossen, sind sogar bei verspäteter Einübung der nötigsten Fertigkeiten sehr gute Hausfrauen und Mütter geworden, weil eben der geschulte Verstand der beste Dirigent ist auch in praktischen Dingen. Ich wünschte aber noch viel mehr, daß beide Eventualitäten auch bei der großen Menge der anderen ins Auge gefaßt würden. Daß jeder Vater, der seine Tochter nicht völlig unabhängig zurücklassen kann, zu irgendeinem Berufe sie müßte erziehen lassen, ist schon so oft gesagt worden, daß ich es wahrlich hier nicht zu wiederholen brauche. Aber vielleicht dürfte es doch nicht ganz überflüssig sein, kurz der Anschauung zu begegnen, daß das hierfür verwendete Kapital im Falle der Verheiratung hinausgeworfen gewesen Was der Mensch an inneren Werten durch eine Konzentration „der höchsten Kraft im kleinsten Punkte" erwirbt, wird niemals zu teuer gekauft sein; das ist eine Kapitalsanlage, die stets dem eigenen Leben und dem der Umgebung reichliche Zinsen trägt. Wenn der Vater etwa sein Mädchen vor die Frage stellte: willst du für die paar tausend Mark, die ich dir geben kann, einmal eine schöne Ausstattung — lernen kann ich dich aber dann nichts mehr

lassen — oder willst du dich mit einer einfachen Ausstattung begnügen und die Hälfte zunächst zu deiner Ausbildung verwenden? — ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich über die Antwort in den meisten Fällen keinen Zweifel hege. Diejenigen aber, an die nach menschlicher Berechnung niemals die Notwendigkeit herantreten wird, ihr Brot zu verdienen, gerade die sind seither oft am ärmlichsten dran gewesen mit ihrer flitterhaften Halb- und Scheinbildung, die Tiefe und Ernst aus ihrem Leben wegeskamotierte, die ihrem müßigen Dasein keinen inneren Halt zu geben vermochte. Und auf niemand hat wohl je das strenge Wort „Ein unnütz Leben ist ein früher Tod" besser gepaßt.

Der Notschrei nach besserer Bildung, der seit Jahrzehnten aus den Reihen der Frauen ertönte und der endlich allenthalben gehört wird — der Hunger nach geistiger Nahrung, nach Auswirkung der Kräfte, der alle packt, sobald sie reifer werden — und das ist natürlich immer einige Jahre nach Beendigung der jetzt üblichen Schulzeit — der hat etwas Ergreifendes. Und die Schule erkennt heute ihre Aufgabe, ihm entgegenzukommen. Wir müssen das Mädchen zu erziehen streben zu einem lebenskräftigen und lebenbejahenden Menschen um seiner selbst willen, um der Familie willen, um der Gesellschaft willen.

Um ihrer selber willen. Wenn der junge Geist durch die strenge Logik der Grammatik und Mathematik geschult — wenn er durch eine großzügige und mehr und mehr pragmatische Darbietung der Völker- und Staatengeschichte zu einem Verständnis unseres modernen Gesellschaftslebens gebracht — wenn er durch eingehende Bekanntschaft mit den Naturerscheinungen und -gesetzen nicht nur in praktischer Kenntnis geübt, sondern auch mit einer Ahnung von dem Wunder alles Seienden erfüllt worden — wenn ihm durch die bildende Hand der Sinn für die Welt der Formen und Farben aufgegangen — und wenn ihm schließlich auch die hausfrauliche Tätigkeit nicht nur in ihrer praktischen, sondern in ihrer tiefen sittlichen Bedeutung gezeigt wird — könnte nicht dann ein Frauengeschlecht erwachsen, das besser für das Leben gerüstet ist?

Der Unterricht sollte das rührende Schönheitsbedürfnis der Jugend, ihr erstes tastendes Aussenden der Psyche verstehen, zu achten und zu leiten wissen, er sollte sie lehren, die innere Schönheit der realen Dinge zu sehen und die eigene in sie zu legen und die Jugend zu befreien suchen von dem unkontrollierten Ueberwuchern der Gefühls- und Triebwelt, das so mancher jungen Seele zum Verhängnis geworden. Man befürchte nicht, daß das echte Gefühlsleben des Weibes Schaden nehme durch eine geistige Zucht, daß ihre eigentliche Natur zerstört werde. Die Natur hat tiefer gepflanzt. Und eine Bereicherung des ganzen geistigen Lebens bedeutet auch eine Bereicherung der Empfindungsskala. Die junge Seele soll erfüllt werden mit dem, was groß und schön, was echt und klug ist; sie soll befähigt werden, ein Stück von dieser großen reichen Welt an sich zu reißen, wo sie auch stehe, damit sie ein in sich ruhendes Ganzes, nicht ein Spielball der Verhältnisse und Menschen um sich her werde.

Um der Familie willen. Daß solche Frauen auch die rechten Gattinnen und Mütter werden, das dürfen wir erhoffen. Sie werden nicht minder opferwillig, liebevoll und zärtlich sein, wenn sie klug und unterrichtet sind; aber sie werden das Kleine vom Großen zu unterscheiden wissen und dadurch allein oft Behagen und Glück des Hauses wahren, und sie werden freier werden von lieblosen Vorurteilen. Sie könnten Erzieherinnen werden, wie die arme Menschheit sie braucht. Und solche Frauen werden auch manchen familienzersetzenden Tendenzen der Zeit gegenüber die besten Verteidiger der Heilkraft des Familienlebens sein.

Um der Gesellschaft willen. Man wußte seither zum Lobe einer Frau nichts Schöneres zu sagen, als: „Sie lebt ganz für ihre Familie." Gewiß, insofern als sie ihre erste und beste Kraft für ihre ersten und nächsten Pflichten einzusetzen hat, wird dies immer ihr höchstes Lob sein. Aber dies „Sie lebt nur für ihre Familie" schließt heutzutage kein unbedingtes Lob mehr ein. Man ist dahinter gekommen, daß das ausschließliche Denken und Sorgen für das erweiterte Ich in der Frau den Familienegoismus großgezogen hat, der nicht schöner ist als jede andere Form des Egoismus auch. So lange kleine Händchen klammernd in ihre Rockfalten greifen, wird sie niederknien und ihrer warten, und sie tut's mit tausend Freuden, aber es kommt die Zeit, wo sie aufstehen und frei schreiten kann, und da soll sie schreiten auch in des Nachbars Haus und über die Straße. Der Aufgaben, die heute angesichts unserer sozialen Zustände und der unabsehbaren sozialen Entwicklungsmöglichkeiten der Mitarbeit auch der gebildeten Frau dringend bedürfen, sind so viele, so mannigfaltige, so wichtige, daß in der Oberklasse an dem Gebiet der sozialen Ethik nicht gleichgültig vorüberzugehen die Schule ihren Zöglingen sowohl als der Gesellschaft schuldig ist. Von dieser Mitarbeit der Frau, von diesem Miteinsetzen ihrer spezifisch weiblichen Fähigkeiten und Eigenschaften erhoffen ja heute auch bedeutende Männer ein Einsickern neuer Kulturwerte in das Leben der Gesellschaft.

Ob auch die beste Schule jemals solchen Aufgaben ganz gerecht werden kann, ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß wir's versuchen müssen. Wir Lehrer säen auf Zukunftsland. Und dieses lebenslange Säen auf schöne Hoffnungen muß uns frisch erhalten. Wir müssen uns sagen — wenn mir eine Umänderung des bekannten Dichterwortes gestattet ist: „Nur wer den Besten der Zukunft genug zu tun" sich bemüht, nur der hat seine Pflicht getan.

München. Anna Freund.

Bücher und Zeitschriften.

Der Pilger Kamanita, ein Legenden-Roman von Karl Gjellerup (Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt Rütten u. Loening, 1907.)

Der Durchschnittsromanleser wird an diesem merkwürdigen Buche wohl kopfschüttelnd vorübergehen, denn es bietet ihm keinerlei Aufregung, ja nicht einmal Anregung genug, weiterzulesen, hat er das einführende Kapitel überstanden. Dafür wird diesem Legendenroman aber, wie ich glaube, eine wachsende Gemeinde denkender und dankbarer Leser sicher sein. Wenn Autor und Verleger es wagen, so viel Sinn und Verständnis für den echten, alten Buddhismus, nicht für seine moderne theosophische Verwässerung vorauszusetzen, um ein solches Buch in deutscher Sprache auf den Büchermarkt zu werfen und sich doch am Ende Vorteil davon zu versprechen, so muß in den letzten Jahren doch eine wachsende intensive Beschäftigung mit diesem und ähnlichen Problemen in der gebildeten Lesewelt vorausgegangen sein. Und dies dürfte zutreffen. Den richtigen Genuß wird von Gjellerups neuestem Buche eben nur der haben können, der einigermaßen auf das dort angeschlagene Thema vorbereitet ist.

Poetische Erfindung und materielle religionsphilosophische Basis sind in diesem Legendenroman gar wundersam verquickt, und das mag nicht nach Jedermanns Geschmack sein. Der Verfasser versetzt uns in die Zeit Buddhas nach Rajagaha (Sanskrit Rajagriha) = Königsstadt, jetzt Rajgir, zehn Meilen südöstlich von Patna. Der Erhabene wandelt noch leibhaftig, wenn auch als Greis, unter seinen Jüngern und Anhängern. Mit einem derselben, eben dem Pilger Kamanita, trifft er unerkannt nächtlich in einer Herberge zusammen und läßt sich von ihm erzählen, wie er soweit gekommen, in die Hauslosigkeit zu ziehen und Pilger zu werden. Innerhalb dieser Rahmenerzählung rollt sich uns nun die Lebens-, Leidens- und Liebesgeschichte des Pilgers Kamanita auf, die wohl auch an vielen Stellen dem oberflächlichsten Romanleser genug Handlung von spannendstem Interesse böte, aber doch immer wieder genug von Nutzanwendung und

oer Lehre Buddhas durchsetzt ist, um den gänzlich Uneingeweihten abzuschrecken.

Während nun ein europäischer Roman naturgemäß mit dem Tode seines Helden auch enden muß, es sei denn, er spinne die Handlung mit anderen Personen weiter, steht hier der Tod Kamanitas im Mittelpunkt des Buches. Die ganze zweite Hälfte spielt im Jenseits und zeigt uns das Wiederfinden Kamanitas und seiner geliebten Vasitthi und ihre durch den Tod nicht abgeschlossene Weiterentwicklung. Begreiflicherweise ist diese zweite Hälfte die schwächere, denn hier war der Verfasser weit mehr auf seine Phantasie angewiesen, läßt ja der Buddhismus das Jenseits so ziemlich auf sich beruhen. Natürlich der alte, eigentliche. Der neuere hat eine nur allzu reichliche Mythologie und ein ihm so detailliert bekanntes Jenseits, wie allenfalls ein tirolischer Dorfpfarrer unserer Zeit, der sonntäglich seinen Bauern die infernalischen Einrichtungen der Hölle schildert. Aber auch in dieser weitausgesponnenen Phantasie, der man eine gewisse Größe nicht absprechen wird, wahrt Gjellerup eine innere Wahrscheinlichkeit und eine strenge Uebereinstimmung mit altindischer Tradition.

Der Lebenslauf Kamanitas ist aber schon gar in den Bereich voller Möglichkeit, ja insofern eines gewissen historischen Geschehens gerückt, als durchgehends Personen und Ereignisse in die Handlung eingreifen, die wir aus den buddhistischen Quellenwerken kennen. Niemals fällt der Verfasser aus seiner Rolle, nirgends aus der Zeit seiner Handlung. Ja, einmal erlaubt er sich einen feinen literarischen Scherz, indem er seine Kenntnis der einschlägigen Literatur zu einer pikanten Spielerei verwertet. Das zehnte Kapitel bringt nämlich das 476. Sutram aus der Geheimlehre der Diebe, das, natürlich völlig frei erfunden, für den Kenner eine brillante Nachahmung des indischen Sutrastils darstellt. Man muß die uns heute an sich ganz unverständlichen Abbreviaturen der Sutras des Vedanta mit den tiefbohrenden, aber weitschweifigen Kommentaren des Cankara kennen, um dieses in der Sache durchaus entgegengesetzte, in der Form glänzend nachgeahmte Kali-Sutram als eine geistreiche Persiflage auf die dem indischen Geiste so ganz entgegengesetzte Nietzsche-Stirnersche Philosophie der Macht und des Egoismus würdigen zu können. Wer sie nicht kennt, mag dieses Kapitel ohne Schaden für den Zusammenhang der Geschichte getrost überschlagen: es wird ihm wenig zu sagen haben, oder vielmehr sein Reiz ist an ihm verloren.

Die brillante Buchausstattung von Emil Orlik erinnert an die von demselben Verlag herausgegebenen schönen Bände Lafcadio Hearns „Kokoro" und „Lotos". Dem Freunde einer edlen und gedankenvollen Lektüre kann Gjellerups Legendenroman, der nicht zu jenen Massenbüchern gehört, die nicht rasch genug „vor dem Feste" besprochen werden können, weil sie nachher meist keinen Wert mehr haben, nicht nachdrücklich genug empfohlen werden.

München. Alfred v. Mensi.

1848. Roman von Otto Hauser. Stuttgart 1906, Bonz. (M 4.20.)

Otto Hauser, der moderne Mezzofanti, der sein Sprachentalent mit unheimlichem Fleiß bald an der chinesischen, bald an der niederländischen, an der dänischen oder slowenischen Dichtung übt, begibt sich mit diesem historischen Roman wenigstens auch auf polyglottes Gebiet: in eine ungarische Freistadt, wo deutsches, ungarisches und slavisches Wesen miteinander ringen. „Historischer Roman" trifft zwar eigentlich nicht zu; die Erzählung geht an den eigentlich historischen Ereignissen fast absichtlich vorbei und schildert nur, wie es vor der Revolution war und wie nachher, „es kribbelt und wibbelt weiter"; so daß auch der Titel „1848" irre führt: das Buch sollte (gut Fontanisch!) heißen: „Von vor und nach der Revolution".

Das Interesse des Verfassers liegt vor allem in der Schilderung idyllischer Zustände, weshalb nach der großen Tragödie ein idyllischer Schuft, der ungarische Vizegespan, in den Vordergrund tritt; übrigens wird die gemeine Art, wie er einen schwachsinnigen Greis ausbeutet, mit so großer Gemütlichkeit vorgeführt, daß der Stil in unbehaglicher Weise zerrissen wird. Leider ist es der einzige interessante Charakter, während sonst nur die hübschen Beschreibungen pathetischer Körner-Lektüre und studentischer Versammlungs-Rodomontaden an das Geschick erinnern, mit dem Hauser das Schicksal „Lucidors des Unglücklichen" früher vorgeführt hat.

Die Sprache, etwas farblos, wirkt doch beruhigend gegenüber der unheimlichen Aufgeregtheit anderer jungwienerischer Virtuosen; aber sie paßt eben auch am besten zu der ersten Hälfte des Romans. Trotz allem anders scheinenden ethnographischen und folkloristischen Interesse ist Otto Hauser ein entschieden vormärzlicher Schriftsteller — im schlimmen Sinne, aber auch im guten.

Berlin. Richard M. Meyer.

Allgemeine Rundschau.

Die Bibliothek Bilbasow.

F. Die Wiener Universitätsbibliothek erhielt kürzlich eine überaus dankenswerte Bereicherung durch die Aufnahme einer der größten russischen Privatbibliotheken, die vom Fürsten Franz Liechtenstein gekauft und dem Staate geschenkt wurde. Sie ist das Werk mehr als vierzigjährigen Sammelfleißes des russischen Staatsrates Bilbasow und ist, was die Geschichte Rußlands betrifft, einzig in ihrer Art.

Sie enthält ungefähr zehntausend Bände und zwar zum größten Teil Werke, die heute auch um hohen Preis auf dem Antiquariatsmarkt nicht mehr zu haben sind. Darunter sind auch die wichtigen russischen Zeitschriften wie der Europäische Bote, der Russische Bote Katkows, das Russische Altertum, der Russische Gedanke, das Russische Archiv, sowie die berühmte Glocke Alexander Herzens, welche die erste Anregung zur Revolutionierung Rußlands gab, außerdem auch noch andere Monats- und Wochenschriften von ihrer ersten Nummer an.

Für Wien hat die Bibliothek einen besonderen Wert, weil für Oesterreich die Pflege der slavischen Sprachen und Literaturen nicht bloß eine natürliche Kulturaufgabe, sondern auch eine politische Pflicht ist. Bisher ist für die russische Literatur nur wenig geschehen und jetzt wird reichlich Gelegenheit sein, das Versäumnis wieder gut zu machen. Im Deutschen Reiche ist man schon lange von der Notwendigkeit der Pflege der russischen Sprache und Literatur überzeugt, wie das durch Kaiser Wilhelm II. geschaffene osteuropäische Seminar beweist, das von Theodor Schiemann geleitet ist. Nicht bloß für die Slaven Oesterreichs, auch für die Deutschen der Monarchie ist es von Wichtigkeit, der slavischen Kulturentwicklung ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, für die letzteren deshalb, um ihre Stellung im Staate zu behaupten.

Das Verdienst, die Bibliothek für Wien erworben zu haben, gebührt dem Fürsten Franz Liechtenstein. Er war durch einige Jahre österreichisch-ungarischer Botschafter in St. Petersburg, faßte die Pflichten seines Amtes sorgfältig auf und ist mit der Geschichte und der Literatur Rußlands nahe vertraut. Mit der Erlegung des Kaufschillings durch ihn wäre es nicht getan gewesen, wenn nicht die Witwe Bilbasows, Frau Olga Andrejewna Bilbasow, eine Tochter des hervorragenden liberalen Publizisten Graevskij, eine kunstsinnige und wohltätige Dame, von der Rücksicht auf die Person des Fürsten geleitet gewesen wäre, durch dessen bekannte eifrige Förderung historischer Studien sie sich bestimmen ließ, die Bibliothek nach Oesterreich zu verkaufen. Sie ließ sich deshalb auch, wiewohl gegenteilige Einflüsse in Rußland sich geltend machten, nicht abhalten, die Verhandlungen zum Abschlusse zu führen. Dabei zeigte sie eine vornehme Gesinnung, indem sie den Kaufschilling von 40,000 Kronen der St. Petersburger Universität als Stammkapital stiftete zu Stipendien für einen absolvierten Hörer der St. Petersburger Hochschule, der dadurch in den Stand gesetzt werden soll, seine historisch-philologischen Studien durch den Aufenthalt im Auslande zu vertiefen und zu erweitern. Dadurch wird auch das Andenken Bilbasows gewahrt werden. Auch wird die Stiftung wie die Bibliothek für ewige Zeiten seinen Namen zu tragen haben, so daß er weder in St. Petersburg noch in Wien erlischt.

Die Uebertragung der Bibliothek in 109 Kisten wurde durch den Wiener Privatdozenten Dr. Hans Uebersberger geleitet, der durch sein Werk „Oesterreich und Rußland seit dem Ende des 15. Jahrhunderts", dessen erster bisher erschienener Band bis 1605 reicht, in ehrenvoller Weise seine Sachkenntnis auf diesem Gebiete erwiesen hat. Die von ihm geführten Verhandlungen mit der Witwe Bilbasows wurden durch die erfolgreiche Vermittlung eines St. Petersburger Künstlers gefördert, so daß die Sendung trotz der in Rußland drohenden Hindernisse endlich glücklich von statten gegangen ist. Auch nach dem Urteile der berufenen Berliner Forscher ist der Wiener Universität dadurch für slavische Studien eine besonders vorteilhafte Stellung zugefallen.

*

Kleinere Mitteilungen.

* **Mädchen-Fortbildungsschulwesen.** Es hat ziemlich lange gedauert, ehe die Forderung nach Errichtung von Fortbildungsschulen für Mädchen als berechtigt anerkannt worden ist; auch heute noch gibt es zahlreiche Heißsporne, die, wenn sie davon hören, in eine Art Fanatismus geraten und die Mädchen lieber zum Heiratsvermittler schicken wollen, als ihnen Gelegenheit geben, sich diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten

anzueignen, ohne die eine Erwerbstätigkeit schlechterdings undenkbar ist. Wo und wie aber soll das weibliche Geschlecht die unerläßliche Bildung zur Erwerbsfähigkeit erlangen können, wenn nicht Staat und Gemeinde Schulen dafür ins Leben rufen? Erfreulicherweise greift diese Einsicht neuerdings mehr und mehr um sich.

Im Regierungsbezirk Oppeln hat sowohl die fakultative wie die obligatorische Fortbildungsschule für Mädchen in dem Schuljahre 1906 eine kaum erwartete Ausbreitung gefunden, und mit dem 1. April 1907 werden weitere derartige Schulen dort ins Leben treten. Auch im Großherzogtum Hessen ist man eifrig am Werke, weibliche Fortbildungsschulen zu begründen. Die Schulbehörden der Stadt Mainz z. B. stehen der Errichtung einer obligatorischen Fortbildungsschule für Mädchen sehr sympathisch gegenüber, und in Bayern haben die Städte Nürnberg und Regensburg beschlossen, am 1. Januar 1907 eine Mädchenfortbildungsschule an Stelle der bisherigen Sonntagsschule zu eröffnen. In Regensburg werden alle Mädchen schulpflichtig erklärt bis zu dem Zeitpunkte, an dem sie die Sonntagsschule verlassen würden. Sie erhalten ihren Unterricht in den Nachmittagsstunden von 2—5 Uhr, und die Schule soll einen dreijährigen Aufbau bekommen. Eine günstige Perspektive für die weitere gesunde Entwicklung des Mädchenfortbildungsschulwesens!

* **Die Goldenen Doktor-Diplome an österreichischen Universitäten.** An österreichischen Hochschulen bestand bisher wie an deutschen der Gebrauch, daß die einzelnen Universitäten, wenn ein zum Doktor Promovierter sein fünfzigjähriges Doktor-Jubiläum erlebte, dem Betreffenden das Doktor-Diplom erneuerten. Da bei der steigenden Frequenz aller Universitäten sich in letzter Zeit solche Erneuerungen häuften und für die kunstvoll ausgestatteten neuen Diplome einzelnen Fakultäten nicht unbeträchtliche Kosten erwuchsen, soll, wie verlautet, wenigstens an den größeren Fakultäten mit dem Herkommen gebrochen und das Doktor-Diplom in Zukunft nur jenen akademischen Jubilaren erneuert werden, die sich besondere Verdienste in wissenschaftlicher Beziehung erworben haben. Die Neue Freie Presse tritt dagegen mit warmen Worten für die Erhaltung des pietätvollen Brauches ein. „Die Natur sorgt dafür, daß die Fakultäten durch die Erneuerung der Doktor-Diplome nicht in allzu große Unkosten gestürzt werden. Um ein solches Jubiläum begehen zu können, muß man in Oesterreich das immerhin respektable Minimalalter von dreiundsiebzig Jahren erreichen, und die Statistik der Bevölkerung lehrt, daß die Dreiundsiebziger schließlich nicht wild wachsen. Die Erneuerung des Doktor-Diploms nach fünfzig Jahren bedeutet eine Art akademischer Ehrenmedaille für treu geleistete Dienste. Sie wurde bisher jedem zuteil, der an den Brüsten der Alma mater gesogen hatte, gleichviel, ob die Nahrung, die er gewann, ihn nur zum einförmigen, nüchternen Berufsleben befähigte oder ob sein Organismus so glücklich geartet war, daß sich der Trank des Wissens und der Lehre in neue, edlere, lebenspendende Säfte wandelte, was man dann wissenschaftliche Betätigung nannte. An seinem Ehrentag hat der schlichte Landarzt, der im glühenden Sonnenbrand des August-Nachmittags und in eisiger, schneeverwehter Dezember-Nacht meilenweit gegangen ist, um, wenn nicht zu helfen, so doch zu lindern und zu trösten, denselben aufmunternden Liebeskuß bekommen wie der stolze Gelehrte, der Finder und Entdecker, der selbstbewußte Weiser neuer Wege. In dieser Gleichheit aller auf akademischem Boden lag eine erquickliche Ausgleichung sozialer und gesellschaftlicher Gegensätze."

* **Der neunte internationale Geographenkongreß.** In der Zeit vom 27. Juli bis 6. August 1907 wird der neunte internationale Geographenkongreß in Genf abgehalten werden, und zwar unter dem Vorsitz des verdienten Präsidenten der Genfer Geographischen Gesellschaft Dr. Arthur de Claparède. Mit dieser Versammlung wird die Feier des 50jährigen Bestehens der Geographischen Gesellschaft in Genf verbunden sein.

Zu den Ehrenpräsidenten des Kongresses werden außer dem Bundespräsidenten der Schweiz gehören: Sir Clemens Markham, der dem Londoner Kongreß im Jahre 1905 präsidierte, Sir Josef Hooker, Sir John Murray, Dr. Scott Keltie, Professor Vambery, Professor Schweinfurth, der Herzog der Abruzzen, der Fürst von Monaco, Fritjof Nansen, Sven Hedin, Professor Davis von der Harvard-Universität und E. Levasseur.

Der Kongreß wird sich in dreizehn Sektionen gliedern, die zumeist in den Räumen der Genfer Universität tagen werden. Es sind bereits über fünfzig Vorträge und Beiträge angemeldet worden.

* **Die Fritz Schaudinn-Gedächtnisstiftung** ist mit 85,710 M abgeschlossen, sie wird von einem Ausschuß, dessen Sitz in Hamburg und dessen Vorsitzender Professor Nocht ist, verwaltet und untersteht der Oberaufsicht des hamburgischen Staates

* **Personalien.** Nach langem, schwerem Leiden ist der als schlesischer Altertumsforscher hochverdiente Geheime Sanitätsrat Professor Dr. Wilhelm Grempler in Breslau im fast vollendeten 81. Lebensjahre gestorben. — Zum ordentlichen Mitglied der preußischen Akademie der Wissenschaften in der physikalisch-mathematischen Klasse wurde der ordentliche Professor der Geographie an der Berliner Universität und Direktor des Geographischen Instituts Dr. Albrecht Penck gewählt und vom König bestätigt. — In Graz ist der emeritierte Professor der allgemeinen und technischen Physik an der dortigen Technischen Hochschule Regierungsrat Jakob Pöschl im Alter von 79 Jahren gestorben.

Hochschulnachrichten.

R. **Berlin.** Am 12. Januar feiert der Nestor der hiesigen Universität und Senior der philosophischen Fakultät Eduard Zeller das diamantene Jubiläum als Universitätsprofessor. Am 12. Januar 1847 wurde der damalige Tübinger Privatdozent im Alter von 33 Jahren als außerordentlicher Professor der Theologie nach Bern berufen.

hc. **Halle a. S.** Auf Grund der Schrift „Ueber die elektromotorische Kraft des Froschhautstromes und ihre Beziehungen zur Temperatur" habilitierte sich in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität der erste Assistent bei Geheimrat Bernstein am physiologischen Institut Dr. Ernst Lesser. In seiner Antrittsvorlesung (am 10. Januar) wird er über „Tierische Fermente" sprechen.

* **Leipzig.** Der amerikanische Professor Burgeß in Berlin wird im Juli d. J. an der hiesigen Universität sechs Vorlesungen über „Das gegenwärtige Staatsrecht in den Vereinigten Staaten von Nordamerika" halten.

H. **Basel.** In der juristischen Fakultät unserer Universität habilitierte sich am 8. Januar Dr. Eduard Schweizer mit einer Probevorlesung über „Die Konkordate mit Rom, ihre Geschichte und rechtliche Natur".

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

Emil Strauß,

ein deutscher Buchhändler am Rheine.

Gedenkbuch eines Freundes.

Von

Oskar von Hase.

Gegen 18 Bogen 8°. Preis M. 3.— fest brosch., M. 4.— gebd.

Diese erste Biographie eines zeitgenössischen Buchhändlers, in der Schilderung seiner Jugend, seiner Kämpfe, seiner Verlagsbetätigung und Lebensführung ist zugleich ein Zeitbild des deutschen Buchhandels im ersten Menschenalter des neuen deutschen Reiches. Emil Strauß (1845 bis 1903), der Verleger seines Oheims David Strauß und Ernst Häckels darf als das Urbild eines deutschen modernen Buchhändlers gelten.

Früher erschien von demselben Verfasser:

Die Koberger.

Eine Darstellung des buchhändlerischen Geschäftsbetriebes in der Zeit des Ueberganges vom Mittelalter zur Neuzeit.

Zweite neugearbeitete Auflage.

40 Bogen 8°. Preis M. 10.— broschiert, M. 11.50 gebunden.

Zentralblatt für Bibliothekwesen: „Zunächst sei über das ganze Werk bemerkt, daß wir bisher kein gleichwertiges, seine Aufgabe erschöpfendes und geschmackvoll darstellendes Buch zur Geschichte des deutschen Buchdrucks und Buchhandels hatten, als uns in dem vorliegenden über die Koberger von einem Mitinhaber einer deutschen buchhändlerischen Weltfirma (Breitkopf & Härtel) geboten wird. (22846)

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Samstag, 19. Januar. Nummer 16.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Baverschen Druckerei und Verlagsanstalt Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50 (Bei direkter Lieferung Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—.;
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition

Verantwortlicher Herausgeber. Dr. Julius Petersen in München.

Inhalt:

Vergletscherte Vulkane im Aequatorlande Amerikas. Von Professor Dr. Wilhelm Götz (München).

Die instrumentellen Einrichtungen moderner Erdbebenstationen. Von Dr. J. Messerschmitt, Konservator des erdmagnetischen Observatoriums (München).

Roses Napoleon. Von Privatdozent Dr. Theodor Bitterauf (München).

Zur Literatur des Krieges 1866. Von Oberstleutnant a. D. Michael Heilmann †.

Allgemeine Rundschau.

Die Urheimat der Germanen. — Australischer Obst-, Wein- und Gemüsebau.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Vergletscherte Vulkane im Aequatorlande Amerikas.

Hochgebirge mit Vulkanen, Gletscher in der heißen Zone, Vorgänge der diluvialen Eiszeit dortselbst — das sind die augenfälligsten Forschungsobjekte eines inhaltsvollen Werkes, mit welchem Hans Meyer wiederum die erdkundliche Literatur bereichert hat.[1]) Man darf wohl sagen, daß jeder einzelne dieser Gegenstände bereits anspruchsvolle Probleme vorlege, durch deren Förderung sich jeder Berufene dankenswerte Verdienste erwirbt. Denn die Vulkanität bildet zurzeit ein Pensum, welches einer tiefgehenden Prüfung unterworfen wird, die zu neuen Einsichten auch über das Wesen der Gebirgsentstehung, des Verhältnisses der Erdrinde zu dem Innern unseres Planeten und des Zusammenhanges zwischen Eruptionen und Erdbeben zu führen sucht. Die Gletscher in der Aequator-Nähe sind erst von wenigen Fachkundigen unserer Jahrzehnte achtsam besehen worden, um sie mit denen des gemäßigten Klimagürtels zu vergleichen und unser Gesamtwissen über dieses „fließende Eis" bestimmter zu gestalten. Ganz besonders wächst die Teilnahme der gebildeten Welt für die Ereignisse und Ergebnisse der letztvergangenen Erdperiode, welche zeitweise der Lebewelt unserer Länder durch starke klimatische Aenderungen weithin verderblich wurde. Dementsprechend steigert sich ja auch die Regsamkeit und Bedeutung der hierauf gerichteten Literatur.

Hans Meyer hat sich bekanntlich in dieser Hinsicht bereits durch eine Anzahl von ausgedehnteren und kürzeren Veröffentlichungen um die Klärung mehrerer Fragen verdient gemacht, wobei namentlich auch auf seinen Vortrag auf der 76. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte 1904 hingewiesen sei. Die Studien, welche er in den „Ostafrikanischen Gletscherfahrten" auf Grund der Kilimandscharo-Besteigungen großenteils zum Ausdruck brachte, beziehen sich gleichfalls wesentlich mit auf die vergangenen Zeiten großer Vereisungen. So besaß er eine besondere stattliche Ausrüstung für die selbständige Förderung dessen, was die Erscheinungen des äquatorialen Anden-Hochlandes in bezug auf Gletscher der Gegenwart wie auf Eis-, Wasser und Erdbewegungen des Diluviums erkennen lassen.

Unser Verfasser vermochte schon bei dem Emporgehen zu den Hochtallandschaften von Ecuador, sodann am Fuße einzelner der Vergriesen, deren Gipfel er bestieg, die Leistungen der gewaltigen Wassermassen der Diluvialzeit in bezug auf Herabführung und Ausbreitung lockeren Materials im großen und ganzen festzustellen. Denn die Talformen, welche durch die Flußerosion in letzterem geschaffen wurden, vor allem Längsterrassen als Rücklaß der vorher einheitlichen breiten Talsohle, treten im Lande ungemein deutlich ins Auge. Keine andere Kraft als das Wasser vermochte jene riesigen Ueberschüttungen der Furchen und tiefer gewesenen Mulden zu leisten. Bei der Annäherung an die Hauptgipfel werden zunächst breite Schotterterrassen noch als Wasserwirkung erkannt; dann aber zeigten sich mehrmals Trogtäler in größerer Höhe, in welchen man in der Richtung zu ihrem obersten Anfang sich über steile Querstufen emporbegeben muß. Sie bekunden sowohl die Ausräumungsarbeit von seiten des Eises und seines Moränenmaterials als die Wiederholung dieser Leistung infolge wiederholten Hinabdrängens der Gletschermasse, welche beim Beginn der rezenten Zeit völlig aus diesem Bereiche entschwand. Besonders an der Nord-Nord-Ostseite des Chimborazo (Arafpungo-Tal), des Cerro Altar (Collanes-Tal) und an jener des Quilindanna (Magmas-Tal) wird diese Geschichte der Modellierung augenscheinlich. Auch durch Moränengürtel an den Stufen wird die Tatsache erwiesen.

Allerdings wird nicht gleichmäßig bezeugt, wie oft große Eisentwicklung und Wasserüberströmungen im Unterschied von wasserarmen Zeiten auftraten. Während nämlich in allen talverwandten Lagen unter etwa 4000 Meter Seehöhe eine zweimalige Ueberdeckung und einschließlich der Gegenwart eine zweimalige niederschlagsarme Zeit der Erosion in den Schotter- und Grundmoränenmassen augenfällig wird, bieten die Bergflanken in der Regel nur eine einzige Zone mit den charakteristischen Formen, welche eine vormals viel weiter abwärts als heute arbeitende Gletscherbewegung bezeugen. Jedoch werden z. B. die Endmoräne und die Erosionserfolge in und vor der caldera oder dem seitlich offenen Einsturzkrater des Cerro Altar nach Meyers Darstellung auch nur als Folge zweier diluvialer Eisvorstöße zu erkennen sein. Jedenfalls fällt an den meisten der von Meyer wie an den schon 1872 von Reiß

[1]) In den Hochlanden von Ecuador: Chimborazo, Cotopaxi usw. Reisen und Studien von Professor Dr. Hans Meyer. Mit 3 farbigen Karten und 119 Abbildungen. Berlin, Dietrich Reimer 1907. 551 S.

und Stübel durchforschten Eruptivbergen Ecuadors die Zone zwischen 3900 und 4200 Meter Seehöhe als die Region des Eisrandes und der Gletscherenden auf, wobei letztere auch da und dort noch etwa 200 Meter tiefer gingen. Von Vegetation bedeckte Schutt- und Schotterwälle, kleine Hochseen, Kare in reichlicher Ausbildung, auch Schliffkehlen (ebenfalls am Cerro Altar) lassen die Schneegrenze jener Zeit in die Höhe von 4200 Meter, je nach der Begünstigung durch Exposition und Bodengestalt auch tiefer ansetzen. Heute findet man dieselbe um 450 bis 600 Meter höher dahinziehend, eine zackige Linie am Ende der jährlichen Abschmelzperiode.

Die Beobachtung der glazialen Ablagerungen in dieser Zone, wie besonders in verschiedenen Talanfängen lassen namentlich an den hintereinander lagernden Moränenresten deutlich ersehen, daß die Gletscher von ihrem Maximalstand in drei Zeitabschnitten sich zurückzogen. Schon Reiß erkannte drei solche Stadien. Wir finden also hier die gleiche Erscheinung, wie sie Penck für das Ende der jüngsten alpinen Eiszeit erforschte. Zwar könnte man vielleicht für unser mitteleuropäisches Gebiet besondere, im weitesten Sinne des Wortes lokale Ursachen dieser Etappen heranziehen, indem man auf Vorgänge in den atlantischen Nordgebieten und den Küstenländern seiner Randmeere hinzeigte, auf Hebungen und Senkungen und die hieraus erfolgenden klimatischen Einflüsse. Allein es liegt doch zu nahe, für die gleichen Wirkungen trotz großen örtlichen Abstandes auch gleiche Ursachen verantwortlich zu machen.

Dies führt auf die von Meyer schon seit seiner Kilimandscharo-Forschung mit konkreten Funden vertretene Anschauung, daß die Eiszeiten durch Temperaturerniedrigungen herbeigeführt seien, welchen die Gesamtatmosphäre unseres Planeten unterstellt wurde. Diese Anschauung erschien uns ja schon, abgesehen von den nunmehr auch für die äquatorialen Anden bestätigten Tatsachen, sachgemäß, während Erklärungen jener Vereisungszustände mittels nur partieller Klimaänderungen jedenfalls minder einfach, gekünstelter und nur für die gemäßigte Zone anwendbar auftreten. Hierzu gehört auch die Hypothese, welche einen starken Wechsel im Kohlensäuregehalt der Luft heranzieht. Aber die kosmische Ursache einer zeitweise verminderten Wärmezusendung von der Sonne hat gewiß vieles für sich. Von der Veränderung in der Stellung und Entfernung der Erdachse gegenüber der Sonne gilt das gleiche. Aber am einfachsten und verwendbarsten wird sich doch wohl die Annahme darbieten, daß unser Sonnensystem in seiner Fortbewegung zuweilen kältere Räume passiere als in der rezenten Zeit. Dies erhält in der Erscheinung großer Eisverbreitung in den Hochgebirgen der Tropen und tropisch warmer Länder wie Nordindien oder Aegypten eine sehr naturgemäße Folge. C. Diener und Oestreich haben für den Himalaya, Blanckenhorn für Aegypten, zahlreiche Forscher für die verschiedensten Gebirgsteile Südamerikas (von Deutschen seien nach Meyer angeführt: Hettner, Sievers, Regel, Steinmann, Baurath, Middendorf, Hoek, Güßfeldt, Brakebusch) die diluviale Ausdehnung der Gletscher mannigfach bezeugt, wie Lengenfeldt für Neuseeland, wenn sie auch die Folgerungen für die einstmalige Firn- und Eisgrenze nicht zogen. Da muß es doch wohl als ein Abgehen von dem gebotenen Schlusse erscheinen, wenn man die Allgemeinheit und Gleichzeitigkeit jener Abkühlung und Eisbildung zu erkennen ablehnt.

Gegenüber der damaligen Eisbedeckung besitzen die gewaltigen vulkanischen Gestalten der West- und der Ostkordillere noch immerhin bedeutende Gletscherbildungen. Meyer hat diese an zwei Gipfeln des Westzuges (Chimborazo und Carihuairazo, des letzteren Spitze ist noch unerstiegen) und an vieren der östlichen Gebirgskette (Cerro Altar, Quilindanna, Cotopaxi, Antisama) studiert, deren jeder in diesem Werke eine Art monographischer Herausarbeitung erfährt, mit warmem Empfinden lebensvoll durchgeführt. Die Gletscher zeigen in ihrer Entwicklung nur untergeordnete Abweichungen von denen des Kaukasus, mehr gegenüber den alpinen. Die bedeutendste sachliche Verschiedenheit in ihren Umrissen erkennen wir in der Seltenheit ausgebildeter Gletscherzungen, so daß man hier zumeist nur kürzere Ausbuchtungen von dem mauerartig abfallenden Eisrande sieht. Letzterer erfährt allerdings je nach seiner Exposition eine beträchtliche Aenderung talwärts. Denn die so anhaltend von Osten her wehenden Passate lassen beim Aufsteigen an den hohen Bergflanken sehr viel Niederschläge entstehen, so daß an dieser Seite auch die Firngrenze, die größtenteils mit der Gletschereisgrenze der Ecuadorberge zusammenfällt, um 100—200 Meter tiefer sinkt. Im ganzen freilich befindet sich dieselbe in sehr bestimmtem Rückgang, ist sogar seit 1872 (Reiß und Stübels Forschungsreise) an einzelnen Stellen (z. B. am Cerro Altar) um mehr als 300 Meter gewichen, allerdings dort, wo sie besonders tief lag. Sie blinkt aber durchschnittlich in 4700—4800 Meter entgegen, auch höher. Das Eis selbst wird infolge von Lufteinschlüssen, wie es uns scheint, etwas mehr gebändert als in den Alpen und zeigt eine sehr ausgebildete körnige Struktur; die Körner sind nach Größe und Form sehr verschieden, natürlich gänzlich ohne eine Art Zementierung und mit ihren Rändern unregelmäßig ineinander verzahnt. Zahlreich und ohne Rücksicht auf die Bewegungsrichtung des Eises zeigen sich Spalten; aber die Böschung kreuzend, hemmen zwischen mauerartig abstürzenden Eiswänden klaffende Abgründe meist unweit der Gipfel den Fuß des Hochtouristen.

In den oberen Eiszonen war es am häufigsten, daß Meyer die seltsame Erscheinung der nieve penitente, des „Büßerschnees" oder Zackenfirns, wie sie Meyer nach Reiß zutreffend benennt, durchforschen und namentlich auch vorzüglich abbilden konnte. Diese ausgezeichneten photographischen Vorführungen geben uns in der Tat ein anderes Bild des Gegenstandes, als wir es bisher in anderen Werken sehen konnten. Der Zackenfirn des Meyerschen Werkes läßt jedenfalls diese Form von Resten der 1—2 Meter mächtigen obersten Firnschicht auch leichter erklärlich werden. Diese Massen von kleinen Obelisken mit je einem kleinen Deckschild aus luftfreiem Eis, ähnlich so vielen Erdpyramiden aus Diluvialschutt, stehen in geordneten Reihen und zumeist so, daß man zwischen ihnen sich hindurchdrängen oder frei passieren kann. Ihre Anordnung führt Meyer auf „zonal" verschiedene Pressung des abwärts drängenden Schnees, also zur Bewegung senkrecht stehender „Schichten" zurück, von denen die sich nach oben verjüngenden Pfeilerchen den sommerlichen Rest bilden. Unser Forscher konnte ja z. B. die während der Trockenmonate an einem und demselben Firnschneehang vollzogene Umwandlung der ebenen Fläche in Zackenfirn beobachten. Hauptsächlich die starke Sonnenbestrahlung und im früheren Stadium für eine Anzahl solcher Firnfelder auch die Windströmung sind hier die ursächlichen Kräfte. Der Wind aber kann schon im Hinblick auf die nieve penitente des Kilimandscharo, wie auch Uhlig dort bestätigte, nicht als Hauptfaktor gelten. Im Gletschereis sind Karbildungen und in der Firnzone des Cotopaxi-Kraters dicke dachziegelartige Rauhfrostblätter besondere Erscheinungen der andinen Eisregion; am Cotopaxi, diesem höchsten aktiven Vulkan der Erde (6005 Meter), kommt natürlich der warme Wasserdampf, welcher seinem weiten, etwa 400—500 Meter tiefen Kraterboden entströmt, hierbei zur Wirkung. Es versteht sich für diese wie für alle bemerkenswerteren Erscheinungen der gesamten Gipfelwelt der von Meyer bestiegenen und von der

Nähe aus beobachteten Vulkane Ecuadors, daß vergleichende und begründete Darlegungen des kundigen Forschers, dazu besonders die umfassende Würdigung der etwa vorhandenen wissenschaftlichen Literatur dem gebildeten Leser, namentlich auch dem Fachmann angenehme Anregung und Kenntnisbereicherung gewähren. Man wird daher es als sachlich erachten, diesem umsichtigen Geographen auch in solchen theoretischen Einzelheiten zu folgen, wie z. B. in der Klassifikation der Gletschertypen, denen er den „tropischen" hinzufügt.

Als Geograph beschränkt sich Meyer natürlich nicht auf die Erkundung der bestiegenen Berge und die Begründung ihrer Formen, wobei auch die zeitlich voneinander verschiedene Entstehung auf Grund ihrer Profile und Oberflächenbildung klargestellt wird (der wirkungsvolle Steilkegel des Cotopaxi erhob sich als der jugendlichste dieser Giganten der diluvialen und rezenten Zeit!). Vielmehr bildet auch die gesamte Naturausstattung, das Landesaussehen und der kulturelle Stand der Bevölkerung ein selbstverständliches Material der Beobachtung und Beurteilung. Unsere Leser werden daher von selbst annehmen, daß dieses Werk über jenes Andenland ein großes Stück der Landeskunde Ecuadors uns vorführe. Hier ist die Pflanzen- und Tierwelt der eisglänzenden Hochzone wie der trockenen einförmigen Schotterebenen, das Klima, die niedere Kultur der Hazienda-Insassen, die zeitweise Belebtheit und die Stagnation der wichtigsten Städte, auch die keineswegs gerühmte Beschaffenheit und Lage der Hauptstadt, die Eigenart der „Indianer" und der Mischlinge u. s. w. mannigfach gezeichnet. Ebenso fand u. a. die mit dem Höhenklima verbundene Bergkrankheit, die saroche, eine eingehendere Darlegung. Nachdem Meyer mit forschendem Auge die so überaus verschiedenen Regionen der üppigen südostasiatischen und der so kontrastreichen afrikanischen Tropenzone mit den süd- und mittelamerikanischen zu vergleichen vermochte, war er als literarisch geübter Darsteller in der Lage, über diese eigenartige Höhenwelt unter dem Aequator uns als Naturforscher und völkerkundlich zuverlässig, reichhaltig und anziehend zu instruieren.

Dies geschieht noch im besonderen durch die 119 Abbildungen, welche den Meister in der Wahl der Aufnahme bekunden. Gewiß waren auch schon jene gediegenen Zeichnungen, welche A. Stübel 1886 als „Skizzen aus Ecuador" veröffentlichte, über die Gebirgs- und Gipfelerscheinungen, namentlich auch die Terrassenbildungen überaus belehrend. Aber demgegenüber tritt sowohl der Vorzug der Photographie und ihrer trefflichen Vervielfältigung erfolgreicher ins Auge als sich Meyer auch der Begleitung des höchst berufenen Landschafters Reschreiter erfreute. Dessen Zeichnungen, vor allem großer und charakteristischer Erscheinungen der Firn- und Gipfelgebiete verleihen dem Buche nicht nur künstlerischen Wert, sondern bieten zugleich den Studien alles Wesentlicheren jener Hochgebirgswelt für eine Reihe von Formen und zeitweisen Zuständen das wertvollste Material dar.

Indem also der tatkräftige Verfasser seine Eindrücke und Gedanken über jene Heimat gletschertragender Vulkane in der hier angedeuteten Art in die Literatur überführte, hat er eine ganze Reihe schwebender geographischer Fragen gefördert und manche Lücke unseres Wissens von der Erde in seiner so sympathischen Form beseitigt.

München. W. Götz.

Die instrumentellen Einrichtungen moderner Erdbebenstationen.

Die Erdbebenkunde war bis vor wenigen Jahren fast allein auf die Statistik angewiesen, da es bis dahin noch an brauchbaren Instrumenten fehlte. Seit dieser Zeit sind nun eine Reihe zum Teil hochempfindliche Apparate gebaut worden, durch die es ermöglicht wird, den Verlauf der Bodenschwankungen bei den Erdbeben im einzelnen zu studieren und sie so dem Experimente zugänglich zu machen. Auch ist der Kreis der Forscher ein größerer geworden. Nicht nur Geologen, sondern auch Physiker und Astronomen befassen sich jetzt eingehend mit diesem Studium, so daß nunmehr das Gebiet von verschiedenen Seiten bearbeitet wird.

Zugleich entstanden auf der ganzen Erde zahlreiche Erdbebenstationen, deren Aufgabe allein der Erforschung der Erdbeben gewidmet ist. In Deutschland insbesondere wurden neben der Kaiserlichen Zentralanstalt für Erdbebenforschung in Straßburg i. E. (1899), mit dem auch das Zentralbureau der internationalen seismologischen Assoziation verbunden ist, noch eine größere Anzahl Haupt- und Nebenstationen eingerichtet, die mit verschiedenen Instrumenten ausgestattet sind.

Nun ist glücklicherweise unser Vaterland wenig von Erdbeben heimgesucht, nur in gewissen Gegenden, wie im sächsischen Vogtland, im Schwarzwald, am Rhein treten etwas häufiger leichtere Erdstöße auf, die aber selten irgend welchen Schaden verursachen. Es muß daher die Aufgabe unserer Erdbebenstationen eine wesentlich andere sein, als diejenigen der Länder, in welchen, wie in Italien, Japan u. s. w. die Erdbeben zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehören. Nicht starke Bodenerschütterungen, sondern schwache Erzitterungen der Erdkruste, welche von entfernten Beben ausstrahlen und die ganze Erde umfassen, bilden unser Hauptstudium. Dazu kommen noch die kleinen periodischen Schwankungen des Bodens, welche durch die Veränderungen in der Anziehung von Sonne und Mond herrühren.

Man erkennt sofort, daß dementsprechend auch das Instrumentarium einzurichten sein wird, um die schwachen Erzitterungen von Fernbeben, welche viel zu gering sind, um direkt gefühlt werden zu können, noch aufzeichnen zu können.

In denjenigen Gegenden, in welchen Erdbeben häufig vorkommen, genügen gröbere Apparate, wie besonders konstruierte Gefäße, die mit Quecksilber nahe bis zum Ueberlaufen angefüllt sind, das bei der Erschütterung überläuft. Dadurch kann sowohl die Richtung des Stoßes als auch durch eine elektrische Kontaktvorrichtung die Zeit desselben angegeben werden. Noch besser sind frei aufgehängte Pendel, die an ihrem unteren Ende mit einem Zeigerwerk versehen sind, womit sie ihre Bewegungen auf ein vorbeigeführtes Papier aufschreiben können. Sollen diese Pendel empfindlich genug sein, um auch sehr schwache Beben noch angeben zu können, so müssen sie sehr lang sein und ein ziemlich schweres Gewicht besitzen. Dies erfordert aber dann auch besonders hohe Räume, was wiederum zu neuen Schwierigkeiten führt.

Man hat daher andere Vorrichtungen ersonnen, um auch bei kleinen Dimensionen große Empfindlichkeit zu erreichen. Um diese zu verstehen, muß man sich erst über das allgemeine Prinzip aller Erdbebenapparate (Seismometer) klar werden. Bei einem Erdbeben wird der ganze Boden mit allem was darauf ist, erschüttert. Soll man aber diese Bewegungen aufzeichnen, so handelt es sich darum, einen Ort zu schaffen, der unabhängig von den Bodenerschütterungen wird. Man erreicht dies dadurch, daß man schwere Massen frei so aufhängt oder aufstellt, daß sie um den Punkt leicht beweglich sind, an welchem sie die Erde berühren. Eine schwere Kugel, die an einem Faden aufgehängt ist, bleibt bei der Erschütterung des Hauses ruhig. Es ist dies dieselbe Erscheinung, die jedermann schon in einem fahrenden Wagen gemacht hat. Wird dieser plötzlich angezogen,

o fällt man nach rückwärts, d. h. man bleibt eigentlich zunächst in der alten Stelle, während der Wagen unter uns fortgezogen wird. Bei einem Erdbeben aber geht der bewegte Aufhängepunkt unseres Pendels an seinen alten Ort zurück, es geht daher nur der Faden hin und her, während die Kugel am gleichen Orte stehen bleibt.

Noch empfindlicher wird der Apparat, wenn man statt eines gewöhnlichen Pendels, bei dem das Gewicht unten ist, ein umgekehrtes Pendel nimmt, bei welchem also das Gewicht oben ist. Wird dieses Pendel auf einem Punkt stehend, ausbalanziert, so befindet es sich im labilen Gleichgewicht. Um es vor dem Umfallen zu hindern, wird es durch kleine biegsame Federn leicht gehalten, die an dem umgebenden Gestell befestigt sind. Kommt nun ein Erdstoß, so wird das Gestell, welches an dem Boden befestigt ist, hin und her bewegt; die Pendelmasse aber bleibt an ihrem Orte ruhig stehen. Die sie haltenden, leicht biegsamen Federn können das Pendel nicht fortbewegen, sondern biegen sich um. Mit ihnen in Verbindung steht ein Zeigerwerk, das die Bewegungen der Federn auf ein Papier aufschreibt. Um nun die Bewegungen in ihren Einzelheiten besser erkennen zu können, werden sie zugleich vergrößert. Hierzu sind entsprechende Hebelübersetzungen vorhanden, wie sie auch sonst vielfach bei Maschinen oder bei der bekannten Zeichenvorrichtung, dem Storchschnabel, gebraucht werden.

Mit einem solchen Instrumente, dem sog. Wiechertschen astatischen Pendelseismometer, ist auch die Münchener Erdbebenstation ausgerüstet. Bei diesem besteht das Pendelgewicht aus einer Eisenmasse von 20 Zentnern. Infolge der Uebersetzungsvorrichtung werden damit die Bodenbewegungen zweihundertmal vergrößert, so daß man noch leicht Hundertstel-Millimeter ablesen kann, also Erschütterungen, die direkt nicht mehr wahrzunehmen sind. Die Aufzeichnungen erfolgen auf einem Papierstreifen, der durch ein Uhrwerk langsam unter dem Schreibstift vorbeigezogen wird. Dabei ist die Einrichtung getroffen, daß die Zeit durch ein elektrisches Kontaktwerk jede Minute eingeschrieben wird. Zugleich sind zwei Schreibarme vorhanden, von welchen der eine die Bewegungen in nord-südlicher Richtung, der andere in ost-westlicher aufzeichnet. Man erhält also die Zeit, die Richtung und die Stärke, welche durch die Größe des Ausschlages gemessen wird.

Ein getreues Modell in ein Drittel Größe dieses sinnreichen Apparates ist in der geologischen Abteilung des Deutschen Museums aufgestellt, bei welchem sowohl die Wirkungsweise des Mechanismus, als auch die Art der Aufschreibung zu ersehen ist. Die Originalkopien eines in München erhaltenen Erdbebendiagramms, dessen Ursprungsort im Innern Asiens gelegen, mehr als 5000 Kilometer von uns entfernt ist, gibt ein Bild über die Art der Aufzeichnungen.

Man wird sich fragen, warum das Pendel eine so große Masse hat (es sind Apparate gebaut worden, bei denen das Gewicht bis 14 Tonnen wiegt.) Diese Massen sind notwendig, um die Trägheit der im Schreibwerk bewegten Massen, wie auch um die, wenn auch kleine Reibung der Schreibfedern so leicht überwinden zu können, daß die Aufzeichnungen ein wahres, unzerstörtes Bild der Erschütterungen geben.

Eine andere Art von Erdbebenapparaten sind die Horizontalpendel. Bei ihnen schwingt, wie schon der Name sagt, das Pendel in einer Horizontalebene. Der erste Apparat dieser Art wurde in München 1832 von L. Hengler erfunden. Ein Modell desselben ist ebenfalls im Deutschen Museum zu sehen. Bei ihm wird ein mit einem kleinen Gewicht versehener Stab durch zwei Drähte, von denen der eine oben am Gestell, der andere unten befestigt ist, in horizontaler Lage gehalten. Bei der Erschütterung weicht das Gewicht seitlich aus und kann dann einen Schreibstift bewegen, der auf eine mit Papier bespannte Trommel die Bewegungen aufzeichnet. Wird die Trommel dabei durch ein Uhrwerk umgedreht, so kann man die einzelnen Phasen der Erschütterungen deutlich verfolgen.

Statt dieses Zeigerwerks benutzt man gewöhnlich eine andere Einrichtung. Man befestigt an dem Pendelstab einen Spiegel, von welchem ein Licht, das in größerer Entfernung aufgestellt ist, reflektiert wird. Dieser Lichtpunkt fällt auf ein photographisches Papier, das wiederum durch ein Uhrwerk langsam fortbewegt wird und so ein getreues Bild der Pendelbewegungen festhält. Je weiter das photographische Papier vom Spiegel entfernt ist, desto größer werden die Aufzeichnungen und man hat so ein Mittel, um die Empfindlichkeit des Apparates zu steigern.

Die Horizontalpendel werden jetzt nicht mehr in der Form gebaut, wie sie zuerst Hengler angegeben hat. Bei den empfindlichsten Apparaten dieser Art wird nämlich nach dem Vorbilde von E. v. Rebeur-Paschwitz das Pendel in Spitzen aufgehängt; bei den weniger empfindlichen, die hauptsächlich für die Aufzeichnung von gefühlten Erdbeben dienen und daher auch mit mechanischer Registrierung versehen sind, ruht die horizontale Pendelstange an dem einen Ende mit einer Spitze in einer Pfanne, während das andere Ende durch eine von oben herabgehende Feder festgehalten wird.

Damit sind die wichtigsten Typen der modernen Erdbebenapparate kurz angedeutet. Die Aufzeichnungen der Erdbeben bieten ein hohes Interesse, und es können die Seismometer als eine besondere Art Telegraphenapparate angesprochen werden, die automatisch rasch jede ferne Katastrophe übermitteln. So wurden die Erdbeben, die San Francisco und Valparaiso zerstörten, trotz einer Entfernung von über 10,000 Kilometer, bei uns schon nach 20 Minuten gemeldet. Auch Erdbeben aus größeren Entfernungen, die bei unseren Antipoden in der Südsee, sei es zu Wasser oder zu Land, stattfinden, werden ebenso angezeigt wie diejenigen aus unseren Alpen.

Trotz der schönen Erfolge, welche die Instrumentaltechnik auch hier aufzuweisen hat, sind aber doch die direkten Beobachtungen nicht überflüssig geworden, sondern bilden gerade erst recht eine notwendige Ergänzung der instrumentellen Aufzeichnungen; denn nur sie allein können über die Ausbreitung und Wirkung der Erdbeben Auskunft geben.

München. J. B. Messerschmitt.

Roses Napoleon.

Während man noch vor 6 Jahren in Verlegenheit geriet, wenn man eine deutsche Biographie Napoleons empfehlen sollte, ist jetzt an solchen kein Mangel mehr. Neben die kleineren Arbeiten von G. Roloff (1900) und von Landmann (1903) ist 1900/01 das große populär gehaltene Sammelwerk von Julius Pflugk-Harttung getreten, das jedoch bei seinem größeren Stab von Mitarbeitern in den einzelnen Teilen nicht nur ungleichartig, sondern auch ungleichwertig ausfallen mußte, und naturgemäß den Hauptreiz einer Biographie, die einheitliche Auffassung der Persönlichkeit in den verschiedenen Lebensabschnitten, vermissen läßt. Eine ausgezeichnete Lebensbeschreibung des großen Kaisers ist die seither vergriffene, 1904 bis 1906 in drei stark erweiterten Bänden neu aufgelegte von A. Fournier, deren Wert durch sehr sorgfältige literarische Anmerkungen noch erhöht wird. Dazwischen hinein fiel 1905 der lange Zeit mit Spannung erwartete Napoleon von M. Lenz, der nach dem Plane der „Monographien zur Weltgeschichte", deren Bestandteil er bildet, das gelehrte Rüstzeug zwar entbehren muß, aber durch eine selbständige Gesamtauffassung auch neben dem umfangreicheren Werk des österreichischen Historikers von Bedeutung ist. Dem Vorwurf allzugroßer Verherrlichung seines Helden insbesondere mag Lenz mit Goethes Wort begegnen: „Laßt mir meinen Kaiser in Ruhe." Die Stärke des Berliner Historikers besteht vor allem in scharfer Prägnanz in der Formulierung der leitenden Ideen im Sinne Rankes; so verhält sich sein neuestes Werk zu

dem seines Wiener Kollegen wie sein Bismarck zu dem Kaiser Wilhelm von E. Marcks, möchte ich sagen. Er liefert die Umrißzeichnung, die Linien, die anderen das Kolorit, die Farben zu dem Bilde.[1])

Dazu ist nun noch eine deutsche Uebersetzung von J. H. Roses Napoleon I.[2]) erschienen, dessen erste englische Ausgabe 1902 in Fachkreisen eine gewisse Enttäuschung hervorgerufen hat. Ist nach einem Worte Lévys für die urkundliche Geschichte des Kaiserreichs eine gründliche Bekanntschaft mit den Archiven fremder Staaten noch wichtiger als mit den französischen, so konnte man nach dem Vermerk auf dem Titelblatt: „Unter Benutzung neuen Materials aus dem britischen Staatsarchiv" die wichtigsten neuen Aufschlüsse erwarten. Sie sind ausgeblieben. Wohl finden wir zahlreiche Verweise auf die englischen Akten jener Zeit und eine Fülle interessanter Notizen im einzelnen; aber im ganzen hat sich auf Grund von Roses Buch sicherlich keine Umwertung der englischen Politik jener Zeit bei uns vollzogen. Mag er uns auch oftmals von der Großherzigkeit dieses Volkes vorreden, so stehen doch seine Schilderungen von der Behandlung Napoleons auf St. Helena in scharfem Widerspruch zu den Anschauungen seines eigenen Landsmannes Lord Rosebery.

Diese Konstatierung ist jedoch mit der vollen Anerkennung der umfangreichen und sorgfältigen Arbeit, die hier geleistet ist, recht wohl zu vereinigen. Im ganzen will der Verfasser die überlieferte Erzählung von Napoleons Laufbahn im Lichte der Tatsachen revidieren, den Kriegs- und Staatsmann schildern, seinen Lesern aber Einzelheiten ersparen, „wie er seine Mahlzeiten gierig verschlang, in Konzerten schlief und sich in Liebeshändel einließ". Das ist gewiß ein berechtigter Standpunkt, aber daß das Privatleben des großen Mannes wenig Züge von bleibendem Interesse biete, „vielleicht weil ihn Josephinens Oberflächlichkeit und die korsikanische Steifheit seiner Geschwister frühzeitig ermüdeten", werden mit mir wohl viele dem Verfasser nicht glauben mögen. Bezeichnenderweise führt er daher unter den Werken der Franzosen „von hervorragender Wichtigkeit" Masson gar nicht an, von dem er nur den Napoléon inconnu und Napoléon et sa famille zitiert. Die glänzenden Eigenschaften des Staatsmanns und Feldherrn aber erkannte Rose oft mit überschwenglichen Worten an. Die Verteilung des Riesenstoffes ist keine ganz gleichmäßige. So wird der Rastatter Gesandtenmord z. B. nicht weiter berührt, oder der Feldzug Moreaus in Süddeutschland 1800; auch der Feldzug Napoleons gegen Oesterreich 1809 ist knapp geschildert, wie die Jahre 1809 bis 1811 als „constans aetas" überhaupt.

Abgesehen von der verschiedenen Beurteilung, die sich aus den Grundanschauungen des Verfassers über die Stellung Englands und Frankreichs ergibt, fehlt es natürlich trotz der eingehenden Berücksichtigung der neuesten Literatur nicht an Stellen, wo Roses Darstellung zum Widerspruch oder zur Berichtigung herausfordert. So halte ich es z. B., um einige der früheren Etappen des Kaisers herauszugreifen, nach erneuter sorgfältiger Prüfung des mir bekannten Materials durchaus nicht für „Heldenverehrung", wenn man mit Fournier I. 50 es für das Verdienst Napoleons bei der Belagerung von Toulon in Anspruch nimmt, daß er den einzig ausführbaren Angriffsplan auf die Festung gefunden hat. Das von Napoleon niedergeschriebene Manuskript im französischen Kriegsministerium über die Ereignisse des 13. Vendemiaire ist gedruckt in seiner Correspondance I. 91 n. 73. Dagegen ist die ebenda (I. 107 n. 91) sich findende berühmte Proklamation an die Soldaten bei Beginn des italienischen Feldzuges, wie Kuhl (Bonapartes erster Feldzug 1796, S. 154) nachgewiesen hat, erst in St. Helena entstanden. Ueber die Dolche der Verschworenen am 18. Brumaire hat Aulard im 27. Bande der „Révolution française" erschöpfend gehandelt unter dem Titel: Les poignards des Cinqcents. Das Duzen ist schon nach dem 9. Thermidor in Frankreich bei der allgemeiner werdenden Abneigung gegen alles Demokratische im Abnehmen begriffen; das lebenslängliche Konsulat Napoleons (S. 319) hat damit nichts zu schaffen. Für die innere Geschichte des Kaiserreichs wäre bei ferneren Auflagen vor allem der 6. Teil der histoire socialiste von Jaurès zu Rate zu ziehen.

Manche Aeußerungen des Verfassers über deutsche Dinge werden uns immer befremdlich erscheinen. Seine Schilderung der Schlacht bei Waterloo ist schon beim Erscheinen der englischen Ausgabe angefochten worden. Ein Vergleich zwischen Königin Luise und Marie Antoinette klingt etwas seltsam; die Charakteristik des Erzherzogs Karl (II. 202), der für die Schläfrigkeit und Unentschlossenheit seiner Kriegführung oft nicht persönlich haftbar zu machen ist, fordert zum Widerspruch heraus. In manchen Fällen hat der Uebersetzer, dessen Uebertragung glatt und gefällig dahin fließt, die bilderreiche Sprache des Verfassers, wo sie dem deutschen Publikum schwer verständlich wäre, durch Anmerkungen, die sich jedoch nie unliebsam aufdrängen, uns näher gebracht, oder die Anschauungen des Verfassers berichtigt. Sollen durch die erhobenen Einzelausstellungen die Vorzüge des Buches in keiner Weise herabgewürdigt werden, so seien als besonders instruktive Details nur die technischen Mitteilungen über die Rüstungen zur Landung in England oder die Zusammenstellung über den Gesundheitszustand des Kaisers während des Feldzuges 1815 hervorgehoben. Alles in allem haben wir es mit einem Werke zu tun, dessen Uebertragung ins Deutsche völlig gerechtfertigt erscheint.[3])

München. Theodor Bitterauf.

[1]) Wenn Fournier die Abhängigkeit Lenzens von der ersten 1889 erschienenen Ausgabe seines Buches bemüht ist, nachzuweisen, so hätte er — wie ich, ohne auf diese Frage weiter eingehen zu wollen, hier doch bemerken möchte — solche Stellen wie Lenz S. 191 und Fournier III. 271 besser nicht herangezogen. Beide Historiker geben hier in indirekter Rede eine genaue wörtliche Uebersetzung von Napoléon, Corresp. vol. 28 n. 22066, und verdienten den Vorwurf der Ungenauigkeit, wenn ihre Uebersetzung anders lautete.

[2]) Napoleon I. Unter Benutzung neuen Materials aus dem britischen Staatsarchiv von John Holland Rose, Litt. D. Autorisierte deutsche Uebersetzung von Prof. Dr. K. W. Schmidt. Mit vielen Karten und Plänen, einem Faksimile-Briefe und einem Bildnis Napoleons in Photogravüre. 2 Bände. Stuttgart 1906.

[3]) Eine neue deutsche Napoleonbiographie, auf psychologischer Grundlage, beginnt eben bei F. Dümmler in Berlin zu erscheinen von dem Verfasser von „Bismarck und seine Welt", Oskar Klein-Hattingen, unter dem Titel: „Napoleon der Erste. Eine Schilderung des Mannes und seiner Welt." Die mir vorliegende erste Lieferung, die bis zur ägyptischen Expedition reicht, scheint vortrefflich zu sein, wenn auch zu einer gründlichen Beurteilung erst das Erscheinen des ersten Bandes zum mindesten abgewartet werden muß.

Zur Literatur des Krieges 1866.*)

1. Die österreichische Nordarmee und ihr Führer im Jahre 1866. Von Tollow (k. k. Rittmeister F. Karl Graf Crenneville). Wien und Leipzig, Braumüller. 2 Mark.

Nachdem Friedjung Ende der neunziger Jahre in seinem weitverbreiteten, oft neu aufgelegten Werke „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland" die Ehrenrettung des österreichischen Führers Benedek versucht hatte, wurde dessen Verhalten in den nächsten Jahren (1900—1901) Gegenstand eines lebhaften literarischen Streites nicht nur in persönlicher, sondern auch in sachlicher Beziehung, wobei auf preußischer Seite General von Schlichting, österreichischerseits Oberstleutnant Krauß besonders genannt seien.

*) Am 26. Dezember v. J. verschied zu München im Alter von 51 Jahren Oberstleutnant a. D. Michael Heilmann. Die Militärwissenschaft verdankt ihm eine Reihe wertvoller kriegsgeschichtlicher Arbeiten; die Allgemeine Zeitung hat in ihm einen hochgeschätzten Mitarbeiter verloren und veröffentlicht seinen letzten Beitrag in dankbarem Gedenken.

Neuerdings tritt nun auch Toilow für den unglücklichen Führer ein. Zunächst sucht er eingehend darzulegen, daß angesichts der taktischen Ueberlegenheit der Preußen, das heißt wegen des weitüberlegenen Zündnadelgewehres, für Oesterreich nicht die geringste Aussicht auf einen Erfolg vorhanden war. Die Bedeutung dieses Umstandes soll gewiß nicht unterschätzt werden, aber ich meine, Toilow geht hier doch zu weit; gibt er doch selbst später zu, daß Erzherzog Albrecht in Italien es verstanden habe, durch strategische Initiative und Angriffslust die dort allerdings nicht ungünstigen taktischen Faktoren um ein wesentliches zu steigern, und weiter lesen wir auch das Zugeständnis, daß Benedek noch am 26. Juni es in der Hand hatte, durch rasches Ausnützen der gegebenen Lage sich mit großer Uebermacht auf die durch das Waldenburger Gebirge vorgehende 2. Armee des Kronprinzen zu werfen und diese zu schlagen, bevor die erste und die Elbearmee von Norden her wirksam werden konnten. Benedek kam nicht zum raschen Entschlusse, aber die Absicht hat ihn nach Toilow intensiv beschäftigt.

Die Art und Weise, wie uns der Verfasser nun in den Gedankengang des österreichischen Führers einführt und wie er uns die seelischen Reibungen klarlegt, mit welchen der tapfere General in reichstem Maße zu kämpfen hatte, ist spannend und wohl das Beste an diesem Werke. Wir begreifen sein Handeln und rechnen es ihm nicht zur persönlichen Schuld, wenn er den Entschluß zur kühnen Offensive oder gar zur raschen Ausnützung der Lage am 26. nicht fand, wie solches gleichwohl von einer unvernünftigen Kritik sehr oft verlangt wurde; denn wir wissen und auch Toilow deutet das an, daß nur eine ausgesprochene Feldherrnnatur — ein Uebermensch — sich zu solcher Tat hätte aufraffen können. Solche Entschlußkraft wird nicht aus dem Aermel geschüttelt, sondern reift nur in langer, angestrengter Geistesvorarbeit aus. Das sehen wir ja auch in Moltkes Leben bestätigt, und daß letztere bei Benedek fehlte, lag in den unglücklichen Verhältnissen des österreichischen Staats- und Heerwesens begründet, welche auch in diesem Buche teilweise berührt sind. Der Herr Verfasser spricht sich am Schlusse recht skeptisch über die Gegenwart aus; aber darin muß man ihm recht geben, und auch sein Buch ist dafür ein schöner Beweis, daß das österreichische Heer in diesem unglücklichen Jahre ein unvergleichliches Beispiel der selbstlosesten Treue und Aufopferung gegeben hat.

Dafür tritt auch glänzend das nachgenannte Werk ein, welches mit Unterstützung des k. k. Kriegsarchives Generalstabsmajor Ritter v. Steinitz geschaffen hat.

2. 1866. **Glückliche Episoden** aus den Kämpfen Oesterreichs im Jahre 1866. Zum vierzigjährigen Gedenken. Mit Beiträgen von Mitkämpfern. Wien. Verlag von Danzers Armeezeitung. Kr. 3.50.

Aus der Schlacht von Custozza, dem Feldzuge der Nordarmee, aus Tirol und aus dem Kampfe zur See werden uns eine stolze Reihe von Schilderungen herrlicher Kampfepisoden geboten. Ein glücklicher Gedanke! Nicht nur taktisch Interessantes ist hier in reicher Fülle enthalten; noch höher wiegen die zahlreichen und mannigfachen Einblicke in die moralischen Werte, deren der Truppenführer im Kampfe bedarf. Und welch stattliche Zahl von Kriegshelden zieht da vor unseren Augen vorüber!

Ein hübsches Buch ist auch: 3. **Vor 40 Jahren.** Erinnerungen eines alten Kriegsmannes. Von G. v. H...z. Wien und Leipzig. C. W. Stern. Kr. 2.40.

Diese schlicht, aber flott geschriebene Arbeit hat der Verfasser dem Offizierkorps seines alten Regiments v. Morawetz Nr. 61 gewidmet, sie hat aber auch für weitere Kreise viel Anregendes und Belehrendes. Wir erhalten durch einen Subalternen einen köstlichen Einblick in die wie bei uns in Bayern damals vorherrschende Gemütlichkeit und Bequemlichkeit. Wir begreifen, daß unter solchen Zuständen der Kampf mit den Preußen wenig Aussicht auf Erfolg bieten konnte, obwohl wir andererseits die innere Tüchtigkeit, tadellose Gesinnung und die heldenmütige Tapferkeit des Offizierkorps schätzen müssen, für welche diese Blätter ein schönes Zeugnis ablegen.

4. **Bräutigamsbriefe eines österreichischen Militärarztes aus dem Jahre 1866.** Wien 1906. Karl Konegen.

Mit großer Spannung habe ich das hübsch ausgestattete Büchlein in die Hand genommen, aber, offen gesagt, es enttäuscht wieder weggelegt. Es bietet doch zu wenig; militärisch oder etwa, was man hoffen dürfte, militärärztlich Interessantes ist gar nicht zu finden und auch die seelischen Ergüsse des Bräutigams sind recht trocken und ohne irgend welche Tiefe des Gemütes. Ich glaube, man hätte besser „das verblaßte rote Band" nicht von dem „Bündel alter vergilbter Briefe" genommen, welche ja für die Familienangehörigen ein teures Andenken bilden, für weitere Kreise aber ziemlich wertlos sind.

5. **Langensalza** 1866 und das Ende des Königreiches Hannover. Von Fr. Regensberg. Mit Illustrationen von Georg Lebrecht und 2 Karten. Stuttgart, Franckh. M. 1.50. 3. Aufl.

6. **Langensalza und der Mainfeldzug.** Von Karl Bleibtreu. Illustrationen von Chr. Speyer. Stuttgart. Karl Krabbe. 2 M.

Unter den volkstümlichen Schriftstellern der Gegenwart, welche unsere letzten großen Kriege bearbeiten, ist zuerst Bleibtreu zu nennen, dem sich seit einigen Jahren Regensberg zugesellte. Letzterer hat in einer ganzen Reihe von Einzeldarstellungen den Feldzug 1866 bearbeitet und sich jüngst dem Kriege 1870/71 zugewendet. Wie alle seine Schriften, zeichnet sich auch obengenannte, schon in 3. Auflage vorliegende, durch Gründlichkeit und sachliche, abgeklärte Darstellung aus, so daß wir diese Arbeit bestens empfehlen können; ebenso aber auch jene von Bleibtreu. Seine Schreibart ist bekanntlich eine etwas andere; er ist temperamentvoller, verschiedene Male tritt auch die tendenziöse Absicht etwas zu vordringlich an den Tag. Aber seine Darstellung ist spannend und sein militärisches Wissen und Urteil bedeutend. So ist auch das vorliegende Werkchen fesselnd geschrieben und was im besonderen seine Auffassung über die Tätigkeit und Leistung der Bayern betrifft, kann ich derselben nur rückhaltlos zustimmen. Klar legt er die Mängel der Führung dar, mit feinem Verständnis wird er der Truppe gerecht und wir danken ihm, daß er für den greisen Oberbefehlshaber Prinzen Karl, sowie für unseren Prinzregenten, den tapferen Führer der 3. Division, und dessen Sohn, den bei Helmstedt schwerverwundeten Prinzen Ludwig, die richtigen Worte findet.

München. M. Heilmann.

---

* **Berichtigung.** In der Entgegnung des Herrn Karl Bleibtreu in Nr. 6 S. 45 ist statt „Wartenberg" Wertenberg zu lesen.

Allgemeine Rundschau.

Die Urheimat der Germanen.

bra. Die Frage nach den ursprünglichen Stammsitzen der germanischen Völkerschaften, die durch die neuerdings mehr und mehr in den Hintergrund gedrängte Vorstellung von einer weltumspannenden Massenwanderung der indo-arischen Urstämme eine aktuellere Bedeutung erlangt hat, ist in letzter Zeit von verschiedenen nordischen Fachgelehrten zum Gegenstande ausführlicher Untersuchungen gemacht worden. Der unmittelbare Anlaß hierzu wurde durch die zum Teil in hohem Grade überraschenden Befunde gegeben, zu denen mehrere von schwedischen und dänischen Archäologen veranstaltete Höhlenausgrabungen Gelegenheit boten. Hiernach scheinen sich — wie u. a. von dem angesehenen Vorzeitkenner Prof. Axel von Kock auf einer kürzlich stattgehabten Zusammenkunft von nordischen Altertumsfreunden in Lund betont wurde — in der Tat die Beweise zu häufen, aus denen sich mit annähernder Gewißheit ein konkreter Anhalt für die endliche Lösung des ebenso interessanten wie umstrittenen Problems herleiten läßt.

Nach Kocks Definition gipfeln die bisher gewonnenen Unterlagen in einer doppelten Beweisführung, einer sprachhistorischen und paläographischen. Aus beiden ergibt sich, daß gewisse

Partien des Ostseerandes, in erster Reihe die Küstenstrecke des südlichen Schweden — Schonen —, dann aber auch das ganze Gebiet zwischen Göta-Elf, Gotland, Seeland und Teile des nördlichen Deutschland zwischen Oder und Elbe als der eigentliche Ursitz der germanischen Rasse anzusehen sind. Einen wichtigen Fingerzeig, insonderheit was das sprachliche Moment betrifft, bietet die Entwicklung der gotischen Massenwanderungen in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. An der Wende des dritten Jahrhunderts n. Chr. hatte ein großer Teil der gotischen Stämme auf dem Gebiet östlich und westlich vom Weichseldelta feste Wohnsitze bezogen bezw. die dort ansässigen Ureinwohner (Slawen, Wenden, Bodrizen u. a.) in östlicher Richtung verdrängt. Diese Gotenstämme waren erwiesenermaßen skandinavischer, genauer ausgedrückt, südschwedischer Herkunft, und es spricht ein starker Grad von Wahrscheinlichkeit dafür, daß ihr Ausgangspunkt mit dem vorerwähnten Schonenschen Stammsitze identifiziert werden muß.

Die Wanderung selbst erfolgte in südöstlicher Richtung und wurde von der mittel- resp. ostdeutschen Etappe aus nach relativ kurzer Frist — der uralte germanische Wandersinn drängte selbst nach Abschluß der großen Völkerwanderungsepoche noch lange zu instinktiver Befriedigung — in südöstlicher Richtung in das heutige Rußland hinein fortgesetzt, um schließlich am Schwarzen Meere ihren vorläufigen Abschluß zu finden. Zahlreiche Befunde sprachlicher und ethnographischer Art geben noch heute stichhaltige Kunde davon, mit welcher Planmäßigkeit diese alten Gotenstämme, die schon bei ihrem Auszuge aus den skandinavischen Grenzen über eine relativ hohe Kultur verfügten, bei der Auswahl ihrer neuen Wohnsitze zu Werke gingen. Einiges Gewicht wird in diesem Zusammenhange übrigens auch dem Umstande beigemessen werden dürfen, daß in dem relativ ausgedehnten Sagenschatze, der aus den späteren Perioden der Gotenwanderung erhalten geblieben ist, so u. a. in den langobardischen Legenden, übereinstimmend der Name Skanza, Skandia d. i. Skane (Schonen) als Bezeichnung der Urheimat aller germanischen Stämme anzutreffen ist. Sicher ist auch auf alle Fälle, daß die germanische Wanderung an sich erst zu einem vergleichsweise späten, in die historische Zeit hinübergreifenden Zeitpunkte ihren Anfang genommen hat und daß die an den skandinavischen Küsten beheimateten Stämme im Augenblick des Aufbruchs bereits auf eine vielhundertjährige, vielleicht tausendjährige Entwicklungsepoche zurückblicken konnten.

In welchem Grade diese autochthone Kulturentwicklung durch fremde Einflüsse modifiziert worden ist, läßt sich heute nicht mehr mit Bestimmtheit entscheiden, doch fehlt es nicht an Anzeichen, welche auf einen regen Handelsverkehr mit den (sprachverwandten!) Nachbarstämmen der dänischen und „Bernstein"-(norddeutschen) Küste hinweisen. Wie frühzeitig indessen die Besiedelung der Schonenschen Küste durch die mit den germanischen Ureinwohnern identischen Vertreter des dolichokephalen Urvolkes erfolgt sein muß, ergibt sich u. a. aus dem Sachverhalt, daß vor kurzem bei der Aufdeckung eines Seeländer Torfmoores eine Niederlassung frühgermanischer Bewohner zutage gefördert wurde, deren Herkunft unverkennbar in die zweite Hauptperiode des Steinalters zurückdatiert. Aus den bei jener Gelegenheit ans Licht gebrachten Fundstücken läßt sich ersehen, daß diesen Bewohnern der Gebrauch der Metalle unbekannt war und daß ihre Nahrung vorzugsweise aus den Erträgen der Jagd (Wildschwein, Edelhirsch, Ren, Elch) und des Fischfanges (Austern, Schellfisch, Hering, Dorsch) bestanden hat.

Sehr zutreffend betont ein schwedischer Archäologe, daß angesichts dieses lehrreichen Fundes die Behauptung betr. einer ursprünglichen Einwanderung der skandinavischen Germanen von osteuropäischen oder gar asiatischen Ausgangsorten schwerlich aufrecht erhalten werden kann. Ein Volksstamm, dessen ganzer Nahrungserwerb noch auf derart primitiver Entwicklungsstufe steht und dessen Seetüchtigkeit schon mit Rücksicht auf den Mangel an geeigneten Werkzeugen an einen höchst beschränkten Spielraum gebunden war, verfügte zweifellos nicht über die Voraussetzungen, sich auf eine abenteuerliche Wanderfahrt durch ganze Weltteile einzulassen, am allerwenigsten zu einer Zeit, wo die Verteilung von Wasser und Festland im Bereich der alten Welt ein derartiges Unternehmen noch mit ganz anderen Erschwernissen umgeben müßte, als solches heute der Fall sein würde.

Australischer Obst-, Wein- und Gemüsebau.

d. In Australien sind seit den letzten fünfundzwanzig Jahren Regierung und private Grundbesitzer bemüht, der größten Plage des Landes, der entsetzlichen Trockenheit, die nur zu oft verheerend einbricht und mitunter jahrelang andauert, durch großartige künstliche Bewässerungsanlagen abzuhelfen. Man hofft, daß die zu Tausenden gebohrten artesischen Brunnen und die vielen angelegten Flußreservoire, aus denen das Wasser durch Pumpwerke, die Wind oder Pferdekraft treiben, bis in die kleinsten Kanäle geleitet wird, nicht nur der Viehzucht und dem Getreidebau, sondern auch dem Anbau von Obst, Wein und Gemüse zugute kommen werden.

In Australien gedeihen überall, soweit es kultiviert ist, von Fruchtbäumen: Orangen, Zitronen, Birnen, Aepfel, Aprikosen, Pfirsiche. Der Orangengarten in Parramatta, im Weichbilde von Sydney, entzückt durch Schönheit. Die Obstbäume werden wie in Kalifornien in regelrechten Reihen angepflanzt; zahlreiche kleine Zuflußkanäle und weitverzweigte Rinnen sorgen für Bodenbewässerung. Schon jetzt erzeugt Australien sehr bedeutende Mengen Obst. Die Früchte entsprechen so ziemlich den kalifornischen, haben ein glänzendes, bestechendes Aussehen, sind aber nur von geringem Geschmack. Bisher war Australien in der Zufuhr von Obst von San Francisco abhängig, jetzt aber fängt es bereits an, seinen Bedarf selbst zu decken, und wird sicher bald auf den europäischen Märkten mit seinen Früchten gegen die amerikanischen wetteifern. In der künstlichen Bewässerung seiner Obstgärten erblickt Australien einen großen Kulturerfolg, und dabei ist der Preis für die Aufzucht der einzelnen Obstarten äußerst gering.

Schon lange pflegen die Australier auch den Weinbau. Sie haben alle Rebsorten und vor allem die französischen genau geprüft, aber bisher mit mehr Ausdauer als Erfolg die verschiedenen Gewächse gezogen. In den australischen Hotels findet man alle französischen Weine, die Namen sind dieselben, aber ihr Bukett hält keinen Vergleich mit dem Erzeugnis der Mutterreben aus, ein Nachteil, der nicht etwa durch Billigkeit der Preise, die vielmehr sehr hoch sind, ausgeglichen wird. Australien erzeugt gegenwärtig jährlich eine Million Hektoliter Wein. Seit Bewässerung der Pflanzen steigert sich das Ergebnis der Ernte — aber der Wert der Keltererzeugnisse nimmt in gleichem Maße ab. So wird der australische Wein im Handel über See keine Zukunft haben.

Dagegen bewährt sich wieder vollständig die künstliche Bewässerung für den Gemüsebau. Das Gemüse wird vorzugsweise in der Umgegend der großen Städte gebaut, die Pflege der Pflanzungen liegt fast ausschließlich in den Händen chinesischer Gärtner. Mit der Zufuhr von Leguminosen aller Art hat es auf den Märkten der australischen Städte keine Not; sie ist für gewöhnlich überaus reich und die Ware nicht teuer.

*

Kleinere Mitteilungen.

* **Ein neues photographisches Verfahren.** Dem Münchener Privatgelehrten Dr. Karl v. Arnhard ist es gelungen, Photographien von Handschriften, Drucken, Bildern u. s. w. ohne Kamera, das heißt ohne Objektiv, herzustellen. Die Kosten für den Apparat sind dadurch auf ein Minimum reduziert; es ist möglich, bei jedem Licht Aufnahmen zu machen, die Negative haben genau die Größe des Originals, so daß zum Beispiel bei Schrift und Druck die Vorlage durchaus genau wiedergegeben wird. Wie wir uns an Proben überzeugen konnten, unterscheiden sich die Arnhardschen Photographien von den gewöhnlichen nur durch einen etwas flaueren Ton, ein Mangel, dem die Technik gewiß bald abzuhelfen imstande sein wird. Die Belichtungsart und die Wahl des Stoffes für das Negativ bleiben einstweilen noch Geheimnis des Erfinders. Wir erwarten speziell für die Handschriftenphotographie, daß das ebenso einfache wie billige Verfahren Dr. v. Arnhardts, bei dem die Handschrift nicht aufgestellt zu werden braucht, der gelehrten Forschung (vergl. unseren Aufsatz Die Photographie usw., Beilage vom 8. Dezember v. J.) von größtem Nutzen sein wird.

C. K. **Wissenschaftliche Untersuchungen auf dem Mont Blanc.** Ueber die im Observatorium auf dem Mont Blanc während des Jahres 1906 ausgeführten Arbeiten erstattete der Astronom Janssse in der Pariser „Académie des sciences" einen interessanten Bericht. Das Jahr war durch gutes Wetter besonders begünstigt, so daß gute wissenschaftliche Ergebnisse erzielt wurden. Zu Anfang des Sommers erbaute der Regierungsarchitekt Beaudoin ein vom Observatorium getrenntes Schutzhaus, in dem Personen während der ganzen Saison Unterkunft finden. Einige Verbesserungen und Erweiterungen im Observatorium selbst gestatten einen langen Aufenthalt auf dem Gipfel, ohne daß die Beobachter sehr unter der Höhe leiden.

Im Juli stellten die Forscher Moog und Guillemard Untersuchungen an Menschen, Kaninchen und Meerschweinchen über die Einwirkungen der Höhen auf die Blutkörperchen an, deren Ergebnisse in einer besonderen Arbeit veröffentlicht werden sollen. Während der Monate Juli und August blieben die Astronomen August Millochau und Milan Stefanik dreizehn Tage auf dem Gipfel zur Fortführung besonderer Arbeiten über die Sonne;

Millochau und Feiz bereiteten eine Arbeit über die Wärmeausstrahlung der Sonne vor, wobei sie sich des pyrometrischen Teleskops von Feiz bedienten. Senonque stellte Untersuchungen über den Magnetismus in verschiedenen Höhen an, wobei er sein Meteorograph durch ein neues Instrument ersetzte. Alexis Hansky von der Pulkova-Sternwarte in Rußland machte mit Stefanik Beobachtungen über die Oberfläche von Jupiter und Venus. Da die Luft sehr klar war, hatten sie mit dem großen Fernrohr ausgezeichnete Ergebnisse.

* **Mädchen auf Dresdener Gymnasien.** Laut Beschluß des Dresdener Stadtrats werden von Ostern 1907 ab an den dortigen städtischen Gymnasien und der Dreikönigsschule (Realgymnasium) versuchsweise in alle Klassen von Untertertia aufwärts, soweit Platz vorhanden, auch Mädchen als Schülerinnen aufgenommen.

Außerdem wird von dem gleichen Zeitpunkte ab an jeder der beiden städtischen höheren Mädchenschulen ein sich auf drei Jahre erstreckender Gymnasialkursus angegliedert. Und endlich hat der Stadtrat beschlossen, beim sächsischen Kultusministerium wegen Errichtung eines staatlichen Mädchengymnasiums in Dresden vorstellig zu werden, wobei gleichzeitig eine städtische Unterstützung in Aussicht gestellt werden soll.

* **Medizinische Preisaufgabe.** Für den Ende 1907 zu verleihenden Heinrich Lippert-Preis von 1800 Mark stellt die medizinische Fakultät der Universität Berlin folgende Aufgabe: Darstellung unserer Kenntnisse über den Bau und die Entwicklung der Langerhansschen Inseln im Pankreas unter besonderer Würdigung ihrer etwaigen Beziehungen zur Diabetes.

Zur Bewerbung zugelassen ist jeder an einer deutschen oder österreichischen Universität auf Grund eines zum medizinischen Studium berechtigenden Reifezeugnisses immatrikulierte Student der Medizin, sowie jeder in Deutschland oder Oesterreich ansässige und staatlich approbierte praktische Arzt.

Die Arbeiten sind bis 1. Dezember 1907 an das Sekretariat der Universität Berlin einzuliefern.

* **Ausländische Aerzte in Frankreich.** In Frankreich ist der Entwurf eines Gesetzes ausgearbeitet worden, wonach es ausländischen Aerzten und Studierenden der Medizin, die die Vorbedingungen für die Doktorprüfung in ihrem Lande erfüllt haben, gestattet sein soll, falls sie sich später naturalisieren lassen, das französische Diplom als Doktor der Medizin unter Befreiung von höchstens drei Prüfungen zu erlangen, vorausgesetzt, daß sie das Baccalaureat einer Mittelschule besitzen oder Licenciés-en-sciences sind.

* **Stiftungen für amerikanische Hochschulen.** Neujahrsgaben amerikanischer Millionäre für die Wissenschaft sind diesmal in großer Zahl zu verzeichnen. Den Reigen eröffnet Rockefeller, der 12 Millionen Mark der Universität in Chicago zugewandt hat. Die gesamten Stiftungen, die Rockefeller der Chicagoer Universität hat zuteil werden lassen, werden dadurch auf die stattliche Summe von 78 Millionen erhoben. Außerdem hat Rockefeller 400,000 M der Behörde für ausländische Mission der Vereinigten Presbyterianischen Kirche zur Propaganda in Aegypten und im Sudan überwiesen. Carnegie ist diesmal nur mit einer Summe von 200,000 M vertreten.

Die Universität in Cleveland, der Hauptstadt des Staates Ohio, hat von zwei Gönnern im ganzen 800,000 M empfangen, die zur Errichtung und Ausstattung eines Laboratoriums für experimentelle Medizin verwandt werden sollen. Gleichzeitig ist dort eine Professur für dies Forschungsgebiet eingerichtet worden, die erste ihrer Art in den Vereinigten Staaten.

Das Hobart-College in der Stadt Geneva im Staate New-York ist durch William Smith in die Lage versetzt worden, eine besondere Frauenuniversität einzurichten, wofür vorläufig etwa 1½ Millionen Mark zur Verfügung gestellt worden sind.

* **Personalien.** Der Heidelberger Kirchenhistoriker, ordentlicher Professor a. D. Geh. Rat Dr. theol. und phil. Adolf Hausrath, der unter dem Pseudonym George Taylor als Romanschriftsteller hervorgetreten ist, feiert am 13. Januar seinen 70. Geburtstag

Hochschulnachrichten.

hc. **Stuttgart.** An der hiesigen Technischen Hochschule hat sich Dr. Erich Brunner (aus Berlin) als Privatdozent für physikalische Chemie und Elektrochemie niedergelassen.

* **Tübingen.** Mit dem Ende des Jahres 1906 ist wieder eine alte württembergische Eigentümlichkeit zu Grabe getragen worden. Bisher stand denjenigen Promotionskandidaten bei der juristischen Fakultät der hiesigen Landesuniversität, die die erste höhere Justizdienstprüfung in Württemberg mit dem Zeugnis 1. oder 2. Klasse bestanden hatten, die Vergünstigung zu, daß sie lediglich eine Doktorarbeit einzureichen, einer mündlichen Prüfung sich dagegen nicht zu unterziehen hatten. Ferner trat für die Bewerber, die die Fähigkeit zum Richteramt in Deutschland erlangt, d. h. die zweite Dienstprüfung — gleichviel mit welcher Note — bestanden hatten, an die Stelle der mündlichen Doktorprüfung ein leichteres „Kolloquium". Mit all dem ist es nunmehr zu Ende.

Jeder Kandidat, der seine Bewerbung nach dem 31. Dezember 1906 einreicht, muß sich der übrigens schon seit 1. Januar 1906 geltenden neuen Promotionsordnung anbequemen, die das Bestehen einer mündlichen Prüfung durchweg zur Voraussetzung für die Verleihung der Doktorwürde macht. Von den übrigen Aenderungen ist die Erhöhung der Promotionsgebühren bemerkenswert. Während diese früher 300 M und nach mindestens zweisemestrigem Studium an der Tübinger Universität nur 200 M betrugen, sind nunmehr 400 M und von solchen Kandidaten, die die württembergische erste Justizdienstprüfung bestanden haben, 300 M zu entrichten.

H. **Heidelberg.** Die badische Regierung wird, wie die Heidelberger Zeitung hört, dem Landtag während der Session 1907 eine Vorlage betr. Bewilligung der Mittel zum Umbau des Instituts für pathologische Anatomie übergeben. Das seit den 70er Jahren stehende Gebäude soll durch An- und Aufbau erweitert und seine innere Einrichtung entsprechend umgestaltet werden. Außerdem soll ein ganz neues getrenntes Sektionshaus mit großem amphitheatralischen Auditorium erbaut werden, womit 1908 womöglich begonnen werden soll.

hc. **Leipzig.** Mit einer Probevorlesung über das Thema „Die geschichtliche Entwicklung und der heutige Stand der Lehre vom Verhalten der Kreislauforgane bei chronischen Nierenerkrankungen" führte sich am 11. Januar in der hiesigen medizinischen Fakultät der Assistenzarzt bei Professor Curschmann an der medizinischen Klinik Dr. Stadler als Privatdozent ein. — Zum Kaiserlichen Regierungsrat und Mitgliede des Gesundheitsamtes ist der Privatdozent für Chemie an der hiesigen Universität Dr. Karl Beck ernannt worden. Bereits seit April 1906 war Beck von der Universität Leipzig beurlaubt und kommissarisch als Hilfsarbeiter im Kaiserlichen Gesundheitsamt tätig.

* **Göttingen.** Der Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Gruner, Präsident des Aufsichtsamts für Privatversicherung in Berlin, ist von der juristischen Fakultät der hiesigen Universität zum Ehrendoktor ernannt worden.

hc. **Kiel.** Der Professortitel wurde dem Privatdozenten für Psychiatrie und Oberarzt an der psychiatrischen und Nervenklinik der hiesigen Universität Dr. Julius Raecke verliehen.

H. **Zürich.** An der hiesigen Universität hat sich Dr. Friedrich Adler aus Wien als Privatdozent für experimentelle und theoretische Physik sowie deren Geschichte und erkenntnistheoretische Grundlagen habilitiert.

LIEBIG'S
FLEISCH-EXTRACT
Seit über 40 Jahren unerreicht.
(2817)

Für den Inseratenteil verantwortlich: A. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Montag, 14. Januar. Nummer 11.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50
(Bei direkter Lieferung Inland M 6.30. Ausland M. 7.—.;
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition

Verantwortlicher Herausgeber. Dr. Julius Petersen in München.

Inhalt:

Die Urform der Psalmen. Von Otto Hauser (Wien).

Rembrandts Staalmeesters. Von Professor Dr. P. Weber (Jena).

Ein neues Buch vom Zukunftskriege. Von Oberleutnant a. D. v. Schwartz (Grunewald b. Berlin).

Bücher und Zeitschriften.

Max Neuburger: Geschichte der Medizin. — Joh. Bapt. Sägmüller: Die kirchliche Aufklärung am Hofe des Herzogs Karl Eugen von Württemberg. — Rudolf Huch: Komödianten des Lebens.

Allgemeine Rundschau

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Die Urform der Psalmen.

Die Frage nach der poetischen Form der Psalmen hat im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts, da sie mit einem Male in den Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses trat, eine ganze Reihe trefflicher Gelehrter beschäftigt. Ich nenne nur Budde, Bickell, Duhm, Zenner, Grimme, Sievers, David Heinrich Müller. Ganz ohne Unterschied der Konfession haben alle an der Lösung dieser Frage teilgenommen und gewiß auch manche glückliche Entdeckung gemacht. Budde untersuchte zuerst das Vorkommen des von ihm so genannten Qinah-Verses — ein Langvers von fünf Hebungen mit der Zäsur nach der dritten, wie ihn die erste und fünfte Zeile jeder Strophe des unten folgenden ersten Psalmes aufweist. Bickell erkannte den Zusammenhang der hebräischen mit der syrischen Metrik, deren ausgezeichneter Kenner er war, verfiel jedoch in den Irrtum, das Hebräische nach Art des Syrischen zu betonen, wodurch ein ganz abenteuerliches Idiom entstand. D. H. Müller deckte, ohne das Versmaß im besonderen zu untersuchen, den gedanklichen Aufbau zahlreicher poetischer Stücke auf, deren deutliche Anordnung die von Strophe, Antistrophe und Epode war. Eines jedoch mangelte allen diesen Forschern: keiner von ihnen war selbst Dichter, und zweifellos wird ja derjenige, der Formkünstler von Beruf und Begabung ist, das Wesen einer Form klarer und sicherer erfassen als ein Gelehrter, der mit den Hebeln und Schrauben seiner Wissenschaft darangeht, ein solches Rätsel zu lösen. Dies mag denn meinem Versuch, die Versformen der Psalmen zu bestimmen, seine Berechtigung geben; ich bin der erste vom eigentlich dichterischen Metier, der sich mit dieser Frage beschäftigt, und das Rüstzeug, das ich meinerseits mitbringe, ist außer jener zumindest formellen poetischen Begabung noch die Kenntnis so ziemlich aller Metriken der europäischen und asiatischen Kultursprachen, aus denen ich während eines Jahrzehnts schriftstellerischer Tätigkeit so manches größere und kleinere Dichtwerk übersetzte.

Sobald ich mich eingehender mit den Psalmen — im Urtext — beschäftigte, war es mir klar, daß diese Poesie keine regellose sein könne, als was sie so lange gegolten hatte und vielen noch heute gilt. Daß gerade diese Anschauung von der Formlosigkeit der Psalmen für unsere Poesie sehr fruchtbar war, ist sicher. Klopstock dichtete seine großartigen Psalmen in dem Stil der biblischen, Goethe schuf seine Wandrerlieder in ebendiesem freien Versmaß, Heine so seine Nordseebilder; Walt Whitman hätte nie seine trunkenen Taumelgedichte geschrieben, wenn ihm nicht die poetische Sprache der Bibel stets im Ohre geklungen hätte, der vers libre der Franzosen, so bedeutsam für ihre ganze moderne Literatur, geht auf jene deutschen und englischen Vorbilder und so mittelbar auf die Diktion der Psalmen und Propheten zurück. Aber schon wer die Psalmen in Luthers für alle Zeiten unvergleichlicher Uebertragung liest, wird empfinden, daß dies nicht bloße gehobene Prosa sein kann. Das Gesetz des Parallelismus der Satzglieder fiel denn auch zuerst auf. Ein Vers wie:

„Die Himmel erzählen die Ehre Gottes
Und die Feste verkündiget seiner Hände Werk,“

kann als Beispiel dienen. — Dieser Parallelismus scheint übrigens die Grundform der alten orientalischen Poesie zu sein, vielleicht der Poesie überhaupt. Die babylonischen Bußpsalmen weisen ihn ebenso auf wie die chinesische Dichtung (vgl. meine Studie „Die chinesische Dichtung“, die in der Monographiensammlung Die Literatur, herausgegeben von Georg Brandes, erscheint und die bereits erschienene Auswahl von Li-Tai-Pes Gedichten, Leipzig und Großenhain, Baumert u. Ronge). Aber auch ein gewisser Rhythmus fällt bereits in jener Uebersetzung auf und bezeugt, daß Luther, als er die Psalmen übertrug, wirklicher Nachdichter, nicht nur bloßer Verdeutscher war. Darin liegt der bleibende Wert seiner Uebertragung, so unzulänglich sie an vielen Stellen der Wissenschaft von heute erscheinen muß.

Was nun den Rhythmus der hebräischen Poesie betrifft, so dürfte darüber bereits Einigkeit unter den Forschern herrschen. Das Hebräische als eine so emphatische Sprache konnte nicht bloß die Silben zählen, sondern mußte nach den Hebungen rechnen, und zwei resp. drei von diesen zusammengenommen, bildeten die kleineren Teile, aus denen sich die Verse zusammensetzen, fünfhebige, vierhebige, dreihebige. Dies war, wie gesagt, bereits erkannt und mußte eigentlich von dem ersten Untersucher erkannt werden. Trotzdem erscheinen auch noch dann die Psalmen formlos, wenn jedem Vers sein Metrum nachgewiesen ist, und dies so lange, bis sich nicht eine regelmäßige Folge in den wechselnden Versen aufzeigen läßt. Darauf also richteten sich vor allem meine Untersuchungen, die ich in dem Buche „Die Urform der Psalmen. Das erste Buch des Psalters in metrischer Ur-

schrift und Uebersetzung" (es erscheint demnächst im Verlage von Baumert u. Ronge, Großenhain und Leipzig) niederlege.

Hier ist es meine Absicht, weitere Kreise mit den Hauptresultaten meiner Forschungen bekannt zu machen, indem ich annehme, daß es jedem, der jemals religiöse Erbauung oder nur poetische Erhebung in den Psalmen gefunden hat, von Interesse sein müsse, zu erfahren, wie die reine äußere Form dieser Dichtungen beschaffen war. Daß die Form ein Wesentliches jedes Dichtwerks ausmacht, wird niemand bestreiten. — Der Dichter weiß es vor allem — und hier gilt es außerdem vielleicht, einen dem alten Judentum oft gemachten Vorwurf, es habe nur zyklopisch zu türmen, nicht aber auch ein künstlerisches Maß zu beobachten verstanden, als irrig zu erweisen. Ganz im Gegenteil: die Psalmen zeigen nach meinen Untersuchungen einen erstaunlichen Reichtum an bloßer künstlerischer Form und in ihr ein ebenso bewundernswertes Ebenmaß. Ist dies aber wirklich der Fall, so wäre es doch kaum glaublich, daß so viele ausgezeichnete Gelehrte diese Form nicht aufgefunden haben, während es einem bloßen — Dichter gelungen sein sollte. Die Erklärung hierfür ist einfach: die Gelehrten hielten sich fast ganz an den uns überlieferten massoretischen Text, der seit den Zeiten Kaiser Hadrians etwa endgültig festgestellt ist und seither mit geradezu absoluter Treue handschriftlich überliefert wurde. Eine solche Ueberlieferung eines Textes steht in der Kulturgeschichte wohl einzig da. Und ihr ist es zu verdanken, daß uns der Grundtext für den Zeitraum von zwei Jahrtausenden und mehr beispiellos gut erhalten ist. Aber obwohl der Text schon vor der Zeit Hadrians heilig war, so ist es doch zweifellos festgestellt, daß er vorher mancherlei Aenderungen im einzelnen erlitt, dem eben in jener endgültigen Fixierung des Textes gesteuert wurde. Ueber die Textgestalt vorher orientieren die alten Uebersetzungen, unter ihnen vor allem die Septuaginta, die von etwa dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert an in Alexandrien für die Juden der Diaspora, denen das Griechische geläufiger war als die heilige Sprache, gewiß mehr aus literarischen als aus religiösen Gründen angefertigt wurde. Es ist dies das erste Beispiel, daß nahezu die ganze Literatur eines Volkes in die Sprache eines anderen übersetzt ward, und das Werk, obwohl nicht gleichmäßig, gelang in solchem Maße, daß die Legende entstehen konnte, siebzig Gelehrte hätten gleichzeitig, doch abgesondert voneinander, die Arbeit unternommen und ihrer aller Fassungen hätten denselben Wortlaut gehabt. In der Zeit des ersten Christentums war die Septuaginta im allgemeinen Gebrauch, die Christen übernahmen sie als heiligen Text. Dies und gewiß in höherem Maße noch der Umstand, daß sich mittlerweile manche Verschiedenheiten zwischen dem hebräischen Texte und der griechischen Fassung ergeben hatten, veranlaßte die Juden, denen alsbald die Bibel ihre einzige Heimat war, dem Grundtext ihre ganze Sorgfalt zuzuwenden, der griechische Text wurde verworfen.

Diese Fassung der Septuaginta aber bedeutet für uns eine Textgestalt, die um zwei Jahrhunderte den Originalen näher liegt als der massoretische Text. Und mag er auch nicht allenthalben zuverlässig sein, so war er dies bei den Psalmen in jedem Fall. Denn man darf nicht vergessen, daß die Psalmen in ständigem synagogalen und privaten Andachtsgebrauch waren, zweifellos von unzähligen Juden auswendig gekannt wurden und demgemäß ihr Wortlaut weit sicherer feststand, als ein bloß durch die Schrift fixierter — das Hebräische kannte ja damals noch keine Vokalzeichen, kaum Wort- und Verstrennung. Diesen Erwägungen zufolge suchte ich mir nun in allen Fällen, wo der massoretische Text vor der Septuaginta abwich, den Text dieser zu rekonstruieren, und indem ich dieses Prinzip konsequent durchführte, fand ich in den meisten Fällen, wo der massoretische Text diesbezüglich versagte, ein klares Metrum. So gab ich auch meinen Untersuchungen die sichere Grundlage, während die bisherigen Forscher auf diesem Gebiete mit eigenen Emendationen, Zusätzen, Streichungen, Annahme von Lücken operieren mußten. Solche willkürliche Aenderungen metri causa mußten auf ein Mindestmaß beschränkt werden, wenn nicht jedes Resultat schwankend sein sollte.

Hier ist nun als erstes Beispiel der erste Psalm in metrisch getreuer Uebertragung (die Zusätze der Septuaginta stehen in Klammern):

Wohl dem Mann, der nicht wandelt in Gottloser Rat
Und nicht geht auf der Sünder Weg
Und nicht sitzt auf der Spötter Sitz,
Sondern Lust hat an Gottes Gesetz
Und seinem Gesetze nachsinnt Tag und Nacht.

Er ist wie ein Baum, gepflanzt an Wasserbächen,
Der Frucht gibt zu seiner Zeit
Und dessen Laub nicht welkt.[1])
Nicht so die Gottlosen, (nicht so),
Nein, wie Spreu, die der Wind hinweht (über die Erde,

Im Gericht drum bestehn die Gottlosen nicht,
Noch die Sünder bei den Gerechten.
[illegible] Weg der Gerechten,
Doch der Gottlosen Weg verdirbt.

Der Aufbau dieses Psalmes ist sehr klar und gewiß von einer schönen Ebenmäßigkeit. Trotzdem erklärte ihn der letzte und bedeutendste Metriker, Duhm, für pure Prosa.

Als zweites Beispiel gebe ich den dreizehnten Psalm — wieder steht die Ergänzung nach der Sepuaginta in Klammer —:

Bis wann, o Herr, vergissest du stets mich?
Bis wann verbirgst du dein Antlitz vor mir?
Bis wann soll ich Pein in der Seele tragen,
Kummer im Herzen Tag (und Nacht)?

Bis wann soll mein Feind über mich sich erheben?
Blick her, erhöre mich, Herr, mein Gott!
Mach licht meine Augen, scheuch von mir den Tod,
Daß mein Feind nicht spreche: Ich siegte ihm ob.

Meine Dränger jubeln: ich wanke
Doch bau ich auf deine Huld.
Deiner Hilfe juble mein Herz,
Ich preise den Herrn, der wohl an mir tat.

Als drittes Beispiel setze ich den dreiundzwanzigster Psalm hierher:

Der Herr ist mein Hirt, ich darbe nicht,
Grüne Auen weist er mir an,
Zu Labeflut leitet er mich, erquickt meine Seele,
Führt seines Namens halb mich rechten Pfad.

Ob ich auch wandre im finsteren Tal,
Ich fürchte nichts, denn du bist bei mir.
Dein Stecken und dein Stab, sie trösten mich
Vor den Feinden bereitest du mir meinen Tisch.

Du salbtest mit Oel mein Haupt,
Dein Becher tränkt mich aufs beste,
Deine Huld folgt mir nach all mein Leben lang,
Im Hause des Herrn wohne ich stets.

Auf diese drei Beispiele beschränke ich mich. Das Prinzip von Strophe, Gegenstrophe und Abgesang, dieser ähnlich, doch nicht gleich gebaut, wird schon aus ihnen erhellen. Andere Psalmen von größerem Umfang haben

[1]) Es folgt hier, schon von Gunkel als Glosse erkannt, der Satz: „Und alles, was er tut gelingt", was jedoch zu dem Vergleich mit dem Baum nicht paßt.

natürlich viel reichere Strophengebilde von acht, zehn, zwölf, ja vierzehn Zeilen, mehrfach mit Refrain, und auch die Zahl der Strophen ist nur im Mindestmaß zwei. Dies aber möchte ich hier noch bemerken: Die Formen der hebräischen Lyrik, wie ich sie aufzeige, sind nicht singulär, was sie an und für sich schon sehr anfechtbar machte, sondern sie fügen sich den allgemeinen rhythmischen Gesetzen, die wohl im tiefsten auf der Bewegung unseres Blutes beruhen (Helmholtz). So findet sich die Einteilung von Strophe, Gegenstrophe und Epode bekanntlich im Griechischen, nicht minder aber in den so reichen metrischen Formen des Mittelalters, auch noch vom Meistergesang bewahrt. Das Sonett weist dieselbe Dreiteilung auf, ebenso jede einzelne Strophe der Kanzonen und Balladen — ich kann hier auf meine Verdeutschung von Dantes Vita nuova verweisen, (Berlin, Julius Bard), wo man alle diese Formen vertreten findet. Bei mehreren gleichgebauten Strophen tritt häufig eine Coda hinzu (das Sonett mit seinen zwei Strophen und der Abgesangstrophe ist nur die kürzeste Form dieser Art), und dies ebenso in dem provenzalischen Kanzon wie in der italienischen Kanzone, in der syrischen Poesie und in den Psalmen.

Natürlich verfügt die hebräische Lyrik auch noch über andere Formen; da gibt es rein strophisch gegliederte ohne Coda, solche mit besonders gebauter Eingangsstrophe (wie die italienische Ballata), solche, die nur fortlaufend Distichen an Distichen reihen, alphabetische Psalmen von mosaikartiger Arbeit, wahrscheinlich Blütenlesen verschiedener Sprüche, und daneben findet der Endreim und Binnenreim, schon der ältesten hebräischen Poesie bekannt, reiche Verwendung in regelmäßiger Folge wie als gelegentlicher Schmuck. Dies alles hier zu behandeln, würde zu weit führen, der Hinweis muß genügen. Die Schönheit der Psalmen aber wird, wenn ihre Form erkannt ist, nur noch höher empfunden werden; erst dadurch werden sie volle Kunstwerke auch ihrem Kleide nach. Daß sie es ihrem Inhalte nach auch ohne dies sind, bezeugten mehr als zwei Jahrtausende.

Wien. Otto Hauser.

Rembrandts „Staalmeesters".

Von den vielen Gaben, welche das Rembrandt-Jubiläum dieses Jahres uns gebracht hat, ist wohl die schönste die ganz unvergleichlich gute Nachbildung der „Staalmeesters" in einem Gesamtbild und in fünf Einzelbildnissen, welche die Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst in Berlin herausgegeben hat.[1]) Was über den Meister geschrieben wurde und wird, das veraltet. Aber Nachbildungen von solcher Vortrefflichkeit veralten nicht. Sie bringen uns den Künstler immer gleich frisch und lebendig vor Augen. Zweifellos die würdigste Art, ihn zu feiern, wenn man seine Schöpfungen in so mustergültigen Blättern der Allgemeinheit zugänglich macht. Wir verdanken der Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst schon viele treffliche Rembrandt-Blätter. Diese hier gehören zum Vollendetsten, was sie überhaupt bisher geboten hat. Die Einzelaufnahmen der Köpfe haben die Größe des Originals, nämlich Lebensgröße; das Gesamtbild vermag trotz der Verkleinerung die Reize des Originals voll nachempfinden zu lassen. Im Jahre 1661/62 vollendete Rembrandt dieses merkwürdig einfache und doch so überaus packende Werk, das neben der „Nachtwache" seine berühmteste Schöpfung geworden ist. Alles ist hier so ganz anders als auf der Nachtwache. Dort mannigfaltiges Leben, Unruhe, eine Fülle von Gestalten, aufregende Beleuchtungseffekte. Hier eine vornehm ruhige Versammlung von sechs Männern, die in einem durchaus einfachen Zimmer um einen Tisch herum gruppiert sind. Keine lebhafte Bewegung, keine dramatischen Effekte. Wohl spielt die Beleuchtung auch hier eine große Rolle, aber nur in dem Sinne, daß durch das wundervoll goldige Sonnenlicht die an sich etwas nüchterne Szene geadelt und über die Gewöhnlichkeit weit herausgehoben wird. Gespannten Blickes verfolgen die sechs Dargestellten — es sind die fünf Vorsteher der Amsterdamer Tuchmacherzunft und ihr Diener — den Eindruck, den ihr in öffentlicher Sitzung abgelegter Rechenschaftsbericht auf die Zuhörer macht. Sechs an Gesicht, Haltung und Charakter unendlich verschiedene Personen, aber durch das Gleichmäßige des Blickes zu einer inneren Einheit verbunden. Die äußere Einheit der Komposition erzielte Rembrandt durch die Linienführung der Rückwand. Die schlichte Täfelung ergibt einen so selbstverständlichen Rahmen um die ganze Gruppe, daß der Beschauer gar nicht fühlt, wie viel Nachdenken in dieser scheinbaren Selbstverständlichkeit steckt. Eine andere Lösung erscheint wie ausgeschlossen. Und nun die Kraft der Charakteristik in diesen kernigen, von so viel tüchtigen Eigenschaften des holländischen Bürgerstandes berichtenden Männerköpfen, die uns schnell zu alten Bekannten werden. „Hier herrscht einzig und allein die hohe Auffassung des menschlichen Antlitzes. Schon so lange leben diese Herren auf ihrer Leinwand und werden uns noch lange überleben", urteilt ein feinsinniger holländischer Maler der Gegenwart. Mögen sie durch die schöne Jubiläumsgabe — deren Blätter auch einzeln abgegeben werden — recht vielen zu „alten Bekannten" werden.

Jena P. Weber.

[1]) Rembrandts „Staalmeesters". Das Gesamtbild und die fünf Einzelbildnisse in Heliogravüre nach Aufnahmen vom Original, in Groß-Imperial-Format mit Titelblatt in Mappe, 60×75 Zentimeter. Preis 60 M. Luxusausgabe 100 M. Berlin 1906, Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst.

Ein neues Buch vom Zukunftskriege.*)

Ueber den Krieg der Zukunft ist in jüngster Zeit von mehr oder weniger berufener Seite nachgerade so viel geschrieben worden, daß man einem neuen Produkt der „Seestern"-Literatur mit ähnlichen Gefühlen entgegentritt, wie etwa neuen Tagebüchern einer Verlorenen.

Das Buch des Majors Hoppenstedt wird jeden, der es mit solch ungünstigem Vorurteil in die Hand nimmt, angenehm enttäuschen. Der Verfasser gibt sich nicht mit politischen Kombinationen über den künftigen Weltkrieg ab. Auf Grund einer einfachen Kriegslage führt er eine deutsche und eine französische Armee an den Ufern der Lahn zu einer „Schlacht bei Limburg" zusammen, in der natürlich die Deutschen siegen.

Diese Schlacht bei Limburg wird in Hoppenstedts didaktischem Kriegsroman mit allen Einzelheiten in ihrem strategischen und taktischen Verlauf geschildert, wobei der Verfasser nicht nur mit leblosen Truppensteinen, wie beim Kriegsspiel, operiert, sondern die einzelnen Personen, Führer wie Mannschaften, als Menschen von Fleisch und Blut reden und handeln läßt. Daneben wird nicht versäumt, auch die neuesten Fortschritte der Technik (lenkbares Luftschiff, Panzerautomobil, drahtlose Telegraphie u. s. w.) in konkreten Beispielen vorzuführen. Fast alle modernen militärischen Fragen werden an der Hand praktischer Fälle, wie sie sich aus dem Verlaufe der Schlacht ergeben, berührt, so zum Beispiel die Aufklärung (Kavalleriepatrouillen, Radfahrerkompagnien, Brieftauben u. s. w.), die Schlachtentätigkeit großer Kavalleriemassen, die schwere Artillerie des Feldheeres, Schrapnell und Granate, die Feldbefestigung, der Infanterieangriff, die Rolle des Maschinengewehres und viele andere. Verschiedentlich entwickelt der Verfasser hierbei eigene, kritische Gedanken über unsere Truppenausbildung. Die meisten

*) „Die Schlacht der Zukunft" von Hoppenstedt, Major im hohenzollernschen Füsilier-Regiment Nr. 40. Berlin 1907, E. S. Mittler u. Sohn

jüngeren Offiziere werden ihm gewiß in seiner Kritik unserer immer noch viel zu pedantischen Turnvorschrift beistimmen, und die Mahnung, unsere Truppen im Bau und in der Ueberwindung von im Feldkriege wirklich vorkommenden Hindernissen zu üben, ist durchaus gerechtfertigt, ebenso wie des Verfassers Ansichten über unsere unpraktischen Methoden der Bajonettierausbildung.

Es hieße den Zweck des Buches verkennen, wollte man sich an einzelnen Unwahrscheinlichkeiten des Dialogs der handelnden Personen stoßen und die noch etwas problematische Rolle bekritteln, die einzelne noch nicht hinreichend erprobte Neuerungen in dieser Schlacht spielen, wie zum Beispiel der lenkbare Luftballon. Nur ein Punkt könnte vielleicht bei einer Neuauflage geändert werden: die Annahme der Kriegslage, daß sich zum Schutze der noch nicht fertig armierten Festung Mainz eine deutsche Armee bei Wiesbaden versammelt. Das erinnert zu sehr an die irrige Auffassung, daß Armeen dazu da seien, um die Festungen zu beschützen, anstatt umgekehrt durch die Festungen Bewegungsfreiheit zu erhalten. Man denkt bei solchen Aufträgen unwillkürlich an Mac-Mahon zurück, der Metz beschützen sollte und dabei nach Sedan geriet, oder an die verunglückte Expedition des Generals v. Stackelberg zum Schutze von Port Arthur. Wenn die deutschen Armeen, nach der Annahme des Buches, von Elaß-Lothringen aus in Frankreich eingedrungen sind und inzwischen eine französische Armee durch Belgien in Deutschland einrückt, so wird die ihr entgegen gesandte deutsche 5. Armee sicher keinen anderen Auftrag erhalten als den, die Franzosen schleunigst wieder aus dem Lande zu jagen. Eine derartige offensive Aufgabe hätte sich ganz gut auf dem Schlachtfelde taktisch zunächst defensiv lösen lassen, so daß die Möglichkeit, Angriff und Verteidigung vorzuführen, wohl gegeben war. Die Festung Mainz, fertig armiert oder nicht, muß sich selbst zu helfen wissen.

Solche Einzelheiten können den hervorragenden instruktiven Wert des Buches nicht beeinträchtigen. Ebenso ist es müßig, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob die Schlachten der Zukunft so schnell entschieden sein werden wie die „Schlacht bei Limburg". Nach meinen Eindrücken von den mandschurischen Schlachtfeldern glaube ich an einen erheblich langsameren Verlauf auch auf europäischem Boden. Die Hauptsache ist: wir haben ein ganz modernes und sachkundig geschriebenes taktisches Lehrbuch vor uns, das den spröden Stoff so mundgerecht darbietet, daß selbst der junge Leutnant, der ermüdet vom Rekrutendienst heimkehrt, gern diesen originellen Schlachtroman zur Hand nehmen und daraus reiche Belehrung schöpfen wird.

Grunewald bei Berlin. O. v. Schwartz.

Bücher und Zeitschriften.

Geschichte der Medizin. Von Dr. Max Neuburger, Professor an der Universität in Wien. 2 Bände. 1. Band. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1906. Preis 9 Mark.

Das Studium und die Forschung auf dem Gebiete der Geschichte der Medizin hat, nachdem diese Disziplin längere Zeit fast völlig aufgehört hatte, ein Gegenstand des Unterrichtes an den deutschen Hochschulen zu sein, in den letzten Lustren eine, speziell auch von den Kreisen ausübender Aerzte ausgegangene, höchst erfreuliche Wiederbelebung gefunden. Der innere Grund dieser Erscheinung darf wohl mit Recht darin gesucht werden, daß die außerordentliche Entwicklung, welche die Heilkunde in der Neuzeit sowohl im ganzen wie auf ihren Einzelgebieten erlangt hat, das Bedürfnis einer rückschauenden Betrachtung auf die Zeit und Arbeit der Vergangenheit erwecken mußte, welche die Grundlagen für das in der Gegenwart Erreichte und weiter zu Erstrebende gelegt hat. Als ein äußerer Maßstab für diese erneute Wertung medizinisch-historischer Studien ist gewiß auch die Tatsache zu betrachten, daß im Laufe der letzten 10 Jahre mehrere treffliche Lehr- und Handbücher der Geschichte der Medizin auf dem Büchermarkte erschienen sind. Während diese ausschließlich für den Gebrauch werdender und ausübender Aerzte bestimmt waren, wendet sich das vor kurzem, zunächst in seinem 1. Bande herausgekommene Handbuch der Geschichte der Medizin von Professor Dr. Max Neuburger in Wien nicht bloß an diese, sondern auch an gebildete Laien. Zu dem Anspruche auf einen solchen weiteren Leserkreis erscheint das Werk Neuburgers nach seiner ganzen Anlage und Fassung in vollem Maße berechtigt. In philosophischem Geiste geschrieben, entwickelt es mit überall zutage tretender Quellenmäßigkeit und Vollständigkeit des Tatsachenmateriales den Werdegang der Heilkunde im Rahmen der allgemeinen Kulturgeschichte und spiegelt in allem eine großzügige, höhere Weltanschauung wieder.

Band I zerfällt in 2 Abschnitte; der 1. Abschnitt behandelt die primitive Medizin, sowie die alten medizinischen Kulturen des Orients (Medizin in Mesopotamien, Aegypten, Persien, bei den Israeliten, in Indien, China und Japan) und die Heilkunde der alten amerikanischen Kulturvölker (Azteken, Peruaner usw.). Die alten medizinischen Kulturen des Orients sind bekanntlich gerade in den jüngsten Dezennien Gegenstand der eingehendsten Forschung gewesen und ihre wachsende Erkenntnis hat nicht allein einen höchst wertvollen Beitrag zur allgemeinen ältesten Völkergeschichte geliefert, sondern auch zu völlig veränderten Anschauungen über die Bedeutung dieser medizinischen Kulturen gegenüber der griechischen und damit über die Entwicklung der Heilkunde überhaupt geführt. Wir erwähnen im speziellen nur betreffs der indischen medizinischen Kultur die Darlegung Neuburgers, daß in der so lange umstrittenen Frage, ob und inwieweit der alten indischen Medizin Originalität zukomme, die neuesten Handschriftfunde und Forschungen (Bowerhandschrift, zentralasiatische Macartneyhandschrift u. a.) nicht allein die Aufstellung einer Chronologie für die berühmtesten Vertreter der altindischen medizinischen Literatur (Caraka, Susruta und Vagbhata) ermöglicht, sondern auch den zu einem wesentlichen Teile autochthonen Charakter dieser Kultur erwiesen haben.

In bezug auf die alten amerikanischen Kulturvölker ist der von Neuburger gegebene Hinweis speziell bemerkenswert, daß die Medizin dieser Völker sowohl in bezug auf die allgemeinen Anschauungen wie auf technische Eingriffe manche Aehnlichkeit mit der alt-orientalischen Heilkunde zeigt. Von besonderem Werte und Gedankenreichtum sind auch die allgemeinen Betrachtungen über die einzelnen Etappen der medizinischen Geschichte in dem 2. Abschnitte, dem klassischen Altertum, vor allem jene über die Anfänge der medizinischen Theorie bei den griechischen Naturphilosophen (Pythagoras, Alkmaeon, Empedokles, Demokrit u. a.), über die medizinischen Schulen (Knidos, Kos, italisch-sizilische Schule), über Hippokrates (460—377 v. Chr.), das alexandrinische Zeitalter, die Verpflanzung der griechischen Heilkunde nach Rom und den Abschluß der griechischen Medizin in dem Systeme Galens (130—201 n. Chr.). Allenthalben bewährt hier der Verfasser die Fähigkeit, das Kausalmoment, die innere Bedeutung aller Erscheinungen auf diesem Wege der Entwicklung der Heilkunde zu erfassen und in verallgemeinernder Betrachtung einerseits auch dem Einzelnen und scheinbar Kleinen vollen Wert und Wachstum zu verleihen, andrerseits aber die Irrwege des medizinischen Denkens in den einzelnen Zeitperioden durch den Hinweis auf die in den letzteren zur Geltung gekommenen allgemeinen Anschauungen verständlich zu machen. In diesem Sinne kennzeichnet Neuburger in höchst zutreffender Weise den von der Schule der Dogmatiker (4. Jahrh. v. Chr.) unternommenen Versuch, den Ausbau der Erkenntnis des physiologischen und pathologischen Geschehens anstatt mit der von Hippokrates festgehaltenen Methode der Induktion auf dem Wege rein spekulativer Betrachtung mit den Begriffen der Säfte und Qualitäten oder mit der Annahme der Wirkung der Körperluft (des Pneumas) zu erreichen, als ein Vorgehen, bei welchem dieser den Fußstapfen der platonischen Idealphilosophie folgenden Schule das Ziel vorschwebte, den hippokratischen Sammelbegriff der Naturkraft (Physis) in seine Elemente aufzulösen.

Von großem Interesse sind auch die Hinweise auf die bezüglich der Gesamtrichtung der Medizin in alter und neuer Zeit erkennbaren Parallelen. In dieser Beziehung hebt Neuburger hervor, daß bereits die Schule von Knidos versucht hatte, auf der Basis anatomischer Vorstellungen sowohl für die Krankheitslehre wie für die Krankheitsbehandlung das in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts maßgebend gewordene Prinzip der Lokalisation durchzuführen, während zu der in der Gegenwart hervortretenden Tendenz, vor allem die Ursachen der Erkrankungen zu ermitteln und die letzteren möglichst durch die Einwirkung auf den Allgemeinzustand zu bekämpfen, schon die Schule von Kos das Analogon dargeboten habe. Was die Darstellung im allgemeinen betrifft, so ist das Buch Neuburgers ein fortlaufendes Zeugnis der hohen Allgemeinbildung des Verfassers und speziell auch der vollkommenen Beherrschung der für

die medizinische Geschichtschreibung in Betracht kommenden anderen Wissenschaftsgebiete. Der Stil ist ein glänzender und auch hierin erscheint, um ein von Neuburger selbst geprägtes Wort auf sein Buch anzuwenden, der Schweiß der Arbeit hinter dem von ihm geschaffenen schönen Werke verborgen.

So darf man dem Erscheinen des II. Bandes mit freudiger Erwartung entgegensehen. Zu einer in vollem Maße verdienten großen Verbreitung des Werkes wird auch der Umstand beitragen, daß es in bezug auf seinen äußeren Umfang die Grenzen eines mittleren Handbuches nicht überschreitet. Die Ausstattung, welche die Verlagshandlung dem Werke gegeben hat, ist eine vortreffliche.

Würzburg. Friedr. Helfreich.

Die kirchliche Aufklärung am Hofe des Herzogs Karl Eugen von Württemberg (1744—1793). Ein Beitrag zur Geschichte der kirchlichen Aufklärung. Von Dr. Joh. Bapt. Sägmüller, o. ö. Professor der Theologie an der Universität Tübingen. Gr. 8° (VIII und 228). Freiburg 1906, Herdersche Verlagshandlung. 5 Mark.

In dem urprotestantischen Württemberg hatte im Jahre 1733 in Herzog Karl Alexander ein Katholik den Thron bestiegen, dem durch die „Religionsreversalien" ein exercitium religionis privatum an seiner Hofkapelle zugestanden war. Sein Nachfolger Karl Eugen (1744—1793), der bekannte Fürst Schillers, der sich als Philosoph in der Art des „Weisen von Sanssouci" gefiel, suchte die Ideen der Aufklärung in seiner Umgebung allgemein durchzuführen und sie auch im Gottesdienst seiner katholischen Hofkapelle Gestalt gewinnen zu lassen. Die äußeren Bedingungen für die Blüte einer katholisch-kirchlichen Aufklärung waren somit besonders günstig infolge der Notwendigkeit einer toleranten Rücksichtnahme auf die andersgläubige Umgebung und infolge der eigenherrlichen, gegen jede kirchliche Oberherrschaft spröden Art des Fürsten. Aus den benachbarten Klöstern suchte sich der Herzog die aufgeklärtesten und beredtesten Männer heraus, die, meist froh, der mönchischen Fessel entronnen zu sein, an dem Stuttgarter Hofe ein höchst merkwürdiges Treiben beginnen, das jeden traditionsgläubigen und an die kirchliche Unterwerfung gebundenen Katholiken aufs höchste empören muß. Mit immer wiederkehrenden heftigen Ausdrücken der Verachtung und Entrüstung schildert darum der Verfasser zunächst die Persönlichkeiten der Hofprediger samt ihren Schriften, dann den äußeren Erfolg ihrer Bestrebungen und endlich die Opposition, die sie in den kirchlichen Kreisen Deutschlands und in der hierarchischen Organisation der Kirche (Bistum Konstanz contra Rom) fanden. Die bedeutendsten Persönlichkeiten sind der geistvolle und energische Benediktiner Maria Werkmeister († 1823 als Oberstudien- und Oberkirchenrat in Stuttgart), dessen zahlreiche Schriften meist nach seinen autobiographischen Aufzeichnungen beschrieben werden, und der exzentrische Tugendschwärmer und Freiheitsheld Eulogius Schneider, dessen Verständnis nach Sägmüller in dem Cherchez la femme beschlossen liegt. Die sittliche Unerschrockenheit und Selbständigkeit dieses Exfranziskaners, der in seinen Predigten vor dem Herzog trotz aller Drohungen die Rousseauschen Ideen nicht nur loyal, sondern auch in ihrer Abzweckung auf das unterdrückte Volk anwandte, der darum seine Stellen in Stuttgart und Bonn verlor und der über Straßburg in Paris mit Robespierre auf dem Schafott endigte; die moralische Selbständigkeit, die auch aus einigen seiner wenig künstlerischen, aber sehr interessanten Gedichte spricht, die versteht der Verfasser nicht; die Unzucht muß den Mönch zu sinnloser Feindschaft gegen Kirche und Königtum getrieben haben. (S. 108.)

Die kurz andauernden Erfolge der aufklärerischen Bestrebungen sind namentlich eine Reform der Liturgie, die in der Landessprache gefeiert werden sollte unter Vermeidung der allzu häufig wiederholten Gebetsteile. In Stuttgart wurde die erste deutsche Messe gefeiert. Noch gefährlicher und direkt ketzerisch erscheinen Ansichten Werkmeisters über die Kirchenverfassung. Ein Wunder (für den nicht geschichtlich denkenden Betrachter), daß fast das ganze katholische Deutschland auf Seiten der Aufklärer in Stuttgart stand; kein Wunder, daß das Bistum Konstanz sich regte, mit der Hoffnung, die exemte Hofkapelle unter seine Jurisdiktion zurück zu bekommen. Rom ließ sich Berichte von beiden Seiten zukommen und wartete zu, bis mit dem Tode Herzog Karl Eugens (1793) die katholisch-aufklärerische Herrlichkeit ein vorläufiges und mit dem Regierungsantritt des lutherischen Herzogs Friedrich II. ein völliges Ende fand. In dem Buche ist in erfreulicher Weise Stoff und Literatur zusammengehäuft; zur geschichtlichen Beurteilung der gärungsreichen Zeit fehlt dem Verfasser jede Unbefangenheit: die aufklärerischen Versuche mußten scheitern, weil die Mahnungen des heil. Ignaz von Antiochia († vor 117) über die Unterordnung unter Bischöfe nicht eingehalten worden sind (S. 219—221).

Leipzig. H. Hermelink.

Komödianten des Lebens. Roman von Rudolf Huch. Berlin 1906, Egon Fleischel u. Co. 463 S.

Der Professor Vollmann und die Exzellenz von Müller, die einmal in irgend einem deutschen Kleinstaat Minister gewesen ist, pflegen auf ihren regelmäßigen Spaziergängen die Frage zur Debatte zu stellen, wer in ihrem Westerwalde, einem Eldorado für Pensionäre, der größere Komödiant sei: der Kommerzienrat Kahlert, ein brutaler Geldmensch, der seine niedrigen Instinkte nur notdürftig hinter der Maske des Biedermanns versteckt, oder der Konsistorialrat a. D. Rögener, ein den salbadernden Moralisten spielender Genußmensch, der aus Geldgier immer mehr auf das Kahlertsche Niveau herabsinkt. Neben diesen zwei Prachtexemplaren menschlichen Komödiantentums besitzt Westerwalde deren noch eine Reihe anderer: einen dem Trunk ergebenen Landrat, einen furchtbares Juristendeutsch radebrechenden Amtsgerichtsrat, eine prüde alte Jungfer, die als Schriftstellerin ein jenseits aller Moral stehendes Genre pflegt usw. Alle diese Figuren hat der Dichter mit einer virtuosen Mischung von Humor und Sarkasmus gezeichnet, nur daß stellenweise die Charaktere zu kompliziert angelegt sind und zu sehr in den verschiedensten Farben schillern. Die einzige wahrhaft sympathische Erscheinung ist der pensionierte Professor Vollmann. Auch er ist von harmlosem Komödiantentum nicht frei. Er verschanzt sich hinter seiner Taubheit, um Dinge, die er nicht hören will, einfach zu überhören. Aber seine überlegene Güte, der doch nichts Menschliches fremd ist, hebt ihn noch auf eine höhere Stufe als sein reicher Geist, von dem er selbst wenig Aufhebens macht. Er muß gleich anderen Westerwaldern am Triumphwagen der schönen Frau Kommerzienrat Charlotte Kahlert ziehen. Diese Frau, die durch die Ehe mit dem sittlich tief unter ihr stehenden Kahlert schließlich selbst in den Schmutz gezogen wird, irisiert zu stark, als daß sie den vom Autor beabsichtigten günstigen Eindruck erwecken könnte.

Die eigentliche Handlung, die von Zustandsschilderungen ganz überwuchert ist, wird durch das Erscheinen des Pseudobarons van der Meulen auf dem Westerwalder Schauplatz in Fluß gebracht. Ein Jugendfreund Kahlerts, hat er mit 18 Jahren zusammen mit dem Kommerzienrat einen schlechten Streich gemacht und dann 32 Jahre vergebens an seiner Rehabilitation gearbeitet. Hier in Westerwalde scheint ihm endlich die Gelegenheit gekommen, sein Ziel zu erreichen. Nicht schlecht, aber schwach, läßt er sich in eine Rolle hineindrängen, die ihn zuletzt vielmehr von neuem in den Ruf eines Schwindlers bringt. Er gründet mit dem Kommerzienrat leichtfertig ein Kali-Werk und hat dann den tollen Einfall, dieses mißglückte Unternehmen in ein Soolbad zu verwandeln. Zwischen der weder bedeutenden noch sonderlich interessanten Handlung und der mit dem Aufgebot von ungemein viel Geist und Kunst durchgeführten Psychologie besteht eine Inkongruenz, die keine ungemischte Freude an dem Buche aufkommen läßt. Auch das Durcheinanderspielen der verschiedenartigen geistigen und sittlichen Kräfte, die Wechselwirkungen zwischen Gut und Böse erscheinen nicht in volle Harmonie aufgelöst. Ernst und Humor, Lachen und Weinen liegen stellenweise zu unvermittelt nebeneinander; vielleicht wäre es das sicherste Mittel gewesen, die widerstreitenden Elemente zu binden, wenn Huch noch entschiedener von der Warte des Ironikers aus auf das Getriebe menschlicher Eitelkeiten und Lächerlichkeiten herabgeschaut hätte. Aber im einzelnen ist er tief in die menschlichen Schwächen eingedrungen, und der Roman weist meisterhafte Szenen realistischer Darstellungskunst auf, unter denen die Schilderung des Hazardspiels bei der Gesellschaft im Kahlertschen Hause obenan steht.

Stuttgart. R. Krauß.

* **Zeitschriften-Literatur.** Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Im 1. Heft des 4. Jahrgauges werden die Veröffentlichungen über die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika fortgesetzt und die Darstellung des Hottentottenfeldzuges begonnen, wobei es gelungen ist, das Bild der Ereignisse auf seiten der Aufständischen durch Aussagen der inzwischen vernommenen Hottentotten-Großleute wesentlich zu vervollständigen und zu beleben. Außerdem enthält das Heft eine Darstellung des Feldzuges im Spätherbst 1806 durch den Generaloberſten Grafen Schlieffen; eine Studie: Kavalleristisches aus Frankreich; den Beginn einer Neuen Folge der Studien nach Clausewitz vom Oberstleutnant Frhrn. v. Freytag-Loringhoven. Wert und Bedeutung von Milizheeren erörtert Hauptmann Kirch an den Heeren Englands, der Vereinigten Staaten, der Schweiz und der Niederlande.

Oesterreichisches Zentralblatt für die Juristische Praxis. Unter Mitwirkung von Hermann Jolles

und Jos. P. Geller herausgegeben von Dr. Leo Geller. (Wien, Moritz Perles.) Das 1. Heft des 25. Bandes enthält folgende Arbeiten: Krasnopolski: Staatsangehörigkeit oder Domizil? — L. Pfaff: Aus den älteren Materialien des ABGB. — Rieſſer: Zur Methode des akademischen Unterrichts im Handelsrecht. — Zur Geschichte der radizierten und verkäuflichen Gewerbe.

Petermanns Mitteilungen aus Justus Perthes Geographischer Anstalt. Herausgegeben von A. Supan. Gotha. Justus Perthes. Mit dem 12. Heft ist der 52. Band, 1906, abgeschlossen. Er enthält folgende Aufsätze: A. Woeikow, Verteilung der Bevölkerung auf der Erde unter dem Einfluß der Naturverhältnisse und der menschlichen Tätigkeit (Schluß); — C. Jeschke, Bericht über die Marschall-Inseln; — Fr. Reinecke, Der Vulkanismus Savaiis, Samoa. — Dem Heft liegt Titel und Inhaltsverzeichnis zum Jahrgang 1906 bei, sowie das Register zum Geographischen Literatur-Bericht für 1906.

Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart. Begründet von Jul. Lohmeyer. Herausgegeben von Otto Hötzsch. (Berlin, Alexander Duncker.) Das Januarheft des 6. Jahrganges wird durch einige Neujahrswünsche Goethes eröffnet. Es folgt eine Novelle Karl Busses: Das Opfer. Reinhold Koser stellt die preußische Politik von 1786—1806 dar. R. M. Breithaupt behandelt in einem Essay Richard Strauß. Von weiteren wertvollen Beiträgen sei noch genannt: Wilhelm Münch: Zur Zentenarfeier eines edlen Buches (Jean Pauls Levana); Paul Cauer, Das klassische Altertum innerhalb der modernen Kultur; Theodor Schiemanns Monatsschau über auswärtige und W. v. Massows Monatsschau über innere deutsche Politik.

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin

Gesamtsitzung vom 13. Dezember.

Unter Vorsitz des Sekretärs Herrn Auwers las Herr Waldeyer über: Die Arteria vertebralis. Es werden eine Reihe von Varietäten der A. vertebralis besprochen, insbesondere der Fall des Eintrittes der Arterie in den V. Halswirbelquerfortsatz, anstatt, wie gewöhnlich, in den VI. Es fand sich, daß diese Varietät häufiger links als rechts vorkommt, und zwar in allen beobachteten Fällen dann, wenn die A. vertebralis aus dem Aortenbogen entspringt. Die Arterie muß dann näher der Mittellinie und mehr oberflächlich verlaufen, welcher Weg sie am VI. Halswirbelloch vorbei direkt zum V. führt.

Herr Diels überreichte eine neue Lieferung von Hirschberg, Geschichte der Augenheilkunde (II. 2 und III. 1: Geschichte der Augenheilkunde im europäischen Mittelalter und im Beginn der Neuzeit. Leipzig 1906).

Die Akademie hat ihrem Mitgliede Herrn Stumpf 2000 Mark bewilligt zur Fortsetzung seiner in Verbindung mit dem Kgl. Museum für Völkerkunde begonnenen Sammlung von Phonogrammen und seiner Studien über exotische Musik.

*

Zu ordentlichen Mitgliedern in der physikalisch-mathematischen Klasse der Akademie sind gewählt worden: der ordentliche Professor der Hygiene an der hiesigen Universität Geheime Medizinalrat Dr. Max Rubner; der ordentliche Professor der pathologischen Anatomie an der hiesigen Universität Geheime Medizinalrat Dr. Johannes Orth; der ordentliche Professor der Geographie an der hiesigen Universität Dr. Albrecht Penck. — Diese Wahlen haben die Allerhöchste Bestätigung durch Kabinettsorder vom 2. Dezember erhalten.

Die Akademie hat das korrespondierende Mitglied der physikalisch-mathematischen Klasse Herrn Ernst Pfitzer in Heidelberg am 3. Dezember durch den Tod verloren.

Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse vom 20. Dezember.

Unter Vorsitz des Sekretärs Herrn Auwers las Herr Engler: Beiträge zur Kenntnis der Pflanzenformationen von Transvaal und Rhodesia. Obwohl Rhodesia reichlich von Eisenbahnen durchzogen ist, war die Flora desselben bisher noch wenig erforscht. Die Teilnahme an der Reise der British Association for the Advancement of Science im August und September 1905 gab dem Vortragenden Gelegenheit zu eigenem Studium der dortigen Pflanzenformationen. Er bespricht zunächst die Formationen Transvaals am Fuß der Magalisberge, insbesondere die parkartige Baum- und Buschsteppe, sowie die Trockenwälder auf der Nordseite derselben. Er schildert dann dieselben Formationen aus dem Gebiet von Bulawayo, insbesondere im Matoppo-Gebirge. Hieran schließt sich eine Besprechung der hohen Trockenwälder an den südlichen Zuflüssen des Sambesi, der eigenartigen Formationen um die Viktoria-Fälle, der Trockenwälder, Baumsteppen und sehr interessanten Halbstrauchsteppen des Maschonalandes.

Herr Waldeyer legte eine Abhandlung des Herrn Professor H. Braus in Heidelberg vor, als Bericht über eine in den Jahren 1902 und 1904/05 mit akademischen Mitteln ausgeführte Untersuchung: Zur Entwicklungsgeschichte niederer Haie. Nach Hinweis auf den Umfang der von Joh. Müller zusammengebrachten Kollektion von Haiembryonen und auf die Erfolge späterer Sammlungen werden die günstigen hydrographischen Verhältnisse bestimmter Stellen des Tyrrhenischen Meeres und speziell des Aeolischen Archipels geschildert. Verfasser sammelte dort Embryonen von Notidaniden (Heptanchus, Ei von Hexanchus) und Spinaciden (Centrophorus, Spinax, Acanthias, Scymnus) usw., deren systematische Stellung zu anderen Haiembryonen besprochen wird, ebenso die Eier und Eihüllen mit Rücksicht auf die Art ihrer historischen Differenzierung und auf die jetzt in der Entwicklung wirksamen Faktoren.

Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 20. Dezember.

Unter Vorsitz des Sekretärs Herrn Diels las Herr Harnack über: Die zweite Quelle des Matthäus und Lucas [Q]. Durch sorgfältige Beachtung des Sprachgebrauchs der beiden Evangelisten läßt sich die Quelle noch mit ziemlicher Sicherheit nach Umfang und Wortlaut bestimmen; aus dem Sondergut eines jeden von ihnen und aus der indirekten Ueberlieferung kann ihr aber kaum etwas zugewiesen werden. Q stellt sich als eine aramäisch niedergeschriebene, von Matthäus und Lukas in derselben Uebersetzung benutzte Sammlung von Reden und Sprüchen des Messias Jesus dar, die nichts von der Leidensgeschichte, ja kaum einen Hinweis auf das Leiden, enthält. Q ist älter als Markus, also von ihm unabhängig, und bietet eine feste Grundlage für die Kenntnis der Verkündigung Jesu. Gegen die Identifizierung mit der von einem uralten Zeugen genannten Logia-Sammlung des Apostels Matthäus lassen sich keine Einwendungen erheben, andrerseits aber auch nicht bestimmte Argumente für sie geltend machen.

Derselbe legte vor: Des hl. Irenäus Schrift „Zum Erweise der Apostolischen Verkündigung" in armenischer Version entdeckt, herausgegeben und ins Deutsche übersetzt von Lic. Dr. Karapet Ter-Mekerttschian und Lic. Dr. Erwand Ter-Minassiantz, mit einem Nachwort und Anmerkungen von A. Harnack. (Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur Bd 31. H. 1.) Leipzig 1907.

*

Kleinere Mitteilungen.

* **Goldoni-Jubiläum.** Anläßlich der bevorstehenden 200. Wiederkehr des Geburtstages Carlo Goldonis, des großen Reformators der italienischen Bühne, hat der Gemeinderat von Venedig ganz besondere Ehrungen beschlossen. Darunter befindet sich eine Neuausgabe sämtlicher Werke Goldonis, der Intermezzi, Komödien, Melodramen, Kantaten, sowie seiner „Erinnerungen" und seiner Selbstbiographie. Die Ausgabe wird 25 Bände in Oktav umfassen, deren jeder 500 bis 600 Seiten stark sein wird. Es werden nur 500 numerierte Exemplare hergestellt zum Preise von je einhundert Francs. In Paris soll Goldoni ein Denkmal erhalten, weil er den letzten Teil seines Lebens in Frankreich verbracht hat. Der Herzog von Loll, der Vorsitzende der Dante-Alighieri-Gesellschaft, hat der Stadt Paris eine Büste des Dichters angeboten, die auf Kosten der Gesellschaft nicht weit von der Stätte, wo er gewohnt hat, aufgestellt werden soll.

* **Die Preisverteilung der Pariser Akademie der Wissenschaften,** die gegen das Ende jedes Jahres die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt erregt, hat auch dieses Jahr einen reichen Segen ausgestreut, bei dem freilich, wie es durch den nationalistischen Charakter der meisten Preise der Pariser Akademie bedingt ist, ausländische Gelehrte nur in geringer Zahl berücksichtigt worden sind. Diesmal sind nach der Vossischen Zeitung sogar nicht einmal die Preise sämtlich auf Ausländer gefallen, die keine Beschränkung hinsichtlich der Nationalität leiden.

Die an Ausländer verliehenen Preise beschränken sich wesentlich auf das Gebiet der Astronomie, indem der Lalande-Preis den englischen Astronomen Aitken und Hussey für ihre Arbeiten über Doppelsterne, vielfache Sterne und über die lichtschwachen Trabanten des Jupiter und des Saturn, — der Valz-Preis dem Wiener namentlich durch seine Planetenforschungen bekannten Gelehrten Palisa für die Gesamtheit seiner astronomischen Untersuchungen, — die Janssen-Medaille dem Italiener Ricco für seine Sonnenbeobachtungen zugesprochen wurden.

Außerdem ist die Lavoisier-Medaille an den Dänen Jürgensen für Forschungen in der anorganischen Chemie — die Berthelot-Medaille demselben Forscher zusammen mit M. Martine verliehen worden. Nichtfranzösische Namen von bedeutendem Klang finden sich weiterhin in der langen Liste der Preisverteilung nicht.

Unter den neu ausgeschriebenen Preisen sind ausdrücklich für Gelehrte aller Nationalitäten zugänglich der Lalande-Preis und der Valz-Preis, sowie die Janssen-Medaille, sämtlich für Entdeckungen oder Arbeiten aus dem Bereich der Himmelskunde bestimmt; ferner der Tschihotchef-Preis von 3000 Francs für die Erforschung der weniger bekannten Gebiete Asiens, die Lavoisier-Medaille für Verdienste in der Chemie und der Wilde-Preis von 4000 Fr. für einen bedeutenden Erfolg in irgend einem Zweige der Wissenschaft.

Größeres Interesse wegen der für das nächste Jahr gewählten Aufgaben werden noch folgende Preise erregen: Der Damoiseau-Preis von 2000 Fr. für die Theorie des bekannten kleinen Planeten Eros, der Gay-Preis von 1500 Fr. für die beste Abhandlung oder nützlichste Entdeckung in der praktischen Verwertung der Elektrizität; der Jecker-Preis von 10,000 Francs für Arbeiten in der organischen Chemie; der Baillon Preis von 1500 Fr. für Arbeiten oder Entdeckungen von besonderem Nutzen für die menschliche Gesundheit oder die Verbesserung des Menschengeschlechts.

R. **Die erneuten Grabungen auf der Saalburg** haben, nach den Mitteilungen der Vereinigung der Saalburg-Freunde, zu interessanten Aufschlüssen geführt. Vor allem ist westlich von der Porta praetoria in 2 Meter Tiefe die Mauer des Steinholzkastells in einer Unversehrtheit aufgefunden worden, daß sich jetzt die sichere Wiederherstellung ermöglichen läßt. Neben dem Bad im Innern des Lagers sind weitere Fundamente zutage gekommen, die anscheinend mit dem Badebau zusammenhängen und dessen Plan wesentlich ergänzen. Das sog. Quaestorium gegenüber dem Horreum ist wie dieses wieder aufgebaut und bereits unter Dach. Es wird einen Raum für die Handbibliothek und einen Arbeitsraum für den technischen Arbeiter enthalten.

Die Ueberführung der Sammlungen des Saalburg-Museums, das bisher im Kurhause zu Homburg v. d. H. untergebracht war, nach dem Horreum auf der Saalburg hat begonnen. In den mit Oberlicht versehenen Räumen werden die reichhaltigen Funde aufs beste zur Geltung kommen. Die Conrady-Habelsche Sammlung von römischen Gefäßen aus dem Taunus ist für die Saalburg-Sammlungen erworben worden. Da Habel vornehmlich auf der Saalburg sowie in Heddernheim und Nied gegraben hat, so dürfte die Herkunft jener nicht datierten Gefäße örtlich beschränkt sein und mit Recht den Saalburg-Funden beigesellt werden.

l. **Die Eisen- und Stahlproduktion der ganzen Erde** wird für das Jahr 1905 auf 60,524,505 Tonnen geschätzt. Im Jahre 1900 betrug sie 40,543,000 Tonnen, sie zeigt also einen Zuwachs von fast 20 Millionen Tonnen in fünf Jahren. In den Vereinigten Staaten von Amerika betrug die Gesamtproduktion 25,602,000 Tonnen, in Deutschland 12,273,935 Tonnen, in Großbritannien 10,105,000 Tonnen, in Frankreich 3,873,504 Tonnen, in Rußland 3 Millionen, in Oesterreich-Ungarn 2 Millionen Tonnen, in Belgien endlich 1,448,065 Tonnen.

Die Zahlen sind zum Teil nur genäherte, immerhin lassen sie einen gewaltigen Aufschwung der Eisen- und Stahlproduktion seit 1900 erkennen. Die Zunahme gegen 1900 betrug für die sieben am meisten in Betracht kommenden Länder: Vereinigte Staaten 11,813,000 T., Deutschland 3,778,936 T., Großbritannien 1,197,000 T., Frankreich 1,174,504 T., Rußland 125,000 T., Oesterreich-Ungarn 460,000 T. und Belgien 430,065 Tonnen.

* **Ueber die Naturschätze der Insel Sachalin,** die seit dem Frieden von Portsmouth zur Hälfte wieder Japan gehört, macht nach russischen amtlichen Aufstellungen der Globus (Vieweg und Sohn, Braunschweig) einige Angaben. Daß der nördliche Teil Rußland verblieben ist, ist für dieses deshalb wichtig, weil dort alle bisher auf der Insel bekannten Naphthaquellen liegen. Spuren von Naphtha finden sich an verschiedenen Stellen der Ostküste nördlich des 50. Breitengrades besonders an den Abhängen des die Insel durchziehenden Gebirges und immer in der Nähe der Meeresküste. Merkwürdigerweise ist die Naphthagewinnung seit einiger Zeit verboten; da in Ostasien und Japan aber Mangel an Petroleum herrscht und dieses infolgedessen sehr teuer ist, so wird das Verbot jedenfalls aufgehoben werden und der russischen Naphthaindustrie auf Sachalin ein sehr lohnendes Absatzfeld sich eröffnen. Ein anderes wertvolles Material, das auf der Insel vorkommt, ist die Steinkohle.

Das Zentrum der Sachaliner Steinkohlenindustrie, das Gebiet von Alexandrowsk, ist Rußland verblieben, dagegen hat Japan die auch schon geschürften Steinkohlenlager von Sartunai und einige andere erhalten. Auch diese Industrie hat eine große Zukunft. Der Waldreichtum von Sachalin kommt ebenfalls sowohl Rußland wie Japan zugute, doch muß erst eine rationelle Ausnützung platzgreifen. Die besten Fischgründe, die im Süden, sind bekanntlich Japan anheimgefallen, das an ihnen seiner Volksernährung wegen ein sehr großes Interesse hat.

* **Nützliche Bakterien.** In der bakteriologischen Anstalt der Landwirtschaftskammer für die Rheinprovinz in Bonn werden Bakterien hergestellt, die mit dem besten Erfolge zur Vernichtung von Ratten, Mäusen, Hamstern und Wühlmäusen angewendet worden sind. Die Erfolge in der Praxis haben die Vorzüglichkeit des Mittels erwiesen. Ein großer Vorzug des Mittels ist, daß es im Gegensatz zu den Giften gern genommen wird und für Menschen und Haustiere unschädlich ist. Die Kulturen können von der bakteriologischen Anstalt der Landwirtschaftskammer für die Rheinprovinz zu Bonn zu 1 Mark für das Röhrchen bezogen werden.

* **Katzen als Vernichter von Pflanzen.** Daß auf Katzen der Geruch gewisser Pflanzen (Baldrian, Katzenminze) eine starke Anziehung ausübt, ist bekannt. Der folgende, von David Fairchild mitgeteilte Fall von beständiger Zerstörung eines bestimmten Gewächses durch Katzen, über den in der letzten Nummer der Naturwissenschaftlichen Rundschau (Vieweg u. Sohn, Braunschweig) referiert wird, dürfte aber kaum ein Seitenstück haben.

Professor Sargent hatte in das Arnold Arboretum bei Boston ein paar Exemplare einer neuen Schlingpflanze, der zu den Dilleniaceen gehörigen Actinidia polygama, aus China eingeführt. Wegen der Seltenheit der Pflanzen wurden sie im Gewächshause gehalten und sorgfältig bewacht; bald aber machte sich Tierfraß an ihnen bemerklich, und schließlich wurde die Gewächshauskatze dabei ertappt, wie sie nicht nur die kleinen, schlanken Triebe, sondern auch die großen, holzigen Zweige abfraß. Als man dann im Frühling über hundert kleine Actinidien in ein offenes Kalthaus gebracht hatte, wurden sie sämtlich von den Katzen der Nachbarschaft zerstört, die die Pflanzen bis auf den Grund abfraßen. Jetzt ist keine Stelle im Arboretum vor diesen Verwüstungen sicher, und die wenigen zwei Jahre alten Pflanzen, die noch übrig sind, haben durch Drahtnetze geschützt werden müssen. Jedes Blatt oder jeder Zweig, der dem Draht nahe genug kommt, um den Katzen erreichbar zu sein, wird zerkratzt und in Stücke gerissen. Die Ursachen dieser Vorliebe der Katzen für eine ihnen durchaus fremde Pflanze, die keinen wahrnehmbaren Geruch und keinen bestimmten Geschmack, wenigstens für die menschlichen Sinne, hat, sind völlig dunkel.

* **Personalien.** Die 50jährige Doktorjubelfeier begeht am 15. Januar der ordentliche Professor der klassischen Philologie und Archäologie an der Universität Tübingen Dr. phil. Ludwig v. Schwabe. Er ist der Senior der Tübinger philosophischen Fakultät und steht im 72. Lebensjahre. — Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg hat Professor Wilhelm v. Bezold (Berlin) und Professor Dr. Theodor Boveri (Würzburg) zu korrespondierenden Mitgliedern der physikalisch-mathematischen Sektion gewählt.

Hochschulnachrichten.

* **Heidelberg.** Professor Dr. Paul Ernst in Zürich hat den Ruf an die hiesige Universität auf den Lehrstuhl für pathologische Anatomie als Nachfolger J. Arnolds angenommen.

* **Gießen.** Der außerordentliche Professor der Berliner Universität D. Hermann Gunkel hat den an ihn gelangten Ruf an die hiesige Universität als Nachfolger des verstorbenen Professor Geh. Kirchenrats Stade angenommen.

* **Leipzig.** Der Privatdozent in der theologischen Fakultät der hiesigen Universität, Gymnasialoberlehrer lic. theol. Horst Stephan, tritt, da er zum 1. April d. J. an die Universität Marburg übersiedelt, von seiner hiesigen Lehrtätigkeit zurück.

Büchereinlauf.

Theologie und Kirchenwesen

Ernst Troeltsch: Akademische Rede zur Feier des Geburtsfestes des höchstseligen Großherzogs Karl Friedrich am 22. Nov. 1906 bei dem Vortrag des Jahresberichts und der Verkündung der akademischen Preise gehalten. (Die Trennung von Staat und Kirche, der staatliche Religionsunterricht und die theologischen Fakultäten.) Heidelberg 1906. J. Hörning. 78 S.

Albert Kalthoff: Zukunftsideale. Nachgelassene Predigten mit einer Lebensskizze von Friedrich Steudel. Jena 1907. Eugen Diederichs. 237 S. (brosch. 4 M, geb. 5 M.)

Max Bewer: Der deutsche Christus. War Christus Jude? War Christus Sozialdemokrat? Wie wird Deutschland glaubenseinig? Laubegast-Dresden 1907. Goethe-Verlag. 244 S. (geb. 5 M.)

Ludwig Wahrmund: Religion und Klerikalismus. Rede, gehalten bei der Gründung der Ortsgruppe Innsbruck des Vereins Freie Schule. Innsbruck 1907. A. Edlinger. 32 S. (10 Heller.)

Geschichte und Politik.

Louis Halphen: Le comté d'Anjou au XI. siècle. Paris 1906. A. Picard et fils. 428 S. (7.50 M.)

Diederich Bischoff: Taten der Loge. Ein Wort über den heutigen Beruf der Freimaurerlogen. Leipzig 1907. Max Hesse. 53 S. (50 Pfg.)

Hugo Jacobi: Großherzog Friedrich von Baden in Versailles. Leipzig 1907. Fr. Wilh. Grunow. 60 S.

A. ...: Persécutions des Grecs en Bulgarie. Athènes 1906. P. D. Sakellarios. 38 S.

Friedrich v. Duhn: Pompeji. Eine hellenistische Stadt in Italien. Mit 62 Abbildungen und 1 Tafel. (Aus Natur und Geisteswelt. 114. Band.) Leipzig 1906. B. G. Teubner. 15 S. (geh. 1 M., geb. 1.25 M.)

Hermann Barge: Andreas Bodenstein von Karlstadt. 1. Teil: Karlstadt und die Anfänge der Reformation. 2. Teil: Karlstadt als Vorkämpfer des laienchristlichen Puritanismus. Leipzig 1905. Friedrich Brandstetter. 500 u. 632 S. (geh. 10 u. 12 M, geb. 12 u. 14 M.)

C. W. Werther: Eine Reichs-Ansiedelungszentrale. Berlin 1906. Hermann Paetel. 38 S. (0.60 M.)

Otto Frhr. v. Dungern: Reichssorgen und Welfenträume. München 1907. R. Piper u. Co. 80 S.

Arthur Böhtlingk: Das deutsche Volk unterm römischen Joche. Frankfurt a. M. 1907. Neuer Frankfurter Verlag. 33 S. (30 Pfg.)

Ferdinand v. Wrangell: Die Elemente des russischen Staates und die Revolution. Leipzig 1907. Duncker u. Humblot. 84 S. (1.80 M.)

Hugo Kerchnawe: Kaiserliche Waffen in Schleswig-Holstein und Jütland 1864. Wien u. Leipzig 1907. C. W. Stern. 48 S.

Oskar v. Hase: Emil Strauß. Ein deutscher Buchhändler am Rheine. Mit einem Bildnisse. Leipzig 1907. Breitkopf u. Härtel. 276 S. (brosch. 3 M, geb. 4 M.)

Geographie und Völkerkunde.

Herman Hirt: Die Indogermanen. Ihre Verbreitung, ihre Urheimat und ihre Kultur. 2. Band. Mit 4 Karten und 9 Abbildungen. Straßburg 1907. Karl J. Trübner. 771 S. (9 M.)

A. Oppel: Landeskunde des Britischen Nordamerika. Mit 13 Abbildungen und 1 Karte. (Sammlung Göschen.) Leipzig 1906. G. J. Göschen. 154 S. (geb. 80 Pfg.)

A. Geikie: Physikalische Geographie. Deutsch von Oskar Schmidt. Nach der neuesten englischen Ausgabe bearbeitet von Georg Gerland. 6. Auflage. Mit Abbildungen und einem Anhang von Fragen und Aufgaben. (Naturwissenschaftliche Elementarbücher. 4.) Straßburg 1907. Karl J. Trübner. 147 S. (geb. 80 Pfg.)

Ludwig Klinenberger: Nach Island und zum Nordkap. Wien 1906. Manz. 73 S. (1.30 M.)

Th. Gruber: Wirtschaftliche Erdkunde. (Aus Natur und Geisteswelt. 122. Band.) Leipzig 1906. B. G. Teubner. 137 S. (geh. 1 M, geb. 1.25 M.)

Rechts- und Staatswissenschaft.

F. Lifschitz: Der ökonomische Liberalismus. (Schriften der Freien Studentenschaft der Universität Bern. Heft 1.) Bern 1907. Gottfr. Iselt. 16 S.

Wolfgang Mettgenberg: Die Attentatsklausel im deutschen Auslieferungsrecht. (Abhandlungen aus dem Staats-, Verwaltungs- und Völkerrecht, herausgegeben von Philipp Zorn und Fritz Stier-Somlo. Band 2. Heft 4.) Tübingen 1906. J. C. B. Mohr. 114 S. (3 M.)

Robert Brunhuber: Neue Kommunal-Gewerbesteuern. Eine sozial-wirtschaftliche Studie. Jena 1907. Gustav Fischer. 42 S. (60 Pfg.)

K. u. K. Hof-Buchdruckerei u. Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme, Wien und Leipzig.

Parlament und Verfassung in Oesterreich

von Dr. Gustav Kolmer. — Vierter Band 1885—1891, 474 Seiten 24 16 cm. Preis K. 9.60. — Band I 1848—1860 Preis K. 7.20. Band II 1849—1879 Preis K. 10.80, Band III 1879—1885 Preis K. 10.80.

Die Wahlreform geht ihrer Verwirklichung entgegen. Das neue Parlament tritt an einem entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte Oesterreichs zusammen. Wer die historische Entwicklung der Volksvertretung, der fortschreitenden Werdegang von der Ständeverfassung und den Interessenvertretung zum allgemeinen gleichen Wahlrecht erfassen will, findet in diesem Werke die Geschichte der Verfassung in Oesterreich in klarer und übersichtlicher Weise nach den amtlichen Quellen zusammengestellt. Das reiche Material ist eine wahre Fundgrube an Daten für Politiker, Journalisten und Geschichtsforscher und eine anregende Lektüre für alle, die sich mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigen. (22555)s

Die Lebensführung im hohen Alter.

Von Primararzt Dr. Josef Hermann.

Vierte Auflage. — Soeben erschienen! [22165]

Preis Mk. 1.50, elegant gebunden (Geschenkband) Mk. 2.—

Zu beziehen vom Verlag von Otto & Co., Leipzig-R. 70.

„Wer wünscht nicht alt zu sein, ohne zu leiden? Geben Sie Ihren betagten Eltern oder Grosseltern dieses gediegene Buch eines 85jährigen Greises in die Hand, sie werden darüber hocherfreut sein!"

Die Schrift enthält eine Fülle praktischer Lebenserfahrung und wird jedem älteren Herrn, jeder älteren Dame eine Herzensfreude bereiten. Sie ist den Augen alter Leute angepasst in grossen Lettern gedruckt.

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.

Thieme-Kellner, Englisches und Deutsches Wörterbuch.

18. Auflage mit neuer Rechtschreibung. Bestes Papier. Grosser Druck. Zwei starke Bände in Lex.-Form. über 1000 Seiten. Gew. ca. 3100 gr. Preis geb. nur **11 Mark.**

Von allen ersten Autoritäten glänzend beurteilt.

Prospekte mit Probeseite und Beurteilungen sowie vollständige Verlagsverzeichnisse kostenlos

(19993)g

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Dienstag, 15. Januar. Nummer 12.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt. Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50
(Bei direkter Lieferung Inland M 6.30, Ausland M. 7.—.;
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition

Verantwortlicher Herausgeber. Dr. Julius Petersen in München.

Inhalt:

Die englische Verwaltung. Von Professor Dr. Robert Piloty (Würzburg).

Zwei neue Briefbände der Weimarer Goethe-Ausgabe. Von Professor Dr. Ludwig Geiger (Berlin).

Bücher und Zeitschriften.

H. H. Houben: Heinrich Laubes ausgewählte Werke. — Albert Pfister: Nach Amerika im Dienste Friedrich Schillers. — Ludwig Fulda: Amerikanische Eindrücke.

Allgemeine Rundschau.

Orientalische Elemente in der griechischen Architektur.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Die englische Verwaltung.*)

Von Robert Piloty.

I.

„Wir leben im Zeitalter der Technik.“ Man hat dieses Wort dem Kaiser entgegengehalten, als er meinte: „Wir leben im Zeitalter des Verkehrs.“ Wohl sind das nur Schlagworte und doch haben sie Sinn und geben zu denken. Ist Technik außerhalb des physikalischen Begriffes der Mechanik eine bezeichnende Kategorie, so steht sie im Gegensatz zu Kunst. So könnte man wohl auch der Staatskunst eine Staatstechnik gegenüberstellen, um damit zu sagen, daß es eine Praxis des Staates oder der Politik überhaupt gibt, welche mehr technisch als künstlerisch betrieben wird. Wenn dieser Unterschied besteht, dann ist gegenüber einem aristokratisch künstlerischen die technische Art des politischen Betriebes wohl die gemeinere. Ob sie deshalb auch die minder zweckmäßige sei, das ist die Frage. Wo könnten wir darüber wertvolleren Aufschluß finden als in dem politischen Bau und Leben eines Weltreiches, welches über etwa den vierten Teil der lebenden Menschheit gebietet? England ist dieses Weltreich. Hier gibt es in der Tat zu lernen für den, der Technik und Kunst des Lebens erkennen will. Englische Sprache und Geldwirtschaft sind als die äußeren Verkehrsmittel dieser Macht den weitesten Kreisen zugänglich. Auch auf die äußere Rüstung, die Flotte, fällt der Blick vieler. Aber der Kern ist das alles nicht. Das Machtzentrum sitzt im Staat. Wer ihn nicht kennt, der kennt England nicht. Aufschlüsse über den englischen Staat trägt uns die neuere deutsche Literatur in erstaunlich wachsender Fülle zu. Aber meist sind es nur einzelne Seiten dieses großen politischen Körpers, und meist ist es nur Technisches, wovon wir erfahren. Der erste, der mit Künstlerblick das Kunstwerk selbst und im ganzen erschaut hat, ist Hatschek. Wir unterschätzen die großen Verdienste Gneists keineswegs. Geschichte und Wesen des englischen Parlaments und der englischen Verwaltung sind durch Gneist der deutschen Wissenschaft erschlossen worden, und über die Wissenschaft hinaus hat auch die preußische Staatspraxis Gneist vieles zu danken. Aber nicht nur das, was von England zu lernen ist, hat sich inzwischen geändert, auch wir als Lernende sind andere geworden. Für uns ist Hatschek, was unseren Vätern Gneist gewesen ist, ein neuer zeitgemäßer Führer.

Wie es dem Gelehrten ziemt, ist Hatschek als Beobachter objektiv ans Werk gegangen. Sein Buch ist ein kritisches Referat ohne politische Tendenz, aber gerade deshalb von höchstem politischen Wert. Mit Recht macht York von Wartenburg es Polybius zum Vorwurf, daß er als Grieche die römische Geschichte zur Verherrlichung Roms geschrieben hat. Hatschek verherrlicht England nicht, sondern er berichtet über die Geheimnisse dieses Staates und er geht nicht darauf aus, Kuriosa zu entdecken, sondern er zeichnet die Dinge, wie sie sind, oder doch wie er sie unbefangen und als Sachkenner sieht.

Ueber den ersten Band des Werkes, welcher das Verfassungsrecht, eine Analyse der Grundlagen des englischen Rechtssystems und eine genaue Darstellung der höchsten Organe, Parlament und Krone, enthält, habe ich ausführlich in dem soeben im Erscheinen begriffenen Januar-Heft der Zeitschrift für Sozialwissenschaften berichtet. Leider konnte dies nicht früher geschehen.

Im zweiten Bande, welcher soeben erschienen ist, behandelt Hatschek das Verwaltungsrecht oder eigentlich, richtiger gesagt, die Verwaltung Englands.

Uns Deutschen ist die englische Verwaltung in mehr als einer Hinsicht fremd und doch verwandt. England hat wie wir ein starkes Element historischer Feudalität noch in seinem politischen Körper; wie über uns, ist auch über England, dort freilich sehr viel früher, nämlich unter den Tudors, ein starker Zug des französisch zentralistischen Staatsgeistes hergegangen und hat in der Verwaltung nachhaltige Wirkungen zurückgelassen. Das Bundeselement, welches unsere deutsche Verwaltung so ganz besonders bezeichnet, ist auch England nicht völlig fremd, indem es in der Form eines Restes von Provinzialsystem die schottischen und irischen Besonderheiten konserviert und wohl zum Teil auch die Verbindung der in der Hauptsache selbständigen Kolonialverwaltung mit derjenigen des Mutterlandes bestimmt. Auch ist in England das vorhanden, was wir Verbindung von Staats- und Selbstverwaltung nennen, und endlich steht auch die moderne englische Verwaltung unter dem Zeichen der Sozialpolitik, die in den drei letzten Jahrzehnten die deutsche Verwaltung so sehr bestimmte. Kurz, es fehlt nicht an verwandten Zügen, und dennoch ist dort alles anders als bei uns.

*) Dr. Julius Hatschek: Englisches Staatsrecht, II. Band: Die Verwaltung. Soeben erschienen in J. C. B. Mohrs (Paul Siebecks) Verlag in Tübingen als Teil des von Marquardsen und Seydel begründeten, von Jellinek und Piloty fortgesetzten Handbuches des Oeffentlichen Rechts.

Worin nun liegen die Gründe der Verschiedenartigkeiten? Worin treten die Unterschiede besonders hervor? Und wie erklärt sich vor allem die großartige Bedeutung, welche das englische Parlament, die parlamentarische Regierung, dort im ganzen Leben der Verwaltung sich errungen hat? Diese Fragen sind es, welche Hatschek in einer allerdings nur dem gründlichen Kenner der kontinentalen Verhältnisse ganz verständlichen Weise beantwortet.

In drei Abteilungen zerlegt Hatschel den gewaltigen Stoff. Die erste behandelt die Parteiregierung und das Kabinett. Die zweite handelt von der Organisation der Verwaltung und dem von den Behörden angewendeten Recht (S. 90—599) und bildet den Hauptteil des Werkes, in welchem das Verhältnis von Staats- und Selbstverwaltung bis ins einzelne beleuchtet wird. Die dritte ist dem Gegenstande gewidmet welcher wir als Verwaltungsgerichtsbarkeit oder als Rechtsgarantien der Verwaltung zu bezeichnen gewöhnt sind und was Hatschek in den Gegensatz von „Gerichtskontrolle der Verwaltung und Verwaltungsroutine" stellt.

Zahlreiche Parallelen flechten sich an den Höhepunkten der Darstellung ein und dienen besonders der Vergleichung der englischen Einrichtungen mit den entsprechenden deutschen.

Nur eine kurze Andeutung, kaum eine Angabe des reichen Inhaltes ist hier möglich.

Der Inhalt des ersten Teils läßt sich nicht besser charakterisieren, als es durch Hatschek selbst in folgenden einleitenden Worten geschehen ist: „Der kontinentale Leser wird mit Befremden ein Buch über Verwaltung und Verwaltungsrecht mit der Darstellung der Parteiregierung und des Parteiwesens eingeleitet sehen, selbst wenn es sich um England handelt. Doch wird sein Befremden schwinden, wenn er bei der Lektüre dieses Bandes erfährt, daß der Ueberbau der Zentralverwaltung, nämlich das Ministerkabinett, auf Parteisitte beruht, daß die Parteisitte das ganze Institut der Ministerverantwortlichkeit durchzieht, daß die Parteisitte Trennung und Zusammenlegung von Zentralstellen der Verwaltung veranlaßt, ja sogar innerhalb einer Zentralstelle die Umwandlung des Kollegial- in das Bureausystem bewirkt, daß die Parteisitte die obersten Prinzipien des Staatsdienstes (z. B. daß kein permanenter Staatsbeamter im Parlament zur Verantwortung gezogen werden darf, daß jeder permanente Staatsbeamte sich von parlamentarischen Wahlen und politischer Agitation fernhalten soll, ein Grundsatz, der nun auch seit 1884 durch Verordnung Rechtssatz geworden ist, u. a. m.) angibt, vollends daß die Parteisitte der Parteiregierung selbst Schranken setzt und in ihr jene Kontinuität bewirkt, welche die Verwaltung des Auswärtigen, des Heeres und der Kolonien so sehr bedürfen."

Es folgt eine kurze, aber sehr charakteristische Auseinandersetzung mit Gneist, der die Bedeutung des englischen Parteiwesens noch nicht in dem vollen wirklichen Umfang erkannt hatte, der überhaupt trotz aller Gelehrsamkeit im Grunde ein mit der Vornehmheit der englischen Gentry liebäugelnder Philister, d. h. mehr Techniker als Künstler in seiner Sache gewesen ist.

II.

Es gehört ein beachtenswerter Mut dazu, der deutschen staatsrechtlichen Orthodoxie ins Gesicht zu sagen, daß in England nicht die pragmatische Staatsgewalt, sondern die Parteien die Grundlage der Verwaltung bilden. Eine neue Lehre vom Staate muß daraus abgeleitet werden. Nicht mehr die Montesquieusche Lehre der Dreiteilung nach Gesetzgebung, Rechtspflege und Verwaltung, sondern eine Lehre der Teilung nach den Parteien scheint hinter Hatscheks Auffassung sich zu verbergen. Hatschek hat gute Gründe an der Tatsache für sich, wonach in England die beiden großen, fest organisierten Parteien, die früheren Tories und Whigs, jetzigen (seit 1832) Konservativen und Liberalen, nicht nur jeweils das Kabinett, sondern auch die Chefs aller Departements und Boards bestimmen und damit die Regierung des Landes in der Hand haben. Hatschek erzählt auch sehr plastisch den Hergang dieser Parteigeschichte, die schon vor der Revolution (1688) einsetzt. Bemerkenswert ist hier vor allem, daß nicht eigentlich das Programm, sondern die Organisation die Seele des Parteilebens bildet, und daß wieder in der Organisation nicht eigentlich der genossenschaftliche Geist der lokalen Wahlverbände, sondern das Herrschaftsprinzip der Leaders die Hauptsache ist. Danach ist das heutige England eine Aristokratie der Parteiführer. Mit Boutmy, diesem Meister der Psychologie, nimmt auch Hatschek an, daß es dem Engländer im Parteileben durchschnittlich nicht auf irgend eine allgemeine, sachliche Erkenntnis oder ein ganz bestimmtes Ziel ankomme. „Die Handlungsfreudigkeit für sich ohne Zweck und Ziel, eine höchst bezeichnende Eigentümlichkeit des Engländers!" Man ist versucht, beizufügen: ein hochentwickelter, durch bewußte altherkömmliche Erziehung geförderter, schon in die Kindheit gepflanzter Machtinstinkt arbeite in jedem Engländer hinter dieser Handlungsfreudigkeit.

„Wie trotz des erweiterten Wahlrechts zum Parlament und zu den Kommunalverbänden, welches das 19. Jahrhundert brachte, die Zentralgewalt der Ministerien in der Staats- und Lokalverwaltung immer mehr gestiegen ist und immer mehr steigen wird, ebenso sind trotz der demokratischen Umformung der Parteiorganisation die Leaders heute wie vor zweihundert Jahren allein herrschend."

Das Ergebnis der feinen und sehr eindringenden Untersuchungen über die Einzelheiten und das Ganze der Parteiorganisation ist bei Hatschek die Erkenntnis, daß die ganze Verwaltung, ja wohl der ganze Staat, auf die Notwendigkeit des Zweiparteiensystems zugeschnitten sei. Es können in England, in dem bis jetzt (!) durchaus aristokratischen England, nur zwei Parteien bestehen. Iren und Arbeiter als dritte und vierte Partei haben keine Zukunft, die Arbeiter höchstens als Nachfolger der Liberalen, sicher aber nicht als dritte Partei neben diesen. Ob es nicht schließlich dahin kommt, daß die liberale Partei in der Arbeiterpartei aufgehe, dafür aber die Iren konservativ werden, das bleibt abzuwarten. Hatschek gibt keine Prophezeiung kund. Er vergleicht aber in anziehender Parallele (S. 22 ff.) die englische mit der kontinentalen Parteiorganisation und zeigt auch hier weise, ja allzu weise Mäßigung in der Kritik der typischen deutschen Parteizersplitterung.

Wollte Hatschek übrigens sich einmal gelegentlich die Mühe geben, die Interna des deutschen neueren Parteilebens lokal zu studieren, so könnte er finden, daß die Vorgänge der Birminghamer Organisationsgrundlegung in Würzburg ein merkwürdig verwandtes Gegenspiel haben. Man ist hier frei von der konservativen Diktatur, welche mittels Norddeutscher Allgemeiner Zeitung und anderer ähnlicher Organe auf den Liberalismus sonst so erfolgreich ausgeübt wird.

Was man in England den Caucus nennt, nämlich den planmäßig, lokal und zentral, organisierten Parteibetrieb, haben wir ja in Deutschland auch. Es fehlt den deutschen Parteien nur das Element der Handlungsfreudigkeit. Sie wissen, daß es ihnen bei aller Bemühung doch stets versagt bleibt, an die Spitze zu gelangen. Ihre ganze Taktik hat mit einer grundfesten Monarchie und einer ebenso grundfesten Bureaukratie zu rechnen.

Daher ist denn auch ein deutsches Ministerium einschließlich des Reichskanzlers etwas ganz anderes als das englische Kabinett. Unsere Ministerien gleichen trotz aller

Verantwortlichkeit und trotz alles Konstitutionalismus doch mehr einem englischen Kabinett aus der vorhannöverschen Zeit, also dem, was zu jener Zeit ein Ausschuß des Staatsrates (privy council) gewesen ist.

Amt und Parteirang hängen in England so eng zusammen, daß die Kabinettsbildung selbst wesentlich Parteisache geworden ist. Es präsentiert die Majorität des Unterhauses einen Mann, in der Regel ihren Leader, dem König als Chef des zu bildenden Kabinetts. Der König ernennt den Präsentierten und ermächtigt ihn zur Kabinettsbildung. Es werden vom Premierminister die geeigneten Leute seiner Partei zu Ministern gekürt und sie erhalten die Ernennung des Königs, sowie in der Regel je ein Amt, und erst hierauf werden sie, jedoch nicht alle, zu Staatsräten ernannt, also ins privy council berufen. Und mit diesen 12—20 Kabinettsministern zusammen rückt auch noch eine größere Zahl anderer Parteileute in die höheren Stellen ein. Dieses Kabinett regiert England so lange, bis es „sein Programm verbraucht hat" und im Unterhause auf Opposition stößt. Alsdann demissioniert es. All das gibt es bei uns nicht und all das ist auch in England nicht eigentliches Verfassungsrecht, sondern „Konventionalismus". Diese Parteipräsentation und die königliche Ernennungs- und Entlassungszeremonien sind in England seit 150 Jahren in Uebung und man irrt wohl nicht, wenn man in der Kabinettsbildung dasjenige Ziel erblickt, welches dem ganzen Parteiwesen Englands den Stachel gibt.

Vom Standpunkte der Regierung als der praktischen Leitung der Politik ist der Premierminister der wichtigste Mann Englands. Daß er Parteimann ist, charakterisiert die englische Verwaltung mehr als irgend etwas anderes. Sein Verkehr mit Krone, Kabinett, Parlament und Partei macht ihn auch zum meist und vielseitigst beschäftigten Mann, so daß es für ihn fast unmöglich ist, auch noch ein wirkliches Amt auszufüllen. Er ist daher meist nur Träger der Sinecure eines First Lord of the Treasury, kraft deren er die Aemterpatronage und die Disposition über den Geheimen Fonds, aber kein eigentliches Departement hat. Auch ist er, wie Balfour besonders scharf betont hat (vgl. Hatschek S. 51), als Premier nicht Inhaber eines nach Verfassungsrecht bestehenden Amtes. Und fast scheint es, als ob ihm als Grundlage seiner Premierschaft die Leaderschaft wichtiger sei als ein Amt. Das ist freilich die reine Umkehrung dessen, was wir im Deutschen Reich als die wünschenswerte Verbindung zwischen dem Reichskanzleramt und dem Präsidium des preußischen Ministeriums vor uns haben

(Schluß folgt.)

Zwei neue Briefbände der Weimarer Goethe-Ausgabe.

Der Charakter der im Spätherbst herausgekommenen Briefbande 35 und 37 ist gegen die früheren in wesentlichem unverändert. Stets aufs neue überrascht die ungeheuere Vielseitigkeit Goethes. Neben Persönlichem und Amtlichem das außerordentliche Interesse für die verschiedenen Zweige der Naturwissenschaft, das Eingehen auf Kunstdinge, die Bemühung für die Sammlungen aller Art, sowohl der staatlichen als der Privatsammlungen des Großherzogs und des Dichters selbst, der Verkehr mit Auktionatoren, Händlern, Sammlern. Daneben kommt vielfach Oekonomisches vor, mit Beziehung auf Küche und Haus, Geschäftliches, Geldforderungen oder Zahlungen an den Leipziger Bankier Frege oder die kleinen Weimarischen Geldleute, buchhändlerische Korrespondenz mit Cotta, in der sich neben dem Geschäftlichen auch manch Allgemeines findet, literarische Korrespondenzen mit einzelnen Schriftstellern, in denen die Werke dieser beurteilt werden aber auch manche hübsche Betrachtungen über eigene Werke sie finden.

Von älteren bewährten Freunden an die zahlreiche Briefe gerichtet sind, seien Zelter, Knebel, Reinhard, Boisserée, Staatsrat Schultz, Nees v. Esenbeck, Sternberg, Grüner hervorgehoben unter den jüngeren Männern spielen Zauper und K. E. Schubarth eine hervorragende Rolle. Daneben sind mit zahlreicher Episteln vertreten die Weimarer Getreuen, Kanzler Müller Riemer, H. Meyer oder die Jenaer Druckherren Frommann und Wesselhöft, die besser in dem Kreis der vertrauten Freunde al der Geschäftsmänner zu nennen sind, weil die an sie gerichteter Briefe trotz ihres oft geschäftlichen Inhalts doch immer eine persönliche Note an sich haben.

Sehr charakteristisch für diese letzte Periode in Goethes Korrespondenz ist, daß die Frauen weit mehr zurücktreten als in der früheren Lebensepochen des Meisters. Weibliche Korrespondenten sind recht selten, wenn man Marianne von Willemer und die weiblichen Mitglieder der Levetzowschen Familie ausnimmt Nur gelegentlich erscheinen außer der Schwiegertochter, von der unten noch ein Wort zu sagen ist, Adele Schopenhauer und Ulrike von Pogwisch. Dieses Zurückdrängen der weiblichen Korrespondenz ist eben kein Zufall: der Alte hat weniger Zeit und Gefallen am Tändeln, am zierlichen Verkehr; sein Leben heißt und heischt immer mehr ernstes, unentwegtes Arbeiten.

Manchmal erstaunt man nicht nur über die Vielseitigkei in Goethes Beschäftigung und in den von ihm selbst aufgesuchten oder unterhaltenen Beziehungen, sondern auch über die Anfinnen, die ihm gestellt wurden. Daß Schriftsteller, Künstler, Dichter, Sammler, Forscher sich in den vielfältigsten Angelegenheiten an ihn wandten, begreift man schon, weniger begreiflich ist, wie ein dem Dichter doch nicht intim verbundener Mann, Franz Brentano in Frankfurt, sich an ihm mit der Bitte wenden konnte: „die Herstellung einer Mauer um den Begräbnisplatz in Ostmannsstädt gütigst verakkordieren zu wollen", was Goethe, vermutlich erstaunt über die ihm gewordene Zumutung, denn doch mehr energisch als höflich ablehnte, indem er für die Angelegenheit auf einen Rechtsanwalt in Weimar verwies, der mehr berufen sei derartige Geschäfte zu besorgen.

In der nachfolgenden Uebersicht — denn ich will nur eine Uebersicht geben, aber keine Kritik — sei im wesentlichen auf Ungedrucktes und allgemein Interessantes hingewiesen. (Dabei muß ich noch eine Beschränkung eintreten lassen, nämlich die Beziehungen Goethes zu Berlin, Breslau und Frankfurt a. M. zu übergehen, weil ich diese in besonderen Artikeln behandelt habe, die in Zeitungen der genannten Städte erschienen sind.) In einem Artikel der Allgemeinen Zeitung stehe die Allgemeine Zeitung selbst voran. Freilich nicht ihr Text, sondern ihr Annoncenteil wird einmal berührt. Durch ein Inserat hatte Goethe erfahren, daß eine „Gärtnerswitib Welz" Spargelpflanzen verkaufe, und bestellte solche bei ihr, 18. Februar 1823. Manchen mag es ja kleinlich erscheinen, daß Goethe zu einer solchen welterschütternden Tat nicht seinen Sohn oder seine Schwiegertochter aufforderte oder durch einen seiner Schreiber die Bestellung ausführen ließ; aber das ist das Erstaunliche bei diesem unendlich großen Manne, daß ihm nichts Kleines zu klein war und daß er selbst solche unbedeutende Bestellungen konzipierte, ins Reine schreiben ließ, womöglich verbesserte, ordnungsgemäß buchte, genau so wie irgend eine wichtige Angelegenheit.

Die Allgemeine Zeitung erschien damals, wie bekannt, im Cottaschen Verlag. Mit diesem stand der Dichter in dauernder Verbindung, teils als Mitarbeiter des Morgenblattes, teils als Herausgeber der in dem Verlage erscheinenden Naturwissenschaftlichen und Kunstzeitschrift. Trotzdem war die Korrespondenz mit dem Verleger in den Jahren 1821 und 1823 nicht eben sehr lebhaft, da diese periodischen Unternehmungen ihren ganz regelmäßigen Gang gingen, also keine weiteren Auseinandersetzungen nötig machten, überdies auch gar nicht in Stuttgart, sondern in Jena gedruckt wurden, so daß die Hauptkorrespondenz

darüber mit den schon genannten Druckereibesitzern in Jena zu führen war. Nur ein sehr merkwürdiger, an Cotta gerichteter Brief verdient eine etwas ausführlichere Behandlung, da er ein ganz allgemeines Interesse in Anspruch nimmt. Am 21. September 1823 nämlich schrieb Goethe an Cotta folgendes: „Ich fand mich im Buchladen zum eisernen Kreuz in Karlsbad mit mehreren Freunden und Fremden, denen man eine Ausgabe meiner Werke, Wien und Stuttgart den letzten Band vom vorigen Jahre unbewunden vorlegte. Man war im Handel und fragte mich, was denn von dem vorliegenden Abdruck zu halten wäre? Ich antwortete vielleicht zu naiv, daß ich gar nichts davon wisse! Und bei näherer Betrachtung mußte es doch bedenklich scheinen, eine Originalausgabe, wovon der Verfasser keine Kenntnis hat, und der Verleger sich nicht nennt, vor Augen zu sehen. Sodann überzeugte mich nur weniges Nachblättern, daß hier die krassesten Druckfehler der ersten Abdrücke abermals vervielfältigt und gleichsam verewigt worden. — Anwesende fragten mich ferner, wie es denn komme, daß man die echte Ausgabe nur bis zum 20. Teil, diesen Nachdruck aber bis zum 26. vorfinde, wodurch die Besitzer der ersten sehr benachteiligt wären. Welche Frage ich denn auch nicht genugsam zu beantworten imstande war, in meiner eigensten Sache als gleichgültig, nachlässig und unvorsichtig erscheinen mußte. — Haben Sie die Güte, mich darüber aufzuklären, zu meiner Beruhigung; denn ich darf wohl versichern, daß es der einzige innerlich unangenehme Eindruck ist, den ich von meinem heurigen, sonst so glücklichen Sommeraufenthalt mit nach Hause bringe. Alles Weiteren enthalte ich mich und darf die Versicherung kaum hinzufügen, daß sich für mich selbst, solange mir hier zu verweilen gegönnt ist, als auch künftig für die Meinigen, das so werte zwischen uns bestehende Verhältnis, welches mich immer an die Vermittlung Schillers erinnert, immerfort ungetrübt sich erhalten möge."

Hier ist nun einer der Fälle, der außerordentlich bedauern läßt, daß nicht auch die wichtigeren Antworten der Korrespondenten ihrem Wortlaute nach mitgeteilt werden. In den Anmerkungen, die naturgemäß nur kurz sein können und auch gar nicht die Aufgabe verfolgen, einen genauen Kommentar zu geben, wird nur kurz darauf hingewiesen, daß es sich um die 26bändige Originalausgabe 1816 bis 1822 „Stuttgart und Wien" handle, die jetzt seit Seufferts Untersuchung eine nicht unwichtige Rolle in der Textgestaltung der Goetheschen Werke spielt. Ich füge hinzu, daß die von Goethe als echte bezeichnete Ausgabe die zweite im Cottaschen Verlage erschienene Edition in 20 Bänden 1815 bis 1819 ist, und weise nur ganz nebenbei darauf hin, daß Goethes Urteil über diesen sogenannten Wiener Nachdruck durchaus nicht mit dem Resultate übereinstimmt, zu dem neuere Forscher nach sorgfältigen Untersuchungen gelangt sind. Die Rechtfertigung Cottas auf diese schwere Anklage, die eigentlich den Vorwurf des unerlaubten Nachdruckes in sich schließt, erfolgte, wie wir gleichfalls in einer Anmerkung belehrt werden, am 18. Oktober, wird aber an dieser Stelle weder wörtlich noch auszugsweise mitgeteilt. Man kann nur aus einer kurzen Andeutung schließen, daß Cotta der Zwischenfall sehr peinlich war, und daß er die Mißstimmung des Dichters dadurch zu beruhigen suchte, daß er schon damals auf eine neue, weit zu verbreitende Ausgabe der Werke hinwies, die bald in Angriff genommen werden müßte. Das ist dann die sogenannte Ausgabe letzter Hand, deren Plan 1825 feststand und die in den folgenden Jahren in 40 Bänden erschien.

Von dem Verleger ist der Uebergang zu den Werken leicht. Ueber sie erfährt man in diesen Bänden nicht viel Neues. Die Jahre 1821 und 1823 waren weniger eine Epoche, in der Neues geschaffen wurde, als eine Zeit des Sammelns, des Vollendens angefangener Arbeiten, der Fortführung von Zeitschriften; einzelnes Wenige erfährt man z. B. über die Kampagne in Frankreich.

Neben den selbständigen Arbeiten werden, wenn auch nicht sehr ausführlich, die Arbeiten anderer erwähnt. Interessant ist ein Brief an den Franzosen Brière, der 1823 die erste Originalausgabe von „Rameaus Neffen", dem bekannten Romane Diderots, herausgab und Goethe zu einer Zuschrift veranlaßte, in der er die Entstehung seiner 1804 erschienenen deutschen Uebersetzung jenes französischen Werkes darlegte. Nicht minder wichtig sind einzelne, sehr hübsche Stellen über Karl Immermann, die freilich schon früher gedruckt waren (Band 37, S. 47).

Gegen die oft gehörte, auf einer Aeußerung Goethes fußende Meinung, er habe keine Zeitung gelesen, ja die Lektüre solcher Tagesblätter verachtet, sprechen Aeußerungen wie die an Leonhard, 9. Juni 1823: „Ich erwarte und lese Ihre Aushängebogen mit Leidenschaft, wie Zeitungen" oder ein Zettelchen an Grüner (21. August 1821), „dankend, grüßend, bittend um Zeitungen".

Wie hier eine Berichtigung einer weitverbreiteten Meinung, so kann man auch andere Aeußerungen zur Ablehnung von Anschauungen benutzen, die über den Meister im Schwange sind. Man zitiert oft einen Ausspruch Goethes, etwa des Inhalts, auf Vorwürfe solle man nicht antworten, höchstens auf den des Diebstahls silberner Löffel. In unseren Briefen dagegen führt Goethe einmal die Meinung aus: nur auf Angriffe, die gegen poetische Werke gerichtet sind, solle man nicht antworten, wohl aber auf Kritiken wissenschaftlicher Arbeiten, weil durch das Schweigen des Betroffenen sich das ungünstige Urteil erhalte. Als Kosegarten den Verfasser des Divan darauf hinwies, in der Leipziger Literaturzeitung habe sich jemand gegen ihn, den Briefschreiber, und den angeredeten Dichter ereifert, antwortete Goethe: „In der großen deutschen Nationalversammlung tut man wohl, wenn man seine Meinung gesagt hat, anderen auch den Ausdruck der ihrigen zu gönnen." Aus mehreren Beispielen wird klar, wie Goethe seine naturwissenschaftlichen Gegner zu berichtigen, zu belehren, recht von oben herab zu behandeln wußte. Der Philosoph Bachmann in Jena hatte in einer Schrift über Physik und Physiologie von den großen Verdiensten Newtons gesprochen und der von diesem herrührenden Anwendung der Metaphysik auf die Physik das Wort geredet. In Goethes Erwiderung auf die Zusendung dieser Schrift findet sich folgende starke Stelle (2. Februar 1822): „Nun gelange ich aber an den dritten Abschnitt, wo eine vorher schon geahndete Differenz entschieden sich ausspricht. Hier mache ich Halt nach längst geprüfter Lebensregel: was mit mir übereinstimmt, bringt eine heitere Stunde; dem aber ein Ohr zu leihen, was mir widerstrebt, warte ich auf einen heiteren Augenblick, wo ich mir selbst gewissermaßen gleichgültig bin und auch wohl das Gegenteil von meinen Ueberzeugungen geschichtlich anhören mag. Der Menschenkenner sollte sich überzeugen, daß niemand durch seines Gegners Gründe überzeugt wird. Alle Argumente sind nur Variationen eines ersten festgefaßten Meinungsthemas, deswegen unsere Vorfahren so weise gesagt haben: mit einem, der deine Prinzipien leugnet, streite nicht."

Weit häufiger als der Polternde, erscheint der gütig Zusprechende. Als ein besonders hübsches Zeugnis dafür sei die Art erwähnt, wie er auf das Haus, in dem Knebel wohnte, ein Kapital von einigen hundert Talern hergeliehen hatte und, solange der Freund darin wohnte, zu seinen Gunsten auf die Zinsen verzichtete. Hierher gehört auch der herrliche Brief an Auguste v. Stolberg über Religion, in dem er den Uebereifer der proselytensüchtigen Freundin und ihre Bekehrungsversuche abwehrt, hierher auch die schönen Worte, die er nach dem Tode der Johanna Fahlmer an deren Tochter richtete: „So ist also auch die treffliche Freundin vorangegangen, welche, gepaart mit meiner Schwester, unsere jugendlichen Zirkel versammelte und mit liebevollem Sinn vereinte und regierte; mein ganzes Leben lang habe ich jener schönen Tage gedacht, der himmlischen Milde, des reinen Verstandes, der treuen Anhänglichkeit, womit sich diese nunmehr Abgeschiedene vor so vielen Tausenden auszeichnete. Sie hat ein schönes Alter erreicht, und den Hinterbliebenen darf man Glück wünschen, sich an ihrem Beispiel herangebildet zu wissen."

Gerade von dieser Gemütstiefe Goethes lassen sich die wenigen gern unterrichten, die neben dem großen Denker, Forscher, Dichter auch des guten Menschen freudig gedenken. Zu solchen Aeußerungen gehört auch ein hübsches Wort über die

Gattin, fünf Jahre nach ihrem Tode: „Ich nehme daran um so innigeren Anteil, als ich dasselbe Schicksal erlebt, und meine gute Frau unaufhaltsam einer drohenden Auflösung entgegenwallen sah."

Dazu ist aber auch vor allem das Verhältnis zu dem Sohn und der Schwiegertochter zu rechnen. Von diesem geben auch die vorliegenden Bände Kunde. Je häufiger und länger Goethe verreist war, um so zahlreicher und ausführlicher sind die Episteln an seine in Weimar zurückgelassenen Kinder: während der Arbeitsmonate in Jena häufige Kommissionszettel, von den Badereisen aus, die freilich für den stets Geschäftigen auch keine Ruhepausen bedeuteten, längere Darlegungen des inneren und äußeren Zustandes. Es ist recht menschlich ansprechend, den alten Herrn, den sich manche stets in den höchsten Sphären schwebend vorstellen, also perorieren zu hören: „Von den hier vorgefundenen vorjährigen Weinflaschen bringe ich einige mit, auf daß Du Dich erzürnst und unseren Weinhändlern das Gewissen schärfst, wie sie trotz allem Versprechen, mich aufs Beste zu versorgen, nach und nach, auf unsere Gutmütigkeit sich verlassend, von dem trefflichsten zu dem schlechtesten Weine heruntergesunken sind." Oder wenn er Ottilien und deren Schwester Ulrike, für die er immer ein munteres Scherzwort bereit hat, sein Marienbader Leben ausführlich beschreibt und dann fortfährt: „Grüße und küsse die Kinder; es ist recht lustig, wenn die Enkel über des Großvaters Thorheit erstaunen und sich als wichtige Begebenheiten einprägen," oder wenn er aus Karlsbad meldet: „und da wir nun soweit sind, an Essen und Trinken zu denken, so will ich melden, daß ich in einem engen, reinlichen Felsenhöfchen, wo Keller- und Küchthüre die Hauptkulissen vorstellen, da die niedlichste Köchin von der Welt am Herde besuche, wie sie das Mittagsessen bereitet. Ob es gut schmecke, werdet Ihr untereinander ausmachen;" oder wenn er der nach Berlin Gereisten von Weimar aus die Ernennung ihres Gatten zum Geheimen Kammerrat mit den Worten meldet: „Der Frau Geheimen Kammerrätin hätte ich schon beim Abschiedskusse zu diesem schönen und bedeutenden Charakter Glück wünschen können, ich wollte es aber lieber versparen, um nach dem fern leuchtenden Berlin ihr einen hübschen milden Familienstern nachzusenden." Aber auch ernste und schöne Worte fehlen nicht, so der bedeutende Ausspruch über Lord Byron, der so lautet: „Wie ernst und groß Lord Byrons Abschied in solchen Augenblicken mir erschienen, fühlst Du mit; es war, als wenn man auf einer Maskerade das Wichtigste, was nur aufs Leben einwirken möchte, unvermutet erführe. Daß mein Gedicht an ihn mit reinem Gemüt und Sinn geschrieben und abgesendet, wohl empfangen sein werde, war unzweifelhaft; daß aber, durch die wunderbarste Verwicklung der Wert dieser Zeilen erhöht und die Erwiderung so bedeutend sein sollte, das konnte nur eine dämonische Jugend bewirken, die etwas Großes und Freundliches bezweckt und selbst mehr als sie will und weiß am Ende zu ihrem eigenen Erstaunen zu vollbringen berufen ist."

Ein sinniger Beurteiler des 37. Bandes (A. Eloeßer in der Vossischen Zeitung vom 11. November) will die Bedeutung der Briefe an Ottilie, die in diesem Bande mitgeteilt sind, noch ganz besonders darin sehen, daß sie, wie er sich ausdrückt, „auch von einem Bekenntnisdrang vibrierend, der den ganz trockenen Daten des für August regelmäßig abgeschriebenen Tagebuches die echte freudige Farbe des reizenden Erlebnisses geben möchte." Das reizende Erlebnis ist natürlich das Liebesverhältnis zu Ulrike v. Levetzow. Diese Bedeutung muß ich indes ebenso leugnen, wie wenn er die oben angeführte Stelle von den Enkeln, die über des Großvaters Torheiten erstaunen, auf die Bewerbung um Ulrike beziehen will. So steht die Sache gewiß nicht. Was Goethe innerlich erlebte, das machte er allezeit mit sich allein ab. Gewiß liebte er Ottilie in väterlicher Weise, aber sicherlich gönnte er ihr keinen Einfluß auf seine wichtigsten Entscheidungen. Die Aussicht auf die Winterabende — oder gar Winternächte, wie Eloeßer schreibt, — in denen er mit der Schwiegertochter seine ernsten Pläne durchsprechen wollte, liest man in die Briefe hinein, kann sie aber unmöglich aus ihnen herauslesen. Daß Goethe wirklich den „fatalen Entschluß zum Heiratsantrag" erst in Weimar gefaßt haben soll, wie Eloeßer meint, ist ganz undenkbar; man müßte doch in den Briefen, die lückenlos erhalten sind, etwas davon lesen; der einzige Brief, der in Betracht kommt, ist der unmittelbar nach dem Abschied aus Marienbad in Eger am 10. September geschriebene, der übrigens wie alle anderen Briefe an Ulrike und ihre Mutter seit mehreren Jahren (1900 Goethe-Jahrbuch Band 21) gedruckt ist und daher in diesem Zusammenhang, in dem es sich nur um Ungedrucktes handelt, keine besondere Besprechung verdient. Was sich in Weimar im Goetheschen Hause zwischen Vater und Kindern abspielte, wissen wir nicht genau und wollen es, offen gestanden, auch nicht wissen, sonst könnte man sagen, selbst auf die Gefahr hin, philisterhaft zu erscheinen, wenn August und seine Gattin Ottilie sich gegen diesen neuen Lebensplan aussprachen, so war dies ihr Recht und ihre Pflicht. Wenn ein 74jähriger, und sei er selbst Goethe, ein 18jähriges Mädchen als Gattin heimführen will, so begeht er eine Torheit oder geradezu ein Verbrechen an sich und anderen; ein solches zu hindern ist nicht nur Beruf des Arztes, sondern auch Aufgabe der Kinder, selbst einem Goethe gegenüber. Aber die Briefe erzählen nichts davon, und es ist nicht gut in sie etwas hineinzutragen.

Man erkennt aus dieser kurzen Darstellung, welche Fülle von neuem und interessantem Material diese Briefpublikation auch in den beiden zuletzt erschienenen Bänden enthält. Es ist nur zu wünschen, daß die Bände rasch hintereinander erscheinen, womöglich auch in der richtigen Reihenfolge. Der Schatz der Belehrung, der in diesen 37 Bänden aufgespeichert ist, ist nicht so leicht auszuschöpfen.

Berlin. Ludwig Geiger.

Bücher und Zeitschriften.

Heinrich Laubes ausgewählte Werke in 10 Bänden. Herausgegeben von H. H. Houben. Mit 2 Bildnissen, einem Briefe als Handschriftprobe und einem Namen- und Sachregister. Leipzig 1906. Max Hesse. (geh. 7.50 M, geb. 8 M.)

Die hundertste Wiederkehr von Laubes Geburtstag — am 18. September 1906 — hat nicht nur die übliche Flut von Gedenkartikeln, sondern als dauerndes Denkmal eine wohl gelungene Auswahl seiner Schriften, sowie ein wertvolles und geschmackvolles Lebensbild aus der Feder von Dr. H. H. Houben gebracht.

Houben, seit Jahren in emsiger Forschung um das „Junge Deutschland" bemüht, hatte speziell für Laube bereits vor einiger Zeit in einer gedrungenen Lebensskizze in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" den Befähigungsnachweis als berufener Biograph erbracht. Alles, was er dort nur flüchtiger andeuten konnte, hat er nun im einzelnen begründet und weiter ausgeführt. Neuem Material hat er emsig und glücklich nachgespürt, aber auch Bekanntes, wie etwa die Akten des Preußischen Staatsarchivs, hat durch ihn neue Auslegung gefunden. Die von der Romantik der Zeit und der stillen Beschaulichkeit des kleinen Geburtsortes, Sprottau, umspielten Heimatjahre Laubes, wie das farbige Bild seiner Wanderjahre, die er selbst in seinen „Erinnerungen" so reizvoll geschildert hat, haben in der Darstellung Houbens, der überall sorgsam nachprüft und schärfer heraushebt, nichts von ihrem Zauber verloren; aber die eigentliche, vortrefflich gelöste Aufgabe des Biographen war die Schilderung von Laubes Aufstieg zur Höhe, vom Studentlein zum Schriftsteller, zum „Dichter", vom Dramaturgen zum Bühnenleiter. So liebevoll Houben dem Wesen und Werden Laubes nachgeht, so frei ist er von jeder Ueberschätzung. In klug berechneter und doch wie selbstverständlicher Steigerung zeigt er, wie alles, natürliche Anlage, Gunst der Stunde, Zufall, notwendige Bestimmung, darauf hinarbeitet, Laube gleichsam zum Theaterdirektor zu erziehen, wie er diesen, seinen eigentlichen Beruf, einfach finden mußte.

Und dieser, unbestreitbar richtigen, Auffassung Houbens von Laubes Art und Wert entspricht die von ihm getroffene Auswahl aus den Schriften des Mannes auf das harmonischste. Von den Dramen bringt er „Rokoko", „Struensee", „Gottsched und Gellert", „Die Karlsschüler", „Graf Essex", alle mit den autobiographisch sehr interessanten „Vorreden". Daß er Laubes erstes Bühnenwerk „Monaldeschi", von dem er wenigstens die

Vorrede gibt, ausscheidet, weiß er mit guten Gründen zu entschuldigen. Auch der fruchtbare Romancier Laube ist mit der Theaternovelle „Louison" immerhin ausreichend und ansprechend vertreten. Mit vollem Rechte räumt er dem, was von Laubes literarischem Lebenswerke am längsten bleiben wird, seinen dramaturgischen Schriften, vier Bände ein. „Das Burgtheater", „das Norddeutsche Theater", „das Wiener Stadttheater" werden unverkürzt abgedruckt. Daß auch die „Briefe über das deutsche Theater", die erste, reife Frucht seiner dramaturgischen Bemühungen, aus schwer zugänglichen alten Jahrgängen der Allgemeinen Zeitung hervorgeholt werden, ist besonders verdienstlich. Alle diese theatergeschichtlichen Schriften Laubes werden aber dem Forscher erst wirklich nutzbar gemacht durch das sorgfältige Register, das der Herausgeber, ein vielfach erprobter Meister des „Registermachens", beifügt. Erst jetzt wird sich zeigen, wie glücklich und nachhaltig Laube die aufstrebende Wissenschaft vom Theater anregen und fördern kann.

Führt im ersten Bande der Herausgeber mit sicherer Hand in die Kenntnis von Laubes Leben und Streben ein, wird uns in den folgenden Bänden dieses Streben nach seinen Hauptrichtungen hin lebendig veranschaulicht, so darf Laube selbst doch gleichsam das letzte Wort sprechen in seinen schon erwähnten „Erinnerungen", einem der reizvollsten, viel zu wenig gekannten, Memoirenwerke, das wir besitzen und das in dieser neuen Ausgabe noch um einige, an versteckterm Orte gedruckte, Kapitel, ja sogar um ein bisher nicht veröffentlichtes Stück vermehrt ist.

Berlin. Hans Daffis.

Nach Amerika im Dienste Friedrich Schillers. Der Völkerfreundschaft gewidmet. Von Albert Pfister. Stuttgart und Berlin 1906. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 4. Bd. 170 S. 3 Mark.

Amerikanische Eindrücke. Von Ludwig Fulda. Stuttgart und Berlin 1906. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 216 S. 3 Mark.

Generalmajor Dr. Albert v. Pfister ging im April 1905 nach Amerika, um im Auftrage des Königs von Württemberg an den Schillerfeiern, besonders in Chicago, teilzunehmen, eine Schillerbüste der John Hopkins Universität in Baltimore zu überreichen und die Festgrüße der deutschen Heimat zu überbringen.

Ludwig Fulda hielt im Frühjahr 1906, berufen von der germanistischen Gesellschaft von Amerika, eine Reihe von Vorträgen in einer Anzahl von amerikanischen Städten, zumeist an Universitäten.

Noch an Bord des Dampfers wurde Fulda von geschäftseifrigen Interviewern um seine Meinung über Amerika gefragt, am Landungsplatz in Hoboken begrüßten den Abgesandten des Königs von Württemberg Herr Rieder von der New-Yorker Staatszeitung und Sendlinge von World und Associated Preß.

Herr Muschenheim, der deutsche Besitzer des luxuriösen Hotels Astor auf dem Broadway wies Ludwig Fulda ein im ersten Stock belegenes, abgeschlossenes Appartement von fünf Räumen an und führte Herrn Generalmajor v. Pfister und Gemahlin „in die mit viel Geschmack und fürstlicher Pracht ausgestatteten Räume des ersten Stockwerks". Der Schreiber dieser Zeilen war in New-York in einem noch schöneren Hotel und in noch viel schöneren Räumen aus den verschiedensten Stockwerken — leider nicht als Gast, sondern nur als staunender Besucher.

Unter lautem Jubel und brausendem Beifall wurde in John Hopkins Albert Pfister zum Ehrendoktor der Universität promoviert, tosenden Beifallsbezeigungen, die den Versicherungen deutsch-amerikanischer Freundschaft galten, konnte er beiwohnen, in jeder Stadt, in jeder Universität, in jedem Kriegerverein erneute sich der Jubel.

In den schönsten und größten Hallen konnte Ludwig Fulda mit größtem Erfolge seine Reden halten, er, der deutsche Dichter, dessen Kommen ein Ereignis und ein Fest für die amerikanischen Gemeinden und Institute war, die er besuchte. Ich weiß aus Briefen und persönlichen Unterhaltungen mit Amerikanern, die Fuldas Vortrag gelauscht haben, die mit ihm in einem Wagen gesessen, an einem Tische gespeist haben, welche Wirkung Fulda gehabt hat.

Pfister und Fulda sind in den zwei Monaten ihres amerikanischen Aufenthaltes in einem beständigen Festtaumel gereist, sie waren umgeben unaufhörlich von Geist und Schönheit, von Glanz und Prunk, die gastfreiesten Häuser öffneten sich ihnen. Wie oft haben sie an Tafeln gespeist, beladen mit jenen langstieligen, dunkelroten Rosen, die man American beauties nennt und von denen ein Stück mit einem Dollar bezahlt wird.

Fulda ist noch von Roosevelt empfangen worden (er gibt von ihm ein ausgezeichnetes Porträt), während Pfister leider wegen Abwesenheit des Präsidenten zu keiner Audienz gelangte.

Es ist nicht verwunderlich, daß Pfisters wie Fuldas Eindrücke einseitig sein mußten, sie sahen Land und Leute in festlichem Schmuck, in rosafarbener Beleuchtung. Natürlich sahen sie auch den Schatten, und wenn man ein so kluger Mann wie Fulda ist, gelangt man auch zu einer Fülle von feinen Beobachtungen und zu wohldurchdachten Erwägungen und Schlüssen, die auch andere, die etwas anders gesehen haben, wohl annehmen können.

In Pfisters Buch ist für mein Empfinden allzuviel, was ungeschrieben hätte bleiben können, die Tendenz ist gut und treu gemeint. Fuldas Eindrücke sind glänzend geschrieben. Der Schluß, sein Traum von den Vereinigten Staaten von Europa ist mit leidenschaftlicher Wärme abgefaßt, nur das „Schneewittchen über den Wassern" (Amerika) stört etwas im Eingange dieses Abschnittes. Beide Verfasser sind sich über die Einseitigkeit ihrer Eindrücke klar, so haben wir wohl kaum das Recht, sie deswegen anzuklagen. Es kam uns nur darauf an, festzustellen, wie diese Einseitigkeit innerlich zu erklären ist.

Gießen. Walther Küchler.

*** Sitzungsberichte der kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften.** Berlin 1906. Verlag der kgl. Akademie der Wissenschaften. In Kommission bei Georg Reimer.

Mit Stück LI, LII und LIII ist der zweite Halbband, Juli bis Dezember, des Jahrgangs 1906 abgeschlossen. Diese Stücke enthalten folgende Abhandlungen: A. Engler, Beiträge zur Kenntnis der Pflanzenformationen von Transvaal und Rhodesia; — H. Braus, Zur Entwicklungsgeschichte niederer Haie; — W. Nernst, Ueber die Beziehungen zwischen Wärmeentwicklung und maximaler Arbeit bei kondensierten Systemen; — O. Zeise, Ueber die miocäne Spongienfauna Algeriens. — Das Druckschriften-Verzeichnis, Namen- und Sachregister bilden den Abschluß des Bandes.

Allgemeine Rundschau.

Orientalische Elemente in der griechischen Architektur.

ps. In der Sitzung der „Deutschen Orient-Gesellschaft" am Samstag Abend sprach Professor Dr. O. Puchstein, Generalsekretär des „Kaiserlichen Archäologischen Instituts", in Anwesenheit des Kaisers über das Thema: Orientalische Elemente in der griechischen Architektur. Er zeigte in Lichtbildern die in Assur und in Babylon im Palaste Nebukadnezars gefundenen bunten Darstellungen von Blumenkelchen, von Friesen, die lilienartige Blüten in fächerförmigen Gebilden aufweisen und wies auf das bisher für die Erklärung der Form so rätselhafte Gebilde der ionischen Säule hin, für die aus dem Orient einige Momente zu gewinnen sein möchten. Die Griechen und Römer haben für diese Form eine Erklärung nicht gegeben. Sie vergleichen die ionische Säule nur im Bilde mit einer schlanken Frauengestalt, deren Kanelierung an die Falten des Gewandes, deren Kapitäl an die krausen Locken und Flechten der Haartracht erinnern mag. Wenn wir die ionische Säule genauer betrachten, so haben wir drei Teile: Fuß, Schaft und Kopf (Kapitäl), die nicht notwendig architektonisch so gegliedert sein müssen, da die dorische Säule z. B. der Basis entbehrt und dennoch architektonisch konstruiert ist. In Aegypten finden wir Säulen ohne Basis und Kapitäl, die eingliedrig, doch stämmig aus Stein hergestellt wirksam genug erscheinen.

Um zum Verständnis der dreigliedrigen ionischen Säule zu gelangen, müssen wir überschauen, was Natur und Menschenfleiß in Aegypten und Syrien hervorgebracht haben. Da haben wir zunächst die Sumpfpflanze Aegyptens, die Papyrusstaude und sodann die Wasserrosen. Die alten Aegypter benutzten diese Pflanzen zum Schmuck des Kopfes und der Tafel, sie wanden Girlanden daraus, gaben sie den Toten mit ins Grab und reichten sie den Göttern als Opfer dar. Sie erwiesen sich somit als die ältesten Blumenliebhaber unseres Kulturkreises. Schon im 4. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung werden diese Blumen dekorativ in der ägyptischen Kunst verwendet und mit ihren langen dünnen Stengeln und Blütendolden begegnen wir dem Papyrus ebenso wie den sich öffnenden und den geöffneten Knospen der weißen und der bläulichen Wasserrose (der Lotosknospe), die mit ihrem langen Stengel im Wasser schwimmt und nur Knospe und Blüte über den Spiegel erhebt; aber die Darstellungen sind alle schon nach ägyptischer Art schematisiert und stilisiert gezeichnet, auch stellt man den Lotos in Kübeln dar, ferner eine Art von Lilien. Auch Blüte und Knospe des Lotos ohne Stengel finden sich in Darstellungen.

Diese Darstellungen der Aegypter waren nun für die anderen Völker maßgebend, für Syrien und Assyrien ebenso wie für Griechenland. Auch Palmen finden wir schon auf assyrischen Reliefs, wo eine Göttin, aus Palmen Speise und Trank spendend, dargestellt ist. Die assyrische Kunst ist aber durchaus von den

Aegypten entlehnt, nur ist sie neu stilisiert worden. Die afrikanische Kunst ist astatisiert worden. So ist es auch mit der Säule gegangen. Wir finden noch die ägyptischen Muster auf assyrischen Reliefs dargestellt und die Palmetten erscheinen auf assyrischem Fries, im 7. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung haben wir schon Blüten, Knospen und Palmetten auf griechischen Vasen, freilich nicht naturalistisch dargestellt, sondern schon in re[illegible] künstlerischer Linienführung. Die Griechen bieten eine Abstraktion von der Natur, auch in ihren Säulen zeigen sie die ornamentale Umbildung der konstruktiven Stütze. Die Säule ist wohl im 2. Jahrtausend aus Afrika (Aegypten) nach Syrien gekommen und etwa im 7. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung treffen wir sie in Griechenland. Und zwar ist die Form der Säulen, wie der Vortragende darlegte, nicht vom Baume, sondern von den Sumpfpflanzen durch die Aegypter abgeleitet worden; denn die Maler haben uns das verraten, was die Architekten mit ihren Säulen gemeint haben. Die Blüte der Wasserrosen trägt das Gebälk, Knospen sind oben an die Blüte noch angebunden und hängen zu beiden Seiten herunter, so entsteht ein Knospenkapitäl und die Fußblätter deuten auf die Basis hin. Der Schaft der Säule ist als ein Bündel aus mehreren Stengeln, als ein Bouket entstanden, zu denken. Aegypten wird zum Vorbild für die Zierform der Säule.

Auf die zusammengeschnürten Lotos-, Papyrus- oder Palmbuketts wird, sonderbar genug, das Gebälk gelegt. Auf einem assyrischen Relief des 8. vorchristlichen Jahrhunderts können wir erkennen, wie der Künstler das Lilienkapitäl, die Fußblätter als Basis und den Schaft der Säule in neuer Weise komponiert und ein im ganzen geschlossenes Bild geschaffen hat.

Die phönizische Industrie hat nun nachweislich Einflüsse von Aegypten erhalten und sie hat ihrerseits wieder auf die assyrischen Formgebungen eingewirkt, wie es auf Reliefs aus Sargons und Sanheribs Palästen deutlich wird, wo mir auch Opfertische finden, deren säulenartige Füße nach hethitischem Vorbilde durch Löwen und Sphinxe getragen werden. Bei Baalbeck fand sich ein Säulenstück, das nach unten umgefaltete Baumblätter zeigt. Es ist eine Arbeit der Kaiserzeit, der eine altorientalische Idee zugrunde liegt. Dies Stück beweist, wie lange Zeit diese alten Kunstformen sich in ihrem noch ursprünglichen Sinne erhalten haben. Denn die abwärts gekehrten Blätter sind auf einem Relief aus der Zeit des Assurbanipal und ein abwärts gekehrter Kelch durch die Ausgrabungen von Professor von Luschan in Sandschirli bekannt geworden.

An die babylonischen Säulen haben nun wieder ihrerseits die persischen Künstler angeknüpft. Ihre Säulen zeigen auf neuer Basis einen schlanken Schaft und darüber ein hohes Kapitäl und sind noch selbständiger dem ägyptischen Vorbilde gegenüber gearbeitet, als die assyrischen. Sie zeigen das Palmenkapitäl, den abwärts gekehrten, assyrischen Blütenkelch in neuer Stilisierung. Dem 7. und 6. Jahrhundert, das die Formen der ionischen Säule, deren Reste auf der Akropolis zu Athen gefunden worden sind, in Griechenland zur Ausbildung gebracht hat, ist der Zusammenhang mit den pflanzlichen Naturgebilden, denen die Zierformen der Säule ihren Ursprung danken, schon verloren gegangen, hier sind rein künstlerische Formen übrig geblieben. Die Perlenschnüre (die alten Bänder der Buketts) sind nur noch architektonisch verwendet. Die abwärtsgekehrte Blüte ist zur abstrakten Form geworden. Alles Gegenständliche in den Formen ist abgesplittert und doch ist die Genesis dieser Formen nur aus den Naturformen der ägyptischen Sumpfpflanzen durch die Jahrtausende währende Kunsttradition über Persien, Babylonien, Assyrien und Aegypten abzuleiten.

Kleinere Mitteilungen.

* **Von der Expedition nach Turfan** im chinesischen Ostturkestan ist Dr. v. Le Coq dieser Tage nach Berlin zurückgekehrt. Der Gelehrte hatte die Reise, die länger als ein Jahr in Anspruch nahm, im Auftrage des Museums für Völkerkunde ausgeführt. Er bringt reiche Schätze mit, die nun der Ordnung und Bearbeitung harren. Die Expedition nach Turfan soll übrigens fortgesetzt werden. Im neuen Etat werden für diesen Zweck 30,000 M verlangt.

* **Preisaufgaben der Rubenow-Stiftung.** Rektor und Senat der Universität Greifswald geben die neuen Preisaufgaben der Rubenow-Stiftung bekannt. Sie lauten: I. Die Stellung des deutschen Richters zu dem Gesetz seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts. — II. Entwicklung und Aussichten des deutschen Ausfuhrhandels. — III. Die Wirksamkeit des Oberpräsidenten J. A. Sack von Pommern (1816—1831) soll mit besonderer Berücksichtigung der Organisation der Verwaltung und der Entwicklung der Hilfsquellen der Provinz quellenmäßig ergründet und dargestellt werden.

Die Bewerbungsschriften sind in deutscher Sprache abzufassen. Sie dürfen den Namen des Verfassers nicht enthalten, sondern sind mit einem Wahlspruche zu versehen. Der Name des Verfassers ist in einem versiegelten Zettel zu verzeichnen, der außen denselben Wahlspruch trägt. Die Einsendung der Bewerbungsschriften muß spätestens bis zum 1. März 1911 geschehen. Die Zuerkennung der Preise erfolgt am 17. Oktober 1911. Als Preis für jede der drei Aufgaben sind 1500 M festgesetzt.

d. **Seekrankheit der Tiere?** Die Frage bejaht der französische Tierarzt Cozette auf Grund vieljähriger Beobachtungen. Man kann natürlich, meint er, die Tiere, die zur See befördert werden, selbst nicht befragen, aber an ihrem Benehmen und Verhalten erkennt man doch deutlich, daß sie leiden. Ein Schlachttier, das auf das Schiff gebracht ist, erduldet nach Cozettes Erfahrungen mindestens achtundvierzig Stunden das größte Mißbehagen, ist matt, ermüdet und frißt nicht. Wie der Mensch, ist es ganz eigentlich seekrank. Erst allmählich gewöhnt es sich an den neuen Aufenthaltsort und lernt, was für sein Befinden ausschlaggebend ist, wieder regelmäßig atmen.

Um der Seekrankheit vorzubeugen oder sie wenigstens zu mildern, soll man daher die Tiere, wenn es irgend angeht, nicht schlaff und ermüdet aufs Schiff bringen. Nun werden aber gerade Schlachttiere, besonders Hammel, oft sogleich ins Schiff verladen, nachdem sie erst auf dem Wege zum Einschiffungshafen weite Entfernungen zurückgelegt haben. Man läßt ihnen nicht Zeit, sich zu erholen, und die Tiere kommen, ohne die nötige Rast schnell verschifft, wenn die Ueberfahrt auch noch so kurz währt und gut verläuft, in einem bedenklich kranken Zustand an ihrem Bestimmungsorte an. Wenn dann wieder die Tiere, wie es gleichfalls oft geschieht, unverzüglich zur Tötung ins Schlachthaus getrieben werden, so befindet sich ihr Fleisch, das zur menschlichen Nahrung bestimmt ist, in denkbar ungünstigster Verfassung.

Auf der Reise von Algier nach Südfrankreich stehen in der Regel von hundert Hammeln zwei bis drei Stück durch Seekrankheit um. Auch die Ochsen und Kühe leiden auf der Ueberfahrt beträchtlich, so daß auch ihr Fleisch entwertet wird. Die Leute, die mit der Seebeförderung von Tieren betraut sind, haben also schon um des vorteilhafteren Geschäftes willen zu deren Wohlfahrt die geeigneten Vorkehrungen zu treffen.

* **Personalien.** Der außerordentliche Professor und Direktor der Klinik für Nasen- und Kehlkopfkranke in Freiburg i. B., Dr. Gustav Killian, ist vom Verein der Oto-, Rhino- und Laryngologen in St. Petersburg zum Ehrenmitglied ernannt worden. — Die 50jährige Doktor-Jubelfeier beging am 14. Januar der emeritierte Professor für innere Medizin an der Wiener Universität, Hofrat Dr. Wilhelm Winternitz. Der Begründer der modernen Wasserheilkunde erwarb die Doktorwürde an der deutschen Universität in Prag. — In Kopenhagen ist der Direktor des dortigen Meteorologischen Instituts Adam Paulsen gestorben.

Hochschulnachrichten.

* **Gießen.** Zum ordentlichen Professor für Chemie und Agrikulturchemie und Direktor des chemischen Laboratoriums der spanischen Universität in Montevideo (Uruguay) ist Privatdozent Dr. Johannes Schroeder, Assistent am chemischen Institut der hiesigen Universität gewählt worden. Er wird bereits in nächster Zeit abreisen, um den Bau des ihm unterstellten neuen chemischen Laboratoriums zu leiten und die nötigen Vorbereitungen für die praktischen Arbeiten zu treffen.

hc. **Leipzig.** In der hiesigen philosophischen Fakultät führt sich am 16. Januar der Musikhistoriker Dr. Arnold Schering mit einer Probevorlesung über das Thema: „Die Musikästhetik der deutschen Aufklärung" als Privatdozent für Musikwissenschaft ein.

* **Jena.** Am Samstag früh starb der Senior der hiesigen Universität, der ordentliche Professor für Neutestamentliche Exegese, Adolf Hilgenfeld, im Alter von 84 Jahren. Er war der langjährige Herausgeber der Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie.

* **Lausanne.** Die Privatdozenten der hiesigen Universität Dr. Jean Larguir (physiologische Psychologie) und Dr. Pascal Boninsegni (Nationalökonomie) wurden zu außerordentlichen Professoren ernannt.

Büchereinlauf.

Nachschlagewerke, Kalender ꝛc

Schwäbisches Wörterbuch. Bearbeitet von Hermann Fischer. 16. Lieferung: ergrüssen—Fasan. Tübingen 1906. H. Laupp. 160 S. (Subskriptionspreis 3 M.)

Hessen-Kunst. Kalender für alte und neue Kunst 1907. Herausgeber Christian Rauch. Zeichnungen von Wilhelm Thielmann. Marburg a. d. Lahn 1907. O. Ehrhardt. (1 M.)

Artarias Eisenbahnkarte von Oesterreich-Ungarn mit Stationsverzeichnis 1907. 4. Neubearbeitung. 7. Aufl. Wien 1907. Artaria u. Co. (2.20 Kr.)

Rechts- und Staatswissenschaft.

E. v. Bremen: Die Preußische Volksschule. Gesetze und Verordnungen. Nachträge: Schulunterhaltungsgesetz nebst Ausführungsanweisungen, Mädchenschulwesen, Lehrerbesoldung. Heft 1: Das Schulunterhaltungsgesetz. Stuttgart 1906. J. G. Cotta Nachfolger. 187 S. (3 M.)

W. Bruhns: Die nutzbaren Mineralien und Gebirgsarten im Deutschen Reiche auf Grundlage des gleichnamigen v. Dechenschen Werkes, neu bearbeitet unter Mitwirkung von H. Bücking. Mit einer geologischen Karte. Berlin 1906. Georg Reimer. 859 S. (brosch. 16 M.)

Joseph Kohler und Maximilian Mintz: Die Patentgesetze aller Völker. Band 1. Lieferung 3, 4 und 5. Berlin 1906. R. v. Decker. 157 u. 230 S. (Lieferung 3 9.50 M, Lieferung 4/5 14 M.)

Moritz v. Engel: Die Freihafengebiete in Oesterreich-Ungarn mit anschließender Behandlung der Freihäfen des Deutschen Reiches und anderer Staaten. Wien 1906. Manz. 140 S. (5.40 Kr.)

Gustav Maier: Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. 3. Auflage. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 2. Band.) Leipzig 1906. B. G. Teubner. 162 S. (geh. 1 M, geb. 1.25 M.)

Eduard Ritter v. Liszt: Die Pflichten des außerehelichen Konkumbenten. Ein Beitrag zur Revision des österreichischen allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches. Wien und Leipzig 1907. Wilhelm Braumüller. 156 S. (3.40 M.)

Julius Gutmann: Ueber den amerikanischen Stahltrust. Mit Berücksichtigung des Deutschen Stahlwerkverbandes. Essen 1906. G. D. Baedeker. 160 S. (3 M.)

Kriegswissenschaft und Militärwesen.

W. Roths Jahresbericht über Leistungen und Fortschritte auf dem Gebiete des Militär-Sanitätswesens, herausgegeben von der Redaktion der deutschen militärärztlichen Zeitschrift. 31. Jahrgang. Bericht für das Jahr 1905. Ergänzungsband zur Deutschen militärärztlichen Zeitschrift. Berlin 1906. E. S. Mittler u. Sohn. 210 S. (5 M.)

N. F. Maude: Die Entwicklung der modernen Strategie seit dem 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Uebertragen aus dem Englischen und bearbeitet von Julius Neßler. Mit einer Einführung von Löffler. Leipzig 1907. A. Owen u. Co. 174 S. (brosch. 4 M, geb. 5 M.)

Hellmuth Auer von Herrenkirchen: Meine Erlebnisse während des Feldzuges gegen die Hereros und Witbois, nach meinem Tagebuche. Mit 52 Abbildungen und 1 Karte. Berlin 1907. R. Eisenschmidt. 111 S. (2 M.)

Driant: Einem neuen Sedan entgegen. Autorisierte Uebersetzung. Oldenburg 1907. Gerhard Stalling. 140 S. (1 M.)

Mathematik und Naturwissenschaften.

M. Möller: Die Witterung des Jahres 1907. Vorherbestimmungen. Schätzungsweise abgeleitet aus astronomisch-wie kalorisch-physikalischen Beziehungen und unter Mitbenützung mathematischer Berechnungen. Leipzig 1906. S. Hirzel. 38 S. (1 M.)

O. Th. Bürklen: Aufgabensammlung zur analytischen Geometrie des Raumes. Mit 8 Figuren. (Sammlung Göschen. Nr. 309.) Leipzig 1906. G. J. Göschen. 98 S. (geb. 80 Pfg.)

W. Migula: Morphologie, Anatomie und Physiologie der Pflanzen. Mit 50 Abbildungen. (Sammlung Göschen.) Leipzig 1906. G. J. Göschen. 136 S. (geb. 80 Pfg.)

W. Köppen: Klimakunde. 1: Allgemeine Klimalehre. Mit 7 Tafeln und 2 Figuren. (Sammlung Göschen.) Leipzig 1906. G. J. Göschen. 132 S. (geb. 80 Pfg.)

G. Mahler: Physikalische Formelsammlung. Mit 65 Figuren. (Sammlung Göschen.) Leipzig 1906. G. J. Göschen. 182 S. (geb. 80 Pfg.)

Alexander Dedekind: Ein Beitrag zur Purpurkunde. 2. Band: Fortsetzung der Sammlung von Quellenwerken für Purpurkunde. Berlin 1906. Mayer u. Müller. 377 S. (7 M.)

A. Slaby: Otto v. Guericke. Festvortrag aus Anlaß der Grundsteinlegung des Deutschen Museums zu München gehalten im Wittelsbacher Palais am 13. November 1906 Berlin 1907. Julius Springer. 28 S. (60 Pfg.)

Medizin.

Paul Blaschke: Dolmetscher am Krankenbette. Unter Mitwirkung von Gustave Bresin, E. H. Shepard, Robert Lewin. Abteilung 1: Medizinisches Konversationsbuch, enthaltend eine Sammlung von Redensarten behufs Verständigung mit Kranken fremder Nationen, sowie die Angabe der Aussprachbezeichnung. Mit einem Vorworte des internationalen Komitees der Vereine vom Roten Kreuz in Genf. Deutsch-Englisch. Abteilung 2: Medizinisches Wörterbuch in deutscher, französischer und englischer Sprache in einem Alphabet. Berlin 1907. Walther Rothschild. 211 u. 450 S.

W. Röttger: Genußmittel — Genußgifte? Betrachtungen über Kaffee und Tee auf Grund einer Umfrage bei den Aerzten. Berlin 1906. Elwin Staude. 98 S. (1 M.)

J. Ebner: Selbsthilfe in Frauenleiden. Hausärztliche Winke für Frauen und Jungfrauen. Tilsit 1907. Max Bergens. 192 S.

Ladisl. Paczkowski: Migräne und sonstige Kopfschmerzen, deren Ursachen, naturgemäße Behandlung und sicherste Vorbeugung. (Willst du gesund werden. Demmes Haus- und Volksbibliothek hygienischer Schriften. Nr. 53.) Leipzig 1907. Edmund Demme. 16 S. (50 Pfg.)

Walser: Die Selbstvergiftung, die Grundursache aller Krankheiten. Gründliche Heilung resp. Verhütung derselben durch eine erprobte Blutentgiftungskur: Blutentsäuerung und Blutentgasung. (Willst du gesund werden. Nr. 52.) Leipzig 1907. Edmund Demme. 24 S. (80 Pfg.)

Technik.

Paul Dreverhoff: Brauereiwesen I. Mälzerei. Mit 16 Abbildungen. (Sammlung Göschen. Nr. 303.) Leipzig 1906. G. J. Göschen. 120 S. (geb. 80 Pfg.)

August Geitz: Metallurgie. 1. u. 2. Teil. Mit 10 und 11 Figuren. (Sammlung Goeschen.) Leipzig 1906. G. J. Göschen. 163 und 160 S. (geb. pro Band 80 Pfg.)

K. Memmler: Materialprüfungswesen. 1. Materialeigenschaften, Festigkeitsversuche, Hilfsmittel für Festigkeitsversuche. M. 58 Figuren. 2. Metallprüfung u. Prüfung v. Hilfsmaterialien d. Maschinenbaues, Baumaterialprüfung usw. Mit 31 Figuren. (Sammlung Göschen.) Leipzig 1906. G. J. Göschen. 158 u. 159 S. (geb. pro Band 80 Pfg.)

Heinrich Keßler: Die Photographie. Mit 52 Abbildungen und 3 Tafeln. (Sammlung Göschen Nr. 94.) Leipzig 1906. G. J. Göschen. 168 S. (geb. 80 Pfg.)

Lexikon der gesamten Technik und ihrer Hilfswissenschaften. Im Verein mit Fachgenossen herausgegeben von Otto Lueger. Mit zahlreichen Abbildungen. 2. Aufl. 4. Band: Feuerungsanlagen bis Haustelegraphen. Stuttgart u. Leipzig 1907. Deutsche Verlagsanstalt. 804 S.

Richard Vater: Einführung in die Theorie und den Bau der neueren Wärmekraftmaschinen. Mit 34 Abbildungen. 2. Auflage. (Aus Natur und Geisteswelt. 21. Band.) Leipzig 1906. B. G. Teubner. 143 S. (geh. 1 M, geb. 1.25 M.)

Wilhelm Brüsch: Die Beleuchtungsarten der Gegenwart. Mit 155 Abbildungen. (Aus Natur und Geisteswelt. 108. Bd.) Leipzig 1906. B. G. Teubner. 163 S. (geh. 1 M, geb. 1.25 M.)

Landwirtschaft.

Fr. Knauer: Die Kakteen. Mit 30 Illustrationen. (Hillgers Illustrierte Volksbücher. Band 65.) Berlin 1906. Hermann Hillger. 94 S. (30 Pfg.)

Paul Krische: Das agrikulturchemische Kontrollwesen. (Sammlung Göschen. Nr. 304.) Leipzig 1906. G. J. Göschen. 147 S. (geb. 80 Pfg.)

Fritz Encke: Der Hausgarten. Mit 115 Illustrationen. Jena 1907. Eugen Diederichs. 177 S. (brosch. 5 M, geb. 6 M.)

Philosophie und Aesthetik.

Albert Görland: Der Gottesbegriff bei Leibniz. Ein Vorwort zu seinem System. (Philosophische Arbeiten, herausgegeben von Hermann Cohen und Paul Natorp. 1. Band 3. Heft.) Gießen 1907. Alfred Töpelmann. 240 S. (3.60 M.)

Adolf Bartels-Weimar: Geschlechtsleben und Dichtung. Vortrag, gehalten auf der 18. Allgemeinen Konferenz der Deutschen Vereine zur Förderung der Sittlichkeit in Hannover vom 14.—16. Oktober 1906. Berlin 1906. A. Dartsch 27 S. (1 M.)

Jahrgang 1907. München, Mittwoch, 16. Januar. Nummer 13.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt. Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50
(Bei direkter Lieferung Inland M 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition

Verantwortlicher Herausgeber. Dr. Julius Petersen in München.

Inhalt:

Der Ursprung der Sprache. Von Professor Dr. Hermann Paul (München).

Die Organisation der neuen Militärgerichte in Frankreich. Von Kriegsgerichtsrat H. Hauck (Kolmar).

Bücher und Zeitschriften.

Juristisch-psychiatrische Grenzfragen. — Walther Schulte vom Brühl: Sachsenschädel. — Hans Hyan: Arme Sünder. — Sammlung Göschen.

Allgemeine Rundschau.

Das Corpus der griechisch-römischen Inschriften. — Seeweg nach Nordsibirien.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Der Ursprung der Sprache.

Vortrag, gehalten im Zweig München des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins am 12. Januar 1907.

Von Hermann Paul.

Im vorigen Winter war im Sprachverein die Gelegenheit geboten, einen sehr gründlichen Vortrag zu hören über die Spekulationen, welche die griechischen Philosophen über den Ursprung der Sprache angestellt haben. Es wäre an sich eine verlockende Aufgabe, da anzuknüpfen und die weitere Behandlung des Problems bis auf die neueste Zeit zu verfolgen. Aber es wäre zu befürchten, auch bei knappester Behandlung, daß dann die Darstellung der positiven Ergebnisse zu kurz käme, an der Ihnen doch am meisten gelegen sein wird. Ich verzichte daher lieber auf alle geschichtlichen Rückblicke und gebe nur, was sich nach meiner Ueberzeugung von dem gegenwärtigen Stande der Sprachwissenschaft aus über die Frage ermitteln läßt.

Wir müssen uns zunächst darüber klar werden, auf welchem Wege wir überhaupt der Lösung des Problems näher kommen können. Ausgeschlossen ist es, daß uns die historische Sprachforschung bis zu den Anfängen der Sprachschöpfung zurückführen könnte. Wir sind zwar, namentlich in bezug auf die indogermanischen Sprachen imstande, weit über die ältesten Ueberlieferungen hinaus zurückzugehen und uns mit Hilfe der Vergleichung ein annäherndes Bild von der diesen Sprachen zugrunde liegenden Ursprache zu machen. Wir können durch Untersuchung der in dieser Ursprache bestehenden Verhältnisse Schlüsse auf einen noch weiter zurückliegenden Sprachzustand machen. Wir können versuchen, die Elemente zu ermitteln, aus denen die Wortformen der Ursprache zusammengewachsen sind. Es ist aber ein verhängnisvoller Irrtum, wenn man meint, mit den letzten ausscheidbaren Elementen, mit den sogenannten Wurzeln die Urwörter der Sprache überhaupt zu haben. Vielmehr dürfen wir auch in diesen erst das Ergebnis einer für uns unerforschbaren Entwicklung von Jahrtausenden sehen.

Sprachzustände, die den ersten Anfängen menschlicher Sprache naheliegen, sind also weder der unmittelbaren Beobachtung zugänglich, noch den aus solcher Beobachtung zu ziehenden Rückschlüssen. Müssen wir aber darum auf jede Beantwortung der Frage nach dem Ursprung der Sprache verzichten? Ich glaube nicht. Nur müssen wir die Frage von vornherein nicht anders als so stellen: auf welche Weise konnte die Sprache entstehen? Wir dürfen wohl auch sagen: Auf welche Weise mußte die Sprache entstehen? Zur Beantwortung dieser Frage scheint es an aller Erfahrung zu mangeln, die als Grundlage dienen könnte. Man könnte daher auch wohl meinen, die Sprachwissenschaft dürfe dieses Problem der Spekulation der Philosophen überlassen. Aber das wäre ganz verfehlt. Die Frage ist durchaus eine Frage der Sprachwissenschaft, und zwar der sprachlichen Prinzipienwissenschaft, die sich mit den allgemeinen Lebensbedingungen der Sprache beschäftigt. Was wir über diese Lebensbedingungen erfahrungsmäßig aus den unserer Beobachtung zugänglichen Sprachperioden ermitteln können, müssen wir auch bei der Beurteilung der ersten Anfänge der Sprache zur Grundlage nehmen. Es gibt keinen anderen Weg, zu richtigen Ergebnissen zu gelangen.

Abgesehen von der Frage nach dem Ursprung der Sprache, gibt es vier Hauptprobleme, mit denen sich die allgemeine Sprachwissenschaft zu beschäftigen hat. Erstens: wie verläuft die normale Sprechtätigkeit bei Personen, die bereits die Sprache, deren sie sich bedienen, beherrschen? Ich verstehe dabei unter Sprechtätigkeit nicht bloß die Tätigkeit des Sprechenden, sondern auch die des Hörenden, also auch das Erfassen des Wortlautes und das Verstehen. Zweitens: wie kommt die Spracherlernung zustande? Drittens: wie kommt es, daß die Sprache sich verändert? Viertens: wie kommt es, daß sich zwischen der Sprache der verschiedenen Individuen bald große Uebereinstimmung erhält, bald Spaltung eintritt, die zur Bildung von Mundarten und gesonderten Sprachen führt? Diese vier Probleme verhalten sich aber nicht so, daß sie nichts miteinander zu schaffen hätten; sie stehen vielmehr im engsten Zusammenhang untereinander, wie sich uns im folgenden zum Teil noch zeigen wird.

Die Beobachtung der Sprechtätigkeit lehrt uns zunächst eins, was für unseren Zweck von besonderer Wichtigkeit ist. Das Verstehen des Gesprochenen beruht ja darauf, daß an die Lautgruppen, wie sie der Sprechende erzeugt, schon vorher in der Seele des Hörenden die gleichen Vorstellungen angeknüpft sind wie in der Seele des Sprechenden. Diese Vorstellungen sind es, was wir die Bedeutung der Wörter, der Wortformen und ihrer Verknüpfungsarten nennen. Trotzdem aber sind die Vorstellungen, die der Sprechende im einzelnen Falle in der Seele des Hörenden hervorrufen will, keineswegs einfach identisch mit den schon vorher an

die Worte angeknüpften Vorstellungen. Es besteht ein Unterschied zwischen der Bedeutung, die einem Worte nach dem Sprachgebrauche an sich zukommt, und derjenigen, die es im vorliegenden Falle, bei bestimmter Gelegenheit hat. Wir nennen die erstere die usuelle, die letztere die okkasionelle Bedeutung. Daß nun die okkasionelle Bedeutung, auch wenn sie sich mit der usuellen nicht deckt, doch richtig erfaßt werden kann, ist nur dadurch möglich, daß außer den gesprochenen Worten verschiedene begleitende Umstände zum Verständnis beitragen können. Wir wollen diese begleitenden Umstände als die Situation bezeichnen.

Einige Beispiele mögen zur Erläuterung dienen. Unsere meisten Wörter bezeichnen an sich, also usuell, nicht ein Einzelwesen, sondern eine Gattung. Nichtsdestoweniger gebraucht man sie okkasionell auch auf bestimmte Einzelwesen bezogen, und das ergibt sich aus der Situation. Daß ich z. B. mit dem Worte „Baum" einen bestimmten einzelnen Baum meine, kann daraus erkannt werden, daß derselbe vor mir und dem Angeredeten steht; dazu kann kommen, daß ich den Blick darauf wende, mit dem Finger darauf deute. Die Beziehung kann aber auch daraus hervorgehen, daß von dem betreffenden Baume schon vorher die Rede gewesen ist, oder daß er den sich Unterredenden besonders im Sinne liegt.

Es gibt auch Wörter, die dazu dienen, auf bestimmte Einzelwesen hinzuweisen, wie z. B. „dieser", „jener", „ich", „du". Aber diese bedürfen erst recht der Ergänzung durch die Situation, um einen konkreten Inhalt zu erlangen.

Noch auf etwas anderes möchte ich hinweisen. Usuell kann ein Wort mehrere Bedeutungen haben, von denen okkasionell doch nur eine zur Geltung kommt. Es kann z. B. das Wort „Blatt" im eigentlichen Sinne genommen, es kann damit aber auch ein Blatt Papier gemeint sein, und wiederum spezieller ein Kunstblatt oder eine Zeitung. Das ergibt sich wieder aus dem Zusammenhange, aus der Umgebung, in der man sich befindet, aus dem besonderen Interesse der sich Unterredenden.

In den besprochenen Fällen besteht der Unterschied der okkasionellen Bedeutung von der usuellen nur darin, daß die erstere spezieller ist. Die Abweichung kann aber auch weiter gehen, so bei allem, was wir als bildlichen Ausdruck bezeichnen. Ob ein Wort oder ein Satz bildlich gemeint ist, kann sich wieder nur aus der Situation ergeben.

Es liegt also in der Natur der Sache, daß das Verständnis der gesprochenen Worte mehr oder weniger durch die Situation, also durch außersprachliche Mittel unterstützt werden kann. Je reichlicher diese Unterstützung ist, um so spärlicher kann der sprachliche Ausdruck sein. Auf eines muß noch besonders hingewiesen werden. Ein einzelnes Wort ist an sich keine Mitteilung. Es werden dadurch nur Vorstellungen erregt, die schon vorher daran angeknüpft sind. Aber durch die Beziehung auf eine bestimmte Situation kann es zu einer solchen werden. So z. B. das Wort „Feuer" als Alarmruf bei einer Feuersbrunst oder als Kommando zum Abfeuern der Gewehre.

Wir gehen dazu über, einige Lehren aus den Vorgängen bei der Spracherlernung zu ziehen. Für uns kommt hier nur die natürliche, von allem Einfluß der Grammatik freie Erlernung der Muttersprache in Betracht.

Es ist öfters behauptet, daß Kinder sich selbständig Wörter geschaffen hätten. Wäre dies richtig, so hätten wir ja damit direkte Erfahrungen über die spontane Entstehung der Sprache. Aber solche Behauptungen erweisen sich bei genauerem Zusehen als entschieden unrichtig oder wenigstens als höchst unzuverlässig. Was man gewöhnlich als Kindersprache bezeichnet, wird besser durch die Bezeichnung Ammensprache gekennzeichnet. Es ist eine Sprache, die an das kindliche Fassungsvermögen angepaßt ist, die aber nicht von den Kindern, sondern von ihren Pflegerinnen geschaffen ist. Das Kind gelangt eben nicht zu spontaner Sprachschöpfung, weil es schon auf einer sehr frühen Entwicklungsstufe unter den Einfluß der Sprache der Erwachsenen gerät.

Zweierlei hat das Kind zu lernen, sprechen und verstehen. Letzteres muß dem ersteren vorangehen, wenn man unter Sprechen die Erzeugung von Lautgruppen versteht, mit denen sich schon eine Bedeutung verknüpft. Dagegen kann die Erzeugung von bedeutungslosen Lauten dem Verstehen voran und neben demselben hergehen. Wenn das Kind dazu gelangen soll, die Laute und Lautverbindungen zu erzeugen, die innerhalb der Sprachgemeinschaft, in die es hineinwächst, üblich sind, so muß es natürlich durch häufiges wiederholtes Hören erst an dieselben gewöhnt werden, bevor es imstande ist, sie mit einiger Leichtigkeit und Sicherheit zu erfassen. Geht es doch auch dem Erwachsenen einer fremden Sprache gegenüber nicht anders. Aber alle Gewöhnung des Ohres verhilft an sich noch nicht zu der Fähigkeit, Laute nachzusprechen. Diese werden durch Bewegungen der Sprechwerkzeuge hervorgebracht. Es gilt davon, was von allen Bewegungen unseres Körpers gilt. Wir sind nicht imstande, irgend eine Bewegung willkürlich auszuführen, die wir nicht vorher eingeübt haben. Es müssen erst Versuche vorangegangen sein, von denen in der Regel manche ganz fehlgeschlagen, einige zunächst nur durch Zufall gelungen oder wenigstens dem Gelingen nahegekommen sind. So gelingt es auch dem Kinde zunächst nur durch Zufall, Laute annähernd wie die Erwachsenen auszusprechen. Die Laute müssen natürlich nach und nach eingeübt werden, und es vergeht eine geraume Zeit zwischen der Einübung des ersten und der des letzten. Auch das Verknüpfen von Lauten bereitet zunächst Schwierigkeiten. Längere Zeit ist es dem Kinde in der Regel nur möglich, Silben auszusprechen, die aus einem Konsonanten und einem Vokal bestehen und dann in der Regel verdoppelt werden (Papa, Mama). Verwickeltere Wortgebilde werden beim Nachsprechen auf eine solche einfache Gestalt gebracht. Alles dies sind ja bekannte Tatsachen. Aber ich muß hier daran erinnern, damit danach der Zustand beurteilt werde, in dem sich der Mensch vor der Entstehung der Sprache in bezug auf die Fähigkeit zur Lauterzeugung befindet.

Zum Verstehen wirken, wie wir gesehen haben, die usuelle Bedeutung der Worte und die Situation zusammen. Ist aber die erstere noch nicht erlernt, so kann es nur die Situation allein sein, durch welche das Verständnis vermittelt wird. Wir bringen dem Kinde die Bedeutung eines Wortes bei, indem wir in seiner Seele eine Verbindung herstellen zwischen dem Eindruck, den der Klang des Wortes auf dieselbe macht, und dem Eindruck, den ein gleichzeitig sinnlich wahrgenommener Gegenstand oder Vorgang in ihr hervorruft, auf den wir die Aufmerksamkeit lenken oder auf den sie bereits gerichtet ist. Es ist demnach zunächst immer die Vorstellung von etwas Einzelnem, was sich mit der Vorstellung von dem Klange verbindet, es wird zunächst nur eine okkasionelle Bedeutung erfaßt. Aber darum bleibt es doch nicht der einzelne Gegenstand, der die Klangvorstellung wieder hervorruft. Es genügt dazu eine größere oder geringere Aehnlichkeit mit demselben. Damit ist der Ansatz zur Bildung von Gattungsvorstellungen gegeben. Aber lange dauert es, bis das Kind den usuellen Umfang der Bedeutung eines Wortes richtig erfaßt. Zunächst greift es vielfach fehl, indem es das Wort in einem zu engen oder, was häufiger ist, in einem zu weiten Sinne nimmt, indem

es z. B. unter Tisch auch einen Stuhl oder umgekehrt begreift oder unter Papa jeden Mann.

Spracherlernung und Sprechtätigkeit verhalten sich nicht so zueinander, daß die erstere vollständig abgeschlossen sein müßte, bevor die letztere beginnt, sondern diese kann einsetzen, sobald mit jener nur ein Anfang gemacht ist. Ja, rechnen wir das Verstehen zur Sprechtätigkeit, so ist dieses ja die Vorbedingung für das Erlernen. Und die Fähigkeit, die Sprachlaute zu bilden, kann ja nur durch wiederholte Versuche erworben werden, also durch Sprechtätigkeit. Wenn man eine bestimmte Periode im Leben des Kindes als die der Spracherlernung bezeichnet, so darf dies nicht so gefaßt werden, als ob nicht auch schon in dieser Periode reichliche Sprechtätigkeit ausgeübt würde, noch so, als ob mit dem Ende dieser Periode, wie man sie auch begrenzen mag, die Erlernung der Sprache abgeschlossen wäre. Es handelt sich immer nur um einen Gradunterschied. Und wenn auch in den ersten Anfängen die kindliche Sprache durch absichtliche Unterweisung hervorgerufen zu werden pflegt, so gesellt sich dazu bald der Einfluß der gewöhnlichen Sprechtätigkeit seiner Umgebung, die nicht ausgeübt wird, um es zu belehren, und dieser Faktor wird allmählich die Hauptsache.

Jede Sprache ist in beständiger Veränderung begriffen. Es ist dabei nicht ganz ausgeschlossen, daß bewußte Absicht den Sprachgebrauch beeinflußt. Dies geschieht bei der Regelung der Schriftsprachen, bei der Festsetzung von technischen Ausdrücken. Aber der Hauptsache nach geht die Veränderung des Sprachgebrauches ohne Wissen und Wollen der Beteiligten vor sich. Und diese Veränderung ist aus keinen anderen Quellen abzuleiten als aus der Sprechtätigkeit und der Spracherlernung. Der einzelne, so sehr er durch den Sprachgebrauch gebunden ist, behält demselben gegenüber doch immer einen gewissen Grad von Freiheit. Das Sprechen ist nicht bloße Wiedererzeugung, sondern auch innerhalb bestimmter Grenzen spontane Neuschöpfung. Ich kann das leider hier nicht näher ausführen. Daher besteht auch zwischen den Anfängen der Sprachschöpfung und unserer gewöhnlichen Sprechtätigkeit keine unüberbrückbare Kluft, sondern im Grunde nur ein Gradunterschied. Wir dürfen auch für diese ersten Anfänge keine Absicht voraussetzen, einen Sprachgebrauch zu schaffen, sondern einzig und allein die Absicht der Mitteilung. Gerade die ersten Anfänge alles Sprachgebrauches sind nur durch Sprechtätigkeit geschaffen worden. Das Problem dabei ist, wie Sprechtätigkeit möglich war, bevor irgend welcher Sprachgebrauch bestand.

Die Sprache des einen Menschen ist niemals der des anderen völlig gleich, auch wenn sie in enger Verkehrsgemeinschaft miteinander stehen. Aber eine solche Verkehrsgemeinschaft bedingt doch immer einen hohen Grad von Uebereinstimmung. Da jede Abweichung vom bisherigen Sprachgebrauch und jede Neuerung von einzelnen Individuen ausgeht, so wird dadurch die bestehende Uebereinstimmung bedroht. Aber eine Gegenwirkung bildet der immer wieder ausgleichende Verkehr. Es findet ein beständiger Kampf statt zwischen zentrifugalen und zentripetalen Kräften. Das Ueberwiegen der ersteren führt zur Spaltung in Mundarten. Innerhalb engerer Verkehrsgemeinschaft aber werden die Ansätze zu Neuerungen entweder wieder zurückgedrängt, oder sie gelangen zu allgemeiner Herrschaft, wo die Umstände dafür besonders günstig sind, in der Regel nur, wenn der Trieb dazu übereinstimmend bei einer Anzahl von Individuen vorhanden ist.

Nunmehr können wir versuchen, uns ein Bild davon zu machen, in welcher Stufenfolge etwa die Bildung der Sprache vor sich gegangen ist.

Durch die Sprache wird dem Hörenden die Kenntnis von Vorgängen vermittelt, die sich in der Seele des Sprechenden vollziehen. Auch wenn dieser Mitteilungen über sichtbare Gegenstände macht oder über die Vorgänge in den Seelen anderer Menschen, so geschieht dies nur, insofern er Vorstellungen davon hat; es sind also zunächst auch Vorgänge in seiner Seele, die mitgeteilt werden. Durch diese Einsicht werden wir darauf gewiesen, unseren Ausgangspunkt davon zu nehmen, wie überhaupt Vorgänge in den Seelen unserer Mitmenschen wahrgenommen werden.

Zunächst ist es bekannt, daß alle stärkeren Affekte vermittelst der Nerven Muskeltätigkeit hervorrufen, wodurch Bewegungen verschiedener Körperteile entstehen, die wir als Ausdrucksbewegungen bezeichnen können. Hierher gehören auch die Veränderungen der Gesichtszüge, die Mienen. Manche von diesen Ausdrucksbewegungen führen auch zur Erzeugung von Lauten (man denke nur an Lachen und Weinen), so daß sie also nicht bloß durch das Gesicht, sondern auch durch das Gehör wahrgenommen werden können.

Wie wir dazu gelangen, diese Bewegungen und die etwa dadurch erzeugten Laute als Ausdruck bestimmter Affekte, wie Freude, Schmerz, Zorn, Angst u.s.w., zu erkennen, ist eine psychologische Frage, die wir hier auf sich beruhen lassen können, jedenfalls aber ist eine Bedingung dafür die, daß sie nicht nur bei demselben, sondern auch bei verschiedenen Menschen in annähernd gleicher Weise auftreten. Sie sind unwillkürlich; bewußter Wille ist vielmehr erforderlich, um sie zu hemmen. Was man durch sie erfahren kann, ist etwas ziemlich Unbestimmtes. Es kann aber durch die begleitenden Umstände viel bestimmter werden. Hören wir z. B. das Angstgeschrei eines Menschen und sehen, indem wir uns danach umschauen, daß er von einem wilden Tiere verfolgt wird, so wird uns damit auch die Ursache der Angst klar.

Aber nicht bloß die rein vom Affekt veranlaßten Bewegungen, sondern auch die mit Ueberlegung zu einem bestimmten Zwecke ausgeführten verraten seelische Vorgänge; denn man erkennt aus ihnen eben die Absicht, die ihnen zugrunde liegt, und zwar, nachdem man durch frühere Erfahrungen daran gewöhnt ist, oft schon, bevor sie zu Ende geführt, wenn sie nur erst begonnen sind. So ist es auch durchaus wahrscheinlich, daß manche unserer Gebärden, z. B. solche des Drohens, ursprünglich nicht reine Ausdrucksbewegungen waren, wie sie uns jetzt erscheinen, sondern Ansätze zu Handlungen, die nicht zur Ausführung gelangten.

Die Bewegungen, von denen wir bisher gesprochen haben, samt den sie eventuell begleitenden Lauten, wurden ursprünglich niemals hervorgebracht, um einem anderen etwas mitzuteilen; daß dieser dadurch etwas erfuhr, war zuerst immer eine unbeabsichtigte Folge. Daß eine solche Folge eintrat, das mußte erst wiederholt wahrgenommen werden, ehe der Mensch auf den Einfall geraten konnte, sie absichtlich herbeizuführen. Ein Einzelfall, an dem wir uns dies veranschaulichen können, wäre etwa folgender. Von einer Menschengruppe erblickt einer zuerst eine drohende Gefahr. Die Angst, von der er dabei ergriffen wird, veranlaßt entsprechende Gebärden und Geschrei. Die anderen werden dadurch aufmerksam, werden erregt wie der erste, und fliehen wie er oder greifen zur Gegenwehr. Hat sich dergleichen öfters wiederholt, so wird die Angstgebärde zur Warnungsgebärde und das Angstgeschrei zum Warnungsgeschrei.

Die Verwendung der Ausdrucksbewegungen zur absichtlichen Mitteilung war der erste Ansatz zur Bildung der Sprache, und zwar sowohl der Sprache im eigentlichen Sinne, der Lautsprache, wie der Gebärdensprache.

Beides müssen wir uns im Anfang in engster Verbindung denken. Betrachten wir das Stattfinden einer absichtlichen Mitteilung als genügend, um das Vorhandensein einer Sprache anzuerkennen, so werden wir auch den höheren Tieren eine Art Sprache zuerkennen müssen, in der Lock- und Warnungsrufe eine besondere Rolle spielen. Wer Entwicklung des Menschengeschlechtes aus einer tierischen Vorstufe annimmt, wird nicht umhin können, sich schon diese Vorstufe mit solcher primitiven Sprache begabt zu denken.

Bei alledem sind wir nun aber doch noch recht weit entfernt von dem, was wir gewöhnlich unter Sprache zu verstehen pflegen. Zunächst wird durch bloße Ausdrucksbewegungen kaum einer von den Lauten hervorgebracht sein, aus denen sich jetzt die Worte der Menschensprache zusammensetzen. Auch die Interjektionen, die uns jetzt im Affekt entfahren, sind keine Naturlaute, sondern ebenso angelernt wie alle übrigen Teile der Sprache und darum auch in den verschiedenen Sprachen nicht gleich. Die Möglichkeit der Erzeugung der eigentlichen Sprachlaute ist durch die Gestaltung der menschlichen Sprechwerkzeuge gegeben, von der man annehmen mag, daß sie erst allmählich erworben ist. Diese ermöglicht zunächst die Erzeugung einer großen Mannigfaltigkeit von Einzellauten, und daraus fließt dann weiter eine noch viel größere Mannigfaltigkeit von Kombinationsmöglichkeiten. Der Vorteil, den diese Mannigfaltigkeit gewährte, war jedenfalls ein Hauptgrund, weshalb die Lautsprache allmählich ein großes Uebergewicht über die Gebärdensprache bekam, die vielleicht im Anfang eine größere Rolle gespielt hat als jene, deren Entwicklung aber in engen Schranken geblieben ist, außer in abnormen Fällen, wo die Lautsprache versagte, namentlich zwischen Taubstummen.

Es wird geraume Zeit verflossen sein, bis der Mensch gelernt hat, von den Möglichkeiten der Lautbildung einen so ausgedehnten Gebrauch zu machen, wie es in den uns bekannten Sprachen der Fall ist. Wir können in dieser Hinsicht Analogieschlüsse aus der Entwicklung der Lauterzeugung der Kinder machen, müssen aber dabei die Einwirkung der schon gefestigten Sprache der Erwachsenen abziehen. Auf einer gewissen Entwicklungsstufe finden wir bei Kindern einen starken Trieb zu spielender Lauterzeugung. Die dabei hervorgebrachten Laute sind keineswegs alles solche, wie sie in der Sprache zur Verwendung kommen. Es werden aber doch gelegentlich, natürlich unwillkürlich, einige Artikulationen ausgeführt, die denen der Erwachsenen beim Sprechen nahe kommen. Für das Kind ist dies die notwendige Vorstufe für die späteren Versuche zur Nachahmung des Vorgesprochenen. Für den Urmenschen haben wir gewiß den gleichen Trieb mit dem gleichen Erfolge vorauszusetzen, aber die Hilfe zum Fortschritt, die jetzt dem Kinde zuteil wird, blieb für ihn aus.

Auch diese Art Lautbildung hatte zunächst nicht den Zweck, irgend etwas mitzuteilen. Ja sie hatte nicht einmal den Vorteil der auf Ausdrucksbewegungen beruhenden Lauterzeugung, daß sie unabsichtlich seelische Zustände verriet. Die Frage ist nun: Wie konnten solche Laute bedeutungsvoll werden? Selbstverständlich ist es, daß sie zunächst nur in Beziehung zu Vorstellungen treten konnten, die durch die unmittelbare sinnliche Wahrnehmung gegeben waren. Wahrscheinlich ist es aber auch, daß eine solche Beziehung sich nicht leicht ergeben konnte ohne irgend welche innere Verwandtschaft zwischen Laut und Bedeutung, oder sagen wir für Bedeutung lieber noch vorsichtiger: „der Vorstellung, aus der sich eine Bedeutung entwickeln konnte“. Wir werden also die Möglichkeit solcher inneren Verwandtschaft zu erwägen haben.

Frühzeitig hat die Ansicht Vertreter gefunden, daß bei der Entstehung der ersten Worte die Schallnachahmung eine hervorragende Rolle gespielt habe. Von mancher Seite ist allerdings über diese Annahme gespottet worden, aber, wie ich glaube, mit Unrecht. In den unserer Beobachtung zugänglichen Sprachen gibt es eine beträchtliche Anzahl von Wörtern, die unserem Gefühle als schallnachahmend erscheinen. Nun läßt sich freilich bei manchen zeigen, daß sie die Lautgestaltung, die einen solchen Eindruck macht, erst durch Zufall erhalten haben. Aber die Bedeutsamkeit einer Beobachtung ist nicht abzuweisen. In den Sprachen, die sich geschichtlich weit zurückverfolgen lassen, finden wir unter den Wörtern, die erst spät auftauchen und sich nicht an sonstiges Sprachmaterial anknüpfen lassen, besonders viele Bezeichnungen für Geräusche und mit Geräuschen verknüpfte Bewegungen, z. B. im Deutschen solche wie „platzen“, „plappern“, „poltern“, „flattern“, „flirren“, „gackern“, „kichern“, „klirren“, „knarren“. Die Zahl derselben wird besonders groß, wenn wir alle Mundarten danach absuchen. Es wird demnach mehr als wahrscheinlich, daß auch in jüngeren Sprachperioden die Schöpfung solcher lautmalenden Wörter nicht aufgehört hat, wo doch schon so viel überliefertes Material zur Verfügung stand. Andrerseits ist bekannt, daß die Schallnachahmung in der Ammensprache eine wichtige Rolle spielt. Durch Bezeichnungen wie „Kikeriki“, „Wauwau“ wird den Kindern die Bezeichnung wesentlich erleichtert. Dasselbe mußte bei der ersten Sprachschöpfung der Fall sein. Daß die Schallnachahmung daran überhaupt einen Anteil gehabt hat, wird kein Unbefangener leugnen können. Man kann nur darüber zweifelhaft sein, wie groß dieser Anteil gewesen ist. Zum Beweise dafür, daß er verhältnismäßig unbedeutend gewesen sei, darf man sich jedenfalls nicht darauf berufen, daß bei weitem die meisten Wörter der bekannten Sprachen keinen lautmalenden Charakter haben. Denn wenn man bedenkt, daß die überlieferte Lautgestalt und Bedeutung dieser Wörter das Ergebnis von Wandlungen sein kann, die sich über viele tausend Jahre erstrecken, so wird man die Möglichkeit zugeben müssen, daß ihnen auch da lautmalende Elemente zugrunde liegen können, wo wir nichts davon zu spüren imstande sind.

Wir dürfen auch von der Schallnachahmung nicht annehmen, daß sie von Hause aus dem Zwecke der Mitteilung gedient hat. Der Mensch gab sich vielmehr zunächst nur spielend dem Reize hin, den die in seiner Umgebung ertönenden Laute übten. Diese Laute waren mit Gesichtswahrnehmungen verbunden. So stellte sich eine Beziehung der nachgeahmten Laute nicht bloß zu Gehörs-, sondern auch zu Gesichtseindrücken her, bei verschiedenen Individuen wenigstens in ähnlicher, wenn auch nicht gleicher Weise. So konnte ein Mensch durch seine spielende Nachahmung die Aufmerksamkeit seiner Genossen nicht bloß auf Geräusche lenken, sondern auch auf sichtbare Vorgänge, die mit Geräusch verbunden waren, und auf lebende oder tote Gegenstände, von denen ein Geräusch ausging oder auszugehen pflegte. Und so konnte schließlich die Erregung der Aufmerksamkeit eine absichtliche werden.

Wenn man von manchen Seiten der Lautnachahmung keine große Bedeutung hat beimessen wollen, so kommt dies wohl besonders daher, daß man meinte, daß sich daran nur ein enger Kreis von Eindrücken hätte anschließen können. Wie aber aus dem eben Bemerkten hervorgeht, erweitert sich dieser Kreis bedeutend, wenn man die Möglichkeit der indirekten Anknüpfung der mit den Gehörseindrücken verbundenen Gesichtseindrücke in Betracht zieht.

Mißlicher steht es mit der Annahme einer anderen Art von innerer Beziehung zwischen Laut und Bedeutung, für die man gewöhnlich den Ausdruck Lautsymbolik zu gebrauchen pflegt. Danach sollen z. B. die Bewegungen

der Sprechwerkzeuge, die zur Hervorbringung gewisser Laute erforderlich sind, die Vorgänge nachahmen, welche durch diese Laute bezeichnet werden, oder die Gegenstände, an denen sich diese Vorgänge vollziehen. Es sind verschiedene Versuche gemacht, dies aus den unserer Beobachtung zugänglichen Sprachen zu erweisen. Gegen die Zuverlässigkeit der auf diese Weise gewonnenen Ergebnisse lassen sich gewichtige Bedenken erheben. Dennoch halte ich es nicht für unwahrscheinlich, daß etwas Derartiges bei der ersten Wortschöpfung mitgewirkt hat. Am leichtesten wäre es etwa zu begreifen, wenn die Laute, welche bei der Andeutung von Tätigkeiten erklungen wären, die mit den Werkzeugen ausgeführt werden, die man auch zum Sprechen gebraucht, also z. B. Blasen, Essen, Saugen, Lecken, wenn diese Laute zu Bezeichnungen der betreffenden Tätigkeiten geworden wären und sich allmählich wirklichen Sprachlauten genähert hätten.

Man ist aber in der Annahme von Lautsymbolik, oder wie man es sonst nennen mag, noch viel weiter gegangen. So weist u. a. auch Wundt in seiner Völkerpsychologie der Lautmetapher, wie er es nennt, eine bedeutende Rolle zu. Er stellt z. B. aus einer Reihe von Sprachen hinweisende Fürwörter und Ortsadverbien zusammen, bei denen es sich trifft, daß, die auf die nähere Entfernung deuten, einen helleren, die auf die weitere Entfernung deuten, einen dunkleren Vokal enthalten, z. B. io hier, ao dort, iki dieser, iku jener; dies ist für ihn ein Beweis, daß die Verschiedenheit durch den verschiedenen Gefühlseindruck bedingt sei, den die hellen und die dunkeln Vokale machen. Auf ähnliche Weise sollen sich nach Wundt die verschiedenen Konjugationsweisen des Ebräischen, wie piël und pual erklären.

Dagegen ist einzuwenden, daß sich über solche Formen ohne eine genaue sprachgeschichtliche Untersuchung, die allerdings bei vielen Sprachen nicht möglich ist, nicht urteilen läßt. Hat man doch früher auch angenommen, daß der Ablaut im Deutschen, z. B. der Wechsel „binde, band, gebunden", eine symbolische Bedeutung habe. Wir wissen jetzt aber genau, daß er auf mechanischen Ursachen beruht und mit der Bedeutungsverschiedenheit der Formen ursprünglich gar nichts zu schaffen hat. Bei dem Mangel an zuverlässigem Beobachtungsmaterial wird man in bezug auf die Annahme von Lautsymbolik kaum über allgemeine Wahrscheinlichkeitsgründe hinauskommen.

(Schluß folgt.)

Die Organisation der neuen Militärgerichte in Frankreich.

Es hat einen eigenen Reiz, die Gesetze des Auslandes mit den bei uns geltenden zu vergleichen, abgesehen von den allgemein anerkannten Vorteilen, welche die rechtsvergleichende Methode für die Gesetzgebung selbst hat. Man sagt mit Recht, daß die Strafgesetze eines Volkes jedesmal ein Spiegelbild nicht nur seiner ethischen Auffassungen, sondern auch der Grundsätze seiner staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung geben, und je mehr die Völker in Beziehung zueinander treten, je mehr die Grundlagen ihres gesellschaftlichen und staatlichen Zusammenlebens übereinstimmen, desto mehr Uebereinstimmung herrscht auch in ihren Strafgesetzbüchern. Eine Nachprüfung der Richtigkeit dieser Grundsätze im Hinblick auf den eingebrachten Entwurf zu einem neuen Militärstrafverfahren in Frankreich mag zu besonders interessanten Betrachtungen anregen, auf die aber hier selbst nicht weiter eingegangen werden soll.

Das bisherige Militärstrafverfahren in Frankreich war ein Extrem, der Entwurf zu dem neuen Verfahren muß aber ebenfalls als ein solches betrachtet werden. Bisher war die Mitwirkung des juristischen Elements vollständig ausgeschlossen, jetzt soll die Rechtsprechung jeder militärischen Einwirkung entzogen werden. Reformbedürftig war das alte Strafverfahren schon lange.[1]) Aber man hätte eine andere, glücklichere Lösung der Frage erwarten dürfen, als es jetzt geschehen ist. Der Entwurf bedeutet nichts anderes, als eine vollständige Beseitigung der eigenen Militärstrafgerichtsbarkeit. Die bisherigen Kriegsgerichte für Friedenszeiten werden aufgehoben und an ihre Stelle sollen für die militärischen Verbrechen und Vergehen Disziplinargerichte eingesetzt werden. Alle strafbaren Handlungen der Militärpersonen gegen die allgemeinen Strafgesetze fallen der Aburteilung durch die bürgerlichen Gerichte zu.

Die vollständige Abschaffung einer eigenen Militärgerichtsbarkeit für die Verbrechen und Vergehen gegen die allgemeinen (bürgerlichen) Strafgesetze kann man nicht als praktisch bezeichnen, in einer Zeit, wo man gerade die Einführung von Sondergerichten wieder besonders anstrebt. Und die militärische Organisation in jedem Staat hat doch eine so eigenartige Gestaltung und Bedeutung, daß sie als besonderes Ganzes für sich betrachtet werden muß. Auch bei der Beurteilung strafbarer Handlungen gegen die allgemeinen Strafgesetze, die von Soldaten begangen werden, kommen die verschiedenartigen militärischen Einrichtungen und Gebräuche in Betracht, deren Kenntnis auch beim Richter vorausgesetzt werden muß. Vielfach treffen aber auch strafbare Handlungen gegen die allgemeinen Strafgesetze mit militärischen Verbrechen und Vergehen derart zusammen, daß ihre Aburteilung gar nicht getrennt werden kann. Auch die Bildung von Gesamtstrafen bei mehreren Straftaten ist besonders erschwert, wenn sie nicht von demselben Gericht verhängt werden können. Wenn aber im Felde die Militärgerichtsbarkeit auch für die Verbrechen und Vergehen gegen die allgemeinen Strafgesetze wieder aufleben soll, dann würde den militärischen Richtern jegliche Erfahrung in der Handhabung dieser Gesetze fehlen. In dem disziplinargerichtlichen Verfahren, in welchem die militärischen Verbrechen und schweren Vergehen erledigt werden sollen, wird die Untersuchung durch einen Richter des Appellationsgerichts nach den für das bürgerliche Recht gültigen Vorschriften geführt. Der Disziplinargerichtshof, also das erkennende Gericht, besteht aus vier militärischen Mitgliedern und einem Richter des Appellationsgerichts als Vorsitzendem und Verhandlungsleiter. Das Urteil muß schriftlich begründet werden und der Angeklagte hat das Rechtsmittel der Berufung an das bürgerliche Revisionsgericht (la cour de cassation).

Warum will man nicht auch die von den Personen des Soldatenstandes begangenen strafbaren Handlungen gegen die allgemeinen Strafgesetze vor ein solches Gericht bringen? Dieses brauchte ja nicht Disziplinargerichtshof zu heißen, und das juristische Mitglied des Gerichtshofes brauchte dem Militär nicht so ganz fern zu stehen. Das wäre dann, wenigstens was die Einrichtung des erkennenden Militärgerichts betrifft, vielleicht sogar eine gute Lösung der Frage. Der Entwurf hat aber zweifellos über das Ziel hinausgeschossen. Vielleicht läßt sich der Pfeil noch zurückbringen. Wenn nicht, so wäre das schade, weil gerade in der Einrichtung des geplanten Disziplinargerichtshofes ein so guter und gesunder Kern liegt, der für die gesamte und einheitliche Organisation der militärischen Strafrechtspflege fruchtbringend wirken könnte.

Colmar. H. Hauck

[1]) Vgl. meinen Aufsatz in Nr. 18 der Deutschen Juristenzeitung, September 1906.

Bücher und Zeitschriften.

Juristisch-psychiatrische Grenzfragen. Zwanglose Abhandlungen. Herausgegeben von A. Finger, A. Hoche, Joh. Bresler. Halle a. S. Verlag von Karl Marhold 1907.

4. Band, Heft 7/8: Testamentserrichtung und Testierfähigkeit, von Medizinalrat Dr. Kreuser und Landgerichtsrat Dr. Schmoller.

Da sehr oft bei Geisteskranken das Krankhafte ihrer Vorstellungen und Handlungen erst bei genauer Kenntnis ihrer ganzen Lebensgeschichte, den äußeren Bedingungen ihres Daseins usw. erkannt werden kann, so kommt es häufig vor, daß den bei einer Testamentserrichtung beteiligten Beamten und Zeugen etwaige krankhafte geistige Züge am Erblasser entgehen. Es wäre nun zu erwägen, gesetzliche Bestimmungen zu treffen, die vom Erblasser in jedem Falle, wenn er eine größere Quote seines Nachlasses in Abweichung von der Intestaterbfolge vergeben will, eine genaue ausführliche Begründung dafür zu verlangen, deren spätere Prüfung im Falle einer Anfechtungsklage eine wertvolle Handhabe für die Beurteilung des Geisteszustandes des Testators und für die Aufdeckung krankhafter Willensrichtungen bieten könnte. Sodann dürfte es sich in wichtigen Fällen empfehlen, schon in den früheren Prozeßstadien einen psychiatrischen Sachverständigen hinzuzuziehen, damit die Parteien womöglich schon in der ersten mündlichen Verhandlung aufgeklärt würden, nach welchen Richtungen hin sich Ergänzungen des Beweismaterials zu bewegen haben.

Latente Geistesstörung bei Prozeßbeteiligten. Von Professor Dr. Heyler und Dr. Finckh.

Es gibt zahlreiche Geistesstörungen, die wenigstens in einem Teil ihres Verlaufes so latent bleiben können, daß die Betroffenen unbeanstandet an einem Prozeß, sei es als Richter, Zeuge, Sachverständiger usw. teilnehmen können. Es erwächst nun die Frage, wie die Situation zu beurteilen ist, wenn diese Tatsache erst nach Fällung eines Urteils bekannt wird, da das gegenwärtige Recht keine ausdrücklichen Bestimmungen dafür kennt. Meist dürfte sich aber dann wohl das Rechtsmittel der Revision anwenden lassen.

Die verminderte Zurechnungsfähigkeit im früheren württembergischen Strafrecht. Von Ministerialdirektor v. Schwab.

Verfasser bietet in dieser Abhandlung einen interessanten Ueberblick über die rechtsgeschichtliche Entwicklung dieser Frage im allgemeinen und speziell im württembergischen Strafrecht.

5. Band, Heft 1—3: Psychiatrische Gutachten und richterliche Beurteilung. Von Geh. Medizinalrat Dr. Hermann Kornfeld.

Im deutschen Strafrecht wie im Bürgerlichen Gesetzbuch wird bekanntlich bei den Handlungen das Hauptgewicht auf den freien Willen gelegt und der Nachweis einer Geistesstörung allein genügt oft, wie aus zahlreichen gerichtlichen Urteilen und Entscheidungen hervorgeht, in foro nicht auch eine Beraubung des freien Willens gleichzeitig mit anzunehmen. Der Sachverständige hat daher nach Verfassers Ansicht sich bei seiner gutachtlichen Tätigkeit nicht auf den Nachweis einer Geistesstörung zu beschränken, wie das von manchen Seiten allein verlangt wird, sondern muß genau ausführen, inwieweit diese Geistesstörung, die einzelnen Geistesvermögen, Denken, Fühlen und Wollen beeinträchtigt hat.

Greisenalter und Kriminalität. Von Dr. Johannes Bresler.

Daß dem Greisenalter eine besondere Bedeutung für die Kriminalität zukommt, ergibt sich hauptsächlich aus zwei Tatsachen, einmal aus der relativen Häufigkeit nicht vorbestrafter Delinquenten in diesem Alter und dann aus der relativen Häufigkeit gewisser Verbrechensarten. Es kommen hier in erster Linie in Betracht: Fahrlässigkeitsvergehen, z. B. fahrlässige Inbrandsetzung und vor allem gewisse sexuelle Delikte, namentlich unsittliche Attentate an Kindern, Unmündigen und Wehrlosen. Die Erklärung für die letzte Erscheinung ist in der im Greisenalter oft eintretenden krankhaft erhöhten libido sexualis und in den infolge Nachlasses der Urteilskraft geschwächten ethischen Vorstellungen zu suchen. — An der Hand der Statistik werden all diese Verhältnisse genau erörtert und außerdem die Normalpsychologie und Psychopathologie des Greisenalters ausführlich besprochen. Große Schwierigkeit bereitet oft die Abgrenzung von den schon im normalen Greisenalter vorkommenden geistigen Schwächeerscheinungen von den pathologischen Defekten.

Heilanstalt Dösen. Max Liebers.

Sachsenschädel. Ein Roman von der roten Erde von Walther Schulte vom Brühl. Fr. Rothbarth. Leipzig. Bibliothek Rothbarth. Bd. 13.

Knorrig und hart wie Westfalens Eichen sind auch die Söhne der roten Erde, aber unter der rauhen Hülle birgt sich ein treues goldenes Gemüt. So sind auch die Gestalten in dem neuen Romane von Schulte vom Brühl, den ich nicht anstehe für das Beste zu erklären, was Schulte vom Brühl bis jetzt geschrieben hat. Dieser Roman ist echte bodenständige Heimatkunst. Es ist der Kampf des Neuen mit dem Alten, den uns der Dichter vorführt. Aber nicht in langen Tiraden wird uns dieser Kampf geschildert, sondern in lauter Handlung; es gibt keine Abschweifungen, sondern in knappen Zügen, dramatisch, werden die Ereignisse und Charaktere vor uns aufgerollt. Da ist der alte Erbschulte vom Haidhofe, der Hauptvertreter des Alten, mit seiner Frau, die gerade nicht zu den liebwertesten Geschöpfen ihres Geschlechtes gehört, und sein Sohn Henrich, der mit dem jungen Pfarrer Vincke von Lüttgenschiedeck der Hauptvertreter des Neuen ist. In den Kampf des alten starrköpfigen Erbschulten mit seinem modern denkenden Sohne Henrich — hat er doch sechs Jahre die Lateinschule in Duörpen besucht — greift nun ergänzend das von Henrichs Eltern nicht gebilligte Verhältnis des Hoferben zu der trutzigen Katarina Brüggemann ein.

Dieser Kampf bietet dem Dichter Gelegenheiten genug, die harten Sachsenschädel gegen einander prallen zu lassen, wobei es nicht ohne Humor abgeht. Rechnet man dazu, daß die Gestalt des Jobsiadendichters Kortum mit in die Handlung verflochten ist, so kann man sich denken, daß manche prächtige Figur neben den Hauptpersonen auftritt, die das Bild des Westfalenstammes zu Beginn des 19. Jahrhunderts in wirksamer Weise ergänzen. Und nun ragt noch die Gestalt des großen Franzosenkaisers Napoleon I. in die Handlung hinein; der Zug nach Rußland mit seinen Niederlagen und Entbehrungen, die Erhebung des preußischen Volkes ziehen in kurzen, aber dafür um so packenderen Bildern an unserem Auge vorüber. Gerade in dem weisen Maßhalten bei den Schilderungen dieser Ereignisse liegt ein großer Vorzug unserer Dichtung; denn diese kurzen Bilder wirken künstlerisch bedeutend besser als lang ausgesponnene epische Erzählungen. Ueberhaupt ist dieser Roman ein Muster von Knappheit und Prägnanz; er ist ein Merkstein in der dichterischen Entwicklung Schultes vom Brühl. Was ich dem Dichter wünschen möchte, ist, daß sein Buch in jedem westfälischen und — deutschen Hause, wo man Sinn und Empfinden für wahre Heimatkunst hat, Eingang finde, denn dieser Roman ist es wert, mehr wie mancher andere, von dem heute jeder spricht, gelesen zu werden.

Bonn. Albert Ostheide.

Arme Sünder. Skizzen von Hans Hyan. Verlegt bei Dr. P. Langenscheidt, Groß-Lichterfelde-Ost. 175 S.

Das Skizzenbuch versetzt uns in eine nicht eben anmutige Gesellschaft — nämlich in die großstädtische Verbrecherwelt zwischen Berlin und Hamburg. Der Autor sucht Mörder und Räuber, Diebe und Einbrecher, Zuhälter und Prostituierte in den Spelunken, wo sie ihre lichtscheuen Taten ausbrüten, an den Orten ihrer Verbrechen, in den Zuchthäusern auf. Er hat diesen Auswurf der Menschheit genau studiert und kennt nicht nur die Geheimnisse ihres Gewerbes, sondern ist auch bemüht gewesen, in ihr Seelenleben einzudringen, soweit von einem solchen die Rede sein kann. Ja, mitunter deckt er bei den Vagabunden und Gefallenen Spuren zarteren Empfindens auf. Sonst ist das Buch ohne ethisches Pathos oder soziale Tendenz geschrieben. Es sind realistische Momentbilder, die vorzugsweise durch blutige Knalleffekte abgeschlossen werden. Ein paar galgenhumoristische Pointen üben eine erlösende Wirkung aus. Und man läßt es sich gerne gefallen, daß einige Male die Monotonie des Milieus unterbrochen wird, indem verschiedene Themata eingeschmuggelt werden, die sich mit dem Armensünder-Begriff nicht ganz decken. Denn bei aller sich bis auf die Anwendung der Gaunersprache erstreckenden Sachkunde und Virtuosität der Darstellung hinterlassen diese Skizzen, die sich einzeln in Blättern sehr gut ausgenommen haben mögen, in solcher Masse auftretend, einen allzu einförmig-unerquicklichen Eindruck.

Stuttgart. R. Krauß

* **Sammlung Göschen.** (G. J. Göschensche Verlagshandlung in Leipzig.) Durch eine Reihe wertvoller Neuerscheinungen ist die bekannte Sammlung lehrreicher wissenschaftlicher Monographien in letzter Zeit vermehrt worden. Andere Bändchen haben neue Auflagen erlebt. So G. Mahlers: Physikalische Formelsammlung (Nr. 136 der Sammlung), die nun in 3., in manchen Punkten verbesserter Auflage vorliegt. Das Büchlein will nicht der theoretischen, sondern nur der Experimentalphysik dienen; daher wurden aus der Lehre von der Wärme, des Magnetismus und der Elektrizität nur diejenigen

Kapitel ausgewählt, welche auf den Mittelschulen in der Regel eine elementare mathematische Behandlung erfahren. Aus dem gleichen Grunde konnte das Energieprinzip nicht an die Spitze der Entwicklungen gestellt werden. — In 2. Auflage erschien W. Köppens Klimakunde, I: Allgemeine Klimalehre (Nr. 114), durch zwei neue Paragraphen bereichert: § 3 liefert Angaben über die höchsten und niedrigsten vorkommenden Werte der klimatischen Elemente, über deren Veränderlichkeit und die Häufigkeit, mit welcher die einzelnen Werte auftreten. § 21 behandelt den jährlichen und täglichen Gang der Hydrometeore. — In zwei Bändchen gibt August Geitz eine Uebersicht über das gesamte Gebiet der „Metallurgie" (Nr. 313/14) oder Hüttenkunde im allgemeinen Sinne. Er schildert zunächst die Hüttenprozesse, die auf trockenem, die auf nassem Wege, schließlich die Elektrometallurgisten. Dann werden die einzelnen Metalle durchgesprochen. Von ihrer Entdeckung, ihrem Vorkommen, ihrer Natur und den Darstellungswerten gehandelt. Besonders interessant ist hier der 2. Band, in dem die wichtigsten und bekanntesten Metalle, wie Eisen, Kupfer u. s. w. behandelt werden. — Ueber die physikalischen und chemischen Prüfunasmethoden von Bau- und Konstruktionsmaterialien, sowie einer Reihe der wichtigeren Gebrauchsmaterialien des öffentlichen Wirtschaftslebens unterrichtet K. Memmler in den beiden Nummern 311/12: Materialprüfungswesen. — Karl Kimmichs Zeichenschule (Nr. 39) ist in 5., vermehrter Auflage neuerschienen.

Neue Auflagen liegen auch von Michael Haberlandts Völkerkunde (Nr. 73) und dem 1. Bändchen der Oesterreichischen Geschichte (Nr. 104) von Franz v. Krones vor. Es ist neu von Karl Uhlirz bearbeitet, der Mängel der früheren Auflage beseitigt und die Ergebnisse der neueren Forschung berücksichtigt hat. Die Anordnung ist in vielen Punkten übersichtlicher geworden. — Von F. Kurzes Deutscher Geschichte ist der 3. Teil (Nr. 35) erschienen, der den Zeitabschnitt vom Westfälischen Frieden bis zur Auflösung des alten Reiches behandelt. — In der Landeskunde des Britischen Nordamerika (Nr. 284) bespricht A. Oppel zunächst die geographischen Grundzüge und die Landesnatur, Entdeckung und Erforschung, Politische Gestaltung und Bevölkerung, schließlich Besiedelung und wirtschaftliche Entwicklung, um sich dann der Einzeldarstellung der besonderen Gebiete zuzuwenden.

Gegenwärtig von besonderem Interesse ist die zweite, bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage von Dietrich Schäfers, des Berliner Historikers, Kolonialgeschichte (Nr. 156), in der die Kolonisationen der Völker durch die Weltgeschichte verfolgt werden und vor allem die Kolonialgeschichte des 19. Jahrhunderts eine ausgezeichnete Darstellung findet. — In einer neuesten Erscheinung der Sammlung Göschen macht endlich H. Edler von Hoffmann den Versuch, das deutsche Kolonialrecht (Nr. 318) weiteren Kreisen gemeinverständlich vorzuführen, wozu er als einer der wenigen Vertreter dieses Faches an deutschen Universitäten besonders geeignet erscheint. Er handelt vom Staatsrecht, dem Verwaltungsrecht und der Rechtspflege in unseren Kolonien.

Allgemeine Rundschau.

Das Corpus der griechisch-römischen Inschriften.

z. Auf dem Archäologen-Kongreß von Athen im Jahre 1905 ist viel darüber beraten worden, wie man die gewaltigen Inschriftenmassen, deren Veröffentlichung im Corpus nur wenigen Privatleuten zugänglich ist, weiteren Benutzerkreisen verwertbar machen könnte. Es wurde der Vorschlag gemacht, eine billige Hand-Ausgabe der griechischen Inschriften zu schaffen Aber die Ausführung dieses Planes scheint noch nicht in Aussicht zu stehen, und so werden wir uns mit den großen Folianten noch eine Weile behelfen müssen.

Inzwischen haben die Franzosen die schwierige Frage wenigstens zu einem Teil gelöst Die Inscriptiones graecae ad res romanas pertinentes werden seit dem Jahre 1901 von der Pariser Akademie der Inschriften herausgegeben, unter der besonderen Leitung von R. Cagnat, dem bekannten römischen Epigraphiker, der in dem französischen Nordafrika mit großen Erfolgen gearbeitet hat und nun von Paris aus den weiteren Fortschritt der Forschungen leitet. Bis zur Stunde liegen neun starke Hefte in Lexikon-Oktav vor. Sie enthalten die auf römische Verhältnisse Bezug nehmenden Inschriften des Westens, d. i. Italiens, des nördlichen Teiles der Balkan-Halbinsel und von Afrika mit Ausnahme von Aegypten, sodann Kleinasien außer Jonien, Phrygien und Karien, Syrien und Arabien. Die Inschriften werden in Minuskeln gegeben mit kurzer Angabe des Fundortes und der Literatur sowie der an die römischen Verhältnisse sich knüpfenden Fragen.

Man mag es nun etwas pedantisch nennen, daß zahllose griechische Inschriften, nur weil sie gebräuchliche römische Lehnworte enthalten, wie Denar, Fiskus usw., wieder abgedruckt sind, aber dies mußte sein, damit die Vollständigkeit nicht beeinträchtigt wurde, auch ist bei manchen Inschriftenklassen ein abkürzendes, summarisches Verfahren gewählt worden. Die Sammlung ist aber nicht nur für den römischen Forscher, sondern auch für den Hellenisten von großem Wert, weil sie eine Reihe von Texten vereinigt, die sehr zerstreut waren, wie z. B. die merkwürdigen Beschwörungstafeln aus Afrika, oder die noch gar nicht bekannt sind, wie eine große Zahl von Texten, die das Wiener Archäologische Institut für sein Corpus der kleinen asiatischen Inschriften gesammelt hat. Durch Zusätze wird die Sammlung stetig ergänzt.

Seeweg nach Nordsibirien.

Um die wirtschaftliche Erschließung Nordsibiriens anzubahnen, hat die russische Regierung neuerdings die Schiffbarkeit des Nördlichen Eismeeres und des Karischen Meeres untersuchen lassen. Es galt die Mündung des Jenissei zu erreichen, von dort sollte eine Flottille von flachen Schiffen südwärts den Fluß hinaufgeschleppt werden, soweit dies ging. Man hoffte, auf diesem Wege bis zur Bahnlinie vorzudringen. Gelang das Unternehmen, so war die Möglichkeit zu einer neuen Verkehrsverbindung mit dem Westen gefunden, die beschränkte Leistungsfähigkeit des sibirischen Schienenstranges wettgemacht.

Ueber die Erfolge des kühnen Unternehmens bringen jetzt die ersten amtlichen Nachrichten in die Oeffentlichkeit; auf Grund amtlicher Quellen hat soeben Edouard Blanc in der Pariser Geographischen Gesellschaft näheres mitgeteilt.

Eine ganze Flotte hatte man zusammengebracht; nicht weniger als 27 Fahrzeuge nahmen an der Fahrt teil. Man hatte die Schiffe zum größten Teil in Deutschland und England angekauft, da keine Zeit verloren werden sollte; darunter befanden sich vier große englische Frachtdampfer, und drei deutsche Schlepper Simson, Gladiator und Unterweser Nr. 10. Die größeren Schiffe, die mit Eisenbahnwerkzeug beladen waren, wurden im geheimen in verschiedenen baltischen und finnischen Häfen ausgerüstet und fuhren einzeln zu dem Sammelplatz nach Yekterinsky Gavan im nördlichen Lappland. Der Ruf an den Unternehmungsgeist des Handels hatte nur in Deutschland Widerhall gefunden. Mehrere deutsche Kauffahrteischiffe schlossen sich dem Unternehmen an. Den Waren war von der russischen Regierung zollfreie Einfuhr zugesichert worden, ja, die russische Regierung plant die Errichtung eines Freihafens im nördlichen Sibirien, um den Handel heranzuziehen.

Am 16. August verließ der erste Teil der Flotte den Hafen von Alexandrowsk. Das Ost-Spitzbergische Meer wurde ziemlich rasch durchquert; man hatte vorsichtigerweise den Weg südlich der Kolgujewinsel gewählt und stieß auf keinerlei Eishindernisse. Ein zweitägiger starker Nordweststurm wurde ohne Opfer überwunden. Am 20. August hatte man die Waigatsch-Insel erreicht und warf in der Varnekabai, vor der Insel, Anker. Der Eisbrecher Yermak und der russische Flottendampfer Pakhtusoff dampften zur Erkundung nordostwärts. Die Jugor-Straße war von treibenden Eismassen überschwemmt und das Meer jenseit der Straße nicht frei. Nichts blieb zu tun, als zu warten. Am 30. August geriet der Yermak auf eine Sandbank; mit äußerster Anstrengung gelang es den deutschen Schleppdampfern den festsitzenden Eisbrecher loszubekommen. Inzwischen war die Lage immer schwieriger geworden. Gewaltige Eisberge bedrohten die Fahrzeuge von allen Seiten, und nur mit Mühe entgingen die Schlepper einem Unfall. Der Yermak war weniger glücklich; es kam zu einem heftigen Zusammenprall mit einem riesigen Eisberg. Das schlimmste zwar konnte vermieden werden, aber er erlitt so heftige Verletzungen, daß an einer weiteren Teilnahme an der Fahrt nicht zu denken war. Am 2. September trat das invalide Fahrzeug die Rückkehr nach Alexandrowsk an. Endlich, am 1. Sepember, drehte sich der Wind. Der eisige Nordost verschwand und es kam der langersehnte Südwind. Am nächsten Tage verließen die deutschen Handelsschiffe die Flotte, um die Obmündung zu gewinnen und am Tage darauf lichteten auch die übrigen Schiffe nach vierzehntägigem Harren wieder ihre Anker. 22 Fahrzeuge passierten die Jugorsche Straße, die noch nie eine so stattliche Flotte gesehen hatte. Das schwerste Hindernis war überwunden. Am 8. September lief man in den Golf der Jenisseimündung ein. Selbst die großen Frachtschiffe mit ihrem ansehnlichen Tiefgang konnten leicht die Untiefen überwinden und bald stieß man auf den russischen Schlepper, den Obi, der von Krasnojarsk aus den Jenissei abwärts der Flotte entgegengesandt worden war. An der Flußmündung wurde die Ladung von den großen Schiffen auf die flachen Flußfahrzeuge umgeladen. Es war eine schwierige Arbeit, schon kündigte der Frost sich an; mit äußerster Beschleunigung wurden die Arbeiten

fortgesetzt und endlich, am 24. September, war man mit der Umladung fertig.

Die Seeschiffe traten sofort die Heimreise nach Europa an; schon einige Tage früher waren die deutschen Schlepper mit Kurs nach Westen wieder in See gegangen. Die Zurückbleibenden nahmen ohne Verzug die Fahrt flußaufwärts auf. Nach einem Monat, am 23. Oktober, hatten die fünfzehn Fahrzeuge, die alle von Europa ausgesandt waren, sechs Schlepper und neun große Dampfer, die Stadt Jenisseisk erreicht. Dort mußte man sich zur Ueberwinterung entschließen und die Fortreise bis Krasnojarsk, dem Hauptplatz der mittelsibirischen Bahn, bis zum Frühjahr verschoben werden. Die deutsche Besatzung wurde durch die Bahn nach Hause gesandt, und auch die zugeteilten russischen Offiziere traten auf demselben Wege die Rückfahrt nach St. Petersburg an.

Die grundsätzliche Bedeutung des Unternehmens ist von großer Tragweite. Es ist festgestellt, daß die Mündungen der sibirischen Flüsse auf dem Seewege zu erreichen sind, wenn man die günstige Jahreszeit am Ende des Sommers wahrzunehmen weiß. Zugleich konnte die außerordentlich günstige Schiffbarkeit des Jenissei erprobt werden; auf einer Strecke von 1100 Kilometer stieß man auf keinerlei hindernde Untiefen, nirgends geht die Flußtiefe unter 28 Fuß zurück; die einzigen Ausnahmen sind die Stromschnellen bei Osinowski, wo aber immerhin noch eine Mindestwassertiefe von 12 Fuß beobachtet werden konnte, und die seichten Stellen zwischen den Inseln bei Lukowaja-Protoka, wo die Tiefe einmal bis auf 17 Fuß zurückgeht.

Kleinere Mitteilungen.

* **Funde aus älterer Steinzeit.** Am Fuße der Schwäbischen Alb, unweit von Blaubeuren, wurden im letzten Halbjahre in Grotten und Höhlen Funde aus älterer Steinzeit gemacht. Die reichste Ausbeute lieferte, nach dem Schwäbischen Merkur, die im Achtale gelegene Sirgensteinhöhle, gegenüber dem Kahlefels bei Schelklingen. Der Mammutjäger der Schwäbischen Alb hat Jahrtausende hindurch in der geräumig-wohnlichen Höhle Obdach und Schutz gesucht. Dichte Brandstellen seines Herdes und Reste seiner Jagdbeute, sowie einige tausend Steinwerkzeuge, die bis auf die tertiäre Lagerstätte reichen, sprechen deutlich, daß er auch hier ein Zeitgenosse der diluvialen Tierwelt und selbst der Eiszeit gewesen. Unter der Fauna ist der für die Alb so charakteristische Höhlenbär am zahlreichsten. Die Kulturschichten wurden in mehrere Stufen getrennt, wodurch es zum ersten Male für diese Gebiete ermöglicht ist, eine kontinuierliche Entwicklung der Feuersteinkunst festzustellen. Vom diluvialen Menschen selbst sind nur wenige Reste erhalten. Zwei andere Stationen im Schmiechental entsprechen der jüngeren Periode der paläolithischen Aera.

* **Eine wichtige Entdeckung in der Porzellanfabrikation.** In der Porzellanmanufaktur der französischen Regierung zu Sèvres ist es gelungen, ein Porzellan herzustellen, das vollständig dem berühmten Biscuit-Porzellan des 18. Jahrhunderts gleicht, nur in härteren Graden hergestellt werden kann. Seit dem Jahre 1802 bemühte man sich vergebens, hinter das verlorene Geheimnis der Fabrikation dieses Porzellans zu kommen. Umfangreiche und kostspielige Versuche wurden nochmals in den Jahren 1826 und 1848 gemacht, aber es war nicht möglich, Stücke herzustellen, die sich auch nur im entferntesten mit den Meisterwerken der alten Biscuitfabrikation vergleichen ließen. Anfang der 80er Jahre nahmen zwei Chemiker der Porzellanmanufaktur, die Herren Charles Lauth und Georg Vogt, die Versuche wieder auf, und es gelang ihnen im Jahre 1900, Porzellanvasen herzustellen, die eine genaue Kopie der Biscuitvasen des achtzehnten Jahrhunderts waren. Die Stücke wurden auf der Pariser Weltausstellung sehr bewundert, es waren jedoch nur Laboratoriumsversuche, die sich in die Praxis nicht übersetzen ließen. Vogt ist es nun gelungen, die Erfindung weiter auszugestalten und ein Porzellan herzustellen, das völlig die gleichen Eigenschaften des alten Biscuitporzellans besitzt.

* **Das Luftschiff Wellmans,** das der Amerikaner auf seinem Fluge von Spitzbergen nach dem Nordpol benutzen will, wurde in der großen Maschinenhalle zu Paris ausgestellt. Der Ballon soll jetzt umgebaut und um 5 Meter verlängert werden, so daß er 7300 Raummeter groß wird. Der neue Korb wird 35 Meter lang sein; ein neuer Motor von 90 Pferdekräften ist bestellt. Diese Veränderungen sollen die Durchführung von Manövern bei ungünstiger Windrichtung erleichtern. Wellman will sich so schnell als möglich, am liebsten noch vor Beginn des Monats März, nach Spitzbergen begeben, um genügend Zeit für Versuche mit dem Luftschiff zu haben.

* **Wie ein Unkraut eingeschleppt wird,** zeigt ein höchst merkwürdiger Fall, den das vom australischen Staat Viktoria herausgegebene Landwirtschaftliche Jahrbuch mitteilt. Das Beispiel ist um so eigenartiger, als es sich um eine europäische Pflanze handelt, um das bekannte europäische Johanniskraut oder Hexenkraut. Eine Dame, die sich die Pflanze für medizinische Zwecke halten wollte, hatte sich vor 25 Jahren einige Samen aus Europa kommen lassen und in ihren Garten eingepflanzt. Von dort gelangten die Samen weiter auf eine benachbarte Rennbahn, wo sie sich ungestört weiterverbreiten konnten. Bald bedeckte das Kraut den ganzen großen Platz, und zwar so auffällig, daß es vom Volke den Namen Rennbahnkraut erhielt. Das in der Nachbarschaft weidende Vieh verschleppte nun die Samen weiter längs der Straßen, die von diesem Platz ausstrahlen und vielfach zum Viehtreiben benutzt werden. Auf diese Weise vermochte das Johanniskraut sogar eine Wasserscheide zu überschreiten und in ein ganz neues Gebiet einzudringen, so daß jetzt mehr als 10,000 Acker guten Landes in gefahrdrohender Weise von diesem Unkraut eingenommen werden. Nunmehr sah sich die staatliche Landwirtschaftsbehörde genötigt, gründliche Versuche zur Ausrottung vorzunehmen, und fand auch ein Mittel in der Behandlung des Bodens mit Schwefelkies, die aber über 100 M für den Acker dortigen Landmaßes kostet, so daß eine Ausgabe von wenigstens 1 Mill. M erforderlich sein wird.

Von besonderer Berühmtheit sind in den letzten Jahren die Erfahrungen gewesen, die man an der atlantischen Küste der Vereinigten Staaten mit einer zufälligen Einschleppung unseres gewöhnlichen Schwammspinners gemacht hat, von dem einem Insektenforscher einige Stück ausgekommen waren und deren Nachkommenschaft nach wenigen Jahren dem Staate Massachusetts allein mehrere Millionen behufs der unerläßlich gewordenen Bekämpfung kostete.

* **Wilhelm Grempler-Stiftung.** Der kürzlich verstorbene Altertumsforscher Geheimer Sanitätsrat Dr. Grempler hat die Stadt Breslau zur Universalerbin eingesetzt. Sein über 300,000 M betragendes Vermögen wird hauptsächlich zu einer Wilhelm Grempler-Stiftung für die prähistorische Abteilung des Museums schlesischer Altertümer verwendet werden. Dort soll auch seine Aschenurne beigesetzt werden.

* **Personalien.** Der Oberlehrer am Askanischen Gymnasium in Berlin Professor Dr. Friedrich Paske wurde zum Mitglied der Kaiserl. Leopoldinisch-Karolinischen deutschen Akademie der Naturforscher in Halle (Fachsektion für Physik und Meteorologie) ernannt.

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der Bezirkstierarzt Dr. Fambach in Glauchau wurde zum außerordentlichen Professor für Hufkrankheiten an die hiesige Tierärztliche Hochschule berufen.

K. u. K. Hof-Buchdruckerei u. Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme, Wien und Leipzig.

Parlament und Verfassung in Oesterreich

von **Dr. Gustav Kolmer.** — **Vierter Band 1885—1891,** 474 Seiten 24 16 cm. Preis K. 9.60. — **Band I 1848—1860** Preis K. 7.20. **Band II 1849—1879** Preis K. 10.80, **Band III 1879—1885** Preis K. 10.80.

Die Wahlreform geht ihrer Verwirklichung entgegen. Das neue Parlament tritt an einem entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte Oesterreichs zusammen. Wer die historische Entwicklung der Volksvertretung, der fortschreitenden Werdegang von der Ständeverfassung und den Interessenvertretung zum allgemeinen gleichen Wahlrecht erfassen will, findet in diesem Werke die Geschichte der Verfassung in Oesterreich in klarer und übersichtlicher Weise nach den amtlichen Quellen zusammengestellt. Das reiche Material ist eine wahre Fundgrube an Daten für Politiker, Journalisten und Geschichtsforscher und eine anregende Lektüre für alle, die sich mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigen. (22555)s

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Donnerstag, 17. Januar. Nummer 14

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Baverischen Druckerei und Verlagsanstalt Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50
(Bei direkter Lieferung Inland M 6.30 Ausland M 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition

Verantwortlicher Herausgeber. Dr. Julius Petersen in München.

Inhalt:

Arnim an Iffland. Mitgeteilt von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Erich Schmidt (Berlin).

Der Ursprung der Sprache. (Schluß.) Von Professor Dr. Hermann Paul (München).

Die englische Verwaltung. (Schluß.) Von Professor Dr. Robert Piloty (Würzburg).

Bücher und Zeitschriften.

Wulffen: Kriminalpsychologie und Psychopathologie in Schillers Räubern. — Ibsens Nora vor dem Strafrichter und Psychiater. — A. E. Brinckmann: Baumstilisierungen in der mittelalterlichen Malerei. — E. Waldmann: Lanzen, Stangen und Fahnen als Hilfsmittel der Komposition in den graphischen Frühwerken des Albrecht Dürer. — Heinrich v. Stein: Zur Kultur der Seele.

Allgemeine Rundschau.

Albert Friedrich Berner †. — Zur Geschichte der mittelalterlichen Predigt.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Arnim an Iffland.

Ew Hochwohlgeboren

übersende ich einliegenden dramatischen Versuch, er ist ursprünglich für ein Puppentheater geschrieben und taugt seiner innern Einrichtung nach schwerlich für irgend eine andere Bühne, nach dieser Voraussagung werden Sie mich von jeder heimlichen Absicht frey sprechen, ihn durch bescheidne Bitte zur Aufführung einschwärzen zu wollen, er ist durchaus nur der Lesewelt übergeben, — und Ihnen als dramatischen Dichter, der unsre Zeit in mancher Richtung dargestellt hat, nicht als Schauspieldirector empfohlen. Ich kann bey dieser Gelegenheit einige schmerzliche Gefühle nicht unterdrücken, die mir durch Zusammenstellung manches Zuges Ihres früheren Lebens, das ich theils aus der Einleitung zu Ihren Werken theils aus dem mir einst gefällig zugesendeten Manuscripte kennen gelernt habe, woraus so viel reiner Drang für den Fortschritt der Kunst hervorgeht, wenn ich diese Züge verbunden mit mancher Aeusserung in Ihrem Almanache über die Schwierigkeiten Ihrer Amtsführung, insbesondre mit einigen Aeusserungen in einem Briefe an meinen Freund Müller, mit denen Klagen zusammenhalte, die ich entweder selbst gegen Sie schon heimlich geführt habe, oder öffentlich von andern habe hören müssen. Ich verkenne so wenig Ihr Talent, wie Ihren Wunsch zu nützen und die rastlose Thätigkeit mit der Sie in Ihrem Geschäfte fortwirken ist mir ehrenwerth, um so deutlicher werden mir aber als parteilosen Zuschauer einige Mißverständnisse und einzelne Umstände, die zu Differenzen, die endlich die ganze Stadt in Bewegung setzen, die Veranlassung geworden sind; es war sogar meine Absicht vor einem halben Jahre aus Eifer für die Sache, Ihnen einige derselben mündlich auseinanderzusetzen, aber ich hatte nie das Vergnügen Sie zuhause zu treffen. Diese Schwierigkeit Ihnen einzelne wohlgemeinte Bemerkungen über das Theater zur Prüfung mitzutheilen worüber gar viele klagen die sich für das Theater interessiren, ist ein Hauptgrund dieser Mißverständnisse, unmöglich wäre es Ihnen freilich eine Unzahl überflüssiger Bemerkungen mit nützlich anzuwendender Zeit zu erkaufen, aber liesse sich nicht ein Mittelweg erfinden, etwa die Herausgabe eines Wochenblats für das Theater mit dem beygefügten Repertoir für die Woche worin die schriftlich eingesendeten Bemerkungen, die einigen Werth hätten, theils ganz, theils im Auszuge mitgetheilt und berichtigt würden. Noch ein näherer Grund bestimmt mich, Sie auf diesen Vorschlag aufmerksam zu machen, es ist der gänzliche Censurdruck unter welchem in Hinsicht des Theaters jezt die öffentlichen Blätter schmachten, der endlich nothwendig in öffentliches Lermen ausartet. Vielleicht wissen Sie Selbst nicht, wie weit dieser Druck geht, der alles übertrifft, was in irgend einem Lande an Zwang dieser Art getroffen wird und wovon, freilich mit Unrecht, von den meisten das Gehässige auf Sie geworfen wird; um so edler würden Sie als Herausgeber eines Blattes auftreten, das jede anständige Freyheit des Tadels, jeden guten Scherz, der selbst das eigne Werk trifft, ruhig mittheilt um dem Schönen einen vorurtheilsfreyen Eingang zu gewinnen. Die Policey ist bis zum Wahnsinn, (der alles auf eine fixe Idee bezieht) ängstlich geworden in allem was das Theater betrifft, so wurde ein ganz unschuldiger, aber an sich nicht unnützer kleiner Aufsatz von mir für die Abendblätter, worin ich nach und nach eine Reihe guter Stücke nennen wollte, die den Bedingungen entsprächen die Sie Selbst für die Aufführbarkeit aufgestellt haben, verworfen; ich glaubte einer Zeit, wo der Andrang des Neuen so mannigfaltig und doch häufig so unzweckmässig ist, mit dieser Auswahl einen wesentlichen Dienst zu thun. Ich fing mit Contessa's neuesten Stücke Der Fündling an, eine so ganz für das hiesige Theater gedachte Arbeit, daß in Paris und London die Theaterdirectoren von einem Schriftsteller, der sich so gewandt dem Bedürfnisse wie der Poesie anzuschmiegen weiß, täglich etwas Neues erschmeicheln würden. Bey dieser Gelegenheit wird es nothwendig zu erinnern, daß zwischen dem Andrange der Dichter einiger Unterschied gemacht werden müste; ein Dichter dessen näheres Vaterland unser Staat, oder gar unsre Stadt ist hat ein näheres Recht mit seinen Werken zugelassen zu werden, als ein fremder Dichter, der an einem Andern Orte sein Leben und seine Verhältnisse begründen kann, sein Werk ist auch ein Theil des Volkes, dem das ganze Schauspielhauß erbauet ist. Wenn aber nun gar so ein Dichter schon einiges mit Beyfall der Bühne übergeben hat wie Contessa, Robert (beyde kenne ich nur von Ansehen) u. a., wie muß es ihn kränken

gegen ganz talentlose Arbeiten, wie einige der Mad: Weissenturn, die weder die gemeinste Neugierde, noch irgend eine höhere Anforderung befriedigen, [sich] zurückgesetzt zu sehen. Warum soll es unsre Nationalität nicht kränken, daß Tiecks ungemeine Anlage für das Dramatische so gar nicht benutzt worden ist, wie sollen wir es erklären, daß ein Stück wie Blaubart, das mit geringen Veränderungen in jedem Privattheater gefällt, durchaus nicht gegeben wird; auf dieses Stück, auf die Art der Veränderung, die es fordert, wollte ich in der Fortsetzung meines Aufsatzes besonders aufmerksam machen; selbst Tiecks Berneck, blos als ein Ritterschauspiel im gemeinsten Sinne betrachtet, ist doch viel mannigfaltiger, schauerlicher und unterhaltender als irgend ein Werk der Dame Weissenthurn. Klingemann. Ferner hatte ich vor von Foote's lustigen kleinen Stücken zu reden, von denen einige unsrer Zeit und Bühne noch vortreflich anpassen und die sehr brav übersetzt sind. Ferner hatte ich vor Hrn. Pauli, dessen Aufsatz im Almanach übrigens viel Gutgesagtes enthält, eigentlich zu zeigen, was das Publikum mit der Forderung alte Masken zu sehen, sagen will, nämlich nicht wie er meint, jezt statt der belebten Gesichter todte Masken getragen zu sehen, sondern durch den geringen Aufwand für einige alte Masken, sich eins der besten alten Lustspiele und Trauerspiele vergegenwärtigt zu sehen, was blos als Neuigkeit eine grosse Masse von Menschen an die Kasse locken müste. Sie sehen aus dem Wenigen, (die Reihe von braven vergessenen Stücken ist aber sehr groß) daß ich nichts für mich, aber manches für das allgemeine Beste mit dem Aufsatze wollte, es schien mir Pflicht jedes weniger Beschäftigten, öffentliche Behörden, deren Zeit beynahe ängstlich vom täglichen Andrange weggezehrt wird, auf manches, was ihrer Aufmerksamkeit entgeht aufmerksam zu machen, das alles wird aber allmälig in dem Preßzwange unmöglich und diese einzelne Erfahrung ist mir nur ein Zeichen der allgemeinen Unglücksfälle, vor denen Theater und Critick, Dichter und Schauspieler als Abkömmlinge einer besseren Zeit verschwinden; leider ist jezt die Zeit, wo die leichtsinnigen Zerstörer der Einrichtungen von Jahrhunderten vor einen Paar gedruckten freyen Worten erbeben, so ist Napoleon, so sind alle die ihm nachgefolgt, ich aber rufe mir zum Troste mit jenem Holländer: Was von Gott angefangen, das wird mit Gott endigen, was aber vom Teufel ausgegangen, das wird mit dem Teufel untergehen: — Sie verzeihen mir, daß ich von dem heitern Kreise der Bühne auf einmal in die gewaltsame Staatswirthschaft unsrer Tage übergegangen bin, aber so gänzlich übergegangen bin, daß ich mit meinen Gedanken nicht wieder dahin zurückfinden kann. Schließlich, indem ich Ihnen meine Unpartheilichkeit gegen M. Herbst dadurch versichere, daß ich weder bey der ersten noch zweyten Vorstellung der Schweizerfamilie gegenwärtig gewesen bin, kann ich Ihnen meine Verwunderung nicht verbergen, daß solch eine Aeusserungen [aus Aeusserung] des Mißfallens, wie sie selbst in dem tirannisch regierten Paris so häufig sind, von Ihnen so bedeutend geachtet werden können, um Sich einem Volke entziehen zu wollen, das Ihnen so viele Zeichen von Achtung und Dankbarkeit für den mannigfaltigen Genuß gegeben hat, den Sie ihm durch Ihre Kunst gewährten, empfangen Sie einen geringen Beweis davon in der Versicherung meiner Hochachtung.

Berlin d 6 Dec 1810.

Lud: Achim von Arnim.

Dieser mir durch die Güte des Herrn Generalintendanten v. Hülsen zur Veröffentlichung überlassene lange und bedeutende Brief muß um so willkommener sein, als Arnim selbst 1817 im Gubitzischen „Gesellschafter" Ifflands sehr eingehende Antwort vom Silvestertag abgedruckt hat (wiederholt in J. M. Wagners „Archiv für die Geschichte deutscher Sprache und Dichtung", Wien 1874, S. 313 ff.), unter der Ueberschrift: „Das Unglück eines Theater-Direktors". Einleitend spricht er sein Bedauern aus, den ausgezeichneten Mann persönlich nur wenig gekannt zu haben, rühmt, wie er es brieflich getan, die ihm auf ein Gespräch über Autobiographien hin zugesandte Jugendgeschichte (neben „Meiner theatralischen Laufbahn" 1798) und sucht, nach unbefangener Erinnerung an den zwischen Iffland und dem Publikum entbrannten Krieg, die Linien seines Schreibens nachzuziehen. Die Korrespondenz Adam Müllers und Ifflands ist unbekannt. Der „einliegende dramatische Versuch" war das teils so lebensfrische, teils so abstruse Doppelspiel „Halle und Jerusalem" (1810) — Iffland beginnt schmeichelhaft: „Ich danke Ihnen sehr für die Mittheilung Ihrer Dichtung, deren Genialität ich so vollständig anerkenne, als vollständig sie mir Vergnügen gemacht hat. Sie werden, wenn Sie es wollen, nach sechs Jahren etwa, etwas herrliches für die Bühne liefern, weil Sie alsdann von dem, was Ihnen jetzt Zwang zu seyn dünkt, Manches beobachten werden, ohne der Kraft und Charakterzeichnungs-Festigkeit weh zu thun, welche Sie in der That reichlich besitzen." Dieses sauersüße Lob will Arnim nicht streichen, denn sein auch uns ermahnender Grundsatz lautet: „Das Vollständige und Unveränderte in der Bekanntmachung von Briefen der Verstorbenen scheint eine heilige Pflicht." Er schließt die Vorrede mit der Bemerkung: „Ob Alles beantwortet worden, was mein Brief enthielt, weiß ich nicht mehr anzugeben; ich meine aber, daß ich noch Mancherlei, vielleicht auch etwas zu Gunsten K l e i s t s geäußert habe, der uns wahrscheinlich erhalten wäre, wenn das Theater sein Talent nicht zurückgewiesen hätte. Die Antwort zeigt deutlich den guten Willen des Verstorbenen, allen Anforderungen zu genügen, aber auch die Ueberladung mit Geschäften und den Ueberdruß gegen das, einem Direktor nothwendigste aller Geschäfte: mit der unruhigen mitlebenden Schriftstellermasse in steter Bekanntschaft und Wechselwirkung zu bleiben."

Da Arnim selbst, wenigstens vermutungsweise, den Namen Kleists nennt, so hatte Reinhold Steig, als er 1901 in seinem inhaltschweren Werk „Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe" (S. 240 ff.) das Verhalten des Kreises, vornehmlich der vom Zensurdruck so hart getroffenen „Abendblätter" gegen Iffland beschrieb und Arnims Brief aus dessen Vorrede sowie aus Ifflands Zitaten und Einwürfen rekonstruierte, ein gutes Recht zur Annahme, Arnim habe seine Stimme für Kleist erhoben. Im Grunde behält er auch Recht, denn wenn hier der stärkere Anspruch der einheimischen Dichter auf die Bühne verfochten und insgemein dem Zwiespalt zwischen Theater und dramatischer Produktion gewehrt wird, an wen sollte Arnim eher denken als an den großen Schöpfer, der seinen „Prinzen Friedrich von Homburg" vollendet hatte und mit dem „Käthchen von Heilbronn", dem „Zerbrochnen Krug" unbeachtet vor der Pforte des Königlichen Schauspielhauses stand? Ihn zu nennen freilich war ein heikles Ding, seit, abgesehen von Angriffen der „Abendblätter", die Kleist redigierte, dieser am 12. August 1810 die Ablehnung seines „Käthchens" mit dem ungeheuren Peitschenhieb erwidert hatte: leider sei es ein Mädchen, ein Junge würde Euer Wohlgeboren wahrscheinlich besser gefallen haben! Diese schimpfliche Anspielung hat Iffland im Sinn, wenn er Arnim in seiner Litanei über die Lasten und Plagen der Direktion sagt, seit einem Vierteljahr etwa seien „die Anfälle eigenliebiger Autoren bis zur Pöbelhaftigkeit gegangen". Es verdient noch Erwähnung, daß er Ende Februar 1811 eine höchst verbindliche Einladung der Prinzen Lichnowsky und Radziwill in die vom Arnimschen Kreis begründete Deutsche Tischgesellschaft aus prinzipieller Ungeselligkeit entschieden ablehnte.

Arnims Brief ist eine vornehme und kluge, wenn auch keine praktische Kundgebung. Er schließt jeden Verdacht des Eigennutzes aus und gibt der Anerkennung eines von der älteren wie von der jüngeren Romantik so unmäßig befehdeten Mannes keinen werbenden, sondern zurückhaltenden Ausdruck, der durchaus

wahrhaft wirken mußte. Es versteht sich von selbst, daß er mit dem ob der Weiglschen „Schweizerfamilie“ und den Sängerinnen Herbst und Maas entfachten Skandal gar nichts zu schaffen hat. Wie bitter Iffland eine am 26. November 1810 im Schauspielhause veranstaltete Demonstration, wenn sie sich auch nicht gerade gegen den Direktor richtete, empfand, hat Geiger im „Archiv für Theatergeschichte“ (1904) aus den Akten dargetan. Klingemann wird als alter persönlicher Bekannter nur einsilbig verzeichnet; bei Ludwig Robert und C. W. Contessa, die neben oder vielmehr unter Tieck einen Gegensatz zur flachen Fabrikation der Wiener Schauspielerin v. Weißenthurn bilden sollen, ausdrücklich betont, daß es keiner Kamaraderie gelte. Die Bühnengerechtigkeit des „Blaubart“ im ganzen hat Arnim mit vielen überschätzt; blieb doch auch Immermanns Inszenierung in Düsseldorf ein vereinzeltes Experiment. Der jugendliche „Karl von Berneck“ mußte dem Direktor als Ritter- und Schicksalstragödie zuwider sein. Ifflands Einwurf gegen das Robertsche Bibeldrama „Jephtas Tochter“ billigt Arnim später in einer Fußnote, nachdem er den Mißerfolg in Weimar gesehen. Contessas glattes, phrasenhaftes, höchst unwahrscheinliches Alexandrinerstück in zwei Aufzügen „Der Findling oder die moderne Kunstapotheose“ kann nur sehr relativ ein Lob verdienen. Und daß Arnim, so poetisch er fühlte und urteilte, kein Dramaturg war, lehrt auch seine Empfehlung einer Londoner Fundgrube; gemeint sind „Samuel Foote's Dramatische Werke. Aus dem Englischen frei übersetzt“ (Berlin und Stettin, bei F. Nicolai, 1796—1798; sechzehn Stücke; von Bothe bearbeitet), sehr locker geschürzte, nicht durch Handlung und Situation, vielmehr durch Sonderlingsfiguren und eigentümlich englisch-parodischen Witz ansprechende Szenenreihen des berühmten Komikers, auf den zuerst H. P. Sturz das Augenmerk Deutschlands gerichtet hatte.

Unpraktisch ist gewiß der Plan eines Journals zur Verständigung zwischen Bühne und Publikum. Arnim kam darauf durch Ifflands eigenen „Almanach fürs Theater“, den er ja zitiert, um nur einen untergeordneten Aufsatz im Bändchen für das Jahr 1811 offen zu bekämpfen: „Aphorismen über die verschiedenen Gattungen der Darstellung und des Vortrags versificirter Trauerspiele. (Vom Directions-Secretair Herrn Pauly)“; darin wurde, wohl im sachten Hinblick auf weimarische Versuche, gefragt, ob dem ganz anderen Bedürfnis des griechischen Theaters gemäß uns Moderne statt der mannigfachsten Gebärdensprache „die gleich bleibende unbewegliche Maske, ein sprachloses verunstaltetes Auge entschädigen“ solle? Dieser Almanach enthält aber auch mehrere Abhandlungen Ifflands, die Arnim meint, ohne sie näher zu bezeichnen: „Verhältnisse der gegenwärtigen Theaterdirectionen, in Vergleich mit denen, worin die Directionen der Theater vormals sich befunden haben“; „Ueber die Verhältnisse der Directionen, bei Auswahl der Vorstellungen für die Bühne“; „Von den bisherigen und künftigen Verhältnissen dramatischer Dichter, Verfasser und Tonsetzer zu den Directionen“. Die längeren ersten erörtern nicht ohne schulmeisternden Mißmut, wie schwer sich jetzt im Repertoire die Pflicht, das Bessere, das Beste zu geben, erfüllen lasse, denn das Publikum stelle übertriebene Ansprüche, die „Machthaber der Flugblätter“ ignorierten die Mühe und vernichteten manche Anstrengung durch ein paar unverdiente Zeilen, das Budget sei durch ein großes Personal und die neuen Gebote der Ausstattung — es wird ziffernmäßig auf „Die Jungfrau von Orleans“ exemplifiziert — maßlos belastet. Unbedeutende Schreiber im Gefolge des großen Schiller drängen an, dazu die keine Widerrede vertragenden Dichter, die alsbald Antwort verlangten und den Direktor, falls er eine Auseinandersetzung einleite, in einen unendlichen „Briefwechsel in Proceßform“ verwickelten. Wir bemerken, daß Iffland durch Shakespeare und die Ritterstücke den Zuhörer fast ganz in einen Zuschauer verwandelt sieht und gerade das Ritterstück scharf aufs Korn nimmt, weil es Arbeit und Kosten überspanne. Damit konnte er auch „Das Käthchen von Heilbronn“ ablehnen, das zudem, außer den persönlichen Reibungen, den Unwillen des gegen Fatalismus und Wunder sich rationalistisch verschließenden Antiromantikers erregte. Diktiert er doch, „unabhängig vom Wehen des Zeitgeistes und den Wirkungen des Rauschgoldes“, ausdrücklich: „Die Werke, wo die Begebenheiten nicht aus der Consequenz der Charaktere folgen und sich entwickeln, wo nur das blinde Schicksal als Gottheit waltet, oder wo nicht zu erklärende, nicht zu fassende, nicht einmal zu empfindende Geheimnisse, vom Dunkel, in Finsterniß und Verworrenheit treiben, sollten nicht aufgenommen werden.“

Der edle Makler Arnim hatte keinen Erfolg.

Berlin. Erich Schmidt.

Der Ursprung der Sprache.

(Schluß.)

Man hat darüber gestritten, ob die ältesten Wörter Dinge oder Vorgänge bezeichnet hätten. Richtig dürfen wir wohl sagen: sie bezeichneten Dinge, an denen etwas vorging, oder Vorgänge, die sich an Dingen vollzogen. Sie waren Mitteilungen, hatten Satznatur wie noch gegenwärtig der von mir besprochene Ausruf „Feuer“, und diese hatten sie durch die hinzutretende Beziehung zu einer bestimmten Situation. Sie dienten vor allem dazu, auf etwas aufmerksam zu machen, was nach irgend einer Seite hin das Interesse der Beteiligten berührte, und dadurch eventuell zu Tätigkeiten zu veranlassen.

Diese Wörter waren zunächst Augenblicksschöpfungen, nach Lautgestalt und Bedeutung okkasionell. Jeder einzelne schuf sie auf eigene Hand, wie es die Umstände ihm eingaben. Damit sie Elemente einer Sprache wurden in dem Sinne, wie wir von deutscher oder französischer Sprache reden, mußte noch hinzukommen, daß sie gedächtnismäßig wiederholt wurden, und zwar von verschiedenen miteinander in Verkehr tretenden Menschen in annähernd gleicher Weise; sie mußten überliefertes Erbgut werden. Wir dürfen wohl mit Bestimmtheit annehmen, daß bei weitem nicht alle Augenblicksschöpfungen bis zu dieser Stufe der Entwicklung gelangt sind, daß viele sich gar nicht, andere nur selten und nur bei einzelnen wiederholt, also keine bleibende Nachwirkung hinterlassen haben. Was sich behauptete, war eine Auswahl des Lebensfähigsten. Es ist wohl selbstverständlich, daß sich für diejenigen Vorstellungen am frühesten eine festere Ueberlieferung ausbildete, die den Bedürfnissen und Interessen des primitiven Menschen am nächsten lagen. Andrerseits aber hatten diejenigen Lautgebilde einen Vorzug vor den übrigen, die sich am leichtesten bei demselben Menschen auch ohne gedächtnismäßige Einprägung wiederholen und bei verschiedenen ohne gegenseitige Beeinflussung ähnlich hervorgebracht werden konnten. Das konnten aber wohl nur solche sein, die am meisten innere Beziehung zu dem Bezeichneten hatten. Zugleich waren das dann diejenigen, bei denen das Gedächtnis eine Stütze an der inneren Beziehung fand. So werden wir auch von dieser Seite her auf die Voraussetzung einer solchen geführt.

Immerhin werden wir uns die erste Periode der Sprachentwicklung als eine ziemliche Anarchie vorstellen müssen, die erst langsam geregelteren Zuständen wich. Es bedurfte im Anfang noch viel mehr als später der ausgleichenden Wirkung des Verkehres, um einen Zustand annähernder Uebereinstimmung erst herbeizuführen, der auf höherer Entwicklungsstufe wie etwas Selbstverständliches erscheint und mehr nur noch aufrecht erhalten zu werden braucht. Hierbei kommt noch in Betracht, daß, sobald nur einige Wörter usuell geworden waren, diese auch von dem nachwachsenden Geschlechte in ähnlicher Weise, wie das heute geschieht, erlernt und also von Anfang an als etwas Feststehendes aufgenommen wurden.

Eine übereinstimmende Ueberlieferung konnte insbesondere nur sehr allmählich für das Lautmaterial geschaffen werden. Wir haben gesehen, daß noch auf jüngeren Sprachstufen lautmalende Wörter geschaffen sind. Es besteht aber ein bemerkenswerter Unterschied zwischen diesen und den ältesten derartigen Wörtern. Die jüngeren sind, sozusagen, stilisierte Nachahmungen, indem dazu das überlieferte Lautmaterial verwendet ist, wie es in allen übrigen Wörtern gebraucht wurde. So etwas gab es für den primitiven Menschen noch nicht. Jeder versuchte die Nachahmung mit den Lauten, die ihm gerade gelangen. Dieselben werden anfangs wieder nur zum Teil solche gewesen sein, wie sie in den jetzigen Sprachen zur Verwendung kommen. Dasselbe gilt auch von den Lauten der Wörter, die etwa sonst, nicht durch Schallnachahmung gebildet wurden. Es war also unausbleiblich, daß das Lautmaterial eines jeden seine besondere Gestaltung hatte, ja, daß es schon bei dem selben Menschen großen Schwankungen ausgesetzt war. Erst nach und nach werden sich einzelne Laute und Lautverbindungen, zunächst solche von einfachster Art, herausgehoben haben, für die sich eine gewisse Uebereinstimmung bildete, neben denen aber anfangs noch individuelle Lauterzeugung herging, bis diese immer mehr zurückgedrängt wurde und sich ein Lautsystem bildete, wie wir es jetzt in allen Sprachen finden.

Wenn die Wörter zunächst auf Veranlassung einer bestimmten einzelnen Wahrnehmung entstanden, so konnte doch nicht bloß durch dieselbe Wahrnehmung das nämliche Wort hervorgerufen werden, sondern auch durch eine nur ähnliche. Die Entwicklung von Gattungsvorstellungen ging vor sich wie noch heute bei der Spracherlernung. Dabei mußten sich auch zunächst große Schwankungen in bezug auf Inhalt und Umfang der Bedeutung ergeben, und auch nach dieser Seite konnte sich erst allmählich eine festere Ueberlieferung herausbilden.

Noch einen Fortschritt haben wir zu besprechen, der noch erst gemacht werden mußte, damit die notwendigsten Erfordernisse der Menschensprache vorhanden wären. Wir haben gesehen, daß zunächst einzelne Wörter geschaffen wurden, die für sich oder vielmehr in Verbindung mit der Situation Satznatur hatten. Ein gewisser fester Bestand solcher Wörter mußte sich jedenfalls erst gebildet haben, bevor der weitere Schritt möglich war, durch den die Menschensprache mehr als durch alles andere über die Tiersprache erhoben wurde, der Uebergang zu Sätzen aus mehreren, zunächst zwei Wörtern. Die Aneinanderreihung zweier Wörter war die Folge davon, daß sich zwei verschiedene Vorstellungen, für die schon besondere Bezeichnungen sich herausgebildet hatten, in der Seele des Hörenden irgendwie miteinander verknüpft hatten, und wurde weiterhin die Aufforderung an den Hörenden, die gleiche Verknüpfung vorzunehmen. In welcher Weise diese Verknüpfung vorzunehmen sei, das war man zunächst nicht imstande auszudrücken. Um uns eine Vorstellung von diesen primitiven Sätzen zu machen, können wir Analogien aus der gegenwärtigen Sprache herbeiziehen. Denn diese greift trotz den vollkommeneren Ausdrucksformen, die ihr zu Gebote stehen, nicht selten wieder zu den einfachsten. So z. B. in Sprichwörtern, wie „Träume Schäume". Inhaltlich freilich steht ein solcher Satz weit ab von den ersten Satzbildungen, die gewiß keine allgemeinen Sentenzen gewesen sind. Einen Plural hat man natürlich damals auch noch nicht gekannt. Endlich ist in diesem Sprichwort das Verhältnis zwischen Subjekt und Prädikat das Gewöhnliche; wir können es vervollständigen zu „Träume sind Schäume". Anders verhält es sich schon mit einem Sprichwort wie „Ein Mann ein Wort", das wir nicht in „Ein Mann ist ein Wort" umsetzen können. Die Art der Verknüpfung ist also eine freiere als bei den normalen Satzformen. Absehen müssen wir aber wieder, wenn wir einen Vergleich mit den primitiven Sätzen anstellen wollen, von der Anwendung des Artikels „ein".

Noch näher zum Ziele führt uns aber die Beobachtung von Sätzen, die Kinder auf einer gewissen Entwicklungsstufe bilden. Ein solcher wirklich beobachteter Satz ist z. B. „Papa Hut", wofür auf einer etwas fortgeschritteneren Entwicklungsstufe gesagt werden würde: „Papa Hut auf" und schließlich: „Papa hat (oder „setzt") den Hut auf" Uebrigens kann man die primitiven Arten der Satzbildung auch an Erwachsenen beobachten, die sich in einer fremden Sprache versuchen, von der sie nur einzelne Brocken aufgeschnappt haben.

Auch die zweigliedrigen Sätze sind zweifellos ursprünglich durch unmittelbare Wahrnehmungen veranlaßt. Aber durch die Zweigliedrigkeit war doch die Möglichkeit gegeben, allmählich zu Mitteilungen überzugehen über etwas, was nicht im Augenblick des Mitteilens vom Sprechenden und Hörenden wahrgenommen wurde. Es war nicht mehr in dem Grade Ergänzung durch die Situation erforderlich, wie bei den isolierten Wörtern.

Ich habe Sie bis zu einer Entwicklungsstufe geführt, die immerhin noch erheblich hinter derjenigen zurückbleibt, die auch die unvollkommensten unter den lebenden Sprachen erreicht haben. Ich muß es mir versagen, zu zeigen, wie weiterhin durch Laut- und Bedeutungswandel die Ausdrucksmittel vermannigfaltigt sind, wie die komplizierteren Satzformen, wie Zusammensetzung, Wortableitung und Flexion entstanden sind, wie die Scheidung der Redeteile sich gebildet hat. Diese Vorgänge liegen schon in einem helleren Lichte. Sie sind unmittelbarer Beobachtung zugänglich. Ich glaube aber, Ihnen gezeigt zu haben, daß auch die älteste Entwicklungsperiode für uns nicht in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt ist. Wir dürfen uns freilich nicht herausnehmen, den Hergang bis in alle Einzelheiten schildern zu wollen. Aber wir können doch den Versuch machen, gewisse Richtungslinien zu ziehen, die Bahnen im allgemeinen zu bestimmen, auf denen sich die Entwicklung bewegen mußte.

München. Hermann Paul.

Die englische Verwaltung.

III.

Eine wunderliche Sache ist „his Majesty's Opposition" oder die „offizielle Anerkennung der Opposition". Zwei Dinge sind hier wohl auseinanderzuhalten, einmal das Verhalten der Parteien zueinander, soweit sie in Funktion sind und im Parlament mit einander zu tun haben, sodann aber das Verhalten der Krone zur Opposition. Hier reicht der Konventionalismus Hatschecks wohl nicht aus. Er erklärt nur die Partei- und Parlamentsgebräuche, nicht aber auch die Stellung der Krone. Ihrem Wesen entspricht nur Parteilosigkeit. Die zum Kabinett gelangte Partei gibt ihr die Regierung. Wie aber verhält sie sich zur Opposition? Und wie zum Volke? Geschäftliche Beziehungen zwischen Krone und Opposition oder zwischen Krone und Volk kann es nicht geben. Gibt es nun Sätze, so fragen wir, welche die Krone auch nach Sitte und Gebrauch von Opposition und Volk abschneiden? Oder gibt es etwa unterirdische Verbindungsgänge zwischen der Krone und Beiden? Hatschek zeichnet sehr anschaulich die Courtoisie, mit welcher die zum Geist der Verneinung verdammte Opposition von der „Regierung" zu behandeln ist und schildert in dem Hauptkapitel, dem vierten dieses ersten

Abschnittes, mit äußerster Delikatesse nebenbei auch das Verhältnis zwischen Krone und Kabinett, während er daselbst ex officio nur von dem Verhältnisse zwischen Kabinett und Parteiregierung handelt. Wie ein Meister der dramatischen Kunst in seine Charaktere, so hat Hatschek sich in die Machtgestalten des höchsten englischen Staatswillens eingelebt oder, wie jetzt die Aesthetiker sagen, „eingefühlt". Er ist förmlich zum Interpreten des tonangebenden politischen Gewissens Englands geworden, und man erlauscht mitunter hinter seiner Rede die Stimme, die ihm leise diktiert: „Das darfst du sagen, das aber darfst du nicht sagen." Dieses Gewissen aber ist das plutokratische Mene Tekel. Nun weiß man ja aber, daß die ganze Parteiorganisation und ihre hohe Blüte, das Kabinett, nur die positive Seite der Sache ist. Die Sache dieser Aristokratie des Vermögens hat aber noch zwei andere, negative Seiten, nämlich die verfassungsmäßige Gefangenschaft von Volk und König. Die beiden Riegel aber, hinter welchen diese sitzen, heißen Wahlrecht und Kabinett. Während durch jenes das Volk von der Regierung ferngehalten wird, ist das Kabinett nebst der dasselbe stützenden Parteisitte der Riegel, hinter welchem der König sitzt, der König, welcher im Oberhaus nur nicken, aber nicht sprechen darf, der König, der seine Thronrede nicht ans Parlament bringen darf, ehe sie vom Kabinett bei den vorparlamentarischen Diners zur Kenntnis genommen ist, der König, der weder mit der Opposition noch mit dem Volke direkt und persönlich verkehren darf, der nicht reisen soll ohne begleitenden Minister, der zu allem, was er politisch tut, das nicht freigewählte Kabinett und besonders den ihm an die Seite gesetzten Premier braucht. Mit Recht sagt Hatschek, er sei vom politischen Leben hermetisch abgeschlossen. Und somit gleicht dieser König politisch durchaus dem Mikado vor der Revolution und dem im Vatikan gefangenen Papste.

Nun müßte man aber ein schlechter Psychologe sein, wenn man bei dieser Lage der Dinge, wie sie seit der Revolution (1688) sich gestaltet hat, nicht erraten sollte, wie es mit der politischen Macht der Krone tatsächlich beschaffen sei. Man weiß vollends auch noch, daß es wohl zwei geschichtliche Beispiele einer Absetzung, aber kein eigentliches Recht der Absetzung des Königs gibt; man weiß auch, daß jene Fälle von Absetzung nicht wohl zum Rüstzeug der „Parteisitte" zu rechnen sind, und man weiß endlich, daß der König das unbedingte Recht der Ministerentlassung hat. Was folgt aus alledem? Wohl nur dies: Der König von England ist politisch genau ebensoviel, als er persönlich aus sich zu machen weiß. Der bis zur Durchsichtigkeit dünn gewobene Schleier des parlamentarischen Regiments, welcher ihm vor den Mund gelegt ist, mag aus den zähesten Stahlfäden gesponnen sein, er wird ihn doch nicht zum Schweigen bringen, sofern er nur der Mensch ist, der es versteht, mit dem Kabinett umzugehen.

Und dieses Kabinett, so entschieden es auch ein Parteikabinett ist, hat es nicht doch auch seine empfindliche Achillesverse? O gewiß! Seine Solidarität und Parteiverantwortlichkeit ist nicht nur seine Stärke, sondern zugleich auch seine Schwäche. Ein kluger und willensstarker König wird, wenn er will, diese Schwäche nicht nur zu entdecken, sondern auch zu nützen wissen. Besitzt er Menschenkenntnis, so wird er auch ohne direkte Fühlung mit der Opposition doch so viel wie diese, ja mehr als sie vermögen und wird, wenn er Menschenkenntnis genug besitzt, es auch verstehen, die äußere Solidarität der 12—20 Kabinettsminister innerlich aufzulösen. Wohl muß er es verstehen, auch seine Vorliebe zu verbergen; einen Favoritminister kann er nicht äußerlich halten, aber haben kann er ihn doch. Nur in einem Punkte muß er fest sein. Plutokrat muß er sein, womöglich in noch höherem Maße als das Kabinett. Ist er das, so kann er als Mensch regieren, wie auch Verfassung und Parteisitte ihn einschnüren mögen. Und ein guter Haushalter muß er auch sein. Wenn die regierende Partei ihr Programm und die regierenden Kabinettsminister ihr Geld „verbraucht" haben, dann muß er von beidem noch übrig haben. Dies alles mag man in den Bereich der politischen Psychologie verweisen. Ist aber die Hatschekſche „Parteisitte" und sein „Konventionalismus" im Grunde nicht auch zum guten Teil Psychologie?

Alle Organisation, Taktik, Sitte der Parteien laufen eben im Grunde auf den einen Satz hinaus: divide et impera! Und was hier getrennt wird, das sind König und Volk. Mehr im Gefühl als im klaren Bewußtsein besteht wohl auch in England bei den also Getrennten ein Wissen davon und deshalb eine Art verbotener, reizvoller, politischer Liebe, die sich freilich in der Tat auf seiten des Königs nur in Würde und Pracht, auf seiten des Volkes in der Wahlbewegung äußern kann.

Doch wir müssen es uns versagen, diese Betrachtungen fortzusetzen. Wir müssen auch darauf verzichten, den dem Umfange nach größten Teil des Hatschekschen Werkes, die Organisation der Behörden und der Selbstverwaltung, zu erörtern. Hier hat sich Hatschek das besondere Verdienst erworben, den höchst kunstvollen Neubau der „Staatsmaschinerie" klarzulegen.

Nur eines sei noch bemerkt.

IV.

Was Hatschek unter Verwaltungsroutine versteht, ist im wesentlichen nichts anderes, als was wir Verwaltungspraxis nennen; es ist die Uebung, welche sich in den einzelnen Zweigen der Verwaltung allmählich herausgebildet hat und zum weitaus überwiegenden Teil in den Verwaltungsverordnungen (Reglements, Instruktionen, Entschließungen usw.) niedergeschrieben, zum anderen Teil aber nur in der mündlichen Ueberlieferung und Erfahrung der Bureaukratie aufbewahrt wird. Hatschek faßte den Begriff wohl etwas enger, indem er offenbar mehr das Verfahren als die materiellen Verwaltungsnormen im Auge hat, wenn er von Routine spricht (vgl. S. 638 ff.). Aber wie steht es denn mit diesen Normen in England? Offenbar kennt man auch dort die Sache. Denn die sogenannten Orders der Verwaltung sind nicht identisch mit den Verfügungen der Dezernenten, den decisions und advises, sondern sie sind generelle Regeln des Dienstes. Man scheint allerdings in England von diesen Orders nicht den weitgehenden Gebrauch zu machen, wie es mit unserem Verordnungsrechte geschieht. Andrerseits aber erzählt Hatschek, daß die Verfügungen durch Uebung nicht selten eine Art Gewohnheitsrecht, das sogenannte officially made law, hervorbringen. Die Gerichte sind freilich daran nicht gebunden, die Untertanen wohl auch nicht. Es handelt sich also um nichts weiter als um Uebung, Praxis des Dienstes, nicht um eigentliches Recht.

Sehr bezeichnend sagt Hatschek (S. 639): „Nicht das Staatsprüfungssystem allein ist es, das dem Staatsbeamtentum seine Permanenz und der Staatsverwaltung ihre Stabilität in England verleiht, sondern die jedes Departement beherrschende Verwaltungsroutine, die nur die permanenten Beamten gut kennen, welche deshalb für ihre politischen Chefs unentbehrlich werden."

Ja, ohne das permanente Beamtentum könnte man sich den gewaltigen Verwaltungsorganismus Englands kaum lebensfähig denken. Es repräsentiert das beharrende Element des Staates in der Verwaltung im Gegensatz zu dem wechselvollen Leben der Parteien und ihrer politischen Regierung.

Mit Charles Wood sagt Hatschek hierüber: „Der Vorteil dieses Zusammenwirkens von politisch wechselnden Departementschefs und permanenten Verwaltungsbeamten

bewirkt auf der einen Seite, daß die wechselnden Chefs mit Leichtigkeit (?) von den permanenten Beamten, die die Verwaltungspraxis kennen, über diese unterrichtet werden, während die permanenten Verwaltungsorgane durch die dem Parlament als Führer dienenden Verwaltungschefs vor jener Verknöcherung bewahrt werden, welcher die kontinentale Bureaukratie nur allzuleicht erliegt. Daher hat ein politischer Verwaltungschef in England sich nicht mit dem Detail der Verwaltungsroutine vertraut zu machen, das besorgt für ihn das ihm untergebene permanente Beamtentum. Er selbst hat nur darauf zu achten, daß die Maschine, welche sein Departement darstellt, gut funktioniert oder, wie Sir George Lewis sagt: „his duty was not to work his department, but to see that his department was worked."

Freilich mag mit dieser Praxis des „Zusammenwirkens" auch manches Ueble unterlaufen. Die etwas rhetorisch-sportsmäßige Art der englischen Geschäftsleitung will uns kontinentalen Pedanten nicht recht zusagen. Wir vermuten unter der flotten politischen Routine gern eine Leichtigkeit und Oberflächlichkeit des gesamten Geschäftsgebarens; aber wir tun das vielleicht eben, weil wir zu sehr Pedanten sind. ---

Hatschecks Werk ist nicht in einem so kurzen Referat, wie dieses es nur sein kann, zu erschöpfen. Es wird Jahrzehnten zu studieren und zu denken geben. Die Methode Hatschecks mutet uns „Kontinentale" anfangs wohl fremd an. Der Grund ist darin zu suchen, daß das politische Element des Denkens und Erfassens sich dem konstruktiven weniger farblos unterordnet, als wir es gewohnt sind. Ich kann darin mit bestem Willen keinen Schaden erblicken und schätze Hatschecks Werk als eine der bedeutsamsten Leistungen der neueren deutschen Literatur des Staatsrechtes und der wissenschaftlichen Politik.

Würzburg. Robert Piloty.

Berichtigung. In Nr. 10, s. „Vergletscherte Vulkane usw.", S. 74, wurde bei Abstrichen im Manuskript übersehen, auch die Namen „Aegypten" und „Blanckenhorn" zu beseitigen.

München W. Götz.

Bücher und Zeitschriften.

Kriminalpsychologie und Psychopathologie in Schillers Räubern. Von Staatsanwalt Wulffen. Halle a. S. 1907, Marhold. 80 Seiten.

Ibsens Nora vor dem Strafrichter und Psychiater. Von Staatsanwalt Wulffen. Ebenda 1907. 59 Seiten.

Das Buch über die Räuber unternimmt den Nachweis, der Dichter habe, die Vererbungstheorie vorausahnend, „ein naturalistisches Drama im modernsten Sinne des Wortes" (80) geschaffen. Der 21jährige Idealist ein Vorläufer Ibsens, sein Erstlingsdrama ein Vorläufer der „Gespenster"! Zum Beweise dieser These werden Kraftstellen aus den Räubern einerseits, Zitate aus psychopathologischen Lehrbüchern (v. Krafft, Cramer) andrerseits aneinandergereiht. Mit überraschender Schnelligkeit und Apodiktizität erfolgt hierauf die Diagnose: Franz ein originärer Paranoiker (61), Karl mindestens ein Verschrobener „mit der Pathologie des Paranoikers" (74; paranoia reformatoria 39). Ein gut Teil dieser degenerativen Veranlagung wird für hereditär erklärt und auf Rechnung des alten Moor gesetzt (19), dem der Verfasser Charakterschwäche vorwirft und „verborgene Laster" (16) nachzusagen geneigt ist. Auch über die Gräfin Moor werden allerland Hypothesen aufgestellt (21).

Das Buch hat mich nicht allein nicht überzeugt, sondern auch in hohem Maße befremdet. Wollte man die Betrachtungs- und Verfahrungsweise des Buches zugrunde legen, so wäre es ein Leichtes, die Orestie, die Oedipus-Dramen, die romantischen Schicksalstragödien kurzweg als Entartungsdramen zu konstruieren. Man brauchte nur den sog. Vererbungsgedanken in sie hineinzulesen. Ein solches Verfahren erscheint unhistorisch und deshalb unstatthaft. Die Auslegung eines Schriftwerkes darf nie soweit gehen, daß man dem Autor Gedankengänge unterlegt, die er weder gehabt hat noch auch nur nach Zeit und Umständen hat haben können. Dieser Satz gilt nicht nur für den Historiker, er gilt für den Gelehrten überhaupt; auch für den Juristen. Eine unhistorische Auslegung ist auch unjuristisch. Wie vorteilhaft sticht gegen die Methode des vorliegenden Buches die vorsichtig abwägende, streng historische Untersuchung ab, welche der Jurist Adolf Stölzel den „Verhandlungen über Schillers Berufung nach Berlin" (1905) gewidmet hat.

Muß ich nach alledem die Analyse der Räuber als einen Mißgriff bezeichnen, gegen den Verwahrung am Platze ist, so freue ich mich doppelt, das Büchlein über Nora als lesenswert bezeichnen zu können. Nicht als ob nicht auch hier im einzelnen manches auszustellen wäre. Die philosophischen Exkurse z. B. sind kaum glücklich. Irrig ist es, den Naturwissenschaften die „metaphysischen Wissenschaften" entgegenzusetzen (19); als ob nicht der unter der Flagge der Naturwissenschaftlichkeit segelnde Materialismus, den Verfasser bekennt, ganz ebenso Metaphysik wäre wie Dualismus und Spiritualismus. Seite 48 ist offenbar Fichtes Grundlage des Naturrechts — nicht Naturwesens — gemeint. Hegel als „Jenaer Rechtsphilosophen" zu bezeichnen ist genau so richtig, als wollte man den großen Panlogisten, dessen Grundlinien der Philosophie des Rechts erst 1821, während er längst in Berlin war, erschienen sind, den „Nürnberger Aesthetiker" oder „Heidelberger Religionsphilosophen" zubenennen. — Ueber Inkongruenzen dieser Art darf aber nicht übersehen werden die gründliche und umsichtige Art, in der Wulffen zunächst in das komplizierte strafrechtliche Problem sich vertieft. Ich gestehe, daß auch ich Bedenken tragen würde, Nora wegen (qualifizierter) Urkundenfälschung zu verurteilen. Auch der These, deren Durchführung das Buch im weiteren gewidmet ist, der Auffassung nämlich, „Nora mit ihren elementaren psychischen Anomalien trage das deutliche Gepräge des konstitutionell hysterischen Charakters" (19), stehe ich sympathisch gegenüber. Die Gründe, welche Wulffen hierfür beibringt, sind sorgfältig erwogen und überzeugend vorgetragen. Wulffens Arbeit ist mithin ein schätzbarer Beitrag zur Psychologie Ibsenscher Frauengestalten. (Daß insbesondere auch Hedda Gabler hierher gehört, scheint mir unzweifelhaft.) Gefreut hätte ich mich übrigens, wäre der Verfasser auch nur mit wenigen Worten auf die ernsthafte Vorarbeit der Lou Andreas-Salomé (2. Aufl.) eingegangen.

Wenn der Verfasser auf S. 55 erneut seiner Auffassung (Juristisch-psychiatrische Grenzfragen, Bd. IV, Heft 3) Ausdruck gibt, auch Hauptmanns Rose Bernd sei hysterisch, so halte ich dem gegenüber alles das aufrecht, was ich an anderer Stelle (Philosophische Wochenschrift IV, 125—133) dagegen eingewendet habe.

Leipzig. Hans Reichel.

Baumstilisierungen in der mittelalterlichen Malerei. Von A. E. Brinckmann. Straßburg bei Heitz, 1906.

In Heft 69 der Studien zur deutschen Kunstgeschichte hat Brinckmann eine Arbeit von jener edlen Sprödigkeit geliefert, die durch die Verbindung von Reichtum der Beobachtung mit Knappheit der Darstellung entsteht und die bei aller Herbheit sehr interessant und anregend wirkt. Die Schrift, die wohl nur von der Darstellung des Baumes in dem ersten Jahrtausend christlicher Kunst handelt, hat einen tieferen Zweck. Brinckmann wendet sich am Schlusse seiner kurzen Schrift ganz unvermutet und sehr scharf, aber mit gutem Grund und geschickter Beredsamkeit gegen jenes System in der Kunstgeschichte, das „in der ganzen mittelalterlichen Malerei eine langsam, aber konsequent gewollte Entwicklung zur Naturtreue, ein Bestreben, die Formen der Umgebung bildlich wiederzugeben, sucht, und dessen Schlußfrage stets lautet: wie nahe ist man dem Vorbild Natur gekommen? Hier sind jedoch Tradition und Stilgefühl die ausschlaggebenden Faktoren, neben denen ein vereinzeltes seltenes Naturmotiv ohne Belang ist. Man will gar nicht die Natur darstellen." Der Schlußsatz scheint alt zu sein, ist aber in dem rücksichtslosen Sinne wie bei Brinckmann vorher doch nicht aufgefaßt worden. In der Tat handelt es sich aber bei der mittelalterlichen Kunst, obschon sie allmählich immer mehr und immer rascher auf eine gewisse Naturwahrheit hinarbeitet, doch in der Regel nicht um Naturtreue. Wenn nun Brinckmann im gegebenen Fall gewiß recht hat, so ist es außerdem auch sonst wahr, daß der allein von der Natur genommene Maßstab der am wenigsten geeignete ist, um den künstlerischen Wert eines Werkes festzustellen. Es handelt sich immer darum, nicht den Grad der exakten Treue festzustellen, sondern den Gesichtswinkel aufzugeben, unter dem ein Stil oder ein Künstler die Natur betrachtet hat. So dürfte Brinckmanns Protest, der nur gegen die landesübliche Art wie die mittelalterliche Kunst betrachtet zu werden pflegt, erhoben wurde, auch eine generelle Erweiterung auf die gesamte kunstgeschichtliche Methode erfahren.

Lanzen, Stangen und Fahnen als Hilfsmittel der Komposition in den graphischen Frühwerken des Albrecht Dürer. Von E. Waldmann. Straßburg bei Heitz, 1906.

In Heft 68 der Studien zur deutschen Kunstgeschichte versucht Waldmann einen Beitrag zur Entwicklungsgeschichte von Dürers Stil zu geben, indem er zeigen will, wie Dürer die einzelnen Glieder der Komposition durch gerade Linien vereinigt oder trennt. Die Aufgabe ist wohl schön, aber an den gewählten Motiven deswegen nicht gut durchführbar, weil die Lanzen usw. eine gewiß von ihrer Eigenart untrennbare Funktion haben, die es erschwert, ihre ästhetische Wirkung ganz klar herauszustellen. Waldmann ist meistens daran gescheitert, daß er der Anordnung dieser Geräte einen Kompositionszweck zuschreibt, den sie sichtbarlich nicht haben, weil sie eine vom Thema und ihrer Natur gestellte Aufgabe zunächst erfüllen. Der Verfasser scheint selbst gespürt zu haben, daß seine Untersuchung zu keinem positiven Resultat gelangt ist; denn er kommt erst auf Seite 30 zu Albrecht Dürer, obschon die ganze Studie nur 70 Seiten zählt. Er muß fast die Hälfte auf allgemeine Bemerkungen und historische Vorarbeit verwenden, und was er dann an Beobachtungen bringt, verträgt meistens die Prüfung nicht.

München. K. Voll.

Zur Kultur der Seele. Gesammelte Aufsätze. Von Heinrich v. Stein. Herausgegeben von Poske. Stuttgart und Berlin 1906, Cottasche Buchhandlung. 6 M; VIII und 418 S.

Der vorliegende Band vereinigt in fünf Abschnitten („Männer und Werke" — „Die Aesthetik der deutschen Klassiker" — „Bayreuther Ansprachen" — „Philosophie" — „Ueber Bücher") Essais, Vorträge, Rezensionen, Aphorismen des allzufrüh verstorbenen Verfassers. Sind diese Aufsätze an positiven Ergebnissen nicht eben reich zu nennen, so treten wir doch bei jedem von ihnen in Verkehr mit einer schwungvollen, feinsinnigen und im höchsten Sinne kultivierten und kultivierenden Persönlichkeit, und sie tragen daher den Titel „Zur Kultur der Seele" mit vollem Recht. Am gehaltreichsten ist der Abschnitt „Die Aesthetik der deutschen Klassiker" ausgefallen, welcher uns die tiefen Gemeinsamkeiten vorführt, die trotz aller Verschiedenheiten Goethe und Schiller eben als Klassiker miteinander verbanden. So ist gleich in der ersten Vorlesung die entscheidende „Begegnung" der beiden Genien mit einer Zartheit geschildert, in der wohl nicht viele Literarhistoriker es Heinrich v. Stein gleich tun könnten. Weniger aber als bei den meisten anderen Büchern ist solchen Arbeiten gegenüber, deren Zauber und Wert einzig im „wie" und nicht im „was" des Gesagten ruht und die selbst doch keine Kunstwerke sein wollen, das Referat imstande, das Wesentliche an ihnen wiederzugeben. Alles was es tun kann, ist liebevoll auf sie hinweisen und das soll hiermit aus voller Ueberzeugung geschehen sein.

Leipzig. Raoul Richter.

Zeitschriften-Literatur. Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Herausgegeben von St. Bauer, G. v. Below, L. M. Hartmann. (Stuttgart. W. Kohlhammer.) IV. Band. 4. Heft. Zwei Abhandlungen finden im vorliegenden Heft ihre Fortsetzung und Schluß: F. Keutgen, Hansische Handelsgesellschaften, vornehmlich des 14. Jahrhunderts und Ottomar Thiele, François Quesnay und die Agrarkrisis im Ancien Régime. — Die Miszellen enthalten zwei Arbeiten: Corrado Barbagallo, Il prezzo del frumento in Ispagna, in Africa e in Oriente durante l'età imperiale romana; — R. J. Whitwell, An early Bill of Lading and Charter-party.

Beiheft zum Militär-Wochenblatt. Herausgegeben von v. Frobel. (E. S. Mittler u. Sohn, Berlin.) Das 1 Heft des neuen Jahrganges bringt zwei Vorträge: v. Altrock, Jena und Auerstedt. Ein Rückblick und Ausblick, und Frhr. v. Freytag-Loringhoven, Die Exerzier-Reglements für die Infanterie von 1812, 1847, 1888 und 1906. Ein Jahrhundert taktischer Entwicklung. Beides Vorträge, die in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin gehalten wurden.

Süddeutsche Monatshefte, unter Mitwirkung von Joseph Hofmiller, Friedrich Naumann, Hans Pfitzner, Hans Thoma, Karl Voll herausgegeben von Paul Nikolaus Cossmann (Verlag: Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H., München). Im Januarheft des vierten Jahrgangs beginnen ein historischer Roman von Ricarda Huch: Der Kampf um Rom, und ein moderner Roman von Kurt Aram: Der Zahnarzt. Michael Bernays, der berühmte Literarhistoriker, ist mit charakteristischen Briefen an Freunde vertreten; Joseph Hofmiller schreibt über den Amerikaner Thoreau. Friedrich Naumann, der für jedes Heft einen Beitrag liefert, spricht über Volksbildung und Politik; ihm zur Seite tritt der Historiker der Tübinger Universität, Professor Walter Goetz, der in einer Politischen Rundschau die neuesten politischen Vorkommnisse behandelt. Professor Eugen Albrecht erzählt von seinen Forschungen über das Schicksal der roten Blutkörperchen. Bücherbesprechungen, die Rubriken „Bildende Kunst", „Theater und Musik" sowie eine Komposition von Hans Pfitzner vervollständigen das Heft.

Allgemeine Rundschau.

Albert Friedrich Berner †.

Am Sonntag ist im 89. Lebensjahre der langjährige Vertreter des Strafrechts an der Berliner Universität, der Altmeister seiner Wissenschaft, Albert Friedrich Berner nach kurzer Krankheit gestorben. Berner wurde am 30. November 1818 als Sohn eines Juristen zu Strasburg in der Ukermark geboren, studierte in Berlin Rechtswissenschaft und Philosophie und habilitierte sich dort auch im Wintersemester 1844/45; 1848 wurde er an ihr außerordentlicher, 1861 ordentlicher Professor. Bis zu seinem Rücktritt vom Lehramt, in dem ihm 1899 Franz v. Liszt folgte, hat Berner der Berliner Universität ununterbrochen angehört. Nächst Eduard Zeller war er ihr ältestes Mitglied.

Berner übte jahrzehntelang einen bestimmenden Einfluß auf die deutsche Strafrechtswissenschaft aus und wirkte durch seine Vorlesungen wie durch sein zuerst 1857, schließlich 1898 in 18. Auflage erschienenes Lehrbuch des deutschen Strafrechts bildend auf ganze Generationen des jungen juristischen Nachwuchses. Durch dieses Werk gewannen seine Anschauungen auch im Auslande Einfluß. Es wurde in die meisten Kultursprachen übersetzt, u. a. ins Griechische, Russische, Polnische und Serbische. Von der Hegelschen Philosophie ausgehend, gelangte Berner unter Einwirkung der französischen Rechtswissenschaft zu einem Standpunkt, der ihn später zum Führer der klassischen Richtung des Strafrechts werden ließ. Von seinen Schriften sind außerdem hervorzuheben: „Die Lehre von der Teilnahme am Verbrechen", „Abschaffung der Todesstrafe", „Die Strafgesetzgebung in Deutschland von 1751 bis zur Gegenwart", „Lehrbuch des deutschen Preßrechts", „Die Orientfrage". Neben seiner juristischen Tätigkeit hat Berner auch gelegentlich in politischen Tagesfragen das Wort ergriffen.

Zur Geschichte der mittelalterlichen Predigt.

Prälat Adolf Franz, der jugendfrische Gelehrte, der sich, von seinen verdienstlichen Werken „Das Rituale von St. Florian aus dem 12. Jahrhundert" und „Der Magister Nikolaus Magni de Jawor", sowie einer Reihe früherer Arbeiten zu schweigen, durch sein schon rein kulturgeschichtlich betrachtet höchst dankenswertes Werk „Die Messe im deutschen Mittelalter. Beiträge zur Geschichte der Liturgie und des religiösen Volkslebens" einen Namen gemacht hat, beschenkt uns soeben mit einer reifen Garbe aus der reichen Ernte seiner nimmer rastenden Forschung. Seine bei Herder erschienene Schrift behandelt „Drei deutsche Minoritenprediger aus dem 13. und 14. Jahrhundert (XV und 160) und liefert einen erwünschten Beitrag zu der noch immer nicht genügend bearbeiteten mittelalterlichen Predigtgeschichte. Nachdem er sich in der Einleitung kurz über die Buß- und Missionspredigt der Minoriten verbreitet und ihren Uebergang zur scholastischen Predigtweise berührt hat, wendet er sich dem ersten seiner von ihm neu ausgegrabenen Franziskaner zu, dem 1279 gestorbenen Bruder Konrad, dem Sachsen aus Braunschweig. Sein Predigtwerk umfaßt 366 Sermones über alle Gebiete der Glaubens- und Sittenlehre und wurde vom Klerus gerne benützt; namentlich zog es, wie Franz überzeugend nachweist, schon der Schwarzwälder Prediger Ende des 13. Jahrhunderts zu Rate. Die kirchlichen Mißstände seiner Zeit beklagt Bruder Konrad tief, legt sich aber solche Zurückhaltung auf, daß er so gut wie keine zeitgeschichtliche Ausbeute gewährt. Er verrät reiche Kenntnis der heiligen Schrift, ist aber arm an Beispielen aus der Legende und Heiligengeschichte; dagegen ist er zu den ersten Predigern zu rechnen, die einen ausgiebigen Gebrauch von der Liturgie und von den kirchlichen Zeremonien machen. Bemerkenswert ist, daß er, obschon Franziskaner, die Maculata Conceptio lehrt.

Eine nicht weniger anziehende Gestalt ist Bruder Ludwig, wohl gleichfalls ein geborener Sachse, dessen Predigten etwa Ende des 13. Jahrhunderts verfaßt wurden. Viel stärker als bei Bruder Konrad tönen bei ihm die schweren Bedrängnisse der Kirche nach und so tief ist er, ein ernstes Gemüt, von dem Greuel an heiliger Stätte ergriffen, daß er die Wiederkunft Christi für nahe hält, umsomehr als die Vorboten des Antichrists, Ketzereien und teuflische Verführung, auch in Deutschland immer bedrohlicher um sich greifen. Im übrigen wandelt

Bruder Ludwig in den Spuren seines großen Ordensgenossen Berthold von Regensburg, mit dessen Predigten er sich wohl vertraut zeigt..

Der dritte Kanzelredner, mit dem Franz uns bekannt macht, scheint österreichischer Abkunft zu sein und ist der Verfasser zweier Predigtsammlungen, die unter dem Namen Greculus de tempore und de sanctis überliefert und zu Beginn des 14. Jahrhunderts entstanden sind. Der Greculus kennt und benützt nicht bloß einen Berthold von Regensburg, sondern auch schon den Bruder Konrad; überdies schöpft er aus dem Physiologus, aus Jakob de Voragine und dem Peregrinus; seinen Ordensbrüdern Konrad und Ludwig gegenüber stellt er einen unverkennbaren Rückgang dar, wenn er auch immerhin noch viel Lehrreiches und Ansprechendes bietet.

Prälat Franz widmet seine Schrift dem Kardinal Kopp von Breslau zum silbernen Bischofsjubiläum. Dem Danke für die rege Förderung, die dieser weitblickende Kirchenfürst der Wissenschaft stets angedeihen ließ, schließen wir uns ebenso gerne an, wie dem Wunsche, die Regularen der österreichischen Klöster und die bayerischen Theologen möchten die kostbaren Schätze mittelalterlicher Predigtwerke, die in ihren Stiftern und in den Beständen der Münchener Staatsbibliothek aufgespeichert liegen, nicht länger ungehoben modern lassen.

Σ.

*

Kleinere Mitteilungen.

* **Der Nachfolger Brunetières.** Zum Leiter der Revue des deux Mondes ist soeben der Senator Francis Charmes gewählt worden. Die Tatsache, daß Francis Charmes von der Generalversammlung mit Einstimmigkeit gewählt wurde, läßt darauf schließen, in welchem Maße die von dem nun zur Nachfolgerschaft Brunetières Berufenen bisher entfaltete Tätigkeit gewürdigt wurde. Gehört doch Francis Charmes nicht bloß zu den hervorragendsten französischen Publizisten, wie er durch seine langjährige Mitarbeiterschaft am Journal des Débats und an der Revue des deux Mondes bewiesen, sondern er gilt auch mit Recht als ausgezeichneter Staatsmann. Der Freund Thiers', Barthélemy-Saint-Hilaire, berief Charmes seinerzeit ins Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten, wo er als bevollmächtigter Minister zunächst im Ressort der politischen Angelegenheiten eine hervorragende Stellung einnahm. Nachdem er später in die Deputiertenkammer gewählt worden war, berief ihn Freycinet von neuem als politischen Direktor in das Ministerium. Auch mit dem damaligen deutschen Botschaftsrat, Herrn v. Bülow, dem gegenwärtigen Reichskanzler, knüpfte Francis Charmes gute persönliche Beziehungen an, deren beide Staatsmänner jetzt noch gern gedenken. Im Senat vertritt Francis Charmes das Cantal-Departement.

* **Eine Bücherstiftung.** Ein Privatmann, der ungenannt bleiben will, hat soeben 10,000 M gestiftet, um Houston Stewart Chamberlains Werk über Immanuel Kant an öffentliche Bibliotheken zu verteilen. Bevorzugt werden nach dem Willen des Stifters Büchereien mit beschränkten Mitteln, besonders solche von studentischen Korporationen, ferner Lehrer- und Schulbibliotheken. Bewerbungen mit kurzen Angaben über Stärke, Zeit des Bestehens, Art der Verwaltung und jährliche Entlehnungsziffer der Bibliothek sind bis zum 15. März an die Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München 20, zu richten.

* **Der 10. deutsche Historikertag** wird vom 3. bis 7. September in Dresden stattfinden. Ein vorbereitender Ausschuß ist soeben zusammengetreten, bestehend aus den Herren Oberregierungsrat Dr. E. Ermisch (1. Vorsitzender), Professor Dr. Geß (2. Vorsitzender), Bibliothekar Dr. Ludwig Schmidt (1. Schriftführer), Archivrat Dr. Beschorner (2. Schriftführer), Reg.-Rat Dr. Lippert (Schatzmeister), Stadträten Professor Dr. Lehmann und Dr. Häbler, Stadtverordneter Oberlehrer Dr. Nowak, Landtagsabgeordneter Behrens, Professor Dr. Berling, Generalmajor v. Friesen, Geh. Hofrat Professor Dr. Gurlitt, Professor Dr. Häbler, Oberstudienrat Professor Dr. Meltzer, Professor Dr. Poland, Direktor Professor Dr. Rachel, Professor Dr. Schumann, Geh. Schulrat Dr. Seeliger, Geh. Hofrat Professor Dr. Stern, Professor Dr. Ulbricht, Professor Dr. Wuttke. Vorsitzender des Vereins deutscher Historiker, der den Tag veranstaltet, ist Professor Dr. Seeliger in Leipzig.

Der Ortsausschuß wählte zu Ehrenvorsitzenden des Historikertages die Herren Oberbürgermeister Geh. Finanzrat Beutler und General der Infanterie Dr. v. Raab. Die Tagesordnung wurde vorläufig festgesetzt wie folgt: Dienstag, den 3. September, Begrüßungsabend, 4. bis 6. September Vorträge, 6. September Festmahl, 7. September Ausflug. Für diesen kommen vorzugsweise Bautzen und Freiberg in Betracht.

*

Hochschulnachrichten.

hc. **Straßburg.** Der etatsmäßige Professor für Paläontologie und Geologie an der Technischen Hochschule zu Aachen, Dr. Eduard Holzapfel, hat den Ruf an die hiesige Universität als Nachfolger Beneckes angenommen.

* **Münster.** Der Direktor des hiesigen anatomischen Instituts, außerordentlicher Professor Dr. Emil Ballowitz, erhielt einen Ruf nach Greifswald, lehnte diesen jedoch ab.

hc. **Halle a. S.** Der außerordentliche Professor Lic. theol. Dr. Hans Achelis in Königsberg i. Pr. hat den Ruf in gleicher Eigenschaft an die hiesige Universität angenommen. Er tritt dort an Stelle des nach Kiel übersiedelten Kirchenhistorikers Professor Dr. Gerhard Ficker.

* **Wien.** Das Testament des jüngst verstorbenen Vizepräsidenten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien, Dr. Wilhelm August Ritter v. Hartel, enthält nach der Neuen Freien Presse, ein Legat für die Wiener Universität. Der Verblichene hat in seinem letzten Willen den Betrag von 40,000 Kronen für eine humane Stiftung, die für Universitätszwecke bestimmt ist, ausgesetzt.

Hartel, der am 28. Mai 1839 zu Hof in Mähren geboren war, studierte in Wien klassische Philologie und habilitierte sich 1866 an der dortigen Universität für klassische Philologie. Bereits im Jahre 1872 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt, 1874 übernahm er die Redaktion der Zeitschrift für österreichische Gymnasien und wurde Mitglied der Direktion des philologischen Seminars. 1879 gründete er mit Schenkl die Wiener Studien, eine Zeitschrift für klassische Philologie. 1882 wurde er durch Verleihung des Ordens der Eisernen Krone in den Adelstand erhoben, 1890 zum Direktor der k. k. Hofbibliothek und zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses, 1896 zum Sektionschef im Ministerium für Kultus und Unterricht ernannt. Von 1900 bis 1905 war er dann im Ministerium Körber Unterrichts- und Kultusminister.

Hartel war einer der wenigen österreichischen Unterrichtsminister, die zugleich hervorragende Gelehrte und Männer der Wissenschaft waren. Dadurch wurde er befähigt, die Reform und Reorganisation der Gymnasien und Universitäten und der humanistischen und klassischen Studien in Oesterreich durchzuführen. Der Verstorbene war ein Schüler der Philologen Bonitz und Wohlen, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aus Berlin nach Oesterreich berufen wurden. Er galt als einer der hervorragendsten österreichischen Philologen und begründete eine philologische Schule an der Wiener Universität. Als Unterrichtsminister führte Hartel die Neugestaltung der Universitäten, besonders der medizinischen und philosophischen Fakultäten, ferner der technischen Hochschulen und Kunstakademien durch und bekämpfte eifrig das Vordringen des Slawentums. Auf dem Gebiete des Volksunterrichts machte er seinen Einfluß geltend, um die Uebermacht klerikaler Einflüsse auf den höheren Studienanstalten zu brechen.

Den verehrlichen Lesern empfehlen wir zum Einbinden der **Wissenschaftlichen Beilage** unsere

Quartals-Einbanddecken,

rot gepreßt mit Leinwandrücken und Golddruck zum Preise von Mk. 1.— pro Stück, bezw. Mk. 3.50 für einen Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die **Expedition der Allgemeinen Zeitung, München, Bayerstr. 57,** entgegen.

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Freitag, 18. Januar Nummer 15.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt. Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50
(Bei direkter Lieferung Inland M 6.30, Ausland M. 7.—.;
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition

Verantwortlicher Herausgeber. Dr. Julius Petersen in München.

Inhalt:

Zukunftsländer am La Plata. I. Von Dr. Ludwig Munzinger (München).

Das Staatsrecht der preußischen Monarchie von Ludwig v. Rönne. Von Professor Dr. Fritz Stier-Somlo (Bonn).

Karl Spittelers neues Capriccio. Von Sigmund Schott (Frankfurt a. M.).

Bücher und Zeitschriften.

Ludwig Feilberg: Zur Kultur der Seele. — Otto Schmiedeknecht: Die Wirbeltiere Europas.

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften in Wien.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Zukunftsländer am La Plata.

Von Dr. Ludwig Munzinger.

I.

Die Republica Oriental del Uruguay.

Land in Sicht! — Montevideo. — Der Cerro. — Der Kampf um einen guten Hafen. — Parteien und ihre Zwecke. — Die Kehrseite der „Freiheit". — Revolutionen. — Die „Roten". — Die „Weißen". — Besserung der innerpolitischen Verhältnisse. — Montevideos Vergangenheit. — Das Leben in der Stadt. — Der Häusertypus. — Montevideo zu Pferd. — Die Umgebung der Stadt. — Landhäuser und Villenvororte.

Zwölf Tage ohne Unterlaß hatte die Schiffsmaschine gestampft, seitdem Madeira, dieses liebliche Eden mitten im Atlantic, langsam unter der Horizontlinie verschwunden war. Zwölf lange Tage, die durch die feuchte, heiße Luft der tropischen Breiten führten, bis man sich plötzlich auf der Höhe von Cap Frio, das seinen Namen wirklich mit vollem Recht führt, mitten im südamerikanischen Winter befand.

Endlich, nach weiteren vier Tagen Fahrt, werden westwärts, in nebelhafter Ferne, langgezogene Linien sichtbar, die nach und nach bestimmtere Formen annehmen: der südamerikanische Kontinent, dessen vorgeschobenen Posten nur Cap Frio vorstellt, taucht nun selbst aus der grauen Salzflut vor uns auf.

Es ist welliges, grünes Küstenland, der Republica Oriental del Uruguay zugehörig, das sich den Blicken der Näherkommenden darbietet. Der Kurs der Schiffe biegt mit der Uferlinie westwärts um, und die gelbliche Färbung des Wassers zeigt an, daß die Mündung des gewaltigen La Plata-Stromes, dieses unvergleichlich günstigen Verkehrsweges in das Innere von Südamerika, erreicht ist. Noch einige Stunden vorsichtiger Fahrt, und das Schiff liegt auf der Reede von Montevideo, der Hauptstadt der uruguayischen Republik.

Zur Rechten, auf einer sich in der Ost-Westrichtung ausdehnenden, hügeligen Halbinsel, breitet sich der Kern der Stadt aus. Links, auf der anderen Seite der Bucht, die die Wasser halbkreisförmig westlich von der Stadt ins Land hinein genagt haben, erhebt sich der Cerro, der Berg, der ihr den Namen gegeben hat. Dieser „Berg", ein unschuldiger Hügel von etwa 150 Meter Höhe über dem Meeresspiegel, ist bekrönt von einem Fort, das noch die Zeiten der spanischen Herrschaft gesehen hat. Später benutzte man es, um in Quarantäne gelegte Ankömmlinge in sicherer Haft zu halten; so hat auch der schweizerische Forscher Tschudi, wie er in seinem Reisewerk über Südamerika erzählt, vor etwa einem halben Jahrhundert dort oben wochenlang gesessen. Heute dient es als Militärgefängnis. Aus dem Grün des Wiesenlandes, das die Abhänge des Cerro und auch den weiten Bogen der Bucht bekleidet, heben sich regellos zerstreut die zahlreichen weißen Häuser der Vororte Villa del Cerro und Villa Victoria heraus.

Die großen transatlantischen Dampfer müssen zum Einlaufen in den eigentlichen Hafen die Flut und den Lotsen abwarten. Dann können sie sich dem Land etwa auf eine halbe Seemeile nähern. Das Ausbooten von Passagieren und das Löschen von Ladung besorgen Leichterboote. Unter solchen Schwierigkeiten bei der Landung hatte ja auch Buenos Aires, die genau in westlicher Richtung auf dem jenseitigen Ufer der La Plata-Mündung liegende Hauptstadt Argentiniens, früher zu leiden. Dort hat man jedoch unterdessen die Ungunst der Natur durch Ausbaggerung von Schiffahrtsrinnen und Anlage großer Hafenbassins niedergezwungen, so daß heute die großen Dampfer an Kaimauern festmachen können.

In Montevideo hätte man der Natur noch viel leichter nachhelfen können. Die weite, zwischen Stadt und Cerro ins Land hinein sich ausdehnende Bucht gestattet sogar die Anlage eines ausgezeichneten, sicheren und geräumigen Hafens, wie ihn weder Buenos Aires noch irgend ein anderer Ort am La Plata überhaupt jemals besitzen kann. Allein die schwankenden politischen Verhältnisse der Republica Oriental del Uruguay haben die Inangriffnahme der schon lange als notwendig erkannten Arbeiten immer wieder verzögert, so daß Montevideo in der Entwicklung zurückgeblieben ist, trotz seines reichen Hinterlandes, das von Kennern der Verhältnisse für wertvoller gehalten wird als selbst die besten Landstriche Argentiniens. Augenblicklich ist man nun eifrig am Baggern, und es scheint, daß die Arbeiten bis zum nächsten Jahre so weit gefördert sein werden, daß die geplante Einrichtung eines Freihafens erfolgen kann.

Uruguay hat seit den Tagen seiner Unabhängigkeit von Brasilien, d. h. seit 1833, da es sich selbst überlassen war, viel unter den Parteikämpfen der Roten und Weißen zu leiden. Wie in allen südamerikanischen Republiken, ist in Uruguay die Beherrschung und Ausbeutung des Staats-

wesens der einzige Parteizweck. Wenn wohl auch die Parteiprogramme in der Theorie prinzipielle Unterschiede aufweisen, so kommt es in der Praxis für jede der beiden Parteien doch nur einzig und allein darauf an, die politische Macht zu gewinnen und damit die Möglichkeit, für die Parteimitglieder persönliche Vorteile zu erreichen. Es mag vielleicht etwas übertrieben sein, hat aber doch einen Kern von Wahrheit, wenn mir ein langjähriger Beobachter der Dinge in Uruguay erklärte, daß dort ein jeder, der Politik treibt, entweder als vorgeschobene Figur von Klügeren benutzt wird oder zu den Schiebenden gehört, die gut dotierte Aemter oder sonstige Vorteile aus ihrer Parteiarbeit herausschlagen möchten.

Es wäre jedoch verkehrt, wollte man nun pharisäisch die Augen aufschlagen und in derart gestalteten politischen Verhältnissen das Nonplusultra von Verrottung eines Staatswesens erblicken. Nichts ist vollkommen in dieser Welt, und die Unvollkommenheit der Zustände in der menschlichen Gesellschaft äußert sich in verschiedenen Ländern eben verschieden. Was wir Deutsche an den politischen Verhältnissen der südamerikanischen Staaten ungeordnet, ungehörig, vielleicht unerträglich finden, ist nichts anderes als die Kehrseite der Medaille, auf deren Vorderseite das eine Wort — „Freiheit“ steht. Und rühmen wir uns unserer wohlgeordneten, Gewalt und Willkür ausschließenden Zustände, so dürfen wir nicht vergessen, daß wir diese Vorteile mit dem Aufgeben eines gewissen Quantums persönlicher Freiheit bezahlen müssen, eine Auflage, die uns Gesetz sowohl als besonders Brauch und Herkommen der Gesellschaft machen.

Es würde ferner zu einer schiefen Auffassung führen, wollte man glauben, daß die Parteikämpfe in der Republica Oriental die natürlichen Hilfsquellen des Landes zu untergraben vermöchten. Handel und Wandel mögen freilich zeitweise daniederliegen. In einem Lande jedoch, das rund 180,000 Quadratkilometer umfaßt, also ein Drittel der Bodenfläche Deutschlands, dabei aber nur von einer Million Menschen bewohnt wird, wo, abgesehen von einem schmalen Küstenstreifen und dem Departamento Montevideo, auf den Quadratkilometer nicht viel mehr als ein Mensch kommt, in einem solchen Lande merkt man in den Gegenden, wo nicht gerade, wie in den nördlichen, an den brasilianischen Bundesstaat Rio Grande do Sul anstoßenden Departamentos, die revolutionären Banden ihr Wesen treiben, verhältnismäßig wenig von Krieg und Unruhen. Viehzucht und Ackerbau, die Säulen der orientalischen Volkswirtschaft, bleiben so zum größten Teil von revolutionären Erschütterungen unberührt.

Seit längerer Zeit ist nun die rote Partei am Ruder. Man könnte sie ihrem Programm und den stets schwungvollen Leitartikeln ihrer Presse nach etwa als Fortschrittspartei näher kennzeichnen. Sie umfaßt in der Hauptsache die am hauptstädtischen Handel interessierten Kreise der Bevölkerung, die mit den sozialen und fortschrittlichen Strömungen, wie sie heute in der Welt kreisen, engere Fühlung genommen haben. Ihr steht, seit längerer Zeit schon zur Ohnmacht verdammt, die weiße Partei gegenüber, die nativistischen Ideen huldigt, von den Fremden und der Einwanderung nichts wissen will und sich im wesentlichen auf den Klerus und auf die großen Grundbesitzer stützt, die in den nördlichen Departamentos das Heft in der Hand haben. Indessen stand die Herrschaft der Roten, der Colorados, bisher auf ziemlich unsicheren Füßen. Die Blancos waren sehr tätig und stets am Werk, die Gegner zu stürzen. Namentlich in den schwer zugänglichen Departamentos im Innern und im Norden des Landes waren sie durchaus in der Ueberzahl, und bis zum Jahre 1904 mußte es die rote Regierung im Palacio del Gobierno an der Plaza Independencia zu Montevideo wohl oder übel geschehen lassen, daß die Weißen mit fünf Departamentos förmlich einen Staat im Staate aufrichteten, indem sie dort überall die Amtsstellen mit ihren Anhängern besetzten und nach ihrer Art und Weise regierten. Dieser Erfolg verleitete die Partei, im Anfang des Jahres 1904 unter der militärischen Leitung des energischen Gaucho Aparicio — eine Figur, wie sie schon so oft im politischen Leben fast aller südamerikanischen Staaten eine Rolle gespielt hat — offen die Fahne der Revolution zu erheben. Es kam zu einem langwierigen, elfmonatigen Kleinkrieg, im Verlauf dessen die weißen Kriegsbanden den regulären, d. h. roten Parteitruppen immer auszuweichen und trotzdem ihre Verbindungslinien zu bedrohen wußten. Endlich gelang es dem roten Führer, die Gegner zum Kampfe zu stellen. Um ein Haar wären nun jene gar Sieger geblieben. Aber eine Reiterattacke, von der die Anhänger der roten Partei heute noch mit Stolz erzählen, daß sie glänzend gewesen sei, warf die Gauchos doch schließlich über den Haufen; ihr wilder Führer fiel. Damit hatten die Roten das Spiel gewonnen.

Vorläufig halten die Weißen nun still. Sie haben auch nach wie vor eine Art militärische Organisation, und es gibt neben dem offiziellen roten Offizierkorps auch noch ein weißes, sozusagen „z. D.“. Aber es will doch scheinen, als ob die Verhältnisse sich nach dieser Revolution von 1904, die den politischen und finanziellen Kredit des Landes arg schädigte, gefestigt hätten. Die rote Partei wenigstens ist fest davon überzeugt, daß es ihr jetzt gelingen werde, Ruhe und Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten, und sie hat sich einstweilen daran gemacht, das Land wirtschaftlich zu heben, d. h. seine ungemein reichen natürlichen Hilfsquellen aufzuschließen. Klugerweise haben sie auch, wie es scheint, ihren Sieg nicht in der üblichen Weise mißbraucht. Sie beeinflußten z. B. nicht die letzten Wahlen, die im Januar 1905 stattfanden, was ihren Parteiblättern in der Polemik noch heute Anlaß zur Kundgabe großer Selbstzufriedenheit ist. In der Tat besetzte die weiße Partei damals fast ein Drittel der 75 Sitze in dem Repräsentantenhaus. Ein kluger, energischer Mann, Don José Batle y Ordonez, der ausbaute, was sein kürzlich in Paris verstorbener Vorgänger Cuestas in die Wege geleitet hatte, wurde Präsident. Er wird im März durch eine noch energischere junge Kraft, den Dr. Claudio Williman — der übrigens von deutscher Abstammung ist —, abgelöst werden. Ins Ausland namentlich nach Europa, sind tüchtige, kaufmännisch geschulte Leute als konsularische Vertreter geschickt, die früheren, deren Tätigkeit sich in der Hauptsache auf die Abhebung ihres Gehaltes beschränkte, dagegen zurückberufen worden. Namentlich aber wird, wie bereits erwähnt, der Ausbau des Hafens und die Anlage neuer Landstraßen unter Aufwendung bedeutender Mittel, rund 40 Millionen Mark, betrieben. Diese und noch größere, für andere Zwecke verausgabte Mittel hat die Konvertierung der mit 6 Prozent verzinslichen Staatsschulden in die fünfprozentige Konversionsanleihe des Jahres 1905, sowie der größere Ertrag der Staatseinnahmen ermöglicht. Zum erstenmal auch seit den Tagen der Unabhängigkeitserklärung hat es sich in dem abgelaufenen Finanzjahre ereignet, daß kein einziger Posten des Staatshaushaltes rückständig war. Dabei war es trotzdem möglich gewesen, die Abzüge von 10 und 15 Prozent abzuschaffen, denen die Gehälter eines Teiles der Beamten unterworfen waren. So berichtet rühmend eine Botschaft an die gesetzgebenden Körperschaften, die der Präsident am 10. Mai 1906 erließ.

So scheint also jetzt der Weg für eine ersprießliche Entwicklung Uruguays unter der Herrschaft der roten Partei, der Stadtpartei, möchte man sagen, einigermaßen geebnet zu sein.

Die Stadt ist in diesem Falle einzig und allein Montevideo. Denn wenn auch von hier aus in den kleinen Camp-

städtchen namentlich der südlichen Departamentos eine lebhafte politische Agitation betrieben, wenn auch jeder dieser Orte z. B. eben zur Zeit der Vorbereitung auf die Präsidentenwahl sein Pro-Williman-Committee hat, so spielt sich doch das ganze politische und gesellschaftliche Leben in der einzigen großen Stadt ab, die Uruguay aufzuweisen hat.

Montevideo, das heute schnell anwächst und mit 280,000 Einwohnern beinahe ein Drittel der Gesamtbevölkerung der Republik umfaßt, ist eine spanische Gründung verhältnismäßig jungen Datums. Als in den 20er Jahren des 18. Jahrhunderts Portugal von Brasilien her Ansprüche auf die Banda Oriental del Uruguay den Spaniern gegenüber geltend zu machen versuchte, errichteten die spanischen Befehlshaber am Rio de la Plata im Jahre 1724, da, wo jetzt Montevideo steht, zunächst eine Küstenbatterie, und zwei Jahre später wurden, wie üblich, regelmäßig sich senkrecht schneidend, die Straßen einer neuen Stadt, San Felipe de Montevideo, abgesteckt. Die Stadt, an drei Seiten vom Meere bespült und nach Osten hin durch Landbefestigungen gedeckt, gedieh nur langsam. Im Jahre 1770 zählte sie nur 1100 Einwohner, am Ende des 18. Jahrhunderts nur 15,000. Um so lebhafter hat sie sich in dem folgenden Jahrhundert entfaltet, als nach der Unabhängigkeitserklärung von Spanien die Befestigungen gefallen waren. Während man im Herzen der alten Stadt, von der rückgratartigen Calle Sarandi aus, geradeaus und zu beiden Seiten durch die sich uferwärts senkenden Nebenstraßen die gelben, zumeist windgepeitschten Fluten des La Plata erblickt, sieht das Auge etwa vom Dach eines Hauses an der Plaza Independencia nach Nordosten und Südosten hin die neue Stadt ausgebreitet, umgeben von dem grünen Kranz des anstoßenden Camps.

Das Leben in der Stadt macht indessen trotz ihrer großen Ausdehnung einen ruhigen, fast spießbürgerlichen Eindruck. Die Geschäfte sind bald nach 8 Uhr abends geschlossen. Ein Wirtshausleben wie in Deutschland gibt es nicht, und wenn die Mitglieder der einige hundert Köpfe starken deutschen Kolonie sich nach heimischem Brauch abends gemütlich zusammenfinden wollen, so müssen sie schon ihr eigenes schönes Klubheim aufsuchen. Auch ein Kaffeehausleben wie in Paris oder Wien sucht man vergebens. Die wenigen, schmutzigen Lokale, wo man bis etwa 12 Uhr abends, mit den Füßen in Sägemehl wühlend, von verschlafenen Kellnern bedient, Kaffee schlürfen oder ein stark hopfenhaltiges, von deutschen Brauern im Lande selbst erzeugtes Bier trinken kann, können unmöglich mit ihren europäischen Vorbildern verglichen werden. Der Einheimische geht eben abends überhaupt nicht aus oder er läßt sich höchstens in einem Klubhaus oder in einem der zahlreichen Theater sehen.

Außer den öffentlichen Gebäuden haben die Häuser der Stadt, auch in den Geschäftsstraßen, auf dem Erdgeschoß meist nur ein Stockwerk, die Privathäuser nach der Straße hin selten mehr als drei Fenster Front; sie sind vielmehr nach einem in der Mitte befindlichen Hof hin entwickelt. Dieser Hof ist meist mit einem Glasdach überdeckt, das nicht nur gegen den Regen, sondern vor allem gegen die beträchtliche Sommerhitze schützen soll. Blattpflanzen, zumeist um einen schwach fließenden Springbrunnen — das Wasser ist hier sehr kostbar — gruppiert, verleihen dem Raum viel Heimlichkeit. Die ganze Bauart ist für die warme Jahreszeit berechnet, Treppen und Wände also aus Stein oder mit Marmor verkleidet, die Zimmer sehr hoch, die Fenster bis zum Fußboden herunter verlaufend. Das öffentliche und private Leben spielt sich selbst zur Winterszeit, die während der Monate Juni bis August und oft noch im September einem unfreundlichen deutschen April entspricht, bei offener Tür und offenen Fenstern ab. Die Straßenbahn wird zurzeit noch mit tierischer Kraft betrieben. Die kleinen, struppigen Pferde des Landes, die auf besonders hügeligen Strecken zu dreien nebeneinander oder auch zu einem und zweien voreinander den Wagen ziehen, werden jedoch schon in allerkürzester Frist verschwinden, um dem elektrischen Betrieb Platz zu machen, der soeben von einer deutschen Gesellschaft — hierzulande leider noch eine Seltenheit — eingerichtet wird.

Daß man sich in Südamerika in einem Pferdeland befindet, wird man indessen bei der sonstigen Aehnlichkeit der Stadt mit mittleren, vom großen Verkehr weniger berührten Städten Spaniens oder Italiens doch gewahr. Namentlich in den ersten Morgenstunden findet man fast vor jedem dritten Hause ein gesatteltes Pferd oder gar eine Tropilla, d. h. eine ganze Anzahl dieser hier unentbehrlichen Tiere. Eine Fußfessel, die öfter auch durch die geschickt um die Beine geschlungene Reitpeitsche — rebenque nennt das der Südamerikaner — ersetzt wird, bedeutet dem Rößlein, daß es hier warten solle. Und so bleibt es denn, mit gesenktem Kopf, geduldig in Regen und Sonnenschein stehen, bis es vielleicht nach Stunden seinem Herrn wieder beliebt, weiter zu reiten. Kommt eine Straßenbahn oder eine der hoch gebauten, zweirädrigen, meist von drei Maultieren gezogenen Carretas des Weges, so weicht es gutmütig aus, um sich nachher auf derselben Stelle wieder seinen augenscheinlich schwermütigen Gedanken hinzugeben. Auch der Kleinhandel auf der Straße vollzieht sich zu einem erheblichen Teil auf Rosses oder Maultiers Rücken. Da kommt beispielsweise eine hochbeinige kräftige Mula daher. Große runde Obstkörbe hängen ihr zu beiden Seiten, und sehr malerisch, aber auch sehr nonchalant über Sattel und Körbe hingegossen, liegt oben drauf eine faule Negerin, die ihr eigenes Schicksal und das der Obstkörbe einstweilen ruhig der Mula zu überlassen scheint. Oder es sprengt plötzlich, in nachlässigem kurzen Galopp klappernd der Milchreiter aus einer Querstraße an uns vorüber. Vor dem nächsten Haus springt er aus dem Sattel und läuft mit einer der nicht gerade sehr sauberen Kannen ins Haus, während das Pferd verständnisvoll stehen bleibt und geruhsam wartet. Sogar der Zeitungshandel, der wie der Loshandel im allgemeinen von unsagbar kletterhaften kleinen Buben besorgt wird, hat „kapitalistischen" Charakter sozusagen in Gestalt des Zeitungsreiters angenommen, der auf einem hübsch gezäumten Pferd durch die Straßen trabt. Hinten hängen von dem landesüblichen Sattel, dem recado, rechts und links zwei voluminöse Taschen herab, die seine frischgebackene, noch druckfeuchte Ware bergen.

Obwohl man berechtigt ist, das Klima der Banda Oriental als ein prächtiges, auch dem Europäer nach seiner Eingewöhnung hervorragend bekömmliches zu bezeichnen, so wird es doch im Sommer in Montevideo recht heiß. Darum strebt jeder Städter, wenn es ihm seine Mittel irgend erlauben, nach dem Besitz eines kleinen Landhauses, einer Quinta, in der Umgebung der Stadt. Dort wohnt oft die Familie das ganze Jahr über, indessen der Hausherr in der Stadt seinen Geschäften nachgeht. Abgesehen von Luxusbauten, wie sie in Europa gebaut werden, ist der landesübliche Typus einer solchen Quinta sehr einfach. An eine Frontmauer baut man auf der Windseite je nach Bedürfnis aus Ziegelsteinen einige Zimmer an, die durch Flügeltüren mit einer auf der anderen Seite der Frontmauer errichteten Veranda in Verbindung stehen. Zuweilen nimmt die Grundlinie der besagten Frontmauer, an die übrigens das Dach der Zimmer so angefügt wird, daß die obersten Ziegelsteinlagen als Bekrönung hervorragen, die Form eines rechten Winkels an; oder sie ist sogar zweimal rechtwinklig gebrochen, so daß sich die Zimmerflucht hufeisenförmig um einen in der Mitte entstehenden Hof legt. Doch ist dies, wie bereits erwähnt, mehr die

typische Form des Stadthauses. Um das Wohnhaus herum schaffen sich Fleiß und Geschmack des Besitzers, — Eigenschaften, die man fast immer unter den ansässigen Ausländern, seltener unter den Criollo-Familien oder sogenannten „Hiesigen", wie sie von den eingewanderten Fremden genannt werden, findet — Gartenanlagen, in denen die das ganze Jahr hindurch blühenden und tragenden Orangen- und Zitronenbäume dem Auge des Mitteleuropäers am meisten auffallen. Lange, hohe Tuya-Hecken durchziehen in gewissen Abständen das Grundstück, um den Pflanzen Schutz zu bieten, wenn von Südwesten, aus Argentinien über den La Plata her, ein eisiger Pampero braust. Mitunter dienen auch haushohe Kaktushecken als Schutzwehr. Die ganze Chacra — so nennt man ein solches Anwesen vor der Stadt, ebenso wie das kleine Bauerngut — hat oft einen verhältnißmäßig beträchtlichen Umfang, denn im Staate Uruguay ist eine beträchtliche Bodenspekulation im Schwunge. Wer da kann, sichert sich, namentlich in der Nähe von Montevideo, ein Stück Land, je größer je besser. Sayago und Peñarol sind solche kleine Villenvororte, durch den Ferro-Carril Central del Uruguay mit der Hauptstadt verbunden. Der nächste Ort Colón, der durch seinen Weinbau und als Ausflugsort berühmt ist, hat schon mehr selbständigen Charakter.

Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie von Ludwig v. Rönne.

Dies größte Werk über preußisches Staatsrecht einer Neubearbeitung zu unterziehen, übernahm vor mehreren Jahren der damalige Königsberger (jetzt Bonner) Professor der Rechte, Philipp Zorn. Der von ihm in fünfter Auflage besorgte erste Band erschien bereits 1899. In wesentlichen, ja fundamentalen Fragen des Staatsrechtes steht Zorn auf einem anderen Standpunkte wie v. Rönne. Auch wer ihm einen Vorwurf daraus machen will, daß er die umgestaltende Hand in weitgehender Weise an das Werk angelegt hat, wird anerkennen müssen, daß dies unter ausdrücklicher Hervorhebung der Nichtübereinstimmung sowohl im allgemeinen wie auch im einzelnen Fall geschehen ist. Vor allem in der Bewertung des konstitutionellen Staatsgedankens unterscheidet sich die Zornsche Bearbeitung von der letzten von Rönne selbst besorgten vierten Auflage; während bei letzterem überall der konstitutionelle Staatsgedanke in den Vordergrund tritt, stellt sich die Neubearbeitung auf eine andere Grundlage. Sie erblickt in dem monarchischen Staatsgedanken den Grund- und Eckstein des preußischen Staates und Staatsrechtes. Dieser prinzipielle Gegensatz trat im ersten Bande, insbesondere in der Lehre von der königlichen Gewalt und von der Volksvertretung, stark hervor; bei dem zweiten, seit kurzer Zeit vorliegenden Bande[1]) ist dies schon wegen des Gegenstandes, der abgehandelt wird, weit weniger der Fall.

Der größere Teil des zweiten Bandes ist nämlich einer Darstellung des Organismus der preußischen Staatsbehörden gewidmet. Unzweifelhaft ist die ins einzelnste gehende Darstellung gegenüber der völlig veralteten vierten Auflage in den verschiedensten Beziehungen ein gewaltiger Fortschritt. Ganze Abschnitte, von denen früher nichts zu finden war, sind neu eingefügt, überall die seit 1880 bezw. 1883 erfolgte Umgestaltung des Organismus der Behörden in sorgfältiger Weise unter klarer Sichtung des weitschichtigen Gesetzesmaterials dargetan. Hier hatte der Bearbeiter angesichts der rasch fortschreitenden Gesetzgebung ganz besondere Schwierigkeiten zu überwinden; und doch hat er seine Absicht, das Buch als Nachschlagewerk und Wegweiser für das große Gebiet unseres in so starker Entwicklung begriffenen öffentlichen Lebens und Rechtes zu erhalten, voll erreicht.

Der erste Band verbreitet sich in seinem ersten Teile, der die Ueberschrift „Allgemeines" führt, über die geschichtliche Entwicklung des preußischen Staates und des heutigen Deutschen Reiches, ferner über die Lehre von den Quellen und Hilfsmitteln des preußischen Staatsrechtes. Mit dem zweiten Teil beginnt die Darstellung des Verfassungsrechtes. Davon ist dem ersten Bande die Behandlung der Lehre vom Staatsgebiete, vom Träger und von den Organen der Staatsgewalt, sowie vom Begriff, Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit zugewiesen. Der zweite Band bringt zunächst die Fortsetzung des Staatsbürgerrechts und erörtert in eingehender Weise den Grundsatz der Gleichheit der Staatsbürger vor dem Gesetze. Der Artikel 4 der Verfassungsurkunde erfährt dabei eine unseres Erachtens völlig zutreffende Würdigung. Artikel 4 lautet: „Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich. Standesvorrechte finden nicht statt. Die öffentlichen Aemter sind, unter Einhaltung der von den Gesetzen festgestellten Bedingungen, für alle dazu Befähigten gleich zugänglich." Nach Zorn „vermag nur die Einzelgesetzgebung Antwort zu geben auf die zahllosen Fragen, die sich aus dem Grundsatze des Artikels 4 ergeben: in der vagen Allgemeinheit seines Wortlautes ist Artikel 4 lediglich ein Widerspruch zu den tatsächlichen Verhältnissen und deshalb unanwendbar. Erst die Einzelgesetzgebung gibt ihm einen verständlichen juristischen Sinn; eine Schranke für die Einzelgesetzgebung liegt in Artikel 4 überhaupt nicht" (S. 6). Bekanntlich hat das Gesetz vom 10. August 1904 betr. die Gründung neuer Ansiedlungen in den Provinzen Ost- und Westpreußen, Brandenburg, Pommern, Posen, Sachsen und Westfalen zu lebhaften parlamentarischen Debatten über die Auslegung des Art. 4 geführt. — Ebenso wie in diesem Punkte weicht Zorn auch in der Frage der Abnahme christlicher Eide durch jüdische Richter von der vierten Auflage ab, insofern als er die Richtigkeit der Rönneschen Auffassung, der sie für zulässig hält, für in grundsätzlicher Beziehung zweifelhaft erklärt. Wir halten mit von Rönne dafür, daß der einen Eid abnehmende Richter dabei nur eine Urkundsperson und ein Assistent ist. In der Frage der Zulassung von Juden als Lehrer an Schulen und Universitäten werden die früheren Rönneschen Ausführungen wörtlich mitgeteilt, im übrigen wird bezüglich der vielumstrittenen und schwierigen Fragen des Schulrechtes auf dessen Darstellung im dritten Bande verwiesen. Die Rechtsverhältnisse der gesetzlich bevorzugten Staatsbürger werden ausführlich erörtert. Zorn betont, daß die notwendige Staatsentwicklung durch die Sonderrechte der Standesherren nicht aufgehalten oder gehemmt werden dürfe; würde solches versucht, so müßte der Staat aus souveräner Macht und Gewalt über sie hinwegschreiten. Doch seien die Gesichtspunkte der Gerechtigkeit den Standesherren gegenüber zu beobachten, was in der neuesten Gesetzgebung auch geschehen ist.

Das dritte Kapitel der Lehre vom Staatsbürgerrecht handelt von „Grundpflichten und Grundrechten". Am System der früheren von Rönneschen Darstellung, die auch heute noch nicht als ganz überwunden gelten kann, wurde im großen und ganzen nichts geändert; zwar ist die Ueberschätzung der „Grundrechte", deren System von Rönne als die unantastbare Grundlage des Konstitutionalismus betrachtete, ziemlich selten mehr zu finden, gleichwohl glaubte Zorn das System beibehalten und sich darauf beschränken zu sollen, die von Rönnesche Darstellung im einzelnen dem heutigen Stande der Wissenschaft und Gesetzgebung entsprechend zu gestalten.

Die Lehre von der Gehorsamspflicht und der Treuepflicht wird nach der ihr von Laband gegebenen Weiterentwicklung behandelt, die Lehre von der Treuepflicht noch über Laband hinaus ausgebaut. Das Verhältnis der Staatsangehörigen zum Staate wird, in Gegensatz gestellt zu der Stellung der Ausländer,

[1]) Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie. Von Dr. Ludwig v. Rönne. In fünfter Auflage neu bearbeitet von Dr. Philipp Zorn, Geh. Justizrat und Professor an der Universität Bonn. Zweiter Band. Leipzig. F. A. Brockhaus 1906. X und 804 Seiten; geb. 20 Mark.

in klar formulierten, mit wohltuender Wärme geschriebenen Sätzen juristisch zu erfassen versucht. Interessant ist ein Vergleich dessen, was von Rönne in der 4. Auflage von der Theorie des Widerstandsrechtes gegen den Staat sagte, mit den Zornschen Ausführungen. Mit Zorn muß ein „Recht" des Widerstandes gegen den Staat, auch des passiven, als unkonstruierbar bezeichnet werden. — Das verfassungsmäßig gewährleistete Petitionsrecht, „die oberste Stufe des zu den Grundlagen des konstitutionellen Staates gehörenden staatsbürgerlichen Beschwerderechtes", ist eingegliedert unter die für die Grundpflichten und Grundrechte geltenden allgemeinen Grundsätze. „Demjenigen, welcher von dem zuständigen Ministerium zurückgewiesen und dennoch von seinem Unrechte oder von der Unzulässigkeit seines Gesuches nicht überzeugt ist, steht endlich der Weg zum Throne offen. Auch dieser Rechtsgrundsatz hat allezeit einen Fundamentalsatz des preußischen Staatsrechtes gebildet: jedem Untertan steht allerdings in den Schranken bestimmter Formen, das Recht zu, sich an den König zu wenden und Hilfe und Schutz zu erbitten; die preußischen Könige haben allezeit streng darauf gehalten, daß ihren Landeskindern dies Recht gewahrt bleibt." (S. 88.)

„Von den Grundpflichten werden als einzelne nur die Wehr- und die Steuerpflicht behandelt, so nahe es auch läge, hier wenigstens noch die Schulpflicht und die jetzt so weit ausgedehnte Pflicht zur unentgeltlichen Uebernahme von Ehrenämtern anzufügen." (S. 79.) Zu den „Rechten der Preußen" übergehend, unterzieht Zorn die v. Rönnesche Darstellung in einer Reihe von Punkten einer völligen Neubearbeitung. „Die Grundrechte sind ein Ausfluß der Staatsangehörigkeit" (S. 151); „entkleidet man die sogenannten Grundrechte der politischen und historischen Momente, so bleibt juristisch nichts Besonderes mehr von ihnen übrig." (S. 150.) In vier umfassenden Paragraphen werden die Grundrechte gewürdigt: der erste handelt von der Freiheit und Sicherheit der Person; Schutz gegen willkürliche Verhaftung, Unverletzlichkeit der Wohnung, Beschlagnahme von Briefen und Papieren, freie Wahl des Aufenthaltsortes und Freizügigkeit, Auswanderungsfreiheit, Unzulässigkeit der Landesverweisung, Unzulässigkeit der Auslieferung, freie Wahl von Beruf und Gewerbe werden im einzelnen auf mehr als fünfzig Seiten dargestellt. Der nächste Paragraph ist der Freiheit und Sicherheit des Eigentums gewidmet (Freiheit für Erwerb und Besitz von Eigentum, Unverletzlichkeit des Eigentums und Enteignung, Freiheit des Grundeigentums). Zwei weitere Paragraphen bringen die Lehre vom „Recht" der freien Meinungsäußerung und das Preßrecht, sowie das Versammlungs- und Vereinsrecht. Ungeheuer war auch hier die Menge des zu bewältigenden Materials. Eine Fülle von Gedanken wird geboten, die zumeist wohl Zustimmung finden, zum Teil aber auch nicht ohne Widerspruch bleiben werden. Es würde hier zu weit führen, wollten wir auch nur auf einzelne Punkte eingehen.

Von dem Abschnitt über die Staatsbehörden war bereits die Rede. Er zerfällt in drei Kapitel: 1. Die Einteilung des preußischen Staates. 2. Der Organismus der Verwaltungsbehörden (Historische Entwicklung; Die Zentralverwaltung; Die Provinzialverwaltung; Die Kreisverwaltung; Die Ortsverwaltung). 3. Das Gerichtswesen (Die Justizverwaltung; Der Organismus der ordentlichen Gerichtsbehörden; Die besonderen Gerichte; Die Disziplinarbehörden; Die Verwaltungsgerichte). Fragen der zukünftigen Revision sind nach Zorn: „1. Die etwaige Vereinigung von Provinzialrat und Provinzialausschuß im Sinne der analogen Organe der Bezirks- und Kreisverwaltung; 2. die vollständige Durchführung des Präfektursystems bei den Regierungen durch Aufhebung auch der zweiten und dritten Abteilungen der Regierungen; 3. die Aufhebung der Verwaltungsgerichtsbarkeit in der Kreisinstanz, indes die Notwendigkeit der Bezirksinstanz — Bezirksausschuß — bei dem großen Umfang des preußischen Staatsgebietes heute schon als feststehend bezeichnet werden darf; 4. die anderweitige Abgrenzung der Zuständigkeit zwischen Verwaltung und Verwaltungsgerichtsbarkeit nach dem grundsätzlichen Gesichtspunkte, daß nur für solche Gegenstände, deren Entscheidung nach formal-juristischen Erwägungen zu erfolgen hat, die Verwaltungsbehörden unter die einschränkende Kontrolle der Verwaltungsgerichte gestellt werden können und dürfen; 5. die Ueberführung der gesamten Polizeigerichtsbarkeit, auch der Polizeistrafgerichtsbarkeit, als eines Bestandteils der Verwaltung, in das System der Verwaltungsgerichtsbarkeit, gemäß dem Prinzip der Trennung von Justiz und Verwaltung." (S. 365.) — „Der Bezirksausschuß hat im System des preußischen Verwaltungsrechts sowohl als Beschlußbehörde wie als Verwaltungsgericht eine überaus bedeutsame Stellung gewonnen;... hinsichtlich der Gesetzgebung besteht unverkennbar die Gefahr, daß der Bezirksausschuß mit allzu vielen und zu verschiedenartigen Aufgaben belastet wird." (S. 562.)

Durch die „Nachträge" zum ersten und zweiten Bande — S. 743 ff. — hat das Werk eine Ergänzung des gesetzgeberischen wie des literarischen Materials bis auf die neueste Zeit gefunden. Ein großes Wortregister zu beiden Bänden erleichtert seine Benutzung.

Wir möchten dem lebhaften Wunsche Ausdruck geben, daß die nächsten Jahre dem vielbeschäftigten Verfasser Muße lassen zur Vollendung des dritten Bandes, der außer dem Rechte der Gesetzgebung (im weitesten Sinne des Wortes) das gesamte materielle Verwaltungsrecht enthalten soll. Das schöne, in vielen Beziehungen einen großen Fortschritt in der Wissenschaft vom preußischen Staatsrecht bedeutende Werk empfehlen wir jedem, der am öffentlichen Leben teilnimmt, zu eifriger Lektüre.

Bonn. Fritz Stier-Somlo.

Karl Spittelers neues Capriccio.*)

Als Roman hat Spitteler selbst sein neues Buch nicht bezeichnet; „eine seltsame Liebesgeschichte" oder „eine Prosadichtung" würde in dem Leser nicht die Vorstellungen von dem erwecken, was er zu erwarten hat. So nennen wir das Buch ein Capriccio, darunter denkt man sich etwas recht Krauses, Wunderliches, Absonderliches. Der Unterzeichnete, der an dieser Stelle von 1893 an das Lebenswerk Spittelers regelmäßig behandelt hat, darf wohl für sich in Anspruch nehmen, daß er Spitteler-fest geworden, daß es ihm gelungen ist, bei diesem spröden und eigenwilligen Dichter ins Ideenland zu dringen. Wohl schienen mir die Schanzen und Laufgräben zu dem Zauberlande seiner Poesie zuweilen unüberwindlich. Aber ich habe sie dann doch bemeistert. Bei den „Extramundana", im „Prometheus und Epimetheus" und dem „Olympischen Frühling". Spitteler ist seitdem in seinem Vaterland, wie in Deutschland durchgedrungen, und da man jetzt bei allem, was er schreibt, etwas Besonderes und zugleich etwas Bedeutendes erwartet, so ist es wohl eine suggestive Wirkung, die dem Buche bei manchen Lesern seinen Erfolg verschafft. Diesmal aber konnte ich nicht mehr mit. Es gibt ein vielzitiertes Wort von Lichtenberg, das etwa lautet: „Wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstoßen und es klingt hohl, so ist nicht immer gesagt, daß das Buch schuld ist."

Wie zweifellos richtig auch diese Worte sind, so ist es doch ebenso unzweifelhaft, daß man auch nicht von vornherein dem Kopf die Schuld beimessen kann. Anstatt meine eigene Unzulänglichkeit verantwortlich zu machen, zu bekennen, daß mir das Buch nichts gesagt hat, weil ich nicht fähig war, dem Höhenfluge des Dichters zu folgen, bin ich vielleicht zu der einfacheren Erklärung berechtigt, daß ich es nicht verstanden habe, weil es unverständlich ist, weil der Dichter sich verrannt hat.

In „Prometheus und Epimetheus" und dem „Olympischen Frühling" ist ja auch viel Seltsames, Fremdartiges, Ungeheuer-

*) Imago von Karl Spitteler. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs 1906.

liches, aber dort fügt es sich der phantastischen Umrahmung harmonisch ein. In „Imago" sehen wir weder Götter noch Titanen, nur einfache Bürgersleute in einfacher Umgebung, die Frau Direktor Wyß, die Frau Regierungsrat Keller, die Frau Martha Steinbach u. a. In dieser Gesellschaft wirkt der Held Viktor wie der Kolibri unter Spatzen. Nicht seiner größeren Bedeutung willen, sondern wegen seiner auffallenden Verschiedenartigkeit von dieser Gesellschaft.

Viktor lebt ein ausgebildetes Phantasieleben, verkehrt von Seele zu Seelen, hat Gesichte wie nur je ein Besessener der Schrift und führt Zwiegespräche mit seinen verschiedenen Organen, dem Herzen, dem Verstand, der Vernunft, dem Körper, den er Konrad (!) nennt. Er hat dem Ideal, dem er verehrend huldigt und das er Imago nennt, die Züge eines irdischen Weibes gegeben, wie das die Dichter zuweilen zu tun pflegen.

Mit dem Urbild, der schönen Theuda Neukomm, hat er nur kurze Zeit zusammen verbracht, „Stunden von nichtigem Ereignisgehalt, aber von ewigem Poesiewert". Parusie nennt er diese Stunden. Obgleich er ihr damals kein Wort darüber gesagt hatte, wie er für sie empfunden, zürnte er ihr doch, daß sie einen anderen geheiratet, und bei seiner Rückkehr zur Heimat fühlte er sich als Richter, vor dem sie die Augen niederschlagen müsse. Der ganze erste Abschnitt ist dann der Darstellung der Haßgefühle gegen Theuda gewidmet, in die sich Viktor immer eifriger hineinredet und die sich zuweilen in ganz drolliger Weise äußern. So etwa, wenn er von dem Besuch eines kleinen Nachbardorfes Freude empfindet, weil da niemand etwas von der Frau Direktor Wyß weiß und sie nie ihren Fuß dahin gesetzt hat. Wenn er von ihr spricht oder an sie denkt, dann ist ihr Name in Pseuda umgeändert und von seinem Ideal Imago scharf geschieden. Bis er dann gewahr wird, daß sein vermeinter Haß nicht echt ist, daß sich Liebe darunter verbirgt und bis diese neu und mächtig hervorbricht. Dann sieht er in Theuda die Fleischwerdung Imagos und schmückt sie mit all den Eigenschaften, die er an seinem himmlischen Ideal verehrt.

Dabei trägt ein komischer kleiner Zug dazu bei, die wieder erwachte Liebe zu stärken. Da er abends ihr Haus verläßt, ruft sie ihm von oben nach, er solle acht geben, im Hausflur seien drei Stufen. Darin erblickt er nun ein bewundernswürdiges Zeichen ihrer Großmut und Herzensgüte, nachdem er sich ihr doch bisher so unangenehm wie möglich gemacht hatte. Will uns nun der Dichter in dieser übertriebenen Gefühlsäußerung zeigen, wie die Liebe alles in Superlativen sieht, oder will er sich über seinen Helden ein klein wenig lustig machen? Manchmal kann man diesen Eindruck gewinnen; andrerseits muß man sich aber sagen, daß hinter Viktor der Dichter selbst steht und daß dieser seinen Helden bei aller Naivität mit männlichen und sympathischen Zügen ausgestattet hat. So hören wir den stolzen Autor selbst, wenn Viktor einmal sagt: „Ich bin immer so eingerichtet, daß ich jederzeit jedem Menschen ins Auge sehen darf."

Theuda lebt in der glücklichsten Ehe mit ihrem bedeutenden sympathischen Gatten. Sie haben einen prächtigen Buben, den sie vergöttern. In dieser Ehe ist kein Platz für einen Dritten. Aber Viktor hat seine besonderen Vorstellungen von einer Ehe zu dreien: seinem Statthalter — als solchen betrachtet er den Professor Wyß —, den Körper, ihm selbst Herz und Seele Theudas, so wäre allen geholfen.

So bringt er ihr seine idealen unirdischen Huldigungen dar, die sie vergnüglich entgegen nimmt. Sie berichtet darüber treulich ihrem Gatten und ihrer Freundin, und da Viktor hört, daß sie seine heiligen Gefühle profaniert hat, wirkt das auf ihn wie ein Eiskübel. Er verläßt die Heimat und weiht sich nun ganz dem Dienste seiner „strengen Frau", „strengen Herrin", von der schon einige Male in dem Buche die Rede war. Wen wir uns darunter zu denken haben, ist nicht ganz deutlich erkennbar, vielleicht die Muse des Helden, vielleicht die Verpflichtung, die seine künftige Dichtergröße ihm auferlegt.

Spitteler hat einmal in seinen wundervollen Balladen das Wort geprägt: „Ein feierlicher Kerl ist niemals groß." Viktor aber tut gar feierlich, er redet hochtrabend und schreibt geschwollen. Die sich häufenden Bilder, die noch dazu vielfach auf allegorische Figuren angewandt werden, machen etwas gezwungenen Eindruck. So etwa: „Nachlässig bewegte sich seine Vernunft, hob ein wenig den Kopf, dann legte sie sich wieder gleichgültig zur Ruhe; wie ein auf der Straße lagernder Hofhund, wenn der Milchmann vorübergeht." Oder: „Bei dieser Erzählung machte Viktors Herz ein Gesicht wie der Bauer, wenn ihm ein Meteorstein vor den Pflug fällt."

Seltsam wirken auch die Unterredungen Viktors mit seinen eigenen geistigen Eigenschaften, mit dem Löwen und den Kaninchen. Daß man bei einem so scharfen Denker wie Spitteler auch auf manches feingeschliffene Wort stößt, wird niemand wundern. Nur eines sei hier angeführt: „daß des Menschen Heil oder Unheil nicht von außen, sondern von innen kommt, und daß der Schein den nämlichen Dienst tut wie die Wahrheit, meist sogar einen besseren".

Jeder junge Mensch wird, wenn er liebt, zum Dichter und es ist dann ganz natürlich, daß er sein irdisch Liebchen mit allen himmlischen Eigenschaften schmückt. Wollte Spitteler vielleicht in seiner seltsamen Geschichte zeigen, daß ein himmelweiter Unterschied ist zwischen Ideal und Wirklichkeit? Vielleicht war das die Absicht, aber verbürgen können wir's nicht.

Frankfurt a. M. Sigmund Schott.

Bücher und Zeitschriften.

Zur Kultur der Seele. Beiträge zu einer praktischen Psychologie. Von Ludwig Feilberg. Aus dem Dänischen übersetzt von H. Kiy. Verlegt bei E. Diederichs, Jena 1906 (8° 174 S. 4.50 M.)

Diese „Beiträge zu einer praktischen Psychologie", deren künstlerische deutsche Uebersetzung ihre Existenz einer warmen Empfehlung Ellen Keys verdankt, haben ein gar eigenartiges Gepräge. Die Psychologiebeflissenen werden sich wohl hüten dieses Werk für eine wissenschaftliche Psychologie hinzunehmen, was um so leichter fällt, da der dänische Verfasser selbst keine solche geleistet haben will. Er beabsichtigte nur, „die Naturwissenschaft auf solche seelische Verhältnisse in Anwendung zu bringen, die im täglichen Leben für den einzelnen besonders von Bedeutung sind". Für ihn sind seelische Kräfte Naturkräfte, die, nach Naturgesetzen wirkend, eine rationelle Verwendung finden können. Eine Art „Seelenwirtschaft" ist da begründet („ähnlich wie man Landwirtschaft betreiben kann"), die eine Weckung von Selbsttätigkeit erzielen möchte. In diesem Sinne diente das Werk als Grundlage der Ellen Keyschen Auffassung von der „Entfaltung der Seele".

Feilberg wendet sich direkt an die Laien, insbesondere an die Jugend, die von ihm Anschauungen und Prinzipien durch selbständige Wahl aufzubauen lernen soll. Das Eigenartige seines Werkes beruht zum Teil auf dem in gewissem Sinne kindlich naiven Stil, mit welchem er die seelischen Verhältnisse darzustellen trachtet. Er nennt selbst das Werk ein „Kinderbuch" und sucht die Berechtigung dafür „unter geistig kindlichen Zuständen". Der schon hierdurch gegebene eigenartige Charakter des Buches wird noch potenziert durch die ungewöhnliche Terminologie Feilbergs, die aus der Naturanschauung geschöpft, in ihrem Zusammenhange einen gewissen Reiz hat.

Seine praktische Seelenlehre bietet zwei „Beobachtungsreihen", deren Grundlage der Unterschied von „Möglichkeitswert" und „Fleißwert" bildet, ein Unterschied, der von prinzipieller Bedeutung ist. Möglichkeitswert (auch Selbsterzeugungswert) nennt er, vermöge dessen die Seele Neues erzeugt. Fleißwert (auch Umsetzungswert), vermöge dessen die Seele das Neuerzeugte verarbeitet. Nun ist das Studium des Möglichkeitswertes die Hauptaufgabe des Werkes. In der ersten Beobachtungsreihe gibt Feilberg ein Mosaikbild der „möglichkeitssteigernden Einflüsse" und spricht von „vegetativen Zuständen", von „seelischer Wärme" von „Brechung" und „Gestrecktheit" in der Seele, von einem „Adäquatgefühl" u. s. w. Die zweite Beobachtungsreihe („Möglichkeitmindernde Einflüsse") spricht von den Hemmnissen in der Seele, von einem „seelischen Lärm", „Etablierung", von der Arbeit als „Beflissenheitswirksamkeit" u. s. w. Natürlich erhält diese Terminologie ihren Sinn nur im Zusammenhang der Darstellung. Nur so vermögen wir zu verstehen, was Feilberg unter „Y-Eigenschaft", (die „eigentliche Eigenschaft") und

„X-Eigenschaft" versteht, was die „Konvergenten" beider Eigenschaften bedeuten. Die zentrale Distinktion der ganzen Lehre ist, daß in der Seele eine (objektive) Naturwirksamkeit und eine (subjektive) spezifisch menschliche Wirksamkeit zu unterscheiden sei. Die erste ist die Bedingung für das Zutagetreten der neuen Regungen, heißt daher „Eingebungswirksamkeit". Die zweite arbeitet dem Möglichkeitswert entgegen, ist „Hemmungswirksamkeit". Zwischen beiden Wirksamkeiten besteht ein Gegensatz, aber auch ein Abhängigkeitsverhältnis, indem die zweite der ersten dient. Dieser Distinktion entspricht diejenige von den zwei Arten des Bewußtseins, von den zwei Arten von „Selbst": „Innenselbst" und „Vorderselbst" als Scheidung zwischen einer inneren objektiven und einer äußern subjektiven Persönlichkeit.

Die ganze Theorie — wie sonderlich immer sie erscheint — ist mit einer staunenswerten Klarheit durchgeführt und in einer Sammlung von Beobachtungen dargelegt, die für jeden zugänglich ist. Darin eben finde ich die pädagogische Bedeutung dieses echt dänisch aufgebauten psychologischen Systems. Auf den Namen eines „wissenschaftlichen" Systems hebt Feilberg bescheiden keinen Anspruch, obzwar seine geistreichen Ausführungen hier und da auch den „Wissenschaftler" tief zu interessieren vermögen. Sein Werk bietet aber dem Laien mehr, als jede übliche Psychologie: Anregung zur Betrachtung seiner eigenen seelischen Erlebnisse. Aus diesem Grunde ist es dem großen Publikum nur auf das wärmste zu empfehlen.

Paris. Felix Vályi.

Die Wirbeltiere Europas mit Berücksichtigung der Faunen von Vorderasien und Nordafrika. Von Professor Dr. Otto Schmiedeknecht. Jena, Gustav Fischer. 1906. Preis 10 M.

Auf 455 Seiten werden sämtliche Säugetiere, Vögel, Reptilien, Amphibien und Fische von Europa und den angrenzenden Ländern behandelt, und zwar in einer Weise, die es jedem Naturkundigen ermöglicht, sich rasch zu orientieren. Die kurze präzise Charakterisierung der Arten, die sichere Beherrschung der analytischen Methode (dichotome Tabellen), die sich in der scharfen Hervorhebung und Gegenüberstellung der hauptsächlichsten trennenden Merkmale kundtut, verrät auf jeder Seite des Buches den hervorragenden Systematiker. Wer, wie der Verfasser, den größten Teil seines Lebens sich mit der Systematik einer der schwierigsten Insektengruppen, nämlich der Schlupfwespen, beschäftigt hat, für den mußte es auch ein Leichtes sein, die doch größtenteils durch (wenigstens für einen alten Entomologen) auffallende Merkmale unterschiedenen Wirbeltiere analytisch darzustellen. Von den vielen in der Neuzeit erschienenen und täglich erscheinenden naturwissenschaftlichen Büchern ist das vorliegende jedenfalls eines der wenigen, die wirklich notwendig waren und eine große Lücke ausfüllen. Kein Zoologe, kein Museum wird desselben entbehren können. Sollte es — was zu erwarten — bald zu einer zweiten Auflage kommen, so möchte es sich empfehlen, derselben mehr Abbildungen beizugeben. Für den der Wirbeltiersystematik Fernerstehenden würde dies zweifellos eine große Erleichterung sein.

Tharandt. K. Escherich.

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften in Wien.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse vom 22. November 1906.

Das w. M. Hofrat L. Pfaundler in Graz übersendet eine Notiz über das Leuchten von Aluminiumelektroden in verschiedenen Elektrolyten" von Dr. Ernst Kielhauser, Demonstrator am physikalischen Institute der Universität Graz. Es werden darin einige bisher noch nicht beobachtete Lichterscheinungen beschrieben, welche sich an Aluminiumelektroden zeigen, die in Lösungen von Chromsäure, Kaliumbichromat und Eisenchlorid getaucht sind.

Das w. M. Professor G. Goldschmiedt übersendet eine im chemischen Laboratorium der k. k. deutschen Universität in Prag ausgeführte Arbeit: „Ueber sterische Behinderungen bei alkylsubstituierten Cinchoninsäuren" von Professor Dr. Hans Meyer.

Das k. M. Professor E. Lecher überreicht eine Arbeit unter dem Titel: „Bestimmung des Peltiereffektes Konstantan-Eisen bei 20° C."

Dr. Alfons Leon übersendet eine Abhandlung mit dem Titel: „Ueber das elastische Gleichgewicht derjenigen gleichmäßig sich drehenden Drehungskörper, deren Hauptspannungsrichtungen die Koordinatenrichtungen sind."

Herr Rudolf Hein in Graz übersendet eine Abhandlung mit dem Titel: „Ueber Symmetrie."

Professor Dr. Rudolf Fick in Prag übersendet ein versiegeltes Schreiben zur Wahrung der Priorität mit der Aufschrift: „Betrachtungen über die Zahlenkonstanz der Chromosomen".

Das k. M. Professor R. Klemensiewicz in Graz übersendet eine Arbeit aus seinem Institute von Dr. Humbert Rollett mit dem Titel: „Ueber die Wirkung des elektrischen Entladungsschlages auf agglutinierte und auf mit spezifischen hämolytischen Immunkörpern beladene Erythrocyten".

Das w. M. Prof. F. Becke überreicht eine Mitteilung von P. D. Quensel in Upsala „Ueber das gegenseitige Verhältnis zwischen Quarz und Tridymit".

Das k. M. Prof. C. Doelter übersendet im Anschluß daran eine Mitteilung: „Ueber den Schmelzpunkt des Tridymits."

*

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse vom 6. Dezember 1906.

Das w. M. Prof. Dr. G. Goldschmiedt übersendet eine im chemischen Laboratorium der k. k. deutschen Universität in Prag ausgeführte Arbeit von Prof. Dr. Hans Meyer über: „Alkylwanderungen in der Pyridinreihe."

Dr. Alfred Grund übersendet eine Abhandlung mit dem Titel: „Vorläufiger Bericht über physiogeographische Untersuchungen in den Deltagebieten des Großen und Kleinen Mäanders."

Prof. Eduard Dolezal in Wien übersendet eine Abhandlung mit dem Titel: „Das Problem der sechs Strahlen oder der sieben Punkte."

Dr. Albert Nodon in Bordeaux übersendet eine Notiz mit dem Titel: „Ueber die Radioaktivität der Substanz."

Ing. Joseph Schornstein in Wien übersendet ein versiegeltes Schreiben zur Wahrung der Priorität mit der Aufschrift: „Hyphenbiologie."

Das w. M. Hofrat Dr. F. Steindachner überreicht eine Serie von Diagnosen neuer Koleopterenarten von Herrn Kustos V. Apfelbeck, welche derselbe gelegentlich seiner von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften subventionierten Reise nach Albanien und Montenegro gesammelt hat.

Das w. M. Prof. Franz Exner legt eine Abhandlung von Prof. H. Mache in Innsbruck vor, betitelt: „Ein einfacher Beweis für das Maxwellsche Gesetz der Geschwindigkeitsverteilung."

Derselbe legt ferner eine Abhandlung von Dr. Franz Aigner vor: „Einfluß des Lichtes auf elektrostatisch geladene Konduktoren."

Das w. M. Hofrat Sigm. Exner legt den IX. Bericht der Phonogramm-Archivskommission vor, betitelt: „Phonographische Aufnahmen der Eskimosprache, ausgeführt in Westgrönland im Sommer 1906," von Dr. Rud. Trebitsch und Dr. Gust. Stiasny.

*

Die Kaiserliche Akademie hat in ihrer Gesamtsitzung am 29. November l. J. folgende Subventionen bewilligt:

I. Aus der Ponti-Widmung: k. M. Prof. Dr. Franz Ritter v. Höhnel zur Anschaffung von Exsiccaten tropischer Pilze behufs Bearbeitung des Sammlungsmaterials der botanischen Expedition nach Brasilien 1000 Kr.;

II. aus den Subventionsmitteln der Klasse: Heinrich Frhrn. Handel-Mazetti als Druckkostenbeitrag zur Herausgabe seiner Monographie der Gattung Taraxacum 600 Kr.;

III. aus dem Legate Wedl: 1. Dr. Joseph Wiesel in Wien behufs Fortsetzung seiner Studien über die Pathologie des chromaffinen Systems 400 Kr., 2. Prof. Dr. Julius Tandler und Dr. S. Groß in Wien zur Fortführung ihrer Untersuchungen über Wesen und Bedeutung der interstitiellen Substanz der Geschlechtsdrüsen 1000 Kr.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse vom 13. Dezember 1906.

Prof. Dr. Georg Pick in Prag übersendet eine Abhandlung mit dem Titel: „Ueber nirgends singuläre Differentialgleichungen zweiter Ordnung."

Prof. Dr. Anton Lampa in Wien übersendet eine Abhandlung mit dem Titel: „Ueber Rotationen im elektrostatischen Drehfelde. Ein Beitrag zur Frage der dielektrischen Hysteresis.

*

Versiegelte Schreiben zur Wahrung der Priorität sind eingelaufen: 1. von Herrn Wilhelm Hofmann in Wien mit dem Titel: „Medizinisches Arzneimittel Ollifer;" — 2. von Herrn Hans Alexander Fuchs in Wien mit dem Titel: „Schiffskreisel."

*

Das w. M. Hofrat F. Steindachner berichtet über zwei neue Corydoras-Arten aus dem Parnahyba- und Parahimflusse im Staate Piauhy, welche von ihm während der zoologischen Expedition der kaiserl. Akademie der Wissenschaften im Jahre 1903 gesammelt wurden.

Das w. M. Prof. F. Becke legt eine Abhandlung mit dem Titel: „Das nordwestliche Randgebiet des Hochalmkerns" vor.

Das w. M. Prof. V. Uhlig überreicht eine Arbeit, betitelt: „Aus dem mesozoischen Gebiete der Radstädter Tauern."

Diese beiden Abhandlungen bilden den ersten Bericht über die geologischen Untersuchungen in der Zentralkette der Ostalpen, die mit Subvention der kaiserl. Akademie der Wissenschaften im Sommer 1906 von den Vortragenden in Angriff genommen wurden.

Dr. K. Linsbauer legt eine in Gemeinschaft mit Dr. L. Linsbauer im pflanzenphysiologischen Institute der Wiener Universität ausgeführte Arbeit vor, betitelt: „Zur Kenntnis der Reizbarkeit der Centaurea-Filamente nebst Bemerkungen über Stoßreizbarkeit."

Kleinere Mitteilungen.

C. S. **Das Ergebnis der medizinischen Prüfungen in Bayern** im Jahre 1905/06 stellt sich wie folgt dar: An der Universität München unterzogen sich 165 Kandidaten der Prüfung, darunter 79 aus dem Vorjahre und 86 Neueingetretene. Bestanden haben die Prüfung 100, darunter 35 mit der Note „genügend", 59 mit „gut" und 6 mit „sehr gut". Die Approbation haben 103 erhalten. — In Würzburg unterzogen sich 97 Kandidaten der Prüfung, darunter 61 aus dem Vorjahre und 36 Neueingetretene. Bestanden haben 47, davon 15 mit „genügend", 27 mit „gut" und 5 mit „sehr gut". Die Approbation haben 41 erhalten. — In Erlangen unterzogen sich 39 Kandidaten der Prüfung, darunter 28 aus dem Vorjahre und 11 Neueingetretene. 20 Kandidaten bestanden das Examen, davon 7 mit „genügend", 12 mit „gut" und einer mit „sehr gut". Die Approbation haben 27 erhalten.

* **Die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten** beabsichtigt, nach der Wochenschrift für soziale Reform (Verlag „Gutenberg", Berlin W. 35), auf ihrem nächsten Kongreß, der am 24. und 25. Mai 1907 in Mannheim tagen wird, die Frage der Sexualpädagogik zu erörtern. Der Gegenstand soll p[illegible] getrennt über die sexuelle Diätetik und die sexuelle Aufklärung im Elternhause, in der Volksschule, den höheren Schulen, den Fortbildungsschulen, Seminaren usw. verhandeln. Zu jeder [illegible]frage soll durch einen besonderen Sachverständigen — Schulmann, Pädagogen beiderlei Geschlechts, Arzt, Mutter usw. — Referat erbeten werden. Und zwar wird die allgemeine Einleitung Herr Dr. Foerster (Zürich), der Verfasser der Jugendlehre übernehmen über die Aufgabe des Hauses wird Frau Professor Krukenberg (Kreuznach), über die sexuelle Diätetik Dr. Hellpach (Karlsruhe), über die Aufklärung der Abiturienten Dr. von den Steinen (Düsseldorf), über die Aufgabe der Volksschule Professor Schmeil (Marburg) und Hauptlehrer Enderlin (Mannheim) referieren. Von besonderer Bedeutung ist die Frage der Aufklärung in den höheren Schulen und insbesondere in den höheren Klassen derselben. Dieses Referat ist Herrn Direktor Professor Dr. Kemsies (Weissensee) übertragen worden.

hc. **Der nächste Internationale Archäologische Kongreß** wird in der Osterzeit 1907 in Kairo abgehalten werden. Zuletzt tagte er im Jahre 1905 in Athen. Ein Ausschuß, dem die angesehensten Gelehrten Aegyptens angehören, besorgt die Vorarbeiten. Geschäftsführer-Präsident ist der Generaldirektor der ägyptischen archäologischen Sammlungen zu Kairo, M. Maspéro, an den alle Anfragen zu richten sind. Der Kongreß wird in drei Abschnitten vom 10. bis 21. April und zwar zu Alexandrien, Kairo und Theben tagen. Bei genügender Beteiligung sollen auch Ausflüge nach Oberägypten veranstaltet werden.

* **Preisausschreiben.** In der diesjährigen ersten Nummer der Zeitschrift für chemische Apparatenkunde (Verlag von Rudolf Mückenberger, Berlin W.) werden vier Preise von je 300 Mark ausgeschrieben für wissenschaftliche Arbeiten über 1. Apparate zum einfachen und fraktionierten Destillieren im hohen Vakuum. — 2. Vorrichtungen zur Trennung von Flüssigkeiten von festen in ihnen suspendierten Stoffen, behufs Abscheidung der ersteren oder Gewinnung der letzteren (Filtration), unter Ausschluß der Wasserreinigung. — 3. Vorrichtungen zum Rühren von Flüssigkeiten mit Luft. — 4. Ein beliebig zu wählendes Thema aus dem Gebiete der chemischen Apparatur.

Die Zuerkennung der Preise liegt in den Händen der Herren Professor Dr. C. Engler (Karlsruhe), Professor Dr. C. Duisberg (Elberfeld), Professor Dr. Otto N. Witt (Westend), Letzter Einsendungstermin ist der 1. Mai 1907.

* **Die Ernennungen für die** „legion d'honneur" sind soeben im Journal Offiziel erschienen. Den Großkordon hat Viktorien Sardou, das Mitglied der Académie Française, bekommen. Huysmans und Camille Le Senne haben die Rosette erhalten. [illegible] Marec, Jean Veber; die Bildhauer Fix-Masseau, Landowski und Rocq; die Schriftsteller Kistemaeckers und Novert de Elers, und die Musiker Le Borne, Philipp und Castelbon de Beauxhostes.

* **Reuter-Denkmal.** Der Plattdeutsche Verband hat für das in Fritz Reuters Geburtsstadt Stavenhagen i. M. zu errichtende Reuter-Denkmal 25,000 bis 30,000 M in Anschlag gebracht. Das Denkmal soll bis 1910 fertig sein und am 7. November 1910, als am hundertsten Geburtstage des größten plattdeutschen Dichters, enthüllt werden. Als Abschluß der Feierlichkeit ist die Abhaltung eines plattdeutschen Kongresses in Stavenhagen geplant.

hc. **Personalien.** Der ordentliche Professor der Mathematik an der Universität Halle a. S., Dr. Georg Cantor, wurde von der Mathematischen Gesellschaft an der Universität Charkow (Rußland) zum Ehrenmitglied ernannt.

Hochschulnachrichten.

* **Wien.** Der Honorardozent an der hiesigen Technischen Hochschule, Eduard Meter, ist zum außerordentlichen Professor für Heizungs-, Lüftungs- und Feuerungstechnik an der Hochschule ernannt worden. — Der ordentliche Professor für innere Medizin und Vorstand der dritten medizinischen Universitätsklinik im Allgemeinen Krankenhause, Hofrat Dr. Leopold v. Schrötter, begeht am 5. Februar d. J. seinen 70. Geburtstag. Wie in akademischen Kreisen verlautet, wird die Absolvierung eines Ehrenjahres für Hofrat Dr. v. Schrötter beantragt werden. — Der Baudirektor der Stadt Wien, Oberbaurat Franz Berger, wurde in Anerkennung seiner vielfachen Verdienste um die technischen Wissenschaften überhaupt- wie insbesondere um den Stand der Techniker, von der hiesigen Technischen Hochschule zum Dr. techn. honoris causa ernannt.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1907. 139. Band. Zweites Heft.

Inhalt: Die Georgische Kirche und die Russifikationspolitik im Kaukasus. — Freiherr vom Stein und das Zeitalter der deutschen Erhebung. — Das neue englische Elementarschulgesetz. Dritter Artikel. — Die Wahlreform in Oesterreich. — Die gens Dernburg. — Geschichtliche Vorläufer der Anti-Duellbewegung. — Eine neue Weltgeschichte. (2844)

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Samstag, 19. Januar. Nummer 16.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt
Insertionspreis: Die viergespaltene Petitzeile 35 Pf

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50 (Bei direkter Lieferung Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition

Verantwortlicher Herausgeber. Dr. Julius Petersen in München.

Inhalt:

Aus archäologischen Werkstätten. Von Professor Dr. Alfred Brueckner (Athen).

Die erste Generalversammlung des Bundes für Mutterschutz. Von Adele Schreiber (Berlin).

Bücher und Zeitschriften.

Gustav Kolmer: Parlament und Verfassung in Oesterreich. — Darstellungen aus der bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte.

Allgemeine Rundschau.

Ein Land des Korkes.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Aus archäologischen Werkstätten.

Es sind fünfzehn Jahre, seit ich von den Arbeiten in den Museen Athens und von der Akropolis Abschied genommen, um in der Heimat zunächst nolens volens lateinische und griechische Grammatik wieder zu lernen und zu lehren. Jetzt ist es dem Schreiber vergönnt, nach einem Abschied von gern lernenden Gymnasiasten, zurückzukehren — als ein anderer. Denn der junge, in die Welt hineintappende Gelehrte stieß in allen Winkeln auf Probleme, zu deren Lösung sein eigener Scharfsinn ihm für den Fortschritt der Wissenschaft unbedingt nötig erschien. Aber der seines Kreises und seiner Ziele sichere Mann sieht neidlos zu, wie auf dem methodisch bebauten Feld Andern die Früchte reifen, ja es erfüllt ihn mit Stolz, die Jugendfrische seiner Wissenschaft an den neuen Ergebnissen zu erkennen, zumal auf Gebieten, auf denen er wohl selber früher sich versucht hatte.

Zwar die Felshöhe der Athena der Athenäer, sie kann in 15 Jahren sich nicht ändern, weniger noch als das mehr malerische als saubere Krämerleben, das an ihrem Fuße in den Gassen wimmelt und schreit. Sind wir hinaufgestiegen, so liegt unter uns, was uns alle bändigt, das Gemeine; über uns spannt sich das lichte Himmelsgewölbe, aus dem die Göttin des Gedankens, die Göttin dieser Stätte, geboren ward; frei schweift der Blick zu den klaren Linien der um die Ebene gelagerten Gebirge, und vor dem Strande breitet sich der lockende Glanz des veilchenfarbenen Meeres, die Erinnerung an Werden und Vergehen des attischen Reiches erweckend. Daß diese Stätte nach gründlicher Aufräumung in weihevoller Unberührtheit erhalten bleibt, ist eine Tat der griechischen Altertumsverwaltung und der eng mit ihr verbundenen griechischen Archäologischen Gesellschaft, für welche die Welt, der die Errungenschaften atheniſchen Geistes etwas bedeuten, im tiefsten Grunde dankbar sein muß; daß keine nationale und keine behördliche Eitelkeit hier irgendwie durch moderne Zutat oder Inschrift sich breit macht, verrät die pietätvollste Hingabe und Achtung vor der Größe des antiken Geistes.

Aber so sehr der Gesamteindruck sich erhält und erhalten wird, wie viel ist doch im einzelnen anders geworden! Um nur von den Arbeiten der allerletzten Jahre zu reden: seit, angeregt durch den Generalephoros Stamatakis und ins Werk gesetzt durch seinen Nachfolger Panagiotis Kavvadias, die Ausgrabungen auf der Akropolis bis zum Felsgrund geführt und damals und in den nächstfolgenden Jahren die Architektur- und Skulpturreste geordnet waren, meinte man, in der Hauptsache ans Ende des Erreichbaren gekommen zu sein. Man gewöhnte sich, die großen Lücken des Erhaltenen hinzunehmen. Die Pflicht der Modernen schien damit erschöpft, daß man für die Erhaltung des Bestandes Sorge trug. In diesem Sinne ist die Westseite des Parthenon mit bedeutenden Kosten gesichert worden. Aber nachdem so für den Riesen unter den Tempeln der Akropolis nach Kräften gesorgt war, ist die Wiederherstellung des zierlichen Schwesterbaues, des Erechtheions, mit dem allerglücklichsten Erfolge in Angriff genommen worden. Die vordem herumliegenden Werkstücke, beim Einsturz geborstene Deckbalken, die Kassetten der Decke, die Quadern der Westwand, sind Stein für Stein nach ihrer ursprünglichen Verwendung bestimmt, in sich zusammengefügt und schließlich an ihren alten Platz versetzt worden; so daß jetzt die mit Halbsäulen gezierte, von Fenstern durchbrochene Westwand wieder dasteht; auch die schöne nördliche Vorhalle mit der berühmten Türumrahmung hat ihre Säulen vollständig und das Giebeldach dazu erhalten, und mit der neu gewonnenen Raumwirkung wächst der Eindruck der unerreichten Feinheit und Leichtigkeit des alten Baues.

Was der technische Leiter dieser Arbeiten, Herr Balanos, unterstützt von dem Rate Wilhelm Dörpfelds, geleistet, hat weiter den amerikanischen Architekten Herrn Stevens angeregt, die verbleibenden Werkstücke des Ostbaues zu prüfen. Seine Ergebnisse, die er im letzt erschienenen Hefte des Journals des amerikanischen Archäologischen Instituts darlegt, begründen die Hoffnung, daß auch die Ostfassade des Baues sich zu wesentlichen Teilen wird herstellen lassen, nicht nur die sechssäulige Vorhalle, sondern auch die Eingangswand, die, wie Stevens gezeigt hat, zu Seiten ihrer Tür je ein Fenster hatte, das von ähnlich reichem Ornament umrahmt war, wie die Tür der Nordhalle. Wo also die an Ort und Stelle verbliebenen Werkstücke wieder zu ihrem Recht und zu Ehren kommen, drängt sich der Wunsch auf, daß die Teile, die das Britische Museum in einer Zeit der Verwahrlosung, vor 100 Jahren, in Verwahrung genommen hat, besonders die eine der Karyatiden und die eine Säule der Osthalle, an ihren alten Platz zurückgestellt werden möchten. Mag's einen harten Kampf kosten für die gegenwärtigen Besitzer — daß Lord Elgin den Parthenon-Fries damals gerettet hat, wird niemand, der die Geschichte seiner Zeit und der Zerstörung des Tempels vor Augen hat, bezweifeln, und jeder Einsichtige wird deshalb und,

da man an einen Wiederaufbau des Parthenon nicht denken kann, das Besitzrecht an den Parthenon-Skulpturen anerkennen. Aber anders liegt es beim Erechtheion. Hier sind aus dem Zusammenhalt des Baues wesentliche Teile herausgebrochen, die Osthalle verstümmelt und zwischen die edlen Marmorgestalten der sog. Karyatiden eine Terrakotta-Nachbildung eingesetzt worden, die im Eindruck des Ganzen ein Schandfleck ist und die weihevolle Stimmung der Akropolis stört. Man spricht davon, daß eine moderne Marmornachbildung die Terrakotta ablösen soll. Aber wer wird sie herstellen können, ohne daß man die Unechtheit merkte? Nein, die griechische Archäologische Gesellschaft hat, indem sie für ihr Volk und die gebildete Welt das Erechtheion wieder aufbaut, für sich und ihre Nation auch das Anrecht auf diese Teile des Baues wiedererworben.

Indessen die eigentliche Werkstatt der Archäologen ist das Akropolis-Museum, als moderner Bau unauffällig in die Südostecke der Burgmauer gerückt. Es birgt alle diejenigen Funde, die man im Freien nicht belassen konnte, vor allem die archaischen Skulpturen, Trümmer aus dem Heiligtum, das Xerxes im Jahre 480 verbrannte; danach waren sie bei dem Wiederaufbau in die Fundamente gesteckt worden, bis sie vor 20 Jahren mit wohlerhaltener Bemalung ans Licht kamen. Bei dem Mangel an einheimischen Kräften gegenüber den weitverzweigten Aufgaben, welche die Generalephorie der Altertümer in Athen und ganz Griechenland beschäftigen, verstattete sie gern, daß die ins Land kommenden Mitglieder der in Athen ansässigen archäologischen Institute ihre Kenntnisse und ihr Geschick in den Dienst der griechischen Ausgrabungsunternehmung stellten.

Das Vertrauen, das man den Fremden schenkte, ist belohnt worden. Zwar haben die jungen deutschen Archäologen den athenischen Damen, deren zahlreiche Standbilder aus der Masse der verstreut gefundenen Marmorgliedmaßen und Bruchstücke wieder zusammenzufügen waren, auf leider allzu lange Dauer den nicht einwandfreien Namen der „Tanten" angehängt. Aber mancher hat diesen Uebermut dadurch wieder gut gemacht, daß er in ausdauernder Bemühung und mit immer steigender Hochachtung vor der reizvollen Gesittung dieser lebendigen Gestalten und vor dem technischen Können ihrer Künstler die verletzten Gewandzipfel ergänzte, die künstliche Haarfrisur vervollständigte, dem verstümmelten Körper seine Füßchen wieder ansetzte. Was scharfe äußere Beobachtung von Bruchflächen, Marmorsorte oder aufgemaltem Muster, was innerlichere Empfindung für Stilgleichheit der Formen so zu vereinigen rieten, das wurde dem Restaurator und Werkmeister des Museums, P. Kalludis, in die Hände gegeben. Der überprüfte es mit seinem scharfen Blick, vertrat, was zu geschehen hatte, bei seinen Vorgesetzten und wußte dann die Zusammenfügung zu vollziehen und zu sichern, mochte es sich um einen kleinen anzukittenden Brocken handeln oder um einen schweren Block, bei dem er, seine Gehilfen um Haupteslänge überragend, die ganze Summe seiner Körperkraft einzusetzen hatte.

Es war mir eine besondere Freude, bei meinem ersten neuen Besuch im Akropolis-Museum gerade diese herakleische Gestalt, ob auch die Jahre nicht spurlos über sie hingezogen sind, wieder am Werke zu sehen. In jedem Raume, besonders in denen für die hochaltertümlichen Giebelskulpturen aus Kalkstein, die der Oesterreicher R. Heberdey zu seinem Studium gemacht hat, waren wichtige Ergänzungen und Umordnungen zu erkennen. Diesmal hatte den Anstoß Hans Schrader gegeben, der, bis vor kurzem auf dem vielfältig beschäftigten, entsagungsvollen Posten eines Sekretars des Deutschen Archäologischen Institutes, die erneute Durcharbeitung der archaischen Marmorfragmente sich zur persönlichen Aufgabe gestellt hat. Seine Forschungen sind eben einer der allerfeinsten weiblichen Gestalten zugute gekommen, gerade derjenigen, deren Kopf auch aufs vollständigste bis auf die scharfe Nasenspitze erhalten ist. Bis zu den Hüften reichte der Torso seit der Auffindung; der feine weiße Marmor des mit eingestreuten Mustern bemalten, zierlich gefältelten Gewandes saß breit auf schwerfälligem Postament auf; die Gestalt mit dem kräftigen Bau von Schultern und Brust mochte den Eindruck einer würdigen, bei süßem Lächeln doch recht gestrengen Matrone hervorrufen. Nun aber ließen sich erst ein paar kleine unscheinbare Gewandbruchstücke anpassen, die an einer Stelle bis zur Höhe über dem Knie hinabreichen und dort an ihrer Unterfläche wagrecht abgeschliffen sind. Also war die Figur aus zwei Blöcken zusammengesetzt.

Auf Grund dieser Erkenntnis wurde es dann möglich, ein in gleicher Höhe an seiner Oberkante glatt abschneidendes Fragmentenkonglomerat darunter zu ordnen. Was der Archäologe zusammengesucht, hat der Restaurator aneinandergefügt, eine besonders schwere Mühe, wo es galt eine an zwei Meter hohe Marmorfigur aus sehr ungleichen Bruchstücken auf die dünnsten Knöchel und zierlichsten Füße zu stellen, zumal in einem Lande, in dem mit Erdbeben zu rechnen ist. Als sie endlich vom Boden wieder emporgehoben, in das neue Postament eingelassen, auch in die Wand unter Benutzung einer Bruchstelle des Körpers verankert war und nun von den umschnürenden Tauen und umhüllenden Tüchern ledig und frei dastand, da war aus der würdigen Matrone, die sie vordem schien, eine überaus schlank aufgeschossene junge Dame geworden, der das liebreizende Lächeln ihres Antlitzes sehr viel natürlicher steht. Mein griechischer Gewährsmann schätzte sie auf 18, zwei norddeutsche Sanitätsräte, die dazu kamen, auf nicht mehr als 24 Jahre — das mag auf dasselbe herauskommen. Um ihren Formen gerecht zu werden, wird man noch die fein und streng gedrehten Locken ergänzen müssen, die den Hals umrahmend und beschattend beiderseits auf die Schultern hinabreichten; denn der etwas dicke Hals, der jetzt noch die Figur entstellt, war ursprünglich unter den Locken nicht so zu sehen.

Bisher besaß das Akropolis-Museum in dem Cercle seiner archaischen Frauenbildnisse nur ein Werk, das in annähernd gleicher Erhaltung und Größe den vollen Eindruck dieser Meisterwerke der Plastik aus dem Ende des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts hervorzurufen geeignet war, die vom Bildhauer Antenor geschaffene Statue, die durch Fr. Studniczkas scharfsinnige Kombination sogar auf ihre alte Basis wieder gesetzt werden konnte. Nun stellt sich neben diese Gestalt ebenbürtig die zweite und drängt zum Vergleiche: und da zeigt sich, wie sehr beide in archaischer Gebundenheit der Form und der Sitte verwandt sind, beide in derselben Stellung bei gehaltenem Vorschreiten, mit der Linken ihr Gewand zierlich vor sich aufheben — wie die Statue der Hoffnung über den Humboldtschen Gräbern in Tegel —, aber zugleich auch, wie verschiedenen Gehalt dem einen Typus zwei verschiedene Künstlerindividualitäten zu geben wußten. Jene, die Antenor-Figur, erscheint wie ein kraftstrotzendes, derb natürliches Mädchen vom Lande, diese, die neu zusammengesetzte, wie eine Dame aus der elegantesten und raffiniertesten Gesellschaft der Stadt. Sie stellt uns den ausgesprochensten Typus der überfeinerten Kultur dar, die von den Höfen des Krösus und des Polykrates an den Hof der Tyrannen von Athen eingezogen war und dort Bestand gehabt hat, bis das Zeitalter der Perserkriege zu einfacherer Lebenshaltung zurückführte.

Athen, Winter 1906. Alfred Brueckner.

Die erste Generalversammlung des Bundes für Mutterschutz.

Zeitgemäße Ideen von werbender Kraft machen rasch ihren Weg, wie sehr sie auch anfänglich bekämpft werden mögen. Wenn erst vor noch kurzer Zeit die charitative Hilfe für uneheliche Mütter und Kinder einsetzte und anfangs noch als Neues oft genug befehdet wurde, ist man sich heute schon klar, daß auf diesem Boden nichts Gründliches getan werden kann. Mütterheime und Kinderheime, Wohlfahrtseinrichtungen verschiedenster Art zugunsten alleinstehender Mütter vermögen nur einem winzigen Bruchteil der Bedrängten zu helfen und auch diesem nicht ausgiebig. Man kann eine Anzahl von Kindern dadurch dem Leben erhalten, einigen wenigen Müttern die Rückkehr in geordnete Arbeitsverhältnisse ermöglichen, aber man bekämpft bloß Symptome, nicht die tatsächlichen Ursachen. Einsichtige gelangen mehr und mehr zu der Ueberzeugung, daß wir den Dingen auf den Grund gehen müssen. Wo immer wir in die Beziehungen von Mann und Frau hineinblicken, finden wir unendlich viel des Reformbedürftigen. Ein greller Widerspruch besteht zwischen gepredigten Dogmen und tatsächlichen Zuständen. Mit großen Worten werden Ideale gepriesen, aber unendlich gering ist der Kreis jener Menschen, die tatsächlich diesen Idealen nachleben. Auf der einen Seite sehen wir das intimste und persönlichste Erleben der Menschen einschnürenden und herabwürdigenden Zwangsformen unterworfen, auf der anderen wiederum Institutionen, deren Schädlichkeit und Verwerflichkeit allgemein zugegeben wird, wie die Prostitution, geduldet, ja gefördert und sanktioniert. Keiner, der ernsthaft die bestehenden Zustände prüft, kann sie für gut finden. Weder die Erschwerung und Hinausschiebung der Ehemöglichkeit durch gesetzliche und wirtschaftliche Hemmungen, noch das Gegenstück dazu, die uneingeschränkte Fortpflanzung geistig und moralisch Minderwertiger, weder den Zwang, der innerlich Widerstrebende, miteinander Zerfallene zusammenhält, noch die Härte, mit der oft Bündnisse, die inniger Neigung und tiefer Achtung entsprangen, versemt werden, wenn sie der Form nach von der üblichen abweichen. Weder die Tatsache, daß Hunderttausende gesunder, tüchtiger, achtungswerter Frauen von Liebe, Ehe und Fortpflanzung ausgeschlossen sind, noch das Korrelat dazu, daß wieder andere Hunderttausende von Frauen aus dem Verkauf ihres Körpers ein Gewerbe machen müssen. Die lebenslängliche, oft erst spät und schwer erreichbare, unter den heutigen Gesetzen aber auch unendlich schwer zu lösende Ehe einerseits, die, wenigstens in bemittelten Kreisen, nur allzusehr eine Berechnungssache geworden ist — der käufliche Augenblicksgenuß der Prostitution, mit ihren furchtbaren, wieder tief ins Familienleben eindringenden Folgen, ihren verheerenden Krankheiten, ihrer Erniedrigung der Frauen, das sind die zwei Extreme, in denen sich vorwiegend das Geschlechtsleben unserer Kulturmenschheit abspielt. Wohl gibt es dazwischen noch ein anderes, aber dem wird vom Publikum nur in Dramen, Romanen und Gedichten Existenzberechtigung zuerkannt. Wo es im Leben hervortritt, da stößt es auf Unverstand, pharisäische Entrüstung, Gedankenlosigkeit oder Heuchelei. So ist denn der „Bund für Mutterschutz" ein Protestverein nach zwei Seiten hin. Gegen die Härte, Mitleidslosigkeit und Ungerechtigkeit ebensowohl wie gegen Niedrigkeit und Schrankenlosigkeit. Da nur durch eine Umgestaltung der gesamten Anschauungen über das Geschlechtsleben auch der Gesamtheit geholfen werden kann, muß er die Gesamtheit aller Probleme in seine Erörterungen einbeziehen und zugleich an die Lösung praktischer Aufgaben wie auch an die Verbreitung neuer Ideen gehen.

Die Generalversammlung, die vom 12.—14. Januar in Berlin tagte, hat gezeigt, auf wie unendlich vielen Gebieten die Arbeit vonnöten ist. Die wertvollen Vorträge konnten immer nur kurze Abrisse geben, und in den stundenlangen Diskussionen zeigte es sich, wie nützlich die Aussprache für die Klärung und Vertiefung der Anschauungen sich erweist. Auffallend war es zu sehen, daß sich das Publikum weit mehr für die Erörterung der theoretischen Fragen als der praktischen interessiert. Ueberaus zahlreich war der Besuch der Versammlungen zur „Reform der konventionellen Geschlechtsmoral", während die „Tagesordnung" „Gesetzgebung und Mutterschutz" lange nicht jenen Zustrom, den die trefflichen Vorträge auch hier verdient hätten, anlockte. Allerdings soll nicht vergessen werden, daß die erstgenannte „Tagesordnung" sich an einem Sonntag abspielte; nichtsdestoweniger hat der Bund auch sonst die Beobachtung gemacht, daß Versammlungen, in denen allgemeine Moralfragen diskutiert werden, sich eines viel regeren Besuches erfreuen als solche über noch so wichtige praktische Gegenstände, wie die Reform des Hebammenwesens, die Verbesserung der Lage unehelicher Kinder usw.

Die drei Hauptvorträge zur Reform der konventionellen Geschlechtsmoral standen in logischem Zusammenhang. In dem ersten Referat über „Die heutige Form der Ehe" wies Dr. Helene Stöcker darauf hin, daß Kulturbewegungen, die gleich dem Bunde, Reformen der Ehe, Gleichstellung der unehelicher Kinder mit den ehelichen, Umwertung der konventionellen Moral erstreben, heute fast in allen Kulturländern im Gange sind. Dies zeigt das Verlangen der Kulturmenschheit nach freier Entwicklung, die kommen werde, wenn auch seit Jahrhunderten Tausende und aber Tausende Leiden ertragen mußten und auch noch müssen, ehe wir Licht und Freiheit errungen haben. Die verschiedenartigsten Reformvorschläge stimmen überein in der Forderung individueller Gestaltung des Liebeslebens. Wirtschaftliche Umwälzungen werden gesetzliche Reformen herbeiführen, die freilich erst dann Vollkommenes bringen, wenn die innere Umwandlung und Erziehung des Menschen sich hinzugesellt hat. Liebe ist nicht nur Genuß, sondern eine Aufgabe, die gelernt und erprobt werden muß.

Im Anschlusse hieran sprach die Verfasserin dieser Zeilen über die von Staat und Gesellschaft infolge wirtschaftlicher Momente geschaffenen Verhinderungen und Erschwerungen der Ehe. Zu der so oft verfochtenen Lehre vom göttlichen Ursprung und der Heiligkeit der Ehe stehen die aus materiellen Gründen oder Vorurteilen verschiedenster Art entsprungenen Ehebeschränkungen in offenbarem Widerspruch. Während in den unteren Schichten die ehedem ziemlich weitgehenden Ehebeschränkungen gesetzlicher Art fast völlig aufgehoben sind, stehen der Verehelichung in den wohlhabenderen Gesellschaftskreisen mehr und mehr Hindernisse im Weg. Für ganze Berufsschichten besteht eine ungerechtfertigte Einengung der freien Ehewahl durch Standesvorurteile. An die Frau des Offiziers werden nicht nur Vermögensansprüche gestellt, auch Herkunft und Ruf werden unter oft durchaus willkürlichen Gesichtspunkten beurteilt. Vorurteile herrschen gegen bestimmte Berufstätigkeiten des Vaters, gegen die Berufsarbeit der Frau selbst, konfessionelle und moralische Engherzigkeit machen sich geltend. So dürfte in den meisten Fällen, z. B. dem Offizier die Verehelichung mit der Mutter seines eigenen unehelichen Kindes unmöglich gemacht werden. Erschwert wird die Ehe noch durch die gesellschaftliche Auffassung über standesgemäßes Leben. Auch für die 82,000 Unteroffiziere Deutschlands ist die Einschränkung der Ehemöglichkeit recht wesentlich. Das stehende Heer von einer halben Million Mann bringt schwere sittliche Gefahren auf dem Gebiete des Geschlechtslebens, Verbreitung von Geschlechtskrankheiten und Prostitution mit sich. Auch die Beamten sind zahlreichen Einschränkungen unterworfen, sowohl die höheren wie die niederen. Das Zölibat der katholischen Geistlichen entzieht ungerechtfertigterweise einen ganzen Stand der Ehe und legitimen Fortpflanzung und zeitigt gleichfalls schwere Gefahren. Die Bekämpfung der Mischehen aus religiöser Unduldsamkeit vernichtet viel Liebesglück. Ebenso das Verbot der Scheidung und Wiederverheiratung bei Katholiken. Ungerechtfertigt ist das Verbot der Ehe zwischen einem wegen Ehebruchs geschiedenen Teil mit dem Mitschuldigen. Eine der schlimmsten Ungerechtigkeiten jedoch ist das Eheverbot für die im Amt befindlichen Lehrerinnen, durch das zahlreiche der tüchtigsten und besten Frauen ihrer höchsten

Naturaufgabe entzogen werden. Ebenso ergeht es verschiedenen Kategorien von Beamtinnen, und auch das Vorurteil von Privatunternehmern gegen verheiratete Angestellte wirkt eheerschwerend. Die ganze Entwicklung geht dahin, daß, während Schwachsinnige und Minderwertige sich ungehindert vermehren, gerade die Begabteren spät oder gar nicht zur Fortpflanzung gelangen, daß die Liebe nicht mehr den wesentlichen Faktor der Ehe ausmacht, daß an lauter Aeußerlichkeiten das innerste Wesen der Ehe, die Neigung und freie Wahl, untergehen. Auch die Schwierigkeit der Ehelösung wirkt gerade auf die feinsten und pflichttreuesten Naturen als ehehemmend. Die heute einzig gültige Moralschablone entwürdigt das Allerpersönlichste und Intimste, das bei jedem Menschen so individuell ist wie seine religiöse Ueberzeugung. Auf Grundlage der wirtschaftlichen und geistigen Befreiung der Frau wird und muß die Reform der Ehe kommen.

Dr. Max Marcuse erörtert die Heiratsverbote vom Standpunkt der Rassenhygiene. Der Referent besprach eingehend die Schädigung der Rasse durch die verantwortungslose Fortpflanzung, die schwere Schuld, die Alkoholisten, Syphilitiker und Tuberkulöse auf sich laden, wenn sie Kinder in die Welt setzen. Durch den Nachwuchs von Verbrechern und Entarteten wird immer wieder unsere Kultur bedroht. Dennoch gelangte der Redner zu dem Resultat, daß Eheverbote nicht erstrebenswert sind. Wenn man Menschen die legitime Ehe verbietet, so vermehrt man dadurch lediglich den außerehelichen Verkehr, die außereheliche Fortpflanzung. Ueberdies ist die Wissenschaft noch nicht weit genug gediehen, als daß man die Verantwortung für Zwangsmaßregeln übernehmen könnte. Hingegen befürwortete Marcuse weitgehendste Aufklärung und Belehrung, Erziehung zur Verantwortlichkeit, damit körperlich oder geistig nicht voll gesunde Menschen auch bei Eingehung von Ehen oder Bündnissen wenigstens keine Nachkommenschaft in die Welt setzen. An Stelle von Eheverboten sollte man Gesundheitsatteste fordern, die es jedem der beiden Teile ermöglichen, sich von der Gesundheit des anderen zu überzeugen. Damit wäre schon unendlich viel gewonnen, auch wenn ein ungünstiges Attest kein absolutes Verbot nach sich ziehen würde. Diese letzte Forderung wurde auch in einer Resolution angenommen. Ebenso verlangte eine andere Resolution eine Reform der Ehe, gestützt auf die wirtschaftlichen und kulturellen Veränderungen im Leben des gesamten Volkes, insbesondere aber im Leben der Frau. Die Stellung von Mann und Frau im Eherechte soll eine gleichberechtigte werden, auch in Bezug auf ihre Erziehungsrechte den Kindern gegenüber. Sie verlangt ferner eine Erleichterung der Ehescheidung. Für freie Ehen wird gefordert, daß sie keinen behördlichen Eingriffen unterworfen und die Erziehungsrechte an den Kindern nicht angetastet werden. Auch sollen die solchen Bündnissen entsprungenen Kinder als den ehelichen gleich gestellt angesehen werden.

Mit großer Gründlichkeit wurde auf der Tagung das Problem des unehelichen Kindes erörtert. Die hier zu Worte gelangenden drei Herren brachten in ihren Vorträgen eine solche Fülle von Material, daß es unmöglich war, auch nur den wesentlichsten Punkten in der Diskussion gerecht zu werden. Jedes einzelne Thema hätte genügt, um einen Kongreß darüber abzuhalten. Den Zusammenhang zwischen Prostitution und Unehelichkeit beleuchtete Professor Flesch (Frankfurt am Main). Die uneheliche Geburt hängt insbesondere nach zwei Richtungen mit der Prostitution zusammen. Einerseits sind unverkennbar die unehelich geborenen Mädchen, denen der Schutz des Elternhauses fehlt, die oft in recht trauriger Umgebung heranwachsen, mitunter auch erblich belastet sind, mehr gefährdet, der Prostitution anheimzufallen. Diese Ursache kommt jedoch weniger in Betracht als man annimmt. Weit häufiger ist nicht Unehelichgeborensein, sondern uneheliches Gebären Ursache der Prostitution. Das Ausgestoßensein aus der Familie, das Verlassensein seitens des Mannes, der Verlust des bisherigen Erwerbs machen den Lebenskampf zu einem so schweren, daß die schwächeren Naturen leicht in die Prostitution hinein geraten. Dennoch wenn auch viele Einzelfälle jedem, der sich mit der Frage beschäftigt, diese Zusammenhänge klar machen, ergibt die Statistik, daß die Bedeutung des unehelichen Gebärens nicht so groß für die Prostitution ist, als man annehmen sollte. Besonders interessant war der Hinweis von Professor Flesch auf das Verhalten jener Frauen, die als schon Prostituierte später noch Mütter werden. Nach seiner Ansicht sehen diese die Geburt eines Kindes geradezu als eine Rehabilitation an, sie sind stolz darauf, unendlich bestrebt, vor und nach der Geburt alles für das Kind zu tun und viele sind in einem solchen Falle bemüht, ihr bisheriges Leben aufzugeben, wieder Arbeit zu suchen. Es ist falsch, anzunehmen, daß Prostituierte keine Kinder zur Welt bringen, ihre Fruchtbarkeit beträgt immerhin noch ¼ der normalen. Sehr eingehend erörterte Direktor Dr. Böhmert (Bremen) die Lage der unehelichen Kinder. Er schilderte die ungeheure Säuglingssterblichkeit, die Schwierigkeit, die sich den unehelichen Müttern bei der Erfüllung ihrer Mutterpflichten entgegenstellen und er mahnte dringend, bei der Besserung dieser Zustände nicht nur private Wohltätigkeit, sondern gesetzliche Umwandlungen zu erstreben.

Das reichste Material brachte Dr. Ottmar Spann von der Zentrale für private Fürsorge in Frankfurt a. M. Er hat gemeinsam mit Dr. Klumker ein geradezu grundlegendes Werk über die Unehelichen geschrieben, das in bisher noch nicht vorhandener Weise nicht nur die ersten Lebensjahre der Unehelichen, sondern zahlreiche Lebensläufe bis nach der Militärzeit erforscht. Nach allen Richtungen hin sind die Ergebnisse ergründet, nicht nur ihrer Zahl nach, sondern auch in ihren psychologischen Momenten erklärt. Spann kommt zu dem Schluß, daß die Lage der unehelichen Kinder um so besser ist, je größer in ihrer Gegend ihre Gesamtziffer; in solchen Gegenden bildet die Unehelichkeit eine Art wirtschaftlichen Normalzustandes und vielfach sind die Unehelichen nur voreheliche Kinder von Brautleuten, die später die Ehe miteinander eingehen. Daher sorgen Vater und Mutter für sie. In ähnlicher Weise führt die Untersuchung von Niederkunftsort der Mutter zu dem Resultat, daß, wo die Niederkunft sich in der Wohnung vollzieht, was zumeist dort der Fall ist, wo der Vater des Kindes oder die eigenen Angehörigen sich der Gebärenden annehmen, auch nachträglich die Lage des Kindes eine bessere ist. Die Zahl der später legalisierten Kinder ist hier viel größer, die Kinder selbst wachsen viel häufiger in der Pflege der Mutter oder ihrer Angehörigen auf, als in jenen Fällen, wo die Entbindung in öffentlichen und privaten Anstalten erfolgt. Fast so günstig wie der Eingang der Ehe zwischen Mutter und Vater wirkt die Verheiratung der Mutter mit einem fremden Mann, die Begründung einer stiefväterlichen Familie unehelichen Ursprungs. Die Unehelichkeit an sich bedingt keine Minderwertigkeit des Kindes. Das Wesentliche sind die Verhältnisse, in denen dann das Kind aufwächst. Ein Mittel zur Besserung des augenblicklichen Zustandes ist die Generalvormundschaft, wie sie in vielen Städten schon eingeführt wurde. Der Redner ist überzeugt, daß die uneheliche Mutter selbst vor allem aus psychologischen Gründen die Interessen des Kindes nicht genügend wahren kann, nicht mit der nötigen Energie gegen den Vater des Kindes auftritt. Der heute noch bestehende Einzel-Vormundschaftsapparat ist in seinen Funktionen ganz unzureichend. Berufsvormundschaft und Ziehkinderbeaufsichtigung sind unbedingt vonnöten. Die Vorträge über die Lage der unehelichen Kinder führten zur Annahme einer Resolution, in der die Versammlung folgendes verlangte: 1. Die prinzipielle rechtliche Gleichstellung des unehelichen Kindes mit dem ehelichen, namentlich im Erbrechte, hingegen soll das Erziehungsrecht der Mutter zufallen, bezw. auf Antrag beiden Eltern. Sie fordert demgemäß im besonderen: 2. daß die Kosten der Erziehung des unehelichen Kindes gleichmäßig auf die Mutter und den Vater verteilt werden. Die gegenwärtig üblichen Alimentationsbeträge werden als viel zu niedrig betrachtet; 3. daß die gegenwärtig geltenden Fürsorge- und Zwangserziehungsgesetze im Sinne der diesbezüglichen fachmännischen Forderungen ausgestaltet werden, sowie 4., daß eine Berufsvormundschaft nach dem Vorbilde der Leip-

siger und Frankfurter Berufsvormundschaften für uneheliche Kinder allgemein eingeführt werde. Ihre Tätigkeit hat sich auf die ärztliche Kontrolle der Pflegeverhältnisse und auf die Fürsorge für eine angemessene Berufsausbildung der Mündel zu erstrecken.

Der Vortrag von Herrn Geh. Regierungsrat Professor Mayet und die sich hieran anschließende rege Diskussion über Mutterschaftsversicherung bewiesen, wie sehr der Gedanke, der Not von Kindern und Müttern auf diesem Wege Abhilfe zu bringen, schon von Fachmännern durchgearbeitet und auch ins große Publikum gedrungen ist. Mayet ging namentlich davon aus, daß allen Müttern die Möglichkeit gegeben werden sollte, ihre Kinder zu stillen, denn das Selbststillen bedeutet für ein Kind nicht nur eine erhöhte Lebenswahrscheinlichkeit, sondern auch Aussicht auf viel bessere Entwicklung. Noch in der Schule erweisen sich die brustgestillten Kinder viel häufiger als gute Schüler. Bei der Heeresmusterung sind sie in viel größerer Zahl tauglich. Selbst in der Tierwelt hat künstliche Ernährung von Ziegen mit Kuhmilch bewiesen, daß schon in wenigen Monaten eine völlige Entartung eintritt. Die Mutterschaftsversicherung soll die Frau während der letzten Periode der Schwangerschaft schützen und die Geburt eines gesunden Kindes ermöglichen, sie soll die Wochenbett- und Folgekrankheiten verringern, die Gebärende vor Not schützen und es ihr ermöglichen, sich wenigstens in der ersten Zeit dem Kinde zu widmen. Freilich wird dieser Zweck noch nicht vollständig erfüllt durch die von Mayet vorgeschlagene Schutzfrist von 6 Wochen vor und 6 Wochen nach der Geburt. Immerhin aber wäre das schon außerordentlich wertvoll und so erschien es richtig, die Forderung auf das zunächst erreichbare Maß zu beschränken. Professor Mayet hält die von ihm eingebrachte Forderung für völlig ausführbar schon in nächster Zeit. Es würde dazu, selbst wenn man den Staat als Geldquelle völlig aus dem Spiele ließe, etwa 1 Proz. des Lohnes erforderlich sein. Die Mutterschaftsversicherung soll einer Krankenversicherung angegliedert werden unter Heranziehung der Arbeitnehmer und Arbeitgeber (männlicher und weiblicher) zur Beitragsleistung. Der Vortragende befürwortete die Einbeziehung der land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter, der Dienstboten, der Heimarbeiterinnen und Hausindustriellen, ferner Ausdehnung des Schutzes von Kranken- und Mutterschaftsversicherung auf die im Haushalt der Krankenkassenmitglieder lebenden Angehörigen. Als Leistungen der Mutterschaftsversicherung sieht er vor: Unterstützung während der gesetzlich normierten Arbeitsruhe (12 Wochen) in halber Höhe des Versicherten resp. des ortsüblichen Tagelohnes, freie Gewährung von ärztlichen und Hebammendiensten, wo nötig von Hauspflege. Zur Aneiferung des Selbststillens will er zweimal Stillprämien von je 25 M an selbststillende Mütter gewähren. Die Kasse soll berechtigt sein, Mittel darzuleihen und aufzuwenden zur Gründung, Betreibung oder Unterstützung von Beratungsstellen der Mütter von Säuglingen, von Schwangeren-, Wöchnerinnen-, Mütter- und Säuglingsheimen. Der Referent wünscht den Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung mit Rücksicht auf die stillenden Frauen. Von jeder Fabrik oder größeren Arbeitsstätte, die weibliche Personen beschäftigt, ist die Bereitstellung von Stillstuben und die Gewährung der nötigen Stillpausen gesetzlich zu fordern. Professor Mayet schlägt vor, daß der Vorstand des Bundes für Mutterschutz mit der Ausarbeitung und Absendung entsprechender Petitionen an Bundesrat und Reichstag beauftragt werde.

Die schon seit Jahren für den Gedanken der Mutterschaftsversicherung eintretenden Frauen können den wertvollen Vortrag von Professor Mayet nur aufs freudigste begrüßen. Zeigte er doch mit geringen Abweichungen ihre eigenen Anschauungen und die Erfüllbarkeit ihrer Wünsche. In einer überaus lebhaften Debatte nahm die Versammlung noch einige Abänderungen an, deren wichtigste dahin gehen, daß die Aufbringung der Mittel nicht nur durch Beiträge seitens der Arbeiterinnen und Unternehmer geschehen soll, sondern noch durch Gewährung eines Reichszuschusses. Es wurde ferner die Möglichkeit freiwilliger Versicherung für alle Frauen gefordert, deren eigenes Kapital oder das ihrer Familienangehörigen 3000 M nicht erreicht und in Anbetracht der für Mutter und Kind nötigen Aufwendungen, sowie der Unmöglichkeit der Simulation sollen die Unterstützungsgelder nicht gleich den Krankengeldern die Hälfte, sondern die volle Lohnhöhe betragen. Die Versammlung trat ein für Vereinheitlichung der Krankenversicherung mit angegliederter Mutterschaftsversicherung unter Wahrung der Gleichberechtigung der Frau.

Die ganze Tagung darf als ein großer Fortschritt der verfochtenen Gedanken betrachtet werden. Aus ihrem Verlauf dürfte es den noch Fernstehenden klar geworden sein, daß der Bund für Mutterschutz in ernster sachlicher Arbeit bemüht ist, nicht nur traurigen und entwürdigenden Mißständen entgegenzutreten, sondern auch aufbauend bessere Verhältnisse für die Gesamtheit, für Mann, Weib und Kind zu schaffen. Die Fragen bringen es mit sich, daß sie zugleich von der praktischen und theoretischen Seite angefaßt werden müssen, es ebensowohl nötig machen für wirtschaftliche und soziale Umgestaltung einzutreten, wie für die innere und erziehliche Entwicklung der Menschen selbst. So nötig es ist, Gesetze und ökonomische Zustände zu schaffen, die Ehe, Liebe und Fortpflanzung auf einen anderen Boden stellen, um nichts weniger wichtig erscheint es, die Anschauungen und Empfindungen der Menschen selbst zu veredeln und zu vergeistigen. Solange nicht alle in höchstem Maße anspruchsvoll geworden sind in bezug auf das Wesen der Beziehungen der Geschlechter, solange die Mehrheit der Männer unwürdige Surrogate an Stelle der Liebe treten lassen, solange die Frauen diesen Zuständen verständnislos und gleichgültig gegenüberstehen, würden auch Gesetze und wirtschaftliche Fortschritte allein nicht genügen, die Erlösung zu bringen. In der deutschen Ausgabe von Carpenters Buch ist das Ziel, dem zuzusteuern ist, durch den Titel trefflich ausgedrückt: „Wenn die Menschen reif zur Liebe werden." Ein innerer und ein äußerer Entwicklungsvorgang müssen Hand in Hand gehen. Schon hat er namentlich bei einem großen Teil der Frauenwelt begonnen. Denn alles, was verlangt wird, kann sich nur stützen auf die Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung der Frau. Ihre wirtschaftliche und geistige Selbständigkeit, ein Prozeß, dessen Fortschritt wohl niemand zu leugnen vermag, ist die Grundlage auch der neuen Ordnung der geschlechtlichen Beziehungen. Niemand verkennt, daß im Wesen der Liebe selbst, in der individuellen Verschiedenheit der Menschen, in der Kompliziertheit des Triebes, ja gerade in den Konflikten, die verschärft werden durch die Differenzierung und geistige Entwicklung Vorgeschrittener tausendfache Schwierigkeiten und Gefahren liegen. Unmöglich ist es, ein Paradies zu schaffen, ohne Kämpfe, Schmerzen und Mißverständnisse. Wollte man aber deshalb darauf verzichten, mit allen Kräften der besseren Zukunft entgegenzuarbeiten, so wäre dies, als wolle man die Bebauung von Feldern oder Gärten als nutzlos hinstellen, weil es immer Elementarereignisse, Mißernten und — Ungeziefer geben wird!

Berlin. Adele Schreiber.

Bücher und Zeitschriften.

Parlament und Verfassung in Oesterreich. Von Gustav Kolmer. 4. Band: 1885—1891. Wien und Leipzig 1907 Karl Fromme, 474 S.

Von dem rühmlichst bekannten Werke, welches den ältesten und besten der Wiener parlamentarischen Berichterstatter, den jetzigen politischen Redakteur der Neuen Freien Presse Kolmer zum Verfasser hat, liegt jetzt der vierte Band vor. Dieser Band behandelt die Zeit von 1885 bis 1892, das ist die zweite Aera Taaffe. Alle Vorzüge, welche den ersten drei Bänden nachgerühmt werden, finden sich auch in der neuesten Publikation Kolmers: die absolute Verläßlichkeit, die interessante Gruppierung, die Klarheit der Darstellung, die Fülle der Belege, die das Buch zu einer der wichtigsten Quellen des österreichischen Verfassungslebens machen.

Speziell der neue Band behandelt große politische und wirtschaftliche Aktionen, namentlich den dritten Ausgleich mit Ungarn, den von den Jungtschechen zum Scheitern gebrachten Ausgleich zwischen Deutschen und Tschechen in Böhmen, den Zusammenbruch des eisernen Ringes (Vereinigte Parteien der Rechten) und den Niedergang der liberalen Partei. Alle diese Ereignisse sind den Zeitgenossen noch in frischer Erinnerung und finden eine anschauliche, lebendige Darstellung. Der vierte Band des Kolmerschen Werkes wird die Zahl der Freunde, welche die ersten drei Bände gefunden haben, entschieden vermehren. Im Inland wie im Ausland muß dieses ausgezeichnete Werk, das eine reiche Fundgrube bildet für alle, die sich für die politischen Verhältnisse in Oesterreich interessieren, die größte Beachtung und Verbreitung finden.

Wien. M. Dub.

Darstellungen aus der bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte. Herausgegeben vom kgl. bayer. Kriegsarchiv. Heft 15. München 1906. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). 262 Seiten.

Noch ehe Nachrichten über die kolossalen Verluste der großen Armee Napoleons in Rußland nach der Heimat gelangten, waren schon ganz gewaltige Anstrengungen im Gange, um der bayerischen Armee im Felde die so notwendigen Ergänzungen zuzuführen.

Wie es der bayerischen Kriegsverwaltung gelang, dem General der Kavallerie Grafen Wrede zu ermöglichen, schon zu Neujahr 1813 bei Plozk an der Weichsel eine zwar schwache, aber im allgemeinen schlagfertige Division zusammenzubringen, und zwar wenige Wochen nach einem in der Kriegsgeschichte einzig dastehenden Rückzug, das zeigt uns in fesselnder Darstellung der erste Aufsatz des Heftes. (Die Neubildung der bayerischen Heeresabteilung nach dem Rückzuge aus Rußland 1812 und die Ereignisse bis zur Rückkehr in die Heimat 1813. Von Heinrich Demmler, Oberleutnant im 1. Jäger-Bataillon.) Die Erlebnisse der aus dem Vaterlande abgeschickten Ergänzungskolonnen auf ihrem Marsche zum Kriegsschauplatze und ihre großen Verluste, noch ehe sie an den Feind kamen, gewähren interessante Einblicke in die mangelhafte Anlage der Etappenanstalten und die durchaus unzureichenden Vorkehrungen an den rückwärtigen Verbindungen so riesiger Truppenmassen, die sich kurz vor Beginn des Winters volle 1000 Kilometer weit in feindliches Gebiet hineinwagten.

Von diesen Verhältnissen muß man unbedingt Kenntnis haben, um die Leistungen der bayerischen Heeresteile unter den Generalen Grafen Wrede, Rechberg und v. Zoller in den ersten Monaten des Jahres 1813 nur einigermaßen richtig beurteilen zu können.

Das Schicksal der nach großen Anstrengungen endlich zur Heimat eilenden bayerischen Truppen, wie sie sich noch tapfer gegen die russischen Reiterangriffe bei Kolditz am 29. März und noch der ersten Ueberraschung auch bei dem Ueberfall in Langensalza durch preußische Husaren am 13. April erfolgreich wehrten, wird uns getreulich berichtet. Endlich erreichen sie am 17. April die Landesgrenze, die Division Rechberg wird am 19. April aufgelöst und über ihre einzelnen Bestandteile nun entsprechend verfügt.

Manches für die Armee unerfreuliche Bild und mancher Mißstand wird geschildert, allein hierbei muß beachtet werden, daß die Schuld nicht den Truppen und auch meist nicht der Führung, sondern den allgemeinen Verhältnissen und dem damaligen System zur Last fällt. Ganz besonders wäre noch hervorzuheben, daß nach den Erlebnissen beim Rückzug aus Rußland Führer und Soldaten unter dem niederschmetternden Banne einer beispiellosen Niederlage und wahrhaft grauenvoller Ereignisse standen. Schon während des Rückmarsches der spärlichen Reste der bayerischen Armee ins Vaterland bereitete sich allmählich und still der Umschwung vor, der im Herbste desselben Jahres zum Vertrage von Ried (8. Oktober) und dem Wechsel in der bayerischen Politik führen sollte.

Wohl den interessantesten Abschnitt aus der Geschichte des 6. Jäger-Bataillons, welches 1851 errichtet, schon 1878 zur Formierung des 17. Infanterie-Regiments Orff verwendet wurde und damit sein Dasein beschloß, führt uns General Hagen, welcher selbst Angehöriger dieses Bataillons war, im zweiten Aufsatz vor Augen (Der Anteil des kgl. bayer. 6. Jäger-Bataillons am deutsch-französischen Kriege 1870/71). Am Feldzug 1866 nahm das Bataillon in den Gefechten bei Roßdorf und Kissingen rühmlichen Anteil. Nach dem Feldzug hatte es nacheinander Forchheim und Erlangen als Garnisonsorte. Von letzterem brach es nach der Mobilmachung 1870 am 22. Juli auf, um sich mit den übrigen Truppenteilen der 7. Infanterie-Brigade zu vereinigen und in die Pfalz abzurücken. Das Bataillon hat zwar nicht so viel erlebt wie andere mehr vom Glücke begünstigte Truppenteile, aber doch war sein Anteil am Kriege 1870/71 reich an Strapazen, Mühen, Ehre und Ruhm. „Bei Weißenburg erhielt es die Feuertaufe, bei Wörth durfte es mitringen in blutiger Feldschlacht, an dem gewaltigen Drama von Sedan wie am Einschließungsgefecht bei Petit Bicêtre und Chatillon und bei den Ausfallgefechten nächst l'Hay und Bagneux war es beteiligt. Vor Marsal und Toul stand es im Felde und hatte sodann vollen Anteil an der anstrengenden Belagerung der feindlichen Hauptstadt, dem Hauptakte des ganzen Krieges, dessen glückliche Durchführung erst die Krone des Sieges brachte."

Die älteren Offiziere der bayerischen Armee hat der Herr Verfasser durch seine lebendigen Schilderungen zu besonderem Danke verpflichtet, den jüngeren Offizieren kann das jüngste Heft der Darstellungen des kgl. Kriegsarchivs gerade wegen dieses Artikels noch besonders zu eifrigem Studium empfohlen werden.

München. M. Bösmiller.

---

* **Zeitschriften-Literatur.** Leipziger Zeitschrift für Handels-, Konkurs- und Versicherungsrecht, herausgegeben von Dr. A. Düringer, Reichsgerichtsrat, Dr. E. Jaeger, Professor an der Universität Leipzig, H. Könige, Reichsgerichtsrat. J. Schweitzer Verlag (Arthur Sellier) in München. Die neue Zeitschrift wird monatlich einmal im Umfang von etwa 40 Quartseiten zum Preise von halbjährlich 10 M erscheinen. Das Handels-, Konkurs- und Versicherungsrecht soll darin die einheitliche Pflege finden, die diesen wichtigen, in inniger Beziehung zu einander stehenden Rechtsgebieten im modernen Geschäftsleben zukommt. In der Voraussetzung, daß nur durch das Zusammenwirken der ersten Vertreter von Wissenschaft und Praxis eine Zeitschrift geschaffen werden kann, die mit Erfolg an jene Aufgabe herantreten darf, sind für die Leipziger Zeitschrift die bekanntesten Repräsentanten der Wissenschaft und Praxis des Handels-, Konkurs- und Versicherungsrechtes als ständige Mitarbeiter gewonnen worden. Die erste Nummer gibt ein Bild des neuen Unternehmens und empfiehlt sich auch äußerlich durch ihre gediegene Ausstattung. Sie bringt eine Reihe von kleineren Beiträgen der Herausgeber, zahlreiche mit Begründung versehene Urteile des Reichsgerichtes, der Oberlandesgerichte und Kaufmannsgerichte, außerdem kurze prägnante Rechtssprüche nach neuesten Reichsgerichtsurteilen. An Abhandlungen sind veröffentlicht: Bolze, Dr., Reichsgerichts-Senatspräsident a. D. in Leipzig, Haftung der Aktiengesellschaft aus Verträgen über ihre Aktien und aus Arglist; Hachenburg, Dr., Rechtsanwalt in Mannheim, Der Verzug bei Successivlieferungen; Seuffert, Dr. L., Professor in München, Wiederverkaufsrecht während des Konkurses; Wolff, Dr., Oberlandesgerichtsrat in Hamm, Die Rechtsstellung des Konkursverwalters zur Verjährung während des Anfechtungsprozesses; Emminghaus, Dr., Professor in Gotha, Die Ansprüche der Ehefrau an der Lebensversicherungssumme des Ehemannes im Todesfalle und im Nachlaß-Konkurs. Gibt es ein Eintrittsrecht der Frau im letzteren Falle? — Für die nächsten Nummern werden Arbeiten von Brodmann, Ehrenberg, Hagens, Kohler, Kretschmar, Pollak, Rehbein, Riesser, Schneider, Ullmann, Veit-Simon, Voß angekündigt.

Revue des Deux Mondes. Paris 15, rue de l'Université, Tome Trente-Septième 2e Livraison 15 Janvier 1907: *Benjamin Constant:* Le Cahier Rouge II. 1787. — ***: Honneur Militaire. Lettres écrites pendant la Guerre d'Italie et la Campagne de Cochinchine. — *M. Edouard Rod:* L'Ombre s'étend sur la Montagne, Troisième Partie. — *M. Georges Goyau:* Un Historien Belge. M. Godefroid Kurth. — *M. André Theuriet:* Poésies. — *M. Charles Le Goffic:* La Crise Sardinière. — *M. René Doumic:* Revue Littéraire. Fontenelle. — *M. T. de Wyzewa:* Revues Étrangères. Un nouveau recueil de Lettres de Richard Wagner. — *M. Francis Charmes:* Chronique de la Quinzaine, Histoire Politique.

La Revue de Paris. Paris 85bis, Faubourg Saint-Honoré, 14e Année. No. 2: *Ct Ernest Picard:* De Châlons vers Sedan. — *Henry Bargy:* France d'Exil. II. — *Henri d'Régnier:* La Peur de l'Amour (3e partie) — *Ernest Tonnelat:* Les Colonies allemandes au Brésil (fin). — *Louis Houllevigue:* L'Organisation de la Matière. — *Claude Farrère:* L'Homme qui assassina (fin). — *Fr. Clément-Simon:* La Révolution et le Grand Turc.

Allgemeine Rundschau.

Ein Land des Korkes.

δ. Der Staat Tunis birgt in seinem nordwestlichen Winkel ein bevorzugtes Stückchen Erde: das von der Natur überaus reich ausgestattete Land Khroumirie, bewohnt von den Khroumirs (Akhmai). In dieser auch gesundheitlich sehr zuträglichen Gegend regnet es reichlich, im Winter fällt Schnee, im Sommer herrscht in dem Untergehölz der Wälder, die die Abhänge des gebirgigen Landes bedecken und sich bis 1000 Meter hinaufziehen, eine angenehme Temperatur, weht eine leicht zu atmende, reine, frische und salzhaltige Luft, denn das Meer befindet sich in unmittelbarer Nähe. Bei jedem Schritt tiefer in die herrlichen Wälder hinein wird die Szenerie bezaubernder. Die Verbindungsstraße von Tabarka nach Ain-Draham, die von der Küste des Mittelländischen Meeres ins Innere führt, ist von hohem Reiz, Waldwege durchfurchen das Gehölz, Fußsteige schlängeln sich empor zu unzähligen Quellen oder von Fels zu Fels herabrieselnden Bächlein, ein blauer Himmel lächelt, die Lichtungen im Walde rücken vor das Auge, das weite, den Horizont begrenzende Meer und ein klares noch im Schatten durchsichtiges Licht spielt in wundervollem, unbeschreiblichem Kolorit.

Die sich weithin erstreckenden, mehr oder weniger zusammenhängenden Wälder Khroumiries umfassen einen Flächenraum von 100,000 Hektar und bestehen außer aus algerischen Eichen zum nicht geringen Teil aus Korkeichen. Diese nehmen vor allem die Höhen des Gebirges ein. Je tiefer, um so weniger zahlreich werden sie, wenn auch noch in den niederen Lagen junge Anpflanzungen anzutreffen sind.

Die Mission von 1882 schätzte die Zahl der für die Korkgewinnung in Betracht kommenden Korkeichen auf 13 Millionen, und so viel hätten auch seit dem Jahre 1902 ausgebeutet werden können; aber Brände, die die Waldungen zu wiederholten Malen verwüsteten, haben viele Pflanzungen zerstört und jene Zahl fast um die Hälfte gemindert. Man kann jetzt in der Tat nur etwa 6½ Millionen Korkeichen nutzbar machen.

Der Kork ist ein Teil der Eichenrinde. Die Rinde wird wieder aus zwei Lagen gebildet, einer tieferen, an dem Holze des Stammes liegenden, die reich an Tannin ist und allein als Kork verwertet werden kann, und einer oberflächlichen dickeren. 15 Jahre läßt man die Korkeiche alt werden, ehe man von ihr Nutzen zieht. Während dieser Zeit erlangt sie eine dicke Rinde, deren Kork ebenfalls dick, hart, ungleich und für die Folge beinahe unbenutzbar ist. Dieser harte, nach außen weniger geschützte, vom Stamm entfernter liegende Kork ist der sogenannte männliche Kork. Ihn nimmt man weg durch das Verfahren der Entrindung, das gewöhnlich im Juni und Juli vorgenommen wird. Khroumirische Korker durchlaufen dann, begleitet von Waldwärtern, den Wald und machen sich mit erstaunlicher Gewandtheit über das Entrinden der bereits gezeichneten Eichen her. Ausgerüstet mit einem besonderen Messer, schneiden sie die Rinde zunächst über dem Stamm quer durch, führen entgegengesetzt von oben nach unten zwei ungefähr 1.40 Meter lange Einschnitte und hacken dann mit einem kleinen Beil an deren Enden eine kreisförmige Oeffnung, die die übrige Rinde von dem abzuhebenden Kork trennt. Einige mit dem nicht schneidenden Rücken des Beiles ausgeführte Schläge gestatten nun leicht, in einem einzigen Stücke jeden Teil des so abgegrenzten männlichen Korkes loszulösen.

Die Hantierung des Entrindens erfordert viel Aufmerksamkeit, denn es gilt, die untere Lage, die Tanninlage, die allein lebend ist und immer neuen Kork erzeugt, nicht zu verletzen. Gelingt sie, ist auch die übrige Entschälung gesichert; denn nun tritt erst der sogenannte Mutterkork, also die jüngere, von jener älteren geschützte Korklage zutage.

Der frisch entrindete Stamm ist rot, mit der Zeit geht seine Farbe in Braun und Schwarz über. An der Oberfläche des Stammes bildet sich wieder weiblicher Kork, allmählich nimmt er an Dicke zu und man schreitet, wenn man mittels der Sonde findet, daß er mindestens 2.5 Zentimeter stark geworden ist, zu einer neuen Entrindung, die dann einen weiblichen Kork mit allen den Eigenschaften liefert, die die anspruchsvolle Industrie von ihm verlangt.

Dieses Verfahren wiederholt sich durchgehends alle zehn Jahre, und zwar nimmt das Mengenergebnis mit jeder neuen Entrindung zu. Man kann annehmen, daß durchschnittlich eine Eiche, nach ihrem Alter von 20 bis 100 Jahren, zunehmend 3 bis 54 Kilogramm Kork liefert. Dies ergibt im ganzen für eine Eiche 217 Kilogramm Kork. Diese 217 Kilogramm haben, da der mittlere Preis für 100 Kilogramm Kork 45 Francs beträgt, einen Geldwert von 107.65 Francs. Im Alter von 110 bis 120 Jahren ist die Korkeiche am Ende ihrer Leistungsfähigkeit angelangt. Man schlägt den absterbenden Baum ab und entblößt den Stamm von der Tanninrinde, die ihn noch bedeckt. Das Tannin ist für das Lohen der Tierhäute sehr begehrt.

Im Jahre 1904 wurden von Tunis nach Frankreich, Algier, Oesterreich, Belgien, Italien, Griechenland, Holland und Portugal im ganzen 3,359,989 Kilogramm Kork im Werte von 839,997 Francs ausgeführt. Die Ausfuhr von Lohe betrug in demselben Jahre nach Algier, Italien, Aegypten, Portugal und anderen Ländern 354,326 Kilogramm, gleich 1,075,298 Francs. Diese Zahlen sprechen beredt, welchen großen ökonomischen Wert nur allein die Korkeichen in den Wäldern Khroumiries haben, und weisen bereits deutlich darauf hin, welch hohen Aufschwung auch die Korkindustrie genommen hat, mit deren weittragenden Aufgaben sich erst jüngst der Internationale Korkindustriellen-Kongreß zu Eisenach beschäftigte.

*

Kleinere Mitteilungen.

hc. **Kaiser Wilhelm-Bibliothek in Posen.** Zu den Kosten der Unterhaltung der Kaiser Wilhelm-Bibliothek, die bei deren Begründung insgesamt auf höchstens 40,000 Mark veranschlagt waren, hatte von Hause aus der Staat alljährlich vertragsmäßig einen Zuschuß von drei Vierteln dieser Kosten, höchstens jedoch 30,000 Mark zu leisten. Im Hinblick auf den alle Erwartungen übertreffenden Aufschwung der Bibliothek wurde der Staatszuschuß durch den Staatshaushalts-Etat für 1905 auf jährlich 40,000 M erhöht.

Die höchst erfreuliche Weiterentwicklung der Bibliothek, die in erster Linie dem Einflusse der Akademie in Posen zuzuschreiben ist, hat ein fortgesetztes Anwachsen der laufenden Unterhaltungskosten zur Folge gehabt. Im Jahre 1906 sind dieselben insgesamt auf 81,550 M etatsmäßig veranschlagt worden, so daß es angezeigt erscheint, den Höchstbetrag des staatlichen Zuschusses durch Bereitstellung weiterer 10,000 M auf 50,000 M jährlich zu bemessen. Der Mehrbetrag soll vor allem einer Verstärkung des Bücheranschaffungsfonds sowie der Annahme einer weiteren bibliothekarischen Kraft und eventuell eines weiteren Bureaubeamten dienen.

* **Erdbeben in Jamaika.** Telegraphischen Nachrichten zufolge hat am 14. Januar nachmittags auf Jamaika ein sehr schweres Erdbeben stattgefunden; angeblich ist die ganze Stadt Kingston zerstört worden. Die Apparate der Kaiserl. Hauptstation für Erdbebenforschung in Straßburg i. E. haben das Erdbeben schön aufgezeichnet. Der Anfang liegt bei 9¾ Uhr abends, das Hauptbeben beginnt 10 Uhr 7½ Minuten; die Entfernung berechnet sich zu etwas über 8000 Kilometer.

hc. **Personalien.** Die ordentlichen Professoren Dr. Lubor Niederle (Archäologie und Ethnologie) an der Prager böhmischen Universität und Dr. Oskar Asboth (Slavische Philologie) an der Budapester Universität wurden zu korrespondierenden Mitgliedern der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg ernannt. — Der Archäologe Louis Emile Burnouf, früher Direktor der französischen Schule von Athen und Leiter der französischen Ausgrabungen in Griechenland, ist im Alter von 85 Jahren in Paris gestorben.

*

Hochschulnachrichten.

* **Erlangen.** Der außerordentliche Professor der alten Geschichte Dr. Max L. Strack in Gießen hat einen Ruf als Ordinarius an die hiesige Universität erhalten.

* **Jena.** Die Privatdozenten in der medizinischen Fakultät Dr. E. Giese (gerichtliche Medizin) und Dr. F. Lommel (innere Medizin) sind zu außerordentlichen Professoren ernannt worden.

hc. **Breslau.** Als Nachfolger des vor kurzem verstorbenen Professors Dr. W. Wrede ist der ordentliche Professor für neutestamentliche Exegese an der evangelisch-theologischen Fakultät in Wien Dr. theol. und phil. Paul Feine berufen worden.

H. **Freiburg in der Schweiz.** Die juristische Fakultät der hiesigen Universität verlieh dem Bundesrichter Gottofrey die Doktorwürde ehrenhalber in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um die Rechtswissenschaft und die Universität Freiburg.

H. **Neuenburg.** Dr. Jules Jeanjaquet wurde vom Staatsrat an Stelle des mit Ende des Wintersemesters zurücktretenden Professors Jules Lecoultre zum Professor für Geschichte der französischen Sprache an der hiesigen Akademie ernannt.

Büchereinlauf.

Bildende Kunst, Theater und Musik.

Die Kunstdenkmäler von Oberpfalz und Regensburg. Heft 6. Bezirksamt Cham. Bearbeitet von Richard Hoffmann und Gg. Hager. Mit 6 Tafeln, 108 Abbildungen und 1 Karte. (Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern, herausgegeben im Auftrage des kgl. bayer. Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten. 2. Band.) München 1906. R. Oldenbourg. 159 S. (7 M.)

Heinz Heß: Die Opern Alessandro Stradellas. (Publikationen der Internationalen Musikgesellschaft. Beihefte. 2. Folge. III.) Leipzig 1906. Breitkopf u. Härtel. 93 S. (2.50 M.)

Hugo Daffner: Die Entwicklung des Klavierkonzerts bis Mozart. (Publikationen der Internationalen Musikgesellschaft. Beihefte 2. Folge IV.) Leipzig 1906. Breitkopf u. Härtel. 102 S. (3 M.)

Karl Fr. Glasenapp: Das Leben Richard Wagners. 3. u. 4. Auflage. Band 5. Leipzig 1907. Breitkopf u. Härtel. 416 S. (17.50 M.)

Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte.

Aloysia Cüppers: Schillers Maria Stuart in ihrem Verhältnis zur Geschichte. Münster 1906. Heinrich Schöningh. 129 S. (1.80 M.)

Kurt Singer: Ist Ibsen theatralisch? Eine Studie. Dresden 1907. E. Pierson. 29 S. (50 Pfg.)

Gustav Just: Als die Völker erwachten. Literarische Bewegung und Zeitstimmung in Deutschland und Oesterreich vor Beginn des Feldzuges 1809. Wien u. Leipzig 1907. C. W. Stern. 96 S.

Hans Hoffmann: Wilhelm Raabe. (Die Dichtung, herausgegeben von Paul Remer. Band 44.) Berlin 1907. Schuster u. Loeffler. 77 S. (kart. 1.50 M, geb. 2.50 M.)

Gustav Kühl: Richard Dehmel. (Die Dichtung, herausgeg. von Paul Remer. Bd. 45.) Berlin 1907. Schuster u. Loeffler. 59 S. (kart. 1.50 M, geb. 2.50 M.)

Richard Schmidbauer: Das Komische bei Goldoni. Inaugural-Dissertation, verfaßt und der hohen philosophischen Fakultät der kgl. bayer. Julius-Maximilians-Universität Würzburg zur Erlangung der Doktorwürde vorgelegt am 6. Januar 1906. München 1906. C. Wolf u. Sohn. 170 S.

Karl Voßler: Die göttliche Komödie. Entwicklungsgeschichte und Erklärung. 1. Band, 1. Teil: Religiöse und philosophische Entwicklungsgeschichte. Heidelberg 1907. 265 S. (5 M.)

Martin Schanz: Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian. 1. Teil: Die römische Literatur in der Zeit der Republik. 1. Hälfte: Von den Anfängen der Literatur bis zum Ausgang des Bundesgenossenkriegs. 3. Auflage. (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, herausgegeben von Iwan v. Müller. 8. Band, 1. Abteilung, 1. Hälfte.) München 1907. C. H. Beck. 362 S.

W. Köhler: Geschichte des literarischen Lebens vom Altertum bis auf die Gegenwart in den Grundzügen dargestellt. 1. Halbband: Grundlegung nebst 8 Tafeln. Gera-Untermhaus 1906. W. Koehler. 108 S. (brosch. 2.50 M, geb. 3 M.)

Moderne Literatur.

Fliegende Blätter. Band 125: Nr. 3180—3205. München 1906. Braun u. Schneider. 312 S. (6.70 M.)

Wilhelm Beckh: Gedichte. Nürnberg 1906. Jakob Zeiser. 247 S. (geb. 4 M.)

Hermann Bahr: Ringelspiel in 3 Akten. Berlin 1907. S. Fischer. 126 S.

Richard Schaukal: Literatur. 3 Gespräche. Im Tyrannos. München und Leipzig 1907. Georg Müller. 96 S.

Richard Schaukal: Giorgione oder Gespräche über die Kunst. München u. Leipzig 1907. Georg Müller. 245 S.

Anton Renk: Gedichte. 1. Band. Mit einer Einleitung von Franz Kranewitter. (Anton Renks Werke, herausgegeben von Jungtirol.) München u. Leipzig 1907. Georg Müller. 197 S.

Walter Domansky: Ob ein Mann seine Frau zu schlagen befugt sei. Eine Erzählung. (Für Hütte und Schloß. Nr. 1.) 32 S. (10 Pfg.)

Maina Jensen: In der Residenz zu Kleinhausen. Eine Novelle. Leipzig 1907. Fr. Wilh. Grunow. 110 S. (1.50 M.)

Georg Peiser: Die Schule der Welt. Ein preußisches Lustspiel Friedrichs des Großen. Leipzig 1906. Fr. Wilh. Grunow. 32 S. (60 Pfg.)

Paul Verlaine: Gedichte. Eine Anthologie der besten Uebertragungen, herausgegeben von Stefan Zweig. Mit einem Porträt des Dichters. Berlin 1907. Schuster u. Loeffler. 112 S. (1 M.)

Emile Verhaeren: Ausgewählte Gedichte in Nachdichtung von Stefan Zweig. Berlin 1904. Schuster u. Loeffler. 90 S. (2 M.)

Gabriele d'Annunzio: Gesänge in Nachdichtung von Else Schenkl mit Buchschmuck von E. M. Lilien. Berlin 1904. Schuster u. Loeffler. 105 S. (2 M.)

Alexander v. Gleichen-Rußwurm: Neujahrsblätter. Herausgegeben von der Gesellschaft für fränkische Geschichte. II: Aus den Wanderjahren eines fränkischen Edelmannes. Würzburg 1907. H. Stürtz. 61 S. (2 M.)

Georg Boenisch: Lieder aus dem Osten. Dresden 1907. E. Pierson. 105 S. (1.50 M.)

Franz Ulrich Apelt: Avalum. Neue Gedichte. Berlin 1907. Franz Wunder. 80 S. (geh. 1 M, geb. 1.60 M.)

Otto Emil Meyer: An den Wassern des Niagara. Eine Geschichte aus zwei Weltteilen. Dresden 1907. E. Pierson. 640 S. (5 M.)

Hans v. Brescius: Zauber des Südens. Frühlingstage in Sizilien. Dresden 1907. Alexander Köhler. 89 S. (80 Pfg.)

Kataloge.

Bernh. Liebisch, Leipzig 1907. Antiquariatskatalog Nr. 156: Deutsche Kultur und Sittengeschichte. Folklore. Geheime Wissenschaften. Nr. 157: Deutsche Literatur von Gottsched bis zur Gegenwart.

Joseph Baer u. Co., Frankfurt a. M. 1906. Frankfurter Bücherfreund. Mitteilungen aus dem Antiquariate. 5. Jahrgang. Nr. 1.

Leo Liepmannssohn, Berlin 1907. Katalog 162: Musikgeschichte und Bibliographie aus den Sammlungen der Professoren Robert Eitner und Heinrich Reimann. Katalog 160, enthaltend eine kleine Sammlung wertvoller Musikalien und Bücher als Beiträge zur Geschichte der musikalischen Notation vom früheren Mittelalter bis zur Gegenwart, nebst einem Anhang von Werken zur Geschichte und Theorie der Notation und Neudrucken in älterer Notation verfertigter Werke. Katalog 161: Deutsche Literatur von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart: Literaturdenkmäler und Porträte. 1. Teil: A—H nebst einer wichtigen Abteilung, enthaltend musikalische Kompositionen deutscher Dichtungen.

Heinrich Kerler, Ulm a. D. 1906. Antiquarischer Katalog Nr. 354: Kultur und Sitte. Seltenheiten und Kuriosa zur Völkerpsychologie und aus Literatur, Kunst, Natur und Wissenschaften. Mit einer Abhandlung über Volksglauben, Kultur und Sitte des Mittelalters im Spiegel des Heiligenpatronats.

J. Schweitzer, München 1907. Antiquariats-Katalog Nr. 40: Rechtswissenschaften. Nr. 41: Staatswissenschaften.

A Bielefeld, Karlsruhe 1907. 230. Katalog des antiquarischen Bücherlagers. Auswahl bedeutenderer Werke aus dem Gebiete der Kunst, Literar- und Kulturgeschichte ꝛc.

H. L. Schlapp, Darmstadt 1907. Antiquariats-Katalog Nr. 46: Deutsche Literatur. Literaturgeschichte, Uebersetzungen.

J. Bielefeld, Freiburg (Baden) 1907. Werke aus dem Gebiete südwestdeutscher Kunst und Kultur.

Martin Spahn Soeben erschien:

Das Deutsche Zentrum

Kl. 8 (VI u. 117 S.) In moderner Druckausstattung, kartoniert M. 1.50 (V. Bändchen der Sammlungs-Ausgabe „Kultur und Katholizismus".)

In grosszügigen Linien zeichnet der durch seine Vorstudien („Leo XIII." „E. Lieber") und Stellung besonders berufene feinsinnige Autor ein geschichts- und rechtsphilosophisches Bild von der deutschen Parteientwicklung, von der Entstehung des Zentrums, seiner Stellung zu Bismarck, seiner Mitarbeit an der Reichspolitik bis auf unsere Tage. Zum ersten Male wird der Inhalt des Gesprächs Windthorsts mit Bismarck am 14. März 1890 (vor der Entlassung des Altreichskanzlers) auf Grund Windthorsts persönlicher Mitteilung an den Zentrumsführer P. Spahn mitgeteilt. (S. 86 ff.) *(22899)

Mainz * Verlag Kirchheim & Co. * München

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Montag, 21. Januar Nummer 17.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50
(Bei direkter Lieferung Inland M 6.30, Ausland M. 7.—;
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition

Verantwortlicher Herausgeber. Dr. Julius Petersen in München.

Inhalt:

Das Gemeingefühl der Selbstherrlichkeit. Von Ellen Key.

Momentbilder aus Barcelona. Von Franz v. Stockhammern (München).

Bücher und Zeitschriften.

Rudolf Kaßner: Platons Phaidon. — Anna Sommer: Heimweh.

Allgemeine Rundschau.

Zum Namen des Odenwaldes.

Hochschulnachrichten.

Das Gemeingefühl der Selbstherrlichkeit.

Von Ellen Key.

Einzig autorisierte Uebertragung von Marie Franzos.

Der Individualist weiß, daß er noch immer vor einem Problem steht, das ebenso alt ist wie der Kampf zwischen „Fleisch und Geist": dem Problem, die Bedürfnisse der Menschheit nach feststehenden wie nach in die Zukunft wirkenden Einflüssen in der Wirklichkeit auszugleichen. Er glaubt, daß diese Ausgleichung nur in dem Maße gelingen kann, in dem sich auch die Ethik an „das fruchtbare Tiefland der Erfahrung" hält, das Kant dem Denken anempfahl. Der Individualist gibt den einzelnen weder „Glücksrezepte" noch „Sittenrezepte". Denn er weiß, daß nicht einmal für denselben Menschen dasselbe Mittel sein ganzes Leben lang tauglich sein kann. Gerade deshalb will der Individualist dem einzelnen volle Freiheit zum eigenen Suchen geben, die sich mit dem Bestand des Ganzen vereinigen läßt. Stelle ich den Satz auf, daß jedes menschliche Wesen von mir als Zweck, nicht nur als Mittel behandelt werden soll, dann ist keine Vernunft darin, daß ich alle anderen und ihr Glück als Zweck behandle, aber nur mich selbst als Mittel! Die vernünftige Forderung wird sein: daß jeder, folglich auch ich selbst, von allen — folglich auch von mir selbst — als Zweck behandelt wird. Ich bin in erster Linie für mich selbst da, in zweiter Linie für die Menschheit. Gegen die unmenschliche Ethik, die diesen Satz umkehrt, richtet sich der Individualismus.

Seit der Paradieszeit haben wir Pflichtbegriffe in solcher Menge abgesetzt, daß sich die Menschheit den Siriusbewohnern so bedeckt mit solchen darstellen dürfte wie ein Igel von Stacheln! Aber so wie der Igel in gewissen Gefahren die Stacheln einzieht, liegt auch in jedem Menschen ein ähnlicher Selbsterhaltungstrieb. Und daß dieser ihn vielleicht gerade vom „Weg der Pflicht" in den der Leidenschaft treibt, das sehen andere Menschen nachher ein, wenn z. B. die Leidenschaft dann herrlichen Werken das Leben gibt. Dann wird zugestanden, daß man in einzelnen Fällen Nachsicht üben muß, beileibe aber nicht den Grundsatz im großen ganzen ändern dürfe! Aber diese Nachsicht — die nicht eine Nachsicht auf Grund durchdachter Ansichten, sondern in Ermangelung solcher ist — ist tatsächlich tief unmoralisch.

Denn nicht von der Duldsamkeit, sondern von Grundsätzen bekommt die Sittlichkeit ihre Festigkeit. Ist ein „Verbrechen" mit Recht als ein solches erkannt, dann muß es verurteilt werden, ohne alle Rücksicht darauf, ob es Kunst und Literatur gefördert hat. Durch die Duldsamkeit kommt man nur zur Schlaffheit, durch die Unduldsamkeit fällt man der Heuchelei anheim, die eine offene Handlung, die aus einer ins Leben umgesetzten neuen Sittlichkeitsanschauung geschieht, verurteilt, während sie das duldet, was im geheimen geschieht, wenn auch unter Gewissensqualen oder wenigstens Scham!

Nur die offenen Handlungen gestalten die Sittlichkeit neu; nur die Gewissensruhe besiegt das Vorurteil. Erst die im Licht wachsenden Folgen der „Verbrechen" können der Gesellschaft zeigen, welche Leiden auch weiter als sittlichkeitschaffend angesehen werden müssen und welche dem einzelnen erspart werden können, welche Art von Glück gefördert und welche unterdrückt werden muß. Ibsen hat oft das Geheimgehaltene als die Gefahr der Persönlichkeit betont. Und mit Recht. Denn daraus kommt weder eine große Wirkung für mich selbst oder für die Gesellschaft, selten ein großer Wert für das Ganze. Nietzsche meint auch die offenbare Sünde, wenn er als einen Ausdruck für das Gefühl, das der arische Mensch von seiner Würde hat, „die hohe Ansicht von der aktiven Sünde" hervorhebt, diese, die Nietzsche selbst die „prometheische Tugend" nennt.

Aber Nietzsche wußte, daß diese Sünde nur von jenen begangen wird, für die viele anders geartete Sünden unmöglich sind; von dem, der — im tiefsten Sinne des Wortes — gewissenlos geworden ist. Dieser läßt keine einzige Handlung ohne die Gewißheit von sich, daß die Handlung ihn früher oder später mit der Forderung heimsuchen wird, daß er ihr seinen Namen gebe und für sie die Verantwortung trage!

Der egoistische Individualismus ist aus dem Ausgangspunkt der Glücksmoral theoretisch unangreifbar. Denn wer kann im vorhinein beweisen, daß jemand, der sich nur von seiner eigenen Genuß- und Machtsucht leiten läßt, nur seine eigenen Interessen fördert, tatsächlich seinem Glück entgegenarbeitet? Aber das Leben hat in dieser Hinsicht eine überzeugende Beweismenge. In Wirklichkeit ist der egoistische Individualismus nie konsequent durchgeführt worden, ohne daß entweder das Individuum bei seinem Zusammenstoß mit der Umgebung schließlich gesprengt oder auch der Grundsatz unter dem Einfluß der Umgebung umgewandelt wurde. Ist die einseitige Selbstbehauptung von gröberer Art, so zerschellt sie an dem festen Hindernis des Gesellschaftslebens; ist sie von feinerer Art, an dem des Seelenlebens.

Wir können unsere Lebensbedürfnisse nicht anders befriedigen als im Zusammenhang mit dem Ganzen. Und wir können diesem nicht dienen, ohne daß es in gewissem Maße unsere Lebensbedürfnisse befriedigt. Ja, auch ein grundsätzlicher Egoist, ein ichvergötternder Aesthet will sich nicht nur in seinem Arbeitszimmer ausdrücken, er druckt wenigstens seine Gedichte — auf japanischem Papier in numerierten Exemplaren — für seine Seelenverwandten. Denn es ist nun einmal so, daß unsere Lust- und Unlustgefühle uns mit anderen verbunden haben. Und sie sind um so ausgeprägter, je mehr die Ursachen, die sie hervorrufen, Bedeutung für das Dasein des einzelnen als Mitglied der Menschheit haben. Zerreißt der Egoist diesen Zusammenhang, dann verliert der Genuß die Macht, Genuß hervorzurufen. Dann muß er stets neue Mittel suchen, stets gesteigert werden. Er richtet so schließlich den Genießenden zugrunde, der sich überdies unzähliger, aus dem Zusammenhang mit der Menschheit entspringender höherer Freudequellen beraubt hat.

Es gibt z. B. so lebensteigernde Mitfreuden, daß man um sie zu behalten, versucht wäre, die Lebenshemmungen der Not und Demütigung unentbehrlich zu nennen! Wie z. B. einen armen übersehenen, vergrämten Menschen schließlich vom Erfolge aufleuchten zu sehen, einen Sonnenstrahl in ein karges Dasein fallen zu sehen! Man möchte dem danken, der beglückt wurde, so reich und warm fühlt man sein Glück. Und obgleich diese Mitfreude, ebenso wie das Mitleid, zweifellos in lauter „selbstische Gefühle" aufgelöst werden könnte — und obgleich man so theoretisch nicht beweisen kann, daß der Egoismus der Mitfreude mehr für mein Glück wert ist als der der selbstsüchtigen Gefühllosigkeit — so kann man dies um so leichter praktisch beweisen. Denn die Gefühllosigkeit setzt mich nicht in Bewegung. Aber aus dem Mitgefühl — und der Hoffnung auf seine Umwandlung in Mittreue — quillt eine starke Triebkraft in einer für mich und andere lebensteigernden Richtung. Die Gefühllosigkeit löst hingegen keine Kraft aus.

Leichtgerührtheit ist nicht Güte. Die Güte ist wirkende Kraft. Und ihre Ausübung ist eine große, schwere und schöne Kunst. So auch das Mitgefühl, nicht zum mindesten, wenn es Gefühl bleiben muß, wenn es nicht als Güte wirksam werden darf. Denn in allen seelischen Verhältnissen zwischen Gleichen kann das Mitleid Gefahr und Erniedrigung in sich schließen, ebensowohl wie Trost und Hilfe. Wieviel Böses hat es nicht z. B. auf dem Gebiete der Liebe und der Kunst bewirkt? Wieviele Schwache hat das Mitleid nicht ohnmächtiger gemacht, wieviel Lüge hat es nicht in das Dasein gebracht, wieviele Irrtümer hat es nicht genährt.

Ja, haben wir wohl — um unserer eigenen Seele willen — überhaupt das Recht zu einem anderen Mitleid als dem, das uns zu Mitarbeitern für die Aufhebung der Leiden macht? — Natürlich ist hier nicht das augenblickliche Mitleid gemeint — das ebenso unwillkürlich ist, wie daß das Auge vor einem Schlage blinzelt —, sondern jenes tiefere Mitleid, das uns selbst lähmt, ohne nach irgend einer Richtung in Tätigkeit ausgelöst werden zu können. — Das eben erwähnte Augenblicksmitleid, die Leichtgerührtheit, kann sehr wohl Hand in Hand mit tiefer Selbstsucht gehen. Derselbe Mensch, der z. B. jedem Bettler eine kleine Münze gibt, kann anderer Seelen wie die Stafseln einer Leiter gebrauchen, Staffeln, auf die er sorglos tritt, um selbst höher zu steigen. Im besten Falle vergißt der Egoist jene, die er so mit Füßen getreten. Häufiger haßt er sie. Denn nicht den Menschen, der ihn selbst verletzt hat, haßt der unedle am glühendsten; nein, jenen, den er selbst verletzt hat. Ein Jesus konnte die Existenz solcher Naturen nicht einmal ahnen. Denn sonst hätte er wohl nicht gesagt: Vergib uns unsere Schuld, so wie wir denen vergeben, deren Schuldiger wir sind.

Aber ob wohl jene so vom Egoisten Mißbrauchten mehr mißbraucht worden sind als die, deren Leiden der „Altruist" eifrig lindert, aber deren Kräfte er nicht zu steigern sucht, deren Persönlichkeiten er nicht zu genießen vermag? Denn nur die selbst reich entwickelte Persönlichkeit kann anderer Kräfte steigern und anderer Persönlichkeit genießen.

Diesen Gesichtspunkt vergißt man völlig, wenn man die Lehre von der Selbstkultur als Selbstzweck ein „Evangelium der Selbstsucht" nennt. Man ist so sehr in diesem Vorurteil befangen, daß, wenn man z. B. von einem eifrig nach Bildung Strebenden spricht, man sich beeilt, zu beteuern: daß er nicht um seiner selbst willen, nur für andere nach Bildung trachtet. Aber dies bedeutet ja, daß der Betreffende die Erkenntnisse nur in sich hineinstopft, wie Waren in einen Schrank, um sie dann anderen zur Verfügung zu stellen; daß das Wissen nicht organisch eins mit ihm selbst geworden ist. Denn dies kann ja nur geschehen, wenn er es sich um seiner selbst willen aneignet, ganz wie die körperliche Nahrung. Hat er es sich so angeeignet, dann war es, weil er *seine* Denkkraft, *seine* Gefühlstiefe, *seinen* Wahrheitssinn, *seine* Schönheitsliebe steigern wollte. Und gerade weil er den Wert der Bildung für sich selbst erfahren hat, lernt er ihren Wert für andere erkennen und gewinnt eine neue Lebenssteigerung dadurch, daß er anderen zu ihr verhilft. Aber auch wenn das nicht geschieht, wenn der Feingebildete nur selbst das Leben als ein Fest genießt, so macht er — durch sein bloßes Dasein — das Leben für andere festlicher. Ja, es ist reicher, von einem geistig reichen Menschen mißbraucht, als von einem geistig armen geschätzt zu werden.

Die vollkommen Seelenvollen erleben andere Menschen so, wie das Mittelalter Wunder erlebte. Aber die vollkommen Seelenvollen zaudern darum auch nicht, ihre eigene Kultur als Selbstzweck zu betrachten. Denn sie wissen, daß das höchste Glück, das wir anderen bereiten können — uns zu erleben oder von uns erlebt zu werden — eine Folge des höchsten Glückes ist, das wir uns selbst bereitet haben. Die volle Schätzung anderer erwächst aus der vollen Entwicklung unser selbst. — Und was so von der Persönlichkeit selbst gilt, gilt auch von ihren Werken.

Gegen den Individualismus wird betont, daß das originelle Werk sich erst gegen den Hintergrund der Zeitverhältnisse als solches zeigt und erst durch seinen Zusammenhang mit dem Ganzen ein Kulturwerk wird. Nichts ist unbestreitbarer. Aber die so sprechen, vergessen, daß jedes originelle Werk erst von der Nachwelt seinen rechten Platz in den Zeitverhältnissen erhält und in seinem Zusammenhang mit dem Ganzen geschätzt wird. Wäre es nicht so, dann entstände niemals auf irgend einem Gebiete ein Kampf zwischen der konservativen und der radikalen Lebensanschauung. Dann würde jede neue Zeit den Wert der originellen Werke und Gedanken einsehen. Dann würden die Aelteren bei den Jüngeren stets die Eigenart schätzen. Dann würde die „Selbstdarstellung" des einzelnen — nicht sein Gehorsam und sein Glaube — als der höchste Kulturwert erkannt, den er dem Ganzen zu geben hat!

Das Dichterwort, daß die Götter ihren Lieblingen alles ganz geben — die unendlichen Freuden wie die unendlichen Schmerzen —, ist nur eine Umschreibung der Wahrheit, daß die ganzen Menschen die Lieblinge der Götter sind. Die Halbmenschen können auch von großen Schicksalen ereilt werden. Aber sie wirken auf sie nur so wie Regen und Sonne auf die Dächer. Die vollen Menschen hingegen empfangen sie wie der Baum Regen und Sonne. Und wenn der Baum schließlich seine Aeste über

die Gegend breitet, wer weiß, was der Regen, was die Sonne gegeben hat?

Mit einem Wort: es gibt keine Selbstbehauptung und keine Selbstverleugnung, die an und für sich böse oder gut, niedrig oder hoch genannt werden kann. Der Wert der einen wie der anderen hängt von dem Ziel unseres sittlichen Handelns ab.

Sieht man dieses Ziel in dem größtmöglichen Maß einheitlicher Persönlichkeit bei sich selbst und bei allen anderen, dann wird dies der Richtpunkt der Selbstbehauptung wie der Selbstverleugnung.

Weil das Rechte und Unrechte mit ebensovielen Uebergängen ineinander verschmelzen können wie Lust und Unlust, und weil das subjektiv Rechte durch das eigene Gewissensurteil des Handelnden entschieden wird, muß letzten Endes das objektiv Rechte nach der Gedankenklarheit oder, noch besser, nach der Instinktsicherheit beurteilt werden, durch die ich das rechte Mittel für das oben erwähnte Ziel gewählt habe. Das eigene Glück ist so nicht unmittelbar, wohl aber mittelbar das Motiv für meine Wahl. Denn die Lust, die mein Handeln mir schließlich bereitet, hängt von dem Grade ab, in dem es wirklich den erwähnten Zweck, die persönliche Kraftentwicklung, in einer für mich selbst und das Ganze lebensteigernden Richtung gefördert hat. So aufgefaßt, ist das Glück der einzige brauchbare Wertmesser, wenn es sich um Entscheidungen zwischen dem subjektiv und dem objektiv Rechten handelt.

Wer mit Kant dem Gewissen das Ausschlagsrecht gegen geltende Gesetze und Sitten gibt, kann nicht gegen den Individualismus die Anklage richten, daß ihm ein normatives Element fehlt. Denn die Lebenssteigerung ist die Norm. Die Wahl ist freilich in dem einzelnen Fall dem einzelnen Gewissen in höherem Grade überlassen als z. B. im Christentum. Und doch, wieviel bleibt ihm nicht auch hier anheimgestellt? Der Katholizismus hat ja darum seine Kasuistik zur Unterstützung des Gewissens geschaffen, aber zu welcher Wahlfreiheit führt nicht, auch in bezug auf Jesu klarste Gebote, die freie Bibelauslegung des Protestanten.

Der Individualismus hat dieses Recht des Gewissens dahin erweitert, daß es nicht nur innerhalb mehrerer verschiedener Gebote Wahlfreiheit hat, sondern auch in selbstgesetzgebender Richtung. Die Frage lautet also: Wird diese Wahlfreiheit die Gefahr erhöhen, daß das Gewissen beschwichtigt oder irregeleitet wird? Es ist wahrscheinlich, daß es diese Gefahr erhöhen wird. Aber um wohlfeileren Preis wird man kein Individualist. Ist man nicht in der Lage, diesen Preis zu erlegen, dann muß man sich an die Autorität halten. Der Supranaturalist versichert ja, daß auch er gerade „persönlich entschiedene Sittlichkeit" wünscht. Aber was bedeutet seine „persönliche" Sittlichkeit? Sie bedeutet, daß man „freiwillig" gewählt hat — zu handeln wie alle anderen! Wählt man anders, dann ist man kein Individualist, sondern ein Subjektivist! Sie bedeutet, daß man sich „freiwillig" zu Münzen prägen läßt — Gold- oder Silbermünzen, Nickel- oder Kupfermünzen —, doch immer Münzen. Will man aus seinem Gold oder aus seinem Kupfer etwas anderes machen als ein in Handel und Wandel gangbares Tauschmittel, dann ist man kein Individualist, sondern ein Egoist! Sie bedeutet, daß man „freiwillig" Vernunft und Gerechtigkeit in der Gesellschaft fordert und sich dabei der gesellschaftlich geeichten Maße für Gerechtigkeit und Vernunft bedient. Will man diese Maße ändern, dann ist man kein Individualist, sondern ein Anarchist!

Man hat in den letzten Jahren — und nicht ohne von ihm selbst darin unterstützt zu werden — versucht, Ibsen zu einem solchen „sozialen Individualisten" zu stempeln. Aber wäre er das gewesen, dann würde er zu den sehr Ueberflüssigen gehören. Sein Werk zeigt doch zur Genüge, daß sein Individualismus „gefährlich" ist. Glücklicherweise für seine Bedeutung. „Denn die Idee, die nicht mehr „gefährlich" ist, verdient es nicht, Idee genannt zu werden."

Um zu resumieren: die leerste der Sittenlehren ist, daß wer seine Persönlichkeit bewahren will, sie verliert; daß nur, wer sich selbst vergißt, Persönlichkeit gewinnt. Denn alle in großem Sinn bedeutungsvollen Menschen haben bewußt oder unbewußt ihre Persönlichkeit bewahrt, und sind nur so ein Wert für das Ganze geworden!

Gewiß können die Starken wachsen, wenn sie die Schwachen schützen. Aber ebenso gewiß hat dieser Schutz oftmals sowohl den Starken wie den Schwachen geschadet. Diese letzteren haben Ansprüche erhalten, die sie zu Herren über die Starken machen, während doch die Schwachen freiwillig und schön den Starken dienen sollen. Der Neid, die Kleinlichkeit und Ohnmacht der geistig Armen hält überall die Starken zurück. Daß die Starken sich selbst durch Machtmißbrauch schaden, ist eine Wahrheit, die kein Jota von der anderen Wahrheit wegnimmt, daß der Schwache durch die unablässige Rücksichtnahme des Starken geschädigt wird. Und das Ganze wird dadurch geschädigt, daß die Starken stets ermahnt werden, ihre Kraftausübung zu dämpfen und den Schwachen anzupassen. Diese geben jetzt das Tempo der Entwicklungsgeschwindigkeit des Daseins an. Warum sollen die Schwachen nicht Rücksicht auf das Ganze nehmen? Warum sollen sie sich nicht fernhalten, wenn sie die Starken nur hemmen? Würden die Schwachen nicht stärker, wenn sie es lernten, schön auf das zu verzichten, was sie nicht vermögen und sich in schöner Weise an jenen zu freuen, die es vermögen?

Wieviel Schwäche ist nicht in Stärke umgewandelt worden, gerade weil der Starke seine Kraftentwicklung nicht durch Rücksichten auf die Schwachen hemmen ließ, die so angeeifert wurden, ihm nachzufolgen! Und auch, wenn die Schwäche schwach bleiben muß, so gibt die Natur dem Schwachen besondere Schutzmittel gegen seine besondere Gefahr. Diese Mittel gebrauchen zu lernen, ist eine der Lebensbedingungen der Schwäche. Wenn der Starke durch seine Opfer dem Schwachen diese Entwicklung raubt, hat er gegen den Schwachen wie gegen sich selbst gesündigt.

Allzuleicht vergißt ein Leidender das tiefe Wort Geijers: Schmerz ist Sünde, denn der innerste Kern des Daseins ist Seligkeit. . . . Du, der du noch aus deinem Schmerz Bürden für anderer Schultern bindest, versenke deinen Schmerz in den Strom des Seins! Dieser Strom trägt schwerere Lasten dem Meere zu. Du, der du noch dein Schicksal wie eine Sklavenkugel an deinem Fuße schleppst, lerne die Notwendigkeit lieben! Und du wirst schließlich mit noch morgenfrohen Händen dein Schicksal wie eine Wasserblase zum Abendlicht heben können, damit es davon durchschimmert werde und zerstiebe.

Der Individualismus betrachtet sich als den einzigen konsequenten „Kantismus", weil er das eigene Wesen des Menschen zum Ausgangspunkt der ethischen wie der religiösen Kraft macht. Er nennt nicht einmal jene Religion oder Sittlichkeit persönlich, die persönliche Aneignung der allgemeinen Religion und Sittlichkeit bedeutet. Nein, er will eine persönlich geschaffene Religion und Ethik.

Für den Individualismus bedeutet Entwicklung nicht allein die Erreichung gesellschaftsbestimmter Masse für das Gute. Sie bedeutet auch eine immer reichere Mannigfaltigkeit von Lebenstypen, Lebensweisen und Lebensgestaltungen. Dies involviert wieder Auslese, Anpassung, „Kampf ums Dasein" zwischen den verschiedenen Typen und Lebensweisen. Und dies hat wieder zur Voraussetzung, daß die Menschheit ihre Auswahl unter den in der Evolu-

tion hervortretenden Variationen treffen muß, um dann durch Gesetz und Sitte diesen die Festigkeit zu geben, die die Lebenssteigerung erfordert. Auf die Forderung „einer Vollkommenheit, so wie Gott vollkommen ist", erwidert der Evolutionist: Wir sehen nichts von Gottes Vollkommenheit. Wir sehen das Leben, und dieses ist nicht vollkommen. Ja, es scheint bis auf weiteres keine Verwendung für Vollkommenheit zu haben, sondern nur für die Unvollkommenheit, in der wir uns zur Vollkommenheit weitertasten. Natur und Kultur machen den Menschen unablässig zu einem neuen Wesen. Es gilt für alle gegenüber jedem, für jeden gegenüber allen und sich selbst, den Hemmungen zu entgehen und die Mittel zu finden, durch die die Menschheit zu größerer Vollkommenheit vordringen kann. So erreichen wir schließlich das Gemeingefühl der Selbstherrlichkeit. Dieses ist zu gleicher Zeit ein Naturprodukt und ein Kulturproblem, eine unbewußte Folge und eine zielbewußte Ursache der Entwicklung.

Wir sehen ringsum in der Welt Zeichen für den Anbruch dieses Gefühls. Wir sehen, wie ein gerechter Zorn über die Unterdrückung des Rechts wie ein elektrischer Stoß durch alle Länder der Erde geht, wo immer hochsinnige Seelen leben. Wir sehen, wie der Sieg des Rechts ein Lächeln auf das Antlitz der Menschheit zaubert. Wir finden, daß der Sieger nicht mehr so laut jubeln kann wie einst, denn er empfindet den Preis des Sieges stärker. Wir hören, daß das Lachen des Glücklichen einen sanfteren Klang hat, denn er fühlt die Verantwortung des Glückes tiefer. Wir erfahren, daß die Macht des einen, den anderen sein Lächeln lächeln und das Glück des einen den anderen seine Freudentränen weinen machen kann! Immer mehr Menschen empfinden in ihrem Innern den Schmerz und die Seligkeit, die Angst und die Ahnung vergangener und werdender Geschlechter.

Freilich ist es erst nur eine unsichere Furt, die die beiden Ufer — der Selbstherrlichkeit und des Gemeingefühls — miteinander verbindet. Aber schon bringt man die Bausteine zu den Bogenwölbungen herbei, die die Brücke zwischen ihnen tragen werden. Jeder Pontifex Maximus, der schon jetzt die Ausführung dieser Brücke übernehmen will, muß zurückgewiesen werden, denn nur die Menschheit in ihrer Gesamtheit kann der Brückenbauer sein.

Wenn die Brücke geschlagen ist, wenn das Gemeingefühl der Selbstherrlichkeit der Menschheit zur zweiten Natur geworden ist, dann wird eine Mutter — wenn ihr Sohn ihr dann noch mit Parzivals Frage naht:

Was ist Gott? —

ihren Blick in den seinen versenken und antworten können:

Du!

Momentbilder aus Barcelona.

Von Franz v. Stockhammern.

San Sebastian und Barcelona sind die zwei Städte Spaniens, die der von Norden über Paris oder Lyon kommende Reisende zuerst betritt. Beide, obwohl in vielem stark von französischem Wesen beeinflußt, grundverschieden.

San Sebastian, das kokette Pendant zum üppigen, eleganten Biarritz drüben an der windumwogten Küste Frankreichs, scheint, wie in flüchtigem Genuß, vom Meere nur zu nippen. Fashionable Badeanlagen ziehen sich am sorgsam gepflegten Strande hin, feingebaute Segelschiffe und schmucke Motorboote schaukeln sich auf den blauen Wogen, werden bei drohendem Unwetter hinter zierliche Steindämme geflüchtet. Barcelona hingegen, die handelsfrohe Hafenstadt, liegt gleich dem düsteren Marseille breit und schwer am Meer, türmt dem Anprall der See gigantische Mauern entgegen, in deren Schutz schmutzige Schiffsungetüme in nimmermüder Rast sich füllen und entleeren. Von frühem Morgengrauen an treibt der Wind langgezogene Rußwolken von hochragenden Fabrikschloten hinaus über die im Sonnenstrahl glitzernden Wogenkämme, mischt ihn mit den qualmenden Rauchsäulen, die aus buntbemalten Schiffskaminen aufsteigen. Keine Stunde der Nacht, in der nicht von kommenden Dampfern her greller Sirenenpfiff über die Stadt hinwegheult.

Drüben im luxuriösen San Sebastian wird das Geld mit eleganter Nonchalance ausgegeben, verspielt, verlebt, verliebt; hier, im rußigen Barcelona wird es mit geschäftiger Tüchtigkeit erworben, mit kaufmännischem Weitblick gemacht. Dort, am sanft abfallenden Badestrand, quält sich ein Volk gedankenfauler Genußmenschen durch sein Drohnendasein hindurch; hier, an der schmutzigen Hafenmole, schafft der Unternehmungsgeist gescheiter Köpfe neue Werte. San Sebastian mutet auf den ersten Blick an, wie wenn die Erde nur für die Reichen, ihre Freuden nur für die Schoßkinder des Glückes da wären, wie wenn dem Elend, der Krankheit, dem Tod dort ein dräuendes Halt geboten wäre. Barcelona aber durchzieht der heiße Atem werktätiger Arbeit, durchbraust das stampfende Getös der Maschinen. Die mächtigen Lagerschuppen, die sich rings um den arbeitsdröhnenden Hafen türmen, zeugen für die werbende Kraft seines Reichtums, die bleichen, von hartem Schaffen zermürbten Gestalten, die durch seine Straßen wandern, reden von den Härten des Kampfes ums Dasein, die verkrüppelten Glieder im Maschinengetriebe Verunglückter predigen laut vom Risiko moderner Arbeit.

Hier wie dort ein kosmopolitisches Gepräge über dem Ganzen. Vor der Reede von San Sebastian bunte Wimpel, die vom Spielzeug tändelnden Sports, von den Luxusjachten unbeschäftigter Müßiggänger aus aller Herren Ländern flattern; vor Barcelona in stolzer Reihe die Flaggen aller seefahrenden Völker der Erde, die schützend über aus weiter Ferne zu gewinnbringendem Austausch hergeführtem Hab und Gut wehen.

Der spanischen Eigenart entspricht San Sebastian, dieses Dorado intelligenzertötender Vergnüglichkeit, allerdings mehr als Barcelona, das unternehmerreiche Industriezentrum, die rauchgeschwärzte Hochburg produktiven Schaffens. Seit die Proletarierviertel in beängstigender Umarmung das stolze Madrid von ehedem mehr und mehr zu umklammern beginnen, ist's eigentlich nur San Sebastian, über dem noch ein Schimmer altspanischer Herrlichkeit liegt. Ein Schimmer aus jener Zeit, da Kirche und Adel vom Schweiße lebten, mit dem der arbeitgekrümmte Rücken des Bauern den Boden düngte. Barcelona aber, die moderne, mächtig emporstrebende Stadt, wahl- und wesensverwandt mit dem tätigen Marseille, dem blühenden Genua, fällt allzu sehr aus dem verblaßten Rahmen des althistorischen Spanien, um sich darin behaglich zu fühlen.

Aus dieser Gegensätzlichkeit heraus erklärt es sich denn auch, daß Barcelona samt seinem Hinterlande Katalonien politisch nie ganz zur Ruhe kommen will. Laut und unermüdlich ertönt von dort der Ruf nach Autonomie, nach zum mindesten wirtschaftlicher Selbständigkeit. Die rührige, tätige Bevölkerung dieses Küstenlandes, deren Fleiß sprichwörtlich ist — los Catalanes sacan de piedros panes, heißt es im Volksmunde, ein Katalonier macht selbst aus Steinen Brot —, fühlt sich gehemmt durch die Fesseln, die die auf die Indolenz des übrigen Landes zugeschnittene Zentralverwaltung ihrer wirtschaftlichen Entwicklungsfähigkeit auferlegt. Sie fühlt sich intellektuell und moralisch den westlichen und südlichen Provinzen überlegen und leiht darum nur allzu gern aufrührerischen Reden ihr Ohr, die ihr eine Zukunft freier, selbsttätiger Entwicklung auf industriellem und kommerziellem Gebiete verheißen.

Der Fremde freilich, der zum erstenmal die Pyrenäen überstiegen hat, wird alles dessen nicht so gewahr. Ihn blenden und fesseln all die neuen Bilder, und dieser blitzartige Eindruck gönnt ernsthaft sinnendem Vergleich noch keinen Raum. Drum sollte man eigentlich ein fremdes Land noch ein zweites Mal

bereisen können. Denn erst der sehnsuchtsvoll zurückschauenden Erinnerung erstehen die Gegensätze, die Nord und Süd in allen romanischen Ländern aufweisen, zu klärendem Leben. Reims und Marseille, Turin und Neapel, Barcelona und Sevilla — Hauptstädte scheiden verständigerweise bei solchen Betrachtungen aus —, zwei Gruppen von Städtetypen mit gemeinsamen Aehnlichkeiten, gemeinsamen Gegensätzen. Und alle erst oft und liebevoll betrachtendem Rückblick offenbar.

Was indessen auch dem Neuling im Reisen sofort auffällt, ist das beängstigend rege Leben, das überall herrscht. Nicht nur am Hafen, der den Stapel- und Umschlagplatz für die weitaus überwiegende Masse des spanischen Ein- und Ausfuhrhandels bildet; auch die Straßen sind betäubenden Menschengewirres, gellenden Lärmes voll. Breit und prächtig steigt die Rambla, ähnlich wie die Cannebière von Marseille, Barcelonas Hauptverkehrsader, über einen Kilometer lang sanft zum Hafenkai hinab. Mit dem Drahtgemenge der über die Dächer sich spannenden Telegraphenleitungen wirrt sich dem meerwärts schweifenden Auge das luftige Tauwerk hochragender Segelriesen, die wirksam das frohbelebte Bild abschließen. Die Gebäude, die sich da hindehnen in nüchterner Geradheit, weniger dem schönheitsuchenden Blick erfreulich, denn von geschäftigem Sinne zeugend. Handelshaus neben Handelshaus, über und über mit farbenjubelnden Reklameschildern behängt. Dazwischen Schiffsagenturen, Reisebureaus, Banken, Wechselstuben, dann wieder einmal Schaufenster, die in freundlichem Durcheinander alles zeigen, was der Seemann braucht für monatelanges Fernsein von festem Lande. Elegante Hotels und schmierig aussehende Nachtherbergen, in denen die übers weite Meer gehetzte Sorge die paar Stunden verschläft, die die Reiseunrast ihr vom Eilzug bis zum Abgang des Auswandererschiffes gönnt. Variététheater, Singspielhallen, niedrige Cafés, weit in zurückliegende Höfe eingebaut, mit unreinlichen Tischen, wackligen Stühlen, der üblen Dünste voll, die ständig dampfende Puros, unermüdlich auf den Boden gespuckter Kautabak erzeugen. Nach Schmutz und Fett riechende Stiefelputzsalons, Limpia de bota, Zigarrenmagazine, Bierstuben, mit Talmieleganz eingerichtete Barbierläden, die Tür in gleich äffischer Weise wie bei uns mit „Coiffeur", „Shampooing-room" überschrieben. Am Rande des Trottoirs fliegende Händlerstände für Blumen, Früchte, Postkarten, Zeitungen, Bücher, Eßwaren, hochgetürmte Haufen schmutzig-brauner Austern, das Dutzend zu 50 Centimos, Körbe voll scheußlich aussehender Muscheltiere, die mit in ständiger Bewegung zitternden Füßen und Saugrüsseln aus dem Elend wasserlosen Zusammengepferchtseins sich tasten möchten. Daß ihre stumme Qual nicht ende, bevor sie in gierige Gaumen verschwinden, dafür sorgt die feiste Händlerin, die, wenn die Angstzuckungen der gequälten Geschöpfe zu erlahmen drohen, Salzwasser über sie gießt, für einige Minuten ihnen Rückkehr ins Lebenselement täuschend. Fische von seltsamer Gestalt, schlangenähnliche, glänzende Aale, die ihr Fett aus dem Unrat gesogen, der an monatelang nicht gereinigten Schiffsböden klebt. All diese Herrlichkeiten umdrängt von kauflustigen, meist hastig nur vom Hafen zur Rambla eilenden Menschen, von riesenhaften Kohlen- und Sackträgern, deren straffe Muskeln im Sonnenstrahl glänzen wie gebräunter Stahl, von Matrosen, deren stechender Blick schon die Schätze manch indischen und australischen Marktes gemustert. Darunter niedliche Kinder der Sünde, deren schwellenden Lippen der unfreundliche Geruch frischgekauter Zwiebeln entströmt, Mädchen, die mit lockendem Schelmenblick all dem weibentwöhnten Matrosenvolk zublinzeln. Zarte, blütengleiche Geschöpfchen, grundverdorben schon in den Jahren, in denen die Mädchen am Lande sich, Blumenkränze im Haar, tänzelnd noch im Reihen drehen, aller Lüste kundig, die der Seefahrer aus heißen Zonen mitbringt. Und doch, trotz aller Verderbtheit, anmutig, nicht roh und frech wie die für Pariser Lasterhöhlen unbrauchbar gewordenen Vampyre, die, den Tod schon in den brennenden Augen, ruhe- und rastlos durch die Hafenstraßen von Marseille und Toulon schleichen.

Bunt darunter gemischt bummelnde Müßiggänger, die langsam sich von einem Café zum anderen schieben; ehrbare Frauen, den Schleier dicht ins Gesicht gezogen, auf eilig häuslichem Gang; ernst dreinschauende Männer, die am Weg sind, ein risikobeschwertes Geschäft abzuschließen; lebenverachtend aussehende Stierkämpfer, am Zöpfchen kenntlich, das auch der breitkrämpige Hut dem geübten Blick nicht ganz verbergen kann. Heiser geschriene Zeitungsverkäufer, flinke Knaben, die, nur mit Bürste und Wichsschachtel bewaffnet, lauernd die Vorübergehenden besehen und mit unabwehrbarem Eifer jeden am Bein packen, dessen Stiefel ihnen der Reinigung bedürftig erscheinen. Rasselnde Fuhrwerke, flotte Reiter, quastenbehängte Esel und Maultiere, unter hochgepackter Last beinahe zusammenbrechend. Und an den Ecken, angstvoll geborgen vor hastigem Tritt, vor rohem Stoß Vorüberdrängender, das Elend. Alle Typen armseligen, zernichteten Daseins, die Krankheit, Hunger, Siechtum, Unglück schaffen. Alle, die sich noch ins gleißende Sonnenlicht schleppen, alle, deren zitternde, krückengestützte Beine ihre Leiden noch hinaustragen können aus der fensterlosen Kellerhöhle, die Nachts über von ihrem Stöhnen widerhallt.

Ruhiger wirkend gestaltet sich das Bild in den schönen modernen Straßenzügen, die nördlich und westlich an die Plaza de Cataluña sich anschließen. Hier verstummt der Lärm des ruhelosen Erwerbslebens, der die seewärts gelegenen Stadtteile durchtobt. Das Geld, das drunten am Hafen, in der Rambla gewinnheischend von Kontor zu Kontor gegangen, hat hier prunkvolle Paläste geschaffen, deren Besitzer, froh, des stündlichen und täglichen Unternehmerrisikos ledig zu sein, die Früchte jahrzehntelanger, unruhevoller Jagd nach dem Gewinne genießen.

Hier sind wirklich elegante, geschmackvolle Häuserfronten mit hübschen Vorgärten. Hochgewölbte, weitgeöffnete Toreinfahrten zeigen, daß man eigentlich nur auf Gäste und Besucher rechnet, die fahren. Und in der Tat gibt es kaum in Madrid so viele wundervoll bespannte Equipagen, wie sie in den vornehmen Vierteln Barcelonas zu sehen sind. Denn zu gewissen Stunden und Gelegenheiten gilt Gehen für unanständig, wenn auch die Kosten für den Stall beängstigend schwer auf manchem Familienbudget lasten mögen. Kein Klingeln elektrischer Trams stört die Stille dieser goldgegürteten Straßen. Soweit das Auge reicht, kein Schaufenster, keines der Lädchen, die Armut und Mittelstand nah' ihren Wohnungen lieben, um nicht Zeit bei Besorgung der Bedürfnisse des täglichen Lebens zu verlieren. Denn dem Reichtum schleppen die Händler und Verkäufer eilfertig auf Hintertreppen alles ins Haus, um das der weniger Begüterte seinen Dienstboten zu früher Morgenstunde auf dem Marktplatze feilschen heißt.

Dann wieder Straßenkreuzungen, die sich zu schönen Plätzen weiten. Freiwillig zusammenwirkender Geschmack hat auch ohne baupolizeilichen Zwang bei den rings sich erhebenden stattlichen Gebäuden die Gesetze architektonischer Harmonie zu beachten verstanden. Inmitten dehnen sich Beete mit tausendfärbiger Teppichgärtnerei und umschließen Springbrunnen, deren keck aufschießender Wasserstrahl die Blätter der schlanken Palmen netzt, deren Wipfel zierlich sich jedem Windhauch neigen. Denn die Luft ist hier in steter Bewegung, und in erfrischend salziger Kühle weht es herauf von der in unendliche Weiten sich dehnenden Meeresfläche. Ueber all dem gleißende Sonnenpracht. Lichtstärken, die Himmel, Berge und See in heiterem Schein leuchten lassen, Strahlen, die jede, auch die kleinste Schönheit des Landschaftsbildes fürs suchende Auge in freundlichen Schimmer tauchen.

Und es ist voll von Schönheiten, dieses lichtüberflutete Bild. Von der schlotstarrenden Vorstadt N. S. de Gracia steigen sanfte Hügelreihen gegen Westen, gesäumt von langen Reihen entzückender Landhäuser. Schweren Teppichen gleich liegen graugrüne Eichen- und Olivenwälder auf den Hängen. Hoch oben, auf luftiger, beherrschender Kuppe, „Tibidabo", der schlanke Aussichtsturm, mit alles umfassendem Rundblick. Dort der Hafen, schützend überragt vom schroff aufsteigenden Berg Montjuich, dessen Felsen fast senkrecht zum Meere abfallen. Seine windab-

wehrende Wand hatte den seekundigen Phönizier angelockt, der vor reichlich 2500 Jahren zum ersten Male spähend diese lachende Küste entlang fuhr. Drumgelagert die Halbmillionenstadt, mit mächtig sich dehnenden Armen hinausgreifend an die Küste, dicht an den Hafen sich hindrängend auf engüberbauter Halbinsel Barcelonetta, das Viertel der Schiffer, Matrosen und Hafenarbeiter. Weit draußen das Meer, in der feierlichen Majestät seiner Unendlichkeit. Darauf Dampfer und Segler, hinausstrebend in gewinnverheißende Fernen, heimkehrend von langer Auslandsfahrt. Nahe an der Küste sich langsam vorwärtsbewegend manch Fahrzeug von homerischem Bau und Segelgestalt. Rückwärts aber die gewaltige Kette der Pyrenäen, schneeglänzend. Und vorn dran, einem trotzigen Recken gleich, die himmelanstrebende Felsenmasse des Monteserrato. Eine uralt geheiligte Kultusstätte, im grauen Altertum von einem heidnischen Tempel gekrönt, seit mehr als tausend Jahren von fleißigen Benediktinermönchen bewohnt. Und während das Auge wie gebannt hinausstarrt auf all die Pracht von Meer und Bergen, wühlen sich durchs Hirn Erinnerungen an gewaltige Zeiten, Taten und Menschen. Die Gedanken an Werden und Vergehen, an das Blühen und Welken der Geschlechter, Völker, Kulturen.

Ein düsterer Schatten aber liegt heute noch auf dem glänzenden Bilde Barcelonas. Ein Schatten, der uns die ganze Reise über verfolgte, wieder und immer wieder in der Erinnerung auftaucht. Wäre A. v. Soden nicht gleichfalls Zeuge des grausenerregenden Vorganges gewesen, und nicht heute noch imstande, jede Einzelheit in rückschauendem Gedanken zu bestätigen, ich hielte es heute noch für einen schlimmen Traum.

Draußen, über Barcelonetta hinaus, am alten Friedhof war's. Den neuen haben sie jenseit des Hafens ans Meer gelegt, der alte liegt eingebettet in armselige Elendsviertel, die über und um ihn hinausgewachsen.

Ein seltsam aufgeputzter, schöner Leichenwagen war hinausgefahren, von mehreren Wagen gefolgt. Und so bestiegen wir die nächste Tram und fuhren nach. Denn man soll sich auf Reisen auch die Zeit nehmen zu sehen, wie ein Volk seine Toten begräbt, ihre Ruhestätten schmückt. Darin liegt ein gutes Stück Volkscharakter.

Es ist eine düstere, melancholische Anlage, der alte Barceloneser Friedhof. Wenige unterirdische Gräber nur, mit steinernen Monumenten darüber, fast nirgends Blumen. Sonst der ganze, weite Platz eng mit Grufthäusern überbaut. Sie stoßen mit den Rückfronten zusammen und geben auf jeder Seite Raum für fünf übereinanderliegende Reihen von ausgemauerten Grüften. Viereckige Inschriftentafeln decken die Höhlung, da und dort gähnt eine noch unbenützte Gruft dem Beschauer entgegen; sauber ausgemauert, des Käufers gewärtig. Kaum drei Meter breit sind die Gänge, die von diesen trübseligen, plump aussehenden Mauerblöcken eingeschlossen werden. Dumpf hallt der hastende Schritt wider in dem engen Gemäuer, und nur zur Mittagstunde, wenn die Sonne im Zenit steht, fällt ihr glühender Strahl auf den seltsamen Zierat aus Gold, Silber und Blech, der da und dort an den schmucklosen Mauern hängt.

Diese Anlage entspricht dem im Süden üblichen System der Bestattung in oberirdischen Grüften. Die warme, meist trockene Atmosphäre bewirkt, daß die Leichen binnen einigen Jahren völlig eintrocknen.

Der Sarg samt dem Trauergefolge ist inzwischen bereits eingetroffen. Die religiöse Zeremonie beschränkt sich in Spanien auf die Kirche; nachdem angesichts der Leiche die vorgeschriebenen Funktionen vollzogen sind, beschäftigen sich nur mehr die Behörden mit ihr.

Es sind nur Herren da. Alle sehen sehr anständig und gutsituiert aus. Nur fällt uns auf, daß alle rauchen.

Einige Männer in einfachen, weißleinenen Arbeitsblusen heben den Sarg auf. Der Zug der Leidtragenden schließt sich an, ein schmutziger Junge schleppt eilfertig einen Kübel Mörtel hinterdrein.

In einer düsteren Ecke des Ganges, den der Leichenzug betreten, macht das Ganze Halt. Hier steht schon ein hohes, fahrbares Leitergerüst, dessen fünf breite Stufen es ermöglichen, einen Sarg darauf zu stellen und je nach Belieben in eine Gruft der fünf Reihen einzuschieben.

Auch die Maurer, die den Sarg getragen, zünden sich nun gleichfalls mit großer Umständlichkeit Zigaretten an. Das Trauergefolge gruppiert sich um Sarg und Gruft. Auch wir stehen an der Ecke, sprachlos.

Droben, an der fünften Reihe, hämmert schon jemand an einer Gruftplatte. Dumpf dröhnen die Schläge des Hammers. Nachdem die Marmortafel herabgehoben, die zeigt, wer hier schläft, bricht er mit einem kräftigen Eisen sachte die Backsteine los, mit denen die Gruft nach der letzten Beisetzung zugemauert worden ist.

Eine schwärzliche Masse wird sichtbar. Zwei übereinandergestellte Särge, Köpfe, Beiner, Lumpen. In diesem Chaos soll Platz werden für den Toten, der hier am Boden in seinem Sarge liegt.

Stärker qualmt der Rauch auf aus den Zigaretten der Arbeiter da oben. Und mit kräftigem Arm ziehen sie den oberen Sarg aus der dumpfriechenden Höhlung, stellen ihn oben auf die Plattform und werfen den Deckel, nachdem sie ihn abgehoben, krachend zum Fußboden hinab. Grünlicher Schimmel bedeckt sein Inneres.

Ein im Modergeruch eingetrocknetes Menschenantlitz sieht stumm zum Himmel. Auch den schwarzen Gehrock sieht man und drüber die gefalteten Hände.

Gewandte Hände heben die Leiche heraus aus dem Sarg, und krachend fliegt auch dieser zu Boden. Arbeiter nehmen Deckel und Sarg unter den Arm und tragen beides ohne sonderliche Scheu davon.

Den Toten droben aber, der langausgestreckt auf der Plattform liegt, packen von neuem derbe Fäuste. Ein Ruck, ein dumpfer Krach — und sorgsam wird der im Nacken abgebrochene Schädel am Rand der Plattform aufgestellt. Es ist kein Schädel, nicht bloß Knochen, sondern ein wirklicher, guterhaltener Kopf mit tausendfach gerunzelter Haut und schlicht gescheiteltem Haar.

Uns droht der Atem still zu stehen.

Die droben sind flink am Werk. Ein neues Krachen, und Füße, Arme und Oberleib bilden einen unförmlichen Pack; der wird neben den Schädel gelegt, damit Platz wird für den zweiten Sarg, den die Arbeiter jetzt herausziehen.

Auch hier wiederholt sich das gräßliche Schauspiel. Die Sonnenstrahlen fallen auf das wächserne Antlitz einer Frau. Sie mag ehemals eine stattliche Erscheinung gewesen sein und trägt ein schwarzes Atlaskleid.

Auch ihr wird der Kopf abgerissen, wobei einige Haarnadeln aus den schönen, schwarzen Flechten fallen. Sie liegt anscheinend schon länger im Grabe, denn ihre Füße und Arme brechen wie Zunder.

So liegen die beiden, die einst vielleicht eheliche, oder geschwisterliche Liebe geeint, hier zu scheußlichen Kleider- und Knochenklumpen geformt! Und ihre Köpfe schauen gespenstig, wie aus einer anderen Welt, auf den Sarg herab, der unten steht, dem sie Platz machen müssen, der ihre in langer Leidens- und Todesqual erkämpfte Grabesruhe stört.

Die Arbeiter klettern herunter. Einer öffnet den Deckel des Sarges. Still und friedlich liegt da ein toter Mann, offenbar ein behäbiger Bürger; dunkle Verwesungsflecke bedecken die Wangen. Die Anwesenden nehmen die Zigarren aus dem Munde und entblößen achtungsvoll die Häupter.

Nun schließen sie den Sarg, schlagen mit schwerem Hammer die hölzernen Füße ab, auf denen er gestanden; tragen ihn hinauf; schieben ihn mit starkem Ruck in die Grufthöhle.

Nun gilt's, die zwei Pack menschlicher Reste in den übrigbleibenden Raum hineinstopfen. Die Arme des Mannes stören; sie werden noch einmal gebrochen. Und kräftig wird mit Eisenstangen nachgeschoben.

Zum Schluß werden die beiden Köpfe bedachtsam vorn dran, unmittelbar am Rande der Gruft aufgestellt. Und die Strahlen der langsam sinkenden Sonne küssen die todtraurigen Angesichte, die aus schwärzlichen Augenhöhlen in die Weite starren.

Backsteine werden davor gesetzt, einer über den anderen, mit Mörtel verbunden; der grauenhafte Anblick schwindet.

Nun alles nach gewohnter Ordnung geschehen, wird die Marmortafel wieder draufgesetzt. Zement füllt die Fugen. Ein prüfender Schlag mit dem Hammer: drinnen tönt's dumpf und hohl.

Die Toten da drin haben wieder Ruhe, bis nach einigen Jahren ein neues Familienglied kommt und rohe Fäuste sie ans Tageslicht zerren, um Raum zu schaffen, für den neuen Ankömmling.

Die Arbeiter zünden sich, zufrieden des vollbrachten Tagewerkes, neue Zigaretten an. Die anderen sind ihnen ausgegangen im Drang der grausigen Arbeit. Die Leidtragenden aber gehen, über Alltagsdinge plaudernd, zu ihren Kutschen.

Auch wir verlassen den unheimlichen Platz, noch im Banne des Schauders, der sich ob all der empörenden Roheit wie lähmend auf unsere Sinne gelegt.

Und hören noch tagelang den dumpfen Krach, mit dem sie den Armen den Schädel abgerissen. Später erfuhren wir von angesehenen Spaniern, daß niemand an diesen Vorgängen Anstoß nehme, und daß man unsere Sitte, die Leichen unserer Lieben gierigem Gewürme zu überliefern, barbarisch finde.

Bücher und Zeitschriften.

Platons Phaidon, ins Deutsche übertragen von Rudolf Kaßner. (Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1906.)

Die an dieser Stelle von uns mehrfach angezeigte Diederichssche Sammlung von Uebertragungen griechischer Philosophen, insbesondere Platons, ist wieder um einen Band vermehrt worden. Es ist des göttlichen Platon göttlichster Dialog, der Phaidon, den Kaßner in flüssigem guten Deutsch wiedergibt, wieder ohne alle Anmerkungen, was uns darauf hinzudeuten scheint, daß sich diese freie Uebertragung, um nicht zu sagen Nachdichtung, ganz und gar an das große Publikum wendet. Es ist ein gutes Zeichen, daß in unserer als antihumanistisch verschrienen Zeit diese geschmackvollen Uebersetzungen antiker Philosophen ein weites Publikum finden. Um sie nach ihrem erzieherischen Werte zu schätzen, braucht man nur eine alte schwerfällig-genaue und dann wieder doch so sinnwidrige Uebertragung zu lesen wie die, welche 1849 mit dem gegenüberstehenden griechischen Originaltext mit kritischen und erklärenden Anmerkungen anonym bei Engelmann in Leipzig erschien, um zu beurteilen, wie weit wir es in freiem Ausdruck gebracht haben, der dann freilich ganz anders auf den Nichtphilologen wirkt als jenes gequälte Deutsch. Es ist vielleicht nur ein Zufall, aber ein guter, daß kurze Zeit vorher Xenophons Erinnerungen an Sokrates, übertragen von Otto Kiefer, im selben Verlag erschienen, deren Quellenwert für das Leben des Sokrates ja seit Joëls Werk „Der echte und der xenophontische Sokrates" (1893) stark erschüttert ist, die aber gerade zu diesem Platonischen Dialog ein höchst interessantes Gegenstück abgeben. Der nächste Band soll den „Staat" bringen, wie wir dem neuesten, unter dem Titel „Zur Kultur der Seele" (1896—1906) erschienenen, hübsch ausgestatteten und mit Bildnissen versehenen Diederichsschen Verlags-Katalog entnehmen.

München. Alfred v. Mensi.

Heimweh. Roman von Anna Sommer. Berlin 1906. Verlag von Gebrüder Paetel. 2 Bände.

Im Mittelpunkt des Romans steht Jacoba Geyingga, die als junge Waise in das Haus ihres Onkels, des Pfarrers Lange, kommt. Das Leben dieses Pfarrers ist nicht glatt verlaufen. Seine erste Frau ist Jemella Geyingga gewesen; sie hat ihn nach Jahresfrist verlassen, weil sich ihre Künstlernatur in den reizlosen Aufenthalt des schlichten Pfarrhauses auf dem Lande nicht hat hineinfinden können. Seitdem sind Jahre verflossen. Jemella ist gestorben; der Pfarrer hat wieder geheiratet, aber die Erinnerung an seine erste Frau lebt in ihm fort. Er urteilt milde über sie und denkt wehmütig an den Schmerz, der ihn durchzuckt hat, als sie ihn verließ; Jemella ist wie ein Märchen durch sein alltägliches Leben geglitten. Seine zweite Frau ist nichts weniger als eine Künstlernatur. Mit ihrer ewigen Geschäftigkeit, mit ihrer kirchlichen Frömmelei und äußeren Korrektheit ist sie das Bild eines recht irdischen Wesens mit engem Herzen und kleinem Gesichtskreis. Sie bricht den Stab über die Ehebrecherin. Wenn das Gespräch auf Jemella kommt, nennt sie nicht ihren Namen, sondern spricht von der „Person". In dieses Haus kommt Jacoba, das verwaiste Kind des Bruders von Jemella; das Kind eines unglücklichen Künstlers, der auf dem Sterbebett an den Pfarrer schreibt und ihn bittet, die Waise zu sich zu nehmen.

Wenn man diesen prächtigen Anfang der Erzählung liest, hat man unwillkürlich das Empfinden, daß man vor einem herrlichen Roman steht. Es ist ein Stoff gegeben, bei dem es nur darauf ankommt, die in ihm liegenden Möglichkeiten herauszuholen und künstlerisch zu verwerten. Hat die Schriftstellerin diese handgreiflich nahe liegenden Möglichkeiten nicht herausgefühlt? Wenn sich in dem heranwachsenden jungen Mädchen das Ebenbild von Jemella entwickelt mit dem Unterschied, daß sich Jacoba von Lange nicht abwendet, sondern im Gegenteil mit verhaltener Leidenschaft sich desto enger an ihn anschließt, je mehr sie von der engherzigen Pastorsfrau abgestoßen wird, dann muß in dem feinfühligen Pfarrer ein seelischer Konflikt entstehen, wie er ergreifender nicht gedacht werden kann. Eine zweite Jemella steht vor ihm, das Ideal seiner ersten Liebe; und diese Jemella liebt ihn; aber auch diesmal wird er seines Glückes nicht froh, denn er hat es selbst zunichte gemacht: seine zweite Frau, die personifizierte Alltäglichkeit, steht dazwischen.

In dem vorliegenden Roman sind der Schriftstellerin alle fruchtbaren Momente durch die Finger geglitten. Sie läßt Jacoba in kleinen Zänkereien mit der Pastorsfrau aufwachsen, dann in das Haus des Bruders der Frau Pastorin flüchten und schließlich als Gesellschafterin nach England reisen. Damit schließt der erste Band. Der zweite Band bringt eine weitere Zersplitterung. Jacoba geht als Erzieherin nach Ungarn, bricht alle Beziehungen zur Heimat ab und heiratet in der Fremde einen faden Gesellen, der sich von ihr scheiden läßt. Zum Schluß wird sie in ihrem „gänzlich verfahrenen Leben" von dem Sohne des Pastors Lange, ihrem Jugendgefährten, in Ungarn gesucht, gefunden und geheiratet.

Am Anfang des Romans wird Jacoba mehrfach mit Mignon verglichen. Nur ein neuer Roman könnte Jacoba zu einer Mignon machen. Diesen zu schreiben, wäre im Hinblick auf den feinsinnigen Anfang eine lohnende Aufgabe, die aber nur mit voller Beherrschung der Romantechnik zu lösen ist.

Pasing. Eduard Preuß.

* **Sitzungsberichte der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften.** (Berlin 1907. In Kommission bei Georg Reimer.) Das erste Stück des Jahrganges 1907 enthält: U. v. Wilamowitz-Moellendorff, zum Lexikon der Photios. Verbesserungen von Dichterstellen in dem Berliner Stücke des Buchstabens Λ. — Das Verzeichnis der Mitglieder der Akademie am 1. Januar 1907 liegt bei.

* **„Dreißig Jahre in der Südsee"** betitelt sich ein demnächst bei Strecker u. Schröder in Stuttgart in Lieferungen erscheinendes Werk. Wie die Verlagshandlung mitteilt, ist der Verfasser der seit drei Jahrzehnten als Pflanzer in der Südsee lebende bekannte deutsche Forscher R. Parkinson, der als einer der besten Kenner von Land und Leuten, Sitten und Gebräuchen im Bismarck-Archipel und auf den deutschen Salomo-Inseln gilt. Herausgegeben wird das auf 28 Lieferungen zu 40 Pfg. berechnete Werk von Dr. B. Ankermann, Direktorialassistent am kgl. Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Allgemeine Rundschau.

Zum Namen des Odenwaldes.

In Nr. 44 des vorigen Jahrgangs der Frankfurter Zeitung hat Professor Dr. Sütterlin einen Aufsatz über den Namen des Odenwaldes veröffentlicht, der augenscheinlich durch den Deutungsversuch von J. Schmidtkonz im Korr.-Bl. des Ges.-Ver. Dtsch. Gesch.-Ver. 1905 Sp. 377 veranlaßt war. Ich muß gestehen, daß mir die Schmidtkonzsche Erklärung „Hübnerwald" von allen, die mir bisher zu Gesicht gekommen, am meisten zugesagt hat, vor allem, weil sie sprachlich und geschichtlich in gleicher Weise zuzutreffen schien. Nun sind aber die von Sütterlin dagegen angeführten geschichtlichen Bedenken so gewichtig, daß sie meines Erachtens fallen muß.

Freilich spricht mich auch die von Sütterlin wieder hervorgeholte Deutung Pfaffs (Deutsche Ortsn. S. 14) „Wald eines Ode" wenig an. Ich wüßte — abgesehen von Grafschaften, Baren u. dgl., wo dies gar nahe liegt — keine auch nur annähernd so umfangreiche Oertlichkeit aus alter Zeit, die nach einer Person benannt wäre. Ueberdies sind nach meinem Dafürhalten die ältesten überlieferten Formen damit eben doch nicht in Einklang zu bringen; denn daß diese vierfilbig waren, ist trotz aller Anzweifelung nicht wohl zu leugnen. Die Wormser Urkunden, die Otenwald haben, sind ja gefälscht; die Fälschung stammt aber nach Kriegers Topographischem Wörterbuch von Baden erst aus dem 12. Jahrhundert. Einhards translatio St. Marcellini ist aber 830 verfaßt und wenn auch die Abschrift aus späterer Zeit sein sollte, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß darin Namenformen willkürlich geändert wurden. Dort aber steht Odano- und Odonowald, Formen, die abgeschwächt zu Odone-, Odene- und Odtonwald auch in der Lorscher Chronik und in den Fulder Annalen sich finden und als eine so natürliche Weiterentwicklung der alten erscheinen, daß sie nicht ohne weiteres eliminiert werden dürfen.

Von ihnen also muß ein Erklärungsversuch ausgehen. Hierfür bietet sich immer wieder als nächstliegend das Eigenschaftswort „öde". Wenn Sütterlin behauptet, dieses habe immer einen Umlaut gehabt, so belehrt doch Schades Altdeutsches Wörterbuch eines anderen: darin ist es als ahd. ôdi und noch amhd. als ôde verzeichnet. Und tatsächlich heißt z. B. noch um 1500 der badische Ort Windenbach Oden- und Odenwindenbach. Ueberdies müßte wohl auch die von Sütterlin vorausgesetzte Urform Odinwald, wenn auch vielleicht nicht immer, so doch zuweilen einen Umlaut aufweisen; ich finde aber in all den Beurkundungen bis 1500 nicht ein einzigesmal einen solchen, ein Beweis, daß zwischen dem d und dem w sich kaum je ein i befunden haben kann.

Es kann sich also nur darum handeln, das ano oder ono befriedigend zu erklären. Das dürfte gelingen, wenn man darin einen besonderen Wortstamm sucht. Darum möchte ich als Urform Odwono- oder Odwanowald annehmen. Das Zeitwort wonôn lautet mitteldeutsch auch wanen, hat also gerade in dortiger Gegend sehr wohl solche Doppelformen hervorbringen können, so daß die Annahme einer „Verschreibung", wie Sütterlin meint, unnötig ist. Den Ausfall des w nach dem Zahnlaut erklärt eine Analogie wie ahd. muntwalta — muntalde (der Schutzbefohlene) oder mittwëcha = altschwäb. mittiche (Mittwoch). Das o vor wald wäre der sog. Kompositionsvokal, vielleicht aus dem gewöhnlichen a dem vorausgehenden o erst angeglichen, vielleicht das seltenere o (vergl. grabo-hûfo, botoscaft, mano-houbit, jago-rât, wona-heit u. a.).

Da wonôn in der ältesten Zeit bleiben, (dauernd) sein, bedeutet, so wäre also Odwonowald „der (dauernd) öd, d. i. von Siedelungen frei bleibende (seiende) Wald". Das würde nun herrlich stimmen zu der Angabe Dr. Lorentzens, daß der ganze aus Buntsandstein bestehende Teil selbst noch bis ins 12. Jahrhundert völlig öde und unbesiedelt war.

Memmingen. K. Miedel.

Hochschulnachrichten.

H. **Freiburg i. Br.** Der Assistent am Mineralogischen Institut Dr. Julius Soeller (aus Ottenheim) hat sich als Privatdozent für Mineralogie, Kristallographie und Petrographie an der hiesigen Universität niedergelassen. Seine Habilitationsschrift betitelt sich: Ueber Rhönit, ein neues änignanitähnliches Mineral und über das Vorkommen und die Verbreitung desselben in basaltischen Gesteinen.

hc. **Kiel.** Zum ordentlichen Professor der klassischen Philologie an der hiesigen Universität ist als Nachfolger von Professor Dr. P. Wendland der außerordentliche Professor daselbst Dr. Felix Jacoby ausersehen.

hc. **Münster.** Der ordentliche Professor der Philosophie an der Königsberger Universität Dr. Ernst Meumann hat einen Ruf in gleicher Eigenschaft an die hiesige Universität erhalten. Er soll dort Professor Busse ersetzen.

hc. **Greifswald.** Der Privatdozent für Mineralogie und Geologie und erste Unterrichtsassistent bei Professor Hintze am mineralogischen Institut und Museum der Breslauer Universität Professor Dr. Ludwig Milch hat einen Ruf als außerordentlicher Professor an die hiesige Universität erhalten an Stelle des vom Lehramte zurückgetretenen Professors Dr. H. Traube.

hc. **Berlin.** Zwei neue Privatdozenten führten sich am 19. Januar in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität ein: Dr. Franz Kiebitz, Assistent bei Professor Rubens am physikalischen Institut, mit einer Antrittsvorlesung: „Die Elemente der Elektronenlehre" und Dr. Albert Werminghoff. Dieser wird über das Thema: „Bischofsgut und Domherrngut im früheren Mittelalter" sprechen.

* **Breslau.** Der ordentliche Professor für Moraltheologie an der katholisch-theologischen Fakultät der hiesigen Universität D. Adam Krawutzcky ist am 18. Januar gestorben.

hc. **Hannover.** Eine neue Professur für Elektrochemie wird an der hiesigen Technischen Hochschule begründet. Der Unterricht in der Elektrochemie wird zurzeit von dem Vertreter der Spezialgebiete der Elektrotechnik erteilt. Beide Gebiete sind inzwischen zu umfangreich geworden, als daß sie länger gleichzeitig von einer Lehrkraft bewältigt werden könnten. Ferner aber erscheint es dringend wünschenswert, daß die Elektrochemie von einem Chemiker vertreten wird, während die Vertretung jetzt in der Hand eines Physikers liegt.

H. **Neuenburg.** Die Zahl der Theologen an der hiesigen Akademie geht seit Beginn dieses Jahrhunderts beständig zurück. Im Wintersemester 1900/01 waren an der Fakultät noch 21 Studenten eingeschrieben; 1901/02 waren es 19, 1902/03 15, 1903/04 13, 1904/05 9, 1905/06 8, 1906/07 6. Gegenwärtig kostet ein Theologiestudent den Staat jährlich 2852 Francs.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Wasmann, Erich, S. J., Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie. Dritte, stark vermehrte Auflage. Mit 54 Abbildungen im Text und 7 Tafeln in Farbendruck und Autotypie. gr. 8° (XXX u. 530) M. 8.—; geb. in Leinwand M. 9.20

Die neue Auflage ist ein neues Werk von wesentlich größerem Umfange und größerer wissenschaftlicher Bedeutung geworden, so daß auch die Besitzer der zweiten Auflage dasselbe nicht werden entbehren können. Bekanntlich hat die vorige Auflage des Buches Veranlassung gegeben zu Haeckels Vorträgen über Entwicklungstheorie im April 1905 in Berlin. Ein Werk, gegen welches Haeckel persönlich sich wenden zu müssen glaubte, wegen der Gefahr, welche durch dasselbe dem Monismus drohe, verdient ohne Zweifel die Aufmerksamkeit aller Gebildeten. *(22902)

Die Lebensführung im hohen Alter.

Von Primararzt Dr. Josef Hermann.

Vierte Auflage. — Soeben erschienen! [22165]

Preis Mk. 1.50, elegant gebunden (Geschenkband) Mk. 2.—

Zu beziehen vom Verlag von Otto & Co., Leipzig-R. 70.

„Wer wünscht nicht alt zu sein, ohne zu leiden? Geben Sie Ihren betagten Eltern oder Grosseltern dieses gediegene Buch eines 85jährigen Greises in die Hand, sie werden darüber hocherfreut sein!"

Die Schrift enthält eine Fülle praktischer Lebenserfahrung und wird jedem älteren Herrn, jeder älteren Dame eine Herzensfreude bereiten. Sie ist den Augen alter Leute angepasst in grossen Lettern gedruckt.

Den verehrlichen Lesern empfehlen wir zum Einbinden der **Wissenschaftlichen Beilage** unsere

Quartals-Einbanddecken,

rot gepreßt mit Leinwandrücken und Golddruck zum Preise von **Mk. 1.— pro Stück, bezw. Mk. 3.50 für einen Jahrgang.**

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die **Expedition der Allgemeinen Zeitung, München, Bayerstr. 57,** entgegen.

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Für den Inseratenteil verantwortlich: A. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Dienstag, 22. Januar. Nummer 18.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50
(Bei direkter Lieferung Inland M 6.30, Ausland M. 7.—.;
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition

Verantwortlicher Herausgeber. Dr. Julius Petersen in München.

Inhalt:

Ueber koloniale Erziehung. Vortrag des Wirkl. Geh. Rates Bernhard Dernburg.

Bücher und Zeitschriften.

Helmuth Auer von Herrenkirchen: Meine Erlebnisse während des Feldzuges gegen die Herero und Witbois. — Karl König: Die Waldschule in Mülhausen im Ober-Elsaß.

Allgemeine Rundschau.

Kunstwissenschaftliche Gesellschaft.

Hochschulnachrichten.

Ueber koloniale Erziehung.

Vortrag, gehalten in München am 21. Januar.

Von Wirkl. Geh. Rat B. Dernburg.

Meine Herren, es ist mir eine besondere Freude und ein besonderer Vorzug, in dieser schönen Stadt vor einer so zahlreichen Versammlung zu sprechen über die Frage, die mit mir Sie bewegt und einen großen Teil unserer deutschen Nation. Und ich fühle mich um so wohler in diesem Münchener Kreise, weil ich aus meiner früheren Erfahrung weiß, daß sich hier lebensfreudige und aktionsbedürftige Menschen zusammenfinden, die das Leben nicht theoretisch und grau in grau aufzufassen geneigt sind, die nach einer Bereicherung ihres Wissens und ihrer Empfindungen, ihrer Aufgaben und ihrer Bestrebungen von Zeit zu Zeit durstig sind, und die sich auch über eine schwere Stunde mit einem heiligen Lachen hinweghelfen. So aber sehen diejenigen aus, die in der Lage sind, eine große nationale Aufgabe mit Erfolg zu behandeln.

Es ist mir aber auch eine Freude, zu sprechen in einer Versammlung, welche geladen ist von einem Komitee, zusammengesetzt aus den illustresten Namen des bayerischen Landes, aus denjenigen, denen alle gern folgen werden, die die Gewähr dafür geben, daß die große vorliegende Frage auch mit Ernst, mit Hingebung und mit Urteil behandelt werden wird. Und um eine ernste Frage handelt es sich heute.

Meine Herren, wir beginnen jetzt damit, womit wir vor zweiundzwanzig Jahren hätten beginnen müssen, als wir zuerst Kolonien erwarben, nämlich, uns intensiv mit den Fragen nationalökonomischer und kultureller Natur zu beschäftigen, die diese kolonialen Dinge in sich schließen.

Wir haben seit zweiundzwanzig Jahren Kolonien, aber wir haben bisher keine koloniale Politik gehabt.

Wir haben wohl fleißig gearbeitet und manches erreicht, aber wir haben darin gefehlt, daß wir die Zielpunkte nicht klar genug und nicht weit genug gesteckt haben, und daraus sind denn größtenteils die Fehler und die Irrtümer entstanden, von denen unsere deutsche koloniale Politik ebenso wenig frei geblieben ist wie das koloniale Wesen anderer Nationen. Was wir also brauchen, ist eine koloniale Politik. Jede Regierung aber, die eine Politik hat, muß wünschen und muß es erreichen, daß dieses ihre Ziele enthaltende Programm jedermann im Volke verständlich sei. Denn es ist doch die Nation, die die Kraft und die Mittel hergibt, eine Politik durchzuführen, und deswegen müssen wir jetzt dasjenige nachholen, was wir bisher versäumt haben, und müssen eintreten in jenes Stadium, welches die in politischen Dingen erfahrenen Engländer und Amerikaner mit einem Fachausdruck „a campaign of education", einen „Kreuzzug der Erziehung", genannt haben. Wir alle, die Nation in ihrer ganzen Breite muß sich darüber klar werden, was wir denn besitzen, was wir darauf erreichen können, welche Mittel wir anzuwenden haben und ob wir dieser Aufgabe auch gewachsen sind. Seitdem ich mich mit kolonialen Dingen beschäftige, habe ich mir oft die Frage vorgelegt, wie kommt es denn, daß man in Deutschland gar so wenig von seinen Kolonien weiß, daß nur die Mären von Krieg und Greueln sich verbreiten, daß man nur von Opfern und Zuschüssen hört, und daß eine allgemeine Hoffnungslosigkeit die Menschen ergriffen zu haben scheint. Wie kommt es, daß man nicht weiß, wie unser kolonialer Besitz zustande gekommen ist, was er für natürliche Hilfsquellen birgt, was wir schon getan, ihn zu erschließen, was er uns schon bietet. Und die Antwort auf diese Frage ist mir mit wachsender Deutlichkeit dahin gekommen, „es hat es ja noch niemand ernsthaft versucht, alle diese Dinge ins Klare zu stellen," und als ich mich weiter gefragt habe, wer muß denn das tun, wer muß denn diesen Versuch machen, so habe ich mir später die Antwort gegeben: „Das muß die Regierung tun, die für ihre Politik Verständnis sucht und ohne solches Verständnis ihre Politik nicht durchführen kann." Und weil ich zur Zeit mit der Vertretung dieser Aufgaben der deutschen nationalen Regierung betraut bin, stehe ich vor Ihnen, und ich hoffe, daß dieser Abend Sie anregen wird, sich mit diesen Fragen, die zu den interessantesten und reichhaltigsten, zu den feuilletonistisch ausgiebigsten und zu den wissenschaftlich anregendsten gehören, die die Weltgeschichte gehabt hat, gern zu beschäftigen, und daß von diesem Saale aus eine Werbekraft ausgehen wird für unsere nationale Kolonialpolitik, die ihr täglich mehr und mehr Jünger zuführen wird, bis es in dem ganzen bayerischen Lande nicht einen Menschen mehr geben wird, der das nicht weiß, was er als guter Deutscher und gebildeter Mensch wissen muß: warum kolonisieren wir, was sind unsere Kolonien, welche Vorbedingungen sind für den Erfolg vorhanden? Und weil man bisher nach dieser Seite nicht mit dem nötigen Nachdruck gewirkt hat, weil man geglaubt hat, daß eine so fremdartige Materie von so weit über See, mit so viel neuen und andersartigen Gesichtspunkten von selbst ihren

Weg in die Nation finden werde, deswegen kann man dem großen Teil unseres Volkes, der jetzt fremd und abseits steht, auch diese seine Unkenntnis nicht weiter verübeln und sich nicht darüber beklagen, daß es an dem guten Willen, zu verstehen und mitzuarbeiten, vielerorts mangelt. Wir müssen also in diesen Kreuzzug der

Erziehung zum kolonialen Verständnis

eintreten mit all dem Temperament und all den Erfahrungen, die wir besitzen, und Gegenstand dieses Kreuzzuges ist sowohl die Erwerbung des Interesses der Nation für die Kolonien im allgemeinen, als auch der einzelnen Klassen, die mit den Kolonien in enge Berührung kommen, für ihre besonderen Aufgaben. Solche Klassen sind die Beamten, Pflanzer und Farmer, die Kaufleute und die Handeltreibenden.

Die Nation vor allem hat zu lernen, daß Kolonisieren heißt: eine absolute Veränderung jener fremden Länder in all ihren Teilen von Grund auf, und daß zum Kolonisieren viel Zeit, viel Geduld, viel Zähigkeit gehört. Wir haben diese Art von „Kreuzzug" in dem verflossenen Jahrhundert manchesmal gemacht. Welche Schwierigkeiten gab es in Preußen im Beginn der 60er Jahre in der Konfliktszeit, um dem Volke klar zu machen, wie es mit den militärischen Notwendigkeiten stand. Welche Kämpfe hat es gekostet, Deutschland zu erziehen zu der Idee, daß es keine Binnenmacht sein kann, sondern die Welthandelspolitik zu betreiben hat, wenn anders es leben will. Welche Schwierigkeiten hat es gegeben, in Deutschland den Gedanken durchzubringen, daß Deutschland eine industrielle Nation ebenso gut sein muß wie eine ackerbautreibende, und ich habe schon im Reichstag davon erzählt, von einem berühmten süddeutschen Bankdirektor, der erklärt hat, mit Bergwerken wolle er nichts zu tun haben, was unter der Erde sei, könne man nicht wissen. Das ist kaum zwanzig Jahre her. Heute fürchtet sich der deutsche Kapitalist nicht, Bergbau-Unternehmungen in die Hand zu nehmen, von denen er weiß, die erste Rente kommt nach zwölf, ja mehr Jahren. Wenn aber schon ein so einfaches und bekanntes Problem wie ein Steinkohlenbergbau in großen Teufen selbst ohne alle Zwischenfälle zwölf Jahre in Anspruch nimmt, wie kann man sich wundern und wie darf man ungeduldig werden, wenn eine Kolonialpolitik, die Ländergebiete bearbeitet in der 2½fachen Größe unseres deutschen Vaterlandes, in zweiundzwanzig Jahren noch verhältnismäßig nicht übergroße Spuren dieser Arbeit zeigt. Das also ist das erste, was wir zu lernen haben, daß wir geduldig sein müssen und fleißig und zähe,

daß die Früchte einer Kolonialpolitik langsam reifen,

und daß es in unserer Kolonialpolitik auch Stunden geben muß, von denen wir sagen, „sie gefallen uns nicht mehr". Glauben Sie nicht, daß wir darin allein stehen. Der bekannte englische Staatsmann Benjamin Disraeli, der bekanntlich Premier zu der Zeit des Berliner Kongresses war, also ungefähr um die Zeit, wo sich die ersten kolonialen Bestrebungen in Deutschland bemerkbar machten, hat zu jener Zeit erklärt, die Kolonien seien ein Mühlstein am Halse des englischen Reiches. Meine Herren, wie sieht denn dieses englische Kolonialreich aus, das der Mühlstein am Halse Englands sein sollte? Es ist sechzigmal so groß wie Deutschland und hat eine Bevölkerung von sechsmal unserer deutschen Einwohnerzahl. Dabei war England damals schon ein Kolonialstaat, der auf hundertjährige Erfahrungen zurückblickte. Ja, wenn englische leitende Politiker solche Ansichten aussprachen, wie kann man es da einem preußischen General und Reichskanzler übelnehmen, wenn er nicht viel später erklärte, es könne der deutschen Nation wohl kaum etwas Schlimmeres begegnen, als wenn ihr ganz Afrika geschenkt werde.

Der Engländer hat sich lange bekehrt.

Er hat seitdem industriell Aegypten erobert und zum Teil Abessynien, er entwickelt seine westafrikanischen Kolonien, er hat der Kapkolonie eine ungewöhnliche Entwicklung gegeben, er hat Natal besetzt, den Oranje-Freistaat okkupiert, das Transvaal unterworfen, er hat große Ländergebiete im Norden unter sein Dominium gebracht, er hat in dem Sudan sein Flagge gehißt und das Gebiet der halben Sahara unter englische Oberherrschaft gestellt, er hat mit Zielbewußtsein eine Bahn, die in ihrer Art das kühnste Unternehmen ist, die Bahn vom Kap nach Kairo, von der Südspitze Afrikas nach dem Mittelländischen Meere, in Bau genommen. Viele Milliarden hat das englische Nationalvermögen zugenommen durch diese Politik. Aber England hat sich auch die Opfer nicht verdrießen lassen, um dieses Gebiet zu erwerben und zu pazifizieren. Seit dem Jahre 1895 hat England in Afrika sieben Kriege geführt, und nach einer Statistik, die ich nicht habe nachprüfen können, 196 Millionen Pfund Sterling, das sind über 4000 Millionen Mark, zielbewußt, rücksichtslos und mit klarem politischem Verständnis ausgegeben. Dieses politische Verständnis aber ist England, einer seefahrenden Nation seit Hunderten von Jahren, einer handeltreibenden seit ebensolange, und der Eigentümerin des Marktes der Welt, in dem sich jede große wirtschaftliche Bewegung spiegelt, leichter geworden als uns, und die Aufgabe, die ich mir gestellt habe und zu deren Lösung ich Sie alle miteinander einlade und auffordere, ist für uns Deutsche um so schwerer, als es sich nicht nur darum handelt, der Nation die Richtung zu geben, in welcher koloniale Ziele verfolgt werden müssen, sondern diese Richtung geradezu umzudrehen und eine neue Bahn zu zeigen und einzuschlagen. Nichts ist schwerer als der Kampf gegen eine einmal etablierte Meinung, gegen ein zur Doktrin gewordenes Schlagwort, und das ist die Geschichte unserer Kolonien und zum Teil ihr Unglück.

Unsere koloniale Entwicklung

hat begonnen unter dem Fürsten Bismarck, einem nationalen Politiker unerreichten Ranges, aber einem Manne, dem die Interessen der Seefahrt und des Handels fern lagen und der kein besonderes Vertrauen hatte zu der Fähigkeit des Deutschen, sich diesen Dingen anzupassen, weder des deutschen Bürgers noch des deutschen Beamten. Und er hat deshalb den Satz aufgestellt, daß es der Kaufmann sein muß, der die Kolonien entwickle, der mit seinem Gelde sie befruchte, und er hat die Grundlage gelegt zu jenen Monopolgesellschaften, welche, wenn sie stark und kräftig genug gewesen wären und ihrer Pflichten hinreichend eingedenk, wohl manches hätten erreichen können, die aber so, wie sie geschaffen waren, sich wie eine Art Mehltau nicht nur über die ihnen gehörenden Länder, sondern auch über das deutsche Nationalgefühl zugunsten unserer Kolonien gelegt haben. Dieser Fehler ist denn auch bald eingesehen worden, aber wir kämpfen gegen ihn heute noch. Schließlich mußten die Hoheitsrechte der Gesellschaften mit teurem Gelde abgelöst werden, die politische Gewalt mußte das Reich an sich nehmen, und mit dieser politischen Gewalt kamen auch alle die politischen Aufgaben, und auf das Reich fiel der Schutz der deutschen Anlagen gegenüber einer wilden Eingeborenenbevölkerung und schlimmen Naturgewalten. Das war die zweite Enttäuschung, und aus dieser zweiten Enttäuschung wurde geboren die dritte, wie ich schon erwähnt habe, daß wir Deutsche den Wert unseres kolonialen Besitzes unterschätzt haben, daß wir ihn uns verstümmeln ließen, bis manche unserer Kolonien auf der Landkarte wie eine Ironie aussehen auf den gesunden

Menschenverstand, und es kam jene Zeit, in welcher weder Volk noch Regierung, noch Beamte, die mit den Kolonien zu tun hatten, an deren Zukunft irgendwie glauben konnten. Das aber war das Schlimmste. Denn nur jemand, der von der Güte oder mindestens von der Zukunft seiner Aufgaben überzeugt ist, wird kräftig und werbend für sie eintreten können. Und so ist denn allmählich jene Stimmung Deutschlands gegenüber seinen Kolonien entstanden, weil das Regiment das Wichtigste versäumt hat, was eine kolonisierende Regierung tun muß, nämlich das Volk aufzuklären über das Wesen seines kolonialen Besitzes, über die Aufgaben, über die Verantwortungen, über die Auslagen und über die Früchte. Das also müssen wir jetzt ändern und

wir müssen die öffentliche Meinung umdrehen,

und ich bilde mir nicht ein, daß das von heute auf vierundzwanzig Stunden geschehen kann, aber wenn Sie mir alle helfen, wird es geschehen, und vielleicht in einer kürzeren Frist, als es mancher Zweifler glaubt und manchem Böswilligen lieb ist. Aber noch ein anderes müssen wir uns aneignen, das ist das Verständnis für die Zwecke, für welche kolonisiert wird. Die Zwecke sind materielle und merkantilistische. Sie müssen erzielt werden mit jener Vornehmheit, die das Kriterium eines seiner wirtschaftlichen und kulturellen Aufgabe gewachsenen Kaufmannes sind, und nicht umsonst, sondern es muß der Austausch stattfinden, Güter und Menschen gegen Kultur und Lebenserleichterung. Diese beiden letzteren müssen wir der Eingeborenenbevölkerung bringen, und wir erreichen da mehrere Ziele zugleich, denn eines der wichtigsten Güter, die ein zivilisiertes Volk zu verleihen in der Lage ist, ist die Freude an der Arbeit und an der Betätigung. Der nationalökonomische Zweck dieser kaufmännischen Betätigung ist aber der Erwerb und die Anzucht von Rohstoffen, die uns in unserer nationalen Wirtschaft fehlen, und der Absatz, ohne den ein auf Industrie angewiesenes Volk mit eigenen, engen, nationalen Grenzen und einer großen jährlichen Bevölkerungsvermehrung nicht die notwendigen Mittel für das Bestehen der Nation anschaffen kann.

Auch dieser Teil einer Kolonialpolitik ist nicht mit dem nötigen Zielbewußtsein verfolgt worden, und daher kommt es, daß wir jetzt noch einen verhältnismäßig nicht sehr großen Handel mit den Kolonien haben. Die Kolonien haben im Jahre 1905 ein- und ausgeführt für praeter propter 100 Millionen Rohstoffe und Fabrikate, und davon haben wir an andere Nationen immerhin noch 40 Proz. abgetreten, trotzdem der Anteil des deutschen Handels sich von Jahr zu Jahr hebt. Aber wir könnten mit all diesen Dingen sehr viel weiter sein, wenn wir unsere Nation auch rechtzeitig dazu erzogen hätten, die Mittel zu kennen und zu würdigen, die die Kolonisation befördern. Meine Herren, jene 100 Millionen Handel sind erzielt worden nahezu ohne Verkehrswege, ohne Eisenbahnen, ohne die angewandte Technik, ohne Maschinen. Am 1. Januar 1905 — und die genannten Ziffern beziehen sich auf dieses Jahr — gab es in unseren Kolonien im ganzen 97 Kilometer betriebsfähiger und dem Handel dienender Bahnen, nämlich die Usambarabahn von Tanga bis Maurui. Denn jene Eisenbahn von Swakopmund nach Windhuk, 382 Kilometer lang, war als Feldbahn und für Maultierbetrieb gelegt und befand sich nahezu von Beginn im militärischen Betriebe und diente als Stützpunkt für unsere militärischen Operationen in jenem Lande, dem sie beinahe ausschließlich diente. In Togo gab es keine Bahn. In Kamerun gab es keine Bahn, und alles das, trotzdem man wußte, daß das größte kolonisatorische Unternehmen, die Vereinigten Staaten, nahezu allein durch ihre Bahnen das Land pazifiziert und erschlossen hat, daß unsere englischen Nachbarn unmittelbar, ja als ersten Schritt ihrer Okkupation über Rhodesia die Eisenbahn streckten, daß an der Nordgrenze unseres eigenen Gebietes die Engländer eine nahezu tausend Kilometer lange Bahn erbauten. Aber der Mangel an Verständnis bei Volk und Behörden hat uns zurückgehalten.

Meine Herren, augenblicklich sind Bahnen teils nahezu fertig, teils im Bau und teils so gut wie beschlossen, die mit den obengenannten zusammen nahezu 2000 Kilometer ausmachen. Aber noch ist keine Tonne Güter über diese Bahn in unsere Statistik gelangt. Wir haben die Usambarabahn um 32 Kilometer verlängert, dieselbe ist im Jahre 1905 noch eröffnet worden. Im Jahre 1907 kommt die Morogorobahn in Ostafrika mit 222 Kilometer vermutlich in Betrieb, und die Verhandlungen sind fortgeschritten für den Umbau der Windhukbahn von 382 Kilometer, und am 15. Oktober ist die Otavibahn von 560 Kilometer eröffnet worden. Die ersten 135 Kilometer der Lüderitzbahn bis nach Aus sind im November vorigen Jahres in Betrieb gekommen und weitere 225 Kilometer sollen bis zum Jahre 1908 fertiggestellt werden. 160 Kilometer der Manengubabahn werden bis zum Jahre 1910 erbaut sein, und die Togo-Unternehmungen, die Küstenbahn und die Linie von Lome nach Palime werden Mitte Februar des laufenden Jahres zur Eröffnung kommen. Bei all diesen Bahnen sind Schätzungen gemacht worden über den Verkehr, der sich vermutlich schon von Anfang an auf ihnen bewegen wird, und ein großer Teil dieses Verkehrs ist neu, denn er bezieht sich auf Güter, die, weil sie den Eisenbahntransport nicht vertragen können, der zu teuer ist im Verhältnis zu dem Weltmarktpreis der Waren, bisher nicht den Weg zur Küste gefunden haben. Ich habe schon früher einmal angeführt, daß in Togo eine Rechnung aufgestellt worden ist, wonach, um 150 Ballen aus den Baumwollgegenden des Innern zur Küste zu bringen, 1000 Träger erforderlich waren, die 28 Tage unterwegs waren. Ich habe erzählt, daß in Deutsch-Ostafrika nach einer Rechnung 2500 Mark der Preis ist, zu dem eine Tonne europäischer, für die Regierung benötigter Waren ins Innere geschafft wird, und ich habe festgestellt, daß der Mangel an Bahnen in Südwest uns die Feldzugskosten in den letzten zwei Jahren zwischen 70 bis 100 Millionen Mark verteuert hat. Mein technisches Bureau hat mir berechnet, daß der Verkehr auf diesen Bahnen von Anfang an einige 50 Millionen Mark an Warenwerten betragen wird, und mich versichert, daß es eine mäßige Schätzung ist. Ich bin kein Eisenbahnbauer und kenne die Verkehrsverhältnisse nicht so gut wie jene Herren, die zum großen Teil an Ort und Stelle gewesen sind und die auf Grund solcher Schätzungen die Bahn auf eigenes Risiko in Pacht genommen haben, aber die Zahl hat mich nicht verwundert, wenn ich bedenke, daß allein die Otaviminen-Gesellschaft bei dem gegenwärtigen Kupferpreise auf einen jährlichen Gewinn von 16 Mill. Mark rechnet, daß demnach das Produkt einschließlich der für seine Herstellung notwendigen Kohlen, Maschinen usw., das Bedürfnis der weißen und schwarzen Arbeiter wohl mit einigen 20 Millionen Mark nicht zu hoch angesetzt wird. Und das führt uns weiter dazu, daß wir auch lernen müssen,

was denn diese Summe für unsere nationale Arbeit bedeutet.

Meine Herren, dazu gehört zunächst, daß wir uns an den Wert und die Bedeutung der Zahl gewöhnen. Ich habe dem Reichstag eine Denkschrift vorgelegt, in welcher ich auf Grund der gegenwärtigen Produktion der Schutzgebiete den Wert derselben auf etwa 1 Milliarde Mark einschließlich der deutschen Kapitalsanlagen daselbst festge-

gestellt habe. Das hat viel Kopfschütteln gegeben, aber man hat nur gegen die Methode Einwendungen gemacht und nicht gegen die Ziffern, denen gegenüber hat man sich damit begnügt, zu sagen, wir glauben das nicht. Und doch sind jene Ziffern ganz gewiß viel zu niedrig, und wir müssen uns daran gewöhnen, daß wir an unseren Kolonien eine große und gewaltige Sache haben. Unsere Kolonien zeigen in ihrem Handel eine schöne und steigende Entwicklung. Sie zeigen sie insbesondere da, wo der Bahnverkehr einen Einfluß hat, leider bisher nicht der Verkehr unserer Bahn. Aber wir können doch sehen, wie er wirkt, wenn wir uns die Ziffern vergegenwärtigen, die der Handel der drei Zollstationen zeigt, die wir am Viktoria-Nyansa besitzen. In diesen drei Zollstationen war vor der Eröffnung der englischen Ugandabahn, die dieses Gebiet erschließt, der Einfuhrhandel 340,000 M, im Jahre 1905 war er bereits 1,730,000 M, und er hat sich unter dem Einfluß dieser Bahn also verfünffacht. Noch anders aber ist es mit der Ausfuhr. Die Ausfuhr hatte 1903 einen Wert von 113,000 M, im Jahre 1905 2,016,000 M, die Ausfuhr hat sich also unter dem Einfluß der Verkehrsmöglichkeit versiebzehnfacht.

Ich habe dieser Tage Gelegenheit gehabt, eine vortreffliche und tapfere deutsche Frau zu sprechen, die als treue Gefährtin eines in der deutschen Wissenschaft mit Stolz genannten Mannes diese Gegenden bereist hat, und sie hat mir dargestellt, wie zwischen der englischen Seite des Viktoria-Nyansa und der deutschen ein Unterschied ist wie Tag und Nacht. Roheste Art der Unterkunft, der Lebenshaltung und der Lebensführung auf deutschem Gebiet, vornehmer Komfort und freundliche Umgebung auf dem englischen. Das ist die Wirkung einer Bahn, die das Innerste Afrikas vor die Pforten Europas legt. Ebenso müssen wir uns aber auch klar machen, was denn diese Ausfuhrziffern und Einfuhrziffern für die deutsche Arbeit bedeuten. Ich habe in Berlin erklärt, daß sich die Entwicklung, die Zukunft der deutschen Kolonien (wobei ich die Zeit ganz dahin gestellt habe, in der sie erfolgen kann, denn sie hängt von dem Aufwand ab, den das Deutsche Reich zu machen bereit und in der Lage ist) für die Frage der Zukunft der deutschen Arbeit halte. Und ich habe es mit aller Breite auseinandergesetzt, und es ist auch in die süddeutschen Blätter übergegangen, daß ich dabei nicht zu verweilen brauche.

Ich will annehmen, daß in den nächsten fünf Jahren infolge der Bahnen, infolge der steigenden Entwicklung, infolge des Einströmens deutschen Kapitals

der Handel der Kolonien

auf 200 Millionen sich gehoben haben wird, und daß davon 80 Prozent vielleicht zur Hälfte Einfuhr, zur Hälfte — es kommt darauf nicht genau an und ist auch schwer zu ermessen — Ausfuhr sein werden. Im Werte der Einfuhr liegt natürlich ein großer Teil nationaler Arbeit. Ich habe angenommen, gestützt auf sorgfältige Rechnungen aus meiner eigenen Erfahrung und unterstützt von zuverlässigen Freunden, daß etwa 80 Prozent des Wertes dieser Einfuhr deutsche Arbeit darstellt. Denn wir führen nicht rohe Güter, sondern komplizierte ein; alles, was wir liefern, Maschinen, Lederwaren, Eisenbahnwaggone, Zeuge usw. macht nicht ein, sondern viele Fabrikationsstadien durch. Die führende sozialistische Zeitung hat angenommen, daß die Arbeit ungefähr ein Viertel des Wertes, der Unternehmergewinn und die Kapitalrente mindestens 10 Prozent sei, der Rest das Material. Ich nehme auf Grund der Feststellungen des arbeitsstatistischen Amts in Washington einen etwas höheren Anteil der Arbeit an, und wenn ich dann diese Arbeit durch die verschiedenen Produktionsstadien hindurch verfolge, so komme ich nach der Rechnung des Vorwärts auf 71½ Prozent, nach meiner eigenen auf 80 Prozent. Das klingt merkwürdig und ist doch wahr. Nehmen Sie eine Maschine, sie besteht aus Eisengußteilen, aus Rotgußteilen, aus Schrauben; es sind dazu gemacht Zeichnungen, es wird daran montiert, zusammengesetzt, zugerichtet usw. Nehmen Sie an, sie sei 1000 Mark wert und es seien daran 250 Mark Arbeits- und 10 Prozent Unternehmergewinn. Jetzt kommen jene bereits genannten Teile, aus denen sie sich zusammensetzt und die wieder in verschiedenen Fabriken zum Teil gemacht werden, dafür verbleiben 650 Mark. Hiervon sind 6¼ = 112 Mark Arbeit; aber auch diese Dinge müssen aus dem Rohmaterial hergestellt werden, es muß das Eisen erzeugt, in Stahl verwandelt, gewalzt und roh fassoniert werden. Auch hier sind wieder 25 Prozent Lohn zu rechnen. Dann aber kommen wir an das Rohprodukt und im Rohprodukt steckt natürlich viel mehr Lohn. Stecken doch in einer Tonne Kohle ungefähr 60 Prozent Arbeitslohn. So kommt dann jene Rechnung, daß durch 1000 Mark Exportgut 700 bis 800 Mark Arbeit verursacht wird, ungerechnet derjenigen, die in den Maschinen steckt, in den Hilfsmaterialien, in den Apparaten, in der Leitung. Noch anders aber ist es bei den Exportmaterialien. Vieles geht ja ziemlich roh in den Konsum, anderes, wie die Baumwolle, wird, ehe sie verbraucht werden kann, mit sehr hohem Lohn und Kosten belastet. Die Rechnung ist, daß sich Rohmaterial zu Arbeitslohn und Unkosten wie $1 : 2^1/_3$ stellt. Nehmen Sie aber auch bei dem Export nur an, daß dort dasselbe Arbeitskoeffizient sei wie bei dem Import, so haben Sie auf 160 Millionen Mark 80 Prozent, das sind 128 Millionen Mark Lohn, die daraus direkt entstehen und ohne diesen Handel nicht bestehen würden, und das ist das jährliche Einkommen von 128,000 Arbeiterfamilien, und nehmen Sie diese so gering wie Sie wollen, aus drei Köpfen, so haben Sie die

Lebensbedingungen für 384,000 Deutsche,

das ist ½ Prozent der deutschen nationalen Bevölkerung. Und dann ist doch noch zu berechnen, daß von diesem Arbeitslohn noch ein großer Teil der Landbevölkerung lebt, die wieder für jene industriellen Arbeiter die notwendigen Nahrungsstoffe usw. produziert. Je weiter wir unsere Kolonien erschließen, um so mehr werden wir dafür nach dieser Richtung hin leisten, und wir müssen es leisten, weil wir eine Zunahme der deutschen Nation in ihrer Bevölkerung von etwa 900,000 Köpfen per Jahr haben.

Ebenso aber müssen wir auch lernen, uns klar zu machen, was denn die Opfer sind, wie groß sie sind, und ob wir sie ertragen können. Diese Frage habe ich bereits früher ausführlich behandelt, und ich stelle hier noch einmal fest, daß bis zum 31. März 1907 die Kolonien, soweit sie meiner Verwaltung unterstehen, und das sind alle mit Ausnahme von Kiautschau, an direkten Auslagen 645 Millionen und an indirekten 31,400 Millionen Mark in 22 Jahren verursacht haben, d. h. ein Drittel Pfennig auf jede Mark deutschen Nationalvermögens. Ich habe in meinem Vortrage in Berlin das deutsche Nationalvermögen auf 150 Milliarden Mark angenommen. Die genaueren Berechnungen aber von Fachgelehrten haben mir die Ueberzeugung beigebracht, daß diese Schätzung nahezu um die Hälfte zu niedrig ist und daß das deutsche Nationalvermögen näher an 225 Milliarden als an 150 Milliarden reicht.

Das ist es, was das deutsche Volk als solches zunächst zu lernen hat, das habe ich in ernsthafter Arbeit mir klargelegt, das versuche ich Ihnen klarzulegen, das bitte ich Sie weiter zu tragen, das ist der Kreuzzug der Erziehung. Ich mag mich irren in einer oder der anderen Ziffer, ich bin nicht unfehlbar und ich bin vielleicht für meine Sache wärmer als ein absolut Unbeteiligter. Aber der Gedankengang ist richtig, die Zahlen sind vertretbar und die

Ziele sind notwendig und erreichbar. Daß diese Arbeit eine fruchtbare ist, kann ich Sie versichern. Schon die beiden Vorträge, welche ich in Berlin gehalten habe, und die Bemühungen, die ich bei Kapitalisten angewandt habe, um sie für die deutschen Kolonien zu interessieren, haben sehr wesentliche Früchte getragen. Es ist zu früh, darüber nähere Mitteilungen zu machen, aber ich kann sagen,

daß mindestens sechs oder acht große Unternehmungen in den letzten Wochen zustande gekommen sind,

welche sich die Entwicklung der Naturschätze unserer Kolonien nach den verschiedensten Richtungen vorgenommen haben, die die besten technischen und kaufmännischen Kräfte Deutschlands in sich schließen.

Wenn sich das auf uns alle bezieht, so haben natürlich die Berufsstände, die mit den Kolonien ganz besondere Fühlung zu nehmen haben, die als Beamte tätig sind oder diesen vorstehen, noch ganz besondere Dinge sich klarzumachen. Auch hier muß

der Kreuzzug der Erziehung

einsetzen. Es muß die große und schöne Aufgabe, welche der Dienst in den Kolonien mit sich bringt, klargestellt werden. Jeder große Dienst fordert große Opfer. „Vor die Tugend haben die Götter den Schweiß gesetzt," sagt ein griechischer Dichter. Diese große Leistung ist nur zu erreichen mit mancherlei Entsagung; sie verlangt Anpassung an fremdes Klima, Aufgabe vieler heimischer Gewohnheiten, Abgewöhnung des Alkohols; sie verlangt die Erkenntnis, daß jeder deutsche Beamte da sei nicht nur für die Macht und das Ansehen des Deutschen Reiches, sondern als ein Kulturfaktor, an dem der Eingeborene den Vorzug und das Vorrecht der weißen Rasse abmißt. Sie verlangt Aufgabe von Familie und Freundschaft, sie verlangt, daß man sich manchen Gefahren des Lebens und der Gesundheit unterzieht. Sie verlangt eine besondere Vorbildung, ein Studium der Psychologie des Schwarzen, ein Studium der Kolonialgeschichte anderer Nationen, ein Sicheinleben in kaufmännische Begriffe und Anschauungen ein Verständnis für wirtschaftliche Aufgaben, das Erkennen, daß man nicht für sich da ist, sondern um des großen Gemeinwesens, dem man dient, und daß das Wort „Regieren" bedeutet Selbstlosigkeit und Selbstentäußerung. Die Beamten müssen fühlen, daß es nicht ihre Aufgabe sein kann, ihre heimischen Begriffe zu übertragen, daß es nicht ihre Aufgabe sein kann, kastenmäßig und abgeschlossen, wie leider vielfach in der Heimat, zu existieren, daß jeder Deutsche da draußen, soweit er ein anständiger Mann ist, ein vollständig gleichberechtigter Pionier, ein vollständig gleichberechtigtes Mitglied ihrer Gesellschaft ist. Sie müssen die Solidarität der Weißen gegenüber den Schwarzen betonen, sie müssen die Führer und die Freunde der anderen Berufsklassen sein, und sie müssen den Vorgesetzten in die Tasche stecken, wo es nicht absolut erforderlich ist. Sie müssen wissen, daß jede Verordnung vom Uebel ist, die den anderen einzwängt ohne Not, die ihn, ob weiß oder schwarz, in seiner Lebens- und Berufsgewohnheit hindert, und sie müssen sich mehr wie jeder andere zu Gemüte führen, was das amerikanische Sprichwort meint: „public office is a public trust", ein öffentliches Amt ist ein öffentliches Vertrauen. Dazu müssen sie die Sprache lernen und in die religiösen Anschauungen eintreten. Sie müssen das alles tun ohne Kleinlichkeit und Vorurteile. Vor allen Dingen aber müssen sie alles vermeiden und sich abgewöhnen, was nach Willkür und nach Selbstsucht aussieht, und sie müssen verstehen, daß nach manchem Uebeln und Häßlichen, was vorgekommen ist, sie ganz besonders auch von der Heimat her unter Beobachtung stehen, und daß die schärfste, nachhaltigste und beste Leistung für die Kolonien gerade diejenige ist, die verlangt wird. Die Heimat muß lernen, diese Leute zu belohnen nach ihrem Opfer und nach ihrer Leistung, sie muß ihnen ihre Karriere und ihre Zukunft so gestalten, daß die besten Leute in den Dienst der Kolonien kommen, und für sich selbst einen freien Blick, eine große Erfahrung und mannigfache Eindrücke mitbringen, die ihnen für den Rest ihres Lebens Reichtum an Gedanken und Freude am Geschaffenen zurücklässt.

Nicht anders aber der Farmer und der Plantagenbauer. Auch sie haben mancherlei neue und ungewohnte Arbeitsmethoden zu bemeistern. Sie haben den Umgang mit einer fremden Rasse zu lernen; sie werden in ihren Kulturen mancherlei Fehlschläge zu erwarten haben, sie müssen wissen, daß nur unermüdlicher Fleiß, genaue Verfolgung der Erfahrungen der anderen kolonisierenden Nationen, richtige Beurteilung der Lage des Weltmarktes oder der Bedürfnisse ihrer Umgebung sie vorwärts bringen kann. Und nicht zuletzt muß der Kaufmann, derjenige, der zuerst mit den fremden Kulturen, mit den fremden Menschen in Berührung kommt, sich alle Zeit eingedenk sein, daß er nicht nur seiner wirtschaftlichen Erfolge halber da ist, sondern daß der Schutz, den ihm das Deutsche Reich in seinen Unternehmungen gewährt, auch die vornehme Aufgabe bringt, sich dem Deutschen Reiche als Kulturträger würdig zu erweisen. Diese drei letztgenannten Klassen stehen ja schon ziemlich lange im Kolonialwesen, und sie haben ihre Erfahrungen gemacht, sie haben gern gelernt, und es ist mit Freude zu konstatieren, daß sie sich alle diesen neuen Aufgaben ernsthaft anzupassen versuchen. Aber auch da ist der Erfolg nicht überall vorhanden. Ganz besonders schwierig liegt die Sache bei den Beamten, deren heimische Vorbildung besonders ungeeignet ist, ein schnelles Einleben herbeizuführen, und die mit manchem europäischen Gepäck in die Kolonien abmarschieren, das sie je eher je besser über Bord werfen, um auf die Entwicklung derjenigen Eigenschaften den größten Nachdruck zu legen, die, mit einem unersetzten Fremdwort der Engländer, einen „Gentleman" machen und in dem Nachbarn einen solchen sehen.

Meine Herren, wenn ich die Liste der Beamten und der Offiziere durchsehe, deren unmittelbarer Vorgesetzter ich den Vorzug habe zu sein, freut es mich, daß gerade unter den tüchtigsten, besten, denen, die dem Ideal am nächsten kommen, Ihre Landsleute vertreten sind. Wir haben einen bayerischen Gouverneur in einer unserer Kolonien, der ein echter und vortrefflicher Mann ist. Wir haben unter den Helden, die selbst in Todesnot unnötiges Blutvergießen verhütet haben, den Grafen Fugger, dessen heldenmäßiges und tragisches Ende jedem von Ihnen bekannt ist. Etwa 1000 Bayern sind bisher als Beamte und Militärs in dem vaterländischen Dienste der Kolonien gewesen. Aber nicht nur für unsere Kolonien, auch für unser inneres deutsches politisches Leben werden wir aus dieser eben gekennzeichneten klaren und selbstlosen Verfolgung großer Ziele keinen geringen Gewinn haben. Die Gleichgültigkeit der deutschen Nation gegenüber den Kolonien hat es zuwege gebracht, daß einige eifrige Männer mit Motiven besonderer Art und einseitigen und zum Teil kleinlichen Gesichtspunkten um unser koloniales Wesen große Scheiterhaufen angezündet haben, in denen sie versuchen, unsere Bestrebungen, unsere Beamten, unsere Einrichtungen und unser Wollen in Bausch und Bogen zu verbrennen. Neben diese Scheiterhaufen haben sie die eigenen kleinen selbstsüchtigen Suppentöpfchen gestellt, um dort ein Gebräu gar zu machen, das sie als die Essenz des deutschen kolonialen Wesens und Strebens ausgegeben haben und mit dem sie unsere Nation und, wie ich hoffe, nicht zuletzt sich selbst vor In- und Ausland heruntergesetzt haben. Meine Herren, diesen Scheiterhaufen werfen wir zusammen

und wir errichten an seiner Stelle ein Fanal hoch und klar, wie ein elektrisches Licht und kalt wie die Wahrheit, die wir versuchen zu verbreiten ohne Beschönigung und ohne Selbstgefälligkeit, aber mit denjenigen gesunden Sinnen für Aktion und Fortschritt, ohne die wir weder im Kolonialwesen noch in einer anderen Politik gedeihen können. Um dieses Fanal können sich alle deutschen Stammesgenossen von Süd und von Nord, alle Konfessionen, alle Berufsstände zusammenfinden; jeder intellektuelle Deutsche gehört in diese Armee, und das ist der Gelehrte wie der Kaufmann, der Beamte wie der Arbeiter, nämlich jeder Arbeiter, der sich von der unfruchtbaren Verneinung und von den längst überwundenen, aber desto heiliger gehaltenen Vorurteilen und Doktrinen freimacht und sich entschließt, mit seinen eigenen Gedanken sein eigenes Dasein zu verstehen. Auf dieser Armee beruht aber nicht nur die koloniale Zukunft Deutschlands, sondern die Zukunft unserer gesamten deutschen Politik, und wenn sie sich einmal hier zusammengefunden hat, so kann man die Hoffnung hegen, daß auch in anderen großen nationalen Fragen diese selben Elemente sich zusammenfinden, um sie zu lösen in nationalem Sinne zur Ehre des deutschen Namens und zum Heile unseres großen gemeinsamen deutschen Vaterlandes.

Bücher und Zeitschriften.

Meine Erlebnisse während des Feldzuges gegen die Herero und Witbois von Helmuth Auer von Herrenkirchen. Verlag von R. Eisenschmidt, Berlin, 1907.

Diesmal ist es ein junger Offizier einer Spezialtruppe, der uns in seinem Tagebuch seine Erlebnisse während des südwestafrikanischen Feldzuges schildert. Der junge Garde-Dragoner war dem Rufe zu den Fahnen gefolgt, um „seine Kräfte, die er bisher in der Ausbildung der Mannschaften in Friedenszeiten gebraucht, auch dem Vaterlande zu ernstem Werke zur Verfügung zu stellen." Wenn auch nicht in der Front, so doch in einem sehr mühseligen und wichtigen Dienstzweig betätigte der Verfasser seinen Entschluß.

Die Signalabteilung, der der Verfasser zugeteilt war, hat im südwestafrikanischen Feldzuge eine wichtige Rolle gespielt. Heliographische Verbindung war schon in Friedenszeiten im Schutzgebiete, zumal nach dem Süden, die einzige rasche Nachrichtenbeförderung gewesen. Die Kompagnie Franke war seinerzeit auf diesem Wege noch rechtzeitig zurückbeordert worden. Die eigentliche Wichtigkeit dieser modernen Nachrichtenübermittlung zeigte sich aber so recht im Verlauf des Krieges, bei den großen Truppenvormärschen nach dem Waterberg und später nach dem Süden. Oberleutnant Auer von Herenkirchen schildert uns all' die Mühen seines Dienstes in anschaulichster Weise, die Anlage von Stationen, das Aussuchen geeigneter Punkte im Gelände, das sich beim Vormarsch der Truppen plötzlich nötig machende Abbauen der eben erst errichteten Stationen, kurz all die Leiden und Freuden des Heliographisten führt sein Tagebuch uns vor Augen. Der Fernstehende vermißt vielleicht eine eingehendere kleine Schilderung der technischen Einrichtung unseres modernen Militärsignalwesens, und manches wird deshalb in weiteren Leserkreisen nicht ganz verstanden werden. Wenn auch der Verfasser sein Büchlein ursprünglich nur einem beschränkteren Kreise zugedacht haben mag, so hätten allein die guten Abbildungen von Anlagen der Signalstationen und die eingestreuten Kartenskizzen eine kurze Berührung der technischen Seite des Signaldienstes wohl verdient. Für diesen Mangel entschädigt aber manche gute Schilderung, so vor allem die kühne Ersteigung des Waterberges und die Errichtung einer Signalstation während des Gefechtes am Waterberg durch den Verfasser. Dieses schneidige Bravourstück hat seinen Namen schon durch die Kriegsberichte in den Zeitungen in der Heimat bekannt gemacht.

Mit Anteilnahme kolat man auch den Schilderungen des Lazarettlebens. Der junge tatendurstige Offizier, durch seine Verwundung aus dem Kriegsgetriebe ausgeschaltet, leidet durch seine gezwungene Tatenlosigkeit mehr als durch seine Wunden.

Nicht uninteressant ist der oft wiederkehrende „Stoßseufzer" des alten Kavalleristen über die öfters schlechte Pferdewartung bei der Truppe. Hier wird ein Thema gestreift, das noch sehr der Erörterung bedarf. Das pro und contra über „berittene Infanterie" ist in letzter Zeit nicht nur in der deutschen Armee behandelt worden. Die Erfahrung, die England in den Burenkriegen mit den mounted rifles gehabt und die wir mit unseren berittenen Infanteristen in Südwest gesammelt, werden sicherlich für die Zukunft ausgenutzt werden. Als reine Fortbewegungsmaschine darf das Pferd auch in Afrika nicht betrachtet werden. Ohne gute Pferdepflege kein gutes Fortkommen. Hierin wird jeder alte Reitersmann dem Verfasser von Herzen beistimmen.

Kurz — ist auch das Buch des tapferen Dragoner-Offiziers nur ein anspruchsloses Tagebuch, so birgt es doch eine Menge Interessantes und viele Anregungen, die ihm seinen Leserkreis sichern werden.

Grunewald. Ralph Zürn.

* **Die Waldschule in Mülhausen im Ober-Elsaß** von Karl König, Kreisschulinspektor in Mülhausen. (Sonderabdruck aus dem Elsaß-Lothringischen Schulblatt, 1906.)

Südöstlich von Mülhausen i. E. auf dem lieblichen Rebberg liegt Eremitage, ein herrschaftlicher Besitz, dessen Eigentümerin seit einigen Jahren die Stadtgemeinde ist. Aus der rauchigen Fabrikstadt, die sich am Fuße des Hügels dehnt, steigt jeden Morgen ein Trupp ärmlicher, blasser Kinder empor zur luftigen Höhe, um sich in den prächtigen Parkanlagen zu tummeln, die das Schlößchen umgeben und den Durchblick über die weite, von Vogesen und Schwarzwald umrahmte Rheinebene eröffnen. Das Paradies da oben ist der Sitz der zweiten deutschen Waldschule, die nach dem Vorgange Charlottenburgs im Mai 1906 eröffnet worden ist. Der Bericht über das erste Halbjahr liegt nunmehr vor, und er zeigt, daß man mit den bisherigen Erfahrungen wohl zufrieden sein darf und daß sich das Unternehmen als ein nachahmenswertes Beispiel für andere Städte bewährt hat.

Unter den 10,000 Mülhauser Schulkindern sind durch die Schulärzte die 100 schwächsten blutarmen Geschöpfe ausgewählt worden; Unterricht, Aufenthalt und Verpflegung, ja sogar die Trambahnfahrt an den Fuß des Berges werden ihnen kostenlos gewährt. Um 8 Uhr morgens wird an langen Tischen im Freien das erste Frühstück eingenommen; in Unterricht und Spiel lösen sich die vier Klassen während des Vormittags ab, während der Nachmittag ganz dem Spiel oder den Wanderungen in die nächste Umgebung gewidmet ist. Liegestühle gewähren den ermüdeten Kindern die Gelegenheit zur Ruhe im Freien; bei ungünstiger Witterung ist im Hause für Unterricht, Mahlzeiten und Spiel hinreichend Raum. Alle zwei Tage erhält jedes Kind ein Bad; auf ärztliche Verordnung hin werden auch medizinische Heilbäder verabreicht. Daß die Schulärzte mit den Ergebnissen zufrieden sein werden, liegt auf der Hand; eine andere Frage betrifft die pädagogischen Resultate. Und auch hier ist nach Königs Versicherungen der Erfolg der denkbar günstigste: die freie Umgebung lenkt den Unterricht nicht ab, sondern gibt so viel lebendiges Anschauungsmaterial an die Hand, so daß nicht nur Naturgeschichte und Geographie, sondern auch die anderen Fächer bei geeigneter Methodik Förderung erfahren. So wird dem größten Teil der Kinder trotz der geringen Stundenzahl ein Vorwärtskommen ermöglicht, das sie in der Stadtschule wegen ihrer schwächlichen Gesundheit nicht erreicht hätten. Bisher haben nur blutarme Kinder Aufnahme gefunden; während für herz- und lungenkranke, sowie skrofulöse Kinder zum Unterschied von der Charlottenburger Anstalt eine anderweitige Versorgung in Aussicht genommen ist. Auch besteht der Plan, künftig schwächliche Kinder bemittelter Eltern gegen Entgelt an den Segnungen der Waldschule teilnehmen zu lassen, die hoffentlich auch anderen Großstädten nicht verschlossen bleiben.

Zeitschriften-Literatur. Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. Herausgegeben von Max Koch. (Berlin, A. Duncker.) 7. Band. 1. Heft. Als Ergänzung zu seiner „Geschichte des neueren Dramas" veröffentlicht Wilhelm Creizenach den lateinischen Bericht eines Tiroler Augenzeugen über die Festspiele in Hexametern, mit denen das Kollegium von Navarra im September 1572 in Anwesenheit Katharinas von Medici die Ereignisse der Bartholomäusnacht feierte. — „Hypatia in Tradition und Dichtung" verfolgt Rudolf Asmus von Synesius von Kyrene bis auf Fritz Mauthner. — „Zur Geschichte der deutschen Anakreontiker des 18. Jahrhunderts" gibt Albert Pick den ersten Teil eingehender Studien. — W. Vollhardt weist unter dem Titel „Ein italienischer Falstaff" auf das 1610 in Udine erschienene Lustspiel „Atalanta" als ein Seitenbild zu den „Lustigen Weibern" hin. — H. Henkels „Nachträge" betreffen den „Blankvers bei Shakespeare und im deutschen Drama" und das Thema „Goethe und die Bibel".

Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Begründet unter Mitwirkung von Rudolf Hildebrand. Herausgegeben von Otto Lyon. (Leipzig 1907. B. G. Teubner.) Das erste Heft des 21. Jahrganges enthält folgende Aufsätze: Heinrich Gerstenberg, Rudolf Hildebrand und Ludwig Erk. Zu Erks 100. Geburtstage. — Bruno Baumgarten. Phantasie und Temperament. Aesthetische und sprachpsychologische Studie. — Otto Ladendorf, Heyses dramatischer Erstling. — Witzmann, Max Eyth. — Karl Müller, Die freie Fortsetzung des Relativsatzes.

Kunstwart. Herausgeber F. Avenarius. (Georg D. W. Callwey, München.) 20. Jahrgang. Heft 8. (2. Januarheft 1907.) „Vier Denkmäler" ist der Leitaufsatz dieses Heftes überschrieben. Wilhelm Bode kämpft darin gegen das übertriebene Anhäufen von Denkmälern, besonders solchen, für welche keine örtliche Begründung oder kein Interesse des Volkes an der zu ehrenden Persönlichkeit vorhanden ist. F. Avenarius bespricht in „Moderne Balladen" das Wesen der neuesten Balladenpoesie, wozu die Modernen Balladen von Detlev v. Liliencron, Börries v. Münchhausen, Gerhard Seeliger und A. K. T. Fielo in den „Losen Blättern" eine wertvolle Illustration bilden. Richard Batka zeigt in dem Aufsatze „Musikvölkerei" die Entstehung des Uebels der musikalischen Ueberfütterung und die Möglichkeiten, demselben entgegenzuarbeiten. Unter „Die Werke und wir" gibt Avenarius eine ausführliche Erklärung von Albert Weltis „Penaten".

---

* Die Firma C. G. Boerner in Leipzig versendet den Katalog einer Autographen-Sammlung, wie er wohl in so reicher Ausstattung und so ausgewählt wertvollem Inhalt bisher kaum vorgekommen ist. Nicht weniger als drei Lichtdrucktafeln und sechs andere Tafeln, sowie zahlreiche Textillustrationen sind ihm beigegeben und unter den 400 Nummern seines Inhaltes reiht sich Kostbarkeit an Kostbarkeit, so daß es schwer fällt, einen Ueberblick über den Katalog zu geben. Er ist eingeteilt in die Abteilungen „Reformation", „Preußisches Königshaus", „Staatsmänner und Kriegsleute", „Schriftsteller seit 1750" und „Musiker". Um einen Begriff von dem Inhalt zu geben, führen wir an, was darin auf Tafeln faksimiliert wurde: Ein eigenhändiger Brief Luthers an Friedrich den Großmütigen (einer von drei vorhandenen); der berühmte inhaltsreiche und enggeschriebene Brief Goethes an Schönborn, der bereits auf der Auktion Alexander Meyer Cohn mit über 2000 M bezahlt wurde; ein vollständiges Klavierkonzert Mozarts von nicht weniger als 83 Folioseiten; eine eigenhändige Quittung Götz von Berlichingens, ein berühmtes Stück, das vordem mehreren großen Sammlungen angehörte; ein drei Seiten langer eigenhändiger Brief Karls V.: das Original des Beileidstelegramms, das Bismarck an Kaiser Wilhelm I. nach dem Nobilingschen Attentat sandte; ein eigenhändiges Gedicht Goethes; der berühmte Abschiedsbrief Heinrich v. Kleists vor seinem Selbstmord; ein eigenhändiges Manuskript Beethovens; das eigenhändige Manuskript eines Flötenkonzerts von Friedrich dem Großen, vielleicht im Handel ein Unikum; ein eigenhändiges Musikmanuskript Haydns; die erste Seite der Partitur des „Schusterliedes aus den Meistersingern" von Richard Wagner. Endlich ein Originalporträt Grillparzers, ein solches von Schubert und von Joseph Haydn. — Die Firma C. G. Boerner in Leipzig versendet den Katalog gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken.

Allgemeine Rundschau.

Kunstwissenschaftliche Gesellschaft.

In der Monatssitzung vom 17. Januar, der Prinz Rupprecht, der Ehrenpräsident der Gesellschaft, anwohnte, legte Herr Furtwängler ein aus Nikäa stammendes Marmorrelief-Fragment vor, das Prinz Rupprecht dem bayerischen Museumsverein als Geschenk überwiesen hatte. Es stellt Herakles im Kampfe mit der Hirschkuh dar und ist nach dem Stile in das 4.—3. Jahrhundert v. Chr. zu setzen. Ferner legte derselbe einen im Kunsthandel befindlichen Fund griechischer Goldarbeiten vor, bestehend aus prachtvollen Ohrgehängen und Halsketten von feinster Arbeit der Alexanderepoche. Endlich besprach er die eben erschienene Publikation über die berühmten, von vielen für falsch gehaltenen Goldmedaillons von Abukir durch Dressel, die der Vortragende von ihrem ersten Bekanntwerden an für unbedingt echt erklärt hat, wie er auch auf dem Archäologen-Kongreß zu Athen dem ihre Unechtheit behauptenden Numismatiker Sworonos entgegengetreten ist. Dressels zwingende Nachweise werden jetzt wohl auch die Ungläubigsten bekehren. Die herrlichen Darstellungen Alexanders reproduzieren offenbar berühmte Gemmen; aber wohl nicht Kameen, wie Dressel annimmt, sondern eher Intagli. Die Datierung Mowats, der sich diesem anschließt, beruht indes auf einer sehr zweifelhaften Erklärung der Aufschrift eines Medaillons; die Datierung in die Zeit des Alexander Severus bleibt die wahrscheinlichste.

Herr P. Arndt sprach über die Tyche von Antiochia, das Werk des Eutychides von Sikyon, des Schülers von Lysipp, und wies nach, daß Nachbildungen dieser Statue nicht in der bekannten Figur der Galleria dei Candelabri des Vatikan zu erkennen seien, sondern vielmehr in kleinen Bronzen und in einer mit diesen übereinstimmenden Marmorfigur seiner eigenen Sammlung. Die vatikanische Statuette geht auf eine jener Umbildungen des antiochenischen Originals zurück, die in späterer Zeit zur Darstellung anderer Stadtgöttinnen geschaffen wurden. Auf Grund des Bewegungsmotivs könne man noch einige andere Werke dem Eutychides oder seiner Schule zuschreiben. Weiter legte Herr Arndt noch mehrere im Kunsthandel befindliche Fälschungen von Antiken vor, so eine große bemalte Schale, eine Doppelkopfvase, Terrakottastatuette und geschnittene Steine.

Herr M. Berolzheimer erläuterte unter Vorlage von vorzüglichen Originalkupferstichen aus eigenem Besitz die künstlerische Entwicklung Martin Schongauers und suchte dessen Einwirkung auf Albrecht Dürer näher zu bestimmen.

Herr v. Bissing wies eine Anzahl im ägyptischen Kunsthandel erworbener goldener Ohrringe vor, welche vermutlich aus dem großen Fund von Tush-el-Karamus stammen. Einige mitgefundene Münzen, die der Vortragende nicht recht mit dem frühen Datum des Fundes (3. Jahrh. v. Chr.) in Einklang bringen konnte, lassen nach Habich, der sich die genaue Untersuchung noch vorbehält, doch die Zuweisung in die frühptolemäische Zeit zu.

Herr Ph. Halm wies, ausgehend von dem Epitaph des Kaspar Marolt im Domkreuzgang in Freising von 1513 eine Reihe von plastischen Arbeiten des Monogrammisten in Moosburg, Landshut, Ingolstadt, Altötting, Arnstorf usw. nach und machte auf die Benützung von Ornamentstichen von Dürer, Springinklee und Saluzzo aufmerksam.

Herr W. M. Schmid legte frühmittelalterliche Textilien mit origineller Dekoration aus Passau vor. Ein Stoff, schreitende Löwen in Gold auf gelber Seide darstellend, gehörte als byzantinisch noch dem 11. Jahrhundert an, während die anderen, teilweise mit Stickerei in Gold und bunter Seide, die charakteristischen Ornamente der sizilianischen Arbeiten der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts aufweisen.

*

Kleinere Mitteilungen.

* **Von den Ueberresten vorgeschichtlicher Menschen in Nebraska** wird gemeldet, daß es sich bei den älteren Gerippeteilen um Menschen handelte, deren Körpergröße etwa 1.80 Meter betrug. Da alle Muskelansätze, Knochen, Leisten usw. stark entwickelt sind, muß es sich um einen körperlich kräftigen Menschenschlag gehandelt haben. Der Schädel hat eine niedrige Stirn mit starken Augenbrauenwulsten, der Jochbogen ist nicht übermäßig entwickelt, so daß das Gebiß und somit die Beißkraft nicht ungewöhnlich waren, wozu auch Form und Größe des Unterkiefers übereinstimmt, wenn auch die Muskelansätze an ihnen ebenfalls stark entwickelt sind. Der Eckzahn ist auffällig schwach und unterscheidet sich wenig von den Schneidezähnen.

Die nähere Untersuchung der geologischen Verhältnisse an der Fundstelle hat ergeben, daß der amerikanische Urmensch, wenn es sich um diesen handelt, schon vor der Lößbildung gelebt hat, wofür es bisher noch keine vollgültigen Beweise gab. Damit gewinnt der Fund größere Bedeutung. Die Lagestätte selbst ist nach Bestimmung des Geologen Professor Edwin Hinton Barbour von der Nebraska-Universität die Spitze eines sich 200 Fuß über den Missouri erhebenden Lößkegels, der 150 Fuß reiner Lößbildung darstellt. Die Gebeine der oberen Schicht stammen von einem ausgehöhlten Grabe und waren von einer Mischung von Löß- und Humusboden umgeben. Sie gehörten wahrscheinlich Indianern einer späteren Zeit an und hatten wenig Bemerkenswertes. Die anderen, sicher älteren Knochenreste waren weit durch den Löß hin zerstreut und offenbar mit ihm ursprünglich abgesetzt worden; dafür zeigten sich mannigfache Beweise im einzelnen, wie das Wasser die Knochen mitgebracht und niedergelegt hat, als der Löß sich setzte. Da somit diese Gebeine gleichzeitig mit der Lößbildung sind, sind sie älter als der Hügel, und es sind danach zwei Arten menschlicher Ueberreste zufällig dort vereinigt.

* **Lepra-Behandlung.** Ausblicke auf eine Behandlung der Lepra, bei der sich bisher bekanntlich alle Heilversuche als vergeblich erwiesen haben, eröffnet ein Aufsatz, den Professor Dr. Deyke Pascha und Oberarzt Reschad Bey aus dem kaiserlich ottomanischen Leprakrankenhaus Guelhane zu Konstantinopel in der Deutschen medizinischen Wochenschrift veröffentlichen.

Die Forscher hatten in einem Falle von schwerer Lepra ein Bakterium, das sie Streptotrix leproides nennen, rein gezüchtet. Durch Einspritzung der Kultur erzielten sie bei Leprakranken erhebliche Besserungen. Nach langen, sehr umständlichen Bemühungen gelang es ihnen, aus den Kulturen den wirksamen Bestandteil zu gewinnen, einen kristallisierbaren Fettkörper, den sie wegen seines dichten Gefüges Nastin nennen. Das, was bisher durch Nastin zu erreichen ist, fassen die beiden Forscher in folgenden Sätzen zusammen:

1. Schwerste Leprafälle, zumal Komplikationen innerer Organe, sind nicht zu beeinflussen, sie werden stets unrettbar verloren sein. — 2. Schwere Fälle: bei diesen läßt sich eine wesentliche Besserung wohl kaum oder höchst selten erzielen, dagegen gelingt es bei vorsichtiger Dosierung des Mittels ein Schlimmerwerden des Krankheitsprozesses wenigstens aufzuhalten oder sogar ganz zu verhindern. — Mittelschwere und leichte Fälle: bei ihnen ist, soweit wir bis jetzt urteilen können, wohl meist der lepröse Prozeß zum Stillstand zu bringen, und im allgemeinen wird man auch ein mehr oder weniger bedeutendes Zurückgehen der leprösen Symptome erzielen können, ja in einzelnen Fällen läßt sich ein scheinbar völliges Verschwinden der äußerlich sichtbaren leprösen Produkte sowie der spezifischen Erreger erreichen.

* **Schnecken als Vertilger schädlicher Pilze.** Die Orangenbäume und andere Citrusarten werden in Florida (wie auch in Italien und Kalifornien) häufig von einem Rußtaupilz befallen. Nach einer Mitteilung in der Naturwissenschaftlichen Rundschau (Verlag von Friedrich Vieweg u. Sohn, Braunschweig) ernährt sich dieser Pilz von einem süßen Honigsaft, der von verschiedenen Aphiden, Cocciden und namentlich der Larve der „weißen Fliege" ausgeschieden wird. Die Pilzhyphen überziehen Stengel, Blätter und Früchte mit einem schwarzen Ueberzug, der die Wirkung der Lichtstrahlen auf die grünen Organe schwächt und ein gründliches Abwaschen der Früchte nötig macht, deren Herrichtung für den Markt dadurch erschwert und verteuert wird.

Im Sommer 1905 hat man nun die Schnecke Bulimulus Dormani Binney verschiedentlich in Manatee County auf diesem Schmarotzerpilze, der in Florida „sooty mold" (Rußschimmel) genannt wird, fressend gefunden. Die Bäume, auf denen sie auftrat, fielen durch ihre hellen Blätter und Früchte unter den anderen auf, die rußige Blätter und Früchte hatten. Die Schnecken beschränkten sich aber nicht auf den Rußtaupilz allein, sondern befreiten die Bäume auch von Algen und einigen Flechten. Die auf den Orangeninsekten lebenden Schmarotzerpilze scheinen in ihrer Entwicklung von der Schnecke nicht oder wenig beeinträchtigt zu werden. Man läßt den nützlichen Tieren unter diesen Umständen natürlich allen Schutz angedeihen und überträgt sie in die Nachbargebiete.

* **Der Deutsche Verein für Versicherungs-Wissenschaft** hielt seine diesjährige Mitgliederversammlung am 15. Januar im Reichstagsgebäude ab. Der zum Vorsitzenden neu erwählte Regierungsdirektor Ritter v. Rasp (München) eröffnete die Versammlung mit einer warm empfundenen Gedächtnisrede auf den leider zu früh verstorbenen hochverdienten bisherigen Vorsitzenden des Vereins, Herrn Generaldirektor Dr. Hahn, dessen unermüdliche Tätigkeit für die Förderung des Vereins und des Versicherungswesens überhaupt er in längeren Ausführungen hervorhob. Gleichzeitig teilte der Vorsitzende mit, daß neu in den Vorstand Herr Direktor Dr. Bischoff (Leipzig) gewählt sei. Anwesend waren nahezu 100 Mitglieder.

Der Generalsekretär des Vereins, Professor Dr. Manes, erstattete den Bericht über das verflossene Geschäftsjahr. Der Verein hat es verstanden, auch im verflossenen Jahre die Zahl seiner Mitglieder beträchtlich zu erhöhen, so daß er zurzeit etwa 1100 Mitglieder, darunter 146 körperschaftliche (Behörden, Versicherungsanstalten, Handelskammern usw.) zählt.

Es folgten die üblichen Vorträge. Zunächst behandelte Justizrat Gerhard (Berlin) das Thema: „Der Einfluß des künftigen Reichsgesetzes über den Versicherungsvertrag auf die bestehenden Versicherungsbedingungen".

Oberleutnant Lodemann von der militär-technischen Akademie (Berlin) nahm alsdann das Wort zu seinem Referat über „Die Bedeutung der drahtlosen Telegraphie für die Versicherung, insbesondere die Seeversicherung".

Daran schloß sich ein Vortrag des Herrn Revisionsarztes Dr. F. C. Müller (München) über „Traumatische Neurose".

Zum Schluß referierte Professor Dr. Goldschmidt (Gotha) über einen Plan der Herstellung einer internationalen Statistik für die Versicherung minderwertiger Leben. Eine Beteiligung Deutschlands an diesem verdienstvollen Unternehmen ist jedoch zurzeit verfrüht schon wegen des Mangels einer einheitlichen Sterblichkeitsuntersuchung für normale Leben in Deutschland.

R. **Den wissenschaftlichen Nachlaß Oskar v. Gebhardts,** der, ein Vetter des Malers Eduard v. Gebhardt, zuletzt in Leipzig als Direktor der Universitätsbibliothek und als ordentlicher Honorarprofessor tätig war, hat die Königliche Bibliothek zu Berlin von der Witwe des Gelehrten erworben; nur mit Ausnahme der Vorarbeiten zu einer neuen Ausgabe der griechischen Apologeten, die v. Gebhardt gemeinsam mit Adolf Harnack gemacht hat und die deshalb in den Händen Adolf Harnacks geblieben sind.

H. **Personalien.** Die physikalische Gesellschaft Zürich hat in ihrer Generalversammlung vom 16. Januar Professor Dr. E. Hagenbach-Bischoff (Basel) in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um die physikalischen Wissenschaften zu ihrem Ehrenmitglied ernannt. — Am 13. Januar ist in Wien der Hofrat Franz Ritter v. Arneth, früher Leibarzt der Großfürstin Helene Pawlowna von Rußland, im 89. Lebensjahre gestorben. Der Verblichene hatte namentlich durch seine 40jährige hervorragende Tätigkeit für das Rote Kreuz sich einen Ruf erworben.

Hochschulnachrichten.

hc. **Heidelberg.** Professor Dr. Georg Klebs, Ordinarius und Direktor des botanischen Instituts an der Universität Halle a. S., hat den Ruf hierher als Nachfolger des verstorbenen Geh. Hofrats Professor Dr. Ernst Pfitzer angenommen und wird demselben zum 1. Oktober 1907 folgen.

* **Straßburg.** Am 2. Februar hält an der hiesigen Universität Dr. Max Wundt (aus Leipzig) seine Antrittsvorlesung in der philosophischen Fakultät über Heraklit. Das Thema der Probevorlesung lautete: Hegels Vorlesungen über Geschichte der Philosophie.

hc. **Bonn.** Der ordentliche Professor für Augenheilkunde und Direktor der Augenklinik und Poliklinik an der Universität Königsberg i. Pr., Geh. Medizinalrat Dr. Hermann Kuhnt, hat einen Ruf in gleicher Eigenschaft an die hiesige Universität erhalten.

hc. **Halle a. S.** Der Konviktsinspektor Lic. theol. Dr. Karl Heim führt sich am 22. Januar mit einer Antrittsvorlesung über „Die Entstehung des Satzes von der doppelten Wahrheit" in der theologischen Fakultät der hiesigen Universität als Privatdozent ein.

hc. **Berlin.** Im Interesse des Studiums der indischen, iranischen, keltischen und slawischen Philologie und der indogermanischen Sprachwissenschaft ist die Begründung eines Indogermanischen Seminars an der hiesigen Universität in Aussicht genommen.

hc. **Münster i. W.** Professor Dr. Ernst Meumann, Ordinarius der Philosophie an der Universität Königsberg i. Pr., hat den Ruf hierher als Nachfolger von Professor Dr. L. Busse angenommen und wird das neue Lehramt zu Ostern 1907 übernehmen.

hc. **Greifswald.** Der außerordentliche Professor der Archäologie und Direktor der akademischen Kunstsammlung an der hiesigen Universität Dr. Erich Pernice wird das seit dem Rücktritt des Geh. Regierungsrates Professor Dr. August Preuner (1903) erledigte Ordinariat daselbst erhalten.

* **Edinburgh.** Der Fürst von Monaco wurde wegen seiner „bedeutenden wissenschaftlichen Leistungen" zum Ehrendoktor der hiesigen Universität ernannt.

* **Prag.** Der Unterrichtsminister hat die Beschlüsse der betreffenden Professorenkollegien auf Zulassung des Dr. Oswald Richter als Privatdozenten für Anatomie und Physiologie der Pflanzen an der philosophischen Fakultät der hiesigen deutschen Universität und des Dr. techn. Zdenko Bazant als Privatdozenten für Baumechanik an der hiesigen tschechischen technischen Hochschule bestätigt.

H. **Zürich.** Prakt. Arzt Dr. R. Hottinger hier erhielt die venia legendi für Nierenkrankheiten an der medizinischen Fakultät unserer Universität.

Jahrgang 1907. München, Mittwoch, 23. Januar Nummer 19.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50 (Bei direkter Lieferung Inland M 6.30, Ausland M. 7.—.;
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition

Verantwortlicher Herausgeber. Dr. Julius Petersen in München

Inhalt:

Die Lage der Orchestermusiker in Deutschland. Von Professor Dr. Bernhard Harms (Jena).

Neuere Ausgrabungsfunde deutscher Forscher in Palästina. Von Professor Dr. Eduard König (Bonn).

Bücher und Zeitschriften.

Eberhard Zschimmer: Eine Untersuchung über Raum, Zeit und Begriffe vom Standpunkt des Positivismus. — Karl Camillo Schneider: Einführung in die Deszendenztheorie.

Allgemeine Rundschau.

E. Th. Hoffmann in Frankreich. — Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Hochschulnachrichten.

Die Lage der Orchestermusiker in Deutschland.

Von Dr. Bernhard Harms,
Professor der Nationalökonomie und Sozialpolitik, in Jena.

Einem jungen Heidelberger Doktor, Heinrich Waltz, gebührt das Verdienst, wieder einmal auf die schlechte wirtschaftliche Lage der deutschen Musiker, insonderheit der Orchestermusiker, hingewiesen zu haben. Im Staatswissenschaftlichen Seminar der Universität Heidelberg hat er unter Anleitung seines Lehrers, Professor Dr. Rathgen, eine Untersuchung zum Abschluß gebracht, die sich in sehr gründlicher Weise mit der Lage der Orchestermusiker beschäftigt.[1]) Es ist in höchstem Maße erwünscht, daß der Inhalt dieser vortrefflichen Schrift weitesten Kreisen zugänglich gemacht wird, damit es vereinten Anstrengungen gelinge, die Aufmerksamkeit von Gesetzgebung und Verwaltung auf jene schlimmen Mißstände zu lenken, die in der Sphäre des erwerbstätigen Musikers sich anhäufen. Die nachfolgenden Zeilen, die in ihren tatsächlichen Mitteilungen sich entweder auf die Waltzsche Arbeit stützen (ohne daß dies immer besonders gesagt wird) oder aus eigenem Material schöpfen, wollen in diesem Sinne verstanden sein.

Die Orchestermusik wird in Deutschland in erster Linie von sogenannten Orchestermusikern berufsmäßig ausgeführt. Diesen an die Seite treten die Militärkapellen, die Beamtenkapellen, die „Pfuscher"-Kapellen, die Damenkapellen und neuerdings — die Musikautomaten. Jede dieser Kapellenkategorie hat ihre besonderen Geschäfte und greift mehr oder weniger stark in die Sphäre der übrigen ein. Beschäftigen wir uns zunächst mit den Orchestermusikern im eigentlichen Sinne. Nach ihrer Bildung und sozialen Stellung weichen sie im einzelnen stark voneinander ab. Die Orchester unserer großen Theater z. B. sind anders einzuschätzen als die subventionierten Kapellen der Stadtgemeinden, und diese wieder differieren nicht nur untereinander sehr stark, sondern nehmen auch gegenüber den kleinen Musikkapellen, die sozusagen von der Hand in den Mund leben und in ihren künstlerischen Interessen durch materielle Sorgen besonders stark beeinträchtigt werden, eine durchaus gesonderte Stellung ein. Dabei ist aber festzuhalten, daß sie alle — mag ihre soziale Stellung noch so verschieden sein — in einem Punkte gleich beurteilt werden müssen: in bezug auf ihre finanzielle Lage, die fast immer, beim Kammermusiker wie beim Stadtpfeifer, sehr viel zu wünschen übrig läßt.

Um gleich in das größte Elend hineinzugreifen, seien zunächst die sogenannten Musikgeschäfte ins Auge gefaßt. Es handelt sich bei ihnen um „handwerksmäßig organisierte Unternehmungen, deren Leiter („Musikdirektor" oder „Musikmeister") sich Gehilfen und Lehrlinge halten, die in der Regel bei ihnen essen, und mit diesen die Ausführung von Musikleistungen aller Art besorgen". Diese Unternehmungen kommen in allen Abstufungen vor, vom Zwergbetriebe bis zum Großbetriebe. Charakteristisch an ihnen ist aber, daß sie fast ohne Ausnahme eine unverhältnismäßig große Zahl von Lehrlingen „ausbilden". Dreißig Lehrlinge neben 1—5 Gehilfen sind keine Seltenheit. Selbst fünfzig Lehrlinge in einem Unternehmen verzeichnet die Statistik. Je mehr Lehrlinge, desto rentabler der Betrieb! Diese Lehrlinge sind durchweg Kinder kleiner Leute; ihre Eltern sind Arbeiter, Bergleute, Bauern, Handwerker, kleine Beamte, Musiker usw. Die Dauer der Lehrzeit beträgt in der Regel 3—5 Jahre. Es darf nun aber nicht angenommen werden, daß die Lehrlinge in dieser Zeit einen systematischen Unterricht erhalten und zu brauchbaren Musikern ausgebildet werden. Nichts von dem. Schon die große Zahl der Lehrlinge verhindert dies. Außerdem geht das Interesse des Musikdirektors an ihrer Ausbildung in der Regel nur so weit, daß er sie für seine Zwecke verwenden kann, und dementsprechend richtet sich der Grad der Ausbildung nach dem Charakter des Geschäftes. Da nun aber die weitaus größte Mehrzahl der Musikgeschäfte von geringwertiger Musik lebt, haben die meisten Unternehmer gar nicht das Interesse, ihre Lehrlinge technisch auszubilden. Billige Tanz- und Marschmusiken, das sind in der Regel die Leistungen der Lehrlingskapellen.

Schlimmer noch steht es um die leibliche Versorgung der Musikerlehrlinge. Der Verfasser unserer Arbeit zeigt an der Hand ärztlicher Gutachten und Gerichtsurteile, daß z. B. die Wohnungsverhältnisse ganz miserabel sind. Hier nur einige Proben: „30 Lehrlinge schlafen in 4 Räumen." In Berlin hatte der Inhaber eines Musikgeschäftes 40—50 Lehrlinge bei 2—4 Gehilfen in „äußerst

[1]) Dr. Heinrich Waltz: Die Lage der Orchestermusiker in Deutschland, mit besonderer Berücksichtigung der Musikgeschäfte (Stadtpfeifereien). — Volkswirtschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschulen, herausgegeben von Karl Johannes Fuchs, Eberhard Gothein, Karl Rathgen, Gerhard v. Schulze-Gävernitz. VII. Band, 4. Heft. — Verlag der G. Braunschein Hofbuchdruckerei, Karlsruhe.

unsauberen Räumen" untergebracht; das Becken der Wasserleitung wurde als Bedürfnisanstalt benützt. In Erfurt schliefen 20—25 Lehrlinge in einem Zimmer. Von Radeburg i. J. heißt es: „Die Kapelle zählt 71 Lehrlinge und 11 ledige Gehilfen im Alter von 18—26 Jahren. In einem Schlafsaal sind 15, im anderen 28 untergebracht." In Sonneberg in Thüringen dient als Schlafstätte ein ungesunder Keller. Dasselbe wird aus Bad Suderode gemeldet. Aus Baude i. W. wird geschrieben: „Wir mußten, unserer zwölf, zu je sechs Mann mit drei Betten und zwei Kammern vorlieb nehmen, deren Höhe 1.65 Meter betrug. Verschiedene erkrankten. Gesunde und Kranke schliefen im gleichen Bett. Ein Kollege wurde endlich ins Hospital aufgenommen, wo er nach wenigen Tagen an Unterleibsschwindsucht starb. Ein Lungenkranker erhielt die Entlassung; zwei Monate hatte er mit einem Gesunden das Bett geteilt." Die Beispiele ließen sich häufen.

Nicht viel besser ist es mit der Kost bestellt. Gehilfen und Lehrlinge essen gewöhnlich beim Musikdirektor. Fast überall wird über schlechtes Essen geklagt. Kartoffel und Hering, Kaffee und Brotstulle bilden die Hauptbestandteile der Mahlzeiten. Das ist um so bedenklicher, als die Lehrlinge eine unverhältnismäßig lange Arbeitszeit haben und aufreibender Tätigkeit obliegen. „Lehrling ist während der Lehrzeit verpflichtet, dem Stadtmusikdirektor zur Aufführung von Musikleistungen bei Tag und Nacht bereit zu sein," heißt es in einem typischen Lehrvertrag. Und diese Bestimmung wird in fluchwürdiger Weise gehandhabt. Die jungen Leute müssen Nächte hindurch zum Tanz aufspielen, kommen gegen Morgen nach Hause und beginnen nach kurzem Schlaf ihr Tagewerk von neuem. „Im Durchschnitt wird bei den Musikgeschäften 2—4 mal in der Woche nachts musiziert, und zwar häufig ... mit Landtouren verbunden, so daß Arbeitsschichten von 14—16 Stunden oft mehrmals in einer Woche vorkommen." Man bedenke, daß es sich hierbei um Menschen handelt, die kaum dem Knabenalter entwachsen sind. Und welche Perspektive eröffnet sich, wenn die sittlichen Gefahren, denen diese Jungen ausgesetzt sind, beleuchtet werden. Die Tanzmusiken auf dem Lande mit ihrem „gegen Morgen oft recht urwüchsig werdenden Treiben"; die Lokale vierten und fünften Ranges in den größeren Städten sind nicht geeignet, den Lehrlingen moralischen Halt zu geben. Dazu kommt, daß sie früh an den Alkoholismus gewöhnt werden, sich bei schlechter Ernährung mit Bier und Schnaps munter halten. Zu dem liederlichen Leben vieler deutscher Musiker wird in der Lehrzeit der Grundstein gelegt.

Ueber das Elend der Musikerlehrlinge ließen sich Bände füllen. Doch mag es bei Vorstehendem sein Bewenden haben. Man sage nun nicht etwa, daß die kleine Zahl dieser Lehrlinge so vieles Aufhebens gar nicht wert sei. Es handelt sich hier immerhin um mindestens 10,000 Menschen. Eine Zahl, die angesichts der geschilderten Verhältnisse als erschreckend groß bezeichnet werden muß. Allein in Berlin gab es im Jahre 1904 ca. 16 Lehrlingskapellen. Besonders zahlreich sind diese Musikgeschäfte ferner in Sachsen (Provinz und Königreich), den thüringischen Staaten, den beiden Mecklenburg und in Braunschweig. So gut wie gar nicht vorhanden sind sie im Süden Deutschlands.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit nunmehr den eigentlichen, vollwertigen Orchestermusikern zu, so begegnen uns auch hier wieder Mißstände mannigfachster Art. Vor allem sehen wir, daß die Einkommensverhältnisse der Orchestermusiker überaus schlecht sind. Es wird kaum einen Erwerbszweig geben, in welchem die Angestellten im Verhältnis zu ihren (physischen) Leistungen so schlecht bezahlt werden, wie die Musiker. Die Löhne und Gehälter sind in den letzten zwanzig Jahren nicht nur nicht verbessert, sondern im Gegenteil vielfach verschlechtert worden. Diese unliebsame Tatsache beruht auf mancherlei Ursachen. Zunächst ist sie die unerläßliche Folge des übersetzten Arbeitsmarktes. Die unerhörte Lehrlingszüchterei hat ein Ueberangebot von Musikern mit sich gebracht, das jeder Beschreibung spottet und zu permanentem Lohndruck sich gestaltet. Jedes gemeinsame Erkämpfen besserer Arbeitsbedingungen ist ausgeschlossen, denn in Scharen sind die Reservebataillone bereit, entstehende Lücken auszufüllen. Kein Wunder, daß allein schon diese Tatsache ein Gravitieren des Gehalts der Musiker nach dem Existenzminimum gezeitigt hat.

Abgesehen von dieser Ueberfüllung aber bewirkt die Konkurrenz derjenigen, die Orchestermusik sozusagen im Nebenamt betreiben, drückend auf die Lage der Berufsmusiker. Vor allem sind hier die Militärmusiker zu nennen, die den Zivilisten geradezu zum Verhängnis geworden sind. Die Konkurrenz der etwa 14,000 Mann starken Militärkapellen ist, wie unser Autor sich ausdrückt, die zweite Wurzel des heutigen Musikerelends. Man werfe einen Blick in den Annoncenteil der Tageszeitungen, um sich zu überzeugen, daß die Ausdehnung des Konzertierens unserer Militärkapellen keine Grenzen mehr kennt. Es ist hier nicht der Ort, auf die militärischen Konsequenzen dieser Erscheinung hinzuweisen, aber doch soll daran erinnert werden, daß ein bedeutender Fachmann, der Generalmajor v. Schmidt, schon im Jahre 1904 konstatierte, „daß mehr und mehr die Konzertaufführungen zur Hauptaufgabe der Militärmusik werden, während der Dienst als unbequeme Fessel empfunden wird". (Jahrbücher für Heer und Marine 1904.) Daß die Militärmusiker den Zivilisten gegenüber von vornherein im Vorteil sind, ist klar. Schon daß sie in Uniform spielen, gibt ihnen beim Publikum besonderen Reiz. Wichtig ist aber vor allem, daß sie in der Lage sind, billig zu spielen, da ihnen die Konzerteinnahme ein Extragewinn ist, auf den sie nicht unbedingt und ausschließlich angewiesen sind. Ueberdies wissen die Militärkapellen die Reklametrommel kräftig zu rühren und ihre Stellung als Militaristen geschäftsmäßig auszunutzen. Sagte doch selbst der preußische Kriegsminister im Januar 1904: „Ich habe die Wahrnehmung gemacht, daß tatsächlich verschiedene Stabshoboisten die Konkurrenz bis zur Schamlosigkeit getrieben haben." Kurzum, die ausgedehnte Tätigkeit der Militärkapellen ist eine der wichtigsten Ursachen des wirtschaftlichen Elends der Musiker.

Doch nicht nur die Militärkapellen machen unseren Zivilorchestern das Leben schwer. In erheblichem Umfange tun es auch die Beamtenkapellen. Sie setzen sich aus Staats- und Kommunalbeamten, ehemaligen Militärmusikern, zusammen, die ihre Bezüge durch gelegentliches oder ständiges gewerbsmäßiges Musizieren aufzubessern suchen. Diese Kapellen können naturgemäß ebenfalls zu niedrigen Preisen spielen, weil es sich auch bei ihnen nur um Nebenerwerb handelt. Welchen Umfang diese Konkurrenz angenommen hat, mögen einige Feststellungen erhärten. In Berlin wurden folgende Kapellen festgestellt: Kapelle der Reichsbank, Kapelle der Straßenbahner, Kapelle der reitenden Postillone, Postillonskapelle, Feuerwehrkapelle, zwei Kapellen der Gerichtsbeamten, Kapelle der Schutzmannschaft, Kosleckscher Bläserbund und eine Kapelle der Magistratsbeamten. Aehnlich liegen die Dinge in Dresden, Leipzig, Hannover, Wiesbaden, Frankfurt a. M. usw. Der Lokalverband des Allgemeinen Deutschen Musikerverbandes in Frankfurt a. M. schreibt unserem Autor: „In den Händen der Beamtenmusiker ist fast alle hier sehr viel verlangte Privatmusik wie: Bälle, Kränzchen, Hochzeiten, Ständchen usw. Im Orpheum-Orchester sind sechs Beamte dauernd tätig. Die Beamten haben eine, wenn auch nicht öffentliche, Börse. Sie rekrutieren sich aus allen sub-

alternen Beamten der städtischen und staatlichen Behörden. Selbst Post-, Telegraphen- und Eisenbahnassistenten und -sekretäre befinden sich darunter." Es ist zu verstehen, daß unsere Berufsmusiker von solchen Zuständen wenig erbaut sind.

Doch über weitere Konkurrenz hören wir klagen. Die „Pfuscherkapellen", die sich in der Form von Vereins-, Feuerwehr-, Fabrikkapellen usw. oder auch als lose Verbände finden, sind nicht zu unterschätzende Konkurrenten. Sie bestehen meist aus Dilettanten, die den verschiedenartigsten Berufen angehören, und werden den Berufsmusikern naturgemäß gerade in Zeiten wirtschaftlicher Depression, wenn die Einnahmen der Musiker spärlicher fließen, am gefährlichsten.

Zu den weiteren Konkurrenten gehören endlich noch die Damenkapellen (in Deutschland etwa 200) und die ausländischen Zivil- und Militärkapellen, über die Besonderes nicht gesagt zu werden braucht. Dasselbe gilt von den Musikautomaten — Orchestrions, Grammophone, elektrische Klaviere —, welche den Musikern neuerdings ebenfalls bedeutenden Schaden bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Neuere Ausgrabungsfunde deutscher Forscher in Palästina.

Gegenüber den Ländern am Euphrat-Tigris und am Nil war Palästina außerhalb Jerusalems bis vor wenigen Jahren überhaupt nicht das Ziel von Ausgrabungsexpeditionen. Aber nachdem englische Gelehrte zuerst in Tell Chesi (im Südwesten des Landes) und dann zu Geser (südlich von der Straße von Jaffa nach Jerusalem) erfolgreiche Ausgrabungen vorgenommen hatten, hat auch die deutsche Wissenschaft dort mit Hacke und Spaten sich an die Arbeit gemacht.

Der erste, der eine wirkliche Expedition dorthin ins Werk gesetzt hat, ist der Vertreter der alttestamentlichen Wissenschaft an der evangelisch-theologischen Fakultät in Wien Professor Ernst Sellin. Auf einem Rekognoszierungsritt ersah er mit scharfem Blick den Hügel von Ta'annek[1]) (der altkanaanitischen Stadt Ta'anakh, Jos. 12, 21 usw.) — ziemlich am Südrande der Ebene Jesreel — als den zunächst zu untersuchenden Punkt, und dank seiner rastlosen Energie, dank der Unterstützung der Wiener Akademie, sowie der kaiserlichen Regierung von Oesterreich, dank insbesondere auch der hochherzigen Munifizenz der Herren A. Krupp in Berndorf, Philipp und Paul v. Schoeller, Anton Dreher und Karl Wittgenstein in Wien ist es Prof. Sellin gelungen, in drei Kampagnen 1902 bis 1904 die Erforschung jenes Ruinenhügels durchzuführen. Den Verlauf seiner Unternehmungen und ihre Ergebnisse hat er in zwei Bänden der Denkschriften der Wiener Akademie (Philosophisch-historische Klasse: Bd. L, Heft 4, 1904, und Bd. LII, Heft 3, Ende 1905) dargelegt, und es sei uns gestattet, einiges aus dem Inhalte zunächst jenes ersten — mit Hunderten von Abbildungen ausgestatteten — Bandes mitzuteilen und ein Urteil über die Tragweite der dort gemachten Funde auszusprechen.

Auf einer Hügelkuppe, in die vom Norden, Westen und Osten Höhlen hineinführen, konnten vier Bodenschichten unterschieden werden, die sich durch eine Menge Funde charakteristisch voneinander abhoben. Die unterste wird durch rote Tonscherben und überwiegend flache Krüge charakterisiert. In einer nächsten Schicht traten weißgraue, bezw. olivenfarbige Scherben mit braunem, leiterartigem Motiv auf, und die in dieser Schicht gefundenen Krüge liefen nach unten hin spitz zu. Eine nächste Bodenschicht unterschied sich wesentlich dadurch, daß glänzend gelbbraune oder schwarze und mit Firnis bemalte Scherben in großer Menge gefunden wurden. Darüber endlich kam eine Schicht mit vielen Näpfen und Krügen, in die Dreiecke oder Kreisabschnitte usw. als Ornamente hineingeschnitten oder reliefartig herausgearbeitet und in viereckigen Fächern einander gegenübergestellt waren. In diesen Bodenschichten fanden sich außerdem nicht nur die Spuren von vielen Zisternen, Oelkeltern, Backöfen und Geräten aus grauem oder schwarzem Basalt, der eine halbe Stunde westlich von Ta'annek in ganzen Felsenzügen auftritt, sondern auch Massen von Werkzeugen.

Messer und Pfeilspitzen aus Kieselsteinen traten in der untersten Schicht massenhaft auf, in die dritte schienen sie nur noch vereinzelt sich vererbt zu haben. Auch Knochengeräte gab es in Schicht eins bis drei. Messer, Speerspitzen, Meißel, Nägel usw. aus Bronze gehörten fast ausschließlich der ersten und zweiten Schicht an. In dieser letzteren fanden sich auch Kupfermesser. In Schicht drei und vier fanden sich neben Ringen, Lampen und einem Schild aus Kupfer auch Eisengeräte in Menge.

Ferner wurden Trümmer einer sogenannten Zyklopenmauer entdeckt, die die Stadt von Norden her beschützen sollte. Im übrigen waren zur Deckung des Hügels drei Burgen angelegt. Die älteste unter ihnen war nach dem Ausweis der Funde die Westburg. Darauf weisen die unbehauenen harten Kalksteine, die zu ihrem Aufbau verwendet waren, die massenhaften Kieselsteingeräte und einige Bronzegegenstände hin, die in ihrem Bereich gefunden wurden. Auch der Charakter der in der Nähe der Westburg gesammelten Tongefäße bestätigt dieses Urteil, wenn das beachtet wird, was oben über die Tongefäße der einzelnen Bodenschichten gesagt worden ist. Eine Nordburg ist in eine nicht viel jüngere Periode zu setzen. Dafür spricht in erster Linie die noch primitive Glättung der noch polygonen Steine und die stockwerkartige Aufführung der Außenmauer.

Die Beschreibung anderer Funde, die auf diesem Hügel gemacht worden sind, kann in die folgenden Ausführungen verflochten werden, in denen ein Beitrag zur Bestimmung der kulturgeschichtlichen Bedeutung und hauptsächlich des Geschichtsquellenwertes dieser Funde gegeben werden soll.

Das Urteil darüber hängt naturgemäß in erster Linie von den literarischen Bestandteilen des dort erbeuteten Materials ab, und diese besaßen allerdings schon an sich des Ueberraschenden genug. Nämlich außer einigen Skarabäen (Käfern) mit ägyptischen Hieroglyphen und außer einem babylonisch-ägyptischen Siegelzylinder sind zuerst vier und dann (1904) noch acht Tontafeln mit Keilschriftzeichen ausgegraben worden. Nun war man ja freilich schon durch die zu Tell-el-Amarna (in Mittelägypten) gefundenen Briefe darauf vorbereitet, daß keilschriftliche Dokumente in Palästina gefunden werden könnten, und die Ausgrabung der Keilschrifttafel unten „in der dritten Stadt", der Trümmerstätte des alten Lachis (im südwestlichen Palästina) hatte diese Erwartung seit 1891 sehr gesteigert. Trotzdem war die Entdeckung der Keilschrifttafeln zu Ta'annek doch ein überaus wichtiges Ereignis. Sie war es hauptsächlich wegen der Adresse der beiden Briefe, die sich auf zweien von den vier zuerst gefundenen Tafeln fanden. Denn bis dahin war nur so viel konstatiert, daß die babylonische Schrift und Sprache von palästinischen Fürsten oder Statthaltern bei ihrer diplomatischen Korrespondenz angewendet wurden.

Aber die beiden im Jahre 1903 aufgefundenen Briefe betrafen mehr bloß Privatangelegenheiten — allerdings der Schlußsatz des ersten Briefes „Wenn deine Tochter groß geworden ist, so gieb sie zur Königsherrschaft: sie soll dem Herrn gehören", entbehrt nicht eines stark politischen Beigeschmacks, und auch die übrigen dort ausgegrabenen Texte betreffen, soweit sie deutlich sind, staatliche, militärische oder administrative Angelegenheiten: Tribut, Gefangene, Besatzungstruppen und ähnliches. Man wird also jetzt wohl sagen müssen, daß die Bewohner Kanaans damals überhaupt beim Schreiben die Keilschrift verwendeten. Was mich

[1]) Für Ta annek mit Spiritus lenis ist stets Ta'annek mit Spiritus asper zu lesen.

beim Aussprechen dieses Urteils noch ein wenig zaghaft macht, ist die Tatsache, daß dieselben Bewohner Kanaans, welche babylonische Keilschrift und darin babylonische Sprachformen gebrauchten, doch daneben noch ihre eigene Sprache besaßen. Denn dies wird auch von denen, die an diesen Umstand nicht erinnern, trotzdem nicht geleugnet. Man hebt ja den „Einfluß des Kanaanäischen“ auf die Gestalt des Babylonischen hervor, die auf den Tontafeln von Ta'annek sich zeigt. Fr. Hrozny, der Dozent für Assyriologie in Wien, der die zu Ta'annek gefundenen Keilschrifttexte ausgezeichnet bearbeitet hat, bemerkt diesen Einfluß in Band L, 4, S. 116 ausdrücklich, indem er die vokallos auslautende Form naram, „Liebe“, eine „nur durch den Einfluß des Kanaanäischen erklärliche Erscheinung“ nennt, und in Band LII, 3, S. 38, statuiert er das hebräische Wort arzu, „Zeder“, statt des „einheimisch babylonischen Wortes erinu“. Auf jeden Fall ergibt sich daraus, daß Kanaaniter sich der auch in Babylonien gebrauchten Keilschrift und dabei der babylonischen Sprachformen bedienten, keineswegs ein Anlaß zu einer solchen Behauptung wie die, daß das vorisraelitische Kanaan vollständig eine Domäne der babylonischen Kultur (Delitzsch, Babel und Bibel I, S. 28) gewesen sei, und daß die Kanaaniter-Phönizier und vorexilischen Hebräer z. B. in bezug auf die Monatsnamen, den Jahresanfang, die siebentägige Woche, die — ? spätere — Schriftart und die Schreibrichtung sich von den Babyloniern unterschieden haben, dies ist eine Tatsache.

Was nun haben die Ausgrabungsfunde zu Ta'annek über die Schicksale dieses Ortes und Palästinas überhaupt Neues gelehrt?

Zunächst in bezug auf die aufeinanderfolgenden Völkerschichten und die staatengeschichtliche Entwicklung des Palästina der älteren Zeit haben sie nichts Neues zutage gefördert. In den Höhlen sind keine Skelette von Urbewohnern gefunden worden, wie sie doch sogar in den althebräischen Geschichtsquellen erwähnt sind (Gen. 14, 5 usw.). Als älteste Bewohner der Stadt Ta'anakh können demnach auch nach den Ausgrabungsfunden nur die Kanaaniter angenommen werden, wie nach Jos. 12, 21 usw. Sie waren es, die die Westburg und die Zyklopenmauer usw. erbauten. Dann geriet die Stadt mit so vielen anderen kanaanitischen Orten unter ägyptische Oberhoheit. Mit dem „Herrn“, in dessen Harem die Tochter des Stadtkönigs von Ta'anakh kommen soll, ist nach aller Wahrscheinlichkeit der ägyptische Herrscher gemeint. Ausdrücklich ist dies allerdings auf den Tontafeln nicht gesagt, wie es in Sellins Satz „Er ist Untertan des Pharao“ (L, 4, S. 102) klingt; aber von einer länger andauernden Herrschaft eines anderen, der von den kanaanitischen Fürsten einfach ihr „Herr“ genannt worden wäre, wissen wir nichts.

Sodann „ein wirklicher Einschnitt in die Kultur“, der von der Okkupation der Stadt durch die Hebräer herrühren könnte, läßt sich nicht bemerken. Aber darin liegt nicht die Bestätigung einer modernen Ansicht von der israelitischen Eroberung Kanaans, wonach nämlich Josua, abgesehen von der Einnahme Jerichos, gar keine grundlegenden Siege über die westjordanischen Kanaaniter erfochten hätte. Vielmehr liegt die Sache so. Daß die Einzelbewältigung Kanaans sehr langsam vor sich ging, ist schon im althebräischen Schrifttum bemerkt und auf mehrfache Weise erklärt. Aber das ist etwas anderes, als „die jetzt mehr und mehr zur Herrschaft kommende Auffassung“. Nein, es entspricht nicht bloß den Quellen, sondern auch der natürlichen Erwartung, daß Israel gleich beim ersten Ansturm mit seiner gesamten Volkskraft den westlichen Kanaanitern in der Mitte, im Süden und im Norden einige betäubende Schläge versetzt und dann das Land zur Einzelbewältigung verteilt hat. Es wäre doch auch zu raffiniert, wenn z. B. ersonnen worden wäre, daß die Krieger der ostjordanischen Stämme ihren Volksgenossen das westliche Land hätten erobern helfen und bei ihrer Rückkehr ein Denkmal am Jordan erbaut hätten u. s. w., und doch wäre von alledem gar nichts vorgekommen. Die den Quellen entsprechende Gesamtüberlieferung Israels (vergl. meine Einleitung ins A. T., Seite 247 und 253) über die erste Grundlegung der Okkupation des Westjordanlandes ist also durch die neueren Ausgrabungen nicht diskreditiert worden.

Zur Beleuchtung der religiösen Verhältnisse der Stadt Ta'anakh haben die Ausgrabungen viele Materialien geliefert.

Zunächst sind verschiedene Gegenstände gefunden worden, die als Amulette zu dienen pflegten. Dahin gehören mehrere von den kleinen Steinen, die Nachbildungen von Käfern darstellen und daher Skarabäen heißen. Einer mit dem Bilde eines schreitenden Löwen ist in der Westburg gefunden worden und zweifellos ägyptische Ware. Andere gehören den Schichten 1b bis 3a an. Doch tritt in ganz bemerkenswerter Weise die Zahl der in Ta'anakh gefundenen Skarabäen bedeutend hinter der zurück, die im südwestlichen Palästina (zu Tell el-Chesi u. s. w.) — also näher an Aegypten! — gesammelt worden sind. Außerdem sind in einem Grabe auch einige weiße, überwiegend aber blaue Perlen aufgelesen worden, und es hat sich also gezeigt, daß die abergläubische Verehrung der blauen Perle bei den heutigen Mohammedanern schon eine Jahrtausende alte Geschichte besitzt. In der zweiten Schicht sind auch sechs Schlangenköpfe gefunden worden, die wahrscheinlich zu Beschwörungszwecken dienten. Auch auffallende Gruppen von Fersenknochen hat man angetroffen: wohl die Anfänge des Würfelorakels, das von den Arabern noch heute durch das Werfen solcher Knochen gesucht wird.

Sodann von Götterbildern wurde eine Masse gefunden. Abgesehen von einer Darstellung des babylonisch-assyrischen Gottes Nergal, die auf dem erwähnten babylonisch-ägyptischen Siegelzylinder in der Schicht 1b entdeckt wurde, sind 19 Statuen der unbekleideten Astarte gesammelt worden. Sie lagen in den Schichten 1b, 2a und 2b. Bemerkenswert ist dabei noch, daß 16 von diesen Statuetten den gleichen Typus tragen: die Figur ist mit Fußringen, einem Gürtel und einer Halskette geschmückt, faßt die Brüste in die Hände, hat das Haar in einen Schopf geordnet und trägt eine hutartige Krone. Diesem Typus ist auffallenderweise keines der vielen Astartebildnisse gleich, die in Babylon, Palästina oder auf Cypern gefunden worden sind. Man sieht, daß die einzelnen Gegenden oder sogar Städte je ihre eigene charakteristische Darstellung der Venus hatten, und wie richtig die althebräischen Geschichtschreiber von einer Mehrzahl von Astarten sprechen. Tönerne Stierköpfe, die in der zweiten und dritten Schicht liegen, könnten auf die bekannte Versinnlichung Jahves unter dem Bilde eines goldenen Stieres hinweisen. Doch ist auch ein Wolfskopf und ein Fuchs als Krughandgriff und ein Kamelskopf als Krugmündung gefunden worden.

Ferner wurden zunächst zwei Säulen ausgegraben, von denen die eine oben und die andere seitwärts eine schalenartige Oeffnung besaß. Danach waren es Opfersäulen, und ganz ähnliche sind auch auf Cypern getroffen worden, nur daß dort die Löcher, die zur Aufnahme der flüssigen Spende dienten, viereckig sind. Auch das Nebeneinanderstehen mehrerer Säulen ist schon anderwärts beobachtet worden. Durch die eine Säule kann die männliche, durch die andere Säule aber die weibliche Erscheinungsform der betreffenden Gottheit veranschaulicht worden sein, wie z. B. Melkart nach Herodot 2.44 in Tyrus durch zwei Säulen dargestellt wurde, von denen die eine aus geläutertem Gold und die andere aus Smaragdstein war, was nach Herodots Eindruck großartig durch die Nächte hindurch leuchtete. Außerdem wurden unter der Nordburg noch zehn Säulen ausgegraben, die wie eine straßenförmige Reihe nebeneinander standen, aber keine schalenartigen Oeffnungen besaßen. Endlich fanden sich säulenartige Steinblöcke unmittelbar beim Eingang einzelner Häuser. „Ein alltäglicher, praktischer Zweck ließ sich hier beim besten Willen nicht finden.“ Es „waren die Opfersäulen der betreffenden Häuser“. Die Fundstätten dieser Säulen waren die verschiedenen Teile der zweiten Hauptschicht und der Anfang der dritten Hauptschicht.

Weiterhin hat man einen Steinaltar in der Nähe von Scherben gefunden, die der untersten Schicht, also der ältesten kanaanitischen Zeit angehörten, „womit natürlich nicht ausgeschlos-

sen ist, daß er auch später noch benutzt wurde". Es ist ein aus dem natürlichen Felsen herausgearbeiteter Altar. Auf seiner Oberfläche trug er ein großes ovales Opferloch von 50 bis 40 Zentimeter Durchmesser und außerdem drei kleine Löcher, deren Durchmesser 8 oder 9 Zentimeter betrug. Er erhob sich genau einen Meter über den Naturfels rund herum. Nach Osten hin war eine Stufe, offenbar für den Opfernden bestimmt, hineingehauen, während bei den altisraelitischen Altären ausdrücklich das Anbringen von Stufen verboten ist. (Exod. 20, 26.) Um den Fels herum lief eine tiefe Rinne, die jedenfalls nicht ausschließlich durch die Natur dargeboten, sondern „zum Teil durch Kunst noch vertieft war" (Bd. L, 4, S. 34). Ein geradeso behauener Altar wurde noch an einer anderen Stelle von Ta'annek gefunden (ebenda, S. 103 f.).

Von ganz besonderem Interesse ist der beweg liche Räucheraltar, der im Anfang der dritten Schicht entdeckt wurde. Er maß an seinen unteren Kanten je 45 Zentimeter Länge und war 90 Zentimeter hoch. Dieses aus Ton bestehende Gerät war unten nicht durch einen Boden geschlossen, hatte aber in einer Wand, die sich durch ihre Ornamente als die Vorderseite erwies, unten zwei kleine rechteckige Löcher, in zwei anderen Wandflächen vier mittelgroße und in der vierten Wand ein großes Loch. Das nach oben hin sich verjüngende Gerät endete in eine Tonschale von zirka 30 Zentimeter Durchmesser. Also wie bei den orientalischen Herden wurde das Feuer unten angeschürt und so das auf die Schale gelegte Räucherwerk erhitzt und zum Verdampfen gebracht. Die Schale war mit Kreisen oder Augen geschmückt. Ein darunter befindlicher Griff stellte ein Widderhorn dar, und mit diesem korrespondierte ein zweites auf der anderen Seite, wie eine Bruchstelle bewies. — Die Vorderwand trägt folgendes mythologische Reliefbild: in der Mitte sieht man einen Baum, an seinen beiden Seiten zwei Steinböcke, so dargestellt, wie sie auf den Bergen klettern, mit umgedrehtem Kopf nach dem Gipfel des Baumes spähend. Das Motiv dieser Darstellung ist ein bekanntes. Der heilige Baum, umgeben von zwei Löwen, Sphinxen usw., aber auch speziell mit Steinböcken, ist sowohl auf cyprischen Funden wie auf assyrischen Siegeln und ägyptischen Skarabäen abgebildet worden. — Auf der rechten Wandfläche sieht man drei Gestalten mit menschlichem Kopf, dickem Tierleib und Flügeln stehen, und zwischen ihnen liegen zwei Löwen, die Vordertatzen auf den Kopf des unter ihnen stehenden Mischwesens gestellt, das eine Sphinx oder einen Cherub darstellen soll. — Auf der linken Wand waren die Körper nur unvollständig, dagegen ebenso scharf die Köpfe und Vorderfüße der fünf Wesen herausgearbeitet. In die Körper hinein war hier eine Reliefdarstellung geschoben: ein kleiner Knabe würgt eine Schlange, die mit aufgesperrtem Gebiß sich vor ihm aufgerichtet hat, am Halse. Dieser Knabe erinnert an den Tierbändiger, den man auf cyprischen Darstellungen sieht. Bei den Veranschaulichungen des Herakles-Mythus pflegen übrigens oft zwei Schlangen verwendet zu sein. (Bd. L, 4, Seite 77.)

Aber welche Beziehung haben diese religionsgeschichtlichen Antiquitäten zu den Israeliten besessen?

Der Klarheit der Beantwortung dieser Frage wird es dienen, wenn folgende Bemerkungen vorausgeschickt werden. Die eine betrifft die Zeiträume, die von den gefundenen vier Hauptbodenschichten repräsentiert werden. Professor Sellin läßt den Anfang der ersten Schicht und damit die Gründung der Stadt „rund in das Jahr 2000" fallen. Diese unterste Lage der ersten Hauptschicht (1a) scheint ihm nach ihrer Stärke kaum mehr als 400 Jahre repräsentieren zu können. Die folgende Lage der ersten Hauptschicht (1b), in der die keilschriftlichen Texte gefunden wurden, datiert er im Anschluß an die Zeit, worauf die Amârna-Briefe hinweisen, „etwa 1600—1300". Die Schicht 2a weist nach ihm auf „etwa 1300—1000". Die Schicht 2b stammt nach seiner Ansicht aus der Zeit von etwa 1000—800, und die Schicht 3a rührt nach ihm aus den Jahren 800—722 oder wahrscheinlicher noch bis 600, ja vielleicht bis 500, und sie weist auf die Periode des allmählich beginnenden Einströmens griechischer Kultur (S. 101—103). Nach meiner Ansicht ist der Anfang des israelitischen Einflusses schon von 1400 anstatt von 1300 zu datieren, denn die dreihundert Jahre in der interessanten Auseinandersetzung Jephthahs (Richt. 11, 26) sind freilich eine approximative Angabe, aber dürfen doch nicht auf zweihundert zusammengepreßt werden. Außerdem ist im Auge zu behalten, daß die von Israel unterworfene kanaanitische Bevölkerung doch dort w o h n e n blieb. So blieben ja z. B. die Jebusiter auch nach Davids Zeit in Jerusalem wohnen, ja Kanaaniter wurden bis zum babylonischen Exil hin (Hes. 44, 9; Sach. 14, 21) bei den Höhenaltären als niedrige Kultusdiener verwendet. Folglich wird sich nicht leicht mit Sicherheit sagen lassen, welche von jenen Kultusgeräten nun gerade von Israeliten gebraucht worden sind. Endlich ist nicht zu vergessen, daß in den älteren Jahrhunderten der israelitischen Geschichte immer zwischen der Mischgestalt von religiösem Kultus, wie sie in größeren oder kleineren Kreisen Israels gepflegt wurde, und der prophetischen Religion zu unterscheiden ist, die von den führenden Geistern Israels ihrem Volke als Ideal empfohlen wurde.

Zunächst nun jene Amulette und Beschwörungsmittel oder Orakelwerkzeuge, die in Ta'annek ausgegraben worden sind, können auch von Israeliten gebraucht worden sein. Denn die hebräischen Geschichtsquellen machen kein Hehl daraus, daß verschiedene Arten von Wahrsagerei und Zauberei leider auch in einem Teile Israels ihre Freunde und Freundinnen fanden. Solche könnten also die erwähnten Schlangenköpfe bei der Operation des nichasch (flüstern, wie beim Sprechen von Beschwörungsformeln) verwertet haben, das doch nicht völlig von nachasch (Schlange) getrennt werden kann, da der von Paul de Lagarde und anderen angenommene Zusammenhang des letztgenannten Wortes mit dem arabischen chanasch(un), „Fliege, Kriechtier" („anything hunted" nach Lane) in mehrfacher Hinsicht Schwierigkeiten besitzt.

Leider hat es ferner ja auch nicht an solchen Personen in Israel gefehlt, die vom sinnlich berauschenden Kult der kanaanitischen Hauptgötter Ba'al und Astarte sich anlocken ließen. Auch Israeliten also könnten sich zur Verehrung einer von jenen Astartestatuetten verirrt haben. Daß übrigens die älteste von den dort ausgegrabenen Bodenschichten noch keines von den Gottesbildern aufwies, ist dies nicht auch ein Hinweis darauf, daß die Bildlosigkeit des Gotteskultus der Uridee vom Göttlichen entspricht? Um so mehr kann das Prinzip der Geistigkeit des legitimen Jahwekultus schon in der auf jeden Fall religionsgeschichtlich großen Zeit Moses geboren worden sein.

Sodann ist es wahr, Säulen ohne Opferschalen sind in so großer Menge und in relativ so späten Schichten gefunden worden, daß sie schwerlich allein den in Ta'anakh auch nach der israelitischen Eroberung fortlebenden Kanaanitern zugeschrieben werden können. Aber wenigstens von den Säulen, die der Opferschalen entbehren, sagt ja Sellin (Bd. L, 4, S. 104) selbst nicht, daß sie „aus ursprünglichem Steinkultus zu erklären" seien. In der Tat war nach meinem Urteil ein Teil von diesen Monolithen wahrscheinlich Denksäulen, die zum Gedächtnis an eine unerklärliche und daher auf ein höheres Walten zurückzuführende Geschichtswendung geweiht wurden. Ein anderer Teil von diesen Felsblöcken, die man ja jetzt auch Menhir nennt, bildete nach meiner Ansicht das primitivste Mittel der Darbietung von Spenden. Sie waren also die nächstliegende Art von Altären. Die Türpfosten, an die beim Passahfest das Opferblut gestrichen wurde (Exod. 12, 7 usw.), vertraten sie allerdings nicht, wie Sellin (Bd. L, 4, S. 107) meint; denn die Häuser müssen doch wenigstens e i n e Türöffnung gehabt haben, und also war auch Gelegenheit, das Passahblut an die irgendwie beschaffene Türeinfassung zu streichen. Aber jene Felsblöcke waren schließlich je ein Altar aus unbehauenen Steinen, wie er ursprünglich in Israel erlaubt war (Exod. 24, 25 f.) und auch als wirklich gebraucht in den Geschichtsbüchern vorkommt (Richt. 6, 20; 13, 19; 1. Sam. 14, 33). Dem kanaanitischen Steinaltar gegenüber, wie auch einer in Ta'anakh ausgegraben worden ist, bestanden sie aus

unbehauenem Naturfels und hatten keine Stufen, wie beides in der zuletzt angeführten Pentateuchstelle ausdrücklich für Israel aus eigenartigem religiösen und ästhetischen Motiv gefordert ist.

Wenn wir also aus allen diesen Fundstücken nicht bestimmt etwas Neues über die Religionsgeschichte Israels lernen, was lehrt uns jener Räucheraltar? Nach seiner Fundstelle, dem Anfang der dritten Schicht, einer späteren Periode — etwa der Zeit nach 800 — angehörig, wird er durch phönizische oder durch weiterhin einheimische, cyprisch-griechische Kunst hergestellt worden sein, und er hat wahrscheinlich auch einem importierten Kult gedient. Merkwürdig ist nur dies, daß die Maße der Breite und Länge, die er an seinen Bodenkanten besaß (45 Zentimeter), mit dem Maße zusammenstimmen, das beim Räucheraltar im Jahveheiligtum angegeben ist (Exod. 30, 2: „eine Elle"), wenn dort die spätere kleinere Elle der Hebräer gemeint ist und diese mit der ägyptischen zusammenhing. Doch war das Ellenmaß freilich eine Länge, in der manche Geräte auch unabhängig voneinander zusammentreffen konnten. Also kann man in dem erwähnten Zusammentreffen nicht sicher eine neue Spur (vgl. meine Einleitung in das A. T., S. 225) davon finden, daß auch in der esoterisch-priesterlichen Pentateuchschicht alte Materialien enthalten sind.

Aber enthalten die zu Ta'annek ausgegrabenen Keilschrifttafeln nicht den Namen Jahve? Nach vorläufigen Berichten, die über jene Funde in Tagesblättern erschienen, konnte man das meinen. Aber die Sache verhält sich folgendermaßen.

Als Absender des zweiten von den in Ta'annek gefundenen Briefen wird Achi-ia-mi genannt. So wird sein Name in der Transkription dieses Briefes, die von dem Assyriologen Friedr. Hrozny den Darlegungen Sellins beigegeben ist, geschrieben (Bd. L, 4, S. 115), und das ist die richtige Umschreibung dieses Namens. Denn ich habe die Keilschriftzeichen, die in der autographierten Gestalt dieses Briefes (S. 121) zu sehen sind, in den Keilschriftzeichen-Listen aufgesucht, und danach beginnt der zweite Bestandteil jenes Namens mit ia. Diese zwei Silben sind mit denselben Zeichen geschrieben, die auf der meinem „Bibel und Babel" (10. Aufl., S. 51) beigegebenen Keilschrifttafel als erste Gruppe aufgeführt sind. Darauf folgt in jenem Namen ein vertikal gestelltes Dreieck und zweimal zwei horizontal liegende Keile. Diese Gruppe bezeichnet aber die Silbe mi, wie man wieder in der Keilschriftzeichen-Liste, die der großen von Robert Francis Harper veröffentlichten Ausgabe des Hammurabi-Code (1904) beigegeben ist, unter Nr. 163 sehen kann. Hinter ia folgt aber in dem Namen jenes Briefschreibers nicht die Gruppe, die bei dem von Delitzsch in Anspruch genommenen Worte in Betracht kam. Es folgt nicht die Gruppe, die auf der Keilschrifttafel meines Bibel und Babel unter Nr. 4 als dritte Gruppe steht und nach Delitzschs assyrischer Grammatik, S. 26, die Werte „pi, me, ma, a, tu, tal" besitzt. Diese Gruppe ist eine, von Harper in der erwähnten Liste der Keilschriftzeichen des Hammurabi-Kodex unter Nr. 149 verzeichnet und besitzt danach die Lautwerte „wa, wi, wu, pi". Folglich liegt als zweiter Bestandteil jenes Namens nach dem Tatbestand der darin verwendeten Zeichen die Silbengruppe ia-a-a vor. Der Name jenes Briefschreibers ist also nicht mit Achi-ia-wi zu umschreiben, wie von seiten Hroznys in der zusammenhängenden Uebersetzung und Erklärung jenes Briefes geschieht (S. 115 f.). Er meint, dem Umstande, daß „in den El-Amarna-Tafeln sonst zur Wiedergabe des wi das Zeichen PI dient, sei kein übergroßes Gewicht zuzuschreiben." Aber diese Tatsache besitzt ein hinreichendes Gewicht, auch wenn sie nicht überschätzt wird. Da es nun einmal eine Keilschriftgruppe für wa, wi, wu, pi u. s. w. gab und diese in dem fraglichen Namen nicht angewendet ist, so ist es gewagt, auch nur von der Möglichkeit der Lesung Achi-ia-wi zu sprechen, und ich kann nicht von dieser Möglichkeit überzeugt sein. Außerdem gibt es einen Namen Achi-am in 2. Sam. 23, 33, und ohne Grund hat also erst ganz vor kurzem wieder Professor Prasek (The Expository Times,, Jan. 1906, S. 184) in den Ta'annek-Keilschriften den Gottesnamen „Jawe, probably identical with Jahweh" gefunden.

Wenn demnach die neuesten Ausgrabungsfunde, die in Palästina gemacht worden sind, auch keine positiven neuen Nachrichten über den Verlauf der geschichtlichen Entwicklung Israels darbieten, so sind doch viele — und hauptsächlich viele beklagenswerte — Momente derselben durch die aufgefundenen Kultusmittel veranschaulicht worden, und auf jeden Fall haben diese Ausgrabungsfunde den literarischen Quellen der Geschichte Israels nichts von ihrem Werte geraubt. Dies ist auch durch die Nachlese bestätigt worden, die Professor Sellin als den Ertrag einer verdienstvollen abschließenden Nachgrabung in Ta'annek Ende 1905 in Band LII der Denkschriften der Wiener Akademie beschrieben hat.

Denn z. B. konnte es nach den früheren Funden so scheinen, als wenn die Kanaaniter der älteren Zeit wenig Edelmetall besessen hätten. Danach hätte man denken können, daß die alten Berichte über einen großen Reichtum der Kanaaniter und Midianiter übertrieben wären. Aber auch in dieser Beziehung sind wir durch die neuesten Funde eines besseren belehrt worden. Denn jetzt ist in einem ganz dürftigen Hause die Leiche eines Weibes gefunden worden, das, abgesehen von dem Silber und den Perlen, zehn Schmuckstücke aus echtem Golde trug. Daher haben wir keinen Grund mehr, Berichte über silberne und goldene Schmuckstücke, wie sie in Jos. 7, 21 und Richt. 8, 26 (vgl. auch Gen. 35, 4 ff. und Jes. 3, 16) gelesen werden, in Zweifel zu ziehen. Auch Sellin urteilt so (Bd. LII, 3, S. 32.)

Die vielfache Bestätigung, die den schriftlichen Ueberlieferungen der Hebräer durch die Ausgrabungsfunde zuteil geworden ist, muß in der Tat als ein Hauptertrag der neueren Ausgrabungen angesehen werden. Aber ist den hebräischen Berichten nicht durch die in Palästina gefundenen Keilschrifttexte starke Konkurrenz gemacht worden? Nun, man höre die von Dr. Hrozny gegebene Uebersetzung des ersten von den neuestens gefundenen Keilschrifttäfelchen: „An Ischtarwaschur (schreibt) Amanchaschir: Adad möge dein Leben behüten! Sende deine Brüder samt ihren Wagen und sende ein Pferd, deinen Tribut, und Geschenke und alle Gefangenen, die bei dir sind, sende sie morgen nach Megiddo!" Auch in den anderen zuletzt gefundenen Briefen handelt es sich, soviel ich sehen kann, um Tributzahlung oder Anweisung für Kriegsoperationen, aber unsere geschichtliche Erkenntnis betreffs eines einzelnen Momentes aus dem Geschichtsverlauf wird dadurch nicht vermehrt. Immer wieder also kann ich, wie vor fünfzehn Jahren in der Abhandlung „Die Schriftdenkmäler Assyriens und das Alte Testament", in dankbarer Freude anerkennen, daß in den Ausgrabungsfunden ein gleichzeitiger Kommentar zum althebräischen Schrifttum aufgeschlagen worden ist. Aber man darf im Hinblick auf das bisherige Ergebnis der Ausgrabungen auch hinzufügen: Indes die althebräische Literatur bleibt eben der Text, zu dem auch durch die neuesten Ausgrabungen nur ein unvergleichliches Illustrationsmittel ans Tageslicht gefördert worden ist.

Bonn. Ed. König.

Bücher und Zeitschriften.

Eine Untersuchung über Raum, Zeit und Begriffe vom Standpunkt des Positivismus. Von Eberhard Zschimmer. Leipzig 1906. Verlag von Wilhelm Engelmann. Großoktav. 54 S.

Das „tatsächliche Sein", befreit von „metaphysischen" Voraussetzungen und hinzugebrachten Vorstellungen, bloß so, wie es unmittelbar gegeben ist, will der Verfasser darlegen. Die Behauptung z. B., daß das Auge es ist, das sieht, oder die Hand, die tastet, erscheint ihm bereits als eine solche unberechtigte, zum Tatsächlichen hinzugedachte Annahme. „Sinnlich wahrnehmen heißt: Auftauchen neuer Sinnlichkeit und weiter nichts. Wer mehr davon aussagt, spricht nicht von dem, was sinnlich ist, sondern von Vorstellungen (Vorstellung des Gehirns, des Auges u. s. w.), die sich dazugesellen und also nicht im eigentlich Wirklichen selbst enthalten sind." (S. 28.) In dieser Weise werden auch der Raum und die Zeit dargestellt und beschrieben; nämlich als weiter nicht erklärbare Elemente der gegebenen Tatsächlichkeit: „Raumorte, Zeitmomente" sind einfach da gleich den anderen

Elementen oder Qualitäten der Wirklichkeit wie Farben, Töne u. dgl. außer dem [illegible] gegebenen [illegible] sein ist nichts vorhanden. Der Unterschied zwischen Wirklichkeit und bloßer Erinnerung oder Vorstellung besteht allein in dem „Sinnesgefühl" und nichts anderem.

Diese Schrift ist nun um deswillen interessant, weil sie die positivistische Anschauung auf die Spitze treibt und ihre Blößen dadurch bedeckt [illegible] Ein konsequenter Positivismus ist unhaltbar; das ist es, was man aus diesem Büchlein lernen kann. Der Verfasser, der einen solchen Positivismus durchführen möchte, gerät oft mit sich selbst in Widerspruch und widerspricht in einem fort sowohl allem natürlichen wie noch mehr allem kritischen Denken. Während er selbst den sehr richtigen Grundsatz „Erst Tatsachen, dann Worte!" aufstellt, läßt er sich doch von den Worten beständig irreführen, und was erst das Produkt der Reflexion und Abstraktion ist, hält er für unmittelbar gegebene, besondere Bestandteile der Wirklichkeit. Auf diese Weise verwandelt sich der Positivismus beinahe in sein gerades Gegenteil: er gleicht zuweilen dem Idealismus, wie ihn Berkley gelehrt hat, nur um ein bedeutendes Stück unklarer und inkonsequenter. Was im zweiten Teil über die Bildung und Bedeutung der Begriffe gesagt wird, ist in der Hauptsache und soweit es neu ist, ebenfalls unrichtig. Es steht aber überdies auch im Widerspruch zu des Verfassers eigener Methode, um das tatsächlich Gegebene zu berücksichtigen: ein solches Vergleichen der Dinge miteinander und Herausheben des Gemeinsamen, wie dies der Verfasser als Begriffsbildung beschreibt, findet in Wahrheit nicht statt. Und wenn man auch darüber noch streiten könnte, so ist es doch wenigstens zweifellos, daß ein solcher Prozeß nicht tatsächlich und unmittelbar gegeben ist.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Verfasser in einem — sagen wir — seltsamen Tone von anderen Autoren, im besonderen von Kant und Schopenhauer spricht. In betreff der Auffassung Kants von dem Raume und der Apriorität der Geometrie sagt Zschimmer: „Dieses alles, sage ich, ist metaphysischer Unsinn". (S. 6.) Ein anderes Mal schreibt er: „Wie nahe Schopenhauer an anderen Stellen meiner Darstellung der Abstraktionen gekommen ist, beweisen u. s. f." (S. 39). Welche Ehre für Schopenhauer!

Und noch eine Eigentümlichkeit des Verfassers verdient wegen ihrer Originalität hervorgehoben zu werden: mitten im Satze werden von ihm alle Wörter, welche einigermaßen betont werden sollen, mit großen Anfangsbuchstaben geschrieben, z. B. „. . . Dieses Verhalten würde nach Meiner Definition des Metaphysischen erst Dann so heißen dürfen . . .", ebenso „Hinzuerzeuge, Logisch, Mit, Ohne" u. s. w. Auch die Interpunktion ist oft verkünstelt. Das alles stört zuweilen recht beträchtlich den Leser und erschwert noch die auch ohnehin nicht leichte Lesbarkeit des Büchleins. Das anerkennungswürdigste an diesem ist sein kleiner Umfang.

München. B. Witties.

Einführung in die Deszendenztheorie. Sechs Vorträge von Karl Camillo Schneider. 147 Seiten, zwei Tafeln, eine Karte und 108 teils farbige Textfiguren. Jena (Gustav Fischer) 1906.

An deszendenztheoretischer Literatur leiden wir heute keinen Mangel. Es vergeht kaum ein Monat, daß nicht wenigstens ein mehr oder weniger umfangreiches Buch über deszendenztheoretische Fragen erscheint. Botaniker sowohl wie Zoologen arbeiten mit großem Eifer zusammen, die Abstammungslehre nach allen Richtungen auszubauen und vor allem die Ursachen und die Art und Weise der Speziesumbildung klarzulegen. Die einen halten noch an der Darwinschen Zuchtwahllehre fest, die anderen dagegen suchen in der de Vriesschen Mutationstheorie ihr Heil, wieder andere bekennen sich zum Lamarkismus und wieder andere endlich nehmen von jedem etwas. In diesem Chaos sich zurechtzufinden, ist keine leichte Sache und für den Fernerstehenden überhaupt kaum mehr möglich.

Es ist daher mit Freuden zu begrüßen, daß Schneider es unternommen hat, aus diesem Widerstreit der Meinung das Wesentliche herauszuarbeiten, und eine knappe und doch zugleich umfassende Darstellung aller in der Neuzeit aufgetauchten Theorien und Probleme, die sich auf die neuen Variabilitäts-Bastardier- und experimentellen Formbildungsbefunde gründen, zu geben. Verfasser verfolgt dabei — im wohltuenden Gegensatz zu den meisten übrigen allgemeinverständlichen Werken über die Deszendenztheorie — keine bestimmte Tendenz, sondern geht so objektiv und vorsichtig-kritisch wie nur möglich vor.

Der Entwicklungsgedanke ist nach Schneider unanfechtbar begründet. Es fragt sich nur, ob die Artbildung durch individuelle (fluktuierende) oder Sprungvariation (Mutation) vermittelt wird. Verfasser hält letzteres für wahrscheinlicher; doch kann die Sprungvariation nicht rein auf inneren Entwicklungsfaktoren beruhen, da dadurch die offenkundige Abhängigkeit der gegebenen Formen von der Außenwelt, die Anpassungen, nicht zu erklären sind. Die Erklärung der Anpassungen ist wesentlich für die Erklärung der Artbildung. Die Lehre Darwins zeigt hier den einzig richtigen Weg. „Jedoch erscheint der Darwinsche Gedanke einer Auslese nützlicher Keimesvariation durch den Kampf ums Dasein nicht haltbar." „Die Anpassungen kommen jedenfalls direkt zustande und es ist nun die Aufgabe der künftigen Forschung, die Darwinsche Lehre derart auszugestalten, daß sie dieser Voraussetzung gerecht wird." — Das sind in Kürze die Schlußfolgerungen, zu denen Schneider durch seine kritischen Studien gelangt.

Das Buch kann jedem, der sich mit der Abstammungslehre beschäftigt, aufs beste empfohlen werden. Für den Laien aber ist es doch wohl zu schwer verständlich.

Tharandt. K. Escherich.

* **Zeitschriften-Literatur.** Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte. Herausgegeben von August Sauer. Leipzig und Wien, C. Fromme.) XIII. Band, 4. Heft. R. Buchwald weist auf eine Ergänzung zu Adam Puschmanns Lehre vom Sprechvers hin, die in der Vorbemerkung zu seinem Joseph-Drama enthalten ist. — N. Scheid behandelt die Verfasserfrage des Wiener Genovefa-Dramas, dessen Skizze er dem Jesuitenprofessor Avancini zuweist. — Den Ausdruck „Monperniaden" in Lessings Epigramm auf Voltaire erklärt H. Droysen aus der Hauptfigur in einem Gedicht Voltaires, das dieselbe Anekdote behandelt, die später Justinus Kerner in dem „Bilderbuch aus seiner Knabenzeit" von dem Ludwigsburger Spezial Zilling erzählt. — Als einen „Tiroler Dichter auf den Pfaden Klopstocks und Lessings" behandelt J. E. Wackernell den 1846 verstorbenen Joh. Bapt. Rinna Ritter zu Sarenbach, den Verfasser des vom „Nathan" stark beeinflußten religionsphilosophischen Dramas „Was ist die Wahrheit". — Eine Absicht Schillers, im Jahre 1804 von Weimar nach Jena zurückzukehren, erschließt O. Unrein aus der Tatsache eines Hauskaufes, die wohl richtiger als Gefälligkeit gegen Fichte gedeutet wird. — Mit dem Vorbild der Gräfin Julie Zichy in Eichendorffs Roman „Ahnung und Gegenwart" befaßt sich K. Weichberger, während P. Czygan „Neue Beiträge zu Max v. Schenkendorfs Leben, Denken und Dichten" und L. Geiger eine Notiz über „Ernst Ortlepp und die Zensur" beigesteuert haben. In den Miszellen wird darauf hingewiesen, daß ein verloren geglaubter Brief Kants an Kästner bereits im Jahre 1822 veröffentlicht ist. Gleichzeitig mit diesem Schlußheft des 13. Bandes, der durch das Register vervollständigt ist, erscheint das 6. Ergänzungsheft, das eine umfangreiche literarhistorische Untersuchung „Der Wiener Musenalmanach" von O. Rommel enthält, in der dieses von 1777—1796 bestehende Unternehmen nach Entwicklung und Inhalt, Form und Herkunft der Beiträge analysiert wird.

Des Kolonialdirektors Bernhard Dernburgs Münchener Vortrag über koloniale Erziehung ist nunmehr bei Knorr u. Hirth (München) auch als Broschüre erschienen. Der Einzelpreis beträgt 20 Pfennig. Vereine erhalten 50 Exemplare für 7 Mark, 100 Exemplare für 13 Mark. — Der Ertrag ist für das Wöchnerinnenheim in Windhuk bestimmt.

Allgemeine Rundschau.

E. Th. A. Hoffmann in Frankreich.

In seinen so anregenden biographischen Aufsätzen über „David Ferdinand Koreff" (Beilage vom 8., 9., 10. Januar 1907) hat Fr. v. Oppeln-Bronikowski S. 60 kurz auf Koreffs Verhältnis zu E. Th. A. Hoffmann angespielt und erwähnt, daß Koreff dazu beitrug, dessen Werke den Franzosen zu verdolmetschen. Im Anschluß daran sei auf gerade erscheinende ausführliche Abhandlungen aufmerksam gemacht, in denen der französische Literarhistoriker Marcel Breuillac den ganzen großen Einfluß des deutschen phantastischen Schriftstellers auf Frankreich schildert, der, wie auch Oppeln-Bronikowski sagt, auf die französischen Romantiker bis auf Offenbach eine tiefe Wirkung geübt hat. Erst der Beginn der vergleichenden literargeschichtlichen Studie „Hoffmann en France" liegt mir im letzten Heft der „Revue d'histoire littéraire de la France" vor; ich wiederhole daraus das über Koreffs Wirksamkeit für E. Th. A. Hoffmann Gesagte. Nachdem Breuillac das bruchstückweise Bekanntwerden von Hoffmann in Frankreich geschildert hatte, das mit einem Plagiat der „Mademoiselle de Scudéry" durch einen gewissen Henri Delatouche begonnen hatte, fährt er fort: Derartige Publikationen bereiteten Hoffmanns Eintritt in Frankreich aufs beste

vor. Der Augenblick für eine Uebersetzung seiner Werke war gekommen, was der französische Verleger Renduel wohl begriff.

Damals lebten in Paris zwei Schriftsteller, der eine aus einer deutschen Familie stammend, der andere selbst noch Deutscher; beide verbreiteten den Ruhm Hoffmanns in den Salons, in denen die Literatur das Gespräch abgab. Es waren der Doktor Koreff und Loeve-Veimars. Der erste war selbst ein Freund Hoffmanns gewesen und hatte mit ihm, Weber, Chamisso, Contessa, Devrient in der Weinstube von Lutter verkehrt. Er hatte Hoffmann seine ersten Erzählungen schreiben sehen. Koreff kam zuerst gegen 1807 nach Frankreich: er war ein ständiger Besucher der Salons der Madame de Récamier, der Madame de Staël, Talleyrands; hier sprach er von Werner, von Novalis, von Tieck, von Humboldt. Keiner war aber auch besser imstande, Hoffmann zu verstehen und zu preisen, als er; denn er war ein tief eingedrungener Kenner des Magnetismus, dieser Wissenschaft, die viele Leute damals noch für eine übernatürliche und fast diabolische hielten. Er war es, der — bei seiner Wiederkehr nach Paris in den 20er Jahren — Hoffmann bei dem Publikum der Salons einführte. Aber die Ehre, die „Phantasiestücke" übersetzt und diesen ungeheueren Erfolg des deutschen Schriftstellers in Frankreich unmittelbar herbeigeführt zu haben, gebührt Loeve-Veimars, der ebenso Wieland, Zschokke und Heine den Franzosen näher gebracht und der mächtig dazu beigetragen hat, den französischen Lesern zu zeigen, was für interessante Werke jenseits der Grenze entstehen können. Frankreich war übrigens und nicht allein durch die Literatur auf das Kommen Hoffmanns wohl vorbereitet, da sich vom Beginn des 19. Jahrhunderts an das Phantastische im Leben und in den Büchern bereits geoffenbart hatte. Charles Nodier war derjenige Franzose, der dem deutschen Hoffmann auf französischem Boden entsprach. Als Loeve-Veimars den Königsberger Novellisten in Frankreich eingeführt hatte, verschmolzen sich die deutsche und die französische phantastische Richtung; und Breuillac meint, es sei schwer zu entscheiden, ob jeweils Hoffmann oder Nodier das Vorbild der französischen Schriftsteller gewesen ist, die von 1830 bis 1850 das phantastische Genre und das dem Hoffmannschen Phantastischen so nahe liegende Groteske — Quasimodo und Han d'Islande — vertraten.

M.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Gesamtsitzung vom 10. Januar.

Unter Vorsitz des Sekretärs Hrn. Vahlen trug Hr. Stumpf vor: Beobachtungen über Kombinationstöne. Beobachtungsreihen, bei denen durch Interferenzvorrichtungen der Einfluß von Obertönen ausgeschlossen wurde, ergaben für zwei gleichzeitige Töne, t und h, mit Sicherheit folgende Kombinationstöne: 1) h—t, h+t, 2) 2h—t, 2t—h, 3h—2t, 3t—2h. Sie lassen sich mit den Primärtönen zusammen in zwei von einander unabhängigen arithmetischen Reihen ordnen. Alle diese Töne sind unmittelbar aus der Einwirkung der primären Schwingungen abzuleiten, da sich zeigen läßt, daß Kombinationstöne weder unter sich noch mit Primärtönen neue Kombinationstöne bilden. Erhebliche Stärke besitzen aber nur h—t, und zwar dieser nur für $h : t < 2 : 1$, und 2t—h, der seiner Definition gemäß mit 2 : 1 verschwindet.

Hr. v. Wilamowitz-Moellendorff legte vor: Zum Lexikon des Photios. Verbesserungen von Dichterstellen in dem Berliner Stücke des Buchstabens A.

*

Zum ordentlichen Mitglied der philosophisch-historischen Klasse der Akademie ist der Abteilungs-Direktor am Museum für Völkerkunde hierselbst, Professor Dr. Friedrich Müller, gewählt worden. Diese Wahl hat durch Erlaß vom 24. Dezember 1906 die Allerhöchste Bestätigung erhalten.

Die Akademie hat die korrespondierenden Mitglieder der philosophisch-historischen Klasse Hrn. Frederic William Maitland in Cambridge (England) am 21. Dezember 1906, Herrn Wilhelm Dittenberger in Halle a. S. am 29. Dezember 1906 und Hrn. Otto Benndorf in Wien am 2. Januar 1907 durch den Tod verloren.

*

Kleinere Mitteilungen.

* **Verein für Eisenbahnkunde.** In der unter dem Vorsitze des Wirkl. Geh. Rates Dr.-Ing. Schroeder abgehaltenen Januarsitzung des Vereins für Eisenbahnkunde wurde an Stelle des verstorbenen Geheimen Regierungsrates Professors Goering der Geheime Oberbaurat Blum als stellvertretender Vorsitzender gewählt. Dann sprach der Geheime Baurat Havestadt über den Bau sowie über die wirtschaftliche und Verkehrsbedeutung des Teltowkanals. Er ist auch der Verfasser der Festschrift zur Einweihung des Kanals, auf die bei dieser Gelegenheit aufmerksam gemacht sei.

* **Bekämpfung des Obstwicklers.** Das kürzlich von der kaiserlichen Biologischen Anstalt für Land- und Forstwirtschaft in Dahlem bei Steglitz herausgegebene Flugblatt Nr. 40 behandelt die Lebensgeschichte, Schädlichkeit und Bekämpfung des Obstwicklers, dessen Raupen als „Obstmaden" allgemein bekannt sind. Dem von Dr. Börner verfaßten Text sind 6 Originalabbildungen beigegeben, die den Schädling, wurmstichige Aepfel und ein Stück „Madenfalle" darstellen, wie man sie zum Fange der Obstmaden um die Bäume legt.

Für Behörden, Körperschaften und Vereine, sowie in einzelnen Abzügen auch für Privatpersonen, ist das Flugblatt durch die kaiserliche Biologische Anstalt für Land- und Forstwirtschaft zu Dahlem bei Steglitz unentgeltlich zu beziehen; außerdem ist es durch der Verlagsbuchhandlung von Paul Parey, Berlin SW., Hedemannstraße 10, zu billigem Preise käuflich.

*

Hochschulnachrichten.

H. **Freiburg i. Br.** Geh. Hofrat Professor Dr. Georg v. Below, der als Nachfolger Bernh. v. Simsons an unserer Universität wirkt, hält am 24. Jan. seine offizielle Antrittsrede über „Heinrich Leo, Leopold v. Ranke und die deutsche Kulturgeschichtschreibung".

hc. **Heidelberg.** In der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich Dr. Otto Bender, Assistent bei Professor Fürbringer am anatomischen Institut daselbst, mit einer Probevorlesung über das Thema: „Die Nichthomologie des Kiefergelenkes in der Wirbeltierreihe" als Privatdozent niedergelassen.

* **Göttingen.** Die juristische Fakultät der Universität verlieh dem Oberlandesgerichtspräsidenten Crieg in Celle und dem Oberbürgermeister Struckmann in Hildesheim anläßlich der Feier ihres siebzigsten Geburtstages die Würde eines Ehrendoktors der Rechte.

hc. **Breslau.** Professor Dr. Ludwig Milch, Privatdozent für Mineralogie und Geologie und Assistent bei Professor Hintze am mineralogischen Institut der Universität Breslau hat den Ruf als außerordentlicher Professor hierher angenommen und wird zum 1. April 1907 an die pommersche Hochschule übersiedeln.

hc. **Wien.** Der ordentliche Professor der landwirtschaftlichen Betriebslehre an der hiesigen Hochschule für Bodenkultur Johann Pohl wurde unter Verleihung des Hofratstitels in den Ruhestand versetzt. — Die von dem außerordentlichen Professor der Anatomie an der hiesigen Akademie der bildenden Künste und außerordentlichen Professor der Chirurgie an der Universität, Regierungsrat Anton Ritter v. Frisch, erbetene Versetzung in den bleibenden Ruhestand hinsichtlich des Lehramtes an der Akademie der bildenden Künste wurde Allerhöchst genehmigt. Professor v. Frisch ist zugleich Vorstand der Abteilung für Krankheiten der Harnorgane an der allgemeinen Poliklinik.

Den verehrlichen Lesern empfehlen wir zum Einbinden der Wissenschaftlichen Beilage unsere

Quartals-Einbanddecken,

rot gepreßt mit Leinwandrücken und Golddruck zum Preise von Mk. 1.— pro Stück, bezw. Mk. 3.50 für einen Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Expedition der Allgemeinen Zeitung, München, Bayerstr. 57, entgegen.

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Donnerstag, 24. Januar. Nummer 20.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50 (Bei direkter Lieferung Inland M 6.30, Ausland M. 7.—.:
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition

Verantwortlicher Herausgeber. Dr. Julius Petersen in München

Inhalt:

Briefe eines bayerischen Richters. IV.

Die Lage der Orchestermusiker in Deutschland. (Fortsetzung.) Von Professor Dr. Bernhard Harms (Jena.)

Bücher und Zeitschriften.

Alex. Baumgartner: Reisebilder aus Schottland. — Eugen Zabel: Russische Kulturbilder. — Emmi Lewald: Der Lebensretter.

Allgemeine Rundschau.

Fränkisch-Oberpfälzischer Bezirksverein Deutscher Ingenieure in Nürnberg. — Akademie der Wissenschaften in Wien.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Briefe eines bayerischen Richters.

IV.

Der Bayerische Richterverein, von dessen beabsichtigter Gründung ich in meinem ersten Briefe sprach, ist nun ins Leben getreten. Von rund 1800 Richtern, Staatsanwälten, und Sekretären, die ihm nach der Satzung beitreten können, umfaßt er nach einer Mitteilung des Vorstandes jetzt schon mehr als 1500. Das ist eine gewichtige Zahl. Ihr gegenüber muß das ursprünglich nahe gelegene Bedenken, daß die Gründung aussichtslos sei und zur Besserung der Lage der bayerischen Justizbeamten nichts beitragen werde, unbedingt verstummen. Diese Gründung selbst ist schon eine Tat, deren Tragweite nicht gering eingeschätzt werden darf. Sie beweist, daß in den beteiligten Kreisen ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit besteht und daß auch der entschiedene Wille vorhanden ist, durch gemeinsames Wirken dem ganzen Stande das Ansehen und die Geltung zu verschaffen, die er gerechtfertigtermaßen beanspruchen kann. Aus diesem Grunde bedeutet nach meiner Ueberzeugung das Bestehen des Vereins und namentlich sein Bestehen in einer so imponierenden Stärke ohne weiteres einen Gewinn, selbst wenn nachweisbare Erfolge sich nicht sofort einstellen. Mit einem solchen Vereine muß man rechnen und wird man rechnen, und dieser Gedanke allein ist schon geeignet, das Selbstbewußtsein der Mitglieder zu heben und zu kräftigen. Ich brauche nach dem, was ich in meinen früheren Briefen ausführte, nicht besonders darzulegen, warum ich darin ein Glück sehe. Nur wer Vertrauen auf sich selbst, auf seine eigene Kraft hat, wird den schweren und bedeutungsvollen Aufgaben, die heute an den Richter herantreten, gerecht zu werden vermögen. Die richterliche Selbständigkeit, dieses kostbare Gut, das dem ganzen Stande sein eigenartiges Gepräge verleiht und ihn von den Beamten aller Arten mit Entschiedenheit abhebt, muß im Richterverein zu jeder Zeit die gebührende Wertschätzung und, tut es not, auch die entsprechende Betonung finden; das ist eine seiner Hauptaufgaben. Sie kann, auch wenn in einzelnen Fällen Meinungsverschiedenheiten zu überwinden sind, bei richtigem Vorgehen wohl immer erfüllt werden, ohne daß das gute Einvernehmen zwischen der Justizverwaltung und dem Richterverein gestört wird.

Ein solch gutes Einvernehmen halte ich für möglich, und im Interesse des Richtervereins wie der Justizverwaltung für wünschenswert. Es ist mir, da eine Kundgebung des Richtervereins in dieser Hinsicht noch nicht vorliegt, unbekannt, ob diese Auffassung auch dort an leitender Stelle geteilt wird und ob insbesondere das Justizministerium geneigt ist, zu einem Zusammenwirken die Hand zu bieten. Eine kurze Zeitungsmeldung, die vor einigen Tagen berichtete, der Vorstand des Vereins sei vom Herrn Minister in längerer, wohlwollender Audienz empfangen worden, läßt allerdings hoffen, daß der erste Schritt, der hier wohl auch der entscheidende ist, glücklich getan wurde. Das würde nach meinem Dafürhalten einen frohen Blick in die Zukunft gestatten. Ich habe in meinen früheren Briefen mehrfach hervorheben müssen, daß wie ein bleierner Druck auf unserem Stande die Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen lastet. Vielfach ist diese Unzufriedenheit, davon bin ich fest überzeugt, nicht berechtigt, und nur dadurch entstanden, daß die Gründe der Maßnahmen, die als Härte empfunden werden, nicht bekannt sind. Hier kann, wenn zwischen dem Richterverein und der Justizverwaltung die rechte Fühlung hergestellt wird, viel aufgeklärt und dadurch vielem abgeholfen und vielem vorgebeugt werden. Das gegenseitige Vertrauen, das auf diesem Wege neugeschaffen werden könnte, wäre ein Segen für uns alle.

Ich muß hier in eigener Sache das Wort ergreifen, um eine Stelle meines ersten Briefes vor Mißbrauch in Schutz zu nehmen. Dort habe ich gesagt, die Mehrheit der Justizbeamten sei von Mißtrauen gegen das Ministerium erfüllt; die weitaus überwiegende Meinung gehe dahin, daß dem Minister die Stellung seiner Beamten gleichgültig sei, daß es ihm an Wohlwollen fehle und daß er auch nicht gut beraten sei. Es ist mir nun mitgeteilt worden, daß diese Stelle, aus dem Zusammenhang gerissen, in einigen Blättern mit der Deutung wiedergegeben wurde, als hätte ich, auf Grund guter Kenntnisse, diese Meinung für richtig und zutreffend hingestellt. Der Zusammenhang ergibt, daß mir nichts ferner lag als das. Ich habe ausdrücklich betont, daß ich nicht beurteilen kann, ob zu diesem Mißtrauen wirklich Grund vorliegt und daß meine eigenen Erfahrungen gegen eine solche Annahme sprechen. Ich betone das hier nochmal, weil es mir als Richter unerträglich ist, daß sich an einen von mir aufgestellten Satz ein schiefes und möglicherweise ungerechtes Urteil anknüpft. Wie sehr ich damit rechnete, daß die bestehende Auffassung sich vielleicht auf irrigen Voraussetzungen aufbaute, mußte schon der Umstand dartun, daß ich sofort hervorhob, wie wenig

das jetzige Ministerium an der Hauptursache der Unzufriedenheit, den schlechten Beförderungsverhältnissen, schuld trage. So mag es auch mit anderen Dingen sein. Das Ministerium kann nicht jedermann Einblick in die Gründe seines Vorgehens gewähren und die notwendig hieraus entstehende Unklarheit führt leicht zu falschen Gerüchten. Der berufenen Vertretung des gesamten Beamtenkörpers aber, wie sie der Richterverein jetzt schon darstellt, kann das Ministerium in ganz anderer Weise entgegenkommen. Gelingt es, das häßliche Mißtrauen, das ich schon in meinem ersten Brief als ein schleichendes Gift bezeichnete, durch offene Aussprache als grundlos darzutun, so wird niemand aufrichtigere Freude darüber empfinden als ich, weil dann meine Auffassung, die ich oft genug gegenüber dem Widerspruch der Kollegen verteidigt habe, sich als richtig erweist.

Voraussetzung für ein Einvernehmen zwischen dem Richterverein und dem Justizministerium ist offenes Entgegenkommen auf beiden Seiten. Man kann es nicht verdenken, wenn das Ministerium dem Verein nicht von vornherein freundlich gesinnt ist. Die Tatsache, daß der starke Zugang zu dem Verein sich vorwiegend aus der Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen erklärt, läßt sich nicht beseitigen und eine derartige Kundgebung der Unzufriedenheit kann dem Ministerium nicht willkommen sein. Aber der Verein besteht nun einmal und wird sich durch den Umstand, daß noch ein kleiner Bruchteil der Kollegen abseits steht, in seiner Wirksamkeit nicht beirren lassen. Mit Tatsachen, die man nicht ändern kann, sich abzufinden, ist aber ein Grundsatz der Politik und der Empfang des Vorstands des Vereins im Ministerium beweist, daß dieser Grundsatz auch im vorliegenden Falle Beachtung findet. Was vor dem Empfang liegt, ist damit erledigt; der Verein ist jetzt durch das Ministerium in aller Form anerkannt und daraus ergeben sich für ihn bedeutsame Rechte wie bedeutsame Pflichten. Wie er berechtigt ist, dem Ministerium die Anliegen der in ihm vereinigten Beamtenkategorien zur Kenntnis zu bringen, ist er nun auch verpflichtet, diesen Weg einzuhalten und von der Anrufung anderer Instanzen so lange abzusehen, als die Möglichkeit einer Verständigung mit dem Ministerium besteht. Das liegt so klar, daß mir eine andere Auffassung so gut wie ausgeschlossen erscheint. Bei solcher Handhabung der Dinge wird die von mancher Seite vertretene Meinung, es verstoße gegen die Würde von Richtern, in korporativem Zusammenschluß ihre Interessen zu verfolgen, alsbald hinfällig werden. Es ist zu hoffen, daß dann auch die wenigen Kollegen, die noch nicht Mitglieder des Vereins sind, sich zum Beitritt entschließen. Wer einem so ausgesprochen kollegialen Unternehmen ferne bleibt, ruft nur zu leicht den Verdacht hervor, daß er aus kleinlicher Selbstsucht die eigenen Interessen denen seines Standes voranstellt. Aus diesem Grunde ist es sehr zu bedauern, daß die Mitglieder der höheren Gerichte noch nicht vollzählig beigetreten sind. Das Oberste Landesgericht und die Oberlandesgerichte München und Augsburg sollen vollständig fehlen. Ich kann mir das nur daraus erklären, daß hier über den Zweck des Vereins und die Art seines Vorgehens Mißverständnisse obwalten. Vielleicht gelingt es der Vereinsleitung, sie zu heben. Das Oberlandesgericht Bamberg hat sich, wie ich der Zeitung entnehme, völlig angeschlossen, vom Oberlandesgericht Nürnberg fehlen nur noch wenige Mitglieder. Es scheint, daß doch in Franken der freiere Wind geht.

Daß materielle Erfolge nicht alsobald zu erwarten sind, darf uns von richtigem Zusammenarbeiten nicht abhalten. Wer weiß zudem, ob sich nicht doch auch hier, eher als man denkt, etwas erzielen läßt? Eben jetzt, da ich daran bin, den Brief abzuschließen, geht mir das Gerücht zu, man beabsichtige, ein Richterbesoldungsgesetz bei uns zu schaffen. Wie viel daran ist, kann ich nicht prüfen; aber nachdem es soweit in die Provinz vorgedrungen ist, scheint es doch ziemlich lebensfähig zu sein. Es läßt sich auch nicht bestreiten, daß viele Gründe diesen Gedanken unterstützen. Schon die letzten Jahre haben gezeigt, wie schwer es allmählich wird, innerhalb der Körperschaft der Justizbeamten in den Gehaltsverhältnissen mit den Angehörigen der übrigen Ministerien annähernd gleichen Schritt zu halten. So lange für alle Beamte das gleiche Gehaltsregulativ gilt, muß ein solcher Ausgleich, soll nicht Verstimmung und Unzufriedenheit platzgreifen, angestrebt werden. Die Schwierigkeit liegt, wie ich schon hervorgehoben habe, in unserem eigenartigen Aufbau mit der breiten Grundlage und der schmalen Spitze. In dieser Hinsicht scheint aber eine weitere Verschlimmerung vor der Türe zu stehen: es ist kaum zu bezweifeln, daß die Zuständigkeit der Amtsgerichte, die auf dem Gebiete des Strafrechts erst im letzten Jahre erweitert wurde, auch auf dem Gebiete des Zivilrechts eine bedeutende Ausdehnung erfahren soll. Die notwendige Folge wird sein ein verstärkter Bedarf an Richtern bei den Amtsgerichten, ein geringerer bei den Landgerichten und Oberlandesgerichten und damit eine weitere Erschwerung des Vorrückens in höhere Stellen. Das zwingt zur Prüfung der Frage, ob es nicht möglich ist, die Gehaltsverhältnisse so zu regeln, daß die Richter an den Amtsgerichten es nicht nötig haben, von diesen weg in die Stellen an den höheren Gerichten zu streben. Möglich ist das sicherlich. Damit wäre ein weiterer Gewinn gemacht: die Einzelrichter an den Amtsgerichten kämen in die Lage, sich durch langjährige Ausübung der gleichen Tätigkeit reiche Erfahrungen zu sammeln und demgemäß sich auch ein erhöhtes Ansehen gegenüber den Obergerichten wie gegenüber den Parteien zu sichern. Auf diese Weise wäre dann auch ein Schritt zu dem Ziele getan, von dem ich schon in meinem zweiten Briefe gesagt habe, daß es mit allen Kräften anzustreben ist: zur Stärkung der Autorität unserer ersten Instanzen. Wo so viel zu erreichen ist, da ist es wahrlich der Mühe wert, zu einhelligem frohen Wirken sich die Hand zu reichen!

Die Lage der Orchestermusiker in Deutschland.

Von Dr. Bernhard Harms,
Professor der Nationalökonomie und Sozialpolitik, in Jena.

(Fortsetzung.)

Bevor wir nun dazu übergehen, zu untersuchen, wie den skizzierten Mißständen begegnet werden kann, mögen noch einige tatsächliche Feststellungen über die Arbeits- und Gehaltsverhältnisse der deutschen Orchestermusiker folgen.

Sehen wir uns zunächst die Kontrakte, welche die Engagementsbedingungen regeln, an, so geht schon aus ihrer Fassung die ungünstige Stellung der Orchestermusiker hervor. Erkrankt z. B. ein Mitglied eines Orchesters, so muß es sich nicht selten die sofortige Entlassung gefallen lassen. Dasselbe tritt ein bei Mißfallen oder Teilnahmslosigkeit des Publikums, sowie bei Landestrauer, Epidemien usw. Auf Entschädigungen bei Unfällen müssen die meisten Musiker ausdrücklich verzichten. Fast alle Verträge enthalten Anweisungen über das Verhältnis zum Kapellmeister. „Betritt der Kapellmeister den Orchesterraum, so haben sich sämtliche Mitglieder von ihren Plätzen zu erheben.“ „Jedes Mitglied hat den Anordnungen des Kapellmeisters oder dessen Stellvertreters bei jeder Gelegenheit

und ohne Widerrede Folge zu leisten." „... dem Kapellmeister oder dessen Stellvertreter ist jederzeit die größte Hochachtung in und außer Dienst zu beweisen." „Wer lächelt, bezahlt 6 M." „Wer einen Violinbogen aufhebt, zahlt 6 M." Auch sonst wimmeln diese Verträge von eines freien Menschen nicht immer würdigen Verpflichtungsbestimmungen. Der Allgemeine Deutsche Musikerverband hat im Jahre 1902 eine Enquete über den Inhalt der Anstellungskontrakte veranstaltet, wobei ihm im ganzen 252 Kontrakte zugingen. Das Gesamtresultat war ein recht schlechtes. „Vom rein juristischen und moralischen Standpunkt — sagt Waltz — waren nur acht fast einwandfrei zu nennen, und diese betrafen mit einer einzigen Ausnahme bekannte Musterorchester in Deutschland und der Schweiz." „Daß solche Verträge, die vor dem Gesetz meist gar keine Gültigkeit haben, immer wieder von den Musikern unterschrieben und auch gehalten werden, läßt sich nur erklären durch die Notlage der Musiker und durch ihre große Unwissenheit und Unbildung, wozu bisweilen auch noch etwas künstlerischer Leichtsinn kommt. („Von Leuten, denen niemand das Prädikat „Künstler" verweigern würde, sind mir Briefe zugegangen, die die gröbsten orthographischen und stilistischen Fehler aufweisen.") Man darf sich nicht wundern, daß angesichts solcher Verhältnisse auch Kontraktbrüche nichts Seltenes sind." Daß selbst die Anstellungsverträge unserer ersten Orchester mitunter recht reformbedürftige Paragraphen enthalten, belegt unser Autor mit folgendem Beispiel: In dem Vertrage des Hoftheaters in Mannheim findet sich die nachstehende Bestimmung: „Auf Wunsch der Direktion oder der Hoftheaterintendanz sind die Mitglieder verpflichtet, sich nach 8 oder 9 Dienstjahren auf ihren Gesundheitszustand untersuchen zu lassen." Damit soll erreicht werden, daß während dieser Zeit erkrankte Musiker noch rechtzeitig entlassen werden können. Nach zehnjähriger Mitgliedschaft tritt nämlich Pensionsberechtigung ein. Kommentar überflüssig.

Es entsteht die Frage, ob diese Zustände denn nun wenigstens durch besonders gute Einkommensverhältnisse kompensiert werden? Die Antwort lautet verneinend. Ein Bild von den Einkommensverhältnissen der Orchestermusiker zu entwerfen, ist nun freilich nicht so einfach. Mit Recht hebt Waltz hervor, daß die Zustände nicht nur in jeder Stadt verschieden sind, sondern daß auch die Lage der einzelnen in jedem Orchester, ja sogar innerhalb des Orchesters voneinander abweicht. Er begnügt sich deshalb damit, Skizzen und typische Beispiele anzugeben, wobei er die Zivilorchestermusiker in zwei große Hauptgruppen einteilt: 1. solche ohne feste Anstellung mit schwankenden Löhnen, 2. solche mit fester Anstellung und fester Bezahlung. Zur ersten Gruppe gehören die die große Masse bildenden sogenannten „freistehenden" Musiker und diejenigen, welche, zu Orchesterverbänden zusammengeschlossen, auf eigene Rechnung spielen, d. h. auf Teilung. Die zweite, verhältnismäßig kleine Gruppe, umfaßt die Mitglieder von Orchestern, die nicht auf eigene Rechnung spielen.

Um zunächst die „freistehenden" Orchestermusiker ins Auge zu fassen, sei auf den für ihre Leistungen vom Allgemeinen Deutschen Musikerverband aufgestellten Tarif verwiesen. Ein gewöhnliches Abendkonzert bis zu drei Stunden wird in Dresden z. B. an Wochentagen mit drei Mark, an Sonn- und Feiertagen mit 6 M honoriert; eine Marschmusik zu Festzügen bis zu drei Stunden mit 5 resp. 6 M, eine große Kirchenmusik, wie Messe, Oratorium usw., mit 7.50 M., wobei aber jede dazugehörige Probe für 75 Pfg. pro Stunde gespielt werden muß. Bälle bis zu 7 Stunden werden mit 5—6 resp. an Sonntagen mit 8—9 M bezahlt. In anderen Großstädten liegen die Verhältnisse ähnlich. Vergleichsweise wird z. B. für die Mitwirkung bei der Aufführung eines Oratoriums und bei zwei zweistündigen dazu gehörigen Proben bezahlt (eine zweimal ununterbrochene 6—9stündige Arbeitsleistung) in Dresden M 9.50, Leipzig 9—11 M, Hamburg 12 M, München 9—10 M, Breslau 11 M. Ballmusik bis zu 8 Stunden wird wie folgt bezahlt: Dresden 6—9 M, Leipzig 8—9 M, Hamburg 8—9 M, München 8—10 M, Breslau 5.50—7 M. Diese Sätze sind keineswegs besonders niedrig; es ist aber zu bedenken, daß sie zumeist auf dem Papier stehen und in Wirklichkeit nicht oft bezahlt werden, weil bei dem großen Andrang auf dem Arbeitsmarkt der Tarif nicht eingehalten werden kann. Auch ist zu berücksichtigen, daß es sich — selbst wenn diese Löhne bezahlt werden — ja nicht um tägliche Beschäftigung handelt.

Wie die Dinge tatsächlich liegen, zeigt eine Umfrage, welche die Berliner Gewerkschaft im Jahre 1904 unter ihren Mitgliedern veranstaltet hat. Von den 79 Beantwortern der Fragebogen waren 51 verheiratet und hatten zum Teil eine erhebliche Kinderzahl. In fester Stellung befanden sich nur drei mit monatlichen Gagen von 90, 100 und 105 M; die übrigen waren auf Gelegenheitsbeschäftigung angewiesen. Ueber den im Monat Oktober (Erholungsmonat) erzielten Verdienst haben 66 genügend bestimmte Angaben gemacht. Danach haben verdient während des ganzen Monats:

17 bis zu 50 M,
12 bis zu 50—60 M,
18 bis zu 60—70 M,
17 bis zu 70—80 M,
2 bis zu 80—90 M.

Von 66 hatten also 29 oder rund 44 Prozent einen Monatsverdienst von unter 60 M, und 17 oder rund 26 Prozent blieben sogar mit dem Verdienst eines ganzen Monats hinter dem Satz von 50 M zurück. Diese Einkommensverhältnisse sind typisch für die finanzielle Lage des Musikerproletariats überhaupt. In einer im Jahre 1897 von zirka 1200 Musikern unterzeichneten Petition wird der Durchschnittsverdienst derselben auf zirka 600 M per Jahr angegeben. Ich kann unserem Autor aus eigener Anschauung bestätigen, daß die Verhältnisse seitdem nicht besser, sondern schlechter geworden sind.

In Fülle ließen sich die Beispiele häufen. Aus den Berichten aller Städte leuchten die niedrigen Einkommen scharf hervor, und nur in wenigen Fällen wird durch Nebenverdienst (Stundengeben usw.) eine auskömmliche Existenz erreicht.

Nicht viel besser als die Lage der freistehenden Orchestermusiker ist diejenige der Kapellen mit Selbstverwaltung. Jahreseinkommen von 600—1000 M bilden die Regel.

Etwas günstiger gestellt sind die Musiker mit fester Anstellung, schon deshalb, weil sie in stabilen Einkommensverhältnissen leben. Die Orchester, bei denen die Musiker vom Unternehmer einen festen Lohn bekommen, sind im einzelnen sehr verschieden organisiert. Entweder stehen diese Kapellen im Dienst von privaten Unternehmern oder sie werden unterhalten von Vereinen, Kommunen und Theatern. Ebenso sind Saison- und Jahreskapellen zu unterscheiden. Naturgemäß sind auch die Ansprüche an die Leistungsfähigkeit sehr verschieden. Die Gehälter belaufen sich in der Mehrzahl der Fälle auf 90—110 M im Monat, indessen steigen sie bei besseren Orchestern sehr erheblich. Ich gebe nachstehend aus den Waltzschen Aufstellungen einige Zusammenzüge, aus denen das Nötige zu ersehen ist. Die Gehälter der Kapellmeister, Konzertmeister usw. sind dabei nicht berücksichtigt.

Kapelle	Niedrigstes Gehalt	Höchstes Gehalt	Besondere Einnahmen
Kgl. Kapelle Berlin	1800	3400	Funktionszulage 50—500 M.
Hoftheaterorchester Darmstadt . .	1150	1725	Nichtpensionsfähige Zulage von 150 M. Weitere Zulage bis zu 400 M.
Königliche Kapelle Dresden . . .		3300—3600	Wohnungszulage 150—180 M. Ertrag von Konzerten 150 bis 300 M.
Hoforchester Karlsruhe.	1500	2250	Zwei Alterszulagen von je 100 M. Wohnungsgeld von 150 M. Ertrag von Konzerten 150—160 M.
Hoforchest. Mannheim	1400	2100	Ertrag aus Konzerten 300 M.
Hoforchester München . . .		3240	Wohnungszuschuß 300 Mark. Alterszulage alle 5 Jahre 180 M. Konzertertrag 200 M.
Hoforch. Stuttgart	1400	2400	?
Hoftheater-Orchest. Wiesbaden . .	Grundgehalt 1732 M. Durchsch.-Geh. 1970 „		Zulagen nach Ermessen.
Städtisch. Orchest. Mainz	1400	2700	Alterszulagen dreijährl. 100 M. Außerdem im Jahre 100 M. Kleidergeld.
Städtisch. Orchest. Aachen	1500	2600	Alterszulagen dreijährl. 100 M.
Städtisch. Orchest. Baden-Baden .	1500	2100	?
Städtisch. Orchest. Bremen . . .	Durchschnittsgehalt 2158 M.		?
Städtisch. Orchest. Köln		2100	Vertreter der ersten Stimmen erhalten als Lehrer am Konservatorium 500 M. jährlich.
Städtisch. Orchest. Elberfeld . . .	1600	2500	?
Städt. Orch. Essen	1620	2400	
Stadtorch. Leipzig	1700	3300	30 Mitglieder erhalten das sog. Kirchengehalt von 120 M. Jedes Mitglied 220 M. für Extraproben.
Städtisch. Orchest. Straßburg . .	1200	2300	?
Städt. Kurorchest. Wiesbaden . .	1550	2590	?
Opernhaus-Orch. Frankfurt . . .	Durchschnittsgehalt 1938 M.		Honorar für Konzerte je 450 M.
Stadttheat.-Orch. Halle	1200	2400	?
Kurorch. Homburg	1440	2220	?
Kurorch. Nauheim	Monats-Gagen von 100—140 M.		

Diese Aufstellung ließe sich noch fortsetzen. Indessen mag es sein Bewenden dabei haben, denn im ganzen sind die Verhältnisse einander doch überall ähnlich. Von Ausnahmen abgesehen, müssen die Einkommensverhältnisse auch der Musiker an besseren Orchestern als durchaus ungenügend bezeichnet werden. Dies wird sofort klar, wenn man sich die Budgets der Musiker vor Augen führt. Ich entnehme der Waltzschen Arbeit zwei solche Budgets, die dieser nach den Untersuchungen von Dr. Marsop zitiert. Sie beziehen sich auf das Frankfurter und das Hamburger Theaterorchester.

Ausgaben	Frankfurt a. M. Ausstellung vom Januar 1903	Hamburg Ausstellung vom November 1903
	M.	M.
Wohnung	600	450
Heizung und Beleuchtung	90	90
Kleider und Schuhe für Mann und Frau	290	270
Wäsche (Reinigung, Reparaturen und Anschaffungen)	120	100
Kleider, Schuhe, Schulgeld, Bücher für 2 Kinder	250	160
Steuern	80	10
Beiträge für Pensions-, Waisen- und Witwenkassen	176	80
Zeitungen	15	15
Musiker-Verbandsbeitrag	13.20	—
Kollekte und Ehrungen	10	—
Freibillettsteuer und Botenlohn, Schornsteinfeger	33	—
	1677.20	1175.—
Durchschnittsgesamteinkommen	2327.—	1287.23
Einmalige Sommerbeihilfe	—	175.—
	2327.—	1462.23
wovon ab obige Ausgabe	1677.20	1175.—
bleiben	649.80	287.23

Für Lebensmittel, Krankheiten und Unfälle in der Familie, Taschengeld, Luxusausgaben, Instandhalten der Instrumente, Saiten usw. bleiben also pro Jahr M 649.80 resp. M 287.23 oder pro Tag (vier Köpfe) M 1.78 resp. 78 Pfg. übrig.

Diese Zahlen bezeugen das ganze Elend der Orchestermusiker, die, auch wenn sie in angesehenen Orchestern tätig sind, wahre Proletarierexistenzen führen. Ich verweise den freundlichen Leser auf die weiteren Belege für die armselige Lage der Musiker auf die einschlägigen Kapitel der Waltzschen Arbeit. Es ist ein Jammer um diese Tatsachen.

(Schluß folgt.)

Bücher und Zeitschriften.

Reisebilder aus Schottland. Von Alex. Baumgartner, S. J. Mit 2 Bildern in Farbe, 85 Abbildungen und einer Karte. 3. Aufl. Freiburg, Herder; 1906. 369 S. 8°.

Ein überaus fesselndes Buch für jeden Freund landschaftlicher Reize und kulturgeschichtlicher Darstellung, von religiösem, aber auch von polemischem Geist durchtränkt!

In der lebensvollen Schilderung der schottischen Naturbilder und der Architekturwerke der Städte und Burgen tritt vor allem eine große Meisterschaft dieses Stilisten hervor. Er hat Schottland mehrmals bereist, so daß er auch über manche Oertlichkeit uns eine anziehende Vorstellung verschaffen kann, ohne sie vielleicht selbst gesehen zu haben (er spricht sich hierüber da und dort nicht aus). Aber wo er sein geübtes Auge und sein tiefes Naturempfinden als Organe der Wahrnehmung wirksam sein lassen konnte, da zeigt sich eine hohe künstlerische Befähigung und Uebung in plastischer, farbenvoller und belebter Vorführung, desgleichen eine mühelos gestaltende Kraft, neben der Gegenwart der Jahreszeit und Tagesgeschichte eine andere Gewandung der Gegenden und eine andere historische Aera dem schauenden Auge des Lesers anregend zu zeigen. Nicht leicht gerät dabei die flott vorgehende Feder in das Bereich der Sentimentalität, oder wenn deren Grenze beschritten ist, so folgt alsbald irgend eine kritische literar- oder kulturgeschichtliche Analyse und beschäftigt die ernstere Denktätigkeit und die erwägende Weltanschauung und Religion des Lesers. Denn „Was ist die Welt ohne den Gott, der Himmel und Erde gemacht hat!“ — Dieser Ausruf Baumgartners ist ihm immer wieder die Sonne, welcher sich die Blätter seines Werkes zuwenden. Aber auch hier ist weises Maßhalten zu rühmen; es kommt nirgends zu einer religiösen Zudringlichkeit für diejenigen Leser, welche dem Gottesglauben der Christenheit noch zugetan sind. Dagegen fällt es neben den religiösen Digressionen öfter auf, daß Schlagwörter religiösen Inhalts in höhnischem Sinn gegen die protestantische Konfession aufgeboten werden. Geschieht dies auch in der Mehrzahl der Stellen inbezug auf das 16. und 17. Jahrhundert, so beherrschte doch gerade in jener Zeit auch so harte, alttestamentlich eifernde Männer wie die puritanischen Führer ein heiliger, gottesfürchtiger Ernst für die christliche Wahrheit; der Verfasser verkennt das Wesen des „protestantischen Gewissens“, welches hier in anderer Form als damals in der hohen Opferwilligkeit und Energie der heutigen konfessionellen Sonderbildungen Schottlands wiederum vor das Auge tritt. Allerdings dient das Buch wesentlich auch dem Zwecke, das Anwachsen und die Eroberungserfolge des Katholizismus in Schottland zu zeigen, und eignet sich vorzüglich, die aktive Teilnahme katholisch-kirchlicher Kreise für die dortige Entwicklung aufzurufen.

Doch wird hierdurch weder der muntere und fröhliche Gehalt der Reiseschilderung verdrängt, noch die dichterische Befähigung Baumgartners niedergehalten. Treffliche Uebersetzungen von kurzen und etwas strophenreicheren Gedichten, welche die Landschaft oder das Begegnis ihm nahelegte, verdanken wir dem Darsteller; man dürfte nur zum Beispiel auf die erhaben poetische Wiedergabe von Byrons Lobpreis des Lochnagar (Berg südlich Balmoral) hinweisen. Diese Bereicherung unserer „Reisebilder“ liegt dann etwas näher, wenn der Beherrschung der schottischen Dichtung und Sage gedacht wird, durch welche Baumgartner zu so vielen Einzelschilderungen von Gegenden und zu historischen Erinnerungen ein weiteres anregendes Element in den Fortgang des Ganzen bringt. Eine hohe Würdigung erfährt zum Beispiel Walter Scott, sodann Ossian. Die ganze Pracht des Stils und das tiefgehende Empfinden des Autors entfaltet sich bei den Hinweisen auf letzteren. (Er vertritt die Ansicht, daß

Ossian eine historische Persönlichkeit war, und hätte sich hierbei wohl leicht auf Ebrard-Erlangen stützen können.)

Die Hauptgebiete der Schilderung sind der Clyde, seine nördliche Nachbarschaft und die westlichen Inseln, die Gegenden um den Südwesteingang zum Kaledonischen Kanal, Edinburgh und der Firth of Forth, sowie die Zone der Ostküste nördlich davon. Doch werden auch Orte wie die gewaltige Abteikirchenruine Melrose u. a. m. mit voller Kunst dargestellt.

An den Kunstsinn des Verfassers erinnern aber besonders auch die zahlreichen Abbildungen des Buches, da sie die Sicherheit der Auswahl solcher Aufnahmen beweisen, durch welche die Vorstellungskraft des Lesers zutreffende Gestalten dargeboten erhält, um sich der schottischen Welt nahe zu fühlen.

München. Wilhelm Götz.

Russische Kulturbilder. Erlebnisse und Erinnerungen von Eugen Zabel. Mit dem Bildnis Wereschtschagins nach einer Büste von Reinhold Felderhoff. Zweite Auflage. Berlin, Verlag von Karl Curtius, 1907.

Ein neues Buch von Eugen Zabel über Rußland ist stets willkommen; der Verfasser kennt Rußland, dessen Literatur, Kunst, gesellschaftliches Leben usw wie nur wenige Deutsche, und er versteht es auch, seine Kenntnisse in geschmackvoller, unterhaltender Form mitzuteilen. Das vorliegende Buch zeichnet sich ganz besonders durch die Reichhaltigkeit seines Inhalts aus, und es ist nicht nur ein wahrer Genuß, des Verfassers verschiedenartige „Erinnerungen und Erlebnisse" zu lesen, sondern das Buch bietet auch so viel Belehrung, daß man es nicht ohne volle Befriedigung aus der Hand legen wird. Namentlich ist es die neuere und neueste russische Literatur, die Zabel in kürzeren und längeren Artikeln über Turgenjew, Grigorowitsch, Tschechow, L. Andrejew, M. Gorki und über noch viele andere Dichter und Schriftsteller mit bekannter Meisterschaft schildert und die er ausgezeichnet zu charakterisieren versteht. Von Komponisten sind es namentlich Anton Rubinstein und Peter Tschaikowsky und von bildenden Künstlern W. Wereschtschagin und J. Rjepin, denen er teils ausführliche Studien, teils kurze, aphoristische Betrachtungen widmet. Besonders hervorgehoben zu werden verdienen auch die Abhandlungen über den Zaren Nikolaus II., über Russische Schauspielkunst, über Krim und Kaukasus in der russischen Literatur, Stimmungsbilder aus St. Petersburg usw. Könnten wir uns hier darauf einlassen, einzelne Stellen zu zitieren, um unser Urteil zu beweisen, so kämen wir in die Versuchung, einen großen Teil des umfangreichen Buches auszuschreiben, denn wir fanden fast keine Zeile darin, die wir vermissen möchten. Nur auf der letzten Seite bemerkten wir eine irrtümliche Angabe: Jasnaja Poljana gehört bekanntlich dem Grafen Leo Tolstoi, nicht Iwan Turgenjew, wie Zabel schreibt. Daß Zabel viele von den Personen, über die er berichtet, selbst kannte oder kennt, daß er daher nicht bloß durch fremdes Urteil beeinflußt wurde, sondern in vielen Fällen seine eigene Meinung äußerte, verleiht seinen Ausführungen noch ganz besonderen Wert.

München. W. Henckel.

Der Lebensretter. Roman in Briefen. Von Emmi Lewald. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt 1907.

Im Sujet ähnlich jenem, das Georges Ohnet in seinem „Hüttenbesitzer" behandelt hat, ist das Milieu dieses Romans in eine kleine deutsche Residenzstadt verlegt: Ein Fürstenhof en miniature und ein obskures, in deprimierendem Alltagsleben verkommendes Adelsgeschlecht, dessen höchste Ziele sich in der Wahrung verschlissener Dehors und — sozusagen im Nebengewerbe — in der standesgemäßen Verheiratung der hochmütig-romantischen Tochter des Hauses erschöpfen. Diesem eleganten Kreise gehört, abgesehen von einigen weniger markanten Figuren, in erster Linie an Freifrau v. Windisch, deren letzter Besitz an Jugendidealismus im Eheleben mit ihrem Gatten, dem durch und durch beschränkten Kammerherrn, verloren geht, soweit nicht der nachhaltige Einfluß ihrer eigenen Mutter, der würdigen Familien-Egeria Freifrau v. Schmacht im Stift Hörschelde, das Seinige beiträgt. Die Exposition des Romans selbst verrät eine geschickte Hand, der auch die Pointierung manch treffenden Wortes gelingt. Grundtendenz ist drastische Persiflage eben jenes Adelsmenschentums, das nur auf Aeußerlichkeiten hält, unter trügerischer Decke aber einen ganzen Sumpf an Gemeinheit und Niedertracht geruhig brodeln läßt. In ihrem Bestreben, diesen Charakterdefekt namentlich durch Kontrastwirkung in seiner ganzen Schwere aufzuzeigen, geht Frau Lewald entschieden zu weit: viel zu viel Schatten verhüllt die Gruppe der Adeligen, und viel zu viel Licht bestrahlt die Gegenseite, den bürgerlichen, allzu bürgerlichen Linoleumfabrikanten Ferdinand Schulze. So ferm auch — namentlich in den satirisch-humoristischen Partien des Romans — Frau Lewald ihren Pinsel zu führen weiß, in der Schilderung dieser Lichtgestalt — Baldur, der Linoleumfabrikant — trägt sie ihr Weiß geradezu pastos auf und entwirft das Bild eines Charakters, das unangenehm an gewisse hyperedle Romanfiguren einer längst vergangenen sentimentalen Literaturperiode gemahnt. Zeichnen wollte Frau Lewald einen jener „Stillen im Lande mit der unendlichen Seelengüte, die tausend Dinge der harten Welt nie verstehen werden, da allerhand realistische Gedankenfolgen gar nicht in ihr Bewußtsein dringen, — die wehrlosen Guten, die das Schicksal nicht zu schonen pflegt und die andere Menschen oft genug verkennen und mißbrauchen". In Wirklichkeit aber erscheint eine Huldgestalt auf der Bildfläche, die in ihrem Uebermaße an poetischem und musikalischem Verständnis, schwärmerischem Naturempfinden, altruistischer Hingebung und tausend anderen Mannestugenden zuweilen geradezu anwidernd süßlich wirkt. Frau Lewald kennt entschieden Fontane: die Endmoral ihres Buches „Schulze war wohl immer von besserem Adel als wir" gemahnt in Wort und Sinn sogar sehr deutlich an das berühmte: „Was hast du nur gegen Gideon, Käthe? Gideon ist besser als Botho" der „Irrungen, Wirrungen". Wenn sich Frau Lewald in Zukunft ernstlich an Fontane, dem unerreichten Schilderer moderner Charaktere, fortbildet, im besonderen mit heißem Bemühen die ganz einzige Art seiner Seelenanalyse, seiner Kunst, in der psychologischen Schilderung die rechte Diagonale zu halten, studiert, so wird es ihrer ausgesprochenen Begabung gewiß gelingen, störende Uebertreibungen der Charakterdarstellung zu vermeiden, die speziell dem „Lebensretter" ein gutes Teil seiner sonst wohlverdienten Wirkung benehmen.

Wien. Alfred Neumann.

---

* **Kalender.** Auf einige Nachzügler sei noch aufmerksam gemacht. Da ist vor allem der bei J. Schober in Karlsruhe erscheinende Richard Wagner-Kalender 1907 zu nennen, der sich durch seine höchst geschmackvolle Ausstattung hervortut. Er ist nach Originalzeichnungen Frau v. Eisendechers, Exzellenz, in Dreifarben-Lichtdruck hergestellt. Jedem Monat ist ein besonderes Blatt gewidmet, das durch Umklappen mit dem folgenden Blatte ausgewechselt werden kann. Passende Motive Wagnerscher Opern sind als Motto für jeden Monat ausgewählt worden. Der Reinertrag, des Kalenders ist für den Richard Wagner-Stipendienfonds bestimmt. Sein Preis 5 Mark. — Hessen-Kunst heißt der von Chr. Rauch herausgegebene, bei Adolf Ebel in Marburg erscheinende Kalender für alte und neue Kunst 1907, den ganz prächtige, in der Charakteristik wohlgelungene Zeichnungen Wilhelm Thielmanns schmücken; sie stellen hessische Landschaft und hessische Volkstypen dar. Leicht und gefällig geschriebene kurze Aufsätze erzählen von diesem und jenem, was zum Thema gehört und unaufdringlich belehrt. Der Kalender liegt jetzt im 2. Jahrgang erst vor, doch hat er sich bereits sein Publikum gewonnen, worin ihn der billige Preis von 1 Mark unterstützt hat. — Im Prometheus-Verlag, Würzburg, erscheint im 7. Jahrgang die Altfränkische Chronik in Wort und Bild 1907, herausgegeben von St. Wehnert. Der Kalender entspricht nach Format und Anordnung genau den bereits angezeigten, bei H. Stürtz in Würzburg verlegten Altfränkischen Bildern, die jetzt im 13. Jahrgang vorliegen. Noch ist es dem Kalender Wehnerts nicht gelungen, seinen älteren Bruder aus dem Felde zu schlagen. Ein Vergleich beider fällt auch heute noch zugunsten der „Bilder" aus. Noch steht namentlich die Wiedergabe der Abbildungen in der „Chronik" nicht auf der allerdings bewundernswerten Höhe des älteren Unternehmens. Auch die mehrfarbigen Titelbilder sind kaum vergleichbar. Immerhin ist ein Vorwärtsstreben unverkennbar. — Schließlich sei noch auf den 12. Jahrgang des Bismarck-Jahrbuchs für Deutsche Frauen 1907, bei Wilhelm Streit in Dresden, hingewiesen, der mit seinem reichen Inhalt an Gedichten und Erzählungen aus der Feder erster Autoren, wie M. G. Conrad, Jul. Rodenberg, Gustav Falke u. a., vielen willkommen sein wird.

---

* **Zeitschriften-Literatur.** Artilleristische Monatshefte. Geleitet von H. Rohne, Generalleutnant z. D. (Berlin, A. Bath.) Deutschland besaß seit einer Reihe von Jahren keine einzige artilleristische Zeitschrift, die das wissenschaftliche Streben in der Waffe gefördert und genährt hätte. Diese empfindliche Lücke wollen die neu begründeten Monatshefte ausfüllen. Sie werden in jedem Hefte größere, gediegene Abhandlungen und kleinere Mitteilungen aus allen Gebieten der Artilleriewissenschaft bringen und über fremdstaatliche Artillerien — Bewaffnung, Organisation, Ausbildung, Verwendung, kriegsgeschichtliche Erfahrungen — ständig Auskunft geben. Besonderer Wert soll auf zahlreiche und gute Abbildungen gelegt werden, die sich auch bereits im vorliegenden Heft in großer Anzahl finden. Ferner sollen die wichtigeren artilleristischen Bücher besprochen und von den

bedeutenderen, in den ausländischen Zeitschriften erscheinenden Aufsätzen Auszüge gegeben werden. Eine nach Stoffgebieten geordnete Bibliographie wird leichte Orientierung über Neuerscheinungen gestatten.

Aus dem Inhalt des ersten Heftes seien folgende Arbeiten angeführt: H. Rohne: Die neue Feldbefestigungsvorschrift und die Artillerie. — Richter: Zum Munitionsverbrauch der Feldartillerie in zukünftigen Kriegen. — Artilleristische Erfahrungen aus dem russisch-japanischen Seekriege, I. — Neue französische Steilfeuergeschütze. — Französisches 65 Millimeter-Gebirgsgeschütz. — Bahn: Die Entwicklung der Rohrrücklauf-Feldhaubitze.

Archiv für Kulturgeschichte. Herausgegeben von Georg Steinhausen. (Berlin 1907. Alexander Duncker.) Heft 1 des 5. Bandes enthält an erster Stelle eine Arbeit von Joh. Müller über: Die Hauptwege des Nürnberger Handels im Spätmittelalter. — Th. Renaud teilt: Christian Adolph v. Anackers Beschreibung seiner Reise von Wien nach Lissabon (1730) mit. — Fr. Guntram Schultheiß erörtert den: Einfluß der Romantik auf die Vertiefung des Nationalgefühls. — Bernhard Wolf entwirft: Skizzen von der ehemaligen kursächsischen Armee. II. — Es folgt eine große Reihe von Besprechungen, kleinen Mitteilungen und Referaten. Den Schluß macht Bibliographisches.

Monatsschrift für christliche Sozialreform. Begründet von weiland Frhrn. Karl v. Vogelsang. (Luzern und Zürich. Baeßler, Drexler u. Co. Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Lottstetten, Waldshut, Baden.) Mit dem 1. Heft des 29. Jahrganges erscheint die Monatsschrift in geschmackvollerem Gewande. Auch in der Redaktion sind Veränderungen eingetreten, durch das Ausscheiden von Professor Dr. J. Beck (Freiburg-Schweiz) aus ihr. Es sind jedoch Professor Dr. C. Decurtins (Freiburg-Schweiz) und Rechtsanwalt Dr. W. A. Joos (Basel) in der Redaktion verblieben, die sie nun zurzeit führen, so daß die Tradition gewahrt bleibt. Folgende Aufsätze des 1. Heftes seien erwähnt: E. Feigenwinter, Los von der Erbschaft! — H. Schorer, Gelehrtes Proletariat. — H. Rodewald, Die 3. deutsche Kunstgewerbeausstellung Dresden 1906 und ihre soziale Bedeutung. — J. Beck, Ueber Arbeiterseelsorge, Briefe an einen städtischen Vikar. 6. Brief.

Hannoverland, Monatsschrift für Geschichte, Landes- und Volkskunde, Sprache, Kunst und Literatur unserer niedersächsischen Heimat. Herausgegeben von G. F. Konrich. (Ernst Geibel, Hannover.) Abonnementspreis für den Jahrgang von 12 Monatsheften zu je 24 Seiten mit einer Kunstbeilage 5 Mark. Das soeben erschienene Januarheft dieser neuen Heimatzeitschrift hat folgenden Inhalt: „Hannoverland". Lied der Hannoveraner in der Ferne. Von G. Müller-Suderburg. — Glückauf „Hannoverland". Ein Geleitswort von Heinrich Sohnrey. — Heimat und Heimatschutz. Von G. F. Konrich. — Alter Junge. Gedicht von Karl Henckell. — Die Normannenschlacht vom Jahre 880 und die Märtyrer von Ebstorf. Von Prof. Dr. Borchling. — Hannovers Vogelwelt einst und jetzt. Von Hermann Löns. — Hymnus. (Aus den Wickingliedern.) Gedicht von Franz Evers. — Vor hundert Jahren. Erinnerungen und Anregungen. Von Rektor August Tecklenburg. — Use noordditsch Buernhus. Gedicht von Franz Poppe. — Die beiden Stadthannoveraner A. W. und Fr. Schlegel als Dichter. Von Dr. Arthur Kutscher. — Juchhe, ick hal min junge Brut! Gedicht von Joh. Fr. Dircks. — Hannoverlands Heimatboden. Von Dr. Hans Menzel. — Abendtraum. Gedicht von Aug. H. Plinke. — Dat leste Blatt. Gedicht von Christian Flemes. — Sammelecke: Das Adventsblasen. Heidnische Nachklänge zum Weihnachtsfest. Die zwölf Nächte. Großneujahr in Altenau a. H. Das Fest der Grenzbeziehung. — Literatur. — Aus der Heimatschutzbewegung. — Unsere Kunstbeilage. — Dem umfangreichen Hefte, das auch ein Verzeichnis der Mitarbeiter bringt, ist als Kunstbeilage eine Reproduktion des bekanntlich von Kaiser Wilhelm dem Provinzialmuseum zu Hannover in einer Kopie überwiesenen Bildes von Copley „Die Belagerung von Gibraltar" beigegeben.

Allgemeine Rundschau.

Fränkisch-Oberpfälzischer Bezirksverein Deutscher Ingenieure in Nürnberg.

In der 231. Sitzung des Vereins am 11. Januar teilte der Vorsitzende Herr Ely u. a. mit, daß die bayerische Regierung die Errichtung eines staatlichen Technikums in Nürnberg beabsichtige. Es sei notwendig, daß sich hierzu die drei Bayerischen Bezirksvereine rechtzeitig äußern. Da die Angelegenheit sehr eilig ist, stellt der Vorsitzende gemäß einem Vorstandsbeschluß den Antrag: „Es soll ein Ausschuß betreffend Errichtung eines Technikums in Nürnberg eingesetzt werden. Die Wahl der Ausschußmitglieder soll dem Vorstand überlassen bleiben." Ueber die Angelegenheit selbst wird den Vereinsmitgliedern später noch näheres mitgeteilt werden. Die Versammlung ist hiermit einstimmig einverstanden.

Es erhält dann das Wort Oberpostassessor Kann zu seinem Vortrage: „Technische Einrichtungen bei der neuen Umschaltestelle in Nürnberg". Der interessante Vortrag, der durch Vorführung mehrerer der besprochenen Apparate und deren Einzelteile erläutert wird, findet lebhaften Beifall. Der Vorsitzende fügt diesem den Dank des Vereins an und hebt die außerordentlichen Leistungen hervor, welche die Schwachstrom-Techniker mit den geschilderten neuen Fernsprecheinrichtungen vollbracht haben, bei denen große und ungeahnte Schwierigkeiten zu überwinden waren.

Akademie der Wissenschaften in Wien.

Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 5. Dezember.

Der Sekretär überreicht eine mit der Bitte um Aufnahme in die Sitzungsberichte der Klasse eingesandte Arbeit von Herrn Dr. Bernhard Wachstein in Wien, welche betitelt ist: „Wiener hebräische Epitaphien". Hierzu bemerkt der Verfasser: Seit Jahren mit der Kopierung, beziehungsweise Entzifferung der auf dem alten jüdischen Friedhof in Wien, dem sogenannten Rossauer Judenfriedhof, befindlichen Inschriften beschäftigt, bin ich zur Ueberzeugung gelangt, daß eine gründliche Bearbeitung dieser Denkmäler einiges Interesse für die Sitten- und Kulturgeschichte der Juden und nicht zuletzt auch für die Wiener Lokalgeschichte und darüber hinaus beanspruchen darf.

Die vorliegende Sammlung hebräischer Epitaphien, eine kleine Auswahl aus der Anzahl sämtlicher von mir kopierten Inschriften (zirka 1000), hat nun den Zweck, auf dieses Material die Aufmerksamkeit zu lenken, und will gleichzeitig als Probe für die Art der Behandlung angesehen werden. Einige von ihnen sind bis nun überhaupt unbekannt geblieben, andere sind wohl schon, aber in unzureichender Weise, publiziert worden.

Zum Zwecke der Identifizierung der Personen und Kommentierung der Texte wurden die zeitgenössischen Quellen und die einschlägige neuere Literatur reichlich herangezogen.

*

Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 12. Dezember.

Seine Exzellenz, der vorsitzende Vizepräsident Ritter von Hartel überreicht als Obmann der akademischen Kirchenväter-Kommission den kürzlich erschienenen Band XXXXVIII des „Corpus criptorum ecclesiasticorum latinorum", enthaltend: „Anicii Manlii Severini Boethii operum pars I: In isagogen Porphyrii commenta copiis a Georgio Schepps comparatis suisque usus recensuit Samuel Brandt. Vindobonae, Lipsiae 1906".

Der Sekretär verliest eine Zuschrift der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, worin dieselbe unter gleichzeitiger Einsendung der „Protokolle der Kartellversammlung des Verbandes wissenschaftlicher Körperschaften in Göttingen am 15. und 16. Oktober 1906" Mitteilung macht über die Beschlüsse und die Delegierten für die einzelnen Fachkommissionen.

Die Klasse designiert als ihren Vertreter in der speziellen Fachkommission für die Herausgabe mittelalterlicher Bibliothekskataloge das w. M. Herrn Professor Dr. Emil v. Ottenthal.

Das w. M. Herr Hofrat D. H. Müller bringt als Obmann der südarabischen Kommission zur Kenntnis, daß diese Kommission beschlossen habe, die Abhandlung des Privatdozenten an der k. k. Universität in Graz, Herrn Dr. Nikolaus Rhodokanakis: Der vulgärarabische Dialekt von Dofâr in die „Schriften der südarabischen Expedition" aufzunehmen.

*

Gleichzeitig ist das Register des 43. Jahrganges 1906 des Anzeigers der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Nr. 1—27, in Kommission bei Alfred Hölder, Wien, erschienen.

Kleinere Mitteilungen.

* **Der Diskobolos des römischen Nationalmuseums.** Das zum ersten Male erschienene monatliche Bulletin des Unterrichtsministeriums, das Corrado Ricci ins Leben gerufen hat, enthält einen bemerkenswerten Artikel von Emanuele Rizzo über die Fragmente des Diskobolos, die König Viktor, auf dessen Grund und Boden in Castel Fusano sie gefunden wurden, im Juli vorigen Jahres dem Nationalmuseum zum Geschenk machte.

Die Teile des Torsos bestanden, nach einer Mitteilung der Frankfurter Zeitung, aus dem linken Arm ohne die Hand, dem linken Bein, dem Unterstützungsstumpf, einem Teile des rechten Beines, und der Basis, sowie Teilen der linken Hand. Nach der Zusammensetzung stellt sich der Fund wie folgt dar: Statue aus parischem Marmor, hoch 1.48 Meter, ohne Kopf und rechten Arm. Die Untersuchung zeigt, daß mit dieser Statue eine der besten Kopien des Hauptwerks von Myron aufgefunden wurde. Sie entstammt der Zeit des Augustus, das beweist die Arbeit und die Geschichte des Fundortes; denn wenn auch die römische Villa, wo sie stand, im Jahre 142 neu aufgeführt wurde, so hat doch Professor Lanciani nachgewiesen, daß an derselben Stelle schon zu Augustus' Zeit eine Villa existierte. Die Rekonstruktion erfolgte — die als die beste geltende Kopie im Besitz des Prinzipe Lancelotti (Rom) ist leider unzugänglich — durch Vergleiche mit dem Diskobolos im Vatikan und dem des Britischen Museums, obgleich die beiden letzteren weniger treu sind als die jetzt aufgefundene.

Gute Dienste tat auch die Rekonstruktion Furtwänglers, der, wie bekannt, im Louvre den Gipsabguß des Kopfes der Lancelotti-Kopie entdeckte. Dieser Abguß paßte sich dem neuen Fund auffällig gut an. Von Interesse ist auch, daß die Galerie Buonarotti in Florenz einen rechten Arm des Diskobolos besitzt, dessen Abguß sich der Kopie von Castel Fusano derart anfügt, daß die Meinung aufkommen konnte, er habe ihr einst gehört.

* **Die Messung des Windes.** Es ist erst etwa 100 Jahre her, seit die ersten Versuche zur Messung der Windstärke gemacht wurden. Damals stellte der Admiral Beaufort eine Skala auf, nach der die Windgeschwindigkeit in 12 Grade eingeteilt wurde. Beaufort bezeichnete die völlige Windstille als 0 und belegte den Orkan oder einen Wind von solcher Stärke, bei dem kein Schiff mehr ein Segel führen kann, mit der Zahl 12. Da es im übrigen noch keinen Apparat zur Windmessung gab, wurden die dazwischen liegenden Stufen nur durch die praktische Erfahrung der Seeleute bestimmt, nämlich nach der Segelfläche, die bei der betreffenden Luftbewegung ein gut gebautes Schiff zu tragen vermochte. Später wurde dies Verfahren wesentlich verändert, und heute wäre es wegen des Rückganges der Segelschiffahrt überhaupt unbenutzbar.

Die eigentlichen Windmesser geben geradezu an, wie viel Meter der herrschende Wind in einer bestimmten Zeiteinheit zurückgelegt hat. Danach wäre die alte Beaufort-Skala eigentlich überhaupt überflüssig, aber man hat sie doch aus Bequemlichkeitsgründen, weil sie die Vorstellung erleichtert, daneben beibehalten. So spricht man auch noch heute von einer Windstärke 4 oder Windstärke 6 usw.

Um nun aber dem alten Schema neues Blut in die Adern zu gießen, ist der Versuch gemacht worden, die Stufen der alten Beaufort-Skala mit bestimmten Windgeschwindigkeiten gleichzusetzen, also für jeden Grad eine Geschwindigkeit des Windes von so und so viel Kilometer in der Stunde festzulegen. Dies Verfahren hat jedoch nicht das Vertrauen aller Meteorologen gefunden, und es hat sich auch bisher keine Uebereinstimmung darin erzielen lassen. Daher war, wie die Hamburger Nachrichten feststellen, es ein dankenswertes Unternehmen, als der Leiter des meteorologischen Dienstes in England eine Untersuchung veranlaßte, um zwischen den Windmessungen durch die modernen Anemometer und den Angaben der Windstärke nach der Beaufort-Skala ein sicheres Verhältnis zu begründen. Es hat sich dabei herausgestellt, was die Fachleute wohl ohnehin schon wußten, daß zwischen den englischen und den deutschen Bewertungen der Grade nach der Beaufort-Skala ein ziemlich bedeutendes Mißverhältnis geherrscht hat.

Die Angelegenheit ist damit noch nicht erledigt, aber es ist wohl zu erwarten daß der nun gegebene Anstoß zu einer endlichen Regelung der Einheiten zur Windmessung führen wird.

* **Der Verband der im Koburger L. C. vereinigten Landsmannschaften** auf deutschen Hochschulen zählt im Wintersemester 1906/7 unter entsprechendem Abzug der Mehrbänderleute 1173 Aktive und Inaktive, sowie 3484 Alte Herren in 36 aktiven und 6 suspendierten Landsmannschaften. Im Sommersemester 1906 war der Bestand 1161 Aktive und Inaktive, sowie 3411 Alte Herren in 37 aktiven und 5 suspendierten Landsmannschaften gewesen.

* **Der 7. internationale Physiologenkongreß** findet in Heidelberg unter dem Vorsitz von Professor Albrecht Kossel vom 13. bis 16. August statt. Mit dem Kongreß ist eine Ausstellung wissenschaftlicher Apparate verbunden. Anmeldungen für die Vorträge sind bis zum 15. Juni an das physiologische Institut in Heidelberg zu richten.

* **Die Deutsche anthropologische Gesellschaft** wird ihre 38. allgemeine Versammlung wegen entstandener Schwierigkeiten nicht in Köln, sondern in Straßburg (Elsaß) vom 4. bis 8. August 1907 abhalten. In Aussicht genommen ist, den Kongreß in Köln auf 1909 zu verschieben.

Hochschulnachrichten.

hc. **Kiel.** Der ordentliche Professor der Augenheilkunde und Direktor der Augen-Heilanstalt an der Universität Greifswald Dr. Otto Schirmer hat einen Ruf in gleicher Eigenschaft an die hiesige Universität erhalten. Er soll dort den zum 1. April 1907 vom Lehramt zurücktretenden Geh. Medizinalrat Professor Dr. Karl Völckers ersetzen.

hc. **Bonn.** Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Hermann Kuhnt, Ordinarius der Augenheilkunde und Direktor der Augenklinik an der Universität Königsberg i. Pr. hat den Ruf in gleicher Eigenschaft an die hiesige Universität als Nachfolger von Professor Theodor Saemisch angenommen und wird mit Beginn des Sommersemesters 1907 an die rheinische Hochschule übersiedeln.

* **Berlin.** Dem Dozenten an der hiesigen Technischen Hochschule Dr. Paul Schubring ist das Prädikat Professor beigelegt worden.

Neue Professuren an preußischen Universitäten sind im neuen Staatshaushalt eine ganze Reihe vorgesehen. Für Königsberg ist die Errichtung je eines Ersatz-Ordinariats in der theologischen und in der juristischen Fakultät und eines Ersatz-Extraordinariats in der philosophischen Fakultät in Aussicht genommen; — für Berlin ein Ersatz-Extraordinariat in der juristischen Fakultät und je ein Extraordinariat in der juristischen Fakultät (für Kolonialrecht) und in der philosophischen Fakultät für Physik. — In Greifswald soll ein Ersatzordinariat in der philosophischen Fakultät und ein Extraordinariat in der medizinischen Fakultät (für Kinderheilkunde) errichtet werden. — In Breslau je ein Extraordinariat in der medizinischen Fakultät (für Anthropologie und Ethnologie) und in der philosophischen Fakultät (für Landwirtschaft). — Für Halle ist je ein Extraordinariat in der theologischen und in der philosophischen Fakultät (letzteres für Philosophie) bestimmt. — Kiel soll je ein Extraordinariat in der medizinischen und in der philosophischen Fakultät und ein Ordinariat in der juristischen Fakultät erhalten. — Göttingen erhält ein Ersatzordinariat in der philosophischen Fakultät und zwei Ordinariate in derselben Fakultät (für Mathematik und für deutsche Philologie). — Für Marburg ist je ein Ersatzordinariat in der medizinischen und in der philosophischen Fakultät vorgesehen. — Für Bonn ist je ein Ersatzordinariat in der katholisch-theologischen und in der medizinischen Fakultät und zwei Ersatzordinariate in der philosophischen Fakultät bestimmt. — In Münster werden zwei Ersatzordinariate in der philosophischen Fakultät errichtet werden.

Im ganzen sollen demnach 26 neue Professuren errichtet werden, und zwar in der evangelisch-theologischen Fakultät 2, in der katholisch-theologischen Fakultät 1, in der juristischen Fakultät 4, in der medizinischen Fakultät 5 und in der philosophischen Fakultät 14.

Ferner sollen umgewandelt werden: ein Extraordinariat (für Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft) an der Universität Münster in ein Ordinariat, ein Ordinariat in der Königsberger philosophischen Fakultät (für pharmazeutische Chemie) in ein Extraordinariat für pharmazeutische Chemie und in eine Abteilungsvorsteherstelle bei der chemischen Anstalt und ein Ordinariat in der Greifswalder philosophischen Fakultät (für pharmazeutische Chemie) in zwei Abteilungsvorsteherstellen bei der Chemischen Anstalt; dazu kommt je eine neue Abteilungsvorsteherstelle für die Pathologische Anstalt in Berlin, für die Physiologische Anstalt in Breslau und für die Hygienische Anstalt in Berlin, eine neue Beobachterstelle für die Astronomische Rechenanstalt in Berlin, sowie die Vergütung für einen Lektor für Photographie an der Berliner Universität, für einen Dozenten der ozeanischen Sprachen am Seminar für Orientalische Sprachen und für einen Vertreter des Landwirtschaftsrechts in Göttingen.

hc. **Gießen.** Dr. Oswald Weidenbach wurde die venia legendi für Philosophie in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität erteilt.

Büchereinlauf.

Nachschlagewerke, Kalender u. s. w.

Deutscher und internationaler Patent-Kalender 1907. Herausgegeben von Gaston Dedreux. 14. Jahrgang. München 1907. C. Beck. 96 S. (1 M.)

Bismarck-Jahrbuch für deutsche Frauen 1907. 12 Jahrgang. Dresden 1907. Wilhelm Streit. 128 S.

Rudolf Gasch: Jahrbuch der Turnkunst 1907. Mit 139 Bildern. Leipzig 1907. Emil Stock. 296 S. (1 M.)

Theologie und Kirchenwesen.

Oscar Michel: Vorwärts zu Christus! Fort mit Paulus! Deutsche Religion! 2. Auflage. Berlin 1906. Herm. Walther. 424 S. geh. 6 M., geb. 7.50 M.)

Ernst Troeltsch: Die Trennung von Staat und Kirche, der staatliche Religionsunterricht und die theologischen Fakultäten. Tübingen 1907. J. C. B. Mohr. 77 S. (1.60 M.)

Paul Maria Baumgarten: Verfassung und Organisation der Kirche. (Sammlung Kösel. 2.) Kempten u. München 1907. Jos. Kösel. 164 S. (1 M.)

Karl Weinmann: Geschichte der Kirchenmusik. (Sammlung Kösel. 6.) Kempten und München 1907. Jos. Kösel. 186 S. (1 M.)

Anton Baumstark: Die Messe im Morgenland. (Sammlung Kösel. 8.) Kempten und München 1907. Jos. Kösel. 184 S. (1 M.)

Geschichte und Politik.

Fürst Bülows Reden nebst urkundlichen Beiträgen zu seiner Politik. Mit Erlaubnis des Reichskanzlers herausgegeben von Johannes Penzler. 2. Band 1903—1906. Berlin 1907. Georg Reimer. 496 S. (geh. 7 M, geb. 8.50 M.)

Bertha v. Suttner: Randglossen zur Zeitgeschichte. Das Jahr 1906. Leipzig 1907. Carl Siwinna. 88 S. (1.50 M.)

Karl Böttcher: Germania — daheim. Neue ungemütliche Wahrheiten. Leipzig 1907. Max Zieger. 91 S. (1.60 M.)

Antonius v. Steichele: Das Bistum Augsburg, historisch und statistisch beschrieben; fortgesetzt von Alfred Schröder. 52. Lieferung. Augsburg 1906. B. Schmid. 160 S.

Pankratiastes: Ein Aktionsprogramm der deutschen Katholiken. (Frankfurter zeitgemäße Broschüren, gegründet von Paul Haffner, Johannes Janssen und E. Th. Thissen. Neue Folge, herausgegeben von Joh. Mich. Raich. (Band 26. Heft 4 und 5.) Hamm i. W. 1907. Breer u. Thiemann. 47 S. (per Heft 50 Pfg.)

Spectator: Der neue Pfaffenspiegel. Parasites ultramontana. (Parasites als Lehrer und Erzieher. Lieferung 1.) Zürich 1907. Internationale Buchhandlung. 64 S.

Justus Wilhelm Hedemann: Moderne Bürgerpflichten. Jena 1907. Gustav Fischer. 27 S. (50 Pfg.)

Heinrich Platz: Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden-Baden als Heerführer am Oberrhein 1693—1697 und in seiner Stellung zum Reichsheerwesen. Mit 1 Uebersichtskarte des Kriegsschauplatzes am Oberrhein und 1 Abbildung seines Grabdenkmals in der Stiftskirche zu Baden-Baden. Karlsruhe 1907. J. J. Reiff. 149 S. (geh. 2 M, geb. 3 M.)

Käthe Schirmacher: Deutschland und Frankreich seit 35 Jahren. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte. Mit einem Titelbild. (Die Kultur, herausgegeben von Cornelius Gurlitt. 15. und 16. Band.) Berlin 1907. Bard. Marquardt u. Co. 148 S. (geb. 3 M.)

Max Gaab: Warum müssen wir liberal wählen? Gedanken eines politischen Heiden, der erst zum liberalen Glauben bekehrt wurde. Diessen 1907. Joseph C. Huber. 42 S. (50 Pfg.)

Heinrich Hermelink: Die Matrikeln der Universität Tübingen. Im Auftrage der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte herausgegeben. 1. Band: Die Matrikeln von 1477—1600. Stuttgart 1906. W. Kohlhammer. 760 S. (16 M.)

Georg Frhr. v. Hertling: Recht, Staat und Gesellschaft. (Sammlung Kösel. 1.) Kempten und München 1907. Jos. Kösel. 181 S. (1 M.)

Bernhard Dernburg: Zielpunkte des deutschen Kolonialwesens. Zwei Vorträge. Berlin 1907. Mittler u. Sohn. 88 S. (0.75 M.)

Maximilian Brose: Die deutsche Kolonialliteratur im Jahre 1905. Sonderheft der Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft. Herausgegeben von der Deutschen Kolonialgesellschaft. Berlin W. 30 1907. Wilhelm Süsserott. 86 S. (2 M.)

Mitteilungen der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte. 2. Heft. Leipzig 1906. Breitkopf u. Härtel. 208 S.

Rüstzeug im Kampfe gegen den Ultramontanismus. Zeugnisse und Erfahrungen aus der jüngsten Vergangenheit, vornehmlich aus der badischen Klosterbewegung, gesammelt von einem kritischen Beobachter. Mit einem Vorwort von Karl Brunner. Karlsruhe 1907. J. J. Reiff. 198 S. (geh. 2.50 M, geb. 3.20 M.)

Rechts- und Staatswissenschaft.

E. v. Halle: Die Weltwirtschaft. Ein Jahr- und Lesebuch. 1. Jahrgang 1906: 3. Teil. Das Ausland. Berlin 1906. B. G. Teubner. 281 S. (5 M.)

Alfred v. Lindheim: Die Friedensaufgaben der Tarifverträge zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Wien 1907. Manz. 80 S. (1.70 M.)

A. Johanning: Das Patent, Musterschutz und Warenzeichenwesen. Mit 28 in den Text gedruckten Patentgesetztabellen und 32 im Anhang enthaltenen Formularen. Baden-Baden 1906. C. Wild. 310 S.

Karl v. Lewinski: England als Erzieher? Sonderabdruck aus „Beiträge zur Erläuterung des deutschen Rechts". 51. Jahrgang. Berlin 1907. Franz Vahlen. 47 S. (1 M.)

Leopold Katscher: Sozialsekretäre und Fabrikpfleger. Unter Mitwirkung von Budgett Meakin, Maud Nathan und Georg Halm. (Sozialer Fortschritt, Hefte und Flugschriften für Volkswirtschaft und Sozialpolitik. Nr. 91.) Leipzig 1906. Felix Dietrich. 16 S. (25 Pfg.)

Hermann Ortloff: Die Bekämpfung der Konsumvereine. Der Wahrheit die Ehre! (Sozialer Fortschritt 2c. Nr. 88—90.) Leipzig 1906. Felix Dietrich. 55 S. (75 Pfg.)

Verhandlungen der 2. Verbandsversammlung und Arbeitsnachweiskonferenz am 22. und 23. Juni 1906 in Nürnberg. (Verhandlungen des Verbandes bayer. Arbeitsnachweise. Nr. 2.) München 1906. J. Schweitzer. 116 S. (2.50 M.)

Adolf Weißler: Reichs-Archiv. Sammlung des gesamten Reichsrechts in seiner heute gültigen Gestalt. 1. Lieferung. Leipzig 1907. C. L. M. Pfeffer. 96 S.

Ergebnisse der Zivil- und Strafrechtspflege und Bevölkerungsstand der Gerichtsgefängnisse und Strafanstalten des Königreichs Bayern im Jahre 1905. München 1906. Christian Kaiser. 102 S.

W. A. Acworth: Grundzüge der Eisenbahnwirtschaftslehre. Aus dem Englischen übersetzt nebst einleitendem Vorworte von Heinrich Ritter v. Wittek. Wien 1907. Manz. 167 S. (2.30 M.)

Karl Bittmann: Hausindustrie und Heimarbeit im Großherzogtum Baden zu Anfang des 20. Jahrhunderts. Bericht an das großh. badische Ministerium des Innern. Herausgegeben von der Fabrikinspektion. Karlsruhe 1907. Macklot. 1207 S.

Erich Schwenger: Die staatsbürgerliche Sonderstellung des deutschen Militärstandes. (Abhandlungen aus dem Staats-, Verwaltungs- und Völkerrecht. Herausgegeben von Philipp Zorn und Fritz Stier-Somlo. Band 3. Heft 1.) Tübingen 1907. J. C. B. Mohr. 129 S. (4 M.)

R. Bürner: Das rechtliche Verhältnis zwischen dem Motorwagen-Besitzer und dem Motorwagen-Führer in Privatdiensten. Herausgegeben vom Mitteleuropäischen Motorwagen-Verein, Berlin. Berlin 1907. Boll u. Pickardt. 54 S. (geb. 2 M.)

Kriegswissenschaft und Militärwesen.

N. L. Klado: Die Kämpfe zur See im russisch-japanischen Kriege. Autorisierte Uebersetzung von Hasse. Mit 31 Skizzen Berlin 1907. Karl Siegismund. 333 S. (6 M.)

Angewandte Taktik. In Aufgaben durchgeführt im Rahmen einer Division und kleinerer gemischter Verbände. Ein Hilfsmittel zum Selbststudium und besonders zur Vorbereitung zur Kriegsakademie. Berlin 1907. Liebel. 48 S. (1.50 M.)

Mathematik und Naturwissenschaften.

W. Schoenichen: Die Natur. Eine Sammlung naturwissenschaftlicher Monographien. 1. Band: Aus der Wiege des Lebens. Eine Einführung in die Biologie der niederen Meerestiere.

Erich Wasmann S. J.: Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie. 3. Auflage. Mit 54 Abbildungen im Text und 7 Tafeln in Farbendruck und Autotypie. Freiburg 1906. Herder. 526 S. (geh. 8 M, geb. 9.20 M.)

Carl Snyder: The world machine. The first phase. The cosmic mechanism. Illustrated. London 1907. Longmans, Greek and Co. 488 S.

Jahrgang 1907. München, Freitag, 25. Januar. Nummer 21.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt. Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beilagen werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50 (Bei direkter Lieferung Inland M 6.30, Ausland M. 7.—.;
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition

Verantwortlicher Herausgeber. Dr. Julius Petersen in München.

Inhalt:

Denkmäler der Malerei des Altertums. Von Professor Dr. A. Furtwängler (München).

Die Lage der Orchestermusiker in Deutschland. (Schluß.) Von Professor Dr. B. Harms (Jena).

Eine neue Biblia Hebraica. Von Dr. O. Weber (Neuburg a. D.).

Bücher und Zeitschriften.

Arthur Kronfeld: Sexualität und ästhetisches Empfinden. — Richard Sexau: Der Tod im deutschen Drama des 17. und 18. Jahrhunderts. — Theodor Krausbauer: Bilder aus meinem Leben.

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu München.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Denkmäler der Malerei des Altertums.

Unter diesem Titel beginnt soeben bei der Verlagsanstalt F. Bruckmann, A.-G. in München, eine neue große Publikation zu erscheinen, die für einen wichtigen Teil der künstlerischen Hinterlassenschaft des klassischen Altertums grundlegend zu werden verspricht. Wir begrüßen dieselbe mit Freuden; denn sie entspricht einem wirklichen Bedürfnis.

Welch großer Schatz alter Kunst in den uns erhaltenen antiken Wandmalereien steckt, ist viel zu wenig bekannt; denn wenn von Malerei des Altertums die Rede ist, pflegt man nur an die traurige Tatsache zu denken, daß von all den in der Ueberlieferung gepriesenen Werken eines Zeuxis und Parrhasios, eines Apelles und Protogenes, daß überhaupt von der klassischen griechischen Tafelmalerei gar nicht das geringste mehr erhalten ist. Allein man vergißt aber, daß, bei der Macht zäher Tradition, welche die Antike beherrscht, doch ohne Zweifel noch ein guter Teil der Errungenschaften der klassischen Malerei in den uns erhaltenen dekorativen späteren Wandmalereien lebendig geblieben sein muß.

Und dies ist auch tatsächlich und in hohem Maße der Fall. Bekannt ist, welch hohe Meinung ein Künstler wie Böcklin von der künstlerischen Bedeutung der pompejanischen Wandgemälde hatte. Unter den Kunstgelehrten war es in neuerer Zeit namentlich Julius Lange, der in feinsinniger Weise die eminenten künstlerischen Vorzüge jener Gemälde dem weiteren Publikum durch Erläuterung deutlich zu machen sich bemühte. Julius Lange mußte dabei aber klagend konstatieren („Die menschliche Gestalt in der Geschichte der Kunst“, S. 82, Anm.), daß die bisherigen Publikationen gar keinen Begriff von der künstlerischen Qualität der Bilder geben und daß man nur die einzelnen im Handel befindlichen Photographien benutzen könne. Doch diese sind meist kleine und ungenügende Aufnahmen, und die vorhandene Auswahl ist überdies eine ganz zufällige; so daß, wie auch schon Jul. Lange beklagte, wohl manches Untergeordnete, aber vieles ganz Bedeutende gar nicht photographiert ist. Die bisherigen wissenschaftlichen Publikationen sind für die künstlerische Würdigung der Bilder aber völlig unbrauchbar; sie können höchstens das Gegenständliche veranschaulichen. Am schlimmsten sind die farbigen Wiedergaben in den bisherigen großen Prachtwerken über pompejanische Gemälde, die eine total falsche und abscheuliche Vorstellung von den Originalen erwecken.

Bei diesem Stand der Dinge war es wirklich dringend notwendig, daß eine mit allen Mitteln der modernen Technik ausgestattete neue Publikation alles Bedeutende auf dem Gebiete der antiken Malerei vereinigte. Dies ist das Ziel des neuen Werkes, das soeben zu erscheinen beginnt. Die Bruckmannsche Verlagsanstalt, der wir ja schon mehrere großartige Denkmälerserien verdanken, hat sich ein großes Verdienst erworben dadurch, daß sie jenes dringende Bedürfnis nach einer Publikation antiker Gemälde endlich voll zu befriedigen unternimmt.

In Professor Paul Herrmann, dem Herausgeber der „Denkmäler der Malerei“, hat die Verlagsanstalt einen ebenso gewissenhaften und sorgfältigen, wie künstlerisch feinfühligen Bearbeiter gewonnen, so daß die beste Aussicht auf das vollkommene Gelingen des Unternehmens besteht.

Es ist die höchste Zeit, daß mit demselben begonnen wird, nicht allein wegen des Bedürfnisses, von dem wir vorhin sprachen, sondern auch aus einem anderen Grunde. Es ist nämlich höchste Zeit, daß das uns gegenwärtig Erhaltene in großen, vollkommen genügenden photographischen Aufnahmen festgehalten wird, weil es leider kein unwandelbarer, sondern ein recht sehr der Veränderung unterworfener Besitz ist. Zwar, wenn die Bilder einmal in das Museum übergeführt oder an Ort und Stelle durch eine vollkommene Ueberdachung geschützt sind, pflegen sie sich leidlich zu erhalten; allein für viele Bilder ist dieser Schutz allzu spät eingetreten, und sehr vielen ist er überhaupt nicht zuteil geworden. Diese aber sind damit einer raschen Zerstörung preisgegeben.

Es sind jetzt 30 Jahre her, als ich zuerst die pompejanischen Wandgemälde eingehend studieren konnte. Seit dieser Zeit ist vieles, sehr vieles Wichtige ganz oder fast ganz untergegangen. Ich bewahre Notizen und Skizzen von manchen interessanten Bildern, die damals noch gut kenntlich waren, heute unkenntlich geworden sind. Selbst ganz hervorragende Gemälde sind während dieser letzten Dezennien schwer geschädigt worden. Um ein Beispiel zu nennen: das hochbedeutende Paris-Urteil des sogenannten dritten Stiles, Helbig No. 1826, das sicher ältere griechische Vorbilder benutzt, war vor dreißig Jahren noch sehr wohl erhalten an einer Wand der Casa del Citarista in Pom-

peji; neuerdings hat man es — zu spät — in das Museum nach Neapel gebracht; es ist nur noch eine Ruine. Glücklicherweise existieren in diesem Falle ältere Photographien, in denen das Bild noch wohlerhalten erscheint. Sind nun schon in den letzten Dezennien die Verluste groß, so sind sie geradezu unermeßlich in den früheren Perioden der Ausgrabung, wo man so viel sorgloser verfuhr und nur gelegentlich ein oder das andere Stück rettete, alles übrige rücksichtslos verfallen ließ.

Wenn man nun denken sollte, daß man wenigstens, seitdem die Photographie erfunden ist, dieselbe verwendet hätte, um alle die an Ort und Stelle gelassenen, den Unbilden der Witterung ausgesetzten Wandmalereien sogleich nach ihrer Entdeckung aufzunehmen und dadurch wenigstens im photographischen Bilde zu retten, so irrt man sich leider gänzlich. Das ist teils gar nicht, teils nur in sehr ungenügendem Maße geschehen. Weder die Ausgrabungsleitung noch auch etwa das archäologische Institut in Rom haben diese wissenschaftliche Pflicht eingesehen. August Mau, dem wir so unendlich viel von unserem Wissen um Pompeji verdanken, hätte man sollen von Anfang an einen Photographen beigeben, der nach jenes Angabe alles Gefährdete hätte aufnehmen müssen. Was hier versäumt ward, ist leider nie wieder gut zu machen.

Um so wichtiger ist es, daß jetzt wenigstens das Bedeutendste des noch Erhaltenen in vollendeten photographischen Aufnahmen gesichert wird. Auch diese große schöne Aufgabe hat sich das mit Reichsmitteln reich dotierte kaiserliche Deutsche Archäologische Institut, wie so manches andere, wieder entgehen lassen, so daß es nun ein privates Unternehmen der Verlagsanstalt Bruckmann geworden ist. Darüber wird sich freilich nur derjenige wundern, der die betrübende Geschichte des Archäologischen Instituts während der letzten drei Dezennien nicht kennt, wo dieses sich den großen Aufgaben der Zeit durchweg nicht gewachsen gezeigt hat.

Die erste Lieferung der „Denkmäler der Malerei", zehn Tafeln enthaltend, ist erschienen und hat schon prächtige Bilder gebracht. Das erste Blatt ist eine Farbentafel von entzückender Wirkung, die erste wirklich getreue Wiedergabe eines pompejanischen Bildes in Farben, die je publiziert worden ist. Es ist nichts als eine Figur, ein sitzender Dionysos, auf eine rote Wand gemalt; man muß dies sehen und den Farbenreiz genießen, keine Beschreibung gibt einen Begriff davon. Die übrigen neun Tafeln sind sehr gelungene Lichtdrucke von Bildern verschiedener Stilarten. Man muß diese Lichtdrucke vergleichen mit den bisher bekannten Photographien, um zu erkennen, wie hoch die neuen Aufnahmen über den bisherigen stehen. Sie sind nicht nur sehr klar im Detail, sondern geben auch die Farbenwerte, soweit dies im einfarbigen Druck möglich ist, vortrefflich wieder, so daß die malerischen Reize der Originale voll zur Geltung kommen. Entzückend malerisch ist z. B. der Baum in der Mitte der idyllischen Landschaft auf Tafel 8. In dem großen heroischen Bilde „Achill auf Styros" auf Blatt 5 kommt das „vollendet feine Tongefühl" des Meisters, welches der Text hervorhebt, vortrefflich zur Wirkung in den kraftvoll modellierten Köpfen des Vordergrundes — die ein schönes Textbild noch vergrößert wiedergibt — und den verschwimmenden Tönen des fliehenden Mädchens im Hintergrunde.

Der Text von Paul Herrmann sucht insbesondere die künstlerische Bedeutung der Bilder zu erläutern, und es gelingt dies dem Autor auch vortrefflich; von einer getreuen Beschreibung und sachlichen Erklärung wird indes abgesehen. Ich glaube, hier dürfte in der Folge etwas mehr geschehen. Es gehört zur Vollständigkeit eines so monumentalen Werkes, daß der Leser nicht nötig hat, um die nötigste Aufklärung über das was die Tafel bietet zu erlangen, andere Werke nachschlagen zu müssen. Wir wünschen außerdem der neuen Publikation einen recht großen Kreis von Abnehmern, und auch solche, welche die gelehrten Kataloge von Helbig und Sogliano nicht besitzen. Der Betrachter der Landschaft Tafel 8 z. B. möchte doch wissen, was das für eine Figur ist, die da im Hintergrunde liegt (es ist wahrscheinlich ein Berggott) und was für eine Götterstatue im Vordergrunde erscheint. Der Text erwähnt die Figuren nicht. Ferner wäre notwendig, daß bei jedem Bilde angegeben wird, welcher Periode der pompejanischen Dekorationsstile es angehört. Dies ist auch für die von den Wänden genommenen Bilder des Neapeler Museums noch zumeist mit Sicherheit zu sagen, sobald man sich in diese Dinge vertieft hat. Die eben erwähnte Landschaft, Tafel 8, gehört dem dritten Dekorationsstile an. Alle diese tatsächlichen Angaben ließen sich in größter Kürze geben und würden den Text durchaus nicht schwerfällig zu machen brauchen.

Wir wünschen der prächtigen Publikation einen guten raschen Fortgang und recht weite Verbreitung.

München. A. Furtwängler.

Die Lage der Orchestermusiker in Deutschland.

(Schluß.)

Was kann demgegenüber geschehen? Unser Autor plädiert für folgende Reformen, die ich der Einfachheit halber auf kurzen Ausdruck bringe:

1. Mit allen Mitteln ist der Lehrlingszüchterei zu begegnen. Dies soll u. a. dadurch erreicht werden, daß die Lehrlinge zum Besuch der Fortbildungsschule verpflichtet und außerdem der Versicherungspflicht unterworfen werden. Dies würde zur Voraussetzung haben, daß die Inhaber von Musikgeschäften als Gewerbetreibende betrachtet würden und demgemäß auch den Bestimmungen über die Lehrlingsausbildung und die Beschäftigung „Jugendlicher" unterworfen würden. Die Nachtarbeit der Lehrlinge ist zu verbieten.

Diesen Forderungen wird man als Sozialpolitiker unbedingt zustimmen müssen. In bezug auf die Stellung der Musikgeschäfte zu der Gewerbeordnung herrscht heute die größte Mannigfaltigkeit. Bekanntlich unterscheidet die Gewerbeordnung zwei Gruppen von Musikern, solche, bei deren Leistungen „höheres Interesse der Kunst" obwaltet, und solche, deren Leistungen des höheren Kunstinteresses entbehren. Lediglich die letzteren werden als Gewerbetreibende betrachtet. Da nun aber das Gesetz entsprechende Unterscheidungsmerkmale nicht aufstellt, kommen die zuständigen Behörden und Gerichte zu den widersprechendsten Entscheidungen. Tatsächlich untersteht eine große Anzahl von Musikgeschäften der Gewerbeordnung nicht, so daß deren Lehrlinge weder die Fortbildungsschule besuchen noch der Alters-, Invaliditäts- und Krankenversicherung unterworfen sind. Das ist entschieden ein Mißstand, der so bald wie irgend möglich dadurch beseitigt werden sollte, daß alle Musikgeschäfte, welche Lehrlinge halten, den Schutzbestimmungen der Gewerbeordnung unterstellt würden.

Solche Maßnahme würde zwar von weittragender Bedeutung sein, denn ein großer Teil der Musikgeschäfte müßte eingehen; vor allem dann, wenn das völlige Verbot der Nachtarbeit durchgeführt würde. Indessen ist nicht einzusehen, warum einer kleinen Zahl von Erwerbstätigen zuliebe große Schichten der heranwachsenden Jugend in ihrer körperlichen und geistigen Entwicklung bedroht werden

sollen. Im Höchstfalle wird man sich zu gewissen Uebergangsfristen entschließen dürfen.

In einem Punkte gehe ich sogar noch weiter als unser Autor. Ich meine, es entspräche durchaus gesunden sozialpolitischen Anschauungen, wenn den Lehrlingen (etwa bis zum 17. Lebensjahre) das Aufspielen zum Tanze völlig verboten würde. Auch das Spielen von Lehrlingen in anrüchigen Kneipen und Spelunken (für welche eine Definition wohl zu finden wäre) könnte meines Erachtens mit Fug und Recht verboten werden. Wenn man in dieser Weise vorginge, wäre nach meiner Ueberzeugung die vornehmste Quelle für das Musikerelend verstopft und gleichzeitig einem schreienden Mißstande auf dem Gebiete des Lehrlingswesens abgeholfen.

2. Die Stärke der Militärkapellen ist auf das Maß des unbedingt Notwendigen zu reduzieren. Wünschenswert (aber vermutlich in absehbarer Zeit nicht durchführbar) ist die Abschaffung oder doch die Einschränkung der gewerblichen Tätigkeit der Militärmusiker.

Der ersten Forderung stimme ich unbedingt bei. Unsere Militärkapellen sind fast ausnahmslos stärker als im Etat vorgesehen, so daß neben den zirka 5850 etatmäßigen (ohne die Pfeifer, Hornisten und Trommler, die sogenannten „Spielleute") rund 11,850 „überzählige" Militärmusiker vorhanden sind, die sich (als „Hilfshoboisten") mit der Löhnung von Gefreiten und Gemeinen begnügen müssen, dafür aber sozusagen moralischen Anspruch auf Nebenbeschäftigung haben. Diese starke Uebersetzung der Militärkapellen hängt zwar nicht allein, aber doch zum größten Teile mit ihrer außeramtlichen Tätigkeit zusammen, die eine ganz andere Kombinierung der Instrumente erfordert, als sie für bloße Militärmusik erforderlich ist. Ob man freilich so weit gehen soll wie Generalmajor v. Schmidt, der die Abschaffung aller Holzinstrumente verlangt und an Stelle der Regimentskapellen Bataillonshornmusiken fordert, mag dahingestellt bleiben. Vom militärischen Standpunkt hat dieser Offizier aber zweifellos recht, wenn er sagt: „Wir müssen Militärmusiken haben, die (nach Riehls Ausdruck) Heeresmusik bieten, nicht aber in der allgemeinen Jagd nach schellenlautem und klingendem Erfolg in den Wettbewerb mit den Konzertorchestern treten." „Die Musik ist unzertrennlich von der Truppe, begleitet sie ausnahmslos auf allen Märschen und Uebungen. Gelegentliches Konzertieren mag ihr unverwehrt bleiben, wenn der Dienst es gestattet; jedoch darf niemals irgendwelche Rücksicht darauf genommen werden. Ganz ausgeschlossen sind Konzertreisen." Wer selbst Soldat gewesen ist, wird diesen Sätzen zustimmen. Auf „die faule Musik" wird von unseren Musketieren weidlich geschimpft, ohne daß sie freilich das Wesen der Dinge erkennen. Selbst bei anstrengendsten Märschen, ja nicht selten sogar im Manöver, ist die Musik der Truppe fern. Wenn's gut geht, wird letztere vor den Toren von der Kapelle empfangen und durch die volksbelebten Gassen in die Kaserne oder Quartiere geführt.

Um aber zum Ausgangspunkt zurückzukommen: Man reduziere die Stärke der Militärkapellen auf das notwendige Maß, bezahle eine auskömmlich Löhnung und beuge einer marktschreierischen Reklame und übermäßigem Auftreten vor. Sobald dies geschieht, werden die berechtigten Klagen der Zivilmusiker verstummen. Uebrigens ist hierbei in Betracht zu ziehen, daß eine Beschränkung der Lehrlingszüchterei ganz von selbst einen weniger starken Zudrang zu den Militärkapellen zeitigen wird. Gelegentlich begegnet man sogar der Behauptung, daß gerade diese Wahrscheinlichkeit die maßgebenden Stellen abgeneigt macht, gegen die Musikschulen vorzugehen.

3. Die Beamtenkonkurrenz (ausgenommen die gelegentliche) ist etwas Ungehöriges und bedarf der Beseitigung.

Ganz so scharf möchte ich mich nicht aussprechen. Solange die Gehälter der meisten Unterbeamten so schlecht sind wie zurzeit, darf diesen der Nebenerwerb nicht untersagt werden. Selbstverständlich sind hier bestimmte Grenzen zu ziehen, über die im Interesse der gewissenhaften Erfüllung des Hauptberufes nicht hinausgegangen werden darf; einen nicht zu engen Spielraum möchte ich aber gewahrt sehen. Den Berufsmusikern ein Monopol auf die Ausübung ihres Gewerbes zu geben, liegt kein Anlaß vor, ganz abgesehen davon, daß sie dann eine Stellung einnehmen würden, die dem Grundzug unseres modernen Wirtschaftslebens widerspräche.

4. Erforderlich ist eine feste Organisation, die unter Umständen höhere Gagen erzwingen kann und nötigenfalls vor einem Streik nicht zurückzuschrecken braucht.

In dieser Beziehung bin ich mit unserem Autor wieder gleicher Meinung. Freilich stimme ich ihm auch darin bei, daß unter gegebenen Verhältnissen eine solche Organisation nicht möglich ist. Solange das Musikerproletariat mit einem unverhältnismäßig großen Nachwuchs zu rechnen hat, kann es nicht daran denken, auf die Bewertung seiner Arbeitskraft bestimmenden Einfluß zu üben. Alle bisherigen Ansätze finden die Grenze ihrer Wirksamkeit in eben dieser Tatsache. —

Zum Schluß noch ein Wort an das „Publikum", an dich, großes Publikum! Wie oft berauscht du dich an hinreißender Orchestermusik und spendest tosenden Beifall, wenn die Macht der Töne dein Empfindungsleben in Wallung gebracht hat. Doch wem gilt diese Huldigung? Etwa den einzelnen Gliedern jener kompakten Masse, die du Orchester nennst? O nein! Der Beifall gilt allein dem „Kapellmeister", dem „Musikdirektor", dem „Dirigenten", oder wie der Mann mit dem Taktstock sich sonst nennt. Was ist gegenüber diesem Künstler jene vielköpfige Menge unter ihm, die, seines Winkes gewärtig, die Instrumente bedient — schweigt oder spielt, wie es dem Meister gefällt. Was tut's, daß unter den schwarzen Gestalten dieser scheinbar willenlos hypnotisierten Masse künstlerische Individualitäten von ganz hervorragender Bedeutung sich finden! Du, großes Publikum, kennst und beachtest sie nicht. Das ist das Schicksal der Masse, wie auch immer sie sich gliedern.

Die Orchestermasse, wenn ich so sagen darf, ist aber noch schlimmer gestellt, als die Masse schlechtweg, denn sie enträt deren wichtigster Eigenschaft: der Stoßkraft des großen Körpers. Wenn schon keine Anerkennung als Mitvollbringende eines großen Werkes, — so doch wenigstens Anteil am materiellen Gewinn dessen, was durch die „Masse" geschaffen wird: so fühlt und denkt jene Masse, die wir die „große" nennen. Ganz anders die Orchestermasse. Sie ist machtlos, weil sie nur scheinbar, nicht aber in Wirklichkeit eine Masse ist. Und deshalb gesellt sich zu dem Verzicht auf Teilhabe am künstlerischen Erfolg die Entsagung in wirtschaftlichen Dingen. Die Orchestermasse ist notleidend — mehr als jede andere, denn sie steht unter psychischem und physischem Druck zugleich. Du, großes Publikum, merkst freilich nichts davon. Du weißt nicht, oder denkst nicht daran, daß jede Saite, an deren Klängen du dich berauschst, durch einen Menschen, einen lebendigen Menschen in Schwingung versetzt wird. Es kümmert dich nicht, daß dieser Mensch in einen Pflichtenkreis hineingestellt ist, der ihn mit Sorgen überhäuft. Im Glanz und im Rausche fragst du nicht danach, ob deine eigene Freude in den Gesichtern der hinter den verdeckten Lichtern sitzenden „Musiker" sich widerspiegele. Nur die Eingeweihten wissen, daß es nicht der Fall ist.

Musikerleben, armes Leben! So war's von jeher. Und heute ist's schlimmer denn vordem. Jene „lustigen Gesellen", die immer bereit sein müssen, unserer Stimmung Ausdruck zu geben — ob Freud oder Leid —, die aber im großen und ganzen den Menschen dort dienen, wo Sonnen-

schein auf ihren Wegen lagert, haben so gar keine Ursache, das Leben von der Sonnenseite zu nehmen. Die meisten unter ihnen fristen ein trauriges Dasein, schauen bekümmert dem kommenden Tag ins Auge, leben in ständiger Gemeinschaft mit Frau Sorge.

An dich, du großes Publikum, der du doch im Grunde auch „Masse" bist, Masse wie jenes Orchester, dessen Organe für dich Instrumente und nicht Menschen sind, an dich richten sich diese Zeilen. Sorge an deinem Teile dafür, daß nicht ein Unlustgefühl dich übermanne, wenn mitten im Taumel der Freude die aufgerüttelten Gedanken hinuntersteigen in jenen Raum, da bitteres Elend turmhoch sich häuft. Du, großes Publikum, bist die öffentliche Meinung! Die öffentliche Meinung aber ist eine Macht, die auch dort Hilfe bringt, wo scheinbar alles versagt. Sei bewußt dir dieser Macht!

Jena. Bernhard Harms.

Eine neue Biblia Hebraica.[1])

Bei der Feier des Reformationsfestes durch die Universität Leipzig am 31. Oktober 1901 hat R. Kittel „über die Notwendigkeit und Möglichkeit einer neuen Ausgabe der Hebräischen Bibel" gesprochen.[2]) Die hier entwickelten Grundsätze haben nicht nur bei den Fachgenossen fast durchweg Billigung, sondern auch in der größeren Gemeinde der mit dem Urtext Arbeitenden, namentlich der Studenten und Geistlichen, freudige Erwartung ausgelöst. Lehrende und Lernende seufzen ja nun schon fast allzu lange unter der Unzulänglichkeit der ihren Studien als Unterlage dienenden hebräischen Textbibel. Die ungeheure textkritische Arbeit von nun fast 100 Jahren hat die Textausgaben der Vollbibel gar nicht berührt. Sie sieht heute noch genau so aus wie vor diesen 100 Jahren. Bei einem Klassiker wäre so etwas schlechterdings undenkbar. Hier profitiert auch der Unterricht von den Früchten der textkritischen Arbeit, indem ihm die augenfälligen Irrtümer der Textüberlieferung einfach aus dem Weg geräumt werden. In unseren hebräischen Bibeln aber sind alle, auch die offenkundigsten, kleinen und kleinsten ebenso wie die weittragendsten Textverderbnisse liebevoll konserviert und immer von neuem wieder abgedruckt worden. Ja man geht in der Treue gegen den Textus receptus, den sogenannten massoretischen Text, soweit, daß man sich scheut, die von diesem selbst zum geschriebenen Buchstaben, dem Kethib an den Rand geschriebene Verbesserungsvorschläge, das Qereh, da im Text zu verwerten, wo es eben offenkundig eine Verbesserung bietet.

Nun liegt die Sache beim alttestamentlichen Text freilich so schwierig wie nur irgend möglich. Die textkritischen Probleme, die hier vorliegen, lassen in ihrer Kompliziertheit die der neutestamentlichen oder gar klassischen Literatur unendlich weit zurück. Um so mehr mußte die Erwartung aller interessierten Kreise sich steigern, als Kittel in der oben angeführten Rede zu dem zuversichtlichen Endurteil gelangte, daß es in der Tat kein Phantom sei, wenn man die Regenerierung der Textbibel ins Auge fasse, daß es in der Tat möglich sei, „dem Verlangen nach einer über den Textus receptus zurückreichenden Ausgabe der hebräischen Bibel eine wissenschaftlich mögliche Befriedigung zu gewähren". Daran, daß man dieses Urteil über die Möglichkeit der Ausführung als ein Versprechen der Ausführung selbst hingenommen hat, ist wohl am meisten schuld die glänzende und doch nüchterne Art der Begründung dieses Urteils durch Kittel; die klare Hervorhebung der Schwierigkeiten und der Mittel und Wege, ihnen zu begegnen, mußte den Eindruck erwecken, daß, wenn jemand, dann Kittel, in der Lage sei, das genau umschriebne Ziel auch wirklich zu erreichen.

Fünf Jahre sind seit dieser Rede verflossen, und heute liegt eine Biblia Hebraica vor uns, für die Rudolf Kittel als verantwortlicher Herausgeber gezeichnet hat. Selbstverständlich ist man geneigt, von dieser Biblia die Verwirklichung der in der Programmrede gebotenen Leitsätze zu erhoffen und sie an dem dort gegebenen Maßstabe zu messen. Dazu haben wir aber nur teilweise ein Recht. Jene Programmrede bot theoretische „Studien und Erwägungen" völlig unverbindlicher Natur. Zwischen ihrer Konzeption und dem Abschluß des Vertrages mit dem Verleger der neuen Biblia liegt die lange Kette von Erwägungen und Erfahrungen höchst praktischer Natur, die alle mehr oder weniger mit der Finanzierung des großen Unternehmens zusammenhingen. Leider spielen eben auch solche Momente bei wissenschaftlichen Unternehmungen eine keineswegs untergeordnete Rolle. Und in der Tat hat der unerbittliche Zwang der äußeren Verhältnisse es mit sich gebracht, daß die Biblia dem in der Programmrede als erreichbar hingestellten Ideal nicht entspricht.[3])

Wenn nun freilich ein theologischer Kritiker[4]) die neue Biblia im Hinblick auf die Programmrede schmerzbewegt apostrophiert mit den Worten: „Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern", so ist das zwar sehr eindrucksvoll, es zeugt aber nicht von einer objektiven Würdigung aller im Wege stehenden Schwierigkeiten, der wissenschaftlichen sowohl wie der praktischen.

Es gab drei Wege zur Lösung der Aufgabe. Der erste hätte zu einer freien Gestaltung des Textes führen können unter Verwertung aller Ergebnisse der Kritik, ohne grundsätzliche Bindung an eine zu irgend einer Zeit rezipiert gewesene Textgestalt. Daß ein solcher Text nicht die geringste Gewähr objektiver Richtigkeit auch nur an einer emendierten Stelle hat, liegt auf der Hand. Die beiden anderen Wege haben das gemeinsam, daß sie grundsätzlich an einer Textgestalt festhalten, die nachweislich irgend einmal Geltung gehabt hat. Zur Wahl stehen der massoretische Text und die erst durch Rückübersetzung zu gewinnende hebräische Vorlage der Septuaginta. Der älteste Zeuge für die Erreichung eines gewissen Abschlusses in der Fixierung des massoretischen Textes ist die Version des Aquila, der zur Zeit Hadrians (117 bis 138 n. Chr.) lebte. Die alexandrinische Uebersetzung der Septuaginta setzt dagegen eine Textgestalt voraus, die im 4. und 3. vorchristlichen Jahrhundert fixiert war. Aus diesem Sachverhalt scheint sich mit Notwendigkeit zu ergeben, daß nur eine Rückübersetzung der Septuaginta den ersehnten, über dem Receptus hinausliegenden, Text liefern könnte. Aber so einfach liegt die Sache nicht. Die Uebersetzung der LXX ist an sich schon eine unendlich komplizierte Größe. Und es scheint zweifellos, daß ihre hebräische Vorlage nicht etwa „die", sondern nur „eine" ältere Gestalt des Massoretentextes bietet. Die LXX hatten also keinen direkten Ahnen der Massora vor sich, sondern einen Paralleltext, eine selbständige Rezension des hebräischen Textes, die von dem Archetypus des Textus receptus nicht unwesentlich differierte. Diese Erkenntnis konnte folgerichtig nur dazu führen, den massoretischen Text zur prinzipiellen Grundlage der neuen Biblia zu machen. Die Frage war nun freilich, ob es angängig war, die notwendig werdenden Emendationen immer unmittelbar in den Text aufzunehmen, die abweichende Lesart der Massora dagegen in die Noten zu verweisen, oder aber, den Receptus festzuhalten und in den Noten alles zu bringen, was „entweder wirklich als Grundlage eines Besserungsvorschlages diente, oder als solche wenigstens in Betracht gezogen werden konnte". Diesen letzteren Weg ist Rud. Kittel gegangen. Damit freilich hat er ein großes Stück der von ihm als durchführbar

[1]) *Biblia hebraica.* Adjuvantibus professoribus G. Beer, F. Buhl, G. Dalman, S. R. Driver, M. Löhr, W. Nowack, J. W. Rothstein, V. Ryssel edidit Rud. *Kittel*, professor Lipsiensis. Lipsiae, J. C. Hinrichs 1905. 1906.

[2]) Vergl. das Programm dieser Feier, Leipzig, Edelmann, 1901.

[3]) Vgl. die Ausführungen Kittels in der Beilage zur Theologischen Literaturzeitung 1906 Nr. 13.

[4]) Giesebrecht in der Theologischen Literaturzeitung 1906, Nr. 13.

erkannten Reform preisgegeben. Wer aber die praktischen Schwierigkeiten überblickt, die sich der Durchführung des Werkes entgegenstellten, wird wohl die Hoffnung nicht aufgeben, daß Kittels Anregungen noch einmal Wirklichkeit werden, er wird aber sich mit dem bisher Erreichten dankbar bescheiden — und was die Biblia über ihre Vorgängerinnen hinaus tatsächlich bietet, ist denn doch so viel, daß wir allen Grund haben, uns dieser Gabe zu freuen.

Zugrunde gelegt ist die bisher nur schwer zugängliche Editio Bombergiana II des Rabbi Jakob ben Chajim, deren Vorzüge vor den sonst benützten Vorlagen unserer Bibeldrucke allgemein anerkannt sind. Beigegeben ist ein beschränkter, aber um so sorgfältiger ausgewählter kritischer Apparat. Ausgebeutet sind hier vor allem die alten Uebersetzungen, aber auch sonst wird eine Fülle von Material zur Emendation des Textes dargeboten. Freilich, daß die Herausgeber es bei dieser Auswahl jedem recht machen würden, haben sie natürlich selber nicht geglaubt. Sollte die Ausgabe überhaupt ermöglicht werden, so war äußerste Selbstbeschränkung die erste Bedingung. Denn — und darin liegt die große Bedeutung dieser neuen Biblia — sie sollte ein Buch werden, das Studenten und Geistlichen, wie allen denen, die nicht gerade zum engsten Kreis der Mitforscher gehören und doch des Urtextes nicht entraten wollen oder können, jede andere Textbibel ersetzt. Voraussetzung aber dazu war, daß ihr Umfang und noch mehr ihr Preis sich in bescheidenen Grenzen hielt. Beides ist erreicht worden. Das eine durch die entsagungsvolle Selbstbeschränkung der Bearbeiter und vor allem durch die ausgleichende Tätigkeit des Herausgebers, der nicht nur den größten Teil des Textes selber bearbeitet, sondern auch die Gestaltung der übrigen Teile sehr wesentlich beeinflußt hat; das andere durch die Opferwilligkeit des Verlags, den sicherlich sein Vertrauen nicht täuschen wird. Wir haben jetzt in der Tat eine Textbibel, neben der alle bisherigen Drucke eigentlich keine Existenzberechtigung mehr haben; eine vortreffliche Unterlage für den Unterricht wie für das private Studium. Dadurch, daß sie den historischen Charakter unseres Bibeltextes festhält und zugleich den Extrakt aus der kritischen Arbeit an diesem Text in bequemster Form zugänglich macht, leistet sie alles, was unter den gegebenen Verhältnissen vernünftigerweise erwartet werden konnte.

Neuburg a. D. Otto Weber.

Bücher und Zeitschriften.

Sexualität und ästhetisches Empfinden in ihrem genetischen Zusammenhang. Eine Studie von Arthur Kronfeld. Straßburg und Leipzig, J. Singer 1906. 182 S. 8°. 2.50 M.

Seitdem die evolutionistischen Grundprinzipien auf allen Gebieten der Wissenschaft ihre Anwendung gefunden haben, hat sich auch die Aesthetik, die lange Zeit als unwissenschaftliche Spekulation verpönt war, zu den neuen Quellen gewandt, um zu frischem Leben zu erwachen. Es gelang ihr, eine neu anerkannte Stellung innerhalb der Geisteswissenschaften zu erreichen, indem sie die psychologische Strömung der Gegenwart in sich aufnahm und ihre Methode der Psychologie entlehnte. Die psychologische Aesthetik, die zu ihren Vertretern eine Reihe von bedeutenden Philosophen rechnet, hat in den systematischen Ausführungen von Th. Lipps und K. Groos einen Höhepunkt erreicht, den sie in der nächsten Zeit schwerlich zu überschreiten vermögen wird. Was sie für die gesamte Weltanschauung der Zukunft zu leisten imstande sein wird, läßt sich zunächst noch gar nicht entscheiden.

Auch der Verfasser vorliegender Studie will die Aesthetik psychologisch ausführen, aber er entfernt sich in seiner Begründung weit von der eben gekennzeichneten Richtung, trotzdem er viel Prinzipielles mit ihr gemein hat. Der eigentlichen psychologischen Analyse muß nach seiner Ansicht eine genetische, entwicklungsgeschichtliche Methode vorangehen, eine „Phylogenie des Aesthetischen", die ihr Material aus der Physiologie, Zoologie und Botanik holt und daraus neues Licht auf die Entstehung des ästhetischen Empfindens wirft. In seinem Haeckel gewidmeten und in Haeckelschem Geiste verfaßten Werke versucht Kronfeld die genetische Methode der Naturwissenschaft in die Aesthetik einzuführen, um durch neue Resultate eine Basis zu schaffen, auf der sich weiter bauen läßt.

Der erste, methodologische Teil der Arbeit behandelt die Frage der Aesthetik als Geisteswissenschaft und als Naturwissenschaft und versucht auf 38 Seiten eine verwerfende Kritik der gesamten geisteswissenschaftlichen Aesthetik, ein Unternehmen, das uns in dieser Kürze zu kühn erscheint, obzwar die kritischen Bemerkungen nicht immer verfehlt sind. Insbesondere fordert die oberflächliche Abfertigung der Lipps'schen „Einfühlungstheorie" zum Widerspruch heraus. Die befürwortete „naturwissenschaftliche" Aesthetik — wie es später dem kritischen Leser klar wird — bietet viel weniger Befriedigendes, als daß es erlaubt wäre, die Ergebnisse der „geisteswissenschaftlichen" Aesthetik einfach zu verwerfen. In diesem Punkte ist dem voreiligen Verfasser entschieden entgegenzutreten. — Der zweite, „kritische" Teil bietet eine Beurteilung der bisherigen Theorien der naturwissenschaftlichen Aesthetik, insbesondere die Ablehnung des Boelsche'schen „Rhythmotropismus", der Grant Allen'schen Erklärung aus dem Nahrungstrieb und den Nachweis der Unzulänglichkeit des Darwin'schen Erklärungsversuches (sexuelle Selektion). Bezeichnend für den Standpunkt des Verfassers ist die energische Negation aller Apriorität ästhetischer Wirkungen, da diese Auffassung keine Lösung, sondern nur eine Umgehung des Problems sei.

Das eigentlich Positive erhalten wir im dritten, „phylogenetischen" Teil der Arbeit, nachdem wir aus dem polemischen Teil über die Problemauffassung des Verfassers orientiert wurden. Das Grundproblem der Kronfeldschen Aesthetik lautet: „Es soll festgestellt werden, wie der ästhetische Trieb der tierisch-menschlichen Psyche sich phylogenetisch entwickelte; in Anpassung an welche Daseinsbedingungen er entstand, wie er vererbt, gesteigert, modifiziert und ins Höchste verfeinert wurde." In der vorliegenden Studie will Kronfeld allerdings nur den ersten Schritt zu einer umfassenden Lösung des Problems gemacht haben, „nur den Abriß des ersten Kapitels einer genetischen psychophysiologischen Aesthetik" bieten, aber von diesem ersten Schritte hängt die prinzipielle Stellungnahme zu dem ästhetischen Grundprobleme derartig ab, daß die Art des weiteren Ausbaues schon hieraus beurteilt werden kann.

In der Kronfeldschen Auffassung spielt das Divergenzprinzip in der Sexualität die Hauptrolle. Sein „neues Licht" fällt aus diesem Prinzip auf das ästhetische Empfinden. Indem er an Darwins Theorie der sexuellen Auslese prinzipiell festhält, beabsichtigt er eine Weiterführung der Darwinschen Methode. Das sichere Ergebnis von Darwins Ausführungen ist für den Verfasser, daß der Ursprung des Schönheitsempfindens sich aus dem Sexualempfinden in irgend einer Weise ableiten lassen müsse. „Der Reiz des Divergentesten" wird als Prinzip aufgestellt und durch eine Reihe von Beispielen aus dem Pflanzen- und Tierreich unterstützt. Die größte Divergenz ist das Kriterium der zweckmäßigsten Sexualverbindung, indem „die sexuelle Divergenz des einen Geschlechtes sich in der psychischen Anschauung des anderen Geschlechts als das lusterregende Moment dokumentiert." Kronfeld will also „den Ursprung des ästhetischen Empfindens phylogenetisch festlegen und ihn prinzipiell nach darwinistischen Gesetzen als notwendige Anpassung der Psyche an klar zu bestimmende biologische Faktoren begründen". Sein Grundgedanke, daß die durch möglichst intensive Farbendivergenz ausgelöste sexuelle Lustempfindung, welche den Anfangspunkt einer aufsteigenden psychischen Entwicklung darstellt, mit der phylogenetisch ursprünglichen primitiven ästhetischen Lustempfindung (erlebt in der psychischen Anschauung durch das Zusammenwirken von Farben) identisch ist, verdient jedenfalls Beachtung. Aus dieser „prinzipiellen und phylogenetischen Identität" des sexuellen Farbenempfindens und des primitiv ästhetischen Farbenempfindens schließt Kronfeld per analogiam und durch Heranziehung von Tatsachen auf einen ähnlichen Ursprung des ästhetischen Ton-, Form- und Bewegungsempfindens. In der ästhetischen Wirkung aller vier Elemente ergibt sich kein prinzipieller Unterschied. „Das generelle Moment ihrer primitivsten Wirkungsweise beruht auf der Verknüpfung von sensorischen mit sensorischen Daten in der psychischen Anschauung". Der ästhetische Genuß scheint somit auf die Verknüpfung sensorischer Einzeldaten zurückgeführt zu sein.

Im allgemeinen sind die Ausführungen des Verfassers interessant und nicht selten überzeugend, wenn auch nicht allzu tief. Nur läßt es sich bezweifeln, ob der „Grundstein", den Kronfeld in seiner Studie niedergelegt zu haben glaubt, für eine zureichende Grundlegung der Zukunftsästhetik ausreicht. Kronfeld verspricht sich von seiner Auffassung die Möglichkeit eines „Eindringens in das innerste Wesen der freischöpferischen Künstlertätigkeit". Es ist abzuwarten, inwiefern Kronfeld seine Versprechungen zu verwirklichen imstande sein wird. Es kann jedoch schon jetzt bemerkt werden, daß die eigentliche Aesthetik, die Philosophie der höheren ästhetischen Erscheinungen von der Kronfeldschen Auffassung kaum gefördert werden dürfte. Das Auf-

zeigen der physiologischen Entstehungsgründe des Primitiv-Aesthetischen ist eben keine Erklärung der komplizierten Kunsterscheinungen.

Paris. Felix Valyi.

Der Tod im deutschen Drama des 17. und 18. Jahrhunderts. Von Richard Sexau. Bern, A. Francke 1906. Broschiert 5.20 M. 262 S.

Sexau verspürt eine recht kräftige moralische Abneigung gegen seine Leute. Das ist ein Zeichen von Gesundheit — als welche indes leider einmal „uns Historikern" nicht unentbehrlich ist. Schon innerhalb der ästhetischen Beurteilung jener Theaterliteratur vermag sich Sexaus persönliches Empfinden mit der Dekadenz der Poetengeneration, die im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges wurzelt, nicht zu vertragen. So wenig jedoch der erfreulichste Begriff des Aesthetisch-Dramatischen in einer literarhistorischen Untersuchung eine urteilbestimmende Bedeutung haben darf, so wenig ist in einer solchen Untersuchung eigentlich ein moralisches Verhältnis zu den Dingen am Platze — ja nur (wie bei Sexau) ein verhülltes moralisches Verhältnis. Damit habe ich meinen fundamentalen Einwand gegen das Buch ausgesprochen; einen Einwand rein methodologischer Natur. Das Buch verhält sich zu den ästhetischen Phänomenen einer geschichtlich abgeschlossenen Zeit eher bewertend als historisch begreifend. Auf diesem Wege mußte das Buch den vorwiegend analytischen Charakter bekommen, den es — für mein Gefühl wenigstens — aufweist. Es konnte daher auch nicht zu den Problemen weiterschreiten, die das Studium jener Literaturepoche am ehesten fruchtbar machen können: zu den Problemen historischer Synthese. Soviel ich sehe, ist Sexau bei einem bemerkenswerten Ansatz zur Synthese stehen geblieben. Die Einleitung bringt die wichtige Parallele aus der bildenden Kunst. In dieser Weise mußte Sexau fortfahren; er mußte sein Material, dem er, wider Willen und Wissen, mit einem viel zu großen ästhetischen Ernst gegenübersteht, dazu ausnutzen, die gesamten geschichtlichen Voraussetzungen, die gesamten geschichtlichen Eigentümlichkeiten jener bizarren Kunst herauszuholen. In erster Reihe kämen da wohl die sozialpsychischen, überhaupt die sozialen Voraussetzungen jener Kunst in Frage. Alle Einzelausstellungen nun — absichtlich begnüge ich mich an dieser Stelle mit Einwänden, denn das Verdienst des Buches spricht für sich selbst — lassen sich meines Erachtens auf die erwähnte fundamentale Unzweckmäßigkeit der Methode zurückführen: Sexau bringt ein ästhetisch-dramaturgisches Raisonement, das zwar selbstverständlich seine Berechtigung hat, aber die zur Diskussion gestellten Probleme weniger eindringlich vermittelt, als es eine historische Motivierung etwa vermöchte. Denn zweifellos birgt das Thema des Buches kulturhistorische Probleme von höchster Feinheit. Im einzelnen wäre beispielsweise eine umfassende geschichtliche Bestimmung des Begriffes des Tragischen, der jener Theaterliteratur zugrunde liegt, gerade aus kulturhistorischen Rücksichten unentbehrlich gewesen; damit aber auch eine Darstellung der dramaturgisch-ästhetischen Reflexion, die Sexau aus äußeren Gründen sich versagt, aus inneren Gründen aber nicht ausschließen durfte. Es fehlt mir eine festumrissene Darstellung der Gesamttechnik des Dramas der behandelten Zeit: das Problem des dramatischen Todes bedeutet zwar eine vorgeschobene, aber keine unabhängige Position. Besonders reizvoll wäre andrerseits vielleicht die Ausgestaltung eines Spezialproblems gewesen, das Sexau sehr oft, doch stets wohl nur gelegentlich einführt: das Problem des Naturalismus. Zu den wesentlichsten Merkmalen jener Literaturgattung gehört der wunderliche Widerspruch zwischen ihrem stilistischen Formalismus und ihrer grobnaturalistischen Stofflichkeit; ein Widerspruch, dessen Wachstum sich geschichtlich sehr gut verfolgen läßt und der auch schon deshalb interessiert, weil er die Probleme der Regie und der Inszenierung eröffnet. Endlich noch dies: Wäre es nicht tunlich gewesen, den kulturhistorischen Unterschied zwischen den Schlesiern und den Staatsaktionen hüben, Gottsched und seinen Descendenten drüben, endlich auch die geschichtlichen Besonderheiten der Ueberwinder Gottscheds entschiedener zu bezeichnen? Auch hier, wie überhaupt, statt nach dramaturgischen Kategorien, nach historischen Stufen zu disponieren? Jedenfalls sollte Sexau, da er den Stoff beherrscht, die Probleme nicht aufgeben, die darin enthalten sind.

München. Wilhelm Hausenstein.

Bilder aus meinem Leben. Von Theodor Krausbauer. Erster Band: Daheim bei Vater und Mutter. Stuttgart, Theodor Benzinger.

Man prägt in unseren Tagen gerne literarische Schlagwörter. Der immer noch nicht verstummten Heimatspoesie könnte man eine Kleinkrams-Poesie zur Seite stellen. In dem Worte soll nichts Tadelndes, gar Verächtliches liegen. Den Werken, die modern und übermodern Sinne und Nerven erregen, die, was von Menschen kaum gedacht oder gewußt, in übersubtiler Seelenzerfahrung zur kränklich blassen Problemdichtung für Leser schaffen, die, wenn sie noch nicht hysterisch veranlagt sind, es dadurch werden, steht eine gewisse hausbacken-phantastische Dichtungsart gegenüber, die ihre Leser an die mütterlich-ruhige Hand nimmt und sie hineinführt in das idyllisch stille Alltagsleben mit seinen heimischen Freuden, seinem unumwölkten Frieden. Die Lebensverneinung der Modernen wird hier zur frohgestimmten Lebensbejahung, ihr Pessimismus zum gesund fühlenden und wirkenden Optimismus. Damit aber das Gewand, indem diese Art von Poesie einhergeht, nicht gar zu sehr von der hausbackenen Prosa gefertigt erscheint, wird es mit zwei wesentlichen Besatzstücken verbrämt: mit Humor und Märchen.

Dies ist das Kleid, in dem sich Krausbauers „Bilder aus meinem Leben" präsentiert: nicht nach neuer Mode, eher ein wenig altfränkisch, nicht in flottem Schnitte, in sprühenden, glühenden Farben — vielmehr bieder, oft sogar sehr bieder, kindlich-einfach, und sein einziger Schmuck: ein gewisser rührender Schmelz, ein gutes Hauskleid, das eine brave Mutter am Sonntag anzieht. Damit ist gesagt, daß das Buch nichts Großes bringt, nichts Welt- oder Seelenbewegendes, daß in ihm von keinen bedeutenden Problemen die Rede ist, und daß es doch ein gutes, tüchtiges Buch ist, ein Kinderbuch für die reifere und für die erwachsene Jugend. Denn eine gewisse Jugend muß man sich bewahrt haben, um die Güte dieses Werkes zu empfinden und genießen, eine poetische Unbefangenheit in literarischen Dingen, die unberührt ist von moderner Geschmacksrichtung oder Geschmacksirrung, die durch unsere heutige Tageslektüre oft unwollend und unwissend groß gezogen wird.

Auch Heimatspoesie könnte man dies Buch nennen. „Daheim bei Vater und Mutter" steht auf dem Titelblatt. In der Heide spielt es sich ab: ein Jugendleben mit dem großen, einzig zuverlässigen Glück der Kindheit, das durch den Schatten des Todes wohl berührt aber in seinem Grunde nicht erschüttert wird (vgl. 23: „Wie's Mariele starb" und 36: „Wie unsere Mutter starb"), rollt sich vor unseren Augen ab: von Hanspeters Geburt an einem schönen Maienmorgen, da Wälder und Berge in duftiges Lenzgewand gehüllt sind, die Bäume in ihrer Blütenpracht dastehen, „wie wenn zarte, duftige Schneeflocken auf sie herabgerieselt wären und nun unvergänglich daranf lägen", bis zu dem Tage, wo es aufs Gymnasium und damit in die ersten wirklichen Sorgen des Lebens geht.

Ein poetischer Hauch voll warmer und doch frischer Sinnigkeit liegt über dem Ganzen, ein innerlich-vornehmer Humor, vor allem eine nie sich aufdrängende, deshalb aber um so wirkungsvollere christliche Frömmigkeit, die, weil sie aus kindlichem Herzen fließt, Kindern verständlich und Erwachsenen Kindessinn leihend ist, Miniatur-Arbeit, deren Ziel jedoch das Große ist.

Danzig. Arthur Sewett.

---

* **Zeitschriften-Literatur.** Zeitschrift für Jagdrecht, Jagdschutz und Jagdwirtschaft. Herausgegeben von A. Ebner in Berlin. (Carl Heymanns Verlag, Berlin W. 8.) Wiederholt ist darüber Klage geführt und es als ein erheblicher Mangel empfunden worden, daß das Jagdrecht von der Gesetzgebung und Literatur nicht so eingehend und gründlich behandelt wird, wie es die hohe wissenschaftliche Bedeutung des Jagdwesens erfordert. Beispiellos ist die Zersplitterung der Jagdgesetzgebung im Deutschen Reich, ganz besonders in Preußen, und wenn es auch an einzelnen Bestrebungen nicht fehlte, dieser Zersplitterung Abwehr zu schaffen, so hat der bisherige Mangel eines Zentralorgans für solche gemeinsamen Bemühungen den Erfolg vermissen lassen. Hier Wandel zu schaffen, ist das Ziel der neuen Zeitschrift, welche alle Bestrebungen nach einem wissenschaftlichen Durchdringen und Weiterbilden des Jagdrechts in Verbindung mit den Bedürfnissen des praktischen Lebens bezw. der praktischen Jagdausübung zu vereinigen sucht und einen Mittelpunkt für die wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiete des Jagdrechts bilden will. Dabei sollen auch der Jagdschutz und namentlich die hohe volkswirtschaftliche Bedeutung der Jagd, die bisher nur ganz vereinzelt und unvollständig behandelt ist, eine gebührende Berücksichtigung finden. Die Zeitschrift hat die bekanntesten und namhaftesten Schriftsteller auf diesem Gebiete als Mitarbeiter gewonnen. Ihre ständige Mitwirkung haben zugesagt der Wirkl. Geh. Oberregierungsrat F. Kunze in Berlin, Regierungspräsident Frhr. v. Seherr-Thoß in Liegnitz, Forstmeister Professor Dr. A. Schwappach in Eberswalde, Staatsanwaltschaftsrat Stelling in Hildesheim, Bezirksamtmann Wirschinger in München.

März. Halbmonatschrift für deutsche Kultur. (Albert Langen, München.) Das zweite Januar-Heft der vielversprechenden neubegründeten Zeitschrift hat folgenden Inhalt: Theodor Barth, Dissolving Views. — Offener Brief an den Reichskanzler, Von einem Sozialisten. — Ludwig Thoma, Mörder. —

Karl Borromäus, K. Asenkofer, Roman. — Emil Strauß, Vorspiel, Novelle. — Sabine Lepsius, Ueber Berliner Kultur. — Robert Hessen, Die wahre Ursache der Schwindsucht. — Karl Leuthner, Deutsch-Oesterreich und die Wahlreform. — Gustav Meyrink, Montreux, Ein pessimistisches Reisebild. — Anatole France, Die Erlösung von der Kirche. — Georg Bernhard, Die Wurzel der Geldnot. — Rundschau. — Glossen.

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu München.

Sitzung der Mathematisch-physikalischen Klasse vom 12. Januar 1907.

Herr Ferdinand Lindemann legt eine für die Denkschriften bestimmte Arbeit: Ueber die Bewegung der Elektronen, I. Teil, vor und bespricht die Resultate derselben. Die Beobachtungen an den Kathodenstrahlen haben bekanntlich dazu geführt, eine atomistische Theorie der Elektrizität zu entwickeln; jene Strahlen sind nichts anderes als ein Strom kleinster elektrischer Teilchen oder Elektronen. Da die Ausbreitung der elektrischen Kraft Zeit erfordert, so steht ein bewegter Elektron in einer späteren Zeit noch unter dem Einfluß der Kräfte, die von ihm selbst zu einer früheren Zeit ausgegangen sind. Dieser Einfluß verleiht dem bewegten Elektron eine Eigenschaft, die der Trägheit der materiellen Massen entspricht, indem eine Aenderung der Geschwindigkeit des Elektrons nur infolge der Wirkung einer äußeren Kraft eintreten kann, die Bewegung mit konstanter Geschwindigkeit aber kräftefrei erfolgt, wenigstens bei Unterlichtgeschwindigkeit. Gestützt auf solche Erwägungen, ist man neuerdings dazu übergegangen, die Trägheit der materiellen Massen auf diese scheinbare Trägheit der bewegten Elektronen zurückzuführen, um so die ganze Mechanik der Massen elektrodynamisch zu begründen und schließlich eine elektromagnetische Theorie des Weltgebäudes zu entwickeln.

Bei der hohen Bedeutung derartiger kühner Spekulationen für die Klärung der mechanischen Grundbegriffe erscheint es vor allem nötig, die Grundlagen der Betrachtung genau zu prüfen und die aus den Differentialgleichungen der Elektronentheorie zu ziehenden mathematischen Folgerungen möglichst in alle Einzelheiten zu verfolgen. Dabei ergibt sich das Resultat, daß die erwähnte Anschauung, nach welcher die Bewegung des Elektrons mit konstanter Geschwindigkeit sich von selbst, das ist ohne Hinzufügung äußerer Kräfte, aufrecht erhält, nicht mit jenen Grundgleichungen verträglich ist. Sowohl bei konstanter Unter- als bei konstanter Ueberlicht-Geschwindigkeit erzeugt das bewegte Elektron verzögernde Kräfte auf sich selbst, die durch Hinzufügung einer äußeren Kraft aufgehoben werden müssen. Der Uebergang von Unter- zu Ueberlicht-Geschwindigkeit und umgekehrt gestaltet sich einfacher als nach den bisherigen Theorien, die zu dem Zwecke unendlich große Kräfte in Anspruch nehmen. Hiernach erscheint es zweifelhaft, ob die elektromagnetische Erklärung der materiellen Mechanik sich ohne Einführung neuer Hypothesen wird durchführen lassen. Auch die Analogie eines konstanten elektrischen Stromes mit einem Strome von Elektronen, die sich mit konstanter Geschwindigkeit bewegen, ist nicht so vollständig, wie man bisher voraussetzte, indem ersterer keine Selbstinduktion zeigt, der Konvektionsstrom bewegter Elektronen aber auch bei konstanter Geschwindigkeit auf sich selbst induzierend wirkt.

Herr Alfred Pringsheim legte eine Abhandlung des Herrn Professor Georg Landsberg in Kiel: Zur Theorie der elliptischen Modulfunktionen, vor. Der Verfasser untersucht nach dem Vorgange von Cayley den arithmetischen Charakter der unendlichen Produkte, durch welche die Modulfunktionen dargestellt werden, und legt eine Methode dar, nach der die Wertänderungen bestimmt werden können, welche die auftretenden Doppelsummen bei Vertauschung der Summationsfolgen erfahren.

Sitzung der Historischen Klasse vom 12. Januar 1907.

Herr Prutz hält einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag: Ueber die Genesis des Templerprozesses. Die früher heftig umstrittene und oft für unlösbar gehaltene Frage des Templerprozesses ist durch neuere Untersuchungen und wichtige Materialfunde wesentlich geklärt. Während die ehemals so viele irreleitende Meinung von einem Zusammenhang der Freimaurer mit den Templern und die von dem Vorhandensein einer besonderen templerischen Geheimlehre als unhaltbar erwiesen sind, ergab sich auch die These von der Unschuld des Ordens als hinfällig. Allerdings ist das Verfahren gegen den Orden 1307 nicht um der längst nicht mehr geheim gebliebenen Mißbräuche willen eingeleitet: dieselben boten, bisher unbenutzt, nur die Handhabe zu dem aus anderen Gründen unvermeidlich gewordenen Einschreiten gegen die übermächtige und übermütige Genossenschaft. Sie waren aber verschiedener Natur und lagen nur zum Teil auf kirchlichem Gebiete. Zwar steht nunmehr urkundlich fest, daß die Kassierung der vom Orden vielfach mißbrauchten Privilegien, die bereits Innozenz III. 1208 als unter Umständen geboten hingestellt hatte, von Klemens IV. (1265—1268) direkt angedroht ist, am Schluß eines heftigen Konflikts mit dem Orden, den dessen Weigerung veranlaßt hatte, die von Urban IV. geforderte Hilfe gegen König Manfred zu leisten, der aber mit dem Widerruf der gegen den Ordensmarschall Stephan von Sissy ergangenen päpstlichen Strafmandate, also einem vollständigen Siege des Ordens, endete. Von weltlicher Seite hat namentlich König Heinrich II. von Cypern, der sich durch die Templer in der Herrschaft bedroht sah, die Aufhebung der staatsgefährlichen Privilegien des Ordens in Rom beantragt. Außerdem aber war die Frage nach einer Reform der geistlichen Ritterorden überhaupt im Zusammenhange mit den Plänen zur Rettung des heiligen Landes damals dauernd auf der Tagesordnung und ist namentlich von den Publizisten, besonders Peter Dubois, dem vertrauten Rat Philipps IV. von Frankreich, eingehend behandelt.

Die Kritik richtet sich dabei vornehmlich gegen die nutzlose Anhäufung ungeheure Renten ergebenden Besitzes in der Hand des Ordens und nimmt damit eine für jene Zeit höchst folgenreiche wirtschaftliche Umwälzung in Aussicht. Dagegen hat zwischen Philipp III. und Philipp IV. von Frankreich und dem Orden, von einzelnen, auf dem Wege Rechtens ausgetragenen Streitigkeiten abgesehen, ein gutes, zeitweilig sogar sehr intimes Verhältnis bestanden, das durch die von Philipp IV. vorgenommene Regelung der rechtlichen Lage der Güter toter Hand ebenfalls nicht gestört, sondern 1304 durch ein diese festsetzendes Abkommen befestigt wurde.

Auf politischem Gebiet hat der entscheidende Anstoß zu dem Vorgehen gegen den Orden in Frankreich nicht gelegen. Wohl aber war die öffentliche Meinung gerade dort gegen die Templer seit lange tief erregt, und was bei der Masse der ihnen zugehörigen ungebildeten Leute zum Teil niedrigsten Standes über ihr Leben und gewisse anstößige Bräuche in die Oeffentlichkeit drang, konnte die Feindschaft nur steigern. So fiel die Denunziation des Squin von Floyrac, die durch neue Urkundenfunde als historisch erwiesen ist, auf fruchtbaren Boden, zumal die päpstliche Kurie ihr Folge zu geben sich nicht mehr weigern konnte, seit, wie nun ebenfalls urkundlich bewiesen ist, sie schon vorher unter Bonifaz VIII. sowohl wie Klemens V. von ehemaligen Templern die Beweise für die Richtigkeit der Anklage erhalten hatte.

Der Klassensekretär legt vor eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung des korrespondierenden Mitgliedes Herrn Eugen Oberhummer in Wien: Beiträge zur Kenntnis des österreichischen Geschichtschreibers Wolfgang Lazius. Im Anschluß an das gleichzeitig überreichte Tafelwerk „Die Karten des W. Lazius usw.", welches Herr Oberhummer zusammen mit Herrn F. v. Wieser in Innsbruck herausgegeben hat, werden die Bedeutung des Lazius als Historiker und Kartograph, sowie besonders seine Beziehungen zu Bayern besprochen. Lazius nimmt für Oesterreich im 16. Jahrhundert eine ähnliche Stellung ein wie für Bayern Aventin, dessen Karte er ebenfalls überarbeitet hat. Für Oesterreich und Ungarn bedeuten seine zum großen Teil erst jetzt ans Licht gezogenen Karten den Beginn einer Aera, die bis Ende des 17. Jahrhunderts nachklingt.

Sitzung der philosophisch-philologischen Klasse vom 12. Januar 1907.

Herr Crusius machte eine für die Sitzungsberichte bestimmte Mitteilung: Ueber einige antike Tiermasken. Er ging aus von zwei rätselhaften altattischen Vasenfragmenten, die 1902 und 1904 im römischen Kunsthandel auftauchten: menschliche Figuren im Chiton, mit mächtigen Flügeln und mit Vogelköpfen, an den Geier- oder Rabentypus erinnernd. Man wird zunächst an die Unterweltsdämonen denken, wie sie im Glauben des 6. und 5. Jahrhunderts lebendig waren, an Eurynomos mit dem Geierbalg, an die Harpyien, Sphingen und Keren. Aber ein im einzelnen ähnlicher Typus ist in dem Kreis dieser rein mythischen Darstellungen bisher nicht aufgetaucht. Dagegen erinnert das Figurenpaar aufs allerlebhafteste an die Tänzer mit Tiermasken, die uns einige schwarzfigurige attische Vasen zeigen. Freilich ist hier die Maske realistischer wiedergegeben; man sieht z. B. deutlich, wie die Arme an die angebundenen Schwungfittiche befestigt sind, und wo eine Kopfmaske vor-

kommt, entspricht sie genau der vorauszusetzenden Größe des menschlichen Hauptes; auch zeigt schon der daneben stehende Flötenspieler, daß wir uns auf dem Boden jener Karnevalsaufführungen befinden, aus denen die attische Komödie erwuchs. Die neuen Fragmente scheinen in freierer Weise Vorstellungen festzuhalten, wie sie in der attischen Phantasie lebten und wie sie durch die Maskentänze des dionysischen Komos verkörpert wurden.

Bekanntlich sind in der attischen Kunst des 5. Jahrhunderts Komödienszenen oder Schauspielerdarstellungen überhaupt noch nicht mit Sicherheit nachgewiesen worden. Man könnte etwa die wunderlichen Figuren auf einer attischen Kanne in Berlin (Arch. Anz. 1891, S. 119) heranziehen; doch ist die ganze Deutung unsicher. Jedenfalls aber sind diese Tiermasken für den in freier Phantastik schwelgenden attischen Humor besonders charakteristisch. In der dorischen Komödie, insbesondere im Mimus, haben sie keine Rolle gespielt. Allerdings heißt es in einem Fragment des Mimendichters Sophron einmal: „Wir kauten Blätter vom Dornstrauch (Rhamnos)“ und man hat gemeint, da könne nur das Grautier reden. Diese „Entdeckung“ ist die Grundlage geworden für einen stolzen Hypothesenbau, dessen Krönung Shakespeares Sommernachtstraum bilden mußte (H. Reich, Der Mann mit dem Eselskopf). Aber leider haben in Griechenland nicht nur die Esel sondern auch abergläubische alte Weiber und Männer Rhamnosblätter gekaut; das galt als ein gutes Schutzmittel gegen Beherzung und Gespenster. Jene Auslegung des Sophron-Fragments und alles, was dran hängt, bleibt also eine unbewiesene Hypothese.

Herr Sandberger gab einige Berichtigungen und Nachträge zu dem in den Sitzungsberichten 1904, S. 297 ff., gedruckten Aufsatze: Ueber eine Messe in C-moll, angeblich von W. A. Mozart. Dieselben werden anderweitig veröffentlicht werden.

Kleinere Mitteilungen.

m. **Erdbebenregistrierung.** Nachdem in unseren Alpen seit längerer Zeit keine Erdbeben auftraten, erfolgte heute Mittwoch, den 23. Januar, früh 1 Uhr 24 Min., nach den Aufzeichnungen der Münchener Erdbebenstation eine etwas stärkere Erschütterung. Obgleich die nächtliche Stunde für die direkte Beobachtung sehr ungünstig liegt, so ist doch anzunehmen, daß dieses Beben an manchen Orten bemerkt wurde, worüber erst Nachrichten abgewartet werden müssen.

* **Ueber Leonardo da Vinci als Naturforscher und Persönlichkeit** sprach im Mathematisch-naturwissenschaftlichen Verein der Wiener technischen Hochschule Dozent Dr. F. Strunz. Den Beweis dafür, daß spätes Mittelalter und frühe Renaissance ineinander übergehen, eine Kontinuität herstellen, erbringt vor allem die Persönlichkeit Leonardos. Strunz zog für seine geistvolle und in manchem Punkte originelle Darstellung insbesondere die handschriftlichen Schätze in Paris, Mailand und London heran und verweist in der großen Leonardo-Literatur unserer Tage auch auf Mereschkowskis Romanfragment.

Leonardo nahm die Natur als reelles Objekt des Experiments, der Erfahrung. „Der Dolmetscher der Wunderwerke der Natur ist die Erfahrung.“ Eines seiner großen Verdienste liegt in der Wertschätzung des Experiments, in der planmäßigen Nachahmung der Naturvorgänge. Dabei ist für ihn das Experiment nur ein Hilfsmittel der Erkenntnis. Auf dem Gebiete der Mechanik erzielte er die fruchtbarsten Erfolge. Er fand und vertiefte physikalische Gesetze, er ist zum Beispiel der Urheber der Hebegesetze, und ihm schwebt bereits, wenn auch ganz unklar, das Gesetz der Erhaltung der Kraft vor. Die Hydraulik wurde von Leonardo begründet; die Beherrschung und Regulierung katastrophaler Wassermassen ist eines seiner Lieblingsthemen. Nach dem Prinzip der Wellenbewegung des Meeres erläutert er die Fortpflanzung des Schalles. Er ist von der Rotation der Erde überzeugt; er weiß, daß die Erde nicht der Mittelpunkt des Weltraumes ist. Er erklärt das Phänomen der Himmelsbläue, der matten Farbe des Mondes nach dem Neumond; er steht auf dem Boden des kopernikanischen Weltsystems — lange vor Kopernikus.

Der Redner schilderte ferner, wie wir der Neuen Freien Presse entnehmen, die Bedeutung Leonardos für die Medizin, insbesondere für die Anatomie. Er ist der Begründer der anatomischen Methode und hat neben dem Seziermesser den Stift in meisterhafter Weise zum Festhalten anatomischer Bilder verwendet. Er weiß, daß der erwachsene Mensch nur einen Zustand des Daseins darstelle, daß alle Lebewesen entwicklungsgeschichtlich betrachtet werden müssen; daß der Mensch ein Glied der langen Lebenskette sei; Mensch und Tier seien nur „akzidentell“ voneinander unterschieden. Leonardo ist Geolog, der erste Alpinist aus wissenschaftlicher und ästhetischer Begeisterung. Er hat wohl als erster Europäer die ewige Schneegrenze überschritten, das Gotthardmassiv genau studiert und eine neue Erdbebentheorie aufgestellt.

Strunz erläuterte die lange Reihe von technischen Erfindungen Leonardos, insbesondere seinen Plan, Barken mittelst Dampfes fortzubewegen (das erste Dampfschiff wurde im Jahre 1807, die erste Lokomotive 1814 konstruiert). Das All der Natur spiegelte sich in der Künstlerseele wie in einem kostbaren Spiegel; Leonardo war eines jener seltensten Genies, in denen nach einem Wörte Goethes die Natur sich selbst zum Bewußtsein kommt. Dieser exakte Naturforscher war dabei nicht frei von mystischen Anwandlungen und Vorstellungen; er beherrschte mit ruhiger Hand katastrophale Wassermassen und er schilderte das geheimnisvolle Lächeln der Frauen. Hier knüpfte der Vortragende an das unsäglich feine und bewegte künstlerische Empfinden Leonardos an, gedachte seines schönsten Frauenporträts und des Porträts in der Liechtenstein-Galerie, „das ihm zugeschrieben wird“, und schloß mit einer Parallele zwischen dem Naturforscher Paracelsus und dem Naturforscher und Künstler Leonardo.

M. C. **Personalien.** Am 21. Januar ist in Mailand der Professor der vergleichenden Sprachwissenschaften an der Accademia scientifico letteraria Dr. Graziadio Jesaia Ascoli, einer der berühmtesten Sprachforscher Italiens, gestorben. Ascoli war 1829 in Görz geboren, studierte ausschließlich in Italien und optierte, als 1859 Görz bei Oesterreich verblieb, für die italienische Staatsangehörigkeit. Er wurde 1861 an die Mailänder Akademie berufen und hat den Lehrstuhl bis zu seinem Tode innegehabt. Er war seit 1889 auch Senator und gehörte als Mitglied den Akademien der Wissenschaften in Rom, Berlin, Wien und St. Petersburg an.

1845 erschien seine erste Schrift über die Verwandtschaft des Walachischen mit dem Friaulischen. 1854 veröffentlichte er die Studi orientali e linguistici in 2 Bänden. Es folgten: Studi critici (2 Bände, 1861 und 1877), Zigeunerisches (Deutsch, Halle 1865), Corsi di Glottologia (1870), Iscrizioni greche, latine, ebraiche di antichi sepolcri giudaici del Napolitano (Florenz 1878), Lettere glottologiche (1881—1886), Il codice irlandese dell'Ambrosiana (1889). Das von Ascoli herausgegebene Archivio glottologico italiano umfaßt 14 Bände. — Der außerordentliche Professor für orthopädische Chirurgie Dr. Oskar Vulpius in Heidelberg wurde zum korrespondierenden Mitglied der Société internationale de la Tuberculose in Paris ernannt.

Hochschulnachrichten.

hc. **München.** Der bisherige Privatdozent für Kinderheilkunde an der Grazer Universität Dr. Ernst Moro hat sich mit einem Probevortrag: „Endogene Infektion und Desinfektion“ für das gleiche Fach in der hiesigen medizinischen Fakultät habilitiert.

hc. **Stuttgart.** Dr. Erich Brunner wurde als Privatdozent für physikalische Chemie und Elektrochemie an der hiesigen Technischen Hochschule aufgenommen.

* **Bonn.** Von dem unlängst in Florenz verstorbenen Professor Dr. Pietro Celoni, der seinerzeit hier studiert hat, ist der hiesigen Universität ein Legat von 1000 M vermacht worden, mit der Bestimmung, daß damit die beste Dissertation belohnt werden soll, die bei einer Doktor- oder Lizentiaten-Promotion im Jahre nach seinem Tode eingeliefert werden wird. Die Dissertation soll dem Andenken des verstorbenen hiesigen Bürgers Theodor Niederstein gewidmet werden.

* **Breslau.** Der Dekan der Wiener evangelisch-theologischen Fakultät, Professor Dr. Feine, hat den Ruf an die hiesige Universität angenommen. — Der hiesige Ordinarius für Experimentalphysik Dr. Otto Lummer reist am Sonntag nach New-York ab, um an der dortigen Columbia University vor einem Auditorium von Professoren und Oberlehrern einen Vorlesungszyklus über das von ihm gemeinschaftlich mit dem Professor Pringsheim ausgearbeitete Gebiet der schwarzen Strahlung abzuhalten, nebst deren wichtigsten Anwendungen auf Astronomie, Leuchttechnik und Pyrometrie.

* **Göttingen.** Der Professor für Geologie und Mineralogie an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Hohenheim, Dr. Joseph Pompeckj, hat, nach der Frankfurter Zeitung, einen Ruf als Nachfolger von Professor A. v. Könen an die dortige Universität erhalten und angenommen. Damit scheint er seine Zusage auf die frühere Berufung nach Königsberg zurückgezogen zu haben.

* **Darmstadt.** Professor Dr. Müller, Rektor der Braunschweigischen Technischen Hochschule und Dozent der darstellenden Geometrie, hat einen Ruf an die hiesige Technische Hochschule angenommen.

Jahrgang 1907. München, Samstag, 26. Januar. Nummer 22.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 ₰

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50.
(Bei direkter Lieferung Inland M 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber. Dr. Julius Petersen in München.

Inhalt:

Neuere Forschungen über Eiweiß, Blut und Blutsverwandtschaft. Von Prof. Dr. Hermann Dürck (München).

Die Verbreitung der Seismometerstationen über die Erde. Von A. Sieberg, Sekretär der kaiserlichen Zentralstation für Erdbebenforschung (Straßburg i. E.).

Bücher und Zeitschriften.

Hermann Dalton: Lebenserinnerungen. — Karl Friedrich Müller und Karl Theodor Gaedertz: Fritz Reuters sämtliche Werke. — Fritz Reuter-Kalender auf das Jahr 1907.

Allgemeine Rundschau.

Seelengärtlein. — Sprachwissenschaftliche Zeitschriften. — Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Neuere Forschungen über Eiweiß, Blut und Blutsverwandtschaft.*)

Von Professor Dr. Hermann Dürck.

In diesem Jahre, und zwar am 27. August, vollendet sich ein Jahrhundert, seitdem in Bayern die von Edward Jenner entdeckte Methode des künstlichen Impfschutzes gegen die Blatternkrankheit gesetzlich obligatorisch eingeführt wurde. Bayern kann sich rühmen, von allen Kulturstaaten das erste Impfgesetz besessen zu haben.

Freilich konnte damals noch niemand ahnen, welche gewaltige Summe von Erkenntnissen allgemein-biologischer Natur sich aus der Tatsache heraus entwickeln würde, daß man nun willkürlich imstande war, dem Menschen durch künstliche Einverleibung eines ursprünglich vom Tier gewonnenen Schutzstoffes Widerstandskraft gegen eine der furchtbarsten Geißeln des Menschengeschlechtes zu verleihen, welche als eine der entsetzlichsten Volksseuchen jahrhundertelang die Städte verwüstet und die Länder entvölkert hatte.

Die Lehre von der auf diesem Wege gewonnenen Widerstandskraft oder Immunität hat sich in den letzten Jahren unter dem befruchtenden Einfluß der Bakteriologie zu einer besonderen Wissenschaft herausgebildet, deren gesicherte Tatsachen schon jetzt unübersehbar erscheinen und die uns ganz neue, überraschende Ausblicke in das Gebiet der Biologie und in die geheimnisvollsten Werkstätten des Zellenstaates unseres Körpers verschafft hat.

Nachdem die Bakteriologie uns in rascher Folge die Erreger und die Lebenseigenschaften der meisten menschlichen und tierischen Infektionskrankheiten kennen gelehrt hatte, mußte die Wissenschaft darauf verfallen, den unendlich komplizierten Wechselwirkungen nachzuforschen welche zwischen den krankmachenden Mikroorganismen und den Zellen des menschlichen und tierischen Körper bestehen, die dessen Erliegen unter den schädlichen Lebensäußerungen der Parasiten im einen Fall, sein Obsiegen und Gesunden im andern zur Folge haben.

Es war ein Schritt von weittragender Bedeutung, als man erkannte, daß nicht nur die lebenden pathogenen Bakterien als zellige Gebilde etwas der Körperzelle Feindliches und Verderbliches darstellen, sondern, daß auch ihre gelösten Stoffwechselprodukte imstande sind, unter Umständen genau die gleichen Krankheitserscheinungen auszulösen. Im Experiment konnte man sich bald davon überzeugen, daß z. B. die Bakterien des Wundstarrkrampfes des Tetanus, in die Nährbouillon, in welcher sie künstlich gezüchtet werden, eine Substanz übergehen lassen, welche für tetanusempfindliche Tiere eine enorme Giftigkeit besitzt. Trennt man durch ein bakteriendichtes Filter, welches absolut sicher imstande ist, alle Bakterien zurückzuhalten, diese von ihrem Nährboden, so genügt eine minimale Quantität der nun bakterienfreien Bouillon, um bei der Maus oder beim Meerschweinchen oder beim Pferd, unter die Haut gespritzt, die charakteristischen Erscheinungen des Wundstarrkrampfes auszulösen. Etwas ganz Aehnliches ist bei den Diphtheriebakterien, bei den Erregern der Wurstvergiftung (Botulismus) u. a. der Fall. Wieder andere Bakterien verhalten sich dagegen ganz anders; das keimfreie Filtrat ihrer Nährböden ist wirkungslos, aber ihre Giftwirkung ist an den Bakterienzell-Leib gebunden. Dieser vermag Vergiftungserscheinungen auszulösen, auch wenn er abgestorben oder künstlich abgetötet ist.

Diese Untersuchungen haben noch eine andere Tatsache ergeben, welche für die praktische Medizin von ungeheurer Bedeutung wurde und auf die zuerst Behring hingewiesen hat.

Spritzt man nämlich einem Versuchstier so kleine Quantitäten der giftigen Bakterienstoffwechselprodukte, der sogen. Toxine, ein, daß es nicht zugrunde geht, sondern die Vergiftung übersteht, so kann man es durch planmäßige Versuchsanordnung dahin bringen, daß es nach einiger Zeit und nach wiederholter Steigerung der Dosis der immer wieder erneuerten Toxineinverleibung schließlich die vielfache, ja vieltausendfache Quantität derjenigen Giftmenge verträgt, welche für ein nicht vorbehandeltes, gleichgroßes Tier unbedingt tötlich ist.

Aber man hat damit noch etwas anderes erreicht: das Tier ist jetzt nicht nur „giftfest" geworden gegen das Toxin der betreffenden Bakterienart — auch die lebenden und virulenten Mikroorganismen selbst vermögen diesem Tier jetzt nichts mehr anzuhaben, und wenn wir ihm auch die größten Mengen davon beibringen. Wir sagen jetzt das Tier ist gegen die betreffende Bakterienart immun geworden, wir haben es immunisiert.

*) Vortrag, gehalten in der Anthropologischen Gesellschaft in München am 25. Januar 1907.

Sie werden mir einfach entgegenhalten, daß dies ja doch gar nichts Neues sei, daß wir bei unserer Versuchsanordnung das Tier eben ganz einfach an das betreffende Gift gewöhnt haben, und daß eine solche Giftgewöhnung eine längst bekannte Tatsache ist. Wir wissen, daß die steierischen Arsenikesser Quantitäten dieses Giftes vertragen, welche genügen, um mehrere nicht daran gewöhnte Menschen augenblicklich zu töten, und daß der Morphiumsüchtige nach jahrelangem Mißbrauch dieses Giftes imstande ist, an einem Tage so viel Morphium in seinen Körper aufzunehmen, daß man damit ein Dutzend Menschen augenblicklich ins Jenseits befördern könnte.

Aber um eine Giftgewöhnung handelt es sich bei der Anpassung an die toxischen Produkte der Bakterien nicht. Der Beweis dafür ist nicht schwer zu erbringen: Wenn wir das Blut und die Körpersäfte eines mit Bakterientoxinen systematisch vorbehandelten Tieres untersuchen, so ergibt sich, daß ein neuer Stoff sich darin gebildet hat, der vorher nicht darin enthalten war. Vermischen wir jetzt eine bestimmte Quantität der toxinhaltigen Bouillon mit diesem Blute oder dem daraus abgeschiedenen Serum, so wird das Toxin nun plötzlich ungiftig; diese Mischung Versuchstieren einverleibt, ist nicht mehr imstande, Vergiftungserscheinungen auszulösen. Ja, dieses Serum hat noch eine andere, für uns weit wichtigere Eigenschaft angenommen: Wenn wir es Tieren einspritzen, welche vorher eine sonst sicher tötliche Dosis des Toxins oder der lebenden pathogenen Bakterien erhalten hatten, so gelingt es, diese Tiere am Leben zu erhalten, sie vor dem sonst sicheren Tode zu retten, auch wenn sie schon erkrankt waren, und sie in kurzer Zeit der völligen Genesung zuzuführen. Dieser neue Körper, welcher da in dem Blute entstanden ist, stellt also jetzt ein wirksames Gegengift oder ein Antitoxin gegen das ursprünglich verwendete Toxin und seine Erzeuger dar, welcher imstande ist, als Heilkörper bei anderen erkrankten Individuen oder prophylaktisch als Schutzkörper bei Gesunden gegen eine allenfallsige Infektion mit der betreffenden Bakterienart zu dienen.

Diese Schutzkörper- oder Antitoxinbildung ist aber natürlich eine spezifische, d. h. die Einverleibung kleiner Giftquantitäten löst nur die Bildung von Antitoxinen gegen die eine Bakterienart aus. Man kann also mit Diphtherietoxin oder mit Diphtheriebakterien nur ein Diphtherieantitoxin, mit Tetanustoxin nur ein Tetanusantitoxin erhalten usw. Es gelingt aber niemals, gegen chemische Gifte oder gegen pflanzliche Gifte anderer Provenienz, auch wenn sie sonst den Bakterientoxinen in Konstitution und Wirkungsweise noch so nahe zu stehen scheinen, eine künstliche Immunisierung herbeizuführen. Wir können kein Morphiumantitoxin, kein Arsenikantitoxin auf diese Weise bereiten, also Giftgewöhnung und Impfschutz sind biologisch außerordentlich verschiedene und ganz ungleichwertige Tatsachen.

Diese Produktion von Schutzkörpern ist eine aktive Leistung des Organismus. Je kräftiger die Reaktion des Körpers gegen die Einverleibung der toxischen Substanzen ausfällt (die sich z. B. in fieberhaften Temperatursteigerungen oder in lokalen Gewebsveränderungen äußert), desto größer ist die Ausbeute an Antitoxin in seinem Blute. Es gibt für die meisten pathogenen Bakterienarten Tierspezies, welche von Haus aus unempfänglich dagegen sind. So sind z. B. Hühner nahezu unempfänglich oder immun gegen Tetanusgift und Tetanusbakterien. Aber es würde nichts nützen und nicht zur Produktion von Tetanusantitoxin führen, wollte man diesen Tieren etwa große Mengen dieses Giftes beibringen. Weil keine Reaktion der Körperzellen entsteht, weil diese sich gegen den Giftstoff nicht wehren müssen, deshalb entsteht kein Antitoxin.

Man nennt daher die Methode, bei welcher der Impfschutz dadurch entsteht, daß der Körper das Gegengift selbst zu bereiten hat, die aktive Immunisierung, und stellt ihr die passive Immunisierung gegenüber. Diese ist gegeben, wenn man einem Individuum das von einem anderen schon fertig gebildete Antitoxin einverleibt. Es stellt also z. B. die Schutzpockenimpfung, so wie sie jetzt gehandhabt wird, eine Methode der aktiven Immunisierung dar. Der Körper erhält das (allerdings im Rinderkörper abgeschwächte) lebende (und uns noch unbekannte) Pockengift eingeimpft und wird dadurch gegen die natürliche Pockeninfektion immun; die Behringsche Diphtherieschutzimpfung ist dagegen ein Beispiel der passiven Immunisierung, denn der Schutz- bezw. Heilkörper ist im Organismus von Pferden gebildet worden und gelangt mit dem Serum fertig zur Einverleibung.

Der Körper eines für Bakteriengift empfänglichen Tieres ist also imstande, eine antitoxische Substanz zu liefern, welche sowohl im Reagenzglas wie in einen neuen Tierkörper eingebracht die Giftwirkung des Toxins völlig aufzuheben vermag.

Die Bildung von Antitoxinen ist natürlich nur möglich bei Bakterien, welche eine gelöste giftige Substanz in den Nährboden, bezw. in die Säfte des von ihnen befallenen Tierkörpers übertreten lassen. Nun haben wir aber schon gehört, daß dies durchaus nicht bei allen pathogenen Mikroorganismen der Fall ist, sondern daß es eine große Reihe von solchen gibt, bei denen die Zelleiber die Träger der schädlichen Einwirkungen sind.[1]) Welche Waffen stehen nun dem Organismus zur Verfügung, um sich auch dieser Eindringlinge zu erwehren?

Die Untersuchungen der letzten Jahre haben gezeigt, daß von den Körperflüssigkeiten mannigfaltige, in ihrem Wesen und in ihrer Erscheinungsweise verschiedenartige, bakterienschädigende Einwirkungen ausgeübt werden, welche in der Neubildung ganz bestimmter Substanzen begründet sind, und daß auch diesen die gleiche Spezifität zukommt wie den Antitoxinen, d. h., daß auch ihre Produktion auf eine besondere Leistung des Organismus, vornehmlich der blutbildenden Organe, Knochenmark, Milz und Lymphdrüsen zurückzuführen ist und sich jedesmal nur gegen die betreffende Bakterienart richtet, welche einverleibt wurde.

So gelingt es z. B. Tiere gegen die Bakterien der Cholera und des Unterleibstyphus immun zu machen, welche für gewöhnlich zwar nicht imstande sind, dieselben charakteristischen Krankheitserscheinungen bei ihnen hervorzubringen wie beim Menschen, aber sie durch ihre allgemeine Giftwirkung schon bei kleinen Dosen zu töten. Wird einem choleraimmunen Tiere Blutserum entnommen und dieses gleichzeitig mit einer sonst tötlichen Dosis von Cholerabakterien einem Meerschweinchen in die Bauchhöhle gebracht, so zeigt sich ein sehr merkwürdiges Phänomen: Das Tier bleibt am Leben, aber die Cholerabakterien erleiden schon innerhalb einer halben Stunde zuerst eine Aufquellung, dann einen bröckligen Zerfall und schließlich eine vollkommene Auflösung. Man nennt diese Stoffe, welche diese intensive Einwirkung ausüben und welche sich auch für gewisse andere Bakterien darstellen lassen, Bakteriolysine.

Eine in ihrem Verlauf abweichende, aber in ihrem Wesen ähnliche Erscheinung hat zuerst Gruber an dem Blutserum von Tieren beobachtet, welche gegen Typhus

[1]) Uebrigens gelang es, Antitoxine auch gegenüber gewissen tierischen und pflanzlichen Giften darzustellen; so kennen wir Antitoxine gegen Schlangengift, Skorpionen-, Spinnen-, Wespen-, Kröten- Aalgift, gegen Ricin, Abrin, Krotin usw.

immunisiert waren. Fügt man von einem solchen Serum eine minimale Quantität zu einer frischen, lebenden Typhusbazillenbouillonkultur, in der sich die Typhuskeime in lebhaftester Eigenbewegung befinden, so wird ihre Beweglichkeit fast momentan gelähmt, sie kleben zu Haufen und Klümpchen zusammen und sinken zu Boden, so daß die überstehende Kulturflüssigkeit in Zeit von einer halben Stunde vollkommen klar wird. Gruber hat diese Stoffe, die sich in ganz gleicher Weise auch im Blut bei Menschen finden, welche an Typhus erkrankt sind, oder einen solchen vor nicht allzulanger Zeit überstanden haben, als „Verklebestoffe" oder Agglutinine bezeichnet. Die Tatsache, daß sie sich auch im Blut von Typhuskranken oder -Rekonvaleszenten finden, hat uns ein wichtiges Hilfsmittel für die frühzeitige richtige Erkennung der klinisch manchmal so schwer diagnostizierbaren Typhuserkrankung an die Hand gegeben. Es wird von dem zu prüfenden Menschen aus der Fingerkuppe eine kleine Quantität Blut entnommen, das Serum abgeschieden und in entsprechender Verdünnung (mindestens 1:50) zu einer Typhusbouillonkultur zugesetzt. Die Methode wird heutzutage überall angewendet und hat sich in zahllosen Fällen als zuverlässig bewährt.

Endlich kommen in den Immunsera noch bestimmte Eiweißkörper vor, welche sogar in den filtrierten Kulturflüssigkeiten der betreffenden Bakterien Niederschläge hervorrufen und die man deshalb als Präzipitine bezeichnet hat.

Sie sehen, daß all die verschiedenartigen Stoffe, von denen bisher die Rede war, die Antitoxine, die Bakteriolysine, die Agglutinine und Präzipitine, als Folge von Reaktionserscheinungen auftreten, welche sich im Körper nach dem Eindringen von belebten Krankheitserregern, von fremden, parasitisch wirkenden zelligen Gebilden herausbilden und die Wirksamkeit dieser Eindringlinge erfolgreich abzuwehren vermögen, solange sich diese nicht in einer allzu großen numerischen Uebermacht gegen die Körperzellen oder in einem Zustand außergewöhnlich starker Giftproduktion befinden.

Nun ist es aber eine Tatsache von allergrößtem allgemeinbiologischen Interesse, daß die Bildung dieser Schutzstoffe, Antikörper oder Antigene, wie wir sie mit einem gemeinsamen Namen nennen, nicht nur durch die Invasion des Körpers mit solchen Mikroparasiten ausgelöst wird, sondern daß manche von ihnen auch dann entstehen, wenn Körperzellen oder gelöste Eiweißstoffe eines anderen Individuums, mit anderen Worten, wenn ein artfremdes Eiweiß in den Säftestrom hereingebracht wird.

Es ist eine Erfahrung, welche man in der Medizin und in der Physiologie schon seit langer Zeit gemacht hat, daß die Transfusion von artfremdem Blut nicht ertragen wird. Man kann z. B. einen durch Blutverluste schwer gefährdeten Menschen nicht dadurch retten, daß man ihm Blut irgend einer Tierart in das leergewordene Gefäßsystem einspritzt. — Auch jedes Tier geht unweigerlich zugrunde, sobald man den Versuch macht, ihm größere Quantitäten eines artfremden Blutes beizubringen. Die Physiologie hat gezeigt, daß die roten Blutkörperchen, die Träger des für die sogenannte innere Atmung, die Oxydationsvorgänge in den Geweben notwendigen Blutrotes oder Hämoglobins in dem Serum der fremden Tierart einfach aufgelöst werden. Die feine Hülle, welche das Blutkörperchen umgibt, und welche normalerweise die Diffusion des Hämoglobins in das eigene Serum verhindert, wird durchlässig und dadurch tritt die Auslaugung und der rasche, unaufhaltsame Tod ein.

Diese Eigenschaft der Blutauflösung läßt sich nun künstlich sehr hochgradig steigern und zu einer spezifischen gestalten, wenn man ein Tier genau wie bei der aktiven Immunisierung gegen ein Bakterium mit vorsichtig steigenden Dosen einer bestimmten Blutart vorbehandelt. Spritzt man z. B. einem Pferde auf diese Weise Kaninchenblut ein, so gewinnt sein Serum allmählich ein außerordentlich aggressives Verhalten gegen die Kaninchenblutkörperchen, weil sich in ihm ein Stoff, den man hier als Hämolysin bezeichnet, neu gebildet hat.

Aber auch die Präziptine, welche wir bei der Einwirkung von Immunserum auf das keimfreie filtrierte Nährsubstrat sich bilden sahen, finden bei der Einverleibung von physiologischen Flüssigkeiten ihr genaues Analogon. Wird ein Tier mit dem Blutserum oder dem ganzen Blut einer anderen Tierart oder des Menschen vorbehandelt, gegen dieses also immunisiert, so gewinnt sein Serum die Eigenschaft im Serum dieser anderen Tierart oder in unendlich verdünnter Blutlösung derselben einen Niederschlag, ein Präzipitat, hervorzurufen.

Dieses Verfahren gelingt auch bei anderen Körpersäften, so läßt sich z. B. durch Injektion von Milch ein sogenanntes Laktoserum herstellen, welches die Eigenschaft hat, einen Niederschlag in der betreffenden Milchart und nur in dieser hervorzurufen.

Uhlenhuth hat Tieren zuerst Eiereiweiß injiziert und sah danach in ihrem Blutserum die Fähigkeit auftreten, in den kleinsten Spuren dieser Eiereiweißlösung einen Niederschlag zu erzeugen. Diese Reaktion erwies sich als unendlich fein und jeder chemischen Probe bei weitem überlegen, denn unsere feinsten chemischen Reaktionen fangen schon bei einer Eiereiweißverdünnung in Kochsalzlösung 1:1000 an zu versagen, während diese biologische Methode mit Leichtigkeit noch Verdünnungen von 1:100,000 erkennen läßt. Gleichzeitig mit dieser Erkenntnis ließ sich nun noch eine andere Tatsache erweisen. Das Eiereiweißantiserum, wie wir es von jetzt ab nennen wollen, reagierte nämlich nicht nur auf Hühnereiweißlösungen, sondern, wenn auch schwächer, auf das Eiweiß von Taubeneiern; Enteneierantiserum auch auf Gänseeier, dagegen auf keinerlei andere Stoffe als Eiweißlösungen von Eiern. Es findet also schon bei dieser Reaktion eine Art von Gruppenwirkung statt, d. h. die Eiweißlösungen verwandter Tierarten werden in ähnlicher, wenn auch schwächerer Weise beeinflußt, wie eine Eiweißlösung der gleichen Art, und es lassen sich auf diesem Wege Unterschiede feststellen, welche mit keiner chemischen Methode gezeigt werden können.

Es war nun nur ein Schritt, dieses Verhalten auch für das Blut verschiedener Arten zu prüfen. Diesen bedeutungsvollen Schritt getan und seine unübersehbare Wichtigkeit für die Praxis, besonders für die gerichtliche Medizin, sogleich richtig erkannt zu haben, ist das unvergängliche Verdienst Uhlenhuths.

Dieser Forscher hat gezeigt, daß, wenn man einem Tiere, am besten einem Kaninchen, Menschenblut in langsam abgestufter Dosierung beibringt, sein Serum die Eigenschaft erhält, auf Menschenblutlösungen bis herab zu unendlichen Verdünnungen in spezifischer Weise einzuwirken, d. h. einen Niederschlag in dieser Lösung zu erzeugen. Mit anderen Worten: es läßt sich Menschenblut aus allen anderen Blutsorten heraus mit Sicherheit erkennen.

Sie sehen ein, wie ungeheuer wichtig eine derartige Möglichkeit in erster Linie für den Gerichtsarzt sein mußte, denn wir besitzen tatsächlich keine einzige Methode, um Menschenblut von Säugetierblut und im vertrockneten Zustand sogar von irgend einem Wirbeltierblut zu unterscheiden. Diese biologische Methode ist aber von einer, man kann sagen, geradezu unbegrenzten Leistungsfähigkeit, denn es genügen die allerkleinsten Blutspuren, ein winziges Spritzerchen auf irgend einem beliebigen Material für die Anwendbarkeit. Das Blut kann vertrocknet, verfault, ge-

froren sein, es kann Jahre oder Jahrzehnte alt sein; stets bewahrt die Methode ihre gleiche Zuverlässigkeit. Aber sie ist nicht nur auf das Blut allein beschränkt; alle eiweißhaltigen Säfte und Gewebsflüssigkeiten werden in gleicher Weise von ihr beeinflußt, und damit erweitert sich natürlich ihre Anwendungsmöglichkeit. Es gelingt nämlich nach demselben Prinzip ohne weiteres, auch Fleischarten verschiedener Tiere zu erkennen, und Fleischverfälschungen, z. B. die Anwesenheit von Pferdefleisch in einer als Schweinefleisch oder Rindfleisch verkauften Wurst oder Räucherware aufzudecken. Nur an ägyptischen, mehrere tausend Jahre alten Mumien gelang es Uhlenhuth nicht mehr, die Menscheneiweißreaktion zu bekommen; dies dürfte aber nur auf die chemischen eiweißkoagulierenden Stoffe zurückzuführen sein, nicht auf Altersveränderungen.

Seit den wenigen Jahren ihres Bestehens hat sich die Methode in der Hand zuverlässiger Untersucher in zahllosen praktischen Fällen bewährt und ist heute schon eines der wichtigsten Hilfsmittel der gerichtlichen Medizin geworden. In vielen Kulturstaaten sind auf Veranlassung der betreffenden Justizministerien Institute entstanden, welche die notwendigen hochwertigen Sera herstellen und entweder den Gerichtsärzten zusenden oder die betreffenden Untersuchungen selbst ausführen. Auch in Bayern wird demnächst eine derartige Zentralstelle errichtet werden.

Aber die Entdeckung Uhlenhuths hat noch ein weiteres allgemein-naturwissenschaftliches Interesse. Schon die Untersuchung der Eiereiweißantisera hatte ergeben, daß diese eine sogenannte Gruppenreaktion entfalteten, d. h. in ähnlicher Weise, wenn auch etwas schwächer, auf Eiereiweißlösungen verwandter Vögel einwirkten. Dasselbe Verhalten konnte Uhlenhuth für seine Blutantisera erweisen. Ein Pferdeantiserum erzeugt nicht nur in Pferdeblut, sondern, wenn auch etwas schwächer, in Eselblut einen Niederschlag; ebenso reagierte Schafblutantiserum etwas geringer, aber doch noch sehr deutlich auf Ziegenblut und noch etwas schwächer auf Rinderblut; Hundeantiserum auf Fuchsblut usw. Vom Menschenblutantiserum aber ließ sich zeigen, daß es auch in Affenblutlösungen einen Niederschlag hervorrief. Es war also offenbar in der biochemischen Blutreaktion ein Mittel gegeben, um das Verwandtschaftsverhältnis der Tiere untereinander, sowie des Menschen zu den Primaten zu studieren, zum sichtbaren Ausdruck zu bringen und die Ergebnisse der Paläontologie, der vergleichenden Anatomie und der Entwicklungsgeschichte mit einer biologischen Untersuchungsmethode von außerordentlicher Feinheit nachzuprüfen.

Der englische Bakteriologe Nutall in Cambridge hat diese Nachprüfung im größten Umfang an dem riesigen Material von über 900 Blutsorten in mehr als 16,000 Reaktionen mit 35 verschiedenen spezifischen Antisera durchgeführt und die Ergebnisse dieser ungeheuren Arbeit in dem höchst interessanten Werke „Bloodimmunity and Bloodrelationship" (Cambridge University Press 1904) niedergelegt. Seine Untersuchungen sind der glänzendste Beweis sowohl für die Leistungsfähigkeit der biochemischen Methode wie für die Exaktheit, mit welcher der Stammbaum der Tiere auf Grund der bisher allein möglichen morphologischen Forschung aufgestellt werden konnte.

Um nur eines aus der Fülle des reichen Materiales hervorzuheben, so konnte der Satz, welchen Huxley auf Grund vergleichend-anatomischer Studien ausgesprochen hatte, daß die trennenden Verschiedenheiten zwischen dem Menschen und den anthropoiden Affen (Gibbon, Orang-Utan, Gorilla, Schimpanse) kleiner seien als zwischen diesen und den niederen Affen, seine volle Bestätigung erfahren.

Das Serum eines mit Menschenblut vorbehandelten Kaninchens ergab, zu 34 verschiedenen Blutsorten verschiedener Menschenrassen zugesetzt, in allen Fällen einen starken Niederschlag.

Dasselbe Serum, zu acht Blutsorten von menschenähnlichen Affen zugesetzt (Orang-Utan, Gorilla, Schimpanse), ergab in allen acht Fällen einen fast ebenso starken Niederschlag wie in Menschenblut. Dagegen reagierte auf dieses Serum das Blut der Hundsaffen und Meerkatzen schwächer; von 36 Blutsorten dieser Gruppe ergaben nur vier eine volle Reaktion, in allen anderen Fällen war eine zwar auch deutliche, aber erst nach längerer Zeit eintretende Trübung zu erzielen. Bei den Affen der Neuen Welt, den sogenannten Breitnasen oder Platyrhini, ergab dasselbe Serum, zu 13 der Cebidengruppe gehörigen Affenblutsorten zugesetzt, keine volle Reaktion mehr, ein Niederschlag trat überhaupt nicht mehr auf, und es war nur noch nach längerer Zeit eine leichte Trübung zu erkennen. Das gleiche Resultat ergab sich bei vier Hapaliden (Krallenaffen). Das Blut von zwei Lemuren (Halbaffen) reagierte überhaupt nicht mehr.

Aber auch phylogenetische Tatsachen, welche bisher nur mit Hilfe der Paläontologie zu erschließen waren, fanden in Nutalls Studien ihre Bestätigung; so z. B. trat die Verwandtschaft zwischen Vögeln und Reptilien auf das deutlichste hervor; ihre Merkmale konnten auch durch die ungeheuren Zeiträume, seit denen diese Gruppen voneinander getrennt wurden, nicht ganz verwischt werden, aber in einer Reihe von 385 Proben, in welcher Vogelblutantiserum mit Säugetierblut geprüft wurde, ergab sich kein einziges positives Resultat.

Vor einiger Zeit prüfte Uhlenhuth das Blut eines Tapirs, welches ich seinerzeit frisch nach dem Schuß entnommen und mitgebracht hatte, mit Pferdeantiserum, und siehe da, es ergab sich eine deutliche Verwandtschaftsreaktion. Die Zoologie aber hat den Tapir, den letzten Rest einer vor unvordenklichen Zeiten ausgestorbenen Tierfamilie, zu den Pferden gestellt, da paläontologische Zwischenglieder vorhanden sind. Diese Beispiele ließen sich leicht noch vermehren.

Prüfungen, welche mit den übrigen Organen des tierischen Körpers bezw. mit deren Extrakten angestellt wurden, haben ergeben, daß auch diesen die gleiche spezifische Reaktion zukommt; nur ein Organ scheint von dieser Regel eine Ausnahme zu machen und gewissermaßen eine Insel von artfremdem Eiweiß im eigenen Körper darzustellen, und dieses Organ ist die Kristalllinse des Auges. Wenn man ein Kaninchen mit Injektionen von Kaninchenlinsenauszügen vorbehandelt, so gibt sein Serum nicht nur mit Linsenauszügen der eigenen Art einen Niederschlag, sondern einen ganz gleich starken mit den Linsenauszügen aller anderen Tieren. Nun wissen wir aber, daß die Linse ein vollkommen blutleeres Organ ist; es scheint also, daß es in letzter Instanz doch immer wieder das Blut ist, welches den Träger jener besonderen Eigenschaften darstellt, den „Auszug aller tödlich feinen Kräfte" im einen Falle, im anderen den Ausdruck einer Wesensgleichheit der Urvoreltern, welche durch Jahrtausende noch hindurchklingt.

Die Verbreitung der Seismometerstationen über die Erde.

Gegenwärtig macht in der Presse eine Notiz die Runde, daß auf der Erde 37 seismologische Beobachtungsstationen eingerichtet seien. Diese Zahl ist viel zu niedrig gegriffen, da in Wirklichkeit weit über zweihundert mit selbstregistrierenden Erdbebenmessern (Seismometern) ausgerüstete Stationen existieren.

In erster Linie wäre das Stationsnetz zu nennen, welches schon vor einer langen Reihe von Jahren seitens der Erdbebenkommission der British Association for the Advancement of Science eingerichtet wurde und heute noch in voller Tätigkeit ist. Es umfaßt durchschnittlich 45 bis 50 über den gesamten englischen Kolonialbesitz zerstreute Stationen, die sämtlich mit dem gleichen Instrumente, dem Milneschen optisch registrierenden Horizontalpendel, ihre Beobachtungen anstellen; nur schade, daß dieses Instrument nicht mehr den Anforderungen der modernen Seismologie entspricht.

Italien, die Wiege der seismologischen Wissenschaft, verfügt über 32 Stationen, welche mit langen und schweren, auf berußter Glasplatte oder mit Tinte registrierenden Pendelseismometern ausgerüstet sind; unter den mannigfaltigen dort in Gebrauch befindlichen Apparaten ragen besonders die von Agamennone, Grablovitz, Stiatesi und Vicentini konstruierten hervor. Bei weitem das dichteste Stationsnetz besitzt Japan, für welches ja die Erdbebenforschung von noch größerer praktischer Bedeutung sein muß als selbst für Italien: nicht allein vier große seismische Observatorien, darunter das durch seine bahnbrechenden Arbeiten auf dem Gebiete der theoretischen und praktischen Seismologie so bekannt gewordene Seismische Staats-Laboratorium an der Universität in Tokio, versehen den Dienst, sondern auch die mehr als 70 meteorologischen Beobachtungsstationen sind mit einfacheren Seismometern ausgestattet; dazu kommen noch 7 Stationen auf Formosa.

Auch der Philippinen-Archipel mit seinen ungemein zahlreichen Erdbeben besitzt ein seismisches Stationsnetz; allerdings sind diese Stationen, weil nur mit Seismoskopen versehen, nicht in die obige Zahl eingeschlossen, und nur das mit Vicentini-Pendeln beobachtende Zentralobservatorium in Manila mitgezählt.

Es würde zu weit führen, wollte man die diesbezüglichen Einrichtungen der ganzen Erde hier sämtlich namhaft machen. Nur so viel sei bemerkt, daß in den Vereinigten Staaten, welche zurzeit kaum ein halbes Dutzend von Seismometerstationen besitzen (wenn man von den Kolonien absieht) für die Zukunft noch vieles zu tun ist; da dürfte wohl die Erdbebenkatastrophe in Kalifornien vom verflossenen April einen gewaltigen Aufschwung im Gefolge haben. Das gleiche gilt für die südamerikanischen Staaten, namentlich an der pazifischen Küste (Valparaiso-Beben), sowie für Nordindien.

Unter den europäischen Staaten nimmt Deutschland eine führende Stellung ein, einmal weil seine 13 Stationen: Aachen, Durlach, Freiburg i. Br., Göttingen, Hamburg, Heidelberg-Königstuhl, Hohenheim, Jena, Leipzig, München-Bogenhausen, Plauen, Potsdam, Straßburg, sämtlich als Stationen erster Ordnung eingerichtet sind, dann auch, weil mit der Kaiserl. Hauptstation für Erdbebenforschung in Straßburg i. E. das Zentralbureau der internationalen seismologischen Staatenassoziation verbunden ist, und schließlich weil von Straßburg und neuerdings von Göttingen aus die Seismometrie in neue, erst Erfolg verheißende Bahnen gelenkt worden ist.

Seltsamerweise ist in Frankreich das Interesse für die Seismologie ein nur geringes, weshalb es nur zwei Stationen (Grenoble und neuerdings Paris) besitzt. Während in den Balkanstaaten die Erdbeben-Forschung und -Messung erfreulichen Aufschwung nimmt, verharrt die seismisch so wichtige Türkei nach wie vor in Untätigkeit. So recht bezeichnend für die dortigen Verhältnisse ist eine Episode, welche kaum ein Jahrzehnt zurückliegt: die osmanische Regierung erwarb Seismometer und alles Sonstige, was zur Einrichtung eines seismischen Observatoriums notwendig ist, desgleichen gewann sie zu dessen Leitung einen bekannten italienischen Seismologen; als sie aber erfuhr, daß ein solches Institut das Auftreten von Erdbeben nicht zu verhindern vermöge, sind die Instrumente einfach gar nicht ausgepackt worden, und alles blieb beim alten. Nicht viel verschieden hiervon ist übrigens die Auffassung, welche in manchen Gebieten Unteritaliens bezüglich der Erdbeben besteht: die die Erdbebengebiete zu Studienzwecken bereisenden Seismologen werden nämlich mit Mißtrauen und selbst mit offener Feindseligkeit empfangen, weil sie im Verdachte stehen, die Erdbeben hervorgerufen zu haben!

Straßburg. A. Sieberg.

Bücher und Zeitschriften.

Lebenserinnerungen von Hermann Dalton. II. Auf des Lebens Mittagshöhe. 1858—88. Berlin, M. Warneck 1907. (4.80 M.)

Dieses hochinteressante Buch schildert die außerordentlich nützliche und fruchtbare, dreißigjährige Tätigkeit eines reformierten Predigers in Rußland. Pastor Dalton hat von 1858 bis 1888 nicht nur in seinem Berufe segensreich gewirkt, sondern auch außerhalb seines engeren Wirkungskreises einen wohltätigen Einfluß ausgeübt. Er kam mit vielen Personen in Berührung, die nicht nur in gesellschaftlicher Beziehung, durch wissenschaftliche und künstlerische Bedeutung hervorragten, sondern auch mit solchen, die auf der Weltbühne eine mehr oder minder wichtige Rolle spielten. Seine Lebenserinnerungen bringen wertvolle Beiträge zur Kenntnis russischer Zustände und Ereignisse in denkwürdiger Zeit; er konnte in St. Petersburg die fortschreitende Entwicklung der nihilistischen Bewegung beobachten, die in dem Attentate der Wära Sassulitsch auf General Trepow und in der Ermordung Kaiser Alexanders II. gipfelte; er erlebte die Unterdrückung der evangelischen Kirche und Geistlichkeit in den russischen Ostseeprovinzen und polemisierte darüber mit dem Oberprokuror Pobedonoszew; er schuf in St. Petersburg eine Gesellschaft für innere Mission, ein segensreich wirkendes evangelisches Hospital und Diakonissenhaus; er beteiligte sich an der Gründung eines deutschen Gesellenhauses, stiftete ein evangelisches Greisenheim, ein Matrosenheim, ein Stadtmissionshaus und ein Kinderheim. Auf seine Veranlassung wurde auch ein Verein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit in St. Petersburg gegründet. Von den Personen, mit denen er in Berührung kam, sind besonders folgende hervorzuheben: die Minister Lanskoi, Walujew, Fürst Ssuworow, Kaiser Alexander II., Bismarck, Kronprinz Friedrich, Fürst Kantakuzen.

Wir lernen hier auch die eigenartige, evangelische Bewegung, die während jener Zeit durch Lord Radstock und Oberst Paschkow in der russischen Gesellschaft propagandiert wurde und den sich in Südrußland verbreitenden Stundismus kennen. Während des russisch-türkischen Krieges von 1877—1878 wurde durch Pastor Dalton eine Sammlung veranstaltet, die 450,000 M einbrachte, mit denen er ein Kriegslazarett ausrüstete, das er in der Nähe des Kriegsschauplatzes selbst leitete. Bei dieser Gelegenheit verkehrte er mit Carmen Sylva, der Königin von Rumänien, Prinz Wittgenstein, General Skobelew und anderen hervorragenden Personen. Trotz seiner vielseitigen und unermüdlichen Leistungen konnte Pastor Dalton auch noch eine fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit entwickeln, über die wir uns hier nicht verbreiten können, ebenso wenig, wie über seine vielen Reisen, die ihn bis tief nach Asien hinein führten.

Im Schlußkapitel dieses inhaltsreichen Buches finden sich sogar Enthüllungen über die vor dem russisch-türkischen Kriege zwischen Rußland und Deutschland vorhanden gewesene Spannung und über den angeblichen Einfluß, den damals Kaiser Wilhelm I. auf seinen Neffen, den Zaren, ausgeübt haben soll.

Für jeden, der sich für die Ereignisse interessiert, die sich während jener Zeit in Rußland zutrugen, und für jeden, der die segensreiche, aufopfernde Tätigkeit eines protestantischen Geistlichen in Rußland kennen lernen will, ist dieses Buch, das wir aus voller Ueberzeugung warm empfehlen können, eine reiche Fundgrube der Belehrung und Unterhaltung; kein Leser wird es unbefriedigt aus der Hand legen.

München. Wilhelm Henckel.

Fritz Reuters sämtliche Werke in 18 Bänden. Herausgegeben von Dr. Karl Friedrich Müller. (Leipzig. Verlag von Max Hesse.)

Fritz Reuters sämtliche Werke in 12 Bänden. Herausgegeben von Prof. Dr. Karl Theodor Gaedertz. (Leipzig. Verlag von Philipp Reclam jun.)

Gaedertz, dem bekannten Reuter-Forscher, der mit seiner neuen Reuter-Ausgabe wiederum dem toten Meister ein glänzendes Denkmal gesetzt hat, war das seltene Glück zuteil geworden, die Originalmanuskripte benützen zu dürfen. Dadurch hat er einmal eine Menge von Druckversehen und Unreinigkeiten im Texte, die im Laufe der Zeit in die einander jagenden Auf-

lagen eingeschlichen waren, ausmerzen können. Außerdem hat Gaedertz eine Anzahl von kleineren Schriften, die bisher in keiner Ausgabe zu finden und trotzdem der Aufnahme in die sämtlichen Werke recht wohl würdig waren, dieser Ausgabe einverleiben können. So hat er eine durchaus zuverlässige und vollständige Ausgabe dem deutschen Volke in die Hände gelegt.

Müller, der Herausgeber der eine beträchtliche Zeit vor der Reclamschen erschienenen Hesseschen Ausgabe, konnte seine Tätigkeit nicht auf Reuters geschriebenen Nachlaß ausdehnen, sondern mußte sich lediglich auf die im Drucke erschienenen Werke beschränken. Dabei hat er es an Arbeit und Sorgfalt nicht fehlen lassen.

Viele dem Text geschlagene Wunden hat er mit sorgsamer Hand geheilt. In seiner „Vorrede" gibt er darüber Rechenschaft: „... Durch sorgfältige Vergleichung der älteren Ausgaben (bis zu Reuters Tode) und mit gewissenhafter Beobachtung der Grundsätze philologischer Kritik haben wir an zahllosen Stellen Druckfehler und Versehen berücksichtigt, verloren gegangene Verse und Satzteile (an einer Stelle sogar eine ganze Druckseite!)[1]) dem Dichter wiedergegeben, hier und da auch den Text von Zusätzen fremder Hand (seit 1875), also von offenbaren Fälschungen, säubern müssen..."

Dafür verdient er gewiß wahren Dank und volle Anerkennung. Aber er hat in seinem heiligen Eifer und seinem guten Glauben zu überscharfen Worten gegriffen. Gaedertz ist z. B. in der Lage aus den Handschriften nachzuweisen, daß die von Müller vermeintlich neu entdeckte, oben bezeichnete Druckseite nicht durch eine Nachlässigkeit des Setzers ausgefallen, sondern von Reuter selbst gestrichen sei. Aus derselben Quelle berichtigt er auch noch eine Menge kleinerer Ungenauigkeiten, die Müller trotz aller Sorgfalt nicht hatte entdecken können, eben weil ihm die allein maßgebenden Manuskripte Reuters unzugänglich waren. Immerhin hat Müller ein gut Stück Arbeit geleistet und eine zuverlässige Ausgabe hergestellt durch Tilgung der vielen groben, sinnstörenden Fehler, die er nur in fast zu großer „Sorgfalt" und zu genauer „philologischer Kritik" in der einem jeden Werke vorangehenden Einleitung einzeln aufzählt. Uebrigens ist auch Gaedertz in seiner peinlichen Genauigkeit wohl etwas zu weit gegangen. Seine Ausgabe „soll ja im besten Sinne des Wortes eine Volksausgabe sein" — aber was liegt dem „Volke" am Ende daran, ob ein „doch" oder ein „aber" dasteht?

Ein anderer weit wichtigerer Vorzug vor der Müllerschen Ausgabe ist die von Gaedertz erreichte Vollständigkeit. Schon Müller hat in seine Ausgabe eine Anzahl bisher in die „sämtlichen Werke" nicht aufgenommener, aber dieser Ehre recht wohl würdiger Schriften eingefügt; aber Gaedertz hat auch hier mehr Mittel in der Hand gehabt und hat sie trefflich verwertet. Aus den verschlossenen Mappen hat er viel zutage gefördert, was nicht nur als Reuters Werk interessiert, sondern auch wirklich erheitert und zum Lachen zwingt.

Ist Gaedertz darin weit überlegen, so kann Müller dennoch ruhig mit ihm in die Schranken treten, denn auch seine Ausgabe hat nicht zu unterschätzende Vorzüge. Da ist vor allem das vollständige Reuter-Lexikon, das Müller in mühevoller Arbeit angefertigt und seiner Ausgabe angehängt hat. Dadurch hat er sich ein Verdienst nicht nur um Reuter, sondern auch um die plattdeutsche und somit um die ganze deutsche Sprache erworben. Gaedertz hat sich damit nicht befreunden können, er hat, wie das bisher in allen Ausgaben üblich war, die Fußnoten angewandt. „Von einem Lexikon, das man nur ungern zu Rate zieht, da das Nachschlagen den Genuß stört, nahm ich Abstand, beobachtete dagegen für die Wortertlärungen das Verfahren, keine oder nur geringe Kenntnis der plattdeutschen Sprache vorauszusetzen; je weiter der Leser vordringt, desto größer wird unvermerkt sein Wortschatz, desto besser lernt er den Dialekt verstehen. Wiederholungen sind tunlichst vermieden, die Anmerkungen verringern sich, die Lektüre bereitet kaum noch Schwierigkeiten. Weil in den seltensten Fällen die Bände nach der Reihenfolge gelesen werden, sondern bald dieser, bald jener, so zeigt jeder Band, jedes Stück für sich diese gewiß bald als praktisch anerkannte Methode."

Die vielen Fußnoten, die an jeder Seite wiederkehren, tragen durchaus nicht zur Verschönerung bei, zumal die Worterläuterungen von Gaedertz noch vermehrt werden durch eine Menge dankenswerter Aufschlüsse über alle in den Stücken vorkommenden Personen und Sachen, Unklarheiten und Dunkelheiten. Auch hierin möchte ich Müllers Verfahren vorziehen, der seine Aufklärungen und Angaben in die den einzelnen Stücken vorangehenden Einleitungen verweist und so die Fußnoten fast vollständig vermeidet.

Für die Anordnung der Bände haben beide Herausgeber fast durchweg das chronologische Verfahren angewandt. Bei Müller folgen also auf die weniger gelungenen Julklapp-Verse und Lustspiele die prächtig-frischen „Läuschen und Rimels", dann mehr und mehr aufsteigend die Epen bis zu „Kein Hüsung" und „Hanne Nüte", dann auf der Höhe weiter die ersten Prosaromane, ein kurzes Verweilen und Ausruhen in „Schurr-Murr" als Vorbereitung auf den Höhepunkt, der „Stromtid", von da an ein langsames Sinken in den beiden letzten Romanen und Ausklingen in den kleineren, minder wertvollen Schriften, doch nicht verflachend, sondern voll und rein in den vaterländischen Gedichten. Gaedertz hat die Bände, nicht zu ihren Ungunsten, etwas verschoben, so daß die „Läuschen und Rimels" den farbigen Reigen eröffnen und das bisher die „Ollen Kamellen" unterbrechende „Schurr-Murr" in den vorletzten Band gestellt ist, wodurch die beiden verwandten Teile „Meine Vaterstadt Stavenhagen" und „Urgeschicht von Meckelnborg" jetzt aneinander gerückt sind. Dagegen hat Müller (gewiß allen zu Dank) es so einzurichten gewußt, daß die drei Teile der „Stromtid" ein eigenes Buch für sich bilden.

An den Anfang gestellt haben beide Herausgeber ihren Ausgaben eine warmgeschriebene Einleitung, die viel des Neuen und Interessanten bietet. Außerdem hat Gaedertz, dem als dem alten Reuterforscher natürlich auch hier mehr Mittel zur Verfügung standen, seine Ausgabe mit 26, Müller mit 15 Bildnissen und Handschriftproben geschmückt. Sehr dankbar sind wir Gaedertz besonders für das Bild Reuters aus der Burschenzeit.

Würzburg. Leo Krell.

[1]) Gemeint ist eine Stelle in Kap. 12. De Klag' aus „Kein Hüsung".

* **„Fritz Reuter-Kalender auf das Jahr 1907".** Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher).

Sehr gediegen in der äußeren Ausstattung, unterscheidet sich der vom bekannten Reuter-Forscher Karl Theodor Gaedertz herausgegebene Reuter-Kalender auch inhaltlich bedeutend von den meisten landläufigen Kalenderbüchern. In der ansprechenden Form, in der der Reuter-Kalender vor uns hintritt, wird es ihm nicht schwer werden, die ihm vom Herausgeber zugedachte Mission zu erfüllen: Mittelpunkt zu werden für die Reuter-Gemeinde und den norddeutschen Klassiker in Süddeutschland, ja in der Schweiz und Oesterreich einbürgern zu helfen. Aus dem Inhalt des vorliegenden ersten Jahrganges ist das Kalendarium hervorzuheben, für das Reutersche Gedanken, Sentenzen und Sprüche in Hoch und Platt, auf die zwölf Monate passend, zusammengestellt sind. Ansprechende briefliche Bekenntnisse aus Fritz Reuters Jugendzeit behandeln die Schülerjahre und Studiensemester, die Untersuchungshaft und Festungszeit. Aus Reuters Landleben, seinem Brautstande, seiner Ehe folgen Einzelheiten in Wort und Bild. Die Illustrationen sind zum Teil Wiedergaben von Zeichnungen Reuters, der ein ausgezeichnetes Talent zum Porträtieren hatte, teils Arbeiten des Malers Johann Bahr. Was aber hauptsächlich den Reuter-Kalender überall einbürgern wird, das ist der Schatz von ungedruckten Gedichten und Geschichten aus des Dichters Nachlaß: zu hellem Lachen verlockende Läuschen und Rimels, ein gemütvoller Polterabendscherz, launige Verse zu einer von Reuter höchst drastisch gezeichneten Landpartie, mit einer Beurteilung des großen Meisters Adolf v. Menzel, eine auch kulturhistorisch wertvolle, hochdeutsche humoristische Erzählung „Fußreise des Gymnasiasten Fritz Reuter über Stralsund nach Rügen" und ein zwerchfellerschütternder Brief des Inspektors Bräsig.

Man darf dem Reuter-Kalender prophezeien, daß er sein Glück machen wird, denn es ist dem Deutschen selten ein so wertvoller Almanach für den geringen Preis von einer Mark geboten worden.

---

* Der zweite Band von Dehmels Gesammelten Werken ist soeben im Verlage von S. Fischer, Berlin, erschienen; er enthält zwei Folgen Gedichte: „Aber die Liebe". Der Preis des Bandes beträgt geh. 3 M, geb. 4 M, bei Abnahme der ganzen zehnbändigen Ausgabe.

* Im Verlag von Carl Fromme, Wien, wird demnächst eine Geschichte des österreichischen Herrenhauses erscheinen aus der Feder Gustav Kolmers, des Autors des kürzlich hier angezeigten Werkes: Parlament und Verfassung in Oesterreich.

Allgemeine Rundschau.

Seelengärtlein.

Die mit den herrlichsten Bildern geschmückte Handschrift der deutschen Uebersetzung des „Hortulus animae" gehört zu den kostbarsten Kleinodien der k. k. Hofbibliothek in Wien, denn sie ist eine der schönsten Miniaturhandschriften, die uns erhalten

sind. Seit langem schon ist dieses Wunderwerk der Kunst von Forschern anerkannt und gewürdigt worden, aber erst jetzt, da die moderne Reproduktionstechnik es möglich macht, das Original in fast täuschender Weise in seinem vollen Farbenglanz wiederzugeben, hat man sich entschlossen, den Kodex zu publizieren, der nun bei Joseph Baer u. Co. in Frankfurt a. M. in einem Prachtwerke der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht wird.

Die Handschrift wird vollständig auf photomechanischem Wege reproduziert werden. Alle Blätter, die figürlichen Schmuck haben (109), werden durch mehrfarbigen Lichtdruck, die übrigen durch einfarbige Photolithographie wiedergegeben. Auch die schwarzen und selbst die leeren Blätter werden den Eindruck des Originals hervorrufen, da jeder Seite eine Tonplatte, die den Pergamentcharakter ganz genau wiedergibt, aufgedruckt ist. Die Tafeln sind doppelseitig bedruckt, so daß sich, wie bei dem Original, Vorder- und Rückseite vollkommen Register halten. Auch das Papier, das gewählt wurde, ist geeignet, die fast täuschende Wirkung der Reproduktionen zu erhöhen. Die Ueberwachung der künstlerischen Ausführung des typographischen Teiles des Werkes besorgt Professor Koloman Moser.

Wie E. Chmelarz in einem umfangreichen Aufsatze nachgewiesen hat, ist dieser Bilderkodex zwischen den Jahren 1517 und 1523 für die kunstsinnige Statthalterin der Niederlande, Erzherzogin Margarethe von Oesterreich, Tochter Maximilians I., geschrieben und mit Bildern ausgeschmückt worden. Mit der Herstellung des bildnerischen Schmuckes wurde der Hauptmeister des „Breviarium Grimani", der berühmte Genter Maler Gerard Horenbout, beauftragt, der die Illustrationen unter Beihilfe seiner Schüler ausführte. Was er hervorgebracht, rechtfertigt seinen Ruhm und zeigt, welche hohe Stufe die niederländische Miniaturmalerei im Anfang des 16. Jahrhunderts erklommen hatte: sei es, daß er in den Kalenderbildern und den Umrahmungen Szenen des täglichen Lebens mit vollendeter Natürlichkeit und gesundem Humor schildert, sei es, daß er in den Vollbildern würdige Heilige in prächtigen Gewändern mit einer duftigen Landschaft im Hintergrund hinstellt oder auf herrlichen Goldbordüren Blumen und Tiere, wahre Wunder realistischer Darstellungskunst, hinzaubert, überall offenbart sich der feine Geschmack eines mit spielender Leichtigkeit arbeitenden Genies.

Mit Recht ist unsere Handschrift mit dem „Breviarium Grimani" verglichen worden, dessen Miniaturen derselben künstlerischen Gruppe angehören und auch ungefähr zur gleichen Zeit entstanden sein dürften. „Die gleichmäßige Zeichnung und Farbe in den beiden Handschriften", bemerkt Chmelarz, „erklärt sich zum großen Teil aus dem Charakter der Schule Memlings, aus welcher Horenbout hervorging, mit allen Vorzügen und Schwächen: ihrer Naturbeobachtung, bunten Farbenfreudigkeit, den liebenswürdigen Köpfchen auf kurzen Figuren mit etwas ungeschickter Stellung der Füße usw.... Das starke Betonen der brüchigen Faltengebung durch gerade, kräftige Pinselstriche findet sich auf den meisten Bildern des einen und des anderen Kodex wieder und ebenso ist auf beiden Seiten die Schönheit der landschaftlichen Hintergründe mit trefflicher Luftperspektive, der Liebreiz der Frauen, wie die Würde und Kraft der Männerköpfe in feiner, vielfach gezeichneter Malerei unleugbar".

Der „Hortulus animae", auf deutsch „Seelengärtlein", auch „Seelenwurzgärtlein" genannt, gehört zu einer Art von Andachtsbüchern, welche in Deutschland und in den Niederlanden etwa dieselbe Bedeutung erlangten, wie die verschiedenen Horarien oder Livres d'heures in Frankreich. Der Text der Handschrift ist deutsch und geht auf eine Uebersetzung und Bearbeitung des Sebastian Brant zurück. Er ist, wie es scheint, eine genaue Abschrift der Druckausgabe, die bei Flach in Straßburg im Jahre 1510 erschien, die aber selbst von den Bibliographen nirgends erwähnt wird und offenbar ganz verschollen ist. Die erste Publikation der Wiener Handschrift ist also insofern auch für liturgische und sprachliche Studien von großem Werte, als in ihr die einzige Spur eines, wie es scheint, verloren gegangenen Originaltextes erhalten ist.

Die wissenschaftliche Einleitung Dr. Dörnhöffers, Direktors der Kupferstichsammlung der k. k. Hofbibliothek, wird alles enthalten, was der Stand der modernen Kunstwissenschaft erfordert. Neue Forschungen über die ausführenden Künstler, die Vergleichung mit anderen verwandten Handschriften, kurz alle Angaben, die den Kunsthistoriker und Kunstfreund in diesem Zusammenhang interessieren, sollen als Erläuterung den Tafeln beigegeben werden.

Es werden von dem Werke nur 200 numerierte Exemplare in deutscher Sprache herausgegeben. Wir glauben aus diesem Grunde, Reflektanten eine möglichst schnelle Subskription anraten zu dürfen, da voraussichtlich die Auflage bald erschöpft sein wird, und ein Nachdruck nicht stattfindet. Um Privatleuten die Anschaffung des Werkes zu erleichtern, hat die Verlagsfirma nicht nur dem Ganzen ein handliches Format gegeben, sondern auch den Preis des Buches im Vergleich zu anderen ähnlichen Publikationen und im Verhältnis zu den großen Herstellungskosten möglichst niedrig angesetzt.

Das Werk erscheint in 11 Lieferungen, von denen jede zirka 10 farbige und zirka 36 schwarze und einfach getönte, doppelseitig bedruckte Tafeln enthält. Die Herausgabe wird über drei Jahre verteilt werden. Die erste Lieferung ist soeben erschienen. Man kann nur auf das komplette Werk subskribieren. Probeblätter werden auf Wunsch zur Ansicht gesandt.

Sprachwissenschaftliche Zeitschriften.

z. Wir meldeten vor kurzem, daß der Verlag von Vandenhoeck u. Ruprecht in Göttingen die von A. Kuhn begründete Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiet der indogermanischen Sprachen erworben und mit der eigenen sprachwissenschaftlichen Zeitschrift, Bezzenbergers Beiträgen, zu einem einzigen Unternehmen verschmolzen hat, das im wesentlichen den Titel der Kuhnschen Zeitschrift erhielt und nun von den früheren Leitern beider Erscheinungen, den Professoren Bezzenberger, Kuhn und Schulze, gemeinschaftlich weitergeführt wird. Nun ist das erste Heft der neuen Zeitschrift erschienen, das von Professor Bezzenberger in Königsberg herausgegeben ist.

Unter dem reichen Inhalt, der Griechisches, Lateinisches, Etruskisches, Indisches, Slawisches, Gothisches, Althochdeutsches und sogar einen Abstecher ins Aegyptische aufweist, ist eine Studie von Professor Bezzenberger über die Sprache des preußischen Enchiridions von allgemeinem Interesse. Der im 16. Jahrhundert in Pobethen im Samland wirkende lutherische Pfarrer Abel Will hatte den lutherischen Katechismus ins Preußische übersetzt. Diese Uebersetzung, eines der wenigen erheblichen Denkmäler der Preußensprache, war bis jetzt in sprachlicher Hinsicht noch kaum untersucht worden. Das tut nun der Königsberger Sprachforscher, indem er zugleich über die sachlichen Abweichungen des Textes vom Original und über die Person des der Osiandrischen Lehre anhängenden, von seiner vorgesetzten Kirchenbehörde aber streng behandelten Pfarrers ausführlich handelt.

Das Griechische und Lateinische tritt in dem Hefte etwas zurück. Dafür hat nun der Verlag eine besondere Zeitschrift gegründet: „Glotta, Zeitschrift für griechische und lateinische Sprache". Darin soll nun die Behandlung der beiden Sprachen als indogermanischer Abzweigungen eine besondere Stätte finden, aber auch überhaupt jede grammatische Untersuchung der ältesten Kultursprachen Europas und ihrer Anhängsel, wobei immer ein Hauptaugenmerk auf die Darlegung der Wechselbeziehungen zwischen beiden Sprachen gewendet wird. Damit auch der Reiz des Neuen nicht fehle, sollen auch Nachrichten über Funde an neuen, durch Inschriften, Papyri und Handschriften gegebenen Stoffen gegeben werden. Die Herausgeber sind Professor Dr. Paul Kretschmer in Wien und Professor Dr. Franz Skutsch in Breslau; dieser wird das Lateinische, jener das Griechische bearbeiten. Das erste Heft der auf etwa 26 Bogen im Jahre berechneten Glotta soll im Laufe dieses Jahres erscheinen.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse vom 17. Januar.

Unter Vorsitz des Sekretärs Herrn Waldeyer las Herr Munk: Ueber die Funktionen des Kleinhirns. Zweite Mitteilung. Die spezifische Funktion des Kleinhirns ist die feinere Gleichgewichtserhaltung oder Gleichgewichtsregulierung beim Sitzen, Liegen, Stehen, Gehen usw. Dafür kommt das Kleinhirn nach Bedarf in Tätigkeit. Im sogenannten Ruhezustande beeinflußt es — wie die anderen zentralen Organe des Bewegungsapparates, das Großhirn, das Rückenmark, die Prinzipalzentren, die Markzentren, und zwar ein jedes Organ die ihm für seine spezifische Funktion untergeordneten Zentren — Mark- und Muskelzentren für den Bereich von Wirbelsäule und Extremitäten, indem es diese Zentren mehr oder weniger, aber immer nur schwach erregt.

*

Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 17. Januar.

Unter Vorsitz des Sekretärs Hrn. Vahlen las Hr. Schmidt: „Deutsche Reimstudien". II. (Erscheint später.) Mit Ausblicken auf Mundartliches und anderen Exkursen werden besonders der „reiche" Reim, der in Ableitungs- und Flexionssilben liegende, die Assonanz erörtert.

Kleinere Mitteilungen.

* **Das Atoxyl Kochs.** Experimentelle Untersuchungen aus dem Reichsgesundheitsamt über Atoxyl, das von Robert Koch zur Behandlung der Schlafkrankheit benutzte Mittel, veröffentlichen nach der Vossischen Zeitung Professor Uhlenhut, Privatdozent Dr. Groß und Oberarzt Dr. Bickel in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift. Sie geben zunächst einen geschichtlichen Ueberblick über die mit Atoxyl angestellten Versuche und kommen zu dem Schluß, daß wir erst Koch eine systematische, zielbewußte Durchführung der Atoxylbehandlung an einem großen Krankenmaterial verdanken.

Die drei Forscher haben untersucht, welche Wirkung Atoxyl auf andere Krankheiten ausübt, die durch Trypanosomen bedingt werden. Da ist zunächst die Dourinekrankheit, an der früher in Europa, noch jetzt in Algier und Nordamerika zahlreiche Pferde zugrunde gehen. Die Trypanosomen dieser Krankheit bringen auch Erkrankung der Mäuse, Ratten, Kaninchen usw. hervor. Es gelang, nach Vergiftung dieser Tiere durch sofort einsetzende Atoxyldarreichung den Ausbruch der Krankheit zu verhindern, wie auch die schon vorhandene Krankheit zur Heilung zu bringen. Noch nicht erwiesen ist, ob die Heilung eine dauernde ist.

Sodann ging man zu einer Krankheit über, die durch eine den Trypanosomen verwandte Spirochaete hervorgerufen wird, der in Brasilien häufigen Spirillose der Hühner. Auch hier zeigte sich eine schützende und heilende Wirkung. Infolgedessen sind jetzt Versuche bei anderen Spirochaete-Krankheiten im Gange, insbesondere dem Rückfallsfieber und der Syphilis. Es handelt sich dabei einstweilen um Experimente, die noch nicht zu Hoffnungen für die Behandlung von Menschen berechtigen.

* **Ueber Kulturprobleme der Neuzeit** sprach am 5. Vortragsabend der Lessing-Gesellschaft in Berlin Professor Dr. Werner Sombart. Es ist das der Titel, den die Gesellschaft einer Reihe von Vorträgen gegeben, in denen sie das gleiche Thema von verschiedenen Standpunkten aus behandeln lassen will. Sombart nun erblickt im Gegensatz zu der Formulierung dieses Titels nicht eine Mehrzahl von Problemen, die man gleichsam außer Zusammenhang miteinander behandeln könne, sondern ein umfassendes Kulturproblem schlechthin, das in der Frage gipfelt: In welcher Art wird die physische und geistige Fortentwicklung der Menschheit durch das, was wir modernes Leben nennen, beeinflußt?

Nach dem Berliner Tageblatt führte der Vortragende etwa folgendes aus: Unsere Kultur ist mit dem einen Worte Technik charakterisiert, Technik in dem Sinne der Beherrschung und Ausnutzung der anorganischen Kräfte und Stoffe. Und in der Tat hat die moderne Technik, diese Emanzipation von den Schranken des Organischen, einen so mächtigen Einfluß auf unser gesamtes Leben gewonnen, daß man behaupten kann, die bisherigen Fundamente der Kultur sind durch sie in ihren Grundfesten erschüttert. Sie hat, was alle Jahrhunderte vorher nicht vermochten, die Bevölkerungsziffer eines Reiches wie Deutschland um weit mehr als das Doppelte vermehrt. Aber zugleich ist auch, vor allem in den großen Städten, eine ganz bedeutende Verschlechterung der Rasse eingetreten, da die moderne Hygiene auch die Schwächlichen und Kranken zu erhalten weiß, die Epidemien verhindert, so daß eine natürliche Auslese nicht mehr stattfindet.

Dieser Vermehrung und Erhaltung der Menschenkräfte steht auf der anderen Seite eine Stagnation in der Geburtenziffer gegenüber, die ihre Ursache in der Entwicklung der Stellung der Frau findet. Die moderne Technik hat die Frau Schritt für Schritt aus dem bisherigen hauswirtschaftlichen Kreise herausgetrieben, sie hat ihr Zeit gegeben, über ihr Dasein nachzudenken, und den Wunsch in ihr wachgerufen, gleichberechtigter Mensch und nicht die beste Zeit des Lebens nur dienendes Rassegeschöpf und nichts anderes zu sein.

Diesen bedeutenden Verschiebungen der physischen Grundlagen stehen ebenfolche Wandlungen auf sittlichem und geistigem Gebiete gegenüber. Der sittliche Kreis der Familie ist durch die technische Entwicklung mehr und mehr gelockert worden. Das äußere hauswirtschaftliche Band, wie es früher alle Teile der Familie, jeden an seinem Platze, zusammenhielt, ist nicht mehr vorhanden. Immer häufiger wird es, daß Mann, Frau und Kinder zugleich der Fabrikarbeit dienen. Und diese Arbeit füllt trotz aller Anspannung nicht aus und schafft nicht Befriedigung, weil sie Teilarbeit ist und nur irgend eine mechanische Fähigkeit immer und immer wieder beansprucht, oft das ganze Leben hindurch.

Vermehrung der Qantität, Verringerung der Qualität ist auch das Zeichen, unter dem das geistige und künstlerische Leben steht. Die allgemeine Bildung ist infolge der modernen Errungenschaften (Presse, billige Bücher usw.) mächtig gewachsen, aber die eigentlich schöpferischen Fähigkeiten haben sich vermindert. Denn die Welt ist immer heller, kälter, verstandesklarer geworden, und die Bedingungen, unter denen alle schöpferischen Großtaten erwuchsen, die innige Verbindung mit der Natur, ein gewisses Maß von Einsamkeit, sind immer seltener erfüllt. Bezeichnend ist, daß die Länder mit höchster technischer Kultur (Amerika, England) die wenigsten schöpferischen Geister liefern im Gegensatz zu Norwegen, Rußland, Frankreich.

* **Reste einer alten Handschrift.** Der Bibliothekar des Zisterzienserstiftes in Stams (Tirol), Pater Robert Reisch, sandte nach einer Mitteilung der Neuen Freien Presse an den Aktuar der Wiener Akademie der Wissenschaften und Privatdozenten für altgermanische Philologie an der Wiener Universität, Dr Viktor Junk, kürzlich ein Werk zur Untersuchung, dessen Einband eine alte Handschrift zu sein schien. Nach kunstgerecht vorgenommener Ablösung stellte Herr Dr. Junk fest, daß die verwendete Handschrift ein wertvolles Bruchstück der „Weltchronik" des schweizerischen Dichters Rudolf v. Ems aus dem zwölften Jahrhundert ist. Es ist jetzt das viertemal, daß auf solchem Wege Bruchstücke dieser Dichtung in der Stiftsbibliothek von Stams gefunden wurden und es erscheint zweifellos, daß dort einst ein vollständiges Exemplar der Handschrift vorhanden war, das aber in Unkenntnis ihres Wertes zu Bucheinbänden verschnitten wurde.

* **Moritz Steinschneider †.** Im 91. Lebensjahre ist in der Nacht zum Donnerstag nach kurzem Krankenlager der Gelehrt- und Handschriftenforscher Professor Dr. Moritz Steinschneider in Berlin gestorben. Am bekanntesten sind seine Kataloge hebräischer Handschriften fast aller größeren Bibliotheken, bahnbrechend wirkte seine „Jüdische Literatur", die ins Englische übersetzt ward und die von der Pariser Akademie der Wissenschaften preisgekrönte Schrift über die hebräischen Uebersetzungen des Mittelalters. Auch die arabische Literatur verdankt Steinschneiders unermüdlichen Forschungen mancherlei wertvolle und bleibende Aufschlüsse. Professor Dr Steinschneider widmete sich noch bis vor wenigen Wochen in seltener Frische des Körpers und Geistes seiner Wissenschaft.

hc. **Personalien.** Zu ordentlichen Mitgliedern des Kaiserl. Deutschen Archäologischen Instituts sind Corrado Ricci, der neue Generaldirektor der Altertümer und schönen Künste in Rom, und Dr. phil. und jur. Anton Ritter v. Premerstein, Sekretär des Oesterreichischen Archäologischen Instituts in Athen und Privatdozent für griechische und römische Geschichte und Altertumskunde an der Wiener Universität, zu korrespondierenden Mitgliedern P. Schazmann, Architekt in Genf, und Frau Arthur Strong, Bibliothekarin des Herzogs von Devonshire in Chatsworth-Devonshire, ernannt worden. — Der Generaloberarzt a. D. Dr. v. Linstow in Göttingen ist von der Zoologischen Gesellschaft in London zum korrespondierenden Mitgliede ernannt worden. — Im Alter von 64 Jahren starb in London die astronomische Schriftstellerin Frln. Agnes Mary Clerke. Sie schrieb u. a. eine „Geschichte der Astronomie im 19. Jahrhundert". Nach Erscheinen ihres letzten wichtigen Werkes „Probleme der Astrophysik", ernannte die Royal Astronomical Society Frln. Clerke zu ihrem Ehrenmitgliede.

Hochschulnachrichten.

hc. **Dresden.** Zum Rektor der Technischen Hochschule für das Jahr vom 1. März 1907 bis dahin 1908 ist Geheimer Hofrat Professor Bernhard Pattenhausen, Vertreter der Geodäsie und Direktor des Geodätischen Instituts der Ingenieur-Abteilung, gewählt und bestätigt worden.

R. **Berlin.** Der hiesige Privatdozent Dr. Joseph Horovitz ist als Professor an das Muhammadan Anglo-Oriental College zu Aligarh in Indien berufen worden und wird in diesen Tagen an seinem Bestimmungsorte eintreffen. Er wird dort arabische Sprache und Literatur nach europäischem Muster lesen

hc. **Breslau.** Mit einer Antrittsvorlesung: Ueber Katalyse in der Technik führte sich Dr. Waldemar Fischer in der hiesigen philosophischen Fakultät als Privatdozent für physikalische Chemie ein. Seine Habilitationsschrift trägt den Titel: „Untersuchungen über Metallhydraxyde."

hc. **Marburg.** Dem Privatdozenten für Physik und ersten Assistenten bei Professor Richarz am physikalischen Institut der hiesigen Universität, Dr. Arthur Schulze, ist der Professortitel verliehen worden.

hc. **Königsberg i. Pr.** Dem Privatdozenten für Otiatrie und Rhinologie an der hiesigen Universität Stabsarzt Dr. Otto Voß ist das Prädikat Professor verliehen worden.

Jahrgang 1907. München, Montag, 28. Januar. Nummer 23.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt. Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50.
(Bei direkter Lieferung Inland M 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München.

Inhalt:

Die Kunst, zu vergessen. Von Professor Dr. Richard M. Meyer (Berlin).

Zukunftsländer am La Plata. II. Von Dr. Ludwig Munzinger (München).

Neue Beobachtungen des dritten Jupitermondes. Von Professor K. Oertel (München).

Bücher und Zeitschriften.

Franz Nissel: Agnes von Meran. — Georg Speck: Am Rheinfall. Zwei Menschen.

Allgemeine Rundschau.

Schädigung der Fermente durch physikalische Einwirkungen.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Die Kunst, zu vergessen.

Als man dem Themistokles eine Gedächtniskunst anbot, rief er aus: Dem würde er viel geben, der ihn die Kunst lehre, zu vergessen. Und in der Tat — wie hoch die Hellenen, das Volk der Kunst, gerade diese Kunst schätzten, zeigt jene tiefsinnige Erfindung ihrer Mythologie von dem Fluß Lethe, dessen Wasser vollkommenes Vergessen schenkt. Wie viel Hellenen haben sich nach diesem Trunk gesehnt! Und wie viele Sterbliche, die von dem Namen der Lethe nie Kunde vernahmen!

Zunächst ist es wohl tiefer Schmerz, der nach Vergessen schreit, seelischer mehr noch als körperlicher, weil er noch fester sich eingräbt in den ganzen Organismus:

> Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt,
> Das bleibt für ewig dir ins Herz gesenkt.

Doch wollen wir von diesem Ursprung der Begierde, vergessen zu lernen, hier nicht sprechen. Nicht bloß das Gefühl, auch der Geist erhebt die Forderung; wie das Herz, so leidet auch der Kopf unter der Last des Gedächtnisses und verlangt nach Erleichterung.

Von dem berühmten Sprachkenner Mezzofanti hat man behauptet, er habe einfach nichts, was er gehört habe, vergessen können. Das scheint eine bewundernswerte Gabe — aber was hat er damit angefangen? Gewiß, er wurde ein Wunderkind, wurde Kardinal und Präfekt der Propaganda — davon aber weiß die Geschichte nichts zu sagen, daß seine Sprachengabe oder sein Gedächtnis ihm zu irgend einer wissenschaftlichen oder künstlerischen Leistung verholfen hätte. Was er hörte, fing sich in seinem Gedächtnis und blieb dort liegen: es staute sich an, stopfte sich, ließ keine Bewegung zu. In kleinerem Maßstabe konnten wir dieselbe Erscheinung in unserer Zeit beobachten. Der berühmte Münchener Literarhistoriker Michael Bernays besaß ein unvergleichliches Gedächtnis; rührte man nur etwa eine Fauststelle an, so rollte fast automatisch der ganze Akt herunter. Lange Stücke gelehrter Prosa hat er mit größter Sicherheit in seinen Vorlesungen zitiert und alle Hilfe eines Buches stolz dabei verschmäht. Das machte ihn zu einem unserer gelehrtesten Männer, zu einem Orakel für alle, die „eine Stelle“ suchten oder Prioritätsfragen erwogen. Aber das machte ihn auch als Forscher merkwürdig unfruchtbar und ließ seine großen Pläne — so den großartigen eines „Homer in der Weltliteratur“ — in den Anfängen stecken bleiben. Er wurde zur lebenden Bibliothek; der Forscher, der sie benutzen sollte, starb ab, erdrückt von der Last des Behaltens.

Das ist ja ein so seltener Fall, daß er geradezu pathologisch anmutet. Im allgemeinen hilft sich die Natur auch bei dem fleißigsten und glücklichsten Leser eben durch den Selbstschutz des Vergessens. Manchmal läßt sich das experimentell feststellen. Kunth, der Lehrer der Brüder Humboldt, ein verdienstvoller Staatsmann und Gelehrter, beobachtete bei seinen botanischen Studien, daß er nur eine bestimmte Anzahl von Pflanzennamen behalten konnte: lernte er neue, so verlor er dafür eine entsprechende Zahl bereits erworbener Namen. So hielt sich das Gedächtnis aufnahmefähig, freilich in einer fast mechanisch und deshalb nicht gefahrlos wirkenden Weise. Aehnlich aber arbeitet die Selbsterhaltung doch wohl bei allen, die ein umfangreiches und sicheres Gedächtnis brauchen. Der Gelehrte, der Beamte, der Geschäftsmann nimmt fortwährend neue Tatsachen, Namen, Sätze in seine Verwahrung, läßt dafür aber auch unmerklich andere entgleiten, die ihn nicht mehr interessieren. Mit dieser notwendigen Operation der Säuberung unserer geistigen Vorratskammer von Dingen, die — mindestens für uns — veraltet sind, fangen wir schon früh an: das Verlernen von Schulwissen ist ein unentbehrlicher Schritt auf der Bahn des eigenen Lernens. Freilich steht es nicht immer im Verhältnis zu den neuen Erwerbungen; und es ist rätselhaft, wie viel manche verlernen können, die nie etwas gelernt hatten! — Es ist daher eine gute Regel, daß man das Gedächtnis nicht mit überflüssigem Ballast beschweren soll. Notizbuch, Exzerptenheft und ähnliche Apparate nehmen uns eine Last ab, die das Gedächtnis vielleicht für Wichtigeres unbrauchbar machen würde. Wir notieren, um vergessen zu können — wenn auch nur einstweilen, bis wir das schriftliche Gedächtnis wieder aufrufen.

Das sind Hausmittel. Die Frage ist nur, ob neue Bedrängnisse unserer Wissenskammer nicht neue Hilfen nötig macht — „große Mittel“, wie die Politiker sich ausdrücken.

Der Tatsachenvorrat wächst überall ins Unendliche. Auf allen Gebieten ist es das gleiche. Ein paar Artikel und ein paar Adressen mußte der Kaufmann alten Stils kennen — der heutige hat eine in umfangreiche Bücher niedergelegte „Warenkunde“ und ein dickes „Weltadreß-

buch" vor sich. Jeden Monat hat der Richter neue Bestimmungen hinzuzulernen. Und für den Gelehrten bietet die berufene „Spezialisierung" nur scheinbar einen Schutz; denn es werden von dem Spezialisten ebenso viele Daten gefordert wie von dem „Universalisten", nur andere. Wer nur die Geschichte von Lippe-Detmold treibt, der soll dafür in jedem Winkel der Geschichte dieses Staates so genau Bescheid wissen wie Eduard Meyer in den großen Linien der weltgeschichtlichen Entwicklung.

Nun bedenke man, daß diesem unaufhörlichen Zuwachs von neuem Material gegenüber die alten Mittel des Abstoßens heute versagen. Der Gelehrte früherer Zeit hatte es gut! Zunächst erfuhr er nicht alles. Jetzt haben wir so viele Bibliographien, kritische Uebersichten, Spezialorgane, daß alles in die Studierstube hineinfließt, was irgendwo gewußt — oder beinahe gewußt wird. Und wir können es nicht mehr vergessen, denn fortwährend wird die Ernte in neue Uebersichten eingeheimst. Es ist eine Schande, nicht zu wissen, was das letzte Winkelblatt von Uruguay über die unwichtigste Abart der kleinen Blattlaus veröffentlicht hat, — mindestens wird der Kritiker, der diese Notiz aufgetrieben hat, dem, der sie übersehen hat, daraus eine Schande machen. Bis man alle Bibliographien durchstudiert hat, sind sie veraltet; und so kommt man vor Erinnerung — denn auch das ist ja schwarz auf weiß aufgestapeltes Gedächtnis — nicht zum Denken. Mindestens wenn man den unbedingten Respekt vor der berühmten „Vollständigkeit des Materials" besitzt.

Aber nicht bloß der einzelne ist ohnmächtig gegenüber der Unmöglichkeit, Unwichtigstes zu vergessen — die Gesamtheit befindet sich in derselben Lage. Unsere Kenntnis der Vorzeit ist durch das Sieb tausendjähriger Ueberlieferung gegangen. Was alles verloren ging, bleibt ewig zu bedauern; besäßen wir aber noch alles, so sehe ich nicht, wie wir existieren sollten. Es wäre schön, wenn wir alle Lustspiele des Aristophanes und alle Gedichte der Sappho besäßen; wäre aber auch jede Komödie jedes antiken Blumenthal und jedes Lied eines ägyptischen Albert Träger erhalten, so wäre nur noch ein doppelter Weg der Rettung: alles ignorieren — oder mit dem fabelhaften Omar der Alexandrinischen Bibliothek alles verbrennen. Denn wo bliebe Platz für das Lebendige? Wo ist er in dem traditionsfreudigen China vorhanden, das doch immerhin auch nur in Auswahl bewahrt?

Wie steht es aber heute? Mommsen sprach in einer Sitzung der Berliner Gesellschaft für deutsche Literatur sein Bedauern darüber aus, daß man so vieles bedruckte Papier hindere, seinen natürlichen Weg zu gehen. Was wird dem Gedächtnis unserer Zeitgenossen nicht zugemutet! Der Heroenkultus, der einst wenigstens nur den Heroen galt, ist längst zu den Duodezheldchen herabgestiegen. Goethes Philologie wird verspottet, aber über Cäsar Flaischlen schreibt einer ein dickes Buch mit einer vollständigen Bühnengeschichte seiner unbekannten Dramen. Der verstorbene Adalbert v. Hanstein hat die Geschichte eines Berliner Schriftstellerklubs von kurzer Dauer mit der dokumentarischen Wichtigkeit geschrieben, in der etwa die ältere romantische Schule behandelt zu werden verdiente. Die „Woche" stellt Parlamentarier und Minister, von denen wir in fünf Jahren nichts mehr wissen werden, in so vielen Stellungen vor, wie ein verliebter Maler ein schönes Modell malt. Nichts, was lebt, entgeht unserem Kollektivgedächtnis. Jeder Achsenbruch wird telegraphiert und jede Hochzeit photographiert.

Und wie dienen die Helden selbst diesem sinnlos gewordenen Bewahrungsbrauch! Jeder Schriftsteller führt Tagebuch und Akten; bis zu welcher Genauigkeit aber gar das „Dossier" eines Mimen gehen kann, hat die Mitwelt schaudernd an Barnays Memoiren erlebt. Dem hilft die freundliche und feindliche Umgebung nach Kräften nach. Interviews und Momentphotographien verwandeln den Lebenslauf, der sonst nur ein paar hellbeleuchtete öffentliche Momente besaß, in eine nicht abreißende Kette allgemein bekannter Augenblicke. Zumal das Leben der Fürsten ist ein gelebtes Mutoskop; sie haben keine Geheimnisse mehr vor uns — und wir sollen alles behalten! Und die Wunderkinder! Es fehlte nur noch, daß in der Art der drahtlosen Telegraphie selbsttätige Phonographen in jeder Kinderstube aufgestellt würden, um die seelische Entwicklung des süßen Kleinen vom ersten Schrei bis zum „dernier cri" restlos für die Nachwelt festzulegen!

Und das alles dürfen wir nicht vergessen! Es ist so „ungeheuer wichtig". Mindestens wird uns das von den Fanatikern der empirischen Vollständigkeit immer wieder gepredigt.

Dieser Fanatismus der Bewahrung achtet kein glückliches Vergessen. Die früheren Zeiten wußten eine Reihe von Schriftstellern zu vergessen, unter den Schriften anderer eine Auswahl zu treffen. Die Gegenwart macht alle diese Mittel der Notwehr rückgängig. Die gesamte Literatur seit der Reformation soll noch einmal gedruckt werden; und wenn die Neudrucker etwas bevorzugen, so ist es höchstens das Wertlose. Aber bei der Literatur bleibt man nicht stehen. Alle Briefe, die ein unbedeutender Skribent oder Diplomat geschrieben hat, werden unserem Gedächtnis zugemutet; was der Empfänger dem Papierkorb — diesem unschätzbaren Retter der Kulturmenschheit — zu übergeben versäumte, das ist ohne Gnade der Unsterblichkeit sicher und darf nicht mehr vergessen werden. Ferner werden alle Akten nach und nach zu neuem Leben erweckt — als hätten sie je gelebt! Jeder Bericht über die Seidenwurmzucht in den preußischen Staaten, jede Aufzeichnung zur „Erziehungsgeschichte" eines im fünften Jahre verstorbenen Prinzen, alles, alles geht in unsere pflichtmäßige Bewahrung über. Früher genügten Hinweise, Auszüge, Inhaltsangaben; jetzt muß jedes Stück beschriebenen oder bedruckten Papiers in aller Länge vor jeder Vergeßlichkeit geschützt werden. Dies geschieht nun obendrein mit philologischer Genauigkeit, so daß die Schreibfehler des dümmsten Kanzlisten aufgehoben und beachtet werden sollen wie die interessantesten Entgleisungen Goethes!

Es versteht sich, daß das alles unter Umständen seinen Wert haben kann, für die Sprach- oder Kulturgeschichte, für die Biographie eines bedeutenden Mannes. Das Schlimme ist nur die Selbstverständlichkeit, die von der Rücksicht auf Brauchbarkeit völlig absieht und einfach dekretiert: was je da war, muß gewußt werden; was je geschrieben wurde, muß behalten werden! Der alte Fr. Th. Vischer deduzierte die Notwendigkeit des Sterbens aus der Notwendigkeit, von Zeit zu Zeit angehäufte Papiere und Andenken zu beseitigen; aber nach der herrschenden Anschauung braucht niemand zu sterben, denn seine Papiere werden genau so fortgeführt, als lebte er noch, und seine Schränke gehen in ein Museum nach dem furchtbaren Muster des Richard Wagner-Museums in Eisenach über. Lexika bewahren alle Daten seines Lebens — und wir sind verpflichtet, von Johanna Ambrosius mehr zu wissen, als wir je von Schiller wissen werden...

Diese Anhäufung des unnützesten Gedächtnisstoffes für Gelehrte wird allmählich eine öffentliche Kalamität. Aber mit dem, was den Geschäftsleuten oder Beamten geboten wird, steht es nicht viel besser: überall das gleiche Unvermögen, der Gesundheit des Kollektiv- oder Durchschnittsgedächtnisses auch nur die kleinste Notiz zu opfern, die möglicherweise einmal einem ein wenig förderlich sein könnte. Als würde ein Schwimmbassin derartig mit Ret-

lungsgürteln und Rettungskähnen bedeckt, daß überhaupt niemand mehr schwimmen könnte.

Für den einzelnen entsteht aus dieser Notlage, der er nicht steuern kann und der erst besonnenere Anschauungen wieder abhelfen werden, die Frage: Was habe ich zu vergessen? Er kann ja nicht all die „unschätzbaren Hilfsmittel" einfach beiseite lassen; denn das, was er braucht, findet er eben heute nirgends ohne den Zusatz des Ueberflüssigsten, und diese Bücher enthalten auch wirklich so viel Wertvolles, daß er hinter jedem, der sie benutzt, zurückbleiben müßte. Ja, wenn sie noch unbrauchbar wären, das wäre herrlich! Nun aber gilt es für den einzelnen, seine Denkkraft vor der Verschüttung mit totem Stoff zu hüten. Wir müssen wieder lernen, zu vergessen; es wird ein täglich unentbehrlicherer Teil der geistigen Hygiene. Aber natürlich, wie man sonst mit Auswahl zu behalten lernte, wollen wir mit Auswahl zu vergessen lernen!

Es gibt nur Ein Mittel, und das steht glücklicherweise in jedermanns Hand. Es heißt: das Wertvolle innig, kräftig, fest umfassen, es sich ganz einverleiben, es sich unverlierbar erobern. Dann nimmt das Gute dem andringenden Mittelmäßigen den Raum fort, wie es andernfalls umgekehrt geht. Dann wohnt der Besitz der besten Schriftsteller, der wichtigsten Lehrsätze, der uns unentbehrlichsten Kenntnisse als Wächter in unserem Gedächtnisse, gliedert sich das Brauchbare an und läßt das Unverdauliche zu Boden fallen. Wer Gutes und Schlechtes, Wertvolles und Entbehrliches ganz gleichmäßig herunterschlingt — und das ist eben die Schwäche unserer Zeit, die durch jene falsche Produktion und Reproduktion genährt wird und wiederum sie nährt — der wird ein Opfer des Gedränges. Wer in jedem Museum alles sehen will, der hat schließlich nichts gesehen. Wir müssen wieder lernen, auszuwählen; wir müssen wieder lernen, mit ausschließender Liebe zu sehen, zu hören, zu lesen. Keineswegs soll das zur Einseitigkeit und zur Unduldsamkeit führen; der berufene „Leser nur Eines Buches" fehlt unseren Tagen nicht und ist wahrlich kein nachahmenswertes Muster. Aber schließlich sind doch Dinge vorhanden, von denen wir bestimmt fühlen: sie geben uns etwas, und solche, die nur unser Gedächtnis belasten. Die müssen wir unterschiedlich behandeln. Die Kunst zu vergessen, ist im Grunde nichts anderes als — die Kunst zu behalten; und eine bessere Vorschrift kann man auch heute dem bedrängten Patienten der Bildungskrankheit nicht geben als die alte: Prüfet alles und das Beste behaltet! Das Beste, und vielleicht auch noch das Gute; aber versucht ja nicht, alles zu behalten; und indem ihr das Gute und das Beste recht intensiv erfaßt, eignet ihr euch die schwere und nötige Kunst an: die Kunst zu vergessen!

Berlin. Richard M. Meyer.

Zukunftsländer am La Plata.

Von Dr. Ludwig Munzinger.

II.

Die Republica Oriental del Uruguay.

Die Schienenwege. — Eisenbahnfahren, ein teueres Vergnügen. — Kleinlandwirtschaft in San José und Canelones. — Im Kamp. — Alambrados. — Die Arbeit im Kamp. — Kamp-Bahnhofsleben. — Mercedes. — Das Tagewerk der Donna Angela. — Die Plaza. — Die Geschäfte des Herrn Obersten. — Der Rio Negro. — Gran Exposicion Nacional y Feria. — Uruguayische Viehzucht. — Eine spaßige Militärkapelle. — Keine deutschen Bauern nach Uruguay! — Dagegen Investierung von deutschem Kapital.

Außer dem Ferrocarril Central rücken nun aber noch eine ganze Anzahl anderer Bahnunternehmungen — selbstredend alle in englischen Händen — die entfernteren Departamentos wirtschaftlich an die Hauptstadt heran. Sie sind nach einem einheitlichen Plan angelegt und überziehen das ganze Land mit einem rationell und weitsichtig ausgespannten Schienennetz von rund 2000 Kilometer Länge, d. s. etwa 2 Kilometer auf den Kopf der Bevölkerung. Der Ausgangspunkt ist der schöne große Bahnhof des Ferrocarril Central in Montevideo, der mit einem Kostenaufwand von 2 Millionen Mark erbaut wurde. Von der Ferrocarril Central, die als Hauptschlagader mitten durch das Land über Tacuarembo nach Rivera an der brasilianischen Grenze führt, zweigen dann die Linien der anderen Gesellschaften nach den verschiedenen Richtungen ab. Auf den uruguayischen Bahnen fährt man sehr bequem; in der zweiten Klasse, die unserer dritten entspricht, sammelt sich das Publikum, dem die Passagiere erster Klasse — unsere zweite — entgehen wollen. Wer nur ein bißchen etwas auf sich hält, benutzt in Uruguay — wie in Südamerika überhaupt — die erste Klasse. Jeder Zug enthält einen eleganten Speisewagen. Freilich, etwas teuer ist das Vergnügen, in Uruguay auf der Eisenbahn zu fahren. Eine Rückfahrkarte nach Sayago, 8 Kilometer weit, kostet z. B. 40 Centesimos Gold = 1.72 Mark; eine solche nach Mercedes im Departamento Soriano, etwa 300 Kilometer entfernt, 17.6 Goldpeso = 75.60 Mark.

Indessen gibt es ab und zu auch eine billigere Gelegenheit, ins Land hinauszufahren, wenn nämlich eine Bahnverwaltung einen Tren Excursion laufen läßt. Das geschieht meist aus Anlaß einer Gran Exposicion nacional y Feria, eine der in allen größeren Orten des Landes alljährlich stattfindenden Viehausstellungen, wo das Geschäft mit dem Vergnügen verbunden wird, wo die Land- und Viehpreise gemacht werden, und daher die Estanzieros eines Departamentos zusammenströmen.

Bei einer solchen Gelegenheit erhält man rasch einen guten Ueberblick über die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes, da man auf einem Punkt vereinigt findet, was sonst durch Entfernungen von mindestens einem Tagerritt getrennt ist. Man muß sie daher nutzen.

Auf die frühe Morgenstunde ist die Abfahrt festgesetzt. Trotzdem füllt sich der Zug rasch mit Geschäftsleuten und Landwirten. Auch viele städtisch gekleidete Damen nehmen Platz. Pünktlich — eine seltene Erscheinung im spanischen Amerika — verläßt der Zug die Halle und fährt hinaus in die frische Morgenluft, die uns die schöne Gartenlandschaft um Montevideo doppelt verlockend erscheinen läßt. Bis Canelones, ja bis José, beides die Hauptorte gleichnamiger Departamentos, herrscht noch die Kleinlandwirtschaft im allgemeinen vor. Zahlreiche Kolonisten, meist Italiener, sitzen hier auf Chakras von geringem Umfange, die sie in Pacht oder Halbpacht bebauen. Verhältnismäßig wenige unter ihnen sind Eigentümer des Bodens, den sie bebauen, und das ist einer der wundesten Punkte in der orientalischen Volkswirtschaft.

Nördlich von San José breitet sich dann die typisch uruguayische Kamplandschaft aus. Sie unterscheidet sich sehr wesentlich von jener Argentiniens, die sich flach wie ein Teller in unermeßliche Weiten ausdehnt. Uruguay steht auf den granitenen Füßen des Urgesteins, das mitunter die deckende Schicht des Grasbodens durchbricht und offen zutage liegt, während die Ackerbau- und Viehweideflächen der Schwesterrepublik jenseit des La Plata meist Alluvialboden darstellen. Und so sucht hier der Blick nicht vergebens wie in der Pampa an dem kreisrunden Horizont entlang, wo er eine Abwechslung finde, sondern er

schweift wohlgefällig über die glänzendgrüne, wellenförmige Fläche, wo die Linienführung in der Landschaft Hügel und Täler uns zeigt. Es ist reicher, bester Kampboden, der sich hier im Nordwesten der Republik findet. Die zahlreichen wohlgenährten Viehweiden, Rinder und Schafe künden dies laut. Sauber und dauerhaft ausgeführte Alambrados, d. s. Drahtzäune mit 7—8 Fäden, grenzen die einzelnen Besitztümer voneinander ab und stellen innerhalb eines jeden Gutes Abteilungen her, die zum Auseinanderhalten des Viehes nach Alter und Geschlecht dienen. So ist das ganze Land mit einem nach Millionen von laufenden Kilometern zählenden Drahtnetz überspannt, und dem Neuling ist nun ein Rätsel gelöst, das ihm die Ausschiffung ungeheurer Massen von Drahtrollen im Hafen von Montevideo bereitete.

Das Einteilen des Viehes in die einzelnen Abteilungen, die man Potrero nennt, und das Beaufsichtigen dort ist die Hauptarbeit des Estanziero und seiner Peone. So sieht man denn auch allenthalben einen Reiter in kurzem Galopp über die Fläche eilen. Seinen Auftrag, eine Anzahl junger Stiere in einen entfernter gelegenen Potrero zu treiben, hat er erfüllt, und nun reitet er nach dem Nachbar-Potrero ab, wo er Umschau halten will nach gefallenem Vieh, auf daß wenigstens das Fell nicht verderbe. So wird es beinahe Mittag, bevor er sein Pferd heimwärts zur Estanzia wendet, deren Baum- und Häusergruppe sich am Horizont auf einem Höhenzug vom blauen Himmel abhebt, vom Duft der Ferne umflossen.

Je weiter der Zug uns hinaus bringt, desto echter zeigt sich das Kampleben. An den Stationen, kleinen, mit Wellblech eingedeckten Schuppen, entwickelt sich jedesmal ein reges Leben. Von allen Himmelsrichtungen sind die Fuhrwerke der umliegenden Estanzias herbeigekommen. Zahlreiche Peone mit diesem oder jenem Auftrag erwarten ebenfalls den Zug. Ihre Pferde stehen in langen Reihen auf dem „Bahnhofsplatz", d. h. dem sehr ausgefahrenen Stück Kampboden, das sich zwischen der Station und dem dazugehörigen Wirtshaus erstreckt. Wirtshaus und Station bilden nämlich zumeist den Kern des Pueblo, des Ortes, der sich unter diesem oder jenem Namen hier entwickeln soll. In der Namengebung ist man mitunter recht nüchtern. Zwar klingen z. B. Stationsnamen wie La Lata, Biscocho oder La Sábana sehr stolz in das Ohr des sprachunkundigen Ausländers. Dringt er jedoch allmählich in die Geheimnisse des Spanischen ein, so entdeckt er, daß er sich in einer „Blechdose" mit „Biskuit" und in einem „Bettuch" befunden hat.

Der Zug schnauft jetzt schwer heran, obwohl er sich nicht übermäßig beeilt und in der Stunde nur 35—40 Kilometer zurücklegt. Auf dem Bahnsteig hat sich eine Menge unserem Auge phantastisch erscheinender Gestalten gesammelt. Verwegene Gesichter, deren Hautfarbe die Sonne, die Rassenmischung oder beides zusammen dunkelbraun gefärbt hat, schauen unter breitkrempigen schwarzen oder braunen Filzhüten hervor; ein kurzer Janker deckt heute, weil's Sonntag ist, das wollene Hemd; ein weißes oder rosafarbenes Seidentuch ersetzt den Kragen. Ueber die hohen gelben oder braunen Stiefel fallen bauschig die weiten Leinenhosen, bombachas, herab; die Hand hält die schwere Reitpeitsche, ohne die dem Eingeborenen ein Reiter offenbar unmöglich erscheint. Doch mischen sich auch zahlreiche Träger des englischen Reitanzuges: Sportmütze, Jackett, Breeches und Ledergamaschen, in das bunte Bild. Es sind Ausländer, Besitzer oder Verwalter (was man hierzulande Major domo nennt) einer nahe gelegenen Estanzia, die der Ankunft ihrer Damen harren. Und nun steigen sie hier aus, die modisch gekleideten Damen, mitten im Sonnenbrand des Kamps; die Fuhrwerke werden bestiegen, sporenklirrend eilen die Peone zu ihren Pferden, und wiederum nach allen Himmelsrichtungen geht es davon. Als der Zug wenige Minuten später sich wieder in Bewegung setzt, liegt die Station öde und verlassen da, und wer etwa das lebhafte Treiben von vorher verschlafen hat, fragt sich wohl verwundert, was sie da überhaupt in der Einsamkeit wohl zu suchen hat.

Endlich ist Mercedes, der Endpunkt der Bahnlinie und Schauplatz der Gran Exposicion, erreicht. Auf dem Bahnhof des ungefähr 15,000 Einwohner zählenden Kampstädtchens wogt eine wimmelnde Menge, die den Sonderzug erwartet und dann mit ihren Gästen in den Ort zurückströmt. Wer in den überfüllten beiden „Hotels" keinen Platz mehr findet, muß sich um ein Privatquartier umsehen. Deren gibt es auch in allen diesen kleinen Städten. Sie leiden jedoch nicht an übermäßiger Sauberkeit. Indessen, man muß sich hierzulande an alles gewöhnen und über nichts wundern. Als ob man es niemals anders gekannt hätte, muß man sich mit Doña Angela, der patrona des Hauses, in dem mit Blattpflanzen und Sträuchern bestandenen patio, an den Rand eines stimmungsvollen Ziehbrunnens, unter einen über und über mit Blüten beladenen Teerosenbaum setzen und plaudern. Daß die dienenden Geister des Hauses unterdessen ohne Rast und Ruh' ab und zu gehen und der patrona mit feierlicher Grandezza die frisch mit heißem Wasser gefüllte Mate überreichen, muß einem gleichfalls selbstverständlich erscheinen. Und dies um so mehr, wenn man dann bemerkt, daß sich die patrona dieser Arbeit des Mate-Lutschens morgens von 7—9 Uhr im Bett und von 9 Uhr des Vormittags bis zum Schlafengehen hingibt, so ziemlich die einzige Arbeit, die sie ihrer für würdig hält. Im übrigen muß man durch entsprechendes Parlamentieren mit den dienenden Geistern dafür sorgen, daß man morgens sein Waschwasser erhält und sein Frühstück. Nach einem kleinen Spaziergang in dem hinter dem Haus belegenen Baumgarten, unter Palmen und Feigenbäumen, Zitronen und Orangen, kann man dann an sein Tagewerk gehen. Die patrona wird einem dann für die Anspruchslosigkeit den Ehrentitel eines hombre muy sympatico geben und sehr zufrieden mit dem Gast sein.

Das Tagewerk des Studienreisenden ist nun allerdings in einem Städtchen wie Mercedes bald getan. Verirren kann man sich dank dem in allen diesen Orten wie in den großen Städten durchgeführten Cuadra-System nicht leicht und man muß nur beim Zählen der Cuadras aufpassen. „Zwei Cuadra links und dann drei Cuadra rechts!" sagte die patrona, als sie nach dem Weg zur Plaza befragt wurde. Also eins, zwei Cuadra links und eins, zwei, drei Cuadra rechts: dann steht man auf der mit alten prächtigen Palmen geschmückten Plaza, dem Mittelpunkt des Ortes.

Sie ähneln sich alle, diese Plazas der südamerikanischen Landstädtchen. In der Mitte steht ein Unabhängigkeits- und Freiheitsdenkmal; die eine Seite beherrscht die Kirche, die drei anderen umsäumen die größeren Geschäftshäuser, die besseren almacenes (eine Art Basar), die sehr beliebte confiteria und das Gasthaus. Mercedes gestattet sich aber noch den Luxus einer zweiten Plaza, die oben auf dem Hügel liegt, dessen südlichen Abhang zum Rio Negro die Stadt einnimmt. Dort sieht es freilich noch etwas wüst und leer aus. Nur die Südseite schließt ein langes niederes Gebäude ab: die Kaserne des 9. Reiter-Regiments.

Fünfhundert Mann bilden den Truppenteil — auf dem Papier und in den Rechnungsnachsweisen. Knapp dreihundert hält der Oberst, der diese Differenz, wie das landesüblich ist, zur Aufbesserung seiner Finanzen benutzt, unter seinem Kommando versammelt. Auch wird es für überflüssig gehalten, einem Reiter-Regiment in diesen friedlichen Zeiten Pferde zu geben. Wenn sie nötig sein sollten, sind sie ja auf dem Wege der Requisition auf den umliegenden Estanzien ohne Mühe zu beschaffen. Dazu sind die pferdelosen Reiter, zusammengewürfelt aus dem Abschaum

des Landes, gerade die geeigneten Leute. Unter ihnen findet man übrigens auch den letzten Rest der sonst in Uruguay systematisch ausgerotteten Neger; neben diesen fallen manche Indianergesichter auf, die man sonst ebenfalls in der Republik verhältnismäßig selten findet. Irgend ein blasses, feineres Gesicht verrät dann weiter, daß man die „Armee" hierzulande auch als Strafanstalt für verlorene Söhne ansieht.

Die Umgebung von Mercedes entbehrt nicht großer landschaftlicher Reize. Von den grünen Höhenzügen sieht man hinab über die Stadt auf das Silberband des hier 800 Meter breiten, schiffbaren Rio Negro, dem für die spätere Entwicklung des Landes zweifellos sehr große Bedeutung zukommt, worauf hier besonders hingewiesen sei. Lichte Wälder begleiten allerwärts seine Ufer; sie werden flußabwärts dichter und formenreicher. Im Flußhafen von Mercedes schaukelt der kühle Abendwind einige der kleinen Schiffe, die von hier bis zur Einmündung des Rio Negro in den Rio Uruguay den Verkehr vermitteln. Drüben, von dem nächsten Höhenzug jenseits des sorgsam angebauten Tales her, grüßen, im Winde flatternd, die viermal blau und fünfmal weiß gestreiften Flaggen der Banda Oriental. Dort hat man die Gebäulichkeiten der Gran Exposicion nacional y feria aufgeschlagen, und zur „feria" hinaus eilen in diesen Tagen von allen Seiten zahlreiche Wagen und Reiter. In sauberen, mit Wellblech eingedeckten Ställen steht dort das ausgestellte, um die Preise der Associacion rural des Departamento Soriano ringende Vieh. Prachtvolle, fleischige Hereford- und Durham-Stiere, zum Teil schon im Lande selbst gezogen, zeugen von dem fortschrittlichen Geist, der die orientalische Viehzucht durchweht und dem es gelungen ist, auf dem Wege unausgesetzter, sachgemäßer Kreuzung an die Stelle des schlechten Criollo-Viehes, der degenerierten Nachkommen der einst von den spanischen Eroberern ins Land gebrachten Rinder, einen hochgezüchteten Bestand guter englischer Fleischrassen zu setzen. Daß auch die Schafzucht von größter Bedeutung für das Land ist, beweisen die ebenfalls zur Schau gestellten Schafböcke der verschiedensten Rassen; man findet hier ebenso schöne Exemplare der Rambouillet- und Merino- als auch der Lincoln- und Blackface-Zucht.

Auf einem freien Platz, den die Unterkunftsschuppen für das Vieh umschließen, findet eben ein Remate, eine Versteigerung, statt. Viehpreise, Landpreise und Warenpreise finden ja in Südamerika fast durchaus nur auf Versteigerungen ihre Abgleichung nach Angebot und Nachfrage. Ein ungemein stimmbegabter und womöglich noch zungenfertigerer Mann bietet die in den Ring der Zuschauer und Kauflustigen geführten Tiere aus. Prüfend, wägend und die abgeschlossenen Käufe beurteilend, stehen die Landwirte umher: hagere, schlanke Gestalten, die den Briten von weitem verraten, schwarzhaarige, bewegliche „Hiesige", oder behäbige, schwere Männer von großbäuerlichem Typus: französische und spanische Basken, die in großer Anzahl vor Jahrzehnten ins Land kamen und reich geworden sind. Dazwischen schieben sich, ab und zu gehend, im Sonntagsstaat, das Messer hinten im Gürtel, die Peone, die zur Pflege des Viehs mitgebracht wurden, Händler, die Käufe anbahnen oder abschließen, und das liebe Publikum; denn die feria, obwohl an eigentlichen Vergnügungen nichts geboten ist, bedeutet den Bewohnern der Stadt und der Umgebung ein Volksfest. Da kann man sehen und sich sehen lassen. Die Damen benutzen die Gelegenheit, ihre neuesten Kleiderschätze zu zeigen, und bemalen und pudern sich noch einmal so andächtig wie sonst, um auf der feria glänzen zu können. Schade oft um die hübschen Gesichter! Die Gefechtspausen beim Remate füllt die Musikbande des Reiter-Regiments mit ohrenbetäubendem Lärm, in dem die Trompeten vorherrschen, aus. Uebrigens eine wahre Musterkarte, diese Musikerkapelle! Verwitterte alte Kerle, weißbärtig und von spanischer Abkunft, stehen neben jungen, etwa fünfzehnjährigen Bengeln, denen der große Reitersäbel bis unters Kinn reicht. Der nächste Mann, der mit viel Kraft und Eleganz die Posaune bläst, ist ein baumlanger Neger, so schwarz und glänzend von Hautfarbe, als ob er sich mit Stiefelwichse bearbeitet hätte, und wieder sein Nebenmann, gelblich im Gesicht, mit vorspringenden Backenknochen, geschlitzten Augen und straffem schwarzen Haar, verrät indianischen Ursprung.

Schließlich findet dann unter Drommeten- und Paukenschall die Preisverteilung statt, und die Menge fließt auseinander; der macht sich zu Roß, der zu Wagen fort, keiner aber zu Fuß.

Der fremde Besucher nimmt von einer solchen Veranstaltung jedenfalls den Eindruck mit, daß im Lande Uruguay die Landwirtschaft, die dort überwiegend Viehzucht bedeutet, in hoher Blüte steht. Dementsprechend ist der Wert des Landes auch schon sehr hoch gestiegen, um so mehr, als freies Land der Regierung zur Vergabung an fremde Einwanderer nicht mehr zur Verfügung steht. Auf diese Weise hat sich ein Zustand in der Verteilung des Grundbesitzes eingestellt, den man bereits vielfach ärgerlich mit dem Ausdruck Latifundienwirtschaft bezeichnen hört und den nur die Zeit auf dem Wege des Erbganges beseitigen oder mildern kann. Freilich werden die Großgrundbesitzer versuchen, mittelst der Parteipolitik den bestehenden Mißstand aufrecht zu erhalten.

Unter diesen Umständen ist nicht abzusehen, wie die von der roten, herrschenden Partei lebhaft gewünschte Vermehrung der Einwanderung, namentlich auch aus den höchstkultivierten Ländern Europas, einsetzen soll. Das treibende Motiv zur Auswanderung ist doch z. B. für den deutschen Landarbeiter die Möglichkeit, nach nicht allzu langer Zeit in der neuen Heimat als freier Mann auf eigener Scholle sitzen zu können. Diese Möglichkeit bietet sich ihm in der orientalischen Republik kaum, und zwar um so weniger, als er mit der starken Konkurrenz der Italiener zu rechnen hat, die mit ihrer bekannten Genügsamkeit über die ersten Jahre des Entbehrens und Sparens in dienenden Stellungen leichter hinwegkommen. Dazu kommt, daß es der Regierung bisher noch nicht gelungen ist, genügende Sicherheit für gutgläubig erworbene Besitztitel gegen Ansprüche Dritter zu schaffen. Das hat in der einzigen größeren Ansiedlung, der Schweizer Kolonie Nueva Helvecia, schon zu unangenehmen Konflikten geführt und den Kolonisten teilweise die Freude am Dasein verleidet. Solange also die Regierung nicht einerseits für eine befriedigende Regelung der Besitztitelfrage sorgt und andrerseits Mittel und Wege findet, germanische Einwanderer unter annehmbaren Bedingungen auf Ländereien anzusiedeln, die mit der Zeit ihr Eigentum werden, kann man Auswanderungslustigen deutscher Zunge nicht anraten, ihre Schritte in das sonst so gesegnete Land Uruguay zu lenken.

Dagegen bietet sich dem deutschen Kapital, wie in fast allen Ländern Südamerikas, in der Banda Oriental ein außerordentlich günstiges Arbeitsfeld. Die Hauptstadt Montevideo ist in großem Aufschwung begriffen und wird immer mehr zu einer modernen Großstadt. Bei dem großen Wohlstand, der draußen in den Departamentos herrscht, wachsen auch unter der Landbevölkerung die Kulturbedürfnisse. Zu ihrer Befriedigung fehlen indessen noch manche Einrichtungen, bei deren Beschaffung viel Geld verdient werden könnte.

Die Engländer haben sich bereits das Bedürfnis nach modernen Verkehrsmitteln zunutze gemacht und sich nahezu ein Eisenbahnmonopol geschaffen. Die Nordamerikaner rüsten eben zu einem großen wirtschaftlichen Eroberungs-

zug nach Südamerika. Der Besuch des Staatssekretärs Root in allen Staaten des Kontinents war nichts weiter als der eines Generalhandlungsreisenden. Heute noch bieten sich daher dem deutschen Kapital gute Aussichten in Uruguay. Schon morgen ist das aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr der Fall.

Welche Geschäfte im einzelnen den deutschen Unternehmungsgeist anziehen sollten, wäre natürlich noch Sache eingehenden Studiums an Ort und Stelle. Wenn man indessen einem seit zwanzig Jahren in Montevideo ansässigen deutschen Landsmann glauben darf, dessen wirtschaftliches und soziales Aufsteigen ihn zu einem berufenen Beurteiler der Verhältnisse stempeln, so sind es vor allem geschäftliche und industrielle Unternehmungen, die sich mit der Verarbeitung und rationellen Verwendung der Landesprodukte befassen. Eine Gesellschaft z. B., die im Hinterland gewonnene Milch in Gefrierwagen der Hauptstadt zuführte, so deren Milchversorgung im großen übernähme und gleichzeitig sich mit der Herstellung kondensierter Milch für den Export befaßte, würde bei den Preisen im Innern — 6—7 M per 100 Liter — sicherlich prosperieren; auch die Butterfabrikation im großen könnte einem solchen Betrieb nutzbringend angeschlossen werden. Eine große Konservenfabrik, die den Wild-, Frucht- und Fischreichtum des Landes ausbeutet, böte ebenfalls Aussicht auf eine gute Kapitalsanlage. In den Küstengewässern des Departamento Maldonado leben zahlreiche schmackhafte Fischarten. Rebhühner und Hasen bevölkern fast überreich den Kamp. Orangen, Zitronen wachsen so zahlreich, daß man sich vielfach nicht einmal die Mühe der Ernte macht, und die prachtvollen Pfirsiche und Aprikosen wertet man zur Reifezeit mit nicht mehr als 80 Pfennig per Hundert. Ferner würde die Schaffung einer Lederindustrie, die das Rohmaterial des Landes im Lande und für das Land in allen Stadien bis zum fertigen Gebrauchsartikel verarbeitet, reichlich die Mühe lohnen, nicht minder die als sehr notwendig empfundene Anlage einer Wollwäscherei, sowie die Einrichtung einer großen Dampfziegelei.

Uebrigens mag hier nebenbei auch erwähnt sein, daß das Einfuhrverbot für deutsches Zuchtvieh durch den Hafen von Montevideo nunmehr aufgehoben ist, daß also auch der deutschen Landwirtschaft Erwerbsaussichten in Uruguay blühen. Bedauerlich ist nur, daß erst der Einfluß von Privatleuten, die an der Sache Interesse nahmen, aufgeboten werden mußte, um dieses Ziel zu erreichen. Das deutsche Konsulat versagte vollkommen.

Das sind so einige Angaben, die etwa die Richtung weisen, in der vorzugehen wäre, wenn das deutsche Kapital sich an dem wirtschaftlichen Aufschwung der Republica Oriental einen Anteil sichern will. Im konkreten Fall freilich wäre als oberster Grundsatz stets festzuhalten, daß in diesen neuen Ländern, wenn einmal überhaupt die Zeit und die Verhältnisse für ein neues Unternehmen reif geworden sind, nur in ganz großem Stil und mit bedeutenden Mitteln gearbeitet werden darf. Es ist nun einmal Tatsache, daß dortzulande gewisse Stadien der industriell-wirtschaftlichen Entwicklung übersprungen werden, infolge der Möglichkeit, die Summe der Erfahrungen, die wir in Europa im Laufe vieler Jahrzehnte sammeln mußten, sofort konzentriert anzuwenden. Und zum zweiten wäre zu bedenken, daß ein Erfolg nur winken kann, wenn die leitenden Stellen solcher Unternehmungen mit Männern besetzt werden, denen eine durch jahrelangen Aufenthalt im Lande erworbene Kenntnis von Dingen und vor allem — Menschen zur Seite steht.

Möge also das deutsche Kapital nicht achtlos an dem kleinen Uruguay vorbeigehen und zum eigenen Vorteil in weitsichtiger Weise an der Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte des schönen Landes mitwirken.

Neue Beobachtungen des dritten Jupitermondes.

Fast 300 Jahre sind verflossen, seit Galilei (am 7. Januar 1610) mit einem kurz vorher von ihm verfertigten Fernrohr die vier alten Monde des Planeten Jupiter entdeckte. Ein Abbild unseres Sonnensystems im kleinen, bot dieser glänzende Planet mit den ihn in rascher Folge umkreisenden Trabanten einen unwiderleglichen Beweis dar für die Richtigkeit des Kopernikanischen Weltsystems.

Von der wirklichen Größe dieser vier neuentdeckten Himmelskörper, die ihm in seinem noch so unvollkommenen Fernrohr als schwache, etwas verwaschene Sternchen erschienen waren, hatte Galilei freilich kaum eine richtige Vorstellung. W. Herschel war wohl der erste, dem es gelang, einigermaßen zuverlässige Durchmesserbestimmungen für sie zu erlangen; für die Riesenin strumente und verfeinerten Beobachtungsmethoden der Neuzeit dagegen bietet die exakte Messung der scheinbaren Winkelgrößen, unter denen uns die Jupitermonde zu einem bestimmten Zeitpunkt erscheinen, keine wesentlichen Schwierigkeiten mehr. Nach den zuverlässigsten, von Professor Barnard am 36zölligen Refraktor der Lickternwarte ausgeführten Messungen sind die scheinbaren und wirklichen Größen der Jupitermonde, denen zum Vergleiche noch jene des Erdmondes, sowie unseres Nachbarplaneten Mars beigefügt sind, die folgenden:

Satellit	Mittl. Größe	Scheinbarer Durchmesser (in mittl. Opposit.)	Wirklicher Durchmesser
I	5.90	1.048"	3935 km
II	6.04	0.874	3260 „
III	5.53	1.521	5700 „
IV	6.50	1.430	5360 „
Erdmond			3480 „
Mars			6742 „

Es ist hieraus unmittelbar ersichtlich, daß der II. Satellit (die Bezifferung entspricht der Reihenfolge der vier Monde vom Hauptplaneten aus gerechnet) nur wenig kleiner, die übrigen drei dagegen teilweise erheblich größer sind als unser Erdmond; der III. Satellit, zugleich der hellste von allen (unter günstigen Umständen ist er mit freiem Auge wahrnehmbar), hat sogar einen nur um rund 1000 Kilometer kleineren Durchmesser, als unser Nachbarplanet Mars.

Die fortschreitende Verbesserung des Fernrohrs ermöglichte es aber ferner, allmählich außer der Ortsbestimmung der Planeten am Himmel und der Bestimmung ihrer Größe auch dem Studium ihrer Oberflächen die gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden. Fast auf allen großen Planeten wurden nach und nach dunkle und helle Flecken aufgefunden, aus deren Fortbewegung über die Oberfläche hin nicht nur die Tatsache der Achsenrotation aller Planeten, sondern auch die Dauer dieser Rotation mit mehr oder weniger großer Sicherheit sich ergab.

Für die vier Jupitermonde bot dies wegen der Kleinheit ihrer Scheibchen zunächst noch Schwierigkeiten. Immerhin konnte schon vor etwa 100 Jahren der fleißige Liebhaberastronom Amtmann Schröter in Liliental Flecken auf dem II. und auf dem III. Monde wahrnehmen, ebenso Gruithuisen (1814). Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fertigten dann auf Grund ihrer Fernrohrbeobachtungen der Engländer Dawes in Cranbrook und der berühmte Jesuit P. Secchi in Rom Zeichnungen der Oberfläche des III. Jupitermondes an. Secchi, der ihn mit einem neunzölligen Fernrohr und tausendmaliger Vergrößerung beobachtet hatte, bemerkt, daß dieser Mond ihm ungefähr den gleichen Anblick bot, wie der Planet Mars in einem kleinen Fernrohr. Im ganzen machen übrigens die Zeichnungen von Dawes einen zuverlässigeren Eindruck, als jene Secchis.

Mit der Indienststellung der großen amerikanischen Fernrohre tritt die Erforschung der Oberflächen der Jupitermonde in ein neues Stadium. Insbesondere wandte ihnen der ausgezeichnete Beobachter Professor Barnard auf der Lickternwarte bald seine volle Aufmerksamkeit zu. Einige Beobachter, wie Schäberle, Holden und W. Pickering, hatten geglaubt, den äußeren

drei Monden ellipsoidische Gestalt beimessen zu sollen; demgegenüber konstatierte Barnard alsbald auf Grund seiner 1893 bis 1895 mit dem 36-Zöller der Licksternwarte ausgeführten Beobachtungen und Messungen, daß die Scheibchen aller vier Jupitermonde völlig kreisrund sind. Auf dem III. und IV. Mond, die er dann beide eingehender verfolgte, bemerkte er eine Reihe von hellen und dunklen Flecken, vor allem glänzend weiße Flecke in der Nähe der Rotationspole: die sogenannten Polarkappen. Und zwar war auf dem Satelliten III eine solche von oft enormer Ausdehnung (¼ bis ⅓ des Durchmessers des Scheibchens) gewöhnlich am Nordpol, seltener gleichzeitig am Südpol, auf dem Satelliten IV dagegen ein Polarfleck nur am Südpol sichbar. Barnard hat die interessanten Ergebnisse, die er aus seinen Beobachtungen ableiten konnte, bereits 1897 in den Astronomischen Nachrichten (Bd. 144) in Wort und Bild ausführlich veröffentlicht, nicht weniger als 22 vortrefflich ausgeführte Zeichnungen geben uns über das Aussehen der Satelliten III und IV zu jener Zeit in erschöpfender Weise Aufschluß. Auch die auffallende Tatsache, daß manche Beobachter, wie auch er selbst, zu gewissen Zeiten die glänzend weißen Polarflecke auf diesen beiden Trabanten nicht wahrzunehmen vermochten, konnte Barnard in befriedigender Weise als eine Folge der Stellung dieser Monde gegen den Hauptplaneten erklären: geht der III. oder IV. Mond dem Jupiter (im Sinne der täglichen Bewegung der Gestirne) voran, so bleiben die weißen Polarflecke unsichtbar, folgen die beiden Satelliten dagegen ihrem Mutterplaneten, so sind die Polarflecke sichtbar. Ob diese weißen Polarflecke übrigens auf das Vorhandensein von Eis schließen lassen, ob ferner die sich an sie anschließenden dunklen Flecke Wasserflächen, die zwischen ihnen liegenden helleren dem Festland entsprechen — wir wissen es nicht.

Mit dem 24zölligen Refraktor der Lowell-Sternwarte in Flagstaff (Arizona) hat der dortige Beobachter Douglaß 1897 ein den berühmten „Marskanälen" durchaus ähnliches Netz von dunklen Linien auf der Oberfläche des dritten Jupiter-Mondes gesehen und auf Grund seiner Beobachtungen sogar eine „Karte" der Oberfläche dieses Mondes veröffentlicht; sie beruhen aber, da bisher anderwärts hiervon ebensowenig etwas bemerkt wurde wie von den „Kanälen" auf der Merkur- und auf der Venus-Scheibe, die am genannten Privatobservatorium gleichfalls in großer Zahl gesehen und eingezeichnet wurden, ebenso, wie diese letzteren — und wie wohl auch die weitaus große Mehrzahl der Marskanäle — ohne Zweifel auf Sinnestäuschung.

Ganz in neuerer Zeit hat nun J. Comas Solà, der Direktor der neubegründeten Fabra-Sternwarte bei Barcelona, den Jupitermonden seine Aufmerksamkeit zugewendet. Mit einem Refraktor von 14 Pariser Zoll (= 38 Zentimeter) Oeffnung sah er Ende November vorigen Jahres bei nur 750facher Vergrößerung den weißglänzenden Polarfleck am Nordpol des dritten Jupitermondes überaus hell und deutlich, und zwar nicht, wie Barnard und andere ihn gewöhnlich sahen, als helle Kalotte, sondern fast genau kreisrund, „von sehr dunklen Flecken" umgeben, die sich in einer die ganze Breite der Scheibe mehrmals überquerenden Zickzacklinie fast bis zum Südpol des Satelliten fortsetzten, auf der Oberfläche des letzteren also eine Reihe von hellen und dunklen Flecken erzeugten. Das Gesamtbild des Satelliten ähnelte wieder — wie schon bei Secchi — dem des Planeten Mars in kleineren Fernrohren. Daß übrigens die den glänzend weißen Polarfleck umgebende, dunkel schattierte Region dem Beobachter besonders dunkel erschien, beruht wohl in der Hauptsache auf Kontrastwirkung.

Wohl nicht ganz bekannt mit der einschlägigen Literatur, machte Señor Comas Solà von seiner Wahrnehmung, die, wie wir dem Vorausgegangenen entnehmen, durchaus nichts Neues bot, unverzüglich dem Herausgeber der Astronomischen Nachrichten brieflich Mitteilung, welche der letztere jedoch in richtiger Würdigung der Sachlage nicht etwa alsbald telegraphisch weiterverbreitete, sondern anfangs Januar dieses Jahres samt einer Zeichnung des spanischen Astronomen zum Abdruck brachte. Daß nichtsdestoweniger anläßlich dieser Beobachtung, noch dazu von fachmännischer Seite, Aufsätze über neue „Entdeckungen auf dem dritten Jupitermond" veröffentlicht wurden — Aufsätze, in denen auch sonst nicht alles so richtig ist, wie es der Fall sein sollte — muß als bedauerlich bezeichnet werden.

München. K. Oertel.

Bücher und Zeitschriften.

Agnes von Meran. Trauerspiel in 5 Akten von Franz Nissel. (Cottasche Handbibliothek Nr. 140 à 40 Pfg.) Stuttgart und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Wie Nissels feingestimmtes Lustspiel „Corvins Nachtlager" ist jetzt dies mit dem Schiller-Preise ausgezeichnete Trauerspiel in die wohlfeile Cottasche Handbibliothek aufgenommen worden. Anstatt des Textes in Nissels „Ausgewählten dramatischen Werken" wird eine Fassung geboten, die der Dichter selbst kurz vor seinem Tode als Bühnenbearbeitung anfertigte, wobei er durch Kürzungen das Werk dem Theater zugänglicher machen wollte. So wird diese wertvolle Dichtung, von deren Hauptzügen und Schönheiten ich vordem in durchgehender Vergleichung mit der „Agnes de Méranie" Francis Ponsards in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte (X. 1896) eine objektive Schätzung zu geben suchte, aufs neue dem deutschen Publikum und dem deutschen Theater — vielleicht nicht vergeblich! — nahe gerückt. Wenn bei dem überlauten Geschrei nach „Modernem" trotzdem das Schaffensvermögen der sich nach der Bühne Drängenden heute so oft aussetzt, möchte unter dem nicht ganz geringen Schatz von Dramen, die auch nach den Klassikern das neunzehnte Jahrhundert in teilweise fast unberührter Jungfräulichkeit — man denke nur an Freytags „Fabier"! — uns hinterließ, das Werk des Wiener Dichters mit der treffenden und tiefen Motivierung und erschütternden Kraft in der Selbstopferung der Heldin eine vornehme Stelle einnehmen.

München. Walter Bormann.

Am Rheinfall. Historischer Roman aus dem 15. Jahrhundert. Von Georg Speck. Zürich 1906, Verlag von Arnold Bopp.

Zwei Menschen. Roman in zwei Büchern. Von Georg Speck. Stuttgart und Leipzig 1907, Deutsche Verlags-Anstalt.

Beide Werke zeigen Speck als guten Erzähler, der zu interessieren und zu fesseln versteht. Seine Sprache ist anmutig und anschaulich. Eine nicht gewöhnliche poetische Begabung und ein sicheres reifes Können macht sich geltend. Aber trotzdem er sich in dem historischen Roman sehr gut in das Wesen einer entschwundenen Zeit zu finden vermag, und hier die Charakteristik seiner Menschen, wie fremd und seltsam sie uns auch anmutet, doch konsequent und einheitlich durchgeführt ist, kann man diesem Buche keinen eigentlichen literarischen Wert beimessen. Das liegt wohl in der Wahl und Ausarbeitung des Stoffes. Dem Romane fehlt der unerläßliche ethische Grundgedanke, und der mußte auch fehlen, seiner ganzen Anlage nach. Den starren Fanatismus des Mönches, der im Kampfe mit seiner sinnlichen Natur aus „Pflichttreue" sich zu Tode geißelt, können wir keine sittliche Bedeutung beilegen, weil Unnatur und Sittlichkeit zwei entgegengesetzte Begriffe sind. Und die Tapferkeit und Größe der „Herrin", die den Mönch unsäglich liebt, aber trotzdem über seinen Tod hinaus Herrin und gütige Herrin bleibt, die ist zu wenig betont und wurde vom Verfasser auch nicht in den Mittelpunkt der Handlung gestellt, wie sich denn auch überall Persönlichkeit und Schicksal des Mönches gegen alles und jedes in den Vordergrund drängt. Die ganze gewählte Historie, mit einer vom Geiste nicht durchschauten und gezügelten, elementaren Leidenschaft als Motiv, diese exklusive Erotik, mit ihren manchmal zu weitgehenden Schilderungen, macht keinen erfreulichen Eindruck.

Anders schon verhält es sich mit dem zweiten Romane Georg Specks. Obwohl die Grundrichtung die gleiche ist, bemüht sich doch der Verfasser, der Fabel eine sittliche und sogar philosophische Gewandung anzulegen, indem er hier zwei liebende Menschen ihr Leben einrichten läßt nach einer ihm vorschwebenden Idee des Schönen und Richtigen, die aber für viele recht anfechtbar sein dürfte. Dieser Roman, der größer angelegt ist als der erste, beginnt mit einer ausgezeichneten und dem Leben getreulich entnommenen Schilderung der Schicksale eines Menschen, der zu gut und vornehm für den vulgären Daseinskampf der Massen, nahe daran ist, an seiner Eigenart zu verbluten. Nicht aus dem eigenen Innern geschöpft, aber mit dichterischem Spürsinn erkannt und miterlebt sind diese Erlebnisse und man ist oft betroffen von der wunderbaren Naturtreue, der erschrecken-

den Wirklichkeitsähnlichkeit des Geschilderten. Unangenehm berühren nur die vielen philosophischen Gespräche, die, wenn sie auch manchen richtigen Gedanken bergen, hier doch phrasenhaft anmuten und den Gang der Handlung wenig fördern. Bald aber verflacht die Lebendigkeit der Geschehnisse und Specks Grundrichtung, die starke Betonung des sinnlichen Liebesrausches, macht sich breit und breiter, alles andere verschlingend. Diese Höchststellung des erotischen Moments ist nicht, wie Speck andeutet, das Ergebnis einer höchsten, dem Schönen geweihten Kultur, sondern erscheint wie die Barbarei zurückgebliebener Menschen, trotz dem ästhetischen und ethischen Aufputz. Setzt man sich über diese Eigenart des Verfassers hinweg, so findet man in dem Buche viel Schönes, warme Naturschilderungen, gute pädagogische Gedanken, mancherlei durchdachte Einsichten, feine Charakterzeichnungen und, allem voran, die schauende Poesie des geborenen Künstlers.

München. S. B. Witties.

Allgemeine Rundschau.

Schädigung der Fermente durch physikalische Einwirkungen.

N. Im Münchener Pharmakologischen Institut sind von v. Tappeiner und Jodlbauer seit längerer Zeit interessante Untersuchungen über den Einfluß fluoreszierender Substanzen auf lebende Organismen und Fermente mit und ohne Belichtung angestellt worden. Der merkwürdige, schädigende Einfluß der fluoreszierenden Substanz wurde von anderer Seite durch „Sensibilisierung" erklärt. Das hat sich aber nicht als stichhaltig erwiesen. Sofern es sich um die Einwirkung der sichtbaren Strahlen des Lichtes handelt, muß vielmehr nach den neueren Untersuchungen der beiden Forscher angenommen werden, daß die Anwesenheit bezw. die Vermittlung von Sauerstoff eine zerstörende Rolle spielt. Dagegen kann das ultraviolette Licht die Schädigung herbeiführen, auch wenn kein Sauerstoff anwesend ist, so daß man in diesem Falle annehmen muß, daß die Moleküle verändert werden.

Nun war es von großem Interesse, zu sehen, welchen Einfluß die Wärme hat. Es wurde zu diesem Zwecke Invertinlösung bei 45, 50 und 55 Grad mehrere Stunden erwärmt, u. zw. sowohl unter vollständigem Abschluß von Sauerstoff im Wasserstoffgas, als auch mit Sauerstoffzuleitung. Es zeigte sich, daß die Fermentwirkung um etwa ⅓ herabgesetzt worden war. Der Sauerstoff spielte im Gegensatz zur Lichtwirkung keine Rolle. Es bestehen also zwischen Photolabilität und Thermolabilität wesentliche Differenzen.

Als die Versuche über die Einwirkung des Lichtes so gemacht wurden, daß das Invertin, das bekanntlich in Rohrzucker die Dextrose in Lävulose verwandelt, mit dem Rohrzucker nicht erst nach der Belichtung, sondern schon gleich von Beginn zusammengebracht wurde, da zeigte sich, daß die Belichtung der auch noch mit fluoreszierenden Stoffen beschickten Lösung nunmehr eine viel geringere Schädigung des Fermentes bewirkte. Der auch von anderer Seite daraus gezogene Schluß, daß das ruhende Ferment mehr geschädigt würde, hat sich aber jetzt als irrig erwiesen. Allerdings wirkten andere Stoffe: Harnstoff, Glycocoll, Glycerin und ähnliche nicht der Belichtungsschädigung entgegen. Wohl aber andere Zuckerarten (Hexosen), bei denen das Invertin keine Tätigkeit entfaltet, also auch „ruht". Sehr überraschend war andererseits die Tatsache, daß die schädigende Wirkung der Wärme auch durch andere Stoffe als Zucker, so z. B. durch Glaubersalz, Harnstoff-Zusatz und ähnliches gehemmt wurde.

In der Diskussion zu dem in der letzten Sitzung der Gesellschaft für Morphologie und Physiologie gehaltenen Vortrag Jodlbauers bemerkte dazu Gruber, daß Buchner schon ähnliche Erfahrungen bei den natürlichen Schutzstoffen des Körpers gegen Bakterien, bei den Alexinen, gemacht hat. Diese werden schon bei ziemlich niedrigen Wärmegraden (55—60 Proz.) erheblich geschädigt, ja, bei längerer Einwirkung zerstört. Wenn ihnen aber Salze zugesetzt wurden, dann erhöhte sich ihre Resistenz ganz bedeutend. Es liegen also hier noch viele Rätsel über die Wirkung und die Beeinflussung dieser in neuerer Zeit immer mehr in ihrer Bedeutung für alle biologischen Vorgänge erkannten Stoffe vor.

Kleinere Mitteilungen.

* **Die Verdampfung fester Körper.** Daß auch feste Körper der Verdampfung ausgesetzt sind, ist eine Behauptung, die in den Kreisen der Nichtphysiker vielfach ungläubigem Kopfschütteln begegnen wird. Und doch ist das durchaus nicht selten der Fall, wie von Dr. H. Friedrich in einem lehrreichen Rundschau-Artikel des Prometheus (Verlag von Rudolf Mückenberger in Berlin W. 10) ausgeführt wird. Bekannt ist es z. B., daß Eis und Schnee bei andauerndem Frost allmählich verschwinden, auch wo die Sonnenstrahlen keinen Zutritt haben und von mechanischen Einflüssen (Wegräumung usw.) nicht die Rede sein kann. Und den Duft mancher Riechstoffe, der Blumen und dergl., können wir kaum anders erklären, als daß diese Körper schon bei gewöhnlicher Temperatur winzige Mengen ihres Stoffes in Gasform an die Luft abgeben. Aber auch feste Metalle, wie Messing und Zinn, scheinen, da sie bekanntlich einen wahrnehmbaren, „metallischen" Geruch erkennen lassen, der fortwährenden langsamen Verdampfung zu unterliegen.

Der Wissenschaft waren diese Annahmen zwar nichts Neues mehr, aber ein unwiderleglicher Beweis für die Verdunstung vieler fester Körper ist doch erst neuerdings dem Forscher Zenghelis gelungen. Dieser ließ die betreffenden Substanzen unter geeigneter Versuchsanordnung (Abschluß der Außenluft, Vermeidung der direkten Berührung usw.) längere Zeit auf dünne Blättchen von chemisch reinem Silber einwirken, an dem dann hinterher entsprechende chemische Veränderungen, des öfteren auch Gewichtszunahme, nachzuweisen waren. Es handelt sich also um eine gasförmige Einwirkung fester Körper auf das metallische Silber, die, wie aus weiteren Versuchen hervorgeht, durch Luftfeuchtigkeit, Luftverdünnung, wie auch durch reduzierende Körper, Wasserstoff oder Alkoholdampf, befördert wird.

Im Schlußteil des interessanten Aufsatzes behandelt der Verfasser die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit eines Zusammenhanges zwischen der hier festgestellten Verdampfung fester Körper mit anderen Erscheinungen, wie Aktinautographie (Selbstphotographie gewisser Metalle, vielleicht auf unsichtbare Strahlung zurückzuführen), Radioaktivität usw.

* **Personalien.** Dem Dozenten für französische Sprache und Literatur an der Posener kgl. Akademie Lic. Bastier ist von der französischen Regierung das Offizierkreuz der Académie verliehen worden.

Hochschulnachrichten.

* **München.** An der hiesigen Universität hat sich Dr. M. Geiger (aus Frankfurt) als Privatdozent der Psychologie mit einer Probevorlesung „Die Arten psychologischer Gesetze" habilitiert.

* **Bonn.** In der hiesigen philosophischen Fakultät habilitieren sich am 30. Januar Dr. E. Becher (aus Remscheid) mit einer Antrittsvorlesung über „Den Begriff der Religion" und am 6. Februar Dr. R. Herbertz (aus Köln) der über „Die psychophysiologische Funktion der Augenbewegungen, insbesondere beim Lesen" sprechen wird.

* **Danzig.** Eine hydrodynamische Versuchsanstalt (Versuchsanstalt für Schiffbau und Wasserbau) für Zwecke der hiesigen Technischen Hochschule, namentlich der Abteilung für Schiff- und Schiffsmaschinenbau und der Bau-Ingenieur-Abteilung, zu deren Unterrichtsfächern die Hydrodynamik gehört, soll an der hiesigen Hochschule errichtet werden. Desgleichen wird dem Maschinenlaboratorium, wo es infolge der großen Beteiligung der Studierenden an den Laboratoriums-Uebungen an dem nötigen Platz für die Auswertung der Versuchsergebnisse fehlt, ein Anbau angegliedert werden, der als Arbeitssaal und zugleich auch als Hörsaal dienen soll. Der bisherige Hörsaal soll als Sammlungsraum für die Maßinstrumente und feineren Versuchseinrichtungen verwendet werden.

Die Lebensführung im hohen Alter.

Von Primararzt **Dr. Josef Hermann.**

Vierte Auflage. — Soeben erschienen! [22165]

Preis Mk. 1.50, elegant gebunden (Geschenkband) Mk. 2.—

Zu beziehen vom Verlag von **Otto & Co., Leipzig-R. 70.**

„Wer wünscht nicht alt zu sein, ohne zu leiden? Geben Sie Ihren betagten Eltern oder Grosseltern dieses gediegene Buch eines 85jährigen Greises in die Hand, sie werden darüber hocherfreut sein!"

Die Schrift enthält eine Fülle praktischer Lebenserfahrung und wird jedem älteren Herrn, jeder älteren Dame eine Herzensfreude bereiten. Sie ist den Augen alter Leute angepasst in grossen Lettern gedruckt.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Dienstag, 29. Januar. Nummer 24.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt. Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50 (Bei direkter Lieferung Inland M 6.30, Ausland M. 7.—;
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition

Verantwortlicher Herausgeber. Dr. Julius Petersen in München.

Inhalt:

Lessing als Philosoph. Von Diakonus A. Brausewetter (Danzig).

Aus dem Gefecht bei Groß-Nabas.

Bücher und Zeitschriften.

Robert v. Landmann: Kommentar zur Gewerbeordnung für das Deutsche Reich. — A. Wengler: Handwörterbuch der Krankenversicherung. — Arthur Königsberger: Verfassungsurkunde für das Königreich Württemberg.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Lessing als Philosoph.

Es gibt gar kein tragischeres Leben als das Lessings. Ein unablässiges Ringen den höchsten Zielen entgegen, in der Jugend einige Lichtblicke des Gelingens, dann aber in den reiferen Mannesjahren, wo sie am schmerzlichsten empfunden, am schwersten überwunden werden, eine Kette von Enttäuschungen, ein Zerschellen der schönsten und berechtigsten Lebenshoffnungen für den Dichter und den Menschen. Der Tod einer geliebten, endlich errungenen Frau nach nur einjähriger Ehe, verzehrende Befeindungen, die dunkeln Schwingen wachsender Melancholie, Furcht vor Erblindung, zuletzt ein Tod in solcher Armut, daß man ihn auf Staatskosten beerdigen muß. . . . Denkmälsetzendes Volk der Dichter und Denker verhülle trauernd dein Antlitz!

Wenn diese Lebenstragödie Lessings gemeiniglich nicht ganz in derselben niederdrückenden Wucht empfunden wird, wie die mancher anderer deutscher Dichter, so liegt das an zweierlei Umständen: Einmal fehlte dem Leben und Sterben Lessings jener poetische Nimbus der Romantik, wie er beispielsweise über dem Trauerspiele eines Heinrich v. Kleist von Anfang bis zu Ende gebreitet lag. Lessings Natur, sein ganzes geistiges Schaffen war zu sehr von der nüchternen Strenge des Gelehrten, von der Zucht des scharf und skeptisch denkenden Verstandes, von dem rastlosen Streben nach Wahrheit ohne jeglichen Wahn ihres Besitzes erfüllt, sein Suchen war bei peinlichster Subjektivität zu objektiv klar, um sentimentale Empfindungen irgend einer Art auszulösen.

Zum andern aber lag es an Lessings geistigem Schaffen und in dessen innerlich gezogener Summe seiner Lebensphilosophie, die viel größer und bedeutender war, als seine wissenschaftliche Philosophie.

Aus der Einsicht in die Täuschungen des Lebensdranges, wie es genauer W. Dilthey in einer geradezu meisterhaften Würdigung des Dichters in seinem neuesten Werke ausführt („Erlebnis und Dichtung". B. G. Teubner, Leipzig; vergl. meinen Aufsatz: Deutsche Monatsschrift 1906, S. 346), entstand für Lessing die Erkenntnis, daß nur stetiges, reines Wirken in bewußter Selbstbeschränkung und in der Hingabe an die Objektivitäten des Daseins die innere Freiheit der Seele herbeiführen könne. Und dieser Optimismus der persönlich gesunden Entwicklung hat trotz aller Härte und Grausamkeit des Schicksals seinen Lebensweg erleuchtet.

Lessing hat darin eine auffallende Aehnlichkeit mit Goethe, daß er wie dieser jeder Art systematischer Philosophie abhold war. Es gibt nicht eine einzige im engeren Sinne philosophische Schrift von ihm, sein Philosophieren geschieht mehr dilettantisch als fachmännisch, er kennt keine strenge Anordnung, ja kaum Originalität. Verdient Lessing nun trotzdem den Titel eines Philosophen?

„Wenn die Geschichte der Philosophie nur von denen erzählen dürfte, welche Stifter oder Anhänger eines bestimmten Systems waren, so müßte sie an Lessing mit Stillschweigen vorbeigehen" schreibt E. Zeller in seiner Geschichte der Deutschen Philosophie. (S. 350.) Eine eingehende Antwort auf diese Frage aber gibt ein soeben erschienenes Werk von Chr. Schrempf: „Lessing als Philosoph" (Stuttgart. Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff).

*

Was macht den Philosophen? Woran ist seine Bedeutung zu messen? Von dieser grundlegenden Frage geht es aus. (S. 10 ff.)

Der Philosoph hat kein anderes Objekt des Denkens als der Laie: diese Wirklichkeit, in der wir leben. Er hat auch kein anderes Organ des Erkennens. Eine philosophische Methode, die alle Geheimnisse und Probleme des Lebens aufschließt, gibt es nicht. Ferner kann der Philosoph wie jeder Mensch innerhalb des ihm zugemessenen Lebens nur einen beschränkten Ausschnitt der Wirklichkeit „erfahren", durchdringen, beherrschen. Zu reiner und wirklicher Selbständigkeit kann auch er es niemals bringen, denn er tritt wie jeder andere, in eine gewisse Ueberlieferung des Wissens ein und entwickelt seine Gedanken nur in ihr und gegen sie. Und dennoch besteht zwischen dem Philosophen und Laien ein elementarer Unterschied: Während nämlich der Laie sich damit begnügt, von der Wirklichkeit dies und das zu wissen, was er für die Not des Lebens braucht oder was seinen besonderen Neigungen entspricht, strebt der Philosoph, das Besondere verallgemeinernd, die Wirklichkeit als Ganzes und im Zusammenhange zu erkennen. Wer in fragmentarischem Wissen kein Genüge findet, wer in der bloßen Wahrscheinlichkeit nicht zur Ruhe kommt, wer einen Widerspruch zwischen Denken und Leben nicht ertragen kann: der ist ein Philosoph. (S. 11.)

Die Philosophie als solche aber ist in Wirklichkeit nie, sie wird immer nur. Denn der Philosoph, der es als seine Bestimmung betrachtet, ein vollständiges und wohlgeord-

netes Bild der Wirklichkeit zu entwerfen, in das er sein eigenes Leben einordnen kann, hat niemals alle anderen Philosophen von der Wahrheit dieses seines „Systems" zu überzeugen vermocht. Darum bleibt die letzte Erkenntnis des Philosophen die des Sokrates: daß er nur wisse, daß er nichts wisse. Ja, daß er das wenigstens weiß, ist der Vorzug des Philosophen vor dem Laien.

Die Bedeutung eines Philosophen darf also nicht in seiner „Philosophie" gesucht werden, d. h. in seinem System, und Lessing bleibt trotz des Mangels eines solchen der lehrreiche Typus einer berechtigten Art des philosophischen Denkens.

*

Nach Lessings Ansicht ist die Philosophie ohne „Enthusiasmus der Spekulation" nicht zu denken. Die intuitiv-lebhaften Empfindungen, die er während solchen Enthusiasmus gehabt, sucht sich der Philosoph, wenn er wieder kalt geworden, in deutliche Ideen aufzuklären, „was ist denn sein Handwerk, wenn es dieses nicht ist?" Lessing nun hat zwar ein starkes spekulatives Bedürfnis, aber wenig Enthusiasmus der Spekulation. Er gehört, so führt Schrempf seine geistvoll-klaren Gedanken weiter aus, zu jenen schlimmen Ketzern, die da „lernen immerdar und können nimmer zur Erkenntnis der Wahrheit kommen" (2 Tim. 3 T.) Es gibt für ihn keinen Besitz der Wahrheit, den er anderen übermitteln könnte, ebensowenig hat er Irrtümer zu bekämpfen. Dies läßt ihn zwar zu keinen greifbaren Resultaten, zu keinem Systeme kommen, es entwickelt in ihm aber das feinste Gefühl für die intellektuelle Redlichkeit. Und dies zugleich treibt ihn schließlich in einen Kampf von weltgeschichtlicher Bedeutung: nicht für die Wahrheit, nicht gegen den Irrtum, sondern nur für das Recht zu fragen, zu zweifeln.

Die erste philosophische Nahrung Lessings ist die Religion gewesen, auf die er dann auch später sein Hauptinteresse wandte. Das christliche Dogma, dem Knaben als Norm seines Denkens und Lebens mitgeteilt, legte dem Manne die Frage nahe, ob er sich die Freiheit seines Denkens durch eine Pflicht, zu glauben, müsse einschränken lassen, ob sich dieses Glauben-Müssen mit intellektueller Redlichkeit vertrage.

Sein ganzes Leben lang hat ihn diese Frage beschäftigt. Mit großer Klarheit hat er sie erfaßt und konsequent durchgedacht.

Von Lessing, dem Dichter, urteilt Schrempf mit Recht, daß er ebensowenig intuitiven Enthusiasmus besessen habe wie Lessing der Denker. „Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpressen" sagt er selber.

Indem Lessing also mehr verstandesmäßig „arbeitet", seine Dichtungen „macht", verschafft er sich über das Wesen der Dichtung, der Kunst überhaupt, eine Klarheit, die ein leichter schaffender Dichter nicht braucht, aber auch nicht erreicht. So wird Lessing der Aesthetiker. (S. 17.) Der Schwerpunkt seiner Philosophie jedoch liegt in der Religion, aber auch zum Verständnis seiner religionsphilosophischen Gedanken gewährt uns seine Aesthetik einen wesentlichen Beitrag.

Und auch hier ist es interessant, zu beobachten, wie Schrempf auf anderem Wege genau zu demselben Resultat kommt wie Dilthey. Als Poet, so führt dieser aus, begründete Lessing zuerst die Form unserer deutschen Poesie durch seine ästhetische Theorie, welche, bis Kants Kritik der Urteilskraft erschien, alle ästhetische, literarisch-kritische Betrachtung bestimmte und die Produktion selber in wichtigen Punkten leitete, so daß Macaulay ihn „den ersten Kritiker Europas" nennt.

Aber Lessing war nicht nur Kritiker und Dichter, er griff durch seine religiöse Weltanschauung in die Tiefen der deutschen Volksseele. Als wissenschaftlicher Forscher zerstreute er mit verstandeshellem Willen den gelehrten, theologisch-pietistischen Dunstkreis, der auf dem geistigen Leben bannend lagerte, er befreite uns von einer engherzigen Bevormundung einmal des kahlen, platten Nationalismus, zum anderen der überspannten Orthodoxie und gab damit dem deutschen Geiste einen selbständigen Anstoß von der größten Tragweite, unter dessen Macht wir noch heute stehen. Die Zusammenschließung dieser Momente bestimmen Lessings geschichtliche Stellung. Mit dem großen König und dem jugendlich männlichen Kant wird er der unsterbliche Führer des modernen, deutschen Geistes (S. 136).

Diese Gedanken entwickelt Schrempf nun eingehend in seinem Werke, in dem er uns zuerst Lessings religiöses und philosophisches Werden bis 1760 darstellt, wie Lessing in der Auseinandersetzung mit dem Christentum Philosoph wird, wie er bis in seine letzten Kämpfe hinein eine gewisse Achtung vor der Orthodoxie behalten, ja sie dauernd aller Vermittlungstheologie bei weitem vorgezogen habe. Ausgegangen ist Lessing von der Leibniz-Wolffschen Philosophie, aber er hat Leibniz' große Art zu denken bald der Pedanterie Wolffs vorgezogen. Indem er in dieser Schule dem Autoritätsglauben obliegt, änderte sich seine ganze Auffassung des Lebens, die lutherische Lehre von der Sünde, zugleich die von der Gnade gibt ihm nichts mehr. Selbst in der Pflicht vermag er den Gehorsam gegen ein positives göttliches Gebot nicht mehr zu erkennen. Trotz alledem finden wir in dieser Periode seiner Entwicklung bei Lessing einen wachsenden Eifer für die Religion, ja für das Christentum. Er hofft, daß wieder eine Zeit kommen werde, „da es der Anständigkeit gemäß sein wird, ein guter Christ zu heißen, so wie es jetzt die Artigkeit erfordert, sich für nichts Schlechteres als einen Atheisten, so lange man gesund ist, halten zu lassen". Er rühmt Klopstock als Verteidiger unserer Religion. Aber nun kommt Lessing, ohne es zu merken und zu wollen, allmählich von Leibniz zu Spinoza. Die Annäherung an Spinozas Identität von Gott und Natur und die Ablehnung aller teleologischen Weltbetrachtung ist bei Lessing nicht verwunderlich, nachdem er schon im „Christentum der Vernunft" Vorstellen, Wollen und Schaffen bei Gott eins sein ließ (S. 66). Die Wandlung, die sich damit bei ihm vollzieht, zeigt sich darin am deutlichsten, daß er jetzt gegen denselben Klopstock, den er erst vor wenigen Jahren (1751) als Verteidiger der christlichen Religion gepriesen, auftritt als den Vertreter einer neumodischen, fadenscheinigen Rechtgläubigkeit. Gegen dieselbe schwingt er für die alte, beschränkte, aber ehrliche Orthodoxie und für die Rechte der Vernunft eine Lanze.

Der Verfasser bricht hier die religionsphilosophische Entwicklung Lessings ab, um in einem zweiten Kapitel Lessings Gedanken zur Kunst und ihrer Theorie zu behandeln (S. 72 ff.), kehrt aber dann in einem dritten Kapitel zu ihr zurück, in dem er den Dichter als den „Vorkämpfer der intellektuellen Redlichkeit" darstellt. Er beleuchtet hier, oft unter wesentlich neuen Gesichtspunkten, Lessings kirchengeschichtliche Studien, sein tieferes Eindringen in Spinoza, seine Stellung zur geoffenbarten Religion und zu Reimarus, den er durch nachträgliche Veröffentlichung seiner Schrift vor dem ihm von der Unduldsamkeit der Kirche gemachten Vorwurf der „Heuchelei" zu retten suchte (S. 127). Was der Beweggrund zur Herausgabe dieses verhängnisvollen Werkes für ihn gewesen, hat uns Lessing selber nie gesagt. Schrempf will ihn in dem Mitgefühl sehen mit so manchem braven Manne, dessen Charakter

unter dem bestehenden religiösen System Not litt, auch in der Sorge für sich selbst, der ja „den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn nur unter dem Vorwande, es neu zu erbauen, befördern konnte“ (S. 133). Nachdem dann noch Lessings Verhältnis zur Offenbarung in den „Fragmenten“, zur Geschichts- und Vernunftwahrheit, wie sie aus seinen Zusätzen erhellt, genauer gewürdigt, „Nathan“ und die „Erziehung des Menschengeschlechts“ in feinsinniger, auch origineller Weise in bezug auf ihren religionsphilosophischen Gehalt beleuchtet wird, kommt der Verfasser zu folgenden Schlußbetrachtungen:

Für unser philosophisches Wissen als solches können wir aus Lessing nicht viel Nutzen ziehen, aber als Philosoph wird er uns um so mehr sein. Denn die Philosophie ist nicht bloß ein Wissen, sondern eine Existenzweise, der eine bestimmte Stimmung entspricht. Philosophie ist dämonische Wahrheitsliebe, gegen die alle anderen Interessen eitel erscheinen, gegen die namentlich kein parteiisches, kein selbstisches Interesse aufkommen kann. Dämonische Wahrheitsliebe ist sie vor allem für Lessing gewesen. Seine größte Furcht ist stets die gewesen, in einem Vorurteil, einem Wahn gefangen zu bleiben. Alle Größen, Aristoteles, Leibniz, Spinoza, sind ihm nichts gewesen als Menschen, die ihn und andere im Streben nach der Wahrheit fördern. Das Denken, dessen Ziel ist, eine Weltanschauung zu gewinnen, erfordert nichts als einen aufgeschlossenen Sinn und einen gesunden Verstand. Lessing ist Religionsphilosoph. Aber er hat keine Religionsphilosophie. Er wendet nur seinen gesunden Verstand auf religiöse Fragen an. Freilich weiß er, daß es ohne Enthusiasmus keine Weltanschauung gibt. Während man aber diesen Enthusiasmus heute auf Kantschen Bahnen als Beweis benützt und im Namen der praktischen Vernunft oder des religiösen Bedürfnisses behauptet, was man mit seiner theoretischen Vernunft lieber verneinen möchte, sucht Lessing eine Verständigung zwischen Herz und Kopf, eine Vereinigung beider auf einen gewissen modus vivendi herzustellen. Er unterdrückt enthusiastische Regungen nicht, wenn sie aus ihm selbst entspringen, aber er weiß auch nüchtern seine guten Verstandesaugen zu gebrauchen. Um das Leben als Problem zu verstehen, sollen wir seine höchsten Erregungen erleben, ohne doch uns von ihnen die ruhige Besinnung rauben zu lassen. Hierin liegt für Lessing zugleich der ästhetische Wert des Miterlebens des Tragischen in der Kunst. Es ist keine zufällige Laune, daß Lessings Theorie der Tragödie in einer religiösen Expektoration gipfelt, daß nämlich die ästhetische Empfindung sozusagen ein religiöser Sinn sei. (S. 200.)

Auch die Neigung zu einem pantheistischen Gottesbegriff ist bei Lessing eher aus Reflexion als aus Intuition zu erklären; ein persönliches Verhältnis zu Gott scheint er nie gehabt zu haben. Ob seine Erfassung Gottes und der Wahrheit aber die richtige ist? Nach ihm selbst ist die materielle Wahrheit, die er etwa entdeckt, das Unwichtigste an seinem Gedanken. Suchen, das ist alles. Unsere eigene Weltanschauung müssen wir mit unseren eigenen Augen der Welt absehen. (S. 203.)

Interessant ist es noch, was Schrempf über Lessings frühes Sterben urteilt: Während gemeiniglich über dieses im Tone des Bedauerns gerühmt wird, wieviel Lessing bei längerem Leben noch hätte leisten können, meint er, der Dichter wäre gestorben, als er sein Tagewerk vollbracht hatte. Als Dichter hatte er sich wohl nach seinem eigenen Gefühl mit der „Emilia Galotti“ erschöpft.

In seinem Verständnis der Kunst, wie in seinen religiösen Anschauungen und Kämpfen waren höhere und ernstere Aufschlüsse nicht zu denken, die seinem Dasein eine neue, stärkere Spannung hätten geben können.

Und schließlich zeigen auch seine Gespräche mit Jakobi, daß er sein Nachdenken über die höchsten Fragen der Weltanschauung abgeschlossen hatte. Dieses unbefangene Zugeständnis, meint der Verfasser, sei ganz in Lessings Sinne.

Danzig. A. Brausewetter.
(Arthur Sewett.)

Aus dem Gefecht bei Groß Nabas.*)

Mit Einbruch der Dunkelheit wurde das Feuer auf beiden Seiten schwächer, um wieder aufzuflackern, sobald irgendwie Bewegung beim Gegner bemerkt wurde. Es konnte etwas Brot in der Schützenlinie gereicht werden, aber keiner vermochte es zu schlucken, die Zunge klebte allen am Gaumen. Vor allem litten die Verwundeten unter dem Wassermangel. Major v. Rauendorff lebte mit seinem Unterleibsschuß noch über 24 Stunden. Er bot, von Durst und Schmerz gequält, 1000, dann 10,000 Mark für einen Schluck Wasser. Als ihm aber der selbst verwundete Sergeant Wehinger den letzten Schluck Rotwein aus seiner Feldflasche bot, da wies er den heißersehnten Trunk mit den Worten ab: „Trinken Sie das selbst, lieber Kamerad, Sie müssen wohl noch zu Ihrem Geschütz zurück, mit mir ist's doch bald aus!“

Solange der Feind nicht von der besetzten Wasserstelle verjagt wurde, schien es unmöglich, auch nur einen Tropfen Wasser zu erhalten. Gegen 10 Uhr abends bezog sich der Himmel mit schweren, dunklen Wolken, es schien ein Gewitter niedergehen zu wollen. Um den erhofften Regen aufzufangen, wurden alle Zeltbahnen ausgespannt, und manch heißes Gebet um Regen ist, wie viele Reiter nach dem Gefecht gestanden haben, zum Himmel emporgestiegen. Allein ein sturmartiger Wind zerstreute die Wolken.

Die Truppen verbrachten die Nacht, das Gewehr im Arm, in der Schützenlinie, jeder zweite Mann durfte schlafen; aber vor brennendem Durst vermochten nur wenige den ersehnten Schlummer zu finden.

Der Morgen des 3. begann kaum zu grauen, als das Gefecht von neuem entbrannte. Ein heißer Tag hatte wieder begonnen; die Sonne sandte glühende Strahlen auf die am Boden liegenden Schützen hernieder und vermehrte die Qualen des Durstes. Der brennend heiß gewordene Dünensand bereitete den auf ihm liegenden Reitern unsagbare Schmerzen; viele bekamen große Brandblasen an Ellbogen und Knien. Schon in den ersten Morgenstunden wurden einzelne Leute vor Schmerzen, Erschöpfung und Durst in der Schützenlinie bewußtlos.

Im Laufe des Vormittags gestaltete die Lage sich immer ernster. Bei der 4. Kompagnie wurde der letzte noch unverwundete Zugführer, Leutnant v. Kleist, schwer getroffen, Hauptmann Richard und zwei Unteroffiziere waren die einzigen Führer, die sich noch in der Schützenlinie der Kompagnie befanden. Bei der 7. Kompagnie erhielt Leutnant d. R. Hellmich einen Schuß durch die Brust. Die Geschützmunition begann auszugehen, die Bedienung der Geschütze war stark gelichtet, und nur noch von Zeit zu Zeit feuerte eins von ihnen. Das feindliche Feuer nahm an Heftigkeit zu, der Gegner schien immer noch über eine große Munitionsmenge zu verfügen. Die Verluste steigerten sich, namentlich bei der 5. Kompagnie und der Batterie. Alle irgend entbehrlichen Pferdehalter wurden zur Auffüllung der Lücken in die Front geholt. Der Zustand der in der prallen Sonne in nahezu dreißigstündigem, ununterbrochenem Kampfe

*) Mit dem 4. Heft der von der Kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes bearbeiteten „Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika“ beginnt die Darstellung des Hottentottenkrieges: Der Ausbruch des Aufstandes; die Kämpfe am Auob und in den Karasbergen. Indem wir mit Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung diese Probe mitteilen, machen wir von neuem auf das ausgezeichnete Werk aufmerksam, das auch nach seinem billigen Preis (das Heft 40 Pfg.) dazu angetan ist, ein rechtes Volksbuch zu werden.

liegenden, halbverdursteten Schützen wurde immer bedenklicher. Mehrere Leute hatten bereits angefangen, das aufgefangene Blut getöteter Pferde zu trinken. Eine Anzahl Hitzschläge war eingetreten, einzelne Leute wurden vor Durst wahnsinnig; hier und dort stürzten sie, delirierend und Gebete ausstoßend, vor, um die Wasserstelle allein zu stürmen. Sie büßten diesen Versuch mit dem Leben, am nächsten Tage fand man ihre Leichen vor der Front. Höhnend hielt der Feind seine eigenen, wohlgefüllten Wassersäcke empor und rief laut zu den Halbverdursteten hinüber: „Deutschmann sehr durstig — gutes Wasser hier."

Als Major Meister gegen Mittag die Kompagnieführer zu einer Besprechung zu sich befahl, rannte der Leutnant v. Bollard-Bockelberg, der vor Durst und Erschöpfung in irren Zustand verfallen war, trotz des Zurufs seiner Leute, in den Feind und wurde am 4., von mehreren Kugeln durchbohrt, tot aufgefunden.

Viele Verwundete hatten noch nicht in Sicherheit gebracht werden können und verschmachteten nun in der glühenden Sonne. Der Feldprediger, Divisionspfarrer Schmidt, der die Abteilung begleitet hatte, stand den Verwundeten und Sterbenden voll Aufopferung bei, sprach ihnen zu und suchte sie zu beruhigen, so gut es ging. Mehr als einmal mußte freilich auch er zum Gewehr greifen und sich an der Abwehr des Feindes beteiligen. Auch die Sanitätsoffiziere, Stabsarzt Dr. Kirsch, Oberarzt Dr. Welz und Assistenzarzt Dr. Jäger, sowie sämtliche Sanitätsmannschaften waren unablässig tätig, Verwundete mitten im feindlichen Feuer aus der Schützenlinie zurückzuschaffen und ihnen, so gut es ging, Hilfe zu bringen.

Um Mittag erschien dem Major Meister die Lage sehr ernst. Kampffähige Leute aus der Schützenlinie zu nehmen, um nach Wasser zu suchen, war bei der Ueberlegenheit des Feindes nicht möglich, jedes Gewehr war dringend nötig. Durch Versprechen reicher Geschenke gelang es ihm schließlich nach vieler Mühe, einige eingeborene Ochsentreiber zu bewegen, im Flußtal weiter rückwärts nach Wasser zu suchen.

Es war inzwischen 2 Uhr nachmittags geworden. Die Bedienungsmannschaften des rechten und linken Flügelgeschützes sowie die daneben liegenden Schützen der 4. und 5. Kompagnie waren fast sämtlich gefallen oder verwundet. Dies brachte die Hottentotten auf den Gedanken, die Geschütze zu nehmen. Sie wandten sich zunächst gegen den linken Flügelzug.

Bei dem Versuch, das Geschütz am weitesten links zurückzuziehen, erhielt der bereits am Arm verwundete Leutnant d. R. Semper einen zweiten tödlichen Schuß in den Unterleib. Er gab noch das Kommando „mit Kartätschen geladen", dann wurde er auf den Verbandplatz gebracht, wo er bald darauf verschied. Leutnant Frhr. Seutter v. Lötzen mit einigen Leuten der 5. Kompagnie sowie Unteroffizier Köhler und der Gefreite Schulz vom Nachbargeschütz eilten herbei und zogen das Geschütz schleunigst zurück. Der rechte Flügelzug schwenkte links und sandte Schrapnell auf Schrapnell in den Feind. Jetzt stürzte sich dieser auf das verlassene, daneben stehende Geschütz, um dieses wegzunehmen. Leutnant v. Seutter eilte jedoch sofort mit seinen Leuten herbei, und nach hartnäckigem Ringen gelang es ihm, die Hottentotten zum Rückzug zu zwingen und auch dieses Geschütz in Sicherheit zu bringen. Unteroffizier Müscher von der Signalabteilung, der aus eigenem Antrieb von den Wagen vorgeeilt war, um an der Verteidigung der Geschütze sich zu beteiligen, fand während dieses Kampfes den Heldentod. Wenige Minuten nach diesem mißlungenen Versuch stürmten die Hottentotten gegen den rechten Zug vor. Oberleutnant Lauteschläger wehrte hier den Feind mit Kartätschen ab, aber seine Leute reichten kaum mehr zur Bedienung der beiden Geschütze aus. Das rechte Flügelgeschütz bediente der bereits verwundete Gefreite Endreß allein weiter, bis auch er, in den Kopf getroffen, neben seinem Geschütz niedersank. Leutnant Naht wurde durch einen Steinsplitter betäubt. Das linke Geschütz setzte indessen mit Hilfe von herbeigeeilten Reitern der 4. und 7. Kompagnie das Feuer fort. Das Feuer dieser beiden Kompagnien unterstützte die Artillerie, so daß schließlich der Feind in seine Stellung zurückweichen mußte. Die Bedienung wurde durch Fahrer auf 2 bis 3 Mann für das Geschütz ergänzt. Gegen 5 Uhr nachmittags erfolgte ein zweiter Vorstoß, bei dessen Abwehr Oberleutnant Lauteschläger verwundet wurde. Die Führung der Batterie ging auf Leutnant Naht über, der sich inzwischen wieder erholt hatte.

Nachdem auch der zweite Vorstoß des Gegners zurückgewiesen war, ließ der Kampf auf beiden Seiten an Heftigkeit nach, und das Feuer wurde nur noch matt unterhalten. Es trat ein Zustand fast bewußtloser Erschöpfung ein, und die Widerstandskraft der mit dem Mute der Verzweiflung Ringenden schien gebrochen. Da endlich, in der höchsten Not, nahte die Rettung. Es war den auf die Wassersuche gesandten Eingeborenen geglückt, etwas rückwärts im Auobtale eine Wasserstelle ausfindig zu machen.

Sofort wurde ein Wasserwagen unter Führung des Unteroffiziers Schmidt mit einer Anzahl Begleitmannschaften entsandt. Doch als sich die Abteilung der bezeichneten Wasserstelle näherte, erhielt sie heftiges Feuer, auch diese Wasserstelle war vom Feinde besetzt. Der findige Unteroffizier Schmidt ließ sich jedoch nicht dadurch abschrecken. Er befahl der Begleitmannschaft, das Feuer aufzunehmen und fuhr selber, mit dem Wagen in eine seitliche Schlucht ausbiegend, in weitem Bogen um die vom Feinde besetzte Wasserstelle herum, um noch weiter rückwärts nach Wasser zu suchen. Es gelang ihm auch, unweit Witkrans eine Rinne angestauten Regenwassers zu finden, mit dem er den Wasserwagen füllte. Dann eilte er, unbemerkt vom Feinde, wieder nach vorn, den Halbverdurstenden das ersehnte Wasser zu bringen. Sobald die ersten Wassersäcke in die Schützenlinie gelangten und becherweise gespendet wurden, kehrten den ermatteten Kriegern neues Leben, Mut und Kraft zurück.

Als ein Offizier der 5. Kompagnie den Leuten seines Zuges zurief, hinter der Deckung das so heiß ersehnte Wasser zu trinken, rief ein Mann, der die Stimme seines Leutnants nicht erkannte und einen seiner Kameraden für den Sprecher hielt, obwohl selbst halbverschmachtet: „Aber Mensch, wir dürfen doch jetzt unsere Stellung nicht verlassen!" — — Größere Hingebung und Pflichttreue hat wohl selten eine Truppe in solch schwerer Lage bewiesen!

Bücher und Zeitschriften.

Kommentar zur Gewerbeordnung für das Deutsche Reich von Robert v. Landmann. 5. Aufl. Band 1. München 1907. C. H. Beck. IX. 798 S. geb. 14 M.

Die neueste Auflage des ausgezeichneten Landmannschen Kommentars ist wieder vom Verfasser selbst besorgt. Das Buch, welches zu den besten Werken unserer verwaltungsrechtlichen Literatur zählt, bewährt auch in der neuen Auflage seinen wohlverdienten Ruf. Die seit seinem letzten Erscheinen veröffentlichten Präjudizien, Erlasse und Literaturerzeugnisse sind mit der größten Sorgfalt und Vollständigkeit verwertet, größere Abschnitte sind einer vollständigen Neubearbeitung unterzogen. Die eingehende Verarbeitung der in den größeren Bundesstaaten erlassenen Vollzugsvorschriften sichert dem Kommentar Verwendbarkeit in ganz Deutschland. Der soeben erschienene erste Band behandelt die ersten sechs Titel der Gewerbeordnung (§§ 1 bis 104u), das Erscheinen des zweiten Bandes hat die Verlagsbuchhandlung für Ostern 1907 in Aussicht gestellt.

Handwörterbuch der Krankenversicherung von A. Wengler. Leipzig 1906. Breitkopf u. Härtel. 221 S. gr. 8°. Preis 5 M.

Der Verfasser stellt in der Form eines alphabetisch geordneten Stichwortlexikons die gesamte Gesetzgebung, Rechtsprechung und Literatur über das Krankenversicherungswesen mit größter Sorgfalt zusammen. Die Arbeit ist so vollständig gehalten, wie die besten Kommentare und hat vor systematischen Darstellungen den Vorteil, daß sie dem Praktiker rasche und erschöpfende Auskunft über jede vorkommende Frage gibt, ohne seine Zeit mit langem Suchen zu belasten. Das Buch wird überall, wo man sich mit Fragen des Versicherungsrechtes zu befassen hat, bei Verwaltungsbehörden, für Anwaltskanzleien, Arbeitersekretariate u. dgl. unschätzbare Dienste tun.

Zu tadeln ist die Ausstattung: die Verwendung von Nonpareille-Schrift im Buchdruck sollte besser unterbleiben oder doch

zum mindesten auf Anmerkungen beschränkt bleiben. — Das Buch ist das reinste Augenpulver und wird von jedem, der viel zu lesen hat, nur ungern zur Hand genommen werden. Um den Preis von 5 M konnte die Verlagsbuchhandlung, wenn sie die Auflage dem zu erwartenden Massenabsatz entsprechend hoch hielt, erheblich Besseres bieten.

Verfassungsurkunde für das Königreich Württemberg vom 25. September 1819 in der Fassung nach dem Gesetz vom 16. Juli 1906 mit Anmerkungen von Arthur Königsberger. Stuttgart 1906. J. B. Metzlersche Buchhandlung. VII. 208 S. Preis 2 M.

Die Revision des Reichsgrundgesetzes in Württemberg hat eine Reihe von Neuausgaben der Verfassungsurkunde zur Folge gehabt. Die nunmehr in zwei Lieferungen vollständig vorliegende Textausgabe mit Anmerkungen von Königsberger weist eine gute und übersichtliche Druckausstattung auf. Doch wäre es wohl zweckmäßig, derartige kleine Gesetzesausgaben nicht ungebunden und am allerwenigsten in Lieferungen auszugeben, für solche Publikationen sollten sich alle Verleger die musterhaften Textausgaben von Guttentag und C. H. Beck zum Beispiel nehmen.

Die dem Rahmen einer Textausgabe entsprechend knapp gehaltenen Anmerkungen des Herausgebers beschränken sich vorwiegend auf die Zitierung der sonstigen, mit dem Verfassungsrecht direkt oder indirekt zusammenhängenden Reichs- und landesgesetzlichen Bestimmungen, welche, soweit es zum Verständnis der Verfassungsurkunde dienlich scheint, auch ihrem wesentlichen Inhalt nach mitgeteilt werden. Die zweite Lieferung enthält das Landtagswahlgesetz. Hier ist auf Anmerkungen fast ganz verzichtet, nur die Bestimmungen der Vollzugsverfügung sind, und zwar die zu jedem Artikel des Wahlgesetzes einschlägigen, in der Form einer Anmerkung zu diesem Artikel abgedruckt. Das am Schlusse beigegebene Stichwortregister könnte vollständiger sein.

München. Paul Bauer.

Kleinere Mitteilungen.

* **In der Académie Française** sind zurzeit 3 Sitze ledig, und zwar der Brunetières, um dessen Stelle sich Jules Delafosse, Haraucourt, Pierre de Nolhac und Léon Seché bewerben; der Sorels und der Roussés. Im Anfang hatte der Marquis de Sigur im Sinne, für die beiden letzteren zu kandidatieren, doch hat er sich entschlossen, den Sitz Sorels fallen zu lassen. Als Mitbewerber hat er für den Sitz Roussés: Barbour, Paul Toutain und Comte de Fleury, während sich G. Lenôtre, Maurice Donnay, Marcel Prévost, René Doumic und der Graf von Fleury um den Sitz Sorels bewerben.

* **Japanisches Unterrichtswesen.** Nach der amtlichen japanischen Presse ist für dieses Jahr die Errichtung einer höheren technischen Schule zu Jamagata gesichert, ebenso die Begründung einer Medizinschule zu Niigatta, einer höheren Ackerbau- und dendrologischen Schule zu Kagoschima und einer höheren Mädchenschule zu Nara.

Besondere Aufmerksamkeit soll dem Turnunterricht gewidmet werden. Zur Heranbildung tüchtiger Turnlehrer ist gleichfalls die Schaffung einer besonderen Schule in Aussicht genommen, vorausgesetzt, daß der Finanzminister keinen Strich durch die Rechnung macht.

Für das Schulwesen Japans scheint, wie die Kölnische Zeitung bemerkt, mit dem neuen Unterrichtsminister Makino, dem früheren Gesandten am Wiener Hofe, eine neue Epoche kräftigen Aufschwunges zu beginnen. Die Frage der Universitätsvermehrung ist so weit gefördert, daß die fehlenden Fakultäten der Universität Kyoto gegründet wurden. Darunter fand auch eine Lehrkanzel für deutsche Sprache und Literatur (Professor Pfarrer E. Schiller) Aufnahme. Es ist bedauerlich, daß aus finanziellen Gründen die geplant gewesene Neuschaffung zweier Universitäten (eine in Kyuschu und eine im Norden) unterbleibt; sie wären unbedingt notwendig, denn die Anzahl der Aufnahmebewerber für die Hochschulen ist so groß, daß ein guter Teil trotz Erfüllung aller gesetzlichen Bedingungen abgewiesen werden muß, und zwar wegen Raummangels. Hoffentlich setzt das Unterrichtsministerium diese begründeten Kulturforderungen in den nächsten Jahren durch.

Hochschulnachrichten.

* **Erlangen.** Der außerordentliche Professor der alten Geschichte an der Universität Gießen, Dr. M. L. Strack, hat den Ruf als Ordinarius an die hiesige Universität, nach der Frankfurter Zeitung, abgelehnt.

* **Wien.** Im österreichischen Herrenhaus hat kürzlich der Unterrichtsminister D. Marchet das Programm für die zweite Bauperiode der klinischen Anstalten mitgeteilt. Danach sollen unbedingt eine Kinderklinik und eine Klinik für interne Medizin, wahrscheinlich auch eine solche für Laryngologie, errichtet werden. Nach Mitteilungen aus Universitätskreisen in der Neuen Freien Presse entspricht die Ankündigung des Ministers bis auf den Umstand, daß man den Bau der laryngologischen Klinik mit Sicherheit in die zweite Periode verlegte, den gehegten Erwartungen. Man nimmt übrigens an, daß der von Dr. Marchet in diesem Punkte gemachte Vorbehalt nur ein Akt besonderer Vorsicht ist, daß aber tatsächlich alle drei Kliniken gebaut werden dürften. Die weitaus größte und kostspieligste unter ihnen ist die medizinische Klinik. Sie soll den Ersatz für die Abteilung des Professors v. Noorden bilden. Damit wird einer Bedingung entsprochen, die dieser Gelehrte an die Annahme der Berufung nach Wien geknüpft hat. Uebrigens wurde in den letzten Monaten mit nicht unerheblichen Kosten in einem der Höfe des Allgemeinen Krankenhauses eine Baracke errichtet, die als vorläufige Ergänzung der Noordenschen Klinik Räume für ambulatorische Behandlung und ein komplettes Laboratorium erhält.

Das gesamte Programm der klinischen Neubauten, mit dessen Realisierung jahrzehntelangen, mehr als berechtigten Klagen abgeholfen werden wird, dürfte in vier Bauperioden ausgeführt sein. Jede Bauperiode umfaßt etwa zwei Jahre. Wiewohl die endgültigen finanziellen Abschlüsse über die erste Bauperiode noch nicht vorliegen, kann man doch annehmen, daß die Voranschläge im großen und ganzen eingehalten wurden. Das Programm wurde von einer gemischten Kommission, in der neben den technischen Organen Universitätsprofessoren, Vertreter verschiedener Ministerien und des Obersten Sanitätsrates sitzen, auf Grund eingehender Studien aller ähnlichen Einrichtungen des Auslandes entworfen, und diese Kommission überwacht auch die Bauführung.

Nach weiteren Mitteilungen kann es als sicher angesehen werden, daß die klinischen Institutsbauten der zweiten Periode schon in diesem Frühjahre in Angriff genommen werden. Die Bauten der ersten Periode, die beiden Frauenkliniken, sind so weit vorgeschritten, daß sie voraussichtlich mit kommendem Oktober ihrer Bestimmung übergeben werden können. Diese zwei Institute erheben sich auf den zum früheren Versorgungshaus gehörigen Grundflächen, während die Klinik für interne Medizin, die laryngologische und die Kinderklinik bereits auf die Area der Irrenanstalt zu stehen kommen. Die Verlegung der Irrenanstalt, die man übrigens auch noch für heuer erwartet, hat, da es sich vorerst um bisher unbenützt gewesene Grundstücke handelt, auf die Bautätigkeit keinen Einfluß.

Was die neue Noordensche Klinik anlangt, so wird sie durch eigene Küchenanlagen für diätetische Behandlung und besondere Laboratorien, wie sie der von diesem Gelehrten propagierten „Chemie am Krankenbette" dienen, erhöhten Kostenaufwand erfordern. Mit Adaptierung der Kinderklinik wird die Frage des Säuglingsschutzes einen guten Schritt nach vorwärts tun. Es wurde nämlich mit dem Vereine, welcher das St. Anna-Kinderspital erhält, ein Abkommen getroffen, wonach dessen Krankenabteilungen an die neue Kinderklinik übergehen, während das St. Anna-Kinderspital sich ausschließlich dem Säuglingsschutze zuwenden wird, der in Professor Escherich seinen energischesten Vorkämpfer hat.

Die laryngologische Klinik wird zuversichtlich noch in der zweiten Bauperiode zur Ausführung kommen, und der diesbezüglich vom Minister gemachte Vorbehalt findet seine Begründung darin, daß die mit der Leitung der Krankenhausbauten betraute Ministerialkommission über diese Klinik noch nicht formell zu beschließen Gelegenheit hatte. Eine Abänderung hat das ursprüngliche Bauprogramm nur insoferne erfahren, als die Herstellung der Küchenanlagen und Verwaltungsgebäude eine Verschiebung erfährt, weil man eine geteilte Administration des Krankenhauses, die erhöhte Kosten bedingen würde, perhorresziert. Diese Bauten sind demnach jetzt nicht notwendig und werden erst nach Fertigstellung der Mehrzahl der Kliniken in Angriff genommen werden. Der Hauptteil des Versorgungshauses, der belassen wurde und in dem jetzt die Bauleitung installiert ist, wird für die Unterkunft der weltlichen Pflegerinnen adaptiert werden.

VERLAG GEORG REIMER BERLIN

BERICHT ÜBER DIE VERLAGSTÄTIGKEIT IM JAHRE 1906

Abhandlungen der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem Jahre 1905. Mit 19 Tafeln. 4°. kart. M. 51.—

Hieraus einzeln:

Physikalische Abhandlungen. Mit 19 Tafeln. M. 19.50

Philosophische und historische Abhandlungen. M. 30.—

Albrecht, Th. und B. Wanach, Resultate des Internationalen Breitendienstes. Bd. II. Mit 2 Tafeln. Lex.-8°. (Veröffentlichungen des Zentralbureaus der internat. Erdmessung N. F. Nr. 13.) M. 12.—

Altertümer von Pergamon. Herausgegeben im Auftrage des Kgl. Preuß. Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten. Imperial.

Band III. 1. Der große Altar. Der obere Markt. Von J. Schrammen. Ein Textband mit 57 Abbildungen und ein Tafelband von 34 Tafeln in Kupfer. M. 180.—

Archiv für das Studium deutscher Kolonialsprachen. Herausgegeben von dem Direktor des Seminars für orientalische Sprachen zu Berlin. Bd. IV. Wörterbuch und Grammatik der Marshall-Sprache nebst ethnographischen Erläuterungen und kurzen Sprachübungen von P. August Erdland. 8°. M. 6.—

Baessler, A., Peruanische Mumien. Untersuchungen mit X-Strahlen. 15 Tafeln nebst erläuterndem Text. 4°. kart. M. 25.—

— Altperuanische Metallgeräte. Nach seinen Sammlungen von A. Baessler. Mit 570 Abbildungen auf 40 Tafeln. 4°. kart. M. 50.—

— Südsee-Bilder. Mit 26 Tafeln und 2 Karten. (1895.) 8°. M. 8.—

(Aus dem Verlag von A. Asher & Co. in Berlin übernommen.)

— Neue Südsee-Bilder. Mit 35 Tafeln, 6 Textabbildungen und einer Karte. (1900.) 8°. M. 10.—

(Aus dem Verlag von A. Asher & Co. in Berlin übernommen.)

Bellermann, H., Die Mensuralnoten und Taktzeichen des XV. und XVI. Jahrhunderts. 2. Auflage. 4°. kart. M. 8.—

Billroth, Th. und A. v. Winiwarter, Die allgemeine chirurgische Pathologie und Therapie in 51 Vorlesungen. Ein Handbuch für Studierende und Ärzte. 16 Aufl. 8°. M. 15.—, in Halbfrz. geb. M. 17.—

Borchardt, L., Nilmesser und Nilstandsmarken. Mit 5 Tafeln. (Aus den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften.) 4°. M. 4.50

Branco, W., Die Anwendung der Röntgenstrahlen in der Paläontologie. Mit 4 Tafeln und 13 Textfiguren. (Aus den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften.) 4°. M. 5.—

Bruhns, W., Die nutzbaren Minerailen und Gebirgsarten im Deutschen Reiche. Auf Grundlage des gleichnamigen von Dechenschen Werkes neu bearbeitet unter Mitwirkung von H. Bücking. Mit einer farb. geolog. Karte. 8°. M. 16.—, in Halbfrz. geb. M. 18.50

Budde, E., Naturwissenschaftliche Plaudereien. 3. Auflage. 8°. M. 3.60, in Leinwand geb. M. 4.50

Corpus inscriptionum Latinarum. Consilio et auctoritate academiae litterarum regiae Borussicae editum. Vol. XIII pars III fasc. II. Inscriptiones trium Galliarum et Germaniarum instrumenti domestici coll. O. Hirschfeld, C. Zangemeister, O. Bohn, Edidit O. Bohn. Fol. kart. M. 32.—

Croner, J., Der Grundbesitzwechsel in Berlin und seinen Vororten (1895—1904). Eine statistische Studie. Nach dem bei den Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin gesammelten Material bearbeitet. 8°. M. 1.50

Daenell, E., Die Blütezeit der deutschen Hanse. Hansische Geschichte von der zweiten Hälfte des XIV. bis zum letzten Viertel des XV. Jahrhunderts. Gekrönte Preisschrift. 2 Bände. 8°. M. 20.—, in Halbfranz geb. M. 24.—

Diels, H., Die Handschriften der antiken Ärzte.

Teil I: Hippokrates und Galenos. M. 8.—

Teil II: Die übrigen griechischen Ärzte außer Hippokrates und Galenos. M. 7.—

(Aus den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften.) 4°.

Diercks, G., Die Marokkofrage und die Konferenz von Algeciras. Mit 1 Karte. 8°. M. 3.—

Dilthey, W., Die Jugendgeschichte Hegels. (Aus den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften.) 4°. M. 8.—

Dressel, H., Fünf Goldmedaillons aus dem Funde von Abukir. Mit 4 Tafeln. (Aus den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften.) 4°. M. 5.50

Frobenius, H., Geschichte des preußischen Ingenieur- und Pionier-Korps von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Jahre 1886. Band II (1870—1886.) Mit 5 Plänen, 1 Tafel, 21 Textzeichnungen, Namenregister und 30 Anlagen. 8°. M. 6.—, in Lwd. geb. M. 7.—

Führer durch die Sammlung des Kunstgewerbe-Museums. Herausgegeben von der Generalverwaltung der Kgl. Museen zu Berlin. 14. Auflage. 8°. M. —.50

Führer durch das Museum für Völkerkunde. Herausgegeben von der Generalverwaltung der Kgl. Museen zu Berlin. 13. Aufl. 8°. M. —.50

Grabreliefs, die attischen, herausgegeben im Auftrage der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien. Lfg. XV. 25 Tafeln mit Text in Mappe. Fol. M. 65.—

Graeser, K., Die Vorstellungen der Tiere. Philosophie und Entwicklungsgeschichte. 8°. M. 3.—, in Lwd. geb. M. 3.80

Haeckel, E., Porträt. Gravüre nach einer Photographie des Jahres 1905. Bildgröße 21 : 15 cm. Papiergröße 49 : 38 cm. M. 2.40

Haeckel, E., Prinzipien der generellen Morphologie der Organismen. Wörtlicher Abdruck eines Teiles der 1866 erschienenen generellen Morphologie. Mit einem Porträt Haeckels. 8° M. 12.—

In Halbfranz geb. M. 14.—

Hamann, R., Ein Gang durch die Jahrhundert-Ausstellung (1775 bis 1875). I—III. 8° je M. —.50

I: Betrachtungen über Entwicklung und Zusammenhänge in der deutschen Malerei von 1775—1820 (Chodowiecki, Graff, W. von Kobell, Friedrich, J. F. A. Tischbein, Runge). — II. Dasselbe von 1820—1860 (Wasmann, Ruths, Waldmüller, v. Pettenkofer, Krüger, Blechen, Spitzweg, Hausmann). — III. Dasselbe nach 1860 (von Menzel, Böcklin, Feuerbach, v. Marées, Thoma, Leibl).

Handbuch für die deutsche Handelsmarine auf das Jahr 1906. Herausgegeben im Reichsamte des Innern. 8° kart. M. 9.—

Handbücher der Königl. Museen zu Berlin. X: Graul, R., Das XVIII. Jahrhundert. Dekoration und Mobiliar. Mit 113 Textabbildungen. 8° M. 1.50

geb. M. 2.—

XI: Kekulé von Stradonitz, R., Die griechische Skulptur. Mit 155 Textabbilduugen. 8° M. 4.50

geb. M. 5.—

Handelshochschule, Berlin. Organisation und Lehrplan der Handelshochschule der Korporation der Kaufmannschaft von Berlin. Nebst Vorlesungs-Verzeichnis für das Winter-Semester 1906/07. Herausgegeben von den Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin. I. bis 3. Aufl. 8° M. —.50

Hansen, J., Gustav von Mevissen. Ein rheinisches Lebensbild 1815 bis 1899. 2 Bände mit 3 Porträts. 8° M. 20.—

in 2 Halbfranzbände geb. M. 25.—

Hauptwerke der Bibliothek des Kunstgewerbemuseums. Herausgegeben von der Generalverwaltung der Kgl. Museen zu Berlin.

Heft I. Möbel und Holzarbeiten. 3. Aufl. 8° M. —.25

Heft III: Dekorative Plastik. 8° M. —.25

Heft IV: Ornament. Die Formen der angewandten Kunst. 8° M. —.25

Hilgard-Villard, Helnrich, Lebenserinnerungen. Ein Bürger zweier Welten 1835- 1900. Mit 8 Porträts. 8° M. 10.—

in Leinwand geb. M. 11.50

Jahrbuch, Berliner, für Handel und Industrie. Bericht der Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin. Jahrgang 1905. 2 Bde. Lex.-8° M. 10.—

Jahrbuch, biographisches, und deutscher Nekrolog. Herausgegeben von Anton Bettelheim. Band IX (vom 1. Januar bis 31 Dezember 1904) mit 1 Porträt. Lex.-8° M. 12.—

in Halbfranz geb. M. 14.—

Jahrbuch über die Fortschritte der Mathematik, begründet von C. Ohrtmann. Herausgegeben von E. Lampe. 8°.

Band XXXIV (Jahrgang 1903) Heft 3 M. 15.60

Band XXXV (Jahrgang 1904) Heft 1 M. 17.80

Band XXXV (Jahrgang 1904) Heft 2 M. 7.—

Jahresbericht, astronomischer, begründet von Walter F. Wislicenus. Mit Unterstützung der astronomischen Gesellschaft herausgegeben von A. Berberich. Bd. VII, enthaltend die Literatur des Jahres 1905. Mit 1 Porträt 8° M. 20.—

Inschriften von Priene. Unter Mitwirkung von C. Fredrich, H. von Prott, H. Schrader, Th. Wiegand und H. Winnefeld herausgegeben von F. Freiherr Hiller von Gaertringen. Mit 81 Abbildungen im Text und 3 Beilagen. 4° geb. M. 25.—

Kappstein, Th., Ahasver in der Weltpoesie. Mit einem Anhang: Die Gestalt Jesu in der modernen Dichtung. Studien zur Religion in der Literatur. 8° kart. M. 3.—

Klein, C., Studien über Meteoriten, vorgenommen auf Grund des Materials der Sammlung der Universität Berlin. (Aus den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften.) Mit 3 Tafeln. 4° M. 7.—

Laehr, H., Die Darstellung krankhafter Geisteszustände in Shakespeares Dramen. 8°. (1898) M. 3.60

(Aus dem Verlag von Paul Neff, Stuttgart, übernommen.)

Lazarus, Moritz, Lebenserinnerungen. Bearbeitet von N. Lazarus und A. Leicht. Mit 1 Porträt. 8° M. 12.—

in Halbfranz geb. M. 14.—

Lehrbücher des Seminars für Orientalische Sprachen zu Berlin. Herausgegeben von dem Direktor des Seminars. 8°.

Band I: Lange, R., Lehrbuch der japanischen Umgangssprache. 2. vermehrte und verbesserte Auflage, in Leinwand geb. M. 24.—

Band XX: Mischlich, A., Wörterbuch der Hausasprache. Teil I. Hausa-Deutsch in Leinwand geb. M. 20.—

Liste, amtliche, der deutschen Seeschiffe mit Unterscheidungssignalen, als Anhang zum Internationalen Signalbuche. 1906. Herausgegeben im Reichsamt des Innern. 8° kart. M. 1.60

Littmann, E. und D. Krencker, Vorbericht der deutschen Aksum-Expedition. Mit 4 Tafeln. (Aus den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften.) 4° M. 3.50

VERLAG GEORG REIMER BERLIN

BERICHT ÜBER DIE VERLAGSTÄTIGKEIT IM JAHRE 1906

Mann, O., Kurdisch-persische Forschungen. Ergebnisse einer von 1901 bis 1903 in Persien ausgeführten Forschungsreise. Abteilung IV. Band III. Teil I: Die Mundart der Mukrikurden. Teil I. Grammatische Skizze, Texte in phonet. u. persisch. Umschrift. 8° M. 12.—

Milet, Ergebnisse der Ausgrabungen und Untersuchungen seit dem Jahre 1899. Herausgegeben von Th. Wiegand. Heft I: Wilski, P. Karte der Milesischen Halbinsel (1:50000). 2 Blatt, 1 Blatt 60,5 × 49,5 cm Farbdruck und 1 Blatt 58,5 × 57 cm Schwarzdruck. Mit erläuterndem Text. 4° kart. M. 5.—

Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen an der königl. Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin. Herausgegeben von dem Direktor des Seminars. Jahrgang IX. 8° M. 15.—
Hieraus einzeln:
Abteil. I. Ostasiatische Studien M. 6.—
Abteil. II. Westasiatische Studien M. 6.—
Abteil. III. Afrikanische Studien M. 6.—

Münzen, die antiken, Nord-Griechenlands. Unter Leitung von F. Imhoof-Blumer herausgegeben v. d. Kgl. Akademie der Wissenschaften. Band III Makedonia und Paionia, bearbeitet von Hugo Gaebler. Abt. I mit 5 Tafeln. 4° M. 19.—

Philonis, Alexandrini opera quae supersunt ed. L. Cohn et P. Wendland. Vol. V. Editio major mit 2 Tafeln. 8° M. 15.—
— Editio minor kl. 8° M. 4.—

Revolution, die lettische. Mit einem Geleitwort von Th. Schiemann. Teil I: Der Schauplatz. Treibende Kräfte 8° M. 2.—

Sarrazin, G., Aus Shakespeares Meisterwerkstatt. Stilgeschichtliche Studien. 8° M. 5.—

66. Programm zum Winckelmannsfeste der Archäolog. Gesellschaft zu Berlin: Regling, K., Terina. Mit 3 Tafeln und 2 Textabbildungen. 4° M. 12.—

Schiemann, Th., Deutschland und die große Politik anno 1905. 8° M. 6.—
in Lwd. geb. M. 7.—
— Zur Geschichte der Regierung Paul I. und Nikolaus I. Neue Materialien. 2. Auflage. Russisch und deutsch in einem Bande. (Neuausgabe der im Jahre 1902 unter dem Titel „Die Ermordung Pauls und die Thronbesteigung Nikolaus I." erschienenen Publikation.) 8° M. 10.—

Schurz, Carl, Lebenserinnerungen. Band 1: Bis zum Jahre 1852. Mit einem Bildnis: Schurz und Kinkel. 8° M. 7.—
in Lwd. geb. 8.—

Seuffert, Prolegomena zu einer Wieland-Ausgabe III. IV. (Aus den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften.) 4° M. 2.50

Smend, R., Die Weisheit des Jesus Sirach. Hebräisch und deutsch. Mit einem hebr. Glossar. 8° M. 5.—
— Dasselbe. Erklärt. Mit Unterstützung der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. 8° M. 16.—

Soltau, W., Das Fortleben des Heidentums in der altchristlichen Kirche. 8° M. 6.—

Südpolar-Expedition, Deutsche, herausgegeben im Auftrage des Reichsamtes des Innern von E. von Drygalski. Gr.-4°.
Band II: Kartographie. Geologie. Heft I: 1. v. Drygalski, E., Der Gaußberg, seine Kartierung und seine Formen. Mit Tafel I und 8 Abbildungen im Text. 2. Philippi, E., Geologische Beschreibung des Gaußberges. Mit Tafel II—VII und 2 Abbildungen im Text. 3. Reinisch, R., Petrographische Beschreibung der Gaußberg-Gesteine. Mit Tafel VIII und 9 Abbildungen im Text M. 22.—
Bei Subskription auf das ganze Werk M. 18.—
Band VI: Erdmagnetismus Band II. Heft I: Luyken, K., Das Variationshaus auf Kerguelen, seine Einrichtungen und Instrumente. Mit Tafel I—V und 16 Abbildungen im Text M. 12.—
Bei Subskription auf das ganze Werk M. 10.—
Band VII: Bakteriologie, Hygiene, Sport. Heft I: Gazert, H., Proviant und Ernährung der deutschen Südpolar-Expedition 1901—03 M. 7.50
Bei Subskription auf das ganze Werk M. 6.20
Band VIII: Botanik. Heft I: 1. Hennings, P., Die Pilze. Mit Tafel I und II. 2. Zahlbruckner, A., Die Flechten. Mit Tafel III—V. 3. Schiffner, V., Die Lebermoose. Mit Tafel VI. 4. Brotherus, V. F., Die Laubmoose. Mit Tafel VII und VIII und 5 Abbildungen im Text. 5. Schenck, H., Die Gefäßpflanzen. Mit 10 Abbildungen im Text. 6. Werth, E., Die Vegetation der subantarktischen Insein. Mit Tafel IX bis XIX und 10 Abbildungen im Text M. 48.—
Bei Subskription auf das ganze Werk M. 40.—
Band IX: Zoologie Band I. Heft 2: 1. Budde-Lund, G., Die Landisopoden. Mit Tafel III und IV. 2. Meisenheimer, J., Die Pteropoden. Mit Tafel V—VII M. 18.—
Bei Subskription auf das ganze Werk M. 15.—
— — Heft 3: Apstein, C., Die Salpen. Mit Tafel VIII—X und 42 Abbildungen im Text M. 10.—
Bei Subskription auf das ganze Werk M. 8.40

Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Auf Veranlassung Seiner hochseligen Majestät des Kaisers Friedrich als Kronprinzen von Preußen. XIX. Band. Polit. Verhandlungen XII, herausgegeben von Ferdinand Hirsch. 8° M. 36.—

Verzeichnis, beschreibendes, der Gemälde im Kaiser Friedrich-Museum. 6. Aufl. 8° M. 1.—
— — Mit 81 Lichtdrucktafeln geb M. 10.—

Vocabularium jurisprudentiae Romanae jussu instituti Savigniani. Tomus II. Fasc. I (dactyliotheca doceo) conscripsit Eduardus Grupe. 4° M. 8.20

Wendt, Ulrich, Die Technik als Kulturmacht in sozialer und in geistiger Beziehung. 8° geh M. 6.—
geb. M. 7.—

ZEITSCHRIFTEN

Archäologischer Anzeiger. Beiblatt zum Jahrbuch des archäologischen Instituts. Jährlich ein Band von 4 Heften. 4°. Preis pro Band M. 4.—. Bis jetzt erschienen 11 Bände.

Der Arbeitsmarkt. Halbmonatsschrift der Zentralstelle für Arbeitsmarkt-Berichte. Herausg. von J. Jastrow. Jährlich 24 Nummern. 4°. Preis pro Jahr M. 4.—. Bis jetzt erschienen 9 Jahrgänge.

Archiv für Philosophie. Herausg. von Ludwig Stein.
Abteilung I. Archiv für Geschichte der Philosophie. Jährlich ein Band von 4 Heften. 8°. Preis pro Band M. 12.—. Bis jetzt erschienen 19 Bände.
Abteilung II. Archiv für systematische Philosophie. Jährlich ein Band von 4 Heften. 8°. Preis pro Band M. 12.—. Bis jetzt erschienen 12 Bände.

Archiv für Stenographie. Monatshefte für die wissenschaftliche Pflege der Kurzschrift aller Zeiten und Länder. Herausg. von Dr. Curt Dewischeit. 57. Jahrgang. Neue Folge Band II. Jährlich 12 Nummern. 8°. Preis pro Jahr M. 5.—. Von der neuen Folge erschienen bisher 2 Bände.

Das Gewerbe- und Kaufmannsgericht. Monatsschrift des Verbandes deutscher Gewerbe- und Kaufmannsgerichte. Herausg. von J. Jastrow und K. Flesch. Jährlich 12 Nummern. 4°. Preis pro Jahr M. 4.— Bis jetzt erschienen 11 Jahrgänge, hiervon die ersten 10 Jahrgänge unter dem Titel: „Das Gewerbegericht".

Jahrbuch des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts. Jährlich ein Band von 4 Heften. 4°. Preis pro Band M. 20.—. Bis jetzt erschienen 21 Bände.

Journal für reine und angewandte Mathematik. Gegründet von A. L. Crelle 1826. Herausg. von K. Hensel. Jährlich ca. 6 Hefte. Vier Hefte bilden einen Band. 4°. Preis pro Band M 14.—. Bis jetzt erschienen 131 Bände.

Museumskunde. Zeitschrift für Verwaltung und Technik öffentlicher und privater Sammlungen. Herausg. von Karl Koetschau. Jährlich ein Band von 4 Heften. 4°. Preis pro Band M 20.—. Bis jetzt erschienen 2 Bände.

Die Nation. Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur. Herausg. von Theodor Barth. Jährlich 52 Nummern 4°. Preis pro Jahr M. 15.—. Bis jetzt erschienen 23 Jahrgänge

Repertorium für Kunstwissenschaft. Redigiert von H Thode und H. von Tschudi. Jährlich ein Band von 6 Heften. Lex.-8°. Preis pro Band M. 30.—. Bis jetzt erschienen 29 Bände

Sitzungsberichte der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Jährlich ca. 52 Nummern. Lex.-8°. Preis pro Jahr M. 12.—.

Virchows Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medizin. Herausg. von Johannes Orth. Monatlich 1 Heft. Drei Hefte bilden einen Band. 8°. Preis pro Band M. 14.—. Bis jetzt erschienen 186 Bände.

Zeitschrift, allgemeine, für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medizin. Herausg. von Deutschlands Irrenärzten durch H. Laehr. Jährlich ein Band v. 6 Heften Originalien und 1 Literaturbericht. 8°. Preis pro Band M. 30.—. Bis jetzt erschienen 63 Bände.

Zeitschrift für Sozialwissenschaft. Herausg. von Julius Wolf. Jährlich ein Band von 12 Heften. Lex.-8°. Preis pro Band M. 20.— Bis jetzt erschienen 9 Bände. (22922)

Büchereinlauf.

Mathematik und Naturwissenschaften

O. Lehmann: Flüssige Kristalle und die Theorien des Lebens. Vortrag, gehalten in der Hauptversammlung der 78. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Stuttgart am 21. September 1906. Mit 30 Illustrationen. Leipzig 1906. Joh. Ambrosius Barth. 55 S. (1.20 M.)

J. Wiese: Das Meer. Geographische, naturgeschichtliche und volkswirtschaftliche Darstellung des Meeres und seiner Bedeutung in der Gegenwart. Mit zahlreichen Bildern und Karten. Berlin 1907. Alfred Schall. 424 S. (geh. 6 M, geb. 7 M.)

Jos. Platzmann: Die Fixsterne. Darstellung der wichtigsten Beobachtungsergebnisse und Erklärungsversuche. (Sammlung Kösel. 3.) Kempten und München 1907. Jos. Kösel. 167 S. (1 M.)

H. P. Baum: Mathematische Geographie. (Samml. Kösel. 7.) Kempten und München 1907. Jos. Kösel. 120 S. (1 M.)

Medizin.

Robert Gaupp: Wege und Ziele psychiatrischer Forschung. Eine akademische Antrittsvorlesung. Tübingen 1907. H. Laupp. 28 S.

Wilhelm Goebel: Die englische Krankheit und ihre Behandlung. (Der Arzt als Erzieher. Heft 26.) München 1907. Aerztliche Rundschau. 19 S. (80 Pfg.)

Gustav Michel: Hautpflege und Kosmetik. 2. Auflage. (Der Arzt als Erzieher. Heft 7.) München 1907. Aerztliche Rundschau. 34 S. (80 Pfg.)

O. Burwinkel: Die Lungenschwindsucht, ihre Ursachen und Bekämpfung. 2. Auflage. (Der Arzt als Erzieher. Heft 2.) München 1907. Aerztliche Rundschau. 48 S. (1 M.)

Friedrich Dessauer und Paul C. Franze: Die Physik im Dienste der Medizin mit besonderer Berücksichtigung der Strahlungen. (Sammlung Kösel. 9.) Kempten und München 1907. Jos. Kösel. 141 S. (1 M.)

Technologie.

Wilhelm Beck: Die Elektrizität und ihre Technik. Eine gemeinverständliche Darstellung der physikalischen Grundbegriffe und der praktischen Anwendung der Elektrizität. 7. Auflage. 3 Bände. Mit 1259 Abbildungen und 34 Tafeln, sowie 3 zerlegbaren Modellen neuester Konstruktion. Leipzig 1906. Ernst Wiest Nachfolger. 1780 S.

Alois Wurm: Eisen und Stahl. Eine gemeinfaßliche Eisenhüttenkunde. (Sammlung Kösel. 4.) Kempten und München 1907. Jos. Kösel. 216 S. (1 M.)

Philosophie und Aesthetik.

Fritz Mauthner: Spinoza. (Die Dichtung, herausgegeben von Paul Remer. Bd. 43.) Berlin 1907. Schuster u. Loeffler. 76 S. (kart. 1.50 M, geb. 2.50 M.)

Monisthorno: Monisten-Traum. Dresden 1907. E. Pierson. 36 S. (1 M.)

Die Reden Gotamo Buddhos aus der längeren Sammlung Dighanikayo des Pali-kanons. Uebersetzt von Karl Eugen Neumann. 1. Band: München 1907. R. Piper u. Co. 337 S. (kart. 20 M, geb. 24 M.)

Ernst Haeckel: Monismus und Papismus. (Blätter des Deutschen Monistenbundes. Herausgeber: Heinrich Schmidt-Jena. Nr. 7. Januar 1907.) Brackwede i. W. 1907. W. Breitenbach. 16 S. (20 Pfg.)

F. Otto Schrader: Wille und Liebe in der Lehre Buddhas. 2. Auflage von: Kennt der Buddhismus den Begriff der christlichen Liebe? Berlin SW. 48 1907. Paul Raatz. 34 S. (80 Pfg.)

Erziehung und Unterricht.

G. Ammon: Lateinische Grammatik-Anthologie. Systematisch geordnete Merksätze und Stoffe für den Lateinunterricht in der 4. Gymnasialklasse. München 1907. J. Lindauer. 134 S.

John Ruskin: Ueber Mädchenerziehung. Deutsch von Johanna Severin. Halle a. S. 1907. Hermann Gesenius. (brosch. 1 M, eleg. geb. 1.50 M.)

Ferdinand Löwl-Czernowitz: Die Mittelschulfrage. (Separat-Abdruck aus der populär-wissenschaftlichen Wochenschrift: Das Wissen für Alle. Nr. 37—38.) Wien 1906. Karl Groak. 15 S.

Marie zur Megede: Frauengedanken über Menschenerziehung. Berlin 1907. F. Fontane u. Co. 204 S. (geh. 3 M, geb. 4 M.)

Pauline Herber: Das Lehrerinnenwesen in Deutschland. (Sammlung Kösel. 5.) Kempten und München 1907. Jos. Kösel. 208 S. (1 M.)

Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte.

Heinrich Heine: Auswahl aus seinen prosaischen und poetischen Schriften von Achim v. Winterfeld. (Dietrichs Auswahl-Bibliothek. Band 11.) Leipzig 1907. Felix Dietrich. 204 S. (2 M.)

Karl Henkell: Deutsche Dichter seit Heinrich Heine. Ein Streifzug durch 50 Jahre Lyrik. (Die Literatur, herausgegeben von Georg Brandes. 37. Band.) Berlin 1907. Bard. Marquardt u. Co. 178 S. (geb. 3 M.)

Heinrich Wagner: Karl May und seine Werke. Eine kritische Studie. Passau 1906. Passavia. 51 S. (80 Pfg.)

G. Schleusner: Paulus Gerhardt, der evangelische Bekenner in Leid und Lied, ein Lebens- und Charakterbild im Sinne und Geiste Luthers. 2. Auflage. Wittenberg 1907. P. Wunschmann. 71 S.

Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte, Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Herausgeber J. W. Nagl und J. Zeidler. 29. Lieferung. Wien 1907. Carl Fromme. 47 S. (1 M.)

Albert Fries: Beobachtungen zu Goethes Stil und Metrik. Separatabdruck aus: Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien. Heft 12, 1906. Wien 1906. Carl Gerold. 19 S.

Grillparzers Sappho. Von Richard Jahnke. (Die deutschen Klassiker von E. Kuenen und M. Evers. 29. Band.) Leipzig 1907. Heinrich Bredt. 106 S. (1.20 M.)

Aeschylos' Prometheus-Trilogie. Uebersetzt von Donner. Neu bearbeitet von Heinrich Wolf. (Die ausländischen Klassiker von Peter Hau und Heinrich Wolf. 7. Band.) Leipzig 1907. Heinrich Bredt. 111 S. (1 M.)

Euripides' Medea. Uebersetzt von Donner. Neu bearbeitet von Heinrich Wolf. (Die ausländischen Klassiker von Peter Hau und Heinrich Wolf. 8. Band.) Leipzig 1907. Heinrich Bredt. 108 S. (1.25 M.)

E. Mentzel: Briefe der Frau Jeanette Strauß-Wohl an Börne. Mit einem Bildnis von Jeanette Strauß-Wohl. Berlin 1907. F. Fontane u. Co. 438 S. (brosch. 7.50 M, geb. 9 u. 10 M.)

Joseph Frhr. v. Eichendorff: Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands. Neu herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Kosch. (Sammlung Kösel. 10—11.) Kempten und München 1907. Jos. Kösel. 548 S. (2 M.)

Moderne Literatur.

Hans W. Fischer: Buch des Widerspruchs. Gedichte. Leipzig 1907. Fr. Rothbarth. 117 S. (brosch. 3 M, geb. 5 M.)

Alexander L. Kielland: Sämtliche Novellen. (Alex. L. Kielland, Gesammelte Werke. 2. Band.) Uebersetzt von Friedrich Leskien und Marie Leskien-Lie. Buchschmuck von H. Schittenhelm. Leipzig 1906. Georg Merseburger. 378 S.

Falk v. Sonnenfels: Wanderlieder. Berlin 1907. Curt Wigand. 30 S.

Georg Hondrey: Victorie. Erzählung. Dresden 1907. E. Pierson. 193 S. (2 M.)

Fritz Blachny: Paul Gerhardt. Historisches Charakterbild. Wittenberg 1907. P. Wunschmann. 73 S.

Am 10. Januar erschien:

FÜRST BÜLOWS REDEN

NEBST URKUNDLICHEN BEITRÄGEN ZU SEINER POLITIK.

Mit Erlaubnis des Reichskanzlers gesammelt und herausgegeben von JOHANNES PENZLER

BAND II. 1903—1906 mit einem ausführlichen Namen- und Sachregister (22922)s

Preis: geheftet Mk. 7.—, in Leinwand gebunden Mk. 8.50.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie vom

VERLAG GEORG REIMER, BERLIN W. 35.

Für den Inseratenteil verantwortlich: A. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Mittwoch, 30. Januar. Nummer 25.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M 4.50 (Bei direkter Lieferung Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber. Dr. Julius Petersen in München.

Inhalt:

Neuere Forschungen über Abstammung und Alter des Menschen. Von Sanitätsrat Dr. M. Alsberg (Kassel).

Die Selenkasche Java-Expedition. Von Dr. H. Klose (Münster).

Bücher und Zeitschriften.

Selma Lagerlöf: Legenden und Erzählungen. — Sammlung Kösel.

Allgemeine Rundschau.

Protestantismus und Katholizismus in Deutschland.

Hochschulnachrichten.

Neuere Forschungen über Abstammung und Alter des Menschen.

In den Anschauungen über die Abstammung und das Alter des Menschengeschlechts hat sich innerhalb der letzten Jahre ein sehr bedeutender Umschwung vollzogen. In den letzten Dezennien des 19. Jahrhunderts zählte jene Ansicht noch zahlreiche Anhänger, die für die Unveränderlichkeit des Menschen — wenigstens für eine angeblich seit dem Beginn der diluvialen Erdepoche bestehende Unveränderlichkeit — eintrat und dementsprechend die offenbaren Abweichungen vom heutigen Typus, wie sie die diluvialen Reste des fossilen Menschen zu erkennen gaben, vielfach als krankhafte Bildungen glaubte deuten zu müssen. Von diesem Standpunkte aus hat bekanntlich Rudolf Virchow die bereits 1856 in diluvialen Ablagerungen des Neanderthales unweit Düsseldorf aufgefundenen Menschenreste beurteilt, während J. Kollmann (Basel) den Menschen damals als einen „Dauertypus", d. h. als ein Wesen, in dessen Körperbildung seit dem Beginne der der Jetztzeit vorausgegangenen geologischen Epoche keine wesentliche Umgestaltung eingetreten sei, bezeichnete.

Erst seit wenigen Jahren haben diese Anschauungen der Ueberzeugung weichen müssen, daß auch der Mensch den Gesetzen der Veränderlichkeit von jeher und jetzt noch ebenso wie in entschwundenen geologischen Zeitaltern unterworfen ist, daß dem heutigen Menschentypus eine ältere von dem jetzt lebenden Menschen wesentlich verschiedene Menschenform vorausgegangen ist. Außer den bereits erwähnten menschlichen Skelettresten aus dem Neandertal, deren richtige wissenschaftliche Einschätzung wir G. Schwalbe (Straßburg) und H. Klaatsch (Heidelberg) verdanken, sind es zwei in der Spy-Grotte (unweit Namur in Belgien) aufgefundene menschliche Skelette, ferner die unweit Krapina (Kroatien) aus Lößschichten zutage geförderten Menschenreste, endlich noch die an verschiedenen Punkten aufgefundenen menschlichen Unterkiefer (Kiefer von La Naulette, aus der Schipka-Höhle usw.), denen wir eine so genaue Kenntnis des Menschen des älteren Diluviums verdanken, wie wir eine solche zu erlangen, vor wenigen Jahren noch kaum hoffen durften.

Durch diese fossilen Menschenreste haben wir nun die Gewißheit erlangt, daß der Mensch, der zu Beginn der Diluvialperiode entweder gleichzeitig mit der damals bestehenden Vergletscherung ausgedehnter europäischer Gebiete oder noch vor dem Eintritt jener Kälteepoche unseren Erdteil bewohnte — daß dieser ältere Menschentypus sich von dem Menschen der Jetztzeit durch eine ganze Reihe von körperlichen Merkmalen unterschieden hat. Ob wir diesen Menschen des älteren Diluviums, dessen Schädel durch seine Niedrigkeit, die fliehende Stirn, die Ueberaugenwülste, die mangelhafte Ausbildung des Kinns, die bedeutende Größe des Zahnbogens und der Zähne aufs schärfste gekennzeichnet, dessen Extremitätenknochen ebenfalls eine Anzahl von charakteristischen Merkmalen aufweisen und der allem Anschein nach die aufrechte Körperhaltung sich noch nicht vollständig angeeignet hatte, sondern mit eingebogenen Knien einherschritt —, ob wir diesen von Schwalbe als homo primigenius bezeichneten Vorläufer des homo sapiens als eine besondere, vom heutigen Menschen scharf getrennte Art auffassen, oder ob wir mit Walkhoff und Gorjanovic-Kramberger, dem Entdecker und Erforscher der Krapina-Funde, einen allmählichen Uebergang vom Neanderthaler zum heutigen Menschen annehmen sollen, hierüber sind die Akten zurzeit noch nicht geschlossen. In ersterem Falle wäre dann freilich die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß wir in dem Neanderthaler lediglich einen Seitenzweig vom Stammbaum des Menschen zu erblicken haben, der jetzt ausgestorben ist, während die eigentlichen Ahnen unseres Geschlechtes heute noch unbekannt sind.

Ganz ähnlich wie mit dem Neanderthaler verhält es sich mit der Stellung, die wir dem vielerörterten Pithecanthropus unter den Vorläufern des heutigen Menschen anzuweisen haben. Es war i. J. 1891, als der holländische Militärarzt, jetzige Professor der Paläontologie zu Amsterdam Dr. Eugen Dubois aus dem Bette des Bengawan-Flusses unweit Trinil (Insel Java), und zwar aus Schichten, die mit größter Wahrscheinlichkeit der Spättertiärzeit (Pliozän) zuzurechnen sind, Skelettreste eines affen- und zugleich menschenähnlichen Wesens, bestehend in einem Fragmente der Schädeldecke, einem Oberschenkelknochen und zwei Backzähnen, zutage förderte und als „Pithecanthropus erectus", d. h. „aufrechtgehender Affenmensch", beschrieb. Was diesem Funde von vornherein ein großes Interesse sicherte, ist der Umstand, daß der Schädel jenes Wesens hinsichtlich seiner Form zwar an die höchststehenden Affen — insbesondere an den Gibbon — erinnert, daß er aber hinsichtlich der Kapazität (Binnenraum des Schädels, der einen Schluß auf die Höhe der Hirn-

entwicklung gestattet) eine Mittelstellung zwischen den Menschenaffen (Anthropomorphen, auch als Anthropoiden bezeichnet) und dem heutigen Menschen einnimmt. Auch läßt die Untersuchung des Oberschenkelbeines keinen Zweifel darüber bestehen, daß jenem Wesen bereits die aufrechte Körperhaltung zu eigen war, bezw. daß es in aufrechter Stellung einhergeschritten ist. Gerade jene Kombination von aufrechter Körperhaltung und einer zwischen Menschen und Affen in der Mitte stehenden Hirnentwicklung — gerade dieses Zusammentreffen war es auch, was man von einem solchen Bindeglied zwischen Menschentum und Affentum von vornherein zu erwarten hatte; denn es kann schon aus rein statischen Gründen kein Zweifel darüber bestehen, daß für die mit der zunehmenden Hirnentwicklung parallel laufende Vergrößerung des auf der Wirbelsäule balanzierenden Schädels die Aneignung der dauernd aufrechten Körperhaltung die unerläßliche Voraussetzung gebildet hat. Es ist daher leicht begreiflich, daß namhafte Anthropologen des In- und Auslandes den Pithecanthropus als den direkten Vorfahren des heutigen Menschen aufgefaßt, bezw. denselben an jene Stelle des Säugetierstammbaumes versetzt haben, wo sich der homo sapiens, bezw. sein Vorläufer, der Neanderthalmensch, von den übrigen Primaten (höchststehenden Säugetieren) abgezweigt hat.

Indessen spricht doch ein Umstand gegen die Auffassung, daß wir in dem Pithecanthropus einen der direkten Vorfahren des heutigen Menschen zu erblicken haben, nämlich die bereits erwähnte Tatsache, daß jenes für die Feststellung der stammesgeschichtlichen Entwicklung unseres Geschlechtes bedeutungsvolle Geschöpf bereits einer verhältnismäßig späten geologischen Epoche, nämlich der Spättertiärzeit (Pliozän) angehört hat, also einem geologischen Zeitabschnitt, wo auch der Mensch, wie die im nachfolgenden zu erwähnenden primitivsten Feuersteinwerkzeuge darzutun scheinen, wahrscheinlich bereits vorhanden war und allem Anschein nach bereits im Besitze einer gewissen kulturellen Entwicklung sich befunden hat. Wenn wir also auch kaum bestreiten werden, daß zwischen Pithecanthropus und den Vorfahren des heutigen Menschen nahe verwandtschaftliche Beziehungen bestehen, so ist es andrerseits doch wenig wahrscheinlich, daß letzterer als ein direkter Abkömmling des ersteren aufzufassen ist. Wir werden vielmehr der Ansicht beipflichten, die unter den Anthropologen neuerdings immer mehr Anhänger findet, nämlich der Anschauung, daß wir im Pithecanthropus zwar einen Verwandten unseres Geschlechtes, aber doch den Sprößling einer Nebenlinie vor uns haben.

Ebensowenig wie zum Pithecanthropus steht auch der Mensch zu den jetzt lebenden Menschenaffen (Anthropomorphen oder Anthropoiden) in direkter genetischer Beziehung. Von den drei großen Aesten des Primatenstammes: den Anthropomorphen, den Kynomorphen (Hundsaffen, auch als Affen der alten Welt bezeichnet) und den Affen der neuen Welt scheidet die letzterwähnte Kategorie wegen ihrer wesentlich verschiedenen Organisation aus der Erwägung von vornherein aus. Andrerseits ist es in hohem Grade wahrscheinlich, daß die Anthropomorphen und Kynomorphen aus einer gemeinschaftlichen Wurzel hervorgegangen sind und daß dieselben wieder fossile Halbaffen zu Vorfahren haben. Von diesen beiden Stämmen haben jedoch die Hundsaffen eine ganz abweichende Entwicklung eingeschlagen und kommen ebenfalls für die Menschwerdung nicht in Betracht. So bleiben von den drei großen Aesten der Primatenordnung eben nur die Anthropomorphen übrig, von denen aber nach dem übereinstimmenden Urteile der Anthropologen keine jetzt lebende Art den Anspruch darauf erheben kann, als direkte Vorfahren des Menschen betrachtet zu werden, da mancherlei nicht zu übersehende körperliche Unterschiede zwischen diesen höchststehenden Affen und dem „kleinen Gott der Welt" vorhanden sind. Aber auch bezüglich der Reste fossiler (ausgestorbener) Anthropomorphen läßt sich bis jetzt nicht behaupten, daß sie uns über die Abstammung unseres Geschlechtes nähere Auskunft geben. Von den bis jetzt nur spärlich vorhandenen Resten ausgestorbener Menschenaffen könnte allenfalls nur Dryopithecus für den Vorgang der Menschwerdung in Betracht kommen. Aus dem Studium der Zähne dieses Wesens, die bekanntlich dem obermiozänen Bohnerz der Schwäbischen Alb entnommen wurden, glaubt aber M. Schlosser, einer der hervorragendsten Gebißkenner, folgern zu müssen, daß wir in jenem ausgestorbenen Menschenaffen nur den Ahnherrn von Orang und Schimpanse, nicht aber denjenigen des Menschen zu erblicken haben.

Wohin wir uns also wenden, stoßen wir auf noch ungelöste Probleme. Wenn auch die neueren Forschungen — insbesondere diejenigen, die sich auf den Neandertalmenschen und den Pithecanthropus beziehen — zweifelsohne sehr wesentlich dazu beigetragen haben, die Richtung anzudeuten, in der wir nach dem direkten Vorfahren des Menschen zu suchen haben, so ist dieser Vorfahre selbst uns doch zurzeit noch unbekannt. Bei der außerordentlichen Lückenhaftigkeit des paläontologischen Materials drängt sich uns daher die Frage auf, ob es nicht noch anderweitige Anhaltspunkte gibt für die Entscheidung der Frage, welchen Weg der heutige Mensch bei seiner Abzweigung von dem großen Stamme der Säugetiere verfolgt hat oder, genauer gesagt, welche Säugetiergattung jenen bemerkenswerten Entwicklungsgang eingeschlagen hat, der schließlich zur Bildung des geistig am höchsten stehenden und in körperlicher Hinsicht durch ungewöhnliche Anpassungsfähigkeit ausgezeichneten Säugetieres, das wir als Mensch bezeichnen, führen sollte.

Einen solchen, bisher kaum bemerkten Anhaltspunkt haben wir neuerdings durch P. Adloffs Untersuchungen[1]) kennen gelernt, der gewisse Eigentümlichkeiten des menschlichen Gebisses zur Beurteilung des Werdeganges, den das Genus Homo verfolgt hat, heranzieht. Die Beobachtung, daß das Gebiß der Säugetiere zum Studium individueller Variationen und morphologischer Veränderungen ganz besonders geeignet ist, da es einerseits äußerst konservativ, andrerseits aber auch wiederum ungemein plastisch ist und gefügiger und vollständiger als die meisten anderen Organe auch dem leichtesten Impuls von außen nachgibt — diese Beobachtung trifft in besonders hohem Grade für das menschliche Gebiß zu, und man ist daher schon seit geraumer Zeit bestrebt gewesen, jene große Reihe von Variationen, wie sie die Zahl, Stellung und Gestaltung der Zähne aufweist, für stammesgeschichtliche Untersuchungen zu verwerten.

Dabei brachte es aber der Geist des Darwinschen Zeitalters mit sich, daß zunächst jede Abweichung von der Norm als „Rückschlagerscheinung" gedeutet wurde. Man ging von der an und für sich ganz richtigen Annahme aus, daß der Mensch von einer Form abstamme, die ursprünglich eine größere Anzahl von Zähnen besessen hat, und huldigte zugleich der Anschauung, daß die Verkleinerung des Kiefers und die damit Hand in Hand gehende Reduktion der Größe und Zahl der Zähne im wesentlichen als die Folge kultureller Einflüsse (künstliche Speisebereitung u. dgl.), mithin als ein Entartungsvorgang aufzufassen sei.

---

[1]) Einige Besonderheiten des menschlichen Gebisses und ihre stammesgeschichtliche Bedeutung. Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie, Bd. X, Heft 1, 1906.

Man hat auch bis in die allerneueste Zeit übersehen, daß wir in der Gestaltung des Milchgebisses beim Menschen ein sehr wertvolles Objekt besitzen, das Rückschlüsse gestattet bezüglich der ehemaligen Form des Gebisses beim Menschen, bezw. bei dessen Vorfahren. Prüfen wir zunächst von diesem letzterwähnten Standpunkte aus die Milchzähne des Menschen, so gelangen wir zu interessanten Ergebnissen. Während nämlich die Schneide- und Eckzähne des Milchgebisses sich nur durch ihre geringere Größe von den bleibenden Zähnen unterscheiden, sind die beiden Milchbackzähne (Prämolaren des Milchgebisses) durchaus anders gestaltet als ihre Nachfolger, die Backzähne des bleibenden Gebisses. Auch wird die Deutung jener Verschiedenheit in der Gestaltung der Milchbackzähne und der bleibenden Backzähne, wie wir sie beim heutigen Menschen antreffen, dadurch wesentlich erleichtert, daß wir das Gebiß der Anthropomorphen zum Vergleiche heranziehen. Bezüglich der letzteren hat Baume schon vor Jahren darauf hingewiesen, daß ihre Milchbackzähne den bleibenden Zähnen weit ähnlicher sind, als dies beim Menschen der Fall ist. Andrerseits ist das Milchgebiß des Menschen und das der Menschenaffen untereinander weit ähnlicher als das bleibende. Die ersten Milchbackzähne des Menschen haben Eigenheiten bewahrt, die wir nur im Milchgebisse der Affen, nicht aber beim Menschen selbst zu suchen haben — Eigenheiten, die im bleibenden Gebisse des letzteren durch andere Formen ersetzt sind. Unter Berücksichtigung dieser Tatsachen erscheint es zweifellos, daß beim Menschen die Milchbackzähne eine primitivere Form repräsentieren als die bleibenden Zähne.

Ebenso wie bei dem bekannten Halbaffen Chiromys, dessen bleibende Bezahnung vollständig nagetierartig ist und bei der interessanten Gattung Hyrax die indifferenzierten Milchschneidezähne die Urform der durch Anpassung an veränderte Lebensweise nagezahnartig umgestalteten bleibenden Schneidezähne beider Tiergattungen darstellen — ebenso werden beim Menschen die bleibenden Backzähne ursprünglich wie die Milchzähne gestaltet gewesen sein; ihre jetzige Form hat sich erst später herausgebildet. Mit anderen Worten: ein Glied in der Vorfahrenreihe des Menschen hat Backzähne besessen, die noch vollständig nach dem Typus der Mahlzähne (Molaren) gebaut waren. Ferner ist nach Adloff anzunehmen, daß von jenen mahlzahnförmigen Backzähnen, wie wir sie zufolge dem Gesagten den Vorfahren des heutigen Menschen zuschreiben müssen, der vorderste der kleinste gewesen ist, und daß die Gesamtreihe der Backzähne und Mahlzähne bei jenen menschlichen Vorfahren in der Richtung von vorn nach hinten an Größe zugenommen hat, wie dies auch heute noch bei vielen Säugetieren der Fall ist. Einen Unterschied in der Formgestaltung von Back- und Mahlzähnen, wie solcher beim heutigen Menschen ausgebildet ist, hat es ursprünglich wohl nicht gegeben; vielmehr hat sich jener Unterschied als ein durch Aenderung der Lebensweise herbeigeführter Neuerwerb erst später herausgebildet.

Im übrigen wird, wie bereits erwähnt, die Annahme, daß der Mensch bezw. dessen Vorfahren im Verlaufe seiner stammesgeschichtlichen Entwicklung eine beträchtliche Anzahl von Zähnen eingebüßt hat, auch durch die Ergebnisse der neueren Untersuchungen bestätigt. Diese Verringerung der Zahnzahl dauert gegenwärtig noch fort und gibt sich ganz besonders in der Reduktion des zweiten (seitlichen) Schneidezahnes und des dritten Mahlzahnes (Weisheitszahnes) zu erkennen. Das Verschwinden dieser Zähne ist nur eine Frage der Zeit und der Zeitpunkt schon jetzt vorauszusehen, wo das menschliche Gebiß in vollentwickeltem Zustande statt der jetzigen 32 Zähne nur noch 24 aufweisen wird. Wenn aber auch, wie schon bemerkt, jene alte Annahme von der Herabsetzung der Zahnzahl beim Menschen bezw. dessen Vorfahren nach den Ergebnissen neuerer Untersuchungen sich als zutreffend erweist, so sind wir doch keineswegs berechtigt, diesen Prozeß als eine Einleitungserscheinung aufzufassen. Wir haben diese Reduktion des menschlichen Gebisses, die schon seit zahllosen Jahrtausenden im Gange und gegenwärtig noch nicht zum Abschluß gekommen ist, vielmehr als einen entwicklungsgeschichtlichen Vorgang aufzufassen, dessen letzte Ursache in einer fast allen Säugetieren gemeinsamen Verkürzung der Kiefer zu erblicken ist.

Daß wir trotz jener durch die Umgestaltung der Backzähne im Gebisse des Menschen bewirkten Veränderungen letzteres doch immer noch als ein primitives, in mehrfacher Hinsicht in der Entwicklung zurückgebliebenes Gebilde zu betrachten haben — zugunsten dieser Auffassung lassen sich verschiedene Tatsachen anführen. Zunächst ist nach Adloff der Umstand, daß der Eckzahn beim Menschen sich nicht zu jener Größe entwickelt, wie sie diesem Zahn bei den Primaten sonst eigentümlich ist, als Zeichen einer primitiven Gebißbildung aufzufassen; sodann ist nach dem besagten Gelehrten das Zusammenvorkommen von Höckern und Schmelzfalten auf den Mahlzähnen des Menschen ebenfalls als Ausdruck einer niedrigen Bildung zu betrachten. Bei den Menschenaffen stehen Höcker und Schmelzfalten in ganz bestimmter Wechselbeziehung zueinander, und zwar in der Weise, daß das Gebiß des Gibbon und Gorilla fast nur Höcker, dasjenige des Orang und Schimpanse vorwiegend Schmelzfalten (Runzeln) aufweist, wobei zu bemerken ist, daß beide Eigenschaften offenbar gleichwertig sind. Während aber das Anthropomorphengebiß regelmäßig eine bestimmte Richtung eingeschlagen, entweder Vergrößerung der Höcker oder Vermehrung der Schmelzfalten zur Ausbildung gebracht hat — im Gegensatz hierzu nimmt der Mensch der Jetztzeit und, wie Kramberger und Walkhoff nachweisen, in noch höherem Grade der Mensch des älteren Diluviums, dessen Mahlzähne neben zahlreichen Schmelzfalten auch zugleich stumpfe und niedrige Höcker besitzen, eine zwischen den beiden Anthropoidengruppen vermittelnde Stellung ein. Das Gebiß des homo sapiens ist primitiver als dasjenige der höchststehenden Affen, insofern es weder nach der einen, noch nach der anderen Seite hin sich ausgebildet hat. Auch beim Menschen waren ebenso wie bei den Menschenaffen beide Entwicklungsmöglichkeiten vorhanden; er hat sich jedoch nicht einseitig entwickelt, vielleicht weil er schon frühzeitig die ausschließliche Pflanzennahrung mit einer ausgesprochen omnivoren Lebensweise (gemischte Nahrung) vertauscht hat.

Der soeben erwähnte Umstand, daß beim heutigen Menschen bezw. dessen Vorfahren das Gebiß in gewisser Hinsicht in einem Zustande niedriger Entwicklung verharrt hat — diese Tatsache ist unseres Erachtens von großer Bedeutung für die Beurteilung der menschlichen Stammesgeschichte. Mit Recht hat schon vor mehreren Jahrzehnten J. Lippert darauf hingewiesen, daß eine frühzeitige Entwicklung bestimmter Artmerkmale, bezw. eine außerordentliche Anpassung an gegebene Verhältnisse zwar den Fortbestand der Gattung sichert, daß dieselbe jedoch insofern keineswegs als ein Vorteil zu betrachten ist, als diese Vollkommenheit in der Regel eine weitere Abänderungsfähigkeit ausschließt und daß andererseits eine minder vollendete Anpassung einer größeren Abänderung in der Zukunft, einer längeren Reihe der Entwicklung Raum läßt. Gerade jenes Verharren des Gebisses auf relativ niedriger Entwicklungsstufe dürfte für den homo sapiens insofern von Vorteil gewesen sein, als durch Anpassung ebensowohl an tierische wie an pflanzliche Nahrung, wie sie eben jenes indifferente, weder nach der einen, noch nach der anderen

Seite hin scharf ausgeprägte Gebiß ermöglichte, die Ernährungschancen der Gattung „Mensch" vergrößert und dadurch der Bestand derselben gesichert wurde.

Daß die auf das Gebiß des Menschen sich stützenden Untersuchungen zu dem Schlusse einer relativ primitiven Beschaffenheit dieses Organs und somit zu der Annahme drängen, daß der Mensch oder dessen unmittelbare Vorfahren von einer in dieser Hinsicht wenig entwickelten Tiergattung abstamme, bezw. daß der Punkt, wo die menschlichen Ahnen vom gemeinsamen Säugetierstammbaum sich abgezweigt haben, weit tiefer gelegen ist, als man bisher angenommen hat — dieses Ergebnis der neueren Untersuchungen steht in bemerkenswertem Einklange mit den Resultaten anderer stammesgeschichtlichen Forschungen, denen sich erst in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit der Forscher zugewendet hat. So hat z. B. R. Wiedersheim im menschlichen Körper eine sehr bedeutende Anzahl von Bildungen nachgewiesen, die teils als Ueberbleibsel längst entschwundener Entwicklungsphasen (rudimentäre Organe), teils als Rückschläge (Atavismen) aufzufassen sind und den genetischen Zusammenhang des homo sapiens mit einer Anzahl von niederen Tierformen auf das unzweifelhafteste bekunden.

Wenn wir den bis jetzt noch dunklen Vorgang der Menschwerdung, d. h. die fortschreitende Entwicklung einer zurzeit wahrscheinlich nicht mehr lebenden Säugetierform zum homo sapiens aufklären wollen, so wird es einerseits allerdings geboten sein, die dem Menschen am nächsten stehenden Primaten, d. i. ebensowohl die jetzt lebenden Menschenaffen wie auch deren ausgestorbene Vorfahren, auf ihre Menschenähnlichkeit und Verwandtschaft zum Menschen zu prüfen; andererseits werden wir aber auch die Möglichkeit nicht außer acht lassen dürfen, daß jene Affenähnlichkeit vielleicht nur als eine Konvergenzerscheinung aufzufassen ist, d. i. als eine Uebereinstimmung, die trotz Verschiedenheit der Abstammung und der ursprünglichen körperlichen Organisation durch andauernde Einwirkung der nämlichen äußeren Verhältnisse herbeigeführt wurde — in derselben Weise wie z. B. der dauernde Wasseraufenthalt bei den Walen trotz ihrer Zugehörigkeit zu den Säugetieren die Fischgestalt des Körpers und die Umwandlung der Extremitäten in Flossen herbeigeführt hat. Dabei darf nicht übersehen werden, daß auch Tiere, die ganz verschiedenen Erdepochen angehören, wie z. B. der vorweltliche Ichthyosaurus und der jetzt lebende Delphin, ferner Iguanodon und Känguruh u. a. in ihrer äußeren Erscheinung eine bemerkenswerte Uebereinstimmung aufweisen, ohne daß jener Aehnlichkeit irgendwelche verwandtschaftliche Beziehungen entsprechen.

Im Hinblick auf die Möglichkeit einer auf „Konvergenz" beruhenden zufälligen Aehnlichkeit, werden wir uns auch davor hüten müssen, eine Verwandtschaft bezw. Identität der Abstammung anzunehmen, wenn uns nicht gewichtige Gründe zu einem solchen Schlusse drängen. Wenn Kollmann neuerdings die Behauptung aufstellt,[2]) daß Verwandte des Schimpanse aus dem Tertiär wahrscheinlich die Wurzel des Menschenstammes enthalten — wobei er sich einerseits auf die zwischen dem Schimpansesäugling und dem gleichalterigen menschlichen Kinde bestehende Aehnlichkeit beruft, andererseits auf die Tatsache, daß, wenn wir von den Eckzähnen absehen, das Dauergebiß des Menschen sowohl hinsichtlich der Form wie auch der Größe der Zähne mit demjenigen des Schimpanse eine höchst bemerkenswerte Uebereinstimmung aufweist — eine Uebereinstimmung, die Selenka dazu veranlaßt hat, den Schimpanse als eine weniger spezialisierte Anthropomorphenform zu bezeichnen, als Orang und Gorilla — wenn Kollmann solche nahe verwandtschaftliche Beziehungen des Menschen zum Schimpanse annimmt, so vergißt er eben, daß die von ihm als Beweise herangezogenen Aehnlichkeiten und Uebereinstimmungen vielleicht nur als „Konvergenzerscheinungen" aufzufassen sind, denen keine Beweiskraft zuzuerkennen ist.

Im Hinblick auf die Möglichkeit, daß die zwischen den Menschen und den höchststehenden Affen vorhandene Aehnlichkeit eben nur als eine mehr oder weniger zufällige aufzufassen ist, werden wir uns auch die Frage vorzulegen haben, ob nicht der Punkt, wo sich der Stammvater des heutigen Menschen vom gemeinschaftlichen Säugetierstammbaum abgezweigt hat, viel tiefer, d. h. der Wurzel jenes Stammbaumes näher gelegen ist, als man bisher angenommen hat.

Wir haben im Vorhergehenden jene Punkte erörtert, die bei der Erforschung der menschlichen Abstammung vorzugsweise in Betracht kommen. Bezüglich des Alters des Menschengeschlechts oder, genauer gesagt, bezüglich der Frage nach der geologischen Epoche seines ersten Auftretens auf unserem Planeten dürfen wir wohl als bekannt voraussetzen, daß bis vor wenigen Jahren die Existenz des Menschen während der Tertiärzeit zwar wiederholt und von verschiedenen Seiten behauptet worden ist, daß aber unzweideutige Beweise für die Richtigkeit dieser Behauptung bis vor kurzem nicht beigebracht werden konnten. Reste des Menschen aus einer geologischen Epoche, die weiter zurückdatiert als das Diluvium, sind auch bis jetzt noch nicht bekannt. Dagegen ist die in Rede stehende Frage allerdings insofern in ein ganz neues Stadium getreten, als neuerdings in tertiären Ablagerungen Feuersteine nachgewiesen werden konnten, die unverkennbare Spuren von Bearbeitung aufweisen und somit einen Schluß gestatten auf das Vorhandensein eines denkenden Wesens, dem die besagte Bearbeitung zuzuschreiben ist und das jene Feuersteine als Werkzeuge oder Waffen verwendete. Die von dem englischen Geologen Prestwich bereits in den siebenziger Jahren des 19. Jahrhunderts in Tertiärablagerungen des Plateaus von Kent (England) aufgefundenen Feuersteinobjekte, die von dem besagten Gelehrten als älteste Spuren menschlicher Kultur gedeutet und als „Eolithen" (abgeleitet vom griechischen Eos = Morgenröte und Lithos = Stein) bezeichnet wurden, da sie gewissermaßen die Morgenröte der Steinkultur ankündigen sollten, diese Objekte haben damals nicht die Beachtung gefunden, die sie wohl verdient hätten, und es blieb dem belgischen Geologen Professor Rutot vorbehalten, jenen rohbearbeiteten Feuersteinen, die von ihm in spättertiären Ablagerungen Belgiens aufgefunden wurden, als Beweise für die tertiäre Existenz des Menschen und zugleich als Zeugen uralter menschlicher Kultur Anerkennung zu verschaffen.

In dieser Hinsicht sind auch die Ergebnisse jener Ausgrabungen, die von Professor Verworn (Göttingen) in Gemeinschaft mit Professor Kallius im April 1905 unweit Aurillac (Departement Cantal, Frankreich) vorgenommen wurden und die an jene Ausgrabungen sich anschließenden Untersuchungen, über die Verworn der Anthropologischen Gesellschaft zu Göttingen unlängst berichtet hat,[3])

[2]) Vergl. die neueste Abhandlung des Baseler Gelehrten: „Der Schädel von Kleinkems und die Neandertal-Spy-Gruppe". Archiv für Anthropologie 1906. Heft 3/4.

[3]) „Die archäolithische Kultur in den Hipparion-Schichten von Aurillac (Cantal)". Abhandlungen der kgl. Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Mathemat.-physikalische Klasse. Bd. IV, Nr. 4, 1905

von ganz hervorragendem Interesse. Ein Zweifel bezüglich des geologischen Horizontes, dem diese Funde zuzurechnen sind, ist in diesem Falle nicht möglich, da die in den betreffenden Ablagerungen enthaltenen Hippar-Knochen vom Hipparion (einem der Vorläufer des europäischen Pferdes) über das geologische Alter der Funde genaue Auskunft geben. Durch die mit größter Sorgfalt und unter Berücksichtigung aller etwa zu erhebenden Bedenken und Einwände angestellten Untersuchungen ist Verworn zu dem Schlusse gelangt, daß die Spaltung und Rundbearbeitung des Feuersteins weit älter ist, als man bisher angenommen hat, daß bereits am Ausgang der Miozän-Epoche (Mitteltertiärzeit) oder im Beginn der darauf folgenden Pliozän-Epoche (Spättertiärzeit) jene Kunst einen Kulturbesitz der Menschheit gebildet hat. Es bedarf freilich, um jene primitiven Manufakte des Menschen als solche zu erkennen, einer gewissen Uebung und eingehenden Studiums der durch die Schläge am Feuerstein erzeugten Wirkungen; eine spezifische Kombination und Anordnung von Schlagerscheinungen bei gänzlich fehlenden Anzeichen von Rollung im Wasser gestattet es aber den von Menschenhand zugehauenen Feuerstein von jenen Feuersteinfragmenten zu unterscheiden, wobei die Einwirkung von Naturkräften (zufälliges Aneinanderschlagen von Steinen beim Rollen im Wasser u. dgl.) zur Zersplitterung der Steinmasse und Bildung von Steintrümmern geführt hat. Die von ihm nachgewiesene rohe Steinbearbeitung wird von Verworn als „archäolithische Kultur" bezeichnet zur Unterscheidung von den zuvor erwähnten „Eoliten".

Eine solche Kulturstufe, auf der man die Vorzüge des Feuersteins bereits erkannt und die Technik der Spaltung und Randbearbeitung dieses Materials durch Schlag ausgebildet hatte — eine solche Kulturstufe kann aber, wie Verworn treffend bemerkt, unmöglich das erste Morgenrot der Kulturentwicklung repräsentieren.[4]) Damit rücken die Anfänge der Kultur außerordentlich weit zurück, mindestens weit in das Miozän, wahrscheinlich aber weit in das ältere Tertiär hinein.

Kassel. M. Alsberg.

[4]) Dementsprechend schlägt Verworn vor, die Bezeichnung: „archäolithische Kultur" zur Kennzeichnung der bis jetzt festgestellten tertiären Feuersteinbearbeitung zu benutzen, dagegen die Bezeichnung „Eolithen" für die Benennung jener ersten, bis jetzt noch unbekannten Anfänge der Steinbearbeitung zu reservieren, die unmittelbar auf jenes Stadium gefolgt ist, wo der Mensch, bezw. dessen Vorläufer, noch den rohen, unbearbeiteten Stein, wie die Natur ihn bietet, als Werkzeug und Waffe benutzte. — Mit Recht bemerkt auch Verworn, daß die Benutzung der verschiedenen Formen von Steinwerkzeugen für die Feststellung verschiedener Abschnitte des Paläolithicums (ältere Steinzeit), wie sie G. de Mortillet der Unterscheidung der Perioden von Chelles, Le Moustier, Solutré und der Magdalenen-Grotte zugrunde gelegt hat — daß dieser Unterscheidung nur insofern eine Bedeutung zukommt, als es sich hierbei um verschiedene Typen von Feuersteinwerkzeugen, bezw. um verschiedene Stadien der Steinbearbeitungstechnik handelt, daß es aber keineswegs zulässig ist, die verschiedenen Formen der Steinwerkzeuge zur Grundlage einer chronologischen Einteilung des Paläolithicums in eine Anzahl von Unterabteilungen zu machen. Ob die von Rutot angegebene Einteilung seiner „Eolithen" in eine Anzahl von zeitlich aufeinander folgenden Unterabteilungen (Reutelien, Mesolnien und Strepyien) den tatsächlichen Verhältnissen entspricht — hierüber wird die Zukunft zu entscheiden haben.

Die Selenkasche Java-Expedition.

Im östlichen und mittleren Teile der großen Sundainsel Java liegen zwischen den oft mehr als 3000 Meter hohen Vulkangruppen ausgedehnte, miteinander in Verbindung stehende Niederungen. Diese werden von wasserreichen Flüssen durchströmt, die fast alle die Eigentümlichkeit besitzen, auf den Südabhängen der Vulkane zu entspringen und um die West- und Nordseiten herum nach Osten zu fließen. Der größte dieser Flüsse, der Bengawan, hat mit Hilfe seiner in der Regenzeit (vom November bis März) bedeutenden Wassermassen ein oft von mehr als 14 Meter hohen Steilufern begleitetes Bett in dem vulkanischen Sandstein eingegraben. Unfern des Ortes Ngawi am Vereinigungspunkte vom Madiun- mit dem Bengawanflusse und zugleich an der tiefsten Stelle der Ebene, beim Flecken Trinil an der linken Seite des Bengawan, fand im Jahre 1894 Professor Dubois in den tieferen Schichten, nicht hoch über dem Niedrigwasserspiegel des Flusses, die Reste eines merkwürdigen Wesens, das im anatomischen Bau manche Merkmale vom Menschen, andere vom Affen aufweist. Er nannte es Pithecanthropus erectus, zu Deutsch: Den aufrecht gehenden Affenmenschen. Um seine Stellung in der Entwicklungsreihe der Tiere und sein Alter in der Erdgeschichte hat sich in der Gelehrtenwelt des ganzen Erdkreises eine lebhafte Kontroverse entsponnen, die bis heute noch andauert. Trotzdem nur wenige Reste vorliegen, ein Schädeldach, zwei Backzähne und ein linker Oberschenkelknochen, hat man sich dennoch eine gute Vorstellung von seinem Bau machen können, die durch Vergleiche soweit gediehen ist, daß man selbst zu einem Rekonstruktionsversuch des ganzen Tieres geschritten ist. Heute sind sich die Gelehrten ziemlich einig darüber, daß der Pithecanthropus ein Zwischenglied zwischen dem Menschen und der tierischen Urform, von der nach der Deszendenztheorie der Mensch abstammen soll, oder aber, daß in ihm ein etwas abgeänderter Abkömmling eines solchen Zwischengliedes vorliegt. Die Aehnlichkeit mit menschlichen Knochen ist eine so große, daß viele Anatomen dieselben beim ersten Anblick für Menschenknochen angesprochen haben. Es hat sich jedoch bei näherer Untersuchung eine größere Verwandtschaft mit den anthropomorphen Affen ergeben. Wie dem auch im besonderen sei, so ist doch die Frage nach dem Alter des Pithecanthropus, d. h. also der Erdschicht, in der die Knochen lagen, von noch größerer Bedeutung.

In Europa erscheint der Mensch — wie zahlreiche Funde an bearbeiteten Knochen, Steinwerkzeugen und dergleichen beweisen — zuerst in der Eiszeitperiode, und es darf mit Sicherheit vermutet werden, daß sein frühestes Auftauchen in eine der Eiszeit unmittelbar vorangehende Periode fällt. Das wäre die jüngste Tertiärzeit, die von den Geologen die Pliocänzeit genannt wird. Ist der Pithecanthropus nun ein Vorfahre des Menschen, so muß er in jener Zeit gelebt haben. Doch gerade hierüber herrschen große Meinungsverschiedenheiten. Während manche Forscher ein pliocänes Alter in Uebereinstimmung mit dem Entdecker bestimmt glauben annehmen zu dürfen, halten andere ein altquartäres Alter für wahrscheinlicher, d. h. der Pithecanthropus würde dem Alter nach unserer älteren Eiszeit entsprechen. Es ist leicht zu verstehen, daß die Lösung dieser Frage bei den Schwierigkeiten, der Altersbestimmung in den tropischen Gegenden noch nicht hat erfolgen können. Zunächst sind durch das heiße und feuchte Klima, welches dem Europäer das Arbeiten fast unmöglich macht, größere Untersuchungen sehr erschwert. Dann aber liegen die geologischen Verhältnisse der jüngeren Formationen in der hinterindischen Inselwelt ganz anders als in dem weit besser erforschten Europa, so daß Vergleiche stets unsichere, meist ganz falsche Resultate ergeben. Die Schwierigkeit liegt in dem ganz anderen Verhalten der Floren und Faunen in den Gebieten der heißen und der gemäßigten Zone in der jüngsten Erdperiode. Es ist klar, daß bei der allmählichen Wärmeabnahme die Temperatur an den Polen größer als am Aequator sein muß. In der Tat beobachtet man in den verschiedenen Tertiärperioden eine immer

deutlicher werdende Abgrenzung der Klimazonen. Im ältesten Tertiär (Eocän) bestand auf Spitzbergen, Grinelland, Island u. s. w. subtropisches Klima. In Mitteleuropa existierte tropisches Klima mit der heutigen Flora Indiens und Australiens, im mittleren Tertiär (Oligocän und Miocän) ein subtropisches mit mittelamerikanischen Floren und Faunen, welchen in der jüngsten Periode (Pliocän) die des heutigen Mittelmeergebietes folgten. Es bestand also, entsprechend der Verschiebung der klimatischen Grenzen von den Polen zum Aequator hin, eine Wanderung der Floren und Faunen von den kalten und gemäßigten Zonen zur heißen. In der Nähe des Aequators, also auf Java, wo die klimatischen Aenderungen nicht so merkbar vor sich gegangen sind, werden die Faunen und Floren der Tertiär- und selbst der Quartärperiode sich nur unwesentlich unterscheiden müssen. Ein großer Prozentsatz der Tiere (zirka 20 bis 50 Proz.) des Tertiärs, selbst des ältesten, werden heute noch lebend auf Java vorkommen müssen, und derjenigen des Quartärs sogar mit mehr als der Hälfte der Arten. Sollte demnach die Frage nach dem Alter der Pithecanthropusschichten endgültig gelöst werden, müssen die in ihnen gefundenen Reste genau studiert und mit den lebend vorkommenden verglichen werden. Derartige Tierreste von teils ausgestorbenen, teils noch lebenden Arten sind gefunden worden, wie Löwe, Hyäne, Elefant, Stegodon, Tapir, Rhinozeros, Büffel, Rind, Antilope, Ziege, Hirsch, Schwein, Land- und Wasserschildkröten, Krokodile und Kaiman. Die Kenntnis der Javafaunen von jetzt und früher allein genügt aber noch nicht zur vollständigen Sicherstellung des Alters, sondern es ist ein weiterer Vergleich mit Nachbargebieten, besonders Indien, notwendig, damit ein klares Bild von ihren Wanderungen im indoaustralischen Archipel gewonnen werden kann. Nicht unwesentlich ist auch das Lagerungsverhältnis der Pithecanthropusschicht in bezug auf die benachbarten Tertiärschichten, da diese marine Ablagerungen, jene aber Land- und Süßwasserbildungen sind. Java tauchte gegen Ende der Tertiärzeit immer mehr aus dem Meere auf, durch Auffaltung der Tertiärschichten, die gegen das Meer scharf an ostwestlichen Spalten abbrachen. Die mit der Erhebung in Verbindung stehende Zerstückelung des Schichtengewölbes ermöglichten dem feuerflüssigen Erdinnern ein Emporsteigen. Da die Vulkane in allen Perioden Javas durch Eruptionen das Hauptmaterial zur Bildung der Erdschichten geliefert haben, letztere oft mit Lavaströmen überdeckten, hat man in den Gesteinsunterschieden ein weiteres Mittel der Altersbestimmung; denn in den älteren Perioden entstanden anders zusammengesetzte Gesteins- und Tuffmassen (Basalt, Trachyt) als in den jüngeren (Andesit). Alle diese Wege der Altersbestimmung müssen in einem Punkte zusammentreffen, um zu einem einwandfreien Resultate zu kommen. Bei der Schwierigkeit, allen genannten Anforderungen gerecht zu werden, ist es kein Wunder, daß die Forscher, darunter mehrere Deutsche, welche sich nach Java begaben, keine bestimmte Entscheidung der Altersfrage geben konnten.

Ueber die Entstehung der Pithecanthropusschichten weiß man heute nur, daß sie auf jungtertiären vulkanischen Breccien liegen, von Sandsteinbänken unbekannten Alters bedeckt werden, die ebenfalls Knochen, dann aber Süßwassermuscheln und Pflanzen führen. Nicht nur bei Trinil, sondern in allen Niederungen, selbst bis auf die Bergabhänge von 100 und mehr Meter Höhe kommen diese von Professor Dubois als „Kendengschichten" bezeichneten Ablagerungen vor. Nach Dubois ist die Knochenschicht fast überall erfüllt mit Lapilli und anderen groben vulkanischen Auswürflingen, was zu dem Schlusse berechtigt, daß die Tiere zu Zeiten starker Vulkanausbrüche zugrunde gegangen sind. Die Schlammströme haben die Tiere und Pflanzen mit sich in die Tiefe gerissen und sie mit vulkanischen Massen bedeckt, ähnlich wie dies beim Ausbruch des Krakatau 1886 beobachtet worden ist. Eine weitere Bestätigung findet diese Annahme in dem Auftreten von Flußgeröllen, die zusammen mit der Lapillischicht oft bankweise vorkommen. So besteht denn in der gegenseitigen Beziehung zwischen Fauna und Flora und ihrem Konservierungsmittel, den Ablagerungen der Vulkane, der Flüsse und Seen der Schlüssel zur Lösung der Altersfrage.

Frau Professor Selenka, Gattin des in München verstorbenen Professors der Zoologie, die übrigens auch in der Bewegung für die Frauenrechte eine Rolle spielt, ist eine durch ihre Tropenreisen bekannt gewordene Forscherin. Als nach glücklicher Forschungsreise auf der Sundainsel Borneo dem unternehmenden Paare durch Untergang des Schiffes infolge Ueberfahrens durch einen chinesischen Dampfer die wichtigsten Sammlungen verloren gingen, da kehrte sie allein — ihr Gemahl war durch Krankheit in Europa zurückgehalten — nach Borneo zurück, um den Verlust zu ersetzen. So hat sie allein eine Sammlung von Affenembryonen zusammengebracht, wie sie kein Staat der Erde besitzt. In Gemeinschaft mit ihrem Gatten veröffentlichte sie ein Reisewerk unter dem Titel: „Sonnige Welten". Die reiche Farbenpracht der Tropen, die Menschen, Tiere und Pflanzen jener fruchtbaren Inselwelt, das Leben und Treiben der Geschöpfe, alles kommt in diesem prächtigen Buche zu lebenswahrer, formvoller Schilderung.

Seit mehreren Jahren hat diese unermüdliche Forscherin nach dem Zustandekommen einer Java-Expedition gestrebt, welche die Geheimnisse der Madiunebene entschleiern soll, und mit zäher Energie hat sie alle Schwierigkeiten überwunden, die sich zahlreich entgegenstellten. Handelt es sich doch um fremdes Land und fremde Besitzer. Seit mehreren Jahren hat sich ihren Anstrengungen die Akademie der Wissenschaften Berlin angeschlossen. Nunmehr sind endgültig alle Schwierigkeiten gehoben und dank der an erster Stelle zu erwähnenden materiellen Unterstützung der Jubiläumsstiftung der Stadt Berlin, dann der kgl. Akademie der Wissenschaften in Berlin und der kgl. niederländischen ostindischen Regierung tritt die Selenkasche Expedition von Genua aus ihre Reise an.

Die Leitung der geologischen Untersuchungen ist dem Greifswalder Geologen Dr. Elbert, einem gebürtigen Münsteraner, übertragen worden. Dieser hat sich durch eine Reihe wertvoller Arbeiten zur Kenntnis der eiszeitlichen Ablagerungen, besonders aber durch seine Eisbewegungstheorie und seine Erklärung der Entstehung der Eiszeitgebilde bereits vorteilhaft in den Kreisen der Wissenschaft eingeführt, wie auch seine Arbeiten zur Kenntnis der Küstenströmungen und zur praktischen Durchführung des Küstenschutzes der Ostsee treffliche Beiträge darstellen. Bei der bekannten sorgfältigen Arbeit dieses Forschers dürfte ein erfolgreiches Ergebnis der Untersuchungen wohl zu erwarten sein. Zur Erforschung zoologischer Verhältnisse schließt sich der Berliner Zoologe Dr. Moskowski an, der durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der Regeneration bekannt geworden ist und jedenfalls ein interessantes Untersuchungsergebnis erhoffen läßt. Ein holländischer Bergingenieur, Oppenoorth (Haag), ist mit der Ausführung der technischen Aufgaben betraut worden.

So wird die sorgfältig vorbereitete Expedition hoffentlich die Klarstellung der verwickelten Verhältnisse in der Madiun-Niederung bewirken und neue reiche Funde machen. Unsere besten Wünsche begleiten diese interessante und wichtige Forschungsreise, über deren Verlauf wir unsere Leser später benachrichtigen werden.

Münster. H. Klose.

Bücher und Zeitschriften.

Legenden und Erzählungen. Von Selma Lagerlöf. München 1906. Albert Langen.

Das Bändchen „Legenden und Erzählungen" vereinigt vierzehn kleinere Geschichten, die zum Teil schon vor mehreren Jahren geschrieben worden sind. In der Welt der Lagerlöf wird nach einer starken und einfachen Ethik gerichtet, die für jede Gewalttat die Sühne, Tod um Mord fordert. Diese Moral ist

so sehr die Grundbedingung alles Geschehens, daß auch ein noch so unwahrscheinliches Wunder, den Rächer herbeizuführen, sich wie vollkommen natürlich darstellt. Auch die alten Märchen haben diese Ethik, die sich nicht auf subtile Unterscheidungen oder Motivierungen einläßt, sondern die Tat und sie unerbittlich richtet. Aber die alten Märchen nehmen Partei, sprechen von der bösen Hexe und der bösen Königin. Selma Lagerlöf stellt die Notwendigkeit des Strafvollzugs dar; aber sie urteilt niemals. Sie ist ganz von Liebe zu jeglicher Erscheinung erfüllt; sie sieht auf den Guten und weiß, daß er nur glücklicher als der Sünder ist, indem er dem Uebel fern zu bleiben vermag; sie schaut den Bösen an und erkennt, daß er zuletzt nicht schuld an seiner Bosheit ist, sondern er wurde voller Sünde und Schwäche geboren und ging durch ein finsteres Leben, und oft meinte er es gut, wo es um der Unvollkommenheit seiner Erkenntnis und dieser Welt böse wurde. Durch diese große Liebe zu allem Lebendigen aber wird Selma Lagerlöf zur großen Dichterin. Denn hier liegt die Quelle alles dichterischen Gestaltens überhaupt, objektives Anschauungsvermögen in solcher Intensität, daß es sich bis zur Schaffung einer neuen Welt zu verdichten vermag.

Die Geschichten dieses Bändchens sind untereinander sehr ungleich. Einigen gegenüber, wie zum Beispiel der lieblichen von der Santa Catarina di Siena oder der grausigen vom Tale Thott steht und empfindet der Leser nur nach dem Willen der Dichterin. Bei anderen Stoffen bleibt eine Lücke. Selma Lagerlöf stellt ihre Gestalten wie Urphänomene dar. Die Erscheinungen einer so komplizierten wie der modernen Welt ertragen solche Vereinfachung aber nicht ohne weiteres, und so wird zum Beispiel der innerliche Vorgang, um den es sich in der Novelle „Die Geisterhand" handelt, nur berichtet, nicht vom Leser durch den Zwang der Darstellung miterlebt.

Die Uebersetzung ist leidlich. Allerdings: „Ein jubelndes Glücksgefühl durchblitzte ihn" (S. 183) hat die Lagerlöf im Schwedischen wohl kaum gesagt, das ist trivial, und: Fahnenjunker Vestblad und Frau waren in ihrem Schlafzimmer ermordet, von einem seiner Kätner — das ist unrichtig.

München. Margarete Siebert.

* **Sammlung Kösel.** Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung. Kempten und München. Es ist ein neues Unternehmen, das uns hier entgegentritt, „ein populär-wissenschaftliches Sammelunternehmen auf christlicher Grundlage", das seine Entstehung der bedenklichen Wahrnehmung des Verlages verdankt, daß zwar ein breiter Strom von gemeinverständlichen Einzelschriften und Kompendien-Sammlungen schon jetzt die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung in die weitesten Kreise des Volkes hineintrage, daß aber leider gar oft der Breite dieser Bücherflut nicht ihre „geistige Tiefe und Reinheit" entspreche. Die Köselsche Buchhandlung ist mit Schrecken darauf aufmerksam geworden, daß nicht wenige Populärisatoren ihre Bücher mit der ausgesprochenen oder, was noch gefährlicher ist, unausgesprochenen Nebenabsicht schrieben, die religiösen Ueberzeugungen ihrer Leser zu erschüttern und zu zerstören. Da ist sie mit ihrer Sammlung eingesprungen und wird in ihr von nur wirklich erprobten und zuverlässigen Fachmännern den gesicherten Wissensstand unserer Tage vortragen lassen, klar und sicher unterschieden von allen strittigen Theorien und Hypothesen; und wo immer sich mit sachlicher Notwendigkeit ein Ausblick auf die Fragen der Weltanschauung ergibt, da wird die Uebereinstimmung mit den Grundlagen unserer gesamten Kultur, mit dem positiven Christentum und Deutschtum unverbrüchlich und unzweideutig gewahrt bleiben.

Die elf ersten Bändchen, geschmackvoll in Kaliko gebunden, zu je 1 Mark, liegen bisher vor. Im ersten spricht Professor Frhr. v. Hertling (München) über: Recht, Staat und Gesellschaft und scheidet so gründlich gesicherten Wissensstand von strittiger Hypothese, daß er sagt: „Soweit geschichtliche Zeugnisse reichen, wissen wir nur von der patriarchalischen Familie: der Vater an der Spitze des Hauswesens stehend, Mutter und Kinder, und daran anschließend die weiteren Verwandten. Eben diese spezifisch menschliche Familie erscheint im Lichte theistisch-teleologischer Denkweise als ein in die Weltordnung eingeschlossener gewollter Zweck." Sollte diese etwas hypothetische Beleuchtung nicht am Ende auch der Geschichte ein verändertes Aussehen gegeben haben? Bisher galten auch minder idyllische Familienverbände als zwar vom theistisch-teleologischen Standpunkt sehr bedauerliche, aber doch unbestreitbare Tatsachen. — Im zweiten Bändchen erläutert Monsignore Dr. Paul Maria Baumgarten, päpstlicher Hausprälat und Konsistorialrat in Rom, Verfassung und Organisation der Kirche, der katholischen natürlich. In einem Anhang wird auch über die evangelische Landeskirche in Preußen (auf vier Seiten und wenigen Zeilen), über die Kirche Englands (auf 5½ Seiten) und über die orthodoxe Kirche Rußlands (auf 6 Seiten und einigen Zeilen) berichtet. — Eine Darstellung der wichtigsten Beobachtungs-Ergebnisse und Erklärungs-Versuche gibt Professor Joseph Plaßmann (Münster) im 3. Bande: Die Fixsterne. 5 Sternkarten und 4 Bildertafeln dienen zur Erläuterung der Ausführungen. Die vom Verfasser im Vorwort als „Titelbild" bezeichnete Milchstraßen-Aufnahme hat sich zwischen die Seiten 160 und 161 verirrt. — Eine gute Einführung in die Eisenhüttenkunde gibt Dr. Alois Wurm (Osnabrück) in: Eisen und Stahl, seine Darstellung durch geschickt gewählte photographische Aufnahmen und Skizzen im Text unterstützend. — In Band 5 schildert die Vorsitzende des katholischen Lehrerinnen-Vereins, Pauline Herber (Boppard): Das Lehrerinnenwesen in Deutschland. Im Schlußkapitel: „Gegenwartskämpfe und Ausblicke" wird die neuheidnischer Weltanschauung huldigende „moderne Schuldame" in eigentümlichen Gegensatz zur christlichen Lehrerin guten alten Stiles gebracht, wie wenn eine Lehrerin, die ihre „Abneigung gegen Religionsunterricht, Konfessionsschulen und jegliche Verbindung von Schule und Kirche" zu ebenso offenem Ausdruck brächte wie „eine liberale Lehrerschaft", versagen müßte, für den Typus derer erklärt werden dürfte, die versagen, wenn an sie die Strenge des Dienstes in irgend einer Form herantritt, oder die dann reagieren „mit Empfindlichkeit, Nervosität, leichtfertigen Schulversäumnissen und anderen den Beruf diskreditierenden Subjektivitäten, zu denen der Dienstaustritt noch den taktisch besten Schluß bildet". Reagiert vielleicht „eine liberale Lehrerschaft" nach Pauline Herbers Meinung ähnlich auf eine etwaige Strenge des Dienstes? Wenn nicht — warum dann eine liberale Lehrerin? — Die weiteren Bände enthalten eine Geschichte der Kirchenmusik von Dr. Karl Weinmann, — Mathematische Geographie von Dr. H. P. Baum, — Die Messe im Morgenland von Dr. Anton Baumstark, — Die Physik im Dienste der Medizin von Friedr. Dessauer und Dr. P. C. Franze, — schließlich der Doppelband 10/11: Die Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands von Jos. Frhrn. v. Eichendorff, neu herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Kosch (Prag).

Allgemeine Rundschau.

Protestantismus und Katholizismus in Deutschland.

Dies war, wie bereits in der gestrigen Nummer des Hauptblattes gemeldet, das Thema der beim Festakt in der Universität Berlin am 27. Januar von Adolf Harnack gehaltenen Rede, aus der im folgenden einige Bruchstücke mitgeteilt seien. (Vollständig erscheint sie im Februarheft der „Preußischen Jahrbücher". Verlag von Georg Stilke, Berlin NW. 7.) Niemand wird den tiefen Ernst der Frage verkennen, die hier behandelt wird.

Der soziale Gegensatz ist nicht der einzige, der als schwere Gefahr über der inneren Einheit unseres Volkes schwebt. Neben der sozialen Spaltung stehen bei uns noch immer die schlimmen Widrigkeiten eines gesellschaftlichen Kastengeistes, und neben diesen steht die konfessionelle Spaltung. Wir befinden uns noch mitten in ihr, während es den anderen großen Völkern auf die eine oder andere Weise längst gelungen ist, sie im wesentlichen zu beseitigen oder doch aus ihrem politischen Leben auszuschalten. In zahlreichen und tiefen Fragen des Lebens und der öffentlichen Wohlfahrt ist unser Volk von vornherein in zwei Lager gespalten, und dieser Zustand wirkt aus dem Mittelpunkt überallhin in die Peripherie unseres Daseins bis hinab in die Sphäre des Kleinsten und Alltäglichen. Ueberall begegnet man dem konfessionellen Vorurteil; überall stößt man auf die Zäune, ja die Mauern der Konfession. Als ein stiller, häufig aber auch sehr lauter Koeffizient begleitet sie fast jede öffentliche Lebensäußerung, diktiert überall Zurückhaltungen und Rücksichten, kompliziert alle Verhältnisse und schafft Hindernisse und Hemmungen zuhauf. Daß die eine Partei dazu noch Direktiven aus dem Ausland erhält, erschwert die Lage ganz besonders.

Gewiß hat uns die konfessionelle Spaltung auch Vorteile gebracht; sie trägt mit dazu bei, unsere Nation vor dem schlimmen Dilemma zu bewahren; „Kirche oder Atheismus"; sie schützt uns davor, daß es nicht auch bei uns heiße: „Was man der Religion gibt, das entzieht man dem Vaterland." Aber dieser Ge-

winn ist teuer, zu teuer erkauft; denn die Gefahren, welche die Spaltung in sich birgt, sind furchtbare. Sind wir verurteilt, diesen Zustand als einen endgültigen zu betrachten und uns bei ihm zu bescheiden? Die Frage wird so selten unter uns aufgeworfen, daß sie schon dadurch entschieden zu sein scheint.

Annäherung der Konfessionen gilt in jedem Sinn wohl den meisten unter uns als eine Utopie, der nachzudenken sich nicht lohnt, ja fast schon als ein Verrat an der eigenen Konfession. Aber andrerseits ist doch gewiß — wenn auch nur ein Schimmer von Möglichkeit und Hoffnung einer Besserung hier noch vorhanden ist, so wäre es Gewissenlosigkeit, ihn zu vernachlässigen. Darum sei diese Stunde dem Nachdenken über die Frage geweiht, ob und wie die beiden großen Konfessionen in unserem Vaterlande sich einander zu nähern oder doch zu einem befriedigenderen Verhältnis zu kommen vermögen.

... Damit sind wir bereits vor die Frage gestellt, in welchem Sinne eine Annäherung der Konfessionen wünschenswert und zu erstreben ist.... Nicht aber haben wir uns die Annäherung als eine äußere Einheitlichkeit oder gar Verschmelzung zu denken.... Die Freiheit und die Mannigfaltigkeit der Kirchen in ihrer Mitte ist zu stärken, und jede fortschreitende Erkenntnis ist in der Richtung auf eine höhere und innere Einheit zu entwickeln. Es gibt eine Gemeinschaft der Geister und der Seelen, der Arbeit und der Ziele, welche jede starre und äußere Einheit als eine Fessel empfinden muß, welche sich gerade der Mannigfaltigkeit erfreut und zur Darstellung ihrer Gemeinschaft nichts bedarf als Freiheit. Nicht Toleranz übt sie gegenüber den Verschiedenheiten in ihrem eigenen Kreise — Toleranz ist hier ein hochmütiges und intolerantes Wort —, sondern Anerkennung übt sie. Auf das Niveau einer solchen Gemeinschaft der Geister und Seelen sind die Kirchen hinaufzuführen, soweit sie es noch nicht erreicht haben, und nur auf diesem höheren Niveau kann von Annäherung und Gemeinschaft die Rede sein. ... So paradox das Wort scheinen mag — die Frage der Annäherung der Kirchen fällt mit der Frage der Verinnerlichung und Freiheit in jeder einzelnen Kirche zusammen. Das interkonfessionelle Problem ist in Wahrheit ein konfessionelles; denn es ist in dem konfessionellen Problem der inneren Vertiefung und Erweiterung bereits enthalten.

Das also ist die Annäherung und Gemeinschaft, welche uns vorschwebt — nicht, daß wir uns auf der konfessionellen Fläche näher kommen, Dogmen und Formeln zusammenschieben oder gar der Hierarchie Konzessionen machen, sondern daß der Christenstand überall wichtiger werde als der Konfessionsstand, daß die gemeinsame Arbeit der Konfessionen im Garten Gottes sie mehr beschäftigen möge als die Verteidigung und Auszierung des eigenen Hauses, daß die Sorge für die sittliche Tüchtigkeit und den Seelenfrieden aller Volksgenossen ihnen wichtiger werde als jede andere Aufgabe.

Was hat nun zu geschehen, und was kann geschehen, um der Ausführung dieses Programms näher zu kommen? Für den Laien — für jeden, der seine Kirche nicht berufsmäßig zu vertreten hat — ist die Antwort nicht schwer: er soll sich vor allem als Christ fühlen; er soll sich schämen, kirchlich zu sein und für seine Kirche einzutreten, während ihm das Christliche etwas innerlich Gleichgültiges ist; er soll den konfessionellen Streit, so viel immer möglich, meiden und sich mit Christen der anderen Konfession zu gemeinnützlichem Wirken zusammentun.

*

Zum Schlusse faßte der Redner in einigen Pia desideria das zusammen, was uns, nach seiner Ueberzeugung, zu tun Pflicht ist.

Erstlich und vor allem die politische Religion und die Verquickung von Konfession und Politik zu bekämpfen. Solange die Konfession ein leitendes Schlagwort ist im politischen Kampf der Parteien, kann es keinen wirklichen Frieden geben. Der Protestantismus weiß das und handelt danach; die große Mehrzahl unserer katholischen Mitbürger muß es noch lernen. Sie muß lernen, daß jene unheilvolle Verbindung die Religion und das Vaterland zugleich bedroht; aber sie bedroht schließlich die Konfession selbst; denn auch die mächtigste Konfession kann sich, wenn sie zur politischen Partei wird, zuletzt an der Politik verbluten. Die Geschichte lehrt das!

Zweitens aber gilt es, überall die strengste Gerechtigkeit zu üben, jedem das Seine zu gewähren und nicht von außen in das innere Leben der Kirchen einzugreifen.

Sodann sind alle unnötigen Streitigkeiten zu vermeiden und die falsche Kampfesweise ist abzutun. Die falsche Kampfesweise besteht darin, die gute Theorie der eigenen Kirche mit der schlechten Praxis der anderen zu vergleichen; man vergleiche vielmehr Theorie mit Theorie und Praxis mit Praxis. Unnötig aber sind die Streitigkeiten, in denen sich die Kirchen wechselseitig alles das heute noch vorwerfen, was sie in der Vergangenheit gesündigt haben.

Weiter aber mögen sich die Gelehrten beider Kirchen noch ernsthafter bemühen, die Religion in der anderen Kirche besser zu verstehen; denn in jedem Verständnis liegt ein Moment des Friedens. Es schweben aber auf beiden Seiten noch Mißverständnisse und Vorurteile. Es wäre daher mit Freude zu begrüßen, wenn katholische Theologen Vorlesungen evangelischer Theologen hören würden und umgekehrt; es geschieht bereits, aber viel zu selten. Ebenso wünschenswert ist es, daß auf gemeinsamen Kongressen in Deutschland Theologen beider Konfessionen sich träfen und sich zunächst über geschichtliche Fragen verständigten; ein großes Feld, auf dem gemeinsam gearbeitet werden kann, liegt hier vor, und jede geschichtliche Erkenntnis dringt schließlich in die Kirchen selbst ein.

Endlich aber und vor allem ist es zu wünschen, daß beide Kirchen der freiheitlichen und zu einer höheren Einheit strebenden Entwicklung in ihrer eigenen Mitte Raum geben; denn auf dieser Entwicklung allein, und nicht auf dem Beharren bei dem Hergebrachten, beruhen die Hoffnungen für die Zukunft.

*

Wenn einmal alle diese Wünsche in unserem Vaterlande verwirklicht sein werden, so wird zwar eine äußere Einheit nicht hergestellt, wohl aber eine höhere Stufe erreicht und eine innere Gemeinschaft gegeben sein, in der die christliche Religion wieder als das Band der Einheit empfunden werden wird. Niemand darf erwarten, daß die deutschen Katholiken je Lutheraner werden; aber zu hoffen ist, daß sie das Beste aus der Entwicklung, die mit der Reformation begonnen hat, sich aneignen und in ihrer Weise ausgestalten werden. Umgekehrt: Niemand darf erwarten, daß die deutschen Protestanten je wieder katholisch werden — wie könnten sie den Kampf gegen priesterliche Herrschaft je vergessen! — aber zu hoffen ist, daß sie ihre weltgeschichtliche Aufgabe in und neben diesem Kampfe immer mehr im Sinne der Freiheit und Brüderlichkeit verstehen lernen. Die Kirchen werden nicht verschwinden; denn die Religion wird nie ohne Kirchen sein; aber ihre Zukunft beruht darauf, daß sie selbst immer mehr Gemeinschaften der Gesinnung und brüderlichen Hilfeleistung werden, und daß ihre Mitglieder die Einheit im Geiste pflegen, damit die Religion rein und das Vaterland stark und friedvoll werde.

Hochschulnachrichten.

* **Würzburg.** Der Professor der Chirurgie an der Universität Basel Eugen Enderlen nahm einen Ruf an die hiesige Universität als Nachfolger des verstorbenen Schönborn an. — Der außerordentliche Professor Dr. Oskar Braun an der hiesigen Universität ist zum Ordinarius der Patrologie ernannt worden.

hc. **Straßburg.** Ernannt wurde der ordentliche Professor an der Universität Gießen Geheimer Medizinalrat Dr. Friedrich Moritz zum ordentlichen Professor und Direktor der medizinischen Klinik der hiesigen Universität als Nachfolger von Professor Krehl.

* **Berlin.** An der Technischen Hochschule in Charlottenburg ist am 21. Januar der erste Unterrichtskurs in Esperanto vom Internationalen Esperanto-Club, Berlin, eröffnet worden. Es ist dies der erste derartige Kurs an einer deutschen Lehranstalt.

Jahrgang 1907. München, Donnerstag, 31. Januar. Nummer 26.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Buchdruckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—;
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber. Dr. Julius Petersen in München.

Inhalt:

Ludwig Boltzmann. Ein Erinnerungsblatt von Professor Dr. Anton Waßmuth (Graz).

Der Lehrplan der bayerischen Oberrealschulen. Von Gymnasialprofessor Dr. Herlet (Bamberg).

Allgemeine Rundschau.

Gymnasium und Reformschule

Hochschulnachrichten.

Ludwig Boltzmann.

Ein Erinnerungsblatt.

Von Anton Waßmuth.

Als Ludwig Boltzmann am 5. September vorigen Jahres so jäh aus dem Leben schied, ward es jedem Kenner der Verhältnisse sofort klar, daß die Wissenschaft, insbesondere die der physikalischen Forschung, einen ihrer bedeutendsten Denker und Lehrer verloren habe. Vielfach, so auch in diesen Blättern, wurden wenigstens die allerwichtigsten Resultate der experimentellen wie theoretischen Untersuchungen Boltzmanns kurz hervorgehoben. Seine Versuche zur Ermittlung der Dielektrizitätskonstanten von Gasen und Kristallen zur Erhärtung der Maxwellschen elektromagnetischen Lichttheorie, die theoretische Begründung des von Stefan der Erfahrung entnommenen Strahlungsgesetzes und vor allem die theoretischen Arbeiten im Gebiete der Wärmelehre wurden in knapper Form wenigstens angeführt und eine eingehende Erörterung in Aussicht gestellt.

Bei der Fülle des von Boltzmann der physikalischen Wissenschaft Gelieferten dürfte es sich indes als ersprießlich erweisen, von einer Aufzählung aller Arbeiten dieses Forschers abzusehen und an dieser Stelle nur das Hauptwerk desselben, d. i. die Lösung des schwierigsten Problems der mechanischen Weltauffassung, „die Erklärung der Irreversibilität der thermischen Prozesse", zu erläutern.

Der kühne Gedankenflug Boltzmanns, die Originalität seiner Anschauungen, kurz seine ganze wissenschaftliche Eigenart wird dem Leser so viel mehr sich offenbaren, als wenn jede seiner Abhandlungen, wenn auch mit kurzen, charakteristischen Zügen, einzeln besprochen würde.

Soll dieses Ziel erreicht werden, so ist es allerdings nötig, einiges aus der Thermodynamik, d. i. der Lehre von den Beziehungen der Wärme zu anderen Energiearten in Erinnerung zu bringen.

Es ist eine wohlbekannte, insbesondere durch die Versuche Joules erwiesene Tatsache, daß die Umsetzung von Arbeit in Wärme stets und vollständig möglich ist. So können wir z. B. durch Reiben von zwei Körpern aneinander, also durch Leistung einer Arbeit, jeden Betrag an Wärme gewinnen. Dabei findet die Umsetzung so statt, daß wir für je 427 Kilogrammeter Arbeitsaufwand gerade 1 Kalorie, d. i. also jene Wärmemenge erhalten, die 1 Kilogramm Wasser von 15 Grad auf 16 Grad erwärmen würde. Diese Zahl 427 ist eine universelle Konstante; sie gilt für beliebige Formen der Umsetzung von Arbeit in Wärme und es drückt sich darin das Prinzip der Erhaltung der Energie aus.

Anders liegen die Verhältnisse, wenn wir umgekehrt aus Wärme eine Arbeit gewinnen wollen, wie dies z. B. bei der Dampfmaschine stattfindet. Zwar bleibt auch hier das Energieprinzip gewahrt, indem auch hier eine Kalorie gerade 427 Kilogrammetern entspricht, aber diese Umsetzung ist nur möglich, wenn Wärme von höherer Temperatur auf niedere sinken kann, wobei übrigens nur ein Teil dieser Wärme in Arbeit verwandelt wird. Betrachten wir eine Dampfmaschine, so können wir uns, in einfacher Weise vorgehend, vorstellen, daß der Dampfkessel — Temperatur im Innern etwa 127 Grad Celsius — durch ein abschließbares Rohr mit dem Zylinder, der den Kolben enthält, in Verbindung steht und daß der auf die untere Fläche des Kolbens drückende heiße Dampf, Arbeit leistend, den Kolben gegen den Atmosphärendruck vorwärts bewegt und sich bei dieser Ausdehnung abkühlt. Ein zweites, in gleicher Art vom Boden des Zylinders ausgehendes Rohr leite den verbrauchten Dampf, nachdem das erste Rohr abgeschlossen wurde, zum Kondensator, dessen Wassermasse durch eine den Kondensator umgebende Flüssigkeit auf konstanter Temperatur (z. B. 77 Grad Celsius) erhalten werde. Der Atmosphärendruck überwiegt dann, treibt den Kolben nach rückwärts und Dampf wird kondensiert. Das Spiel des Kolbens kann nun durch entsprechendes Oeffnen und Schließen der beiden Rohre von neuem beginnen und so eine periodische Bewegung des Kolbens erzielt werden. Sorgen wir noch dafür, daß das kondensierte Wasser wieder in den Kessel zurückgepumpt wird, so sehen wir deutlich, daß das verdampfende Wasser nur die Rolle eines Vermittlers spielt, der vom heißen Kessel (Temperatur sei 127 Grad Celsius) eine gewisse Wärmemenge empfängt, einen kleinen Teil hiervon in Arbeit umsetzt und den übrigen größeren Teil an den Kondensator abgibt. Sadi Carnot hat uns gelehrt, daß sich die in Arbeit verwandelbare Wärme zur ganzen Wärme verhalte wie der verfügbare Temperaturunterschied zur absoluten Temperatur des Kessels, also in unserem Falle wie (127 Grad — 77 Grad): (127+273), d. i. wie 50:400 oder wie 1 zu 8. Von der Wärme, die der Kessel in einer gewissen Zeit an den Dampf abgab, wurde also, abgesehen von sonstigen Verlusten durch Strah-

lung und Leitung, in derselben Zeit nur ein Achtel in Arbeit umgesetzt, während sieben Achtel derselben vom heißeren Reservoir (dem Kessel) an das kältere, den Kondensator, abgegeben wurde. Wäre es möglich, den Dampf im Kondensator bis auf den absoluten Nullpunkt (—273 Grad Celsius) abzukühlen, so würde nach Sadi Carnots Regel — theoretisch wenigstens — die ganze Wärme in Arbeit verwandelbar sein; eine so bedeutende Abkühlung ist aber, schon aus Rücksicht auf das Material, undenkbar.

Dieses eine Beispiel zeigt uns, daß wir, um Arbeit aus Wärme zu erhalten, zwei Körper von ungleicher Temperatur haben müssen, und daß nur ein Teil der vom heißeren Körper (oberes Reservoir) an den „Vermittler" abgegebenen Wärme in Arbeit verwandelbar ist, während der Rest an den kälteren Körper (unteres Reservoir) übergeleitet wird. Vielleicht ist es aber möglich, eine periodisch wirkende Maschine zu konstruieren, welche an einem in einem großen Wärmereservoir von gleichförmiger Temperatur eingebetteten Körper die „so nötige Temperaturdifferenz" herstellt und sonst nichts anderes bewirkt als eine Arbeitsleistung (z. B. Heben eines Gewichtes), wie sie der beim Abkühlen dem großen Reservoir entnommenen Wärme äquivalent ist. So könnten wir uns z. B. ein Schiff denken, das im großen Ozean ruhend die gleiche Temperatur wie dieser aufweist. Hätten wir dann eine solche wie vorhin gedachte Maschine auf dem Schiffe, so könnten wir damit eine Abkühlung hervorbringen und entsprechend der entnommenen Wärme Arbeit erzeugen. Wir könnten also mit Hilfe einer solchen Maschine ohne Verbrennen von Kohle das Schiff vorwärts bewegen und schließlich die entnommene Wärme durch Reibung im Wasser wieder ersetzen. Eine solche Maschine — wir nennen sie ein perpetuum mobile zweiter Art — müßte sowohl Kältemaschine und Motor zu gleicher Zeit sein; sie stände, da die geleistete Arbeit der entnommenen Wärme äquivalent sein soll, mit dem Energieprinzip nicht im Widerspruch. Trotzdem ist es erfahrungsgemäß unmöglich, eine solche Maschine zu bauen. Wir können die schier unerschöpflichen Wärmemengen, welche sich in dem Wasser der Weltmeere, in der Luft u. s. w. uns darbieten, nicht benützen, um eine beliebige Arbeitsmenge kostenlos zu erhalten; es fehlt eben das Temperaturgefälle.

Die gewonnene Einsicht, daß ein perpetuum mobile zweiter Art unmöglich ist, führt uns zur weiteren Erkenntnis, daß eine Reihe von Prozessen ja eigentlich alle in der Natur auftretenden Veränderungen irreversibel sind, d. h. daß sie auf keine Weise, auch unter Anwendung der in der Natur vorhandenen Materialien und Maschinen, vollständig rückgängig gemacht werden können, so daß also genau der frühere Anfangszustand — auch bei den benützten Reagenzien hergestellt würde.

Wenn wir z. B. komprimierte Luft, die sich in einem Gefäße A befindet, durch eine Oeffnung in ein zweites, möglichst luftleer gemachtes Gefäß B einströmen lassen, so dehnt sich die Luft, ohne Arbeit zu verrichten — es fehlt der Gegendruck —, aus. Die Temperatur bleibt dabei nach den berühmten Versuchen von Joule konstant, doch ist dieser Prozeß irreversibel; es gibt keinen einzigen Weg, auf dem die Luft wieder in ihren Anfangszustand in A (dieselbe Temperatur und dasselbe Volumen) zurückgeführt werden kann, so daß auch in der Umgebung keine bleibenden Veränderungen stattfinden. Versuchen wir es z. B. durch Fallenlassen eines Gewichtes P, die Luft auf ihr früheres Volumen (in A) zusammenzupressen und die entstandene Kompressionswärme an ein Reservoir abzuleiten, so müssen wir, um vollständig den früheren Zustand wieder herzustellen, auch noch das Reservoir abkühlen und das Gewicht P auf die frühere Höhe heben, also Arbeit leisten. Wir brauchten eine Maschine, die Kühlmaschine und Motor zugleich ist, also ein perpetuum mobile zweiter Art, was undenkbar ist. Der obige Prozeß des Ueberströmens der Luft oder eines anderen Gases in ein Vakuum ist also irreversibel. In ähnlicher Weise läßt sich zeigen, daß auch die Reibung sowie die Wärmeleitung zu den irreversiblen Prozessen gehören. Nun tritt aber mindestens Reibung bei allen in der Natur vorkommenden Veränderungen auf, so daß wir sofort erkennen, daß alle natürlichen Prozesse irreversibel sein müssen. Die Natur hat also eine Vorliebe für den Endzustand. Clausius hat dieses Verhalten dadurch gekennzeichnet, daß er sagt, daß bei jeder wirklich vor sich gehenden Zustandsänderung die sogenannte Entropie wachse und nur im Gleichgewichtszustande konstant bliebe. Dabei wird unter Entropie die Summe jener Größen verstanden, die man bekommt, wenn man jede zugeführte Wärmemenge durch die entsprechende absolute Temperatur dividiert und die einzelnen Posten addiert.

Wenn wir nun daran gehen, uns von dieser merkwürdigen Erscheinung ein mechanisches Bild zu machen, so stoßen wir sofort auf scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten. Jeder rein mechanische Vorgang ist, falls von der von einer Wärmeentwicklung begleiteten Reibung abgesehen wird, zweifellos auf irgend eine Art umkehrbar. Wird bei irgend einem zusammengesetzten Hebel oder Maschinenwerke durch geringe Vermehrung der Kraft irgend eine Last gehoben, so leitet eine Vergrößerung der letzteren die genau entgegengesetzte Bewegung ein u. s. w.

Poincaré hat 1890 gezeigt, daß ein System von materiellen Punkten, auf das von der Lage dieser Punkte abhängige Kräfte wirken, nach Verlauf einer gewissen Zeit infolge der Bewegung die Punkte wieder in den früheren Zustand zurückführen müsse; diese Annäherung könne sich noch einmal, ja beliebig oft wiederholen, wenn nur die Koordinaten und die Geschwindigkeiten nicht ins Unendliche wachsen. Denken wir uns demnach im Sinne der mechanischen Weltanschauung die Körper bestehend aus sich bewegenden Molekülen respektive Atomen, so muß nach dem Satze von Poincaré jeder irreversible Vorgang unmöglich sein. Das Ziel, die Natur unter einem einzigen einheitlichen Gesichtspunkte aufzufassen, schien also ausgeschlossen zu sein. Diese Kluft, die sich zwischen den beobachteten Tatsachen und der hypothetischen Naturanschauung auftut, hat nun Boltzmann überbrückt, indem er — vorläufig für Gase — nachwies, daß der Fall der Rückkehr der Moleküle in ihre frühere Konfiguration zwar allerdings nicht unmöglich, aber doch so unwahrscheinlich sei, daß er für die Praxis als unmöglich angesehen werden kann.

Die Verwandlung einer gewöhnlichen Energieart in Wärme ist im Sinne der Molekulartheorie nichts anderes, als ein Uebergang der sogenannten geordneten in die ungeordnete Bewegung. Reiben wir zwei Körper aneinander, so geht die sichtbare Bewegung der Körper über in die unsichtbare der Moleküle, die wir als Wärme empfinden. Die Bewegung der Teilchen in den Wasserwellen, der Luftteilchen beim Schalle u. s. w. bezeichnen wir deshalb als geordnet, weil sich dabei die Verschiebungen zweier Teilchen umso ähnlicher werden, je näher sie benachbart sind; Verschiebungen und Geschwindigkeiten ändern sich stetig mit dem Orte. Anders hingegen liegt das Verhältnis bei der ungeordneten Bewegung, wie sie z. B. — um ein treffliches Gleichnis von Helmholtz zu gebrauchen — ein „Mückenschwarm" aufweist. Hier zeigen benachbarte Teilchen keinerlei Aehnlichkeit in Größe und Richtung ihrer Bewegung; ein dem ersten Teilchen benachbartes zweites kann die entgegengesetzte Geschwindigkeit des ersten haben u. s. w. Wenn wir auch da von einem mittleren Werte (z. B.

der mittleren lebendigen Kraft des Mückenschwarmes) reden können, so ersehen wir doch, daß die ungeordnete Bewegung der Wärme einen ganz anderen Charakter zeigt, als die geordnete der sichtbaren Energie.

Fassen wir einstweilen nur Gase ins Auge, so haben wir uns bekanntlich nach der „kinetischen Gastheorie" vorzustellen, daß sich die Moleküle eines Gases wie sehr kleine feste, elastische Körper verhalten, die mit bedeutender Geschwindigkeit sich geradlinig weiterbewegen, bis sie aufeinander oder auf die Gefäßwand stoßen und so in neue, geradlinige Bahnen mit neuen Geschwindigkeiten abgelenkt werden. So haben wir z. B. Grund anzunehmen, daß in einem Kubikzentimeter Luft von gewöhnlicher Dichte rund eine Trillion Moleküle sich befinden, von denen jedes eine sogenannte „mittlere" Geschwindigkeit von 500 Meter pro Sekunde besitzt, so daß der „mittlere" Abstand der Mittelpunkte zweier Nachbarmoleküle etwa ein Millionstel eines Zentimeters ist. Die Geschwindigkeiten der einzelnen Moleküle sind nicht allein nach ihrer Richtung, sondern auch ihrer Größe nach sehr verschieden; die nach einer gewissen Regel berechnete „mittlere" Geschwindigkeit von 500 Metersekunden hat natürlich nicht den Sinn, daß ein Molekül den Weg von 500 Meter in der Sekunde wirklich zurücklegt; der tatsächlich zurückgelegte Weg ist riesig klein, könnte sich aber das Molekül frei bewegen, so würde es in einer Sekunde auf einer Geraden wirklich im Mittel 500 Meter durchlaufen.

An einem einfachen Beispiele können wir die obige Behauptung von Boltzmann, ohne daß wir überhaupt noch ein Maß für die Wahrscheinlichkeit eines Zustandes besitzen, veranschaulichen. Ein begrenzter, als luftleer gedachter Raum werde durch eine Scheidewand in zwei ungleiche Teile A und B zerlegt; der Raum B sei leer von Molekulen, während sich in A nur ein einziges Molekül befinde, das, geradlinig sich fortbewegend, lebhaft gegen die Wände von A hin und her stoße. Entfernen wir die Wand zwischen A und B, so kann nun das Molekül auch nach B gelangen. Nach kurzer Zeit wird (nach mehreren Reflexionen) ein Moment kommen, wo das Molekül sich wieder in A befindet; schieben wir die trennende Wand wieder zwischen A und B, so bewegt sich das Molekül wie früher nur in A, der Prozeß des Uebergehens von A nach B ist rückgängig gemacht; er ist umkehrbar. — Seien nun anfangs in A zwei Moleküle, die aufeinander und an die Wände von A stoßen, so werden nach Wegnahme der Scheidewand diese zwei Moleküle nach B gelangen. Es wird schließlich auch, allerdings erst nach längerer Zeit als früher, der Fall eintreten, daß diese zwei Moleküle wieder in A sind, d. h. der Prozeß rückgängig gemacht wurde. Denken wir uns statt der zwei Molekule ihrer drei, vier, fünf u. s. w. ursprünglich in A untergebracht, die sich alle im Sinne der kinetischen Gastheorie geradlinig bewegen, aufeinander und an die Wand stoßen, so werden dieselben nach Wegnahme der Scheidewand nach und nach in den Raum B gelangen, einzelne der Moleküle werden auch nach A zurückkehren, aber eine völlige Rückkehr aller Moleküle in den Raum A wird uns um so unwahrscheinlicher erscheinen, je größer die Zahl der Moleküle ist, d. h. je ungeordneter die Bewegung wird. Schon bei 1000 Molekülen mag der Fall, wo in B nur ein Molekül und in A 999 Moleküle sich befinden, erst in Tausenden von Jahren und da nur für einen riesig kleinen Moment eintreten; ein Auftreten einer zu messenden Druckdifferenz für diesen Moment halten wir für ganz ausgeschlossen.

Das Ueberströmen eines Gases aus dem Raume A in den luftleeren Raum B ist also eigentlich (vgl. oben) nicht irreversibel, sondern eine umkehrbare Zustandsänderung, nur die Wahrscheinlichkeit des Eintretens dieser Umkehr ist so außerordentlich gering, daß dieses Ereignis praktisch nie beobachtet werden kann.

Boltzmann hat annähernd die Zahl der Sekunden bestimmt, die verfließen müssen, bis die in einem Kubikzentimeter befindlichen Luftmoleküle — die Zahl derselben ist rund eine Trillion — wieder in ihren früheren Zustand zurückgekehrt sind. Er findet, daß die Zahl, welche die Menge der Sekunden angibt, viele Trillionen Stellen habe. Wenn man, um dies zu veranschaulichen, sich denkt, daß um jeden mit dem besten Fernrohre sichtbaren Fixstern so viele Planeten wie um die Sonne kreisten, wenn auf jedem dieser Planeten so viele Menschen wie auf der Erde wären und jeder dieser Menschen eine Trillion Jahre lebte, so hätte die Zahl der Sekunden, welche alle zusammen erleben, noch lange nicht 50 Stellen. Wie winzig klein erscheint doch diese schier unermeßliche Zeit gegen die oben angegebene Zeit der Rückkehr!

An anderer Stelle behandelt Boltzmann den Fall, daß zwei Gase, die in einem mit absolut glatten, indifferenten Wänden versehenen, $^1/_{10}$ Liter enthaltenden Gefäße anfangs unvermischt waren, sich mischen. Er findet, daß nach einer Zeit, die noch enorm groß gegenüber $10^{10^{10}}$ Jahren ist, sich nach der ersten Mischung wieder eine irgendwie bemerkbare Entmischung einstellen würde. Dies ist aber praktisch gleichbedeutend mit der Unmöglichkeit. In derselben Zeit müßten z. B. gemäß den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit viele Jahre enthalten sein, in denen durch bloßen Zufall an demselben Tage alle Einwohner einer großen Stadt einen Selbstmord begingen, während unsere Versicherungsgesellschaften solche Fälle gar nicht in Betracht ziehen.

(Schluß folgt.)

Der Lehrplan der bayerischen Oberrealschulen.

Von Gymnasialprofessor Dr. Herlet.

Die Frage der Organisation ist in ein akutes Stadium getreten und dürfte ihrer baldigen Entscheidung entgegensehen. Es ist deshalb ganz natürlich, daß der Lehrplan und die Stundenverteilung dieser Anstalt in letzter Zeit häufiger zum Gegenstand der Erörterungen gemacht wurden, sowohl in beruflichen Vereinen als auch in der Presse.[1])

Manche der Vorschläge, die dem Forum der Oeffentlichkeit unterbreitet wurden, haben — so weit unser Urteil reicht — die in Bayern bestehenden tatsächlichen Verhältnisse zu wenig berücksichtigen und den Lehrplan der neu zu gründenden Schule einseitig aus ideellen Gesichtspunkten bestimmen wollen.

Einer sehr praktischen Erwägung verdankt die Oberrealschule ihre Entstehung. Ernste Männer, die es mit unserer heranwachsenden Jugend wohlmeinen, haben gesagt: „Wir erkennen an, daß an den jetzigen höheren Schulen, vor allem dem Gymnasium, unsere jungen Leute denken lernen, eine gediegene allgemeine Bildung erhalten. Nur das Eine vermissen wir, daß die Lehrgegenstände nicht genug Wert für das praktische Leben haben. Wir wollen lieber Latein und Griechisch opfern, selbst wenn die an ihre Stelle tretenden lebenden Sprachen nicht ganz und ohne Rest denselben Bildungswert haben sollten wie jene.

[1]) Wir verweisen auf den Aufsatz von Dr. Gustav Herberich in Nr. 283 des vorigen Jahrganges der Beilage. Kam in ihm die Auffassung der bayerischen Reallehrer zum Ausdruck, so lassen wir der Billigkeit halber hier einem Vertreter der neuphilologischen Interessen das Wort, ohne damit gegen den früheren Artikel Stellung zu nehmen, der uns vielmehr gerade in dem Punkte der herabgesetzten Stundenzahl eine glückliche Initiative ergriffen zu haben scheint. Die Red.

Der etwaige Ausfall wird durch ihre praktische Verwendbarkeit, besonders aber dadurch ausgeglichen, daß infolge der leichteren Erlernbarkeit der lebenden Sprachen für die Naturwissenschaften und auch für die Muttersprache und das Zeichnen weit mehr Zeit übrig bleibt als am Gymnasium, was wieder dem praktischen Leben zugute kommt."

Aus diesen Erwägungen bestimmt sich zu einem guten Teile die Aufgabe der Oberrealschule.

Nicht die Theorie der Schule, sondern die Praxis des Lebens wird von den Abiturienten unserer künftigen Oberrealschule verlangen, daß sie in Deutsch und Geschichte denen des Gymnasiums und Realgymnasiums mindestens ebenbürtig seien, daß sie in Geographie, Naturwissenschaften und Mathematik es den Realgymnasiasten im schlimmsten Falle gleichtun, in den neueren Sprachen dieselben, die ja bekanntlich noch Latein treiben, aber um ein Erkleckliches übertreffen. Von diesem Gesichtspunkte aus muß der Lehrplan der Oberrealschule aufgestellt, von diesem Gesichtspunkte aus die Zahl der Unterrichtsstunden festgesetzt werden.

Die Aufstellung einer Maximalzahl von 30 Stunden pro Woche nimmt sich auf dem Papier sehr schön aus, in der Praxis aber würde eine Oberrealschule, die, wie vorgeschlagen wurde, mit einer Gesamtstundenzahl von wöchentlich 234 (ohne Turnen und Singen) arbeitete, nach zehn Jahren einfach Bankerott machen: sie müßte noch einen Jahreskurs oben ansetzen, oder aber eine vollständige Umformung ihres Lehrplanes vornehmen. Jenes wäre aus praktischen Gründen unausführbar, dieses geradezu eine Schande. Es kann und muß verlangt werden, daß der Lehrplan der Oberrealschule so gestaltet werde, daß sie mit denselben leben und gedeihen könne.

Daß die schon bestehenden deutschen Oberrealschulen nicht das Ideal dieser Schulgattung darstellen, gebe ich unbedingt zu: Ideale zu erreichen ist der menschlichen Unvollkommenheit einmal nicht vergönnt. Dafür wird mir aber der geneigte Leser zugeben, daß bei den außerbayerischen Schulmännern und Behörden dieselbe pflichtmäßige Fürsorge für das Wohl der Jugend vorausgesetzt werden darf, wie bei den unsrigen. Daß diese Fürsorge dieselben aber nicht verhindert hat, in bezug auf die Stundenzahl zu einem ganz anderen Resultate zu kommen als manche der Vorschläge zur Organisation der Oberrealschule, welche in jüngster Zeit veröffentlicht wurden, mag folgende statistische Uebersicht über die Lehrpläne aller außerbayerischen Oberrealschulen ersehen lassen.

	Preußen	Württemberg	Baden	Elsaß	Braunschweig	Koburg	Oldenburg	Hamburg	Bremen	Durchschnitt	Durchschnitt ohne Württbg.
Religion . . .	19	18	18	18	19	19	19	18	6	17.01	17.00
Deutsch . . .	34	28	38	41	34	34	34	37	35	35.00	35.9
Geschichte . .	18	15	17	19	18	17	17	17	14	16.9	17.1
Geographie . .	14	12	10	13	14	12	11	12	15	12.55	12.6
Französisch . .	47	54	46	41	47	47	47	45	47	46.8	45.9
Englisch . . .	25	17	24	23	25	25	25	28	25	24.1	25
Rechn. u. Math.	47	77	45	45	47	47	47	46	48	49.9	46.5
Physik . . .	13	6	13	12	13	13	13	15	12	12.2	13
Naturbeschreibg.	12	12	10	11	12	12	12	10	15	11.8	11.75
Chemie . . .	11	5	8	10	11	11	11	11	9	97	10.25
Schreiben . .	6	7	6	6	6	6	6	6	5	6.00	5.9
Zeichnen . . .	16	33	26	19	16	21	16	16	16	19.9	18.25
Sa.	262	284	261	258	262	264	258	261	247	261.9	259.1

Wie man sieht, beträgt der Durchschnitt der Gesamtstundenzahl (ohne Turnen und Singen) für alle Anstalten 261.9 und, wenn wir Württemberg beiseite lassen, das mit seinen 284 Stunden ganz allein steht, 259.1. Auf etwa 260 wird man die Gesamtzahl auch in Bayern festsetzen müssen (der Realschulmännerverein nimmt meines Wissens 261 an). Gegenüber den 228 Stunden des (bayerischen) humanistischen Gymnasiums rechtfertigt sich diese ziemlich bedeutend höhere Zahl durch den großen, dem Zeichnen eingeräumten Raum, wodurch ja zum Glück nur eine verhältnismäßig geringe Mehrbelastung des Schülers bewirkt wird. Andrerseits wird aber dieses relative Mehr von Stunden die Folge haben, daß man, wenigstens im Anfang, bis man Erfahrungen gesammelt hat, mit fakultativen Lehrgegenständen wissenschaftlicher Art sparsam wird sein müssen. Von Sprachen kommt zunächst wohl höchstens Italienisch in Betracht; Lateinkurse dürften erst später notwendig werden, wenn eine Erweiterung der Berechtigungen erstrebt werden kann.

Was die übrigen Fächer betrifft, so würde die Geschichte mit 14 Stunden zu wenig betont sein. Dieser Gegenstand ist gerade für die Oberrealschule so hervorragend wichtig, daß man ihm mindestens 17 Stunden (wie Durchschnitt) zuzuweisen haben wird.

Nach meinem Dafürhalten sind an der jetzigen Realschule viele, besonders mathematische Fächer für ein viel zu jugendliches Alter angesetzt. Ich halte es für wünschenswert, den eigentlichen Beginn der Mathematik nach IV oder V zu verlegen und die darstellende Geometrie der obersten Stufe vorzubehalten. Ob das möglich ist, haben die Mathematiker von Fach zu entscheiden.

Was die Physik anbetrifft, so bringt die öffentliche Meinung diesem hochwichtigen Fache ein so großes und so wohlberechtigtes Interesse entgegen, daß es angezeigt ist, über den Durchschnitt um ein Erkleckliches hinauszugehen, etwa bis zu 17 Stunden.

Ganz ähnlich liegt die Sache in bezug auf das Zeichnen: man wünscht (siehe Landratsbeschlüsse von Mittelfranken) die Erhaltung dieses Faches in seiner jetzigen Stärke. Dem muß Rechnung getragen werden, wenn man auch zugibt, daß an der sechskursigen Realschule das Zeichnen bei uns allzu sehr betont ist.

Den neueren Sprachen kommt an der künftigen Oberrealschule ein großer Teil der Aufgabe zu, die am humanistischen Gymnasium die alten Sprachen zu erfüllen haben: Schulung des sprachlichen Denkens auf der Unterstufe, daneben Geistes- und Herzensbildung durch den Einblick in das geistige Leben der fremden Völker, besonders durch eingehende Beschäftigung mit ihren Dichtern, also humanistische Bildung, auf der Mittel- und besonders Oberstufe. Das ist aber nur die eine Seite ihrer Aufgabe. Die andere, im Vergleich damit minder wichtige, aber doch noch immer hochwichtige, ist die Erzielung eines recht beträchtlichen Maßes von praktischer Sprachbeherrschung. In dieser Hinsicht wird, ich wiederhole das an anderer Stelle Gesagte, die öffentliche Meinung an den Abiturienten der Oberrealschule weit höhere Anforderungen stellen als die Schule selbst zu tun geneigt wäre. Das ergibt sich aus der oben erwähnten Entstehungsursache der neuen Schule. Im Leben wird der junge Mann, der dieselbe durchlaufen hat, viel weniger gefragt werden, ob er „einen Einblick in die historische Entwicklung der modernen Kultur in Frankreich und England gewonnen" hat, sondern ob er die fremde Sprache mit einiger Sicherheit schriftlich und mündlich versteht, schriftlich und mündlich handhaben kann. Wenn dem Sprachunterricht nicht genügend Zeit gewährt wird, dann wird, wie an unserer jetzigen Realschule, der praktische Zweck den Bildungszweck einfach erdrücken. Das Leben und das Publikum werden dafür sorgen, daß jener und nicht dieser sich durchsetze. Darum hat man in allen deutschen Staaten den Sprachen ein beträchtliches Stundenmaß angewiesen, damit eben neben dem praktischen Spracherlernen auch das Höhere, die Bildung, zu ihrem Rechte komme. Mit der Gewährung einer genügenden Stundenzahl steht und fällt der Bildungswert des Sprachunterrichts.

Dazu kommt aber noch ein anderes. Es ist unmöglich, in kürzerer Unterrichtszeit dasselbe Arbeitsquantum zu bewältigen, wie in der längeren. Nun wird aber das praktische Arbeitsquantum hier der Schule von außen zugemessen werden, an ihm wird sich nicht rütteln lassen. Daneben wird sich das Streben nach Bildung, nach einem geistigen Wettbewerb mit dem Gymnasium trotz alledem geltend machen, und das Resultat wird sein — eine ganz unerhörte Ueberlastung der Schüler.

Nur bei genügender Stundenzahl darf man hoffen, daß der Schwerpunkt in die Schule gelegt und dort festgehalten werde. Ist nicht vielleicht die meines Erachtens unbestreitbare Tatsache, daß zum Beispiel die Schüler des humanistischen Gymnasiums in Bayern mehr wegen Ueberlastung klagen als in Preußen, eben die Folge der so oft gepriesenen geringeren Stundenzahl?

Ich hege das Vertrauen, daß die maßgebenden Behörden der Schule im ganzen sowohl wie den Fremdsprachen im besonderen die Zeit gewähren werden, die nötig ist, um das Ziel der Oberrealschule, allgemeine Bildung auf Grundlage fester sprachlich-mathematisch-naturwissenschaftlicher Kenntnisse und damit Befähigung zu selbständigem Studium, zu erreichen.

Was die Fremdsprachen betrifft, so ist das Minimum, das ihnen gewährt werden muß, wenn anders der Unterricht in denselben einigermaßen eine dem Gymnasium äquivalente Bildung vermitteln soll,

für Französisch 6+6+6+5+5+5+4+4+4 = 45 Stunden,
für Englisch 5+5+4+4+4 = 22 Stunden.

Dabei wurde, wie man sieht, den bayerischen Verhältnissen insoweit Rechnung getragen, daß um 4 Stunden unter den Durchschnitt herabgegangen wurde. Dies geschah besonders, um nicht durch die stärkere Betonung der Physik die eigentliche Mathematik übermäßig zu verkürzen.

In meinem Entwurf, den ich hier zur Kenntnis des Publikums bringe, sind die Fremdsprachen ebenso wie Deutsch nebst Geschichte und Geographie etwas unter, die Mathematik nebst Physik etwas über dem Durchschnitt, wenn man die nach Abzug von Religion, Chemie, Naturgeschichte, Schreiben und Zeichnen von der Gesamtsumme übrig bleibende Zahl in Betracht zieht.

	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	Sa.
Religion	2	2	2	2	2	2	2	2	2	18
Deutsch	5	4	4	4	3	3	3	4	3	33
Geschichte	—	—	2	2	2	2	3	3	3	17
Geographie	2	2	2	2	1	1	1	1	—	12
Französisch	6	6	6	5	5	5	4	4	4	45
Englisch	—	—	—	—	5	5	4	4	4	22
Rechn. u. Math.	5	4	5	6	5	5	5	5	5	45
Physik	—	—	—	3	2	2	3	3	4	17
Naturbeschrbg.	2	3	2	2	2	—	—	—	—	11
Chemie	—	—	—	—	—	3	3	3	3	12
Schreiben	2	2	—	—	—	—	—	—	—	4
Zeichnen	2	5	3	3	3	3	3	2	2	24
Sa. *)	26	26	26	29	30	31	31	31	30	260

*) Ohne Singen und Turnen.

Dieser Lehrplanentwurf, der sich, wie man sieht, bemüht, allen Lehrgegenständen gerecht zu werden, keinen auf Kosten oder zum Vorteil der anderen ungebührlich zu betonen oder zu verkürzen, hat einen auch mir sehr empfindlichen Fehler. Mag die Mathematik in III, IV oder V angefangen werden, auf die betreffende Klasse fällt immer der Anfang zweier Lehrgegenstände. Das ist ein Mißstand, für den ich keinen Rat weiß, man müßte denn geneigt sein, den Anfang der Physik nach V zu verlegen, mit entsprechend stärkerer Betonung in den oberen Klassen. Dann wäre aber wieder das Gleichgewicht zwischen den Klassenlehrplänen schwer herzustellen. Ich erkenne also diesen Mangel ausdrücklich an — mein ganzer Entwurf stellt ja nur eine Skizze, nicht den fertigen Bauplan dar, den andere Hände zu zeichnen haben —, aber ich tröste mich damit, daß dieser Fehler wenig ins Gewicht fällt gegenüber dem von Dr. Herberich vorgeschlagenen Lehrplan, wonach in die V. Klasse der Anfang von vier, sage vier, Fächern fällt: Englisch, Mathematik und Physik, nach seiner ausdrücklichen Angabe S. 450 (2. Spalte), Chemie nach der Tabelle.

Der wissenschaftliche Bau der Oberrealschule wird auf vier Hauptpfeilern ruhen: Deutsch mit Geschichte, Mathematik, Naturwissenschaften mit Geographie und fremde Sprachen. Die Baumeister, die ihn aufführen, werden sich, dieses Vertrauen dürfen wir hegen, durch die Vorspiegelung einer möglichen Materialersparung nicht verleiten lassen, den einen dieser Pfeiler, die Fremdsprachen, ganz einseitig so zu schwächen, daß die Dauerhaftigkeit des ganzen Baues in Frage gestellt werde. Sie werden nach den Oberrealschulen der anderen deutschen Bundesstaaten schauen — nicht schielen — und da das bestätigt finden, was ihnen der eigene abwägende Geist ohnehin schon gesagt haben wird: daß nur in der möglichst gleichmäßigen Stärke der Pfeiler und der Verteilung der Last die Gewähr für die Dauer ruht. Sie werden nach den schon im eigenen Lande bestehenden Bauten, dem Gymnasium und Realgymnasium, blicken und sehen, daß man da gerade der Festigkeit dieses Pfeilers, dem Studium fremder Sprachen und fremden Volkstums, ganz besonderen Wert beigelegt hat. Werden sie ihn nun in dem ihnen übertragenen Neubau absichtlich vernachlässigen?

Berichtigung. In Nr. 25 ist auf Seite 195, Zeile 4 von oben rechts „Entartungs-Erscheinung" statt „Einleitungserscheinung" zu lesen; auf Seite 197, Zeile 10 von oben „Randbearbeitung" statt „Rundbearbeitung".

Allgemeine Rundschau.

Gymnasium und Reformschule.

Der „Verein deutscher Ingenieure", der schon im Jahre 1886 für die in neuerer Zeit sich kräftig entwickelnde Reformschule (9klassige höhere Schule mit gemeinsamem lateinlosen Unterbau der sechs Klassen von Sexta bis Untersekunda und mehrfach gegabeltem Oberbau: altsprachlich-historisch, neusprachlich, mathematisch-naturwissenschaftlich) eingetreten ist, hat neuerdings zu diesen Fragen und zur Gestaltung des Unterrichtes an unseren höheren Schulen Stellung genommen. In einer Reihe von Aussprüchen, die an seine früheren Kundgebungen anknüpfen, betont er vor allem die Notwendigkeit, den mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht an unseren Gymnasien zu verstärken, damit sie in die Lage versetzt werden, ihren Schulen eine dem Leben der Gegenwart entsprechende und für dieses Leben brauchbare Ausbildung zu gewähren.

Er befindet sich dabei in voller Uebereinstimmung mit der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte, die auf ihren letztjährigen Kongressen in Hamburg, Breslau, Meran und Stuttgart zu denselben Forderungen gekommen ist. Aber die Ingenieure gehen weiter als die Naturforscher und Aerzte: sie sprechen es unumwunden aus, daß das Gymnasium einen Teil seiner altsprachlich-historischen Unterrichtsstunden an den mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht abgeben muß, weil es sonst nicht in der Lage ist, den obengenannten Bedürfnissen der Neuzeit zu entsprechen. Diese Forderung hat alle diejenigen zu Gegnern, die in einer so tief greifenden Aenderung des Lehrplanes der Gymnasien eine vollständige Vernichtung dieser Anstalten erblicken.

Einen Ausweg aus dieser Schwierigkeit würde die jetzt mit Zustimmung des preußischen Unterrichtsministeriums an einer größeren Zahl von Gymnasien ins Werk gesetzte Einrichtung bieten, die darin besteht, daß in den drei Oberklassen den Schülern die Möglichkeit gegeben wird, sich derjenigen Richtung stärker zuzuwenden, für die sie Begabung und Neigung zu haben glauben, z. B. Mathematik und Naturwissenschaften, dagegen die anderen, z. B. alte Sprachen und Geschichte, schwächer zu betreiben, ohne damit ihr Abiturientenexamen zu gefährden. Auf diese Weise wird für die oberen Klassen Aehnliches erzielt, wie durch die bereits erwähnte Gabelung der Reformschule; und wenn man weiter erwägt, daß allen denen, die das Gymnasium nicht durchmachen, sondern es mit dem Einjährigen-Zeugnis oder noch früher verlassen wollen, für ihren Lebensberuf eine neusprachlich-naturwissenschaftliche Bildung viel nützlicher ist als eine altsprachlich-historische, so wird man mit dem Verein deutscher Ingenieure in der Umwandlung vieler Gymnasien in Reformschulen, besonders wenn sie in kleinen Städten die einzigen höheren Schulen sind, den besten Weg für die Zukunft erblicken.

Die weiteren Aussprüche des Vereins beschäftigen sich hauptsächlich mit der Ausbildung der Oberlehrer, welche bestimmt sind, an den höheren Schulen in Mathematik und Naturwissenschaften zu unterrichten. Bisher erhalten sie diese Aus-

bildung in Preußen auf der Universität und es ist ihnen nur erlaubt, bis zu 3 Semestern an der technischen Hochschule zu studieren. Der Verein deutscher Ingenieure stellt und begründet das Verlangen, die technischen Hochschulen auch in dieser Beziehung den Universitäten gleichzustellen, wie das in Bayern, Sachsen und Württemberg bereits der Fall ist.

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der ständige Sekretär der Akademie der Künste in Berlin, Professor Dr. Ludwig Justi, der frühere Direktor des Städelschen Kunstinstituts in Frankfurt, ist an Stelle des scheidenden Professors v. Reber an die hiesige Technische Hochschule berufen worden und gedenkt, dem Rufe Folge zu leisten.

* **Heidelberg.** Nach der Frankfurter Zeitung beabsichtigt der Ordinarius für Physik und Direktor des Physikalischen Instituts Geh. Rat Dr. Georg Quincke, am 1. Oktober in den Ruhestand zu treten. Geheimer Rat Quincke steht im 72. Lebensjahre und wirkt an der hiesigen Universität seit mehr als 30 Jahren.

* **Frankfurt a. M.** Der außerordentliche Professor an der Bergakademie zu Berlin und Zivillehrer an der Kriegsakademie Dr. Richard Wachsmuth hat zum 15. April d. J. einen Ruf als Dozent für Physik und Leiter der physikalischen Abteilung der neu erbauten Anstalt des hiesigen Physikalischen Vereins angenommen.

* **Bonn.** In der hiesigen medizinischen Fakultät hat sich Dr. H. Stursberg (aus Bonn) als Privatdozent für innere Medizin habilitiert. Am 7. Februar wird er seine Antrittsvorlesung über „Fortschritte der internen Diagnostik und ihre Bedeutung für die Therapie" halten.

* **Jena.** An der hiesigen Universität wurde bisher der jeweilige Rektor nicht durch Wahl bestimmt, sondern das Rektorat wechselte in regelmäßigem Gange semesterweise zwischen den ordentlichen Professoren der einzelnen Fakultäten. Dieser alte Zopf ist jetzt beseitigt und das Wahl-Prorektorat eingeführt worden, wie es auf allen anderen deutschen Universitäten besteht. Am 26. Januar trat der Senat zusammen, um zum ersten Male seit dem Jahre 1829 wieder zur Wahl eines Prorektors zu schreiten. Die Wahl fiel mit Einmütigkeit auf den bekannten Kriminalisten Geh. Justizrat Professor Dr. Richard Loening.

* **Gießen.** Der außerordentliche Professor der alten Geschichte an der hiesigen Universität Dr. Max L. Strack, der kürzlich einen Ruf nach Erlangen abgelehnt hat, ist zum ordentlichen Professor ernannt worden.

* **Leipzig.** Die theologische Fakultät der hiesigen Universität ernannte den Divisionspfarrer Max Schmidt (Potsdam) wegen seiner hervorragenden geistlichen Fürsorge im südwestafrikanischen Kriege zum Lizentiaten honoris causa.

* **Bern.** Der außerordentliche Professor der Geographie in Rostock Dr. M. Friedrichsen hat einen Ruf als Nachfolger des im vorigen Semester nach Halle gerufenen Professor Dr. A. Philippson als Ordinarius an die hiesige Universität erhalten und angenommen.

* **Genf.** Der hiesige Privatdozent an der Universität für analytische Geometrie, Dr. Lyon, ist infolge eines Unglücksfalles gestorben.

Vorlesungs-Verzeichnis
der
K. Württbg. Eberhard-Karls-Universität
Tübingen
für das Sommerhalbjahr 1907.

Philosophie.

Einleitung in die Philosophie: Professor Dr. Spitta. — Platos Philosophie: Privatdozent Gymnasialprofessor Dr. Ritter. — Erklärung von Platos Phädrus mit Einleitung über die Chronologie der Platonischen Schriften: Privatdozent Gymnasialprofessor Dr. Ritter. — Geschichte der neueren Philosophie: Professor Dr. Maier. — Rousseau und Nietzsche, eine Parallele (für Hörer aller Fakultäten): Professor Dr. Adickes. — Der Materialismus und die materialistische Geschichtsauffassung: Professor Dr. Maier. — Allgemeine Psychologie: Professor Dr. Spitta. — Erkenntnistheorie und Metaphysik (Hauptprobleme der philosophischen Weltanschauung): Professor Dr. Adickes. — Wissenschaftliche und kulturelle Zeitfragen: Die Gottesidee (für Hörer aller Fakultäten): Professor Dr. Spitta. — Geschichte und Theorie der Rede, verbunden mit praktischen Anleitungen (freie Vorträge, Disputationen, Stilübungen): Professor Dr. Spitta. — Im Philosophischen Seminar: Uebungen über Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung: Professor Dr. Maier. — Uebungen über Gegenstände der Erkenntnistheorie und Metaphysik, im Anschluß an die neuere philosophische Literatur: Professor Dr. Adickes.

Kunst.

Geschichte der griechischen Aesthetik: Privatdozent Dr. Heyfelder. — Aesthetische Uebungen an ausgewählten griechischen Skulpturen: Privatdozent Dr. Heyfelder. — Griechische und römische Numismatik, mit Benutzung der Münzsammlung des Archäologischen Instituts: Professor Dr. v. Schwabe. — Michelangelo und Raffael: Professor Dr. v. Lange. — Kunsthistorische Exkursionen: Professor Dr. v. Lange. — Freihandzeichnen und Aquarellmalen: Zeichenlehrer Professor Hofmeister.

Geschichte und Geographie.

Römische Geschichte (bis zur Gracchen-Zeit): Professor Dr. Kornemann. — Antikes Vereins- und Innungswesen: Professor Dr. Kornemann. — Geschichte der Päpste bis zum Wormser Konkordat: Professor Dr. Günter. — Deutsche Geschichte vom Interregnum bis zur Reformation (1254—1517): Professor Dr. Jacob. — Geschichte der Reformationszeit. Professor Dr. Goetz. — Allgemeine Geschichte im Zeitalter Ludwigs XIV. (1648—1715): Professor Dr. Busch. — Das Zeitalter der französischen Revolution: Professor Dr. Busch. — Der deutsch-französische Krieg 1870/71: Professor Dr. Busch. — Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts in Deutschland: Privatdozent Dr. Ohr. — Deutschlands politische Parteien im 19. Jahrhundert (bis zur Gegenwart): Professor Dr. Jacob. — Historische Landeskunde von Deutschland (Geographie der deutschen Geschichte): Professor Dr. Jacob. — Einführung in das Studium der württembergischen Landesgeschichte: Privatdozent Dr. Ohr. — Lateinische Paläographie: Professor Dr. Günter. — Im Historischen Seminar: Uebungen zur Geschichte des Altertums: Professor Dr. Kornemann. — Vorbereitende Abteilung: Privatdozent Dr. Ohr. — Uebungen zur Geschichte des Mittelalters: Professor Dr. Goetz. — Uebungen über neuere Geschichte: Professor Dr. Busch. — Hilfswissenschaftliche Abteilung: Uebungen auf dem Gebiete der deutschen Verfassungsgeschichte: Professor Dr. Jacob. — Länder- und Völkerkunde von Europa: Professor Dr. Sapper. — Das Meer und seine Bedeutung im Leben der Völker: Professor Dr. Sapper. — Im Geographischen Seminar: Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen: Professor Dr. Sapper.

Philologie.

Allgemeine Religionsgeschichte: Professor Dr. Garbe. — Phonetik: Professor Dr. Bohnenberger. — Zweiter Sanskrit-Kurs: Professor Dr. Garbe. — Erklärung von Pälitexten: Professor Dr. Garbe. — Hebräisch, Ecclesiastes: Professor Dr. Seybold. — Arabisch, höherer Kurs: Professor Dr. Seybold. — Neupersisch (oder Türkisch): Professor Dr. Seybold. — Griechische und römische Numismatik, mit Benutzung der Münzsammlung des Archäologischen Instituts: Professor Dr. v. Schwabe. — Geschichte der griechischen Literatur, zweiter Teil: Professor Dr. Schmid. — Die mykenische Kultur und das homerische Epos: Professor Dr. Herzog. — Euripides, Kyklops: Professor Dr. Schmid. — Plato siehe unter Philosophie. — Die alten Sprachen Italiens: Professor Dr. Gundermann. — Laut- und Formenlehre der lateinischen Sprache: Professor Dr. Gundermann. — Catullus: Professor Dr. v. Schwabe. — Im Philologischen Seminar: Oberer Kurs: Propertius und (für beide Kurse gemeinsam) Leitung der wissenschaftlichen Ausarbeitungen: Professor Dr. Gundermann. — Aristeas-Brief (Ausgabe von Wendland): Professor Dr. Herzog. Unterer Kurs: Vergil, Eklogen: Professor Dr. Schmid. — Stilistische Uebungen: Repetent Dr. Leuze. — Deutsche Altertümer: Professor Dr. v. Fischer. — Nibelungenlied: Professor Dr. Bohnenberger. — Deutsche Metrik: Professor Dr. v. Fischer. — Im Deutschen Seminar: Höherer Kurs: Wolfram v. Eschenbach: Professor Dr. v. Fischer. — Niederer Kurs: Mitteldeutsch: Professor Dr. Bohnenberger. — Einführung in das Mittelenglische: Professor Dr. Franz. — Englische Lyriker des 18. und 19. Jahrhunderts: Professor Dr. Franz. — Im Englischen Seminar: Höherer Kurs: Professor Dr. Franz. —

Niederer Kurs: Professor Dr. Franz. — Historische Grammatik des Französischen, erster Teil (Einleitung und Lautlehre): Professor Dr. Voretzsch. — Volkslieder und Märchen (für Hörer aller Fakultäten): Professor Dr. Voretzsch. — Italienische Konversationsübungen für Anfänger: Professor Dr. Pfau. — Le Misanthrope de Molière: Professor Dr. Pfau. — Paris, ses institutions et ses habitants: Professor Dr. Pfau. — Im Romanischen Seminar: Uebungen an dem Epos von Isembart und Gormont: Professor Dr. Voretzsch. — Höherer französischer Kurs: Professor Dr. Pfau. — Niederer französischer Kurs: Professor Dr. Pfau.

Mathematik und Naturwissenschaften.

Analytische Geometrie des Raumes: Professor Dr. v. Brill. — Theorie der Krümmung der Flächen: Professor Dr. v. Brill. — Uebungen im Seminar: Professor Dr. v. Brill. — Niedere Analysis: Professor Dr. v. Stahl. — Höhere Analysis, erster Teil (Differentialrechnung): Professor Dr. v. Stahl. — Variationsrechnung: Professor Dr. v. Stahl. — Uebungen im Seminar: Professor Dr. v. Stahl. — Synthetische Geometrie: Professor Dr. Maurer. — Uebungen hierzu: Professor Dr. Maurer. — Darstellende Geometrie (erster Teil): Professor Dr. Maurer. — Uebungen hierzu: Professor Dr. Maurer. — Experimentalphysik, erster Teil (Mechanik, Optik): Professor Dr. Paschen. — Physikalische Uebungen für Anfänger: Professor Dr. Paschen. — Selbständige physikalische Untersuchungen: Professor Dr. Paschen. — Theoretische Physik, erster Teil (Einleitung und Theorie der Wärme): Professor Dr. Waitz. — Uebungen zur theoretischen Physik: Professor Dr. Waitz. — Populäre Astronomie: Professor Dr. Waitz. — Einführung in die Vektoranalysis mit Anwendungen auf die mathematische Physik: Privatdozent Dr. Gans. — Die Eigenschaften des Aethers: Privatdozent Dr. Gans. — Kinetische Theorie der Gase, Flüssigkeiten und Metalle: Privatdozent Dr. Happel. — Ausgewählte Kapitel aus der physiologischen Chemie: Professor Dr. v. Hüfner. — Praktisch-chemische Uebungen für Mediziner: a) I. Kursus (qualitative Analyse), b) II. Kursus (quantitative Analyse): Prof. Dr. v. Hüfner. — Physiologisch-chemische Arbeiten für Geübtere: Prof. Dr. v. Hüfner. — Allgemeine Chemie, zweiter Teil (Organische Experimentalchemie): Professor Dr. Wislicenus. — Ergänzungen zur organischen Chemie: Professor Dr. Wislicenus. — Praktische Uebungen im Laboratorium: Halbpraktikum und Vollpraktikum, und zwar: a) Analytisch-chemisches Praktikum, in Verbindung mit Professor Dr. Bülow; b) Pharmazeutisch-chemisches Praktikum, in Verbindung mit Professor Dr. Weinland; c) Präparative Arbeiten; d) Anleitung zu selbständigen Untersuchungen, Professor Dr. Wislicenus. — Analytische Chemie, zweiter Teil: Professor Dr. Bülow. — Ausgewählte Kapitel aus der Technik organischer Verbindungen: Professor Dr. Bülow. — Analytisch-chemisches Praktikum: mit Prof. Dr. Wislicenus, Prof. Dr. Bülow. — Pharmazeutische Chemie, zweiter (organischer) Teil: Professor Dr. Weinland. — Forensische Chemie: Professor Dr. Weinland. — Vergleichung der Elemente an der Hand des periodischen Systems: Professor Dr. Weinland. — Pharmazeutisch-chemisches Praktikum (Voll- und Halbpraktikum): Professor Dr. Weinland. — Chemie der aromatischen Verbindungen, erster Teil (karbozyklische Verbindungen): Professor Dr. Wedekind. — Einführung in die Elektrochemie und ihre Anwendungen: Professor Dr. Wedekind. — Moderne chemische und physikochemische Probleme (radioaktive Stoffe, kolloidale Substanzen, Eiweiß usw.) für Hörer aller Fakultäten: Professor Dr. Wedekind. — Physiko-chemische und gasanalytische Uebungen: Professor Dr. Wedekind. — Geologie und Bodengestaltung von Württemberg, mit Exkursionen: Professor Dr. v. Koken. — Versteinerungskunde: Professor Dr. v. Koken. — Mineralogische, geologische und paläontologische Uebungen: Professor Dr. v. Koken. — Leitung selbständiger Arbeiten: Professor Dr. v. Koken. — Geologie der Alpen: Professor Dr. Plieninger. — Einführung in die Petrographie der Eruptivgesteine: Privatdozent Dr. Sommerfeldt. — Kristallographisches und petrographisches Praktikum: Privatdozent Dr. Sommerfeldt. — Geologie von Deutschland: Privatdozent Dr. Frhr. v. Huene. — Systematik der Phanerogamen und Experimental-Physiologie: Professor Dr. v. Vöchting. — Mikroskopischer Kursus: Professor Dr. v. Vöchting. — Arbeiten im botanischen Laboratorium: Professor Dr. v. Vöchting. — Biologie der Fortpflanzungsorgane, insbesondere von Blüte und Frucht: Privatdozent Dr. Fitting. — Uebungen im Bestimmen und in der Systematik der Blütenpflanzen: Privatdozent Dr. Fitting. — Botanische Exkursionen: Privatdozent Dr. Fitting. — Forstbotanik: Professor Dr. Winkler. — Pharmakognosie: Professor Dr. Winkler. — Vergleichende Anatomie: Prof. Dr. Blochmann. — Die tierischen Parasiten des Menschen mit praktischen Uebungen: Professor Dr. Blochmann. — Zoologische Uebungen für Anfänger: Professor Dr. Blochmann. — Zoologisches Praktikum für Geübtere: Professor Dr. Blochmann. — Forstschutz, zoologischer Teil: Professor Dr. Hesse. — Uebungen zum zoologischen Teil des Forstschutzes: Professor Dr. Hesse. — Uebungen zur Einführung in die heimische Tierwelt: Professor Dr. Hesse.

Theologie.

1. Evangelisch-theologische Fakultät.

Theologische Enzyklopädie: Professor Dr. v. Häring. — Erklärung von Jesaja 1—35: Professor Dr. v. Grill. — Theologie des Alten Testaments, erster Teil (Mosaismus): Professor Dr. v. Grill. — Messianische Weissagungen (konversatorisch): Professor Dr. v. Grill. — Probleme der biblischen Urgeschichte (Uebungen): Professor Dr. v. Grill. — Targum mit Einleitung ins talmudisch Aramäische: Professor Dr. v. Grill. — Ausgewählte Abschnitte aus Exodus, Numeri, Regum: Repetent Merz. — Erklärung der synoptischen Reden Jesu: Professor Dr. v. Buder. — Erklärung des Evangeliums Johannis: Professor Dr. Schlatter. — Erklärung des Hebräer-Briefes: Professor Dr. v. Häring. — Einleitung in das Neue Testament: Professor Dr. Schlatter. — Neutestamentliches Seminar: Erste Abteilung (Geschichte der Auslegung von Röm. 1—11) Professor Dr. Schlatter; zweite Abteilung (Galater-Brief) Repetent Kieser. — Christliche Glaubenslehre, erster Teil: Professor Dr. v. Häring. — Erklärung der Confessio Augustana: Professor Dr. v. Buder. — Kirchengeschichte, dritter Teil (Gegenreformation, Pietismus, Aufklärung): Professor Dr. Müller. — Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts: Professor Dr. Müller. — Kirchengeschichte, zweiter Teil (Mittelalter, Reformation): Professor Lic. Scheel. — Geschichte der protestantischen Theologie: Professor Lic. Scheel. — Kirchengeschichtliches Seminar: Professor Dr. Müller. — Kirchengeschichtliche Uebungen: Professor Lic. Scheel. — Die evangelische Mission: Professor Dr. v. Häring. — Die evangelische Gemeinde und die moderne Wohlfahrtspflege: Repetent Dr. phil. Ströle. — Vorlesungen über christliche Sittenlehre, Pädagogik und eventuell andere praktische Fächer sowie die Leitung der homiletischen und katechetischen Uebungen in der evangelischen Predigeranstalt werden besonders bekannt gemacht werden.

2. Katholisch-theologische Fakultät.

Erklärung ausgewählter Psalmen: Professor Dr. Rießler. — Erklärung der Genesis: Professor Dr. Rießler. — Einleitung in das Neue Testament: Professor Dr. v. Belser. — Erklärung der Briefe des hl. Johannes: Professor Dr. v. Belser. — Kirchengeschichte, zweite Hälfte: Professor Dr. v. Funk. — Christliche Kunstarchäologie: Professor Dr. Baur. — Dogmatik, zweiter Teil (Christologie, Soteriologie): Professor Dr. W. Koch. — Apologetik: Professor Dr. W. Koch. — Spezielle Metaphysik der Scholastik (Die natürliche Theologie): Professor Dr. Baur. — Kirchenrecht, zweite Hälfte (Verwaltung der Kirche): Professor Dr. Sägmüller. — Kirchenrechtliche Uebungen: Professor Dr. Sägmüller. — Didaktik: Professor Dr. Sägmüller. — Moraltheologie, zweite Hälfte: Professor Dr. A. Koch. — Die ethischen Probleme der sozialen Frage: Professor Dr. A. Koch. — Pastoraltheologie (Liturgik): Professor Dr. A. Koch.

Rechtswissenschaft.

Außer den nachstehend verzeichneten siehe weitere rechtswissenschaftliche Vorlesungen (Staatsrecht, Verwaltungsrecht, Kirchenrecht usw.) unter Staatswissenschaften und Medizin.

Einführung in die Rechtswissenschaft: Professor Dr. Beling. — Geschichte des Römischen Rechts, mit Einschluß des Römischen Zivilprozesses: Professor Dr. v. Rümelin. — Deutsche Rechts- und Verfassungsgeschichte: Professor Dr. Rietschel. — Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft: Professor Dr. Rietschel. — System des Römischen Privatrechtes: Professor Dr. v. Rümelin. — Grundzüge des deutschen Privatrechtes: Professor Dr. Heck. — Deutsches bürgerliches Recht: Allgemeine Lehren: Professor Dr. v. Wendt. — Recht der Schuldverhältnisse: Professor Dr. v. Wendt. — Sachenrecht: Professor Dr. Rietschel. — Familienrecht: Professor Dr. Geib. — Erbrecht: Professor Dr. Heck. — Handels- und Seerecht: Professor Dr. Heck. — Wechselrecht: Professor Dr. Heck. — Württembergisches Privatrecht: Professor Dr. Geib. — Strafrecht: a) Allgemeiner Teil: Professor Dr. Frank; b) Besonderer Teil: Professor Dr. Beling. — Gerichtsverfassung: Professor Dr. Beling. — Zivilprozeßrecht, mit Ausschluß der Gerichtsverfassung und der Zwangsvollstreckung: Professor Dr. Hegler. — Zwangsvollstreckung: Professor Dr. Frank. — Strafprozeßrecht mit Ausschluß der Gerichtsverfassung: Professor Dr.

Beling. — Im juristischen Seminar: Uebungen mit schriftlichen Arbeiten: Uebungen im Römischen Recht für Anfänger: Professor Dr. v. Rümelin. — Pandekten-Exegetikum: Professor Dr. Geib. — Uebungen im bürgerlichen Recht für Anfänger: Professor Dr. v. Wendt. — Uebungen im bürgerlichen Recht für Fortgeschrittenere (Zivilrechtspraktikum): Professor Dr. v. Rümelin. — Uebungen in der deutschen Rechtsgeschichte: Professor Dr. Rietschel. — Strafrechtliche Uebungen: Professor Dr. Frank. — Uebungen im Strafprozeßrecht: Professor Dr. Beling. — Zivilprozessuale, das bürgerliche Recht mit umfassende Uebungen: Professor Dr. Hegler. — Vorbereitungskurse im Lateinischen (für Abiturienten von Realgymnasien und Realschulen, sowie für solche Abiturienten humanistischer Gymnasien, die keine genügende Note im Lateinischen erhalten haben): Lektüre ausgewählter Abschnitte aus den Institutionen des Gajus: Dr. Leuze.

Staatswissenschaften und verwandte Fächer.

Volkswirtschaftslehre, allgemeiner Teil, mit Einschluß der Lehren von der Geldpolitik und vom Post- und Eisenbahnwesen: Professor Dr. v. Neumann. — Volkswirtschaftspolitik (praktische Nationalökonomie oder spezielle Volkswirtschaftslehre): Staatsrat Kanzler Professor Dr. v. Schönberg. — Die soziale Frage, insbesondere die industrielle Arbeiterfrage: Staatsrat Kanzler Professor Dr. v. Schönberg. — Sozialismus und Sozialpolitik: Professor Dr. v. Neumann. — Deutsches Staatsrecht (Reichs- und Landesstaatsrecht): Professor Dr. Triepel. — Konversatorium über deutsches Staatsrecht (im Anschluß an die Vorlesung, aber nicht nur für ihre Hörer): Professor Dr. Triepel. — Deutschland und die Grundfragen seines Verfassungslebens (für Studierende aller Fakultäten): Professor Dr. Triepel. — Deutsches Verwaltungsrecht: Professor Dr. Fleiner. — Das Recht der Arbeiterversicherung: Professor Dr. Fleiner. — Einführung in die kirchlichen Rechtsquellen: Professor Dr. Fleiner. — Waldbau, erster Teil, mit Uebungen und Exkursionen: Professor Dr. Bühler. — Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten (privatim): Professor Dr. Bühler. — Leitung selbständiger Arbeiten in der Versuchsanstalt: Professor Dr. Bühler. — Exkursionen und Uebungen: Professor Dr. Bühler. — Forsteinrichtung, zweiter Teil: Professor Dr. Wagner. — Forstliches Transportwesen: Professor Dr. Wagner. — Ausgewählte Kapitel aus dem Gebiete der forstlichen Produktionslehre: Professor Dr. Wagner. — Exkursionen: Professor Dr. Wagner. — Forstvermessung: Oberförster Kurz. — Uebungen in der Forstvermessung: Oberförster Kurz. — Im staatswissenschaftlichen Seminar: Nationalökonomische Uebungen: Staatsrat Kanzler Professor Dr. v. Schönberg. — Volkswirtschaftliches Disputatorium und Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten: Professor Dr. v. Neumann.

Medizin.

Systematische Anatomie, zweiter Teil: Professor Dr. Froriep. — Entwicklungsgeschichte: Professor Dr. Froriep. — Arbeiten im Anatomischen Institut für Geübtere: Professoren Dr. Heidenhain und Dr. Froriep. — Osteologie und Syndesmologie: Professor Dr. Heidenhain. — Histologie: Professor Dr. Heidenhain. — Histologische Uebungen: Professor Dr. Heidenhain. — Topographische Anatomie: Privatdozent Dr. Fr. Müller. — Repetitorium der Anatomie: Privatdozent Dr. Fr. Müller. — Allgemeine und vegetative Physiologie: Professor Dr. v. Grützner. — Physiologisches Praktikum für Anfänger: Professor Dr. v. Grützner. — Physiologische Arbeiten für Geübtere: Professor Dr. v. Grützner. — Die physikalischen und chemischen Grundlagen der Physiologie als Einleitung in die Physiologie: Professor Dr. Bürker. — Grundzüge der Lehre vom Leben mit Versuchen, für Hörer aller Fakultäten: Professor Dr. Bürker. — Repetitorium der Physiologie: Privatdozent Dr. Basler. — Physiologie der Zeugung: Privatdozent Dr. Basler. — Allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie: Professor Dr. v. Baumgarten. — Sektionskursus: Professor Dr. v. Baumgarten gemeinsam mit Assistenzarzt Dr. Rumpel. — Pathologisch-anatomischer Demonstrationskursus: Professor Dr. v. Baumgarten. — Bakteriologischer Kursus: Professor Dr. v. Baumgarten gemeinsam mit Assistenzarzt Dr. Dibbelt. — Arbeiten im Pathologischen Institut für Geübtere (priv., unentgeltlich): Professor Dr. v. Baumgarten. — Medizinische Klinik: Professor Dr. Romberg. — Arbeiten im Laboratorium der Medizinischen Klinik: Professor Dr. Romberg gemeinsam mit Privatdozent Dr. Otfried Müller (priv., unentgeltlich). — Kursus der Röntgen-Untersuchung: Im Auftrag von Professor Dr. Romberg: Oberarzt Dr. Schlayer. — Kurs der Perkussion und Auskultation für Anfänger: Privatdozent Dr. Otfried Müller. — Kursus der Auskultation und Perkussion für Geübtere: Privatdozent Dr. Otfried Müller. — Kursus der klinischen Mikroskopie und Chemie: Privatdozent Dr. Sick. — Physikalische Therapie mit praktischen Uebungen: Privatdozent Dr. Sick. — Kehlkopfkursus: Privatdozent Dr. Curschmann. — Poliklinik: Professor Dr. v. Jürgensen. — Poliklinische Visite: Professor Dr. v. Jürgensen. — Arzneimittel- und Arznei-Verordnungslehre: Professor Dr. v. Jürgensen. — Allgemeine Therapie der inneren Krankheiten: Professor Dr. Vierordt. — Die wichtigeren klinischen Untersuchungsmethoden und ihre Kritik: Professor Dr. Vierordt. — Chirurgische Klinik: Professor Dr. v. Bruns. — Chirurgischer Operationskursus: Professor Dr. v. Bruns gemeinsam mit Privatdozent Dr. Blauel. — Operations- und Instrumentenlehre: Privatdozent Dr. Blauel. — Chirurgisch-propädeutischer Kurs: Privatdozent Dr. Blauel. — Ausgewählte Kapitel der allgemeinen Chirurgie: Privatdozent Dr. v. Brunn. — Geburtshilflich-Gynäkologische Klinik: Professor Dr. Döderlein. — Geburtshilfliche Operationslehre mit Uebungen am Phantom: Privatdozent Dr. Baisch. — Geburtshilfliche Untersuchungslehre mit Touchierübungen: Privatdozent Dr. Baisch. — Gynäkologische Propädeutik mit Demonstration mikroskopischer Präparate: Privatdozent Dr. Baisch. — Augenklinik: Professor Dr. Schleich. — Augenspiegelkurs: Professor Dr. Schleich. — Augenärztlicher Operationskursus: Privatdozent Dr. Fleischer. — Funktionsprüfung des Auges mit praktischen Uebungen: Privatdozent Dr. Harms. — Psychiatrische Klinik: Professor Dr. Gaupp. — Gerichtliche Psychiatrie (mit Krankenvorstellungen) für Juristen und Mediziner: Prof. Dr. Gaupp. — Klinische Visite: Prof. Dr. Gaupp gemeinsam mit Privatdozent Dr. Finckh (gratis). — Einführung in die Psychologie als experimentelle Wissenschaft: Privatdozent Dr. Specht. — Verbrechen und Verbrecher (Kriminalstatistik und Kriminalpsychologie): Privatdozent Dr. Specht. — Anleitung zu selbständigen psychologischen und pathopsychologischen Arbeiten: Privatdozent Dr. Specht. — Allgemeine Psychiatrie: Privatdozent Dr. Finckh. — Klinische Visite: Privatdozent Dr. Finckh gemeinsam mit Prof. Dr. Gaupp (unentg.). — Ueber Zurechnungsfähigkeit (für Hörer aller Fakultäten, insbesondere für Juristen): Privatdozent Dr. Finckh. — Klinik der Ohrenkrankheiten: Professor Dr. Wagenhäuser. — Untersuchungsmethoden des Ohres mit praktischen Uebungen: Professor Dr. Wagenhäuser. — Klinik der Haut- und Geschlechtskrankheiten: Privatdozent Dr. Linser. — Hygiene, erster Teil: Professor Dr. Wolf. — Kursus der hygienischen Untersuchungsmethoden (speziell für die Kandidaten im 10. Semester): Professor Dr. Wolf. — Schutzpockenimpfung und Impftechnik: Professor Dr. Wolf. — Oeffentliche Gesundheitspflege für Hörer aller Fakultäten, insbesondere die Kandidaten des höheren Lehramtes: Professor Dr. Wolf. — Gerichtliche Medizin, zweiter Teil: Professor Dr. v. Oesterlen. — Gesetzliche Arbeiterversicherung und ärztliche Gutachten: Privatdozent Dr. Fleischer.

Leibesübungen.

Reiten: Stallmeister Wilhelm Fritz und Ernst Fritz. — Fechten: Fechtmeister Bader. — Turnen und Schwimmen: Turnlehrer Sturm. — Tanzen: Tanzlehrer Bittler.

Soeben erschien:

Auktionskatalog N. F. 6.

Bibliothek J. K. F. Knaake,

Abteilung III:

Förderer und Gegner der Reformation.

Der 1167 Originaldrucke, meist Flugschriften des 16. Jahrhunderts umfassende Katalog ist für Historiker und Dogmatiker beider Konfessionen wertvoll und für Kulturhistoriker wie Germanisten von Interesse, auch Sammler von Seltenheiten und Buchschmuck wollen das Verzeichnis verlangen, das — solange Exemplare vorhanden sind — unberechnet und postfrei auf Verlangen versandt wird.

Versteigerung: 21.—23. Februar 1907.

Leipzig, Königsstrasse 11 (22850)g

Oswald Weigel, Antiquariat u. Auktions-Institut.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Freitag, 1. Februar. Nummer 27.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Die Landgüterordnung Karls des Großen. Von Dr. M. Manitius (Radebeul bei Dresden).

Ludwig Boltzmann. Ein Erinnerungsblatt. (Schluß.) Von Professor Dr. Anton Waßmuth (Graz).

Bücher und Zeitschriften.

Bertold Pfeiffer: Die bildende Kunst unter Herzog Karl Eugen von Württemberg. — F. Marlow: Faust. — Ludwig Tieck: Die Reise ins Blaue hinein.

Allgemeine Rundschau.

Strafvollzug in den bayerischen Strafanstalten. — Forscher-Professuren.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Die Landgüterordnung Karls des Großen.

Unter den bedeutenden Akten von Karls des Großen gesetzgeberischer Tätigkeit nimmt die Landgüterordnung, das Capitulare de villis, eine der ersten Stellen ein. Das Bild dieses größten der Germanenkönige, welches spätere Jahrhunderte noch treu bewahrten, würde für uns heute nicht vollständig sein, wenn dies Gesetz nicht erhalten wäre. In einer einzigen Handschrift wird es überliefert (in Wolfenbüttel, ehedem zu Helmstedt), aber diese reicht fast an die Zeit seiner Entstehung heran und sie scheint, von Kleinigkeiten abgesehen, den Text des Gesetzes authentisch zu überliefern, so daß sie als urkundliche Grundlage dient. Das Gesetz ist nach den ausgezeichneten Forschungen von K. Gareis[1]) wohl im Jahre 812 oder 813 erlassen, zu einer Zeit, als die Neubildungen, welche Karl für die Verfassung seines Reiches angeregt hatte, längst gesichert waren und die außerordentliche Lebensarbeit des geistesgewaltigen Fürsten auf allen Gebieten der äußeren und inneren Verwaltung von Erfolgen gekrönt wurde, welche der Entwicklung der abendländischen Welt für die nächsten Jahrhunderte die Bahnen anwiesen.

In diesem neuen Gesetze aber — wenige Monate nur trennen es vielleicht vom Tode des Kaisers — fühlt man gewissermaßen noch einmal ein Gesamtbild vom staatsmännischen Walten Karls im großen wie im kleinen. Denn hier vereint sich in wunderbarer Weise der weite, auf den Nutzen des großen Reiches gerichtete Blick mit der Sorgfalt des Herrschers, die auf das Kleinste Bedacht zu nehmen hat. Dadurch tritt die Regierungskunst Karls wie seine Herrscherweisheit in klares Licht.

[1]) Die Landgüterordnung Kaiser Karls des Großen. Berlin 1895. Vergl. außerdem desselben Verfassers „Bemerkungen Kaiser Karls des Großen Capitulare de villis“ in „Germanistische Abhandlungen für Konrad v. Maurer“, Göttingen 1893, S. 207—247

Der König erklärt im Anfange des Kapitulars, daß seine Krongüter ihm allein und sonst niemand den Ertrag zu liefern hätten, und verbietet, daß das gesamte Beamten- und Dienerpersonal der Güter in Armut herabgedrückt werde. Um das letztere zu verhüten, wird allen Angestellten ein Teil des Grund und Bodens zur eigenen Bewirtschaftung gegeben: Alle arbeiten zum Nutzen des Herrn sowie zum eigenen Vorteil. Die Handwerker werden in Verbände zusammengebracht und in Meister und Abhängige eingeteilt, die Meister erhalten die Vertretung sowohl gegenüber der königlichen Verwaltung als auch in betreff ihrer Gehilfen. Für die germanischen Teile des Reiches ist dies die erste Organisation des Handwerks, der erste deutliche Anfang des Zunftwesens. Diese Verordnungen erhalten natürlich eine Menge von Ausführungs- und Kontrollbestimmungen im einzelnen. Aber auch andere Seiten des damaligen Lebens werden durch das Kapitular in dem Sinne berührt, so daß man daraus den auf produktive Ziele gerichteten Sinn des Königs klar erkennt. So wird die kirchliche Organisation gestreift, militärische Verhältnisse werden geordnet und Bestimmungen über Industrie und Handel, über Arzneiwesen und sonstiges getroffen.

Besonders wertvoll wird jedoch die Landgüterordnung dadurch für uns, daß man die Einzelheiten der Verwaltung kennen lernt, wie sie hier von Karl anbefohlen wurden. Schon damals schied man das Hauptgut von den Vorwerken. Karl befiehlt, daß beiderseits die Gebäude in gutem Zustande und in der gehörigen Weise umfriedigt sein sollten. Besonderer Sorgfalt werden die Häuser empfohlen, in welchen die Frauen arbeiteten, und genau wird vorgeschrieben, welche Rohstoffe die Frauen zu erhalten hätten. Die Einrichtung der Gebäude und ihr Bestand an Utensilien wird eingehend bestimmt. An der Spitze der Gutsverwaltung steht der königliche Judex oder Amtmann; unter ihm hat jeder Zweig der Wirtschaft seine eigenen Beamten, aber außer diesen hat das Gut noch weitere Angestellte. Alle Beamten haben vom Gutsherrn ein Lehngut (oder Benefizium) oder einen Bauernhof, für dessen Ueberlassung sie dem Herrn zu verschiedenen Dienstleistungen verpflichtet sind.

Zur Fastenzeit ist an den König die Hauptabrechnung eines jeden Gutes abzuführen, und vorher hatte sich jeder Amtmann aufs genaueste über Gesamteinnahme und Gesamtausgabe, sowie über den tatsächlichen Bestand an eigenen Erzeugnissen des Gutes auszuweisen. Die Kontrolle wurde dadurch erleichtert, daß jährlich zu Weihnachten ganz ausführliche Berichte und Berechnungen aus allen Zweigen der Wirtschaft an den Hof einzusenden waren, während für einzelne Zweige der Verwaltung andere Zeiten festgesetzt wurden. Die einzelnen Beamten aber hatten dem Amtmann ihre Ressortberichte vorzulegen. Wenn man nun noch bedenkt, daß die königlichen Missi, die obersten Kontrollbeamten des Reiches, jährlich ihre Sprengel zu durchziehen und an Stelle des Königs in jedem Augenblicke das Oberaufsichtsrecht auszuüben hatten, so ge-

winnt man einen deutlichen Einblick in die scharfe Sicherheit der königlichen Güterverwaltung. Außerdem erscheint es als wichtige zivilisatorische Maßregel, daß Karl seine Beamten wegen der vielfachen an ihn einzureichenden Berichte zum Schreiben zwang, einer Kunst, die damals bei den Laien nur ganz wenig verbreitet war.

Auf dem Gute selbst nun vertritt der Amtmann den König, er übt die Aufsicht und versammelt das Hofmarkgericht, während das sogenannte echte Ding vom Grafen geleitet wurde. Bei aller hofrechtlichen Gerichtsbarkeit hat der Amtmann den Vorsitz, und seine Kompetenz wird vom Könige zu ungunsten des Grafengerichtes nicht unwesentlich erweitert, wie ja überhaupt die ganze Staatsverwaltung Karls bestrebt war, privatrechtliche und kommunale Verhältnisse königlicher Beaufsichtigung zu unterwerfen. Denn die ganze Gesetzgebung Karls geht darauf aus, die bisher nur lose verbundenen Länder, die seiner Herrschaft unterstanden, zu einem Reiche zu festigen und in diesem Reiche einen wirklichen Staat zu schaffen, dessen Zentralisierung in der Person des Monarchen ihren Abschluß findet.

Sehr bedeutsam sind dann die zahlreichen Bestimmungen über die einzelnen Produktionszweige, aus denen sich der Gutsbetrieb zusammensetzt. Der leitende Gedanke ist hier wie überall rationelle Wirtschaft und Hebung des Besitzstandes ohne Anwendung von Raubbau. Besondere Sorgfalt wird dem Forst- und Jagdwesen gewidmet, sowie der mit dem Walde eng verbundenen Rodung. Da der Wald, wenigstens im ostfränkischen Gebiete, damals noch bei weitem mehr Fläche des Gesamtareals als der Ackerboden bedeckte und hier die ganze Wirtschaft fast ausschließlich Naturalwirtschaft war, so mußten die Einkünfte aus dem Forstwesen im Verhältnis zum Gesamtertrage ziemlich bedeutend sein. So wird hier die Rodung scharfer Kontrolle unterstellt. Jäger und Falkner werden angewiesen, dem Willen des Königs und der Königin gehorsam zu sein; das Ausrotten der Wölfe mit allen Mitteln, sowie die Einsendung der Schuren der erlegten Wölfe an den Hof wird angeordnet. Bezüglich der Fischteiche befiehlt Karl den Amtleuten, solche gut zu halten und neue anzulegen, tüchtige Fischer anzustellen und zur Fastenzeit zwei Drittel des Ertrages an den Hof zu schicken.

Großen Wert legt die Verordnung natürlich auf den Ackerbau. Fruchtfelder, Kulturen und Wiesen sind in gutem Zustande zu erhalten, nur das beste Saatkorn ist zu verwenden, und verständige Leute sollen die Aussaat übernehmen, damit das Korn nicht etwa haufenweise auf die Erde zu liegen kommt. Bei den Mühlen sollen stets Hühner und Gänse gehalten werden, und die beim Mehltransport an den Hof zu verwendenden Wagen haben stets eine vorgeschriebene Menge zu fahren. Auch der Weinbau ist sorgsam auszuüben; Keltereien sollen an passenden Orten angelegt werden, und die Trauben sind nicht mit den Füßen zu keltern, sondern man soll sauber und reinlich verfahren. Alljährlich sind von den Gütern mit Weinbau mindestens drei oder vier Reisen mit Traubenbehang an den Hof zu liefern.

Größte Sorgfalt befiehlt Karl den Pferden auf seinen Gütern zu widmen. Das Pferd (vom lateinischen Paraveredus, das deutsche Wort ist Roß) war nicht nur für die Landwirtschaft, sondern vor allem als Reittier und für den Krieg von hoher Wichtigkeit; ein mittleres Pferd galt damals nach unserem Gelde etwa zwölf bis fünfzehn Mark. Vor allem sollen die Hengste gut gehalten und bei Untauglichkeit sofort entfernt werden. Die Hengstfohlen sind zur rechten Zeit auszuscheiden und spätestens bis zum Martinstage an den Hof zu senden, während die Stutenfohlen zu Herden zu vereinigen sind. Der Amtmann selbst hat sich darum zu kümmern, wieviel Hengstfohlen in jedem Stalle stehen und wieviel Gestütsbeamte für sie sorgen müssen. Desgleichen erläßt Karl die Anweisung, daß auf jedem Gute die Zucht von Rindvieh, von Schweinen, Schafen und Ziegen zu betreiben sei, und zwar in möglichst großem Umfange; doch ist das herrschaftliche Rindvieh nicht zu Spanndiensten zu benutzen. Es wird angeordnet, wieviel Schafe und Rindvieh der Fettgewinnung wegen gehalten werden sollen, sowie daß jährlich genauer Bericht über die Verwendung der Ziegen- und Bocksfelle und sogar ihrer Hörner eingesendet werde. Ja die Zahl der Hühner und Gänse, welche bei jeder herrschaftlichen Scheuer und auf den Vorwerken gehalten werden sollen, wird genau festgesetzt.

Der Amtmann hat aber nicht nur auf den unmittelbaren Nutzen des Herrn bedacht zu sein, er soll auch Ziergeflügel halten, nämlich Pfauen, Fasane, Enten, Tauben, Rebhühner (?) und Turteltauben, um dem Gute einen hübschen und wohlhäbigen Anstrich zu geben. Auf jedem Gute ist ein Zeidler (Imker) anzustellen, und jeder Amtmann im Hofdienste hat täglich drei Pfund Wachs und acht Sextare Seife abzuliefern, außerdem am Andreasfeste bei Anwesenheit des Königs sechs Pfund Wachs und das gleiche in der Fastenzeit.

Von besonderem Interesse ist das 70. Kapitel des Gesetzes, in welchem Karl alle Blumen, Arzneipflanzen und Bäume aufzählt, welche in jedem Herrschaftsgarten anzupflanzen und zu ziehen sind. Aus der Aufzählung, welche ich hier vollständig wiedergebe, mag man entnehmen, welche Zierblumen und Nutzpflanzen ein Garten des Königs in dessen letzten Lebensjahren enthalten hat. Da von den hier erwähnten Arzneigewächsen heute noch viele als heilkräftig gelten oder doch erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit aus der Pharmakopöe verschwunden sind, so kann man daraus ersehen, wie konservativ der Mensch gerade in dieser Beziehung gesinnt ist. Uebrigens kehren die Blumen und Pflanzen, welche der Abt Walahfrid Strabo von Reichenau in seinem reizenden Gedicht über den Gartenbau besungen hat, hier fast ausnahmslos wieder: ein deutlicher Beweis dafür, daß es in einem Klostergarten des 9. Jahrhunderts ganz ähnlich ausgesehen hat wie in einem königlichen Gutsgarten.

Voran stehen die Blumen, von denen nur Lilien und Rosen angeführt werden. Hierauf folgen in ziemlich wirrem Durcheinander die verschiedenartigsten Gemüse, Futterpflanzen, Arznei- und Gewürzkräuter, nämlich Hornklee, Kostwurz, Salbei, Raute, Eberraute,, Gurken, Melonen Kürbisse, Schminkbohnen, Kümmel (ersetzte den Pfeffer), Rosmarin, Feldkümmel, Kichererbse, Meerzwiebel, Schwertlilie (Knollen als Amulet), Estragon, Anis, Koloquinten, Zichorie (Gemüse und Färbemittel), Bärenwurzel, Laserkraut, Lattich, Schwarzkümmel, Gartenrauke, Brunnenkresse, Klette (Mittel gegen Gicht), Polei, Myrrhendolde, Petersilie, Sellerie, Liebstöckel, Sadebaum, Dill, Fenchel, Endivien, Diptam (Heilmittel), Senf, Pfefferkraut, Rauke, Minze, Krauseminze, Rainfarrn, Katzenminze, Tausendguldenkraut, Mohn, Mangold (Runkelrübe), Haselwurz (Brechmittel), Eibisch (Althee), Malven, Möhren, Pastinak, Gartenmelde (für Spinat), Amaranth, Kohlrabi, Kohl, Zwiebeln, Schnittlauch, Porree, Rettige, Schalotten, Lauch, Knoblauch, Krapp, Carden, Saubohnen, Felderbsen, Koriander, Kerbel, Wolfsmilch (Heilmittel), Scharlachkraut (als Weinzusatz). Auf dem Dach aber soll der Gärtner Hauslauch anpflanzen (gegen Blitzgefahr, wie heute noch auf Mauern und Torfirsten). An Bäumen aber soll der Garten enthalten: Apfel-, Birnen- und Pflaumenbäume von verschiedener Art, Eberesschen, Mispeln, Kastanien, Pfirsichbäume von verschiedenen Sorten, Quitten, Haseln, Mandeln, Maulbeerbäume, Lorbeer, Kiefern, Feigen, Wallnüsse, endlich Kirschen in verschiedenen Sorten. Man erkennt aus dieser Zusammenstellung, wie die Sorge

für das nützliche überwiegt: Gemüse und Arzneipflanzen sind durchaus in der Mehrzahl.

Die Uebereinstimmung dieses Verzeichnisses von Pflanzen mit anderen ausführlichen aus dem frühen Mittelalter ist insofern merkwürdig, als sich in diesen nur noch Heilziest und Odermennig findet, wie Gareis bemerkte. Um freilich heutzutage einen Begriff des karolingischen Herrschaftsgartens zu erhalten, müssen wir schon in die Gärten der abgelegenen Gebirgsdörfer gehen, in denen sich gar vieles aus jener alten Gartenkultur noch erhalten hat, während ja unsere Ziergärten längst eine Mischung aus allen Zonen und Erdteilen darbieten.

Ueberblickt man das Gesetz, aus dem hier nur das Wichtigste mitgeteilt werden konnte, im ganzen, so ist es erstaunlich, daß der große Herrscher, an dessen Hofe die diplomatischen Fäden der halben Welt zusammenliefen, uns hier das Bild eines für seine Güter treu sorgenden Großgrundbesitzers gibt. Das ist ein echt germanischer Zug, der uns das Andenken an den alten, mächtigen Frankenkönig um so teurer machen kann.

M. Manitius.

Ludwig Boltzmann.

Ein Erinnerungsblatt

(Schluß.)

Bei diesen Betrachtungen wurden vorwiegend Gase ins Auge gefaßt. Für die Bewegung der Atome in festen und tropfbar-flüssigen Körpern herrschen jedenfalls Gesetze der Wahrscheinlichkeit, die, wenn auch nicht völlig bekannt, qualitativ von denen für Gase geltenden nicht verschieden sein können.

Stellen wir uns demnach nach Boltzmann die Welt vor unter dem Bilde eines enorm großen, aus enorm zahlreichen Atomen zusammengesetzten mechanischen Systems, das von einem sehr vollkommen geordneten Anfangszustande ausging und sich auch gegenwärtig in einem der Hauptsache nach geordneten Zustande befindet, so führt diese Annahme zu Folgerungen, die mit den Tatsachen durchweg in Uebereinstimmung stehen.

Eine noch bessere Einsicht hierfür gewinnen wir, wenn wir uns um ein Maß für die Wahrscheinlichkeit des Zustandes eines Körpers z. B. für ein einatomiges Gas, wie etwa Quecksilberdampf, umsehen. Nach Boltzmann heißt der Zustand eines Gases umso wahrscheinlicher, durch je mehr Kombinationen der Teilchen er herbeigeführt werden kann.

Nehmen wir, um dies zu veranschaulichen, eine Geschwindigkeit, etwa jene, die am häufigsten im Gase auftritt, zur Einheit an, so werden sich neben dieser noch viele andere Geschwindigkeiten, etwa 0.8, 1.5, 2, 2.5 u. s. w. vorfinden. Wir werden später sehen, daß Geschwindigkeiten, die nahe an „Eins“ liegen, ebenfalls sehr häufig vorkommen, da hätten wir also eine Gruppe, deren Geschwindigkeiten resp. lebendige Kräfte[1]) nahe einander gleich sind. Andere Gruppen, Elementargebiete genannt, wird es geben, wo die lebendigen Kräfte resp. Geschwindigkeiten z. B. nahe an einer kleineren Zahl, z. B. 0.5, liegen, andere wo sie nahe an 1.5 liegen usw. Solche Elementargebiete wird es also sehr viele geben; wir wollen aber, um die Ideen zu fixieren, uns denken, daß nur sieben solcher Elementargebiete vorhanden seien und daß in dem betreffenden Raume nur zehn Moleküle a_1, a_2, a_3 bis a_{10} sich bewegten. Dann kann es vorkommen, daß in einem bestimmten Moment die Anordnung der Moleküle nach ihren lebendigen Kräften, folgende ist:

Schema I.

Elementargebiet	1	2	3	4	5	6	7
Zahl der in einem Gebiet vorhandenen Moleküle	1	2	—	—	1	4	2

d. h. also, daß die meisten Moleküle, nämlich vier, sich im sechsten Gebiete befinden sollen; im zweiten und siebenten Gebiete sollen je zwei Moleküle, im ersten und fünften je ein Molekül und im dritten und vierten Gebiete gar kein Molekül vorkommen.

Diese im Schema I vorgesehene Verteilung kann aber, da alle Moleküle a_1, a_2 bis a_{10} gleichwertig sind, auf mannigfache Art hergestellt werden, wie Schema II zeigt:

Molekül:	a_1	a_2	a_3	a_4	a_5	a_6	a_7	a_8	a_9	a_{10}
Elementargebiet	6	1	7	5	6	2	2	6	6	7
oder	6	1	7	5	6	2	2	6	7	6
oder	6	1	7	5	6	2	2	7	6	6
oder	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—

Immer ist die Verteilung I erfüllt; immer sind je vier Moleküle im sechsten Gebiete, je zwei Moleküle im zweiten und siebenten Gebiete, je ein Molekül im ersten und fünften Gebiete und kein Molekül im dritten und vierten Gebiete. Die Zahl W dieser Möglichkeiten, die alle dem Zustandsschema I entsprechen, läßt sich nach den Regeln über das Permutieren bestimmen und ist $W = \frac{1.2.3 \ldots 10}{1 \times 1.2 \times 1 \times 1.2.3.4 \times 2} = 37{,}800$. Dieser Zustand, wie ihn Schema I charakterisiert, kann demnach auf 37,800 Arten hergestellt werden. Er ist sicher viel wahrscheinlicher, als z. B. jener Zustand, wo unsere 10 Moleküle in vier Elementargebiete derart untergebracht sind, daß immer je vier Moleküle sich im ersten, je drei Moleküle im zweiten, je zwei Moleküle im dritten und ein Molekül im vierten Elementargebiete befinden; es gibt hierfür eben nur $\frac{1.2.3 \ldots 10}{1.2.3.4 \times 1.2.3 \times 1.2 \times 1} = 12{,}600$ Möglichkeiten; die Zahl der möglichen Fälle ist bedeutend kleiner als früher. Sie wird noch kleiner, wenn wir uns vorstellen, daß fünf Moleküle die eine und die fünf anderen eine ebenfalls unter sich gleiche, aber von der vorigen wesentlich verschiedene lebendige Kraft aufweisen, so daß also nur zwei Elementargebiete da sind. Dann ist die Zahl der Möglichkeiten nur $\frac{1.2.3 \ldots 10}{1.2.3.4.5 \times 1.2.3.4.5} = 252$ oder diesem Ereignis sind nur 252 Fälle günstig. Die geringste (relative) Wahrscheinlichkeit existiert für den Fall, daß alle Moleküle die gleiche Geschwindigkeit resp. lebendige Kraft aufweisen; es gibt da nur eine Möglichkeit, die angegebene. — Die angegebenen Zahlen: 37,800, 12,600, 252, 1 messen also die (relative) Wahrscheinlichkeit W der betreffenden Zustände; sie werden ersichtlich um so größer, je größer im allgemeinen die Zahl der Elementargebiete,[2]) d. h. je ungeordneter der Zustand wird.

Der Fall von überall gleichen Geschwindigkeiten (resp. lebendigen Kräften) ist der unwahrscheinlichste, ebenso wie es unwahrscheinlich ist, eine große Zahl von Individuen dazu zu bringen, daß jeder genau das gleiche tue oder wie es ganz unwahrscheinlich erscheint, aus einem Gefäße, das 1000 schwarze und 1000

[1]) Lebendige Kraft = halbe Masse mal Quadrat der Geschwindigkeit.

[2]) Der Zähler der Brüche bleibt in den verschiedenen Fällen gleich; der Nenner enthält das Produkt der Fakultäten der Molekülzahlen, die in jedem einzelnen Elementargebiet liegen.

gleich große weiße Kugeln möglichst vermengt enthält, in zehn Zügen nur Kugeln einer Farbe, also z. B. nur zehn weiße zu bekommen. Die Wahrscheinlichkeit wird sofort 252mal größer für den Fall, daß in diesen zehn Zügen 5 weiße und 5 schwarze Kugeln gezogen werden sollen. Hätten wir zu dieser Kugelmenge noch weitere 1000 rote und 1000 blaue Kugeln dazu gemengt, so wäre die Wahrscheinlichkeit, in 10 Zügen 4 schwarze, 3 weiße, 2 rote und 1 blaue Kugel zu ziehen — genau so wie oben — schon 12,600mal so groß wie jene, wobei 10 Kugeln von nur einer Farbe erhalten werden.

Wir sehen, wie mit der Zahl der Komplexionen (1, 252, 12,600, 37,800) die Wahrscheinlichkeit des Zustandes, den sie charakterisieren, wächst. Den verschiedenen Zuständen des Gases entsprechen auch verschiedene relative Wahrscheinlichkeiten W. In welchem Sinne vollziehen sich nun alle Zustandsänderungen des Gases? Wächst dabei die Wahrscheinlichkeit oder nimmt sie ab, oder kann beides eintreten. Das Genie Boltzmanns hat auf diese Frage die richtige Antwort gefunden. Er zeigt uns, daß jede natürliche Veränderung des Zustandes eines Körpers so vor sich geht, daß dabei die Verteilung der Moleküle sich so ändert, daß sie aus einem wahrscheinlichen in einen noch wahrscheinlicheren Zustand übergeht, kurz, daß dabei die oben definierte Wahrscheinlichkeit W stets wachse. Nun zeigt, wie früher hervorgehoben, die Entropie S dasselbe Verhalten, indem sie bei allen Zustandsänderungen — die idealen Gleichgewichtsfälle ausgenommen — stets wächst, d. i. sich so ändert wie die Wahrscheinlichkeit W. Nimmt man mit Boltzmann an, daß die Entropie S nur von der Wahrscheinlichkeit W abhänge, und setzt aus gewissen Gründen S proportional dem Logarithmus von W, so gelangt man, mindestens für Gase, zu Folgerungen, die mit den Tatsachen in völliger Uebereinstimmung stehen. Man erhält so aus dieser einzigen Annahme[3]) den Schluß, daß das einatomige Gas den Gesetzen von Boyle, Gay-Lussac und Avogadro genügen müsse, wodurch nicht allein die Richtigkeit, sondern auch die Allgemeinheit der Boltzmannschen Annahme: „Entropie S proportional dem Logarithmus der Wahrscheinlichkeit W", ins hellste Licht gesetzt ist.

Aber noch einen anderen Schluß können wir aus dieser Annahme ziehen. Verfolgen wir die Zahlen W (1, 252, 12,600, 37,800), welche — wie wir eben sahen — die relativen Wahrscheinlichkeiten der nacheinander durchlaufenen Zustände unserer zehn Moleküle angeben, so merken wir sofort, daß diese Zahlen W nicht über alle Grenzen wachsen können, da wir ja immer nur die zehn Moleküle in eine bestimmte Zahl von Elementargebieten unterbringen sollen. Die Wahrscheinlichkeit W muß also eine obere, endliche Grenze haben, d. h. es muß schließlich der wahrscheinlichste Zustand erreicht werden. Da die Entropie S mit der Wahrscheinlichkeit wächst, so muß mit der letzteren auch die erstere ihren größten Wert erreichen, d. h. die Entropie S und die Wahrscheinlichkeit W dürfen sich bei allen Veränderungen, die noch möglich sind, nicht mehr ändern oder das Gas muß im Gleichgewichtszustande sein.

Wodurch ist nun dieser Endzustand charakterisiert? Die Bedingung hierfür ergibt sich, wenn man untersucht, wann der Nenner des Bruches, der die Zahl W darstellt, bei vorgeschriebener Zahl von Molekülen seinen kleinsten Wert erhält! Man findet, daß dann die Geschwindigkeiten nach dem längst bekannten sog. Maxwellschen Gesetze verteilt sein müssen. Nennen wir, um dieses Ergebnis zu veranschaulichen, die einzelnen Geschwindigkeiten x und die Wahrscheinlichkeit (Häufigkeit) ihres Auftretens y und wird die am häufigsten auftretende Geschwindigkeit zur Einheit gewählt, so sagt dieses Maxwellsche Gesetz, daß z. B. zu den

Geschwindigkeiten:	x =	0.1	0.3	0.5	0.7	0.9	1	1.1
Die Wahrscheinlichkeiten:	y =	0.020	0.186	0.439	0.677	0.813	0.830	0.796
Geschwindigkeiten:	x =	1.3	1.5	1.7	1.9	2.0	2.1	2.5	3
Die Wahrscheinlicht.:	y =	0.704	0.415	0.363	0.220	0.165	0.121	0.027	0.002

gehören. Tragen wir die Geschwindigkeiten x als Abscissen und ihre Wahrscheinlichkeiten y als Ordinaten auf, so bekommen wir eine krumme Linie, deren aufsteigender Ast steiler als der abfallende verläuft, welch letzterer sich allmählich der x-Achse nähert. Geschwindigkeiten, wie z. B. 0.9 oder 1.1, die nahe an 1 liegen, kommen am häufigsten vor, d. h. die in einiger Häufigkeit auftretenden Geschwindigkeiten unterscheiden sich nur wenig von der „wahrscheinlichsten" Geschwindigkeit Eins. Die Vorstellung, daß alle Moleküle nahe gleiche Geschwindigkeit haben, ist also nicht unzulässig. Geschwindigkeiten wie 2, 2.5, 3 treten so selten auf, die Wahrscheinlichkeit y ihres Vorkommens ist so klein (0.165, 0.027, 0.002), daß wir ganz davon absehen können. Ebenso ist für x = o auch y = o, d. h. ein ruhendes Molekül wird nur in unendlich seltenen Fällen vorkommen. So sind auch beim Schießen auf eine Scheibe die Schußlöcher am dichtesten zusammengedrängt auf einem Ringe mittlerer Größe; weiter am Rande zu treffen weniger Schüsse.

Würden wir die Fläche betrachten, die in unserer Zeichnung von zwei Nachbarordinaten, der Kurve und der x-Achse eingeschlossen wird, so würden wir leicht finden, daß etwa 16 Prozent der vorhandenen Moleküle eine Geschwindigkeit haben, die zwischen 0.9 und 1.1 liegt, während nur 2.6 Prozent eine solche Geschwindigkeit haben, die zwischen 0.1 und 0.3 liegt. Der Zustand der Moleküle ist ein stationärer in dem Sinne, daß trotz des fortwährenden Wechsels der Geschwindigkeiten — die Stöße dauern an — der Prozentsatz derjenigen Moleküle, welche eine gewisse Geschwindigkeit besitzen, dauernd derselbe bleibt. In diesem Sinne ist also der „Gleichgewichtszustand eines Gases" aufzufassen.

Ueberblicken wir noch einmal die gewaltige Leistung Boltzmanns, so sehen wir vor uns ein großes, kühn angelegtes Gebäude moderner, mechanischer Weltanschauung entstehen. Wir erkennen, wie nach ihm die Natur danach strebt, immer wahrscheinlichere Zustände herzustellen, deren Rückkehr in die früheren Verhältnisse zwar nicht unmöglich, aber in Aeonen von Jahren nicht zu gewärtigen ist. Die Irreversibilität der natürlichen Prozesse findet hierin ihre einfache Deutung. Für die Gase selbst ergibt sich als oberstes erreichbares Ziel das stationäre Gleichgewicht, wie es das Maxwellsche Geschwindigkeitsverteilungsgesetz ausspricht.

Wir schließen mit den Worten von Klaus: „Nun liegen die Verhältnisse in selten schöner Klarheit vor uns; in der Deutung des Entropiesatzes als Wahrscheinlichkeitssatz hat sich Boltzmann sein bedeutendstes Verdienst um die Gastheorie erworben."

Graz, am 8. Dezember 1906.

Anton Waßmuth.

[3]) Planck: Wärmestrahlung 1906. S. 146.

Bücher und Zeitschriften.

Die bildende Kunst unter Herzog Karl Eugen von Württemberg. Von Bertold Pfeiffer. 8. Heft des Werkes: Herzog Karl Eugen von Württemberg, herausgegeben vom Württembergischen Geschichts- und Altertums-Verein. Mit 51 Abbildungen und 3 Plänen.

Der Verfasser ist ein besonderer Kenner der Barock- und Rokokokunst in Württemberg, die er für das württembergische Denkmäler-Werk zu bearbeiten übernommen hat, nachdem er Monographien über den Kupferstecher Joh. Gotth. Müller und über die Ludwigsburger Porzellanfabrik herausgegeben hatte. Die zusammenfassende Darstellung der bildenden Kunst Altwürttembergs unter Herzog Karl bietet die reifen Früchte jahrzehntelanger Studien; und darunter, weil sie auf erneuter Vergleichung der Denkmäler und auf Verarbeitung der aktenmäßigen Quellen beruht, viel neues Detail. Wenn auch das meiste eine lokalgeschichtliche Bedeutung hat und die Leser dieser Blätter kaum interessieren möchte, einige Erklärungen sind doch darunter, die die allgemeine Kunstgeschichte angehen: ein Bau von Balth. Neumann in Eßlingen (das jetzige Rathaus), ein Fürstenbildnis (des Herzogs Karl, jetzt in der Landesbibliothek) von P. G. Batoni in Rom, die frühe Entstehungszeit des Seeschlosses Monrepos (1760) und damit der zeitliche Vorrang des Entwurfes vor dem der Solitüde.

Wertvoll sind auch die Charakteristiken von Künstlern wie den Baumeistern Leop. Retti, Phil. de la Guêpière und dessen Schüler Fischer, den Bildhauern Lejeune aus Brüssel und W. Beyer (nachmals in Wien), dem Maler Guibal. Und die Kritik von künstlerischen Schöpfungen wie den Schlössern von Stuttgart, Monrepos, Solitüde, Hohenheim; die Beurteilung des württembergischen Rokoko insgesamt mit seinem starken französisch-klassizistischen Einschlag.

Das für weitere Kreise Wertvollste sind die kulturgeschichtlich bedeutsamen Schilderungen von dem Herzog selbst und seiner Kunstpflege. Er war hochbegabt und gut erzogen, geistreich, viel gereist, von Jugend auf an große Verhältnisse gewöhnt, ehrgeizig, aber auch den Künstlern gegenüber war er immer ein Despot. Die Kunst — wenigstens in seinem Lande — war ihm „mehr eine Dienerin seiner Laune als eine Göttin". Seine Kunstliebe blieb in Prunksucht stecken, von seiner Ungeduld wurde das künstlerische Schaffen eher niedergedrückt als angespornt. Er erkannte das Talent mit sicherem Blick und zog es an sich. Aber die Künstler, die er erziehen ließ, mußten die empfangene Wohltat an unwürdigen Aufgaben abverdienen, und mehr als einer ist ihm entwichen. Die Malerei gipfelte an seinem Hofe in Theaterprospekten oder allenfalls Deckengemälden. Und doch hat er mit seiner Akademie in dem Lande, das seit dem Dreißigjährigen Kriege in Armut und protestantisch-kirchlicher Beschränktheit immer rückständiger geworden war, eine neue künstlerische Kultur und wissenschaftliche Betriebsamkeit hervorgerufen, den Boden bereitet für Genien ersten Ranges, die den geistigen Ruf Schwabens glänzend wiederherstellen sollten.

Auf diese kleine Welt voll Despotismus und niedergedrückter Geisteskraft fallen hochpoetische Schlaglichter aus dem Leben und den Werken Schillers, aus den Reisetagebüchern Goethes und den Jugenderinnerungen Justinus Kerners. Sie gereichen den anziehenden Schilderungen Pfeiffers zu besonderer Zierde.

Stuttgart. E. Gradmann.

Faust. Ein dramatisches Gedicht in drei Abschnitten von F Marlow. (Ludwig Hermann Wolfram.) [Leipzig 1839.] Neu herausgegeben und mit einer biographischen Einleitung versehen von Otto Neurath. Neudrucke literarhistorischer Seltenheiten, ed. Zobeltitz. Nr. 6. Berlin, Frensdorff. 8°. 518 und 218 S.

Der Dichter, den die vorstehende Publikation zu retten sucht, ist der heutigen Generation so gut wie unbekannt. Die Spuren seines unsteten und zerfahrenen Erdenlebens (1807—1852) sind längst verwischt, seine Werke sind vergessen und werden selbst in der Literaturgeschichte — von dem einzigen Gottschall abgesehen — mit keinem Worte erwähnt. Man wird kaum behaupten können, daß das Schicksal des Dichters ein unverdientes ist. Ludwig Wolfram, der unter dem Pseudonym F. Marlow im Zeitalter des jungen Deutschland literarisch tätig war, zählte zu den unglückseligen Halbtalenten; seine Größe lag fast ausschließlich in den hochfliegenden Intentionen, nicht aber in der Befähigung, diesen Intentionen durch sein positives Können gerecht zu werden. Dies scheint der Herausgeber selbst ungefähr gefühlt zu haben, indem er seinen Helden mit den Worten charakterisierte: „Wolfram hat sicher große Fähigkeiten, die ihn oft zu schönen Leistungen befähigten, aber ihm fehlte zum Dichter und zum Philosophen gar viel, und es haben diese beiden Gebiete überdies aufeinander nicht immer günstig gewirkt. Nur stellenweise gelangt er zu wahrer poetischen Anschaulichkeit." Es ist dieser völlige Mangel an poetischer Anschaulichkeit, der Wolfram in unüberbrückbarer Kluft von der Begabung eines Grabbe trennt. Was beiden gemeinsam ist und in Wolfram bei oberflächlicher Betrachtung an Grabbe erinnert, ist ein gewisser Hang zu kraftgenialischen Exzentrizitäten. Im übrigen kann Wolframs Name nicht in einem Atem mit dem des genialen Detmolder Charakteristikers genannt werden. Das Wesen des 1839 von Wolfram veröffentlichten Faust (neben ihm sind die novellistischen Blätter Dichter-Nachtwege und ein Drama Gutenberg seine bemerkenswertesten Arbeiten) ist die absolute Verschwommenheit; eine körperlose, in Hegels Schule wandelnde philosophische Gedankendichtung, die dem Verfasser als Tummelplatz für die Kämpfe gegen seine literarischen Zeitgenossen dient, Allegorie und unklare, in den Lüften schwebende Phantasterei, in einem sprachlichen Schwulst, der die Lettüre dieses dichterischen Monstrums zu einer Tortur für den heutigen Leser macht und das Wenige, was als eine dichterische Oase in dieser Wüste erscheint, verschlingt und ungenießbar macht. Man frägt sich vergeblich, ob für den Neudruck dieses Werkes, gegen das der zweite Teil von Goethes Faust an Verständlichkeit die reinste Kinderfibel ist, ein dringendes Bedürfnis vorlag. Noch weniger ist es verständlich, weshalb dem 218 Seiten umfassenden Abdruck dieses Dramas eine Einleitung von 518 Seiten vorangehen muß, die als würdige Grundlage einer für die Zukunft vielleicht zu erwartenden Wolfram-Philologie gelten darf. Der Herausgeber widmet seinem Dichter eine Untersuchung, die an Gründlichkeit und Sorgfalt auf staunenswerter Höhe steht. Die Genealogie der Wolframschen Familie wird bis ins 17. Jahrhundert zurückverfolgt, in einer Vollständigkeit, wie sie kaum einem unserer Größten bis jetzt zuteil geworden ist. Nicht das Geringste von dem, was des Herausgebers Forschungsfleiß aus dem Schutte der Vergangenheit herausgegraben hat, der Name der Gasthäuser, wo der Dichter bei seinen Reisen gewohnt hat, die Konflikte, in die er durch gelegentliches Einwerfen von Fenstern und ähnliche Ausschreitungen mit den Behörden geraten ist, die zahlreichen Bettelbriefe, die er in pekuniärer Notlage an vermögende Persönlichkeiten geschrieben hat: nichts wird der langmütigen Geduld des Lesers erspart. Nur schade, daß diese mit wahrhaft bewunderswertem Bienenfleiß zusammengetragene Materialiensammlung, die im einzelnen gewiß auch manches Interessante enthält, das Wesentliche vom Unwesentlichen so wenig zu unterscheiden vermag und in einem so schreienden Mißverhältnis zu der Bedeutung des Dichters und seiner Schöpfungen steht. War es notwendig, diesen Wolframschen Faust als literarische Kuriosität für die Gegenwart zu retten, so hätte eine kurzgefaßte Einleitung das Leben und das Wesen des unglücklichen Dichters in großen Zügen charakterisieren sollen. Wozu aber die Veröffentlichung der ganzen dickleibigen Studienmappe des Herausgebers dienen soll, bleibt unerfindlich. „Ein großer Aufwand, schmählich! ist vertan."

Karlsruhe. Eugen Kilian.

Die Reise ins Blaue hinein. Sechs romantische Novellen von Ludwig Tieck. Eingeleitet und herausgegeben von Dr. Wilhelm Mießner. Berlin 1906. Wiegandt u. Grieben. Preis 4.50 M. in Halbfranz geb. 6.50 M.

Der Herausgeber berührt in seiner Einleitung nicht nur das ganze Schaffen Tiecks, sondern auch andere Gestalten und Richtungen der „älteren Romantik". Die Einführung ist nicht ohne Manier und Unklarheit geschrieben, trotz mancher recht geistvollen Aeußerung wäre eine Abhandlung, die sich auf Wesen und Bedeutung der Tieckschen Novelle beschränkte, mehr am Platze. Warum erst von allen hohen und tiefen Dingen reden wollen, wenn schließlich eine Anzahl von höchstens einmal schauerlichen, meist aber ergötzlichen Plaudernovellen folgt.

Statt des lieblichen Märchens „Die Elfen" erwartet man hier doch wohl eigentlich die Märchennovelle „Der Pokal" zu finden. Programmatisch wirkt die erste Novelle „Das alte Buch und die Reise ins Blaue hinein". Der gealterte Tieck tritt in einer romantischen Novelle aller exaltierten Romantik entgegen. „Das Zauberschloß" ist dann eine der echten romantischen Lehrnovellen Tiecks, alle vorgebrachten Merkwürdigkeiten und Einschiebsel haben den einen Zweck, gegen die Konvention anzukämpfen. „Pietro von Abano" bleibt trotz virtuoser Stellen (der Anfang) eine Schauergeschichte ohne tiefere Bedeutung. „Des Lebens Ueberfluß" entbehrt aller wunderbaren Zutaten, ist (nach Hebbels Aeußerung) wirklich „innig-ergötzlich", zeigt freilich, trotzdem manches an Keller mahnt, durch den allzu glücklichen Schluß, daß der Romantiker es mit dem Leben doch nicht völlig aufnehmen kann. „Abendgespräche" bringt dann das unaufgeklärte Wunderbare wieder einmal mitten ins Leben hinein.

Wer sich nicht allzu sehr an dem Stück Rationalismus stößt, das in den Werken des älteren Tieck manchmal zum Vorschein

kommt, wird an der Erzählerkunst, an der Art, geistvoll zu unterhalten, seine große Freude haben. Die hier gebotene Auswahl ist geschmackvoll ausgestattet und liest sich deshalb um so angenehmer.

Berlin. K. Freye.

* **Sitzungsberichte der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften.** (Berlin 1907. In Kommission bei Georg Reimer.) Stück 2 und 3 enthält Hermann Munks zweite Mitteilung: Ueber die Funktionen des Kleinhirns

* **Zeitschriften-Literatur.** Zeitschrift für Sozialwissenschaft. Die von dem Breslauer Nationalökonomen Professor Julius Wolf herausgegebene Zeitschrift erscheint vom neuen Jahre an im Verlage der A. Deichertschen Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme) in Leipzig, an die sie aus Georg Reimers Verlag übergegangen ist. Wir erwähnen aus den Abhandlungen des Heftes die Paul Oertmanns über das Recht des Tarifvertrages, welche eine Lücke insofern ausfüllt, als diese Lohnform, die berufen erscheint, einen immer größeren Teil der modernen Volkswirtschaft zu beherrschen, bisher den Gegenstand juristischer Analyse nicht gebildet hat, weiter einen Aufsatz des durch Abfassung seines Handbuches der medizinischen Statistik jüngst weiten Kreisen bekannt gewordenen süddeutschen Arztes und Statistikers Dr. Prinzing über „Bevölkerungstheoretische Probleme", sodann die Arbeit des ersten Rektors der neuen Berliner Handelshochschule und gleichzeitigen Professors der Berliner Universität, Jastrow, über „Die Stadt in ihren kulturellen Beziehungen" unter Zugrundelegung eines in Amerika gehaltenen Vortrags und schließlich einen weite Ausblicke gewährenden Bericht des Herausgebers der Zeitschrift, Jul. Wolf über die erste (Wiener) Konferenz der mitteleuropäischen Wirtschaftsvereine. — Aus den Miszellen der Zeitschrift, durch welche der Leser über die wirtschaftliche und soziale Entwicklung der Länder an der Hand besonders interessanter Vorfälle auf dem Laufenden gehalten wird, sei erwähnt die nach Richard Ehrenberg (Professor in Rostock) gegebene Darstellung über „Englische Gewerkvereine als Ursache des Niedergangs einer englischen Industrie", einige weitere, welche Streiflichter auf die angeblich wirtschaftliche „Regeneration" Rußlands werfen und jene über „Die Getreideversorgung in der Schweiz im Kriegsfalle", sowie die über „Mutterschulen" und über „Die Philosophie der freien Liebe".

Eisenbahnrechtliche Entscheidungen und Abhandlungen, Zeitschrift für Eisenbahnrecht, herausgegeben von Georg Eger. (J. U. Kerns Verlag, Breslau.) 23. Band. Das zweite Heft enthält zunächst die Nummern 70 bis 139 der Entscheidungen und bringt alsdann folgende Abhandlungen: Theodor Kittel, Die rechtliche Stellung des Straßenbahnunternehmens zum Staat und zur Gemeinde nach deutschem Verwaltungsrecht. — O. Föhlinger, Das neue schweizerische Eisenbahnhaftpflichtgesetz vom 28. März 1905 im Vergleich mit dem deutschen Reichshaftpflichtgesetz vom 7. Juni 1871. — Felix Störk, Die rechtliche Natur und Funktion des Zustimmungsvertrages zwischen Stadtgemeinde und Straßenbahnunternehmer. — Senckpiehl, Zur Auslegung des § 11 Abs. 2 der deutschen Eisenbahn-Verkehrsordnung. (Fahrpreisermäßigung für Kinder.) — Georg Eger, Verträge zur Erläuterung des Preußischen Enteignungsgesetzes vom 11. Juni 1874. VI. Die Legitimation zum Empfange der Entschädigungssumme gemäß § 36 Abs. 1 des Gesetzes. — Fritz Wussow, Die Einrede der höheren Gewalt seitens des Straßenbahnunternehmers. (§ 1 des Reichshaftpflichtgesetzes vom 7. Juni 1871.)

Deutsche Revue. Eine Monatsschrift. Herausgegeben von Richard Fleischer. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt. 32. Jahrgang. Das Februar-Heft hat folgenden Inhalt: Deutschland, Rußland und England. Von einem Diplomaten. — Primo Levi (Rom): Kardinal Prinz Hohenlohe. Persönliche Erinnerungen eines Italieners (Schluß). — Karl v. Hase: Was kann die Kirche gegen die Ausbreitung des Atheismus tun? — Hermann Onken: Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens. XXIII. — Päschen: Der Wert des Unterseebotes als Seekriegsmittel. — Nadine Helbig: Franz Liszt in Rom. Aufzeichnungen (Schluß). — Eduard v. Wertheimer: Eine ungedruckte Denkschrift über die preußische Zentralstelle für Preßangelegenheiten. — Karl Blind: Homerische Kenntnis des germanischen Nordens. Die Sage von der Zauberin Kirke und Holda-Hirke. — Alessandro Luzio (Mantua): Unveröffentlichte Briefe Giuseppe Verdis und seiner Gattin Giuseppina Strepponi-Verdi an die Gräfin Maffei (Schluß). — Louis Couturat (Paris): Eine Weltsprache oder drei? Antwort an Herrn Professor Diels. — Woldemar Schütze (Hamburg): Der Kaufmann und die Kolonien. — Carlo Malagola: Franz II. Rákóczy und der ungarische Aufstand. Nach den Urkunden des venezianischen Archivs (Schluß). — Karl Goldmann: Das weiße Jungfräulein. Novelle (Schluß). — Literarische Berichte.

Allgemeine Rundschau.

Strafvollzug in den bayerischen Strafanstalten

Ueber dieses Thema sprach in der Sitzung der kriminalistischen Sektion des Akademisch-Juristischen Vereins vom 28. Januar, die auch Prinz Ludwig von Bayern durch sein Erscheinen auszeichnete, der Generalsekretär im Justizministerium, Ministerialrat v. Baumgärtl.

Erst in neuerer Zeit, so führte der Referent aus, hat die weitere Oeffentlichkeit der Praxis des Strafvollzuges ihr Interesse zugewandt und sie kritisch bewertet. Das Urteil ist meist ein negatives. Die einen, wie Leuß in seinem bekannten Buch „aus dem Zuchthaus", zeihen den Strafvollzug allzu großer Rückständigkeit, die anderen werfen ihm im Gegenteil zu große Humanität vor. Die Wahrheit liegt wohl auch hier in der Mitte.

Um ein praktisches System aufstellen zu können, müßte man sich zunächst darüber klar sein, was durch die Strafe erreicht werden soll. Damit stoßen wir aber auf die bestrittenste Frage des Strafrechts, den Zweck der Strafe. Soviel steht fest, Vergeltungs- und Abschreckungstheorie können für den Strafvollzug eine Norm nicht geben. In dem Widerstreit der Meinungen wird der Strafanstaltsbeamte als seinen Standpunkt den erkennen, Sorge zu tragen für die Aufrechterhaltung der Rechtsordnung, zugleich aber mit der Strafe das Ziel verknüpfen, den Verbrecher zu bessern.

In dem System der Strafen ist gerade die Freiheitsstrafe ein Haupttummelplatz widerstreitender Meinungen. Vieles mag gegen sie sprechen; allein einen entsprechenden Ersatz kennen wir bislang noch nicht, werden ihn auch noch nicht so bald erreichen. So ist die Aufgabe, sie ernst und nachdrücklich, aber menschenwürdig, verständig und zweckmäßig zu vollziehen, gleichviel ob man der gemeinsamen oder der Einzelhaft den Vorzug gibt. Referent spricht sich im Anschluß an den Beschluß des Stuttgarter Kongresses der Gefängnisbeamten entschieden für die Einzelhaft aus, die, wenn nicht schablonenhaft gehandhabt, ohne jede schädliche Wirkung sei und auch bei den Gefangenen selbst sich der größeren Beliebtheit erfreue.

Wir ermangeln in Deutschland eines einheitlichen Strafvollzugsgesetzes. Zwar hat es schon von den ersten Zeiten des Reiches an nicht an Anregungen und Anträgen gefehlt, was aber erzielt wurde, waren lediglich die „Grundsätze", die bei dem Vollzug gerichtlich erkannter Freiheitsstrafen zur Anwendung kommen sollten, eine Abschlagszahlung, die den gehegten Wünschen in vielen Beziehungen durchaus nicht gerecht wurde. In Bayern haben diese Grundsätze Anwendung gefunden, soweit sie Anordnungen zugunsten der Gefangenen enthalten. Eine geschichtliche Ueberschau über den Entwicklungsgang der bayerischen Strafanstalten zeigt, daß nur der geringste Teil von Anfang an den Zwecken des Strafvollzuges gedient. Die meisten Anstalten sind ehemalige Schlösser, Burgen, Klöster, ein Umstand, der es erklärlich macht, daß in der Praxis des Strafvollzugs die gemeinsame Haft das vorherrschende System war. Das erste moderne Gefängnis war das Zellengefängnis in Nürnberg. Es folgte das Zuchthaus zu Straubing, das nach dem System der Einzelhaft, einer modifizierten Einzelhaft erbaut, für 1908 ist der Bau zweier neuer Anstalten zu Aichach und Landsberg bereits vom Landtag genehmigt.

Für die Durchführung der Freiheitsstrafe in diesen Anstalten bilden das Regulativ die Hausordnungen, deren erste für Nürnberg erlassen wurde. Seitdem sind diese Hausordnungen stets revidiert und reformiert worden. Die Einführung eines Neuentwurfs steht bevor. Die Hausordnung bezweckt eine strenge, aber auch gerechte und menschliche Vollziehung der Strafe unter besonderer Berücksichtigung des Besserungszweckes. Acht ist zu haben auf den Gesundheitszustand, auf zweckmäßige Erziehung der Jugendlichen, jede Beschimpfung der Gefangenen ist zu vermeiden, die Aufsicht nur durch Aufseher, nicht durch Mitgefangene zu handhaben. Die Gefangenen sollen möglichst ihrer Individualität entsprechend behandelt werden. Das läßt sich am vollkommensten durchführen in der Einzelhaft. Zunächst wird die Strafe in Einzelhaft vollstreckt. Nach drei Jahren bedarf es für die Fortdauer derselben der Zustimmung des Gefangenen. Hat er dazu sein Einverständnis erklärt, ist er für die Restzeit der Strafe, wenigstens aber für ein halbes Jahr, gebunden. Tatsächlich wird von der Möglichkeit der Aufhebung der Einzelhaft nur selten Gebrauch gemacht. Jugendliche dürfen höchstens drei Monate in Einzelhaft gehalten werden. Das Leben der Gefan-

genen wird nicht angenehmer gestaltet als erforderlich, so daß das Gefängnis nicht als ein Eldorado erscheint. Der Frage der Kost wird besonderes Augenmerk zugewandt. Die sanitären Verhältnisse sind befriedigend. Die Gefangenen werden zu nützlichen Arbeiten verwandt, deren Auswahl die Aufsichtsbehörde trifft. Sie dienen dem Besserungszweck, sind nicht gesundheitsschädlich und ermöglichen ein redliches Fortkommen nach der Entlassung. Die Auswahl im einzelnen liegt dem Anstaltsdirektor ob, der dabei den individuellen Anlagen der Gefangenen Rechnung trägt. Dabei wird die Beschäftigung so gewählt und gehandhabt, daß von der vielfach behaupteten Schädigung der Privatindustrie die Rede nicht sein kann; so weit möglich, wird gearbeitet für den Staatsbedarf. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung in den Anstalten bestehen Disziplinarstrafen, bei deren Auswahl indes der Geist der Humanität obgewaltet. Namentlich ist die Prügelstrafe aus ihrer Reihe verdammt. — Die Grundsätze der Hausordnung gelten im wesentlichen auch für Rückfällige. Auch bezüglich dieser ist jede schablonenhafte Behandlung vermieden, nur einige Beschränkungen gegenüber den übrigen Gefangenen sind ihnen auferlegt.

So kann die Meinung, der Strafvollzug in unseren Anstalten werde zu streng oder zu mild gehandhabt, für unzutreffend erachtet werden. Für die Leitung unserer Anstalten gilt als oberster Grundsatz: Justitia et caritas.

An die Ausführungen des Referenten schloß sich eine kurze Diskussion, in der Hofrat Kraepelin unter Hinweis auf den analogen Entwicklungsgang der Irrenanstalten einige Ergänzungen brachte.

Forscher-Professuren.

Im Januarheft der „Deutschen Revue" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) stellt Wilhelm Ostwald in einer Untersuchung zur Biologie des Forschers zwei Typen auf, die sich aus der Gesamtheit der wissenschaftlichen Charaktere herausheben und die er den klassischen und den romantischen nennt. Die genauere Bestimmung dieser Begriffe ist zunächst nur von Wert für eine Psychologie des wissenschaftlichen Denkers und weiterhin für den Historiker der Wissenschaft, der die Träger wissenschaftlichen Fortschritts und ihre Wesensart mit in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen hat. Durch die Folgerungen aber, die Ostwald an diese Erkenntnis zweier durchaus verschiedenartiger Typen knüpft, gewinnen seine Ausführungen weitere und äußerst praktische Bedeutung. Denn dem Vertreter des klassischen Typus fehlt in Deutschland zurzeit noch die Stätte, an der er seiner Eigenart gemäß wirken und schaffen könnte und sie ihm bereiten zu helfen, ist Ostwalds ausgesprochene Absicht.

Als den klassischen Typus bezeichnet Ostwald denjenigen, dessen Schwerpunkt in der möglichst weitgehenden Vollendung jeder einzelnen Arbeit liegt, dem aber dieses Bedürfnis zugleich eine entsprechende Zurückhaltung in der Mitteilung unfertiger Ideen auferlegt. Damit aber ist ihm jede Möglichkeit unmittelbarer und persönlicher Wirkung als Lehrer genommen, denn die Notwendigkeit in dahin laufender Rede mancherlei Dinge auszusprechen, deren Begründung nicht gleich oder nicht vollständig gegeben werden kann, muß ihm äußerst bedenklich erscheinen. „Bei seiner Rede ist es unvermeidlich, daß der Vortragende unwillkürlich ins Schaffen und Gestalten hineinkommt. Ist nun diese Tätigkeit etwas, was der Betreffende nur in tiefster Einsamkeit und Sammlung zu tun gewöhnt ist, wie es gerade beim klassischen Typus zutrifft, so erscheint ihm die öffentliche Schaustellung als etwas Schamloses, ja Naturwidriges und Unmoralisches, und er sucht sie instinktgemäß zu vermeiden."

Beim romantischen Typus dagegen drängt ein Uebermaß von Ideen zu deren Aeußerung und Geltendmachung, auch bevor je einzelne von ihnen eine vollständige Durcharbeitung erfahren haben. Er wird weder ängstlich sein geistiges Eigentum an ihnen wahren, sondern sie mit vollen Händen ausstreuen und verschenken, noch wird er jedem seiner Gedanken eine volle Pflege und Entwicklung angedeihen lassen. ... Solch ein Mann braucht einen Kreis von Schülern und Mitarbeitern, und er gewinnt ihn selbst unter ungünstigen äußeren Umständen. Als bestes und großartigstes Beispiel des romantischen Typus nennt Ostwald Justus Liebig, während ein typisches Beispiel für den Klassiker Gauß ist oder neuerdings Helmholtz.

Ein Forscher aber vom klassischen Typus ist nicht geeignet zum Lehrer. Das ist die Folgerung, an die Ostwald seine weiteren Erwägungen und Vorschläge anknüpft. „Findet sich ein solcher daher in einer Stellung, wo ihm das Lehren amtlich zur Pflicht gemacht wird, so kann seine vorgesetzte Behörde nichts Besseres und Verständigeres tun, als ihn in irgend einer Form dieser Verpflichtung zu entheben und ihm völlige Freiheit der Arbeit zu gewähren. Eine entsprechend größere und wertvollere Ausbeute an wissenschaftlichen Leistungen wird der reiche Lohn dafür sein." Es liegt aber zurzeit die Anomalie vor, deren Beseitigung Ostwald vom zwanzigsten Jahrhundert erhofft, „den nach den Proben, die es in seinem kurzen Leben abgelegt hat, in eminentester Weise das wissenschaftliche Jahrhundert wird leisten müssen", daß die Forschung fast ausschließlich das Nebenamt nur des lebenden Professors ist und also die Arbeit der Vermehrung der Wissenschaft selbst vom berufsmäßigen „Gelehrten" nur insofern geleistet werden darf, als die Unterrichtsarbeit es gestattet. „Somit wird diese Leistung, die zu den allerwichtigsten der Menschheit gehört, immer noch als freies Geschenk von den dazu Geeigneten beansprucht und auch in den vorgeschichtlichen Kulturgemeinschaften gibt es noch keinen regelmäßigen Beruf, der ausschließlich auf freie wissenschaftliche Leistung gerichtet ist."

„Daß das Bedürfnis hierzu vorhanden ist, kann nicht bezweifelt werden, denn es findet sich nicht selten befriedigt, wenn auch nicht in regelmäßiger Weise. So befindet sich Robert Koch, der Begründer der modernen Bakteriologie, in einer staatlichen Stellung, die namentlich nach ihrer neulichen Umgestaltung ihm ganz frei die Zeit und Mittel liefert, um wissenschaftliche Arbeit nach eigenem Urteil zu leisten. Und ähnlich kann man in Deutschland wie in Amerika einzelne weitere Fälle nachweisen. Im letzteren Lande der rapiden Entwicklung hat die Einsicht in die Notwendigkeit des reinen Forscherberufes bereits zu dem Begriff des „Research-Professor" geführt, des Mannes, der trotz seiner Verbindung mit der Universität keine bestimmte Lehraufgabe hat, sondern je nach dem Stande seiner Arbeit oder seines Mitteilungsbedürfnisses Vorlesungen hält oder nicht; die Universität liefert ihm ihrerseits die Forschungsmittel und erwartet von der bloßen Tatsache seiner Verbindung mit der Lehranstalt einen günstigen Einfluß auf den Betrieb ihrer Unterrichtstätigkeit. Der Erfolg spricht ganz zweifellos zugunsten dieser Einrichtung, da die dauernde Anwesenheit eines solchen hohen wissenschaftlichen Vergleichsmaßstabes auf die Wissenschaftlichkeit der Lehrprofessoren einen stark anregenden Einfluß ausübt."

Das alles führt Ostwald zu der Schlußfolgerung: Es wird also auch in unserem Lande notwendig sein, einen regelmäßigen Vorrat solcher Stellungen zu haben, die dem Inhaber nur die Verpflichtung wissenschaftlicher Produktion ohne jede besondere Bindung auferlegen.

Kleinere Mitteilungen.

* **Jahresbericht der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.** Die gemeinnützige Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, die „hervorragenden Dichtern durch Verbreitung ihrer Werke ein Denkmal im Herzen des deutschen Volkes" setzen will, hat im abgelaufenen Geschäftsjahre 1906 einen überaus lebhaften Aufschwung genommen. Ihre Mitgliederzahl ist von etwas über 1000 auf fast 3000 gestiegen, die Summe der Jahresbeiträge von Privatpersonen von etwa 7000 Mark auf 14,000 Mark. Auch die Zahl der verkauften Bände der „Hausbücherei" und der „Volksbücher" ist in ähnlicher Weise in die Höhe gegangen. Die Folge war, daß gegenüber 14,000 Bänden, die im Jahre 1905 an kleine ländliche Volksbibliotheken verteilt worden waren, diesmal etwa 33,000 Bücher in 21,000 Bänden verteilt werden konnten. Die Zahl der Angestellten hat bei dem außerordentlich raschen Wachstum der Geschäfte der Stiftung von 9 auf nicht weniger als 14 vermehrt werden müssen. Auch hat sie das kleine bisher von ihr bewohnte Haus mit einem größeren Hause vertauschen müssen, das ihr jetzt indessen bereits abermals zu klein zu werden beginnt. So machte denn der Jahreshaushalt der Stiftung im verflossenen Jahre insgesamt eine Summe von etwa 72,500 M aus, von denen indessen die Jahresbeiträge von Privatpersonen nur weniger als den 5. Teil bilden.

Das eiserne Kapital der Stiftung beträgt nur etwa 11,000 Mark; alle Bemühungen der Verwaltung waren darauf gerichtet, nicht dieses eiserne Kapital zu vermehren — denn die Zukunft mag für sich selber sorgen —, sondern den mit Riesenschritten wachsenden Bedürfnissen der Gegenwart Rechnung zu tragen, insbesondere also dem großen finanziellen und literarischen Notstand der kleinen dörflichen Volksbibliotheken Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und der Deutschen im Auslande abzuhelfen. Daß dafür die Mittel der Stiftung trotz ihres erfreulichen Wachstums nicht ausreichen, liegt auf der Hand, und es ist daher dringend zu wünschen, daß ihr im neuen Jahre abermals mehrere Tausende neuer Mitglieder beitreten. Der kleinste Jahresbeitrag von 2 Mark, für den noch ein Band der „Hausbücherei" als Gegengabe gewährt wird, ist so außerordentlich gering, daß jeder-

mann ihn erschwingen kann. Die Stiftung hat aber in den 5 Jahren ihrer bisherigen Tätigkeit gezeigt, daß sie die ihr zufließenden Mittel mit äußerster Sparsamkeit und in der nutzbringendsten Weise verwendet. Die Drucksachen der Stiftung sind von ihrer Verwaltung im Hamburg-Großborstel (Generalsekretär Dr. Ernst Schultze) unentgeltlich zu beziehen. Von ebendorther wird man in einigen Wochen den ausführlichen Jahresbericht für das verflossene Jahr erhalten können, der sich noch in Bearbeitung befindet.

* **Deutsch die Sprache der ärztlichen Wissenschaft.** Wir konnten vor kurzem berichten, daß zwei bekannte russische Chemiker es für zweckdienlich erklärt haben, daß die Chemiker aller Länder, soweit es gehe, deutsch schrieben und alle anderen chemischen Arbeiten rechtzeitig ins Deutsche übersetzt würden. Heute können wir von einer ähnlichen Forderung für die ärztliche Wissenschaft erzählen, und diese kommt gar aus England.

Wie die Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins berichtet, ist kürzlich in der Britischen Vereinigung zur Beförderung der Naturwissenschaft erörtert worden, wie es nur eines bescheidenen Maßes von Kenntnis der deutschen Sprache bedürfe, um fachliche Bücher gewinnbringend zu lesen, daß die englischen Naturforscher sich aber dieses wenige Wissen viel häufiger erwerben sollten, um die deutschen Beiträge verstehen zu können, die doch gerade in der ärztlichen Wissenschaft mit die wichtigsten von allen seien. Der Rückgang des Deutschen als Schulgegenstandes in England sei sehr bedauerlich; Deutsch zu lernen sei ja schwierig, aber nicht außerhalb der Grenzen des leicht Erreichbaren liege eine hinreichende Kenntnis des Deutschen, um mit Vorteil fachliche Bücher lesen zu können, deren großer Reichtum an gutem Lernstoff gerade für die ärztliche Wissenschaft in England lange nicht genügend gewürdigt werde.

h. **Die Hinrichtung Ludwigs** XVI. In einer seiner letzten Nummern veröffentlicht der „Figaro" einen Brief, den der Henker Ludwigs XVI., Sanson, als Berichtigung an ein Pariser Blatt gesandt hatte, in dem das Verhalten des Königs auf seinem letzten Gange als das eines vollendeten Feiglings dargestellt worden war. Dieser Brief, der um so mehr historische Bedeutung besitzt, als er in einigen Einzelheiten von der bisherigen Ueberlieferung abweicht, lautet im wesentlichen: „. . . Als der König vom Wagen stieg und man ihm sagte, er müsse sich entkleiden, machte er Schwierigkeiten und meinte, man solle ihn doch hinrichten, so wie er sei. Auf die Bemerkung, daß dies nicht angehe, legte er selbst seine Kleider ab, erhob aber wiederum Einsprache, als ihm die Hände gebunden werden sollten und er fügte sich erst, als sein Begleiter (der Abbé Edgeworth) dies als das letzte Opfer vorstellte, welches er zu bringen habe. Dann fragte er, ob die Trommler fortwährend trommeln würden, worauf man ihm erwiderte, daß man dies nicht wisse, und das war die Wahrheit. Darauf bestieg er das Schafott und trat an den Rand vor, als ob er reden wolle, man sagte ihm aber, das sei nicht angängig, und so ließ er sich zur Stelle führen, wo man ihn festband und wo er sehr laut rief: „Volk, ich sterbe unschuldig." Dann wandte er sich gegen uns und sagte: „Meine Herren, ich bin unschuldig an dem, dessen man mich beschuldigt, ich wünsche, daß mein Blut das Glück Frankreichs festigt." Das sind seine letzten Worte, wie er sie wirklich gesprochen hat. . . .

Mit hoher Bewunderung spricht Sanson von der Festigkeit und Ruhe, mit denen Ludwig XVI. dem Tode entgegenging, und meint, daß er diese Standhaftigkeit nur in den Lehren seines Glaubens gefunden habe, von denen niemand so überzeugt und so durchdrungen gewesen sei wie er.

* **Stiftung zugunsten studierender Frauen.** Der kürzlich in Tilsit verstorbene Sanitätsrat Dr. Gobudek stiftete 250,000 Mark zur Gewährung zinsfreier Darlehen an studierende Frauen.

R. **Die Akademie der Wissenschaften zu Krakau** hat die Herausgabe eines groß angelegten rechtsgeschichtlichen Werkes, Corpus juris Polonici, begonnen. Es soll alle Denkmäler des polnischen Statutarrechtes von den ältesten Zeiten bis 1795 umfassen und so die alte unkritische und unvollständige Sammlung „Volumina legum" ersetzen. Der als erster von Oswald Balzer herausgegebene Band 3, erste Abteilung, enthält die Rechtsdenkmäler Polens von 1506 bis 1522.

* **Der 28. Balneologen-Kongreß** wird unter Vorsitz von Geheimrat Liebreich vom 7. bis 11. März in Berlin tagen. Mit ihm ist eine Ausstellung von medizinischen Apparaten und Präparaten verbunden. Ueber alle den Kongreß betreffenden Angelegenheiten gibt Auskunft der Generalsekretär der Balneologischen Gesellschaft, Geheimrat Brock, Berlin NW. 52.

* **Der 6. Internationale Dermatologen-Kongreß** findet vom 9. bis 14. September 1907 in New-York statt. Den Vorsitz wird Dr. James C. White aus Boston führen, Generalsekretär ist Dr. John A. Fordyce-New-York, 80 West 40. Street. Der Mitgliederbeitrag beträgt 20 M.

* **Personalien.** Zum Direktor der im Herbst zu Brüssel eröffneten Schule für tropische Medizin, die sich vorzugsweise mit der Erforschung der Schlafkrankheit befassen soll ist Dr. Van Kampenhout ernannt worden. — Geheime Medizinalrat Professor Dr. Anton Ewald, Extraordinarius an der Berliner Universität und dirigierender Arzt am Augusta-Hospital, ist zum korrespondierenden Mitglied der Société internationale de la tuberculose in Paris ernannt worden. — In Graz ist am 26. Januar der emeritierte ordentliche Professor der österreichischen Finanzgesetzkunde und der Statistik an der Prager deutschen Universität Dr. Viktor Ritter v. Mor zu Sunegg und Morberg im 79. Lebensjahre gestorben. — Am 30. Januar ist in London der bekannte Physiologe Sir Michael Forster gestorben.

Hochschulnachrichten.

* **München.** Nach an unterrichteter Stelle eingezogenen Erkundigungen ist die von Berliner Blättern übernommene Meldung einer Berufung Justis an die Stelle Professor v. Rebers unbegründet, wenn auch Erwägungen in dieser Richtung stattgefunden haben.

* **Würzburg.** Der Assistent am hiesigen physiologischen Institut Dr. Ernst Overton ist von der medizinischen Fakultät der Universität Lund (Schweden) zum Professor der Pharmakologie ernannt worden.

* **Bonn.** Betreffs der Besetzung der Professur für Augenheilkunde hört die Münchener Medizinische Wochenschrift folgendes „Die Fakultät hatte Heß (Würzburg), Uhthoff (Breslau) und Schirmer (Greifswald) vorgeschlagen. Vom Ministerium wurde Uhthoff berufen, doch kam man seinen Wünschen so wenig entgegen, daß er ablehnte. Danach wurde der Fakultät mitgeteilt, daß der Minister die Absicht habe, Professor Kuhnt (Königsberg) die Stelle zu verleihen. Die Fakultät sprach sich einstimmig gegen diese Absicht aus und bat, Heß oder Schirmer zu berufen. Nach einiger Zeit erfuhr man in Bonn aus den politischen Zeitungen daß zum Professor und Direktor der Augenklinik in Bonn Kuhnt ernannt sei." Der Briefschreiber knüpft daran eine maliziöse Vermutung über die offenbare Wiederherstellung der für diese Dinge im Kultusministerium maßgebenden Persönlichkeit

hc. **Berlin.** Durch den Etat für 1907 ist eine Reihe von neuen etatsmäßigen Professuren, Dozenten- und Assistentenstellen an preußischen Technischen Hochschulen vorgesehen — Für Aachen ist eine neue Professur für Bergwissenschaften bestimmt. Dazu kommt eine Dozentenstelle für analytische Chemie und fünf Assistenten. — In Hannover werden zwei neue Professuren für Elektrochemie und für höhere Mathematik und Mechanik errichtet werden. — Berlin erhält eine Dozentur für Rechts- und Verwaltungskunde, je einen Konstruktions-Ingenieur für praktischen Schiffbau und für Werkzeugmaschinen und Fabrikbetrieb und fünf ständige Assistenten. — An der Danziger Technischen Hochschule soll eine neue Professur für deutsche Geschichte gegründet werden. Auch ist für diese Hochschule eine Assistentenstelle für den geodätischen Unterricht in Aussicht genommen.

hc. **Königsberg.** Zum außerordentlichen Professor wurde der Privatdozent für neutestamentliche Theologie Lic. Richard Hoffmann an der hiesigen Universität befördert.

* **Gießen.** Die philosophische Fakultät der hiesigen Universität hat beschlossen, das lateinische Doktor-Diplom durch das deutsche zu ersetzen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen! *(22948)

Das Schloß am Meer

Drama in vier Akten

von

Gottlieb Fischer

Geheftet M. 2.—. In Leinenband M. 3.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München

Jahrgang 1907. München, Samstag, 2. Februar. Nummer 28.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Zukunftsländer am La Plata. III. Von Dr. Ludwig Munzinger (München).

Der gestirnte Himmel im Monat Februar. Von -rt-

Bücher und Zeitschriften.

J. Loeb: Vorlesungen über die Dynamik der Lebenserscheinungen. Untersuchungen über künstliche Parthenogenese. — John Locke: Zwei Abhandlungen über Regierung.

Allgemeine Rundschau.

K. Th. Preuß' Forschungen in Mexiko. — Nordische Freilicht-Museen und ihre Uebertragung auf deutsche Verhältnisse.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Zukunftsländer am La Plata.

Von Dr. Ludwig Munzinger.

III.

Argentinien: die Hauptstadt und der werdende Staat.

Die „gran capital“ Buenos Aires. — Widrige Hafenverhältnisse. — Die Kompagnie Mihanovich. — Eine Enttäuschung. — Baupraktiken. — Buenos Aires, eine Trambahnstadt. — Die Dollarjagd. — Enorme Teuerung. — Steuerfreuden. — Die Regierung. — Cuña. — Rechtspflege? — Polizei in der Stadt und im Kamp. — Die geographische Gruppierung der Wirtschaftsformen. — Die politische Einteilung des Landes.

Fast genau westlich von Montevideo, schräg jenseits des gewaltigen Silberstromes, der in südöstlicher Richtung seine gelben Fluten dem Südatlantik zuwälzt, liegt Buenos Aires, die Hauptstadt des argentinischen Bundesstaates, zugleich die bedeutendste Stadt des ganzen südamerikanischen Kontinents.

Mit großen Erwartungen pflegt der Reisende sich der Stadt, sei es auf den großen transatlantischen Dampfern, sei es, nach einem Besuch von Montevideo und Uruguay, auf einem der Flußdampfer der Kompagnie Mihanovich, zu nähern. Denn die Mitreisenden, denen die Stadt schon bekannt ist, und sogar drüben in Uruguay die Orientalen, trotz ihres sonst sehr lebhaft entwickelten Lokalpatriotismus, haben ihm begeisterte Schilderungen von der gran capital Argentiniens, von ihrer Schönheit, ihrem Reichtum und von dem dort entfalteten Luxus entworfen. Das südamerikanische Paris haben sie es mit Enthusiasmus genannt.

Doch zunächst benimmt sich die Schöne etwas spröde. Trotzdem man in den elf Jahren von 1886—1897 ungefähr 150 Millionen Mark zur Schaffung eines modernen Hafens ausgegeben hat, gestalten sich die Einfahrtsverhältnisse, für Transatlanter wenigstens, immer noch recht prekär. Die Schiffahrt auf dem flachen La Plata erfordert ungemein viel Vorsicht. Zudem sind bei der Anlage der kostspieligen Hafenbauten die stark schwankenden Wasserstandsverhältnisse nicht genügend in Rechnung gezogen worden, so daß es häufig vorkommt, daß große Schiffe lange Zeit auf der Reede mitten im Strom vor Anker gehen müssen, ehe sie einfahren können, oder daß ein womöglich schon im Auslaufen begriffenes Schiff noch im Hafenbassin plötzlich auf dem Grund sitzt und warten muß, bis wieder etwas mehr Wasser aufkommt. Die Notwendigkeit des Ankerns auf dem offenen Strom ergibt sich übrigens sehr häufig auch aus dem weiteren Grunde, daß nämlich die an sich sehr geräumigen Hafenanlagen für den mit Riesenschritten und ohne Unterlaß anwachsenden Verkehr schon zu eng geworden sind. Während innerhalb des Lustrums von 1873—1877 in den argentinischen Häfen 4827 Dampfer mit 2,600,000 und 6104 Segelschiffe mit 1,600,000 Tonnengehalt ankamen, zeigte der Schiffsverkehr in den Jahren 1898—1902 folgende Ziffern: 20,798 Dampfer mit 20,917,000 Tonnen und 13,900 Segler mit 2,687,000 Tonnen.

Glatter vollzieht sich die Landung für den Passagier eines der eleganten Mihanovich-Dampfer, die, wie bereits erwähnt, den Verkehr zwischen Montevideo und Buenos Aires besorgen, deren Schwesterschiffen jedoch auch fast die gesamte Personen- und Güterbeförderung auf den großen Flüssen, dem Paraná, dem Paraguay und dem Uruguay, hinauf bis zu den brasilianischen Staaten Matto Grosso und Rio Grande do Sul zufällt. Der Hauptaktionär der Flußreederei-Gesellschaft, deren Dampferflotte fast monopolartig heute die Flußschiffahrt und auch den Hafenschleppdienst beherrscht, ist Nicolas Mihanovich, der vor Jahrzehnten als armer Teufel ins Land kam, nachdem er seinem Dienst als Matrose auf einem österreichischen Schiff entlaufen war. Ein kluger zäher Dalmatiner, arbeitete er sich von Stufe zu Stufe herauf und ist heute einer der reichsten Leute im Lande. Uebrigens laufen zurzeit Gerüchte um, daß ein englisches Konsortium beabsichtigt, die Mihanovich-Flotte anzukaufen. Das wäre dann ungefähr gleichbedeutend mit einer Monopolisierung der gesamten Verkehrsmittel Argentiniens durch englisches Kapital, denn auch die Eisenbahnen sind, wie später näher zu zeigen ist, fast durchgehends in englischen Händen.

Die Mihanovich-Dampfer haben eine besondere Anlegestelle in der Darsena Sud, wohin sie durch einen korrigierten Fluß, den Riachuelo, gelangen. An die Darsena Sud reihen sich dann nördlich vier geräumige Docks an und als Abschluß der Gesamtanlage die Darsena Norte. Zwischen dem Hafengebiet und der auf dem erhöhten Uferrand beginnenden Stadt breiten sich heute hübsche Anlagen aus. Voreinst behauptete der Strom zur Flutzeit auch hier sein Recht und über diese letzte Strecke, die zu befahren selbst kleine Boote nicht imstande waren, mußten die Passagiere beim Landen getragen werden.

Vom Paseo Colon oder Paseo de Julio, wo sich Matrosenkneipe an Matrosenkneipe reiht, geht es durch eine der Ost-West-Straßen ein kurzes Stück steil aufwärts und man befindet sich in der ersten Nord-Süd-Straße, der Calle 25 de Mayo, in der man immer noch sehr erheblich an die Nähe des Hafens erinnert wird. Je weiter nach Westen, einen desto feineren Anstrich nehmen die Straßen an bis zur Calle Florida, die sich des Vorzugs erfreut, als die vornehmste zu gelten. Eines aber ist allen diesen Straßen im Zentrum der Stadt gemeinsam: sie sind sehr eng, von hohen Häusern umsäumt und machen einen schrecklich eintönigen Eindruck, der sich infolge des Cuadersystems natürlich erhöht. Bis jetzt also wäre man von dem Paris Südamerikas recht enttäuscht.

Die Porteños — so nennt man die Einwohner von Stadt (und auch Provinz) Buenos Aires — haben das auch eingesehen; deshalb bauen sie in den äußeren Stadtteilen bedeutend lichter, lassen schöne, breite, mit Bäumen bestandene Avenidas frei, ja sogar im Herzen der Stadt haben sie zwischen die Ost-West-Straßen Rivadavia und Victoria eine Avenida durchgebrochen. Von der Plaza de Mayo, an der die Nationalregierung, der Kongreß, die Gemeindeverwaltung und die Börse ihr Heim in prächtigen Gebäuden aufgeschlagen haben, zieht sich seit 1894 die Avenida de Mayo westwärts bis zum neuen Kongreßgebäude, das mit vielen anderen Bauwerken Argentiniens das Schicksal teilt, nie fertig zu werden. Denn — merkwürdig — die Kostenvoranschläge werden stets überschritten und diese Ueberschreitungen scheinen infolge der Nachbewilligungen ein so glänzendes Geschäft zu sein, daß sie nie abreißen wollen. Das sind so Eigentümlichkeiten des Landes. Es gibt deren noch mehrere.

Das gesamte Stadtgebiet, auf dem über 1 Million Einwohner jetzt leben, umfaßt 18,000 und einige Hektar, überholt also an Flächenausdehnung Berlin und Paris je fast um das Dreifache, Wien fast um das Vierfache, und wird unter allen Hauptstädten nur von London übertroffen. In Buenos Aires kommen auf einen Hektar 51 Einwohner, dagegen in London 145, in Berlin 285, in Paris 340, in Wien 89 und in München 59. Es ist klar, daß eine solche Ausdehnung die Ausbildung eines guten Trambahnnetzes bedingt. In der Tat dürfen sich die Buen Airenser eines solchen rühmen, und sie tun dies auch, indem sie ihrer Stadt und Umgebung auch den Beinamen der Ciudad de los Tramways geben. Die Länge des Schienenstranges beträgt 479 Kilometer, von denen im Jahre 1904 225 elektrisch betrieben wurden. Nach einer Statistik von 1903 beförderten die zehn bestehenden Tramway-Kompagnien in jedem Jahre nahezu 140 Millionen Fahrgäste. Aus diesen Zahlen erhellt die hohe Bedeutung des Straßenbahnwesens in Buenos Aires aufs deutlichste.

Der gewaltige Verkehr, der so die Stadt durchflutet, ist nun vielleicht höchstens noch in New-York so ausschließlich durch das Jagen nach Erwerb und Gewinn hervorgerufen, wie gerade in der argentinischen Hauptstadt. Heiteren Lebensgenuß kennt man hier nicht. Volksfeste, Volksbelustigungen, die anderswo die Verkehrsziffern zum Anschwellen bringen, gibt es nicht. Das Gasthausleben ist verhältnismäßig gering entwickelt, wenigstens soweit es für den eingeborenen Argentiner in Betracht kommt. Die Ausländer freilich, die mehr als die Hälfte der Bevölkerung ausmachen, haben sich, den verschiedenen nationalen Besonderheiten entsprechend, ihre Stammlokale mit heimatlichem Gepräge eingerichtet. Indessen läßt sich z. B. der Typus einer deutschen Bierwirtschaft etwa nach Münchener Art doch nicht rein erhalten; immer finden fremdartige Elemente Eingang. Abends geht der Porteño in eines der zahlreichen Theater, deren jedoch keines ein ständiges Ensemble aufweist — auch die große Oper nicht —, sondern in denen nach Art der Variétébühnen in Deutschland immer eine Theatergesellschaft der anderen die Türklinke in die Hand gibt. Oder auch er besucht, wenn er etwas gröbere Kost wünscht, eines der Tingeltangel, deren es namentlich in der Hafengegend mehrere gibt. Ein eigentliches Nachtleben, eine auch bis in die ersten Morgenstunden hinein belebte Straße wird man in Buenos Aires vergeblich suchen. Ball-Lokale und Nachtkneipen, wie man sie in europäischen Großstädten findet, kennt der hauptstädtische Argentiner kaum dem Namen nach.

Aber nicht nur auf die sozusagen schwülen Genüsse der Großstadt muß der Europäer, der sie etwa liebt, in Buenos Aires verzichten. Auch der besser Geartete, der seine Erholung in der freien Natur suchen möchte, wird recht enttäuscht sein. Die Umgebung der Hauptstadt weist sehr wenig an landschaftlichen Reizen auf. Da ist zwar der Park von Palermo, dessen große Hauptallee, die Avenida de las Palmeras, allwöchentlich der guten, lies reichen, Gesellschaft von Buenos Aires Gelegenheit gibt, sich gegenseitig in der Entfaltung an Luxus mit Pferden, Gefährten, neuerdings auch Automobilen und natürlich Toiletten, zu überbieten. Die Toiletten müssen unbedingt aus Paris sein, um mitzählen zu können; wie es überhaupt wohl keine blinderen Anbeter und Nachbeter der französischen Außenkultur gibt als die besitzenden Argentiner, die sich alljährlich neue Begeisterung durch einen mehrmonatigen Aufenthalt in Paris holen.

Da ist dann ferner der neu angelegte zoologische Garten, der jetzt als Besonderheit einen ganz jungen Elefanten aufweist, den ersten, der auf südamerikanischem Boden geboren ist. Damit ist aber schon so ziemlich erschöpft, was die nähere Umgebung an Erholungsorten bietet. Draußen an der Peripherie fängt die weite Unendlichkeit und Eintönigkeit der Kamplandschaft an, und lediglich die Wasser- und Uferlandschaft am Paraná-Delta, bei Tigre, entfaltet im Frühjahr und im Sommer nicht unbedeutende Reize. Ihres Anblickes teilhaftig zu werden, erfordert aber den Aufwand schon erheblicherer Mittel, und so können sich nur wohlhabende Leute diesen Genuß leisten.

Ueberhaupt erlebt jeder, der mit europäischen Preisbegriffen nach Argentiniens Hauptstadt kommt, einen schweren Schrecken nach dem anderen. Als fiktive Einheitsmünze hat man den Goldpeso, der etwas mehr als 4 Mark wert ist. Im Umlauf befinden sich jedoch nur Papierpesos, deren Wertverhältnis zum Goldpeso nunmehr gesetzlich fest bestimmt ist. Die Kursschwankungen im Verhältnis zwischen Gold und Papier, die früher mit Vorliebe zur Ausbeutung unerfahrener Neuankömmlinge benutzt wurden, haben jetzt aufgehört. Und damit läßt sich der Wert des Papierpeso auch auf ungefähr 1.80 M festsetzen. Das ist aber nur das Wertverhältnis beim Umwechseln. Der Kaufkraft nach bedeutet ein argentinischer Peso noch nicht einmal so viel wie eine deutsche Mark. Man kommt mit einem Peso in Argentinien ungefähr höchstens so weit wie mit 75 Pfennig in Deutschland. Diese wenig angenehme Tatsache kommt zunächst daher, daß der Bundesstaat, die Provinzen und Gemeinden den hohen Anforderungen, die man an sie stellt, bei der dünnen Bevölkerung, wo Zwangsmaßregeln mitunter gar nicht durchführbar sind, nur genügen können, indem sie ein dem Fremden geradezu unerträglich erscheinendes System einer hohen indirekten Besteuerung errichtet haben, das jeden Konsum wo nur irgend angängig, belastet. Dabei hat man vielfach sehr auffällige Arten der Steuererhebung gewählt. Alle Medikamente z. B. dürfen nur mit Stempelmarken versehen zum Verkauf kommen. Daß Zündholzschächtelchen und Zigarettenpackungen mit der Steuerbanderolle versehen sind, ist ja auch uns

nichts mehr Neues; das eine finden wir in Italien, das andere jetzt in Deutschland selbst. Aber daß z. B. eine Schachtel Wachszündhölzer — andere kennt man in Argentinien nicht — 10 Centavos = 18 Pfennig kostet, dürfte manchem befremdlich erscheinen.

Es ist hier als Beispiel für die ungemeine Teuerung in Argentinien absichtlich ein wichtiger und doch nichtiger Gegenstand des täglichen Lebens gewählt worden. Denn alles, was irgendwie und nur von ferne wie Luxus aussieht, ist europäisch normalen Einkommensverhältnissen geradezu unerschwinglich. Und das kommt von dem weiteren Umstand her, daß fast alle Detailkaufleute Ausländer sind, die ihr Geschäft auf der Rechnung aufgebaut haben, in möglichst kurzer Zeit, in zehn oder höchstens fünfzehn Jahren, als wohlhabende Rentiers in ihre Heimat zurückkehren zu können. Es kommt ja dann vielfach anders; aber trotzdem ist diese Rechnung allgemein, und weil sie allgemein und selbstverständlich ist, deshalb nimmt man allgemein einen etwa doppelt so hohen Nutzen als in Europa. Dazu kommt dann noch, daß die Detailkaufleute ihre Waren, die sie aus Europa oder Nordamerika beziehen, zumeist bar bezahlen müssen, daß also ihr Kredit gering ist und daß so der Konsument auch noch hohe Warenzinsen im Detailpreis vergüten muß.

Nimmt man nun alles in allem, so muß man sagen, daß es sich in Buenos Aires, dieser so viel gepriesenen „glänzenden Metropole", für sehr schweres Geld recht mittelmäßig lebt, daß dies inmitten einer aller Ideale baren, sozial und national bunt zusammengewürfelten Gesellschaft geschieht, in einem eintönigen Steinhaufen, der keine, aber auch gar keine Eigenart aufzuweisen hat, und in dieser Beziehung z. B. von dem viel kleineren Montevideo weit übertroffen wird. Montevideo ist noch eine typische Kreolenstadt mit ihren Eigenheiten; Buenos Aires dagegen nichts weiter als eine, freilich ganz gut äußerlich nachgeahmte, moderne Großstadt, der jedoch die Seele fehlt, wie sie schließlich doch noch ihre europäischen Schwestern, eine jede in ihrer Art, ihr eigen nennen können.

Das also ist die Stadt, die mehr selbst als Paris für Frankreich den Zentralpunkt für alle im argentinischen Bundesstaat zusammengefaßten Provinzen bedeutet. Denn es ist zugleich der hauptsächlichste Einfuhr- und Ausfuhrhafen, das Zentrum der größten Menschenanhäufung und der Sitz aller obersten staatlichen Gewalten. Mittelpunkt des geistigen Lebens ist es allerdings nicht, ganz einfach aus dem Grunde, weil sich überhaupt keines oder höchstens ganz bescheidene Ansätze zu einem solchen finden lassen. Die argentinische Kultur, die noch am Rohbau ihres Hauses zimmert, hat auch unmöglich schon Ranken und Blüten zu seiner Verzierung treiben können.

Aehnlich hat sich bei dem jugendlichen Alter der werdenden argentinischen Nation die Regierungsgewalt des Landes noch nicht so befestigen und innerlich läutern können, als dies nach unseren Begriffen notwendig wäre. In den großen Volkskessel, den als Bodensatz die spanischen Kreolen füllen, ergießen sich jahraus, jahrein in stets wachsendem Maße und neuerdings fast täglich Tausende von Auswanderern aus aller Herren Ländern, und zwar ohne Wahl. Die argentinische Viehzucht arbeitet an der Verbesserung der heimischen Rasse zwar nur mit edelsten, ausgesuchten fremden Zuchttieren. Hinsichtlich der Elemente, die sich der argentinischen Nation angliedern und an der Erzeugung eines neuen, des argentinischen Menschen mitwirken sollen, ist man nicht so peinlich. So kann es nicht wundernehmen, daß die Festigung der staatlichen Verhältnisse nur ganz langsam fortschreitet.

Indessen ist man jetzt doch so weit gekommen, daß die Zentralgewalt ziemlich fest in den Händen der Drahtzieher in Buenos Aires ruht. Das ist besonders durch den Umstand möglich geworden, daß langsam zwar, aber doch unverkennbar der Charakter der Armee als einer Parteiwaffe sich zu verwischen beginnt. Man ist bestrebt, die Politik vom Offizierkorps fern zu halten, Offiziere als Politiker nicht mehr hochkommen zu lassen und durch die Auferlegung vertieften Fachstudiums unter Leitung ausländischer, meist deutscher Militärs, die Offiziere zu ihrer eigentlichen Aufgabe zurückzuführen. Ihrer vollen Wirkung nach werden sich diese Bestrebungen natürlich erst später geltend machen.

Die Machthaber in Buenos Aires müssen es sich übrigens mitunter gefallen lassen, daß auch ein Provinziale von Macht und Ansehen, wie z. B. der vielgenannte General Roca, in ihren Kreis tritt. Dieser Kreis wird gebildet von einer Anzahl Familien, deren Hervorragen natürlich lediglich auf ihrem Reichtum beruht, der ihnen zumeist durch die ungeheure Grundwertsteigerung ohne eigene Arbeit in den Schoß gefallen ist. Ihnen schließt sich ein Anhang kleinerer Leute an, die sich durch ihre Parteigängerschaft in gut bezahlte Stellungen bringen möchten. Sie haben so die notwendige cuña, was man im alten Europa Protektion nennt, nur daß die argentinische cuña bedeutend naiver und rücksichtsloser sich für den Schützling einsetzt. Ohne cuña ist in Argentinien ein Vorwärtskommen, auf welchem Gebiet es auch sei, nahezu ausgeschlossen.

In der Staatsverwaltung ist man von offener Willkür auch mehr und mehr abgekommen. Es geht heutzutage so ziemlich alles in der Form Rechtens zu. Freilich stehen den Machthabern und ihren Schützlingen so viel Hintertüren offen, daß sie trotzdem immer ihren Willen durchsetzen. Das macht sich am unangenehmsten in der Rechtspflege bemerkbar, die noch ganz im argen liegt. Gegen einen reichen und deswegen mächtigen Mann oder gegen einen seiner Anhänger wird niemand, der Land und Leute einigermaßen kennt, einen Prozeß anstrengen. Er wäre von vornherein verloren. Im geschäftlichen Leben rechnet man natürlich mit solchen Zuständen und sichert sich anderweitig.

Solche Dinge müssen hier festgestellt werden, ohne daß damit behauptet sein soll, es fänden sich in ganz Argentinien keine ehrlichen Menschen, die dagegen ankämpften. Klagen dieser Art sind im Gegenteil in der Presse sehr häufig; in den leitenden Kreisen gibt es auch sehr viele Männer, die sich mit allen Kräften um die Gesundung des Staatswesens in dieser Hinsicht bemühen. Und insbesondere was die Durchführung der Wahlen zu den gesetzgebenden Körperschaften angeht, so hat die politische Ehrlichkeit schon bedeutend an Gelände gewonnen oder, besser gesagt, es ist die Unehrlichkeit durch entschlossene Handhabung der an sich stets ausreichenden und guten Gesetze schon stark zurückgedrängt worden.

Ohne Zweifel auf der Höhe moderner Anforderungen steht auch die Polizei, wenigstens in Buenos Aires. Sie besteht aus einem ausgezeichnet organisierten Korps von 3500 Schutzmännern zu Fuß und 100 Berittenen. Selbst in der Hafengegend, wo sich doch Gesindel aus aller Welt umhertreibt, ereignen sich infolge der scharfen Aufsicht verhältnismäßig wenig Verbrechen. Die Wirksamkeit der Polizei schwächt sich natürlich draußen in der Provinz um so mehr ab, je mehr man sich der Peripherie des argentinischen Kulturkreises nähert. Dort wird der Polizeikommissär vielfach zum privilegierten Steuereinnehmer für die eigene Tasche, indem er z. B. das gesetzlich verbotene Glücksspiel, das Tabak, gegen eine entsprechende Jahresvergütung duldet, indem er überhaupt eine jede seiner polizeilichen Befugnisse auf diese oder jene Weise zu einer Einnahmequelle für sich macht. Auch das sieht, an deutschem Maßstab gemessen, sehr bös aus. Man glaubt aber gar

nicht, für wie selbstverständlich solche Zustände draußen im argentinischen Kamp gehalten und wie wenig drückend sie empfunden werden. In den Ausgabebudgets von landwirtschaftlichen oder industriellen Unternehmungen, die mit dem guten Willen eines bestimmten Polizeichefs rechnen müssen, findet sich ein für allemal ein entsprechender Posten, und damit ist die Sache ein für allemal zur Zufriedenheit beider Teile erledigt. Jedenfalls, solange sich die Menschen, die unter solchen Umständen leben und arbeiten müssen, nicht daran stoßen, unterläßt man lieber moralische Betrachtungen. Ihnen ist die wirtschaftliche Entfaltung ihres Landes die Hauptsache, und die scheint ja nicht unter solchen Praktiken zu leiden.

Die argentinische Volkswirtschaft als Ganzes genommen, läßt sich vielleicht am besten kurz — unter entsprechender Modifikation natürlich — als ein Halbkreis nach Art der Thünenschen Theorie bezeichnen, wie sie in dem Werk „Der isolierte Staat in Beziehung auf Landwirtschaft und Nationalökonomie“ (1826) aufgestellt ist. Im Mittelpunkt des nach Norden, Westen und Süden sich entwickelnden Halbkreises liegt das Verzehr- bezw. Export-Zentrum, Buenos Aires. Als erste Zone legt sich um das Zentrum ein sehr schmaler Gürtel, auf dem die landwirtschaftliche Arbeit für die Bedürfnisse der Großstadt an Gemüse, Butter, Eiern u. dgl. sorgt. Die zweite Zone ist die Gegend des intensiven Ackerbaues, wo die Bevölkerung dichter, die Verteilung von Grund und Boden bereits fortgeschrittener ist. Es sind dies im wesentlichen die Provinz Buenos Aires, der Süden von Santa Fé und die südöstlichen Teile der Provinz Cordoba. Wieder der nächste Ring ist der mehr intensiven Viehzucht gewidmet, wobei „intensiv“ nur stellenweise Milch- und Buttergewinnung, in der Hauptsache vielmehr die Zucht von Qualitätsvieh bedeutet. Und als äußerste Zone reicht bis an die Grenzen der Kultur überhaupt das Gebiet der extensiven Viehzucht, wo Massenzucht vorherrscht.

Diese schematische Darstellung soll natürlich nur einen ungefähren Begriff von dem Aufbau der argentinischen Volkswirtschaft geben. Sie wird vielfach durchbrochen und die geographische Lage der einzelnen Produktionsarten zu einander verschoben durch Besonderheiten des Klimas und der Verkehrsgelegenheiten. Denn in einem Lande, das sich vom 22. Grad bis etwas über 55 Grad südlicher Breite erstreckt, das also etwa von St. Petersburg bis Kairo sich erstrecken würde, sind vor allem die klimatischen Bedingungen in den verschiedenen Teilen zu verschieden, als daß sich im gleichen Abstand von dem Mittelpunkt Buenos Aires überall gleichmäßige Wirtschaftsformen hätten entwickeln können. Desgleichen wirken der große, zentrale Stromverkehrsweg heute schon und später wohl auch die natürlichen Häfen der patagonischen Küste der zentralen Stellung von Buenos Aires und damit der Thünenschen Theorie mehr oder minder entgegen. Ferner hat die Besiedelung des Landes, die heute fast ausschließlich über Buenos Aires fortgeführt wird — will man von der geringen direkten Einwanderung aus Uruguay nach Entre Rios und Corrientes, sowie über Bahia Blanca und einige Küstenorte in Patagonien abgesehen —, früher auch von Westen und namentlich Nordwesten her stattgefunden, und so sind ebenfalls Bedingungen, namentlich in Form von kleineren Besiedelungszentren gesetzt worden, die auf jene Theorie abschwächend gewirkt haben. Vom Vize-Königreich Alto Peru her, dem die La Plata-Staaten zur Zeit der spanischen Herrschaft administrativ untergeordnet waren, drangen die spanischen Abenteurer im Soldatenkleid ebenso südwärts vor, wie die Mannschaften der Piloten Solis, Garcia, Gaboto und Mendoza vom La Plata her nord- und westwärts. Bei den großen Entfernungen und früher unsäglich jämmerlichen Verkehrsmitteln konnte es sogar kaum ausbleiben, daß die lokalen Hauptorte sich mit ihrer näheren und weiteren Umgebung verhältnismäßig unabhängig machten und heute die Verwaltungssitze sehr selbständiger Provinzen mit eigenen Legislaturen und eigener Gerichtsbarkeit sind; aus welch letzterer Tatsache — nebenbei bemerkt — der wenig erfreuliche Zustand sich ergibt, daß die Gegenden, wo mehrere Provinzen zusammenstoßen, die beliebtesten Schlupfwinkel für allerhand Gesindel sind, das hier sich den zuständigen Gerichten jederzeit leicht entziehen kann. Nachfolge über die Provinzgrenzen ist nämlich merkwürdigerweise nicht gestattet, wäre übrigens in den meisten Fällen auch sehr schwer durchzuführen.

Die 14 argentinischen Provinzen lassen sich nun nach all den verschiedenen eben angeführten Gesichtspunkten etwa folgendermaßen gruppieren. Zum Küstengebiet (in sehr weitem Sinne), das zum Teil durch periodischen Wassermangel beeinträchtigt ist, gehören Buenos Aires, Santa Fé, Cordoba, Entre Rios und Corrientes. In der subtropischen Zone liegen Salta, Jujuy, Tucuman und Santiago del Estero. Die andinen, bezw. subandinen, stark und über weite Strecken hin an völliger Trockenheit leidenden Provinzen sind La Rioja, Catamarca und die sogenannten Cuyo-Provinzen San Juan, San Luis und Mendoza. Während Tucuman das Hauptgebiet der Zuckerproduktion aus Zuckerrohr ist, und Catamarca Kupferminen aufweist, ist Mendoza das Weinbaugebiet der Republik. An diese 14 Provinzen schließen sich dann im patagonischen Süden, ähnlich den nordamerikanischen Territorien noch neun, vorläufig bis zur Erreichung einer bestimmten Bevölkerungsziffer unmittelbar unter der Verwaltung der Bundesregierung stehenden Gobernacionen. Eine zehnte Gobernacion, Misiones, liegt als nordöstlichster Zipfel Argentiniens nordöstlich von Corrientes, zwischen Paraguay und Brasilien eingekeilt.

Der gestirnte Himmel im Monat Februar

(gültig für die Mitte des Monats um 10 Uhr abends).

Die Milchstraße ist nunmehr vollständig auf die westliche Hälfte des scheinbaren Himmelsgewölbes gerückt; in leicht geschwungenem, zum Meridian nahezu symmetrisch verlaufendem Bogen zieht sie vom Südpunkt des Horizonts ziemlich weit westlich vom Scheitelpunkt vorüber zum Nordpunkt desselben. Den südwestlichen Himmel beherrscht noch immer das unvergleichlich schöne Sternbild des Orion mit dem charakteristischen Jakobsstab und den symmetrisch zu diesem stehenden Sternen erster Größe Betelgeuze und Rigel, von denen der erstere nahe dem westlichen Rande der Milchstraße in rotem Lichte glänzt. Die Schönheit des Anblicks, den uns der Orion bietet, wird noch gehoben durch das im Süden stehende Sternbild des Großen Hundes mit dem alle anderen Fixsterne an Helligkeit überragenden funkelnden Sirius — dem Sothis der alten Aegypter, dessen erstmaliger Aufgang in der Morgendämmerung ihnen das Herannahen der Nilüberschwemmungen und damit zusammenhängend den Beginn eines neuen Jahres anzeigte. — Hoch über dem Horizont, jedoch noch südlich vom Zenitpunkt, gehen eben Castor und Pollux, die hellsten Sterne in den Zwillingen, durch den Meridian; der strahlend helle Planet Jupiter, der noch immer in diesem Sternbild weilt, hat die Südnordlinie bereits überschritten und ist schon ein gutes Stück gegen Westen vorgerückt. Nur wenig nördlich vom Himmelsäquator, annähernd in gleicher Höhe mit dem Orion, kulminiert im Süden ferner das Sternbild des Kleinen Hundes mit dem ebenfalls sehr hellen Stern Prokyon.

Westlich vom Zenitpunkt, am östlichen Rande der Milchstraße, erblicken wir das Sternbild des Fuhrmanns mit dem Stern erster Größe Capella und der hellen Bellatrix. Ihm gegenüber, jenseit der Milchstraße, steht das reiche Sternbild des Stiers mit dem bekannten Sternhaufen der Plejaden und der charakteristischen Sterngruppe der Hyaden („Regensterne"), die ein mit der Spitze nach Westen zeigendes V bilden, an dessen südöstlichem Ende der Stern erster Größe Aldebaran in rötlichem Lichte glänzt. Ueber dem Fuhrmann stehen, inmitten der Milchstraße, das reiche Sternbild des Perseus mit zwei hellen, in dunklen Nächten als Lichtwölkchen mit freiem Auge sichtbaren Sternhaufen und dem kurzperiodisch veränderlichen Stern Algol und noch weiter gegen Norden, ebenfalls innerhalb der Milchstraße, die Sternbilder des Cepheus und der Kassiopeia. Vom Perseus aus erstreckt sich das Sternbild der Andromeda mit dem berühmten, in mondfreien Nächten gleichfalls mit freiem Auge sichtbaren Andromedanebel in gerader Linie bis zum nordwestlichen Horizont hinab. Tief im Nordwesten steht das Sternbild des Widders. Am westlichen Himmel ist das langgestreckte Sternbild des Walfisches zum größten Teil schon untergegangen.

Im Zenit steht gegenwärtig das wenig reiche Sternbild des Luchses. Etwas nordöstlich hiervon erblicken wir das allbekannte Sternbild des Großen Bären, unterhalb des letzteren den Kleinen Löwen, den Krebs mit dem Sternhaufen der Präsepe (Krippe), sowie den Großen Löwen mit dem Stern erster Größe Regulus. Das Sternbild der Wasserschlange mit dem hellen Stern Alphard umspannt fast den ganzen südöstlichen Horizont.

Im Osten ist das Sternbild der Jungfrau, im Nordosten das des Bootes im Aufgang begriffen; Arkturus, der hellste Stern des letzteren, steht noch nicht sehr hoch über dem Horizont. Zwischen ihm und dem Großen Bären breitet sich das Sternbild der Jagdhunde aus mit einem ziemlich hellen Spiralnebel nahe bei dem Stern Eta (dem äußersten Schwanzstern) des Großen Bären. Die Sternbilder der nördlichen Krone und des Herkules sind im Nordosten gleichfalls teilweise aufgegangen. Ziemlich hoch im Norden bemerken wir noch die Sternbilder des Kleinen Bären mit dem hellen Polarstern, der Giraffe und des Drachen, der sich in mehrfach gewundener Linie zwischen dem Großen und dem Kleinen Bären hindurchzieht. In geringer Höhe über dem nördlichen Horizont stehen endlich die Sternbilder der Leier, des Schwans und der Eidechse.

*

Die Sonne nähert sich im Verlauf des Monats wieder beträchtlich dem Himmelsäquator. Am 1. Februar steht sie noch 17.4°, am 1. März nicht mehr ganz 8° südlich desselben; ihre Kulminationshöhe beträgt demnach für die Breite von München im Februar durchschnittlich 29°. Die Entfernung der Erde von der Sonne wächst innerhalb des Monats Februar um 109,000 Meilen, der scheinbare Durchmesser ihrer Scheibe sinkt dementsprechend von 32' 27.6" auf 32' 17.0" herab.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

Februar	Aufgang	Untergang
1.	7h 46m vorm.	5h 9m nachm.
8.	7 36 „	5 20 „
15.	7 25 „	5 32 „
22.	7 13 „	5 43 „
28.	7 2 „	5 52 „

Aus den obigen Auf- und Untergangszeiten ist unmittelbar ersichtlich, daß der Zuwachs zur Tageslänge im Monat Februar am Morgen und Abend sehr nahe gleich groß ist. Nach wie vor bleibt also aus den schon früher dargelegten Gründen der „Vormittag" während des ganzen Monats um fast eine Stunde kürzer als der Nachmittag. Im ganzen nimmt die Tageslänge im Februar um 1 Stunde 27 Minuten zu, am Schluß des Monats beträgt sie (ohne Dämmerung) 10 Stunden 50 Minuten.

Die Tätigkeit auf der Sonnenoberfläche ist neuerdings wieder eine etwas lebhaftere geworden: nicht weniger als sechs Fleckengruppen, bezw. einzelne größere Flecke waren in der letzten Woche gleichzeitig auf der Sonnenscheibe sichtbar. Wie gewöhnlich, befanden sie sich fast alle in der Nähe des Sonnenäquators, nur ein größerer Fleck war in ungewöhnlich hoher nördlicher heliozentrischer Breite zu beobachten.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat Februar sind folgende:

6. Februar	2h nachts	Letztes Viertel
10. „	8 vormittags	Erdnähe (49,080 Meilen)
12. „	7 abends	Neumond
20. „	6 früh	Erstes Viertel
22. „	2 nachts	Erdferne (54,540 Meilen)
28. „	7 vormittags	Vollmond.

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

Februar	Aufgang	Untergang
1.	8h 24m abends	9h 17m vormittags
8.	3 35 früh	12 51 mittags
15.	9 3 vormittags	8 52 abends
22.	12 24 mittags	3 13 früh
28.	6 12 abends	7 20 vormittags.

Bedeckungen. Am 9. Februar, morgens 8 Uhr, wird der Planet Venus, am 23. Februar, um 2 Uhr nachmittags, der Planet Neptun vom Monde bedeckt; beide Bedeckungen würden aber auch dann, wenn sie für uns nicht bei Tag stattfinden würden, in unseren Gegenden nicht sichtbar sein.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten sind im Monat Februar ziemlich günstige.

Merkur kommt am 2. Februar in obere Konjunktion mit der Sonne (Stellung Erde—Sonne—Merkur), am 13. Februar in Konjunktion mit dem Monde, am 21. Februar in Konjunktion mit dem Planeten Saturn zu stehen, in welch letzterem Falle der Winkelabstand beider Gestirne nur 1⅔° beträgt (Saturn steht südlich); am 23. Februar geht er durch den aufsteigenden Knoten, am 27. Februar durch das Perihel (den sonnennächsten Punkt) seiner Bahn. Zu Anfang des Monats in nächster Nähe der Sonne stehend und deshalb unsichtbar, entfernt sich der raschbewegte Planet in östlicher Richtung bald so weit vom Tagesgestirn, daß er aus dessen Strahlen hervortritt. In der Tat ist er während der zweiten Monatshälfte, innerhalb deren er durchschnittlich mehr als 1¼ Stunden nach der Sonne untergeht, in mäßiger Höhe am südwestlichen Himmel als Abendstern bequem mit freiem Auge sichtbar.

Venus erreicht am 9. Februar ihre größte westliche Elongation (Winkelabstand) von der Sonne mit 46° 53'; am gleichen Tag kommt sie in Konjunktion mit dem Monde zu stehen, wobei sie für Erdorte südlich von 30° südlicher Breite vom Monde bedeckt wird. Venus geht im Monatsdurchschnitt fast 2¾ Stunden vor der Sonne auf und ist daher lange vor Beginn der Morgendämmerung am südöstlichen Himmel als überaus hellglänzender Morgenstern während des ganzen Monats sichtbar.

Mars ist rechtläufig im Sternbild des Skorpions. Am 8. Februar kommt er in Konjunktion mit dem hellen Doppelstern Beta in diesem Sternbild zu stehen, wobei sein scheinbarer Abstand von diesem nicht ganz eine halbe Vollmondsbreite beträgt; am 18. Februar steht er ferner etwa 5° nördlich von dem funkelnden Stern erster Größe Fomalhaut, dem hellsten Stern im Skorpion. Mars geht im Februar durchschnittlich um 2½ Uhr nachts auf und kann dann, an seinem roten Lichte leicht erkennbar, bis in die Morgendämmerung hinein am südöstlichen Himmel beobachtet werden. Am 7. Februar kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Jupiter schiebt sich im Laufe des Monats im Sternbild der Zwillinge knapp um zwei Vollmondsbreiten in rückläufigem Sinne vorwärts. Am 8. Februar geht er durch den aufsteigenden Knoten seiner Bahn, am 22. Februar kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen. Der alle Fixsterne an Glanz weit

übertreffende Planet geht Mitte Februar bald nach Mittag auf und erst gegen 5 Uhr morgens unter; samt den vier helleren seiner sieben Monde kann er also nach wie vor die ganze Nacht hindurch unter den günstigsten Umständen beobachtet werden.

Saturn besitzt geringe rechtläufige Bewegung im Sternbild des Wassermanns. Er geht im Februar durchschnittlich schon um 7¼ Uhr abends unter und ist daher samt seinen Monden und dem elliptischen Ringsystem, das ihn umgibt, nur noch kurze Zeit nach Anbruch völliger Dunkelheit tief am westlichen Himmel sichtbar. Am 14. Februar steht er in Konjunktion mit dem Monde.

Uranus geht im Monatsdurchschnitt um 5¼ Uhr morgens auf; bei ziemlich tiefem Stande am südöstlichen Himmel kann er somit lediglich in den frühen Morgenstunden beobachtet werden.

Neptun geht durchschnittlich um 1 Uhr mittags auf und erst um 5¼ Uhr morgens unter, er weilt also gleich Jupiter, hinter dem er während des ganzen Monats in etwa 10° östlichem Abstand einherzieht, die ganze Nacht hindurch über dem Horizont (im Sternbild der Zwillinge). Wegen seiner geringen Helligkeit und seines kleinen scheinbaren Durchmessers ist er jedoch nur in größeren Fernrohren als Planet erkennbar.

Kometen. Von den in den letzten Monaten des vergangenen Jahres entdeckten Kometen sind der Komet Thiele (1906, g) und der Komet Metcalf (1906, h) mit entsprechenden optischen Hilfsmitteln noch immer am nächtlichen Sternenhimmel sichtbar. Der erstere steht gegenwärtig im Sternbild des Drachen, er ist zirkumpolar, geht also in unseren Breiten überhaupt nicht unter. Seine Helligkeit hat aber inzwischen so erheblich abgenommen, daß er nur mit größeren Instrumenten weiter verfolgt werden kann. Noch schwieriger gestaltet sich die Beobachtung des Kometen 1906, h, der vom Sternbild Fluß Eridanus, in dem er gegenwärtig weilt, allmählich in das des Orion übertritt. Dieser Komet besaß von Anfang an nur geringe Helligkeit, er entfernt sich nunmehr von Erde und Sonne so rasch, daß seine Beobachtung nur mit ganz großen Instrumenten möglich ist.

Sternschnuppen. Von vereinzelten (sporadischen) Meteoritenfällen abgesehen, ereignen sich im Februar nach Denning (Bristol) folgende Sternschnuppenfälle: vom 5. bis 10. Februar fallen wenig zahlreiche, aber meist recht helle Meteore, die scheinbar aus dem Sternbild des Fuhrmanns kommen; um den 15. Februar fallen solche mit ziemlich lebhafter Frequenz aus der Schlange und aus dem Schlangenträger, und um den 20. Februar sind abermals vorwiegend helle Sternschnuppen zu beobachten, die scheinbar aus den Sternbildern der Jagdhunde, des Großen Bären und des Herkules ausstrahlen.

Zodiakallicht. Nach vollständigem Erlöschen des Dämmerungslichtes ist bei klarem Wetter und bei Abwesenheit des Mondlichtes (also heuer besonders um die Mitte des Monats) am westlichen Himmel das Zodiakallicht (Tierkreislicht) als schwacher, schief aufsteigender, kegelförmiger Lichtschein sichtbar (in München wegen der elektrischen Straßenbeleuchtung nur an Orten, die westlich der Stadt liegen). Seine Helligkeit übertrifft in entsprechender Entfernung von Städten und größeren geschlossenen Ortschaften, besonders aber auf dem Meere oder in der Nähe des Gebirges, häufig jene der Milchstraße. Am hellsten ist diese Lichterscheinung in der Nähe des Horizonts, und zwar an derjenigen Stelle desselben, an welcher die untergehende Sonne verschwunden ist; von lichtempfindlichen Augen läßt sie sich nicht selten bis über die Plejaden hinauf verfolgen.

Eine Schwächung des Lichtes der Fixsterne durch die über die letzteren sich ausbreitenden Träger des Zodiakallichtes (die Sonne bis über die Erdbahn hinaus umgebende, staubförmige Massen) konnte mit den bis jetzt existierenden, für diesen Zweck freilich wenig genügenden photometrischen Hilfsmitteln nicht nachgewiesen werden. Wohl aber ist es Professor Wolf auf dem Königstuhl bei Heidelberg gelungen, mittelst einer Kamera, deren Objektivlinsen aus Quarz (der verhältnismäßig wenig Licht absorbiert) hergestellt sind, die Lage der Achse des Lichtkegels annähernd festzustellen und eingehende Studien über die Verteilung der Helligkeit innerhalb des letzteren auszuführen. Ferner hat Professor Seeliger (München) vor kurzem den Nachweis dafür erbracht, daß die erwähnten staubförmigen Massen die Bewegung der inneren Planeten in merkbarer Weise beeinflussen und daß durch ihre Anziehung namentlich die bisher unaufgeklärte Beschleunigung der Bewegung des Merkurperihels wenigstens zu einem Teil ihres Betrages erklärt werden kann.

-rt-

Bücher und Zeitschriften.

Vorlesungen über die Dynamik der Lebenserscheinungen. Von J. Loeb. Leipzig, Joh. Ambrosius Barth) 1906. 324 S. 10 M; geb. 11 M.

Untersuchungen über künstliche Parthenogenese. Von J. Loeb. Leipzig (Joh. Ambrosius Barth) 1906. 532 S. 7.50 M; geb. 8.50 M.

Den Standpunkt, den Loeb in seinen „Vorlesungen über die Dynamik der Lebenserscheinungen" einnimmt, kennzeichnet er mit den ersten Worten der Einleitung: Loeb sieht in den Organismen chemische Maschinen, welche im wesentlichen aus kolloidalem Material bestehen und „welche die Eigentümlichkeit besitzen, sich automatisch zu entwickeln, zu erhalten und fortzupflanzen". Dergleichen Fähigkeiten unterscheiden die Organismen von den Maschinen, welche die Technik herstellt und verwendet, es besteht aber die Möglichkeit, daß später auch solche Maschinen, welche den lebenden in den erwähnten Punkten gleichen, künstlich herzustellen sein werden. Vorderhand wird es Aufgabe sein, die spezifischen Fähigkeiten der lebendigen chemischen Maschinen „technisch beherrschen" zu lernen.

Gleichviel ob man nun Loebs Standpunkt anerkennen mag oder nicht, jedenfalls ist zuzugeben, daß die unerschrockene Fragestellung, mit welcher der Verfasser bei den verschiedensten Experimentserien die Analyse irgendwelcher Lebensvorgänge in Angriff genommen hat, die schönsten Resultate — Ergebnisse von weitreichender allgemeiner Bedeutung — hat gewinnen lassen; ich nenne hier nur Loebs Ermittelungen über Befruchtung und künstliche Parthenogenese oder seine Experimente mit „antagonistisch wirkenden Salzlösungen". Leider haben sich in das anregungsreiche Buch hier und da Mißverständnisse eingeschlichen; dem Botaniker wird es auffallen, daß von den tropistischen Bewegungen der Pflanzen sich der Verfasser keine zutreffenden Vorstellungen macht.

Das zweite Buch, Loebs „Untersuchungen über künstliche Parthenogenese", bringt handlich vereinigt zahlreiche Abhandlungen des Autors, lauter Beiträge zur experimentellen Lösung des Befruchtungsproblems. Dem Biologen wird die Vereinigung der zahlreichen Einzelbeiträge als Erleichterung für seine Literaturstudien erwünscht sein; das Interesse für die Erscheinungen der künstlichen Parthenogenese ist schon lange nicht mehr auf die Kreise der Fachgelehrten beschränkt, so daß zweifellos auch außer diesen viele naturwissenschaftlich Gebildete das Buch gern zu Rate ziehen werden.

Halle a. S. Ernst Küster.

Zwei Abhandlungen über Regierung. Von John Locke. Nebst Patriarcha von Sir Robert Filmer. Deutsch von Hilmar Wilmanns. Halle 1906, Niemeyer. 9 M, VIII und 283 S.

Die treue und flüssige Uebersetzung des Lockeschen Werkes wird allen Philosophen, Juristen, Historikern, ja allen für politische Theorien interessierten Gebildeten willkommen sein. Sehr dankenswert ist auch die Aufnahme der Filmerschen Schrift über das absolute Königtum, zu deren Bekämpfung Lockes liberale Treatises on Government verfaßt worden sind. Trotz mancher veralteten Methoden, staatsrechtliche Fragen zu entscheiden, wie das ermüdende Drehen und Wenden alttestamentarischer Aussprüche zugunsten der eigenen Theorie, die auch bei Hobbes so oft die Geduld des modernen Lesers auf die Probe stellt, sind die letzten Prinzipien, aus denen Locke und sein Gegner die Bewertung der einzelnen Regierungsformen herleitet, durchaus nicht nur geschichtlicher sondern auch heute noch sachlicher Beachtung würdig, und sie werden eine solche bei dem steigenden Interesse für die Philosophie der Politik hoffentlich in immer höherem Maße erfahren. Besonders verdient Lockes zweite Abhandlung, die nach der Säuberung des Gedankenfeldes von dem theologischen Schutt durch ihre Vorgängerin freie Bahn zur sachlichen Besprechung der Entstehung, Rechte und Pflichten des Staates gewonnen hat, die höchste Teilnahme des Lesers.

Leipzig. Raoul Richter.

* **Zeitschriften-Literatur.** Die Neue Rundschau (S. Fischer, Verlag, Berlin). Im Januar-Heft veröffentlicht Eduard Graf Keyserling seinen neuesten Essay: Ueber die Liebe, in dem er in einer freien literarischen Form über die wichtigsten Phasen dieses Phänomens aus einer tiefen Kenntnis menschlicher Dinge spricht. — Hermann Muthesius bringt einen ausführlichen Aufsatz über die Architektur und das Publikum, wobei er von einem weiten Horizont die Entwicklung und Wirkung dieser Kunst in modernen Zeiten auseinandersetzt. — Karl Jentsch schreibt einen längeren Aufsatz über Volkspolitik, Diplomatenpolitik, Zeitungspolitik: eine Geschichte dieser drei sich folgenden Formen politischer Tätigkeit, die in unseren Tagen von besonders erzieherischem Wert scheint. — Helene Böhlau setzt ihren Roman Das Haus zur Flamm' fort. — Joh. V. Jensen bringt den ersten Teil seiner unter modernen Reiseschilderungen durch Wahrheit und Humor hervorragenden Dschungelreise, — und Schalom Asch bietet in einer stimmungsvollen Begräbnisszene Der Sündige eine Probe moderner spezifisch jüdischer Belletristik.

Das Blaubuch, Wochenschrift für öffentliches Leben, Literatur und Kunst, begründet von Albert Kalthoff, herausgegeben von H. Ilgenstein und H. Kienzl. (Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock in Berlin W. 50.) Der Inhalt der soeben erschienenen Nummer 5 ist folgender: Und Bülow tanzt von Heinrich Ilgenstein. — Die deutsche Universität und die deutsche Zukunft von Ludwig Gurlitt. — Der allgemeine Wettbewerb bei künstlerischen Unternehmungen von Gustav Pauli. — Theologia sentimentalis von Friedrich Steudel. — Richard Wagner als musikalischer Gynäkologe von Max Chop. — Instinkt. Skizze von Mite Kremnitz. — Vom Unterhaltungstheater, Dialog von Hermann Kienzl. — Neue Bücher.

Deutsche Rundschau. Herausgegeben von Julius Rodenberg. Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin. Im Februarheft, Heft 5 des 33. Jahrganges, veröffentlicht Adolf Frey eine Reihe von Briefen Gottfried Kellers, die in ihrem Humor für den großen Schweizer Dichter außerordentlich charakteristisch sind. — Hubert Ermisch gibt auf Grund archivalischer Funde eine Darstellung von den Jugendjahren des Dresdener Musikdirektors August Röckel, des oft genannten Freundes von Richard Wagner. — Neue Blätter aus seinem amerikanischen Tagebuche mit sehr bemerkenswerten Auslassungen über den Geldwert in der amerikanischen Gesellschaft publiziert Graf Vay von Vaya; — ihre große Studie über Maria Stuart führt Lady Blennerhasset fort; — seine Eindrücke aus der Provence vermittelt Theodor Birt in anschaulichen Schilderungen; — eine religionsgeschichtlich-kritische Untersuchung über das Salomonische Urteil von Hugo Greßmann unterrichtet darüber, wie die bekannte biblische Erzählung in den Literaturen verschiedener Völker sich wiederholt. — Mit den ersten Kapiteln eines groß angelegten, ungemein lebendigen sardinischen Dorfromans Der Efeu von Grazia Deledda wird das Heft eröffnet, — als weiteren belletristischen Beitrag bringt es eine feinsinnige Erzällung Hinter dem Walle von Anselma Heine. — Den letzten Teil des Heftes füllen eine politische und eine literarische Rundschau. — Erich Schmidt widmet dem Roman Jesse und Maria eine warme Würdigung, — Richard M. Meyer weist auf die Briefe von Wilhelm und Karoline von Humboldt hin, — literarische Notizen und eine Bibliographie schließen sich an.

Literarische Rundschau für das katholische Deutschland. Herausgegeben von Joseph Sauer (Freiburg i. B.). Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. B. 33. Jahrgang. Heft 1. Die Uebersicht enthält den Anfang einer größeren Arbeit Martin Spahns: Beiträge zur neuesten Geschichte Deutschlands, in denen an erster Stelle die Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe behandelt werden. Es folgen die Rezensionen und Referate, den Schluß machen die kurzen Nachrichten und die Zeitschriftenschau.

Allgemeine Rundschau.

K. Th. Preuß' Forschungen in Mexiko.

Seit mehr als Jahresfrist ist Dr. K. Th. Preuß, Direktorial-Assistent am Berliner Museum für Völkerkunde, auf einer Forschungsreise in Mexiko begriffen. Er hielt sich zunächst längere Zeit unter den Cora-Indianern auf. Zuletzt war er, wie der Globus (Verlag von Fr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig) einem kürzlich eingegangenen Briefe des Reisenden entnimmt, auf einer Wanderung durch den Westen und Südwesten des Gebietes der Huichol-Indianer begriffen, die sich bis über den Rio Chapalagana erstreckt hatte. Von hier kehrte er zunächst noch einmal nach dem Coradorfe Jesus Maria zurück. Während der Regenzeit gedachte er wieder unter den Aztekenstämmen der Sierra Madre zu verweilen und dann nochmals zu den Huichol zu gehen.

Preuß trat — im Auftrage der preußischen Regierung, mit Mitteln aus der Loubatprofessur-Stiftung versehen — seine Reise zu den Indianerstämmen der Sierra Madre in Mexiko Ende 1905 an. Er war dazu durch sein langjähriges Studium der mexikanischen Altertümer wohl vorbereitet. Diese Studien hatten ihn unter anderem zu neuen Gesichtspunkten für das Gebiet der allgemeinen Religionswissenschaft geführt, und es interessierte ihn nun naturgemäß die Frage, inwieweit seine aus Literatur- und Museumsforschung gewonnenen Anschauungen in den Sitten und Gebräuchen der noch jetzt lebenden Nachkommen der alten Mexikaner ihre Bestätigung finden würden.

Die Hauptschwierigkeit, die dabei zu überwinden war, war die, das Vertrauen der Indianer in solchem Maße zu erlangen, daß sie ihm ihre geheimsten Anschauungen und Gebräuche offenbarten. Dazu war es vor allem erforderlich, möglichst lange bei dem einzelnen Stamme zu verweilen, was bei der großen Abneigung der Indianer gegen Fremde sehr schwierig schien. Der Grund dieser Abneigung beruht auf einem alten Zauberglauben. Es ist nämlich eine alte noch lebendige Tradition der Mexikaner, daß die siegreichen, von Osten kommenden weißen Sonnensöhne ihr Land in Besitz nehmen und dann alle fortschleppen würden. Dieser Glaube hat ja einst der Handvoll Spanier unter Cortez ganz Mexiko in die Hand gegeben. Erst allmählich faßten die Indianer Vertrauen, besonders als Preuß mit seinen Medikamenten mehrere Krankenheilungen gut gelangen und er auch sonst sich ihnen hilfreich erwies, und nun war ihm sein Ruf als „Zauberer" nicht mehr schädlich, sondern sehr nützlich. Schließlich hat er selbst in ihren Zaubertänzen bei den großen religiösen Festen feierlich mittanzen müssen. Sogar in die verborgenen Berghöhlen und Grotten der Indianer konnte er dringen, in denen sich die seltsamen und geheimen Weihegaben für ihre alten Götter befanden, von denen nun manche den Weg ins Berliner Völkermuseum finden werden. Manche von diesen uralten Höhlen hatten die Indianer selbst schon vergessen, so daß sie völlig neu entdeckt werden mußten.

Als Gast hat der Gelehrte allen ihren Festen und Zeremonien beigewohnt, und die Indianer haben ihm deren Bedeutung erklärt, soweit sie diese alten von den Vätern überkommenen, mit christlichen Zeremonien versetzten und vielfach ins Christliche umgedeuteten Gebräuche selbst noch verstanden. Ihre Tänze hat Preuß größtenteils photographiert. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist aber, daß Preuß ihre sämtlichen Mythen, Hymnen und Gesänge, die zur einwandfreien Erklärung der Feste unumgänglich notwendig sind, gewann. Er hat sie schriftlich fixiert und sie aus der Cora- und Huicholsprache ins Deutsche übertragen. Damit ist eine sichere Grundlage der religionswissenschaftlichen Erklärungen gewonnen. Auch ihre Erzählungen, Gebete und Krankenbeschwörungen sind im Originaltext aufgenommen worden. Einen Teil der Mythen und Gesänge konnte der Forscher in seinem Phonographen festhalten. Es ist eine sehr umfangreiche, primitive, auf alter Ueberlieferung beruhende Volksliteratur von Preuß entdeckt, mit philologischer Genauigkeit aufgenommen und erklärt, übersetzt und so der Wissenschaft gewonnen worden, und diese Befunde sind um so wertvoller für die Auffassung aller primitiven Zustände, als es sich hier um die Reste einer alten, ohne jeden Einfluß europäischer oder asiatischer Kultur entstandenen Literatur handelt.

Unter Preuß' großen Sammlungen befinden sich ältere, besonders wertvolle Stücke, sowie mehrere Masken der Phallophoren des Osterfestes. Einen kleinen Bruchteil seiner Sammlungen sandte er schon im März 1906 nach Berlin, er ist im Museum für Völkerkunde ausgestellt.

Preuß fand — wie er schreibt — auf seiner Reise die volle Bestätigung der Ideen, die er auf Grund seiner theoretischen Forschungen gewonnen hatte (vgl. seine Arbeiten „Ursprung der Religion und Kunst" im Globus, Bd. 86 u. 87, „Einfluß der Natur auf die Religion" in Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. Berlin 1905 und „Phallische Fruchtbarkeitsdämonen als Träger des mexikanischen Dramas" im Arch. für Anthropologie. N. F. I). Mit eigenen Augen sah Preuß nun seinen Mitteilungen zufolge auch bei den Wildstämmen Mexikos dieselben zauberischen Phallophoren, die den Zaubertanz des Urmimus in Hellas und Altmexiko tanzten. Ueberhaupt erläutern und bestätigen die Gebräuche dieser mexikanischen Indianer völlig die Auffassung, mit der der Gelehrte den Schlüssel zum Verständnis der altmexikanischen Religion gab, es haben sich wunderbare und höchst aufschlußreiche Parallelen gezeigt. Besonders aber hat jetzt Preuß die dämonische Macht des Zauberglaubens in alter primitiver Kunst und Religionsübung im Leben der Indianer wirksam sehen dürfen.

Nordische Freilicht-Museen und ihre Uebertragung auf deutsche Verhältnisse.

Ueber dieses Thema sprach am 28. Januar Geheimer Baurat K. Mühlke im Architekten-Verein zu Berlin vor einer zahlreichen Zuhörerschaft. Unsere Museen und Sammlungen ermangeln mehr oder minder der Einrichtungen, welche die Entwicklung des deutschen Volkstums von der älteren Kultur zur Jetztzeit widerspiegeln und breiteren Volksschichten die Zeugen unserer eigenen Vergangenheit zum Bewußtsein bringen. Man muß zu den Hünengräbern der Vorzeit, zu den Burgen und Schlössern des Mittelalters, in die Kirchen, die alten Stadthäuser und in abgelegene Dörfer wandern, um sich ein Bild von dem zu machen, was unsere Vorfahren bewegt hat, was sie schafften, wie sie lebten und wohnten. Dem wollte man im nordischen Skandinavien steuern. Man ist dort dazu übergegangen, ganze Gebäude mit ihrem Inhalt und ihrer Einrichtung nach einem Gelände in der Nähe der Städte überzuführen und in einer Umgebung, die tunlichst dem früheren Standort entspricht, wieder aufzubauen mit allem Zubehör, das zu ihnen gehört. Derartige Anlagen bestehen jetzt in Skansen bei Stockholm, im Stadtpark von Jönköping, im Museum des südschwedischen kulturhistorischen Vereins zu Lund, auf der Halbinsel Bygdöe und der Gebirgswiese Frognersäteren bei Christiania und bei Lillehammer im mittleren Norwegen. Eine ähnliche Anlage ist in Lyngby bei Kopenhagen geschaffen worden. So haben kleine Völker Großes für die Erziehung im nationalen Sinne und die Förderung des vaterländischen Volksbewußtseins gewirkt.

Der Vortragende entwickelte die Notwendigkeit, ähnliche Einrichtungen für die Erziehung des Volkes und namentlich der Jugend in Deutschland zu schaffen. Sein Vorschlag gehe dahin, im Mittelpunkte der alten deutschen Stammesgenossenschaften und ihrer Siedelungsgebiete eine größere Anzahl umfangreicher Freilichtmuseen anzulegen, in Norddeutschland etwa in Hamburg, in Berlin und in Danzig. Dabei wäre nicht auszuschließen, mit der einen oder anderen dieser Anlagen ein Zentralmuseum germanischer Frühkultur zu verbinden, in dem auch die vorgeschichtlichen Kulturzeiten Berücksichtigung finden. Selbst für den Fall einer Angliederung an bestehende Museumseinrichtungen müssen diese Freilichtmuseen sich frei entwickeln können. Dazu gehört vor allem ein genügender Spielraum des zur Verfügung zu stellenden Geländes. In Berlin käme also nur ein Platz außerhalb der inneren Stadt in dem grünen Gürtel von Groß-Berlin in Frage. Die Ausgestaltung und Ausrüstung der Anstalt wäre nicht Aufgabe einer einzelnen Stadtgemeinde, sondern in der Reichshauptstadt Sache des etwa zu gründenden Zweckverbandes, den die Kreise, die Provinz und der Staat in der Durchführung einer so wichtigen und umfangreichen Aufgabe zu unterstützen hätten.

x

Kleinere Mitteilungen.

* **Verschiebungen in der Tierwelt Deutschlands.** In der Tierwelt Deutschlands finden fortwährend Verschiebungen statt. So haben sich nach der Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik (A. Hartleben, Wien) im Verlaufe des letzten Jahrhunderts zwei östliche Vögel, die Haubenlerche und die Grauammer, in Westdeutschlands ebenen Teilen eingebürgert und dem Hausrotschwanz, der aus dem Mittelmeergebiet vor hundert Jahren in Deutschland einzog, wo er jetzt fast überall vorkommt, ist seit fünfzig Jahren ein hübscher kleiner Fink gefolgt, der früher in Kleinasien, Nordafrika und Südeuropa lebte, jetzt aber schon in ganz Süd- und Mitteldeutschland verbreitet ist und bis Dänemark hinauf hin vorkommt.

Eine Gebietserweiterung anderer Art hat einer unserer bekanntesten Gebirgsvögel, die zierliche, schwarzkehlige, gelbbäuchige Gebirgsbachstelze, vorgenommen. Dieser Vogel, der bisher nur als Brutvogel des Gebirges bekannt war, hat sich seit ungefähr zehn Jahren in vielen Teilen von Mittel- und Nordwestdeutschland an Mühlenwehren in der Ebene angesiedelt, so bei der Stadt Hannover, an vielen Orten der Lüneburger Heide, im westfälischen Münsterland, in der rheinischen Tiefebene, bei Leipzig und in Mecklenburg. Daß eine Tierart ihr Gebiet erweitert, ist eine bekannte Erscheinung, wogegen die Tatsache, daß ein Gebirgstier sich, und noch dazu in so kurzer Zeit, der Tiefebene anpaßt, völlig neu ist, zumal da ein einleuchtender Grund für diesen Wohnungswechsel nicht gefunden werden kann.

* **Eine botanische Bibliothek.** Die umfangreiche Bibliothek des unlängst hier verstorbenen ordentlichen Professors der Botanik, Herrn Dr. Karl K. Harz, ging durch Kauf in den Besitz des Antiquariats Ottmar Schönhuth, Schwanthalerstraße 2, über. Ein Katalog über die an wertvollen Zeitschriften und prächtig kolorierten alten und neuen Tafel-Werken reiche Sammlung ist in Vorbereitung und wird Interessenten gratis zur Verfügung stehen.

* **Zum 11. Internationalen Kongreß gegen den Alkoholismus,** der vom 28. Juli bis 3. August 1907 in Stockholm tagen wird, werden soeben die ersten Einladungen versandt. Das Ehrenpräsidium des Kongresses hat Prinz Gustav Adolf von Schweden übernommen.

Als Hauptthemen der Vorträge und Diskussionen sind in Aussicht genommen: Alkohol und Geistesstörungen; Alkohol und Rassendegeneration; Alkohol und Zurechnungsfähigkeit; Alkohol und Verbrechen; Alkohol und sexuelle Fragen; Alkohol und Medizin; Die Lehren der Geschichte in der Alkoholfrage; Die Aufgabe der Schule im Kampfe gegen den Alkoholismus; Alkohol und Militär; Presse und Alkohol; Alkohol, Abstinenz und Krankenkassen, Erfahrungen der Lebens-Versicherungsgesellschaften; Alkohol und Verkehrswesen; Der Alkohol auf dem Lande; Die Belastung der Gemeinden durch den Alkohol; Alkohol als Nahrungsmittel; Der Alkohol-Verbrauch in Amerika; Der Alkohol und die Naturvölker; Das Gothenburger System, Organisation der modernen schwedischen Abstinenzvereine.

Für einige größere Volksversammlungen während des Kongresses sind folgende Themen geplant: Die Frau und der Kampf gegen den Alkoholismus; Jugend und Alkohol; Alkohol und künstlerisches Schaffen; Die Volksbildung im Kampf gegen den Alkoholismus; Alkohol und soziale Frage; Der Alkohol und die oberen Klassen der Gesellschaft.

Anmeldungen zur Teilnahme an dem Kongreß, zu dem alle für das Studium der Alkoholfrage und die Bekämpfung des Alkoholismus sich interessierenden Korporationen, Vereinigungen und Persönlichkeiten eingeladen sind, sowie alle sonstigen Anmeldungen und Zuschriften sind zu richten an den Generalsekretär des Kongresses, Professor Dr. Kurt Wallis, Stockholm, Tegnergatan 2.

* **Der 6. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für orthopädische Chirurgie** wird in der Osterwoche, am Dienstag, den 2. April, dem Tage vor der Zusammenkunft der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie, im Langenbeckhaus, Berlin, Ziegelstraße 10/11, stattfinden. Die Eröffnung des Kongresses erfolgt vormittags 9 Uhr. Vorträge und Mitteilungen sind möglichst bald — spätestens bis zum 1. März — bei Herrn Professor Dr. Joachimsthal, Berlin W., anzumelden.

* **Die Wiener Akademie der Wissenschaften** wählte an Stelle des verstorbenen Ministers a. D. Dr. v. Hartel den früheren Finanzminister Dr. v. Boehm-Bawerk zum Vizepräsidenten der Akademie.

Hochschulnachrichten.

* **Würzburg.** Der außerordentliche Professor der Kunstgeschichte an der Universität Greifswald, Dr. Fritz Knapp, hat einen Ruf in gleicher Eigenschaft an die hiesige Universität erhalten.

hc. **Halle a. S.** Der ordentliche Professor der klassischen Philologie an der Universität Rostock Dr. Otto Kern hat einen Ruf in gleicher Eigenschaft an die hiesige Universität erhalten, wo er an Dittenbergers Stelle treten soll.

* **Innsbruck.** Am 31. Januar ist der hiesige Honorarprofessor Dr. Nikolaus Nilles S. J. im 80. Lebensjahre gestorben. Er war Vertreter des Kirchenrechts und leitete das Innsbrucker theologische Konvikt.

Die zweite Entstehung der Welt, das angebliche Paradies und die angebliche Sintflut. Von Johann Jedliczka, Kgl. Ungar. Sektions-Rat i. R. Preis 4 Mark, für Oesterreich 5 Kronen.

In diesem Werke strebt der Verfasser eine Läuterung der alttestamentlichen Lehren an, insbesondere versucht er zu beweisen, daß die Ueberlieferungen der alten Hebräer, die voller unsittlicher Erzählungen sind und mit der reinigenden Lehre des Christentums in entschiedenem Widerspruche stehen, nicht als Grundlagen des Christentums angesehen werden dürfen.

Verlag A. Hasert & Co., Borsdorf, Bezirk Leipzig. (22960)r

* Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Montag, 4. Februar. Nummer 29.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Ein Prognostikon der deutschen Hoftheater. Von Dr. Jul. v. Werther, kgl. württemb. Generalintendant a. D. (München).

Jesse und Maria. Von Geh. Justizrat Professor Dr. Josef Kohler (Berlin).

Romantische Ironie. Von Wilhelm Michel (München).

Bücher und Zeitschriften.

Eugen Kalkschmidt: Großstadtgedanken. — Ebenezer Howard: Gartenstädte in Sicht. — Wilhelm Schmidtbonn: Der Heilsbringer.

Allgemeine Rundschau.

Willkürliche Beeinflussung unwillkürlicher Muskeln. — Die deutschen Wohlfahrtsvereine und die Zentralstelle für Volkswohlfahrt.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Ein Prognostikon der deutschen Hoftheater.

Von Dr. Jul. v. Werther, k. württ Generalintendant a. D.

Auf Grund einer länger als 40jährigen, größtenteils auf eigenen praktischen Erfahrungen beruhenden Beobachtung der allgemeinen Theaterzustände darf ich mir vielleicht erlauben, einige Schlußfolgerungen hinsichtlich der zukünftigen Entwicklung unserer deutschen Hoftheater hier auszusprechen.

Die Gründung des ersten stabilen deutschen Hof- und Nationaltheaters geschah 1779 durch den Kurfürsten Karl Theodor in Mannheim. Diesem Vorgange folgten allmählich die anderen deutschen Fürsten nach, indem sie — mit Ausnahme von München, wo ja bald danach Karl Theodor selbst seine Residenz aufschlug — das Wort „National“ wegließen und lediglich „Hoftheater“ die gegründeten Institute nannten, indirekt dadurch ausdrückend, daß die Oeffentlichkeit in diese ihre privaten höfischen Anstalten nichts dreinzureden hätte. Man erlaubte zwar dem Publikum, für sein Geld darin Platz zu nehmen, aber da das p. t. Publikum hinsichtlich der Deckung der Budgets, die natürlich immer defizitlicher Natur waren, in keinerlei Mitleidenschaft gezogen wurde, so räumte man ihm auch nicht das Recht ein, in die Leitung mit hineinzusprechen, resp. wenn es nichtsdestoweniger mittels seiner berufenen Vertreter, der verehrlichen Kritik, sich diese Freiheit nahm, so hielt man sich für völlig berechtigt — den Teufel danach zu fragen.

Dieser Standpunkt wird im innersten Grunde auch heute noch von allen Hoftheater-Leitungen eingenommen, und ist auch dann ein wohlmotivierter, wenn es sich um Aufrechterhaltung ernster Kunstprinzipien gegenüber dem Geschmack der Massen handelt. Die einzige Ausnahme macht seit zirka 100 Jahren das Hof- und Nationaltheater in Mannheim, für welches der Zuschuß des badischen Hofes nur ein minimaler ist im Vergleich zu dem der Stadt, — wo mithin auch die Stadt selbst, die jedes Defizit deckt, ein gewichtiges Recht hat, die Leitung zu beeinflussen, — eine ständige Reibung dadurch erzeugend, die zwar den Nerven des jeweiligen Leiters (Verfasser dieses war selbst zwölf Jahre Leiter) minder gesund ist, hingegen die Gesundheit des Kunstinstituts selbst verbürgt: denn jeder Mannheimer Bürger fühlt sich an „seinem“ Theater persönlich interessiert. Alle übrigen stabilen Kunstinstitute aber waren und sind heute noch von rein höfischem Charakter, obwohl der berüchtigte Zahn der Zeit auch diesen festen Charakter einigermaßen angenagt hat. Denn die ins Abnorme wachsenden Defizits nötigen die Hoftheaterleitungen, die Meinung des p. t. Publikums eingehender zu befragen und zu berücksichtigen, um den nervus rerum aus ihm herauszuholen, welcher der defizitlichen Krankheit wenigstens teilweise Linderung verschafft. Indes, die Defizit-Schlünde sind von Lustrum zu Lustrum immer tiefer und weiter geworden, so daß sie die hohen Zuschüsse der Zivillisten, die erhöhten Abonnements und sehr erhöhten Tageseinnahmen verschlingen und dennoch nicht ausgefüllt werden. Woher kommt nun das?

In erster Linie: „Das hat mit ihrem Singen (Sängern) die Loreley (die Oper) getan!“ — Die große Oper hat bekanntlich schon seit ihrer Entstehung die szenische Ausstattung verlangt. Aber was waren ehedem z. B. Mozarts Schlange und Löwe (Zauberflöte), Webers Eule und Wildsau (Freischütz), Meyerbeers Ziege (Dinorah) für harmloses billiges Vieh im Vergleich mit Wagners fürchterlichem Lindwurm? Wie oft mußte dieser Lindwurm umgeändert werden, bis er endlich die höchstmögliche Existenzwahrscheinlichkeit erlangte. Was ist der Wasserfall der Wolfsschlucht von einstmals gegen den Rheingrund mit den Schwimm-Jungfern? Was ist selbst das halbe „Afrikanerin“-Schiff gegen die neuen „Holländer“-Dreimaster!? — Was ist Meyerbeers „Prophet“-Sonne, die heute in den schmutzigsten Gassen der Großstädte abends aufgeht, gegen den Untergang von Walhall, mit dem gleichwohl die erhabensten Kritiker noch immer unzufrieden sind?! — Eben diese Unzufriedenheit der Kritik steigert aber den Appetit der Massen fortwährend, weckt die Sehnsucht nach immer neuen Wundern der Maschinerie! Immer wieder neue Ausstattung wird unersättlich verlangt: nur die Deckung der Kosten nicht angegeben. Der unglückselige Intendant soll sehen, wo er das Geld hernimmt; aber uns beileibe nicht höher belasten, als wir schon belastet sind!

Es ist also einerseits die Steigerung für die maschinell-dekorative Ausstattung der Oper, welche die nachgerade unerschwinglichen Defizits verursacht, und jedes dahin zielende Verlangen seitens der Kritik sollte drei- und vierfach überlegt werden, um so mehr, als der Erfolg echter Kunstwerke nur in geringem Maße davon abhängt, während das Auge sich gegen die splendidesten, kostspieligsten Ausstattungen mit der Zeit abstumpft.

Andererseits sind es die Gagen der Sänger und Sängerinnen! Waren die nicht früher eben so hoch? — Darauf ist folgendes zu erwidern: Es gab allerdings immer einzelne Größen, die sehr hoch bezahlt wurden, aber als Stars, nicht als Glieder eines Hoftheaters. Im Rahmen eines stabilen Theaters kann selbst die allerwertvollste Zugkraft nur bis zu einer gewissen Höhe honoriert werden — eine Höhe, die von deren Kollegen als richtig normiert im Verhältnisse zu den übrigen Gagen und Leistungen anerkannt wird. Darüber hinaus wirkt eine sehr hohe Bezahlung, namentlich wenn sie mit längerer Urlauberteilung verknüpft ist, desorganisierend auf den Gesamtkörper: sie wird als eine Ungerechtigkeit empfunden; der Betreffende wird von seinen Kollegen lediglich als ein Geschäftsmann betrachtet und ihm anheimgegeben, im Auslande die verlangten Summen zusammenzuscharren. Eine Ueberwertung eines Uebersängers wird also nicht ertragen; der Körper stößt ihn aus, auch wenn der betreffende Leiter so viel homme d'affaires wäre, um ihn gemäß seinen Kassenresultaten honorieren zu wollen. Dieser organische Entwicklungsprozeß findet fortwährend statt und zwar an jedem Theater. Selbst die comédie française, das vornehmste Theater der Welt, vermochte eine Sarah Bernhardt, einen Coquelin nicht zu halten. Man wird an guten Theatern für diese Tatsache Belege finden. Der Hoftheaterleiter, welcher mehr Manager und Impresario ist als Intendant und auf Grund erhöhter Tageseinnahmen einen derartigen sogenannten Star à tout prix fesselt, begeht einen großen Fehler und schädigt in Wahrheit sein Institut viel tiefer, als wenn er den Schädling ausschneidet. Es ist auch eine spekulative Illusion, zu glauben, daß Uebereinnahmen an einem Theaterabend nicht durch Untereinnahmen an den folgenden bilanziert würden. Dazu kommt noch, daß es unmöglich ist, eine Gemeinsamkeit von lauter Stars zu bilden. Der Star — im Gegensatz zu den Staren — ist ein ungeselliger Vogel: er duldet keinen gleichen neben sich. Das Publikum, resp. die Kritik, die ein Konsortium von Stars an einem Hoftheater verlangt, beansprucht etwas Unsinniges, weil Unrealisierbares. Es ist nur ein Konsortium von echten, rechten, soliden und bis zu einem gewissen Grade auch entsagungsfähigen Künstlern möglich. Der Charakter des Stars aber ist im Grunde der des großen Spekulanten.

Wodurch hat sich nun das Star-Unwesen auch unter den deutschen Opernkünstlern so breit entwickelt? Da müssen wir darauf hinweisen, daß bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinein von einer Verwertung deutscher Theaterkräfte im Auslande nur höchst selten die Rede sein konnte — vom Schauspieler eo ipso nicht, weil das Ausland kein Deutsch verstand, von Sängern, weil die herrschenden italienischen und Pariser (Meyerbeer-) Opern, auch Mozart, von den Italienern besser gesungen wurden als von Deutschen. Mit den riesenhaften Erfolgen und der großen Verbreitung der spezifisch deutschen Wagner-Opern, die hauptsächlich auf das Konto von Bayreuth und die eminente politisch-künstlerische Tätigkeit der Frau Cosima Wagner zu setzen ist, wurde die deutsche, besonders die in Bayreuth vorgebildete Sängerschar, einschließlich der Kapellmeister, international. Ein so großer Ruhm das nun auch im Auslande für die deutsche Kunst ist — für das eigene Vaterland, respektive für die deutschen Hoftheater wurde es zum Mißstand. Der Konsum übersteigt die Produktion. Der Wert des Geldes in New-York, London, Paris, St. Petersburg, Buenos Aires usw. ist ein wesentlich geringerer als bei uns an der Isar, sogar an der Spree. Dem rollenden Taler laufen nicht bloß die Kinder nach. Nicht bloß die Mäuse, auch der Star geht nach dem Speck und wenn auch im amerikanischen Speck noch so viele Trichinen sind, die dem Star schließlich schlecht bekommen und die Kehle verderben —: er frißt ihn doch. Den Menschen besonders aber den Star lockt nun einmal nichts stärker als der augenblickliche Gewinn, der ihm vor Augen gehalten wird. Daß manche Künstler, wie beispielsweise Mascagni, aus dem Dollarlande leer und gesundheitlich geschädigt abzogen, hält die andern nicht ab, auf den Zucker zu fliegen. Man möge sie also fliegen lassen, aber nimmermehr beweinen! Das Publikum aber, und mit ihm die Kritik, begeht gewöhnlich den unverbesserlichen Fehler immer nur die zu beweinen, die abziehen, so viel sie auch über sie bei Anwesenheit geschimpft haben mögen. Es wird dadurch selbstverständlich jedem Leiter der Ersatz scheiden der Künstler erschwert, ja er kann förmlich daran verhindert werden, unausgesetzt dahin zielende notwendige Versuche zu machen, falls er sich nicht fest auf den Standpunkt stellt, daß er unter eigener Verantwortung zu handeln hat und im letzten Grunde der Masse gegenüber, die ja doch nicht der Herr ist, der den Bestand des Kunstinstituts sichert — keine Rechenschaft schuldig ist.

Wir haben also zwei vor uns, die heutzutage die Haltung einer Oper überaus erschweren, ja die Haltung einer Oper ersten Ranges fast unmöglich machen: erstens der Maschinenmeister und zweitens (in ein Wort gefaßt) den Yankee! — dies scheinen die Totengräber der stabilen deutschen Oper zu werden.

Wie können sich nun die deutschen Hoftheater gegen diese Feinde wehren?

Es sind nur zwei Möglichkeiten vorhanden: entweder durch Beschränkung oder durch Aufgabe.

Ziehen wir zunächst die letztere in Betracht! Stabile Opern besitzen, abgesehen von der Pariser Großen und Komischen Oper, die eine gewaltige staatliche Unterstützung genießen, nur die deutschen und deutsch-österreichischen Hoftheater. In ganz Italien, Rom eingeschlossen, in London, New-York u. s. w. gibt es keine stehende Oper. Die Ansprüche des sehr hohe Eintrittspreise zahlenden, reichen Publikums sind so geschraubte, daß Mittelmäßigkeiten nicht ertragen werden. Infolgedessen ist überall das Stagione-System in Gebrauch, das heißt: eine Oper wird für sechs Wochen bis zu drei Monaten von einem Impresario zusammengestellt, der wenige, im voraus bestimmte Opern mit wenigen im voraus bestimmten Gesangskoryphäen nebst einem berühmten Kapellmeister dem vornehmen, zahlungsfähigen Publikum zum Abonnement anbietet, und wenn er eine bestimmte Summe garantiert erhalten hat seine Offerte in irgend einem von ihm zu dem Zwecke gepachteten Operntheater der Großstadt realisiert. Es fällt beispielsweise dem König von Italien nicht im Traume ein, mehr als seine Loge für ein Opernunternehmen zu bezahlen. Das Publikum — so wird motiviert — das diese großen Ansprüche erhebt, möge auch selbst allein die Summen aufbringen, um sie zu befriedigen! Dies ist Axiom bei dem Stagione- oder Impresario-System! Da springen denn allerdings Abonnements- und Eintrittspreise heraus, um die engagierten Stars zu bezahlen, über die deutschen Abonnenten die Haare zu Berge stehen würden.

Das wäre nun dem Anscheine nach eine Oper ersten Ranges; in Wirklichkeit ist sie es nicht, weil das langjährig eingespielte Ensemble fehlt. Es ist das nur ein Ensemble von Stars, deren jeder seinen eigenen Stil bewahrt die sich gegenseitig nur für kurze Zeit und bestimmte Partien gebunden haben und nach Ablauf von zwei bis drei Monaten wieder auseinanderfallen, um andere Verbindungen anderswo einzugehen. Daß von einem echt künstlerischen Zusammenspiel dabei nicht die Rede sein kann oder höchstens teilweise, liegt in der Natur des Stagione-Systems. Dagegen bekommt der Zuhörer auf diese Weis

von Zeit zu Zeit die schönsten Stimmen der Welt zu hören, und da Abwechslung, nicht tieferes Eindringen der reichen großstädtischen Welt Hauptkunstbedürfnis ist, so ist man mit derartigen Genüssen zufrieden und behält das System bei.

Die andere Möglichkeit, nämlich die, welche den ferneren Bestand unserer Hoftheater sichert, liegt in der Beschränkung, das ist in einer Einschränkung der Ansprüche! Wollen wir eine wirklich gute Oper haben, d. h. ein Ensemble von Orchester und Sängern, die sich gegenseitig verstehen und in die Hände arbeiten, ein stehendes Repertoire von allen bedeutenden Werken der bedeutenden Meister, nicht bloß Stars und Star-Opern, so müssen wir uns bezüglich der Solisten allmählich nach der Decke strecken. Die Ansprüche der berühmten Sänger sind mit unseren Mitteln nicht mehr zu befriedigen, die Zivillisten sind an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt — — will und kann das Publikum nicht selbst die enormen Defizits der Oper decken, so muß es sich unbedingt darein schicken, mit Sängern zufrieden zu sein, die nicht Stimmen allerersten Ranges besitzen, aber gut ausgebildete, gediegene Künstler im besten Sinne des Wortes sind. Das kann mit den jetzigen Mitteln der größeren deutschen Hoftheater noch geleistet werden. Ein vortreffliches Zusammenspiel, eine musikalisch wie gesanglich perfekte Ausführung nach sorgsamer Einstudierung müssen für die Stimm-Protzen entschädigen. Eine stilgerechte, aber alles Uebermaß und alle Ueberpracht durchaus vermeidende Ausstattung ist der zweite Punkt der Beschränkung. Die riesigen Ausgaben, die bisher für Maschinerie und Dekorationen verschwendet wurden, sind unbedingt zu reduzieren, und die unmotivierten Ansprüche eines Teils des Publikums (und gerade des unkünstlerischen), das von einer gewissen Presse seit Jahren dahin gewöhnt worden ist, das Milieu zur Hauptsache zu machen, nicht zu berücksichtigen, selbstverständlich ohne einem jeden Kunstwerk das erforderliche Beiwerk zu entziehen. Natürlich ist es nicht leicht, ein Theater auf ein so verändertes Niveau zu stellen, ist auch nur von langer Hand möglich. Es wäre überaus kurzsichtig und wenig scharfsinnig, von dem Leiter eines Theaters zu verlangen, daß er eine Neuorganisierung vom heurigen Jahre auf das folgende vollbringt! Vergönnt man doch auch einem Baumeister für ein Monumentalgebäude oft viele Jahre Frist. Geduld, ruhige Beobachtung und vor allem wahrhafte Anteilnahme, nicht voreilige, abfällige Kritik ist da zunächst zu empfehlen!

Wir kommen nun zur zweiten, gleich wichtigen Aufgabe der deutschen Hoftheater, dem Schauspiel. Die vollkommene Lösung dieser Aufgabe ist auch in Zukunft möglich. Denn die Finanzfrage kommt hier nicht in Betracht: die Gagen haben keine unerschwingliche Höhe erreicht, weil das Ausland nicht in Konkurrenz tritt. Die Aufgabe zerfällt erstens in eine solide, stilgerechte Konservierung der klassischen und nachklassischen Werke, zweitens in die Aufnahme wertvollerer Novitäten. Gegen beide Teile dieser Aufgabe ist seit ein paar Jahrzehnten stark gesündigt worden: denn das klassische Schauspiel bedarf weder der luxuriösen Ausstattung, noch einzelner Stars. Der Fehler lag hauptsächlich darin, daß zu wenig wirkliche, schauspielerische Talente für die klassischen Stücke erzogen wurden. Der jetzt glücklicherweise abziehende Naturalismus hat schlimm gehaust: er verführte den schauspielerischen Nachwuchs zu einer Vernachlässigung der Sprachtechnik und zu einer Verrohung der Spielweise. Der Schauspieler darf Schillersche Verse nicht so sprechen „wie ihm der Schnabel gewachsen ist", da der ungereinigte „Schnabel" der meisten irgend einen Dialekt zu sprechen gewohnt ist. Kurz zusammengefaßt: der Nachwuchs hat nichts gelernt und die Hoftheater, die ihn früher erst nach schauspielerischem Absolutorium bekamen, bekommen ihn jetzt quasi von der Volksschule. Die Verschlechterung der Repertoire an den Provinzbühnen, das Ueberwiegen der Dialektstücke (vide die schlesischen Dialektstücke Hauptmanns) machen den heutigen jungen Mimen größtenteils unfähig, ein klassisches Stück derart zu spielen, daß der wirklich gebildete Zuschauer eine Freude daran hat. Daß ferner die Wahl der Novitäten nur sehr bedingt zu billigen ist, liegt nicht allein an den Leitungen der Hoftheater: es ist die Großstadt Berlin, die darin einen für das deutsche Schauspiel unheilvollen Einfluß gewonnen hat. Ob sich Mittel- und Süddeutschland resp. Wien, die einstmals die Führung hatten, von den literarischen Trusts der norddeutschen Großstadt emanzipieren können, erscheint sehr fraglich. Im Vorbeigehen möchte ich da auf Goethes Gedicht: „Musen und Grazien in der Mark" hinweisen. „Ach, wie freut es mich, mein Liebchen —, daß du so natürlich bist, — unsre Mädchen, unsre Bübchen — spielen künftig auf dem Mist!" — Aber jedenfalls ist heute der Wille wieder vorhanden, das deutsche Schauspiel aus dem „Mist" herauszuheben, vom Startum zu befreien und ein gediegenes Zusammenspiel wieder zur Hauptsache zu machen, und wo der Wille, da wird auch ein Fortschritt ersichtlich. Wir dürfen also hoffen, daß die deutschen Hoftheater diese zweite Aufgabe — *erzieherisch die wichtigere!* —, weil sie vom finanziellen Standpunkte aus erfüllt werden *kann*, in Zukunft auch erfüllen *werden*!

Jesse und Maria.

Ich habe den Roman „Jesse und Maria" von Enrica v. Handel-Mazzetti mit größtem Eifer gelesen und muß ihn als eine vorzügliche Schöpfung, als eine der besten literarischen Erscheinungen der Gegenwart bezeichnen. Unter den Romanwerken unserer Tage ragt er insbesondere durch die Innerlichkeit und die kulturgeschichtliche Bedeutung hervor und hält sich dabei abseits von derjenigen Zola-Nachahmung, welche die Darstellung so vieler der heutigen Schriftsteller verdirbt, sofern der Dichter Wichtiges und Unwichtiges durcheinander mengt und in Einzelschilderungen aufgeht, den großen Zug des Ganzen verlierend. Das ist hier glücklich vermieden. Zwar wird auch hier alles kräftig und markig gezeichnet, die Personen sind mit festen Strichen individualisiert, und der Roman ist fern von der Verschwommenheit jener Zeiten, in denen man die Personen ohne festes Knochengerüst als Schemen herumlaufen ließ. Aber dabei wird die Innerlichkeit gewahrt und die Personen werden nicht in eine Mosaik kleiner Züge zergliedert, in welcher sie die Einheit und den geistigen Nerv verlören.

Von ganz besonderer Bedeutung ist bei einem geschichtlichen Roman das Sichvertiefen in die Kultur früherer Tage und das Sichhineinleben in die Denkungsweise vergangener Zeiten, in der Art, daß der Verfasser zwar über der Zeitgeschichte schwebt, aber trotzdem allen Zügen früherer Geistesströmungen gerecht wird; daß er die Gegensätze jener Zeit durchaus nicht abstumpft und durchaus nicht die Vermittelungen, welche die Gegenwart findet, in die Vergangenheit hineinträgt. Auch war die Verfasserin objektiv genug, daß sie bei der Schilderung der einzelnen Personen durchaus nicht ihre subjektive Zu- und Abneigung zur Schau trug: jede Person wird als ein bestimmt gekennzeichnetes Wesen in die Welt gesetzt und wirkt als solches, wie eine Naturerscheinung, die der Schriftsteller erkennen und schildern, nicht aber bemeistern soll.

Der Roman Jesse und Maria ist in keiner Weise ein Tendenzroman und sucht weder nach der einen, noch nach der anderen Richtung hin Stimmung zu machen, sondern er ist ein Kunstwerk, das, vom Sinne der geschichtlichen Wahrheit getragen, eine jede

der kämpfenden Bestrebungen im Lichte der Entwicklung betrachtet und auf der höhern Warte steht, wonach Kampf und Gegenkampf ein notwendiges Element der Weltgeschichte ist und ein jeder, der für seine Ueberzeugung streitet, die geschichtliche Achtung und die Würdigung des Menschheitskundigen verdient.

Was die geistige Atmosphäre betrifft, in der das Ganze sich bewegt, so ist es die Zeit in der Mitte des 17. Jahrhunderts an der österreichischen Donau, als der Protestantismus durch die Gegenreformation überwunden und beinahe ganz verdrängt war aber doch noch von Zeit zu Zeit sein Haupt erhob. Die Glaubenskämpfe jener Tage sind jetzt großenteils verklungen oder haben ihre Schärfe verloren. Jene Zeit aber wußte nichts von Toleranz und nahm alle Gegensätze so ernst, daß die einzelnen Religionsgesellschaften es nicht ertragen konnten, in friedlicher Glaubensübung neben einander zu leben, sondern die eine in der anderen das leibhaftige Verderben wähnte und so der eine Glaube den anderen mit Schwert und Feuer bekämpfte. Unsere heutige Anschauung, daß der Staat als Kulturanstalt in den verschiedenen Religionen und Konfessionen ebenso viele nebeneinanderstehende und im Staate durchaus gleichberechtigte Bildungsmächte zu erblicken hat, so daß eine jede Genossenschaft die andere in ihrer Selbständigkeit und in ihrer staatlichen Berechtigung gewähren lassen muß, und daß unsere Geisteswelt eine volle Kritik der Ansichten, nur nicht eine gegenseitige Beschimpfung und Glaubenshinderung gestattet, diese Vorstellung war jener Zeit noch fern. Ebenso wie Winfried Wotans Eiche fällte ebenso glaubte man, daß es die Pflicht eines jeden Glaubensanhängers sei, die Kirche der anderen herunterzuziehen und ihre Kultusübung zu hemmen oder mit Spott und Hohn zu übergießen.

Für ein einträchtiges Zusammenleben der Konfessionen war jene Zeit noch nicht gereift genug, und daher war der Satz von der Glaubenseinheit in gewissem Maße eine Notwendigkeit. Es zeugt von vollkommen ungeschichtlichem Sinn, wenn man einfach auf die Glaubensbeschränkungen jener Zeiten herabschmäht, ohne die Umstände zu durchschauen, welche zu derartigen Maßregeln geführt haben.

Solche Verhältnisse haben natürlich eine eigene Tragik in sich. Das offenbare Bedürfnis, seinem eigenen Glauben Luft zu machen und sich die Freiheit des Kultus zu erkämpfen auf der einen Seite, auf der anderen die scharfe Aeußerung der Glaubensverschiedenheit und ihre tiefe Einwirkung in die Familienverhältnisse, indem der Same des Zweifels und des Unglaubens doch vielfach aufgeht, alles das gibt Stoff zu tiefen inneren Kämpfen, zu schweren Schicksalen und unzähligen Leiden.

Diese Tragik ist es nun, die in dem Buche erfaßt und zu ergreifender Schilderung gebracht ist. Es ist insbesondere die Tragik zweier Personen, einmal des Protestanten Jesse und sodann der Katholikin Maria Schinnagel. Jesse ist nicht nur überzeugter Protestant, sondern eine sehr impulsive, nach außen dringende Natur voll Feuereifer für seine Sache, zugleich aber auch von sprudelndem Ungestüm, unbedachter Sorglosigkeit, heftigem Streben nach Volkstümlichkeit, verbunden mit einem starken Gran Eitelkeit, so daß es ihm nicht nur um die Sache, sondern auch um die Bespiegelung seiner eigenen Person zu tun ist; eine Persönlichkeit, wie geschaffen, um in dem damals etwas toten Leben Unruhe und weitstrebendes Treiben hervorzurufen; und zum Einfluß seiner Worte gesellt sich sein gewinnendes Wesen und die jugendliche Kraft des überall vergötterten Feiertagsjünglings. Diesen Einfluß aber benutzt er, um nicht nur die Gebote des Kaisers zu übertreten, sondern auch die Bevölkerung durch ständiges Verbreiten von Traktätlein in ihrem Glauben wankend zu machen. Solches muß früh oder spät zu Kämpfen, und nach der ganzen Sachlage zum Unterliegen des Helden führen, sobald er auf einen geistigen Widerstand stößt, der ihm nicht nur standhält, sondern auch seine Pfeile auf ihn zurückschleudert, und diese Persönlichkeit ist ein Weib, Maria Schinnagel, das Urbild einer katholischen Frau, tief in den Glauben ihrer Väter eingewoben, nicht gedankenlos, sondern mit demjenigen geistigen Halt ihren Glauben erfassend, der sich bei Frauen mit hervorragend religiöser Begabung so häufig findet. Nicht nur in ihrem Glauben ist sie angegriffen, sondern in dem, was ihr neben dem Glauben das Heiligste ist: der Friede des Hauses, die ahnungslose Seligkeit und das Glück der Familie wird untergraben, indem ihr Mann durch Jesse und seine ständigen Einflüsse in seinem Glauben wankend gemacht wird, so daß er zwar nicht im Innern, aber doch äußerlich den Kern seines Wesens preisgibt und die Inbrunst verliert, die ihn früher zur Kirche geführt hatte. Eine schwere Tragik ist es, die sich im Gemüte der Frau entspinnt, so daß sie in langen Nächten über das Schicksal nachdenkt, das ihres Hauses wartet, wenn die protestantische Lehre tiefer und tiefer dringt und mehr und mehr ihren Mann erfaßt. Hier muß der verdeckte Zwiespalt endlich zu einem offenen Kampfe gelangen, und dieser folgt.

Das Motiv des Konfliktes ist sehr glücklich gewählt. Mag man die katholische Bevölkerung noch so sehr in einzelnen Punkten beeinflussen, mag man auf Mängel in der Verwirklichung des kirchlichen Ideals, namentlich auf Fehlerhaftigkeit und Verkommenheit einzelner Träger des Kultus hinweisen, mag man darlegen, daß auch hier das Höchste im Leben niemals erreicht wird, mag man die Massen gegen einzelne ernste Anforderungen ihres Glaubens aufbringen und ihnen eine größere Lässigkeit des Lebens als bequemer darstellen, — in einem Punkte ist das katholische Leben unerbittlich, nämlich wenn es sich um das Heiligenbild handelt. Die Heiligen-, namentlich die Madonnenverehrung ist so sehr dem Gemüte des katholischen Volkes eingeprägt und beruht so sehr auf seinen tiefinnersten Herzensbedürfnissen, daß ein Eingriff in dieses Heiligtum die Flamme der Empörung notwendig anfachen muß. Und hier ist es auf der anderen Seite ein in der Durchgängernatur Jesses begründeter Zug, der diesen ganzen Glauben in seinem Nerve trifft. Er will dem verschuldeten Förster Schinnagel helfen, wenn er das Heiligenbild, das er selbst seinerzeit gelobt hat, herunter holt und ihm zur Zerstörung überbringt. Diese Tat führt selbst im Förster einen Umschlag der Gesinnung herbei, und nur notgedrungen folgt er dem Ansinnen des Gegners. Hier ist es nun das Weib, das dazwischen tritt und den Anschlag vereitelt: sie versucht das Bild auszulösen und gerät zu dem verzweifelten Entschluß, eine Kommission ins Land zu rufen, die den Protestantismus bekämpfen soll. Später, als sich die furchtbaren Folgen ihrer Tat einstellen, macht sie sich schwere Vorwürfe und untergräbt sich selbst den Frieden der Seele: denn ihre Tat wirkt so wuchtig, daß sie für ihre Schultern zu schwer wird. Sie könnte sich zwar einreden, daß, auch wenn sie nicht so gehandelt, sicher die Tätigkeit Jesses früher oder später die Aufmerksamkeit des maßgebenden Klerus auf sich gezogen hätte und daß die Kommission auch ohne sie gekommen wäre; aber das reicht nicht aus, um die furchtbare Last der Verantwortung ihr von der Seele zu nehmen. Nun kommt die inquisitorische Macht und ihr fällt Jesse zum Opfer, aber nicht ohne seine Schuld; denn er bleibt nicht dabei, seine Ueberzeugung zu verteidigen: er schmäht den Katholikenglauben, verunglimpft namentlich die Mutter Gottes aufs heftigste: und er bleibt selbst hierbei nicht stehen, sondern schießt in der Erregung einen der geistlichen Untersuchungsrichter nieder. Damit ist ihm das Wort gesprochen und sein Untergang besiegelt: er endet auf dem Schafott.

In seinen letzten Stunden dringt nochmals die Kraft des Katholizismus hervor, und es ist die Erinnerung an die Katharina von Siena, eine der gewaltigsten Erscheinungen des Mittelalters, welche die Maria Schinnagel begeistert. Sie verläßt Mann und Kind, dringt als geweihte Schwester in den Kerker, sucht dem Verbrecher zuzureden, seine letzten Stunden zu lindern und säugt das Kind des Verbrechers, das eben von seiner todkranken Frau geboren ist; sie bringt ihm selbst die Nachricht, daß ihm ein Kind geworden, und gibt seinem Leben damit einen versöhnenden Abschluß.

Soweit die Hauptpersonen. Auch die Nebenpersonen sind

durchgängig genügend, meistens selbst vorzüglich gezeichnet, so die verschiedenen Inquisitoren, so der Pfarrer des Ortes und so der bischöfliche Verwalter, der durch seine liederliche Wirtschaft und sein kirchenlaues Wesen viel des Unheils verschuldet hat.

Die Sprache aber ist eine Sprache voller markiger Kraft, mit einem Hauch: mittelalterlichen Wesens und wie aus der gewaltigen Kultursphäre hervorgewachsen, welche die schweren Leiden, aber auch die erhebenden Züge jener Tage gezeitigt hat.

Und was die Gesamtentwicklung betrifft, ist der Roman fern von Aeußerlichkeiten; nicht Zufallserscheinungen, sonders das unerbittliche Walten der Kulturmächte führt zur Tragik. Kein Grundgedanke der Kultur, der nicht seine Tragik im Schoße birgt! Keine Kulturentfaltung, die nicht mit endlosem Leid verbunden wäre! Nichtsdestoweniger erheben wir unser Haupt, wenn wir den gesellschaftlichen Zustand früherer Tage erblicken und uns den ungeheueren Fortschritt vergegenwärtigen, den die Weltgeschichte bis jetzt gemacht hat.

Berlin. Josef Kohler.

Romantische Ironie.

Das Zentralunglück des Romantikers liegt darin, daß er als Mensch, als individuell begrenztes Wesen geboren wurde. Die warme Sinnenzone, die den nackten Persönlichkeitspunkt liebevoll umhüllt, gilt ihm nicht als Kleid, sondern als Kerker und Fessel. Der reiche Wunderbau des Sensoriums, durch den das qualitätlose Ding an sich als bunte Farbe, als üppige Form, als schwellende Melodie hindurchgeht, ist ihm nicht lieblicher als eine Blaubartkammer oder als ein Bordell, wo in sündhaften Umarmungen zwischen Geist und Außenwelt jener wertlose Bastard erzeugt wird, der sich „menschliche Weltansicht“ nennt. Das sagt Brentano in den Zeilen:

In uns selbst sind wir verloren,
Bange Fesseln uns beengen.
Schloß und Riegel muß zersprengen,
Nur im Tode wird geboren!

Aber es gibt ein Mittel, sich über die Schranken auch dieser individuellen Existenz hinauszuschwingen. Es gibt ein Mittel, das den Kerker dieses Lebens öffnet und der im Menschenleibe gefangenen Seele den Weg zu ihren Millionen Brüdern bahnt, die als Blumen den Anger schmücken, die als Sterne am Nachthimmel strahlen, die als Stürme die Welt durchfahren und aus hundert Menschenaugen fremd und sehnsüchtig hervorblicken. Dieses Mittel heißt: Romantische Ironie. Sie ist der Heiland aller problematischen Naturen. Sie ist die Auflöserin des Weltwiderspruches, an dem der Romantiker hoffnungsloser leidet als die anderen Menschen. Und sie ist zugleich Ausdruck einer großen Gelenkigkeit und Freiheit des Geistes wie einer tiefen Erschlaffung aller Lebenskräfte.

In den verschiedensten Gestalten geht die Zauberin Ironie durch Leben und Schaffen der Romantiker hindurch. Zahlreich wie die verschiedenen Seelennöte und Temperamente sind ihre Funktionen. Wenn Friedrich Schlegel einmal sagt, daß er „in das Universum „knollig verliebt, ja vernarrt“ sei, wenn er als erstes Erfordernis des modernen Menschen den „Sinn für das Weltall“ aufstellt, so spricht er den psychologischen Grund der romantischen Ironie aus. Denn Ironie heißt nichts anderes als Beziehung eines endlichen Wesens auf die Unendlichkeit. Gott bedarf keiner Ironie, weil er selbst unendlich ist. Das Tier, der naive Mensch bedürfen keiner Ironie, weil sie der Unendlichkeit gegenüber auf ihrem individuellen Standpunkte beharren. Der Romantiker aber bedarf ihrer, weil er die „Liebhaberei für das Absolute“ hat, weil ihm sein individueller Standpunkt dem Reichtum des Universums gegenüber nicht genügt. Er haßt die Standpunkte, er haßt die Isollierung und die Verarmung, welche sie hervorrufen. Und er ähnelt auch darin dem Zarathustra Nietzsches, weil es seine einzige Lust ist, Grenzen zu setzen, nur um sie zu überspringen. Er begibt sich in die Form des Dramas und setzt damit eine Grenze. Ein kurzes Verharren — und der Souffleur kriecht aus dem Kasten, die Maschinisten balgen sich auf der Bühne, der Inspizient, das Publikum mischen sich hinein, schließlich erscheint der Dichter selbst vor der Rampe: die Grenze ist übersprungen und die romantische Ironie auf Kosten des Kunstwerkes wie ein rocher de bronce stabiliert.

Die Entwicklung des Begriffes Romantische Ironie stellt bekanntlich selbst eine der stärksten Ironien der Literaturgeschichte dar. Sie bezeichnet ursprünglich die ruhige Erhabenheit des Dichters über seinen Stoff, die leidenschaftslose Objektivität, die mit göttlichem Auge in die Wirrnisse des Lebens hinabblickt. Diese Freiheit des Geistes, dieses Ueberragen des Stoffes wird bei den Romantikern schließlich zur launischen Willkür und zur brutalen Tyrannisierung der Form, die Objektivität kehrt sich in die gewaltsamste Subjektivität um. Die ironischen Anwandlungen befallen den romantischen Dichter wie ein geistiger Gähnkrampf, und so erscheinen sie in den Augen unseres hartgeschulten Geschlechtes als Ausbrüche nervöser Erschlaffung, als Kundgebungen launischer Zuchtlosigkeit. Bei Brentano löst diese gefährliche Ironie sogar den Dialog auf und verwandelt ihn in eine formlose Anhäufung von funkelnden Wortwitzen und burlesken Gedankensprüngen, denen alle dramatisch charakterisierende Bedeutung fehlt. „Man glaubt einen Maskenball von Worten und Gedanken zu sehen,“ schreibt Heine über den Ponce de Leon, „das tummelt sich alles in süßester Verwirrung, und nur der gemeinsame Wahnwitz bringt eine gewisse Einheit hervor“. Im zweiten Teile des „Godwi“ schwingt sich der Held gar bei Durchwanderung seines Gartens zu der kühnen Feststellung auf: „Das hier ist der Teich, in den ich Seite 266 des ersten Bandes falle!“ Wer aber hier wirklich ins Wasser fällt, das ist die dichterische Gestaltungskraft, die Phantasie und die Lust am Fabulieren. Sie begeht aus hysterischer Langeweile zur Abwechslung Selbstmord und erbaut sich dann noch eine Zeitlang an mitternächtigem Kettengerassel und Gestöhne, bis sich der entgleiste Poet endlich zu einem erlösenden Finis herbeiläßt.

In den neckischen frivolen Gedichtschlüssen ist Brentano durchaus der Vorgänger Heines gewesen. Zu früh, ach, einen kurzen Augenblick zu früh erwacht hier der Poet aus dem süß berauschten Somnambulismus des Schaffens. Auf seine tastenden Hände, die er suchend ins dunkle Reich der Gestalten ausgestreckt hatte, fällt zu früh das Licht des ernüchterten Bewußtseins. Da staunt er denn mächtig über die vage, pathetische Gebärde, der erwachte Schlafwandler schlägt über seine lächerliche Situation eine gelle Lache auf und beäugt das Werk seines glücklichen Rausches wie ein Naturspiel oder eine sonstige Merkwürdigkeit.

Hättest du dieses Traumbild ersonnen!

ruft er dann grimassierend mit Heine aus, oder er setzt eine Schnurre an den Schluß, die recht tölpelhaft um Entschuldigung bittet, wie Brentano:

So sang zu einem schönen Kind
Ein Fischer auf dem Rhein.
Da trieb ihn schnell der Wispelwind
Ins Bingerloch hinein!

Zerstörerisch wie in der Kunst wirkt die Ironie auch im Leben der Romantiker. Hier wie dort entspringt sie aus der Abneigung gegen die Schranken, gegen das Wirkliche, Seiende und Gegenwärtige, auch gegen das Notwendige. Die romantische Ironie ist die früheste Form des modernen Weltschmerzes, und sie ist eine Schwester der romantischen Sehnsucht, deren Inhalt der heute vergessene Dichter Schweighäuser einmal sehr schön als „das Streben nach einer kolossalen Existenz“ bezeichnet hat (Vor. Schlegel in einem Briefe an Helmina Chézy). Man kann fast sagen, daß die romantische Ironie nichts ist als die Sehnsucht, versehen mit dem negativen Vorzeichen der Erkenntnis von ihrer Unstillbarkeit.

Daher erklärt es sich denn auch, daß nicht alle Romantiker zugleich Ironiker waren. So macht sich bei Novalis nirgends auch nur der leiseste ironische Ansatz bemerkbar. Denn er hatte den Mut und die Kraft, seine Sehnsucht zu bejahen und sie zum Fundamente eines Gedankenbaues zu nehmen, vor dessen Kühnheit uns heute noch schwindelt. Ironie ist Kritik, Novalis aber war durchaus Dogmatiker. Ironie ist empfundener Weltwiderspruch, Novalis aber löste den Widerspruch in hohen Gedankengebilden auf. Der Ironiker hungert nach Erlösung, Novalis aber lebte stets im Zustande der Erlösten, weil er die Gegensätze stets ineinander überführte und den „Zauberstab der Analogie" so meisterlich zu schwingen wußte, daß alle die verhaßten Schranken von selbst dahinfielen. Er hat die Welt romantisiert und ersparte sich dadurch die Notwendigkeit, sie zu ironisieren. Er hat auch jenen trefflichen Ausspruch über den Witz getan, der unter sinngemäßer Anwendung auch für die romantische Ironie Geltung hat: „In heiteren Seelen gibt es keinen Witz. Witz zeigt ein gestörtes Gleichgewicht an. Er ist die Folge der Störung und zugleich das Mittel ihrer Wiederherstellung."

München. Wilhelm Michel.

Bücher und Zeitschriften.

Großstadtgedanken. Studien und Ratschläge aus der ästhetischen Praxis. Von Eugen Kalkschmidt. Georg D. W. Callwey, München.

Gartenstädte in Sicht. Von Ebenezer Howard. Ins Deutsche übertragen von Maria Wallroth-Unterilp. Mit Geleitwort von Franz Oppenheimer und Anhang von Bernhard Kampffmeyer. E. Diederichs, Jena 1907. (3 M, geb. 4 M.)

„Großstadtgedanken sind hier versammelt. Das will sagen: Gedanken, die sowohl der Großstadt gelten, als auch ihrem unendlich gesteigerten Gemeinschaftsleben zu verdanken sind." So kennzeichnet Eugen Kalkschmidt im Vorwort sein Buch. Ueber recht verschiedenartige Themen weiß er darin stets anregend zu berichten: Ueber „die Großstadt als Moloch", über „das Grün in der Großstadt", „Freie Bücherhallen", „das Museum der Zukunft", „Hausabende", „Festlichkeiten" und so fort. Hinter all diesen Skizzen aber, die Kalkschmidt mit feinem Griffel zeichnet, steigt die Silhouette der Großstadt auf mit ihrem Hasten und Lärmen, mit ihren wirtschaftlichen und sozialen Gefahren, zugleich aber auch mit ihren reichen Ansätzen zu einer neuen besseren Kultur. Und hierin liegt der Hauptwert des Buches, das sich nicht damit begnügt, Schäden aufzudecken, sondern auch Vorschläge zu machen, wie ihnen abzuhelfen wäre.

In dem Aufsatz über „Freie Bücherhallen" z. B. zeigt der Verfasser durch eine Gegenüberstellung von den Leistungen der amerikanischen und der deutschen Volksbüchereien, wie ungeheuer weit das Volk der Dichter und Denker auf diesem Gebiete noch im Rückstande ist und wie allein schon dadurch viel erreicht werden könnte, daß man die vorhandenen staatlichen und städtischen Bücherschätze, sowie die zahlreichen Vereinsbüchereien, durch einen zweckmäßigen Zusammenschluß und eine vervollkommnete Verwaltung dem Lesepublikum leichter zugänglich machte.

In dem Aufsatz „die Großstadt als Moloch" erörtert Kalkschmidt die ungeheuere wirtschaftliche, hygienische und kulturelle Gefahr, die darin liegt, daß die großen Bodenwerte, die durch die städtische Gemeinschaft geschaffen werden, dem zufälligen Besitzer oder dem schlauen Spekulanten zugute kommen. Zur Besserung hält er durchgreifende bodenreformerische Maßnahmen, sonderlich bei der Erschließung städtischen Neulands, für geboten.

Gerade in diesen Gedankengängen berührt sich der Verfasser vielfach mit dem Howardschen Buch: „Gartenstädte in Sicht." Auch hier eine scharfe Kritik unseres Großstadtelends. Aber diese Kritik bildet nur den Ausgangspunkt, von dem uns der Verfasser in die Stadt der Zukunft, in die Gartenstadt führt, in der alle die Schäden der Großstadt vermieden und die Vorteile von Stadt und Land vereinigt werden sollen.

Der Vorschlag Howards ist kurz folgender: Es möge sich eine kapitalkräftige gemeinnützige Gesellschaft (mit beschränkter Dividende) bilden, die ein großes für die Industrie geeignetes Gelände möglichst zum Ackerbaupreise erwirbt. Durch einen zweckmäßigen Bebauungsplan und durch eine vernünftige Bauordnung ist eine weiträumige, allen Ansprüchen der Hygiene entsprechende Bebauung zu sichern. Nur ein Sechstel des zirka 2400 Hektar großen Gebietes soll der eigentlichen Stadt dienen, die etwa 30,000 Einwohner zählen würde. Die übrigen fünf Sechstel sollen einen breiten Acker- und Gartenbaugürtel um die Stadt herumlegen. Prinzipiell wichtig ist es, daß der Boden in diesen Siedlungen dauernd Gemeineigentum bleiben soll. Für die verschiedenen Zwecke des Wohnens, der Landwirtschaft und des Gewerbelebens wird der Boden nur pachtweise (auch in Erbpacht) abgegeben. Die finanzielle Grundlage des Unternehmens liegt in dem Wertzuwachs des Bodens durch seine Umwandlung von Ackerboden in Baugrund, ein Wertzuwachs, der in der Gestalt von höheren Pachten der Gesamtheit zugute kommt. Auf Grund ganz genauer Berechnungen weist Howard die finanzielle Durchführbarkeit des Unternehmens nach.

Das Buch hat in England einen ganz ungewöhnlichen Erfolg gehabt und gab den Anstoß für die Gründung der großen englischen Gartenstadtgesellschaft, die nun schon seit 3 Jahren an der Verwirklichung dieser Ideen arbeitet. Die erste Gartenstadt Letchworth zählt bereits 2000 Einwohner und wird durch mehrere neu angemeldete Fabriken binnen 2 Jahren auf mindestens 6000 Einwohner angewachsen sein, wodurch das Gelingen des Unternehmens gesichert ist. Aus B. Kampffmeyers Nachwort erfahren wir, daß die Bewegung auch in Deutschland gute Fortschritte gemacht hat. Eine „deutsche Gartenstadtgesellschaft" (Berlin, Schlachtensee) hat sich gebildet, und bei Dresden und Karlsruhe trifft man bereits die Vorbereitungen für die Gründung der ersten deutschen Gartenstädte. Es sei daher allen denen, die aus den heute geradezu unhaltbaren Wohnungszuständen herauskommen möchten, das Buch zum Lesen warm empfohlen.

Karlsruhe. Hans Kampffmeyer.

Der Heilsbringer. Eine Legende von heute von Wilhelm Schmidtbonn. Egon Fleischel u. Co., Berlin, 1906. 215 S.

Dieses schöne Buch erzählt von einem jener sonderbaren Schwärmer, die da und dort in einer Prophetenrolle und Christusmaske auftreten und, die Worte der Bibel auf den Lippen, mit einem Schlage die Schäden einer jahrhundertelangen Kulturentwicklung aus dem Wege räumen möchten. In den Rheinlanden läßt Schmidtbonn seine Geschichte spielen, und die bestimmt gezeichnete Landschaft, der treu mit seinen Eigentümlichkeiten wiedergegebene Menschenschlag der Rheinländer sorgt für einen festen Rahmen, so daß der manchmal etwas wunderbar anmutende Inhalt sich nicht zur Unwirklichkeit verflüchtigen kann.

Ein junger Rheinschiffer — er heißt Joseph Weingarten — verlegt sich auf das Lesen von Büchern, die er nur halb versteht. Und dann tritt an ihn, der bisher vom Laufe der Welt nichts geahnt hat, plötzlich ein drastischer Fall sozialen Elends heran. Es treibt ihn fort von der Heimat, von dem geliebten Mädchen, und die gute Mutter muß ihren Jüngsten ziehen lassen, wie sie seine fünf älteren Brüder der Reihe nach scheiden sah. In Köln, wo er den ganzen Großstadt-Jammer kennen lernt und ihm der Riesenunterschied zwischen arm und reich aufgeht, wirft er sich zum Prediger, zum Propheten auf. Das glückliche Losungswort „Jedem auf der Welt ein Häuschen, jedem ein Stück Acker!" schließt dem anfangs Verlachten die Pforten zu den Herzen der Menschen auf. Er findet Anhang. Er setzt sich an die Spitze eines gewaltig anschwellenden Zugs von Armen und Elenden, Greisen, Weibern und Kindern. Wohin? Geradeswegs zum Kaiser! Der kann und wird helfen, jedem das ersehnte Eigentum verschaffen. Aber die bewaffnete Macht des Staates, die sich der Menge in den Weg stellt, führt die Phantasten mit rauher Hand zur Wirklichkeit zurück. Jetzt muß Joseph das Schicksal des Ibsenschen Brand an sich erfahren. Er, den noch eben seine Anhänger für den zur Erde zurückgekehrten Heiland erklärt haben, steht einem Häuflein Soldaten hilflos gegenüber. Der Wundertäter erscheint dem Volke als ein Verführer, und seine Wut richtet sich gegen ihn. Von Steinen getroffen, sinkt er nieder. Er erhebt sich wieder und irrt einsam weiter. Sein armer Verstand ist nun ganz aus den Fugen gegangen, und er hält sich wirklich für Jesum. So findet ihn sein Mütterlein, das nach ihm ausgezogen ist. Daheim genießt der arme Kranke die liebevollste Pflege; aber eines Tages verschwindet er und bleibt fortan verschollen.

In die Geschichte Josephs hat der Dichter die seines ältesten Bruders Willem verflochten, der nach 17jähriger Wanderschaft einarmig und abgerissen in die Heimat zurückkehrt. Er wird in das Abenteuer seines Bruders verwickelt, zu dem er in Kontrastwirkung gesetzt ist. Das ganze Gemälde soll dadurch zugleich ausgefüllt und abgerundet werden. Doch würde man diese Partien in dem Buche kaum vermissen, da die Person und das Unternehmen des Heilsbringers selbst die volle Teilnahme beanspruchen.

Die psychologische Entwicklung geht ganz klar und folgerichtig vor sich. Indem aber der Dichter die wirklichen Ereignisse in ein romantisches Helldunkel gehüllt und gewissermaßen einen geheimnisvollen Schleier vor sie gebreitet hat, erzielt er eine

eigenartige, dem Gegenstand der Darstellung genau angepaßte poetische Wirkung. Das alles ist, und doch ist es wieder nicht. Dabei gebietet Schmidtbonn über die rechten sprachlichen Ausdrucksmittel, um uns die eigentümliche Welt, in die er uns hineinversetzt, nahe zu bringen. So darf man diese „Legende von heute" als schöne Probe eines in erfreulichem Gedeihen begriffenen Talents begrüßen.

Stuttgart. R. Krauß.

---

* **Zeitschriften-Literatur.** Nord und Süd. Eine deutsche Monatsschrift. S. Schottlaender, Schlesische Verlags-Anstalt, Breslau. Das Februarheft des 30. Jahrganges hat folgenden Inhalt: Mite Kremnitz, Siegerin Zeit. Roman. Fortsetzung. — Max Krieg, Antonio Fogazzaros Romantriologie. — W. Stavenhagen, Ueber Griechenland. Sein Heer- und Flottenwesen. — Ludwig Geiger, Ludwig Börne. — Else Küstner, Das Herzeleid. — Gustav Krakauer, Das altpersische Heer vor seinem Zusammenbruch. (Schluß.) — A. K. T. Tielo, Gedichte. — Leopold Katscher, Gelinktheit und Ambidextrie. — R. Neisser, Anna Maria von Schürmann. — Hugo Böttger, Politischer Monatsbericht. — Arz. Friedr. Krause, Literarischer Monatsbericht. Dorfgeschichten. — Das Heft ist mit dem Bildnisse Fogazzaros, einer Radierung von J. M. Holzapfl in München, geschmückt.

Himmel und Erde. Illustrierte naturwissenschaftliche Monatsschrift, herausgegeben von der Gesellschaft Urania in Berlin, Verlag von Hermann Paetel in Berlin. Jahrgang XIX, Heft 4. Das vorliegende Heft beginnt mit einem Beitrag des Astronomen Professor W. Foerster „Zur Entwicklungsgeschichte der Zeitmessung und der Kreiseinteilung". In demselben werden die Hilfsmittel dargelegt, vermittelst derer die Kulturvölker des Altertums bis zur Gegenwart die durch die Umdrehungsdauer der Erde dargebotene Zeiteinheit in Unterabteilungen teilten, also die mechanischen Einrichtungen, welche eine Ablesung der jeweiligen Tageszeit ermöglichen. Da der Aufsatz den allmählichen Fortschritt von der primitiven Beobachtung der Schattenrichtungen der Sonne bis zur Vollendung der modernen Präzisionsuhren umfaßt, ist in demselben ein äußerst anziehendes und lehrreiches Kapitel aus der kulturellen und technischen Entwicklung der Menschheit behandelt. — Die Erzwingung der „nordwestlichen Durchfahrt" durch die Expedition des Norwegers Roald Amundsen, im speziellen die Verdienste dieser Expedition für die genauere Bestimmung der Lage des magnetischen Nordpols, werden von Dr. R. Hennig besprochen. — Dr. Thesing vollendet seine Betrachtungen über die „Urtierchen als Parasiten und Krankheitserreger" mit der Besprechung der letzten Klasse des großen Protozoenreiches, den Sporozoen, zu denen die gefürchteten Krankheitserreger der Malaria gehören. — Eine Reihe kleinerer Mitteilungen über die Trabanten des Saturn, über die physikalischen Eigenschaften des geschmolzenen Magnesiumoxyds, über Wiederherstellung braun gewordenen Baryumplatincyanürs und eine neue Art von Röntgenröhren ꝛc. . . . berichtet über Fortschritte auf dem Gebiete der Astronomie und Physik.

Baupolizeiliche Mitteilungen. 4. Jahrgang 1907. Herausgeber: Senator Dr. Plathner. Verlag von Wilhelm Ernst u. Sohn, Berlin W. 66. Die bekannten monatlich erscheinenden Mitteilungen sind mit dem 4. Jahrgang in den Verlag von Ernst u. Sohn übergegangen, doch werden die Ziele der Zeitschrift dieselben bleiben. Es ist aber beabsichtigt, in Zukunft auch das außerhalb des Gebietes der eigentlichen Baupolizei liegende Baurecht mehr zu berücksichtigen; dies gilt namentlich von dem Recht der Straßenkostenbeiträge, welche die Anlieger aus Anlaß der Aufführung von Bauten zu entrichten haben, sowie für alle privatrechtlichen Fragen, welche mit der Errichtung von Bauten in unmittelbarem Zusammenhang stehen. Das Januar-Heft enthält eine Abhandlung von Oberamtmann Levinger: Bauordnung und Baupolizei in Mannheim. Alsdann wird über: Neue Verordnungen und Bestimmungen für Berlin, Potsdam, Dortmund unterrichtet, einschlägige Entscheidungen der Gerichte und Verwaltungsbehörden und einiges Interessante aus der amtlichen Praxis mitgeteilt.

Neue deutsche Schule. Ein Gedenkblatt. Schriftleiter Richard Urban. Deutscher Kultur-Verlag. Leipzig und Berlin. Das 2. Heft (November—Dezember 1906) der im ersten Jahrgang erscheinenden Zeitschrift hat folgenden Inhalt: Hermann Hoffmann, Deutsche Erziehung. — Richard Urban, Briefe eines alten Schulmannes. — M. Luserke, Freier Unterricht. — Lili Jannasch, Kind und Natur. — Richard Urban, Das Schreiben für die Jugend. — August Halm, Musikalische Erziehung.

Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Monatsblatt der Religionsgeschichtlichen Volksbücher. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen. Im Prospekt dieses neubegründeten Blattes heißt es: Die „Volksbücher" haben Hunderttausende von Lesern gefunden. Unzählige Männer und Frauen sind durch sie neu für die Geschichte und die Probleme der Religion interessiert worden. Aus ihrer Mitte verlangt man, daß dieses Interesse nun auch gepflegt wird, man verlangt vor allem nach einer wissenschaftlichen Auskunftsstelle, welche jederzeit bereit ist, näher auf die durch die Volksbücher wachgerufenen Gedanken einzugehen, ihre Anregungen zu vertiefen, auf Fragen und Zweifel aus dem Leserkreise klar und offen zu antworten, für Vorstudien und Weiterbildung in der Religionswissenschaft nützliche Winke zu geben — kurz, sich für jeden Dienst bereit zu halten, den die Leser der Volksbücher von ihrer Redaktion verlangen können. Solche zentrale Auskunftsstelle für die Lesergemeinde der Volksbücher will das neue Monatsblatt werden. Die Abonnenten der Religionsgeschichtlichen Volksbücher (jährlich 12 Nummern zu je 50 Pf.) erhalten dieses Monatsblatt unentgeltlich. Einzelabonnement auf das Monatsblatt wird nicht eröffnet.

Allgemeine Rundschau.

Willkürliche Beeinflussung unwillkürlicher Muskeln.

N. Die Frage, ob unser Wille nicht doch auf die „unwillkürlichen" Muskeln einen Einfluß haben kann, ist oft erörtert worden. So hat man zum Beispiel eine willkürliche Beeinflussung der Herztätigkeit beobachtet. Bernheim war es gelungen, durch rascheres oder langsameres Zählen, als der Puls in Wirklichkeit geht, eine Verlangsamung oder Beschleunigung des Pulsschlages herbeizuführen. Marenduzzo hat diese Erfahrung bestätigen können, und zwar auch bei nicht nervösen Personen. Es soll schwerer sein, eine Verlangsamung als eine Beschleunigung herbeizuführen. Andrerseits stellte sich vor einiger Zeit ein Mann auch hier in München in wissenschaftlichen Vereinen vor, der behauptete, die Pupille willkürlich erweitern zu können. Er hatte es durch Uebung dahin gebracht, die merkwürdigsten Muskelkontraktionen selbst von Muskeln, die wir gewöhnlich gar nicht in der Gewalt haben, zustande zu bringen. So konnte er durch gewisse Zwerchfellbeweaungen das Herz in seiner Schlagfolge außerordentlich stark beeinträchtigen, den Puls am Eindringen in den Arm verhindern und ähnliches. Da man ihn auf das Problem der willkürlichen Verengerung der Pupille aufmerksam gemacht hatte, da nur hier wirklich von einer überzeugenden Beeinflussung eines unwillkürlichen Muskels die Rede sein könnte, so versuchte er sich auch in dieser Richtung, und tatsächlich gelang es ihm, die Pupille gelegentlich weiter zu machen. Aehnliches hat vor einiger Zeit Bloch beschrieben.

Nun aber ist sicher in all diesen Fällen der Wille nicht direkt beteiligt. Dagegen ist es nicht ausgeschlossen, daß indirekt durch Wirkung auf andere Zentren, die ihrerseits wiederum auf die unwillkürlichen Muskeln einwirken, jene Bewegungen hervorzubringen sind, die dann, wenn sie relativ rasch auf den Willensimpuls folgen, den Eindruck des Willkürlichen machen können. So erklärt auch Reichardt ganz richtig die willkürliche Pupillenerweiterung. Diese verdankt ihr Zustandekommen dem Zusammenhang zwischen der willkürlichen Augenmuskelinnervation und dem Pupillenspiel. Es ist bekannt, daß mit der Konvergenz der Augen eine Verengerung der Pupillen einhergeht, mit dem In-die-Ferne-Sehen dagegen eine Erweiterung. Nun kann man durch Willenseinfluß diese Divergenz noch zu steigern versuchen, ohne daß es zu einem willkürlichen Auseinanderweichen der Augen käme. Mit diesem Willensimpuls wird die Mitbewegung der Irismuskulatur eingeleitet. Aber davon ist keine Rede, daß der Willensimpuls in die Pupillen verengernden oder erweiternden Muskeln geschickt wird. — Auf das Herz andrerseits wirken so viele Reize reflektorisch ein, daß man auch hier die „willkürliche" Beeinflussung ungezwungen als nicht zu Recht angenommen bezeichnen kann. Vielleicht gibt es einen Zusammenhang zwischen dem akustischen Zentrum und den kardiovaskulären Zentren, wie dies Marenduzzo annimmt. Da würde sich dann in den angegebenen Fällen bei längerer Wiederholung des Rhythmus eine Art von Streben der regulatorischen Herzzentren ausbilden, sich mit jenem vorgezählten Rhythmus in Einklang zu setzen.

Die Antwort auf die anfangs gestellte Frage würde also dahin gehen, daß der Wille auf indirektem Wege gelegentlich einen Einfluß auf unwillkürliche Muskeln haben kann, daß aber ein wirklicher bewußter und beherrschbarer Einfluß ausgeschlossen ist.

Die deutschen Wohlfahrtsvereine und die Zentralstelle für Volkswohlfahrt.

Eine Versammlung von Vertretern der großen deutschen Wohlfahrtsvereine nahm am 11. Januar in Berlin im Landeshaus der Provinz Brandenburg zu der neubegründeten Zentralstelle für Volkswohlfahrt Stellung. Mit der Umwandlung der bisherigen Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen in eine Zentralstelle für Volkswohlfahrt ist bekanntlich eine Zentralisation der gesamten Wohlfahrtstätigkeit unter den verschiedenen Klassen der Bevölkerung sowie eine Ausdehnung der Zentralisation von Preußen auf das ganze Reich angebahnt worden. Das Neben-, Durch- und manchmal Gegeneinander der Vereine soll durch die neue Organisation in Harmonie gebracht, eine großzügige Lösung großer Fragen und ein gemeinsames Vorgehen ermöglicht werden.

Von den Versammelten wurde mit großer Majorität die nachfolgende Erklärung angenommen:

1. Eine Zentralstelle für Volkswohlfahrt, welche auf breitester Grundlage sich aufbaut und eine großzügige Arbeit mit freier und starker Initiative gewährleistet, betrachten wir als eine Einrichtung, welche im Interesse sowohl der einzelnen Wohlfahrtsvereine wie auch der Förderung der Gesamtwohlfahrt des deutschen Vaterlandes liegt.
2. Wir sind deshalb bereit, im Interesse des gemeinnützigen großen Zieles unsere tatkräftige Mitarbeit der nunmehrigen Zentralstelle für Volkswohlfahrt in der Form, wie sie zunächst geschaffen wurde, zu widmen, zumal da die ausdrückliche Zusage des Einladungsschreibens, welches die Herren Minister des Innern, des Kultus und für Handel und Gewerbe an die Wohlfahrtsvereine gerichtet haben, vorliegt: „Sollte sich im Laufe der weiteren Entwicklung eine Aenderung der Organisation der Zentralstelle als wünschenswert erweisen, so wird einem solchen in der Praxis hervortretenden Bedürfnis selbstverständlich Rechnung getragen werden." Im Vertrauen darauf stellen wir unsere Bedenken gegen das vorliegende Statut, unsere abweichenden Ansichten und speziellen Wünsche einstweilen zurück.
3. Wir erwarten von den deutschen Wohlfahrtsvereinen, daß sie sich einmütig auf denselben Boden stellen und durch baldigen Anschluß an die Zentralstelle für Volkswohlfahrt mithelfen, daß die großen Gedanken des Antrages Douglas in fortschreitendem Ausbau dem Ideal ihrer Verwirklichung nähergeführt werden.
4. Wir halten die Einsetzung einer Kommission für notwendig, welche zur Wahrung der Interessen der Vereine die erforderlichen Vorbereitungen für die erste Generalversammlung der neuen Zentralstelle trifft und das Ergebnis den Vereinen mitteilt, und wählen hierfür folgende Personen: . . .

Zur weiteren Verfolgung der Angelegenheit wurde demgemäß eine Kommission mit dem Recht der Kooptation gewählt.

*

Kleinere Mitteilungen.

hc. **Internationale Aufnahme der Nordmeere.** Die zunächst auf fünf Jahre bemessene Dauer der im Jahre 1899 unter Beteiligung von Belgien, Deutschland, Dänemark, Großbritannien, den Niederlanden, Norwegen, Rußland und Schweden zustande gekommenen internationalen Meeresforschung läuft mit dem 21. Juli 1907 ab. Die in internationaler Zusammenarbeit bisher gewonnenen Ergebnisse erscheinen sowohl in wissenschaftlicher wie in volkswirtschaftlicher Hinsicht so reichhaltig und so bedeutungsvoll, daß eine Fortsetzung der Korporation dringend erwünscht ist. Einstweilen wird eine Verlängerung der Vereinbarung auf drei Jahre in Aussicht genommen. Das Reich, dessen Vertreter bisher bei der internationalen Zusammenarbeit die Führung inne gehabt hat, wird demgemäß bei den übrigen beteiligten Staaten die Verlängerung des Unternehmens zunächst für drei Jahre in Anregung bringen und hat unter dem Vorbehalt, daß eine Fortsetzung der internationalen Vereinbarung erfolgt, wie in den Vorjahren 120,000 M in den Etat eingestellt. Auch preußischerseits wird die bisher gewährte Beihilfe von 30,000 M unter dem gleichen Vorbehalt bereitgestellt.

* **Eine neue Verwendung der drahtlosen Telegraphie** wird nach einer Meldung der National-Zeitung in England eingeführt. Auf Wunsch des meteorologischen Instituts wird nämlich die englische Flotte fortan ihre Apparate für drahtlose Telegraphie an in den Dienst der englischen Wetterkunde stellen. Die Admiralität hat bereits die nötigen Instruktionen erlassen. Alle Marineschiffe, die mit drahtlosen Apparaten ausgerüstet sind, werden den Marconi-Stationen von Scilly und Roche-Point stündlich ihre Wetterbeobachtungen mitteilen, sobald sie die Zone erreichen, mit der sie Verbindung erlangen können. Eine Sonderanweisung für die Witterungsberichte ist bereits ausgearbeitet.

Bü. **Wiederaufnahme der deutschen Ausgrabungen bei Olympia.** Der griechische Kultusminister hat die Gemeinde Pyrgos, zu deren Bereich die Ruinenstätte Olympia gehört, benachrichtigt, daß Direktor Dörpfeld vom K. Deutschen Archäologischen Institut in Athen im heurigen Frühjahr die Ausgrabungen im Bezirk der Altis und am Alpheios wiederaufnehmen wird. Man hofft, daß namentlich im Ueberschwemmungsgebiet des Flusses eine Anzahl bedeutender Funde zutage kommen wird.

Hochschulnachrichten.

hc. **Berlin.** Die Verlegung der Landwirtschaftlichen Lehranstalt, der praktischen Lehranstalt der Landwirtschaftlichen Hochschule, von Dahlem nach Rosenthal (Nordbahn) ist nach der Berl. Akad. Wochenschr. für Monat April endgültig beschlossen worden.

* **Jena.** Auf Grund einer Probevorlesung über „Die Elektronentheorie der Metalle" habilitierte sich Dr. K. Bädeker aus Leipzig in der philosophischen Fakultät der Universität.

hc. **Graz.** Der Privatdozent Dr. phil. Nikolaus Rhodokanakis wurde zum außerordentlichen Professor der semitischen Philologie ernannt.

*

* **Wien.** Der Neuen Freien Presse entnehmen wir folgende Mitteilungen über die bereits gemeldete Wahl des früheren Finanzministers Dr. Eugen Ritter v. Böhm-Bawerk zum Vizepräsidenten der Akademie.

Schon der erste Wahlgang brachte ein positives Ergebnis und eine sehr bedeutende Majorität für Böhm-Bawerk. Auf die Hofräte Gomperz, Jagic und Reinisch entfielen ebenfalls Stimmen, je ein Votum lautete auf den Namen des Professors Fiedler und den des Hofrats Kenner. Es traten dann aber jene Persönlichkeiten, die neben Böhm im Vordergrunde der Diskussion gestanden waren, mit Entschiedenheit für dessen Wahl ein und sicherten so den glatten Verlauf des Wahlaktes. Insgesamt hatten sich 43 wirkliche Mitglieder der Akademie eingefunden. Den Vorsitz führte Professor Eduard Sueß. Das Skrutinium ergab, daß 30 Stimmen sich auf Eugen Ritter v. Böhm-Bawerk vereinigt hatten. Zu bemerken wäre, daß der Gewählte seine Funktion vorerst nur provisorisch ausübt. Die definitive Bestellung erfolgt erst im Mai d. J. gelegentlich der Vornahme der gesamten Neuwahlen. Durch seine Berufung zum Vizepräsidenten der Akademie ist Ritter v. Böhm-Bawerk gleichzeitig Vorsitzender der philosophisch-historischen Klasse, der er angehört, geworden.

Das Präsidium der Akademie der Wissenschaften setzt sich nunmehr folgendermaßen zusammen: Kurator Erzherzog Rainer, Kuratorstellvertreter Ministerpräsident a. D. Dr. Ernst v. Koerber, Präsident der Akademie und Präsident der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse Professor Eduard Sueß, Vizepräsident der Akademie und Präsident der philosophisch-historischen Klasse Professor Eugen Böhm Ritter v. Bawerk. Generalsekretär der Akademie und Sekretär der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse Professor Viktor von Lang und Sekretär der philosophisch-historischen Klasse Professor Joseph Ritter v. Karabaczek.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1907. 139. Band. Drittes Heft.

Inhalt: Ibsen als Romantiker. Von Johannes Mayrhofer. — Die Wurzeln des deutschen Febronianismus. Von Leo Mergentheim. — Ein katholischer Kunstforscher Oesterreichs. (Monsignore Dr. Johann Graus.) — Los vom Materialismus. Von Oberlehrer Dr. Reinhard Müller-Hildesheim. — Die Kirche in Frankreich. II. — Politische Betrachtungen. Der Zentrumsturm. — Die Herrschaftsgebiete in Schwaben und Neuburg 1801. — Kirchenhistorische Literatur. Legendendichtung. (3021)

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Dienstag, 5. Februar. Nummer 30.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Zur internationalen Bekämpfung des Mädchenhandels (Pariser Kongreß 1906). Von Prof. Dr. G. v. Mayr, kaiserl. Unterstaatssekretär z. D. (München).

Rückständigkeiten. Von Prof. Dr. Richard M. Meyer (Berlin).

Professor A. Korn in Paris. Von Nikolaus Artes (Paris).

Bücher und Zeitschriften.

Emil Utitz: J. J. Wilhelm Heinse und die Aesthetik zur Zeit der deutschen Aufklärung. — v. Schwartzkoppen: Entscheidungen des Reichs-Militärgerichts, betrachtet vom Standpunkte des Frontoffiziers. — A. Baer und B. Laquer: Die Trunksucht und ihre Abwehr. — Bruno Felix Hänsch: Das deutsche Kolonialreich.

Allgemeine Rundschau.

Ueberfüllung der gelehrten Berufe.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Zur internationalen Bekämpfung des Mädchenhandels (Pariser Kongreß 1906).

Von Georg v. Mayr.

Vom 22. bis 25. Oktober vorigen Jahres haben in Paris die Verhandlungen des dritten internationalen Kongresses zur Bekämpfung des Mädchenhandels stattgefunden. So viel ich ersehen konnte, sind in der deutschen Presse darüber nur vereinzelte Notizen erschienen. Auch die Pariser Presse hat über die Verhandlungen des Kongresses nur lückenhaft und ungenau berichtet; die Bildung des Ministeriums Clemenceau nahm damals das allgemeine hochgespannte Interesse und damit auch die Spalten der Tagesblätter in Anspruch. Es sollte aber, meine ich, was bei den Pariser Verhandlungen an weiteren Einblicken in die Ausgestaltung des schändlichen Gewerbes der Mädchenhändler und an Erwägungen und praktischen Vorschlägen zu wirksamer Bekämpfung desselben geboten ist, sowie das, was aus diesem Anlaß an anderen mit der Hauptfrage des Mädchenhandels zusammenhängenden Problemen ersichtlich geworden ist, zur Kenntnis auch weiterer Kreise kommen. Ich möchte deshalb über die Ergebnisse des Kongresses und über die Eindrücke, die ich dabei als deutscher Delegierter und Vertreter des bayerischen Landeskomitees zur internationalen Bekämpfung des Mädchenhandels gewonnen habe, im nachstehenden einen Ueberblick zu geben versuchen. (Als weitere Vertreter des bayerischen Landeskomitees waren anwesend: Herr Generalkonsul Neuburger und Fräulein Luise Fogt.)

Wie das hohe Interesse des Deutschen Kaisers an den Arbeiten des zweiten im Jahre 1902 in Frankfurt abgehaltenen Kongresses durch die im Schloß zu Homburg und auf der Saalburg den Kongreßteilnehmern bereiteten schönen Stunden auch äußerlichen Ausdruck gefunden hatte, so bekundete das französische Staatsoberhaupt, Präsident Fallières, trotz seiner in jenen Tagen besonders kritischen Geschäftslast sein hohes persönliches Interesse an den Strebungen des Kongresses durch den Empfang sämtlicher Kongreßteilnehmer im Elysée. Die Internationalität der Beteiligung war trefflich gewahrt; es nahmen an den Verhandlungen etwa 300 Delegierte teil, die 26 verschiedenen Nationen angehörten. Der Mitgliederzahl nach war, wie leicht begreiflich, am stärksten die französische, ihr zunächst die deutsche Delegation beteiligt, letztere mit 28 Delegierten, an der Spitze der darunter befindlichen amtlichen Vertreter Graf Hohenthal von der Botschaft in Paris, und an der Spitze der übrigen deutschen Delegierten Fürstin Erbach, geb. Prinzessin von Battenberg, und Gesandter v. Dirksen als Vorsitzender des deutschen Nationalkomitees.

In der Eröffnungsrede des Senators Bérenger am Vormittag des 22. Oktober kam zunächst eine starke — dem kritisch Veranlagten einigermaßen dem Optimismus sich nähernde — Befriedigung über das auf dem Gebiet der Bekämpfung seit dem vorigen Kongreß Erreichte zum Ausdruck, insbesondere im Hinblick auf die in einer Anzahl von Staaten ernsthaft in Angriff genommene Ausführung der Beschlüsse der völkerrechtlichen Konferenz in Paris. Doch verfehlte der Redner nicht, alsbald beizufügen, daß zweifellos noch viel zu tun übrig bleibe, dabei u. a. auch der wertvollen Mitwirkung der Presse gedenkend. Der Redner bekämpfte sodann weiter den von ihm selbst aufgeworfenen und in der Gegenwart sicher wohl begreiflichen Skrupel, ob nicht das Uebermaß internationaler Zusammenkünfte bedenklich sei; er meinte aber schließlich, man solle durch diesen Skrupel sich nicht stören lassen; unsere Versammlungen dienten doch der Aufrüttelung des allgemeinen Bewußtseins und Gewissens und seien auch von praktischen Folgen begleitet, wie der trotz der Schwierigkeit internationalen Strafrechts gelungene Versuch einer völkerrechtlichen Verständigung über die Bestrafung des Mädchenhandels beweise. Das Verbrechen habe alle Fortschritte der Neuzeit benützt, es kenne keine Grenzen mehr; hiernach bleibe nichts übrig, als durch eine Verständigung der Nationen ihm zu begegnen.

Auf die Einzelheiten der Präsidentenwahl einzugehen möchte ich unterlassen; als Präsident wurde Bérenger durch Akklamation gewählt, außerdem wurde eine größere Zahl von Delegierten ins Präsidium gewählt, für Deutschland Fürstin Erbach und Gesandter v. Dirksen, während der Schreiber dieser Zeilen als deutscher Vertreter in eine — schließlich allerdings nicht in Wirksamkeit getretene — Redaktionskommission gewählt wurde, die man vorsorglich für den Fall von Schwierigkeiten bei der Formulierung von Anträgen und Beschlüssen eingesetzt hatte.

Es folgte alsdann die Berichterstattung des Londoner Zentralkomitees und der verschiedenen Nationalkomitees, anknüpfend an die in zweckmäßiger Weise bereits vor dem Kongreß zur Versendung gelangte Druckschrift, welche außer den Referaten zu den einzelnen vom Kongreß zu behandelnden Fragen auch die Mehrzahl der gedruckten Berichte der Nationalkomitees enthielt. Der verdienstvolle Anreger der so bedeutungsvoll gewordenen internationalen Strömung gegen den Mädchenhandel, der Engländer Coote, berichtete namentlich über seine neuerlichen erfolgreichen Agitationsreisen behufs Begründung von Landeskomitees in Ungarn und Aegypten und hofft, gleichen Erfolg auch in Nordamerika zu erzielen. Er hebt hervor, daß man in England in besten Beziehungen zu den Behörden und auch zu verwandten Vereinen, namentlich auch jüdischen Gesellschaften stehe. Außerdem verbreitet er sich eingehend über das Bahnhofswerk, das in England verhältnismäßig neu ist.

In wirkungsvoller Weise sprach der Schriftführer des deutschen Nationalkomitees, Major a. D. Wagener, über die deutschen Bestrebungen zur Bekämpfung des Mädchenhandels, insbesondere verwies er auf die fortlaufende Veranstaltung jährlicher Nationalkonferenzen, auf die zur Verbreitung gebrachten Druckschriften und auf die Reisen im Inland und nach dem Ausland, darunter auf seine eigene Studienreise nach Argentinien. In sachlicher Hinsicht verwies er zutreffend auf den starken Widerspruch der heute noch zwischen „Mädchenhandel" im juristischen und „Mädchenhandel" im allgemeinen menschlichen Sinn besteht, insbesondere auf die Tatsache, daß die gewerbsmäßige Versorgung heimischer öffentlicher Häuser mit Mädchen nicht als Mädchenhandel qualifiziert werde und die Ueberzeugung bei den Richtern und dem Publikum noch nicht durchgedrungen sei, daß Menschenverkauf jeglicher Art gleich strafbar sein müsse. Man habe zwar seitens des deutschen Nationalkomitees im Hinblick auf die der Wirksamkeit der besonderen Vereinigungen gegen den Mädchenhandel gezogenen engen Schranken bisher darauf verzichtet, den Kampf gegen die öffentlichen Häuser aufzunehmen, es sei aber manchmal sehr schwer geworden. Damit war zuerst auf dem Pariser Kongreß ein Problem gestreift, das zum Abschluß desselben nicht ohne starke Aufregung eines Teiles der Kongreßteilnehmer noch einmal zur Sprache kommen sollte. Der Berichterstatter beklagte weiter den Mangel einer Statistik der Fälle tatsächlichen Mädchenhandels und erörterte die Weiterführung der Organisation der deutschen Arbeit durch Ueberführung der Komiteearbeit in eine eigentliche Vereinsarbeit, die dazu beitrage, die Lösung der dreiteiligen Aufgabe — Organisation, Agitation, Information! — weiter zu erleichtern. Am schwächsten, meint er, sei zurzeit noch die internationale Organisation; die Hoffnungen für die Zukunft setzt er in Deutschland, abgesehen von den wertvollen unmittelbaren Beziehungen der Vereinsaktion zur Zentralpolizeistelle, namentlich auf die allmähliche Wirkung der Erziehung in Familie und Schule, die Wirksamkeit der Kirche und der Behörden, schließlich auch auf die bessere Ausgestaltung der entscheidenden Bestimmungen im Strafgesetzbuch. Von schweizerischer Seite — Baronin Montenach — wurde später auf die in dieser Hinsicht beachtenswerten Versuche im Entwurf eines Strafgesetzbuches für die Schweiz hingewiesen. Es ist dringend zu wünschen, daß das wichtige Problem, Menschenverkauf unter allen Umständen als schändlichstes Gewerbe zu brandmarken und zu strafen — möge der Verkauf nach dem Inland oder nach dem Ausland und im letzteren Fall über Wasser oder nur zu Land erfolgen —, in den beteiligten, namentlich aber den juristischen Kreisen seine volle Beachtung finden möge, auf die seit längerer Zeit gerade das bayerische Landeskomitee unter Führung des Kollegen Geheimen Rates v. Ullmann hinzuweisen bemüht ist.

Alle Einzelheiten der Berichterstattung aus den verschiedenen Ländern können hier nicht vorgeführt werden. Nicht unerwähnt bleiben darf der treffliche Bericht des französischen Delegierten Ferdinand Dreyfus, der in klarer Ueberschau die Aufgaben der Gesetzgebung, der Verwaltungstätigkeit und der privaten Fürsorge erörterte, mit Erstreckung der Maßnahmen der letzteren Art auf das allgemein sozialpolitische Gebiet mittelst Berührung des Problems der Verbesserung der wirtschaftlichen Lage des weiblichen Geschlechts in den Großstädten durch Verwirklichung angemessener Erhöhung des Lohnes für weibliche Arbeit.

Den ersten Beratungsgegenstand des Kongresses bildete die Doppelfrage der

internationalen Verständigung der verschiedenen Nationalkomitees untereinander und der Beziehungen der Nationalkomitees zu den Zentralpolizeistellen.

Der deutsche Berichterstatter v. Dirksen hatte nach beiden Richtungen eingehend formulierte Vorschläge gemacht und solche im gedruckten Bericht näher begründet. Nach einer lebhaften Debatte, die im allgemeinen volle Zustimmung zu den Vorschlägen ergab und in der Hauptsache nur zu kleineren Beanstandungen führte, z. B, zu bureaukratischen Bedenken über eine Direktive, nach welcher die Mitglieder der Nationalkomitees im Bedürfnisfalle zu Sitzungen der Zentralpolizeistelle eingeladen werden sollten, gelangten die deutschen Vorschläge mit unbedeutenden Abänderungen zur Annahme. Auf eine wörtliche Wiedergabe des in sieben Absätze zerlegten Beschlusses glaube ich hier verzichten zu sollen. Der wesentliche Inhalt des Beschlusses bezieht sich auf folgendes:

1. Es wird die Notwendigkeit betont, daß in allen vom Mädchenhandel betroffenen Ländern Nationalkomitees errichtet und demgemäß Schritte getan werden, solche da, wo sie noch fehlen, ins Leben zu rufen. (Als praktisch bedeutsam wurde in der Debatte von Dirksen namentlich die Organisation in den Vereinigten Staaten, Griechenland, der Türkei bezeichnet, auch für Warschau ein Komitee als geboten erwähnt.)

2. Auf Seite der Verwaltung sollen nur nach Charakter, Takt und Erfahrung geeignete Personen ausgewählt und ebenso seitens der Komitees taktvolle und diskrete Personen zur Unterhaltung der Beziehungen mit der Verwaltung bestellt werden.

3. Nationalkomitees und Zentralstellen sollen in derselben Stadt ihren Sitz haben und in jeder dienlichen Form (insbesondere auch Telephon!) ohne bureaukratische Förmlichkeiten miteinander verkehren.

4. Die Leiter der staatlichen Zentralstellen sollen gegebenenfalls an den Sitzungen der Komitees teilnehmen; alle Mädchenhandelsfragen sollen verwaltungsmäßig zentralisiert und wechselseitige Mitteilung über alle Fälle bewirkt werden.

5. Die Nationalkomitees sollen lebhafte Agitation insbesondere durch Presse, öffentliche Vorträge und Nationalkongresse entfalten.

6. Die Nationalkomitees sollen sich über alles, was einzelne derselben oder ihre Gesamtheit interessiert, wechselseitige Mitteilung machen, insbesondere über Untersuchungen, Verurteilungen, Freisprechungen, über Namen, Signalement usw. der Händler, Details über deren Opfer und über den Erfolg der polizeilichen und gerichtlichen Maßnahmen. — Es soll regelmäßiger Protokollaustausch

zwischen den Komitees stattfinden, sowie wechselseitige Mitteilung von Maßnahmen der Gesetzgebung und Verwaltung, schließlich ein reger persönlicher Verkehr der Leiter durch Reisen und Teilnahme an internationalen Kongressen.

Man sieht hieraus, daß dank der gründlichen deutschen Vorarbeit der Kongreß in der Lage war, nicht nur mit allgemeinen Redensarten das Zusammenarbeiten der freiwilligen und der Verwaltungsorgane zur Bekämpfung des Uebels zu empfehlen, sondern für die Technik dieses Zusammenarbeitens wertvolle Anleitung im einzelnen zu geben.

Eine weitere Organisationsfrage kam mit dem zweiten, am nächsten Tage in Angriff genommenen Verhandlungsgegenstand zur Erörterung, der sich bezog auf die

Errichtung von Lokalkomitees in den Grenzorten und Seehäfen, tunlichst mit Nachrichtenbureaus, auf den Austausch der Verzeichnisse dieser Komitees und Bureaus und die Errichtung eines internationalen Nachrichtenbureaus,

wozu das Schweizer Komitee (de Meuron) die Berichterstattung übernommen hatte.

Aus dem Schoß der Versammlung blieb der Vorschlag, ausschließlich den Nationalkomitees die Errichtung solcher lokaler Organisationen zu übertragen, nicht ohne einigen Widerspruch von Vertretern und Vertreterinnen anderer Vereinigungen, die ähnliche Ziele verfolgen und gegebenenfalls von der Mitwirkung an solcher lokaler Arbeit nicht ausgeschlossen sein wollten. Man einigte sich aber leicht über eine Formel, die unbeschadet der normalen Initiative der Nationalkomitees eine solche in jeder Hinsicht erwünschte Mithilfe anderer Kräfte sichert. Auf Antrag von Dreyfus wurde noch eine weitere Erstreckung des Beihilfeersuchens auf die Schiffahrtsgesellschaften aufgenommen.

Es wurde hiernach beschlossen:

1. daß die Nationalkomitees die Begründung von Lokalkomitees, womöglich in Verbindung mit Nachrichtenbureaus an der Grenze und in den Seehäfen, begünstigen möchten;

2. daß in diesen Fällen den Vertretern der lokalen Organisationen für Frauen- und Auswandererschutz ein Sitz in den Komitees vorbehalten werde;

3. daß wechselseitiger Austausch der Verzeichnisse der Lokalkomitees und Nachrichtenbureaus erfolge;

4. daß die Schiffahrtsgesellschaften durch die Kapitäne den Behörden oder den Nationalkomitees alle zu ihrer Kenntnis gelangenden, auf den Mädchenhandel bezüglichen Informationen mitteilen möchten.

Eine sehr eingehende, zum Teil recht lebhafte Erörterung, an der auch der Schreiber dieser Zeilen teilnahm, entwickelte sich über den letzten Punkt der zweiten Frage, nämlich über die Einrichtung eines internationalen Nachrichtenbureaus. Es war ein durchaus gesunder Gedanke, den der Berichterstatter nicht bloß im Namen des schweizerischen, sondern auch des deutschen Nationalkomitees vertrat, unabhängig von dem in seiner bisherigen erfolgreichen Wirksamkeit zu belassenden Londoner Zentralbureau noch ein besonderes für die Technik der Bekämpfung des Mädchenhandels im einzelnen zur Aktion berufenes Informationsbureau auf dem Kontinent, etwa in Amsterdam, zu errichten. Es zeigte sich aber, daß diese an sich durchaus nützliche weitere Ausgestaltung der internationalen zentralen Aktion von der Mehrzahl der Anwesenden, insbesondere von Autoritäten, wie Coote, dem verdienten Begründer der gesamten heutigen internationalen Komitee-Organisation, und von Berenger, keineswegs als solche anerkannt, sondern mehr oder minder als Mißtrauensvotum gegen die bisherige englische Zentralleitung aufgefaßt wurde. Darum waren alle Versuche, sachlich die Zweckmäßigkeit der vorgeschlagenen Einrichtung zu begründen, erfolglos. Nachdem sodann Coote selbst nicht ohne gewisse Bewegung den Satz formuliert hatte, es gebe keinen Platz auf der Erde für zwei internationale Bureaus, und dazu weiter, das sachliche Bedürfnis einer Verbesserung der Technik der internationalen Information anerkennend, auch noch erklärte, er wolle mit seinem Bureau, eine Personalverstärkung desselben vorausgesetzt, die Sache übernehmen, da war es klar, daß das kontinentale Bureau, so trefflich auch der Berichterstatter dasselbe und die Ausgestaltung seiner Einrichtung befürwortete, fallen mußte. Es blieb nichts übrig, als nach Berengers Vorschlag zu beschließen: „Das internationale Bureau in London möge seinen dermaligen Aufgaben als eine weitere hinzufügen: die Zentralisation wichtiger von den Nationalkomitees gesammelter Informationen". Das ist freilich nicht das, was mit dem zu unmittelbarem aktiven Eintreten in die Bekämpfung des Mädchenhandels berufenen kontinentalen Bureau erreicht werden sollte, es ist aber — sofern das Beschlossene in sorgsamer Weise, wie nicht zu zweifeln, zum Vollzug gelangt — immerhin ein Schritt vorwärts.

Den dritten Verhandlungsgegenstand bildete die Frage der

Ueberwachung der Bahnhöfe und der Seehäfen.

Für den deutschen Kenner der mannigfaltigen Ausgestaltung der deutschen Bahnhofsmission bot es zum Teil ein eigentümliches Bild, zu sehen, wie von anderer, insbesondere von englischer Seite, die Sache so behandelt wurde, als habe man dort diesen zumeist recht wichtigen Zweig der Schutzsorge gewissermaßen erst neu erfunden.

Im übrigen war der Eifer, mit dem von verschiedenen in besonderer Weise an der Ausgestaltung dieser Schutzsorge beteiligten Vertretern der bestehenden Arten von Bahnhofsmissionen die bereitwillige Mitarbeit betont wurde, durchaus erfreulich. Gewiß liegt hier, und zwar gerade auch in Deutschland, ein gewaltiges Liebeswerk aufopferungsbereiter Frauen in der Organisation sowohl der Freundinnen junger Mädchen (protestantisch) als des Marianischen Mädchenschutzes (katholisch) vor. Es ist deshalb auch wohl begreiflich, wenn diese bewährten Schutzeinrichtungen wenig Neigung zeigen, vor einer radikalen Neuorganisation durch die Komitees zur Bekämpfung des Mädchenhandels das Feld zu räumen. Das wäre auch sachlich gar nicht erwünscht. Darum einigte man sich schließlich ganz zweckmäßig dahin, der bestehenden Vereinstätigkeit aller Art freie Bahn und nur subsidiär die Nationalkomitees eingreifen zu lassen, auch inniges Zusammenarbeiten aller an dem Werk beteiligten Organe zu befürworten. Erhebliche Bedenken erweckte zunächst eine Etikettenfrage, nämlich die, ob — wie der Berichterstatter Teutsch vom französischen Komitee es vorgeschlagen und von englischer Seite befürwortet war — ein gemeinsames Abzeichen alle bisherigen ersetzen solle. Alle, die unter einer geliebten Fahne bisher treu gearbeitet hatten, waren begreiflicherweise und auch aus sachlichem Interesse gegen diesen Vorschlag; er gelangte schließlich in der abgeschwächten Form zur Annahme, wie dies aus der nachstehenden Skizzierung des Hauptinhalts der Beschlüsse zu dieser Frage ersichtlich ist. Die Diskussion ging übrigens teilweise sehr ins Breite und wurden verschiedene Probleme, die mit dem Verhandlungsgegenstand unmittelbar nicht im Zusammenhang standen, erörtert, so z. B. von Honorat (Paris) eingehend

die Frage der Zuhälter, von Frl. Richard (Schweiz) jene der Stellenvermittlungsbureaus. So erklärt sich, daß am Schlusse der nachstehend skizzierten Beschlüsse einiges sich findet, was mit der Bahnhof- und Hafenüberwachung nicht zusammenhängt.

Der wesentliche Inhalt der Kongreßbeschlüsse zur dritten Frage ist folgender:

1. Es ist erwünscht, daß die verschiedenen Vereine, die mit der Bahnhofsüberwachung sich beschäftigen, einen permanenten Dienst einrichten.

2. Nur dann, wenn solches nicht geschieht, sollen die Nationalkomitees die Ueberwachung einrichten.

3. Die Eisenbahnverwaltungen aller Länder sollen ihren Angestellten Anweisungen betr. die Anwendung des Artikels 2 der internationalen Konvention zur Bekämpfung des Mädchenhandels geben.

4. Die staatlichen Zentralstellen und die verschiedenen Einrichtungen der Bahnhofs- und Hafen-Ueberwachung sollen in innige Beziehung treten.

5. Die Mittel der Verständigung der jungen Mädchen (insbesondere Plakate und Benachrichtigungsbüchlein) sollen verallgemeinert werden.

6. Ein gemeinschaftliches Erkennungszeichen soll gegebenenfalls den Sonderabzeichen der einzelnen Vereinigungen beigefügt werden.

7. Die Regierungen sollen entsprechend den Beschlüssen der Konferenz von 1902 Maßnahmen betreffs der Stellenvermittlung für Minderjährige ergreifen.

8. Die diesmaligen Kongreßbeschlüsse über die Bahnhofsüberwachung sollen von den Nationalkomitees behufs ihrer Verwirklichung in Erwägung genommen werden. — Außerdem empfiehlt der Kongreß im Hinblick auf eine etwaige Verhandlung darüber auf dem nächsten Kongreß den Nationalkomitees das Studium der Frage der Ausgestaltung der Bestrafung derjenigen, die Beihilfe, Beistand oder Schutz der Prostitution gewähren und daraus Vorteil ziehen

(Schluß folgt.)

Rückständigkeiten.*)

Der Leiter der katholischen Monatsschrift für religiöse Dichtkunst „Gottesminne" gibt in einer Reihe kritischer Studien sein Urteil vorzugsweise über die neuere Lyrik ab. Katholische Poesie definiert er dabei selbst (S. 12) „als jene sprachliche Darstellung des Schönen, welche vom Standpunkt der katholischen Weltauffassung resp. Religion aus unternommen wird". Der Gegensatz zwischen denen, die auf solche Weise in die ästhetische Auffassung selbst ein spezifisch religiöses Moment tragen, und denen, die die Religion nur als ein individuelles Element anerkennen, ist natürlich nicht zu überbrücken. Aber was ein gescheiter und belesener Mann von seinem Standpunkt aus zu sagen hat, davon lohnt es immer, Kenntnis zu nehmen.

Jene Parole zeigt nun auch hier ihre Gefahren. Gewiß hält Pöllmann sich von der leidenschaftlichen Einseitigkeit Baumgartners — den er vorsichtig lobt — frei und gewiß ist die rohe Beschimpfung aller „gegnerischen" Poesie, wie sie etwa Sebastian Brunner übte, von der katholischen Literaturhistorik überhaupt längst überwunden; es kommt dem Pater Pöllmann nicht in den Sinn, mit Bartels Heine die poetische Genialität abzusprechen. Er billigt es auch, wenn ein Vorgänger die kunstfremde Tendenzschriftstellerei Konrads v. Bolanden ablehnt (S. 100) und räumt (S. 293) selbst für einen Liebling ein, daß er literarisch hinter Talenten wie Sudermann zurückbleibt. Trotz diesem ehrlichen Versuch der Unparteilichkeit ist aber eine Ueberschätzung derjenigen Dichter, die ihm durch ihre Gesinnung zusagen, kaum zu vermeiden. Ich will nicht von Martin Greif sprechen, dessen Gesamtwert ja auch viele andere Kritiker höher berechnen als ich; und warum sollte ich da gerade recht haben? obwohl zu dem schweren Kaliber, das gerade gegen mich aufgefahren wird, schwerlich Ursache war. (Pöllmann widerspricht auch einmal S. 56 meinem Satz, daß Greif das „Naturbild" nicht erst in unsere Dichtung gebracht habe, und beweist ihn S. 216 ausführlich.) Aber ich bringe dem Sohn des großen Görres nur Sympathie entgegen und kann doch seine Lyrik selbst in den von Pöllmann mitgeteilten Proben nur unbedeutend finden, und August Liebes „Abgestürzt", von ihm (S. 344) bewundert, brachte mich zum Lachen. Warum sollte hier gerade Pater Ansgar recht haben? Und Karl Busse, auf dessen Kritik ich nicht „schwöre", aber viel halte, ist ihm als Lyriker und als Entdecker lyrischer Talente (Hermann Hesse!) so weit überlegen, daß sein Urteil doch wohl das Pöllmanns aufwiegt.

Aber auch Pöllmann operiert unaufhörlich mit der Behauptung, die katholische Literatur werde geflissentlich totgeschwiegen, — ein Satz, der bedenklich an die alte Theologensünde erinnert, jeden Widerstand gegen die Predigt als bösartige Herzenshärtigkeit zu behandeln. Böser Wille kommt vielleicht hier und da vor — bei konfessionell protestantischer Geschichtschreibung eher als bei „ungläubiger"; aber in den meisten Fällen weicht eben einfach das Urteil ab. Ferner: wenn diejenige Gruppe der katholischen Literarpolitiker, die Kralik führt und der Pöllmann nahe steht, die katholischen Leser auf katholische Literatur beschränken will — während die andere, von Karl Muth-Veremundus geleitet, resoluten Anschluß an alles Gute befürwortet —, kann man sich dann wundern, daß die für ein enges Publikum berechnete Schriftstellerei außerhalb dieser Grenzen wenig Verständnis findet? Je speziellere Voraussetzungen sie macht, desto eher wird sie dem, welchem diese Voraussetzungen fremd sind, fremd bleiben. Ich habe auch schon katholische Bücher gelesen, die mir aus einer fremden Sprache übersetzt schienen. Ist es billig, gleichzeitig die größere Hälfte der deutschen Literatur einfach zu verwerfen — was Pöllmann nicht tut, aber mancher unter seinen Gesinnungsgenossen —, und für die kleinere allgemeine Beachtung und unbedingte Schätzung zu fordern?

Und der Priester aus einem der vornehmsten Klöster des vornehmsten Ordens schreibt zwar einen Aufsatz „Vom vornehmen Geist", polemisiert aber oft wie der sprichwörtliche Kapuziner. Vielleicht bin ich rückständig, wenn ich erkläre, daß ein Ausdruck wie „säuisch" im Munde eines Geistlichen mir so widerlich ist wie in dem einer Frau. Wäre ich ein gläubiger Christ, so würde ich den Leiter der „Gottesminne" an Matth. 15, 18 erinnern. Ziemt es sich, von den Vertretern einer neueren, dogmenfeindlichen Sittlichkeit zu zitieren (S. 50): „Goethe auf den Lippen, Miłosch im Herzen?" Ist auch nur die Charakteristik der „Gartenlaube" als „Giftblatt" (S. 107) mit „vornehmem Geist" zu vereinbaren? Dabei handelt es sich doch nicht um stilistische Entgleisungen, wie sie dem gestrengen Richter zuweilen begegnen — wenn er etwa (S. 191) Karl May einen „pointierten Katholiken" nennt —, sondern um Höheres. Auch die beständig wiederkehrende ironische Betonung der „katholischen Inferiorität" wirkt unerfreulich. Schöne, große katholische Dichtung bringen — das widerlegt; aber daß man von dem ‚genialen Lorenz Krapp" spricht, genügt nicht.

Es handelt sich um ernste Dinge. Daß die deutsche Lesewelt religiös gespalten ist, mag man mit Pöllmann Luther oder mit den Protestanten der Gegenreformation schuld geben; bestehen bleibt die Tatsache, daß in keiner Nation die Gemeinsamkeit der Andacht zum Schönen so erschwert ist wie bei uns. Je mehr die Zeiten den Ausdruck gegensätzlicher Ueberzeugungen auf politischem, sozialem, moralischem, religiösem Gebiet zu fordern scheinen, desto dringlicher wird der Wunsch, diesen Boden wenigstens zu wahren, zu sichern, auszudehnen. Nichts verbindet besser

*) Rückständigkeiten. Von Ansgar Pöllmann. Verlag von Fr. Alber, Ravensburg 1906.

und tiefer, als die Uebereinstimmung in hohen Empfindungen; die religiöse ist den Deutschen versagt, die ästhetische sollte es nicht sein.

Gewiß erwächst aus dieser Sachlage dem nichtkatholischen Kritiker oder Historiker die Pflicht, in die Kunst tiefer einzudringen, die dem katholischen Publikum geboten wird; und ich freue mich, meine dahin gehenden Bemühungen von katholischen Beurteilern anerkannt zu sehen, obwohl ich ihren speziellen Anforderungen so wenig genügen konnte wie denen der schwäbischen oder niederdeutschen Literaturpartikularisten oder der ultramodernen Fanatiker. Aber ebenso erwächst dem katholischen Kritiker die Pflicht, die Urteile aus dem anderen Lager und die Kunst, die dort verehrt wird, sorgfältig zu prüfen, das Uebereinstimmende hervorzuheben, im Urteil statt aufreizender Scheltworte und verletzender Ironie Versöhnlichkeit walten zu lassen.

Und wenn man so gern von „Rückständigkeit" spricht, so hüte man sich, ob unter der Maske nicht ein Hochmut verborgen sei, zu dem die Tatsachen nicht berechtigen. Man glaubt so oft ironisch zu sein, wenn man wider Willen aufrichtig ist!

Berlin. Richard M. Meyer.

Professor A. Korn in Paris.

Am 1. Februar hielt Professor Dr. A. Korn aus München in Paris einen Vortrag über Fernphotographie, der von allen technischen Kapazitäten mit größter Spannung erwartet worden war. Um es gleich zu sagen: Professor Korn ist von seinem Publikum, das sich aus den Ersten der Wissenschaft und des mondänen Lebens zusammensetzte, mit nicht endenwollendem Beifall überschüttet worden. Und das mit Recht; denn der Vortrag über seine epochemachende Erfindung war ausgezeichnet, sowohl was Sprachbeherrschung wie die einfache, schöne und klare Vortragsweise des Redners anbelangte.

Es war im Hotel der „Illustration", des bekannten Blattes, wohin die Direktion der genannten Zeitung und Professor A. Korn etwa 600 Personen Rendez-vous gegeben hatten, und schon um 9 Uhr füllte sich der Saal mit festlich geschmückten Menschen, die den Ausführungen des Münchener Gelehrten mit großer Spannung folgten. Der Minister der öffentlichen Arbeiten, Barthou, der Unterstaatssekretär der Post, Simyan, der deutsche Botschafter, Fürst Radolin, der chinesische Gesandte, Mitglieder der englischen Botschaft, sowie die Spitzen der Académie de France und der Gelehrtenwelt waren anwesend.

Es sollte gezeigt werden, daß man Photographien auf alle beliebigen Entfernungen vermittels Telegraphen- oder Telephondraht übertragen kann; zu diesem Zwecke war eine Leitung geschaffen worden, die von Paris nach Lyon und wieder zurück nach Paris in den Saal der Zeitung ging, wo auch die Empfängerstation angebracht war. Professor Korn geht von dem Grundsatz aus, daß man, wie bei einer elektrischen Lampe, verschiedene Lichtstärken hervorrufen kann, je mehr oder weniger Strom man dem Lichte zuführt. Er hat dieses so einfach scheinende System auch auf seine Experimente angewandt und mit vollem Erfolge. Schon lange Zeit hatten die Gelehrten versucht, das Problem der Fernphotographie zu lösen, so Senlecq d'Ardres vor 30 Jahren, Perosino 2 Jahre darauf, dann Paiva, Ayrton und Perry, Carey, Bidwell und kürzlich erst ein Gelehrter aus Nancy, Eduard Belin. Doch alle gingen davon aus, daß sie die Photographie in ganz kurzer Zeit übermittelt wissen wollten, und das gelang nicht, — und ist auch heute noch nicht gelungen.

Professor Korn führte aus, daß 1000 Telegraphendrähte notwendig wären, um eine Photographie in einer drittel Sekunde zu übermitteln und — das würde zuviel kosten. Professor Korn nimmt an, daß die zu telegraphierende Photographie in 100 vertikale Linien geteilt sei, und jede dieser Linien wieder in 100 kleine Vierecke, so wäre also das Bild in 10,000 Parzellen geteilt. Um nun zu „telephotographieren", würde es genügen, jede dieser Parzellen, ihrer Lichtdurchlässigkeit nach, vor einen elektrischen Strom zu bringen. Mit Hilfe einer Platte des Metalls Selen, das die Eigenschaft hat, die elektrischen Lichtstrahlen, die es aufnimmt, in Energie zu verwandeln, gelang es dem Münchener Gelehrten, im Jahre 1904 auf der Strecke München-Nürnberg seine Photographie in 40 Minuten zu „telegraphieren". 1905 hatte er seine Apparate so vervollkommnet, daß er das Bildnis des Prinzregenten Luitpold erst in 24 Minuten und dann in 12 Minuten übertragen konnte. Die Selenplatte hatte aber eine störende Eigenschaft; sie wirkt zu langsam. Professor Korn löste die Schwierigkeit in der Weise, daß er eine zweite Selenplatte am Geber einschaltete, die die störenden Wirkungen der Empfänger-Selenplatte aufhob. So war also der letzte Stein aus dem Wege geräumt, und es gelingt jetzt Professor Korn, eine Photographie auf mehrere 1000 Kilometer in 6 Minuten zu übermitteln. Auf die weiteren technischen Einzelheiten einzugehen ist unnötig, da Professor Korn selbst Mitte Februar einen Vortrag in München im Verein für Naturkunde halten wird.[1])

Es wurden dann vom Projektionsapparat sechs telegraphische Photographien vorgeführt, das Bild Kaiser Wilhelms II., König Eduards, Roosevelts, Poincarés, des Pariser Lehrers Korns, schließlich das Bild des französischen Präsidenten, das mit Beifallsstürmen begrüßt wurde. Die Photographie Fallières wurde während der Konferenz innerhalb 12 Minuten auf dem Wege Paris—Lyon—Paris (1024 Kilometer) telegraphisch übermittelt und brachte so den Beweis, daß die Kombinationen und die Apparate Professor Korns richtig sind. Von großer Wichtigkeit wird diese Erfindung für die Kriminalistik sein, wenn es gilt, das Bild eines Verbrechers schnell zu verbreiten; ebenso kann man meteorologische Karten auf diesem Wege innerhalb weniger Minuten überallhin telegraphieren. Den größten Nutzen werden jedoch die illustrierten Zeitschriften aus der Erfindung ziehen können. Das hat die Redaktion der Illustration als erstes Blatt der Welt richtig erfaßt und mit Professor Korn einen Vertrag auf vorläufig 2 Jahre abgeschlossen, seine Apparate für die Beförderung wichtiger Photographien benützen zu dürfen. Vorerst werden vier Stationen eingerichtet, in München, Berlin, Paris und London; die ersten Aufnahmen sollen im Sommer stattfinden, wenn der berühmte Ingenieur Carpentier die Apparate nach den Modellen Professor Korns fertiggestellt haben wird. Wie schon oben gemeldet, erntete Professor Korn den reichsten Beifall für seinen Vortrag, dem eine Besichtigung der Maschinenanlagen der Illustration folgte, während im ersten Stock ein wohlbesetztes Bufett von der Direktion den Gästen geboten wurde.

Wir Deutsche aber sollen und können stolz sein, daß es ein Deutscher ist, der durch die Erfindung die Fernphotographie der deutschen Technik und Wissenschaft ein neues Ruhmesblatt beigefügt hat, — wenn es auch eine französische Gesellschaft war, die in kluger Weitsicht sich die Erfindung für 2 Jahre lang gesichert hat. Doch hoffen wir, daß später auch die deutschen Gesellschaften sich der Fernphotographie annehmen und dem Beispiel des französischen Blattes folgen.

Paris. Nikolaus Artes.

[1]) Vgl. auch den Aufsatz von Ingenieur Gustav Will in Nr. 285 des Jahrganges 1906 der Beilage.

Bücher und Zeitschriften.

J. J. Wilhelm Heinse und die Aesthetik zur Zeit der deutschen Aufklärung. Von Dr. Emil Utitz. Eine problemgeschichtliche Studie. Halle 1906. 96 S. 2.60 Mark.

Die vorliegende Arbeit füllt eine Lücke aus: Heinses ästhetische Anschauungen, über die sich bis jetzt ausschließlich Literarhistoriker vernehmen ließen, werden hier von einem Philosophen behandelt. In übersichtlichem Aufbau schildert der Verfasser in einem einleitenden ersten Kapitel die „Aesthetik in Deutschland

beim Auftreten Heinses" (um 1770), in einem zweiten, dem Hauptkapitel, „J. J. W. Heinse" selbst, sein Leben, seine ästhetischen Anschauungen, deren Wandel und Ausbau, endlich in einem recht kurzen dritten Kapitel die „Aesthetik in Deutschland beim Tode Heinses" (um 1800). Wertvoll ist z. B. die klare Gegenüberstellung der Klassizisten Winckelmann, Lessing, Mengs und der Empiriker Klopstock, der junge Goethe, Herder, Heinse, zwischen welchen beiden Gruppen der Dresdener Hagedorn eine vermittelnde Stellung einnimmt, wertvoll und soweit ich sehen kann neu die Erkenntnis mehrfacher Uebereinstimmungen in den ästhetischen Anschauungen Heinses mit denen Herders, während doch die zwei Dichter sonst in Literatur und Leben recht verschiedene Wege gingen, wervoll die feste zusammenfassende Formulierung Heinseſcher Grundgedanken (S. 81 ff.), die freilich trotz des Verfassers eigener Abwehr für den Empiriker Heinse allzu systematisch anmutet. Ueber manche Ausführungen des Verfassers steht dem Philosophen allein das Recht der Kritik zu; doch darf ich nicht verschweigen, daß mir einiges, wie etwa die musikästhetischen Auseinandersetzungen, anfechtbar, anderes, wie etwa die Neuheit der Gedanken in den „Düsseldorfer Gemäldebriefen" nicht genügend betont erscheint. Der Romantik vollends vermag der Verfasser (S. 88 ff.) nicht gerecht zu werden (wie denn auch sein garnischtes Auftreten gegen Marie Joachimis Werk „Die Weltanschauung der Romantik" in einem Buch über Heinse recht wenig am Platz erscheint) und die ganz abfällige Behandlung Wackenroders dürfte zum mindesten dessen tatsächlichen Einfluß auf die deutsche Kunstentwicklung weit unterschätzen (der vortreffliche Aufsatz Wölfflins über Wackenroder — in der Festschrift für Michael Bernays von 1893 — scheint dem Verfasser entgangen zu sein). Daß Heinse lange nach seinem Tode nochmals starke Wirkungen auch mit seinen ästhetischen Anschauungen ausgeübt hat auf die Führer des „Jungen Deutschland", auf Laube und Gutzkow (wie man ja neuerdings wieder von einer Art Heinse-Renaissance sprechen kann), kommt infolge der zeitlichen Abgrenzung der vorliegenden Arbeit darin ebensowenig zur Erörterung, als das Fortleben und der Ausbau seiner Musikästhetik bei Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, Robert Schumann und Richard Wagner.

München. Emil Sulger-Gebing.

Entscheidungen des Reichsmilitärgerichts betrachtet vom Standpunkte des Frontoffiziers, von v. Schwartzkoppen, Oberstleutnant à l. s. der Armee und Adjutant des Präsidenten des Reichsmilitärgerichts.

Das Buch gibt dem Frontoffizier, für den es in erster Linie geschrieben ist, in gefälliger Form eine gute Auslese grundlegender reichsmilitärgerichtlicher Entscheidungen und eine Zusammenstellung der in ihnen ausgesprochenen militärdienstlichen Grundsätze. Die den einzelnen Materien gegebenen Ueberschriften machen die Darstellung sehr übersichtlich, und die vom militärischen Standpunkt aus zu den Entscheidungen gemachten Ausführungen, sowie die aus denselben für die Dienstpraxis gezogenen Lehren sind für jeden Offizier zweifellos in hohem Grade instruktiv. Die Mitteilung einer Anzahl bisher ungedruckter Entscheidungen erhöht den Wert des Buches, das auch dem Juristen durchaus sympathisch ist.

Colmar i. E. H. Hauck.

Die Trunksucht und ihre Abwehr. Von Dr. A. Baer und Dr. B. Laquer. Zweite, umgearbeitete Auflage. Verlag von Urban u. Schwarzenberg, Berlin und Wien 1907. 242 Seiten. 6 M, geb. 7.50 M.

Das bereits durch seine erste Auflage bestens bekannte Werk liegt in zweiter Auflage vor. Die namentlich im letzten Dezennium zu großem Umfange angewachsene Literatur über die Alkoholfrage ist in denkbar reichster Weise mit verwertet und zitiert worden. Die Darstellung ist überall rein sachlich, und gerade diese allenthalben streng gewahrte Objektivität des Werkes redet eine beredtere Sprache gegen den Alkoholismus mit seinen schädlichen Wirkungen und Folgen für das Individuum und die Gesellschaft, als der zelotische Eifer mancher anderer Schriften.

Im ersten Teil werden die physiologischen und pathologischen Wirkungen des Alkohols auf den menschlichen Organismus genau erörtert, wie sie sich durch das Experiment und die klinischen Erfahrungen dokumentieren. Der zweite Teil behandelt die Trunksucht und ihre Folgen in individueller und sozialer Beziehung und bringt vor allem zahlreiche statistische Ergebnisse fast aller zivilisierten Länder über Alkoholkonsum und Sterblichkeit, über Trunksucht und geistiges Leben, über Trunksucht und Verbrechen, Familienleben, Selbstmord usw. Ueberall tritt hier die ungünstige schädigende Wirkung des Alkoholismus klar hervor, manchmal in geradezu erschreckender Weise.

Der letzte Teil behandelt die Abwehr der Trunksucht, die zunächst von der menschlichen Gesellschaft, aber auch vom Staat aus in noch viel lebhafterer und energischerer Weise als jetzt in Angriff genommen werden muß.

Es kann auf Einzelheiten des ausgezeichneten Werkes hier nicht weiter eingegangen werden. Es soll aber nochmals betont werden, daß ihm in jeder Beziehung einer der ersten Plätze in der reichhaltigen Literatur über die Alkoholfrage gebührt.

Heilanstalt Döfen. Max Liebers.

* **Das Deutsche Kolonialreich.** Eine politisch-geographische Studie von Bruno Felix Hänsch. (Sonderabdruck aus der Geographischen Zeitschrift. 12. Jahrgang.) Leipzig 1906, B. G. Teubner. 36 Seiten. 0.80 M.

Zu den mannigfachen Büchern und Broschüren über Wert und Unwert, momentane Bedeutung und erhoffte Entwicklungsfähigkeit unserer Kolonien ist die vorliegende kleine Schrift eine erwünschte Ergänzung. Sie betrachtet vom politisch-geographischen Standpunkt aus unseren Kolonialbesitz und schließt auf seinen Wert für die Heimat aus den exakt feststellbaren Prämissen der geographisch-politischen Verhältnisse. Im Mittelpunkt der Erörterung stehen die afrikanischen Besitzungen des Deutschen Reiches, kurz wird der Inselbesitz in der Südsee behandelt, von Kiau-tschou merkwürdigerweise ganz geschwiegen. Was aber zur Charakterisierung der einzelnen afrikanischen Kolonialgebiete gesagt wird, bietet viel Lehrreiches und eröffnet trotz seiner wissenschaftlichen Haltung auch dem Laien einen interessanten Einblick in die ihm zunächst fremde geographisch-politische Betrachtungsweise.

Manche bittere Wahrheit wird festgestellt und findet in einem treffenden Wort prägnanten Ausdruck: „Die englischen Inseln vor deutschen Küsten sind deutscherseits Brandmale einer politisch-geographisch denkschwachen Zeit." — Es wird auf die große politische Kraft hingewiesen, deren Träger gewaltige Räume sein können, aber auch auf die große Gefahr, die sie in sich bergen. Wie sich denn jetzt in unserem südwestafrikanischen Besitz in allen kriegerischen Operationen der Raum als Mitkämpfer und furchtbarer Bundesgenosse unserer Feinde erwies. „Es ist zweifellos der gewaltigste Schaden unserer Kolonialpolitik, der in Deutsch-Südwestafrika gerade zu den bittersten Folgen geführt hat, daß man die unendliche widerstrebende Macht des Raumes nicht erkannt und sich des einzigen Mittels zu ihrer Bewältigung, des Verkehrs, zwanzig Jahre hindurch fast nicht bedient hat. Wann endlich wird man aus den gegebenen politisch-geographischen Bedingungen die unerbittlichen Konsequenzen ziehen?"

---

* **Zeitschriften-Literatur.** Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. Herausgegeben von der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte. W. Kohlhammer, Stuttgart. Neue Folge. 16. Jahrgang 1907. Das 1. Heft wird eröffnet mit Paul Speltachers Bild vom Krieg in Siebenbürgen, das Mehring mitteilt. — Bossert liefert in dem Artikel Ber. scolaris de Tuwingen einen Beitrag zur Geschichte des Unterrichts in Schwaben. — Aus einem württembergischen Pfarrersleben um die Wende des 16. Jahrhunderts berichtet Leopold Oeleuheinz. — E. Gradmann schildert das Judenschloß in Talheim an der Schozach. — Nach den Pfarrer Zähringerschen Aufzeichnungen macht G. Merk Mitteilungen über das Amt Jagstberg und seine Verwalter, namentlich von 1610 bis zum Aufhören des Amtes. — Weizsäcker publiziert mit einführenden Erläuterungen zwei Quellenschriften aus der Zeit der zweiten Zerstörung von Calw im September 1892. — Dem jenischen Vokabular in dem Aufsatz: „Jenisch in Pfedelbach" (Jahrgang 1904, 2, 208 ff.) läßt F. X. Mayer in seiner Arbeit: Jenisch in der Verbrecherwelt, zur Ergänzung weitere etwa 300 Wörter und Redensarten aus der Handwerksburschen-, Stromer- und Verbrecherwelt, aus Gefängnis und Zuchthaus Württembergs folgen. — Schließlich liefert Greiner eine Geschichte des Ulmer Spitals im Mittelalter.

Historische Zeitschrift. Begründet von H. v. Sybel. Herausgegeben von Friedrich Meinecke. Das 2. Heft des 98. Bandes enthält an erster Stelle einen Aufsatz von Louis Erhardt über „die Anfänge und Grundbedingungen der Geschichte", in dem mit gesundem geschichtlichen Sinne namentlich die Abgrenzung der Prähistorie von der eigentlichen Geschichte behandelt wird. — Benedictus Niese bringt einen gehaltvollen Aufsatz über „Volksverfassung, Dienstpflicht und Heerwesen Griechenlands", der eine lebendige Anschauung der militärischen Einrichtungen im alten Hellas vermittelt. — Joh. Müller berichtet von „Nürnbergs Botschaft nach Spanien zu Kaiser Karl V. im Jahre 1519", dieser interessanten Episode aus dem Kampfe Nürnbergs mit dem Markgrafen von Brandenburg um die Behauptung der reichsstädtischen Zollfreiheiten. Lehrreich weiß er den lokalgeschichtlichen Ausgangspunkt seiner Studie zu allgemeineren geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Ausblicken

zu erweitern. — In den Miszellen des Heftes teilt Wittichen mehrere charakteristische Briefe von Gentz an Leop. v. Ranke mit. — Den zweiten Teil des Heftes bilden Rezensionen, Notizen und Nachrichten.

Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine. Vertrieb bei E. S. Mittler u. Sohn, Berlin SW. 68. Das 1. Heft des 55. Jahrganges (Januar 1907) enthält den Bericht über die Hauptversammlung des Vereins in Wien vom 25. bis 28. September 1906 mit den Vorträgen Fourniers: Oesterreich und Preußen im 19. Jahrhundert, und Pfisters: Der Tag von Jena seine politischen und militärischen Voraussetzungen. Alsdann wird über die Wirksamkeit der einzelnen Vereine unterrichtet. Archivwesen, Denkmalschutz und Denkmalpflege, kleine Mitteilungen usw. machen den Schluß. — Dem Hefte liegt das Inhaltsverzeichnis des vorigen Jahrganges bei.

Allgemeine Rundschau.

Ueberfüllung der gelehrten Berufe.

Die letzten Frequenzziffern der deutschen Universitäten haben wiederum ein unheimliches Anschwellen der Zahl der Studierenden aller Fakultäten (mit Ausnahme derjenigen der Theologie) ergeben; auch nach Abzug der Ausländer eilt die Frequenzsteigerung dem natürlichen Wachstum der Bevölkerung weit voraus. So erfreulich nun auch in gewisser Hinsicht diese Tatsache erscheinen mag, indem sie von dem Aufwärtsstreben breiter Volksschichten zeugt — denn es sind bekanntlich durchaus nicht ausschließlich die begüterten Klassen, aus denen sich unsere Studenten rekrutieren —, so begründet ist die Sorge, wie denn diese immer wachsende Legion von Anwärtern für die freien Berufe ein standesgemäßes Unterkommen finden und was aus der zweifellos sehr großen Zahl der Ueberschüssigen werden soll. Die Gefahr eines gelehrten Proletariats ist nahegerückt.

Nicht am wenigsten leidet zurzeit unter dem Zuviel des Nachwuchses der juristische Beruf. Nach einer vor kurzem in der Deutschen Juristen-Zeitung veröffentlichten Mitteilung betrug in Preußen die Zahl der Referendare am 1. August 1906 7003, während man 1879 erst 3226 zählte. Die Ziffern der letzten fünf Jahre (1902—1906) lauten: 5319, 5718, 6154, 6524, 7003. In Mecklenburg beläuft sich die Zahl der Assessoren etwa auf das Doppelte des Bedarfs. Aehnlich, wenn nicht schlimmer, steht es in den meisten anderen Bundesstaaten, vornehmlich in Bayern und Baden.

Es ist zu wünschen, leider aber nicht sicher zu erwarten, daß später, d. h. sobald die Erkenntnis von der Ueberfüllung des juristischen Studiums in weitere Kreise gedrungen ist und zur praktischen Nutzanwendung geführt hat, auf die Flut die Ebbe folgen wird. Zunächst aber gilt es, den vorhandenen überschüssigen Kräften nach Möglichkeit Wege zu weisen, die vor völligem Brachliegen bewahren. Da ist es ein günstiger Umstand, daß unser hoch entwickeltes wirtschaftliches Leben in steigendem Maße volkswirtschaftlich und auch juristisch geschulter Kräfte bedarf. Handelskammern, landwirtschaftliche und Handwerkskammern, Banken, Kartelle und Ringe wie die wachsende Zahl der Riesenbetriebe überhaupt zeigen eine steigende Aufnahmefähigkeit für Juristen; nicht minder bedarf das gewaltige Bauwerk der öffentlich-rechtlichen Zwangsversicherung (Kranken-, Unfall-, Invalidenversicherung) manches rechtskundigen Werkmeisters und Mitarbeiters.

Noch auf ein weiteres Gebiet sei hingewiesen, in welchem der Bedarf an juristischen Kräften in fortwährendem Wachsen begriffen ist, nämlich auf das private Versicherungswesen, und hier in erster Linie auf die Haftpflicht-Versicherung. Dieser letztere Versicherungszweig kann vermöge seiner Eigenart des juristischen Mitarbeiters gar nicht entbehren. Beschäftigt doch z. B. ein einziges derartiges Institut mehr als 20 Juristen mit Richterqualifikation und ebensoviele Referendare.

Hierzu kommt, daß gerade die Tätigkeit in der Haftpflicht-Versicherung juristisch vielseitig ist und überdies gute Gelegenheit zur Fortbildung in dem einmal erwählten Fache bietet. Vermag man auch in alledem kein durchgreifendes Mittel zur Beseitigung des besprochenen Uebelstandes zu sehen, so wird doch der Wirkungskreis, welcher, dank jenen Einrichtungen, in immer steigendem Maße der juristischen Beschäftigung sich erschließt, einem beträchtlichen Prozentsatz der überschüssigen Kräfte Arbeitsgelegenheit und damit Existenzmöglichkeit gewähren.

Kleinere Mitteilungen.

m. **Erdbeben-Registrierung.** Nach den Registrierungen der Münchener Erdbebenwarte waren in der zweiten Hälfte des Januar nur selten geringe Erdbebenbewegungen wahrzunehmen. Am 2. Februar, vormittags 9 Uhr 11½ Min., jedoch wurde wiederum eine mäßig heftige Erschütterung aufgezeichnet, deren Ausgangspunkt im südlichen Europa in etwa 800 Kilometer Entfernung von München zu suchen ist.

Bü. **Der Nationalbibliothek in Athen** hat der in Athen verstorbene Güterverwalter und Haushofmeister des Königs von Griechenland N. Thon eine reiche Sammlung von Patriarchalschreiben aus dem 18. und 19. Jahrhundert vermacht. Die bereits übernommenen Manuskripte bieten nicht unbeträchtlichen neuen Stoff für die Erforschung der inneren und äußeren Geschichte des türkischen Orients.

* **Personalien.** Der Universitätsprofessor Dr. Karl Weule, Direktor des Leipziger Museums für Völkerkunde, ist kürzlich von einer neunmonatigen Forschungsreise aus dem Innern Afrikas mit reichen Ergebnissen nach Leipzig zurückgekehrt. — In Heidelberg ist vor einigen Tagen der auch als Novellist bekannte evangelische Stadtpfarrer Adolf Schmitthenner im Alter von 52 Jahren gestorben. — In seiner Heimat Mitylene (auf Lesbos) ist der bekannte griechische Philologe und Dichter Dimitrios N. Vernardakis im Alter von 73 Jahren gestorben. Er gehörte zu den hervorragenden Geistern des Neugriechentums. Vernardakis, der von 1856 bis 1860 in München und Berlin studiert hat, war von 1865 bis 1869 und später im Jahre 1882 ordentlicher Professor der Geschichte und Philosophie an der Athener Universität. Seit 1883 lebte er ununterbrochen in seiner Heimat Mitylene, wo er sich gelehrten Studien und seiner dichterischen Tätigkeit widmete. — In St. Petersburg ist am 2. Februar der große russische Chemiker Dmitrij Ivanovic Mendelejew, der Begründer des periodischen Systems der chemischen Elemente, gestorben.

Hochschulnachrichten.

* **Würzburg.** Der außerordentliche Professor der Universität Greifswald Dr. Fritz Knapp hat den Ruf für das neu zu errichtende Extraordinariat der neueren Kunstgeschichte an der hiesigen Universität angenommen.

H. **Freiburg i. Br.** Der charakterisierte außerordentliche Professor Dr. Adolf Schüle ist zum etatmäßigen außerordentlichen Professor der gerichtlichen Medizin an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Berlin.** Wie hiesige Blätter melden, vollziehen sich in der Besetzung des nationalökonomischen Unterrichts an der Technischen Hochschule in Charlottenburg weitere Veränderungen. Nachdem der Vizepräsident des früheren Reichstages Professor Paasche vom Lehramt zurückgetreten war und nicht sein früherer Substitut Dr. Köhne, sondern Professor Bornhack mit seinem Lehrfach betraut worden war, stellt jetzt auch Professor Warschauer, der sehr geschätzte Lehrer, seine Lehrtätigkeit ein. Die Regierung beabsichtigt, das Amt Professor v. Halle zu übertragen, doch scheinen sich der Berufung noch von seiten der Hochschule selbst Schwierigkeiten entgegenzustellen. Ob freilich angesichts der Erfahrungen, die man unter dem herrschenden System gemacht hat, der Widerstand der Professoren nachhaltig sein wird, das wird, wie die Vossische Zeitung bemerkt, abzuwarten sein. — Der seit 11 Jahren als ordentlicher Professor der darstellenden Geometrie an der Technischen Hochschule zu Darmstadt wirkende Professor Schefers hat einen Ruf an die hiesige Technische Hochschule in Charlottenburg angenommen.

hc. **Rostock.** Professor Dr. Otto Kern, Ordinarius der klassischen Philologie an der hiesigen Universität, hat den Ruf nach Halle angenommen.

hc. **Göttingen.** Dem hiesigen Privatdozenten für Psychiatrie Dr. Wilhelm Weber ist der Professortitel verliehen worden.

H. **Zürich.** Professor Dr. Alfred Ernst hielt am 2. Februar seine Antrittsrede an der Universität über das Thema: „Die Flora der Vulkaninsel Krakatau".

H. **Basel.** Professor Dr. Voit, der seit letztem Herbst als Nachfolger v. His' den Lehrstuhl für innere Medizin an der hiesigen Universität inne hat, hat einen an ihn ergangenen Ruf an die Universität Gießen abgelehnt.

* **Genf.** Hier ist am 26. Januar der ordentliche Professor der Geburtshilfe und Direktor der Gynäkologischen Klinik Dr. Alcide Jentzer im Alter von 57 Jahren gestorben

Büchereinlauf.

Geographie und Völkerkunde.

Max Schlagintweit: Verkehrswege und Verkehrsprojekte in Vorderasien. Mit Skizze. (Schriften der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft, herausgegeben von Vosberg-Rekow. 2. Heft.) München 1906. Hermann Paetel. 41 S.

Bruno Fritz Hänsch: Das deutsche Kolonialreich. Eine politisch-geographische Studie. Sonderabdruck aus der Geographischen Zeitschrift. 12. Jahrgang. Leipzig 1906. B. G. Teubner. 36 S. (80 Pfg.)

Wilh. Jensen: Durch den Schwarzwald. 2. Auflage. Leipzig 1903. F. F. Amelang. 437 S. (3 M.)

Kriegswissenschaft und Militärwesen.

Ludwig Schmitz: Aus dem Feldzuge 1870/71. Tagebuchblätter. 2. Auflage. Hierzu ein Lichtdruckbild, 3 Textskizzen und 1 Karte in Steindruck. Berlin 1907. E. S. Mittler u. Sohn. 325 S. (geh. 4 M, geb. 5 M.)

Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika, bearbeitet v. d. kriegsgeschichtlichen Abteilung I des Großen Generalstabes. 4. Heft: Der Hottentottenkrieg; der Ausbruch des Aufstandes, die Kämpfe am Auob und in den Karasbergen. Mit 8 Skizzen und 13 Abbildungen. Berlin 1907. E. S. Mittler u. Sohn. 106 S.

Mathematik und Naturwissenschaft.

Karl Ruß: Der Kanarienvogel, seine Naturgeschichte, Pflege und Zucht. 11. Auflage. Mit 3 Farbendrucktafeln und zahlreichen Textbildern, herausgegeben von R. Hoffschildt-Berlin. Magdeburg 1906. Creutz.

C. G. Schillings: Der Zauber des Elescho. Mit 318 Abbildungen, meist photographischen Original-Tag- und Nachtaufnahmen des Verfassers, urkundtreu in Autotypie wiedergegeben. Leipzig 1906. R. Voigtländer. 496 S. (geh. 12.50 M, geb. 14 M.)

Landwirtschaft.

Karl Schoßleitner: Gestüt-Buch der zwölf Pinzgauer Pferdezucht-Genossenschaften im Herzogtum Salzburg. 2. Bd. Mit 34 Abbildungen. (Archiv für Landwirtschaft. Herausgeber Robert Hitschmann und Hugo Hitschmann. Nr. 40.) Wien 1906. Robert Hitschmann u. Hugo Hitschmann. 430 S. (7 Kr.)

Philosophie und Aesthetik.

Martin Ganghöfer: Religion und Christentum von den Standpunkten aus beurteilt, auf welche uns die Naturwissenschaften und die Seelenlehre stellen. 2 Teile. Halle a. S. 1904. Gebauer-Schwetschke. 224 u. 62 S.

Emil Arnoldt: Gesammelte Schriften. Nachlaß. Band 2: Erläuternde Abhandlungen zu Kants Kritik der reinen Vernunft. Berlin 1907. Bruno Cassirer. 278 S.

A. Meyenberg: Ob wir ihn finden? Gedankenwanderungen durch Großwelt und Kleinwelt, Innenwelt und Außenwelt. (Brennende Fragen. 2. Heft.) Luzern 1907. Räber u. Cie. 214 Seiten.

Bildende Kunst, Theater und Musik.

Richard Bürkner: Richard Wagner, sein Leben und seine Werke. Jena 1906. Hermann Costenoble. 317 S. (geh. 6 M, geb. 7 M.)

Georg Hager: Die Kunstdenkmäler von Oberpfalz und Regensburg. Heft 7: Bezirksamt Oberviechtach. Mit 6 Tafeln, 73 Abbildungen und einer Karte. München 1906. R. Oldenbourg. 84 S. (3.50 M.)

Ludwig van Beethovens sämtliche Briefe und Aufzeichnungen. 2. Band: 1815—1822. Herausgegeben von Fritz Prelinger. Wien u. Leipzig 1907. C. W. Stern. 375 S.

Fritz Burger: Studien zu Michelangelo. Mit 6 Lichtdrucktafeln und 7 Autotypien. (Zur Kunstgeschichte des Auslandes, Heft 49.) Straßburg 1907. J. H. Ed. Heitz. 44 S.

Heinrich Wölfflin: Renaissance und Barock. Eine Untersuchung über Wesen und Entstehung des Barockstils in Italien. 2. Auflage bearbeitet von Hans Willich. München 1907. F. Bruckmann. 123 S. (4.80 M.)

Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte.

Anton Schlossar: Anastasius Grün. Sein Leben und Schaffen. Mit 6 Bildnissen, 6 Abbildungen, 2 Titelkupfern der ersten Ausgaben und einem Briefe als Handschriftprobe. Sonderabdruck aus Anastasius Grüns sämtlichen Werken in 10 Bänden. Herausgeg. von Anton Schlossar. Leipzig 1907. Max Hesse. 200 S. (1.50 M.)

Gustav Falke als Lyriker. Eine Einführung von M. Spanier. 4. Auflage. Hamburg 1907. Alfred Janssen. 50 S. (60 Pfg.)

Goethes Werke. Herausgegeben von Karl Heinemann. 18. Band: Bearbeitet von Theodor Matthias. 23. Band: Bearbeitet von Otto Harnack. (Meyers Klassiker-Ausgaben. Herausgegeben von Ernst Elster.) Leipzig und Wien 1907. Bibliographisches Institut. 477 und 411 S. (per Band geb. 2 M.)

Erinnerungen der Kaiserin Katharina II. Von ihr selbst geschrieben. Nach Alexander v. Herzens Ausgabe neu herausgegeben von G. Kuntze. Mit mehreren Porträts und einem Nachtrag aus den Erinnerungen der Fürstin Daschkoff. (Memoirenbibliothek 2. Serie. Band 13.) Stuttgart 1907. Robert Lutz. 343 S. (brosch. 6 M, geb. 7 M.)

Lubowitzer Tagebuchblätter Joseph v. Eichendorffs. 1788—1857. Mit Erläuterungen herausgegeben von Alfons Nowack. Groß-Strelitz 1907. A. Wilpert. 162 S. (2.25 M.)

Moderne Literatur.

Engelbert Keßler: Eine lyrische Bergpredigt. Natur- und Stimmungsbilder vom St. Gebhardsberg. 2. Auflage. Wien u. Leipzig 1906. C. W. Stern. 27 S. (1 M.)

Altbayerische Sagen. Ausgewählt vom Jugendschriftenausschuß des Bezirkslehrervereins München. Buchschmuck von W. Roegge jun. München 1907. Verlag der Jugendblätter. 156 S. (1 M.)

Anna Papritz: Die Welt, von der man nicht spricht! Aus den Papieren einer Polizeibeamtin. Leipzig 1907. Felix Dietrich. 45 S.

Hermann Dahl: Das Reich in uns. Roman. Berlin 1906. F. Fontane u. Co. 338 S. (5 M.)

Hermann Bahr: Grotesken. Der Klub der Erlöser. — Der Faun. — Die tiefe Natur. Wien 1907. Carl Konegen. 264 S.

Max J. Wolff: Die Schönheitssucher. Roman. Berlin 1906. F. Fontane u. Co. 428 S. (5 M.)

Ida Boy-Ed: Um ein Weib. Roman. Berlin 1907. Alfred Schall. 416 S. (geh. 5 M, geb. 6 M.)

H. A. Revel: Ihr Problem. Die Geschichte des sexuellen Problems Einer. 1.—2. Auflage. Leipzig 1907. Scholz u. Maerter. 119 S. (2 M.)

Arthur Pfungst: Poems. Translated by E. F. L. Gauss. With Preface by T. W. Rhys Davids. London 1906. Kegan Paul, Trench, Trübner & Co. Ltd. 145 S.

O. Wittstock: Der sechste Tag. Aus den Briefen einer siebenbürgisch-sächsischen Lehrerin. Berlin 1907. Karl Curtius. 231 S. (brosch. 1.80 M, geb. 2.50 M.)

Die Lebensführung im hohen Alter.

Von Primararzt **Dr. Josef Hermann.**

Vierte Auflage. — Soeben erschienen! [22165]

Preis Mk. 1.50, elegant gebunden (Geschenkband) Mk. 2.—

Zu beziehen vom Verlag von **Otto & Co., Leipzig-R. 70.**

„Wer wünscht nicht alt zu sein, ohne zu leiden? Geben Sie Ihren betagten Eltern oder Grosseltern dieses gediegene Buch eines 85jährigen Greises in die Hand, sie werden darüber hocherfreut sein!"

Die Schrift enthält eine Fülle praktischer Lebenserfahrung und wird jedem älteren Herrn, jeder älteren Dame eine Herzensfreude bereiten. Sie ist den Augen alter Leute angepasst in grossen Lettern gedruckt.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien: (16305)

Neue Kommunal-Gewerbesteuern.

Eine sozial-wirtschaftliche Studie.

Von

Dr. Robert Brunhuber.

Preis: 60 Pf.

An unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen **Anfragen** oder **Bestellungen,** welche auf Grund der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung besprochenen

Bücher und Verlagswerke

erfolgen, sich gefl. auf die Beilage zur Allgemeinen Zeitung **beziehen zu wollen.**

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Mittwoch, 6. Februar. Nummer 31.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Eine Kontroverse über den Index. Von Professor D. Dr. F. X. Kiefl (Würzburg).

Zur internationalen Bekämpfung des Mädchenhandels (Pariser Kongreß 1906). (Schluß.) Von Professor Dr. G. v. Mayr, kaiserlicher Unterstaatssekretär z. D. (München).

Die alten deutschen Handschriften Bayerns.

Bücher und Zeitschriften.

Johannes Klaudius: Johann Christian Brandes, ein Angehöriger der deutschen Bühne zur Zeit Lessings.

Allgemeine Rundschau.

Nephrit.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Eine Kontroverse über den Index.

Der plötzliche Tod von Herman Schell, der jähe Zusammenbruch einer herrlichen, auf dem Zenith ihrer Entwicklung stehenden Kraft, hat naturgemäß die Frage ausgelöst, welche Wirkung auf das tragische Ende des einflußreichsten katholischen Theologen der Neuzeit die Indizierung seiner Werke geübt habe. Ich habe in meinem Schell-Nekrolog im Hochland vom theologisch fachmännischen Standpunkte aus bewiesen, daß die kirchliche Gesetzgebung mit ihren Akten der sogenannten äußeren Lehrpolizei keineswegs eine Aechtung der Person des betreffenden Gelehrten intendiere. Ich berief mich dafür auf das Beispiel der von mir wissenschaftlich geschätzten Jesuitentheologen Bellarmin und Suarez, welche ebenfalls mit der kirchlichen Bücherzensur in Konflikt kamen, was nicht hinderlich war, daß ersterem selbst die Ehre der Altäre zugedacht wurde und wird. Diese Exemplifikation, welche dem Zusammenhang nach durchaus keine Unfreundlichkeit nach irgend einer Seite hin in sich schloß, ist Gegenstand nachdrücklichen und recht unfreundlichen Widerspruches seitens der von den Jesuiten herausgegebenen Laacher Stimmen und des Verfassers eines Buches über den Index Leos XIII., Joseph Hilgers S. J., geworden. Eine quellenmäßige Beleuchtung des Fragepunktes dürfte auch vor einem wissenschaftlichen Forum eines aktuellen Interesses nicht entbehren.

Ausgangspunkt einer authentischen Beurteilung der Indizierung Bellarmins kann nur dessen eigene Darlegung in seiner von Döllinger und Reusch herausgegebenen Selbstbiographie sein. Dort berichtet Bellarmin: „Der Papst war mir feindselig gesinnt, weil er in meinen Büchern die Behauptung gefunden hatte, der Papst sei nicht der direkte Herr der ganzen Welt." (S. 62.) „Sixtus V. hat meine Kontroversen auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt, bis sie verbessert würden. Aber nach seinem Tode ließ die heilige Kongregation der Riten meinen Namen wieder aus dem Index streichen." Die offizielle „Geschichte der Gesellschaft Jesu" von Sacchini sagt (V, I, 499), Sixtus habe sich durch keine Vorstellungen der Gelehrten und der Kardinäle davon abhalten lassen, Bellarmins Werk in den Index zu setzen. Nach dem Tode des Sixtus sei das Buch Bellarmins durch die Indexkongregation von der Zensur befreit worden (omni nota liberatus). In der von den Jesuiten herausgegebenen Biographie Bellarmins heißt es: Die Gegner Bellarmins hätten, dem Papste schmeichelnd (wie das an Höfen zu geschehen pflege), darauf hingearbeitet, daß Bellarmins Werke indiziert würden. Der Schwindel habe Erfolg gehabt (fraudem excepit eventus); diejenigen, deren Neid verborgen, deren Schmeichelei offenbar war, erwirkten ohne Mühe, daß in dieser Weise gegen Bellarmins Bücher gewütet wurde (saeviretur, d. h. von Sixtus V.). Diese Wut (saevitia) habe die Stimme der Wahrheit nicht lange unterdrückt. Mit dem Tode des Papstes fielen Bellarmins Gegner, wie ja die Höflinge gewöhnlich das Totenopfer ihrer Fürsten sind; die heilige Kongregation der Kardinäle befahl, daß der herrliche Autor aus dem Kataloge der anrüchigen Schriftsteller entfernt würde (Reusch I, 506). In der Geschichte der Gesellschaft Jesu von Cretineau-Joly heißt es, Sixtus V. habe Bellarmin für einen Widerspruch in der Sache des Jesuiten Vinzent damit bestraft, daß er seine Kontroversen trotz des Widerstandes des ganzen heiligen Kollegiums auf den Index gesetzt. Die Indexkongregation habe seiner Weisung gehorcht, aber als er nicht mehr war (lorsqu'il n'exista plus), das Werk aus dem Index entfernt. (Döllinger-Reusch, 110.)

Unsere Frage erfuhr aber zum Glück eine dauernde, nicht zu verdunkelnde Beleuchtung durch die mehr als zweihundert Jahre sich hinziehenden Verhandlungen über die Seligsprechung Bellarmins, wobei namentlich die Gründlichkeit Passioneis in Erforschung der seltensten Quellen eine Garantie der Genauigkeit bietet.

Ich zitiere aus dem höchst interessanten und erdrückenden Material nur zwei Stellen, die von den französischen Jesuiten in ihrer Zeitschrift Etudes religieuses. 1870, V, 635 ff. als beweiskräftig für meine Ansicht ausdrücklich anerkannt sind. Die Verteidiger Bellarmins, Thomas de Montekasino und Felix de Grandis, sprachen sich zugunsten Bellarmins gegenüber dem Vorwurf, derselbe habe einen Papst (Sixtus V.) unbillig geschmäht, also aus: „Für niemand kann es zweifelhaft sein, daß Bellarmin von Sixtus V. schwer gekränkt wurde, als dieser den ersten Band seiner Kontroversen verbot wegen des Satzes, der Papst sei nicht der direkte Herr der ganzen Welt. Da dieser Satz wahr ist, war er keine genügende Ursache jenes öffentlichen Verbotes (huius publicae prohibitionis). Sogleich

nach dem Tode des Papstes wurde jenes Verbot aufgehoben (ea prohibitio statim sublata fuit et expuncta). Die Bellarmin von Sixtus zugefügte Kränkung war um so herber und bitterer, als Bellarmin jene Schmach zu einer Zeit erlitt, als er im Dienste des Sixtus in Gallien weilte. Das Bitterste aber war, daß durch diese päpstliche Verdammung die Kraft und Stärke jener Kontroversen sehr erschüttert wurde, mit denen er zwölf Jahre die Kühnheit der Ketzer bekämpft hatte."

Solche Stellen beleuchten am besten den Versuch des Jesuiten Hilgers, die Meinung zu erwecken, als habe es sich bei der Indizierung Bellarmins nur um einen stillen Vorsatz des Papstes gehandelt, der gar nicht aus dem päpstlichen Geheimkabinett hinausgekommen sei. Kardinal Cavalchini, der sonst eben kein Skrupulant war in der Verteidigung Bellarmins gegen die Einwürfe der Kardinäle Azzolini und Passionei, hatte in seinem offiziellen Bericht an Benedikt XIV. auch den Einwurf zu widerlegen, „ein Schriftsteller, dessen Werke auf den Index gesetzt worden seien, könne nicht in die Zahl der Heiligen aufgenommen werden". Cavalchini war noch nicht so glücklich, den Geschichtsbaumeister Hilgers als Ratgeber zu besitzen. Sonst würde er einfach gesagt haben, Bellarmin sei gar nicht indiziert worden; daß er indiziert worden sei, werde erst im zwanzigsten Jahrhundert ein unwissender, deutscher Theologieprofessor behaupten, wenn längst alles Licht an den deutschen Fakultäten erloschen sein werde. Cavalchini war deshalb so ungeschickt, einfach zuzugeben, daß Bellarmin indiziert worden sei: „Man hat nicht vergessen, daß Bellarmin auf den Index gesetzt wurde; aber man hat die Bitten der Indexkongregation vergessen, welche alles Gehässige aus dem Urteil nahm, daß nämlich der Papst dem Autor selbst keine entehrende Zensur zufügen möge, und man hat die Tatsache vergessen, daß sein Name alsbald nach dem Tode des Papstes vom Index wieder abgesetzt wurde." Die französischen Jesuiten haben deshalb in der angeführten Zeitschrift gegenüber allen Vertuschungsversuchen die ehrliche Konsequenz gezogen, indem sie schrieben: „Man hat gesagt, die Behauptung (daß Bellarmin indiziert worden sei), stütze sich auf kein ernstliches Dokument. Wir werden das Gegenteil beweisen. Es ist außer allem Zweifel, daß der erste Band der Kontroversen Bellarmins auf den Index gesetzt worden ist."

Man muß alle diese Quellenzeugnisse von Bellarmin bis zu den Etudes religieuses der Jesuiten sich gegenwärtig halten, um das Vorgehen der Laacher Stimmen und des Paters Hilger gegen mich zu beurteilen. Ich schrieb im Hochland das Sätzchen nieder: „Auch Bellarmin wurde so indiziert", nämlich auf eine Weise, welche weder gegen seine Person, noch gegen seine Lehre ein Präjudiz schaffen wollte. Dieses harmlose Sätzchen zog mir die heftigsten Angriffe zu. Um diese halbe Zeile zu widerlegen, schrieb Hilgers, allerdings etwas mühsam ringend mit dem Genius der deutschen Sprache, 350 Zeilen, was schon für sich beweist, wie viel er meinen Worten unterlegen mußte, um gegen mich losschlagen zu können. Und dabei erfahren die Leser kein Wörtlein vom Selbstzeugnis Bellarmins und dem ausschlaggebenden Quellenmaterial. Dabei scheut Hilgers sich nicht, den Fragepunkt offen zu verrücken. Die Frage nach der Indizierung Bellarmins ist für mich völlig unabhängig von der Frage, wieweit die Publikation des Index Sixtus V. gediehen war, als letzterer starb. Die Frage der Indizierung Schells ist völlig unabhängig von der Frage, ob der Index Leos XIII. an den Türen von St. Peter und der apostolischen Kanzei oder in acie campi Florae angeheftet worden sei und wie lange er dort hing. Der Jesuit Segneri stand zehn Jahre auf dem Index (1681—91); in eine gedruckte Indexausgabe ist er nie gekommen. Wer wollte deshalb behaupten, er sei nicht indiziert worden? Gerade zur Zeit Bellarmins war es Sitte, daß die Indexdekrete oft erst lange Jahre nach ihrem Erlaß und ihrer Mitteilung an die Beteiligten veröffentlicht wurden. Die früheren Indizes führten ein Verbot einer Schrift Martas unter dem Datum 1623 an. Der Index Leos XIII. datiert die Indizierung auf 1610 zurück. (S. 205.) Trotzdem durfte nach Hilgers, der damit ohne Grund Reusch einen Fußtritt versetzt, Bellarmins Verteidiger Johannes Eudämon schon 1612 das Buch des Marta als indiziert bezeichnen. Sollte, was für die Jesuiten recht ist, für mich nicht billig sein? Der Index Leos XIII. gibt doch durch seine Umdatierungen selbst zu, daß die Rechtskraft der Indizierung für die Beteiligten unabhängig ist von der öffentlichen Anheftung der Dekrete, geschweige denn von der Anheftung eines ganzen Bücherkataloges.

Also die Frage der Publikation des Sixtinischen Bücherkataloges ist unabhängig von der Frage nach der Indizierung Bellarmins. Zugestanden wird, daß der Papst selbst ohne das Mittel einer Kongregation und ohne die Form eines apostolischen Schreibens ein Buch indizieren könnte. Ganz irreführend ist es deshalb, wenn Hilgers auf das Breve Klemens' VIII. vom 17. Mai 1693 sich beruft und sagt, die Aeußerung dieses Breves über die Arbeit Sixtus' V. genüge, wenn ein Papstwort für uns überhaupt Geltung habe, zum Beweise. Denn das Breve ist nicht in Kraft getreten, weil die handelspolitischen Interessen von Venedig die Veröffentlichung des Index vereitelten. Dieses Breve enthält nichts zur Frage der Indizierung Bellarmins, sagt auch nichts von der Publikation des Index Sixtus' V. und beweist durch sein eigenes Schicksal, welcher Art die Gründe der Hinderung selbst völlig fertiger Indexausgaben waren. Eher scheint für die Ansicht von Hilgers das Breve Klemens' VIII. von 1596 zu sprechen, in dem es heißt, Sixtus V. sei gestorben „re minime absoluta", woraus Hilgers folgert, der Index Sixtus V. sei nicht einmal im Druck fertig gewesen. Allein wie vorsichtig solche diplomatische Wendungen beurteilt werden müssen, zeigt uns Bellarmin in seiner Selbstbiographie betreffs eines anderen Breves Klemens' VIII., welches ebenfalls Bezug nimmt auf ein außer Geltung gesetztes Werk Sixtus' V., nämlich dessen Vulgata-Ausgabe. Diese Vulgata-Ausgabe war samt der Einleitungsbulle Sixtus' V. gedruckt, an die katholischen Höfe vom Papst selbst geschickt und auch sonst ausgegeben; denn Klemens VIII. gab auf den Rat Bellarmins wiederholt Anweisung an den Inquisitor von Venedig und durch Vermittlung des Jesuitengenerals an die Jesuiten in Deutschland und anderen Ländern, alle Exemplare der Sixtinischen Ausgabe auf Rechnung der apostolischen Kammer zurückzukaufen. Bellarmin erzählt nun selbst, er habe, als Gregor XIV. beraten wurde, die von Sixtus herausgegebene (sic) Bibel wegen der vielen verkehrten Aenderungen öffentlich zu verbieten, dies widerraten; er habe vielmehr, dem Papste Sixtus V. Böses mit Gutem vergeltend, geraten, die Sixtinische Ausgabe unter dem Schein, als sei sie noch nicht fertig gewesen, verschwinden zu lassen. (Döllinger-Reusch 39.)

In dem Einleitungsbreve zu der neuen Ausgabe, welches Bellarmin verfaßt zu haben gesteht, heißt es nun, der Papst Sixtus habe einen Neudruck angeordnet wegen der vielen Druckfehler, die er dort wahrgenommen. Bellarmin gesteht aber selbst, daß die Druckfehler nur ein Vorwand waren, um das Andenken Sixtus' V. zu schonen (a. a. O. 119). In einem Schreiben an Klemens VIII. (Döllinger, Beiträge 3, 83) behauptet er vielmehr, die Sixtinische Ausgabe sei die größte Gefahr für die Kirche gewesen,

die es je gegeben, was doch unmöglich auf die Druckfehler sich beziehen kann.

Unrichtig ist ferner, daß Sixtus selbst einen Neudruck angeordnet. Er hat vielmehr mit aller Feierlichkeit die Publikation der gedruckten Ausgabe angeordnet, und an Druckfehlern wies die neue Ausgabe mehr auf als die des Sixtus, nämlich 200. Dieser „Vorwand" betreffs der Druckfehler bildete einen beständigen Einwurf im Beatifikationsprozesse, und die Kardinäle Passionei und Azzolini beschuldigten Bellarmin deshalb der Lüge, während Kardinal Quirini ihm damit entschuldigte, daß er sagte, er habe dem gehorcht, welchem er Gehorsam schuldete. Wir möchten die verhüllende Ausdrucksweise, für welche nicht Klemens VIII., sondern Bellarmin wissenschaftlich verantwortlich ist, nicht so scharf charakterisieren. Allein der Vorfall beweist doch, daß man derartige Wendungen nicht mit Hilgers als Basis eines wissenschaftlichen Beweises brauchen kann. Denn daß das „re minime absoluta" im Breve von 1596 ähnlich zu taxieren ist, liegt nahe. Hatte doch im vorerwähnten Fall ein wahrscheinlich von dem Jesuiten Toletus herrührender Vorschlag einer anderen verhüllenden Ausdrucksweise dahin gelautet, Sixtus habe das Werk nicht vollenden können, und das Werk nur quasi privatim zwecks Einholung von Gutachten drucken lassen.

Dieser Vorschlag wurde jedenfalls deshalb verworfen, weil er zwei *glatte Unwahrheiten* enthielt. (Vercellone bei Döllinger-Reusch 121.) Es heißt deshalb den Lesern schon viel zumuten, wenn Hilgers in deutlicher Anlehnung an solche Vorbilder beweisen will, der Index Sixtus' V. sei nur für die Kardinäle und Konsulatoren privatim gedruckt worden, und sich dafür auf — *die Druckfehler* der römischen Exemplare beruft. Als ob nicht alle Indizes vor dem Jahre 1900 wahre Mustersammlungen von Druckfehlern wären, wie bei Reusch doch genügsam zu ersehen ist! Und als ob nicht die von Sixtus V. unterm 9. März 1590 ausgestellte und offiziell unterzeichnete Einleitungsbulle den Index als eine fertige, abgeschlossene Sache, keineswegs als Entwurf, behandelte! Unbefangene Forscher wie Mendham[1]) und andere fanden bei den von ihnen selbst eingesehenen Exemplaren keine Spuren von Probedruck. Und da schon die von Hilgers eingesehenen drei Exemplare Differenzen aufweisen, auch die Etudes religieuses von „verschiedenen Ausgaben" sprechen, so hängt die Argumentation von Hilgers, der nur drei Exemplare einsah, völlig in der Luft, auch wenn nicht die beiden Argumente mit den „Druckfehlern" und dem „Probedruck" durch die „verhüllende Ausdrucksweise" von Bellarmin und Toletus sehr in Mißkredit gekommen wären. Wenn übrigens der Index nur als Probedruck für die Konsultoren zur Benützung bei den neuen Verhandlungen hergestellt war, wie Hilgers behauptet, und wenn andererseits solche Exemplare nach dem Zugeständnisse von Hilgers bis 1593 bei den Indexverhandlungen vorlagen, wie kann dann der Jesuitengeneral Aquaviva behaupten,[2]) nach dem Tode des Sixtus hätten die Kardinäle den bereits gedruckten Index zurückgezogen oder suspendiert (revocarunt vel suspenderunt)? Und wie kann dann die offizielle Geschichte der Gesellschaft Jesu schreiben, Urban VII. (der übrigens nur elf Tage regierte) habe 1590 befohlen, die Ausgabe zu unterdrücken und zu vernichten supprimendam, abolendamque decrevit)? Wenn Aquaviva gesteht, daß der Papst auf Betreiben der Jesuiten den schon gedruckten Index (indicem jam excusum) *auf einige Zeit* inhibiert habe (aliquamdiu inhibuit et suspendit), so fällt damit von selbst die Vermutung von Hilgers, daß der Druck erst nach dem Tode des Sixtus' vollendet worden sei, um bei neuen Verhandlungen zu dienen.[3]) Ganz falsch ist also das Resultat von Hilgers, daß der Index Sixtus' V. ein bloßer Entwurf gewesen sei. Er war vollständig fertig und gedruckt; in der Bulle war die Anheftung anbefohlen. Da kam die von den Jesuiten herbeigeführte Verzögerung der Publikation und darüber der Tod Sixtus' V. Daß des letzteren Tod eine Fügung der Vorsehung gewesen sei, damit Bellarmins Name nicht in eine publizierte Indexausgabe komme, diese Annahme ist frivol. Die Behinderung der Publikation des völlig fertigen Index war also eine *rein äußerliche*.

Wie allerdings die Verteidiger Bellarmins im Beatifikationsprozeß davon sprechen können, daß Bellarmin durch „publica prohibitio" von Sixtus V. gereizt worden sei zur Zeit, da er in Paris weilte, und wir sie beifügen können, diese publica prohibitio sei aufgehoben worden, bleibt ein Problem, dessen Lösung man von Hilgers nicht erwarten wird. War mit der Ausgabe des gedruckten Index noch nicht begonnen, so müssen wir hier daran denken, daß die Indizierung Bellarmins sonst irgendwie promulgiert war. Andernfalls hätten die offenbar gut orientierten Advokaten nicht von einer Schmach und von einem „öffentlichen Verbot" reden können, welches die Wirkung der Kontroversen schädigte. Hilgers hat also nicht einmal das bisher vorliegende Quellenmaterial unbefangen verwertet, geschweige denn Reusch widerlegt; er tut also nicht gut daran, anderen „Irreführung des Publikums" vorzuwerfen.

Uebrigens sei nochmals betont, daß meine Behauptung, „Bellarmin wurde indiziert", mit der Frage der Publikation des Sixtinischen Index nichts zu tun hatte: mit dieser Behauptung sagte ich nur, was Bellarmin selbst und seine Ordensgenossen und Verteidiger im Beatifikationsprozeß sagten, und was die französischen Jesuiten in den „Etudes" gegenüber allen Vertuschungsversuchen als ein „außer allem Zweifel stehendes Faktum" anerkannt haben. Ich will nicht erinnern an Bellarmins Schrift „de gemitu columbae" (1617), welche wegen ihrer Angriffe auf die älteren Orden beinahe indiziert worden wäre, und an seine Schrift „de translatione imperii", und zwei andere, deren Veröffentlichung Papst Gregor XIII. und der erste Präfekt der Indexkongregation, Kardinal Sirleto, nicht gestatteten, während Bellarmin, wie Kardinal Passionei berichtet, sofort nach dem Tode des Papstes sie drucken ließ. Ich führe dies nicht an gegen Bellarmin, sondern zur Steuer der verdunkelten geschichtlichen Wahrheit.

(Schluß folgt.)

---

[1]) Daß der Titel bloß von der Bulle spricht und den Index als Beigabe der Bulle behandelt, beweist natürlich nichts für die Ansicht von Hilgers.

[2]) Am 9. November 1590 in einem Briefe an Alberus. Die Laacher Stimmen nennen den Brief „ungedruckt", zum Zeichen, daß sie in der Materie nicht einmal bei Hilgers sich umgesehen haben.

[3]) Urban VII. wurde am 15. September gewählt und starb am 26. September 1590. Wenn nach Hilgers' Vermutung der Index erst nach dem Tode Sixtus' V. fertig gedruckt wurde, um bei den neuen Verhandlungen als Vorlage zu dienen, und wenn die gedruckten Exemplare wirklich bis 1593 diesem Zwecke dienten, wozu wurde dann nach Aquaviva und Sacchini diese Druckausgabe „vernichtet, unterdrückt, zurückgezogen, suspendiert"? Und wenn nach Bellarmins Zeugnis die Kongregation sofort nach dem Tode des Sixtus seinen Namen strich, wie kann dann dieser in dem gedruckten Index stehen, wenn der Druck erst nach dem Tode des Papstes fertig wurde? Man sieht, Hilgers führt einen nicht einmal geschickten Eiertanz auf. Die Bulle wäre doch nicht feierlich unterzeichnet und gedruckt worden, wenn Sixtus die Sache nicht für fertig angesehen hätte.

Zur internationalen Bekämpfung des Mädchenhandels (Pariser Kongreß 1906).

(Schluß.)

Die am letzten Verhandlungstage zunächst in Angriff genommene vierte Frage:

Herstellung und Ausarbeitung eines telegraphischen Code

für den Austausch der Nachrichten unter den Nationalkomitees führte zu dem Beschluß, daß das französische Nationalkomitee eine Kommission zur Ausarbeitung eines solchen Code berufen und vom Ergebnis behufs Benützung des Code den Nationalkomitees Mitteilung machen solle. In der Beratung kam auch der Wunsch zum Ausdruck, daß der Code auch den angeschlossenen Vereinen zugänglich gemacht werden solle, wogegen allerdings von anderer Seite auch Bedenken geltend gemacht wurden.

Einen eingehenderen Gedankenaustausch veranlaßte die fünfte Frage:

Verbot der Aushändigung von postlagernden Korrespondenzen an Minderjährige.

Man war allseits darüber einig, daß mit der Aushändigung solcher, namentlich der nur auf Initialen lautenden Sendungen (Postkarten wie Briefe) bedenklichen sittlichen Mißständen unbewußte Beihilfe der Post gewährt werden kann. Es machten sich aber auch erhebliche Bedenken gegen die Durchführung des fraglichen Verbots vom Standpunkt der Verkehrsinteressen geltend. Die Baronin Montenach, welche die Frage überhaupt in Fluß gebracht hatte, gab interessante Aufschlüsse über die Stimmung der schweizerischen Postverwaltung, die sich nicht durchweg ablehnend zeige, insbesondere in der Richtung der Verweigerung der Aushändigung obszöner Postkarten und Drucksachen. Man kam schließlich überein, den Postverwaltungen zu empfehlen, sie möchten Anordnungen treffen, daß die Aushändigung postlagernder Korrespondenzen an Kinder, die von ihren Eltern nicht begleitet oder von denselben hierzu ermächtigt sind, verhindert werde. Schon der Berichterstatter (Belleroche, Brüssel) hatte auf einen Antrag verzichtet und hingewiesen, daß hier die Postverwaltung allein entscheiden könne, wie die Interessen des Dienstes und der Moral zu vereinigen seien. So beschloß schließlich auch die Versammlung, in der einige für strenges Verbot und Gewährleistung desselben durch Alters- und Identitätsausweise waren, während andere an der Durchführbarkeit irgend einer Maßnahme verzweifelten, den eigenen Kopf über das, was die Postverwaltung würde tun können, nicht weiter, als dies in dem oben erwähnten Beschlusse geschehen, zu zerbrechen. Sehr zweckmäßig wäre es, wenn an hervorragenden Plätzen sich Gelegenheit zur Feststellung über den Umfang dieses Uebels ergeben würde; das müßte vielleicht dazu dienen, die — wie begreiflich — von vornherein nicht große Neigung der Postverwaltung zu, wenn auch nützlicher, Verkehrsbeschränkung zu überwinden.

Interessante Verhandlungen, namentlich durch die in den Beschlüssen des Kongresses spezialisierten Vorschläge von durchgreifender sozialpolitischer Bedeutung brachte die Beratung der sechsten Frage:

Ueberwachung der Theateragenturen, der Tingel-Tangel und ähnlicher Etablissements in ihren Beziehungen zum Mädchenhandel.

Zu diesem ursprünglich vom deutschen Nationalkomitee (Major a. D. Wagener) aufgegriffenen und auf der vorbereitenden internationalen Konferenz in Zürich (1904) eingehend behandelte Thema hatte, nachdem das ursprünglich beauftragte italienische Komitee versagt hatte, der Redakteur des Relèvement social (L. Comte, Paris) den schriftlichen Bericht erstattet, der in temperamentvoller Weise reiche Beiträge zu diesen Nachteilen des ganz- und halbkünstlerischen Lebens eigener Art brachte. Als besonders schändlich entwickelt bezeichnet er die „Traite des chanteuses" in Frankreich, Belgien, Holland, Rumänien und namentlich in Rußland. Bericht wie Debatte enthüllten in erschütternder Weise die ganze Niedertracht der auf diesem Gebiete maßgebenden Kontrakte und Usancen. Ein besonderes Interesse gewann die Erörterung dieser Frage dadurch, daß ein Vertreter der Organisation der hier in Frage kommenden Kreise, des „Syndicat des artistes lyriques", Broca, in eingehender Darlegung ein Bild des gerade in der jüngsten Zeit erheblich gestiegenen Elends, namentlich aber der verschiedenen Arten der Ausbeutung vor allem der „petites chanteuses" bot, und auch des Näheren erörterte, wie das Syndikat allerdings nur mit teilweisem Erfolg auf dem Wege der Selbsthilfe Besserung herbeizuführen bemüht ist. Insbesondere wies er auch auf den mit dem Auslande organisierten Handel mit sogenannten, gewissermaßen in schnell arbeitender Presse hergestellten Sängerinnen hin. Seitens der französischen Polizeiverwaltung, Hennequin, wurde zugestanden, daß hier in der Tat schwere Mißstände vorlägen, und daß Erwägungen über administratives Eingreifen abgeschlossen seien und tatsächlich nur wegen der eingetretenen ministeriellen Krise noch nicht zum Erlaß strenger Sondervorschriften geführt hätten. Gegenüber der weiter von Broca betonten Lässigkeit der Polizeiorgane wurden gleichfalls von seiten der Polizeiverwaltung (Honnorat) betont, daß allerdings gegenüber den unteren Polizeiorganen, wie wohl überall, gelegentlich manches zu wünschen übrig bleibe, daß aber die „autorité publique" als solche durchaus „honnête" sei. Zu bedauern bleibt, daß der Kongreß nicht weiter auf den von deutscher Seite (Wagener) angeregten positiven Vorschlag einging, daß alle Impresarios für das Ausland Kaution stellen und konzessionspflichtig sein sollen. Immerhin aber sind die einzelnen zu dieser Frage gefaßten Beschlüsse dadurch bedeutungsvoll, daß sie sich nicht auf Allgemeinheiten beschränken, sondern auch einzelne präzise Vorschläge für Bestimmungen enthalten, durch die wenigstens einige der schreiendsten Mißstände beseitigt werden sollen. In dieser Hinsicht sind folgende Beschlüsse, die als Empfehlungen an die öffentlichen Gewalten aller Länder bezeichnet sind, beachtenswert:

1. Unterdrückung aller Sammlungen, Lotterien oder Tombolas, außer bei wirklichen Wohltätigkeitsveranstaltungen.
2. Verbot der Plazierung der Artisten auf der Bühne.
3. Verbot an die Direktoren, Eigentümer, Geschäftsführer der in Frage stehenden Etablissements direkt oder indirekt die Artisten zu verpflegen oder verpflegen zu lassen; ihnen Wohnung zu vermieten oder vermieten zu lassen; sie zu zwingen oder einzuladen, selbst stillschweigend, in ihrem Etablissement zu soupieren.
4. Unterdrückung jeglicher Verbindung zwischen den Zuschauern und den Artisten während der Vorstellungen oder Proben.

Außerdem sollen die Nationalkomitees von den öffentlichen Gewalten die Ueberwachung und Repression der schuldbaren Handlungen der Theater- und lyrischen Agenturen verlangen, die unter dem Vorwand der Kunst die Prostitution befördern und so sich dem Mädchenhandel hingeben.

Der siebente und letzte Verhandlungsgegenstand war:

Die Heimschaffung (rapatriement) der in einem fremden Land niedergelassenen Prostituierten.

Bei der eingehenden Beratung dieser Frage zeigte sich, daß dem von der einen Seite vertretenen Grundgedanken prinzipieller Ausweisung aller ausländischen Prostituierten oder doch wenigstens der Abweisung neu sich niederlassender Prostituierten sehr erhebliche Bedenken sich entgegenstellten, und zwar sowohl vom Standpunkt der allgemeinen Prinzipien der Freizügigkeit, als auch vom Standpunkte jener, die eine irgendwie geartete öffentliche Anerkennung des „Gewerbes" der Prostitution ablehnen, sowie jener, welche mindestens Bedenken gegen die gegebenenfalls zutreffende Qualifizierung einer in Frage kommenden Person durch behördliche Organe glauben hegen zu sollen. Auch Bérenger fand die Heimschaffung nur für die Minderjährigen unbedenklich, für die anderen aber nur dann, wenn sie selbst es wollten.

Schließlich kam man dazu, auf die Formulierung irgend welcher Beschlüsse über „Heimschaffung" ganz zu verzichten und Maßnahmen zu empfehlen, welche darauf abzielen, dem internationalen Prostitutionsverkehr nicht in den Bestimmungsländern, sondern in den Herkunftsländern zu begegnen. Der bezügliche, auch in seiner Fassung geradezu timid gehaltene Beschluß charakterisiert sich in der Hauptsache als ein vorläufiger Verlegenheitsbeschluß. Es wird wohl bei nächster Gelegenheit auf den Versuch einer entschiedenen Abwehr des Prostitutionsverkehrs gerade in den Bestimmungsländern zurückzukommen sein. Der Beschluß lautet: Der Kongreß spricht den Wunsch aus, daß die Nationalkomitees erwägen möchten, wie sie mittels Rettungseinrichtungen aus privater Initiative mit Unterstützung der Behörden in ihren Ländern die Rekrutierung des weiblichen Prostitutionspersonals verhindern und die Wiederaufrichtung der Opfer des Mädchenhandels und der Prostitution bewirken könnten.

*

Damit waren die Verhandlungsgegenstände des Kongresses erledigt. Es sollte aber noch eine dramatische Schlußszene kommen. Bei der vorbereitenden internationalen Konferenz vom Herbst 1905 hatte Madame Avril de Sainte-Croix den Antrag gestellt, auf die Tagesordnung des Kongresses die Frage zu setzen: Hat die Reglementierung der Prostitution fördernd oder schädigend auf den Mädchenhandel gewirkt? Schon damals trat Bérenger mit großer Schärfe der Erstreckung der Verhandlungen des Kongresses zur Bekämpfung des Mädchenhandels auf die allgemeine Prostitutionsfrage und insbesondere die Reglementierungsfrage entgegen, weil er von der Einbeziehung dieser Probleme im Hinblick auf die abweichenden Grundanschauungen der verschiedenen Staatsverwaltungen eine Schädigung des bisher in aussichtsreicher Entwicklung begriffenen internationalen Sonderkampfes gegen den Mädchenhandel befürchtete.

Man beschloß damals, die Nationalkomitees darüber zu hören, ob etwa gleichwohl die Frage auf die Tagesordnung, wenn auch nicht dieses, so doch eines späteren Kongresses gesetzt werden solle. Die Mehrheit der befragten Nationalkomitees schloß sich der Auffassung Bérengers, der dieser noch in einem besonderen Rundschreiben Ausdruck gegeben hatte, an. Demgemäß enthielt das Programm des diesmaligen Kongresses nicht nur nichts über die von Frau Avril de Sainte-Croix angeregte Frage, sondern es wurde auch seitens des Präsidiums nichts darüber mitgeteilt, was zur Ablehnung des Antrages geführt, und ob er etwa oder ob er nicht auf die Tagesordnung eines der nächsten Kongresse gesetzt werden solle.

Frau Avril de Sainte-Croix, die sich schon im Vorjahr als eine sehr energische, wenn auch in liebenswürdigen Formen sich bewegende Dame gezeigt hatte, ließ es sich deshalb nicht nehmen, nach Erledigung der Tagesordnung des Kongresses auf ihren Vorschlag zurückzukommen, und mit der Begründung, daß es nicht angehe, von Nebensachen, wie zum Beispiel Plazierungs-Bureaus, Bahnhofsmission usw., zu sprechen, von der Hauptsache aber, der Reglementierung, dem damit zusammenhängenden „permis de chasse", der roten Laterne der öffentlichen Häuser usw. zu schweigen, zu beantragen, daß die von ihr befürwortete Frage auf die Tagesordnung des nächsten Kongresses gesetzt werde. Großer Beifall der gerade in dieser Schlußsitzung in besonderer Ueberzahl versammelten, zum großen Teil abolitionistisch gesinnten Damen, von denen auch mehrere, von den deutschen Damen Fräulein Felizitas Buchner, in eindringlicher Weise zur Sache sprachen.

Bérenger macht, sichtlich bewegt, auch diesem Ansturm gegenüber sein non possumus im Hinblick auf die Gefährdung des bisher im Kampfe gegen den Mädchenhandel Erreichten geltend; mindestens aber will er, daß darüber, ob die Frage gestellt werden solle, nicht heute, sondern nach Weiterführung der Enquete bei den Nationalkomitees seinerzeit bei Feststellung des Programmes eines späteren Kongresses entschieden werden solle. Zunächst schien es nicht, als ob der Sturm sich legen wolle; dem geschickten französischen Delegierten Dreyfus gelang es, Oel auf die erregten Wogen zu gießen mit der Befürwortung des Verzichts auf Beschlußfassung am heutigen Tage, durch den die seinerzeitige Behandlung der Frage keineswegs ausgeschlossen werde; seinen erregten Landsmänninnen gegenüber schloß er erfolgreich mit den Worten, daß auch er auf „le pays des droits de femme" hoffe!

So kam man schließlich, nach meinen Notizen, zu dem Beschluß: Der Kongreß lädt die vorbereitende Konferenz des nächsten Kongresses ein, die Frage zu studieren. In der seitdem erschienenen offiziellen Publikation der Kongreßbeschlüsse findet sich nichts darüber. Die Kongreßleitung scheint hiernach, falls überhaupt bei meiner Aufzeichnung nicht ein Versehen unterlaufen ist, von der Auffassung auszugehen, daß dabei nicht ein eigentlicher Kongreßbeschluß, sondern nur eine, das zunächst etwas dramatische Intermezzo versöhnend abschließende Verständigung der verschiedenen Gruppen der Kongreßteilnehmer vorlag. Sei dem nun, wie ihm wolle, darüber ist wohl kein Zweifel, daß die Frage der Beziehungen zwischen Mädchenhandel und Reglementierung auf die Dauer nicht wird ausgeschaltet werden können. Auch das deutsche Nationalkomitee, das ursprünglich der streng formalistischen Auffassung Bérengers und Cootes, wonach ausschließlich internationale Mädchenhandelsbekämpfung in Frage kommen solle und jedes Hinübergreifen auf die allgemeine Frage der Prostitution und deren Reglementierung ausgeschlossen sein soll, beigetreten war, hat in der neuesten Zeit eine Schwenkung vollzogen und hält eine so engbegrenzte Ausgestaltung der Mädchenhandelsbekämpfung für nicht richtig. Hiernach darf man wohl mit der Möglichkeit, ja sogar der Wahrscheinlichkeit rechnen, daß auf dem nächsten Kongreß in Madrid — dessen Wahl als Kongreßort, auf spanische Einladung hin, der letzte Beschluß des Pariser Kongresses von 1906 war — die wichtige Frage der Beziehungen zwischen Mädchenhandel und der Art der Reglementierung der Prostitution zur Erörterung kommen wird. Die extremen Forderungen der Abolitionisten werden dabei allerdings manche nicht zu unterschätzende Schwierigkeit bereiten, aus dem Wege aber kann der Erörterung der Frage auf die Dauer nicht ge-

gangen werden, wenn anders die Bekämpfung des schändlichen Mädchenhandels in vollem Umfange und nach jeder Richtung hin aufgenommen werden soll.

Die Bedeutung der Bekämpfung des Mädchenhandels wird heute wohl noch nicht in allen Schichten der Bevölkerung richtig erkannt, noch weniger aber ist in weiteren Kreisen die Kenntnis von der Art und von den Zielen der Bestrebungen bekannt, um die es sich dabei handelt. Ein näherer Einblick in den Verlauf des Pariser Kongresses, den im Vorstehenden zu geben versucht ist, dürfte in mancher Hinsicht aufklärend zu wirken geeignet sein.

München. G. v. Mayr.

Die alten deutschen Handschriften Bayerns.

Das letzte Heft der Sitzungsberichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften enthält den Bericht der Deutschen Kommission über die Inventarisation der literarischen deutschen Handschriften auf in- und ausländischem Boden — ein Unternehmen, mit dem die Akademie eine der wichtigsten und umfangreichsten Aufgaben der germanistischen Wissenschaft fördert. Ein Hauptteil der Arbeiten hat in diesem Jahre Bayern gegolten, das dank seiner literarischen Vergangenheit, wie dank seines Reichtums an klösterlichen Fundorten mit handschriftlichen Schätzen besonders reich gesegnet ist. Der Bericht gedenkt in erster Linie der wertvollen Beteiligung der kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München. „Die Ernte des Jahres umfaßt nicht weniger als 140 Beschreibungen, die ihre sachkundigen Verfasser, die Herren Bibliothekare Dr. Leidinger und Dr. Petzet, reich mit gelehrten, unser Wissen erweiternden literarischen Nachweisen ausgestattet haben. Hingewiesen sei besonders auf die Vermehrung unserer Kenntnis der mittelalterlichen Hymnologie, die die diesjährige Ausbeute brachte. Aus eingehender Kenntnis der ihrer Pflege anvertrauten handschriftlichen Schätze haben die beiden Herren außerdem auch die von gelegentlichen Mitarbeitern in Berlin hergestellten Beschreibungen einzelner Münchener Manuskripte ergänzt, die nach früherer Vereinbarung der Münchener Bibliotheksleitung für ihre neue Katalogarbeit zur Verfügung gestellt wurden. So besteht ein wechselseitig förderndes Verhältnis zwischen unserem Handschriftenarchiv und der Münchener Staatsbibliothek, bei dem die bibliothekarischen wie die gelehrten Interessen in gleicher Weise gedeihen. Es wäre dringend zu wünschen, daß sich dem Vorgange von München und Basel auch andere deutsche Bibliotheksverwaltungen anschlössen. — Ein bestimmtes Gebiet der Münchener Handschriften, die mystische Prosa, insbesondere die Predigten Meister Eckharts, hat Privatdozent Dr. von der Leyen in München für uns in Arbeit genommen."

Das übrige Bayern bereiste im Auftrag der Kommission Gymnasialprofessor Dr. Karl Euling aus Königsberg i. Pr., der für das Sommersemester 1906 zum Zweck jener Reise von seiner Amtstätigkeit entbunden wurde. Bei seinen vorbereitenden Erkundigungen „erfreute er sich tatkräftiger Unterstützung durch die Münchener Kenner der bayerischen Handschriftenbestände, insbesondere die Herren Reichsarchivdirektor Baumann, Reichsarchivrat Glasschröter, sowie durch die Zentralstellen der Franziskaner zu St. Anna (Pater Heribert) und der Benediktiner zu St. Bonifaz (Pater Odilo Rottmanner). Seine Reise begann Professor Euling dann Ende April in Lindau, wo das Stadtarchiv, das Museum, die Stadtbibliothek ihm 8 Handschriften ergaben. Im Pfarrarchiv von St. Mang zu Kempten fanden sich in Einbänden außer lateinischen Vagantenversen verschiedene Pergamentblätter mittelhochdeutscher Dichtungen, die durch die Liberalität des Vorstandes, Herrn Pfarrers Ehrhardt, nach und nach abgelöst und an Herrn Euling zu eingehender Untersuchung nach Königsberg übersandt worden sind. Die Ausbeute im städtischen Stiftungsarchiv zu Memmingen umfaßte 9 Beschreibungen. Beachtenswert ist das Material für den Meistergesang, der sich hier unter den Leichensängern bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts erhalten hat; ferner ein ausgezeichnetes Erbauungsbuch (Inhalt aus dem 14. Jahrhundert), historische Lieder und Gedichte, Fragmente eines Rechtsbuchs des 14. Jahrhunderts, zwei reichhaltige Arzneibücher. Dank dem Entgegenkommen der geistlichen und weltlichen Behörden gelang eine rasche Uebersicht über die umfangreichen und zerstreuten Manuskriptmassen Augsburgs; Ertrag brachte nur die Musterung der ungenügend katalogisierten Handschriften der Kreis- und Stadtbibliothek (35 Beschreibungen, überwiegend bisher unbekannter Stücke). Auch unter den Handschriftenbeständen von Donauwörth fand sich nichts Einschlägiges. In Neuburg lieferte das Kreisarchiv eine Notiz über einen Melanchthon-Brief, die Königliche Provinzialbibliothek, in der ohne jedes Verzeichnis (!) 260 ungeordnete Handschriften an Ort und Stelle zu prüfen waren, 5 Stücke. In Nördlingen wurden das Stadtarchiv, das Städtische Museum, die Stadtbibliothek und die Kirchenbibliothek der Hauptkirche besucht; doch ergaben sich für unsere Aufnahme nur zwei Nummern (ein Stadtrecht und ein meistersingerisches Dedikationsgedicht an den Rat).

Eine besonders notwendige und gewinnreiche Arbeit war für die fürstlich Oettingensche Bibliothek zu Maihingen im Ries zu leisten. Beschränkten sich die bisherigen Nachrichten darüber von Bartsch (Germania 8, 48) und Schmidt (Alemannia 24, 51) auf zufällige Bemerkungen, verzeichnete der fürstliche Bibliothekar Dr. Grupp 1899 in seinem deutschen Katalog 25 deutsche Handschriften, so weist unser Ertrag über 180 Nummern auf. Namentlich in die geistige Atmosphäre der schwäbischen Frauenklöster während des ausgehenden Mittelalters und der folgenden Jahrhunderte und in das wenig beachtete Nachleben der Mystik gewährt die umfassende Erbauungsliteratur Maihingens einen charakteristischen Einblick. Beim Einbinden dieser jüngeren literarischen Erzeugnisse wurden zwar die Handschriften der älteren Zeit meist vernichtet, immerhin blieben die bekannten Notkerbruchstücke, eine Spur einer Jakobuslegende des 12. Jahrhunderts, manches aus dem 13. Jahrhundert und reiches Material des 14. Jahrhunderts übrig. Neben der weit vorherrschenden geistlichen Prosa des 15. Jahrhunderts geht auch die weltliche und geistliche Poesie nicht leer aus: unbenutzte Handschriften bekannter Werke, Lieder, Sprüche und Fragmente waren in ziemlicher Anzahl nachzuweisen. Hervorgehoben sei noch ein umfangreiches Meistergesangsbuch von 1625 und das „Gesangbuch des Aurelii Prudentii Clementis, itz gründlich gedeutscht". Die Akademie schuldet Seiner Durchlaucht dem Fürsten von Oettingen-Wallerstein und seinem Bibliothekar Herrn Dr. Grupp lebhaften Dank für die Förderung, die sie den Arbeiten Professors Eulings gewährten. — Nach einer Mitteilung von Herrn Professor Specht aus Medingen haben sich zwar die verlorenen Schriften der Margaretha Ebner nicht wiedergefunden, wohl aber sind ein deutscher Psalter und ein umfängliches Leben der Christine Ebner von Engelthal vorhanden.

Sehr dürftigen Ertrag brachte die Oberpfalz. Das erklärt sich daher, daß nicht nur die älteren dortigen Handschriftenbestände nach München gebracht worden sind, sondern auch neuerdings Gefundenes bei den systematischen Zentralisierungsbestrebungen der Landesbehörden den Bibliotheken und Archiven der Oberpfalz zugunsten Münchens entzogen wurde. Die Königliche Kreis- und Provinzialbibliothek in Amberg beherbergt die jüngst so splendid herausgegebenen Parzival-Fragmente wohl nur darum noch, weil sie erst vor ganz kurzer Zeit entdeckt worden sind. Das Königliche Kreisarchiv und die städtischen Sammlungen Ambergs gaben Gelegenheit zu sieben Beschreibungen. Da aus Neumarkt, Sulzbach, Weiden, Weltenburg durchweg negative Auskunft eingegangen war, setzte Professor Euling seine Nachforschungen in Regensburg fort und besuchte die Fürstlich Thurn und Taxissche Hofbibliothek (vier Handschriften) sowie die Königliche Kreis- und Provinzialbibliothek. Die Bibliothek des Historischen Vereins ergab einige Frag-

mente, ein Exemplar des Buches Belial u. a. Mit dem verreisten Grafen Walderdorf ward ein Briefwechsel angeknüpft. Erkundigungen bei Herrn Generalvikar Dr. Leitner und eigene Nachforschungen in der Bibliothek des Ordinariats, des Klerikalseminars, des Kapitels zur alten Kapelle, des Archivs im Katharinenspital brachten ein negatives Resultat; ebenso die Auskünfte, die Herr Dr. Leitner und der Stiftsdechant Herr Dr. F. X. Schmidt über die noch unverarbeitete Troskesche Musikbibliothek erteilten. Das Archiv der Fürsten von Thurn und Taxis hat keine Handschriften, auch kein von uns zu berücksichtigendes Briefmaterial. In der Stadtbibliothek fanden sich zwei Fragmente einer Weltchronik, im Archiv außer einigen Theologenbriefen historische Reimereien des 15. und 16. Jahrhunderts.

Ebenso mager war das Ergebnis für Niederbayern. Besucht wurden, nachdem über alle übrigen Orte glaubhafte negative Auskunft eingelaufen war, die folgenden Städte. Zunächst die Bibliothek des Historischen Vereins in Landshut mit angeblich 200 Handschriften: fast durchgängig Elaborate von Mitgliedern, wenig Urkunden und Akten. Im Kloster Seligenthal bei Landshut fand sich eine einzige zur Aufnahme geeignete Handschrift. In Passau wurden nur aus der Kreis- und Studienbibliothek nebst Lyzealbibliothek wenige brauchbare Stücke aufgespürt. Die Straubinger Sammlungen trugen lediglich ein paar Rezepte ein. Die bedeutendste niederbayerische Bibliothek, die der Benediktinerabtei Metten, fast 100,000 Bände umfassend, lieferte ein kleines Dutzend von Beschreibungen und Nachweisen. In Freising wurde aus der Bibliothek des Lyzeums, des Domstiftes und des Klerikalseminars als Ertrag nur eine Beschreibung und ein Nachweis eingebracht; die Benediktinerabtei Scheyern bot neun Handschriften und Nachweise; Andechs eine Beschreibung, zwei Nachweise. In Tegernsee ist vom Klostereigentum direkt nichts gerettet; ein lateinisches Totenbuch der Benediktinerabtei (15. Jahrhundert) war vor zehn Jahren von einem Berliner Antiquar für das Tegernseer Museum erworben. In dem Benediktinerpriorat Schäftlarn wurde die einzige vorhandene Handschrift aufgenommen. Der weitere Weg führte nach Rosenheim, wo zwei sehr wertvolle Stücke des Stadtmuseums verzeichnet werden konnten. Bei wiederholtem Besuch des Stadtarchivs luden zahlreiche Pergamentbände zur Nachforschung ein; war ja doch auch das Nibelungenfragment von einem solchen Rechnungsbuch abgelöst, wie sie das Archiv zu Tausenden beherbergt. Aber deutsche Texte kamen unter dem Vorhandenen nicht zum Vorschein. Allerdings konnten in diesem wie in manchem ähnlichen Falle noch keine abschließenden Ergebnisse erzielt werden: das Rosenheimer Archiv ist kaum zur Hälfte geordnet, ein Teil des archivalischen Materials ständig auf Reisen, um von dem in Eichstätt ansässigen (!) Stadtarchivar dort gesichtet zu werden. Aus Wasserburg (Stadtarchiv, Museum, Städtische Bibliothek) wurden drei Beschreibungen eingebracht; die Sammlungen der Stadt sind aber erst in der Entwicklung begriffen, das Archiv ist seit 1832 ohne Verwaltung, nicht geordnet, nichts signiert. In Burghausen fand sich eine wunderliche Handschrift mit Segen und Zauberformeln, sonst enthielten das gute Städtische Archiv, das Museum des Altertumsvereins und eine noch ungeordnete Privatsammlung im Schloß nichts für unsere Zwecke Brauchbares. Von allen übrigen oberbayerischen Sammlungen war negativer Bescheid eingegangen.

Dieser Bericht verzeichnet vollständig nur die Stellen, die Professor Euling mit Erfolg besuchte; die Zahl der von ihm fruchtlos durchmusterten Sammlungen wird das Doppelte und Dreifache betragen. Bei dieser Fülle von Aufgaben und bei der Kürze der zu Gebote stehenden Zeit war es Professor Euling nur teilweise möglich, vollständige Beschreibungen der aufgespürten und verzeichneten Handschriften aufzunehmen; kam es doch diesmal in erster Linie darauf an, eine volle Uebersicht über die Bestände der besuchten Landesteile zu gewinnen. So orientieren nicht wenige der von ihm eingelieferten Beschreibungen mehr summarisch und werden künftiger erschöpfender Durcharbeitung bedürfen. Für eine Reihe von Handschriften hat sich Professor Euling diese eingehende Aufnahme selbst vorbehalten; daneben sollen namentlich für die besonders reichhaltige Maihinger Erbauungsliteratur andere jüngere Kräfte herangezogen werden.

Auch in anderer Hinsicht konnte Professor Eulings Reise nicht abschließend sein. Die Kataloge und die Ordnung der besuchten Sammlungen lagen vielfach sehr im argen; besondere örtliche Verhältnisse hinderten mehrfach die volle Sicherheit erschöpfender Nachforschung, trotz der weitgehenden Unterstützung, die Professor Euling bei den geistlichen und weltlichen Behörden und Verwaltungen fast überall in reichem Maße gefunden hat. Es muß darauf gerechnet werden, daß noch nachträglich fördernde Hinweise und Ergänzungen eintreffen werden, wie das für Passau und Regensburg bereits geschehen ist. Das Unternehmen der Akademie hat wesentlich dazu beigetragen, in den von Professor Euling bereisten Gegenden Verständnis für den Wert der handschriftlichen Schätze zu wecken, und wir können hoffen, daß die ausgestreute Saat auch noch weitere Frucht tragen wird, als bisher geerntet werden konnte.

Bücher und Zeitschriften.

Johann Christian Brandes, ein Angehöriger der deutschen Bühne zur Zeit Lessings. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Schauspielkunst und des deutschen Theaters aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Von Dr. phil. Johannes Klaudius. Halle a. S., Waisenhaus 1906. 99 S.

Die Wissenschaft der Theatergeschichte ist noch sehr jung. Wer da glaubt — und es gibt leider viele, die es glauben — mit Lebensbildern von Schauspielern und dem Abdruck ihrer Briefe sei auf diesem Gebiete schon alles getan, der befindet sich in einem schwer entschuldbaren Irrtum. Denn zunächst ist die Geschichte der Schauspielkunst, so wichtig sie ist, doch nur ein Teil der Theatergeschichte. Sodann aber muß für eine Geschichte der Schauspielkunst das spezifisch schauspielerische Moment in den Vordergrund gerückt werden und nicht, wie es gewöhnlich geschieht, das allgemein kulturgeschichtliche. Das gilt auch für die Biographie eines Schauspielers. Die Hauptfrage bleibt immer: wie hat er seine Rollen erfaßt, wie war sein künstlerisches Dasein, kurz, wie hat er gespielt?

Die vorliegende Arbeit ist gerade diesem Problem in ganz vortrefflicher Weise gerecht geworden. Sie kann als Muster für ähnliche Untersuchungen dienen und gewinnt so einen über den biographischen Einzelfall hinausreichenden methodischen Wert. Der Schauspieler Brandes war wie Krüger, Großmann, Beil und andere zugleich Schauspieldichter. Sollte es nun nicht möglich sein, so schließt der Verfasser, aus seinen schriftstellerischen Werken Aufklärung auch über sein schauspielerisches Wirken zu erhalten? Eine bis ins einzelnste gehende Analyse der Brandesschen Dramen, die recht eigentlich den Kern der Arbeit bildet, erbringt den Beweis für die Fruchtbarkeit dieser Hypothese. Nicht nur die Szenarbemerkungen wurden dabei berücksichtigt, sondern die gesamte Anlage der Stücke. Klaudius gelangt zu dem Ergebnis, daß die in Brandes' Dramen vertretene Schauspielkunst vor allem mit deklamatorischen Mitteln zu wirken suchte — insofern erweist sich Brandes durchaus als Schüler Ekhofs. Aber die öfter hervortretende stärkere Accentuierung der Gebärden und des Gesichtsausdruckes, sowie die bewußte Ausnutzung der Bühnenrequisiten für realistischere Charakteristik weisen doch schon auf die Zeiten Schröders und Ifflands hin.

Doch der Verfasser hat es bei dieser wohlgelungenen Analyse nicht bewenden lassen. Er schildert im ersten Teil Brandes, den Menschen, und fügt dann im zweiten ein Porträt des Schauspielers, Regisseurs, Theaterdirektors nach der Ueberlieferung hinzu. Gedrucktes und handschriftliches Material kommt zur Verwendung. Ein Anhang bringt chronologische Verzeichnisse der Dramen und Briefe von Brandes. An Fleiß ist nirgends gespart, auch auf geschmackvolle Darstellung Wert gelegt. Wer sich in Zukunft mit der deutschen Theatergeschichte neuerer Zeit beschäftigt, wird an dieser Arbeit nicht achtlos vorübergehen dürfen.

Berlin. Hermann Michel.

* **Zeitschriften-Literatur.** Renaissance. Monatsschrift für Kulturgeschichte, Religion, schöne Literatur. Herausgeber Dr. Joseph Müller, München. Diese Zeitschrift, welche seither im Selbstverlag des Verfassers erschien, ist mit ihrem 8. Jahrgang in Th. Griebens Verlag (L. Fernau) in Leipzig

übergegangen. Sie bezeichnet sich als „Organ für religiöse Erneuerung“ und bestrebt sich, die Idee einer Union aller innerlichen Christen und Edeldenkenden zu verwirklichen, den Weg einer Verständigung oder wenigstens eines friedlichen Zusammenlebens von Katholiken, Protestanten und Freidenkern anzubahnen. Das 1. Heft enthält u. a. nachstehende Artikel: Dualismus, nicht Monismus. — Ist das Christentum veraltet?, Georg Neudecker. — Aus Martin Deutingers Briefen. (Wird fortgesetzt. Deutingers umfangreicher Nachlaß wurde dem Herausgeber zur Verfügung gestellt.) — Die Frage der Unfehlbarkeit auf dem Vatikanum. — Lebenskunst. — Optimismus. — Ein alter Reaktionär über Politik.

Hochland. Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Karl Muth. Jos. Köselsche Buchhandlung, München und Kempten. 4. Jahrg. Das fünfte Heft hat folgenden Inhalt: Wladislaus Switalski: Nietzsches Wille zur Macht. — Max Geißler: Die Musikantenstadt (Fortsetzung). — Johann Ranftl: Sir Edward Burne Jones, der letzte Präraffaelit. — Bernard Wieman: Tagebuchblätter aus Bosnien (Schluß). — Hermann v. Blomberg: Von der Kunst des künstlerischen Erlebens. Aphorismen. — Anton E. Schönbach: Des Schriftstellers Lebensfahrt. — Georg Neuhaus: Konfession und natürliche Bevölkerungsbewegung. — Albert Counson: Brunetière und sein Werk. — Daran schließen sich Bücherbesprechungen, das Hochland-Echo, die Rundschau usw. Drei Kunstbeilagen sind dem Hefte beigegeben.

Allgemeine Rundschau.

Nephrit.

Im Münchener Altertums-Verein hielt am 14. Januar 1907 vor einer zahlreichen Zuhörerschaft in Gegenwart des Prinzen Rupprecht von Bayern Professor Dr. v. Groth einen Vortrag über „Nephrit“.

Redner führte aus, daß schon in den ältesten Pfahlbauten der Schweiz Werkzeuge, insbesondere Beile aus Nephrit entdeckt wurden, und aus späteren Zeiten Nephritgegenstände hauptsächlich in Mexiko, Neuseeland, Sibirien und in Ostasien angefertigt worden sind. Von den Chinesen wird dieses Mineral, das von merkwürdiger Zähigkeit ist und in der Härte zwischen dem Glase und dem Bergkristall steht, am höchsten geschätzt, und seine Verwendung zu Fingerringen, Gürtelschließen, Agraffen, Dolchgriffen usw. war in früherer Zeit ausschließlich den Kaisern vorbehalten. Sollen doch auch seine Eigenschaften, der Glanz = Humanität, die Härte = Gerechtigkeit, die Zähigkeit = Tapferkeit u. s. f., monarchische Tugenden versinnbildlichen. Auch der Zarenschatz im Kreml zu Moskau enthält ältere, aus Asien stammende kostbare Schmuckstücke aus Nephrit.

Naturgeschichtlich gehört der Stein zu den Kieselsäure-Verbindungen, wurde früher als „grüner Jaspis“ bezeichnet und erhielt erst im 16. Jahrhundert, weil er von den Mexikanern als gegen Nierenkrankheiten schützend angesehen wurde, den Namen Nierenstein = „Nephrit“, oder, wie die Franzosen und Engländer schreiben, „Jade“.

Nachdem bis in die jüngste Zeit nur Asien, Amerika und Australien als Fundorte des rohen Nephritgesteines galten, glaubten die Fachgelehrten aus der Auffindung von prähistorischen Nephritgegenständen in unseren Alpenländern auf gewisse Handelsbeziehungen der mitteleuropäischen Pfahlbauern mit den Bewohnern der fernsten Weltteile schließen zu müssen, doch haben die neuesten Forschungen erwiesen, daß kleinere Nephritschichten fast überall am Felsgestein vorkommen, oftmals herabgeschwemmt werden und von den vorgeschichtlichen Alpenbewohnern jedenfalls aus den Gebirgsbächen herausgeholt worden sind. Illustriert wurde der Vortrag durch eine reiche Fachausstellung, die teilweise dem ethnographischen Museum entnommen war, dessen Vorstand, Professor Dr. Buchner, die von ihm mitgebrachten Gegenstände, insbesondere ein neu-kaledonisches Häuptlingsszepter, verziert mit Fransen aus Haaren von fliegenden Hunden, und neuseeländische Amulette erläuterte und dabei die merkwürdige Tatsache erzählte, daß zeitweilig in einer Steinschleiferei zu Oberstein ganze Blöcke Nephrit aus Neuseeland ankämen, zu Idolen verarbeitet, dann wieder in die Heimat gesandt und dort an Fremde um teures Geld als Altertümer verkauft werden. Gewiß ein Triumph des modernen Welthandels. Der Privatsammlung des Prinzen Rupprecht entstammten: ein persischer Dolch mit Nephrit-Griff, eine Vase mit Inschriften, eine mexikanische Maske, Idole und Amulette ꝛc. Der mineralogischen Staatssammlung hauptsächlich interessante Steinproben. — Auch verschiedene Literatur, z. B. eine Abhandlung des japanischen Mineralogen Wada über die Verwendung des Nephrit bei den Chinesen, wurde vorgelegt; besondere Aufmerksamkeit aber erregte ein im vergangenen Jahre zu New-York erschienenes Prachtwerk in zwei riesigen Bänden: „The Bishop-Collection, Studies in Jade,“ enthaltend die Beschreibung und Abbildung der zahlreichen orientalischen Kunstgegenstände aus Nephrit, welche von dem verstorbenen Dr. Bishop zusammengebracht und dem Museum in New-York vermacht wurde.

Dieses Werk wurde in nur hundert numerierten Exemplaren hergestellt, von denen jedes nicht weniger als 2000 Doll. Herstellungskosten beanspruchte.

Kleinere Mitteilungen.

* **Eisenbahnen in Britisch-Zentralafrika.** Die Schire-Hochlands-Bahngesellschaft hat die Konzession erhalten, von Chiromo, dem britischen Zollhafen am Schire, einem Nebenflusse des Sambesi, bis Blantyre eine Bahn zu bauen mit der Ermächtigung, die Bahnlinie später bis zum Südufer des Njassasees fortzusetzen. Damit erschien die erfolgreiche Erschließung des Landes gesichert.

Aber es waren nach der Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik (A. Hartleben, Wien) außerordentliche Schwierigkeiten zu überwinden. Zunächst war es eine schwere Aufgabe, die nötigen Arbeitskräfte zu finden. Eine weitere Schwierigkeit bot die mangelhafte Schiffbarkeit des Flusses, und es blieb schließlich nichts übrig, als zunächst eine Verbindungsbahn zwischen Chiromo und Port Herald, dem in der südlichsten Spitze des Protektorats gelegenen Hafen am Schire, zu bauen. Diese Strecke befindet sich jetzt bereits im regelmäßigen Betriebe, und wenn man auf portugiesischer Seite das kurze Stück bis zum Sambesi anschließen wollte, könnte an einer der Sambesimündungen ein Hafenplatz ersten Ranges entstehen.

Hat man nun auch durch die neue Strecke das Heranschaffen des Materials ermöglicht, so sind die zu überwindenden Terrainschwierigkeiten zwischen Chiromo und Blantyre außerordentliche. Der Höhenunterschied beträgt über 900 Meter. Wenn auch die Gesamtstrecke nur 130 Kilometer lang ist, so handelt es sich doch um zahlreiche dazwischen liegende Erhebungen und in beträchtlicher Ausdehnung beträgt die Steigung 1:44. Dazu kommt eine Menge von Bach- und Wasserläufen, welche in der Regenzeit zu wilden Wasserstürzen werden, an deren Ueberbrückung daher nur während einer gewissen Zahl von Monaten gearbeitet werden kann. Augenblicklich ist der Bahndamm bis auf 32 Kilometer fertig, die Schienen liegen nun auf der Hälfte der Strecke und von Fertigstellung kann man nur für das erste Viertel sprechen. Man erwartet, daß im normalen Verlauf der Dinge noch zwei Jahre vergehen werden, bis die Bahn dem Betrieb übergeben werden kann.

* **Personalien.** Der Staatsrat des Kantons Wallis beauftragte den Professor Büchi von der Freiburger Universität mit der Fortsetzung der durch den verstorbenen Geschichtsprofessor der gleichen Hochschule begonnenen Ausarbeitung der Geschichte des Kardinals Schiemer. — In Braunschweig ist am 4. Februar der bekannte Verlagsbuchhändler Friedrich Westermann gestorben.

Hochschulnachrichten.

* **Erlangen.** Der außerordentliche Professor an der Universität Jena, Dr. Dietrich Gerhardt wurde zum ordentlichen Professor der medizinischen Poliklinik, der Kinderheilkunde und der Pharmakologie in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität, sowie zum Direktor des pharmakologisch-poliklinischen Instituts und der Kinderklinik der Universität ernannt.

hc. **Heidelberg.** An der hiesigen Universität wird Professor Dr. Adolf Koch im Sommersemester 1907 lesen: Geschichte, Wesen und Bedeutung der öffentlichen Meinung der Presse und des Journalismus in Deutschland; außerdem wird er Praktische Uebungen zur Einführung in die Journalistik abhalten.

* **Leipzig.** Der Professor der konservierenden Zahnheilkunde an der Universität München, Dr. O. Walkhoff, erhielt einen Ruf als Direktor des hiesigen zahnärztlichen Universitätsinstituts als Nachfolger Hesses.

* **Berlin.** Der Privatdozent für Technik der künstlichen Farbstoffe an der hiesigen Technischen Hochschule, Dr. F. Ullmann, wurde zum Professor ernannt.

* **Gießen.** Die Feier des 300jährigen Bestehens der hiesigen Universität ist auf die Zeit vom 31. Juli bis 3. August 1907 angesetzt worden.

Jahrgang 1907. München, Donnerstag, 7. Februar. Nummer 32.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Laube, Dingelstedt und Shakespeare. Von Professor Dr. Frhr. v. Westenholz (Stuttgart).

Eine Kontroverse über den Index. Von Professor D. Dr. F. X. Kiefl (Würzburg).

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Laube, Dingelstedt und Shakespeare.

Die vielfachen Würdigungen und kritischen Wertungen, die Heinrich Laubes Lebenswerk anläßlich der Säkularfeier seiner Geburt jüngst erfuhr, fanden ihren naturgemäßen Mittelpunkt zumeist in der Beurteilung seiner Tätigkeit als Leiter des k. k. Hofburgtheaters in Wien. Der naheliegenden Versuchung, mit der Wirksamkeit des kernharten „Reformators“ diejenige seines geschmeidigeren Nachfolgers und Rivalen zu vergleichen, bietet sich ein äußerer Anlaß in dem Umstande, daß gerade im vorigen Frühling — am 15. Mai — ein Vierteljahrhundert seit Franz Dingelstedts Abgang von der Weltbühne verflossen war. Und so sei der Versuch eines solchen Vergleiches wenigstens für ein kleines Segment ihres gemeinsamen Wirkungskreises hier gewagt.

Verschieden wie die Persönlichkeit der beiden Burgtheaterleiter war ihr literarischer Geschmack, eine Divergenz, die in dem bekannten Schlagwort von den „französischen und englischen Sympathien“ im großen und ganzen einen zutreffenden Ausdruck gefunden hat.

Wenn indes Laubes Bevorzugung der Franzosen im wesentlichen der zeitgenössischen Dramatik galt und sich auf verschiedene Autoren verteilen konnte, so bleiben Dingelstedts größte dramaturgische Erfolge, soweit das Ausland in Frage kommt, doch immer mit dem Namen Shakespeare verbunden. Und wiederum ist es hier die Eroberung des Zyklus der „Königsdramen“ für die Bühne, welche Dingelstedts dramaturgischen Ruhm begründete. Um so schwerer wog dieser Ruhm, als es ein weitverbreitetes Vorurteil gegen die Bühnenfähigkeit dieser Dramen zu überwinden galt; mußte doch selbst Ludwig Speidel nach der ersten Wiener Aufführung des Zyklus vor nunmehr 32 Jahren bekennen: „Mit Zweifel und halbem Unglauben kamen wir dem Unternehmen entgegen, als ein Ueberzeugter, ein Gläubiger, scheiden wir davon.“

Es ist sicher, daß gegenüber der Shakespeare-Verehrung Dingelstedts die Stellung Laubes dem großen Briten gegenüber im allgemeinen nicht immer ganz gerechte Würdigung erfahren hat. Aus seiner prinzipiellen Opposition gegen die Zyklus-Aufführungen hat zwar Laube bekanntlich nie ein Hehl gemacht. Beweis genug, neben anderen Aeußerungen, die folgende Stelle aus seinen „Erinnerungen“, welcher der unbefangene Leser derselben eine gewisse Berechtigung nicht wird absprechen können:

„Einen besonderen Zyklus aus den Königsdramen zu machen, habe ich nie für empfehlenswert erachtet. Solch eine gleichmäßige Reihe von Verschwörungen, Schlachten und Mordtaten aus einer fremden Geschichte, die man in England selbst nicht zu veranstalten wagt, bietet kein wahres dramatisches Genüge für unser Publikum. Wenn aber dies Genüge künstlich erzwungen wird, so daß auch der Uninteressierte scheinbar zustimmen muß, um nur nicht für ungebildet zu gelten, so schadet das dem Interesse am Theater eher, als daß es ihm nütze, weil dann der einfache Mann zu der Meinung gedrängt wird: man finde im Theater nur noch ein saures Vergnügen. Nicht davon zu reden, daß die ununterbrochene Folge solch einer Reihe von schwierigen Stücken die ganze Tätigkeit eines Theaters monatelang in Anspruch nimmt, das Repertoire des Theaters schwer eintönig macht und doch keine Repertoirestücke einbringt, weil die Wiederholung immer wieder eine zerstreuende Staatsaktion, also dem übrigen Repertoire eine verderbliche Aktion wird.“

Für solche „Steeplechase“ war Laube seinem eigenen drastischen Ausdruck nach nicht zu haben. Eine entschiedene Ungerechtigkeit bliebe es nichtsdestoweniger, die Verdienste Laubes um die Einbürgerung Shakespeares auf der deutschen Bühne gering anzuschlagen, hat doch Laube geradezu das Publikum und bis zu einem gewissen Grade auch noch die Presse (welche z. B. die Aufführung eines „so rohen, barbarischen Stückes“ wie Richard III. im Burgtheater scharf tadeln zu müssen glaubte) erst für Shakespeare „erziehen“ müssen und damit in gewisser Beziehung den Boden für Dingelstedts spätere Versuche urbar gemacht. Mit vollem Recht verweilt Laube sowohl in seinem Rückblick auf das Burgtheater als auch in den schon erwähnten „Erinnerungen“ mit Stolz bei der langen Reihe der von ihm, sei es in neuer Bearbeitung, sei es überhaupt zum erstenmal für das Burgtheater gewonnenen „Shakespeare-Dramen“. Daß zu den letzteren auch der „Julius Cäsar“ gehörte (dessen Erstaufführung mit der Premiere von Schillers „Räubern“ an der „Burg“ zeitlich zusammenfiel), nimmt uns heute fast ebenso beinahe wunder, wie die Tatsache, daß es Laube vorbehalten war, den „König Lear“ zum erstenmal auf der Bühne dieses Burgtheaters sterben zu lassen. Daß Richard III. bei seinem ersten Erscheinen ebendort fast Schiffbruch gelitten hätte, weil die Grausamkeiten des Tyrannen der eigenen Gattin gegenüber dem damaligen Publikum fast unerträglich waren, erzählt uns Laube ebenfalls in seinem „Burgtheater“.

Die Versuche, welche Laube gerade mit den Shakespeareschen Historien einem widerstrebenden Publikum gegenüber machte, sind ihm um so höher anzurechnen, als er selbst diesem Teile der Shakespeareschen Dramen nicht sehr sympathisch gegenüberstand, die er geradezu „nach unseren Begriffen“ keine vollständigen Stücke nennt. „Auf-

atmend", war er nach der Aufführung von Heinrich IV. „von dieser schlotternden Ungeschlossenheit einer Historie an ein wirkliches Drama" Shakespeares (den „Coriolanus") herangegangen. Nicht abgeschreckt durch die geringe Teilnahme des Publikums, wagte es Laube trotzdem gegen das Ende seiner Direktionsführung, ein so bühnenunwirksames Stück wie Richard II. dem Burgtheater-Repertoire einzuverleiben. Der Mißerfolg blieb denn auch nicht aus. Das Publikum ließ sich (wie Laube berichtet) „absolut nicht einreden . . . eine Nachsicht üben zu müssen, weil der berühmte Shakespeare Verfasser des Stückes wäre." Und doch hatte Laube sich diesmal so wenig wie bei den früher inszenierten Shakespeare-Dramen die Mühe verdrießen lassen, das Stück einer sorgfältigen Bearbeitung zu unterziehen, um es dem Publikum mundgerechter zu machen. Eine Vergleichung der Laubeschen Bearbeitung[1]) mit der durch den Druck allgemein zugänglichen späteren Bühneneinrichtung Dingelstedts ist gerade gegenüber diesem „ersten Gliede" des großen „Ringes" der Königsdramen mit seiner subtilen Charakterzeichnung von besonderem Interesse. Etwas von der geistigen Eigenart der beiden Bearbeiter geht naturgemäß in das Objekt ihrer Tätigkeit über. Doch fehlt es neben prinzipiellen Verschiedenheiten auch nicht an — manchmal geringfügigen — Uebereinstimmungen, welche den bündigen Schluß rechtfertigen, daß Dingelstedt es nicht verschmäht hat, die Arbeit seines Vorgängers aufmerksam zu Rate zu ziehen.[2])

Eine Aeußerlichkeit, welche unser Interesse für die Laubesche Bearbeitung schon bei der Betrachtung des Personenverzeichnisses erregt, besteht in der hinzugefügten Besetzung einiger Hauptrollen bei der am 24. September 1863 erfolgten ersten Aufführung des Stückes an der „Burg". Den König gab damals Joseph Wagner, während der Bolingbroke dem jugendlichen Gabillon anvertraut war. In Fichtner hatte die kleine, aber wichtige Rolle des Bischof von Carlisle anscheinend eine sehr geeignete Vertretung gefunden. Unter den Trägerinnen der Damenrollen fällt uns Julie Rettich als Herzogin von York auf. Besonders erfreulich ist es zu sehen, daß von den Mitwirkenden jener bedeutsamen Vorstellung noch zwei Künstler in erwünschter Rüstigkeit unter uns weilen; war doch der Herzog von Aumerle keinem Geringeren zugewiesen als Adolf Sonnenthal, dem späteren erfolgreichen Darsteller der Titelrolle in diesem Stück, während Christine Hebbel an jenem Abend — es war wenige Monate vor dem Tode ihres Gatten — als Herzogin von Gloucester auf der Bühne erschien. Bei dem von Laube berichteten geringen Erfolge des Stückes — „das Ganze fand nur einen succès d'estime", sagte er — kann die auf dem Titelblatte der Handschrift verzeichnete Anzahl von Wiederholungen fast überraschen. Richard II. wurde innerhalb drei Wochen viermal wiederholt, um nach Jahresfrist — am 7. September 1864 — noch einmal zu erscheinen.

Vergleichen wir die Laubesche Bearbeitung mit dem Original, so fällt uns in erster Linie das Bestreben nach Verdeutlichung der Motive hier und da ins Auge. Laube, der erfahrene Bühnenpraktiker und Kenner seines Publikums, will an dessen geistige Mitarbeit — ganz im Gegensatz zu Shakespeare — möglichst geringe Anforderungen stellen. Einige Beispiele mögen dieses Bestreben veranschaulichen.

In der zweiten Szene des ersten Aktes, in welcher die Herzogin von Gloucester ihren Schwager Gaunt zur Rache für die Ermordnung ihres Gatten anzuspornen sucht, hält es Laube für nötig, auf Gaunts nahe Verwandtschaft mit dem Ermordeten durch den Zusatz: „Der ja mein Bruder war," noch besonders hinzuweisen, damit das Publikum nicht etwa die Worte Gaunts: „Ach, mein so naher Teil an Glosters Blut" mißverstehen und ihm eine Mitschuld an der Ermordung beimessen könnte. Zugleich muß der Zuschauer noch nachdrücklicher, als Shakespeare dies offenbar für nötig hielt, auf den wahren Schuldigen an diesem Morde hingewiesen werden.

Der Ausruf der Herzogin:

> Du schirmst dein eignes Leben
> Am besten, rächst du meines Glosters Tod.

nimmt demgemäß bei Laube folgende Gestalt an:

> Am besten wenn du meines Glosters Tod
> An diesem wüsten König Richard rächest.

Und für den Fall, daß auch dieser Hinweis diesem und jenem Hörer noch nicht deutlich genug sein sollte, verändert Laube in Gaunts Erwiderung:

> Der Streit ist Gottes; denn sein Stellvertreter,
> Gesalbt vor seinem Antlitz, sein Gesandter,
> Hat seinen Tod verursacht.

den mittleren Vers so:

> Sein Bote, sein Gesalbter — unser König.

Als ferner in der zweiten Szene des zweiten Aufzuges ein Diener des Herzogs von York diesem den Tod seiner Schwester Gloucester meldet, läßt Laube alle Anwesenden den Worten des Dieners:

> Die Herzogin war tot seit einer Stunde

mit der recht überflüssigen Frage begegnen:

> Die Herzogin von Gloucester?

Derartige eingeschalteten Zwischenfragen und Bemerkungen finden wir bei Laube häufig und können sie unschwer aus dem Bestreben erklären, die auf der Bühne anwesenden Komparsen zu aktiver Beteiligung an den Vorgängen heranzuziehen. Gleich die nämliche Szene bietet ein beliebig herausgegriffenes Beispiel dieser Art: Als Green des Königs Günstling, die überraschende Landung Bolingbrokes meldet und den Wunsch ausspricht, der König möge noch nicht nach Irland aufgebrochen sein, erklärt er diesen Wunsch mit den Worten:

> Damit er, unsre Hoffnung, seine Macht
> Zurückzieh' und des Feindes Hoffnung schlage.

An die Stelle der letzten Zeile ist bei Laube die folgende getreten:

> Der Feind hat Fuß gefaßt in England.

Und erst auf den Einwurf aller: „Welcher Feind?" wird der Name des Eindringlings genannt.

Wichtiger als in diesen ziemlich bedeutungslosen Ergänzungen erscheint natürlich Laubes Eingriff da, wo es sich um Veränderungen — seien es nun Zusätze oder Auslassungen — ganzer Reden oder gar Szenen handelt. In letzterer Beziehung finden wir namentlich eine markante Stelle — es ist die erste Szene des vierten Aktes — in

[1]) Die Einsichtnahme des Manuskriptes wurde mir durch das gütige Entgegenkommen der k. k. Hofbibliothek in Wien ermöglicht.

[2]) Vergl. z. B. Northumberlands Meldung vom Tode Gaunts (II, 1):

> Die Zung' ist ein entsaitet Instrument,
> Wort, Leben, alles hat für ihn ein End',

wo L. und D. übereinstimmend Welt, Leben usw. (anstatt des Schlegelschen „Wort") haben, gleichsam beide die Lesart „world" (statt words) in den englischen Text hinein emendierend. Und ebenso ersetzen beide Bearbeiter an einer späteren Stelle (III, 2) Schlegels „auf der hohen See" durch „hohlen" See (Original: the breaking seas).

welcher sich zugleich die verschiedene Stellungnahme Laubes und Dingelstedts zu ihrer gemeinsamen Vorlage an einem typischen Beispiel offenbart. Die erwähnte Szene, welche mit dem Rededuell zwischen Bagot, bezw. Fitzwater und Aumerle fast wie eine Wiederholung des Zwistes zwischen Bolingbroke und Norfolk, mit welchem das Stück beginnt, anmutet, stellt auch an den aufmerksamen Leser nicht ganz geringe Anforderungen. Insbesondere ist es fast unmöglich, und vielleicht auch von Shakespeare gar nicht beabsichtigt, den schuldigen Teil herauszufinden.

Auf der Bühne wirkt die Wiederholung einer ganz analogen Situation überdies erfahrungsgemäß ermüdend. Laube hat diesen Uebelstand selbstverständlich deutlich erkannt. Zur Verdeutlichung der Sachlage läßt er der erwähnten Szene einen Auftritt eigener Komposition vorangehen, den er auf einen „Platz an der Themse, in der Nähe des Towers", verlegt. Die Parteigänger und Freunde Aumerles warnen diesen vor der ihm durch Fitzwater drohenden Anklage der Mitschuld an Gloucesters Tode. Diese Beschuldigung bildet ja in der Tat auch den Kernpunkt des neuen Zwistes, wie er es in dem vorangegangenen zwischen Norfolk und Bolingbroke gewesen war.

Diesen Bemühungen Laubes gegenüber, das Verständnis des Zuschauers zu fördern, hat Dingelstedt zu dem radikaleren, aber in diesem Falle vorzuziehenden, Mittel gegriffen, die fragliche Szene — die Anklage gegen Aumerle — zu streichen. Der Zusammenhang erleidet hierdurch keine Störung und dem Zuhörer entgeht kein wichtiges Moment.

Das Hauptverdienst seiner Bearbeitung liegt nach Laubes eigener Ansicht in der Abdankungsszene, bezw. in der von ihm vorgenommenen Redaktion der Reden des Bischofs von Carlisle, dem als einzigem Verteidiger Richards an dieser Stelle allerdings eine besondere Bedeutung zukommt.

Es ist freilich nicht ganz zutreffend, wenn Laube in seinem „Burgtheater" (S. 410) meint, er habe die verstreuten Aeußerungen Carlisles gesammelt und in die Abdankungsszene verlegt. In der Hauptsache finden sie sich schon dort bei Shakespeare vor, abgesehen von einem zehn Zeilen umfassenden Zusatze von Laubes eigener Komposition. Daß gerade dieser Auftritt die Hauptwirkung bei jener ersten Vorstellung erzielte, glauben wir Laube gern, ohne doch in diesem Falle das Verdienst an dem Erfolge ihm zuerkennen zu können. Gerade an der Gestalt Carlisles hat Laube mehr „gesündigt" als Gutes getan. Er läßt ihn — seiner geistigen Würde gewissermaßen entkleidet — vom dritten Akte an (an Stelle Scroops) als Parteigänger Richards erscheinen. Als Lord Carlisle wird er in Laubeschen Zusätzen wiederholt von den Anwesenden begrüßt, um erst später am Schluß der Abdankungsszene seine geistliche Würde zurückzuerhalten. Daß Laube die Unklarheit dieser Doppelrolle selbst empfunden, geht aus einer nachträglichen Bleistiftänderung hervor, welche sich in der erwähnten von Laube komponierten Szene „in der Nähe des Towers" findet.

In der (an Carlisle gerichteten) Bemerkung Aumerles

> Die Bischöfe von Oxford, von eurer Heimat,
> Und manch frommer Lord sind schon gewonnen,
> Und der Bund wird reif.

sind die Worte: „von Eurer Heimat" gestrichen und „die Bischöfe" in „der Bischof" geändert. Auch ist in einem von Laube selbst in der Abdankungsszene eingeschalteten Zusatz: „den von Carlisle" nachträglich das Wort „Bischof", ebenfalls mit Bleistift, eingefügt. Hier also erkannte Laube schließlich die Notwendigkeit, seinen Lord Carlisle mit dem gleichnamigen Bischof wieder zu identifizieren, was bisher offenbar nicht in seiner Absicht gelegen hatte. In der Tat ist auch der Besitz der geistlichen Würde unentbehrlich für diesen Anhänger Richards, der nicht etwa aus persönlicher Freundschaft oder Gerechtigkeitsliebe, sondern als Vertreter der Kirche, und des „Gottesgnadentums" der Krone die Verteidigung des Königs übernimmt.

Was die sprachliche Feile betrifft, die beide Bearbeiter an den Schlegelschen Text — übrigens maßvoll — angelegt haben, so macht sich das feinere Gefühl für den poetischen Rhythmus auf seiten Dingelstedts in den meisten Fällen zu seinen Gunsten geltend. Um so mehr überrascht es uns, wenn wir an einigen Stellen Laubesche Härten ohne weiteres beibehalten sehen:*)

Als ein charakteristisches Beispiel verschiedener Wiedergabe eines und desselben Verses kann das Folgende dienen:

> Zu zähmen gilt's die wild struppköpf'gen Kernen. (Schlegel.)
> Man muß die straub'gen Räuberbanden tilgen. (Laube.)
> Man muß die wilden Strudelköpfe zähmen. (Dingelstedt.)

Wenn Dingelstedts feines poetisches Empfinden ihn natürlich auch vor bedeutsamen sachlichen Mißverständnissen bewahrt hat, so fehlt es doch auf der anderen Seite nicht an einzelnen, verschiedenen Ursachen zuzuschreibenden Fehlgriffen: Die Wahrnehmung, daß Shakespeare die Königin in der ersten Szene des zweiten Aktes nur wenige begrüßende Worte reden läßt, bewogen den „Regisseur" Dingelstedt, die Königin hier ganz fortzulassen. Wäre gegen diese Aenderung auch praktisch nicht viel einzuwenden, so muß es doch als entschiedener Fehler in die Augen springen, daß Dingelstedt nun die Worte der Königin:

> Was macht mein edler Oheim Lancaster?

Richard in den Mund legt, anstatt der ihm von Shakespeare zugewiesenen, durch ihren Hochmut überaus charakteristischen Begrüßung:

> Nun Freund, wohlauf? Was macht der alte Gaunt?

Es mag hier im Vorübergehen auf ein Versehen hingewiesen werden, dessen sich, so viel ich sehe, alle bisherigen Uebersetzer des Stückes schuldig gemacht haben. Dasselbe betrifft gleich die erste Zeile des Dramas:

„Johann von Gaunt, ehrwürdiger Lancaster," so heißt es in sämtlichen deutschen Texten, und doch entspricht das Epitheton „ehrwürdig" weder dem Gefühl des jugendlichen Königs seinem Oheim gegenüber, wie es sich später am Sterbelager des Greises in schneidendem Hohn äußert, noch auch deckt sich der Begriff „ehrwürdig" mit dem an dieser Stelle von Shakespeare offenbar mit gutem Bedacht gewählten Ausdruck „time-honoured". In diesem soll vielmehr im Sinne des hochmütigen Jünglings die dem Greise zukommende Ehrfurcht ausdrücklich als bloßes Vorrecht seines Alters, nicht seiner Person, gekennzeichnet werden.

Ein anderer, wenn auch nicht so wichtiger Irrtum Dingelstedts, insofern derselbe wenigstens nicht die Charakteristik der beteiligten Personen unmittelbar beeinflußt, findet sich gegen Ende des Stückes in der genial empfundenen Episode, wo ein Knecht aus dem Marstall des Königs sich den gefahrvollen Weg zu dem Kerker des entthronten Monarchen aus reiner Anhänglichkeit an diesen gebahnt hat.

Hier finden wir den treuen Knecht bei Dingelstedt zu unserer Ueberraschung durch einen Pagen ersetzt. Ge-

*) Zum Beispiel den Ersatz des Verses:

Fort ist Euer Gatte, in der Ferne rettend (Schlegel)

durch die Schlimmbesserung:

Eu'r Gatt' ist fort, zu retten in der Ferne.

rade in der Gegenüberstellung des einfachen Mannes aus dem Volke mit dem auch im Gefängnis noch König gebliebenen Richard liegt aber ein wesentlicher Teil des großen psychologischen Reizes dieser Szene. Ein „Page", für unser Gefühl etwa gleichbedeutend mit dem „Edelknecht" aus Schillers „Taucher", gehört doch einer anderen sozialen Sphäre an wie der treuherzige Stallknecht, den Shakespeare in gewolltem Kontrast an dieser Stelle gezeichnet hat.

Wir müssen es uns versagen, auf weitere Einzelheiten der beiden Bearbeitungen einzugehen. Ohne das eingangs erwähnte große Verdienst Laubes um die Einbürgerung Shakespeares auf der Bühne des Burgtheaters irgendwie zu beeinträchtigen — mit berechtigtem Stolz konstatiert er, daß zu Anfang der 60er Jahre das Repertoire des Burgtheaters nicht weniger als siebzehn Shakespeare-Stücke umfaßt habe — dürfen wir doch sagen, daß das feinere poetische Nachempfinden Shakespeare gegenüber durchweg Dingelstedt zuerkannt werden muß.

Während Laube auch in diesem Falle vorwiegend mit dem Verstande und als Bühnenpraktiker an seine Aufgabe herangetreten ist, regt sich in Dingelstedts Shakespeare-Bearbeitungen doch auch hier und da der nachempfindende Poet, der neben dem Kopf, ja bisweilen vielleicht vor diesem, auch das Herz zu Worte kommen läßt.

Stuttgart. F. P. v. Westenholz.

Eine Kontroverse über den Index.

(Schluß.)

Als klassisches Beispiel dafür, wie die Indizierung eines Buches als solche keineswegs immer den Autor treffen will, kann man das Werk des Suarez von den Zensuren ansehen. Die Buchdrucker Ciotto u. Co. von Venedig und Siena hatten 1606, um die Republik Venedig nicht zu verletzen, aus dieser Schrift des Suarez' einige Sätze weggelassen, z. B., daß der Papst von der Steuerpflicht dispensieren könne, daß die Untertanen gegen einen häretischen Fürsten, der den Glauben gefährde, rebellieren können u. s. w. Diese Ausgabe kam wegen jener Streichungen auf den Index, wo sie bis 1900 blieb. Den Druckern verbot die Indexkongregation durch Decr. 7. non. Aug. 1606, ferner noch ein Buch zu drucken, allen Buchhändlern und Kaufleuten der Welt, ein solches von ihnen anzunehmen. Die venetianischen Drucker hatten in ihrer Ausgabe des Suarez noch in anderer Weise gegen die kirchliche Lehrpolizei verstoßen, indem sie das Werk von der Buße in der Form, in welcher die Inquisition es verurteilt hatte, abdruckten. Der Hergang in dieser Sache ist folgender: Die Jesuiten Henriquez und Sa hatten die Thesis verfochten, daß man auch durch Briefe oder Boten beichten und absolvieren könne. Die betreffenden Werke kamen auf den Index, auf dem sie bis 1900 blieben. Clemens VIII. verwarf durch Inquisitionsdekret vom 20. Juni 1602 die erwähnte Ansicht als falsch, temerär und skandalös. Wer sie drucken lasse oder verteidige, verfalle der reservierten Exkommunikation. Suarez gab nun eine Interpretation des Dekretes, welche man kaum anders als sophistisch nennen kann. Die Analecta juris pontificii geben zu, daß diese Interpretation das traditionelle Beichtinstitut der Kirche alterieren würde. Die Inquisition erließ unter persönlichem Vorsitz des Papstes am 31. Juli 1603 ein Dekret, das Buch des Suarez sei zu suspendieren, bis es verbessert und berichtigt sei und die römische Inquisition die Berichtigung acceptiert haben werde; die bereits ausgegebenen Exemplare seien wieder einzusammeln; Suarez dürfe in Zukunft keine theologischen Bücher mehr schreiben, bevor er sie der Inquisition zur Prüfung vorgelegt. Suarez sei zu ermahnen, sein Gewissen zu erforschen wegen der vom Papste angedrohten Exkommunikation. Ob Suarez persönlich vor die Inquisition zu laden sei, bleibe vorbehalten.

Dieser in der feierlichen Form einer Donnerstagsitzung erlassene Bescheid übertrifft an Schärfe weit ein gewöhnliches Indexverbot, und ein Indexverbot unterblieb offenbar nur deshalb, weil tatsächlich die Veröffentlichung des Buches noch aufgehalten werden konnte. Wieder in einer Donnerstagsitzung und mit der üblichen feierlichen Form derselben wurde von Paul V. am 14. Juli 1605 die Verteidigung des Suarez verworfen und er auf die Dekrete Clemens VIII. zurückverwiesen. In einer Donnerstagsitzung vom 28. Juli 1605 wurde Suarez neuerdings angewiesen, das ganze Buch zu korrigieren; am 18. August verordnete die Inquisition in der nämlichen feierlichen Form, es sei Suarez eine Umarbeitung des vierten Abschnittes nicht erlaubt, sondern derselbe einfach zu tilgen. Durch Dekret vom 24. Januar 1622 wurden die vorausgehenden Erlasse gegen Suarez nochmals bestätigt. Am 10. Juni 1658 wurde die Dissertatio pro Suare des Jesuiten Reynaud auf den Index gesetzt und blieb auch auf dem Index Leos XIII. stehen. Er verteidigte die Beichtansicht des Suarez und erklärte, die gegen Suarez erlassenen päpstlichen Dekrete seien nicht infallibel. Bei der Erklärung des Dekretes von 1602 komme es nicht darauf an, was der Papst habe sagen wollen, sondern — ähnlich wie bei dem jüdischen Hohepriester Kaiphas, Joh. 18, 14 —, was der Wortlaut sage, und gegen diesen verstoße Suarez nicht. Paul V. sei als Kardinal auf Seite des Suarez gestanden, habe aber als Papst seinen Vorgänger, der ihn zum Kardinal gemacht, schonen wollen.

Diese indizierte Schrift wurde gegen das kirchliche Verbot wiederholt gedruckt, auch von den Jesuiten (Reusch, II, 311), und die Analecta juris pontificii 1863 tadelten, daß in der Pariser Ausgabe der Werke des Suarez (1856 bis 1861) der Traktat von der Buße und dazu eine anonyme Schrift über die Briefbeichte in einer Weise abgedruckt wurden, als ob die Erlasse Pauls V. gegen Suarez nicht existierten.

Noch ein anderes Werk des Suarez kam in Kollision mit der kirchlichen Bücherzensur, nämlich der Traktat von der Gnade. In der berühmten theologischen Kontroverse de auxiliis, welche die Leidenschaften tiefer erregte als irgend eine theologische Bewegung der Neuzeit, ergingen sehr scharfe Dekrete der Inquisition, namentlich 1611, mit dem Verbote, ohne Erlaubnis der Inquisition über die Materie zu schreiben. Urban VIII. verordnete am 22. Mai 1625, daß alle ohne solche Erlaubnis erscheinenden Bücher dieser Art ohne weiteres als indiziert gelten sollten. Der heilige Stuhl erneuerte diese Bestimmung 1641, 1650, besonders aber unter Alexander VII. am 6. September 1657. Alexander VII. erklärte, alle in der Materie ohne päpstliche Erlaubnis erschienenen Bücher seien expresse verboten. Darunter fiel auch der zweite Band der Gnadenlehre des Suarez, welcher von der geschöpflichen Freiheit und ihrem Verhältnis zur göttlichen Gnadenhilfe handelte und 1651 gedruckt worden war. Suarez mußte wie alle anderen Werke seit 1603 so auch dieses der Inquisition vorlegen und hatte die Druckerlaubnis nicht erhalten. Er bemühte sich noch 1617, sechs Monate vor seinem Tode, vergeblich darum. Hilgers behauptet, Paul V. habe das Werk des Suarez ausdrücklich gelobt, so daß wir den gewiß merkwürdigen Fall hätten, daß ein Werk zugleich

approbiert und verboten worden wäre. Es handelt sich aber hier nicht um eine Approbation des Inhalts, sondern um eine diplomatische Wendung in einem Briefe des Kardinals Borgheſe vom 26. April 1617, der eben der Praxis des heiligen Stuhles gemäß in der heiklen Frage eine Aeußerung über den Inhalt ablehnen wollte mit der Bemerkung, der Papst sei der Meinung, daß die Doktrin nicht abweichen werde von der in den anderen vorzüglichen Schriften vorgetragenen Lehre. (Sanctitas sua existimat, . . . non discrepaturam.)

Hilgers meint auch sehr ungenau, das Werk des Suarez habe nur „eine Zeitlang nach seinem ersten Erscheinen" als verboten angesehen werden können. Benedikt XIV. hat 1757 das allgemeine Verbot ausdrücklich erneuert, und es ist in alle Indexausgaben übergegangen, auch in jene von 1841, 1852. Wenn also überhaupt die allgemeinen Dekrete des Index nicht bloß für die Vögel abgedruckt wurden, dann galt dieses Verbot rechtskräftig bis zu Leo XIII. Uebrigens heben die A. I. P. a. a. O. ausdrücklich eine Reihe von Stellen hervor, wo die Suarez-Ausgabe von 1861 den Widerspruch der Lehre des Suarez gegen päpstliche Entscheidungen, die vor oder nach Suarez erlassen wurden, zu vermerken vergessen hat.

Es ist ein Zeichen für die Art der Hilgersschen Kontroverse, wenn er mir unterstellt, als habe ich auf die Doktrin von Bellarmin und Suarez einen Schatten werfen wollen. Ich habe diese Namen gerade im Gegenteil zum Beweise dafür angeführt, mit welchem Unrecht man mitunter theologischerseits die Akte der äußeren kirchlichen Lehrpolizei gegen den Autor ausschlachtet, wie es im Falle Schell geschehen ist.

Die Kirche beansprucht für die Indexdekrete keine Infallibilität; ja, sie trifft über die Lehre und Person des Autors pro foro externo keine Entscheidung, wenn nicht nebenher in apostolischen Erlassen die Doktrin des Autors speziell behandelt wird, wie im Falle Hermes, den Hilgers ganz ohne Grund mit dem Falle Schell auf gleiche Stufe stellt.

Die Lehre Bellarmins über die potestas directa papae in mundum, welche der Anlaß war, daß Sixtus V. ihn auf den Index setzte, war damals neu, von tief einschneidender und unermeßlich weitgreifender Bedeutung und in Widerspruch mit sehr angesehenen Kanonisten. Heute gilt sie als selbstverständlich.

Die Lehre des Suarez über die Briefbeicht, welche durch die Inquisition verurteilt wurde, gilt zwar bis zur Stunde als unzulässig; allein das hat nicht gehindert, daß die geistige Lebensarbeit von Suarez und Bellarmin ein für ewige Zeiten verdienstvolles Werk theologischen Schaffens ist, das in der Geschichte der Theologie nicht veralten wird.

Nur bei Schell will man das nicht zugeben. Die geistige Lebensarbeit Schells liegt noch zum größten Teil in seinen indizierten Werken als ein totes Kapital, dessen Bearbeitung von der theologischen Forschung noch kaum in Angriff genommen ist, wiewohl Schell die interessanteste Durcharbeitung der modernen Gedankenwelt vom theologischen Standpunkt aus bietet. Da Schell keine Schablonenarbeit leistet, sondern seine Werke aus dem originalen Guß seines hoch individuellen Genius herausgeformt hat, so ist es leichter, seiner Lebensarbeit das Grablied zu singen, als an ihrer Nutzbarmachung zu arbeiten. Das gegen Schells Werke ergangene Indexurteil gibt keine Entscheidung darüber, ob diese Werke aus formalen oder sachlichen Gründen indiziert wurden oder etwa im Sinne des P. 21 der Konstitution Sollicita ac provida. Die Indexkongregation hält eben deshalb die Motive solcher Indizierungen geheim, weil sie pro foro externo in solchen Fällen eine andere Wirkung als die, welche unmittelbar im Akt des Verbotes selbst liegt, nicht erzielen will.

Unerleuchteter Eifer geht oft über diese Richtschnur hinaus und meint, Schells Lehre sei in Bausch und Bogen verdammt, so daß für die theologische Arbeit hier kein grüner Halm mehr wachsen könnte. Die Indizierung hat schon an und für sich für den modernen katholischen Gelehrten eine furchtbare Hemmung seiner literarischen Betätigung zur Folge. Allein diese Wirkung wird ins Ungemessene verschärft durch illoyale Auslegung des kirchlichen Disziplinaraktes, und so konnte in Schell das Gefühl entstehen, dem er in seinem letzten Werke Ausdruck verlieh, daß bahnbrechende, wissenschaftliche Arbeit nur mehr dem Gelehrten möglich sei, welcher in einem angesehenen Orden einen schützenden Rückhalt hat. Dieses Gefühl könnte bei loyaler Auslegung der kirchlichen Gesetzgebung und ihrer Handhabung nicht entstehen, und deshalb habe ich ein Wort über die wahre Bedeutung der Indizierung gesprochen. Die Aufnahme, welche dieses Wort zunächst nach einer Richtung hin gefunden, zeigt, daß man noch nicht allgemein geneigt ist, die Konsequenzen der klaren, kirchlichen Anschauung in diesem Punkte rückhaltlos anzuerkennen. Die Art und Weise, wie Bellarmin vom Index sofort wieder abgesetzt wurde, läßt doch erkennen, daß hier der vereinzelte Gelehrte in einer äußerst nachteiligen Stellung sich befindet. Offenbar im Gegensatz zu Schell spricht man neuestens von dem Mannesmut der Unterwürfigkeit, dessen Glanz das Andenken eines Bellarmin und Suarez umstrahle. Die oben angeführten Akten aus der Affäre Bellarmin, welche man bei Hilgers vergeblich sucht, lassen es sehr zweifelhaft erscheinen, ob das eine besonders glückliche Parallele ist, um das Andenken Schells zu trüben, der unter den doch weit ungünstigeren modernen Verhältnissen sein herbes Geschick loyal und ohne Klage getragen hat; einen eigentlichen Widerruf hat die Kirche von Schell nie gefordert, weil sie die gewöhnlichen Indexdekrete lediglich zum Schutze der Gläubigen erläßt, für welche die Lektüre der verbotenen Schriften ihr nicht geeignet und (wenigstens, wie im Fall Galilei, für die betreffende Zeit) nicht gefahrlos erscheint.

Die Verhandlungen, welche Schell schriftlich und persönlich in seinen letzten Lebensjahren mit Rom geführt hat, lassen es nicht aussichtslos erscheinen, daß Schells Werke dereinst wieder vom Index abgesetzt werden, wie nach der offiziellen Vorrede des Index' Leos XIII. viele Bücher vom Index abgesetzt wurden, welche, ohne dadurch als kirchlich einwandfrei erklärt zu werden, doch durch die Fülle von Wissensstoff, die sie bieten, ungewöhnlichen Nutzen bringen können. Die betreffende Vorrede ist nicht Privatsache von Thomas Esser, wie Hilgers glauben machen will, sondern offiziell vom Sekretär der Indexkongregation gezeichnet. Im Sinne von Hilgers müßte man sonst den ganzen Index als Index von Esser, nicht von Leo XIII. bezeichnen, wenn es auch richtig ist, daß die wissenschaftliche Redaktion von Esser ist. Alles in allem genommen ist der Index der Kirche viel milder als der Index mancher theologischer Richtungen, deren Opera-Omnia-Dekrete oft auf sehr äußerliche Gründe sich stützen und stets unwiderruflich und ewig sind.

Würzburg. F. X. Kiefl.

Kleinere Mitteilungen.

* **Zahnpflege und Schule.** Ueber dieses Thema sprach kürzlich im Posener Lehrerverein der Zahnarzt Mallachow. Er vertrat den Standpunkt, daß die Schulzahnpflege Gegenstand der Gemeindefürsorge werden müsse. Mit ihrer Einführung erwürben sich die Gemeinden ein Verdienst, das diejenigen zu würdigen verständen, die wissen, wie schlecht die Zähne der Jugend sind.

Die Mundpflege in der Schule ist nicht neu. In den Kadettenhäusern ist sie seit zwei Jahrzehnten, in Dresden seit 1894 eingeführt. Musterhaft organisiert ist sie in Straßburg, wo eine städtische Schulzahnklinik besteht, die von Professor Dr. Jessen, dem Verfasser der Schrift „Zahnpflege im Kindesalter", geleitet wird. Statistische Erhebungen haben in Straßburg ergeben, daß 95 Prozent aller Volksschulkinder zahnkrank sind. Von 17,000 Schulkindern wurden 7065 Kindern Zähne plombiert. Für die Schulzahnpflege hat Straßburg 8550 M in den Etat eingestellt, das macht 50 Pf. für jedes Schulkind. Dem Beispiele Straßburgs sind zahlreiche Städte schon gefolgt, andere schicken sich an, ihm nachzueifern. Die Lehrerschaft hat der Schulzahnklinik die Bahnen geebnet, so in Kiel, Wiesbaden und anderen Orten. Im Osten hat die Frage der Posener Lehrerverein angeregt, wofür ihm Dank gebührt.

Der Redner empfahl, nach der Kölnischen Zeitung, zur Aufklärung über die Mundpflege die Aufnahme geeigneter Lesestücke ins Volksschul-Lesebuch, die Behandlung dieses Gegenstandes im Unterricht und die Herausgabe und Verbreitung von Merkblättern, die über die Regeln zur Zahnpflege Aufschluß geben. Zur praktischen Durchführung der Schulzahnpflege forderte er die Errichtung einer Schulzahnklinik in Posen, die von einem fest angestellten, nicht auf Privatpraxis angewiesenen Schulzahnarzt geleitet werden müßte. Am besten untergebracht sei sie im städtischen Krankenhause, das für diesen Zweck zwei helle Räume zur Verfügung stellen müßte. Material und Beschäftigung der Klinik sei in Posen genug vorhanden, denn es handle sich hier um die Untersuchung und Behandlung von 14,400 Schulkindern, wozu noch die Kinder der Waisen- und Taubstummenanstalt und die nicht schulpflichtigen Kinder der Almosenempfänger kämen. „Der jetzige Zustand auf dem Gebiete der Zahnpflege ist einer modernen Stadt nicht entsprechend."

Im Anschluß an diese Ausführungen entspann sich eine längere Erörterung, an der sich auch die Schulärzte Dr. Kassel und Dr. Landsberg beteiligten. Von pädagogischer Seite wurde gegen jedwede Mehrbelastung der Schule Einspruch erhoben. Schließlich wurde folgender Schlußantrag angenommen: „Der Posener Lehrerverein hält im Interesse der Gesundheit der Schüler und der Lehrer die Einführung einer städtischen Schulzahnklinik für erforderlich."

* **Die Berliner Roosevelt-Bibliothek.** Die von Professor Dr. Burgeß der Berliner Universität gestiftete Bibliothek, die im Roosevelt-Zimmer der alten Bauakademie aufgestellt ist, hat eine wesentliche Bereicherung erfahren durch die Zuwendung der Gutachten der Generalanwälte der Vereinigten Staaten.

Dieses Werk ist nach der Berliner Akademischen Wochenschrift seit langem vergriffen und daher eine um so schätzenswertere Gabe des ersten Roosevelt-Professors. Die sehr kostbare Bibliothek enthält nunmehr alle Verfassungsurkunden der Vereinigten Staaten, die Gesetze der Kongresse, die Entscheidungen des Obergerichts der Vereinigten Staaten, die Botschaften der Präsidenten. Professor Burgeß hat die Absicht, noch weitere vierhundert Bände über die Debatten der Kongresse zu stiften. Ferner hat er seine Kollegen von der staatswissenschaftlichen Fakultät der Columbia-Universität gebeten, ihre eigenen Schriften dieser Bibliothek zu überweisen. Dieser Bitte ist in bereitwilligster Weise entsprochen worden, und die Sendung wird in kurzem in Berlin eintreffen.

C. K. **Amerikanische Millionenstiftungen.** Das Polytechnische Institut in Troy in New-Jersey ist soeben mit einer großartigen Spende bedacht worden. Mr. Russell Sage, deren verstorbener Mann über 10 Jahre lang dem Institut als Kurator vorgestanden hat und deren Neffe dort [illegible] vierte, überwies der Anstalt 4 Millionen Mark. Es wird vermutet, daß die Summe zur Errichtung einer Russell Sage-Schule für Maschinen- und Elektrizitätstechnik verwendet werden wird. Eine weitere Spende von 1 Million Mark hat Mrs. Russell Sage dem Internationalen Komitee der Vereinigung christlicher junger Männer überwiesen und weitere 400,000 Mark der Emma Willard-School von Troy, an der sie selbst ihr Schlußexamen bestanden hat.

Hochschulnachrichten.

* **Heidelberg.** Der Geh. Hofrat Dr. Heinrich Buhl, ordentlicher Professor für römisches Recht, Zivilprozeß und französisches Recht an der hiesigen Universität, ist in Luxor infolge eines Herzschlages plötzlich verstorben.

* **Karlsruhe.** Zum Vorsitzenden der Prüfungskommission für Nahrungsmittelchemiker an der hiesigen Technischen Hochschule wurde an Stelle von Regierungsrat Schäfer der Ministerialrat Dr. Arnsperger ernannt.

* **Aachen.** Die hiesige Technische Hochschule ernannte den Tuchfabrikanten Geh. Kommerzienrat Dellus wegen seiner Verdienste auf wissenschaftlichem und wirtschaftlichem Gebiet zum Ehren-Doktoringenieur.

H. **Bern.** Professor Dr. Dubois hat als Suppleant der medizinischen Fachprüfungskommission demissioniert. An dessen Stelle wurde Professor Dr. Wilhelm Kolle, hier, ernannt.

H. **Basel.** Ordentlicher Professor Dr. August Hagenbach hielt am 5. Februar seine öffentliche Antrittsrede über „Die Stellung der Physik zu den übrigen Naturwissenschaften und der Technik."

hc. **Zürich.** Der Stadtbauinspektor der Stadt Charlottenburg, Regierungsbaumeister a. D. Heinrich Kayser, folgt zum 1. April 1907 einem Rufe als Professor für Wasserbau an das eidgenössische Polytechnikum.

Vorlesungen

welche

im Sommerhalbjahr 1907

an der

Kgl. Universität zu Greifswald

gehalten werden.

Das Semester beginnt am 15. April 1907.

Die Ziffern geben die Stundenzahl an, (pr) bedeutet privatim und (pub) publice.

Theologische Fakultät.

Oettli: Auslegung der Psalmen (1 pr); Auslegung der messianischen Weissagungen (2 pr). — Wilke: Auslegung des Deuteronomiums mit Einführung in das Hexateuchproblem (1 pub). — Procksch: Apokalyptik mit Auslegung des Buches Daniel (2 pr); Geschichte der Israeliten (5 pr). — Wilke: Hebräische Elementargrammatik (4 pr). — Haußleiter: Auslegung des Matthäusevangeliums (4 pr). — Jordan: Auslegung des Galaterbriefes (2 pr); Auslegung des Jakobusbriefes (2 pr). — Haußleiter: Einleitung in das Neue Testament (4 pr). — Kögel: Textgeschichte und Textkritik des Neuen Testaments (1 pr und gratis); Neutestamentliche Theologie (2 pr). — Schultze: Neuere Kirchengeschichte seit der Reformation (2 pr). — Wiegand: Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts (2 pr); Die Sekten der Gegenwart (1 pub). — Schultze: Das Christusbild in der Geschichte der Kunst (mit Lichtbildern) (1 pub). — Wiegand: Dogmengeschichte (5 pr). — Mandel: Luthers Theologie (4 pr). — Stange: Dogmatik, I. Teil (4 pr); Ethik (4 pr). — Kunze: Symbolik (4 pr); Praktische Theologie, II. Teil (5 pr). — Uckeley: Die Innere Mission (Entwicklung und Arbeitsgebiete) (1 pub); Methode und Stoff des Konfirmandenunterrichts (2 pr).

Seminare und Uebungen, publice.

Theologisches Seminar.

Oettli: Alttestamentliche Abteilung (Die Proverbien) (2). — Haußleiter: Neutestamentliche Abteilung (1. Petrus-Brief) (2). — Schultze: Kirchenhistorische Abteilung (Apostolische Väter) (2). — Stange: Dogmatische Abteilung (Konkordienformel) (2).

Praktisch-theologisches Institut.

Stange: Homiletisches Proseminar (2). — Kunze, Homiletisches Seminar (2); Katechetisches Seminar (2). — Uckeley: Pastoral-theologische Uebungen, Hora definienda (1).

Uebungen.

Prockſch: Alttestamentliche Uebungen (2). — Kögel: Neutestamentliche Uebungen für Anfänger (Probleme der Geschichte Jesu) (2). — Jordan: Kirchengeschichtliche Uebungen (Einführung in die Schriften Luthers) (1). — Schultze: Archäologische Uebungen (Kirchliche Baukunst des Mittelalters mit Exkursionen) Hora definienda. — Kunze: Dogmatische Uebungen (Lehre von der heiligen Schrift) (2). — Mandel: Ethische Uebungen (1).

Juristische Fakultät.

A. Theoretische Vorlesungen.

Sartorius: Einführung in die Rechtswissenschaft (3 pr). Pescatore: System des römischen Rechts (früher Institutionen) (4 pr). — Stampe: Deutsches Bürgerliches Recht, Teil V (Erbrecht) (3 pr). — Jung: Deutsches Bürgerliches Recht, Teil IV (Familienrecht) (3 pr); Deutsches Bürgerliches Recht, Teil III (Sachenrecht) (3 pr). — Frommhold: Handels-, Wechsel- und Seerecht (4 pr). — Pescatore: Pandekten, Teil II (Obligationen-, Familien- und Erbrecht — Repetitionskolleg für ältere Semester) (4 pr). — Weismann: Zivilprozeß (mit Ausschluß der Zwangsvollstreckung und des Konkurses, Zivilprozeß Teil I) (4 pr). — Pescatore: Zwangsvollstreckung einschließlich Subhastation und Konkurs (Zivilprozeß Teil II) (3 pr). — Stoerk: Preußisches und deutsches Reichsstaatsrecht (4 pr). — Sartorius: Preußisches und deutsches Verwaltungsrecht mit Einschluß der Verwaltungsorganisation (4 pr). — Stoerk: Völkerrecht mit Einschluß des öffentlichen Seerechts (3 pr). — Weismann: Strafrecht (4 pr). — v. Marck: Versicherungsrecht (1 pub).

B. Uebungen.

(Gemäß Nr. II der Justizministerialverfügung vom 18. Januar 1897 mit schriftlichen Arbeiten verbunden.)

Stampe: Digesten-Exegese (4 pr). — Jung: Konversatorium über Obligationen- und Sachenrecht, II. Uebung im Bürgerl. Rechte, für Vorgerücktere (2 pr). — Stampe: Konversatorium über Pandekten und Bürgerliches Recht, Teil I (Allgemeiner Teil), II. Uebung im Bürgerlichen Rechte (2 pr). — Frommhold: Konversatorium über Handels-, Wechsel- und Seerecht (2 pr). — Pescatore: Konversatorium über Zivilprozeß- und Bürgerliches Recht (Zivilprozeßpraktikum) (2 pr). — Weismann: Konversatorium über Strafrecht (Strafrechtspraktikum) (2 pr). — Stoerk: Konversatorium über Staats- und Verwaltungsrecht (2 pr). — Sartorius: Konversatorium über Kirchen- und Eherecht (2 pr). — von Marck: Konversatorium über Versicherungsrecht (versicherungswissenschaftliches Praktikum) (1 pr und gratis).

C. Juristisches Seminar.

Pescatore, Weismann, Stoerk, Stampe, Frommhold, Sartorius, Jung: Anleitung zu größeren wissenschaftlichen Arbeiten aus den Gebieten des Privat- und öffentlichen Rechts (Seminar-Arbeiten) (In zu vereinbarenden Stunden, pr und gratis). — Weismann: Buch IV der Institutionen des Gaius (Besprechungen über römischen Zivilprozeß) (1 pr und gratis).

Aus dem Vorlesungsverzeichnis der medizinischen und der philosophischen Fakultät.

Oldenberg: Theoretische Nationalökonomie (4 pr); Praktische Nationalökonomie (4 pr). — Bernhard: Finanzwissenschaft (4 pr). — Oldenberg: Einführung in die soziale Frage (1); Volkswirtschaftliches Konversatorium (für Anfänger und Vorgeschrittene) (1½ pr und gratis). — Bernhard: Nationalökonomie und Sozialismus im 19. Jahrhundert (1 pr); Die praktische Anwendung der Staatswissenschaften (1 pr). — Bickel: Lateinkursus zur sprachlichen Einführung in die Quellen des römischen Rechts (Corp. Jur.) (3 pr). — Schultze: Gerichtliche Psychiatrie mit Demonstrationen und praktischen Uebungen (1 pr).

Medizinische Fakultät.

Der zu berufende Anatom: Anatomie des Menschen, zweiter Teil mit Demonstrationen (Nervensystem, Sinnesorgane, Gefäße) (5 pr); Topographische Anatomie für die klinischen Semester mit Demonstrationen (2 pr); Entwicklungsgeschichte des Menschen und der höheren Wirbeltiere mit Demonstrationen (3 pr); Arbeiten im anatomischen Institut für Geübtere in höheren Semestern des medizinischen Studiums (Tägl., pub, mit Dr. Peter). — Peter: Mikroskopische Uebungen (normale Gewebe und Organe) (4 pr); Mikroskopische Uebungen (normale Gewebe, Verdauungsapparat) für Studierende der Zahnheilkunde, in der ersten Hälfte des Semesters (2 pr); Feinere Anatomie und Leitungsbahnen des Zentralnervensystems (1 pr); Osteologie und Syndesmologie (3 pr); Arbeiten im anatomischen Institut für Geübtere, mit dem einzuberufenden Anatomen (pub). — Bleibtreu: Physiologie des Menschen, eine Hälfte (Allgemeine und spezielle Stoffwechsellehre, Sinnesorgane) (täglich 1 pr); Physiologisches Praktikum (4 pr); Anleitung zu selbständiger Bearbeitung physiologischer Themata (in passenden Stunden, nach Vereinbarung, öffentlich). — Grawitz: Spezielle pathologische Anatomie (5 pr); Demonstrativer Kursus der pathologischen Anatomie und Mikroskopierübungen (6 pr); Praktische Arbeiten im pathologisch-anatomischen Laboratorium für Geübtere (tägl., öffentl.); Sezierübungen mit Anleitung zur Abfassung des Sektionsprotokolls (4 pr). — Minkowski: Auskultations- und Perkussionskurs für Anfänger (2 pr); Einleitung in die physikalische Diagnostik (1 öffentl.); Klinisch-therapeutische Technik (1 bis 2, nach Vereinbarung pr). — Schulz: Arzneimittellehre und Arzneiverordnungslehre (4 pr); Therapeutisches Praktikum (2); Brunnen- und Bäder-Lehre (1 pr); Arbeiten im pharmakologischen Laboratorium für Geübtere (tägl., öffentl.). — Strübing: Rhino-laryngoskopischer Kursus (2). — Peiper: Ueber Schutzpockenimpfung mit Impfübungen (2 pr), (Uebungen in kleineren Gruppen werden im Laufe des Semesters vereinbart). — Friedrich: Arbeiten im Laboratorium der chirurgischen Klinik (tägl., pub); Chirurgischer Operationskursus an der Leiche (4 pr). — Ritter: Allgemeine Chirurgie der Geschwülste (1 pr); Chirurgische Propädeutik und Verbandkursus (3 pr). — Schirmer: Praktische Arbeiten in der pathologischen Histologie des Auges. Nur f. Geübtere (tägl., öffentl.); Augenspiegelkursus (2 pr). — Halben: Kursus für Funktionsprüfung des Auges mit Einschluß der Brillenbestimmung (2 pr); Ausgewählte Kapitel aus der Physiologie des Auges (1 pub). — Martin: Theorie der Geburtshilfe (3 pr); Geburtshilflicher Operationskursus (3 pr). — Jung: Ausgewählte Kapitel aus der Gynäkologie (4 pr); Gynäkologischer Operationskursus am Phantom (in noch zu bestimmenden Stunden, pr). — Weber: Physikalische Diagnostik für Geübtere, in 2 Abteilungen (2 pr); Pathologie des Stoffwechsels (1 öffentl.); Kursus der chemischen und mikroskopischen Diagnostik (2 pr). — Loeffler: Hygiene (3 pr); Hygienisch-bakteriologischer Kursus (4 pr.); Anleitung zu selbständigen Bearbeitungen hygienischer Themata. Nur für Geübtere (in passenden Stunden, öffentl.). — Beumer: Gerichtliche Medizin (3 pr); Invaliditäts-Versicherung mit praktischen Uebungen (in zu bestimmenden Stunden, öffentl.) — Minkowski Medizinische Klinik (7 pr). — Strübing: Medizinische Poliklinik (2 pr). — Friedrich: Chirurgische Klinik und Poliklinik (7½ pr); Chirurgische Besprechungen am Krankenbett, klinische Visite (1 pr und gratis). — Hoffmann: Chirurgische Anatomie an Lebenden mit Repetitorium der speziellen Chirurgie (3 pr). — Martin: Gynäkologische Klinik und Poliklinik (5 pr). — O. Schirmer: Augenärztliche Klinik und Poliklinik (4 pr). — Schultze: Psychiatrische Klinik (3 pr); Gerichtliche Psychiatrie für Mediziner und Juristen mit Demonstrationen und praktischen Uebungen (1 pr). — Krabler: Kinder-Klinik und Poliklinik (3 pr). — Peiper: Poliklinik für Haut- und Geschlechtskranke (2). — Strübing: Ambulatorium für Nasen- und Halskranke (tägl. 1, öffentl. für Geübtere). — Schultze: Arbeiten im Laboratorium der psychiatrischen Klinik (für Fortgeschrittene) (pub). — Schröder: Zahntechnischer Kursus (tägl., 4—5, pr); Operative Zahnheilkunde mit besonderer Berücksichtigung der Erhaltung erkrankter Zähne durch die Füllung (Plombierkursus) (tägl. 3, pr); Zahnärztliche Poliklinik (1 pr); Demonstration von Kronen- und Brückenarbeiten (1); Plombierphantomkursus (2 pub). — Wittmaak: Ohrenspiegelkurs mit diagnostischen Uebungen (2 pr); Poliklinik für Ohrenkranke, für Geübtere (2 pr); Ausgewählte Kapitel der Ohrenheilkunde (1 pub). — Sauerbruch: Chirurgie der Mundhöhle (pr); Ausgewählte Kapitel der Orthopädie (1 pub); Chirurgie der Notfälle (2 pub).

Philosophische Fakultät.

Philosophie.

Schuppe: Rechtsphilosophie (3 pr); Psychologie (3 pr); Philosophische Uebungen (Mittwochs von 5 Uhr an, pub). — Rehmke: Geschichte und System der Pädagogik (3 pr); Logik (2 pr); Konversatorium über Philosophie als Grundwissenschaft (2 pr); Uebungen in selbständigen Arbeiten (pub). — Schmekel: Einleitung in die Philosophie (2 pr); Geschichte der neueren Philosophie (3 pr); Uebungen im Gebiete der griechischen Philosophie (die Logik des Aristoteles) (in zu bestimmenden Stunden, pub).

Mathematik.

Thomé: Mechanik I (4 pr); Ebene algebraische Kurven (2 pub); Mathematisches Seminar (1 pub). — Engel: Diffe-

rential- und Integralrechnung (II. Teil) (4 pr); Theorie der Transformationsgruppen (Fortsetzung) (4 pr); Partielle Differentialgleichungen erster Ordnung (2 pub); Uebungen zur Differential- und Integralrechnung (1 pub); Uebungen im mathematischen Seminar (1½ pub). — Wahlen: Projektive Geometrie (2 pr); Uebungen zur projektiven Geometrie (1 pub); Theorie und Anwendung der geodätischen Instrumente (2 pub).

Naturwissenschaften.

Mie: Experimentalphysik I. (Mechanik, Akustik, Optik) (4 pr); Physikalische Uebungen für Studierende der Naturwissenschaften (6 pr); Elementarmathematische Ergänzungen zur Experimentalphysik (1 pub); Leitung selbständiger physikalischer Untersuchungen (tägl. pr). — Mie und Starke: Besprechung neuerer physikalischer Arbeiten (2 pr und gratis). — Holtz: Galvanische und Induktions-Elektrizität, experimentell, für Studierende aller Fakultäten (1 pr); Physik der Erde und der Gewässer, gemeinfaßlich mit Experimenten (1 pub); Physik der Atmosphäre mit Einschluß der Lichterscheinungen, gemeinfaßlich mit Experimenten (1 pub). — Starke: Theorie der Wärme (4 pr): Physikalisches Praktikum für Pharmazeuten und Mediziner (2 pr); Uebungen zur Wärmetheorie (1 pub). — Schreber: Uebungen im Demonstrieren physikalischer Apparate (1 pr). — Auwers: Anorganische Experimentalchemie (1 pr); Chemisches Praktikum (ganztägig und halbtägig, tägl. außer Sonnabend, pr.); Chemisches Praktikum für Pharmazeuten und Nahrungsmittelchemiker, gemeinsam mit Dr. Scholtz (ganztägig und halbtägig, tägl. außer Sonnabend, pr); Chemisches Praktikum für Mediziner, gemeinsam mit Dr. Strecker (3½ pr); Erläuterungen zum chemischen Praktikum für Mediziner (½ pub). — Scholtz: Pharmazeutische Chemie, organischer Teil (3 pr); Chemie der Nahrungs- und Genußmittel (2 pr); Pharmazeutisches Kolloquium (1 pub). — Roth: Einführung in die mathematische Behandlung naturwissenschaftlicher Probleme (2 pr); Physikalische Chemie (ausschließl. Elektrochemie) (1 pr); Physikalisch-chemisches Praktikum (7 pr); Physikalisch-chemisches Kolloquium (1 pub). — Posner: Chemie der Benzolderivate (2 pr); Theorie und Praxis der Photographie für Studierende aller Fakultäten. In Verbindung mit praktischen Uebungen im chemischen Institut und Exkursionen, dreistündig (1 Std. Vorlesung, 2 Std. Praktikum, pr). — Strecker: Gewichtsanalyse (2 pr); Titrieranalyse (1 pr); Gasanalytisches Praktikum (1 pr). Anselmino: Geschichte der Chemie, I. Teil (1 pr); Sterilisationsverfahren für Apotheker (Prüfungsordnung § 17.2) (In zu bestimmenden Stunden, pr). — Jaekel: Historische Geologie mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands (2 pr); Geologisch-mineralogisches Praktikum (2 pr); Geologische Exkursionen (An zu bestimmenden Tagen, pub); Anleitung zu selbständigen Arbeiten in Geologie und Paläontologie (Tägl. 8 pr). —. Schütt: Allgemeine Botanik (5 pr); Botanisches Praktikum (4 pr); Arbeiten im botanischen Institut (Tägl., pr.); Demonstrationen im Garten (Nach Ankündigung, pub). — Moeller: Thallophyten (2 pr); Mikroskopische Untersuchung von Drogen und ihrer Verfälschungen (2 pr); Botanische Exkursionen (Nach Ankündigung, Sonnabends nachmittags, pub). — Müller: Grundzüge der Zoologie und vergl. Anatomie (Tägl. 1 pr); Zoologisches Praktikum, I. Teil (4 pr); Zoologisches Praktikum für Mediziner (2 pr); Zoologische Exkursionen (Sonnabends von 2 Uhr an, pub); Zoologisches Praktikum für Geübtere (Tägl. pr).

Geographie.

Credner: Meeres- und Seenkunde (mit Exkursionen) (3 pr); Geographische Exkursionen (an zu bestimmenden Tagen und Stunden, pub); Geographische Uebungen (1 pub); Einführung in das Verständnis der Karten mit kartographischen Uebungen unter Leitung des Herrn Dr. Braun (2 pr aber gratis). — Curschmann: Historisch-geographische Uebungen (s. Geschichte) (pub).

Staatswissenschaft.

Oldenberg: Theoretische Nationalökonomie (4 pr); Praktische Nationalökonomie (4 pr); Einführung in die soziale Frage (1 pr); Volkswirtschaftliches Konversatorium für Anfänger und Vorgeschrittene (1½ pr und gratis). — Bernhard: Finanzwissenschaft (4 pr); Nationalökonomie und Sozialismus im 19. Jahrhundert (1 pr); Die praktische Anwendung der Staatswissenschaften (1 pr).

Seeck: Römische Geschichte (4 pr); Uebungen des historischen Seminars auf dem Gebiete der alten Geschichte (2 pub); Bernheim: Allgemeine Geschichte von der Vorzeit der Germanen bis 800 n. Chr. (4 pr); Im historischen Seminar: Uebungen zur mittelalterlichen Quellenkritik (2 pub). — Ulmann: Geschichte der Staaten Europas im Restaurationszeitalter. 1815—1852 (4 pr); Im historischen Seminar: Histor.-kritische Uebungen aus dem Gebiete der neueren Geschichte (2 pub). — Curschmann: Geschichte des späteren Mittelalters vom Interregnum bis zum Ende des 15. Jahrhunderts (4 pr); Historisch-geographische Uebungen (2 pub).

Archäologie und Kunstgeschichte.

Pernice: Geschichte der griechischen Kunst II. (vom Ende des 5. Jahrhunderts ab) (3 pr); Archäologische Uebungen (Nach Bedarf 2—4stündig, pub). — Knapp: Die Kunst des 19. Jahrhunderts, bes. deutsche Malerei, verb. mit einer Exkursion nach Berlin (2 pr); Geschichte der Landschaftsmalerei bis 1800 (1 pub); Uebungen für Anfänger: Anleitung zur Kunstkritik (2 pub).

Sprachwissenschaft und Philologie.

Heller: Vergleichende Lautlehre des Griechischen, Lateinischen und Deutschen (für Anfänger) (2 pr); Avesta (2 pr); Jayadevas Gitagovinda (2 pr); Banas Kadambari (2 pr und gratis). — Zupitza: Einiges aus der vergleichenden Syntax des Griechischen, Lateinischen und Deutschen (2 pr); Phonetik (1 pub); Einführung ins Altbulgarische (Kirchenslavische) (2 pr und gratis). — Gercke: Die philologische Methode (2 pr); Aischylos (4 pr); Griechischer Kursus für Realabiturienten mit schriftlichen Arbeiten (3 pr); Im philologischen Seminar: Ciceros Brutus und Besprechung schriftlicher Arbeiten über griechische Autoren (3 pub). — Hosius: Interpretation von Vergils Eklogen und Georgica (4 pr); Kursorische Lektüre eines griech. Schriftstellers (Die Zeit wird später angegeben, pub); Im Seminar: Erklärung von Demosthenes' Kranzrede und Besprechung der Arbeiten (3 pub). — Bickel: Pindar mit besonderer Berücksichtigung der Metrik (2 pr); Griechische Stilübungen (1 pr); Im philologischen Proseminar: Seneca (2 pub). — Reifferscheid: Einführung in das Studium der mittelhochdeutschen Sprache und Literatur (4 pr); Im germanistischen Proseminar: Ausgewählte Briefe und Dichtungen Goethes (2 pub); Im germanistischen Seminar: Ausgewählte Abschnitte aus Otfrids Evangelienbuch und aus dem Heliand (2 pub). — Stosch: Geschichte der althochdeutschen Literatur (3 pr); Deutsche Gesellschaft (kleinere althochdeutsche Denkmäler) (1 pub). — Stengel: Geschichte der epischen Dichtung Frankreichs (4 pr); Paläographische Uebungen für Romanisten (pr); Uebungen des romanischen Seminars (2 pub). — Heuckenkamp: Die französische Literatur des ausgehenden Mittelalters (14. und 15. Jahrhundert) (4 pr); Romanisches Seminar: Besprechung literarischer Arbeiten und Vorträge (2 pub); Proseminar: Neufranzösische Uebungen zus. mit Herrn Lektor Plessis (2 pub). — Plessis: A travers la France (2 pr); Neufranzösische Uebungen für Vorgerücktere (2 pr); Neufranzösische Uebungen für Anfänger (2 pub). — Konrath: Geschichte der englischen Literatur (mit Einschluß des Dramas) vom Tode Chaucers bis Shakespeare (4 pr); Uebungen im englischen Seminar (2 pub). — Campbell: Englische Uebungen für Neuphilologen, Kursus B; Konversation und Essays für Fortgeschrittene (2 pr); Englisch für Anfänger (2 pr); Percy Bysshe Shelley (1 pr); Englische Uebungen für Neuphilologen, Kursus A (2 pub). — Ahlwardt: Gedichte der Hamasa erklärt (4 pr); Stücke aus 1001 Nacht (2 pub). — Giese: Arabisch (Anfängerkursus) (2 pr); Türkisch (Nach Bedürfnis, 2 pr); Persisch (Nach Bedürfnis, 2 pr); Einführung in den Qur'an und Lektüre ausgewählter Suren (2 pub). — Wehlitz: Turn- und Fechtunterricht; Vorbereitungskursus für den im Wintersemester stattfindenden staatlichen Turnlehrerbildungskursus (Zweimal in je 2 Stunden). — Häger: Zeichnen und Malen nach Gips und Natur (2); Zeichnen und Malen nach anatomischen Präparaten mikroskopisch und makroskopisch (2); Privatunterricht im Zeichnen und Malen. — Eggerß: Reitunterricht.

Kostbare alte Bücher.

Spezialitäten: Frühe Handschriften mit u. ohne Bilderschmuck, besonders Manuskripte mit Miniaturen, Druckwerke des XV. Jahrh. (Inkunabeln), Holzschnitt- und Kupferwerke des XV. u. XVI. Jahrh. Einzelne Holzschnitte u. Kupferstiche des XV. u. des beginnenden XVI. Jahrh. An- und Verkauf. Kataloge stehen auf Verlangen zu Diensten. *(3043)

München, 10 Karlstraße 10.

Jacques Rosenthal, Buch- u. Kunstantiquariat.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Freitag, 8. Februar. Nummer 33.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Cottaschen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Berthold Auerbachs Leichenfeier. Von Dr. Anton Bettelheim (Wien).

„Der Herr Käthe.“ Von Professor Dr. Joseph Frank (Wien-Hietzing).

Bücher und Zeitschriften.

Henry Charles Lea: Geschichte der Inquisition im Mittelalter. — V. M. de Prado: Rußlands Todesweg. — Arnulf Sonntag: Virgines.

Allgemeine Rundschau.

D. J. Mendelejew †. — Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Berthold Auerbachs Leichenfeier.

Am 8. Februar 1907, dem 25. Gedenktag von Auerbachs Tod, schmücken schwäbische Freunde sein Geburtshaus in Nordstetten mit seinem Erzbild nach Rietschels Relief. Da der Dichter seinem letzten Willen gemäß auch in Nordstetten — am 15. Febr. 1882 — begraben wurde, darf vielleicht ein unter dem unmittelbaren Eindruck der Leichenfeier in der Wiener „Presse“ gedruckter anspruchsloser Brief an jene, nunmehr schon ein Vierteljahrhundert hinter uns liegenden Zeiten erinnern.

Horb, 15. Februar 1882.

„Sei uns gegrüßt, Lebendiger!“

Das waren die letzten Worte des gewaltigen Nachrufes, den Friedrich Theodor Vischer an dem offenen Grabe seines verewigten Jugendfreundes sprach, und wahrhaftig! ein Toter kann der Poet nicht sein, dem heute alle Stände des Schwabenlandes, vom König bis zum Bauersmann, auf dem Wege zur selbstgewählten Ruhestätte reiche Beweise von Verehrung und Anhänglichkeit gegeben haben. Zu Füßen der Gräber seiner Eltern, an dem Orte seiner Geburt, wollte Berthold Auerbach seine sterbliche Hülle gebettet wissen und sein langgehegter Herzenswunsch wurde treulich erfüllt. Auf dem jüdischen Friedhof zu Nordstetten, den Pappeln bewachen und Föhren umfrieden, schläft er den ewigen Schlaf. Es ist ein kleines Fleckchen Hügelland, das der Dichter noch vor zwei Jahren bei seinem letzten Besuch in der Heimat sich sorglich beschaut und tief in die Seele geprägt hat: in später Nachtstunde ist der hohe Sechziger damals hinausgewandert aus dem Heimatsdorf nach dem jüdischen Gottesacker, „über dem die konfessionslosen Sterne strahlten“. Sein ganzes Leben mag auf dem kurzen Wege von seinem Geburtshaus nach dem „guten Ort“ (wie seine Glaubensgenossen den Friedhof benennen) vorübergezogen sein: vor allem die Erinnerung an die frühesten, entscheidenden Eindrücke seiner Kindheit, das Andenken an seine Blutsverwandten, an seine ersten Lehrer und Jugendgespielen. Sie alle ruhen nun unter dem Rasenhügel, der steil zum Neckar abfällt, unter dem hochgelegenen, allzeit von frischer Bergluft umrauschten Gipfel, der die Neckarhalde und das Schwarzwaldtal beherrscht. Von dieser Warte blickte der Knabe Berthel einst sehnsüchtiger Ahnungen voll weit hinaus in die blauende Ferne, an dieser Stelle wurde auch der greise Auerbach zuletzt vom Segen derselben Heimat gerührt, die schon Ludwig Uhland so einzig besungen:

Nie vergeß' ich diese Wege,
Nie ergründ' ich dieses Tal
Und die altbetret'nen Stege
Rühren neu mich jedesmal.

So fanden beide Dichter in ihrem Neckartal, ob es gleich nicht entfernt so grandiose Eindrücke bietet wie die nahen Schweizer Alpen, die Heimat ihrer Seele.

Denn aus der engen und doch so reichen Welt seiner kleinen schwäbischen Markung hat auch der Autor der „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ die bestimmenden Impulse für ein langes, arbeit- und ehrenvolles Dasein geschöpft. Nach diesen Stätten fühlte er sich in Dichtung und Wahrheit immer wieder hingezogen, und so ward es denn auch eine der reinsten und unmittelbarsten Eingebungen seines großen und guten Herzens, im Schoß der Muttererde, fern vom Getümmel des Marktes, zu verruhen von „all dem Herzweh und den tausend Stößen, die unsres Fleisches Erbteil“. Berthold Auerbach wollte seine Heimat noch über den Tod hinaus ehren: und seine Landsleute vergalten ihm Gleiches mit Gleichem, da sie zu Hunderten und Hunderten Feiertag hielten und aus den umliegenden Ortschaften, aus Studierstuben und Werkstätten sich aufmachten und dem Trauerzuge anschlossen, dessengleichen nur wenigen Großen dieser Erde beschieden sein dürfte. Denn hinter dem Sarge Berthold Auerbachs schritten neben den ersten Würdenträgern seines Vaterlandes Handwerker, Gewerbs- und Bauersleute, und ihnen folgten als geistiger Adel deutscher Nation Denker und Forscher. Sie alle aber beseelte nur eine Gesinnung: die Empfindung herzlicher und dauernder Liebe für den tüchtigen, braven, wohlwollenden Mann, der wie eine leibhaftige Verkörperung der scheinbar unvereinbaren Gegensätze von Bildung und Naivität, von Volkstum und Schriftgelehrtheit hienieden erschienen war. Und wie er im Laufe seines langen Wirkens und Waltens mit allen Schichten, Altern und Konfessionen seines Volkes sich treu und rechtschaffen auseinandergesetzt, so bezeugten ihm in der Stunde des jüngsten, irdischen Gerichtes auch alle Kreise Deutschlands, wie hoch sie von seiner Persönlichkeit, von seinem mustergebenden Beispiel dächten. Und unser Herz, das dem Verblichenen treulich anhing, jubelte, da die erste Gruppe, die uns auf den (von der Kreisstadt Horb nach dem Bergdorf Nordstetten führenden) Serpentinen in die Augen fiel, eine Abordnung der Tübinger Studenten war. Denn keinem

fällt das Herz der Nation dauernd zu, der nicht die Bürger der Zukunft, den Enthusiasmus der Jugend sich zu erobern weiß. Und daß Berthold Auerbach kein Lügenprophet gewesen, der den Sinn der Unerfahrenen getäuscht, das bewies die Heeresfolge der Alten, das Ehrengeleite von Köstlin, Holland und Vischer, das Nachwort seiner Jugendfreunde, die ihm von Kind an nahegestanden, die sein Schaffen und Wesen beobachtet, geprüft und als redlich und wahrhaftig erkannt hatten. Kein besseres Lob kann ihm gespendet werden, als daß er einen Freund wie Friedrich Vischer sich zu gewinnen und — zu erhalten wußte! Trotz seiner vierundsiebzig Jahre, nicht achtend der Abmahnungen der nächsten, um seine Gesundheit besorgten Stuttgarter Freunde, war der edle, ehrwürdige Greis nach dem rauhen Bergdorf herübergekommen, um als der einzig Ueberlebende, wie zuvor schon seinen vorzeitig verblichenen Freunden Märklin, David Strauß, Mörike nun auch dem jüngstgeschiedenen Genossen des alten Kreises schwäbischer Dichter und Denker, Berthold Auerbach, die letzte Treue zu erweisen. Wundersame Wandelbilder mögen an seinem inneren Auge vorübergezogen sein, da er einsam die in der Talsohle liegende Oberamtsstadt Horb verließ und, die Fahrstraße nach Nordstetten entlang wandernd, in den ossianischen Nebelzug blickte, der vom Flußbett zu den Berghängen emporstieg und in phantastisch ineinander verfließenden Dunstwolken das Firmament umdunkelte.

Und indessen der Alte in stiller Sammlung zu seiner Weiherede den Pfad vom „Ritter" zum Malmboden verfolgt, rollen ungezählte Gefährte an ihm vorüber, Bernerwägelchen und stolze Equipagen — schreiten neben ihm die Honoratioren: Amtmann, Richter und Forstmann von Horb, die Eisenbahnschaffner und Bahnwächter von Eutingen und Plochingen samt ihren Familien gravitätisch die Poststraße hinauf, während Bauernkinder aus allen umliegenden Ortschaften eilfertig den Tübinger Burschenschaftern nachsetzen, welche die kürzesten und steilsten Steige zu dem gemeinsamen Wanderziel hinaufklettern. Bei unserer Einfahrt in den ansehnlichen, mit weithin berühmten Bierbrauereien gesegneten Ort (ist doch Nordstetten der Schauplatz der Geschichte „Hopfen und Gerste") scheint das ganze Dorf ausgestorben. Haben sich ja alle wie durch eine selbstverständliche Verabredung an dem Ausgangspunkt der heutigen Trauerfeier, auf dem geräumigen Platz vor dem Rathause, zusammenbestellt. Am Eingang zu dem vormaligen Schloßgebäude des uralten Dorfes (im Württemberger Urkundenbuch wird ein Nordstati bereits Anno 760 genannt) hält die Freiwillige Feuerwehr Wache: es sind stämmige Gesellen in Zwilchkittel und Blechhelm, die ihre liebe Not haben, die neugierig von allen Seiten herandrängenden Dörfler, Blusenmänner und Kinder in geziemender Entfernung zu halten. Vor dem Portal des im Zopfstil erbauten Trauerhauses hält bereits der altväterische Leichenwagen von Rottenburg, über und über mit Blumen, Lorbeerkränzen und Palmenzweigen bedeckt.

Noch ein letzter Besuch ist uns in dem geräumigen Gemach gegönnt, in welchem Berthold Auerbachs irdische Hülle aufgebahrt liegt: von den weit offenstehenden Fenstern der prunklosen Leichenkammer aus erblickt man das in der Tiefe teils am Neckargelände, teils auf dem Bergrücken sich hinziehende gegenüberliegende Horb, und das herrliche, in schöneren Maitagen von uns abgestreifte „Gäu" mit seinen altertümlichen Weilern, Kirchtürmen und Schlössern, das steinfahle Kalkgebirge und die tannenbestandenen Höhenzüge des Schwarzwaldes, die keiner besser gekannt und inniger geliebt als der Tote, dessen Bahre nun, alles Blumenschmuckes beraubt, von den Allergetreuesten und Allernächsten umstanden wird. Zu Enden des Eichensarges steht auf einem ungefügen Bauernsessel das Seelenlicht, ein trüb flackerndes Nachtlämpchen. — Langes Versinnen ist uns nicht gegönnt: mit lauter Stimme ruft Herr Strauß (der jüdische Schullehrer von Nordstetten, ein Neffe Berthold Auerbachs) die Trauergäste an, sich in den Leichenzug einzuordnen, und die Feuerwehrmänner heben den mächtigen Eichensarg auf die Schultern, um ihn die breite Freitreppe hinab zum Leichenwagen zu tragen. Auf dem Sargdeckel fällt uns eine französische Inschrift in die Augen: sie kündet uns Namen, Alter, Todestag und Sterbeort des unvergeßlichen Mannes: Berthold Auerbach, âgé de 70 ans, décédé le 8 fevrier 1882, Cannes.

Nun setzt sich der lange Zug in Bewegung; die Vorhut bilden drei Feuerwehrmänner, von denen der eine die umflorte Fahne voranträgt, indes die beiden Flügelmänner hochragende Palmenzweige geschultert halten. Ihnen folgt die Schuljugend, der Leichenwagen, die nächsten blutsverwandten Leidtragenden, der Schultheiß mit dem Gemeindevorstand, der Rabbiner, die Trauergäste aus der Fremde, die Tübinger Burschenschafter und eine endlose Schar von Bauern und Kleinstädtern. Langsam bewegt sich der Kondukt durch die kotige Hauptstraße der Ortschaft vorwärts, und da die ungebetenen, aber darum nicht minder willkommenen Zuschauer immer ungestümer das Spalier durchbrechen, hält der Zug mit einemmale: just vor dem unscheinbaren, einstöckigen Häuschen, in welchem — einer ebenso unscheinbaren Inschrift zufolge — Berthold Auerbach am 28. Februar 1812 geboren wurde. Aus einem Fenster des Nebengebäudes schaut eine runzelige Matrone mit pergamentfarbener Gesichtshaut heraus, die Frau des ersten Lehrers unseres Dichters, die Witwe Frankfurter, die zu gebrechlich und durch den Todesfall noch zu ergriffen ist, um mit und neben der Gattin und Tochter Auerbachs den kurzen Gang zum nahen Gottesacker zu wagen. Heller Sonnenschein bricht aus den grauen Wetterwolken und ein voller Lichtstrahl streift die Alte, die in ihrer wunderlichen Haarhaube zwischen den das Fensterkreuz umrankenden Efeuzweigen gemutet wie eine Vautiersche Genrefigur.

Nun greifen die Rosse des Leichenwagens kräftig aus; das Gefolge der Trauergäste muß rechtschaffen ausschreiten, um mit dem Gefährte nur einigermaßen gleichen Schritt zu halten. Ueber welliges, kaum begrüntes Hügelland, über Wiesen und Felder führt der holperige Steig zu der „Wohnung der Toten" empor. Ein vorzeitiger Frühlingssturm saust über das kahle Hochplateau; auch junge Beine haben ihre liebe Not, da vorwärts zu kommen; kein Wunder, daß die eigentlichen Trauergäste in regelloser Unordnung verspätet auf dem Gottesacker anlangen, indessen die Volksmasse längst den kleinen Raum überflutet hat und nur unwillig den Nachrückenden den Zutritt vergönnt. Der sonst so einsame Friedhof, dessen Staffage in der Frühe nur zwei Totengräber abgaben, gleicht einem gestürmten Kastell. Hoch oben im Geäste der Kiefern und Pappeln haben flinke Jungen ihr Observatorium gewählt, und schmucke Schwarzwälderinnen postierten sich auf einem Tumulus, der dicht neben der Friedhofsmauer aufgeworfen und zum Gedächtnis an einen großen Brand, bei welchem neun Mitglieder der Familie Auerbach Anno 1803 auf einmal durch Feuer umkamen, mit einer monumental höchst bescheidenen Denksäule gekrönt wurde. Innerhalb des Kirchhofes herrscht böses, atembeklemmendes Gedränge. Die Deputationen, ja selbst die nächsten Angehörigen des Verblichenen haben es nur dem energischen Eingreifen der freiwilligen Ordner zu danken, wenn sie bis dicht an die Gruft herantreten können. Endlich ist der Kreis geschlossen: Mann ist an Mann gekeilt, wie im Tempel Salomonis, aber kein Wunder vermochte uns hier, wie einst dort den

frommen Betern, die freie Regung und Bewegung unserer Gliedmaßen zu ermöglichen. Noch ehe der Unmut des einen und des anderen zum Ausbruch gelangen kann, greift uns eine milde Melodie tröstlich ans Herz: Alles verstummt, da Tübinger Studiosi die Flemmingsche Weise zu dem Horazischen Integer vitae scelerisque purus anstimmen. Hernach setzt der Mühringer Rabbiner, Dr. Silberstein, zu einer Grabrede ein. Er feierte Auerbach vor allem als deutschen Patrioten und Poeten und pries ihn erst in zweiter Linie als treuen Sohn Judas. „Wie einst Moses, der am Königshof Erzogene und Heimische, im Lande der Pharaonen es nicht verschmähte, seiner bedrückten Brüder liebevoll sich anzunehmen, so trat auch Auerbach, der an Fürstenhöfen Hochangesehene, hinaus zu seinen viel angefeindeten Stammesgenossen, um sein zündend Wort in ihren Dienst zu stellen." Wir wollen die Richtigkeit des erwähnten Vergleiches nicht allzu kritisch prüfen, sondern wahrheitsgemäß verbuchen, daß Herr Dr. Silberstein sich mit seinem Nachruf die Anerkennung Vischers verdiente, der den Sermon seines Vormannes „ernst" und „gewichtig" nannte. Nach einem Lob aus solchem Munde bleibt unsereinem nichts mehr zu sagen übrig. Denn noch fühlen wir uns völlig zermalmt von der schlichten Größe des nie genug zu verehrenden Mannes, den wir heute zum erstenmal als Redner bewundern durften. Da er anfangs im Leichenzug wie ein Leidender gebeugt vor uns hinschritt, wie dann das unscheinbare rotblonde Männlein an das offene Grab hintrat und das Haupt entblößte, fragten wir uns fast erstaunt: ist das wirklich Vischer? Und da nun gar der wilde Bergsturm wiederum aus den jenseit gelegenen unbewaldeten Schluchten hervordrach, durfte sich wohl Sorge der Umstehenden bemächtigen, ob die Stimme des Greises den Orkan übertönen würde? Aber, o Wunder: die Worte des Alten waren für uns alle bald das einzige, was wir auf Erden vernahmen: überzeugend, weil überzeugt, zog er die Summe der Existenz Berthold Auerbachs, und in seiner lauteren Wahrhaftigkeit wies er auf die Grenzen und Schranken der menschlichen und dichterischen Persönlichkeit seines verblichenen Freundes hin. Und weil er den Mut seiner Meinung in so milder wie entschiedener Weise äußerte, wo es zu tadeln galt, glaubte jeder aus der Anerkennung, die Vischer dem Wirken Berthold Auerbachs zollte, das Urteil der Nachwelt herauszuhören. Keine Biographie und keine Gedenkrede kann tiefer gründen als Vischers Improvisation;[1]) und keine Lektüre, keine Schilderung kann auch nur annähernd eine Andeutung von der Vortragsweise Vischers geben. Man fühlt, daß hinter jeder These eine geschlossene, einzige, sokratische Persönlichkeit steht, die zwar nicht Berge versetzen, wohl aber Menschen bessern, bekehren und sittigen kann. Seine sparsamen Gleichnisse verkünden die Phantasie eines Dichters, der seine Bilder in heller Anschaulichkeit vor sich sieht; der ganze Duktus seiner Rede ist aber nur das Abbild eines Charakters und Gemütes, wie sie in solcher Reinheit und Treue kaum irgendwo anders herrlicher gedeihen als in der Heimat „Friedrichs des Großen von Schwaben". Es ist darum auch kein Kleines, gerade unter diesem tüchtigen Menschenschlag, unter den engeren Landsleuten von Schiller und Uhland, als Vollbürger anerkannt zu werden. Berthold Auerbach ist der große Wurf gelungen: sein Dichterbegräbnis im Schwarzwald war nicht bloß der Triumph seines Talents, das weit über die deutschen Grenzen hinaus Geltung und Anerkennung gefunden, sondern die dankbare Huldigung seines Stammlandes, welches in ihm einen seiner besten, treuesten und ehrenwertesten Söhne liebte und fortlieben wird. Denn über die Welt des Geistes hat der Tod keine Gewalt.

Anton Bettelheim.

[1]) Vischers „Nachruf an Berthold Auerbachs Grab" ist 1889 von Robert Vischer in „Altes und Neues. Neue Folge" eingereiht und veröffentlicht worden.

„Der Herr Käthe."

Durchwandeln wir die weiten Korridore der Geschichte, so nehmen wir wahr, daß die Parteiwut und Schmähsucht mit Vorliebe um gewisse heißumstrittene historische Persönlichkeiten ganze Kehrichtberge von allerhand auf den Schultern in die Oeffentlichkeit getragenem Unrat anhäuft, so daß die Geschichtskritik mit eisernem Besen an ein großes Reinmachen gehen muß, um das ursprüngliche Bild ohne Entstellung einigermaßen wieder herzustellen, nachdem sie vielleicht andrerseits kurz vorher auch solche, die um ihr Idol das Weihrauchfaß mit allzu sacerdotaler Weihe schwangen, hat abwehren müssen. So mußte auch Luthers Gattin, Katharine v. Bora, schon bei Lebzeiten erfahren, wie ein Tröpflein böser Nachrede, das auf den Ruf einer Frau fällt, sich wie ein Oeltropfen auf Wasser rasch ausbreitet und bald alles bedeckt, und Luther empfahl ihr in richtiger Vorahnung, wie erst nach seinem Tode die Hetzen und Reden böser Zungen über sie niedersausen würden, schon in ihrer Jugend den 31. Psalm auswendig zu lernen, in der der Herr angefleht wird, die falschen Mäuler verstummen zu lassen. Hatte er doch einmal mit gutem Grunde auch in einer Predigt selbst diejenigen als Verleumder hingestellt, die dafür halten, es dürfe nicht verschwiegen werden, was wahr sei, und auf dieselben die Worte Mosis bezogen: Du sollst nicht offenbaren!

Es war also zweifellos sehr verdienstlich, ein möglichst getreues Lebensbild Katharinas zu entwerfen, in dem sich mit einer durch die populäre Formgebung hindurch überall fühlbaren Kenntnis des Materials ein selbständiges Urteil verbindet, wie das E. Kroker[1]) in seinem jüngst erschienenen Buche bietet. Durch sorgfältige Hinwegräumung allen Schuttes der Werkstätte und durch seinen von schöner innerer Wärme und Beweglichkeit erfüllten Stil ist die Lektüre des Werkes auch eine genußreiche. Liebevoll und verständnisinnig, doch ohne jede Ueberschätzung und ohne Schwelgen in Superlativen wird der Verfasser seiner Heldin gerecht. Wenn er auch nicht immer ängstlich bei der Stange bleibt, sondern sich öfter den Augenblickslaunen eines Spaziergängers zu überlassen pflegt, so verliert er sich doch nie ganz in Seitenwegen, und sein Werk ist weit entfernt davon, eine Ablagerungsstätte für allerlei Notizenkram und eine Art historischen Groschenbasars zu sein.

Katharina v. Bora ist einem adligen deutschen Geschlechte entsprossen und höchst wahrscheinlich am 29. Januar 1499 auf dem Gutshofe zu Lippendorf geboren. Ihr Vater, Hans v. Bora, war mit denen von der Sale verwandt, so daß der Landgraf Philipp der Großmütige von Hessen Dr. Luther in einem Briefe als seinen Schwager begrüßen konnte, nachdem er bekanntlich das Fräulein Margarethe v. Salen in verhängnisvoller, viel öffentliches Aergernis erregender Bigamie geehelicht hatte. Katharinas Vater war, nachdem seine erste Gemahlin, Katharinas Mutter, gestorben war, eine zweite Ehe eingegangen, und dieser Umstand, sowie die sich immer mehr verschlechternden Vermögensverhältnisse der Familie, dürften auf seine Entschließung seine Tochter für den geistlichen Stand zu bestimmen und sie in das Kloster Nimbschen zu bringen, am meisten eingewirkt haben, nachdem sie früher in der Klosterschule zu Brehna eine zwar sorgfältige, aber ziemlich kostspielige Erziehung genossen hatte. Die im Kloster Nimbschen herrschende Zucht war eine sehr strenge und besonders wurde auf die genaue Einhaltung des klösterlichen

[1]) Katharine v. Bora, Martin Luthers Frau. Ein Lebens- und Charakterbild von Ernst Kroker. Verlag von E. Haberland, Leipzig-R.

Stillschweigens großes Gewicht gelegt; es wurden sogar im Sprechzimmer die Gitter verengert, damit es unmöglich sei, die Hand oder ein Geschenk hindurchzureichen. Dagegen scheint die gelehrte Ausbildung der Nonnen daselbst nur eine recht dürftige geblieben zu sein und wir hören, daß viele derselben es nicht einmal so weit gebracht haben sollen, richtig Lateinisch lesen zu können, so daß sie anstatt Magister, dic (Herr, sprich!) vielmehr Magister clic herausbuchstabierten und dachten, Christus heiße Magister Klick. Katharina, die im Alter von 10 Jahren in das Kloster gebracht worden war, scheint sich den strengen Observanzen desselben mit religiösem Eifer unterworfen zu haben. Aber auch in die Klostermauern war bald ein Hauch vom Geiste Luthers, der wie ein Frühlingssturm über das deutsche Land dahinbrauste, gedrungen und hatte daselbst eine mächtige Gärung hervorgerufen, so daß manche Insassin derselben die über sie verhängten demütigenden Bußübungen, wochenlangen Einkerkerungen, körperlichen Züchtigungen und anderen grausamen Mißhandlungen nicht länger zu ertragen gedachte, sondern an ihren Fesseln rüttelte. Daß aber ein unterirdischer Gang aus dem Zisterzienser-Kloster in Nimbschen in das Augustinerkloster nach Grimma geführt habe, der einen unsittlichen beiderseitigen Verkehr vermittelte, oder daß unsere Käthe dem Doktor Luther an einem dem Kloster nahegelegenen Waldquell, dem sogenannten Luther-Brunnen, ein Stelldichein gewährt habe, gehört in die Reihe alberner Fabeln und der „ollen Kamellen", die gemeine Klatschhaserei erfunden hat. Dagegen ist es eine Tatsache, daß sich neun Nonnen von Nimbschen in ihrer Herzens- und Gewissensnot an Luther wandten und dieser den allseitig geachteten und schon durch sein Alter (er war im 59. Lebensjahre) ehrwürdigen Leonhard Koppe dafür gewann, mit zwei rüstigen Genossen die Entführung zu bewerkstelligen, obzwar auf eine solche die Todesstrafe gesetzt war.

Am 5. April 1523 wurde die Flucht gewagt. Noch im vorigen Jahrhundert wurde in den Trümmern des jetzt von wildem Wein umsponnenen Klosters das Fenster mit den Resten alter Sandsteinverzierung gezeigt, durch das Käthe angeblich in die Freiheit gelangte, sowie in einem nahen Wirtsstübchen noch heute ein seidener Pantoffel hängt, den sie auf der Flucht verloren haben soll. Beide Reliquien sind unecht. Ebenso erdichtet ist die aus dem Mißverständnis eines Chronisten hervorgegangene Angabe, als hätte Koppe am Klostertor mitten in der Nacht wirkliche leere Heringstonnen aufgeladen und über jede Nonne eine solche gestülpt. Der ganze Vorgang hatte Wolfgang Schiefer, den berühmten Lehrer Kaiser Maximilians II., zu der witzigen Bemerkung veranlaßt, die Nonnen hätten sich ebensosehr nach einem Freier wie nach der Freiheit gesehnt. Luther dagegen übernahm sofort die moralische Verantwortung der Entführung und antwortete den Zionswächtern: . . . Aergernis hin, Aergernis her, Not bricht Eisen und hat kein Aergernis! Das Beispiel fand bald mehrfache Nachahmung, und das schon früher begonnene Befreiungswerk ging jetzt rascher vonstatten. Ueber Torgau in Wittenberg angekommen, wohnte unsere Katharina im sittenstrengen Hause des Magisters Reichenbach. In dieser frommen, aber nicht frömmelnden Stadt wurde sie auch, wahrscheinlich im Hause Lukas Kranachs, dem damals ebenfalls in Wittenberg verweilenden König Christian II. von Dänemark, der in der dortigen Pfarrkirche freiwillig ministrierte, vorgestellt, der sie reichlich beschenkte. Für ihre reine Lebensführung in Wittenberg spricht auch der Umstand, daß sie im Kreise der jungen Studenten als „Katharine von Siena" bezeichnet wurde.

Nach allem, was wir wissen, war Käthe mit äußerlichen körperlichen Reizen nicht allzu reich ausgestattet und die Schönheit muß sie nie geplagt haben, wenn sie auch einer gewissen herben Anmut nicht entbehrte. Ihre Ehe mit Luther ist nichts weniger als aus einem schwärmerischen, romantischen Seelenbunde hervorgegangen. Nicht heiße Leidenschaft hatte sie zusammengeführt; vielmehr hätte Luther Katharinas jugendliche Gefährtin Ave v. Schönfeld gewählt, wenn er dem Zuge seines Herzens gefolgt wäre, während Käthe für den jungen Nürnberger Baumgärtner eine ausgesprochene Neigung gefaßt hatte, ehe sie Luther ihre Hand reichte. Luther hatte allem Anschein nach seine Käthe aus Mitleid geheiratet, nachdem er seine anfängliche Ehescheu überwunden hatte. Ferner wollte er als ein Mann der Tat der alten Sage zum Trotz, daß der Antichrist aus der Verbindung eines Mönches und einer Nonne hervorgehen sollte, ein mutiges Exempel statuieren, daß eine solche Ehe eine echte und rechte, durch ihre Lauterkeit und Gemütsinnigkeit vorbildliche sein könne. Auch wollte er mit diesem beherzten Schritte, dem er viele Nachfolger wünschte, anderen, wie z. B. dem Erzbischof von Mainz „vorhertraben". Für Luthers nüchterne Auffassung der Ehe ist besonders folgende Stelle in einer seiner Predigten bezeichnend: „Darum gewiß, daß die Ehe ein äußerlich Ding ist, wie andere weltliche Hantierungen. Wie ich nun mag mit einem Heiden, Juden, Türken, Ketzer schlafen gehen, reiten, laufen reden und handeln, also mag ich auch mit ihm ehelich werden und bleiben, und kehre dich an die Narrengesetze, die solches verbieten, nichts." So hatte Luther Käthe geheiratet, nachdem sie lange genug als Gewinnlos im Rade der Ehestandslotterie gelegen war, ohne gezogen zu werden. Sie war nicht danach geartet, um aus den tiefsten Schachten seiner Seele etwa verborgene Schätze durch ihren Zauber heben zu können und im schönen Gleichschritte mit ihm den höchsten Zielen verständnisvoll entgegenzuschreiten. Sie war vielmehr eine im hausbackenen Sinne schlechte und rechte Gattin, die ihr Hauswesen in Ordung zu halten und die Ausgaben nach den Einnahmen zu regeln als ihre höchste Pflicht betrachtete und über Schlüsselbund und Küchenszepter sogar zuweilen ihre Aufgabe, die himmlischen Rosen ins irdische Leben zu flechten, vernachlässigte. Sie hatte mehr eine allgemeine Hochachtung seiner Gelehrsamkeit, als ein Verständnis seiner hohen Sendung; dagegen wurde sie eine wahre Wohltäterin seiner menschlichen Leiblichkeit, die sie in umsichtigster Weise vor jeder Fährlichkeit behütete.

Luther hatte seine am 12. Juni 1525 mit Käthe geschlossene eheliche Verbindung beschleunigt, um dadurch die üblen Nachreden, die sich wie Schlammfluten über beide ergossen, ein wenig einzudämmen. Trotzdem wurde gegen sie ein wahres Rottenfeuer von Injurien eröffnet, als hätten sie ohne Zeugen gegraist, bevor noch die Kirche das Tor aufgetan. Sogar der berüchtigte Blaubart Heinrich VIII. von England hatte ihm gemeine, schimpfliche Brunst als Beweggrund seiner Verheiratung vorgeworfen. Daneben fehlte es aber auch nicht an reichlichen Hochzeitsgeschenken, und selbst Luthers alter Gegner, der Erzbischof Albrecht von Mainz, hatte ihm ein solches von zwanzig Goldgulden zukommen lassen. Am 13. Juni hielt Käthe ihren Einzug in Luthers Behausung, in das „schwarze Kloster", woselbst es durchaus nicht zum Hüttenbauen lockend ausgesehen haben muß. Luther war und blieb sein Leben lang in allen wirtschaftlichen Dingen von einer rührenden Hilf- und Sorglosigkeit, die überdies durch eine schrankenlose Freigiebigkeit noch größere Geldverlegenheiten hervorrief. Das schwarze Kloster war eine Art Massenquartier, eine Art Asyl für Obdachlose, in dem tägliche Symposien abgehalten wurden. Seine Leichtgläubigkeit und Vertrauensseligkeit hielt für jeden eine offene Tafel bereit, obzwar das Bargeld zuweilen in seinem Hause so rar war, daß er noch im Jahre 1540 wochenlang seinen gewohnten Schlaftrunk entbehren mußte, weil das von Käthe gebraute Bier ausgetrunken und kein Geld da war. Da mußte Käthe Wandel schaffen, und ihr Fleiß und ihre Ordnungsliebe brachten bald Abhilfe. Luther wußte ihr dafür redlichen Dank, daß sie in seinem Haushalte das ökonomische Gleichgewicht hergestellt hatte, und sein Ausspruch: Unser Herrgott muß der Narren Vormund sein! zeugt von seiner Selbsterkenntnis.

Er erkannte, daß ihm erst Käthe eine behagliche Häuslichkeit und einen gewissen Wohlstand bereitet hatte, und er war bei aller Bedürfnislosigkeit nicht weltfremd genug, einen vernünftigen Lebensgenuß von sich zu weisen. Andere aber legten ihr ihre Sparsamkeit als knickerischen Geiz aus. Sie verargten es ihr

sogar, wenn sie für ein ordentliches Eingehen des Kostgeldes von seiten der Bewohner des schwarzen Klosters Sorge trug. Wie erst, wenn ihr Erwerbssinn tatsächlich zu stark hervortrat: wenn sie ihren Mann ermahnte: Herr Doktor lehrt doch die jungen Gesellen nicht umsonst! oder wenn sie darüber unwillig war, daß König Heinrich VIII. Melanchthon eine Dotation von 800 Gulden, Luther aber nur eine solche von 400 Gulden zugewendet habe. In manchen Fällen war ihr Verhalten in Geldsachen wirklich nicht einwandfrei, so, wenn ein Freund ihres Hauses klagt, sie hätte ihm Aufträge erteilt, ohne ihm das hierzu erforderliche Geld einzuhändigen, oder wenn sie hinter dem Rücken ihres Mannes Geldgeschenke von fragwürdiger Seite annahm. Aber anstatt solche Kleinigkeiten aufzustechen, wird jeder Billigdenkende anerkennen müssen, wie die wackere, rüstig schaffende Frau, die neben ihren zahlreichen Kindern auch noch eine ganze Schar von Pflegekindern versorgen muß, unaufhörlich kämpft, um die beiden Enden zusammenzubringen, wie sie mit ihrer Fege- und Scheuerarbeit siegreich sogar in das Sanktuarium von Luthers Studierstube vordringt, wie sie als sein „Erzkoch" für ihn stets das Beste aus Küche und Keller bereit hält. Und Luther hielt etwas auf eine gute Hausmannskost, wenn er auch weit entfernt war von jenen Freßorgien, die ihm seine Feinde nachsagten.

Bei aller seiner Verachtung der schnöden Geldgier, sah er es doch gerne, wie sich sein Besitztum unter ihren Händen mehrte und wie sie besonders durch Erwerbung des Gutes Zulsdorf Grund und Boden gewonnen hatte, da er sie gerne im Scherz als die Zulsdorferin oder die reiche Frau oder gnädige Frau zu Zulsdorf anredet. Unbestritten war Katharine die liebevollste, fürsorglichste Mutter ihrer Kinder und die zärtlichste Pflegerin ihres Gatten. Und Luther bedurfte einer solchen, denn er war durchaus nicht von einer vierschrötigen, unverwüstlichen Gesundheit, sondern litt sehr oft an allerhand Gebresten, die sie in allerdings mehr wohlwollender als wirksamer Weise durch kurpfuscherische Hausmittel zu bekämpfen suchte. Ihr angeblich zänkisches, herrschsüchtiges Wesen ist ebenfalls zum großen Teile eine Erfindung jenes Gevatterschmacks, den Gebärdenspäher und Geschichtenträger nimmermüde zusammentrugen. Es mag ja sein, daß sie bei ihrem cholerischen Temperamente nicht eben aus dem friedlichsten Holze geschnitzt war und auch recht unwirsch werden konnte, aber Luther selbst hat darüber ihre hingebungsvolle, opferfähige Selbstlosigkeit und ihr Aufgehen in ihren häuslichen Pflichten nie verkannt. Daran ändern seine Neckereien nicht das Mindeste. Wenn er für sie schon acht Tage nach der Hochzeit den Kosenamen „mein Herr Catherin" gefunden und das Thema mea Ketha — meus Ketha mit immer neuem Behagen variierte, wenn er einen Brief mit „Doktor Martinus, Doktor Luther, Doktor Hans" unterzeichnete und, wie aus seiner Randbemerkung hervorgeht, unter „Doktor Luther" seine Käthe verstand, so sind dies Scherze, wie sie nur unter Eheleuten vorkommen, die einander von Herzen lieb haben. Uebergriffe Käthes über ihr engstes häusliches Herrschergebiet hinaus hätte Luther, wenn sie solche öfter versucht hätte, stets zurückgewiesen, wie dies ihr vergebliches Bemühen, sein Verhalten zu Agricola zu beeinflussen, beweist.

Käthe war nicht gelehrt, aber auch nicht ungebildet. Sie besaß etwas von jener Einfalt, die den Himmel erobert, während der Tiefsinn oft daneben gräbt, und jene Reinheit des Gefühls, in der die echte Ueberlegenheit der Frauen beruht. In einer guten Ehe ist es notwendig, daß die Frau gerade so viel Verstand besitze, um den ihres Mannes zu verstehen; was darüber ist, ist von Uebel. Und dieser Bedingung entsprach Käthe vollkommen. Und so konnte Luther mit Recht erklären, daß er seine Käthe nicht um Frankreich, noch um Venedig hingeben wollte.

Wien-Hietzing. Joseph Frank.

Bücher und Zeitschriften.

Geschichte der Inquisition im Mittelalter. Von Henry Charles Lea. Autorisierte Uebersetzung von H. Wieck und M. Rachel, revidiert von J. Hansen. I. Band. Ursprung und Organisation der Inquisition. Bonn, Carl Georgi, 1905. 647 S. 10 M.

Die Inquisition war keine willkürlich ersonnene Organisation, welche der Welt von dem Ehrgeiz oder Fanatismus der Kirche aufgezwungen wurde, sondern sie entstand naturnotwendig und wird nur dem verständlich, der sich in die Zeitgeschichte versenkt und die damaligen Rechtsverhältnisse studiert. Es wird dadurch ein gut Teil Verwunderung genommen, die wir darüber empfinden, daß Theologen, Juristen und Mediziner einmütig die gleichen Pfade wandelten. Die Inquisition hat die wildesten Leidenschaften der Menschen aufgewühlt, ihre höchsten und niedrigsten Triebe aufgestachelt. Wir begreifen die Kurzsichtigkeit der Gerichtshöfe nicht, wir verabscheuen ihre falsche Logik und ihre Gewinnsucht, wir staunen über den Heroismus der Opfer, aber wir finden immer ein Stück Kulturgeschichte, auch wenn wir die „Brände" der Bischofsstadt Würzburg in ihrer grausigen Realistik lesen. Lea stellt keine moralischen Betrachtungen an, aber er zwingt den Leser zu solchen, er zwingt ihn auch, jede Zeile seines Buches nicht nur zu lesen, auch zu studieren. Kein Wort zu viel! Das Buch, die Frucht eminenten Fleißes, ist ein Beweis mehr für das schöne: „Tout comprendre c'est tout pardonner!"

Lea hat schon in seiner 1888 erschienenen „History of the Inquisition of the Middle Ages" eine Gesamtdarstellung des Wirkens der päpstlichen Ketzergerichte gegeben. Dieses Werk ist bis heute unerreicht geblieben trotz mehrfacher Ausstellungen, die aber nur beweisen, daß sich die Tätigkeit der Fachgelehrten für die nächste Zeit auf das Studium der Geschichte der einzelnen Länder zu erstrecken hat. — Die Inquisition ist eine schwer verständliche Einrichtung für den, der sich erinnert, daß sie aus dem Schoße einer Kirche hervorgegangen, die das Evangelium predigt, die die Nächstenliebe über alles gehoben hat. Wie kam diese Kirche dazu, Menschen, welche ihre Lehren nicht annehmen wollten, auf dem Scheiterhaufen zu rösten? Wie sie dazu kam, ihr Hab und Gut zu konfiszieren, die Gebeine längst Verstorbener zu verbrennen, um deren Nachkommen das Erbe zu entreißen, das wird verständlich für den, welcher die Zustände der Kirche im Mittelalter aus Leas Buch kennen lernt und als Psychiater und Psycholog die Menschen beurteilt. Es gibt wohl kein Buch, aus dem man mehr Psychologie lernen kann, als aus dem Leaschen, und keines, das uns „Gottähnliche" mehr niederdrückt als seines.

Lea schildert zuerst die Herrschaft der Kirche im 12. Jahrhundert, dann das geistige Erwachen und die Kämpfe gegen die Abtrünnigen. Er versetzt uns in die Zeiten der Errichtung der Bettelorden und beschreibt dann die Gründung, Organisation und das Prozeßverfahren der Inquisition, um mit dem Scheiterhaufen zu enden, nachdem er kurz die Folter gestreift. Nirgends Tendenz, überall ruhige, objektive, historische Darstellung einer Zeit voll Wahn und Irrsinn, Niedertracht und Herrschsucht, aber auch von staunenswerter Todesverachtung.

München. F. C. Müller.

Rußlands Todesweg. Von V. M. de Prado. Zürich und Leipzig 1907. (Th. Schröter.) 150 S.

Trotz etwas marktschreierischer Aufschrift und Ausstattung verdient das Büchlein des sichtlich wohlinformierten und der besten Gewährsmänner sich bedienenden Autors weitere Beachtung. Zumeist an persönliche Erlebnisse anknüpfend, wirft er scharfe Streiflichter auf das Treiben der in Rußland regierenden Kreise und ihrer untergebenen Helfer, greift aber mitunter auch hinaus auf das weitere Gebiet internationaler Beziehungen und Machenschaften. In letzterer Hinsicht wird, was de Prado über die „agence latine" und die „Liga latino-slave" bringt, auch für den besser Versierten Neues enthalten. Es ist immer verdienstlich, wenn die treibenden Kräfte in helleres Licht gesetzt werden, die hinter der offiziellen Politik der Mächte stehen und das Verhältnis von Großstaaten zueinander im Interesse persönlichen Ehrgeizes und Profits zu beeinflussen sich bestreben. Selbstverständlich erfahren wir auch manches über die Person des Zaren, seiner Familie und obersten Diener oder anderer der jüngsten russischen Geschichte angehörigen Männer, wie den Schwärmer Jan von Kronstadt und den Spitzl Gapon; über das Verhältnis zwischen Sacharow und Kuropatkin; dann über die polnische, die Judenfrage, über die panslawistische Bewegung u. a. m. Trotzdem der Verfasser keine erschöpfende Darstellung der Lage des Reiches und ihrer Ursachen geben will, erhält der Leser doch einen lebendigeren und klareren Einblick in die verworrenen Verhältnisse des Zarenreiches als in manchem umfangreichen Buch der letzten Zeit. De Prado, der eine sehr

offene Sprache führt, gehört der liberalen Richtung monarchischer Reformen an.

Dachau. R. Hermann.

Virgines. Fünf Akte von Arnulf Sonntag. Verlag von Georg Müller, München und Leipzig 1907.

Die fünf Einakter, die der Verfasser unter diesem Titel zusammengestellt hat, sind verschiedene Spiegelungen des Begriffes Virginität. Die Szenen enthalten keine Entwicklung, keine Charakteristik, keine Handlung im Sinne des Dramas, sondern sind mehr Bilder aus dem Leben, Unterhaltungen und Disputationen, die auf die Bühne verlegt sind.

Die Virgo des ersten Aktes wird verkauft, um ihre Familie vor dem Konkurs zu retten. Sie begreift auch die Notwendigkeit dieses Falles und spielt die Nachgiebige, bis ihr reicher Bräutigam 50,000 M verschrieben hat; dann aber tötet sie sich, um ihre Auffassung der Dinge zu zeigen und unangetastet zu bleiben. Die Idee des zweiten Aktes ist sogar dramatisch fruchtbar. Ein Freund hat einem jungen Paare, von dem der Mann unfähig und verschroben ist und deshalb von seiner Frau betrogen wird, einen Roman gewidmet, der in Begeisterung ihr ideales Verhältnis schildert. Diesen Sachverhalt erfährt allerdings nur der Zuschauer, während doch das dramatisch Wirksame darin läge, wenn der begeisterte Jüngling selber Lunte röche! Was hätte daraus gemacht werden können! Im dritten Stücke erschießt ein ideal angehauchter Student eine Kellnerin, deren Virginität bedroht wird, und im vierten schlägt ein junger Dr. med. eine Mußheirat mit Brotzukunft aus, um einer Zukunft voll Arbeit und Liebe entgegenzugehen.

Diesen ernsteren Akten schließt sich ein Satyrspiel an, das inzwischen im hiesigen Lustspielhause über die Bretter gegangen ist: das leichte Geschöpf heiratet den alten reichen Kommerzienrat, um ihrem Jugendgeliebten angehören zu dürfen, der nur ein armer Maler ist. Liegt hier eine Ironie versteckt? Diese Jungfrau wird glücklich? So glücklich wie die erste, die sich tötete? Und wie lange? In dieser Frage lägen Dramen.

München. Arthur Kutscher.

Im Verlage von Carl Starke, kartographische Anstalt, Leipzig, ist soeben eine Reise-, Bäder- und Verkehrskarte von Mitteleuropa von Th. Fees erschienen, die es in ihrer großzügigen Deutlichkeit selbst dem befangensten Kartenleser ermöglicht, sich in Eile über die wichtigsten Verkehrswege Mitteleuropas zu orientieren und es dem Reisenden erleichtert, sich seine kürzeste Route auszuwählen. Besonders markiert sind die durchgehenden Expreßzuglinien. Auch als den Geographieunterricht der Schule ergänzendes Anschauungsmaterial kann die Karte gute Dienste leisten. Sie ist im Maßstab 1 : 3,000,000 gehalten und daher nicht übergroß; zusammengefaltet, kann sie bequem in der Tasche getragen werden. Der Preis beträgt 1 M.

---

* **Zeitschriften-Literatur.** Zeitschrift für Chemie und Industrie der Kolloide, Technische und wissenschaftliche Rundschau für alle Industrien, welche mit anorganischen und organischen Kolloiden arbeiten. Herausgegeben von Dr. Rudolf Ditmar (Graz). Verlag von Steinkopff u. Springer (Dresden-A.). Die Bedeutung der Kolloide für die Industrie und Technik unserer Tage ist in ständigem Wachstum begriffen, braucht doch nur daran erinnert zu werden, daß z. B. die Fabrikation der Farben, des Leims, der Kautschukwaren, des Papiers und der Lederwaren, die Eiweiß-, Gummi-, Cellulose-, Seifen- und Stärkefabrikation, die Herstellung von Glaswaren, die photographische Branche und die Industrie der künstlichen Seide und ebenso alle Kläranlagen mit Kolloiden zu arbeiten haben. Es ist daher begreiflich, daß ein Bedürfnis nach einem Organ entstand, das einen regelmäßigen Ueberblick der Forschungen über alle Kolloide zu bieten vermöchte. Dies strebt die neubegründete Zeitschrift an, die vorläufig monatlich einmal erscheinen wird und folgenden Inhalt haben soll: Wissenschaftliche Originalarbeiten und Aufsätze; technische Abhandlungen, Patente und Gebrauchsmuster; Bücher- und Zeitschriften-Besprechungen, Referate, kritische Angaben, Fragekasten, Korrespondenzen usw. Die Namen der gewonnenen Mitarbeiter lassen das Beste erwarten. Wir führen aus dem Inhalt des 1. Heftes nachträglich noch folgende Arbeiten an: Ed. Markwald und Fr. Frank, Dem Andenken Karl Otto Webers. — Ditmar, Die Kolloide in Wissenschaft und Technik. — A. Lottermoser Das Verhalten der irreversibeln Hydrosole Elektrolyten gegenüber und damit zusammenhängende Fragen.

März, Halbmonatsschrift für deutsche Kultur. Herausgeber: Ludwig Thoma, Hermann Hesse, Albert Langen, Kurt Aram. Verlag von Albert Langen in München. Erstes Februarheft 1907. In der dritten Nummer der neuen Halbmonatsschrift bespricht der bekannte süddeutsche Politiker Conrad Haußmann im Leitartikel den Ausfall der Reichstagswahlen, und was daraus für die verschiedenen Parteien zu lernen wäre. — Generalmajor a. D. Leutwein steuert einen Artikel „Südwestafrika und der neue Reichstag" bei. — Von Professor Lamprecht enthält die Nummer einen historischen Aufsatz über die Tiroler Freiheitskriege, — von Professor Otto Harnack eine Betrachtung über die nunmehr hundertjährige „Freundschaft" zwischen Rußland und Deutschland. — Ludwig Thoma schreibt „Gegen die Staatsanwälte". — Ferner enthält das Heft einen Aufsatz von Hermann Hesse „Unbekannte Schätze", der manche zu wenig beachtete Perlen unserer Erzählungsliteratur ans Licht der weiteren Oeffentlichkeit ziehen soll. — Von der Kunst und dem Empfinden des Volkes künden in dem Heft zwei Beiträge: Ein lustiges Tiroler Bettelhochzeitlied und die entzückende Sammlung von „Liebesbriefen eines bayerischen Bauernmädchens", die Hans Mayr mitteilt. — Auf dem Gebiete der Erzählungskunst bringt die Nummer die Fortsetzung des als menschliches Dokument hochinteressanten Romanes Karl Asenkofer von Karl Borromäus, sowie eine glänzende, mit feinem, echt deutschem Humor geschriebene Erzählung von Jakob Schaffner „Der Altgeselle". — Die Rubriken „Rundschau" und „Glossen" sind diesmal besonders reich mit kurzen, prägnanten Artikeln und Notizen über aktuelle Fragen aus den Gebieten der Politik, der Wissenschaft und der Kunst bestellt. Auch gute Illustrationen bringt das Heft.

Le Traducteur und The Translator. Halbmonatsschriften zum Studium der französischen, englischen und deutschen Sprache. Verlag des „Traducteur" oder des „Translator" in La Chaux-de-Fonds (Schweiz). Von den bekannten beiden, der leichten Spracherlernung dienenden Zeitschriften liegen die ersten Hefte der neuen Jahrgänge vor, des 15. und des 4. Wir machen bei dieser Gelegenheit gern auf das praktisch recht wertvolle Unternehmen aufmerksam, das bei dem billigen Abonnementspreis von Fr. 2.50 halbjährlich jedem zugänglich ist. Der Verlag versendet kostenlos Probenummern.

Allgemeine Rundschau.

D. J. Mendelejew †.

Die russische Wissenschaft hat durch den am 2. Februar d. J. erfolgten Tod des berühmten Chemikers Dmitrij Iwanowitsch Mendelejew einen unersetzlichen Verlust erlitten. Keiner von den Gelehrten Rußlands war in seiner Heimat so hochgeachtet, keiner von der wissenschaftlichen Welt Europas so anerkannt wie er. Durch seine epochemachenden Forschungen wurde die Chemie erst zu dem, was sie in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts geworden ist. Ihm ist es zu verdanken, daß durch die Bekanntmachung des von ihm entdeckten Gesetzes: die Eigenschaften der Elemente wiederholen sich periodisch in Abhängigkeit von ihrem Atomgewicht, — die Wissenschaft der Chemie ein philosophisch-einigendes Prinzip, gleichsam einen Schlüssel, nicht nur zum Verständnis mancher bis dahin dunkler Erscheinungen, sondern auch zur Entdeckung neuer Elemente, wie des Gallium, Skandium, Germanium, deren Eigenschaften und Beschaffenheit er vorausbestimmte und auf die er hinweisen konnte, erhalten hat.

D. J. Mendelejew wurde am 8. Februar 1834 in Tobolsk geboren, ist also fast dreiundsiebzig Jahre alt geworden. Er kam mit 15 Jahren ins Pädagogische Institut nach St. Petersburg und beschäftigte sich hier mit naturwissenschaftlichen Studien. Seine Lehrer waren Moskressenskij (Chemie), Lenz (Physik, Kutorga (Mineralogie), Ostrogradskij (Mathematik), Sawitsch (Astronomie), Rupprecht (Botanik) und Brandt (Zoologie). Schon als Student wählte er die Chemie zu seiner Spezialität. Dem Isomorphismus war seine erste wissenschaftliche Arbeit gewidmet. Nach Beendigung seiner Studien reiste er gesundheitshalber in die Krim, wurde zuerst in Simferopol, dann in Odessa Gymnasiallehrer und kehrte 1856 nach St. Petersburg zurück, wo er sich als Privatdozent an der Universität habilitierte, Vorlesungen über organische und theoretische Chemie hielt und seine Dissertation „Ueber spezifische Volumina" als Magister der Chemie und Physik verteidigte. Im Jahre 1859 zur Ergänzung seiner Studien ins Ausland geschickt, wollte er zuerst bei Regnault in Paris arbeiten, zog es dann aber vor, nach Heidelberg zu gehen, wo er Untersuchungen über die Kapillarität der Flüssigkeiten machte. Hier schrieb er auch die Abhandlungen „Von der absoluten Siedetemperatur" und „Ueber die Expansion der Flüssigkeiten". Als Privatdozent der St. Pe-

tersburger Universität veröffentlichte er im Jahre 1861 seinen Kursus der organischen Chemie. 1863 wurde er Professor am Technologischen Institut, beschäftigte sich hier hauptsächlich mit technischen Fragen und reiste dann nach Baku, um Studien über das Naphtha zu machen. Im Auftrage der kaiserlichen freien Oekonomischen Gesellschaft widmete er sich landwirtschaftlichen Untersuchungen und gab verschiedene technische Handbücher heraus. 1866 verteidigte er seine Doktordissertation „Untersuchungen über Spirituslösungen nach ihrem spezifischen Gewicht" und erhielt darauf die Professur der Chemie an der St. Petersburger Universität. 1868 gab er sein Hauptwerk „Grundlagen der Chemie" heraus, das jetzt in achter Auflage erscheint und 1891 ins Deutsche übersetzt wurde. 1871 bis 1875 beschäftigte er sich mit Untersuchungen über die Elastizität und Dehnbarkeit der Gase; 1876 wurde er von seiner Regierung nach Pennsylvanien geschickt, um dort die Gewinnung und Industrie des Naphthas zu studieren. Als Resultate dieses Studiums kann die große Entwicklung und Verbreitung der russischen Naphtha-Industrie bezeichnet werden. Erwähnenswert ist, daß er sich auch mit Fragen der Aeronautik beschäftigte und 1877 im Luftballon Beobachtungen während einer Sonnenfinsternis machte. Die Resultate seiner im Jahre 1880 veröffentlichten Untersuchungen über Wasserlösungen nach dem spezifischen Gewicht machten bei den Chemikern großes Aufsehen. Im Jahre 1888 untersuchte er die wirtschaftlichen Bedingungen des Donetzki-Steinkohlenbassins. Nachdem er seine Professur an der St. Petersburger Universität niedergelegt hatte, widmete er sich vorzugsweise wirtschaftlichen und staatlichen Aufgaben. Als Mitglied des Handels- und Manufakturkonseils beteiligte er sich an den Arbeiten zur Einführung eines neuen Schutzzolltarifs und bewies 1890 in einem „Erklärenden Tarif", daß und weshalb Rußland für seine Veredlungsindustrie eines Schutzzolls bedürfe. Von den Ministerien des Krieges und der Marine wurde er beauftragt, seine Meinung über die Umbewaffnung der Armee und Flotte zu äußern. Zu diesem Behufe machte er eine Reise nach Frankreich und England und empfahl 1892 das von ihm hergestellte Pyrokollodiumpulver als ein für alle Feuerwaffen geeignetes Präparat. Im Jahre 1893 wurde er zum gelehrten Konservator der Maße und Gewichte ernannt.

Mendelejew interessierte sich auch für alle Fragen des öffentlichen Lebens und gab er kürzlich noch „Tiefsinnige Gedanken" und ein Werk „Zur Kenntnis Rußlands" heraus. Auch über den Spiritismus schrieb er. Er war ein eifriger Sammler von Kunstwerken und wurde 1894 zum Mitglied der Akademie der Künste gewählt. Für das große Enzyklopädische Lexikon von Brockhaus-Efron redigierte er den chemisch-technischen und industriellen Teil und schrieb für dieses umfangreiche Werk zahlreiche und wertvolle Artikel. Eine vollständige Würdigung der wissenschaftlichen Leistungen des unermüdlichen Forschers und hervorragenden Gelehrten kann erst die Zukunft bringen. Viele seiner wissenschaftlichen Arbeiten sind auch in deutscher, französischer und englischer Sprache veröffentlicht worden. Erwähnenswert ist noch die Nachricht, daß Kaiser Nikolaus II. der Witwe des Gelehrten sein Beileid ausgedrückt hat, und daß Mendelejews Beerdigung auf Staatskosten stattfindet. Solche Ehrerweisungen für wissenschaftliche Verdienste waren bisher in Rußland nicht üblich.

München. W. Henckel.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Oeffentliche Sitzung zur Feier des Geburtsfestes Seiner Majestät des Kaisers und Königs und des Jahrestages König Friedrichs II. am 24. Januar.

Der vorsitzende Sekretär Herr Vahlen eröffnete die Sitzung, welcher Se. Exz. der Herr Kultusminister beiwohnte, mit einer kurzen, auf die doppelte Festfeier bezüglichen Ansprache.

Darauf hielt Herr Fischer den Festvortrag:

Die Chemie der Proteine und ihre Beziehungen zur Biologie.

(Er ist im vierten Stück der Sitzungsberichte bereits publiziert. In Kommission bei Georg Reimer, Berlin.)

Sodann verkündete der Vorsitzende, daß die Helmholtz-Medaille dem Physiker Henri Bequerel, Mitglied des Instituts, in Paris verliehen worden sei.

Hierauf wurden die Jahresberichte über die von der Akademie geleiteten wissenschaftlichen Unternehmungen sowie über die ihr angegliederten Stiftungen und Institute erstattet.

Es folgten die Jahresberichte der Stiftungen und Institute.

Ueber die Akademische Jubiläums-Stiftung der Stadt Berlin berichtet Herr Waldeyer folgendes: Nachdem die in den vorigen Berichten erwähnten Vorverhandlungen und Hemmnisse erledigt und beseitigt worden sind, konnte nunmehr im Laufe des Jahres 1906 die seit 1904 verfügbare Summe von 14,300 M, wie in Aussicht genommen worden war, der Frau Professor Margarete Selenka in München zur Ausführung weiterer Grabungen an der Fundstätte der von Herrn Eugen Dubois auf Java entdeckten Reste des Pithecanthropus erectus zugebilligt werden. Die Vorarbeiten in Trinil (Java) haben bereits begonnen, und Frau Professor Selenka, der die Herren Dr. Elbert (Münster i. W.) und Dr. Moszkowski (Charlottenburg) als wissenschaftliche Mitarbeiter zur Seite stehen, wird in der nächsten Zeit die Ausreise antreten. Die hiesigen zuständigen Behörden haben das Unternehmen durch Empfehlungen an die betr. Konsulate sowie an den Norddeutschen Lloyd, welcher bereitwilligst Ermäßigungen zugestanden hat, unterstützt. In gleicher Weise hat auch die Königlich Niederländische Regierung und deren ostindisches Gouvernement der Ausführung des Planes alle Wege bereitwilligst geebnet.

Das Kuratorium der Stiftung hat in Aussicht genommen, falls erforderlich, noch die Ende 1908 fälligen Mittel im Betrage von abermals 14,000 Mark dem Unternehmen, dem Frau Selenka auch beträchtliche private Mittel opfert, zuzuwenden.

Die Jahresberichte über die Monumenta Germaniae historica, das Kaiserliche Archäologische Institut und den Thesaurus linguae latinae werden in den Sitzungsberichten veröffentlicht werden, nachdem die betr. Jahressitzungen stattgefunden haben.

*

Schließlich wurde über die seit dem Friedrichs-Tage 1906 (25. Januar) bis heute unter den Mitgliedern der Akademie eingetretenen Personalveränderungen folgendes berichtet:

Die Akademie verlor durch den Tod das ordentliche Mitglied der physikalisch-mathematischen Klasse Paul Drude; das Ehrenmitglied Ludwig Boltzmann in Wien; die korrespondierenden Mitglieder der physikalisch-mathematischen Klasse Friedrich Beilstein in St. Petersburg und Ernst Pfitzer in Heidelberg; die korrespondierenden Mitglieder der philosophisch-historischen Klasse Oskar v. Gebhardt in Leipzig, Albert Sorel in Paris, Frederic William Maitland in Cambridge, Wilhelm Dittenberger in Halle a. S., Otto Benndorf in Wien, Wilhelm v. Hartel in Wien und Graziadio Ascoli in Mailand.

Neu gewählt wurden zu ordentlichen Mitgliedern der physikalisch-mathematischen Klasse Max Rubner, Johannes Orth und Albrecht Penck; zum ordentlichen Mitglied der philosophisch-historischen Klasse Friedrich Müller; zu korrespondirenden Mitgliedern der philosophisch-historischen Klasse Anton E. Schönbach in Graz, Wilhelm Wilmanns in Bonn, Adolf Jülicher in Marburg und Friedrich Leo in Göttingen.

*

Kleinere Mitteilungen.

* **Fortschritte in Russisch-Zentralasien.** Von allen zentralasiatischen Gebieten hat das Fergangebiet die größte Bedeutung. Dieses Talgebiet, das etwa 2 Millionen Morgen gutes Ackerland und eine Bevölkerung von 2 Millionen Menschen besitzt, könnte fast den gesamten Bedarf Rußlands an Baumwolle decken, für viele Millionen getrocknete Früchte und sonstige Landesprodukte liefern. Dort soll zunächst das Telegraphennetz bedeutend erweitert werden, wobei das Augenmerk in erster Linie auf Kokand, das Zentrum für den Baumwollmarkt, gerichtet ist. Da aber die etwa 130 Kilometer von Kokand entfernte Stadt Andischan, wo verschiedene russische Firmen Filialen unterhalten, ebenfalls eine immer größere Bedeutung gewinnt, so ist jetzt auch zwischen Kokand, Neu-Margelan und Andischan eine besondere Leitung gelegt und die Taschkent—Kokandlinie angeschlossen worden. Dadurch ist nun das Fergangebiet dem europäischen Rußland gewissermaßen näher gerückt worden, zumal die Telegraphenlinie Moskau—Taschkent zur größten Zufriedenheit der Interessenten arbeitet.

Mit der Errichtung neuer Telegraphenlinien sollen nach der Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik (A. Hartleben, Wien) auch die Post- und sonstigen Verkehrsverhältnisse im Fergangebiet in großem Umfange verbessert werden, wobei

die Initiative oft auch von Privatkapitalisten ausgeht, die, wie z. B. im blühenden Rayon von Andishan, mehr oder minder größere Zufuhrbahnstrecken bauen und so die Entwicklung der Baumwollindustrie des Fergangebietes in hohem Maße fördern. Nun hat sich im November 1906 in Kokand auch ein Börsenkomitee konstituiert und die Durchführung von weiteren Verbesserungen für dieses reichste russische Grenzgebiet in Aussicht genommen.

Der 16. Deutsche Geographentag findet vom 21. bis 25. Mai 1907 in Nürnberg statt. Der Zentral- und Orts-Ausschuß, Vorsitzende Professor Dr. S. Günther (München) und Professor Dr. J. Rackl (Nürnberg) laden alle Pfleger, Lehrer und Freunde der geographischen Wissenschaft hierzu nach Nürnberg ein. Als Hauptberatungsgegenstände sind in Aussicht genommen: 1. Geschichte der Erdkunde; 2. Nordbayerische Landeskunde; 3. Anthropogeographie mit historischer Geographie; 4. Seen- und Flußkunde; 5. Geographischer Unterricht.

Die Anmeldungen zu den auf diese Punkte bezüglichen Vorträgen werden spätestens bis zum 15. März d. J. an die Geschäftsstelle des Ortsausschusses, Luitpoldstraße 12/I in Nürnberg, erbeten. — Eine geographische Ausstellung, die eine rein historische sein und ausschließlich Norimbergensia umfassen soll, wird vom Ortsausschuß vorbereitet. Auch ist die Herausgabe eines besonderen Führers durch die Ausstellung in Aussicht genommen. Ferner wird eine Festschrift herausgegeben, welche Beiträge geographischen, geologischen, wirtschafts- und verkehrsgeographischen, meteorologischen, pflanzengeographischen usw. Inhalts umfassen wird. Wissenschaftliche Ausflüge werden sich der Tagung anschließen. Hauptsächlich sind Exkursionen in den Altmühl-Jura und das Ries, sowie in die Fränkische Schweiz und das Fichtelgebirge geplant.

Die Anmeldung zum Besuch des Geographentages wird baldigst erbeten. Diejenigen, welche dem Geographentag als ständige Mitglieder angehören oder sich als solche anmelden, zahlen für das Versammlungsjahr einen Beitrag von 10 Mark, wofür sie Zutritt zu den Sitzungen und Stimmrecht auf der Tagung haben, sowie den Bericht über die Verhandlungen des Geographentages, die Festschrift und die sonstigen Drucksachen ohne weitere Nachzahlung erhalten. Wer dem Geographentag nur als Teilnehmer beizuwohnen wünscht, hat einen Beitrag von 6 M zu entrichten, erhält jedoch die gedruckten Verhandlungen und die sonstigen wissenschaftlichen Drucksachen nicht unentgeltlich; im übrigen genießt er während der Dauer der Tagung dieselben Rechte wie die Mitglieder.

Geschäftsführer des Zentral-Ausschusses ist G. Kolm, Ingenieur-Hauptmann a. D., Generalsekretär der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (S.W. 48, Wilhelmstr. 23). Die Beiträge sind an die Geschäftsstelle des Ortsausschusses, Nürnberg, Luitpoldstraße 12/I, zu richten.

* **Der 36. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie** findet vom 3. bis 6. April 1907 in Berlin im Langenbeckhause statt. Die Ankündigungen von Vorträgen und Demonstrationen sind bis 3. März an Professor Riedel (Jena) zu richten.

Zur Besprechung auf dem diesjährigen Kongreß sind folgende Themata vorgemerkt: 1. Die Chirurgie des Herzens resp. des Herzbeutels (Herr Rehn). — 2. Lungenchirurgie (Herr Friedrich). — 3. Die Exstirpation der Prostata (Herr Kümmell). — 4. Oberschenkelbrüche, besonders am oberen und unteren Drittteile (die Herren Bardenheuer und König).

C. K. **8 Millionen Mark für die Errichtung einer neuen Universität** in Louisville hat John D. Rockefeller in Aussicht gestellt unter der Bedingung, daß eine gleiche Summe von anderer Seite, die an der Gründung der Hochschule interessiert ist, aufgebracht wird. Die Universität von Louisville soll mit den geplanten Universitäten der Baptisten und Methodisten vereinigt werden, während das Grundstück für das zu errichtende Gebäude von der Stadt hergegeben wird. Die Methodisten haben bereits eine Million zur Verfügung gestellt, die Baptisten versprechen 1,200,000 M, und auch weitere Zuwendungen stehen für die Universität in sicherer Aussicht.

* **Personalien.** Professor E. v. Behring (Marburg) sieht sich durch systematisch von Paris aus verbreitete und im Auslande wie in Deutschland mannigfach weitergetragene Gerüchte über seinen Gesundheitszustand veranlaßt, in der Frankfurter Zeitung unzweideutig diese Ausstreuungen als freilich höchst verächtliche Mache ausländischer Neider zu entlarven, die der Ruhm deutscher Wissenschaft und ihrer Vertreter nicht ruhen läßt. — Schon am 30. Januar hatte die Marburger Oberhessische Zeitung folgendes mitgeteilt: „Es ist uns bekannt, daß Exzellenz v. Behring seine Institutsarbeiten Tag für Tag zu seiner großen Zufriedenheit fortsetzt und daß sein Gesundheitszustand gerade jetzt so gut ist wie kaum jemals im Laufe der letzten Jahre. Uebrigens können wir nach soeben stattgefundener persönlicher Rücksprache mit Exzellenz v. Behring bestätigen, daß sich an diesem Tatbestand auch von gestern zu heute nichts geändert hat." — Behrings eigene Kundgebung, eine durch die Umstände erzwungene Abwehr, liefert den unzweifelhaftesten Beweis, daß alle Nachrichten über seinen leidenden Zustand völlig aus der Luft gegriffen sind.

Hochschulnachrichten.

* **Kiel.** Nach der Münchener Medizinischen Wochenschrift hat der Greifswalder Ordinarius für Augenheilkunde Professor Dr. Otto Schirmer den Ruf auf das hiesige Ordinariat angenommen. — Der außerordentliche Professor Dr. Felix Jacoby ist zum ordentlichen Professor der klassischen Philologie an der hiesigen Universität ernannt worden.

hc. **Greifswald.** Der außerordentliche Professor der Anatomie und Prosektor am anatomischen Institut an der Universität Göttingen Dr. Erich Kallius hat einen Ruf als ordentlicher Professor und Direktor des anatomischen Instituts an die hiesige Universität erhalten, an Stelle von Bonnet.

* **Königsberg.** Vor einigen Tagen ging die Meldung durch die Presse, daß der hiesige ordentliche Professor der Staatswissenschaften Dr. Karl Diehl als Nachfolger von Professor W. Hasbach in Kiel „in Aussicht genommen" sei. Eine Nachricht, die offenbar aus wohlunterrichteter Quelle in Berlin stammte. Die Hochschulkorrespondenz teilte kurz darauf aber mit: „Wie wir erfahren, hat Professor Dr. K. Diehl..., der einen Ruf nach Kiel... erhalten hat, den Wunsch ausgesprochen, in seinem derzeitigen Wirkungskreise verbleiben zu dürfen." — Man wird sich über die merkwürdige Formulierung wundern. Früher pflegten Professoren Berufungen abzulehnen, wenn sie in ihrem alten Wirkungskreis bleiben wollten. Wem gegenüber überhaupt bei einer „Berufung" Wünsche, „verbleiben zu dürfen", ausgesprochen werden sollten, ist nicht recht verständlich.

* **St. Petersburg.** Der ordentliche Professor der Chemie am hiesigen Polytechnischen Institut Dr. Nikolaj Alexandr. Menschutkin, derzeitiger Dekan der metallurgischen Abteilung, ist hier am Dienstag gestorben.

Soeben erschien:

Anastasius Grüns Gesammelte Werke

Herausgegeben von Ludwig August Frankl.

Neue Ausgabe 5 Bände Oktav.

Mit einer Biographie von STEFAN HOCK und einem Porträt des Dichters in Stahlstich.

Gebunden in Leinwand 10 M., in Halbfranz 12.50 M.

G. GROTE'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG IN BERLIN
(22997)g

Antiquarisches Verzeichnis No. 289.
Kriegsgeschichte und Kriegswissenschaft. Napoleon — Deutsche Einheitsbewegung 1813—71.
Schlachten- und Uniformbilder.
Zusendung gratis und franko von
Ernst Carlebach in Heidelberg.

Wir bitten höflichst bei Bestellun en au die in der „Beilage" b sproc enen Bücher etc. sich gefl. hierauf b zie..en zu wollen.
Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Samstag, 9. Februar. Nummer 34.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Von Algier nach Mekka. Von Professor Dr. Robert Reidhardt (Amberg).

Antonio Rosmini. Von Dr. Suso (München).

Bücher und Zeitschriften.

Hans Meyer: Die Brüder Contessa. — W. Heydenreich: Das moderne Feldgeschütz. — Albert Haberstumpf: Gesetz betr. das Nachlaßwesen. — Hubert Jansen: Rechtschreibung der naturwissenschaftlichen und technischen Fremdwörter.

Allgemeine Rundschau.

Die Stadtbibliothek von Weißenburg i. B. — Verein Deutscher Maschinen-Ingenieure.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Von Algier nach Mekka.

Von Robert Reidhardt (Amberg).

Die Handlungen, zu denen die mohammedanische Religion ihre Anhänger verpflichtet, teilen sich je nach dem Grade ihrer Verbindlichkeit in fünf Klassen: 1. unbedingt gebotene, 2. notwendige, 3. gebräuchliche, 4. wünschenswerte und 5. gleichgültige. Zur ersten Klasse dieser Pflichten, den „unbedingt gebotenen“, gehört außer dem Verrichten der fünf täglichen Gottesdienste (in der Morgendämmerung, mittags, nachmittags, in der Abenddämmerung und nachts), dem Halten des Fastens und Geben des Almosens, auch die Ausführung der Wallfahrt nach Mekka; der Hadsch und der mohammedanische Katechismus gibt auf die Frage: Was geschieht dem, der das unbedingt Gebotene unterläßt, d. h. nicht tut? die Antwort: Wer das „unbedingt Gebotene“ unterläßt, d. h. nicht tut, der verwirkt die Höllenstrafe. Allerdings finden wir in der Stelle des Katechismus, an der die religiösen Vorschriften des Islam zusammengestellt sind, bei der Forderung des Hadsch den Zusatz „für diejenigen, die dazu imstande sind“. Aber eingeschärft wird dem jungen Moslem diese Pilgerfahrt als heilige Pflicht von Kindesbeinen an, und das dadurch geweckte Verlangen nach Mekka wächst mit ihm heran und wird mit den fortschreitenden Jahren zu einer immer brennenderen Begierde, um, wenn die Jahre zur Neige gehen, ehe sie gestillt, als wilde, uns schwer vorstellbare Sehnsucht sein ganzes Sinnen und Trachten zu beherrschen. Kein Wunder daher, daß sich gerade alte und kränkliche Leute zu diesen Wallfahrten herandrängen, aber auch ebenso erklärlich, daß die Karawanenstraßen von und nach den heiligen Kultstätten des Islam Hunderte von entkräfteten Pilgern niedersinken sehen und Hunderte, die auf Schiffen Arabiens Küste zusteuern, auf der Hin- oder Rückreise im kühlen Reiche Neptuns ihr Grab finden. Auf zwanzig vom Hundert berechnet man den Abgang an Menschenleben unter den jährlich Mekka aufsuchenden Pilgern.

Es ist der arabische Monat Dsû'l hedsche, der ungefähr der Zeit von Mitte Januar bis Mitte Februar unseres Kalenders entspricht, in dem in der ganzen mohammedanischen Welt eine gewaltige Bewegung entsteht. Aus allen Teilen der Erde, wo Mohammedaner in größeren Verbänden leben, aus dem fernen China und Indien und von den Sundainseln, aus dem innersten Afrika um den Ufern des Tsad, wie den entlegensten Oasen der Sahara und Marokkos, aus den Steppen Rußlands und von den Ufern der Donau und Seine setzen sich um diese Zeit Tausende und Hunderttausende von Beinen in Bewegung — alle mit dem einen Ziel: Mekka, die Stadt des Propheten, die „Mutter der Städte“.

Schreiber dieser Zeilen hatte im Januar 1906 Gelegenheit, einen, wenn auch nur kleinen Teil dieses Menschenstromes an sich vorbeifluten zu sehen; es waren die Mekka-Pilger, die sich im Hafen von Algier sammelten, um von hier aus zu Schiff nach Dschedda, der Hafenstadt von Mekka, befördert zu werden. Eindrücke nun aus diesen Januartagen, die teils Selbstgeschautes, teils die Lektüre der algerischen Tagespresse von diesem Ereignis in ihm hinterlassen, sollen hier einem weiteren Leserkreis zugänglich gemacht und es soll nach einer kurzen Darlegung der Stellung der französischen Regierung zu diesen Pilgerzügen erzählt werden von den Teilnehmern aus Algerien an dem Pilgerzug des Jahres 1906, ihrem Eintreffen, Gehaben und Gebaren in Algier, und ihrem Aufbruch von dort an Bord des Dampfers Savoie. Daran wird sich eine Schilderung von dem Verlaufe der Pilgerfahrt im Jahre 1905 reihen, die einem Aufsatz von Boiscourt-Laisné in der Dépêche Coloniale Illustrée mit Erlaubnis der Redaktion dieser Zeitschrift entnommen ist und umsomehr aktuelles Interesse haben dürfte, als Boiscourt-Laisné für seine Darlegungen der amtliche Bericht des offiziellen Reisekommissärs der damaligen Pilgerfahrt zur Verfügung stand.

Was nun den Standpunkt anbelangt, den die französische Regierung den Mekka-Pilgern gegenüber einnimmt, so kann man nicht behaupten, daß diese Art der Religionsbetätigung ihrer mohammedanischen Untertanen den Franzosen eine große Freude macht. Französische Schiffsoffiziere, die schon wiederholt Pilgerschiffe begleiteten, machen jedes Jahr die Wahrnehmung, daß selbst solche, die zu Hause als franzosenfreundlich bekannt sind, und sich durch ihre Ergebenheit und Sympathie für die französische Herrschaft bemerkbar machen, wie umgewechselt sind, sowie die Küste ihren Blicken entschwunden ist; auch solche geben von diesem Augenblick an bei jeder Gelegenheit unverhohlen ihre Abneigung gegen den „Rumi“ zu erkennen. Zwei hierfür bezeichnende Tatsachen habe ich mir aus der Dépêche Algérienne notiert. Eingeborene Beamte, die sich von der französischen Regierung voll Dankbarkeit mit

dem Kreuze der Ehrenlegion dekorieren ließen und dasselbe in ihrer Heimat und noch im Hafen von Algier mit Stolz zur Schau tragen, lassen diese Dekoration verschwinden, sowie das Schiff die hohe See gewonnen, um sie erst wieder hervorzuholen, wenn die Pilgerfahrt mit der Landung an der nordafrikanischen Küste ihr Ende gefunden hat. Ferner wird aus dem Jahre 1905 folgendes Vorkommnis erzählt, das gerade nicht tragisch genommen zu werden braucht, aber doch sehr geeignet ist, die Stimmung und den Gemütszustand zu beleuchten, in dem sich die Pilger während ihres Aufenthalts in den Wiegestätten des Islam befinden. Ein mohammedanischer Geistlicher aus Algerien, wird erzählt, trat mit seinen Pilgern an das Grab des Propheten und sprach langsam, mit erhobener und deutlich vernehmbarer Stimme folgendes Gebet: „Wir bitten Allah, daß unsere muselmännischen Brüder in Algerien den französischen Einfluß bekämpfen und abschütteln und ihre Glaubensgenossen im Islam und unter der Souveränität unseres Groß-Scherifs und des Sultans erhalten." Und die algerischen Pilger antworteten im Chor „Amien!". — Der langedauernde, enge und ausschließliche Verkehr mit den fanatischen Religionsgenossen, die aufregenden Religionsgebräuche und Religionsübungen, denen die Teilnehmer schon auf dem Wege nach dem Prophetenlande, und besonders während ihres Aufenthalts dortselbst die ganze Zeit sich zu unterwerfen haben, und der dadurch bis zum religiösen Paroxysmus gesteigerte Religionsdünkel muß eben dem ohnehin im Blute der Islamanhänger steckenden Fanatismus und Christenhasse neue Nahrung geben. Freilich gibt es auch Franzosen, die in diesem Punkte anderer Ansicht sind, und G. Valbert schreibt sogar in der Revue des deux mondes vom Jahre 1888: „Der Hadschi ist toleranter als diejenigen seiner Glaubensgenossen, die zu Hause geblieben sind und noch nie den Schwarzen Stein geküßt haben: er hat Dampfschiffe, Lokomotiven, hat Alexandria, Tunis, Algier gesehen, Städte, die durch die Christen verschönert und umgestaltet wurden, und hat so manche seiner Vorurteile auf dem Wege gelassen. Die Reisen erschließen die Geister, die Pilgerfahrt erweitert die engen Herzen." Aber dieser Ansicht wird man doch nur beipflichten, soweit die gebildeteren und empfänglicheren Elemente in Betracht kommen; für die große Masse der Ungebildeten aber — und das sind weitaus die meisten, die sich wie eine Herde von Hammeln ein- und ausparkieren lassen, man muß dies selbst gesehen haben — werden sich diese Vorteile nicht erwarten lassen. Diese stehen den Errungenschaften der Zivilisation mit völliger Verständnislosigkeit gegenüber; ja wenn sie in ihrer Apathie überhaupt etwas beobachten, dann wird ihnen der unüberbrückbare Gegensatz zwischen Zivilisation und Koranglauben, der ihnen von ihren Marabouts und Mokkadams sowieso unablässig gepredigt wird, erst recht zum Bewußtsein kommen, und das Resultat wird sein, wie oben gesagt, gesteigerter Fanatismus und vermehrter Christenhaß.

Noch andere Gründe erklären die Abneigung der französischen Regierung gegen diese Pilgerzüge. Krankheiten und Epidemien werden trotz der strengsten Quarantäne und sanitären Maßregeln ins Land geschleppt, viele entziehen sich auch all diesen Maßregeln, indem sie geheim en contrebande die Wallfahrt ausführen; die Leute kommen in einem erbarmungswürdigen physischen und moralischen Zustande zurück, und besonders leidet darunter der Nationalwohlstand der Eingeborenen, mit dem es ohnehin schlecht genug bestellt ist. Jeder Pilger, der sich an der Wallfahrt beteiligen will, muß der Verwaltungsbehörde seiner Heimat 1000 Franken bar vorweisen können. Wenn wir nun die Zahl der Teilnehmer aus Algerien durchschnittlich auf 1000 ansetzen, eine Zahl, die wohl auch heuer, wo die Beteiligung schwach war, nahezu erreicht wurde, in anderen Jahren aber weit überschritten wird — im Jahre 1905 sollen aus dem Hafen in Algier allein ca. 900 ausgelaufen sein —, so kommen wir mindestens auf eine Million Franken, die jedes Jahr aus dem Lande getragen wird, und zwar zum großen Teil von den Aermsten der Armen, die, ihre Angehörigen in der bittersten Not zurücklassend, die Ersparnisse eines langen, mühevollen und an Entbehrungen reichen Lebens in ihren schmutzigen Burnus stecken, an dem kaum mehr ein guter Fetzen ist, um sie im Verlauf weniger Wochen Ausbeutern schlimmster Sorte, die schon in den Hafenstädten Algeriens, dann überall, wo sie ihren Fuß ans Festland setzen, besonders in Dschedda, Yambo und an den Wallfahrtsstätten selbst, wie Raubvögel auf sie lauern, bis auf den letzten Sous hinzuwerfen.

Wir können so begreifen, daß bei den unleugbaren Schäden, die diese Pilgerfahrten für die Kolonie haben, die französische Regierung dieselben mit sehr scheelen Blicken ansieht und ihnen lieber heute als morgen ein Ende machen möchte. Aber mit Polizei- und Verwaltungsmaßregeln läßt sich dies nicht erreichen. Das mußte sie in den Jahren 1902—1905 erfahren, in denen es keine „pèlerinage officiel" gab und den Mekka-Pilgern, wie es scheint, sogar das Auslaufen aus den Häfen des französischen Nordafrika verboten war. Einen merklichen Abbruch tat dieses Vorgehen der Bewegung nicht, nur Erbitterung erregte es unter der mohammedanischen Bevölkerung des Landes. Die Pilger wendeten sich nach dem Süden, um von dort aus über Tripolis und Aegypten das Meer zu gewinnen. Hunderte gingen durch Hunger, Durst und Erschöpfung schon auf afrikanischem Boden zugrunde, das Geld für die Weiterbeförderung an die arabische Küste steckten italienische und englische Schiffsgesellschaften ein, und Epidemien gab es erst recht, da wie der Aufbruch zur Wallfahrt, so auch die Rückkehr möglichst geheim geschah und so eine sanitäre Kontrolle nicht möglich war.

Eine wirkliche Eindämmung dieser Bewegung ist nur zu erwarten von der allmählichen Aufklärung des Volkes, wozu besonders die eingeborenen Verwaltungs- und Gerichtsbeamten, die Scheiks und Kadis viel beitragen könnten. Aber dazu braucht es Zeit, sehr viel Zeit, namentlich bei der intensiven Gegenarbeit der Konfrerien und Marabouts. Ein Zurückgehen der Teilnehmerzahl aus Algerien konnte zwar schon namentlich heuer festgestellt werden, und zwar werden als Gründe hierfür die schlechte Ernte des Jahres 1905 in Verbindung mit dem strikten Bestehen der Verwaltungsbehörden auf dem Nachweis von 1000 Francs Reisegeld angegeben. Bis es aber so weit ist, wie die Dépêche Algérienne schon heuer triumphierend verkündigen zu können glaubte: Le pèlerinage se meurt, faute de pèlerins! wird es noch lange, sehr lange dauern; denn auch in Algerien wird es trotz aller Aufklärungsarbeit noch geraume Zeit Mohammedaner geben, die den Gedanken nicht fassen können, sterben zu müssen, ohne den Schwarzen Stein geküßt und von der Quelle Ziemziem getrunken zu haben. Bis dahin aber wird die französische Regierung gut tun, wie sie es seit 1905 wieder begonnen hat, die Pilgerzüge zu organisieren und unter amtlicher Leitung und Kontrolle an ihr Ziel und wieder zurück zu befördern.

Für das Jahr 1906 hatte die Regierung zur Beförderung der Wallfahrtslustigen unter ihren mohammedanischen Untertanen Algeriens mit zwei Marseiller Schiffsgesellschaften Verträge abgeschlossen. Die Savoie der Compagnie des Transports Maritimes war bestimmt zur Aufnahme der Pilger aus dem Departement Algier und seinem Hinterlande und sollte zu diesem Zweck von Algier auslaufen und außerdem in Bougie anlegen, die America

aber der Compagnie Cyprien Fabre im Hafen von Oran die Pilger dieses Departements sowie durch Landung in Philippeville und Bonn die des Departements Constantine sammeln.

In Algier selbst erscheinen als erste Vorboten der beginnenden Pilgerzeit im Laufe des Dezembers namentlich an den Häusermauern des Kasbah-Viertels, jenes alten, echten Algier mit seinem Schmutz und seinem Elend und doch so voll von Poesie, grüne Plakate in arabischer Sprache von einem auf den Wellen sich schaukelnden Dampfer gekrönt, auf denen die Schiffsgesellschaft die Reisebedingungen und Reisekosten, die Zeit der Abfahrt usw. ankündigt.

Die Savoie hatte den 13. Januar als Tag der Abfahrt angesetzt. Mit dem Nahen dieses Termins — aber auch schon viel früher, denn was bedeutet einem Moslim die Zeit! — treffen allmählich die Pilger in Algier ein. Eine Tuareg-Familie hatte sich schon im Dezember eingefunden. Aus noch weiterer Entfernung kamen Neger aus Senegambien und Französisch-Sudan. Das Hauptkontingent aber stellten natürlich Bewohner der weiteren und näheren Umgebung Algiers: Mauren aus den Städten und Dörfern der Metidscha-Ebene in farbenfrohen Gewändern, Araber und Kabylen; jene herbeigeeilt aus ihren Zeltlagern und Reiserhütten (Gurbis) der Wüste und der Hochplateaus, diese von den Höhen und Schluchten des Atlasgebirges; erstere schlank und hoch gewachsen, finster blickende Menschen mit tiefgebräunten Gesichtern und dunkelschwarzem Haar- und Bartwuchs, letztere auch von stattlichem Wuchs, aber lichterer Gesichts- und Haarfarbe, rollt ja so mancher Tropfen Vandalenblut in ihren Adern, die hageren Körper von schwerer Arbeit gebeugt, in ihrem Auftreten nicht so stolz und selbstbewußt wie ihre arabischen Brüder, mit denen sie ja freilich nichts als die Religion gemeinsam haben, sondern verschüchtert die ihnen fremde Umgebung musternd, auch vernachlässigt in erdfarbene Mäntel gehüllt, während die der Araber sich meist in tadellosem Weiß repräsentieren. Viele dieser Leute sind von Freunden, Bekannten und Verwandten, Männern, Weibern und Kindern begleitet, die da glauben, etwas von Allahs Gnaden, die den Mekka-Pilger erwarten, auf sich abstrahlen zu sehen, wenn sie bis zum letzten Augenblick bei ihm ausharren.

Nach Osten gewendet „wie der betende Moslem", breitet Alger la Blanche in Form eines ausgespannten Fächers, dessen Griff die hochthronende Kasbah, die alte Burg der Deys von Algier, bildet, seine weißschimmernde Häusermasse zwischen lachenden Villengärten aus, „eine bleichende Sternkoralle auf grünem Algenteppich", und senkt sich hinab zu dem herrlichen halbmondförmigen Golf, dessen Spitzen gebildet werden von dem Bu-Zarea, der höchsten Erhebung der Sahel-Berge, mit der weit ins Meer hinaus grüßenden „Schifferkirche" Notre-Dame d'Afrique im Westen und Kap Matifou im Osten. Zu Füßen der Stadt liegt der Hafen mit seinen breiten, den ganzen Tag belebten Kais, und von letzteren aus haben die Franzosen in den Jahren 1860—1866 eine großartige Terrasse, in der Warenlager, Geschäftsbureaus, Verkaufs- und Wohnräume eingebaut sind, in der Länge von zwei Kilometer aus mächtigen Quadern erbaut, die sich an der Stelle direkt über dem Landungsplatz der Personendampfer bis zu 25 Meter erhebt. Dieser grandiose Unterbau wird von der glänzendsten Straße Algiers, dem Boulevard de la République, gekrönt, zu dem von den Kais aus in Windungen Fahrstraßen und Freitreppen emporführen und den die Place de la République mit der Place du Gouvernement verbindet.

Diese Hafengegend ist es, wo sich die Pilger in den letzten Tagen vor der Abfahrt allmählich zusammenfinden und in das ohnehin schon bunt belebte orientalische Straßenbild neue malerische und unmalerische Züge bringen. In Gruppen hocken die einen auf der Place du Gouvernement beisammen, halb versteckt hinter ihren zu Bergen aufgehäuften Reisebündeln, so daß man sich aus der modernen Großstadt plötzlich in eine der Oasenstädte der Sahara wie Biskra, Laghuat oder Tuggurt versetzt glauben könnte, andere lehnen an den Rampen des Boulevards oder machen es sich im Schatten derselben bequem. Manche sieht man hier stehen, unbeweglichen Statuen gleich, ihre Blicke gerichtet nach dem Hafen. Wenn man aber in ihren geistesverlorenen Gesichtern zu lesen versucht, scheinen sie nichts zu sehen und nichts zu hören von dem ununterbrochenen Hin und Her zu ihren Füßen, von den ein- und ausfahrenden Schiffen, den Kähnen, die Frachten hin- und herschleppen, dem Knirschen und Rasseln der Krahnen und Ketten, den nervenmarternden Signalen der Dampfpfeifen; sie scheinen nur einen Dampfer im Hafen zu sehen, ihren Dampfer, der sie in kurzem ihrem ersehnten Ziele, wo sie im Geiste wohl schon weilen, zuführen wird. Und so stehen oder lehnen oder kauern manche stunden-, ja halbe Tage lang hier, ohne sich von der Stelle zu rühren, mit einer vis inertiae, wie sie in dieser Ausdauer nur der Moslem kennt, und wenn die Nacht einbricht, lassen sie sich an der gleichen Stelle nieder, um auf hartem Pflaster, nur in ihre Burnusse gehüllt, dem kommenden Tag entgegen zu träumen.

Von Zeit zu Zeit zirkulieren zwischen den einzelnen Gruppen Händler mit Platten dampfender Mokkatassen, mit Schüsseln, gefüllt mit gerösteten Fischen oder Kuskus, dem Nationalgericht des Nordafrikaners, oder Körben mit Backwaren.

Ab und zu sondert sich eine Gruppe ab und wandert lebhaft gestikulierend und disputierend dem nahen Hotel de Ville zu, unter dessen Arkaden die Bureaus der Compagnie des Transports Maritimes sich befinden. Wir meinen, sie würden hingehen, um sich ihre Fahrscheine zu lösen. Dies ist sicher auch ihre Absicht; aber wenn zwanzig in die Bureaus eintreten, kommt höchstens einer mit einem gelösten Fahrschein zurück, die übrigen ohne einen solchen, aus dem einfachen Grunde, weil — — an der Kasse immer noch der gleiche Preis verlangt wird, der ihnen durch die grünen Plakate längst bekannt ist. Sie hoffen — denn wann hofft der Araber nicht mehr! — mit einem Eigensinn, der durch nichts zu brechen und Vorstellungen völlig unzugänglich ist, auf eine schließliche Reduktion des Fahrpreises, vielleicht auf die Hälfte und, wenn Allah will, auf noch weniger. Es ist das Mißtrauen, der Argwohn gegen alles Europäische, der tief in ihrer Natur wurzelt und allerdings durch ihre Landsleute in Algier, die sich in ihr Vertrauen, das sie sich freilich teuer bezahlen ließen, einzuschleichen wußten, noch genährt wird. Schon drei- und viermal haben sie an der Kasse gefeilscht und gemarktet und kehren dann immer wieder an ihren einmal gewählten Standort zurück und — — hoffen weiter.

Dieses Zaudern und Zögern der begriffsstutzigen Passagiere ist auch die Ursache, daß sich die Savoie nur langsam füllt und ihre Abfahrt immer wieder hinausschieben muß: als Termin hierzu war ursprünglich, wie schon gesagt, Samstag, der 13. Januar, festgesetzt, aber erst Montag, den 15. Januar, abends 9 Uhr, konnte sie die Anker lichten.

Der Savoie, die schon längst in voller Flaggengala, die grüne Fahne des Propheten am Hauptmast, im Hafen liegt, wollen wir nun einen kurzen Besuch abstatten. Das Schiff war eben von einer amtlichen Kommission auf seinen sanitären Zustand hin inspiziert worden, und dieselbe hatte sich von den getroffenen Anordnungen, namentlich auch den den Pilgern zugewiesenen Räumlichkeiten, für völlig befrie-

digt erklärt. In der Tat bot dasselbe auch einen freundlichen Anblick; es war von innen und außen gründlich gesäubert und renoviert worden. Im Vorderteil des Schiffes werden uns, getrennt von den Kabinen, zwei saubere und geräumige Krankenstuben gezeigt. An den Schiffswänden hängen 1500 Rettungsgürtel. Auf dem Verdeck interessieren uns mit Sand gefüllte Blechuntersätze, und es wird uns erklärt, daß hier Kochöfen aufgestellt werden. Bis Dschedda nämlich haben die Pilger für ihre Küche selbst zu sorgen, auf der Rückreise übernimmt dann die Schiffsgesellschaft ihre Verköstigung. Die Vorratskammern sind zu diesem Zwecke bereits in Algier reich bestellt worden mit geschrotenem Gerstenmehl, dem Hauptbestandteil des unentbehrlichen Kuskus, mit Butter, Oel aus der Kabylie, Datteln, Feigen usw. Ein paar alte Negerweiber sind auch bereits mit den Vorbereitungen fürs Abendmahl beschäftigt. Denn eine größere Anzahl von Pilgern hat sich bereits auf dem Schiffe häuslich eingerichtet: es sind die wohlhabenderen, die der Stand ihres Portemonnaies des Feilschens und Marktens um den Fahrpreis enthebt. Sie haben um sich wahre Festungen von Koffern, Kochtöpfen, Säcken mit Gerstenmehl, Wäschebündeln, Ziegen- und Schafsfellen, Teppichen usw. aufgehäuft. Zwischen diesen Bergen von Gepäck kauernd, rauchen sie, trinken Mokka, lassen die Perlen ihrer Rosenkränze durch die Finger gleiten oder murmeln Koranverse. Einige haben auch ihre Frauen bei sich — freilich nicht zum ehelichen Verkehr, denn das würde die ganze Wallfahrt ungültig machen — im ganzen aber stieg die Zahl derselben nur auf gut ein Dutzend. Besonders Frauen, die guter Hoffnung sind, begleiten ihre Männer nach Mekka; denn der junge Weltbürger, der von einer solchen Frau, wenn auch erst später, nach der Rückkehr in die Heimat, zur Welt kommt, erhält den Ehrentitel Hadschi, ohne daß er sich später nochmal eigens darum zu bemühen braucht.

Am 15. Januar mittags hatten erst ungefähr 200 Pilger ihre Fahrscheine gelöst, doch wurde dieser Tag als unabänderlich für die Abfahrt bestimmt den Säumenden bekannt gegeben. Um 1 Uhr nachmittags traf auch der Polizeikommissär des ersten Arrondissements, zu dem der Hafen gehört, ein und installierte sich an Bord der Savoie, um die Kontrolle der Pässe und Identitätsnachweise vorzunehmen. Ein ansehnliches Kontingent von Polizisten war auch aufgeboten zur Aufrechterhaltung der Ordnung im allgemeinen, zur Verhütung von Unterschleifen und namentlich auch um die Verbindungsbrücke zwischen dem Anlageplatz und dem Dampfer für die einsteigenden Pilger freizuhalten; denn eine ungeheuere Menge von Eingeborenen hatte sich inzwischen an Kais angesammelt und wuchs von Minute zur Minute noch an. Aber alle diese Vorbereitungen und Ankündigungen erreichten bei der großen Masse ihren gewollten Zweck noch immer nicht. Größere Gruppen sah man nun zwar mit ihren Billetten von dem Bureau der Compagnie des Tranports Maritimes zurückkommen und ihre Standplätze am Boulevard de la République und am Gouvernementsplatz verlassen, nur aber, um sich jetzt mit ihrem Gepäck an den Hafengebäuden dieser Schiffsgesellschaft niederzulassen. Zu der dem Orientalen angeborenen Unbekümmertheit, ihrer fatalistischen Gleichgültigkeit, namentlich europäischen Dingen gegenüber, kamen jetzt noch die Angst vor dem Schiff, dem Meer, das Bangen vor dem Unbekannten, das diese Söhne der Wüste und der Berge es immer noch verschieben ließ, den letzten Schritt zu tun, um sich dem Unbekannten anzuvertrauen. Man sah es ihnen an, wie sie sich schließlich truppweise aufmachten, sich auf der Verbindungsbrücke, aber auch an Bord, wo sie sich doch hätten ausbreiten können, möglichst eng zusammendrängten, stießen, quetschten; man mußte unwillkürlich an eine Schafherde denken, ein Eindruck, den die weißen, grauen und erdfarbenen Gewänder noch zwingender machten.

Inzwischen waren auch die beiden amtlichen Reisekommissäre an Bord gestiegen, ein weltlicher, als welcher der Administrator der Gemeinde l'Hillil bei Oran fungierte, und ein geistlicher, in der Person des Kadi von Teniet el-Haad, namens Si Ferhat el Hadj Moulaï Habba. Der Präfekt von Algier mit seinem Generalsekretär fuhr an und begab sich aufs Schiff, um, höflich wie die Franzosen nun einmal sind, die „Grands Chefs", die die Pilgerfahrt mitmachten, nochmals um sich zu versammeln und ihnen die Wünsche der Regierung für eine glückliche Reise und Wiederkehr mit auf den Weg zu geben.

So war es vier Uhr nachmittags geworden. Die Savoie fing nun aus allen Pfeifen, die ihr zu Gebote standen, geradezu ohrenzerreißende Signale zu geben an, und zugleich wurde den immer noch zögernden Passagieren in bestimmtester Weise bekannt gegeben, daß das Schiff unwiderruflich um sechs Uhr den Hafen verlassen werde. Nun kam aber doch allmählich Leben in die Masse, selbst der mit dem dicksten Fatalismus Gepanzerte sah jetzt doch ein, daß er sich mit seinem „ma halèsch" („macht nichts") täuschen könnte. Aber bis alle glücklich auf dem Schiffe untergebracht waren, gab es noch viele Hindernisse zu überwinden; um sechs Uhr war dies noch lange nicht der Fall.

Da kommt ein Alter am Schiffseingang an mit einer ganzen Batterie von Küchengeräten, die für ein halbes Zeltdorf ausgereicht hätten, die Arme und Hände voll, den Rücken schwer beladen. Der Polizeikommissär verlangt ihm seinen Paß ab. Den hat er; er beschwört es bei Allah. Aber die Polizei will ihn sehen und ihr Votum darauf drücken. Der arme Tropf möchte der Polizei auch gern den Willen tun. Aber dies ist leichter gewollt als getan: er hat das kostbare Dokument, das für ihn ja einen Freibrief fürs Paradies bedeutet, um es ja nicht zu verlieren, in die tiefste und verborgenste Tasche der Falte seines komplizierten Gewandes versenkt. Da soll er es nun hervorholen, denn die unerbittliche Polizei besteht darauf, obwohl er kein Glied an seinem ganzen Körper momentan frei hat, das er zu dieser Operation brauchen könnte. Nun muß er abladen; das Dokument samt Billett kommt zum Vorschein. Aber wie er wieder aufladen will, sind seine Gepäckstücke von der nachdrängenden Menge dahin und dorthin geschleudert worden, die er nun mühsam wieder zusammenklauben muß. Da fehlt das eine oder das andere Stück, das für ihn ein unersetzlicher Verlust zu sein scheint, nach seinem Schreien und Lamentieren zu urteilen. Solche und ähnliche Szenen wiederholen sich dutzendmal und führen zu widerlichen Zänkereien und Balgereien, bis die Polizei wieder Ruhe stiftet. Dieselbe darf überhaupt alle Augen offen halten, wenn ihr, wie es im Studentenliede heißt, „nichts verborgen bleiben" soll. Einem jungen Araber war es schon gelungen, an den Ketten des Vorderteils bis an Bord emporzuklettern, als ihn noch im letzten Augenblick ein Polizist an Bord bemerkt. Nun beginnt eine Jagd nach dem armen Teufel, bis man ihn nach langem Suchen endlich tief unten in den Kohlenkammern zusammengekauert aufstöbert und, mit Handschellen gefesselt, wieder ans Land befördert, schwarz zwar über und über, aber mit dem Schwarzfahren war es nichts. Andere packen es feiner an. Da stellt sich einer mit einem Bündel für den Onkel ein, ein anderer mit einem Paket für seinen Bruder: sie rechnen, auf diese Weise die Schiffsrampe passieren zu dürfen, und einmal auf dem Schiffe, hoffen sie, leicht unter der Menge verschwinden und die Fahrt, ohne einen Sous auszugeben, mitmachen zu können. Freilich gelingen solche Triks nicht oder nicht mehr — in früheren Jahren schon —; denn der

Franzose kennt jetzt seine Araber zu gut. Aber heftige Auftritte setzt es ab, bis sich ein solcher abweisen läßt, und nicht selten muß sich die Polizei ins Mittel legen. Auch an den Kais gibt es für die Polizei bis zum letzten Augenblick zu tun. Gar mancher kann sich hier von einem dienstgefälligen Landsmann, der ihm sein Gepäck zum Hafen nachtrug, nicht losmachen. Zehn bare Franken soll er für diesen Liebesdienst, den er überdies gar nicht verlangt hat, berappen! Die angerufene Polizei schätzt den erwiesenen Dienst freilich etwas geringer ein, aber der Pilger hat einstweilen einen Vorgeschmack von den Ausbeutungen, die seiner noch warten.

Doch wie alles in der Welt, so nimmt auch die Einbarkierung eines Pilgerschiffes einmal ein Ende: um 9 Uhr nachts konnte endlich — post tot discrimina rerum — die Savoie die Anker lichten und mit 498 Pilgern an Bord ihre Fahrt antreten. Bei den ersten Drehungen, die die Schraube machte, erschütterte das tausendstimmige lā ilāha illallāh die Luft, und wa Muhammadun rasūlullāhi widerhallte es in tausendstimmigem Chor — es gibt keinen Gott außer Allah und Mohammed ist sein Gesandter — zurückgeworfen von den mächtigen, hohen Häusern der angrenzenden Straßen und Plätze. Dieses Glaubensbekenntnis, das zu jeder Stunde des Tages und der Nacht von 180 Millionen Lippen zum Himmel steigt, ist der letzte Gruß, den die Zurückgebliebenen ihren glücklicheren Brüdern nachsenden, — und die Lichter der Savoie verschwinden allmählich gegen Osten hinter dem Berg Matifou.

(Schluß folgt.)

Antonio Rosmini.

In der modernen Geschichte gibt es neben dem gewaltigen Zusammenschluß der deutschen Staaten und Stämme zum einigen Deutschland kein erhebenderes Schauspiel, als den Kampf des italienischen Volkes um seine Einheit. Hier wie dort war sie die Sehnsucht von Jahrhunderten, wenn auch die Hindernisse, die ihr im Wege standen, in beiden Ländern verschieden waren. Italien sollte es nie vergessen, daß alle Einheitsträume seines Herzens an der rauhen Wirklichkeit gescheitert wären, hätte nicht Deutschland durch die blutige Auseinandersetzung von 1866 und durch den Kampf von 1870 die harte Faust unschädlich gemacht, die stets den Nacken des schönen Landes niedergedrückt hielt. Das war der Morgengruß des deutschen Volkes zum Einheitsrufe des jungen Italiens.

Es bleibt ein ehrwürdiger und rührender Zug in der Geschichte des modernen Italiens, unter denjenigen, die am ehrlichsten und sehnsüchtigsten nach der Italia una ed indipendente ausschauten, die herrliche Gestalt des katholischen Priesters Antonio Rosmini zu sehen. Die Zeiten sind vorüber, in denen eine gewisse Geschichtschreibung es versuchen konnte, die italienische Einheitsbewegung als das Machwerk geheimer Gesellschaften zu brandmarken und den Sturz der irdischen Machtherrschaft des Papsttums als die höllische Frucht des Hasses gegen Religion und Glaube darzustellen. Fürwahr, wenn eine so reine und ernste Stirne wie die Antonio Rosminis den italienischen Gesamtstaat schaffen half, dann muß die Einheit des Landes und Volkes doch mehr gewesen sein als das Werk phantastischer Schwärmer, verbrecherischer Umstürzler oder unreifer Dränger. In Wahrheit sind Vittorio Emmanuele, Garibaldi, Cavour nur diejenigen, welche den Bau des befreiten Italiens ausführten, zu dem der Geist der Nation seit Jahrhunderten den Plan entworfen hatte. Nicht ohne Grund hat das neunzehnte Jahrhundert in Italien eine Neubelebung des Dante-Studiums und Dante-Kultus gezeitigt, die zwar häufig zu bizarren Geburten erhitzter politischer Phantasie führte, aber den Beweis lieferte, daß das Volk ganz gut wußte, daß sein unsterblicher Dichter, der auf fremden Treppen auf- und niedersteigend das salzige Brot der Fremde aß, am allermeisten Friede und Einigkeit für sein geliebtes Italien ersehnt hatte. Wie eine erschütternde Gewissenserforschung mußten ihm seine Worte klingen:

„Ahi serva Italia di dolore ostello
Nave senza nocchiero in gran tempesta
Non donna di provincie, ma bordello."

„Wehe dir, Italien, Sklavin, Haus des Jammers,
Schiff ohne Steuermann in großem Sturme,
Nicht Herrin der Provinzen mehr, nein Metze!"

Klingt nicht derselbe Sehnsuchtsruf zwar nicht im Zornesschrei der Danteschen Feuerseele, sondern im milden Trauerton des guten Hirten bei Antonio Rosmini wieder, wenn er in seiner philosophischen Einführung plötzlich seine Nation anspricht: „Und du, mein armes Italien, weißt es nur allzu gut, daß du länger und grausamer als jedes andere Land die traurigen Folgen der Uneinigkeit verspürt hast, deren Opfer du gewesen. Fast möchte ich glauben, daß selbst der Geist des Bösen vor dir mehr sich fürchtet als vor jeder anderen Nation, da er dir in jeden Winkel die Fackel der Zwietracht wirft und sie dort in Flammen setzt, damit du uneinig und in Teile zerrissen schwach bleibest und in deiner Schwäche träg, und in deiner Trägheit nicht mehr den wahren Grund der Zwietracht zu finden vermögest. Mit deiner Schlaffheit, mit deinen oberflächlichen Studien, mit dem Hersagen von dem, was du in den Schulen anderer gelernt hast, konntest, du altes Kind, dir nie eine eigene Philosophie und Wissenschaft bilden, hast auch nie eine eigene nationale Ueberzeugung gehabt. Erhebe dich, und strebe zu einer geistigen Einheit, die dir, wofern du sie nur willst, niemand bestreiten kann, dann erst wird deine unselige Schönheit eine innere Kraft bekommen!" Solche Worte werden stets zu den edelsten und schönsten Aeußerungen vaterländischen Geistes gerechnet werden müssen. Antonio Rosmini war nicht der einzige Rufer zur Einheit. Alfieris flammende Gedichte, Giobertis romantische Träume, Balbos ernste Forderungen, d'Azeglios politische Schriftstellerei, sie alle zusammen warfen die „Speranze d'Italia" wie Saatkörner in alle Herzen und schufen eine Literatur, welche der Nährboden für die nationale Bewegung war. Daß keiner aus ihnen ungeachtet der ernstesten politischen Forderungen das religiöse Problem außer acht ließ, muß ihnen besonders angerechnet werden; ihr bleibender Ruhm wird es sein, daß sie in reinster religiöser Begeisterung dem Papsttum, als dem Vertreter und Hüter der religiösen Idee, zum Bewußtsein bringen wollten, daß — wie sich ein gründlicher und warmer Kenner des Risorgimento ausdrückt — seine bevorzugte Stellung sich nicht mehr durch physische Gewalt, sondern nur durch die Macht des Gedankens und die ehrliche Verständigung mit der modernen Bildung festhalten lasse. Antonio Rosmini genießt noch jetzt bei seinem Volke, insbesondere bei der Laienwelt, eine Verehrung und Liebe, die ihm in den Brennpunkten des neuen Italiens, in Mailand und in Rom öffentliche Denkmäler gesetzt hat. Neuerdings hat das liebliche Stresa, „das traute Nest" des Einsiedlers Rosmini, einen begeisterten Aufruf zur Errichtung eines Denkmals an den milden Ufern seines Sees ergehen lassen, um dem großen Philosophen und Pädagogen, dem milden, wohltätigen Priester, dem begeisterten Italiener eine neue Huldigung zu erweisen, nachdem schon ein halbes Jahrhundert zwischen seinem Tode und der neuen Zeit liegt.

Um so seltsamer und bedauerlicher ist aber die Tatsache, daß in Deutschland Leben und Tätigkeit Antonio Rosminis nicht so bekannt sind, wie es ihrer Bedeutung entsprechen würde. Rosmini ist der Schöpfer einer italienischen Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts, die heute an 21 Gymnasien Italiens gelehrt wird, und die an berühmten italienischen Universitäten ihre Vertreter und Verteidiger hat. Rosmini ist insbesondere einer der ersten im Auslande, die in tiefgehende Beziehungen

zur Kantschen Philosophie getreten sind. Erfreulich ist darum, daß soeben Adolf Dyroff[1]) dem deutschen Publikum in gedrängten Zügen Antonio Rosmini und sein Lebenswerk darzustellen versucht. Wohl hat Franz Xaver Kraus in einem glänzenden Essay die Seele Rosminis in ihren Träumen und Leiden gezeichnet. Seine Skizze überragt auch die neu erschienene durch die Meisterschaft, mit der der geistvolle Historiker den zeitgeschichtlichen und politischen Rahmen hergestellt, aus dem die Gestalt Rosminis sich abhebt. Noch unbestrittener ist die Wärme und Hingabe, mit der Kraus dem duldenden und verfolgten Priester auf dem Dornenpfade folgt und ihn selber sprechen läßt. Allein die Arbeit Dyroffs, mit ihren klaren, abgewogenen Urteilen, trägt dem Philosophen und Denker mehr Rechnung, als es Kraus getan und vermocht hat. Auch Dyroff kann sich nicht enthalten, auf die schnöde Verfolgungswut aufmerksam zu machen, mit der der Jesuitenorden das System und das Werk Rosminis verfolgt hat und auch heutigentags noch befehdet. Wenn Rosminis Philosophie, die eine Verbindung der scholastischen mit der modernen versuchte, in deutschen Landen keinen Einfluß haben konnte, so liegt dies fürwahr nicht, wie Dyroff will, am Vorherrschen gleichzeitiger und ähnlicher philosophischer Bestrebungen von Hermes, Baader, Günter und Deutinger, vielmehr wurde die Blüte unserer philosophischen und theologischen Romantik in derselben Weise wie das Rosminische System geknickt von einer Pseudoscholastik, deren Erben und Hort eben die Jesuiten sind. Ich fürchte, die Sammlung, die so günstig unter Martin Spahn inauguriert wird, wird bei ihrem Fortschreiten noch zur Genüge finden, daß die Kultur im Katholizismus des neunzehnten Jahrhunderts zu einem guten Teile unter Tränen ausgesät wurde.

München. Dr. Suso.

[1]) Adolf Dyroff: Rosmini. In der Sammlung Kultur und Katholizismus. Bd. II. Herausgeber: Martin Spahn. Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung Mainz und München.

Bücher und Zeitschriften.

Die Brüder Contessa. Ihr Leben und ihre Werke. Ein Beitrag zur Kenntnis der Unterhaltungsliteratur der klassischen Epoche. Von Dr. Hans Meyer. Berlin 1906, R. Schröder. Preis 4.50 M.

Der Verfasser glaubt in Vorwort und Nachwort entschuldigen zu müssen, daß er zwei vergessenen Unterhaltungsschriftstellern ein Buch von 240 Seiten gewidmet hat. Mit Unrecht. Es ist an sich interessant, in welchen Verbindungen solche Männer mit dem Publikum, mit gleichwertigen und größeren Zeitgenossen gestanden, und wie sie selber ihre schriftstellerische Tätigkeit aufgefaßt haben. Christian Jakob Contessa (1767 bis 1825) ist der Verfasser von sentimentalen Romanen, phantastischen Märchen, von historischen und Ritterdramen, von wenig eigenartiger Lyrik. Er ist wohl physiognomieloser als sein jüngerer Bruder, hat auch selbst bescheiden geäußert, daß er auf seine poetischen Produktionen wenig Wert lege. Meyer stellt ihn als Dilettanten dar, dem seine Tätigkeit als Kaufmann und Direktor der Zucker-Raffinerie in Hirschberg nicht allzuviel Zeit zu literarischer Durchbildung ließ. Literarischen Kreisen weit näher stand der jüngere Contessa, Karl Wilhelm (1777 bis 1825). Lustspiele von ihm sind in Weimar aufgeführt, sind von Tieck gelobt; er war ein Genosse E. T. A. Hoffmanns und ist von ihm in die Rahmenerzählung der Serapionsbrüder als Sylvester eingeführt. Er schrieb außer seinen Lustspielen phantastisch-historische Novellen und zeigt hier Berührungen mit Hoffmann. Meyer weist auf Anlehnungen Hauffs an Contessa hin. Die Lebensfreundschaft mit Heuwald beweist freilich, in welchen Kreisen auch der jüngere Contessa sich heimisch fühlte. Immerhin zeigt das Lebensbild einen nicht uninteressanten Menschen. Gelegentliche lyrische Aeußerungen wirken sympathisch, so wenn er in Todesahnung einem scheidenden jungen Freunde die Worte widmet:

Du gehst nach Mexiko, ich bald ins andre Land,
Nach dem wir alle zieh'n und es nicht kennen.
Wir wollen's Eldorado nennen! —
Zum Abschied reich' ich dir zum letztenmal die Hand.

Meyers belehrende Darstellung würde noch einheitlicher und widerspruchsloser wirken, wenn er sich ganz damit abgefunden hätte, nicht retten, sondern nur schildern zu wollen.

Berlin. K. Freye.

Das moderne Feldgeschütz. Von Oberstleutnant W. Heydenreich, Militärlehrer an der Militärtechnischen Akademie in Berlin. Zwei Bändchen. Mit 11 Abbildungen. (Sammlung Göschen.) G. J. Göschensche Verlagshandlung in Leipzig.

Im ersten Teil (164 Seiten) bringt der Verfasser in kurzen Sätzen die Entwicklung des Feldgeschützes seit Einführung des gezogenen Infanteriegewehres bis einschließlich der Erfindung des rauchlosen Pulvers, etwa 1850—1890. Im zweiten Teil (152 Seiten) die Entwicklung des heutigen Feldgeschützes auf Grund der Erfindung des rauchlosen Pulvers, etwa 1890 bis zur Gegenwart.

Aus der Literatur- und Quellenangabe ersehen wir, wie gründlich sich Oberstleutnant Heydenreich über die vorliegende Frage informierte, ehe er die sehr interessante Arbeit der Oeffentlichkeit übergab. Das Werkchen dürfte nicht bloß militärisch-technisches, sondern auch allgemeines Interesse erregen. Man ist heutzutage leicht geneigt, den Einfluß früher vorhandener Waffenüberlegenheit auf den Gang kriegsgeschichtlicher Ereignisse zu unterschätzen und alle Erfolge ausschließlich den beiden anderen Faktoren, „Führung und Geist der Truppe", zuzuschreiben. Es erscheint daher wohl dankenswert, in Erinnerung zu bringen, wie die Waffenüberlegenheit an vielen Erfolgen wesentlichen Anteil gehabt hat. Die Beziehungen zwischen den allgemeinen Fortschritten des Waffenwesens, der Technik und der Taktik werden in allgemeinverständlicher Weise behandelt und können die handlichen, leicht überall mitzunehmenden Büchlein zu aufmerksamem Studium nicht bloß dem jungen Offizier, sondern auch den Einjährig-Freiwilligen aller Waffen bestens empfohlen werden.

Auch das Publikum weiterer Kreise, welches heutzutage allen Fortschritten in der Waffentechnik ganz besondere Aufmerksamkeit zuwendet, wird beide Bändchen mit Befriedigung durchsehen und sehr viel Interessantes und Wissenswertes darin finden.

München. M. Bösmiller.

Gesetz betr. das Nachlaßwesen. Nebst der Nachlaßordnung und den einschlägigen Nebenbestimmungen. Herausgegeben von Dr. Albert Haberstumpf, zweite Auflage von Richard Barthelmeß. München 1906. C. H. Beck.

Die erste Auflage des Buches ist 1903 erschienen; die rasche Folge, in der sich die zweite ihr anschließt, ist allein schon ein Beweis dafür, daß es sich in den Kreisen, die mit der Besorgung des Nachlaßwesens in Bayern betraut sind, allenthalben Freunde gewonnen hat. Die fleißige und umsichtige Durcharbeitung des an manchen Stellen recht schwierigen Gegenstandes hat damit die verdiente Anerkennung gefunden. Auch die Neubearbeitung lag in guten Händen. Das Buch enthält außer dem Gesetz und den dazu erlassenen Ministerialbekanntmachungen auch das neue Reichs-Erbschaftssteuergesetz, das bayerische Erbschaftssteuergesetz, das zur Zeit noch manche Anwendung findet, und einen Auszug aus dem Gebührengesetz. Von den Notaren, die auf dem Gebiete des Nachlaßwesens ja ziemlich viel tätig sind, wird die Beifügung eines Auszugs aus der Geschäftsordnung für die Notariate und der Notariatsgebührenordnung angenehm empfunden werden.

München. Franz Riß.

* **Rechtschreibung der naturwissenschaftlichen und technischen Fremdwörter.** Herausgegeben vom Verein Deutscher Ingenieure, bearbeitet von Dr. Hubert Jansen; Verlag Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), Berlin-Schöneberg. 156 S., geh. 1.25 M, geb. 1.75 M.

Allgemein wird der Vorteil der einheitlichen Rechtschreibung gegenüber den früheren Zuständen dankbar anerkannt. Einer der schwierigsten Punkte auf diesem Gebiete war unstreitig die Regelung der Schreibung der Fremdwörter. Die „Amtlichen Wörterverzeichnisse" von 1903 umfassen jedoch nur die eingebürgerten Fremdwörter, während die Schreibung der wissenschaftlichen und technischen termini technici nach wie vor dem Ermessen der Autoren anheimgestellt ist. Dieser Uebelstand hat den Verein Deutscher Ingenieure veranlaßt, eine Rechtschreibungskonferenz einzuberufen, an der sich die wichtigsten wissenschaftlichen, technischen und literarischen Gesellschaften, Vereine, Zeitschriften usw. beteiligten; die staatlichen Behörden nahmen teils schriftlich, teils durch Entsendung von Vertretern daran lebhaften Anteil.

Die Entscheidungen des Arbeitsausschusses und die aufgestellten Regeln, sowie das zugehörige Wörterverzeichnis wur-

den von sämtlichen Mitgliedern der Konferenz einhellig genehmigt; wohl der beste Beweis für die Gediegenheit und Vortrefflichkeit des glücklich beendeten Werkes. Die erfolgreiche Lösung der gestellten Aufgabe berechtigt zu der Hoffnung, daß die nunmehr der Oeffentlichkeit übergebene Arbeit allgemeine Berücksichtigung finden und einen wichtigen Faktor in dem Streben nach Einheitlichkeit der Rechtschreibung bilden wird. — Die bedeutendsten wissenschaftlichen und technischen Zeitschriften haben die herbeigeführte Ordnung in der Rechtschreibung jetzt schon endgültig angenommen.

---

* **Zeitschriften-Literatur.** Annalen des Deutschen Reiches für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft. Rechts- und staatswissenschaftliche Zeitschrift und Materialiensammlung. Begründet von Georg Hirth und Max v. Seydel. Herausgegeben von K. Th. v. Eheberg und Anton Dyroff. München 1907, J. Schweitzer (Arthur Sellier). Die erste Nummer des 40. Jahrganges enthält folgende Artikel: O. Mayer, Studien zur Rheinschiffahrtsakte. — E. Hubrich, Beiträge zum preußischen Unterrichtsrecht. — F. Geigel, Kirchen- und Schulpolitik im Reichslande 1871—1906. — K. Th. v. Eheberg, Japans Geld- und Bankwesen. — W. Heißner, Die Gewinnbeteiligung der Arbeiter in Deutschland. — Hans Fehlinger: Ueber Lohnstatistik. — Neu eröffnet wurde mit diesem Jahrgang in den Annalen die Rubrik „Literaturbericht". Kurze Berichte und eine fortlaufende Uebersicht über die neuen zur Besprechung eingereichten Bücher werden hier über alle bemerkenswerten Neuigkeiten, insbesondere der staats- und verwaltungsrechtlichen sowie der volkswirtschaftlichen Literatur, ferner über alle wichtigeren Publikationen aus dem Zivil- und Strafrecht usw. unterrichten. Dafür kommt jedoch die bisherige Rubrik „Aus den Gesetzblättern" in Wegfall.

Mitteilungen des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz. Vom Vorstand des Vereins in loser Folge herausgegeben. In Köln hat sich Ende vorigen Jahres ein „Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz" gebildet, der den Zweck hat, den konservatorischen Bestrebungen in den weitesten Kreisen der Bevölkerung neue Freunde zu gewinnen. Auch im Rheinlande, wo das Verständnis für dergleichen im allgemeinen besser entwickelt ist als in vielen anderen Gegenden Preußens, ist es immer noch dringend nötig, weiter aufklärend zu wirken. Auch das Sammeln von Geldern für die Zwecke des Heimatschutzes bleibt ein stetes Erfordernis trotz der wahrhaft großartigen Freigebigkeit, mit der die Provinzialverwaltung sich an der Förderung dieser Kulturaufgabe beteiligt. Ueber das Zustandekommen sowie über die Aufgaben und Ziele des neuen Vereins wird künftig die vom Provinzialkonservator Professor Clemen geleitete Zeitschrift Aufschluß geben, von der soeben das erste Heft vorliegt. Es enthält außer den genannten Abschnitten noch einen inhaltvollen Vortrag über „Denkmalpflege auf dem Lande", den der Berliner Dezernent des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten, Geh. Rat O. Hoßfeld, auf dem letzten Denkmalpflegetag zu Braunschweig Ende September 1906 gehalten hat. Die Ausführungen sind für alle Gegenden Deutschlands von gleicher Bedeutung. Das Heft enthält ferner eine Anzahl von sehr interessanten Abbildungen rheinischer Denkmäler. Das nach einem Aquarell von F. von Wille ausgeführte farbige erste Blatt, das die Genovevaburg in Mayen darstellt, darf als eine künstlerisch wertvolle Leistung gerühmt werden. Die Zeitschrift stellt sich ebenbürtig neben die unseres bayerischen Vereins für Volkskunst und Volkskunde. Man darf dem rheinischen Vereine mit guter Zuversicht wünschen, daß er mit seinen Veröffentlichungen ebenso viele Freunde gewinnt, wie unser Verein den seinigen verdankt. Jederlei nähere Auskunft gibt der in Koblenz (Mainzerstraße 82) ansässige Vorstand des Vereins, der auch auf Wunsch unentgeltlich jede beliebige Anzahl von Exemplaren des ersten Heftes übersendet.

Revue des Deux Mondes. (Paris 15, rue de l'Université). LXXVIIe Année. — Cinquième période. Tome Trente-Septième. 3e livraison. 1er Février 1907. *M. Albert Vandal:* Les raisons du Concordat. Le régime de la séparation sous le Consulat et l'anarchie religieuse. — *M. Édouard Rod:* L'ombre s'étend sur la montagne, dernière partie. — *M. Alfred Mézières:* Au temps passé. Un coin de la société parisienne sous le second empire. — *M. le vicomte Georges d'Avenel:* Les riches depuis sept cents ans. Honoraires des artistes, peintres et sculpteurs. — *M. Ernest Daudet:* Lettres inédites de Joseph de Maistre. I. Joseph de Maistre et Louis XVIII. — *M. René Pinon:* Le conflit Austro-Serbe. — *M. Paul Acker:* Oeuvres sociales des femmes. L'éducation sociale de la femme. — *M. A. Dastre:* Correspondance. La fixite vitale et l'evolution. — *M. Francis Charmes:* Chronique de la quinzaine, histoire politique.

La Revue de Paris. (Paris, 85bis, Faubourg Saint Honoré). 14e Année, Nr. 3, 1er Février 1907. Sommaire: *Colette Yver,* Princesse de Science (1re partie). — *Paul Hervieu,* Ferdinand Brunetière. — *Ernest Bersot,* Lettres (1848—1852). — *Henri de Régnier,* La Peur de l'Amour (fin). — *Myriam Harry,* Kakémonos. — *Mis de Caumont La Force,* La Hollande sous Lebrun. — *Henry Bargy,* France d'Exil (fin). — *Louis Aubert,* La Maîtrise du Pacifique. Les Hawaï.

Allgemeine Rundschau.

Die Stadtbibliothek von Weißenburg i. B.

J. Bedeutungsvoller als manche Entdeckung der letzten Jahre in Stadtarchiven scheint die Wiedererweckung der Stadtbibliothek des ehemaligen Reichsstädtchens Weißenburg im Nordgau zu sein, über die Realschulassistent Dr. Ley in der letzten Generalversammlung des Altertumsvereins Weißenburg Bericht erstattete. Die zirka 200 Inkunabeln haben meist theologischen und juristischen, auch philologischen und geographischen Inhalt, ebenso die Manuskripte und die fast 2000 Nummern umfassenden Drucke nach 1500. Aus der ersten Gruppe möchte ich vor allem einer Ausgabe des Ptolomäusatlasses und einer zeitgenössischen Erzählung der Entdeckung Amerikas gedenken, die durch Bilderschmuck und Kolumbus-Briefe besonders interessant ist. Die vorhandenen handschriftlichen Missalia, vor allem Eichstädter Herkunft, zeigen vielfach künstlerisch wertvolle Initialen und Illustrationen, die auch in der dreibändigen Bibelausgabe (Hans Luft, Wittenberg 1534) entzücken — bekanntlich rühren letztere von Albrecht Dürer her. Weiterhin ist die 1550/60 in 12 Foliobänden erschienene Gesamtausgabe Luthers vorhanden, daneben viel zeitgenössische Flugschriften und Darstellungen zur Reformation, Grumbachische Händel, 30jähriger Krieg und — last not least — zur Kulturgeschichte im weitesten Umfang des Begriffes.

Im Laufe dieses und des nächsten Jahres soll von Dr. Ley und einem Mitarbeiter ein wissenschaftlicher Katalog veröffentlicht werden, damit die zum Teil nur in wenigen Exemplaren vorhandenen Drucke der Benützung zugänglich werden. Auch das für die Lokal- und für die allgemeine Geschichte reiches Material bietende Stadtarchiv dürfte in Bälde geordnet und registriert werden, nachdem einstweilen wenigstens ein Raum zur Aufbewahrung zur Verfügung gestellt werden konnte.

Verein deutscher Maschinen-Ingenieure.

In der am 22. Januar unter dem Vorsitz des Oberbaudirektors Dr.-Ing. Wichert abgehaltenen Versammlung erstattete Regierungsrat Thuns einen Rückblick auf die Tätigkeit des Vereins im Jahre 1906. Die Zahl der Mitglieder beläuft sich auf 582. Am 10. und 11. März 1906 konnte der Verein unter großer Teilnahme verwandter Vereine die Feier seines 25jährigen Bestehens begehen. Bei dieser Gelegenheit wurden dem Verein folgende Zuwendungen gemacht. Von der Deutschen Radsatzgemeinschaft 10,000 M, von der Firma Julius Pintsch 5000 M, von der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft und den Siemens-Schuckert-Werken für die Jahre 1906, 1907 und 1908 je 2000 Mark.

Diese Zuwendungen und die der Norddeutschen Wagenbau-Vereinigung, sowie des Norddeutschen Lokomotiv-Verbandes in Höhe von 5000 M bezw. 3000 M zur Förderung der Vereinszwecke, insbesondere als Preise für technische Leistungen, ermöglichten dem Verein, am 1. März 1906 ein Preisausschreiben betreffend: „Studie über die Erhöhung der Leistungsfähigkeit der Berliner Stadt- und Ringbahn" zu erlassen. Es wurden hierfür 6000 M zur Prämiierung preiswürdiger Lösungen ausgesetzt. Die Lösungen sind bis zum 15. Februar 1907 einzureichen. Ferner wurde auf Grund dieser Zuwendungen dem Baurat Guillery die Abfassung eines: „Handbuches über Triebwagen für Eisenbahnen" übertragen und ihm hierfür 3000 M bewilligt. Ebenso ermöglichte es dieser Fonds, für den Verein vier Sondervorträge über die neuesten Ereignisse der Physik usw. in der Urania in Berlin veranstalten zu lassen. Drei Mitgliedern, den Regierungsbaumeistern Pflug (Berlin), Messerschmidt (Potsdam) und B. Schwarze (Essen a. d. Ruhr) wurde je eine Reisebeihilfe von 600 M zum Besuche der Mailänder Ausstellung gewährt, wofür diese sich verpflichteten, über verschiedene Abteilungen der Ausstellung einen Vortrag im Verein zu halten.

Die für das Jahr 1906 gestellte Beuth-Aufgabe betraf: „Elektrische Zugförderung einer zweigleisigen Hügellandbahn." Es waren vier Bearbeitungen eingegangen, von denen drei mit der goldenen Beuth-Medaille des Vereins ausgezeichnet wurden.

Die preisgekrönten Arbeiten rührten von den Regierungsbauführern Kurt Heilfron (Berlin), Walther Domnick (Schöneberg) und Gustav Brecht (Essen) her. — Den Staatspreis von 1700 M erhielt Kurt Heilfron (Berlin). — Sämtliche vier Lösungen waren von preußischen Regierungsbauführern eingereicht und wurden auf Wunsch ihrer Verfasser als häusliche Probearbeiten für die zweite Staatsprüfung im Maschinenbaufache dem Königlichen Technischen Oberprüfungsamt in Berlin vorgelegt.

Das Vereinsvermögen belief sich am Schlusse des Jahres 1906 auf 83,346 M. Der von der Versammlung genehmigte Haushaltsentwurf für das Jahr 1907 balanziert in Einnahmen und Ausgaben mit 10,717.50 M. Die satzungsgemäß ausscheidenden Vorstandsmitglieder, Herren Eisenbahndirektor a. D. Blauel in Breslau, Geheimer Baurat Lochner in Berlin, Geheimer Baurat Rustemeyer in Berlin, Geheimer Baurat Schlesinger in Tempelhof, Regierungsrat a. D. Schrey in Danzig, wurden einstimmig wieder in den Vorstand berufen. — Des weiteren wurden einstimmig wiedergewählt: als Vorsitzender Herr Oberbaudirektor Dr. Ing. Wichert, als erster Stellvertreter des Vorsitzenden Herr Geheimer Regierungsrat Geitel, als zweiter Stellvertreter des Vorsitzenden Herr Geheimer Kommerzienrat Richard Pintsch, als Schriftführer und Säckelmeister Herr Geheimer Kommissionsrat F. C. Glaser und als dessen Stellvertreter Herr Eisenbahndirektor a. D. Callam.

Den Vortrag des Abends hielt Herr Regierungsbaumeister B. Schwarze über „Die Lokomotiven auf der Mailänder Weltausstellung 1906". An der Hand zahlreicher Lichtbilder führt der Vortragende eine große Zahl hochinteressanter, für die verschiedensten Verhältnisse bestimmte Lokomotivkonstruktionen vor.

Kleinere Mitteilungen.

* **Sven Hedin in Tibet.** Der große schwedische Forschungsreisende, dem die englischen Behörden nicht erlaubt hatten, die englische Grenze zwischen Indien und Tibet zu überschreiten und der infolgedessen von Chinesisch-Turkestan aus in Tibet eindrang, war am 21. Januar in Ngangon Tso eingetroffen und hoffte, Ende Februar Shigatse zu erreichen. Ueber Giangtse gelangte nachstehende Nachricht von ihm nach Kalkutta: „840 (engl.) Meilen unbekannten Landes sind erforscht worden. Wir hatten eine vorzügliche Reise diagonal durch das dunkelste Tibet. Wir verloren die ganze Karawane, aber nicht einen einzigen Mann. Alle Karten und Resultate wurden gerettet. Wir trafen die ersten Tibetaner nach 84tägiger Einsamkeit. Fünf Monate hindurch herrschte ein arktischer Winter. Die Temperatur ist jetzt 51 Grad Fahrenheit unter Null, d. h. etwa —8 Grad Reaumur oder —10 Grad Celsius, und es ist jeden Tag stürmisch.... Ich habe viele neue Seen, Flüsse, Gebirgszüge und Goldfelder entdeckt und die geographischen Resultate sind außerordentlich reich. Es ist eine Karte von 184 Blättern angefertigt worden. Ich habe 634 Panoramas, 230 Arten von Felsen und geologischen Profilen, viele Dutzende von Photographien, 20 astronomische Punkte und tausend Seiten Notizen. Vier Seen wurden vom Boote oder vom Eise aus mit dem Lote erforscht. Wir entkamen manchmal mit knapper Not dem stürmischem Wetter auf den Seen und wurden einmal von einem wilden Yak angegriffen. Das Verhalten der Ladakis und meiner Assistenten war über alles Lob erhaben. Es sind wohl die besten Leute, die ich jemals gehabt habe. Am 11. Januar wurden wir von den Tibetanern bei Ngangtso aufgehalten. Am 13. Januar änderten sie aus unbekanntem Grunde ihr Verhalten und ließen mich weiterziehen.... Es ist dies die wunderbarste Reise, die ich in 24 Jahren in Asien gemacht habe."

* **Ein Denkmal für Berthold Auerbach.** Am 8. Februar sind fünfundzwanzig Jahre seit Berthold Auerbachs Hingang verflossen. Schwäbische Freunde des Dichters haben an diesem Gedenktage sein Geburtshaus in Nordstetten mit einem Erzbild geschmückt.

Der engeren Landsmannschaft wollen Freunde und Anhänger des Schöpfers der Schwarzwälder Dorfgeschichten im Umkreis des ganzen deutschen Sprachgebietes mit der Errichtung eines Denkmals für Berthold Auerbach folgen. Bei der Auerbach-Linde in Cannstatt, dem Lieblingsplatz des Dichters, soll seine Büste sich erheben, die dem Meister der Erzählungskunst, dem Kenner deutscher Volksart, dem Hüter des Humanitätserbes, dem Vorkämpfer des neuen Reiches längst gebührt.

Zur Entgegennahme von Beiträgen hat sich Herr Gustav Müller (Stuttgart, Kanzleistraße 26) bereit erklärt.

Hochschulnachrichten.

* **Halle.** An der hiesigen Universität studieren im Wintersemester 1906/07 mit Einschluß der nachträglich Immatrikulierten und Hospitanten 338 Landwirte von Beruf. — Hiervon gehören an dem Königreich Preußen insgesamt 158, dem Königreich Sachsen 10, Mecklenburg-Schwerin und Oldenburg je 5, Bayern, Braunschweig, Sachsen-Altenburg und Württemberg je 3, Anhalt, Baden, Hamburg, Großherzogtum Hessen, Mecklenburg-Strelitz und Sachsen-Weimar je 2, Bremen, Elsaß-Lothringen, Lippe-Detmold, Reuß ä. L., Sachsen-Koburg-Gotha, Sachsen-Meiningen und Waldeck je 1; ferner Oesterreich-Ungarn 59, Rußland 47, Bulgarien 10, Serbien 2, Frankreich, Niederlande, Rumänien, Schweden, Schweiz und Spanien je 1, Amerika und Asien je 2, Afrika 1.

* **Gießen.** Der Professor der inneren Medizin an der Universität Basel Dr. Fritz Voit hat, nach neueren Meldungen, den ursprünglich abgelehnten Ruf an die hiesige Universität nun doch angenommen.

hc. **Lemberg.** Der außerordentliche Professor für chemische Technologie, technische Mykologie und Encyklopädie der technischen Chemie an der hiesigen Technischen Hochschule Viktor Syniewski wurde zum ordentlichen Professor dieser Fächer daselbst ernannt.

Bekanntmachung der Vorlesungen an der Kgl. Württembergischen landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim im Sommersemester 1907.

I. Fachwissenschaften: Pflanzenproduktionslehre, spezieller Teil, 3stündig; Züchtung landwirtschaftlicher Kulturpflanzen, 1stündig; Hopfen- und Tabakbau, 1stündig; Demonstrationen, 2stündig: Professor Fruwirth. — Wiesen- und Weidenbau, 1stündig: Assistent Dr. Krogmann. — Weinbau, 1stündig: Weinbauinspektor Mährlen. — Obst- und Gemüsebau, 1stündig: Garteninspektor Schweinbez. — Pferdezucht, einschließlich Exterieur und Pferdehaltung, 3stündig; Gesundheitspflege der landwirtschaftlichen Haussäugetiere, 1stündig: Professor Sohnle. — Spezielle Tierproduktionslehre (Rinderzucht, Schafzucht, Schweinezucht), 5stündig; Geflügel- und Fischzucht, 1stündig; öffentliche Maßnahmen zur Förderung der Tierzucht (Ausstellungs- und Prämierungswesen, Zuchtgenossenschaftswesen, Körungswesen), 1stündig; Demonstrationen, 1stündig: Professor Dr. Sieglin. — Bienenzucht, 1stündig: Oberlehrer Keck. — Landwirtschaftliche Taxationslehre, 3stündig; Hohenheimer Gutsbetrieb, 1stündig; Demonstrationen; Uebungen und Exkursionen zur Taxations- und Betriebslehre: Direktor von Strebel. — Ueber nordamerikanische Landwirtschaft, 1stündig: Wirtschaftsassistent Lehrenkrauß. — Praktische landwirtschaftliche Uebungen: Gutswirtschaftsinspektor Gabriel. — Landwirtschaftliche Exkursionen.

II. Grund- und Hilfswissenschaften: Experimentalphysik, II. Teil (Optik und Wärmelehre), 2stündig; Geodäsie mit Uebungen im Feldmessen und Nivellieren, 4stündig: Professor Dr. Mack. — Agrikulturchemie, einschließlich der landwirtschaftlichen Fütterungslehre, 5stündig; praktische Uebungen im chemischen Laboratorium: Professor Dr. Morgen. — Organische Experimentalchemie, 3stündig: Professor Dr. Windisch. — Geologie, II. Teil (historische und topographische Geologie), 4stündig; mineralogische und geologische Uebungen, 2stündig; geologische Exkursionen: . . . . . — Spezielle Botanik, 5stündig; Pflanzenkrankheiten und Pflanzenschutz, 2stündig; Uebungen im Bestimmen von Pflanzen, 1stündig; botanische Exkursionen; Uebungen im Mikroskopieren, II. Teil, 2stündig: Professor Dr. Kirchner. — Spezielle Zoologie (systematische Uebersicht und landwirtschaftlich schädliche und nützliche Tiere), 2stündig: Professor Dr. Häcker. — Spezielle Volkswirtschaftslehre, 4stündig; landwirtschaftliches Genossenschaftswesen, 1stündig; volkswirtschaftliche Uebungen, 2stündig; volkswirtschaftliche Exkursionen: Professor Dr. Kindermann. — Landwirtschaftsrecht (privatrechtlicher Teil), 2stündig: Oberamtmann Dr. Springer. — Forstwissenschaft, II. Teil, 3stündig; forstliche Exkursionen: Oberförster Dr. Eisert. — Tierheilkunde, einschließlich der Seuchenlehre, 3stündig: Professor Dr. Sohnle. — Landwirtschaftliche Baukunde, 2stündig: Baurat Professor Gunzenhauser. — Erste Hilfeleistung bei Unglücksfällen, 1stündig: Dr. med. Reihlen.

Ueber die Verhältnisse der Hochschule und die mit derselben verbundene Gutswirtschaft, die Lehrmittel, die Aufnahmebedingungen usw. geben die Uebersicht, der Jahresbericht und der Gutswirtschaftsplan Auskunft, welche auf Verlangen zugesandt werden.

Das Sommersemester beginnt mit dem 16. April.

Hohenheim, im Februar 1907.

(23012) Direktor Strebel.

Jahrgang 1907. München, Montag, 11. Februar. Nummer 35.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Friedrich Th. Vischers Epigramme aus Baden-Baden. Von Alfred Beetschen (Baden-Baden.)

Von Algier nach Mekka. (Schluß.) Von Professor Dr. Robert Reidhardt (Amberg).

Bücher und Zeitschriften.

Georg Reicke: Der eigene Ton. — Selma Erdmann-Jasnitzer: Bekenntnisse eines jungen Mannes. — Beß M. Mesendieck: Körperkultur des Weibes. — Deb. Primrose und Marg. A. Zepler: Die Schönheit der Frauengestalt. — H. Irving Hancock: Japanische Gymnastik für Knaben und Mädchen. — Otto Lueger: Lexikon der gesamten Technik und ihrer Hilfswissenschaften.

Allgemeine Rundschau.

Die römische Messingindustrie in Stolberg. — Behandlung des endemischen Kretinismus.

Kleinere Mitteilungen. — **Hochschulnachrichten.**

Friedrich Th. Vischers Epigramme aus Baden-Baden.

In den Städtischen Sammlungen zu Baden-Baden befindet sich eine anonyme Publikation des „Auch Einer“-Autors Friedrich Theodor Vischer. Das 1867 und in zweiter, vermehrter Auflage 1870 bei dem Verleger der Neuen Musikzeitung, Karl Grüninger in Stuttgart, erschienene Büchlein trägt die lakonische Aufschrift „Epigramme aus Baden-Baden“. Kein Wort sonst, keine Silbe, das auf den Verfasser schließen ließe.

Der handfeste, kernige Schwabe, der doch eher ein brüllender Löwe denn ein Furchthase gewesen, wußte recht gut, weshalb er diese sarkastischen Tagebuchblätter aus dem Weltbadeort im Schwarzwald ohne seinen Namen erscheinen ließ. Die Badener von damals hätten ihn, den sonst so harmlos einherwandelnden und bei Konditor Schababerle seinen Kaffee schlürfenden Herrn Professor gerädert, geviertteilt, gesteinigt. Die Badener von heute haben seinen Köcher, gefüllt mit Tellpfeilen, mit tödlich verwundenden Geschossen, in ihren städtischen Sammlungen aufgehängt, wo sie allerdings keinen großen Schaden anzurichten vermögen.

Ich habe mir diesen Köcher mit nach Hause geben lassen, schon aus Verehrung und Pietät für den urdeutschen und doch so galligen „Auch Einer“, dessen Lebens-„Reisebekanntschaft“ gemacht zu haben, mich noch nie gereut hat. Das Ding, heute im Buchhandel ein selten gewordener Artikel, sah nicht danach aus, als ob es, trotzdem die Blätter der ersten Auflage schon ehrwürdige, kaffeebraune Stockflecken aufweisen, durch viele Hände gegangen wäre.

Man stößt sich nicht gern aus lauter Literaturfreundlichkeit einen Dolch zwischen die Rippen, und dann will man nicht gerne an Zeiten erinnert sein, die — den einen zur Freude, den anderen zum ewigen Schmerzenshort — nun einmal vergangen sind.

Baden-Baden stand damals (1867) noch in seiner Sünden Blüte. Im Eden-Garten Mitteleuropas, wie Alberta v. Puttkamer den Schwarzwald umfriedeten Weltbadeort einmal genannt hat, kroch damals in eleganten Windungen die Schlange des Spielerparadieses um den grünen Tisch der nach Versailler Muster prunkvoll ausgestatteten Säle des heutigen Konversationshauses. Monsieur Benazet schwang damals noch das verführerische, goldblinkende Szepter über das deutsche Monaco. Noch war keine Bombe nach Straßburg hinübergeflogen. Vischers Badener Epigramme bestehen zum guten Teil aus Unheil verkündender Sturmvogelweisheit, wenn man sie nicht nur mit den Augen des literarischen Gourmands, sondern auch ein bißchen vom historischen Standpunkt aus betrachtet.

Ihm war das welsche Treiben in dem berühmten Luxusbad an der Oos in der Seele zuwider; die vom Seine-Babel nach dem Schwarzwald-Idyll verpflanzte Kokottenwirtschaft ließ seine Augen in gerechtem Zorne aufblitzen, seine Feder zum klirrenden Pfeil sich verwandeln:

Hier im prächtigen Saal, umkreisend die Tische der Spieler,
Streifet die deutsche Frau hart an der Metze vorbei,
Welche der Sumpf von Paris herspie in die Berge des Schwarzwalds,
Wo von Fichten umkränzt duftig die Matte sich dehnt,
Wo jungfräuliches Grün vor den frechen Gästen errötet
Und die Quelle vor Zorn dampft, zu löschen die Schmach.

Auch unter den Kolonnaden der Konversationshausanlagen, wo die Geschäftswelt ihre Luxuswaren feilhält, ist Vischer auf und ab gewandelt. Seinem scharfen Auge ist nichts entgangen, wie folgende Verse dartun:

Sieh, zu den Buden des Marktes ist jetzt eine neue gekommen,
Neben den Waren der Welt bietet sie geistlichen Stoff.
Bibeln hat man hier feil just gegenüber dem Kurhaus,
Wo sich von Haus und Hof mancher im Spiele kuriert.
Billig mußt' ich dabei der alten Sage gedenken,
Die uns des Künstlers Hand dort in der Halle gemalt:
Engels- und Teufelskanzel; es sind zwei Felsen im Walde,
Ganz wie in Lehrstuhlform hat die Natur sie gebaut.
Auf der vorderen steht ein Engel und predigt vor schwachem Auditorium laut himmlisches Liebesgebot;
Drüben der schwarze Dozent erfreut sich volleren Hörsaals,
Alle gebildete Welt strömt dem Kollegium zu.

Man sieht, Meister Deutobald Mystifizinsky hat sich auch in der Umgebung Baden-Badens gut ausgekannt. Vischer machte die schattigen Waldwege zur „Engels“- und „Teufelskanzel“, über deren Ursprung die verschiedene Schwarzwald-Sagen darstellenden Fresken in der großherzoglichen Trinkhalle in effigie Auskunft geben. Der Bibelkiosk, ein tatsächlich innerhalb des Konversationshaus-Kanons befindlicher Verschleiß christlicher Lektüre, besteht

noch. In seine Nähe ist, letzten Sommer erst, ein schon seit vielen Jahren geplanter Zeitungskiosk gekommen, dessen endliche Aufstellung der Inhaber der Wildschen Hofbuchhandlung glücklich durchgesetzt hat. Wer bessere Geschäfte macht, ob das Bibeldepot oder der Zeitungskiosk mit der „Sportwelt" und anderen Journalen, soll hier nicht untersucht werden. Heutzutage, wo die „Spielhölle" im Kurhaus zu Baden, seit den siebziger Jahren, zu existieren aufgehört hat, ist der von Vischer zu möglichster Schärfe herausgearbeitete Gegensatz zwischen Kurhaus und dem Verschleiß frommer Denkart nicht mehr so in die Augen springend wie früher.

Vischer würde überhaupt höchlich erstaunt sein über die kulturhistorisch interessante Metamorphose, die Baden-Baden bald nach Erscheinen seiner geharnischten Epigramme durchgemacht hat. „Baden-Baden als moralische Anstalt betrachtet", gäbe heute ein dankbares Thema für eine Doktordissertation. Als das von Vischer so heiß und leidenschaftlich ersehnte neue Deutsche Reich auf festen, eisernen Füßen dastand, da gingen für Herrn Benazet, den „Spielpächter", und seine Klientele aus Ost und West die schönen Benefiz-Tage von Aranjuez zur Neige.

Gespielt wird heute im Konversationshaus bekanntlich nur noch vom Kurorchester und während der Hochsaison von Zigeuner-Kapellen, und was die anderen vergnüglichen Laster betrifft, die einst Baden-Baden zum Rendezvousplatz der internationalen Lebewelt stempelten, so sieht der Fremdling mit gemischten Gefühlen das Auge des Gesetzes bemüht, jede zweifelhafte Eva aus dem Edengarten Mitteleuropas zu vertreiben. Auch der nachstehende Zweizeiler hat sich zum Glück überlebt:

Essen verlangt' ich. Ein Kellner erscheint. Der schmierige Schlingel
Im verschlissenen Frack stellt sich, als könnt' er nicht Deutsch.

Man muß nur einen Blick in die Badener Fremdenliste tun, um zu wissen, daß sich heutzutage ein großer Teil der ins Oostal kommenden Gäste aus Norddeutschen rekrutiert. Und was den schmierigen Schlingel im verschlissenen Frack betrifft, so möcht' ich es nicht einmal dem erlauchten Geist des verstorbenen Autors obiger Verse geraten haben, nach deren Bekanntwerden in der „Perle des Schwarzwaldes" herumzuspuken, denn wenn es auf diesem Erdenrund noch ein „einig Volk von Brüdern" gibt, so sind es die Hotelier- und Gastwirtsvereinigungen an gewissen Fremdenplätzen, deren Mitglieder mit wenigen Ausnahmen nur die Poesie der Speisenkarte gelten lassen.

Daß übrigens, namentlich um die Mitte des 18. Jahrhunderts, was das Gasthof- und Zeitungswesen betrifft, manches im argen gewesen sein muß, das läßt sich in der Chronik der Stadt Baden ganz ergötzlich nachlesen.

So enthält u. a. ein Bericht, den der Hofkammerrat Dürrfeld im Jahre 1765 an die Regierung von Baden-Baden erstattete, ganz unheimliche Dinge über den damaligen Tiefstand des Umgangs mit Badegästen und Fremden. Man liest da zum Beispiel: „Die Bedienung ist nicht nur gewöhnlich eine schlechte, sondern mangelt oft gänzlich. Ich bin selber mit 15 sehr vornehmen Personen an einer Tafel gesessen, wo kein einziger Mensch vom Hause die Aufwartung besorgte. Wir waren genötigt, die Teller, deren nicht einmal genug bereit standen, eigenhändig vom Nebentisch abzulangen und zu wechseln. An frischen Servietten ist immer Mangel, und wer täglich eine haben wollte, müßte einen eigenen Vorrat davon mit sich bringen."

Man sieht, daß der „zerschlissene Frack" am Leibe des unseren ingrimmigen Vischer betreuenden Ganymeds noch nicht das Schlimmste war, was einem früher in der Bädermetropole begegnen konnte. Derselbe Hofkammerherr hält sich dann auch über die Zudringlichkeit von Bettler-„Rotten" auf. Heut' wird man in Baden-Baden keinem Einzigen vom Stamm der Lazzaronis begegnen. So gewaltig haben sich die Dinge von fünfzig zu fünfzig Jahren verändert! Auch mit dem Aeußeren gewisser Promenade-Typen geht Fr. Th. Vischer in seinen Epigrammen scharf ins Gericht. „Beinschlauch" für Beinkleid will bei seiner berserkerhaften, über die Maßen impulsiven Natur nicht viel sagen. Der „Mode", und zwar der Damenmode, der sechziger Jahre rückt der Dichter erbarmungslos auf den Leib:

Mit dem Gebirge von Haar vergrößert den Kopf sie zum Kürbis,
Tief nach vornen hinab sitzet ein Teller von Stroh,
Gleich als hätte von hinten gewaltige Feige des Ohres
Ihr das Deckelchen vor bis auf die Nase gestülpt.
Schwankend trippelt der Fuß auf hohem, spitzigem Absatz,
Der ihn bei jeglichem Schritt mit der Verstauchung bedroht;
Daß aus Dunkel hervor gefährlicher blitze das Auge,
Färbt ihr das Augenlid fein mit walischem Schwarz.
Geht und entlehnet doch auch von der indianischen Rothaut
Noch den goldenen Ring, den durch die Nase sie steckt.
Aber der Wilde betreibt's mit ehrlicher, kindischer Torheit,
Wenn er mit Farben und Schmuck närrisch sich putzet den Leib;
Dies hier hat in Paris die käufliche Dirne ersonnen,
Und die gesittete Frau ahmt es getreulich ihr nach.

Gegen Madame Lutetia richtet sich überhaupt in erster Linie sein heiliger Zorn. Ihr wirft er in patriotischer Glut den Fehdehandschuh hin, die ihm mit Demimonde-Geschmeiß und „Patschuli"-Duft das herrliche Schwarzwald-Idyll verekelt hat. — Den „Koketten" widmet er noch ein Extra-Distichon:

Lachen noch mußt' ich bei allem Verdruß, als heut' ich die Ziegen
Sah im zierlichen Stall stehen zum Melken bereit.
In der berechneten Welt, wo alles lebt vor dem Spiegel,
Schien mir, als blickten kokett selber die Tiere umher.

Wer Vischers berühmtestes Buch, seinen Roman „Auch Einer", kennt, der kennt auch des Verfassers große, erbarmungsvolle Liebe für die Tiere. Die Tierschutzvereine Deutschlands sollten eigentlich in ihren Sitzungslokalen den großen Schwaben hinter Glas und Rahmen verewigt haben. So ist es denn fast selbstverständlich, daß in den Stachel-Epigrammen aus Baden-Baden dem Iffezheimer Theater, das heißt den damals schon gang und gäbe gewesenen Pferderennen, auch ein kräftig Sprüchlein zuteil wird. Seine Schlußhälfte lautet:

Könnt' ich retten nur eine der Kreaturen, der armen,
Aus des Peinigers Faust, gäb' ich die Menschen daran:
Grafen, Barone und Lords, Sportsmen und wettende Narren
Mit dem sämtlichen Volk, welches den Schwindel beglotzt.
Möchten sie Arm und Beine nur immer brechen: Ein Gaul ist
Wahrlich immer noch mehr wert als das ganze Geschmeiß.

Daß das hagebüchene Wort „Schwindel" in solchem Zusammenhang gelegentlich seine volle Berechtigung hat, geht aus den jüngsten Sportblättermeldungen hervor, nach welchen erst kürzlich einem berühmten Champion-Jockei, der gar manches internationale Rennen mit einer „Geheimgeschichte" verquickt haben soll, das Berufshandwerk für immer auf deutschem Boden gelegt worden sein soll.

Auch die Kurmusik hat sich Vischer in Baden-Baden angehört, und das gewiß recht oft. Er nimmt sie ernsthaft, ja tragisch, wenn er schreibt:

Herrlich erklingt die Musik, die schönere Seele des deutschen
Volks ergießet sich rein in die balsamische Luft.
Ohrenschmaus für den üppigen Gast, der in der Zerstreuung
Halb hinhöret und nie, wenn er auch hörte, sie fühlt.

Rührend in seiner Art ist das „Ein Lied" überschriebene Gedicht, in welchem der im Grunde seines Herzens so

weiche, äußerlich unwirsche, rauhe Mann beinahe aus der Rolle des gestrengen Zensors und Sittenrichters fällt:

Altes Studentenlied! Da tönest du aus dem Gewirre
Von Melodien heraus, das sich im Quodlibet schlingt.
Komm, sei allein mit mir, ich verstehe dich und du verstehst mich,
Und sie entdecken dich nicht, Franken und Briten umher.
Als ich dich sang, wußt' ich noch nicht, wie schändlich die Welt ist;
Senke dich, rührendes Lied, in das verbitterte Herz!

Verbittert, ja, das scheint damals der Autor der köstlichen „Faust"-Parodie (der Tragödie 3. Teil) nach der Mehrzahl dieser mitunter recht scharf gewürzten Epigramme aus Baden-Baden gewesen zu sein.

Freilich, dem „paradiesischen Tal", das dem Dichter nur durch den Spielteufel und das Kokottenwesen zum „Schandfleck deutscher Gefilde" geworden, bewahrt Vischer seine Liebe und sein großes, starkes Herz. Das beweisen die schönen, dissonanzlosen Verse, mit denen sein poetisches Badener Tagebuch abschließt. „Wanderung" betitelt sich dieses letzte Stück, das tiefen Waldesfrieden atmet und den Meister der „Lyrischen Gänge" aufs neue vor unseren Augen erstehen läßt, — gefangen vom Oostal- und Schwarzwald-Zauber, den mit Dämonen ringenden und sie in hehrer Waldeinsamkeit bezwingenden Rufer im Streit.

Weiter hinaus und weiter! es führt am rauschenden Waldbach
Tiefer der rüstige Schritt mich in der Fichten Gewölb.
Abend wird es und Nacht und das allausgleichende Dunkel
Wischt die Gedanken mir weg an die verdorbene Welt.
Da, es löst sich das Herz, es springt vom Busen die Rinde,
Leise beschleicht das Gemüt süßer Erinnerungstraum.
Jung bin ich wieder, leicht ist der Mut und leicht das Gepäcke,
Wie vor Jahren so frisch wandr' ich durch Wald und Gebirg.
Hoffnung lebt in der Brust und fröhliche, kräftige Täuschung,
Und der Gewässer Sturz über den Felsen hinab
Und das Brausen des Windes und der Ruf des kreisenden Falken,
All' das Leben des Walds, Singen und Klingen umher,
Einsam und keusch und groß, es wächst mir hinein in die Seele
Und in der Seele Grund wacht die Begeisterung auf.
Meines Vaterlands und meines Volkes gedenk' ich,
Träume von einem Tag, wo es sich herrlich erhebt,
Wo es aus eigener Kraft, aus innerer stolzer Bewegung
Gründet den freien Bund, welcher die Glieder vereint.

Nun, — der Tag, den der Dichter als Prophet und Seher vorausgeahnt, war nicht mehr fern. Vischers Heroldsruf war nicht in den Wind gesprochen. Und mit dem neuen Reich kam manches Neue, das mit dem Alten gründlich aufräumte. So wurde auch Baden-Badens Schwarzwald-Tempel von den Mammonsschachern gesäubert. Die „Teufelskanzel" existiert nur noch als beliebter Ausflugsort, gar manches hat sich auch im Weichbild Baden-Badens seither verändert, so daß der Herr Professor aus Schwabenland, wenn er wieder den oft zurückgelegten Weg zur ebenfalls nicht mehr vorhandenen Konditorei Schababerle gehen wollte, sich kopfschüttelnd sagen müßte: Siehe, — es ist alles neu geworden.

Nur das „schlichte, gemütliche Denkmal" des Hofrats Dr. N. N., „traulich im Grünen versteckt", steht immer noch dort bei der Trinkhalle, wo es einst zur Zielscheibe für den diabolischen Spott unseres Dichters auserkoren worden war.

Wie er lächelt, der Schalk! Mit zwinkerndem Winkel des Auges
Und mit schmunzelndem Mund blickt er vergnüglich mich an.

Hätte ich Vischers Epigramme nie zu Gesicht bekommen, wär' mir der bronzene, denkmalstehende Herr dort drüben herzlich gleichgültig. Nun aber auch er seinen epigrammatisch hübsch geglätteten Denkzettel weggekriegt hat, wird mir das wenig bemerkte, abseits vom Wege stehende Monument, wenn ich daran vorüberkomme, zu Friedrich Theodor Vischers eigenem Denkmal. Tot ist der Staub, doch der Gedanke lebt! Für mich lebt Vischers Gedanke in diesem Bronzekopf. Und so freu' ich mich denn jedesmal, wenn ich an „meinem" Vischer-Denkmal vorbeigehe. Denn ein anderes wird der Verfasser der boshaften „Epigramme aus Baden-Baden" in der Oostalresidenz wohl schwerlich bekommen.

Baden-Baden. Alfred Beetschen.

Von Algier nach Mekka.

(Schluß.)

Wir verlassen die Savoie und versetzen uns um ein Jahr zurück, um die algerischen Pilger, die im Jahre 1905 an Bord der Amerika nach Dschedda gezogen, dorthin und nach Mekka und Medina zu begleiten. Das Wort für diesen Abschnitt geben wir, wie schon gesagt, Herrn Boiscourt-Laisné, dessen Ausführungen in der Dépêche Coloniale Illustrée vom 15. Oktober 1906 wir im folgenden der Hauptsache nach in Uebersetzung wiedergeben.

Die Amerika verließ am 20. Januar 1905 nachmittags 3 Uhr Oran und traf am 7. Februar in Dschedda ein. Gleich nachdem das Schiff sich in Bewegung gesetzt, schließen sich die Pilger nach ihrer Abstammung und Heimat zusammen und suchen es sich so bequem wie möglich zu machen, indem sie ihre Rohrmatten und Teppiche auf dem Boden ausbreiten, wozu sie mit Vorliebe die Mitte des Schiffes wählen. Die Frauen sind getrennt von den Männern beisammen in eigenen Kabinen untergebracht, deren Eingänge mit Decken verhängt sind, um die Inwohnerinnen den Blicken der Mitreisenden zu entziehen.

In den frühesten Morgenstunden, noch vor Tagesanbruch, rezitiert ein Thaleb die treffenden Koranverse. Die Gläubigen, deren Zahl von Sekunde zu Sekunde wächst, respondieren ihm.

Um 9 Uhr nimmt der Schiffsarzt die ärztliche Visite vor. Einige Pilger waren schon, als sie sich einschifften, am Ende ihrer Kräfte angelangt, so daß an Bord während der Ueberfahrt mehrere Todesfälle vorkamen. Jede Leiche wurde unter großem Zeremoniell ins Meer versenkt. Ungefähr 6 Stunden nach Feststellung des Todes wurde der Leichnam, nachdem er nach mohammedanischer Sitte gewaschen war, in seine Kleider gehüllt und bedeckt mit einem weißen Leinen, auf ein breites Brett gelegt und an Füßen und Knien mit mehreren Ballasteisen im Gewichte von 20—25 Kilo beschwert. Sodann verrichteten die Pilger Gebete, das Brett wurde auf das Schiffsgeländer gehoben, und die Leiche gleitet ins Meer.

Die Verteilung des Wassers, die Zubereitung der Mahlzeiten, eine Art Unterricht, in denen solche, die schon wiederholt die Pilgerfahrt mitgemacht hatten, die Neulinge in die Vorschriften einweisen, die sie von ihrer Ankunft an den heiligen Stätten an zu beobachten haben, füllen die übrige Zeit des Tages aus.

Bei Suez tritt die Amerika ins Rote Meer ein. Diesen Moment begrüßen die Pilger mit lauten Rufen. Ueberhaupt je näher man dem heiligen Lande kommt, desto mehr macht sich das Fieber bemerkbar, von dem dieselben er-

griffen werden. Dies zeigte sich besonders, als am Abend des 7. Februar die Bergkette Rabagh in Sicht kam. Der Berg Rabagh liegt an der Grenze des geheiligten Gebietes von Hedschas und bedeutet für den Pilger die Schwelle des Paradieses. Beim Anblick desselben bemächtigt sich der Masse der Gläubigen eine gewaltige Aufregung. Im Nu legen sämtliche ihre Kleider ab, und nachdem sie die vorgeschriebenen Waschungen vorgenommen haben, sind sie in ihrem ganzen Benehmen und Gebaren wie umgewechselt. Ein wahrer Rausch hat die Männer erfaßt. Völlig nackt irren sie auf dem Verdeck umher und stoßen Freuden- und Jubelrufe aus. In den Abteilen der 1. Klasse ist eine Frau aus Tlemsen den Kranken beim Entkleiden behilflich. Alle Banden der Sitten sind gelöst, die Trennung der Geschlechter, sonst so streng beachtet, aufgehoben; es ist eine wahre Krisis religiöser Hysterie, der die ganze Menge zum Opfer gefallen. Welch gewaltige überirdische Macht, so fragt man sich unwillkürlich, muß da im Spiele sein, um eine bis dahin so ruhige und gesammelte Menge von einer Sekunde auf die andere so umzuwandeln.

Nun wird das Pilgergewand, ihram genannt, angelegt. Es ist dies ein schurzartiges, nahtloses Kleidungsstück[1]) aus weißer Leinwand, das noch nicht gebraucht sein darf. Der Koran verlangt auch, daß sich jeder Pilger, bevor er sich mit dem Ihram bekleidet, am ganzen Körper rasiert und außerdem die ganze Pilgerzeit über unbedeckten Hauptes bleibt; nur Krankheit entbindet von letzterer Verpflichtung. Eine große Anzahl von Pilgern hat es freilich verstanden, diesem lästigen Gebot ein Schnippchen zu schlagen. Sie versehen sich mit einem Regen- oder Sonnenschirm, Gegenständen, von denen Mohammed allerdings noch nichts wissen konnte.

Inzwischen hat der Dampfer die Reede von Dschedda erreicht. Sobald die Sanitätsflagge aufgezogen war — der Stationsarzt hatte sich damit begnügt, dem Schiffskommandanten die treffenden Gebühren abzuverlangen — stößt eine Flottille von Sambuks, großer Segelbarken, von denen jede bis zu 150 Mann aufnehmen kann, vom Ufer ab und langt um die Wette segelnd am Dampfer an.

Da die Schiffstreppen den ungeduldigen Passagieren nicht erlauben, schnell genug das Schiff zu verlassen, so muß das Seilwerk herhalten, das aber unter der Last nicht selten bricht, so daß wahre Menschenknäuel kopfüber ins Meer stürzen. Wenn dann ein Sambuk zum Erdrücken voll ist, steuert er Dschedda zu. Die Ueberfahrt dauert bei gutem Winde eine Stunde. Ehe der Barkenführer an der Küste anlangt, zieht er das Segel ein und verlangt von jedem Passagiere 2 Fr. 50 Cts. Oeffnen des Portemonnaies — damit beginnt die Pilgerfahrt! Doch von diesem Augenblicke an kennt der sonst mit seinem Gelde so haushälterische Pilger kein Rechnen mehr. Uebrigens wird er sogleich nach seiner Landung nochmals freundlichst eingeladen, weitere 2 Fr. 25 Cts. zu erlegen; es ist dies eine Abgabe, teskaret genannt, die die ottomanische Regierung jedem Fremden abverlangt, der den Boden des Hedschas betritt.

Nun öffnet sich eine Barriere, und die Pilger sind auf dem großen Platze von Dschedda. Ihr erster Gang ist aufs französische Konsulat, wo sie ihre Pässe visieren lassen. Hierauf eilt alles aufs Postbureau. Vor der Tür desselben haben sich öffentliche Schreiber niedergelassen, die für 1, 2, 3 Franken ihren Glaubensbrüdern ihre Feder zur Verfügung stellen. Ein Eingeborener, den der Kapitän der Amerika in Bone in der Eigenschaft als Werber von Passagieren an Bord genommen hatte, verdiente sich durch Abfassung kurzer Briefe an dem einen Tag des 8. Februar nicht weniger als 125 Franken. Nach Erledigung ihrer Geschäfte auf der Post sucht sich der Pilger einen Führer, der ihn zum Metuaf, dem Geschäftsagenten des Groß-Scherifs, geleiten soll, um sich eines Transportmittels für die Weiterreise nach Mekka zu versichern. Zu diesem Zweck hat der Metuaf bereits eine Karawane von 12,000 Kamelen angeworben, die vor den Mauern der Stadt bereit stehen.

Der Aufenthalt in Dschedda dauert zwei Tage. Die seßhafte Bevölkerung dieser Stadt zählt nur 30,000 Seelen. Aber die 39 Dampfer, die seit einigen Tagen an der Reede vor Anker liegen, haben nicht weniger als 70,000 Pilger aus allen Gegenden der Welt ans Land gesetzt, und diese ganze Menschenmasse drängt sich wie ein Bienenschwarm auf einem Raum zusammen, der nicht ganz 19 Kilometer mißt.

Dschedda ist von Mekka 110 Kilometer entfernt und mit dieser Stadt, sowie auch mit Suez und Aden durch eine Telegraphenleitung verbunden. Von ferne gesehen, bietet die Stadt einen stattlichen Anblick; sie bildet ein Quadrat, dessen Seite 1 Kilometer mißt, und ist von einer Mauer mit 2 Forts und mehreren Türmchen umgeben. Das eine dieser Forts beherbergt eine Abteilung türkischer Soldaten, während das andere als Gefängnis dient. Eine Merkwürdigkeit der Stadt, und zwar keine der geringsten, bildet das oben erwähnte Postbureau. Jedermann bewegt sich darin nach Belieben. Die Briefe legt man in einem Winkel nieder, wo alle Welt herumkramen kann ohne jegliche Kontrolle. Das Recht, Zeitungen zu empfangen, haben nur die Konsuln. An andere Personen gerichtete Drucksachen werden konfisziert; so hat es die Hohe Pforte angeordnet.

Der Ermächtigung des Kaïmakam, des Repräsentanten des Sultans in Dschedda, verdankten es der Regierungskommissar und die Offiziere der Amerika, daß sie das Grab der Eva besuchen konnten. Dasselbe besteht aus drei zusammengehörigen Monumenten. Das erste, glaubt man, schließe den Kopf des ersten Weibes ein, 40 Meter davon entfernt bezeichnet ein kleiner Kuppelbau die Nabelstelle und 60 Meter weiter sind die Füße. So hätte demnach, wenn wir den Moslems glauben wollen, der Leib unserer Stammutter die respektable Länge von 100 Meter ereicht. Am Eingang zu den drei Monumenten sind Teppiche ausgebreitet, auf welche die Opfergaben gelegt werden. Aber eine Verordnung des Groß-Scherifs untersagt es den Pilgern, das Grab Evas vor ihrer Rückkehr aus Mekka zu besuchen, ein Verbot, dessen Erklärung man in der Tatsache finden will, daß sich die Moslems zu generös zeigten bei ihrer Landung und dann nicht mehr munifizent genug in Mekka und am Grab des Propheten waren.

Am 9. Februar machten sich die Pilger auf den Weg nach Mekka. In der heiligen Stadt angelangt, nehmen sie die durch ihre rituellen Vorschriften genau geregelten gottesdienstlichen Verrichtungen vor. Dieselben bestehen 1. in dem siebenmaligen Rundgang um die Kaaba, 2. einer Art Wettlauf zwischen Safa und Merwa, 3. dem „Aufenthalt" in der Ebene Arafet, 4. der Prozession ins Tal Mina, wo ein Opfertier geschlachtet und sieben Steine nach dem Grabe des Teufels Iblis geworfen werden müssen, 5. in dem Küssen des schwarzen Steines und 6. in dem Trunk aus der Quelle Ziemziem.

Die Geschicke der Stadt des Propheten lenkt ein direkter Nachkomme desselben, der Groß-Scherif, dessen Person Gegenstand der höchsten Verehrung von seiten der Pilger ist. Er bemüht sich aber auch mit allen Kräften, bei den „Gläubigen" den gehörigen Eindruck von seiner Allmacht zu erwecken. Eines der Mittel, denen er sich hierzu gewöhnlich bedient, ist folgendes: Vor jeder Zeremonie ist es in Mekka Brauch, einen Kanonenschuß abzu-

[1]) Eigentlich besteht es aus zwei Gewändern, von denen das eine wie ein Schurz um die Lenden geschlagen, das andere um die Schultern geworfen wird. Anm. d. Uebersetzers.

feuern, was bei den Arabern als Zeichen der Macht gilt. Nun führen Polizisten vor den Groß-Scherif Personen, die des Ungehorsams gegen seine Befehle angeklagt sind. Diese werden geknebelt und an die Räder einer Lafette gebunden. Geht dann der Schuß los, so prallt das Geschütz zurück und der arme Sünder dreht sich ein- oder zweimal um sich selbst. Er spielt dann für einige Augenblicke den Toten, dann — steckt er vom Groß-Scherif ein gutes Trinkgeld ein und führt einige Tage später dieselbe Komödie wieder auf. Aber die Urteilsvollstreckung hat ihren Eindruck auf die Menge nicht verfehlt. Der Groß-Scherif erhält 400,000 Francs Jahresgehalt von der türkischen Regierung, verschafft allerdings auch seinerseits dieser Regierung durch die Pilgerzüge jährlich im Durchschnitt 7 Millionen, denn er ist vor allem der Großagent für Pilgerzüge.

18 Tage nach ihrem Aufbruch von Dschedda kamen die Pilger am 27. und 28. Februar von Mekka wieder in Dschedda an. Bevor ihnen das Betreten der Stadt erlaubt wird, müssen sie sich auf Anordnung des Gesundheitsamtes einer ärztlichen Visitation unterziehen. Dieselbe findet in einem Gebäude von rudimentärster Ausführung statt, das unter dem Namen des Lazaretts „Am Mekkator" bekannt und nahe dem Burgfrieden an der Straße nach Mekka gelegen ist. Beim Auszug der Pilger dient dasselbe als Kaffeeschenke und verwandelt sich bei ihrer Rückkehr in ein Lager von Sterbenden.

Die Karawanen treffen bei Sonnenaufgang ein. Die Kamele werden angehalten und die Palankine untersucht. Die Toten, die gefunden werden, streckt man auf der Erde aus, und die Dolmetscher der verschiedenen Konsulate haben Mühe, die zu ihrem Ressort gehörigen Leichen zu rekognoszieren. Darauf schreitet man sofort zu ihrer Beerdigung. Die Kranken und Entkräfteten, die sich der Aufmerksamkeit der an der Barriere aufgestellten Wächter nicht entziehen konnten, werden an der Mauer des arabischen Kaffeehauses niedergelegt und dann in den Schuppen geschafft. Der Anblick dieser Unglücklichen, wie sie röchelnd auf dem bloßen Boden liegen, ist erschütternd. Mehrere bieten ihre letzte Kraft auf, um ihre Leiden und Schmerzen vor den Wächtern zu verbergen, da sie das ihnen im anderen Fall bevorstehende Schicksal wohl kennen. Für die Aerzte des Gesundheitsamtes in Dschedda gibt es nur eine Krankheit, „die Cholera", während die meisten nur erschöpft und geschwächt sind von den Entbehrungen aller Art, denen sie ausgesetzt waren.

Endlich sind die Pilger wieder in den Mauern Dschеddas. Dort werden sie nun noch bis zum 5. März zurückgehalten, den Ausbeutungen durch die Einwohner preisgegeben, denen sich diese nun um so intensiver hingeben, als ihnen die Beute nun bald entschlüpfen wird. Besonders sind es jetzt zwei reiche italienische Agenten Rini und Galimberti, die nunmehr in Aktion treten. Diese betrachten die Passagiere der an der Reede liegenden Schiffe geradezu als Einsatz im Spiel, den es zu gewinnen gilt; sie organisieren, wie der Franzose sagt, „la poule des navires", „das Spiel mit den Schiffen": sie erhöhen die Preise für die Beförderung nach Yambo und Medina nach Belieben und verschieben die Abreise immer wieder. Dabei kommen allerdings alle — mit einziger Ausnahme der Pilger — auf ihre Rechnung, und die Schiffskommandanten, die an diesem „Spiel" der beiden Courtiers beteiligt sind, haben ihnen großmütig den Titel „Könige der Pilgerzüge" verkannt. — Uebrigens gestehen gewisse Geschäftsleute von Dschedda ganz offen zu, daß, da das Hedschas ein unfruchtbares Land ist, das nichts produziert, seine Bewohner gezwungen sind, von der Leichtgläubigkeit der Pilger zu leben.

Am 4. März, aufs äußerste erbittert über die Verzögerung der Abfahrt des Schiffes, drohen die Algerier zu revoltieren. Am 5. lichtet dann die Amerika auch die Anker und macht sich auf den Weg nach Yambo, das in kurzer Zeit erreicht ist.

Die Bevölkerung von Yambo, der Hafenstadt von Medina, ist im höchsten Grade fanatisch, und ein Christ, der außer der Zeit der Pilgerzüge dort zu landen wagte, wäre unfehlbar dem Tode geweiht. Wie in Dschedda, werden auch hier die Pilger vom ersten Augenblick ihrer Landung an von ihren Glaubensgenossen ausgesaugt. 30,000 Kamele treffen aus allen Richtungen des Horizonts ein und sammeln sich unter den Mauern Yambos.

Während sich die Pilger in Erwartung des Signals zum Aufbruch nach Medina in Yambo herumtreiben, haben wir Gelegenheit, dem Eintreffen des Mahmal beizuwohnen, des heiligen Teppichs, der samt einer ansehnlichen Geldsumme jährlich von der ägyptischen Regierung der Stadt Medina zum Geschenk gemacht wird. Der Mahmal wird unter großem Pomp auf einem eigens hierfür gecharterten englischen Dampfer von Suez nach Yambo geschafft, eskortiert von zwei Kompagnien ägyptischer Infanterie, einer Eskadron Kavallerie und zwei Kanonen, was übrigens kein Hindernis war, daß der Mahmal im letzten Jahre zwischen Alexandrien und Suez gestohlen wurde. Unter einer Salve von 21 Kanonenschüssen wird der heilige Teppich ans Land geschafft, am Kai salutiert von einer türkischen Wache, deren Unsauberkeit einen auffälligen Gegensatz zu der properen Erscheinung der ägyptischen Truppen bildet.

Endlich brechen die Pilger nach Medina auf, das von Yambo 230 Kilometer landeinwärts liegt und in vier Etappen (Biarcheir, Birsaid, Amrha und Birabbas) erreicht wird. Das Gebiet zwischen den beiden Städten ist in der Gewalt zweier räuberischer Beduinenstämme, welche die Pilger brandschatzen und diejenigen, welche sich von den Karawanen entfernen, angreifen und niedermachen. Wahre Schlachten werden jedes Jahr zwischen den Beduinen und Pilgern geliefert. Aber letztere hüten sich wohl, nach ihrer Rückkehr von diesen Zwischenfällen zu erzählen: „Die Religion verbietet es ihnen."

Die Pilger, die schon vor ihrer Abreise nach Medina vier Tage in Yambo hatten bleiben müssen, werden nun nach ihrer Rückkehr nochmals vom 21. bis 28. März an diesem Ort zurückgehalten. Sie sind hier ohne Obdach, vielfach ohne Nahrung, da das Geld ausgegangen, von allem entblößt. Diese letzte Woche brauchen, wie es scheint, die beiden italienischen Unternehmer, denen wir in Yambo nochmals begegnen, dazu, um noch vollends auf ihre Rechnung zu kommen.

Am 28. März konnte die Amerika endlich Yambo verlassen — die Wallfahrt war zu Ende. — Am 30. März morgens gelangte man am Lazarett von Tor an. Es ist sehr komfortabel eingerichtet: Dusche-einrichtungen, Desinfektionsapparate, elektrisches Licht, Telephon, nichts fehlt. Das Personal zählt 22 männliche und zwei weibliche Doktoren. Die Pilger werden abgeteilt und in großen Zelten isoliert, die mit einem 5 Meter hohen Drahtgitter umgeben sind. Mittellose werden auf Kosten der ägyptischen Regierung verpflegt. Eine Ringbahn führt um das ganze Quarantänelager, von dem aus man ein großes griechisches Kloster und in weiter Ferne den Berg Sinai erblickt, und ermöglicht die rascheste Verbindung zwischen dem Landungsplatz und den einzelnen Gebäuden.

Nach einer dreitägigen Quarantäne erhalten die Pilger die Erlaubnis, wieder an Bord zu steigen, und am 2. April geht die Amerika wieder in See. Zehn Tage später erfolgt die Ausschiffung der neugebackenen Hadschi am Lazarett von Matifou in der Bai von Algier.

Erschöpft von den ausgestandenen Mühen und Beschwerden, nichts mehr ihr eigen nennend, in Lumpen gehüllt, die ihnen von ihren Burnussen noch geblieben, befinden sich die Pilger endlich wieder auf algerischem Boden. Viele sind in dem Grade entkräftet, daß man sie auf Karren in das Quarantänelager schaffen muß; aber ein dämonischer Glanz leuchtet aus ihren Blicken: sie sind Hadschi. Dieser Name allein ist Lohn genug für all die Entbehrungen, die sie während dreier Monate freiwillig auf sich genommen haben. Sie kehren nun wieder heim in ihre Dörfer, die Stirne umstrahlt von einem Heiligenschein, und werden die Hirten sein der ganzen großen Herde der Einfältigen im Geiste, über die ihnen von nun an ein ungeheurer Einfluß zu Gebote stehen wird. Und jahrelang wird die Erinnerung an die in Mekka verlebten Tage der Entzückung ihre mystischen Träume beherrschen; ganze Nächte werden sie in ihrem Nomadenleben dahinwandeln unter den Sternen, immer das eine große Bild vor Augen, die geheimnisvolle Stadt, der anzugehören sie eine Stunde ihres Lebens das Glück hatten.

Amberg. Robert Reidhardt.

Bücher und Zeitschriften.

Der eigene Ton. Roman. Von Georg Reicke. Verlag von Egon Fleischel u. Co., Berlin W. 35. 1907.

Die Tatsache, daß unbekümmert um der Zeiten, der Moden wechselnde Strömungen Dichter sich immer wieder gedrängt fühlen, ihr ganzes Können im Schatten eines Jugendromans — fast stets des eigenen — zu entfalten, kann im Grunde der Dinge nicht wundernehmen. Das Wort des alten Vischer: „Das Moralische versteht sich doch immer von selbst," darf mit gleicher Berechtigung auf das „Subjektive" angewendet werden; auch das „Subjektive" versteht sich immer von selbst. Wenn schon das Denken der Menschheit als Ganzes ein egozentrisches ist — um wieviel mehr erst das Empfinden seiner eigenartigsten Spezies, der Dichter! Für sie, denen die nach innen gehende Analyse der Seele meist mehr gilt als die äußerliche Schilderung realer Dinge, liegt es nahe genug, den Blick auf das Ich als Objekt zu richten und gleichsam ab ovo die Entwicklung der eigenen geistigen Person zu untersuchen, ihr von den ersten Anfängen an als künstlerischer Begleiter bis zu einem Lebensabschnitt zu folgen, der als entscheidender Wendepunkt für den weiteren Werdegang des Individuums gelten darf. So war es in früheren Zeiten, so ist es noch heute. Heute (in einer Periode des Rückschlags gegen die naturalistische Bewegung) vielleicht mehr denn je. Beweis hierfür die relativ und absolut große Zahl weitausgesponnener Erziehungs- und Jugendromane, die die begabtesten der jüngeren Autoren — Hesse, Strauß, Mann, Rosner — gerade in den letzten Jahren geschaffen. Zu ihnen gesellt sich nun Reicke mit seinem Roman: „Der eigene Ton." Ein eigentümliches Buch — das Buch eines kontemplativen, sehr zart empfindenden, doch gestählten und kraftvollen Menschen. Eines Menschen, der das Leben, seine gerade Heerstraße, seine Nebenwege und Sackgassen kennt. Milde, vieles verstehende, alles verzeihende Auffassung spricht aus der Art, in der der Dichter des Toren langes Irren, des Weisen spätes Erkennen zeigt. Nicht alles an diesem Buche gefällt, kann gefallen — aber ein großer Vorzug eignet gerade ihm zu, der es von den Tausenden und aber Tausenden jener Bücher unterscheidet, die Jahr für Jahr nur auftauchen, um spurlos wieder zu verschwinden: daß durch die Seele eines jeden, der seinen Schönheiten mit aufmerksamem Ohre zu lauschen versteht, ein durchaus eigener Ton klingt, der lange noch nachzittert, wenn schon das Buch den Händen entglitten, des Dichters Wort verklungen ist. . . .

Wien Alfred Neumann.

Bekenntnisse eines jungen Mannes, Novellen. Von Selma Erdmann-Jesnitzer. Berlin. Egon Fleischel u. Cie.

Ein junger Kaufmann, der durchs Leben tänzelt und sich auf Kosten seines rätselhaft gutmütigen Bruders amüsiert, gewinnt Herz und Hand einer sehr hübschen, klugen und reichen Schwedin. Was diese veranlaßt, den Stutzer liebenswert zu finden, ist mir nicht recht klar geworden. Im Zusammenleben mit seiner Frau und gar als Vater eines Buben, der bei seiner Geburt sage und schreibe acht Pfund wiegt, geht dem jungen Ehemann ein Licht auf, daß er all die Zeit her nichts anderes als ein Pflastertreter und Tagedieb gewesen ist. Reumütig gelobt er seinem Bruder Besserung. Wer von den „Bekenntnissen" dieses jungen Mannes allerlei Indiskretionen, Geständnisse großer und kleiner Sünden erwartet, erfährt eine Enttäuschung. Nichts dergleichen wird laut, und jeder Backfisch darf die Harmlosigkeit genießen.

Der ersten Novelle folgt eine Theatergeschichte („Das Lied ist aus"), die ich schon unzähligemal gelesen habe. Da ist der schöne Heldentenor, der zu der reichen Kommerzienrätin unerlaubte Beziehungen unterhält, da ist der Trottel von Ehemann, der nichts merkt oder nichts merken will, da fehlt auch nicht die kleine Choristin, die den Sänger hoffnungslos liebt. Man kommt aus der Aufregung nicht heraus und atmet erst auf, da einem der Tod des Helden — er heißt Carlos Cheauffa — die Gewißheit gibt, daß er auf dieser besten aller Welten fernerhin kein Unheil mehr anrichten wird. Einige stilistische Unmöglichkeiten in dieser Novelle seien hier angeführt. „Der gute Ehemann stiefelt höchst eigenbeinig vor das Theater" (S. 54), „Die Ballustrade führte in modernen, schwunghaften Linien kaum bis zur halben Höhe von unten auf" (S. 54). Den Lohengrin nennt die Verfasserin „einen Ritter aus jener romantisch-romanischen Zeit" (S. 65).

Den Beschluß des Buches bildet die Erzählung „Eine gerettete Seele", die sich sehr vorteilhaft von den vorausgehenden Nichtigkeiten unterscheidet. Hier spielt sich in engem Rahmen wirklich ein Drama ab. Man sieht Menschen vor sich, an die man glauben kann, deren Schicksal einem ans Herz greift. Um dieser einen Novelle willen empfehle ich das Buch.

Gießen. Alfred Bock.

Körperkultur des Weibes. Von Beß M. Mesendieck. München 1906, F. Bruckmann.

Die Schönheit der Frauengestalt. Von Deb. Primrose und Marg. N. Zepler. München, J. F. Schreiber.

Japanische Gymnastik für Knaben und Mädchen. Von H. Irving Hancock. Stuttgart 1906, Julius Hoffmann.

Drei neu erschienene Werke, in denen der Wert der Gymnastik für die Gesundheit besprochen wird. Das erstgenannte bringt auf einer großen Reihe von Tafeln vorzüglich gelungene Aktstudien, denen wir entnehmen, wie fehlerhafte Haltung entsteht und wie sie beseitigt wird. Besser als durch langatmige Auseinandersetzungen wird hier der gewünschte Zweck erreicht. Der einleitende Teil beweist, daß der Kulturmensch sich immer mehr von der Natur entfernt, und sucht „das nichtärztliche Einzelindividuum" zum Nachdenken über Zweck, Aufbau, Anordnung und Zweckmäßigkeit seines physischen Ichs anzuregen.

Das zweitgenannte Werk zeigt die gymnastischen Uebungen am bekleideten Körper und ist deshalb sehr zu empfehlen, weil die Autorinnen einen systematischen Uebungsplan aufgestellt haben. Manche dieser Uebungen mag denen überflüssig erscheinen, welche die Zimmergymnastik von Schreber oder die Hausgymnastik von Angerstein und Eckler kennen; diese werden aber, wenn auch mit Unrecht, noch mehr an dem letzten der drei Werke auszusetzen haben.

Hancock schildert, gleichfalls an der Hand sehr guter Abbildungen, das vielgenannte japanische Jiu-Jitsu-System. Der Autor ist ein Schüler der berühmten japanischen Lehrer Matsuda, Yako und Inoue. Er ist der Ansicht, daß die großen Erfolge der Japaner darauf zurückzuführen sind, daß jeder Soldat, Matrose und Polizist den Jiu-Jitsu-Kurs durchmachen muß. Wenn man auch dem Autor nicht in allem beipflichten kann, so muß man doch anerkennen, daß er uns mit einer von unserem Turnen himmelweit verschiedenen Gymnastikmethode vertraut gemacht hat.

Die drei Werke ergänzen sich gegenseitig und sind allen denen zu empfehlen, die in der Körperpflege ein Gegengewicht gegen die bekannten Schädigungen unserer Nerven erblicken.

München. F. C. Müller.

* **Lexikon der gesamten Technik und ihrer Hilfswissenschaften.** Im Verein mit Fachgenossen herausgegeben von Otto Lueger. 2. vollständig neu bearbeitete Auflage. 4. Band: Feuerungsanlagen bis Haustelegraphen. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt.

Auf acht Bände ist das großartige Werk angelegt. Die Hälfte ist also nun erschienen und man ist veranlaßt, einen kritischen Rückblick auf das bereits Geleistete zu werfen. Mit der ersten Auflage verglichen, ist zunächst die starke Umarbeitung fast aller größeren Artikel und ihre bedeutende Vermehrung festzustellen, wie auch die Abbildungen und Konstruktionszeichnungen wohl um manches Hundert vermehrt wurden. Im höchsten Maße anzuerkennen ist die klare und saubere Wiedergabe der in allen

Artikeln gleich vorzüglichen, stets auf Veranschaulichung des Wesentlichen abzielenden und oft sehr glücklich schematisierenden Zeichnungen und sonstigen Bilder. Wendet sich das Werk auch zunächst an den in den technischen Wissenschaften Bewanderten, so machen es gerade die so beredten Illustrationen und Skizzen auch den gebildeten Laien möglich, die umfassende Enzyklopädie der gesamten Technik mit Nutzen und Freude über die reiche Belehrung, die sie dem ernsten Leser bietet, zu Rate zu ziehen. Vor allem aber findet der Techniker oder wen auch immer sein Beruf zur exakten Orientierung über theoretische wie praktische Fragen aus technischen Gebieten nötigt, eingehende Belehrung bei zuverlässigster Benützung auch der neuesten Literatur und er wird es auch dankbar begrüßen, daß ein Literaturnachweis am Ende jedes Artikels ihm die weitere Beschäftigung mit der ihn interessierenden Frage erleichtert. Für den wissenschaftlichen Wert der einzelnen Artikel wie für die gewissenhafte Berücksichtigung der einschlägigen Literatur bürgen die Namen der Mitarbeiter, die an der Spitze des ersten Bandes bekannt gegeben wurden und ihre Beiträge einzeln zeichnen.

Aus der großen Fülle des interessanten Materials, das der vierte Band vereinigt, möge auf einige für jedermann lehrreiche Artikel besonders aufmerksam gemacht werden. So beginnt der Band mit einem umfassenden Ueberblick über sämtliche in Gebrauch befindliche Feuerungsanlagen, zunächst die Feuerungen für stückige Brennstoffe, dann für staubförmige, für flüssige und gasförmige behandelnd, wobei die verschiedenen Typen der Anlagen durch leicht überschaubare, klare Skizzen anschaulich gemacht sind; auch die Feuerungen für rauchfreie Verbrennung sind berücksichtigt und ein besonderer Abschnitt ist der Frage der Kontrolle der Feuerungsanlagen gewidmet. Mit gleicher Gründlichkeit und in gleich einfach systematischer Anordnung wird über die Anlageprinzipien der Gasfabriken, über das praktisch so wichtige Thema der Gebirgsflußregulierung oder über Gestütsanlagen, Gewölbekonstruktionen, Glasarten und -Herstellungsverfahren gehandelt. In knapper Kürze, aber auch dem Laien zugänglicher Darstellung wird über Gebirgsbahnen unterrichtet, ausführlicher über die mannigfachen Methoden der Geschütz- und Gewehr-Fabrikation, auch die Geschützarmierung der Kriegsschiffe wird eingehend erläutert. Von besonderem fachlichen Interesse sind die Artikel über Fräsen, mit 76 Abbildungen, und über Fräsmaschinen, den 125 Skizzen und Zeichnungen und photographische Wiedergaben illustrieren; ferner über Gewinde, Gewindeherstellung usw., über Gelenkträger, Geschoßtreibmittel, Grubenausbau, Grubenbahnen und -Förderung, Gußeisenprüfung. Der Artikel Hängebrücken gestattet trotz aller Mathematik und wissenschaftlichen Gründlichkeit an der Hand der Illustrationen auch dem Laien die Einsicht in dies schwierige Feld. Der letzte Artikel schließlich wird auch jedermann fesseln, denn er behandelt die Haustelegraphen, zu denen ja in erster Linie das allen bekannte und unentbehrliche Telephon gehört.

So kann man in der Tat nur mit Stolz auf dieses großartige Werk deutscher Enzyklopädik blicken, dem das Ausland nichts Aehnliches an die Seite zu stellen hat und mit dem auch in Deutschland, was wissenschaftliche Gründlichkeit und Fülle wie Darstellungsart des gewaltigen Stoffes betrifft, kaum ein anderes Unternehmen verglichen werden kann. Die Ausstattung ist, was Papier, Druck und Einband anlangt, gleich vorzüglich und übertrifft sogar die unserer großen Konversationslexika. Jeder Band ist etwa 800 Seiten stark und kostet in Halbfranz gebunden 30 M. Ein großer Absatz möge die großen Anstrengungen lohnen.

Allgemeine Rundschau.

Die römische Messingindustrie in Stolberg.

γ. Die Untersuchungen über das antike Kunstgewerbe, die früher nur ein oft verachtetes Anhängsel der Monumentenforschung waren, haben sich erst in der jüngsten Zeit selbständig gemacht und stehen nun in blühender Entwicklung. Einen besonderen Zweig hatte Dr. G. Willers herausgegriffen, als er vor einigen Jahren die jetzt in Hannover befindlichen Bronze-Eimer von Hannover in einem gründlichen, prächtig ausgestatteten Werke schilderte. Es sind große, bauchige Metallgefäße, an ihrem Außenrand mit verschiedenen Zierbändern versehen; sie dienten als Gerät bei der Herrschaftstafel und kamen mit dem Wein durch römische Händler in das Innere Germaniens.

Nun ist Dr. Willers, der inzwischen nach Bonn gezogen war, dem Gegenstand weiter nachgegangen, machte große Reisen in den Rheinlanden, Frankreich, Belgien, Holland usw. und kam dadurch zu einer Entdeckung, die für die Geschichte der deutschen Industrie von großer Wichtigkeit ist. Er stellte zunächst fest, daß die große, blühende Bronze-Industrie von Capua, wie auch die bekannten Topfwarenwerke von Arretium, eine starke Ausfuhr nach den nördlichen Ländern hatten. Das zeigt sowohl die Technik vieler Stücke als noch mehr der oft vorhandene Fabrikantenstempel. Stücke des P. Cipius Polybius z. B., der nach Ausweis der Inschriften zu den capuanischen Familien gehörte, lassen sich neunmal in Pompeji, viermal in dem übrigen Italien und der Schweiz, je einmal bei Wellingen im Bezirk Trier, im Lager von Neuß und bei Gellep in der Umgegend von Neuß feststellen, sie verbreiten sich sogar bis nach England, Dänemark und Pommern.

Aber wie die arretinische Topfware im Norden seit den flavischen Kaisern durch die keramische Industrie des Arvernerlandes eingeengt und bald ganz verdrängt wurde, so hat auch die Bronzeausfuhr im Norden einen gefährlichen Gegner erhalten. Vergleicht man nämlich die Fundstücke, so merkt man, daß später an Stelle der edleren, noch von griechischem Kunstgeist angehauchten Capuaner Ware andere Formen treten, daß die Zylinderform der Eimer sich in eine Glocke verändert und auch Henkel und Fuß Wandlungen erfahren. Auffälliger noch ist die Veränderung des Metallgehaltes. Die italischen Stücke weisen durchweg 77 Prozent Kupfer, 16 Prozent Zinn und 7 Prozent Blei auf, während die jüngere Arbeit 77½ Prozent Kupfer, 17½ Prozent Zink und 5 Prozent Zinn enthält, wodurch an die Stelle der braunen Bronzefarbe ein messingähnliches Aussehen tritt.

Das Zink aber weist auf nordische Herkunft. Dr. Willers erinnert daran, daß der ältere Plinius, der eine Zeit lang Reiteroberst in Xanten am Niederrhein gewesen war, in seiner Naturgeschichte von einem Zinkfunde im römischen Germanien erzählt. Damit kann er die reichen Zinklager des Maastales nicht gemeint haben, denn in den dortigen Bergwerken ist nichts Römisches gefunden worden, auch weisen die Museen der Gegend kein messingähnliches Stück unter ihren Antiken auf. Anders steht es mit der Zinkgrube bei Stolberg, zwischen Aachen und Düren. Hier sind, und zwar bei Gressenich, dem Hauptort der dortigen Galmeilager, schon vor alters zahlreiche römische Reste gefunden worden, man grub sogar eine Reihe von Grabstätten aus, die wegen ihres ärmlichen Inhalts wohl den Bergleuten angehört haben, und da nun auch in der Nähe bei Vettweis ein den bekannten keltischen Matronen gesetzter Stein ausgegraben wurde, der im Relief einen mit Birnen gefüllten Eimer zeigt, der genau dieselben Formen hat, wie die in Frage stehenden Stücke, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß hier der Mittelpunkt der römisch-germanischen Bronze-Industrie gewesen ist. In Gressenich ward das Zink gewonnen, auf dem Landwege wurde das Kupfer bezogen (noch im Jahre 1774 bezog die Stolberger Messingindustrie für 537,000 Taler Kupfer aus Norwegen), dann geschah die Zusammenschmelzung, die Verarbeitung und der Vertrieb des Stoffes. Jener Grabstein von Vettweis gehört einem Messingfabrikanten an, der es sicher zu großem Wohlstand gebracht hat.

Diese Untersuchung hat Dr. Willers am 2. November des vergangenen Jahres in seiner archäologischen Antrittsvorlesung an der Universität Bonn vorgelegt. Er wird ohne Zweifel bald weitere Entdeckungen zu berichten haben.

Behandlung des endemischen Kretinismus.

Dr. N. Durch die unliebsamen Folgen der vollständigen Extirpation der Schilddrüse bei Fällen von Kropf ich doch ein sehr erfreuliches Resultat gezeitigt worden. Man hat nicht nur gelernt, daß die entstehende Krankheit, das Myxödem durch Verabreichung von Schilddrüsensubstanz geheilt werden kann, sondern man ist auch wegen der Aehnlichkeit vieler Erscheinungen darauf gekommen, den Kretinismus als eine auf Schilddrüsenmangel beruhende Krankheit zu erkennen. Die Experimente an jungen Tieren ergaben dann, daß tatsächlich die frühzeitige Herausnahme der Schilddrüse das charakteristische Zurückbleiben im Wachstum der Knochen und andererseits übermäßige Entwicklung des Fettes und der Weichteile zur Folge hat, wie wir das beim endemischen Kretinismus sehen. Die konsequente Idee war es dann, bei Kretins Schilddrüsensubstanz zu verabreichen, wenn man sich gleich bei längerem Bestehen nicht viel Erfolg versprach. Es ließen sich aber auch bei veralteten Fällen noch überraschend gute Resultate erzielen.

So macht Professor Wagner von Jaureg in seinem zweiten Bericht in den Wiener klinischen Nachrichten über die Behandlung des endemischen Kretinismus mit Schilddrüsensubstanz Mitteilung über günstige Erfolge auch noch in vorgeschrittenem Alter. Seine Beobachtungen erstrecken sich auf Kretins bis zum Alter von 27 Jahren. Der Erfolg ist freilich um so besser, je früher mit der Behandlung begonnen wird. In den leichteren Fällen, in denen keine beträchtlichen Schädigungen des Gehörgangs vorhanden sind, kann sogar eine volle Heilung erzielt

werden, wenn mit der Behandlung frühzeitig, zwischen dem zweiten und dritten Lebensjahre, begonnen wird. Der Erfolg ist dann, im Gegensatz zu der operativ herausgenommenen Schilddrüse, ein dauernder, d. h., er bleibt auch noch bestehen, wenn längere Behandlung erfolgt, dann aber die Zufuhr der Schilddrüsensubstanz eingestellt wird. Dagegen war bei Fällen von angeborenem Kretinismus ein voller Heilerfolg nicht zu erzielen, auch beim Einsetzen einer Behandlung im Alter von 3—4 Jahren. Ob in solchen Fällen ein noch früherer Beginn der Behandlung zu einem vollen Erfolge führen wird, kann noch nicht entschieden werden. Das widerspenstigste Symptom ist die auf Mittelohr- oder Labyrinterkrankung beruhende Schwerhörigkeit. Jedenfalls sind auch da die Aussichten am besten, je früher mit der Behandlung begonnen wird. Das erfordert aber eine frühe Erkennung des Leidens, die hinwiederum sehr schwierig ist. Denn schon für den Arzt sind die Anzeichen eines beginnenden Kretinismus nicht immer leicht festzustellen. Der Arzt aber wird im Beginn so gut wie nie zugezogen. Es handelt sich also darum, die Eltern zur Erkennung anzuregen und zu befähigen. Das ist natürlich schwer. Aber die Tatsachen haben gezeigt, daß die Erfolge bei der Behandlung in den befallenen Gegenden die Eltern schon so weit gebracht haben, daß nicht mehr, wie im Beginn, nur schulpflichtige Kinder gebracht wurden, sondern allmählich jüngere, ja zuletzt schon 2—3jährige. Es besteht daher für die Zukunft Hoffnung auf noch bessere Erfolge.

Kleinere Mitteilungen.

* **Eine neue Monatsschrift in flämischer Sprache** erscheint seit Beginn dieses Jahres in Ostende unter der Leitung von Professor van den Weghe. Sie führt den Titel Onze Stam (Unser Stamm) und ist den germanischen Sprachen, der Weltliteratur, dem Handel und den schönen Künsten gewidmet. Auch in dieser flämischen Zeitschrift, wie in den meisten anderen, weht ein durchaus deutschfreundlicher Geist, was man schon daraus erkennen kann, daß das Eröffnungsgedicht von Johann Kesler einfach eine für niederländische Verhältnisse zugestutzte Uebersetzung von „Deutschland, Deutschland über alles" ist. Um zu zeigen, wie leicht man das Flämische verstehen und auch erlernen kann, setzen wir den ersten Vers dieses Gedichtes hierher:

Neerland, Neerland boven alles, boven alles op deze aard,
Wen het immer bouw en trouwe, pal staat broederlijk vergaard,
Van de Maas tot aan den Rekker, voor de kleuren ons zoo waard.
Neerland, Neerland boven alles, boven alles op deze aard!

s. **Dolmen und Grabhügel im ältesten Japan.** Im Londoner „Anthropological Institute" sprach Professor W. Gowland am 22. Januar über die Dolmen und Begräbnishügel oder -Wälle der ältesten Kaiser von Japan. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Japaner die Sitte, Hügel über den Gräbern aufzutürmen, von den Chinesen übernahmen, da man in China einen Grabhügel bereits aus dem Jahre 1848 v. Chr. datieren kann. Ueber die ursprünglichsten japanischen Grabhügel ist nichts bekannt; die späteren sind alle von ziemlicher bis zu bedeutender Größe und enthalten unbedingt einen Sarkophag oder auch einen Dolmen, d. h. eine Grabkammer mit Wänden von großen, dicken, auf die Kante gestellten Steinen, die vom Boden bis an die Decke reichen und auf der inneren Seite glatt, aber auf der äußeren gewöhnlich uneben sind. Solcher Dolmen hat Professor Gowland selbst über 400 in Japan untersucht.

Da diese Dolmen sich meist nächst der Küste oder im unteren Stromgebiet großer Flüsse befinden, so läßt sich darauf schließen, daß zurzeit ihrer Errichtung die Japaner nur diese Gebiete okkupiert hatten, während die Ainus, als Ureinwohner, noch das übrige Land besaßen. So hat die Verteilung der früher kaiserlichen Grabhügel auch historische Bedeutung. Da sie sich ferner in vier Distrikten finden, so ist auch anzunehmen, daß damals eine Zentralregierung fehlte und daß vier verschiedene Stämme da wohnten, wo sich die großen kaiserlichen Grabwälle zeigen, die zwischen das 2. vorchristliche bis zum 5. und 6. nachchristlichen Jahrhundert zu datieren sind. Alle diese Kaisergräber sind gewaltige, terrassierte und gräbenumzogene Hügel, die in kombinierter viereckiger und runder Form angelegt sind und auf einer Seite eine konische Spitze tragen.

Auf jeder Terrasse läuft eine Reihe Terrakottaröhren (Hanîwa) in vertikaler Aufstellung ungefähr 1½ Fuß hoch herum, die man als Repräsentanten der Weiber, Diener usw. ansehen mag, die früher mit den Kaisern begraben wurden, die aber auch bloß dekorativ sein können. Diese Sitte hatte nämlich bis in das 2. vorchristliche Jahrhundert bestanden, bis durch kaiserliches Dekret Terrakottafiguren den Menschenopfern substituiert wurden. Von diesen Terrakottafiguren laufen viele in Röhrenform wie die obengenannten „Hanîwa" aus. In den Zentralprovinzen finden sich die gewaltigsten kaiserlichen Grabhügel, von denen einer 2000 Fuß lang ist und 84 Acres Land bedeckt. Die eigentliche Bestattung war stets in der meist künstlichen, aber auch zuweilen unter Ausnützung einer natürlichen Erhöhung hergestellten konischen turmartigen Spitze.

* **Die 8. Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege** findet vom 21. bis 23. Mai 1907 in Karlsruhe statt. Das wissenschaftliche Programm lautet:

1. Inwieweit ist von pädagogischen, kulturellen, hygienischen und sozialen Gesichtspunkten aus eine einheitliche Gestaltung des höheren Schulwesens (Einheitsschule) möglich? — Medizin. Referent: Professor Dr. F. Hueppe, Direktor des hygienischen Instituts der deutschen Universität Prag; pädagog. Referenten: Direktor Dörr (Frankfurt a. M.) und Oberlehrer Dr. Gruhn (Berlin).

2. Das Abiturientenexamen in schulhygienischer und pädagogischer Beleuchtung. — Medizin. Referent: Dr. O. Dornblüth, Nervenarzt (Frankfurt a. M.); pädagog. Referent: Dr. Horn, Direktor der Humboldtschule (Frankfurt a. M.).

3. Rechte und Pflichten der städtischen Schulverwaltung bezüglich des gesamten Schulwesens, im Hinblick auf schulhygienische, besonders auch unterrichtshygienische Fragen. — Referenten: Professor Dr. F. A. Schmidt, Beigeordneter der Stadt Bonn a. Rh., und Assessor E. Sieberger, Beigeordneter a. D. (Bonn a. Rh.).

Die definitive Tagesordnung wird, wie der Vorstand des Vereins mitteilt, später versandt werden.

* **Der Deutsch-amerikanische Zentralbund** von Philadelphia hat, nach dem Berliner Tageblatt, im Vorjahre zum erstenmal den interessanten Versuch gemacht, durch Prämien an Schulkinder zu erhöhtem Eifer zur Erlernung der deutschen Sprache anzuspornen. Dieser Versuch scheint sich bewährt zu haben, denn aus der Stadt der Bruderliebe verlautet jetzt, daß der vorjährige Versuch, der auf Elementarschulen beschränkt war, nicht nur wiederholt, sondern auf Mittelschulen (sogenannte Hochschulen) ausgedehnt werden soll. Für diesen Zweck hat die Deutsche Gesellschaft von Pennsylvanien zwei Preise von je 50 Dollar gestiftet, während die besten deutschen Leistungen der die Elementarschule verlassenden, etwa vierzehn Jahre alten Kinder mit mehreren Prämien von je 5 bis 15 Dollar belohnt werden.

Hochschulnachrichten.

hc. **Darmstadt.** Der bisherige ordentliche Professor an der Technischen Hochschule zu Braunschweig Dr. Reinhold Müller wurde zum ordentlichen Professor für darstellende Geometrie an der hiesigen Technischen Hochschule mit Wirkung vom 1. April 1907 ab ernannt.

hc. **Kiel.** Professor Dr. Richard Fester, Ordinarius der mittleren und neuern Geschichte an der Erlanger Universität, hat einen Ruf in gleicher Eigenschaft an die hiesige Universität erhalten.

Die zweite Entstehung der Welt, das angebliche Paradies und die angebliche Sintflut. Von Johann Jedliczka, Kgl. Ungar. Sektions-Rat i. R. Preis 4 Mark, für Oesterreich 5 Kronen.

In diesem Werke strebt der Verfasser eine Läuterung der alttestamentlichen Lehren an, insbesondere versucht er zu beweisen, daß die Ueberlieferungen der alten Hebräer, die voller unsittlicher Erzählungen sind und mit der reinigenden Lehre des Christentums in entschiedenem Widerspruche stehen, nicht als Grundlagen des Christentums angesehen werden dürfen.

Verlag A. Hasert & Co., Borsdorf, Bezirk Leipzig. (22960)r

Die Lebensführung im hohen Alter.

Von Primararzt Dr. Josef Hermann.

Vierte Auflage. — Soeben erschienen! [22165]

Preis Mk. 1.50, elegant gebunden (Geschenkband) Mk. 2.—

Zu beziehen vom Verlag von Otto & Co., Leipzig-R. 70.

„Wer wünscht nicht alt zu sein, ohne zu leiden? Geben Sie Ihren betagten Eltern oder Grosseltern dieses gediegene Buch eines 85jährigen Greises in die Hand, sie werden darüber hocherfreut sein!"

Die Schrift enthält eine Fülle praktischer Lebenserfahrung und wird jedem älteren Herrn, jeder älteren Dame eine Herzensfreude bereiten. Sie ist den Augen alter Leute angepasst in grossen Lettern gedruckt.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Dienstag, 12. Februar. Nummer 36.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direktter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Dr. W. Olshausen in München.

Inhalt:

Der Raum. Von Professor Dr. Ludwig Goldschmidt (Gotha).

Die finanzielle Seite der Einberufung nach München. Dargestellt von Friedrich Stoiber (München).

Allgemeine Rundschau.

Adresse zum 90. Geburtstag der Witwe Hebbels. — Der Streit um Nietzsches Nachlaß.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Der Raum.

Ursprung und Wesen des Raumes verhüllen sich in Dunkelheit, obwohl dem naiven Blick Räumliches so leicht erkennbar scheint, so leicht, daß die Raumlehre schon dem Quartaner zugemutet wird. Tieferes Nachdenken erst stellt uns vor ein Rätsel, an dessen Lösung Jahrtausende verzagten. Was der Raum ist, sagte zwar ein alter Philosoph, weiß ich sehr wohl, er fügte aber bescheiden hinzu: ihr dürft mich nur nicht danach fragen. Er hatte also von dem geheimnisvollen Ding keinen deutlichen Begriff.

Welches Problem aber könnte vor dem Gesetze der Evolution beharren? Welches Rätsel erweist sich auf dem Vorwärtsmarsche der Menschheit zur Wahrheit als unlösbar? Und wir dürfen es verkünden: der Schleier ist endlich gelüpft. Versuche des physikalischen Laboratoriums der Columbia-Universität lösen die alten Streitfragen, der amerikanischen Wissenschaft zu dauerndem Ruhme, der Menschheit zum Segen.

Ihre Resultate sind doppelt wichtig. Müßige aprioriſche Spekulationen verschmähen sie; glänzend aber werden die empirischen Methoden einer erleuchteten Zeit gerechtfertigt. Wer könnte nunmehr noch leugnen, daß aller wahrhafte Fortschritt ihnen verdankt wird? Läuft uns Amerika in dieser Frage den Rang ab, so hat doch die deutsche Wissenschaft daran hervorragenden Anteil. Ihre psychologischen und physiologischen Forschungen werden als grundlegend nur bestätigt. So knüpfen Harmonie und Gemeinschaft im Streben nach Wahrheit und Klarheit ein unauflösliches Band zwischen den beiden Völkern, die sich durch Gedankenaustausch in lebendiger Form akademischer Eloquenz so herrlich ergänzen.

Mr. Hokinson, auf dem Festlande noch wenig bekannt, verdanken wir jene Bemühungen, deren erfreuliche Erfolge wir verkünden dürfen. Einige Vorbemerkungen sollen den Leser vorbereiten. Ihm mögen die epochemachenden physiologischen Untersuchungen nicht fremd sein, durch die von Cyon vor einigen Jahren einen sechsten Sinn im Ohrlabyrinthe bei Mensch und Tier erwiesen hat — den Raumsinn, durch den wir den Raum empfinden. Störungen des Raumorgans im Ohre führen zu ähnlichen Erscheinungen, wie sie als Farbenblindheit längst bekannt sind. Man kann jene nach einem Vorschlage als Raumtaubheit bezeichnen, hat aber davon die durch Alkohol hervorgerufenen, jedem Studenten wohlbekannten Erregungen des Raumorgans zu unterscheiden, die ebenfalls der Orientierung im Raume gewisse Schwierigkeiten bereiten. Alle diese beim erkennenden Subjekte festgestellten Tatsachen werden nunmehr durch jene Versuche ergänzt, die am Objekte, dem Raume selbst, von Mr. Hokinson vorgenommen worden sind. Vor allem wird durch sie bestätigt, was ohnedies plausibel scheint; daß der Raumsinn nur an ein Organ geknüpft sein kann, das in einer Höhlung sich befindet, so daß der Raum einzudringen vermag.

Es liegt daher der Gedanke nahe, daß das Organ im Ohre — die Natur weiß sich zu helfen — durch ein zweites in der Nasenhöhle ergänzt und vertreten wird. Der Organismus überhaupt paßt sich ja in jeder nur möglichen Weise, wie jüngst von Reinke ausgeführt worden ist, der Außenwelt an. Auch über jenen zweiten Punkt liegen nahezu beweisende Experimente vor, während die Mundhöhle, überhaupt alle an der Nahrungsaufnahme und dem Atmungsprozeß vorwiegend beteiligten Organe dank kluger Fürsorge der Natur, an der räumlichen Orientierung unbeteiligt erscheinen. Die sinnreichen Versuche, die mit Brieftauben angestellt worden sind, wollen wir zunächst kurz beschreiben. Wenn Ohr und Nasenöffnung mit einer feinen, undurchlässigen Membran verschlossen werden, so wird der Raum ziemlich vollständig an seiner Einwirkung verhindert. Die Brieftauben flattern dann wie trunken umher und können sich dem Fluge der anderen Tiere, die unbehindert sind, nicht anschließen; nur mit Mühe gelangen sie zu dem Schlage zurück. Ganz abweichend verhielten sich nun die Exemplare, bei denen nur das Ohr oder nur die Nase verklebt war. Ihr Flug erschien völlig frei; nur in der eingeschlagenen Richtung war ein Unterschied zu bemerken, sie flogen nicht in gerader Linie, sondern in Bogen. Interessant war dabei die Art der Ablenkung. Vögel ohne Nasenraum hielten sich im Bogen derselben Horizontalebene; die anderen blieben in derselben Vertikalebene mit dem Zuge. Jedenfalls folgt hieraus, daß die Raumorgane sich ergänzen und füreinander eintreten können; ferner, daß sie die verschiedenen Dimensionen selbst zu repräsentieren scheinen, so daß die Vermutung eines dritten Organs nahe liegt.

Wir wissen, daß sich die Anschauungen des kopernikanischen Weltsystems schon im Altertume nachweisen lassen. Sollten sich nicht auch von der neuen Entdeckung in früheren Zeiten Spuren finden? Auch hierfür scheint mehr als ein bloßer Anhalt vorzuliegen. Nach Plutarch fand sich auf Kreta eine Abbildung des Zeus ohne Ohren. Offenbar sollte damit angedeutet werden, daß der Vater der Götter und Menschen über den Raum erhaben ist, eine Erklärung,

die bisher niemand zu geben vermochte. — Heraklit behauptete, daß die Weltseele durch die Sinnesorgane in den Menschen eindringe. Dieses dunkle Wort erhellt sich, wenn angenommen wird, daß er unter der Weltseele als letztes Prinzip des Kosmos den Raum verstand.

Beim Menschen pflegen krankhafte Veränderungen im Ohr allein die räumliche Orientierung nicht zu stören; aber da es blinde Geometer zu allen Zeiten gegeben hat, so leuchtet doch so viel ein, daß die alte, namentlich von Kant vertretene Auffassung, wonach der Raum auf Anschauung beruht, nicht zu halten ist. Zweifellos haben Naturvölker die besondere Gabe räumlicher Orientierung hauptsächlich Ohr und Nase zu verdanken. Der Indianer legt das Ohr an einen Baum oder an die Erde, um zu ermitteln, aus welcher Richtung ihm Gefahr droht. Hunde finden sich trotz meilenweiter Entfernung zu ihrem alten Herrn zurück, wobei sie sich der Nase als eines Raumorganes und nicht, wie bisher angenommen wurde, nur des Geruches willen bedienen.

Niemand wird die eminente Bedeutung räumlicher Orientierung, die besonders im Kriege ausschlaggebend ist, in Abrede stellen. Diesem Umstande verdanken wir einen weitgehenden Plan, der für statistische Feststellungen Sorge tragen will. Zunächst soll eine Umfrage in den Schulen Aufklärung darüber verbreiten, in welchem Grade ohr- und nasenleidende Schüler in den geometrischen Leistungen behindert sind, damit eine besondere Pflege von Nase und Ohr Abhilfe zu schaffen vermag. Bei Ballonfahrten soll ferner ermittelt werden, inwiefern die Einwirkungen auf Ohr und Nase von der in höheren Luftschichten abgeänderten Natur des Raumes abhängt.

So interessant und wichtig nun die oben behandelten Tatsachen bei raumempfindenen Subjekten sind, so werden sie doch durch die ergänzenden Untersuchungen Mr. Hokinsons in den Schatten gestellt, weil er sie am Objekte selbst, am Raume, vornahm. Das Problem löste sich ihm durch die Luftpumpe, deren Vakuum über die physikalischen und chemischen Eigenschaften des Raumes auch früheren Forschern Aufschlüsse versprach. Seit Otto v. Guericke sind aber alle Anstrengungen an einem für den Rezipienten brauchbaren Materiale, das bisher aus Glas bestand, gescheitert. Mr. Hokinson ist es dagegen durch eigenartige chemische Behandlung gelungen, einen glasartigen Stoff zu erweichen, ohne daß dabei Dichtigkeit und Durchsichtigkeit eingebüßt wird. Der Leser wird sofort wissen, daß es sich um dasselbe Material handelt, das bei den Experimenten mit Brieftauben verwandt wird. Es glückte dem Forscher weiter, den sogenannten schädlichen Raum, der jeder Entleerung der Glocke Schranken setzt, aus seinem Apparate zu entfernen, worüber nähere Mitteilungen nicht gemacht werden können, da das Patentverfahren noch schwebt. Schon nach zehn Kolbenzügen konnte Hokinson die völlige Entweichung der Luft feststellen, so daß nur der reine Raum unvermischt im Rezipienten übrig blieb. Damit wäre an sich wenig gewonnen, wenn nicht die Veränderungsfähigkeit der Glasglocke, die durch chemische Imprägnierung sehr schnell in eine elastische Hülle verwandelt werden kann, gestattete, daß jener reine Raum durch eine feine Darmseite vom Apparate abgeschnürt werden kann. Es gelang ferner, den Raum etwa auf den 10millionsten Teil des ursprünglichen Volumens zu komprimieren, das sich aber bei Aufhebung des Drucks wiederherstellt, und zwar im Augenblick. Mit dem feinsten Chronometer ließ sich keine Dauer dieser Veränderung feststellen, woraus sich schließen läßt, daß bei Entleerung der Glocke nicht bloß die in ihr enthaltene Luft, sondern auch die Zeit vollständig entwichen ist. Die Zeit aus der Luft eben so rein wie den Raum darzustellen, ist leider bisher nicht gelungen.

Durch die Versuche ist also die Elastizität des Raumes zweifellos festgestellt. Elastizität gehört aber zu den Grundeigenschaften der Materie. Also ist damit die materielle Natur des Raumes einwandfrei bewiesen. Weiter läßt sich aus der Kugelform, die der Raum beim Abschnüren des Rezipienten erhält, sehr sicher folgern, daß die Raumatome, seine letzten nicht wahrnehmbaren Bestandteile, gewisse Formen ausschließen. Würfelförmige Atome z. B. würden in einer Kugel nicht zu lagern sein. Will man sich eine Vorstellung von ihnen machen, so trifft vielleicht die Honigwabe der Bienen das Richtige. Diese Tiere scheinen nicht ohne Grund einen ersten Rang als Raumkünstler einzunehmen.

Mr. Hokinson hat mit kleinen Raumkugeln — er nannte Hokium eine Kugel vom Durchmesser eines Millimeters — an lebenden Tieren Versuche gemacht, die sehr anschaulich die Wirkungsweise des komprimierten Raumes zeigen. Ein Kaninchen, das mit einem Hokium zugleich eine Flüssigkeit zur Auflösung der Hülle verschluckte, blähte sich zu einer Kugel auf und mußte getötet werden. Bei Eingabe mehrerer Raumpillen flog das Versuchstier wie ein Luftballon an die Zimmerdecke. Diese Ausdehnungsfähigkeit erklärt eine allgemein bekannte Tatsache auf einfachste Weise. Die größte Kugelfläche läßt sich, wie auch ihr Körper, durch eine noch so kleine Kugel abbilden. Jedem Punkte der größeren entspricht nach mathematischen Gesetzen ein Punkt der kleineren. Wie nunmehr einleuchtet, folgt das aus der nahezu absoluten Elastizität des reinen Raumes. So würde, vorausgesetzt einen Rezipienten von der Größe unserer Erde oder unseres Sonnensystems, der ganze Raum sich auf einen Punkt zusammendrücken lassen, der dennoch alle Punkte des ganzen Raumes in sich schließt. Im 18. Jahrhundert war diese Tatsache schon bekannt. De Luc, ein namhafter Naturforscher, behauptete, daß sich die ganze Welt in einer Nußschale abbilden lasse.

Wohlverstanden gilt jenes zunächst nur für den reinen Raum, der umgekehrt bei nachlassendem Druck von einem Punkte bis zu beliebiger Größe anwachsen kann. Somit ist auf streng physikalischer, empirischer Basis die Unendlichkeit des Raumes erklärt. Ebenso läßt sich die Kant-Laplacesche Welttheorie nach Mr. Hokinson verstehen. Bei jenen mannigfaltig differentiierten Experimenten zeigt sich, daß der Raum jene Eigenschaften immer besitzt, wenn er nur aus gasförmigen Körpern gewonnen war. Bei einer einzigen fest zu bestimmenden Mischung des reinen Raumes mit den Gasen zeigte auch das Gemisch völlige Expansionsfähigkeit. Damit scheint der Urzustand entdeckt, in dem das Weltsystem seine Entwicklung begann. Leider läßt sich dieser Zustand im Gemisch nur einen Moment aufrecht erhalten; Hokinson nennt ihn den kritischen, weil er eine Explosion des Gemisches herbeiführt. An allen Explosionen hat somit der Raum den Hauptanteil, wenn auch die Versuche noch nicht völlig zum Abschlusse gediehen sind. Auch die Luftschiffahrt hofft man mit Raumballons zu ihrer Vollendung zu führen. So viel steht aber fest, daß die Entdeckung namentlich für militärische Zwecke viele Anwendungen verheißt. Mr. Hokinson bringt durch seinen Versuch die Erfindung des Schießpulvers erst zum Verständnis, so daß sich wohl vertreten läßt, daß unsere Zeit mit ihrer sicheren empiristischen Methode und mit ihrer allgemeinen tieferen Einsicht das Pulver eigentlich erst erfunden hat.

Gotha. Ludwig Goldschmidt.

Die finanzielle Seite der Einberufung nach München.

Dargestellt von Friedrich Stoiber, München.

Groß ist alljährlich die Zahl der aus allen Kreisen Bayerns nach München berufenen Lehrer und jedenfalls noch erheblicher die Zahl der schlummernden Gesuche, die erst ihrer Erweckung harren. Ganz abgesehen von vielen dienstlichen und außerdienstlichen Vorzügen sowie familiären Vorteilen, ist es wohl nicht in letzter Linie die wirtschaftliche Seite, welche eine Uebersiedelung in die Großstadt wünschenswert erscheinen läßt. Was ist nun in dieser Hinsicht für den Neueinberufenen wissenswert?

Die Gehaltsverhältnisse des Münchener Volksschullehrerpersonals sind bekanntlich am 1. Januar 1906 neu geregelt worden. Die Abstufungen der Gehälter wurden in vielen Tageszeitungen und in den meisten Fachblättern registriert und sind daher vielleicht noch in vieler Erinnerung. Dessen ungeachtet seien sie hier doch an die Spitze gestellt, da sie einerseits für die Beteiligten zunächst von Interesse, andrerseits für die Ergebnisziffern der nachstehenden Berechnungen unerläßlich sind. Wenn den Ausführungen über den städtischen Pensionsverein und die Reliktenvereine ganz besonders breiter Raum zugemessen wurde, so geschah dies in wohlüberlegter Absicht. Denn die neuen Bestimmungen des städtischen Pensionsvereins sichern zwar nämlich den später Einberufenen beinahe dieselben Pensionen wie den in jüngeren Jahren Berufenen, zwingen sie aber andrerseits selbstverständlich zu ganz erheblichen Nachzahlungen, entsprechend ihrem höheren Lebens- und Dienstalter. Und was die Reliktenvereine anbetrifft, so ist aus den angeführten Beispielen leicht ersichtlich, daß sich in Zukunft für den Beitritt zum Münchener Reliktenverein nur mehr jüngere Herren werden entschließen können, während später Einberufene sich aus finanziellen Gründen für die Zugehörigkeit zum Kreis-Reliktenverein werden entscheiden müssen. Darüber ein vollständig klares Bild zu schaffen und jedem die Möglichkeit zu bieten, die auf ihn treffenden Verhältnisse für sich zurecht zu legen, das sei der Zweck der folgenden Darlegungen.

Bestimmungen über die Gehaltsverhältnisse.

A. Nichtständiges Lehrpersonal.

Männliches:		Weibliches:	
1. Hilfslehrer . .	Mk. 1320	1. Hilfslehrerinnen .	Mk. 1140
2. Verweser . . .	„ 1740	2. Schulverweserinnen	„ 1350

B. Ständiges Lehrpersonal.

Gehaltsstufe	für die Dienstjahre	1. Volksschullehrer Mk.	2. Volksschullehrerinnen Mk.
I	1—3	2400	1800
II	4—6	2640	1950
III	7—9	2880	2100
IV	10—12	3120	2250
V	13—15	3360	2400
VI	16—20	3600	2550
VII	21 25	3840	2700
VIII	26—30	4080	2850
IX	über 30	4320	3000

a) Die zweite Gehaltsstufe des unständigen Lehrpersonals erstreckt sich auf drei in München abgedienste Verweserjahre. Eine Anrechnung auswärts verbrachter Verweserzeit ist nicht ausgeschlossen, jedoch vom Beschlusse beider Kollegien abhängig.

b) Bei Berufung von definitiven Lehrkräften wird jeweils durch Beschlußfassung der beiden Gemeindekollegien bestimmt, in welche Gehaltsstufe die zu berufende Lehrkraft eingereiht wird. Bei dieser Beschlußfassung ist im allgemeinen maßgebend das Schulstatut vom 30. Dezember 1871, wonach fünf Jahre nach dem der erfolgreich bestandenen Anstellungsprüfung folgenden 1. Januar die Anrechnung des Definitivums beginnt.

c) Die Auszahlung der Jahresgehälter erfolgt in Monatsraten am 1. jeden Monats im voraus ohne Rücksicht auf die Diensteseigenschaft.

Anmerkung: Jede Lehrkraft ist zu 28 Wochenstunden verpflichtet. Da die 5. Knabenklasse 29 Wochenstunden aufweist und die VI. und VII. 30 Wochenstunden, so werden diese Ueberstunden extra honoriert, und zwar für den definitiven Lehrer mit 72 Mark, für den Verweser mit 48 Mark pro Stunde und Jahr. In den Mädchenklassen wird das Pflichtstundenmaß der Elementarlehrerinnen nicht überschritten.

Definitive Lehrer und ältere Verweser finden seitens der kgl. Lokalschulkommission bereitwilligstes Entgegenkommen, wenn sie an der gewerblichen Fortbildungsschule beschäftigt zu werden wünschen. Es treffen im Durchschnitt auf eine Lehrkraft drei Stunden, die mit je 96 Mark honoriert werden. Für Lehrerinnen und Verweserinnen trifft das gleiche hinsichtlich der Sonntags- und Mittwochsschulen zu. Dieser Unterricht wird für je 3 Stunden mit 150 Mark vergütet.

Bestimmungen über die Pensionsverhältnisse.

A. Lehrkräfte.

I. Verweser	65 %	aus Mk.	1740 =	Mk. 1131.—
Verweserinnen	65 %	aus „	1350 =	„ 877.50

II. Volksschullehrer:

I.	Gehaltsstufe	1—3	Dienstjahre	70 %	aus Mk. 2400 =	Mk. 1680
II.	„	4—6	„	70 %	„ „ 2640 =	„ 1848
III.	„	7	„	70 %	„ „ 2880 =	„ 2016
III.	„	8—9	„	80 %	„ „ 2880 =	„ 2304
IV.	„	10—12	„	80 %	„ „ 3120 =	„ 2496
V.	„	13—15	„	80 %	„ „ 3360 =	„ 2688
VI.	„	16—17	„	80 %	„ „ 3600 =	„ 2880
VI.	„	18—20	„	90 %	„ „ 3600 =	„ 3240
VII.	„	21—25	„	90 %	„ „ 3840 =	„ 3456
VIII.	„	26—30	„	90 %	„ „ 4080 =	„ 3672
IX.	„	31 32	„	90 %	„ „ 4320 =	„ 3888
IX.	„	33—37	„	95 %	„ „ 4320 =	„ 4104
IX.	„	vom 38.	„	100 %	„ „ 4320 =	„ 4320

Volksschullehrerinnen:

I.	Gehaltsstufe	1 - 3	Dienstjahre	70 %	aus Mk. 1800 =	Mk. 1260
II.	„	4—6	„	70 %	„ „ 1950 =	„ 1365
III.	„	7	„	70 %	„ „ 2100 =	„ 1470
III.	„	8—9	„	80 %	„ „ 2100 =	„ 1680
IV.	„	10—12	„	80 %	„ „ 2250 =	„ 1800
V.	„	13 15	„	80 %	„ „ 2400 =	„ 1920
VI.	„	16 -17	„	80 %	„ „ 2550 =	„ 2040
VI.	„	18—20	„	90 %	„ „ 2550 =	„ 2295
VII.	„	21 25	„	90 %	„ „ 2700 =	„ 2430
VIII.	„	26 30	„	90 %	„ „ 2850 =	„ 2565
IX.	„	31 - 32	„	90 %	„ „ 3000 =	„ 2700
IX.	„	33—37	„	95 %	„ „ 3000 =	„ 2850
IX.	„	vom 38.	„	100 %	„ „ 3000 =	„ 3 00

Bezüglich des Beginnes der Anspruchsrechte und der Beitragspflicht siehe Ziffer I und II unter dem Titel „Städtische Pensionsanstalt".

B. Relikten der männlichen Lehrkräfte.

I. Witwen:

Der jährliche Pensionsbetrag der Witwe eines Verwesers und der Witwe eines Volksschullehrers, der vor dem Eintritt in das 18. definitive Jahr mit Tod abgeht, beträgt 30 Prozent seines letzten Jahresgehaltes, in den übrigen Fällen 32 Prozent.

II. Eheliche Kinder:

Der jährliche Pensionsbetrag für eine Waise beträgt ein Viertel der auf die Witwe treffenden Pension, der jährliche Pensionsbetrag für eine Doppelwaise beträgt drei Achtel der auf die Witwe treffenden Pension.

Städtische Pensionsanstalt.

I. Hilfslehrkräfte gehören der städtischen Pensionsanstalt nicht an, haben also weder Bezugsansprüche noch Beitragspflichten.

II. Mit dem Tage der Beförderung zu Verweser und Verweserin erwerben sie Rechte und Pflichten innerhalb der Pensionsanstalt. Kommen Lehrkräfte schon in dieser Eigenschaft nach München, dann sind für ihre Zugehörigkeit zur Pensionskasse die drei Jahre maßgebend, welche für ihre Verweserzeit in München in Anrechnung gebracht werden.

III. Definitiv hierher berufene Lehrkräfte gehören für die ihnen angerechnete definitive Dienstzeit (siehe Dienstzeitanrechnung bei Gehaltsvorrückungen!) und drei vorausgehende Verweserjahre der Pensionsanstalt an.

IV. Hinsichtlich der Beitragspflicht gelten ohne Rücksicht auf die Diensteseigenschaft der unter Ziffer 2 und 3 genannten Kategorien nachfolgende Sätze:

Männl. Lehrkraft	Weibl. Lehrkraft	
a) 6%	2½%	Eintrittsgebühr aus der jeweiligen Gehaltsstufe
b) 6%	2½%	aus jeder Gehaltsmehrung
c) 3%	1.2%	Jahresbeitrag aus dem Gesamtgehalt
d) Nachzahlungen für später Einberufene siehe unten.		

V. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist § 11 der neuen Bestimmungen über die Gehalts- und Pensionsverhältnisse des Münchener Volksschullehrpersonals. Er lautet: „Jene Lehrkräfte, die als Volksschullehrer oder Volksschullehrerin in Zukunft berufen werden, haben für die Zeit, welche ihnen nach den Beschlüssen beider Kollegien jeweils als aktive Dienstzeit in Anrechnung gebracht wird, diejenigen Jahresbeiträge zur städtischen Pensionsanstalt nachträglich zu leisten, welche die betreffende Lehrkraft zu leisten gehabt hätte, wenn sie während der angerechneten Zeit an einer Münchener Schule verwendet gewesen wäre. Außerdem sind von diesen Lehrkräften noch für drei weitere (Verweser-) Jahre Pensionsbeiträge nachzuzahlen."

VI. Beispiele:

1. In der Kategorie von Verweser und Verweserin sind zu entrichten für:

Männliche Lehrkräfte:

	aus Gehalt	Eintrittsgebühren	Jahresbeitrag
a) 6%	Mk. 1740	Mk. 104.40	
b) 3%	„ 1740		Mk. 52.20

Weibliche Lehrkräfte:

	aus Gehalt	Eintrittsgebühren	Jahresbeitrag
a) 2½%	Mk. 1350	Mk. 33.75	
b) 1.2%	„ 1350		Mk. 16.20

c) Kommt ein Teil der auswärts verbrachten Verweserzeit in Anrechnung, dann sind die für diese Zeit anfallenden Jahresbeiträge nachzuentrichten.

2. Gesamtleistung bei späterer Einberufung.

Eine definitive Lehrkraft, die im 19. Lebensjahre das Seminar verließ, wird im September desjenigen Jahres, in dem sie das 32. Lebensjahr erreicht, nach München berufen.

Bei normaler Dienstzeitanrechnung (also 5 Jahre nach dem 1. Januar, welcher der bestandenen Anstellungsprüfung folgt) beginnt ihre definitive Dienstzeit in München mit dem 1. Januar ihres 29. Lebensjahres. Es kommen somit bei ihrer Berufung bereits 3⅔ Jahre definitiver Dienstzeit in Anrechnung. Daraus ergibt sich folgende Leistung:

Männliche Lehrkraft:

a) 6% Eintrittsgebühr aus Mk. 2640 (II. Gehaltsstufe)	=	Mk. 158.40
b) 3 Jahresbeiträge à 3% aus Mk. 1740 (Verw.-Geh.)	=	„ 156.60
c) 3 Jahresbeiträge à 3% aus Mk. 2400 (I. Gehaltsst.)	=	„ 216.—
d) 8 mon. Beitragsrate à 3% aus Mk. 2640 (II. Gehaltsst.)	=	„ 52.80
Sa. Mk. 583.80		

Weibliche Lehrkraft:

a) 2½% Eintrittsgebühr aus Mk. 1950 (II. Gehaltsst.)	=	Mk. 48.75
b) 3 Jahresbeiträge à 1.2% aus Mk. 1350 (Verw.-Geh.)	=	„ 48.60
c) 3 Jahresbeiträge à 1.2% aus Mk. 1800 (I. Gehaltsst.)	=	„ 64.80
d) 8 mon. Beitragsr. à 1.2% aus Mk. 1950 (II. Gehaltsst.)	=	„ 15.60
Sa. Mk. 177.75		

VII. Von diesen Nachzahlungen kommen jedoch in Abzug diejenigen Beträge, welche die betr. Lehrkraft direkt oder indirekt während der angerechneten Zeit zu einer Kreis-Pensionsanstalt für dienstunfähige Lehrpersonen geleistet hat. Der Rest ist sofort fällig. Es ist aber gestattet, diese Beträge in monatlichen Teilzahlungen innerhalb längstens 10 Monaten abzutragen.

Die laufenden Jahresbeiträge werden vom Tage der Einberufung an in monatlichen Raten durch Abzug vom Gehalt erhoben.

(Fortsetzung folgt.)

Allgemeine Rundschau.

Adresse zum 90. Geburtstag der Witwe Hebbels.

Die Deutsche Schiller-Stiftung entsandte zum Geburtstage Christine Hebbels eine Deputation mit einer Adresse. Hebbel hatte bekanntlich viele Beziehungen zu Weimar: Seine „Nibelungen" sind hier zuerst im Jahre 1861 aufgeführt und zwar mit seiner Gattin, der jetzigen Jubilarin, der k. k. Hofburgschauspielerin Christine Hebbel-Enghaus in den Hauptrollen. 1862 war Hebbel Gast der Großherzogin Sophie in Wilhelmsthal, 1863 wurde er großherzoglich sächsischer Hofbibliothekar, auch besaß er den Falkenorden. Die Adresse, die von Dr. Hans Hoffmann (Weimar) und Geheimrat Adolf Stern (Dresden) überreicht wurde, lautet:

Hochgeehrte Frau!

Wenn sich unter den Körperschaften, die Ihnen zu dem heutigen Tage Glück wünschen, auch die Deutsche Schiller-Stiftung einstellt, so ist zunächst die innigste Anteilnahme an dem seltenen Feste, das Ihnen zu feiern beschieden ist, die Veranlassung. Es ist wohl das erste Mal, daß die Gattin eines der wahrhaft großen deutschen Dichter, sie, die zugleich selber eine hervorragende Künstlerin war, ihren neunzigsten Geburtstag erlebt und in geistiger Freudigkeit festlich begehen kann, es ist vielleicht eine noch seltenere Gabe des Glückes, daß es der tief verständnisvollen Gefährtin dieses Großen vergönnt ist, das volle Durchdringen der Anerkennung bei seinem Volke, die ihm im Leben leider vielfach versagt blieb, fast fünfzig Jahre nach seinem Tode voll stiller Genugtuung an seiner statt mit anzusehen. Und wie somit das ganze deutsche Volk an der Feier Ihres Geburtstages wärmsten Anteil zu nehmen hat, so im besonderen die Schiller-Stiftung insofern, als ihr die schützende Hut der Hinterbliebenen unserer verdienstvollen Dichter von der ganzen Nation anvertraut ist.

Sie, hochgeehrte Frau, hat die Ihnen verliehene edle Gabe, Dichtergestalten auf der Bühne mit blutvollem Leben zu erfüllen, auch äußerlich stets auf der Höhe des Daseins erhalten; von der schönen Pflicht aber, Ihnen und in Ihnen den Manen Ihres großen Toten als Ehrengabe die aufrichtigsten und tiefstgefühlten Grüße und Wünsche darzubringen, kann und soll nichts uns entbinden. Wir bringen sie in der Gewißheit, daß Friedrich Hebbel, wenn er den Aufschwung der Schiller-Stiftung erlebt hätte, einer der Unseren gewesen und mit uns für die vom Schicksal minderbegünstigten Witwen und Waisen deutscher Dichter gesorgt haben würde.

Wir stehen aber hier nicht bloß im Namen der Schiller-Stiftung, wir kommen zugleich im Namen Weimars, ihres Vororts. Die Literaturgeschichte verzeichnet es, und wir wollen hier nur daran erinnern, daß die Goethe- und Schiller-Stadt auch eine Hebbel-Stadt ist, daß in ihr Hebbels größtes Werk und zwar in seinem Beisein und unter Ihrer Mitwirkung zur ersten Aufführung gekommen ist; daß er sich bei uns fürstlicher Huld und der Freundschaft ausgezeichneter Männer und Frauen erfreute, ja, daß beinahe Sie beide ganz die Unsrigen geworden wären, und endlich, daß Hebbels gesamter literarischer Nachlaß hier in dem Goethe- und Schiller-Archiv der wissenschaftlichen Erforschung offen liegt.

Einen Frühlingshauch aus jenen Maitagen des Jahres 1861, als Brunhild und Kriemhild, durch Sie verkörpert, zuerst

über die Bühne gingen, möchten wir heute aus dem Deutschen Reiche an den Strand der Donau tragen, eine Blume zu dem duftenden Strauße hinzufügen, der das Symbol Ihres trotz des frühen unersetzlichen Verlustes so reichen und gesegneten Lebens ist.

Der Verwaltungsrat der Deutschen Schiller-Stiftung.

Der Streit um Nietzsches Nachlaß.

Im Verlag von Eugen Diederichs, Jena, erscheint eine kleine Schrift Ernst Horneffers: Nietzsches letztes Schaffen. Sie nimmt Stellung zu dem Streitfall Overbeck und Nietzsche-Archiv, d. h. Frau Förster-Nietzsche, und weist die Haltlosigkeit der Angriffe nach, die von verschiedenen Seiten, doch anscheinend unter einheitlicher Organisation, gegen Overbeck erhoben wurden und ihm bekanntlich vor allem eine leichtfertige Behandlung des schriftlichen Nachlasses des erkrankten Freundes zum Vorwurf machten. Zuletzt hat Leo Berg in der Täglichen Rundschau diese Frage sehr zu ungunsten Overbecks behandelt. Gegen ihn richtet sich ein dem Büchlein Horneffers, oder sagen wir lieber seiner Streitschrift, beigegebener Protest ehemaliger Freunde und Kollegen Overbecks, der 38 Unterschriften aufweist. Da der unerquickliche Streit nun einmal in die breiteste Oeffentlichkeit gezerrt worden ist, geben wir die Erklärung ihrem vollen Wortlaut nach wieder, da sie geeignet ist, das Andenken eines offenbar sehr zu Unrecht schwer Verdächtigten wiederherzustellen.

Die Erklärung lautet: „Die Unterzeichneten haben — leider verspätet — Kenntnis gewonnen von dem in der Täglichen Rundschau (Nr. 221, 222 und 223 v. J.) veröffentlichten Artikel „Nietzsches Freundschaftstragödien" von Leo Berg. Die Ausführungen dieses Artikels gelten in der Hauptsache der Freundschaft, die zwischen Friedrich Nietzsche und Franz Overbeck, dem im Jahre 1905 verstorbenen ehemaligen Professor der Kirchengeschichte an der Universität Basel, bestanden hat.

Wir unterzeichneten Freunde und Kollegen Overbecks fühlen uns gedrungen, gegen die groben Verunglimpfungen, die in jenem Artikel der Charakter Overbecks erfährt, entrüsteten Protest zu erheben. Wir haben, zumeist in langjährigem persönlichen Umgange mit Overbeck, reichlich Gelegenheit gehabt, ihn als Menschen und Freund genau kennen zu lernen. Auf Grund dieser unserer Kenntnis sprechen wir aus, daß Franz Overbeck ein Mann von lauterstem Charakter, von vornehmster Gesinnung und Handlungsweise, von unbestechlicher Wahrhaftigkeit gewesen ist, Eigenschaften, die ihm — ganz abgesehen von seiner wissenschaftlichen Bedeutung — während eines Menschenalters im Kreise seiner Kollegen das höchste Ansehen gaben. Wir erklären insbesondere, daß die niedrigen Züge, die ihm jener Artikel andichtet — Eitelkeit, Neid, Feigheit, Freundschaftsverrat — den äußersten Gegensatz zu dem edlen und selbstlosen Wesen Overbecks bilden, und so sind wir denn auch überzeugt, daß Overbeck in seinem Verhalten gegen Nietzsche nirgends die Treue gegen den Freund verletzt hat."

A. Baumgartner (Basel), Otto Behaghel (Gießen), Alfred Bertholet (Basel), Erich Bethe (Leipzig), Karl Bücher (Leipzig), G. v. Bunge (Basel), Albrecht Burckhardt (Basel), C. Chr. Burckhardt (Basel), Fritz Burckhardt (Basel), Rudolf Burckhardt (Basel), Anton Dohrn (Neapel), B. Duhm (Basel), R. Eucken (Jena), Fritz Fleiner (Tübingen), Karl Groos (Gießen), Ed. Hagenbach-Bischoff (Basel), J. Haller (Gießen), A. Heusler (Basel), Georg Jellinek (Heidelberg), Karl Joël (Basel), J. Kaftan (Berlin), E. Kautzsch (Halle a. S.), Otto Kirn (Leipzig), Georg Klebs (Halle a. S.), Alfred Körte (Gießen), Paul Metzger (Basel), A. Mez (Basel), C. v. Orelli (Basel), Hermann Siebeck (Gießen), Rudolf Smend (Göttingen), Ulrich Stutz (Bonn), A. v. Tuhr (Straßburg), Eberhard Vischer (Basel), Hermann Vöchting (Tübingen), Johannes Vollelt (Leipzig), Jakob Wackernagel (Göttingen), Paul Wernle (Basel), H. Wölfflin (Berlin).

Kleinere Mitteilungen.

* **Erdmagnetische Störungen.** In den letzten Tagen mehrten sich die Störungen des Erdmagnetismus, wie die Aufzeichnungen des hiesigen Observatoriums ergeben, in starkem Grade. Wie nun die jüngsten Beobachtungen der Sonnenoberfläche ergaben, sind abermals viele große Fleckengruppen vorhanden, welche vermuten lassen, daß die eingetretenen Störungen noch weiter anhalten. Ja es erscheint nicht ausgeschlossen, daß dadurch auch stärkere Erdströme entstehen, die unter Umständen auch den Betrieb der großen Telegraphenlinien ungünstig beeinflussen können.

* **Personalien.** Im Alter von 69 Jahren ist der allbekannte ehemalige Professor der Geographie an der Universität Halle Dr. Alfred Kirchhoff in Moskau bei Leipzig gestorben. Sein größtes Verdienst bestand darin, daß er in der ganz unzureichenden Behandlung der Geographie auf den Schulen von Grund aus Wandel schuf und dem Geographieunterricht seinen gebührenden Platz erkämpfte. Wie er selber auf diesen Unterricht vor allem durch seine „Schulgeographie" befruchtend einwirkte, ist bekannt. Neben ihr sind weiter die „Rassenbilder" und „Unser Wissen von der Erde" zu nennen. Gemeinsam mit anderen Gelehrten gab er die „Länderkunde von Europa" heraus und leitete als Herausgeber die beiden wichtigen Publikationen: „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde" und die „Geographie der Schutzgebiete des Deutschen Reiches".

Alfred Kirchhoff wurde am 23. Mai 1838 in Erfurt geboren. Er trat nach vollendeten naturwissenschaftlichen Studien in Jena und Bonn zunächst in das Lehramt an verschiedenen Schulen ein und kam so auch nach Berlin an die Luisenstädtische Gewerbeschule. Gleichzeitig wirkte er an der Kriegsakademie. 1873 erhielt er dann den Ruf auf den Lehrstuhl für Geographie an der Universität Halle, der ihn für volle 21 Jahre dort fesselte, bis er 1904 in den Ruhestand trat.

***

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der Professor der konservierenden Zahnheilkunde an der hiesigen Universität, Dr. O. Walkhoff, hat den Ruf als Direktor des Zahnärztlichen Universitäts-Instituts in Leipzig abgelehnt.

hc. **Bonn.** Dr. Heinrich Schroeder, Assistent bei Professor Strasburger am botanischen Institut der hiesigen Universität, führt sich am 13. Februar mit einer Antrittsvorlesung über „Die Narkose im Pflanzenreich" als Privatdozent in der philosophischen Fakultät ein.

* **Kiel.** Der Privatdozent an der hiesigen Universität und Abteilungsvorsteher am Botanischen Garten daselbst, Dr. W. Benecke, ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

Vorlesungen
der Universität Halle.

Sommersemester 1907.

Beginn der Immatrikulation 15. April.

Die Ziffern geben die Stundenzahl an. g bedeutet gratis, p u. g bedeutet privatissime und gratis.

Theologische Fakultät.

Haupt: Leidensgeschichte Jesu Christi (1 g); Die beiden Korintherbriefe des Paulus (5); Der Brief an die Galater (2); Geschichte des apostolischen Zeitalters (4). Im Theologischen Seminar: Neutestamentliche Abteilung (2). — Hering: Praktische Theologie, erster Teil (Grundlagen des kirchlichen Handelns, Homiletik, Liturgik) (5). Im Theologischen Seminar: Erste homiletische Klasse (2); Katechetische Abteilung (2). — Kattenbusch: Theologie der Reformatoren (3 g); Dogmatik, erster Teil (Grundlegung, Wesen und Wahrheit des Christentums) (5). Im

Theologischen Seminar: Systematische Abteilung (2). — Kähler: Theologische Ethik (6). — Kautzsch: Erklärung von David Kimchis Sepher Mikhlol (1 g); Erklärung der Genesis (5); Enzyklopädie der Theologie (3). Im Theol. Seminar: Alttestamentliche Abteilung (2). — Loofs: Kirchengeschichte, erster Teil (5). Im Theol. Seminar: Kirchengeschichtliche Abteilung (2). — Lütgert: Einleitung in das Neue Testament (5); Evangelium Johannis (5); Neutestamentliche Uebungen (2 p u. g). — Warneck: Katholische und evangelische Mission, ihre Geschichte, Organisation, Arbeitsweise und Erfolge (2); Missionswissenschaftliches Seminar (2 p u. g). — Rothstein: Das Hohe Lied (1 g); Auslegung von Jesaja I (Kap. 1—39) (5); Alttestamentliches Repetitorium (Bibelkunde, Einleitung, Theologie) (2); Alttestamentliche exegetische Uebungen (2 p u. g). — Voigt: Lektüre kürzerer Texte zur Geschichte der alten Kirche und des Kanons (1 g); Berühmte Schriftsteller der alten Kirche (2). — Bornhäuser: Praktische Theologie, zweiter Teil (Katechetik, Lehre von der Seelsorge, Beziehungen des Amtes zur innern Mission) (5); Homiletisches Seminar, zweite Klasse (2 p u. g); Homiletisches Proseminar (2 p u. g). — Steuernagel: Erklärung der kleinen Propheten (4); Hebräische Grammatik, erster Kursus (Vorbereitung auf das Hebraicum) (4); Hebräische Grammatik, zweiter Kursus (Repetition der Formenlehre und Einführung in die Syntax im Anschluß an die Lektüre ausgewählter Abschnitte des Alten Testaments) (2). — Scheibe: Schleiermachers Leben und Wirken (2 g). — Lang: Geschichte der reformierten Kirche (4). — Hölscher: Israelitische und jüdische Sittlichkeit (1 g); Erklärung ausgewählter Psalmen (4); Alttestamentliche Uebungen für Anfänger (mit schriftlichen Arbeiten) (2 p u. g). — Leipoldt: Geschichte des Jesuitenordens (1 g); Kirchengeschichte, zweiter Teil (5); Altägyptische Grammatik (Hieroglyphisch) (2); Kirchengeschichtliche Uebungen (apokryphe Evangelien) mit schriftlichen Arbeiten (2 p u. g); Koptisch, zweiter Kursus (1 p u. g). — Heim: Die Geschichte der Auseinandersetzung des Christentums mit der Naturwissenschaft (1 g); Konversatorium (im Anschlusse an die Vorlesung) (1 g).

Juristische Fakultät.

Fitting liest nicht. — Lastig: Die Lehre vom Bergrecht (1 g); Einführung in die Rechtswissenschaft (3); Bürgerliches Recht, Teil II, 2a (Familienrecht) (2); Bürgerliches Recht, Teil II, 1 (Sachenrecht) (5); Praktische Uebungen im Bürgerlichen Recht, Teil II (Sachenrecht, Familien- und Erbrecht), für Anfänger (mit schriftlichen Arbeiten) (2). — Loening: Deutsche Reichsverfassung (1 g); Internationales Privatrecht nach dem Bürgerl. Gesetzbuch (1); Deutsches und preußisches Staatsrecht (4); Völkerrecht (2). — Stammler: Exegetische Uebungen im römischen Recht für Anfänger (1 g); System des römischen Privatrechts (5); Praktische Uebungen im römischen Recht für Anfänger (mit schriftlichen Arbeiten) (2); Rechtsphilosophie (3); Praktikum des Bürgerlichen Rechts (mit schriftlichen Arbeiten) (2). — Finger: Ausgewählte Partien aus dem besonderen Teile des Strafgesetzes (1 g); Deutsches Strafrecht (5); Deutsches Strafprozeßrecht (5). — Stein: Interpretation von Gaius I. IV (Zivilprozeß) (1 g); Zivilprozeßrecht, Teil II (Zwangsvollstreckung und Konkurs) (3—4); Uebersicht über die Rechtsentwicklung in Preußen (2); Zivilprozeßpraktikum (2). — v. Blume: Jurisprudenz des täglichen Lebens (1 g); Römische Rechtsgeschichte (4); Bürgerliches Recht, Teil I, 2 (Recht der Schuldverhältnisse) (5); Praktische Uebungen im Bürgerlichen Recht, Teil I (Allgemeiner Teil und Recht der Schuldverhältnisse), für Anfänger, mit schriftlichen Arbeiten (2); Digesten-Exegese (2). — Rehme: Seerecht (1 g); Deutschrechtliche exegetische Uebungen (Quellen der fränkischen Zeit) (1 g); Grundzüge des deutschen Privatrechts (4); Handels- und Wechselrecht (5); Praktikum des Handelsrechts, mit schriftlichen Arbeiten (2). — J. C. Schwartz: Konversatorium über deutsche Rechtsgeschichte (1 g); Konversatorium über Zivilprozeßrecht, Teil I, für Anfänger (für Zuhörer der Vorlesung unentgeltlich) (1); Zivilprozeßrecht, Teil I (6); Deutsche Rechtsgeschichte (4). — v. Brünneck: Eherecht (1 g); Kirchenrecht (4); Litten: Einführung in die Papyruskunde (1 g); Bürgerliches Recht, Teil I, Allgemeiner Teil (5); Bürgerliches Recht, Teil II, 2b (Erbrecht) (3); Konversatorium über bürgerliches Recht (Methodenlehre) (2); Landwirtschaftsrecht, Teil II (2); Sprachlicher Einführungskurs in die Quellen des römischen Rechts (2). — v. Hollander: Urheber- und Erfinderrecht (1 g); Repetitorium des Römischen Rechts (2). — Fleischmann: Preußisches Verwaltungsrecht (mit Einschluß des Gewerberechts und des Arbeiterversicherungsrechts) (4). — Krahmer (beurlaubt).

Medizinische Fakultät.

Weber liest nicht. — Bernstein: Medizinische Physik (1 g); Physiologie des Menschen, die animalen Funktionen (6); Physiologisches Praktikum (4); Untersuchungen im physiologischen Institut (30 p u. g). — Schmidt-Nimpler: Poliklinische Uebungen (1 g); Ophthalmologische Klinik (die Operationen finden in später zu bestimmenden Stunden statt) (4); Augenspiegelkursus (2); Pitzig liest nicht. — Ebertz: Ausgewählte Kapitel der Pathologie (1 g); Allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie (4); Kursus der pathologischen Histologie (4); Arbeiten im pathologischen Institut für Geübtere (48). — Hartnack: Arbeiten im pharmakologischen Institut für Vorgeübtere (42 p u. g); Die Vergiftungen des Menschen, mit Tierversuchen (5); Konversatorisches Repetitorium der Chemie (2). — Roux: Histologie, spezielle Struktur und Entwicklung der Stütz- und Bindesorgane (1 g); Systematische Anatomie, II. Teil (Gefäß- und Nervensystem, Sinnesorgane) (6); Mikroskopisch-anatomische Uebungen in der normalen Gewebelehre (6). — v. Bramann: Ueber Schädelverletzungen (1 g); Chirurgische Klinik (9); Chirurgische Operationsübungen an Leichen (12). — Grantel: Schulhygiene (1 g); Entstehung und Verhütung der ansteckenden Krankheiten (4½); Kursus der bakteriologischen Untersuchungsverfahren (4); Arbeiten im hygien. Institut (48). — Anton: Die Nervenstörungen des schulpflichtigen Alters (1 g); Systematische Klinik der Geistes- und Nervenkrankheiten (3), mit klinischer Visite (1½). — v. Mering: Medizinische Klinik (7); Kursus der klinischen Diagnostik mit Hilfe von chemischen und mikroskopischen Untersuchungsmethoden (mit Dr. Loening), in noch zu bestimmenden Stunden; Arbeiten im Laboratorium der medizinischen Klinik, täglich nachm. p u. g. — Leit: Poliklinische Besprechungen (1 g); Geburtshilflich-gynäkologische Klinik (6). — Schwartze: Otiatrisches Kolloquium, für Geübtere (1½ g); Klinik der Ohrenkrankheiten (3). Seeligmüller: Die syphilitischen Erkrankungen des Nervensystems, mit Demonstrationen an Kranken (1 g). — Genzmer: Ueber die Unterleibsbrüche (1 g); Spezielle Chirurgie (4). — Oberst: Klinik der Verletzungen, mit Berücksichtigung des medico-mechanischen Heilverfahrens (2 g); Chirurgisch-diagnostisches Praktikum (3). — Schwarz: Ueber Wochenbettskrankheiten (2 g); Ueber Frauenkrankheiten, mit klinischen Demonstrationen (4). — Bunge: Diagnostische Uebungen (2 g); Augenspiegelkursus (4). — Nebelthau: Referatstunde (1 g); Medizinische Poliklinik (3). — Eisler: Vergleichende Anatomie des Schädels (1 g); Knochen- und Bänderlehre des Menschen (3); Anatomie für Studierende der Zahnheilkunde (3); Anatomisches Seminar für Geübtere (2). — Stoeltzner: Kolloquium über beliebige Fragen aus dem Gebiete der Kinderheilkunde (1 g); Poliklinik der Kinderkrankheiten (2); Impfkurs (2); Arbeiten im Laboratorium der Kinderpoliklinik (48 p u. g). — Arthur Schulz: Der Arzt als Sachverständiger (1 g); Gerichtliche Medizin für Mediziner (1½); Gerichtliche Medizin für Juristen (1); Demonstrativer Kursus der gerichtlichen Medizin für Geübtere, speziell für Kandidaten der Kreisarztprüfung (2). — Heßler: Die Untersuchung des Ohres, der Nase und des Rachens (1 g); Ausgewählte Kapitel der Ohrenheilkunde, mit praktischen Uebungen (2). — Leser: Die Geschlechtskrankheiten, für Studierende aller Fakultäten (1 g); Ueber Unterleibsbrüche (1 g); Chirurgisch-propädeutische Poliklinik (3). — Braunschweig: Augenspiegelkursus (2); Augenärztliche Propädeutik (2). — Haasler: Chirurgie der Verdauungsorgane (1 g); Chirurgische Poliklinik und Propädeutik (3). — Sobernheim: Hygienisches Repetitorium, mit Ausflügen (1 g); Immunität, mit besonderer Berücksichtigung der Serumtherapie und Serodiagnostik (2). — Vahlen: Arzneiverordnungslehre und Rezeptierkunde mit Einschluß der Mineralwässer (2); Rezeptierübungen (1). — Koerner: Anatomie und Pathologie der Zähne (2); Zahnärztliche Poliklinik mit Uebungen im Extrahieren (5); Kursus im Füllen der Zähne (10); Kursus in der zahnärztlichen Technik (24). — Gebhardt: Histologie (allgemeine, sowie spezielle der aktiv fungierenden Organe) (3); Embryologie der Wirbeltiere, speziell des Menschen (2¼). — Wullstein: Allgemeine Chirurgie (3); Urologische Diagnostik, mit praktischen Uebungen in der Cystoskopie, Urethroskopie, Katheterismus ꝛc. (1½). — Winternitz: Ausgewählte Kapitel der allgemeinen Pathologie und Therapie (1 g); Kursus der Perkussion und Auskultation, für Anfänger und Vorgerückte (3). — Freise: Kursus der Laryngoskopie und Rhinoskopie (2); Die Beziehungen der Laryngologie und Rhinologie zur inneren Medizin (1). — Freund: Theorie der Geburtshilfe (2); Gynäkologischer Operationskurs am Phantom (2). — Tomaszewski: Vorlesungen über Dermatologie und Syphilis (2). — Hildebrandt: Ueber die Wirkung chemischer Verbindungen in Beziehung zu ihrer Struktur, für Chemiker, Pharmazeuten, Mediziner (1); Gerichtliche Medizin für Juristen (1); Kursus der wichtigsten forensischen Untersuchungsmethoden mit besonderer Berücksichtigung des Giftnachweises (1). — Baumgarten: Allgemeine Therapie (1 g); Spezielle Pathologie und Therapie (2). — Menzer: Geschichte der Medizin (1 g); Kursus der inneren Diagnostik und Therapie,

mit praktischen Uebungen (2). — O. Levy (beurlaubt). — Stieda: Chirurgischer Röntgenkurs (1). — Fromme: Geburtshilflicher Operationskurs (3). — Pfeifer: Krankheiten des Rückenmarks und der peripheren Nerven, mit Berücksichtigung der Unfallkrankheiten, mit Demonstrationen (2). — Lesser: Vergleichende Physiologie des Stoffwechsels (1); Kursus der Physiologie für Studierende der Zahnheilkunde (2).

Philosophische Fakultät.

Kühn: Pflanzenpathologie, mit besonderer Berücksichtigung der Krankheiten landwirtschaftlicher Kulturpflanzen (1 g); Allgemeine Landwirtschaftslehre (landwirtschaftliche Betriebslehre) (4); Uebungen im landwirtschaftlich-physiologischen Laboratorium, gemeinschaftlich mit Prof. Dr. Bode (40). — Conrad: Volkswirtschaftspolitik (4); Staatswissenschaftliches Seminar (2 p u. g). — Droysen: Uebungen des historischen Seminars (1 g); Neuere Geschichte, I. Teil (Zeitalter des Humanismus, der Reformation und Gegenreformation) (4). — Grenacher.: Ueber den Bau der Vögel und Säugetiere (1 g); Elemente der allgemeinen Zoologie (4). — Suchier: Romanisches Proseminar (2 g); Romanisches Seminar (2 g); Französische Verslehre (4); Einführung in das Provenzalische (2). — Lindner: Uebungen des historischen Seminars (2 g); Geschichte Europas seit 1648 (4). — Volhard: Ausgewählte Kapitel der Chemie (1 g); Analytische Chemie (2); Praktische Uebungen im chemischen Laboratorium, gemeinschaftlich mit Prof. Dr. Doebner und Prof. Dr. Vorländer (30), für Studierende der Medizin (4). — Cantor: Uebungen des mathematischen Seminars alle 14 Tage (2 p u. g); Differential- und Integralrechnung, zweiter Teil (2); Analytische Mechanik (4). — Riese: Uebungen des historischen Seminars (2 g); Römische Geschichte, I. Teil (4); Historische Landeskunde des alten Griechenlands, mit Einleitung über die antike geographische Literatur (2). — Robert: Archäologische Uebungen (1 g); Einführung in die klassische Archäologie (3); Monumente und Topographie der Stadt Athen, nebst Interpretation des Pausanias (2); Uebungen an den Gipsabgüssen des Archäologischen Museums (2 p u. g). — Praetorius: Einführung in die Biblisch-aramäische Sprache (1 g); Buhari's Sahih (1 g); Syrische Grammatik, mit Vergleichung des Hebräischen (2); Hariri's Maqamen (2); Aethiopische Grammatik (1). — Blaß: Im philologischen Seminar, II. Abteilung: Interpretation von Terenz Phormio, sowie Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten (2 g); Geschichte der griechischen Poesie, besonders der attischen und alexandrinischen Zeit (4). — Wangerin: Synthetische Geometrie (4); Differentialrechnung, mit Uebungen (5); Uebungen des mathematischen Seminars, alle 14 Tage (2 p u. g). — Dorn: Linsentheorie (2 g); Experimentalphysik, II. Teil (Elektrizität, Magnetismus, Licht) (4); Physikalisches Laboratorium: a) Uebungspraktikum (6), b) Arbeiten von Geübten, den ganzen Tag. — Wissowa: Im philologischen Seminar, I. Abteilung: Erklärung des pseudo-vergilischen Gedichtes Ciris, sowie Beurteilung schriftlicher Arbeiten der Mitglieder (2 g); Erklärung ausgewählter Chorgesänge des Sophokles als Einführung in die Kunstform der attischen Tragödie (3); Leben und Werke Vergils mit Erklärung ausgewählter Stücke aus seinen Gedichten (3). — Wagner: Uebungen des englischen Seminars (Shakespeares Tempest) (2 g); Historische Grammatik der englischen Sprache, I. Teil (4); Interpretation von Byrons Childe Harold (2). — Ebbinghaus: Uebungen zur experimentellen Psychologie (2 g); Logik (3); Grundfragen der Aesthetik (1). — Vaihinger liest nicht. — Strauch: Deutsches Seminar: Mittelhochdeutsche Uebungen und Besprechung wissenschaftlicher Arbeiten (2 g); Einleitung in das Nibelungenlied mit Erklärung ausgewählter Abschnitte (4); Althochdeutsche Grammatik mit Interpretation ausgewählter Texte (2). — Bechtel: Griechische Dialekte (4); Etymologische Uebungen (1 p u. g). — Busse: Arthur Schopenhauers Leben und Weltanschauung (für Hörer aller Fakultäten), in noch zu bestimmenden Stunden (g); Einführung in das Studium der Kantischen Philosophie und Erklärung der Kritik der reinen Vernunft, in noch zu bestimmenden Stunden; Einleitung in die Philosophie (allgemeine Einführung und Enzyklopädie der philosophischen Grundwissenschaften) (4). — Klebs: Botanische Demonstrationen (1—2 g); Botanische Exkursionen, Sonnabend nachmittags alle 14 Tage, gemeinschaftlich mit Prof. Dr. Mez (g); Grundzüge der Botanik (5); Mikroskopisches Praktikum für Anfänger (4); Botanisches Praktikum für Geübtere, täglich. — Doebner: Ueber neuere Arzneimittel (1 g); Anorganische Chemie, mit Rücksicht auf Medizin und Pharmazie (4); Praktische Uebungen im chemischen Laboratorium, in Gemeinschaft mit Prof. Dr. Volhard und Prof. Dr. Vorländer (30). — Waentig: Allgemeine Volkswirtschaftslehre (4); Finanzwissenschaft (4); Staatswissenschaftliches Seminar (2 p u. g). — Gutzmer: Analytische Geometrie der Ebene (4); Einführung in die Theorie der linearen Differentialgleichungen (4); Uebungen des mathematischen Seminars, alle 14 Tage (2 p u. g). — Hultzsch: Sanskrit, II. Kursus (3 g); Erklärung des Mrichchhakatikam (2); Einführung in die südindischen Sprachen (2 p u. g). — Goldschmidt: Die Kunst Venedigs (1 g); Die mittelalterliche Kunst seit Beginn der Gotik (4); Kunstgeschichtliche Uebungen (2 p u. g). — Wohltmann: Das landwirtschaftliche Unterrichts- und Versuchswesen mit Demonstrationen im Haustiergarten und Versuchsfelde (2 g); Landwirtschaftliche Exkursionen, an zu bestimmenden Tagen; Spezieller Pflanzenbau, I. Teil (Körner-, Hack- und Futterpflanzen) (5); Tagesfragen aus der Ackerbaulehre (Deutschlands Import, Feldbewässerung, Brache, Fruchtfolge, neue Düngemittel, Gründüngung und andere mehr) (2). — Philippson: Ausgewählte Kapitel der Meereskunde (1 g); Amerika (4); Geographisches Seminar (Uebungen über Europa) (2 p u. g). — Joh. Walther: Geologisches Kolloquium (2 g); Allgemeine Geologie (3); Gesteinslehre als Grundlage der Bodenkunde (2); Geologische Exkursionen, nach Verabredung. — Hertzberg: Geschichte Griechenlands vom Ausgang der Diadochen bis zu der Slavenzeit (750 n. Chr.) (2 g); Völker und Staaten des Alten Orients bis auf Darius I. (1). — Fries: Pädagogische Uebungen (1 g); Das preußische Unterrichtswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung (1). — Muff: Einführung in die griechische Lyrik (1 g). — Freytag: Wolkunde (1 g); Pferdezucht (2). — Zachariae: Ausgewählte Kapitel der indischen Literaturgeschichte (2 g); Elemente des Pali und Erklärung von Andersens Pali Reader (2). — Luedecke: Petrographische Exkursionen, an zu verabredenden Tagen (g); Petrographie (2); Petrographisches Praktikum, im Anschluß an die Vorlesung über Petrographie (2). — Taschenberg: Giftige Tiere (1 g); Die den landwirtschaftlichen Kulturgewächsen Deutschlands schädlichen Insekten (2). — Uphues: Philosophische Uebungen über psychologische Fragen, in noch zu bestimmenden Stunden (g); Allgemeine physiologische und pädagogische Psychologie (4); Allgemeine Geschichte der Philosophie (Probleme) (4). — Schmidt: Uebungen auf dem Gebiete der elektrischen Schwingungen, in zu bestimmenden Stunden (g); Theorie der Elektrizität und des Magnetismus (3). — Eberhard: Uebungen zur Zahlentheorie (1 g); Zahlentheorie (4). — Fischer (beurlaubt). — Disselhorst: Vergleichende Anatomie und Entwicklungsgeschichte der Zähne bei den Säugern (1 g); Entwicklungsgeschichte (Geburt, Geburtshilfe) der Säuger (2); Tierseuchen und Herdekrankheiten (2); Aeußere Krankheiten der Einhufer (mit Demonstrationen zum Zwecke der Beurteilungslehre) (1½); Vergleichend-anatomische Arbeiten für Geübtere, täglich von 8 Uhr ab (p u. g). — Mez: Botanische Exkursionen, gemeinsam mit Prof. Dr. Klebs, Sonnabend nachmittag alle 14 Tage (g); Systematische Uebungen, im Anschluß an die Vorlesung über Systematik (2 g); Systematische Botanik, II. Teil (Höhere Pflanzen, mit besonderer Berücksichtigung der Nutz- und Arzneipflanzen) (2); Botanische Bestimmungsübungen (2); Anleitung zu selbständigen Untersuchungen, insbesondere auf dem Gebiete der systematischen Botanik, ganztägig (p u. g). — Schneidewind: Ausgewählte Kapitel aus dem Gebiete der landwirtschaftlichen Nebengewerbe (1 g); Demonstrationen und Exkursionen, an noch zu bestimmenden Tagen (g); Agrikulturchemie, II. Teil (Naturgesetze der Ernährung der landwirtschaftlichen Nutztiere, Fütterungslehre) (4). — Vorländer: Experimentalchemie, II. Teil (Organische Chemie) (5); Praktische Uebungen im chemischen Laboratorium, gemeinschaftlich mit Prof. Dr. Volhard und Prof. Dr. Doebner (30). — Holdefleiß: Einführung in die Begriffe der Landwirtschaft, für Studierende aller Fakultäten (1 g); Landwirtschaftliche Exkursionen (gemeinsam mit Dr. Steinbrück), Sonnabend nachmittag (g); Allgemeine Tierzuchtlehre (4); Spezieller Pflanzenbau, II. Teil: Futter- und Wiesenbau (3); Landwirtschaftliche Witterungskunde (1); Uebungen auf dem Gebiete der Pflanzenzüchtung (2). — Heldmann: Historische Uebungen für Anfänger (Einführung in das historische Studium) (2 g); Deutsche Geschichte vom Ausgang der Karolinger bis zum Ausgang der Staufer (4). — Brode: Humanismus und Renaissance (1 g); Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates von den Anfängen bis zur Erhebung zum Königtum (1701 (2); Historische Uebungen (1½ p u. g). — Bremer: Das deutsche Lehrfach auf Universität und Schule (1 g); Uebungen zur neuhochdeutschen Grammatik an der Hand ausgewählter Texte (1 g); Vergleichende Grammatik der germanischen Sprachen (4); Geschichte der mittelhochdeutschen Literatur (3); Phonetischer Kursus zur Einübung der englischen und französischen Aussprache (2). — Bode: Einführung in das Verständnis der geologisch-agronomischen Karten, verbunden mit Uebungen im agronomischen Kartieren (1 g); Landwirtschaftliche Bodenkunde, die Entstehung und Zusammensetzung des Bodens (2); Landwirtschaftliche Bakterienkunde (2); Uebungen im landwirtschaftlich-physiologischen Laboratorium, gemeinsam mit Prof. Dr. Kühn (40). — Heinr. Walter: Kulturtechnik, II. Teil: Landwirtschaftlicher Wege- und Brückenbau (1 g); Landwirtschaftliche

Maschinen- und Gerätekunde, I. Teil (3); Feldmessen und Nivellieren, mit Uebungen (3); Graphische Statik, mit Uebungen (3); Eisenbahnbau und -Betrieb, II. Teil, mit Exkursionen (2); Uebungen im Maschinenlaboratorium, mit Exkursionen (2). — Saran: Ueber den deutschen Vers (1 g); Deutsches Proseminar (frühneuhochdeutsch) (2 g); Mittelhochdeutsche Grammatik (2); Ueber Goethes Iphigenie, mit einer Einleitung über die Welt- und Lebensanschauung des Dichters (2). — Ihm: Im philologischen Seminar, III. Abteilung: Erklärung des Martial (2 g); Im philologischen Seminar, II. Abteilung: Griechische und lateinische Stilübungen (1 g); Attisches Gerichtswesen und Erklärung ausgewählter Reden des Lysias (2); Griechische Elementargrammatik (für Realabiturienten): a) für Anfänger, b) für Vorgerückte (je 1). — Baumert: Die wichtigsten Lebensmittel und deren Verfälschungen (1 g); Gerichtliche Chemie (mit Rücksichtnahme auf Juristen) (1); Praktische Uebungen im Laboratorium für Nahrungsmittelchemie (30); Gerichtlich-chemisches Praktikum (3). — Ule: Landeskunde von Thüringen (1 g); Allgemeine Erdkunde, II. Teil (Pflanzen- und Tierverbreitung, Klimatologie) (4); Geographische Uebungen (mit Exkursionen) (2 p u. g). — Ad. Schenck: Ausgewählte Kapitel der Wirtschaftsgeographie (1 g); Geographisches Kolloquium (2 p u. g). — Brandes hat nicht angezeigt. — Schultze: Die Entwicklung des Naturgefühls in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts (1 g); Geschichte der neueren deutschen Literatur: I. Sturm und Drang, II. Klassizismus (2). — Sommerlad: Kaisertum und Papsttum (1 g); Die wirtschaftliche Entwicklung des deutschen Volkes von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart (1); Geschichte der Kreuzzüge (1). — Schwarz: Grundfragen der persönlichen Moral (1 g); Allgemeine Psychologie (4); Allgemeine Pädagogik mit Berücksichtigung der experimentalen Didaktik (3); Allgemeine Geschichte der Philosophie, II. Kursus (die Philosophie des 19. Jahrhunderts) (2). — August Schulz: Geschichte des deutschen Waldes (1 g); Geschichte der kultivierten Nutzpflanzen Deutschlands (1 g). — v. Ruville: Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika (2 g); Geschichte Großbritanniens im 18. und 19. Jahrhundert (2); Historische Uebungen auf dem Gebiete der neuesten Geschichte (2 p u. g). — R. Schmidt: Anfangsgründe des Sanskrit (2). — Scupin: Uebersicht über die geologischen Formationen (Erdgeschichte), mit Exkursionen (2); Ueber Kohlen und Salze (1); Uebungen zur Gesteinslehre und Bodenkunde (für Landwirte) (2). — Küster: Die Pflanzenzelle (1 g); Pilzkrankheiten der Kulturpflanzen (mikroskopische Uebungen mit Exkursionen) (2). — Kampffmeyer: Aramäische Inschriften (1 g); Erklärung syrischer Grammatiker (2); Assyrisch, II. Teil (2); Arabisch, II. Teil (Syntax, Lektüre des Korans) (2). — Steinbrück: Landwirtschaftliche Exkursionen (gemeinsam mit Prof. Dr. Holdefleiß), Sonabend nachmittag (g); Landwirtschaftliche Buchführung und Buchführungsübungen (2); Die Abschätzung der Landgüter bei Kauf und Pacht, verbunden mit praktischen Uebungen (2). — Buchholz: Praktische Uebungen in geographischer Ortsbestimmung mit Theodoliten und Sextanten (2 g); Wahrscheinlichkeits- und Ausgleichungsrechnung (Methode der kleinsten Quadrate), mit Anwendung auf Triangulation (2). — Medicus: Geschichte der Philosophie des Mittelalters und der Neuzeit bis zum Zeitalter der Aufklärung (4); Philosophische Uebungen (Fichte) (2 p u. g). — Erdmann: Theoretische und experimentelle Elektrochemie (2); Praktische Uebungen im Laboratorium für angewandte Chemie (30), für Vorgerückte (50); Praktischer Kursus in der Gasanalyse, technischen Analyse und in der Elektrochemie (4). — Brodnitz: Sozialpolitik (2). — Abert: Musikwissenschaftliche Uebungen, eventuell verbunden mit historischen Kammermusikübungen (Collegium musicum), alle 14 Tage (2 g). — Ritter: Aussprache und Orthographie des modernen Englisch (2); Interpretation ausgewählter Abschnitte des Beowulf (1 p u. g). — Bernstein: Uebungen zur Algebra, alle 14 Tage (1 g); Uebungen zur Versicherungsmathematik, alle 14 Tage (1 g); Algebra (4); Einführung in die Versicherungsmathematik (1). — Berndt: Einleitung in die theoretische Physik (2). — Wüst: Die wichtigsten stammesgeschichtlichen Ergebnisse der Paläontologie (1); Geologisches Praktikum (Anleitung zu geologischen Beobachtungen und Untersuchungen im Gelände) in zwei getrennten Kursen — I. Kursus: für Anfänger; II. Kursus: für Vorgeschrittenere —, jede Woche eine Stunde im Hörsaale und jede zweite Woche ein halber oder ganzer Tag im Gelände, in zu verabredender Zeit. — Hesse: Allgemeine Staatslehre (Politik) (2); Die Praxis der Statistik: Bevölkerungs- und Wirtschaftsstatistik (2). — Bauch: Uebungen über Kants Kritik der praktischen Vernunft (1 g); Die Grundzüge der kritischen Philosophie (2). — Aall: Geschichte der Philosophie (4); Allgemeine Einführung in die experimentelle Psychologie mit Versuchen im psychologischen Laboratorium (2). — Schädel: Historische Erklärung der neufranzösischen Grammatik (2); Altfranzösischer Kurs für Anfänger (2); Lucassin und Nicolette (2); Dantelektüre: Erklärung der Göttlichen Komödie (1); Uebungen über provenzalische und katalanische Sprachkunde mit einer Einführung in die Methode der romanischen Dialektforschung (1). — Henze: Rentabilität der Forstwirtschaft (1 g); Waldbau und Forstschutz, mit Exkursionen (1). — Brüel: Bau und Fortpflanzung der Protozoen (1); Zoologische Uebungen für Anfänger (makroskopischer Kurs) (4); Zoologische Uebungen für Vorgeschrittene, täglich. — Levy: Nationalökonomische Uebungen (1 g); Die Grundbegriffe der Nationalökonomie (2); Industriewesen und Gewerbepolitik (2). — Hasenclever: Geschichte der französischen Revolution und des ersten Kaiserreiches (1789—1815) (2 g); Quellenkunde zur deutschen Geschichte der Neuzeit (1); Historische Uebungen für Anfänger, vornehmlich aus dem Gebiete der Reformationszeit (1 p u. g). — Wiese: Im romanischen Seminar: Erklärung von Tassos Aminta (1 g); Einführung in das Italienische, für Hörer aller Fakultäten (2). — Counson: L'enseignement scolaire (III. Abt. des Cours pratique) (2 g); Grundzüge der neueren französischen Literaturgeschichte (2); L'Allemagne en France (2); Cours pratique gradué: I. Abt. (Einführung in den mündlichen und schriftlichen Gebrauch des Französischen) (2), II. Abt. (exercices de style et de diction) (2); Lektüre französischer Schriftsteller der Gegenwart (2); Repetitorium der französischen Grammatik und Syntax, mit Uebungen (1); Vocabulaire et style français au point de vue des expressions proverbiales, mots historiques, citations, mots d'auteurs (1). — Havell: Uebungen im englischen Seminar (2 g); Select readings from the English Novelists 1750—1890 (2); Englischer Unterkurs (2); Englischer Oberkurs (2); Grundriß der englischen Grammatik (1); Lektüre ausgewählter Stellen aus dem englischen Klassikern (1). — Herm. Schenck: Uebungen im künstlerischen Zeichnen und Malen (Oel-, Aquarell- und Pastellfarben) (4); Zeichnen nach mikroskopischen und makroskopischen Präparaten (4); Aktzeichnen, in noch zu bestimmenden Stunden. — Reubke: Allgemeine Musik- und Harmonielehre (1). — Knoch liest nicht. — Müller: Obst- und Weinbau, verbunden mit praktischen Unterweisungen und Ausflügen (2); Demonstrationen und Uebungen in der Obstbaumpflege, im Zusammenhang mit den Vorlesungen, an besonders zu vereinbarenden Sonnabend-Nachmittagen. — Beeck: Die Federviehzucht im landwirtschaftlichen Betriebe (1); Kolloquium in Verbindung mit Demonstrationen und praktischen Uebungen in künstlicher Brut, Aufzucht, Mast u. dergl., in der Zentralgeflügelzuchtanstalt der Landwirtschaftskammer (1). — Kluge: Bienenwirtschaftliche Kapitel, mit Demonstrationen an den Bienenstöcken, an zu bestimmenden Tagen (g); Bewirtschaftung der Wasserflächen (Teichwirtschaft, Forellenzucht, Seenausnutzung) (2). — Rabe: Die kaufmännische Betätigung des Landwirts beim Bezuge seiner Bedarfsartikel (Dünge-, Futtermittel, Maschinen 2c.), sowie beim Absatz seiner Produkte, mit besonderer Berücksichtigung des gemeinsamen Ein- und Verkaufes in genossenschaftlichen Organisationen (2). — Hollrung: Pflanzenhygiene, unter Bezugnahme auf die landwirtschaftlichen Nutzpflanzen (1 g); Pflanzenkrankheiten, mit besonderer Berücksichtigung der landwirtschaftlichen Kulturgewächse, II. Teil, die pathogenen Pilze und Insekten (2); Pflanzenpathologische Uebungen und Demonstrationen (2 p u. g). — Geißler: Rhetorische Uebungen, besonders in freier Rede (1 g); Praktischer Kursus in Stimmbildung und im rednerischen Vortrage (2); Uebungen im Vortrage von Dichtungen (2). — Fessel, Univ.-Turn- und Fechtlehrer: Allgemeiner Turnabend (für Nichtinkorporierte und Angehörige nichtturnender Korporationen) (4 g); Staatlicher Schwimmlehrerkursus, in zu vereinbarenden Stunden (g); Spielkursus, in zu vereinbarenden Stunden (g); Unterricht im Hieb- und Stoßfechten (täglich 10). — Rocco, Univ.-Tanzlehrer: Tanzkurse. — v. Moser, Univ.-Stallmeister: Reitunterricht.

Den verehrlichen Lesern empfehlen wir zum Einbinden der Wissenschaftlichen Beilage unsere

Quartals-Einbanddecken,

rot gepreßt mit Leinwandrücken und Golddruck zum Preise von Mk. 1.— pro Stück, bezw. Mk. 3.50 für einen Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Expedition der Allgemeinen Zeitung, München, Bayerstr. 57, entgegen.

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Mittwoch, 13. Februar. Nummer 37.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Dr. W. Olshausen in München.

Inhalt:

Die bulgarische Universität. Von Professor Dr. Konstantin Jireček (Wien).

Die finanzielle Seite der Einberufung nach München. (Fortsetzung.) Dargestellt von Friedrich Stoiber (München).

Bücher und Zeitschriften.

Ernst Siefert: Ueber die Geistesstörungen der Strafhaft. — Georg Boenisch: Lieder aus dem Osten. — Falk v. Sonnenfels: Wanderlieder. — Engelbert Keßler: Natur- und Stimmungsbilder vom St. Gebhardsberg. — Martin Luise Hesse-Risch: Hans von Degenberg.

Allgemeine Rundschau.

Zur Psychopathologie des Selbstmordes.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Die bulgarische Universität.

Die Gründung einer bulgarischen Universität war in den Zeiten des Fürsten Alexander von Battenberg, als ich die Ehre hatte, Generalsekretär des bulgarischen Unterrichtsministeriums und eine zeitlang auch Minister zu sein, eine ferne Fata morgana. Man mußte zuerst an die Organisation der Volks- und Mittelschulen denken. Unter dem Fürsten Ferdinand, welcher bei seinem großen Interesse für Naturgeschichte und Kunst jeden Fortschritt der Kultur im Lande förderte, und unter dem Ministerpräsidenten Stambulow, einem hellen Kopf von weitem Horizont, wurde schon 1888 in Sofia eine Hochschule eröffnet, zuerst als „höhere Schule“, 1894 definitiv organisiert als Universität. Eingeteilt war sie in drei Fakultäten: eine historisch-philologische, eine physisch-mathematische und eine (1892 eröffnete) juridische. Im letzten Wintersemester 1906/07 zählte man ungefähr 50 Lehrkräfte, ordentliche und außerordentliche Professoren, Dozenten und Assistenten, und an 1350 Hörer und Hörerinnen. Die Professoren waren meist Bulgaren. Ausländer gab es nur wenige, anfangs einige Russen, wie der bekannte Vorkämpfer der kleinrussischen Bewegung, Dragomanow, und der aus der neuesten russischen Geschichte wohlbekannte Historiker Miljukow, später einige österreichische Slawen. Die Bulgaren bemühten sich, in den Wissenschaften, besonders auf dem Gebiete der Erforschung des eigenen Vaterlandes, das Versäumte nachzuholen. Die Zeitschrift des einst (1869) von der Emigration in Braila in Rumänien gegründeten „Bulgarischen literarischen Gesellschaft“, welche unter meiner Mitwirkung im befreiten Vaterlande (1881) erneuert wurde, zählt jetzt 18 Bände in 67 Heften. Der voluminöse Sbornik des Unterrichtsministeriums, 1889 begründet, bildet eine Reihe von 21 Quartbänden mit Abhandlungen und Materialien zur Landeskunde. Dazu gesellen sich die Publikationen der naturwissenschaftlichen Gesellschaft (seit 1900), des historischen Vereins (seit 1905), des Universitätsseminars für slawische Philologie (1905 f.) usw. In vielen Fächern haben die Bulgaren vortreffliche Fachmänner; um zwei Beispiele zu nennen, den Literarhistoriker und Folkloristen Dr. Iwan D. Schischmanow und den slawischen Philologen Dr. Ljubomir Miletitsch, dessen Studien über die ostbulgarischen Dialekte deutsch in den Schriften der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien (1903) erschienen sind. Auch Geschichte, Geologie, Botanik, Meteorologie usw. sind durch tüchtige Männer vertreten.

Gegenüber den anderen Balkanländern hatte die bulgarische Universität manche Unterschiede aufzuweisen, besonders in der Stellung zum öffentlichen Leben des Vaterlandes. In Rumänien, wo man so gern an die Zeiten des Kaisers Traian zurückdenkt, in Serbien, wo der Kultus der nationalen Vergangenheit blüht, mit Hochschätzung der alten Volksdichtung und der neueren schriftstellerischen Arbeiten, in Griechenland, das auf eine unvergleichliche seit dem klassischen Altertum ununterbrochene Literatur und Kunst zurückblickt, sind die einheimischen Universitäten ein Stolz der Nation. Sie sind dabei eine Art Magazin ehemaliger und künftiger Minister. In Serbien z. B. finden wir unter den Ministerpräsidenten der letzten Jahre den jetzigen Gesandten in Berlin, Wujitsch, ehemals Professor der Nationalökonomie an der Belgrader Hochschule und den unermüdlichen Herausgeber alt- und neuserbischer Literaturdenkmäler Ljubomir Stojanowitsch. In Bulgarien ist es anders. Literarisches Nationalbewußtsein und parteilose Wertschätzung einheimischer geistiger Arbeit haben in der jungen Gesellschaft noch nicht feste Wurzeln geschlagen. Unter den Professoren der Universität von Sofia befanden sich wohl einige ältere Staatsmänner, wie der Professor des römischen Rechtes, Balabanow, seinerzeit (1879) der erste Minister des Aeußern nach der Befreiung Bulgariens. Daß Professor Dr. Schischmanow Unterrichtsminister wurde, hängt nicht mit parlamentarischen Verhältnissen zusammen. Die bulgarischen Professoren sind nämlich überhaupt durch das Gesetz vom passiven Wahlrecht ausgeschlossen, ebenso wie alle Beamten und der ganze höhere Klerus. Die bulgarische Nationalversammlung ist keineswegs eine selbstbewußte Vertretung der nationalen Intelligenz, wie sie es in der ersten Zeit nach der Befreiung war, sondern eine von der Regierung mehr oder weniger abhängige Deputiertenkammer. Jede Betätigung eines politischen Interesses von seiten der Professoren oder Studierenden wurde in den Regierungskreisen infolgedessen als eine Ueberschreitung des Wirkungskreises, als eine Art Auflehnung betrachtet. In allen Konflikten der Professoren mit den Hörern, die sich von den Parteien zu öffentlichen Kundgebungen verführen ließen, ließ die politische Gesellschaft die Universität regelmäßig im Stich.

Dazu kommen soziale Gegensätze. Die Oberhäupter der Regierung sind nicht mehr ehemalige türkische Vizegouverneure wie Zankow, oder Aerzte wie Dr. Wulkowitsch, oder Juristen wie Dr. Stoilow, oder Finanzisten wie der in Frankreich erzogene Natschowitsch oder der in England aufgewachsene Geschow. In Bulgarien gelangten tiefere Schichten der Gesellschaft zur Regierung. Der gegenwärtige Ministerpräsident Dimitri Petkow (nicht zu verwechseln mit seinem Vorgänger, dem General Petrow, einem sympathischen, gebildeten Militär, seinerzeit Generalstabschef im serbischen Kriege 1885) gehört zu der Generation der Verschwörer und Freischärler der Befreiungskämpfe. Als Freiwilliger der bulgarischen Bataillone hat er auf dem Schipkapaß (1877) eine Hand verloren. Unter dem Fürsten Alexander war er ein kleiner Beamter im Ministerium des Innern, wurde aber zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, weil er mit Benützung des Hektographen des Ministeriums eine Proklamation gegen den Fürsten vervielfältigte. Dann redigierte er eine humoristische Zeitschrift Swirka (die Pfeife), mit heftigen Angriffen gegen den Fürsten Alexander, und war in ganz Bulgarien wohlbekannt als der Pfeifenmann „Swirtscho", der alles Mißliebige rücksichtslos auspfiff und alle Regierungsakte persiflierte. Unter Stambulow wurde er Bürgermeister von Sofia und eine wichtige Stütze der herrschenden Partei. Daß sich solche urwüchsige Elemente mit den studierten Landsleuten schwer vertragen können, ist natürlich.

Die Universität fiel zuletzt ganz in Ungnade. Es waren besonders vier Professoren, welche sich die Gunst der gegenwärtigen Regierung verscherzt hatten, die Juristen Danailow, Kirow und der schon an seinem Namen als Nichtbulgar erkennbare Fadenhecht, sowie der Philologe Teodorow, einst der erste Rektor der bulgarischen Hochschule. Im Dezember 1906 wurde das hundertjährige Andenken des ersten neubulgarischen Druckwerkes gefeiert, der Sonntagspredigten des Bischofs Sophronie, für eine junge Literatur gewiß ein wichtiger Gedenktag. Die offiziellen Kreise hielten sich aber, trotz des eminent nationalen Charakters der Feier, davon fern, wie es scheint, nur aus persönlicher Abneigung gegen einige der Veranstalter des Festes. Professor Teodorow veröffentlichte deshalb in der Zeitung Den einen Artikel, in welchem er den Fürsten an seine Pflichten gegen die Nation erinnerte. Professor Danailow schrieb als Nationalökonom einen Artikel über die Regelung der Beamtengehalte. Der Ministerpräsident Petkow antwortete darauf in der Nationalversammlung er habe eine schlechte Meinung über diesen Professor; wäre er Unterrichtsminister, würde er ihn „beim Ohr nehmen und aus der Universität hinauswerfen". Dazu kam der Ausbruch des Eisenbahnerstreiks. Die Sozialisten unter den Universitätshörern, die an 250 Mann stark sind, unterstützten diese Bewegung. Die Regierung beschuldigte die genannten drei Juristen als geheime Führer des Streiks.

Die bulgarische Universität besteht heute nicht mehr. Sie wurde nicht durch ein Erdbeben vernichtet, wie die Leland Stanford University bei San Francisco. Sie wurde auch nicht das Opfer einer politischen Revolution, wie die meisten russischen Universitäten, welche zwar geschlossen, aber nicht unterdrückt wurden. Sie wurde von einem anderen Institut erschlagen, dem neuen bulgarischen Nationaltheater, einem prachtvollen Neubau, welcher am 3. (16.) Januar l. J. eröffnet wurde. In Bulgarien ist es üblich, daß ein neuer Bau durch ein Schlachtopfer (Kurban) eingeweiht wird, ein Lamm oder wenigstens ein Huhn. Bei der Eröffnung des Theaters schlachtete man die Universität ab. Die Eröffnung war keineswegs als ein nationales Fest arrangiert, sondern angeblich nur als eine engbegrenzte, höfische und militärische Feier. Von den Universitätsprofessoren wurden nur einige Bevorzugte eingeladen. Diese Beschränkungen erregten allgemeinen Unwillen. Die Hörer, denen man eine Anzahl Karten anwies, weigerten sich, dieselben anzunehmen. Junge Leute, Universitätshörer, streikende Eisenbahner, Kaufleute und Bürger von Sofia, die keine Karten erhalten hatten, vereinigten sich zu einer Demonstration. Die Regierung war ganz und gar unvorbereitet, obwohl man leicht wissen konnte, daß alle Signalpfeifen in ganz Sofia ausverkauft sind und daß diese Ware sogar sehr im Werte gestiegen war. Der Unterrichtsminister Schischmanow, zu dessen Ressort auch das Theater gehörte, blieb krank zu Hause. Der Ministerpräsident, der „Pfeifenmann" der Alexanderschen Zeit, kam ins Theater durch ein Seitentor. Ausgepfiffen wurden die in Wagen zum Theater ankommenden Gäste, voran der Fürst mit seinem Hof. Der Ministerpräsident kommandierte nun wütend vom Balkon des Theaters aus die Polizei zum Angriff, doch diese, im Dunkel der Nacht bombardiert mit Schneeballen und Galoschen, hatte den Kopf verloren. Man mußte Infanterie und Kavallerie zu Hilfe rufen, um den Platz zu räumen. Das Merkwürdige ist, daß dabei niemand verhaftet oder gefangen wurde, obwohl die Zeitungen von Sofia alle Namen der durch Säbelhiebe verwundeten jungen Leute brachten.

Schon am folgenden Tage, am 4. (16.) Januar, kam das Strafgericht. Das erste Opfer war der Unterrichtsminister, welcher seine Demission gab, und in der Versenkung zwischen seinen beiden Instituten, dem Theater und der Universität, verschwand. Ein Dekret des Ministeriums verfügte die sofortige Sperrung der Universität und die Entlassung aller Professoren, Dozenten und Lektoren, ohne ihre Namen aufzuzählen. Die Nationalversammlung, von der Regierung ganz abhängig, hat natürlich die Zustimmung erteilt. Der akademische Senat wurde gar nicht gefragt, gegen keinen der Lehrer oder Hörer eine Untersuchung eingeleitet. Das Universitätsgesetz von 1894, welches die Modalitäten der Schließung genau vorschreibt, wurde beiseite gelassen. Auf die Straße gesetzt wurden alle Universitätslehrer, die Mißliebigen ebenso gut wie die Bevorzugten, welche mit Einladungen zur Theatereröffnung beehrt worden waren; die alten Herren, die schon seit den Zeiten des seligen Fürsten Alexander in Staatsdiensten standen, ebenso gut wie die jüngsten Dozenten und Assistenten. Die Professoren veröffentlichten am 10. (23.) Januar eine Proklamation an die bulgarische Gesellschaft mit Verurteilung der „äußerst ungeziemenden" nächtlichen Demonstration vor dem Theater gegen den Fürsten und mit bitteren Anklagen über die geringe Unterstützung, welche die nationale Universität bei den wechselnden Regierungen gefunden hat, bis zur Unterdrückung derselben, welche die Nation nur mit Schmach in der Welt belastet habe. Die Hörer demonstrierten auf der Straße, wurden aber von der Polizei und Kavallerie zersprengt, zusammengefangen und größtenteils auf administrativem Wege nach russischem Muster in ihre Heimat abgeschoben.

Ausländer pflegen bei jedem Tumult unter den Bulgaren selbst von neuen „bulgarian atrocities" oder „bulgarian massacres" zu sprechen, in Erinnerung an die berühmten Reden Gladstones über die Greuel, welche der mohammedanische Landsturm, unterstützt von regulären ottomanischen Truppen, bei der Niederwerfung des bulgarischen Aufstandes 1876 verübt hatte. Die wahren Ursachen der letzten Krise sind dem abendländischen Leserkreis dunkel geblieben. An der Unterdrückung der Universität ist keineswegs der Geiz und die Sparsamkeit der Bulgaren schuld. Die Zeiten, wo die Nationalversammlung Gehalte zusammenstrich und mißliebige Ziffern niederstimmte, sind vorüber. Die Bulgaren sind seither Ver-

schwender geworden. Staat und Gemeinden haben Schulden auf Schulden gehäuft. Kostspielige Unternehmungen werden leichten Herzens begonnen und ebenso rasch über Bord geworfen. In Sofia legte Minister Karawelow die Fundamente eines Justizpalastes; es kam eine andere Regierung und ließ die Grundmauern wieder zuschütten. In Ostrumelien begann man den Bau einer Konkurrenzbahn neben der Linie der orientalischen Eisenbahngesellschaft; das Geld reichte aber nicht aus und die begonnene Trace wurde in Ruinen gelassen.

Die Gründe des Zusammenbruches der bulgarischen Universität sind anderer Art. Es gibt zwei Strömungen im Lande. Begabte Autodidakten und Leute, die im Ausland studiert haben, streben den Mustern zivilisierter Staaten nach und wünschen dem Ideal des modernen Rechtsstaates durch Entfaltung geistigen Lebens auf nationaler Grundlage gleichzukommen. Eine andere Strömung repräsentiert die alte Ignoranz, gepaart mit physischer Kraft. Ich hatte vor einem Vierteljahrhundert während eines fünfjährigen Aufenthaltes im Lande oft Gelegenheit, Individuen zu beobachten, die mit ihrer aufdringlichen Unwissenheit ohne Scheu öffentlich paradierten. Zu den Begleiterscheinungen dieser Strömung gehört der Mangel an Rechtsgefühl, besonders die Nichtbeachtung einheimischer Gesetze. Es gibt noch Leute, deren Staatsideal ganz orientalisch ist und an die Staatsweisheit der Wesire der Türkei, Persiens oder Afghanistans erinnert. „Der Sultan," schrieb mir ein Freund nach der Unterdrückung der Universität, „hätte nicht anders gehandelt; man sieht, wie verwandt wir mit den Türken sind". Dazu kommt der enge, von persönlichem Neid und von den kleinlichen Impulsen der Parteiklubs beherrschte Horizont vieler Berufspolitiker. Die meisten sind von einer merkwürdigen Kurzsichtigkeit und denken nur an den nächsten Tag; eine allseitige Prüfung einer Frage und ihre Betrachtung von höheren Gesichtspunkten ist ihnen zu schwierig. Dazu kommt eine merkwürdige Geringschätzung der einheimischen geistigen Arbeit, etwas, was den Rumänen, Serben und Griechen ganz fern liegt. Besonders schriftstellerische Honorare scheinen den meisten bulgarischen Politikern ein ganz unerlaubter Erwerb zu sein. Deshalb hat die Nationalversammlung vor einigen Jahren die Summen zur Herausgabe des Sbornik des Unterrichtsministeriums gestrichen, der seitdem nur in vermindertem Umfang nach langen Abständen erscheint. Die einst in der Emigration mit mühsam zusammengebettelten Beiträgen bulgarischer Patrioten gegründete Bulgarische literarische Gesellschaft wurde vor nicht langer Zeit wie eine Erwerbsgesellschaft behandelt und wegen einer Steuerfrage fast aller Mittel beraubt.

Die Schlacht von Slivnitza hat vor mehr als zwanzig Jahren den Bulgaren in Europa große Achtung verschafft, die jedoch erhalten und nicht untergraben werden will. Die Bulgaren haben noch fleißig zu arbeiten, um ihren Platz unter dem Wettbewerb der Völker Europas zu behaupten. Es handelt sich nicht allein um das Urteil der Serben und Griechen, welche bereits die Wirkungen der Unterdrückung der bulgarischen Universität auf die Gemüter in Mazedonien, wo alle drei Nationen einander Konkurrenz machen, genau in Betracht ziehen. Als alter Bulgarophile weiß ich aus eigener Erfahrung nur zu gut, daß in Europa viele Gelehrte und Staatsmänner die Bulgaren wohl für ein physisch starkes Volk halten, aber ohne Begabung zu geistiger Arbeit. Der verstorbene Minister v. Kállay, einst einer der Verfasser des Statutes für die autonome Provinz Ostrumelien, sagte mir oft, daß man die Bulgaren überschätze; das politische Talent eines Stambulow sei vereinzelt, die bulgarische Intelligenz im allgemeinen talentlos. Die planlose Griechenhetze im Jahre 1906 machte ähnliche Stimmen auch in der europäischen Presse bemerkbar. Daß man durch einen Ansturm gegen eine nationale Hochschule, einen Hort der Wissenschaft und Literatur, sich nicht die Sympathien des gebildeten Europa und Amerika erwerben kann, sollte den Staatsmännern Bulgariens doch einleuchtend sein.

Viele Leute in Bulgarien halten eine Wiederherstellung der nationalen Universität für wahrscheinlich. Ihre Reaktivierung wäre aber für das geistige Leben im Lande von geringem Wert, wenn es eben eine periodische Universität sein sollte, die abwechselnd von einer Partei eröffnet, von einer andern beim nächsten Ministerwechsel wieder geschlossen wird!

Wien, 1. Februar 1907.

Konstantin Jireček.

*

Brieflich trägt Professor Jireček noch folgendes nach:

„Mein Artikel ist teilweise überholt durch neuere Ereignisse. Die Regierung ließ sämtliche Hörer der unterdrückten Universität zusammenfangen und vor die Assentkommissionen führen. Die Tauglichen wurden sofort zum Truppendienst behalten, auch Söhne der Professoren. Was würden die Bulgaren 1879, bei der Errichtung der mit Jubel begrüßten nationalen Armee, gesagt haben, wenn man ihnen prophezeit hätte, daß dieselbe ein Vierteljahrhundert später als eine Art — Strafkompagnie dienen wird! So etwas hat man in Rußland selbst in den Zeiten eines Bogoljepow und Plehwe nicht getan. Vorigen Montag hörte ich, daß das Ministerium der Kammer ein neues Universitätsgesetz vorgelegt habe. Aus demselben sieht man klar, daß die Unterdrückung der Autonomie der Universität das Hauptziel der Bestrebungen des Regimes Petkow war. Alle Professoren werden von der Regierung ernannt, ohne ein Vorschlagsrecht der Universität. Die Regierung ernennt auch alle Dekane und den Rektor. Die erneuerte Universität wird danach ein polizeilich organisiertes Institut für Regierungskreaturen werden. Wie die Sache weiter ausgefallen ist, konnte ich noch nicht in Erfahrung bringen."

Die finanzielle Seite der Einberufung nach München.

Dargestellt von Friedrich Stolber, München.

(Fortsetzung.)

Kreis-Pensionsanstalt für dienstunfähige Lehrpersonen in Oberbayern.

Die Staffeln der Pensionsbezüge aus der oberbayerischen Kreis-Pensionsanstalt kommen für Münchener Verweser und Verweserinnen sowie für das ständige Lehrpersonal der Münchener Volksschulen nicht mehr in Betracht. Diese Ruhegehälter fließen in die städtische Pensionskasse, aus welcher in der schon dargelegten Weise die Gesamtpension geleistet wird. Die an die Kreis-Pensionskasse zu entrichtenden Jahresbeiträge für die oben genannten Kategorien werden deshalb auch von der städtischen Pensionskasse bestritten.

Anders liegen die Verhältnisse für männliche und weibliche Hilfskräfte. Sie gehören einzig und allein der Kreis-Pensionsanstalt an und haben eine Eintrittsgebühr von 24 Mark sowie einen Jahresbeitrag von 11.70 M zu entrichten. Dafür steht ihnen im Falle frühzeitiger Pensionierung das Bezugsrecht auf ein Ruhegehalt von 780 M zu.

War eine Hilfslehrkraft schon angestellt vor ihrer Berufung nach München (was meistens der Fall sein wird), dann kommt die Eintrittsgebühr in Wegfall und es ist nur mehr der laufende Jahresbeitrag weiter zu entrichten. Dieser ist halbjährig fällig und wird von der Stadthauptkasse durch Abzug am Gehalt eingehoben.

Witwen- und Waisen-Vereine.

Verweser und Volksschullehrer, welche nach München berufen werden, haben sich sofort zu entschließen, ob sie

1. dem Witwen- und Waisen-Unterstützungsverein der Volksschullehrer in München oder
2. dem Pensionsverein für Witwen und Waisen oberbayerischer Lehrer beitreten, oder ob sie endlich
3. beiden Vereinen zugleich angehören wollen.

Im ersteren Falle haben sich Neuberufene aus Oberbayern bei Herrn Oberlehrer Selmair, Knöbelstraße 12, schriftlich abzumelden, andernfalls sie auch Mitglieder des unter Ziffer 2 genannten Vereins bleiben und alle Zahlungen doppelt zu leisten haben. Das letztere trifft natürlich auch zu, wenn sich Neuberufene für den unter Ziffer 3 genannten Modus entscheiden.

A. Witwen- und Waisen-Unterstützungsverein der Volksschullehrer in München.

I. Die Anmeldung geschieht durch mündliche oder schriftliche Beitrittserklärung bei Herrn Direktor Friedrich Hall, Lehrer, Herzog Wilhelmstraße 3, unter Vorlage des Anstellungsdekretes und Geburtszeugnisses. Verheiratete haben ein Verehelichungszeugnis und das Geburtszeugnis der Frau in Vorlage zu bringen.

II. Gebühren:

a) Die urkundliche Aufnahme erfolgt nach Erlag der Eintrittsgebühr von 100 M.
b) Außerdem ist bei der Berufung eine einmalige 10prozentige Leistung aus dem Grundgehalt und
c) aus jeder Gehaltsmehrung eine weitere einmalige 10prozentige Leistung zu entrichten.
d) Die unter Lit. b) und c) aufgeführten Verpflichtungen treten für einen Hilfslehrer erst mit seiner Ernennung zum Verweser in Kraft.

III. Nachzahlungen:

Geschieht der Beitritt nach dem vollendeten 20. Lebensjahre, so sind auch von da ab die Jahresbeiträge nachzuzahlen. Von dem vollendeten 25. Lebensjahr ab sind aus der direkt an den Verein abzuführenden Gesamtsumme (d. i. aus 100 M Eintrittsgebühr und den angefallenen Jahresbeiträgen mit Ausschluß der durch die Stadthauptkasse einzuhebenden 10proz. Leistung) 5proz. Zinsen und Zinseszinsen zu entrichten, berechnet vom ersten Tag des Geburtsmonats.

IV. Jahresbeiträge:

	Hilfslehrer Mk.	Verweser Mk.	Volksschull. Mk.
Bis 31. Dezember 1904	12	12	12
Vom 1. Jan. bis 31. Dez. 1905	12	24	24
Vom 1. Januar 1906 ab	12	24	36

V. Fälligkeitstermine:

a) Die unter Ziffer IIa und III genannten Beträge werden von der Vereinsleitung erhoben. Sie sind für Verheiratete sofort fällig; für Unverheiratete können sie auf Ansuchen bis Ablauf des zweiten definitiven Jahres gestundet werden, sind aber längstens zu entrichten vor der Verehelichung.
b) Die unter Ziffer IIb und c aufgeführten Gebühren sind sofort fällig. Sie werden durch die Stadthauptkassa eingehoben, auf Wunsch in 10 monatlichen Raten durch Abzug am Gehalte. In außerordentlichen Fällen steht dem Stadtmagistrat München das Recht zu, die Ratenzahlung auf einen längeren Termin zu verteilen.

VI. Beispiele:

A. ist geboren am 26. Mai 1881, hat 1900 das Seminar verlassen, wurde am 1. April 1905 zum Verweser ernannt und kommt am 1. September 1906 als Verweser nach München. Nach Ziffer III beginnt für ihn die Nachzahlung der Jahresbeiträge vom 1. Mai 1901 und die Zinspflichtigkeit für die Eintrittsgebühr und die nachzuzahlenden Jahresbeiträge vom 1. Mai 1906 ab. — Was hat er zu leisten?

1. Direkt an den Verein:

a) Eintrittsgebühr		Mk. 100.—
b) Zins hieraus vom 1 Mai 1906 bis 1. Sept. 1906		„ 1.67
c) Jahresbeiträge:		
als Hilfslehrer vom 1. Mai 1901 bis 1. Mai 1905	à Mk. 12 = Mk. 48	
als Verweser vom 1. Mai 1905 bis 1. Sept 1906	à Mk. 24 = Mk. 32	„ 80.—
d) Zins aus den am 1. Mai 1906 fälligen Gesamtbeiträgen bis 1. Sept. 1906 à 5 %		„ 1.33
e) Satzungen und Porto		„ —.70
	Summa	Mk. 183.70

2. Durch die Stadthauptkassa an den Verein:

(siehe Vb!) 10 % aus Mk. 1740	Mk. 174.—
Gesamtleistung	Mk. 357.70

B. ist geboren am 23. November 1873 und kommt am 1. September 1906 nach München. Nach Ziffer III beginnt für ihn die Nachzahlung der Beiträge vom 1. November 1893 und die Verpflichtung zur Zahlung von Zins und Zinseszinsen mit dem 1. November 1898. — Welche Leistung trifft auf ihn?

1. Direkt an den Verein:

a) Eintrittsgebühr		Mk. 100.—
b) Zinseszins hieraus vom 1. Nov. 1898 bis 1. Nov. 1905	Mk. 40.71	
Zins aus Mk. 100 + Mk. 40.71 vom 1. Nov. 1905 bis 1. Sept. 1906	„ 5.86	„ 46.57
c) Jahresbeiträge vom 1. Nov. 1893 bis 31. Dez. 1904	à Mk. 12 = Mk. 134.—	
Jahresbeiträge vom 1. Jan. 1905 bis 31. Dez. 1905	à „ 24 = „ 24.—	
Jahresbeiträge vom 1. Jan. 1906 bis 1. Sept. 1906	à „ 36 = „ 24.—	182.—
d) Zinseszinsen aus den Jahresbeiträgen, berechnet v. 1. Nov. 1898 bis 1. Nov. 1904	à 5 % Mk. 34.11	
Zins vom 1. November 1904 bis 31. Dez. 1904 à 5 % aus Mk. 134.— =	„ 1.12	
Zinseszins vom 1. Jan. 1905 bis 1. Sept. 19 6	à 5 % „ 17.22	„ 52.45
e) Satzungen und Porto		„ —.70
	Summa	Mk. 381.72

2. Durch die Stadthauptkassa an den Verein:

(siehe Vb!) 10 % aus Mk. 2640 =	„ 264.—
Gesamtleistung	Mk. 645.72

VII. Rückvergütungen:

Die an einen Kreisreliktenverein einbezahlten Beträge werden sofort überwiesen und von der direkt an den Münchener Verein zu leistenden Summe in Abzug gebracht. Der etwa noch verbleibende Rest ist für Verheiratete sofort fällig. Andernfalls wird er auf Ersuchen (siehe Va!) gestundet.

Bemerkung: Die Nachzahlung der Jahresbeiträge, sowie die Zinseszinszahlung hört wahrscheinlich vom 1. Januar 1907 an auf. Dafür wird die Eintrittsgebühr entsprechend erhöht und für gestundete Zahlungen 4 Prozent Zins be-

rechnet. Rückvergütungen seitens der Kreisvereine an den Münchener Reliktenverein finden von da ab nicht mehr statt.

VIII. Bezüge:

a) Witwen:

Nach zurückgelegtem	24.	25.	26	27.	28.	29.	30.	31.	32.	33.	34.	35.	Lebensjahr des Mannes
erhält die Witwe	288	294	300	306	312	318	324	330	336	342	348	354	M.

welcher Betrag sich von Jahr zu Jahr um 6 M steigert, bis nach zurückgelegtem 48. Lebensjahr des Mannes der Höchstbetrag von 432 M erreicht ist.

b) Einfache Waise erhält ein Fünftel der für die Witwe bestimmten Unterstützung.

c) Doppelwaise erhält zwei Fünftel der für die Witwe bestimmten Unterstützung.

IX. Beginn und Dauer der Bezüge:

Die Unterstützung beginnt für Witwen und Waisen mit dem Sterbemonat des Gatten, bezw. Vaters und endigt für Witwen mit ihrem Tode (bezüglich Wiederverheiratung Näheres in den Statuten) nach Ablauf des Sterbemonats, für die Waisen, soferne nicht eine frühere Versorgung eintritt, mit der Vollendung des 18. Lebensjahres. (Ausnahmen siehe in den Satzungen!)

B. Pensionsverein für Witwen und Waisen oberbayerischer Lehrer.

Entscheiden sich Neueinberufene für den Beitritt zum oberbayerischen oder zu beiden Reliktenvereinen, dann haben für die Mitgliedschaft im Oberbayerischen Witwen- und Waisenverein nachstehende Bestimmungen Geltung:

I. Anmeldung:

Die Anmeldung geschieht am besten mündlich bei Herrn Oberlehrer Selmair unter Vorlage des Geburtszeugnisses sowie beglaubigter Abschriften sämtlicher Verwendungs- und Anstellungsdekrete. Für den Fall, daß der Nachsuchende sie nicht mehr besitzt, ist ein von der Bezirksschulbehörde gefertigter Auszug aus dem Personalakt bezüglich der Verwendung seit dem Seminaraustritt vorzulegen.

II. Eintrittsgebühr:

a) Die Eintrittsgebühr beträgt für jeden Münchener Lehrer 40 Mark. Oberbayerische Hilfslehrer, die ein Einkommen unter 1000 Mark beziehen, haben nur ein Viertel der Eintrittsgebühr und 6 Mark Jahresbeitrag zu entrichten bis zur Beförderung zum Verweser. Werden sie nun vor diesem Zeitpunkt nach München berufen, dann sind sie Vollmitglieder, so daß der Rest der Eintrittsgebühr sofort fällig und von da ab auch der ganze Jahresbeitrag zu entrichten ist.

b) Durch die Stadthauptkasse werden erhoben und an den Verein abgeführt 10 Prozent Taxen aus der Differenz zwischen dem nunmehrigen und dem vormaligen Gehalt inkl. Alterszulagen.

c) Dazu kommen noch für die Aufnahmsurkunde 1 M und 20 Pf. für die Satzungen.

III. Jahresbeiträge:

Der Jahresbeitrag beträgt für alle Münchener Lehrkräfte (soweit sie natürlich Mitglieder sind) 24 M. Dazu kommen noch 50 Pf. für Regie und 1 M für den alle zwei Jahre erscheinenden Schematismus. Neueintretende haben von dem Jahre an, von dem sie als Vollmitglieder gerechnet werden, sechs Jahre lang einen Beischlag von jährlich 6 M zu entrichten. Aus Oberbayern Berufene haben den eventuell bis 36 M noch fehlenden Betrag in derselben Weise wie oben angegeben fort zu entrichten.

IV. Nachzahlungen:

Lehrkräfte, welche nicht vom Zeitpunkte ihrer ersten Anstellung an dem Verein angehören, sondern erst später beitreten, haben außer der Eintrittsgebühr auch alle Beiträge, die sie vom Tage ihrer ersten Anstellung bis zum Erwerb der Mitgliedschaft zu entrichten gehabt hätten, samt 4 Prozent Zinsen nachzuzahlen.

V. Fälligkeitstermine:

a) Jahresbeitrag und Beischlag 15. März.

b) Die Gehaltstaxen sind sofort fällig. Sie werden von der Stadthauptkasse eingehoben, auf Wunsch in zehn monatlichen Raten durch Abzug vom Gehalt.

c) Die Nachzahlungen an den Verein sind sofort fällig. Es ist jedoch eine halbjährige zinsfreie Stundung möglich und in besonderen Fällen eine fristenweise Abzahlung, die in drei Jahren beendigt sein muß.

VI. Beispiele:

A. wurde am 15. November 1900 Hilfslehrer, am 1. April 1905 Verweser und kommt am 1. September 1906 nach München.

Seine Zahlung	Gebühren	Zinsen
	Mk.	Mk.
1. November 1900 1/4 Eintrittsgebühr . .	10.—	—.—
1. November bis 31. Dezember zwei monatl. Beiträge aus Mk. 6.—	1.—	—.07
1901 Jahresbeitrag	6.—	—.68
1902 „	6.—	—.92
1903 „	6.—	1.16
1904 „	6.—	1.40
1. Januar bis 1. April 1905 Jahresbeitrag aus Mk. 6.—	1.50	—.37
1. April bis 31. Dezember 1905 Jahresbeitrag aus Mk. 24.—	18.—	
1. April 1905 Rest der Eintrittsgebühr nebst Mk. 1. für Aufnahmsurkunde . . .	31.—	2.75
1. Beischlag	6.—	
1906 Jahresbeitrag und 2. Beischlag . . .	30.—	4.86
	121.50	12.21

Zusammenstellung.

Gebühren	Mk.	121.50
Zinsen	„	12.21
Statuten	„	—.20
Schematismus	„	2.—
Gesamtleistung	Mk.	135.91

B. wurde am 15. Oktober 1892 Hilfslehrer, am 1. März 1898 Verweser und kommt ebenfalls am 1. September 1906 nach München.

Seine Zahlung	Gebühren	Zinsen
	Mk	Mk.
1. Oktober 1892 1/4 Eintrittsgebühr . . .	10.—	—.—
1. Oktober bis 31. Dezember 3 monatl. Beiträge aus Mk. 6.—	1.50	—.13
1893 Jahresbeitrag	6.—	—.70
1894 „	6.—	—.94
1895 „	6.—	1.18
1896 „	6.—	1.42
1897 „	6.—	1.66
1. Januar bis 1. März 1898 Jahresbeitrag aus Mk. 6.—	1.—	—.28
1. März bis 31 Dezember 1898 Jahresbeitrag aus Mk. 24.—	20.—	
1. März 1898 Rest der Eintrittsgebühr nebst Mk. 1.— für Aufnahmsurkunde . . .	31.—	3.32
1. Beischlag	6.—	
1899 Jahresbeitrag und 2. Beischlag . . .	30.—	5.18
1900 „ „ 3. „ . . .	30.—	6.38
1901 „ „ 4. „ . . .	30.—	7.58
1902 „ „ 5. „ . . .	30.—	8.78
1903 „ „ 6. „ . . .	30.—	9.93
1904 „	24.—	10.94
1905 „	24.—	11.90
1906 „	24.—	12.86
	321.50	83.22

Zusammenstellung.

Gebühren	Mk. 321.50
Zinsen	„ 83.22
Statuten	„ —.20
Schematismus	„ 2.—
Gesamtleistung	**Mk. 406.92**

Durch die Stadthauptkasse werden weiter eingehoben und dem Verein zugewiesen:

bei A 10% aus Mk. 1740.—
— „ 1072.—
Mk. 668.— = Mk. 66.80

bei B 10% aus Mk. 2640.—
— „ 1470.—
Mk. 1170.— = Mk. 117.—.

VII. Rückvergütungen:

Die an einen anderen Kreisverein bezahlten Eintrittsgebühren und Jahresbeiträge werden in Abrechnung gebracht. Der Rest ist sofort fällig und wird eventuell nach Ziffer V gestundet.

VIII. Pensionsbezüge:

a) Witwen erhalten pro Jahr 210 Mark, die in monatlichen Raten post numerando ausbezahlt werden.

b) Kinder: Vaterwaise Knaben erhalten 1/1
„ Mädchen „ 1/4
Doppelwaise Knaben „ 2/3
„ Mädchen „ 1/2
} des Bezuges der Witwe.

IX. Beginn und Dauer der Bezüge:

Der Anspruch auf Pension beginnt mit dem Todestag des Vaters bezw. Gatten und endet für die Witwe nach Ablauf des Sterbemonats bezw. mit der Wiederverehelichung, für Kinder nach Umfluß des Geburtsmonats ihres vollendeten 18. Lebensjahres bezw. nach Ablauf des Sterbemonats.

Anmerkung: Mit dem 1. Januar 1907 treten die neuen Bestimmungen in Kraft, welche in ihrer Allgemeinheit für ganz Bayern gelten. Die Aenderungen, die sich aller Wahrscheinlichkeit nach dabei ergeben und für Neueinberufene von Bedeutung sind, seien hier kurz skizziert:

Die Eintrittsgebühr von 40 Mark bleibt. Der von Hilfslehrern zu entrichtende Teilbetrag wird in Zukunft auf 8 Mark reduziert, der Jahresbeitrag inkl. Schematismus und Regie auf 28 Mark erhöht. Dafür kommen die Beischläge ganz in Wegfall, desgleichen bei Berufungen aus anderen Kreisen die Nachzahlungen und Rückvergütungen. Bei Verehelichung und Wiederverehelichung ist eine Gebühr von je 50 Mark zu entrichten und außerdem 50 Mark, wenn die Braut um 10 Jahre jünger ist als der Bräutigam.

Mit dieser Aenderung in den finanziellen Verpflichtungen tritt auch gleichzeitig eine Aenderung in den Bezugsrechten ein. Witwen sollen hinfür 270 Mark, einfache Waisen 72 Mark und Doppelwaisen 144 Mark erhalten ohne Rücksicht auf das Geschlecht. Diese Beträge gelangen pränumerando in Monatsraten zur Auszahlung. Von Bedeutung ist dann diesbezüglich noch, daß die Waisenunterstützung nun bis zum 20. Lebensjahre reichen soll. (Schluß folgt.)

Bücher und Zeitschriften.

Ueber die Geistesstörungen der Strafhaft. Von Dr. Ernst Siefert. Halle a. S. Verlag von Karl Marhold. 1907. 233 Seiten. Preis 6 Mark.

Verfasser referiert an der Hand von 83 im Auszug wiedergegebenen Krankengeschichten über seine Beobachtungen an in der Strafhaft geistig erkrankten männlichen Individuen des Hallenser Strafgefängnisses. In der großen Mehrzahl seiner Fälle handelte es sich um im dritten Jahrzehnt stehende Personen mit unverkennbar degenerativer Geistesanlage, bei denen kriminelle Handlungen meist schon im Pubertätsalter auftraten. Diese Individuen erkrankten nun in der Strafhaft, namentlich in der Isolierhaft, an den mannigfachen psychotischen Erscheinungen der großen Gruppe des degenerativen Irreseins, an Halluzinationen, Delirien, Erregungszuständen, persekutorisch querulierenden Wahnideen u. s. w. In den meisten Fällen trat dann aber bei Wechsel des Milieus, bei Versetzung in die günstigen Verhältnisse der Irrenabteilung Beruhigung und Schwinden oder wenigstens Rückgang der psychotischen Krankheitserscheinungen ein. Daraus kann gefolgert werden, daß es sich nicht um einen materiellen Krankheitsprozeß handelte, sondern um einen pathologischen Zustand, ausgelöst durch die ungewohnten Verhältnisse und Schädlichkeiten der Haft, namentlich der Isolierhaft. Und in diesem Sinne ist man auch berechtigt, von einer „Haftpsychose" zu sprechen, worunter aber keinesfalls eine besondere klinische Entität verstanden werden soll.

Nebenbei kommen dann in der Strafhaft auch noch verschiedene echte Psychosen vor. Meist handelt es sich da um verkannte und irrtümlich bestrafte Geisteskranke, bei denen auch die kriminelle Handlung schon durch Geisteskrankheit bedingt war.

Im ersten Falle, bei den Haftpsychosen, sensu strictori, waren es fast alle sogenannte Gewohnheitsverbrecher, die infolge ihrer minderwertigen degenerierten Veranlagung und infolge ungünstiger äußerer Verhältnisse sich selbst überlassen, immer tiefer in das für sie schädliche Milieu — Landstraße, Gefängnis usw. — sanken. Der Gewohnheitsverbrecher muß daher, weil er eine psychische Entartungsform und mithin eine pathologische Erscheinung darstellt, nur Objekt der ärztlichen Behandlung sein und nicht Gegenstand pädagogischer Erziehung und rechtlicher Strafe.

Das Werk kann Aerzten und Juristen wärmstens empfohlen werden. Es ist mit ausgezeichneter Sachkenntnis und großer Hingebung geschrieben, und darum wird auch der Fachmann selbst dort, wo sich ein gewisser Doktrinarismus in der Darstellung bemerkbar macht, willig und gern den hochinteressanten Ausführungen des Autors folgen.

Heilanstalt Dösen. Max Liebers.

Lieder aus dem Osten von Georg Boenisch. Dresden 1907. E. Piersons Verlag.

Wanderlieder von Falk v. Sonnenfels (L. v. R.). Modernes Verlagsbureau. Berlin-Leipzig 1907. Curt Wigand.

Natur- und Stimmungsbilder vom St. Gebhardsberg. Eine lyrische Bergpredigt von Engelbert Keßler. 2. Auflage. Wien u. Leipzig 1906. C. W. Stern (Buchhandlung L. Rosner).

Boenischs „Lieder aus dem Osten" sind, obwohl sich ja ab und zu ein Gedichtlein unter ihnen befindet, das nicht ohne Geschick geschrieben ist, nur zu anspruchslos. Im allgemeinen ist starker Dilettantismus das überwiegende Element. Viel Nachempfundenes in mangelhafter, unreifer, manchmal recht banaler Form. Man empfindet deutlich die große Kluft zwischen Wollen und Können. Mehr Talent verraten Falk v. Sonnenfels' (L. von Renaulds) „Wanderlieder". Doch hätte auch hier eine sorgsamere Feilung das Gute, das in diesem gerade nicht zu voluminösen Büchlein geboten wird, in Besseres verarbeiten können. Das entschieden Wertvollste aber sind von den drei obenerwähnten Neuerscheinungen die „Natur- und Stimmungsbilder vom Sankt Gebhardsberg". Eine lyrische Bergpredigt, wie sie der Verfasser, Engelbert Keßler, selbst nennt. Wenn man auch just kein Freund der freien Rhythmen zu sein braucht, so muß man dennoch zugestehen, daß Sprache und Empfindung, in der dieses Poem geschrieben, zum größten Teile eine sehr edle, wahrhaft dichterische ist. Ein Wortgemälde, das zum Gemüte spricht, und im Leser klare und freundliche Stimmungen auslöst. Das kleine Werk, das der Prinzessin Marie zu Hohenlohe-Schillingsfürst, geb. Prinzessin zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, als der hochherzigen Schirmerin von Literatur und Kunst, gewidmet ist, gibt ein schönes Zeugnis für die tiefe Liebe des Verfassers zu seiner engeren Heimat — dem romantischen Walsertale in Vorarlberg —, sowie zur Natur überhaupt. Die ganze Dichtung durchweht ein Geist echter Frömmigkeit vor dem Walten weiser Weltgesetze, der sich in einem liebevollen Versenken in das heimlichste und unscheinbarste Weben der Natur ebenso ausspricht, wie in der stummen und ehrfürchtigen Bewunderung elementarer Katastrophen. Die zweite Auflage, die dieses sympathische Gedicht schon aufzuweisen hat, hat es ehrlich verdient.

München. Ferd. Frhr. v. Paungarten.

Hans von Degenberg. Historischer Roman aus dem 15. Jahrhundert von Marie Luise Hesse-Risch. Marburg 1907, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 3 M, geb. 4 M. 277 S.

Die Verfasserin hat in die bayerische Geschichte des ausgehenden Mittelalters hineingegriffen und die heißen Kämpfe zwischen der staatenbildenden Herzogsmacht und dem nach Reichsunmittelbarkeit strebenden Feudaladel geschildert. Eine ähnliche politische Entwicklung hat sich ja damals in Deutschland überall vollzogen; in Bayern führten Bruderzwistigkeiten im Fürstenhause Komplikationen herbei und erschwerten die Lage des klugen und energischen Herzogs Albrecht IV. Der Held des Romans, der eben erst vom Kaiser zum Reichsfreiherrn erhobene Hans von Degenberg, stellt sich an die Spitze der zum Böcklerbund zusammengeschlossenen Straubinger Ritterschaft. Er wird aber vom Herzog besiegt und gefangen. Nach seiner Begnadigung sinnt er, obgleich er das Vertrauen und die Gunst seines Herrn im höchsten Grade genießt, insgeheim auf den Tag der Vergeltung. Er opfert seinem Ehrgeiz Glück und Liebe und führt anstatt seines treuen deutschen Liebs eine hochfahrende böhmische Erbtochter heim. Endlich beginnt der blutige Tanz von neuem. Der Löwenbund, dessen Hauptmann Hans von Degenberg ist, schlägt gegen den auch von dem Kaiser und anderen Feinden bedrängten Herzog Albrecht los. Der Degenberger will ihn in einem Hinterhalt fangen. Doch sein eigener Sohn, des Herzogs treuester Diener, rettet diesen, indem er mit ihm Helm, Mantel und Pferd tauscht, und empfängt unerkannt von seinem Vater den Todesstoß. An der Leiche des einzigen Erben sieht Hans von Degenberg ein, daß sein Ringen vergebens, sein Leben verfehlt gewesen ist, und es bleibt ihm nichts übrig, als einen braven Schlachtentod zu suchen, den er denn auch findet.

Mehr romanhafte Historie als historischer Roman, mehr chronikartige Aneinanderreihung von Begebenheiten als kunstvoll gesteigerte Komposition, hinterläßt das Buch doch durch treuherzig schlichte Haltung und gefällige Darstellungsweise, durch geschickte Mischung von Staatsaktionen, häuslichem Leben und menschlichen Zügen einen freundlichen Eindruck. Ohne sonderliche Vertiefung in die politischen Probleme, wozu der Uebergang zu modernen Staatsformen in jenem Zeitalter wohl Veranlassung gegeben hätte, hat die Verfasserin wenigstens die geschichtlichen Zustände anschaulich wiedergegeben. Namentlich jüngeren Lesern darf die Erzählung empfohlen werden.

Stuttgart. R. Krauß.

* **Sitzungsberichte der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften.** Berlin 1907. In Kommission bei Georg Reimer. Das soeben erschienene fünfte Stück der Berichte enthält folgende Abhandlungen: M. Perlach und J. Luther: Ein neuer Bericht über Luthers Verbrennung der Bannbulle. — K. Koch: Das Wolfenbüttler Palimpsest von Galens Schrift *περι των εν τροφαις δυναμεων.*

Allgemeine Rundschau.

Zur Psychopathologie des Selbstmordes.

In einer der letzten Sitzungen der Kriminalistischen Vereinigung Erlangen sprach über dieses Thema Professor Dr. Specht. Der Vortragende vertritt den Standpunkt, daß die endgültige Lösung des Selbstmordproblems der Hauptsache nach dem Psychopathologen zustehe, da ihn allein die Berufserfahrung in den Stand setze, im einzelnen Falle die wahren Ursachen des Selbstmordes zu ergründen, während Statistik, Soziologie, Ethik usw. sich ohne die Leitung der psychiatrischen Kliniker durch die Trugbilder der sogenannten Motive in die Irre führen ließen. Zumal in neuerer Zeit sei die Psychiatrie mehr denn je zur Bearbeitung dieser und ähnlicher Fragen ausgerüstet, da sie jetzt emsig an der Arbeit sei, gerade die Grenzgebiete in klinischer Detailarbeit zu durchforschen. Speziell für das vorliegende Problem empfehle sich behufs Erweiterung und vertiefter Analyse des einschlägigen Beobachtungsmaterials die Münchener Einrichtung zur allgemeinen Nachahmung, wonach alle geretteten Selbstmörder zunächst der Irrenklinik zur Beobachtung und klinischen Untersuchung zugeführt würden. Was Gaupp auf diese Weise jetzt schon feststellt, spreche doch eine viel überzeugendere Sprache als die sonst über diesen Gegenstand verbreiteten Zahlenangaben der Statistik mit ihren jedweder Voreingenommenheit und Täuschung willigen Gruppierungen.

Der Vortragende gibt darauf einen kursorischen Ueberblick über die klinische Symptomatologie der Selbstmordtriebe und bekennt sich unter Anlehnung an die jüngsten Forschungsergebnisse von Gaupp und Stelzner und an die jedem erfahrenen Psychiater geläufigen Beobachtungen zu dem Resultat, daß, abgesehen von den ausgesprochen geisteskranken Selbstmördern, die immerhin auch bei sorgfältigster Auslese einen recht erheblichen Prozentsatz ausmachten, die Hauptmasse der Suicidefälle auf die vielgestaltige Gruppe der psychopathisch Minderwertigen entfalle, wogegen nur ein kleiner Rest geistig Intakter verbleibe, bei dem das schließliche Motiv sich tatsächlich mit der wirklichen Ursache decke und der sich je nachdem zu einer Anklage gegen das Milieu oder zur individuellen Verurteilung ausnützen lasse. Die Schlußfolgerungen, die sich aus dieser Feststellung für die theoretische Betrachtung des Problems ziehen lassen, einem späteren Vortrag vorbehaltend, besprach der Vortragende die nunmehr sich von selbst ergebenden praktischen Konsequenzen.

Zunächst solle die Selbstmordstatistik endlich einmal aufhören, als Index für wirkliche oder vorgebliche Uebel öffentlicher Institutionen und sozialer Zustände mißbraucht zu werden. Des weiteren wäre es höchste Zeit, wenn die Einschätzung der Selbstmorde und der Selbstmörder seitens der kirchlichen Orthodoxie einer prinzipiellen Aenderung sich zugänglich erweisen wollte, damit die ebenso unerquicklichen wie unzeitgemäßen Erörterungen über die Begräbnisformalitäten usw. einmal zur Ruhe kämen. Auch die Lebensversicherungs-Gesellschaften dürften trotz ihres bewiesenen Entgegenkommens noch weiter der psychiatrischen Erkenntnis sich nähern. Sie seien, wie erst neuere Erfahrungen den Vortragenden belehrten, noch nicht auf der Höhe der Zeit, und zwar gerade in Fällen, denen die Angehörigen in Beziehung auf Selbstmordverhütung machtlos gegenüberständen.

Zu dem Selbstmordtrieb bei ausgesprochener Geistesstörung zurückkehrend, erörterte schließlich der Redner noch die Frage der Gemeingefährlichkeit der selbstmörderischen Geisteskranken, bezüglich deren die Verwaltungsbehörden, noch vielfach von doktrinärer Voreingenommenheit befangen, die praktische Bedeutung weit zu überschätzen geneigt seien.

Kleinere Mitteilungen.

* **Körperstrafen in indischen Schulen.** In einer Zeit, wo bei uns die Körperstrafen in den Schulen so gut wie abgeschafft sind (wiewohl manchem unnützen Buben eine Portion ungebrannter Asche recht heilsam ist), mag es interessieren, darauf hinzuweisen, wie die Körperstrafen in den Hindu- und Tamilenschulen beschaffen sind. Nach dem Globus (Verlag von Fr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig) erinnern diese Körperstrafen, deren 42 Arten aufgezählt werden, zum Teil an Torturen, andrerseits aber wieder an Leistungen der Turner und Equilibristen. Der Stock aus Rotangrohr mit silbernen Knöpfen ist das untrennbare Zeichen des Schulmeisters, mit dessen Hilfe er Handflächen oder Hinterteil bearbeitet. In einigen Schulen ist es Sitte, daß die Schüler ihr Hinterteil stets entblößt haben müssen, damit der Lehrer schnell genug die Strafe ausführen kann. Zupfen am Ohrläppchen und Backenstreiche sind ganz gewöhnliche Dinge, die unartige Buben auch gegenseitig an sich auf Befehl des Lehrers auszuführen haben. Körperverzwängungen schmerzhafter Art, Stehen auf den Zehen, Knien auf scharfen Gegenständen werden häufig angeordnet; auch das Peitschen mit Nesseln ist häufig, wobei dem Sünder die Hände zusammengebunden sind, damit er sich nicht kratzen kann. Wird die lange andauernde Schwellung zu stark, so wird sie mit Kokosöl eingerieben. Noch schlimmer ist es, wenn der Sträfling entkleidet und gebunden mit einem süßen Wasser begossen wird, das die zahlreichen Ameisen und anderen Insekten anlockt, die den Unglücklichen auf das schmerzhafteste peinigen. Aufhängen an den Händen, Aufstellen in der Tropensonne sind häufige Strafen; auch das Kauen von trockenem Stroh soll nach indischen Begriffen pädagogisch wirken u. dgl. m.

Die Einführung der Schulbänke durch die Engländer hat zu einer neuen Art von Strafe geführt. Man schnallt die Unartigen lange Zeit mit dem Rücken nach oben darauf und bearbeitet sie mit dem Rohre, wobei denn auch die Eltern und Verwandten des Sträflings vom Lehrer mit gemeinen Schimpfworten belegt werden. Und trotzdem wird der Schulmeister von seinen Zöglingen geachtet und geliebt, und ein Tamilensprichwort sagt: Der Lehrer kommt zu Wischnu (in den Himmel), der Doktor in die Hölle. In neuester Zeit ist vieles von den barbarischen Strafen abgeschafft worden.

hc. **Personalien.** Die große goldene Edward-Rüppell-Medaille für hervorragende Verdienste, eine Auszeichnung, welche bisher überhaupt nur zweimal, an Hermann v. Wissmann und Sven v. Hedin, verliehen worden ist, erhielt der Geograph, Geheimrat Professor Dr. Theobald Fischer in Marburg. — Der aus Colmar stammende Sanskrit-Forscher und Professor für vergleichende Grammatik und indogermanische Sprachwissenschaft an der Sorbonne, Viktor Henry, ist in Paris im Alter von 57 Jahren gestorben.

Hochschulnachrichten.

* **Berlin.** Die Technische Hochschule zu Charlottenburg hat den Geheimen Baurat Emmerich, der sich hervorragende Verdienste um die monumentale Gestaltung öffentlicher Gebäude und die Durchbildung des Ornaments erworben hat; ferner den Geheimen Baurat Schmieden, der auf dem Gebiet des Krankenhausbaues in technischer und hygienischer Beziehung Bedeutendes leistete; endlich den Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd, Dr. Wiegand, der sich um die Entwicklung des deutschen Schiffsbaues und der deutschen Schiffahrt hervorragende Verdienste erwarb, zu Ehrendoktoren ernannt.

hc. **Basel.** Der Privatdozent für innere Medizin an der hiesigen Universität, Dr. Leopold Rütimeyer, wurde zum außerordentlichen Professor ernannt.

Büchereinlauf.

Theologie und Kirchenwesen.

Ignaz Ziegler: Der Kampf zwischen Judentum und Christentum in den ersten drei christlichen Jahrhunderten. Berlin 1907. M. Poppelauer. 94 S. (2 M.)

Arnold Meyer: Was uns Jesus heute ist. (Religionsgeschichtliche Volksbücher, herausgegeben von Fr. Michael Schiele-Tübingen. 5. Reihe. 4. Heft.) Tübingen 1907. J. C. B. Mohr. 56 S. (geh. 50 Pfg., geb. 75 Pfg.)

H. J. Holtzmann: Das messianische Bewußtsein Jesu. Ein Beitrag zur Leben-Jesu-Forschung. Tübingen 1907. J. C. B. Mohr. 100 S. (2.60 M.)

Aus der verlorenen Kirche. Religiöse Lieder und Gedichte für das deutsche Haus. Gesammelt von Rudolf Günther. Mit Zeichnungen von L. v. Schlieben. Heilbronn 1907. Eugen Salzer. 372 S. (geb. 3 M.)

Hermann Guthe: Jesaia. (Religionsgeschichtliche Volksbücher. Herausgegeben von Fr. Michael Schiele. 2. Reihe. 10. Heft.) Tübingen 1907. J. C. B. Mohr. 70 S. (geh. 50 Pfg., geb. 75 Pfg.)

Thad. Engert: Die Urzeit der Bibel. 1. Band: Die Weltschöpfung. Mit einer allgemeinen Einführung in die Exegese. München 1907. J. J. Lentner. 53 S. (1.20 M.)

Karl Daniel: Die deutsche lutherische Kirche in Genf zum zweihundertjährigen Jubiläum ihrer Begründung. 1707 bis 1907. 64 S.

Georg Wobbermin: Der christliche Gottesglaube in seinem Verhältnis zur heutigen Philosophie und Naturwissenschaft. 2. Auflage. Berlin 1907. Alexander Duncker. 170 S. (geh. 2.50 M, geb. 3.25 M.)

Johannes Leipoldt: Geschichte des neutestamentlichen Kanons. 1. Teil: Die Entstehung. Leipzig 1907. J. C. Hinrichs. 288 S. (geh. 3.60 M, geb. 4.50 M.)

G. Traub, Jatho, Arnold Meyer, Niebergall und Förster: Praktische Fragen des modernen Christentums. Fünf religionswissenschaftliche Vorträge. Herausgegeben von Heinrich Geffcken. Leipzig 1907. 126 S. (geh. 1.80 M, geb. 2.20 M.)

Geschichte und Politik.

Rudolf Martin: Berlin-Bagdad. Das deutsche Weltreich im Zeitalter der Luftschiffahrt 1910—1931. Stuttgart 1907. Deutsche Verlagsanstalt. 160 S.

H. G. Voigt: Die von dem Premysliden Christian verfaßte und Adalbert von Prag gewidmete Biographie des Heiligen Wenzel und ihre Geschichtsdarstellung. Prag 1907. Fr. Rionac. 88 S. (2 M.)

Albert Dammann: Der Sieg Heinrichs IV. in Canossa. Eine kritische Untersuchung. Braunschweig 1907. Benno Goeritz. 76 S. (1.50 M.)

Otto Graf Harrach: Rohrau. Geschichtliche Skizze der Grafschaft mit besonderer Rücksicht auf deren Besitzer. 1. Teil: 1240—1688. Wien 1906. Gerold u. Co. 196 S.

Adolf Grabowsky: Kulturnotwehr. An den Liberalismus in letzter Stunde. Berlin 1907. J. Harrwitz Nachfolger. 15 S. (50 Pfg.)

Briefe des Frhrn v. Dalwigk 1794—1807. Herausgeg. von Frhrn. v. Dalwigk zu Lichtenfels. Mit 6 Anlagen. Oldenburg i. Gr. 1907. 293 S. (7 M.)

Amos s. Hershey: The international law and diplomacy of the Russo-Japanese War. New-York 1906. The Macmillan Company. 394 S.

Ed. Tallichet: La question de la paix et sa solution. Lausanne 1907. Bureaux de la bibliothèque universelle. 109 S.

D. W. Bornemann: Die katholischen Missionen und die Politik. Schlaglichter und Enthüllungen. Vortrag. Halle a. S. 1907. Eugen Strien. 24 S. (30 Pfg.)

Jakob Strieder: Kritische Forschungen zur österreichischen Politik vom Aachener Frieden bis zum Beginne des Siebenjährigen Krieges. (Leipziger historische Abhandlungen. Herausgegeben von E. Brandenburg, G. Seeliger, U. Wilcken. Heft II.) Leipzig 1907. Quelle u. Meyer. 101 S. (3.40 M.)

Geographie und Völkerkunde.

Wilhelm Vallentin: Paraguay. Das Land der Guaranis. Mit 38 Illustrationen nach photographischen Originalaufnahmen. Berlin 1907. Hermann Paetel. 323 S. (brosch. 6 M, geb. 7 M.)

Joh. Bachmann: Speise und Trank im Egerlande. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Febr. 1907. Nr. 341.) Prag 1907. A. Haase. 15 S. (20 Heller.)

Rechts- und Staatswissenschaft.

Oskar Stillich: Geld- und Bankwesen. Ein Lehr- und Lesebuch. Berlin 1907. Karl Curtius. 263 S. (4.20 M.)

Friedrich Meyer: Führer durch das Invalidenversicherungsgesetz vom 13. Juli 1899. 4. Auflage. Berlin 1907. Deutscher Verlag. 87 S. (1 M.)

Hans Schuberth: Wie kommt der Gläubiger zu seinem Guthaben? Gemeinverständliche Darstellung des amtsgerichtlichen Verfahrens an Beispielen von der Klage bis zur Pfändung. München 1907. Im Selbstverlag des Verfassers. Bayerische Druckerei u. Verlagsanstalt. 65 S. (1 M.)

Eugen Fuchs und Hugo Arnheim: Formelles Grundbuchrecht. Band 2. 7. Heft. Des ganzen Werkes 15. Heft. (Grundbuchrecht, Kommentar zu den grundbuchrechtlichen Normen des Bürgerlichen Gesetzbuches und zur Grundbuchordnung.) Berlin 1907. J. Guttentag. 80 S.

Die Arbeitseinstellungen und Aussperrungen in Oesterreich während des Jahres 1905. Herausgeg vom Arbeitsstatistischen Amte im Handelsministerium. Wien 1906. Alfred Hölder. 419 S.

Wilhelm Erben, Ludwig Schmitz-Kallenberg und Oswald Redlich: Urkundenlehre. 1. Teil. (Handbuch der Mittelalterlichen und Neueren Geschichte, herausgeg. von G. v. Below und F. Meinecke.) München und Berlin 1907. R. Oldenbourg. 369 S. (10 M.)

Ferdinand Kürnberger: Die Geschichte meines Passes. (Sonderabdruck aus der Fackel.) Wien 1907. 34 S. (40 Heller.)

Paul Simon: Die rechtliche Natur der sachenrechtlichen Einigung. (Studien zur Erläuterung des bürgerlichen Rechts. Herausgegeben von Rudolf Leonhard. 20. Heft.) Breslau 1907. M. u. H. Marcus. 150 S. (4 M.)

Lujo Brentano: Der Unternehmer. Vortrag, gehalten am 3. Januar 1907 in der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft in Berlin. (Volkswirtschaftliche Zeitfragen, Vorträge und Abhandlungen. Herausgegeben von der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft in Berlin. Heft 225.) Berlin 1907. Leonhard Simon. 30 S.

F. Galli: Ehe, Mutterrecht, Vaterrecht in kulturgeschichtlicher Entwicklung und in ihrer Bedeutung für die Gegenwart. Vortrag. Leipzig 1907. J. C. Hinrichs. 16 S. (30 Pfg.)

Kriegswissenschaft und Militärwesen.

Roskoten: Moderne Feldhaubitzen. Mit 15 Abbildungen. Oldenburg i. Gr. 1907. Gerhard Stalling. 83 S. (3.50 M.)

Ernest Picard: 1870. La perte de l'Alsace Avec deux cartes. Paris 1907. Plon-Nourrit et Cie. 370 S. (3,50 fr.)

Der deutsche und der französische Offizier. Eine soziale Studie. Einzige autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von E. Stinc. Berlin 1907. Risel. 43 S. (1.50 M.)

Medizin.

W. v. Bechterew: Die Persönlichkeit und die Bedingungen ihrer Entwicklung und Gesundheit. (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. Herausgegeben von L. Löwenfeld. Heft 45.) Wiesbaden 1906. J. F. Bergmann. 38 S. (1 M.)

Georg Buschan: Gehirn und Kultur. (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. Heft 44.) Wiesbaden 1906. J. F. Bergmann. 74 S. (1.60 M.)

Adam Politzer: Geschichte der Ohrenheilkunde. 2 Bände. 1. Band: Von den ersten Anfängen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Mit 31 Bildnissen und 19 Textfiguren. Stuttgart 1907. Ferdinand Enke. 467 S. (20 M.)

Wilhelm Epstein: Arthur Schopenhauer. Seine wirklichen und vermeintlichen Krankheiten. Stuttgart 1907. Ferdinand Enke. 37 S. (1.20 M.)

Jahrgang 1907. München, Donnerstag, 14. Februar. Nummer 38.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Dr. W. Olshausen in München.

Inhalt:

Zukunftsländer am La Plata. IV. Von Dr. Ludwig Munzinger (München).

Achtzehn Monate mit Rußlands Feldheeren in der Mandschurei. Von Oberleutnant a. D. Oskar v. Schwartz (Grunewald).

Die finanzielle Seite der Einberufung nach München. (Schluß.) Dargestellt von Friedrich Stoiber (München).

Bücher und Zeitschriften.

O. D. Tyrka: Saneyoschi im Occident. — J. Harburger: Konkursordnung für das Deutsche Reich. — Meyers Reisebücher.

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin. — Zu den Aegineten und der Eirene der Glyptothek.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Zukunftsländer am La Plata.

Von Dr. Ludwig Munzinger.

IV.

Argentiniens wirtschaftliche Kräfte.

Die Eisenbahnen und das englische Monopol. — Alte und neue Viehwirtschaft. — Ein Rekord-Stier. — Der Landwirt-Kaufmann. — Bodenpreis. — Ueberwiegen des Exportwertes der Ackerbauüber die Viehzuchtsprodukte. — Das erste Weizenexportland der Zukunft. — Eigenart des Ackerbaubetriebes. — Dürren und Heuschrecken. — Hinaufarbeiten zum Landeigentümer. — Die Industrie: Zucker, Wein, Bier. — Das Mehl, der argentinisch-brasilianische Zankapfel. — Quebracho. — Arbeiterschaft und Streiks.

Wie sehr alle die untereinander so verschiedenen Landesteile Argentiniens wirtschaftlich nach Buenos-Aires gravitieren, zeigt ein Blick auf die Eisenbahnkarte der Republik. Strahlenförmig gehen von der Hauptstadt die Hauptäste eines Netzwerkes von Schienenwegen aus, mittelst dessen immer entferntere Gebiete der Besiedlung und der Bewirtschaftung erschlossen werden. Wenn in irgend einem Lande, so zeigt sich hier die Wahrheit des Satzes, daß Verkehrsgelegenheit Fortschritt und Verkehr erzeugt.

Die Eisenbahnen sind in Argentinen zweifellos die mächtigsten Pioniere der vordringenden Kultur. Weitsichtige, zähe und energische Engländer hatten den Glauben an die Zukunft des Landes, und englisches Kapital ist es heute, mit Ausnahme einiger wenigen Staatsbahnen und zweier französischen Schmalspurbahnen, das so ein Landverkehrsmonopol in Händen hat und es natürlich weidlich ausnutzt. Infolge der billigen Bauweise in dem Kunstbauten kaum erfordernden ebenen Lande, infolge der von der Regierung zugestandenen Zollfreiheit für das gesamte Material sind es verhältnismäßig geringe Summen, die festgelegt werden mußten. Unter diesen Umständen bringen recht hohe Fracht- und Personentarife besonders fette Dividenden ein. Welche Summen so jährlich aus Argentinien in englische Taschen fließen, kann man ungefähr ermessen, wenn man hört, daß das argentinische, englischer Ausbeutung überlassene Bahnnetz heute rund 22,500 Kilometer lang ist, also größer z. B. als das der österreichischen Monarchie (ohne Ungarn). Es ist klar, daß der Besitz des Eisenbahnmonopols den Engländern auch bei allen anderen geschäftlichen Unternehmungen große Vorteile sichert, daß sie nichtenglische Geschäfte, die auf die Bahnverbindung angewiesen sind, in der Entwicklung zurückhalten, wenn nicht gar vernichten können. Die besten Landspekulationskäufe machen natürlich auch die Bahngesellschaften bezw. ihre Angestellten auf eigene Rechnung, und so spricht England in allen argentinischen Dingen ein sehr gewichtiges Wort mit, obwohl gar nicht einmal so viele Briten im Lande sind. Im ganzen Süden, d. h. im südlichen Teil der Provinz Buenos Aires, sowie in den Gobernacionen Pampa Central, Rio Negro und Neu-Quen herrscht z. B. fast unumschränkt die mächtigste der englischen Bahngesellschaften, die Ferrocarril del Sud, die über 4000 Kilometer Bahnen betreibt. Große und kleine Leute hat sie in eine unsichtbare, aber nicht minder fühlbare Abhängigkeit von sich gebracht, und in der Wirkung hat die Bahndirektion, dort unten im „fernen Süd“, mehr zu sagen, als die Nationalregierung am Maiplatz zu Buenos Aires.

Angenehm ist dieser Zustand den Argentinern natürlich nicht. Klagen gegen die Monopolwirtschaft der Eisenbahnen sind an der Tagesordnung. Die Regierung ist indessen durch recht langfristige Verträge gebunden, denn es hat ja Zeiten gegeben, da Präsidenten und Minister die glänzendsten Bahnkonzessionen sozusagen pfundweise verkauften, d. h. für jedes Jahr der Fristverlängerung wuchsen die an sie vom Konzessionär abzuführenden „Gratifikationen“. So muß die argentinische Nation auslöffeln, was ihr gewissenlose Politiker früher eingebrockt haben. Das gehört ins Kapitel der Kinderkrankheiten, denen kein junges Staatswesen entgeht.

Die engeren, bezw. weiteren Maschen des Bahnnetzes entsprechen natürlich der Wirtschaftsform eines bestimmten Gebietes. In der Ackerbauzone, also in der Provinz Buenos Aires, Süd-Santa Fé und Süd-Cordoba wimmelt es von Schmalspurbahnen, die die großen Linien oder besonders volkreiche Ansiedlungen untereinander verbinden. Darüber hinaus in die Viehwirtschaftszone ragen dann mehr vereinsamt die Vollbahnen der mächtigen Kompagnien. Sie überschreiten heute noch an keiner Stelle die Grenzen Argentiniens. Die Verbindung mit Chile stellt indessen nahezu vollständig die Ferrocarril Transandino her; der Schienenstrang steigt bis zu 3300 Meter Seehöhe

auf der Ostseite der Cordillere in die Höhe. Die Paßhöhe der Cumbre mit 3600 Meter muß dann auf Maultiers Rücken überwunden werden, bis auf etwa ebenfalls 3300 Meter Seehöhe auf der chilenischen Seite die Bahn wieder ihre Fortsetzung findet. Im Nordwesten wird in nicht allzu ferner Zeit der Anschluß an die bolivianischen Bahnen erfolgen und damit ein wichtiges Glied in der erstrebten Schienenverbindung New-York—Buenos Aires geschlossen sein.

Die ursprüngliche Wirtschaftsform, die mit der zunehmenden Besiedlung des Landes durch den intensiven Ackerbau langsam an die Grenzen des überhaupt in Nutzung genommenen Landes gedrängt wird, ist die Viehzucht. Sie wurde vor etwa einem halben Jahrhundert noch ganz roh betrieben. Rinder und Pferde züchtete man, oder vielmehr, man ließ sie wild wachsen um der Haut willen, die Schafe wegen ihrer Wolle. In den unendlichen Ebenen weideten damals etwa 15 Millionen Stück Rindvieh und 60 Millionen Schafe, die 2 oder 2½ Millionen Menschen gehörten. Das oberflächliche Hüten dieses Viehes und das gelegentliche Einfangen der Tiere, die gerade Verwendung finden sollten, war die einzige Arbeit, der sich die argentinischen Kreolen unterzogen.

Mit dem Eindringen der Fremden jedoch vollzog sich eine tiefgehende Umwälzung. Langsam, aber stetig entwickelte sich aus kleinen Anfängen der Ackerbau. Die neuen Siedler, die sich als bescheidene Ackerbaukolonisten allmählich die nötige Landeskenntnis erworben hatten, begannen da und dort, sich auch auf die Viehzucht zu werfen. Das Land war ja noch billig. Indem sie nun mit dem herkömmlichen Schlendrian brachen, einsahen, daß auf Erhöhung der Fleischproduktion hingearbeitet werden müsse und daß dies nur durch eine Verbesserung der einheimischen Criollo-Rassen geschehen könne, brachten die Fremden in die argentinische Viehzucht bald einen frischen Zug. Die eingeborenen Argentiner, die durchschnittlich recht kluge und begabte Leute sind, auch wenn sie nicht lesen und schreiben können, erfaßten Ziele und Zwecke einer nach dem Muster der Eingewanderten rationell betriebenen Viehzucht alsbald, und so hob ein erfreuliches eifriges Arbeiten auf allen einschlägigen Gebieten an.

Durch Kreuzung mit den englischen Fleischrassen der Hereford- und Durham-Rinder gelang es, im Laufe der Jahrzehnte einen in den Buenos Aires zunächst gelegenen Provinzen heute schon nahezu reinen Schlag zu ziehen. Für einen guten Zuchtstier ist der argentinische Landwirt imstande, fabelhafte Summen auszugeben. Auf der großen landwirtschaftlichen Ausstellung des Jahres 1906 in Buenos Aires wurden z. B. für ein solches Tier ungefähr 75,000 M bezahlt. Ein Viehzüchter, Estanziero wie man ihn nennt, der auf seiner Besitzung nicht mindestens zwei bis drei gute englische oder im Lande schon rein gezogene Zuchtstiere hat, zählt gar nicht mehr mit. Ebenso hat man die Schafherden durch Kreuzung mit englischem, deutschem und französischem Zuchtmaterial, sowie durch sachgemäße Pflege auf einen hohen Stand der Typenentwicklung gebracht und erzielt heute bis zu dreimal soviel Wolle als früher. Die gleiche Sorgfalt widmet man der einheimischen Pferderasse, die, je nach dem Zwecke, mit den verschiedensten europäischen Schlägen gekreuzt wird.

Hand in Hand mit diesem Vorgehen in züchterischer Hinsicht geht durch den ganzen Wirtschaftsbetrieb ein mehr kaufmännischer Geist. Mit viel Nachdenken und Energie versucht jeder einzelne seine Ausgaben zu verringern, seine Einnahmen zu erhöhen. Auch der einfachste Estanziero, ohne irgendwelche bessere Vorbildung, führt streng Buch, hält sich durch eine der vorzüglichen großen Zeitungen der Hauptstadt (La Prensa und La Nacion) über die Preisbewegung auf dem Laufenden, ist Mitglied seines lokalen Viehzüchtervereins und besucht eifrig die von Zeit zu Zeit im Departements-Hauptort abgehaltenen „Ausstellungen", die nichts weiter sind als Viehmärkte. Wenn man sie dort so sieht, die argentinischen Landwirte — bei den Ackerbauern ist's nämlich nicht anders —, so möchte man unseren deutschen Bauern nur halb so viel Eifer, Intelligenz und Gewandtheit wünschen. Dann wäre es um sie und um die Volksgesamtheit besser bestellt.

Die großen Gewinne der Viehzüchter und die zunehmende Bevölkerung haben nun allmählich die Landpreise sehr erheblich in die Höhe geschraubt. Nicht minder hat eine zum Teil schamlos betriebene Spekulation das ihrige zu dieser Folgeerscheinung beigetragen. Es ist daher heutzutage nicht mehr so ganz leicht, Estanziero zu werden. Es bedarf dazu schon ziemlich bedeutender Summen, die verschieden sind, je nachdem man draußen im äußeren Ring eine Estanzia neu gründen oder in einer verkehrsreicheren Gegend einen bestehenden Betrieb übernehmen will. Zur Einrichtung einer Legua (= 2500 Hektar) Kamp, sagen wir in der Pampa Central, sind heute etwa 500,000 M nötig. Will man dagegen Eigentümer einer Legua Alfalfa-Kamps etwa in Süd-Cordoba werden, so muß man schon mit einer Million Mark Anlagekapital rechnen. Trotz der hohen Grundpreise, die zwar infolge einer Krisis wieder einmal fallen, jedenfalls aber selbst heute noch lange nicht die Obergrenze erreicht haben, kann man zurzeit noch, bei einigem Geschick und sonst normalen Verhältnissen, mit 10—15 Prozent Gewinn eine solche Anlage betreiben. Und selbst in den ungünstigsten Fällen, wenn Trockenheit oder andere Widrigkeiten starke Viehverluste verursachen, so werden immer noch 6—8 Prozent zu erzielen sein.

Was nun den eigentlichen Wirtschaftsbetrieb eines solchen Viehzucht-Unternehmens betrifft, so wird später eine Schilderung des Lebens auf einer Estanzia aufklären. Hier ist zunächst notwendig, noch auf den jüngeren Bruder der Viehzucht, nämlich auf den mit Riesenschritten wachsenden Ackerbau, einzugehen, der seit dem Jahre 1898 der stärkere geworden ist. In diesem Jahre übertraf zum erstenmal der Exportwert der Ackerbauprodukte jenen der Produkte der Viehzucht. Es ergab sich die überraschende Tatsache, daß der Ackerbau auf damals 4½ Millionen Hektar mehr Exportwert hervorgebracht hatte als die Viehzucht auf den von ihr besetzten 150 Millionen Hektar.

Der Ackerbau hat, wie bereits erwähnt, von kleinen Anfängen in der Provinz Buenos Aires und Süd-Santa Fé ausgehend, allmählich einen großen Teil dieser Provinzen erobert und ist auch in Cordoba, in Pampa Central und vor allem in Entre-Rios heimisch geworden. Man kann heute mit einer Gesamtanbaufläche von 10 Millionen Hektar rechnen, auf denen im Jahre 1905 über 4 Millionen Tonnen Weizen, 1.1 Millionen Tonnen Leinsamen und 4.4 Millionen Tonnen Mais erzeugt wurden. Als Weizenproduzent steht Argentinien heute auf dem Weltmarkt an zweiter Stelle. Daß es in nicht allzu ferner Zeit an die erste Stelle rücken wird, dem ist die Tatsache Bürge, daß von den 100 Millionen Hektar für Ackerbau geeigneten Landes bisher nur der zehnte Teil unter den Pflug genommen ist.

Die große Produktion erscheint etwas rätselhaft, wenn man daran denkt, daß das ganze Land höchstens 5—6 Millionen Einwohner hat, von denen sich nur etwa ein Viertel dem Ackerbau widmet. Die Erklärung liegt in der Eigenart des argentinischen Ackerbaubetriebes. Es ist dort nämlich ganz gut möglich und sogar die Regel, daß eine Familie von 4—5 Mitgliedern, selbst wenn zwei davon nur 10—12 Jahre alt sind, eine Fläche von 100 Hektar ohne sonderliche

Anstrengung allein bewirtschaften kann. Platz genug ist vorhanden; also messen die Felder gewöhnlich 50—200 Hektar. Dadurch, daß man infolgedessen mit dem Pflug 500—1000 Meter geradeaus fahren kann, wird viel Zeit und Kraft erspart. Die klimatischen Verhältnisse bringen es mit sich, daß der Bauer fünf volle Monate zum Pflügen und Säen Zeit hat, nämlich im Herbst und im Winter, die dort in den Monaten April—August sich einstellen, selten jedoch Temperaturen unter Null, also Fröste bringen. Bei der allgemein üblichen und bei den in Betracht kommenden Flächen allein möglichen Verwendung von Maschinen macht sich ebenfalls das große „Format" der Aecker zeit- und kraftsparend geltend, indem es zum Säen, Schneiden und Eggen die Anwendung bis zu 4 Meter breiter Maschinen erlaubt.

Indessen, auch der argentinische Bauersmann erlebt nicht nur eitel Freude und Sonnenschein. Dafür, daß seine Bäume nicht in den Himmel wachsen, sorgen Dürren und Heuschrecken. Es kommt mitunter vor, daß in den Ackerbaugebieten monatelang kein Tropfen Regen fällt. Mißernten mit nur 4 Doppelzentner Weizen per Hektar gegen 7—8 bei Mittelernten und 10—16 bei guten Ernten sind dann die Folge. Noch schädlicher wirken die Heuschrecken, die in gewissen Perioden von Norden her aus den bolivianischen und brasilianischen Urwäldern in ungeheuren, bis zu 50 Kilometer langen, die Sonne verdunkelnden Schwärmen hervorbrechen und sich über Argentiniens Fluren ergießen. Wo sich die Tiere niederlassen, noch mehr aber, wo sie ihre Brut ablegen, die dann auskriecht, ist im Nu alles kahl gefressen. Ja sogar in den Zimmern sind Kleider, Vorhänge, Teppiche nicht sicher vor den grün-braunen Hautflüglern. Alle möglichen Mittel hat man zu ihrer Vertilgung angewandt. Jedoch weder mit Feuer, noch mit Schwert, noch mit Gift ist den Legionen und Legionen von Schädlingen beizukommen. Prämien, die die Regierung für den Doppelzentner gefangener Heuschrecken aussetzt, bedeuten einfach hinausgeworfenes Geld. Expeditionen, die in das mutmaßliche Heimatsgebiet der Insekten zum Studium der Bedingungen entsandt werden, unter denen man sie etwa durch künstliche Verbreitung einer mörderischen Seuche vernichten könnte, blieben bisher erfolglos. Und so muß der argentinische Bauer eben mit den Heuschrecken rechnen wie der deutsche mit dem Hagel. Ein Unterschied besteht freilich darin, daß der deutsche Bauer sich durch eine Versicherung gegen Hagelschlag sicherstellen kann, während die Heuschreckenschäden zu groß und zu allgemein sind, um die Einrichtung einer Versicherung auf einer finanziell möglichen Grundlage zuzulassen.

Während der Erwerb und Betrieb einer Estanzia heutzutage, wie oben erwähnt, recht bedeutende Mittel erfordert, kann man noch mit verhältnismäßig wenig Kapital Eigentümer einer kleinen Chacra, das heißt eines Ackerbauergutes, werden. Die notwendigen Mittel sind sogar — immer verhältnismäßig genommen und auf Argentinien berechnet — so gering, daß zahlreiche mittellose Einwanderer nach Verlauf weniger Jahre sich so viel ersparen können, um auf einer zunächst bescheidenen Scholle sich selbständig zu machen. Unerläßlich ist freilich zweierlei, das sie mitbringen müssen: Arbeitslust und Charakterstärke. Zu Hause lassen müssen sie alle Vorurteile. Dann sind sie sicher, wenn auch vielleicht erst nach einigen Fehlschlägen, es in Argentinien zu Wohlstand zu bringen und — wenn noch Glück dazu kommt — sogar zu Reichtum, indem sie nämlich allmählich aus dem Chacrarero zum Estanziero werden. Beispiele für einen solchen Entwicklungsgang gibt es zahlreiche; mehr noch freilich für das Gegenteil, denn jenes unerläßliche Kapital, Arbeitslust und Charakterstärke, bringt eben nur die Minderheit der Einwanderer mit.

Für die Anlage und den rationellen Betrieb einer normalen Chacra von etwa 100 Hektar durch eine Familie von vier bis fünf Köpfen ist unter den augenblicklichen Verhältnissen etwa ein Kapital von 12,000 M erforderlich wobei die Ueberfahrtskosten nicht eingerechnet sind. Es würde hier zu weit führen, diese Ziffer eingehender zu beleuchten. Wer sich indessen näher für diese Dinge interessiert, findet alles Wissensnotwendige hierüber und über Argentinien überhaupt in einem kleinen Handbüchlein zusammengestellt, das der „Verein zur Förderung der germanischen Einwanderung" in Buenos Aires (Calle Esmeralda 166) kürzlich hat erscheinen lassen und an Interessenten versendet.

Ohne hier schon auf die Kolonisations- und Einwanderungsfrage näher eingehen zu wollen, muß doch schon hervorgehoben werden, daß es sich für den Neuling durchaus empfiehlt, sich nicht allein irgendwo anzukaufen, sondern Anschluß an eine bereits bestehende Kolonie, womöglich von Landsleuten, zu suchen. Selbst dann noch läuft er aber Gefahr, aus Mangel an Kenntnis der Sprache, sowie aller Lebens- und Wirtschaftsverhältnisse sein mitgebrachtes Gut zu verlieren. Geht ja doch unter den Eingewanderten die Redensart um, daß keiner in die Höhe kommt, der nicht zuvor den letzten Groschen verlor, den er aus der Heimat mitbrachte. Es wird daher auch der deutsche Auswanderer, der schon Weib und Kind und ein kleines, ausreichendes Kapital dazu hat, gut tun, Weib und Kind und Geld einstweilen zu Hause zu lassen und allein ein bis zwei Jahre als Knecht, als Peon, in Argentinien zu arbeiten. Unterdessen lernt er die Verhältnisse kennen; mit seinen Ersparnissen als Feldarbeiter, der ziemlich viel verdient und wenig ausgeben kann, kann er sich und seine Familie daheim unterhalten, und wenn er dann so weit ist, d. h. die Landessprache beherrscht und ein argentinischer Bauer geworden ist, dann mag er die Seinen nachkommen lassen und auf einer Chacra anfangen.

Es sind bisher die beiden hauptsächlichsten Komponenten der argentinischen Volkswirtschaft, Ackerbau und Viehzucht, in ihrer Eigenart kurz dargestellt worden. Es erübrigt, die Frage nach dem Stande der Industrieentwicklung kurz zu beantworten. Um es gleich ganz deutlich zu sagen: sie kann keine bedeutende sein, weil es bisher im Lande selbst an den beiden Hauptfaktoren, Eisen und Kohlen, gebricht. Dazu kommen die hindernden englischen Monopol-Eisenbahnfrachttarife. Wenn trotzdem die nationale Zuckerindustrie (Tucuman), die Weinindustrie (Mendoza), die Papierfabrikation und die hochentwickelte Bierbrauerei nicht gerade zur Freude der Konsumenten in Argentinien konkurrenzfähig sind, so verdanken sie das lediglich den ungeheuren Zollmauern und dem Goldagio von 127 Punkten. Unter dem Schutz der hohen Zölle macht sich ferner auf den verschiedensten Gebieten, vorab auf jenem der Getränke- und Spirituosenerzeugung, eine Industrie breit, die ganz auf die bewußte und beabsichtigte Fälschung europäischer Fabrikate von Weltruf berechnet ist. Ja, es bestehen sogar besondere „Fabriken", die sich mit der Herstellung gefälschter Etiketten und Warenzeichen beschäftigen. Auf einer an und für sich gesunden Grundlage steht eine sehr ausgedehnte Mühlenindustrie. Sie leidet indessen — es bestehen 234 Dampfmühlen — an einer erheblichen Ueberproduktion und hat es bisher nicht verstanden, sich einen Absatzmarkt im Ausland zu erschließen. Die große Spannung, die zwischen Argentinien und Brasilien zurzeit besteht, hängt hiermit zusammen, insofern als Brasilien, der „Verräter der südamerikanischen Sache", die nordamerikanischen Mehleinfuhr zu ungunsten der argentinischen differenziert hat.

Die einzige kerngesunde Industrie ist jene, die auf der Ausbeutung der Quebrachowälder im Norden der Republik begründet ist. Sie arbeitet fast ausschließlich für den Export. Es wird sich später Gelegenheit geben, des näheren auf sie einzugehen. Hier mag genügen, daß die Quebracho-extrakt-Industrie ihren Hauptsitz in den Wäldern des santafésinischen Chaco, d. h. im Norden von Santa Fé, auf dem westlichen Ufer des Paraná hat, daß verschiedene, sehr kapitalkräftige Gesellschaften ausnahmsweise mit vielen deutschen Teilhabern die Ausbeutung der unabsehbaren Waldbestände betreiben, und daß diese Bestände einen ungeheuren Reichtum darstellen.

Hat somit die Entwicklung der Industrie im allgemeinen nicht Schritt gehalten mit dem Aufblühen der Landwirtschaft, und ist darum Argentinien noch nahezu ein reiner Agrarstaat, so bedeutet das freilich nicht, daß der Republik etwa die Aufrollung der sozialen Frage durch die Industriearbeiterschaft, soweit eine solche vorhanden ist, erspart geblieben wäre. Die Sozialistenpartei und die Gewerkschaften machen im Gegenteil sehr viel von sich reden, und Streiks sind an der Tagesordnung. In das Parlament hat allerdings bisher nur ein einziger Sozialist Eingang finden können.

So stellt sich im ganzen, zusammenfassend betrachtet, die Volkswirtschaft Argentiniens dar. Wie der Einzelne dort lebt und arbeitet — im Kamp draußen natürlich und nicht in der großen Stadt —, soll der nächste Aufsatz zeigen.

Achtzehn Monate mit Rußlands Feldheeren in der Mandschurei.

Unter diesem Titel ist im Verlage von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin der erste Band des auf zwei Bände berechneten Werkes erschienen, in dem Major Frhr. v. Tettau seine Kriegserinnerungen aus dem ostasiatischen Feldzuge veröffentlicht.

Major v. Tettau ist in der Militärliteratur seit Jahren unsere erste Autorität für russisches Heerwesen, sein Name bedarf keiner Empfehlung mehr. Das, was uns in dem vorliegenden Bande, der mit der Schlacht von Liaoyang abschließt, geboten wird, erfüllt die hochgespannten Erwartungen und Hoffnungen vollständig, mit denen man dem Erscheinen des Tettauschen Buches in Armeekreisen entgegensah. Tettaus Kriegsschilderungen sind zweifellos das Beste, was bisher überhaupt über den Kampf im fernen Osten geschrieben worden ist. Klarheit und Lebendigkeit der Sprache, hervorragende Sach- und Personenkenntnis, abgeklärte Ruhe des Urteils und bei aller pflichtmäßigen Vorsicht ein unverkennbarer Freimut sind die Eigenschaften des Verfassers, die es ermöglichten, ein Meisterwerk zu schaffen, das der ganzen deutschen Militärliteratur zur Zierde gereicht.

Wenn ich an dieser Stelle zwei Punkte aus dem Werke herausgreife, in denen ich auf Grund persönlicher Wahrnehmungen auf dem Kriegsschauplatze zu einem von dem Verfasser abweichenden Urteil gekommen bin, so geschieht dies nicht, um Kritik zu üben, sondern nur, um vielleicht zur Klärung strittiger Ansichten beizutragen.

Zunächst handelt es sich um die Frage des Alkoholismus im russischen Heere. Verfasser schreibt hierüber: „Ich möchte der vielfach verbreiteten Annahme entgegentreten, als ob im russischen Offizierkorps während des Krieges übermäßig dem Alkohol zugesprochen worden wäre. Wurden Regimentsfeste oder dergleichen gefeiert, dann allerdings wurde alles nur Trinkbare herbeigeschafft, und dann ging es hoch her. Auch herrschte im späteren Verlauf des Krieges im Rücken der Armee, besonders in Charbin, ein recht lockeres Leben; das waren Auswüchse, die in einem Kriege von so langer Dauer unvermeidlich sind und durch die langen Ruhepausen begünstigt wurden. Auch muß man bedenken, daß die in der Front stehenden Offiziere viele Monate lang in Zelten und Erdhütten wohnten und jegliche Bequemlichkeit, jegliche Genußmittel entbehrten; daß sie da über die Stränge schlugen, wenn sich ihnen einmal die Gelegenheit dazu bot, ist erklärlich. Im allgemeinen aber herrschte bei den Truppen, besonders aber in den Stäben, ein durchaus solides Leben; man hatte auch gar nichts zu trinken; Bier und Wein waren unerschwinglich teuer und selbst Wodka schwer erhaltbar. ... Ausnahmen gab es natürlich; im allgemeinen aber wurde in der russischen Armee nicht mehr getrunken als es in jeder anderen Armee unter derartigen Verhältnissen der Fall gewesen sein würde."

Ich habe zur Zeit der Boxerwirren Truppen aller großen Militärstaaten unter ähnlichen Verhältnissen beobachten können, und muß denn doch sagen, daß die Russen „in alcoholibus" alle anderen Nationen weit, weit hinter sich ließen. Auch habe ich gefunden, daß es in Charbin gerade am Anfange des Krieges besonders wüst herging. Späterhin gelang es dem äußerst energischen General Nadarow nach ganz exemplarischen Bestrafungen, einigermaßen Ordnung in dem mandschurischen Gomorrha zu schaffen. Ich glaube, bei aller Anerkennung der großen Zahl nüchterner und enthaltsamer Offiziere kann man kaum noch von „Ausnahmen" sprechen, wenn man die Alkoholiker im russischen Heere erwähnt. Neben meinen eigenen Beobachtungen stütze ich mich hierfür auf den russischen General Zerpizkij, der die Schlacht von Mukden als kommandierender General mitmachte und für einen der tüchtigsten und kriegserfahrensten Offiziere des russischen Heeres galt. Der seinen Wunden inzwischen erlegene General schrieb in der „Rusj" (Nr. 244 (1906): „Unsere ungebildete, schmutzige und ungeübte Armee, von der ungefähr 20 Prozent Alkoholiker sind, ist unfähig zum Fortschritt, zum Enthusiasmus, zur Begeisterung." — Ob die Zahl „20 Prozent" nun gerade zutreffend ist oder nicht, wird sich statistisch niemals feststellen lassen. Wenn ich aber meine Gesamteindrücke vom Kriegsschauplatze zusammenfasse, komme ich doch zu der Ansicht, daß General Zerpizkij annähernd richtig kalkuliert hat. Der „Ausnahmen" gab es leider zu viele.

Der zweite Punkt betrifft die Vorgeschichte der Schlacht von Liaoyang. Nach der Ansicht des Verfassers ist der Uebergang Kurokis über den Taitsyho für Kuropatkin ziemlich überraschend vollzogen worden, und war ein Ereignis, das eine Aenderung der Gesamtdisposition des russischen Oberfeldherrn für die Schlacht herbeiführte. Der in dem Buche angeführte Armeebefehl Nr. 3 vom 31. August 1904, 1 Uhr 15 Min. morgens, könnte diese Auffassung des Verfassers insofern bestätigen, als es darin heißt: „Falls der Uebergang bedeutender feindlicher Kräfte auf das rechte Ufer des Taitsyho sich als richtig herausstellt usw."

Demgegenüber sprechen jedoch gewichtige Gründe dafür, daß Kuropatkin schon mehrere Wochen vor der Schlacht mit einem solchen Uebergang gerechnet hat. So zum Beispiel die fünf über den Fluß geschlagenen Brücken, von denen aus vier große, künstlich ausgebaute Parallelstraßen nach Osten weitergeführt waren, während nach Norden nur die Mandarinenstraße und eine längs der Bahn gebaute Heerstraße führten. In diesen Maßregeln spricht sich die Absicht des Oberfeldherrn aus, die Brücken nicht nur zum Rückzuge zu benutzen, sondern zum schnellen Uferwechsel, um Kurokis isolierte Armee nach dem Uebergange mit erdrückender Uebermacht anzugreifen, während die Armeen Nodzus und Oku sich an den starken Befestigungen südlich des Taitsyho verbluteten.

Das erste Anzeichen eines von Kuroki geplanten Uebergangs war, wie ich seinerzeit in Liaoyang hörte, das Erscheinen japanischer Vortruppen am Taitsyho bei Tschousintai (15 Kilometer oberhalb Pönshiwu), das bereits am 5. Juli 1904 gemeldet wurde. Am 24. Juli 1904, also vier Wochen vor der Schlacht, meldete ich die Vermutung eines japanischen Vorstoßes gegen die Kohlengruben von Jantai oder gegen Mukden telegraphisch nach

Berlin, und zwar auf Grund einer Information aus dem Stabe Kuropatkins.

Allerdings pflegte Kuropatkin sogar dem Generalstabschef gegenüber seine Pläne bis zum letzten Moment geheim zu halten, so daß selbst höhere Offiziere des Armeeoberkommandos zuweilen nur auf Kombinationen angewiesen waren. Vielleicht wird der russische Oberfeldherr in seinen Memoiren diese Streitfrage entscheiden, die jedenfalls das große kriegsgeschichtliche Rätsel, warum die Russen sich eigentlich bei Liaoyang zurückgezogen haben, seiner Lösung wesentlich näher bringen wird.

Die dem Tettauschen Werke eingefügten vortrefflichen Illustrationen tragen ungemein zur Veranschaulichung des Textes bei, ebenso wie die vorzüglichen Karten das Verständnis des Buches erleichtern. Trotz aller militärischen Gründlichkeit hat es der Verfasser meisterhaft verstanden, sein Werk auch für jeden gebildeten Nichtmilitär lesenswert und unterhaltend zu gestalten. Bei der Fülle wertvollen Materials, das schon der erste Band birgt, wäre ein ausführliches Namen- und Sachregister beim Abschlusse des Werkes erwünscht.

Grunewald. Oskar v. Schwartz.

Die finanzielle Seite der Einberufung nach München.

(Schluß.)

Sterbekassen-Vereine.

A. Für oberbayerische Lehrer.

Beitrittsberechtigt sind oberbayerische, also auch Münchener Lehrer, sowie deren Frauen und Lehrerinnen. Altersgrenze ist das vollendete 40. Lebensjahr.

Jedes neu eintretende Mitglied hat zu bezahlen:

1. eine Eintrittsgebühr und zwar

im Alter	bis zu	25	Jahren	Mk.	1.—
von 26	„ „	30	„	„	3.—
„ 31	„ „	35	„	„	6.—
„ 36	„ „	40	„	„	9.—

2. einen unveränderlichen Jahresbeitrag nach folgendem Tarif:

Eintrittsalter:	Beiträge:	Eintrittsalter:	Beiträge:
18	Mk. 9 60	30	Mk. 12 90
19	„ 9 80	31	„ 13 20
20	„ 10.—	32	„ 13.60
21	„ 10.50	33	„ 13.90
22	„ 10 70	34	„ 14 30
23	„ 10.90	35	„ 14.70
24	„ 11.20	36	„ 15.10
25	„ 11.50	37	„ 15.60
26	„ 11.70	38	„ 16.40
27	„ 12.—	39	„ 17.20
28	„ 12.30	40	„ 18.—
29	„ 12.60		

Die Jahresbeiträge werden in zwei Raten und zwar am 1. April und 1. Oktober eingehoben, können jedoch auch bis 1. Mai im ganzen entrichtet werden. Die Beitragspflicht erlischt, wenn 400 Mark einbezahlt sind.

Die Höhe der Sterbefallsumme beträgt:

im 1. und 2. Mitgliedjahre Mk. 100.—
„ 3. „ 4. „ „ 150.—

und steigt dann pro Jahr um 50 Mark, bis im 11. Mitgliedsjahre die Auszahlungssumme von 500 Mark erreicht wird.

B. Für Münchener Lehrer.

Beitrittsberechtigt sind Lehrerinnen und Lehrer an den städtischen Volks- und Mittelschulen Münchens sowie Frauen und Witwen der zur Mitgliedschaft berechtigten Lehrer. Altersgrenze ist auch hier das vollendete 40. Lebensjahr.

Eintrittsgebühr: 1 Mark.

Jahresbeiträge nach folgendem Tarif:

Eintrittsalter:	Beiträge:	Eintrittsalter:	Beiträge:
20	Mk 8 80	31	Mk 12 40
21	„ 9.—	32	„ 12 80
22	„ 9.20	33	„ 13 20
23	„ 9.40	34	„ 13.60
24	„ 9 60	35	„ 14. —
25	„ 10. —	36	„ 14 80
26	„ 10.40	37	„ 15 60
27	„ 10 80	38	„ 16.40
28	„ 11.20	39	„ 17.20
29	„ 11 60	40	„ 18.—
30	„ 12.—		

Die Jahresbeiträge gelangen in zwei Raten und zwar am 1. April und 1. Oktober zur Einhebung. Die Beitragspflicht erlischt, wenn 375 Mark einbezahlt sind.

Die Sterbefallsumme beträgt 500 Mark und zwar schon im ersten Mitgliedsjahre.

Finanzielles über anderweite Vereine.

1. Bezirkslehrerverein: Jahresbeitrag Mk. 7.—, fällig 1. Oktober.
2. Lehrergesangverein: Jahresbeitrag Mk. 12.—, fällig I. Rate 1. Dez., II. Rate 1. März, III. Rate 1. Juni.
3. Turnlehrerverein: Jahresbeitrag Mk. 3.—, fällig 1. Februar
4. Sparverein: Für je 1 Anteil pro Monat Mk. 5.—. Die Einlagen werden bis zu 7/10 mit 4 % Verzinsung belehnt.
5. Lehrerverein f. Naturkunde: Jahresbeitrag Mk. 2.—, fällig 15 Dez.
6. Bayer. Verein für Knabenhandarbeit: Jahresbeitrag Mk. 3.—, fällig 1. Februar.

Dazu kommen noch: Einkommensteuer nebst durchschnittlich 130 Prozent Gemeindeumlage und 33 Prozent Kreisumlage, eventuell auch Kirchenumlage.

Zusammenstellung der finanziellen Leistung pro Jahr.

Als Beispiel sei hier die unter „Städtische Pensionsanstalt" aufgeführte Lehrkraft gedacht, die im 32. Lebensjahre steht.

		Männlich	Weiblich	Fällig	Einhebung
A.	Städt. Pensionsverein:	3 % aus Mk. 2640= Mk. 79.20	1,2 % aus Mk. 1950= Mk. 23.40	Am 1. jed. Monats Mk 6.60	Abzug vom Gehalt
	Kreispensionsverein	nur für Hilfskräfte		halbjährig	Abzug vom Gehalt
	Münch. Witwen- u. Waisenverein	Mk. 36.—	—	monatlich Mk. 3.—	Abzug vom Gehalt
	Oberbayer. Witwen- u. Waisenverein	Mk. 25.50	—	15. März	Hauptkassier
B.	Oberbayer. Sterbekassenverein	Mk. 13.60	Mk. 13.60	2 Raten, je am 1. April u. 1 Oktober	Hauptkassier
	Münch. Sterbekassenverein	Mk. 12.80	Mk. 12.80	2 Raten, je am 1. April u. 1. Oktober	Kassier
C.	Bezirkslehrerverein	Mk. 7.—	Mk. 2.—	1. Okt.	Vertrauensmann der Schule
	Lehrergesangverein	Mk. 12.—	Mk. 12.—	I. R. 1. XII. II. „ 1. III. III. „ 1. VI.	Obmann des Lehrergesangvereins für die einz. Schule

		Männlich	Weiblich	Fällig	Einhebung
C.	Lehrerver für Naturkunde	Mk. 2.—	Mk. 2.—	15. Dez.	—
	Sparverein	Für je 1 Anteil Mk. 5.— pro Monat		1. jeden Monats	—
	Turnlehrerverein	Mk. 3.—	—	1. Februar	—
	Bayer. Verein für Knabenhandarbeit	Mk. 2.—	—	1. Februar	—
D.	Einkommensteuer	Gehalt Mk. 2640 durchschnitt. Nebeneinkommen Mk 288 / Steuer Mk 22.—	Gehalt Mk. 1950 durchschnittl. Nebeneinkommen Mk. 150 / Steuer Mk. 1.—	1. Rate 1. April 2 Rate 1. Oktober	—
	Kreisumlage	33 % = Mk. 8.58	33 % = Mk. 3.96		—
	Gemeindeumlage	130 % = Mk. 28.60	130 % = Mk. 15.60		

Nachtrag.

Reliften der männlichen Lehrkräfte.

Die aus Zentral- und Kreisfonds den Witwen zu gewährenden Unterstützungen sind in den Pensionsbeträgen eingerechnet. Da aber seitens der maßgebenden staatlichen Behörden den Witwen eine Erhöhung zuteil wurde und diese nun der Stadthauptkasse zufließt, so soll sicherem Vernehmen nach der Satz von 32 Prozent für Münchener Witwen erhöht werden.

Witwen- und Waisenunterstützungsverein der Volksschullehrer in München.

Um später Einberufenen den Beitritt zu erleichtern, wird notwendigerweise eine Satzungsänderung eintreten müssen. Es soll auch bereits geplant sein, für den Münchener Reliktenverein dieselben Eintrittsbedingungen festzulegen wie im oberbayerischen Kreisverein. — Die Eintrittsgebühr von 100 M und die zehnprozentige Leistung aus dem Grundgehalt ist auch für einen Hilfslehrer sofort fällig. (Siehe II d!) Diese Verpflichtung trifft einen Hilfslehrer zur Hälfte im ersten und zur anderen Hälfte im zweiten Jahre seiner Anstellung im Volksschuldienst. Im Falle einer früheren Beförderung aber ist der Rest bei dieser zu bezahlen. Die Kreisregierungen (Kammern des Innern) können für ihren Regierungsbezirk bestimmen, daß diese Abgabe, wenn nicht eine frühere Beförderung erfolgt, innerhalb einer Frist bis zu vier Jahren nach der Anstellung als Hilfslehrer in Teilbeträgen entrichtet werden darf (Ministerialverordnung vom 11. April 1904). Den nach München einberufenen Hilfslehrern zeigt der Magistrat ein Entgegenkommen in der Weise, daß er die zehnprozentige Abgabe in 1 oder 2 Jahresraten durch monatliche Gehaltsabzüge einheben läßt.

Pensionsverein für Witwen und Waisen oberbayerischer Lehrer.

Die zehnprozentige Unterstützungsfondsabgabe wird nicht mehr aus dem ganzen Gehalt, sondern für einen Verweser aus 1320 M und für definitive Lehrer aus 1400 M und den etwaigen Gehaltsvorrückungen berechnet. Bereits bezahlte Unterstützungsfondsabgaben kommen hiervon in Abzug (Ziffer VI, Beispiel A und B). Der Pensionsbezug einer Witwe beträgt 240 M. Um einem weitverbreiteten Irrtum zu begegnen, sei darauf hingewiesen, daß die Zuschüsse aus Zentral- und Kreisfonds mit der Zugehörigkeit zum einen oder anderen Reliktenverein gar nichts zu tun haben, daß sie vielmehr in der städtischen Witwenpension inbegriffen sind.

Finanzielles über anderweitige Vereine.

Der Beitrag zum Bezirkslehrerverein München beträgt von heuer ab 10 M.

München. Friedrich Stolber.

Bücher und Zeitschriften.

Sanenoschi im Occident. (Sozialpolitische Briefe eines Japaners.) Von Dr. O. D. Tyrka, Dresden-Blasewitz. Hof, Verlag von R. v. Grumbkow, 1906. 395 Seiten.

Ich habe es mir gleich gedacht: der Japaner ist kein Japaner. Es ist eine Fiktion wie bei den Lettres Persanes von Montesquieu. Gelegentlich tritt die Fiktion etwas ungeschickt hervor. Bei der Erörterung der amerikanischen Breach of Promise-Prozesse sagt der Autor: „Reiche nur als harmloser Deutscher deiner Tischnachbarin den Arm . . .“, und für die Tatsache, daß weiße Haut auch im Lande des Mikado für vornehm gilt, würde kein richtiger Japaner für nötig finden, eigens jemand zu zitieren, und noch dazu ein Werk, das von einem Deutschen (Florenz) herausgegeben ist. Der Mann weiß offenbar in japanischen Dingen sehr gut Bescheid — nicht bloß Kimono und Geisha — und lebt auch wohl noch dort. Und ein Gelehrter. Man merkt es schon an den häufigen Katzbalgereien gegen Chamberlain (den Verfasser der Things Japanese), Leroy-Beaulieu und andere Autoritäten. Ich glaube einen alten Bekannten in Dr. Tyrka wiederzuerkennen, der in der Welt der Wissenschaften und zugleich der der schönen Künste nicht unbekannt ist. Er zog jedoch die Namenlosigkeit vor, vermutlich weil er argwöhnte, daß ihm Europäerinnen die Augen auskratzen würden, zu Hause wie in den Fremdenkolonien draußen, nachdem er die volle Schale seines Spottes über Sitten der weißen Frauen im allgemeinen, und die Monogamie im besonderen ausgegossen. Das Buch wimmelt von angenehmen Bosheiten. Von tausend Dingen und abertausend ist die Rede. Besonders auf den Feminismus des Westens ist der Verfasser scharf. Dabei werden nicht nur vom Westen, Europa und Amerika, eine Menge zeitgenössischer Geschichtchen erzählt, sondern auch viel lehrreiches aus Japan und China mitgeteilt. Das ganze ist eine Kritik der Westkultur in einer Art, die zwischen Nietzsche und Schopenhauer ungefähr die Mitte hält, jedoch ohne das Pathos des Propheten. Der Stil ist köstlich: frisch, munter und klar wie ein hüpfender Bach. Die Fülle des Stoffes ist erstaunlich: Gesellschaft, Kunst, Krieg, Philosophie, Handel und Gewerbe, Judenfrage, Ehrbegriff der Samurai, amerikanische Eisenbahnen (daß diese aber jährlich 2—300.000 Opfer fordern, ist enorm übertrieben, eine Null zuviel), Arbeiterbewegung, Medizin, Biologie and what not? Alles unterhaltend und nützlich zu lesen.

München. A. Wirth.

Konkursordnung für das Deutsche Reich. Handausgabe mit Erläuterungen von Dr. J. Harburger. Zweite Auflage. München 1907. C. H. Beck. VIII, 262 S., geb. M 2.50.

Die Arbeit hat sich den anspruchslosen Titel „Handausgabe“ beigelegt, sie bietet aber tatsächlich erheblich mehr; es ist dem Verfasser gelungen, ohne den Umfang des Buches gegenüber der ersten Auflage allzusehr zu vermehren, durch sehr sorgfältige Beschränkung des Stoffes und kurze, präzise Redaktion der einzelnen Anmerkungen einen vollständigen Kommentar zu bieten, der kaum auf eine vorkommende Frage die Antwort schuldig bleiben wird, dabei durch seine knappe, alles Unnötige streng vermeidende Fassung gerade dem vielbeschäftigten Praktiker einen wertvollen Behelf bietet. Die im Anschluß an Fischer-Henle erschienenen Handausgaben des Beckschen Verlages bilden sich immer mehr zu unentbehrlichen Hilfsmitteln der Praxis heraus; es wäre nur zu wünschen, daß der rührige Verlag auch andere vielgebrauchte Gesetze (Grundbuchordnung und Zwangsversteigerungsgesetz) in gleicher Weise bearbeiten läßt.

München. Paul Bauer.

* **Meyers Reisebücher.** Zwei neue Auflagen der bewährten Sammlung des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien sind soeben gerade noch rechtzeitig zu der beginnenden Saison herausgekommen: Riviera, Südfrankreich, Korsika, Algerien und Tunis. Von Dr. med. Th. Gsell Fels. Siebente Auflage. 1907. Mit 26 Karten, 31 Plänen und 1 Grundriß. In Leinwand gebunden 7.50 M., und: Das Mittelmeer und seine Küstenstädte, nebst den Kanarischen Inseln und Madeira. Dritte Auflage. 1907. Mit 19 Karten und 45 Plänen und Grundrissen. In Leinwand gebunden 6.50 Mark. Die beiden Neuauflagen sind wiederum auf das sorgsamste gesichtet und in jeder Beziehung zeitgemäß gestaltet. Im ersten Führer nimmt den breitesten Raum naturgemäß die Darstellung des südlichen Frankreichs sowie der gesamten Riviera von Spezia über Rapallo, Nervi, Genua, San Remo, Mentone, Nizza bis Hyères ein. Ausführlich behandelt finden wir aber auch Korsika sowie die eine fremde Welt erschließenden romantischen Küstenländer Nordafrikas, Algerien und Tunis, die seit der Erbauung von Eisenbahnen Vergnügungsreisenden ein gern erstrebtes Reiseziel bis in die Oasen der Wüste Sahara (Biskrâ) geworden sind. — Der zweite Führer will vornehmlich den vielen Reisenden dienen, welche die immer beliebter werdenden Mittelmeerfahrten unternehmen. Infolge der neu entstandenen Deutschen Mittelmeer-Levante-Linie, der vermehrten Sonderfahrten der Hamburg-Amerika-Linie und der Vergnügungsfahrten des Oesterreichischen Lloyd ist die neue Auflage durch die Kapitel: Palma, Oran, Tripolis, Abbazia, Spalato, Ragusa, Bocche di Cattaro, Mudania-Brussa nebst einer ausführlichen Darstellung der Abschnitte Madeira und Kanarische Inseln erweitert worden. Auch das Kartenwerk hat durch die Kärtchen: Kanarische Inseln, Madeira, Umgebungen von Funchal, Palma, Tripolis, Gravosa-Ragusa und Bocche di Cattaro sowie durch einige neue Pläne eine wichtige Vermehrung erfahren.

---

* **Zeitschriften-Literatur.** Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart. Begründet von Julius Lohmeyer. Herausgegeben von Otto Hötzsch. Verlag von Alexander Duncker, Berlin W., 35. Sechster Jahrgang. Februar 1907. Heft 5 hat folgenden Inhalt: Frances Külpe: Unter fremdem Willen. Baltische Novelle aus der Revolutionszeit I. — Otto Hötzsch: Der Schulstreik in Posen, eine polnisch-nationale und -politische Bewegung. — Reinhold Koser: Die preußische Politik von 1786 bis 1806, II. — Bruno Baumgarten: Am Grabe des Vaters. Gedicht. — Jakob Wychgram: Die Reform des Mädchenschulwesens. — Clara Eysell-Kilburger: Torre del Greco. Gedicht. — H. F. Ledeganck: Die Werbetrommel. Ballade. — E. v. Zepelin: Aus dem Zarenreiche. Persönliche Erinnerungen und Studien eines deutschen Offiziers (Schluß). — Carl Busse: Zur künstlerischen Kultur. Einiges über Bilder und Bücher. — Herman von Petersdorff: Franz Balthasar Schönberg v. Brenckenhoff. — Oskar Wiener: Beethoven. Gedicht. — Theodor Schiemann: Monatsschau über auswärtige Politik. — W. v. Massow: Monatsschau über innere deutsche Politik. — Konrad Falke: Literarische Monatsberichte. XI. — Arthur Sewett: Literaturgeschichtlicher Bericht, I.

Monatsblätter für Arbeiterversicherung. Auf Anregung des neuen Präsidenten des Reichs-Versicherungsamts Dr. Kaufmann ist kürzlich unter diesem Titel eine von Mitgliedern des Reichs-Versicherungsamts bearbeitete Zeitschrift erschienen, welche sich die volkstümliche Verbreitung der Grundzüge der Arbeiterversicherung zum Ziele setzt. Die Monatsblätter sind geeignet, den weiten Kreis der zur Mitarbeit an dem großen sozialen Werke der Arbeiterversicherung berufenen Personen in gemeinverständlicher Form über wichtigere Vorgänge auf dem Gebiete der sozialen Versicherung fortlaufend zu unterrichten. Die neue Zeitschrift wird hoffentlich bei den Organen und Beamten der Versicherungsträger, den mit der Behandlung und Begutachtung der Versicherten betrauten Aerzten, den beruflichen oder freiwilligen Beratern der Versicherten, bei diesen selbst und auch bei der Presse weitgehende Verbreitung finden. Zu diesem Zwecke ist der Preis der im Verlage von Behrend u. Co., Berlin W. 64, Unter den Linden 16, erscheinenden Monatsblätter auf den äußerst geringen Betrag von 1 M für den Jahrgang, für die einzelne Nummer zu etwa 12 Seiten auf 10 Pfennig bemessen worden. — Aus dem Inhalte der ersten Nummer heben wir hervor: Die Unfallversicherung im Verhältnisse zur Kranken- und Invalidenversicherung; Die Unfallverhütung in der Land- und Forstwirtschaft; Späte Folgen eines Unfalls, Verjährung; Zurücknahme der Berufung. Wer ist dauernd erwerbsunfähig im Sinne des Invalidenversicherungsgesetzes? Das Erlöschen der Anwartschaft; Berufsgenossenschaften und Krankenkassen, Armenverbände usw.; Die Leistungen der Arbeiterversicherung. — Die neue Veröffentlichung soll die Amtlichen Nachrichten des Reichs-Versicherungsamts in volkstümlicher Weise ergänzen.

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Gesamtsitzung vom 31. Januar.

Unter Vorsitz des Sekretärs Herrn Vahlen las Herr Landolt über: Gewichtsänderungen bei der Elektrolyse einer Cadmiumjodidlösung mit Wechselströmen. (Ersch. später.) Der hier auftretende Vorgang besteht in rasch wiederholter Umwandlung von Jod aus dem Jonenzustand in den metalloiden und umgekehrt. Bei sechs Versuchen mit verschiedener Stromdauer ließen die Präzisionswägungen der Gefäße jedesmal eine kleine Gewichtsabnahme erkennen, welche nahe den Beobachtungsfehlern lag.

Herr Harnack legte die Abhandlung der Herren Professoren Dr. Perlbach und Dr. Luther vor: „Ein neuer Bericht über Luthers Verbrennung der Bannbulle." Auf dem hinteren Vorsatzblatt der Ausgabe von Ciceros Briefen (Venedig 1508), welche die kgl. Bibliothek besitzt, fand sich die Abschrift eines Berichts über die Verbrennung der Bannbulle, welchen Agricola am Tage der Verbrennung in einer Art von urkundlicher Form niedergeschrieben hat. Neben anderem Interessanten gibt dieser Bericht die von Luther dabei gesprochenen Worte also wieder: „Quoniam tu conturbasti veritatem dei, conturbat et te hodie in ignem istum. Amen." Diese Fassung hat Vorzüge vor der bisher allein bekannten, die lediglich durch einen (anonymen) Ohrenzeugen überliefert ist, aber allerdings die Analogie einer Bibelstelle für sich hat.

Herr Diels legte eine Mitteilung des Gymnasialoberlehrers Dr. K. Koch in Eisenach vor: Das Wolfenbüttler Palimpsest von Galens Schrift περὶ τῶν ἐν τοῖς φαγεῖν δυνάμεων. Der durch seinen sonstigen wertvollen Inhalt (Isidor, Ulfilas) berühmte Weißenburgensis 64 der Wolfenbüttler Bibliothek enthält auch die älteste Galenhandschrift. Es ist die im Palimpsest des 5.—6. Jahrhunderts erhaltene Schrift de alimentorum facultatibus I. II., die Dr. Koch zum erstenmal vollständig, soweit die Schrift noch lesbar ist, entziffert und zum Zweck des von der Akademie beabsichtigten Corpus medicorum in sorgfältiger Faksimileabschrift aufgenommen hat.

Vorgelegt wurden die mit Unterstützung der Akademie erschienenen Werke C. Holtermann, Der Einfluß des Klimas auf den Bau der Pflanzengewebe. Leipzig 1907 und M. Fabi Quintiliani Institutionis oratoriae libri XII ed. L. Radermacher. Pars 1. Lipsiae 1907.

Zu wissenschaftlichen Unternehmungen hat die Akademie durch die physikalisch-mathematische Klasse bewilligt: Herrn v. Bezold zu Zwecken der magnetischen Detailvermessung des preußischen Staatsgebiets 4000 Mark und Herrn Professor Dr. Otto Diels in Berlin zur Fortsetzung seiner Untersuchungen über Cholesterin und Kohlensuboxyd 800 Mark.

Zu den Aegineten und der Eirene der Glyptothek.

In zwei französischen Zeitschriften sind mir en passant zwei Notizen begegnet, aus deren Inhalt ich das wiederhole, was auf die Schätze der Münchener Glyptothek Bezug hat. Zunächst finde ich in „La Chronique des arts et de la curiosité" vom 22. Dezember 1906 eine „Note sur une tête antique trouvée à Egine" von Seymour de Ricci, aus der hervorgeht, daß in Paris sich im Privatbesitz ein Kopf befindet, der in unmittelbarstem Zusammenhang mit den Münchener Aegineten zu stehen scheint.

Am 17. Dezember 1842 schrieb der bekannte Sammler de Pourtalès-Gorgier an den dem Louvremuseum attachierten Archäologen Dubois: „Ich denke darin wie Sie, nämlich, daß der fragliche Marmorkopf der einer behelmten Frau ist, und ich freue mich, daß auch Sie ihn neben die Athena der Aeginetengiebel stellen." Dieser Athenakopf stammte wahrscheinlich aus der Sammlung Alquier. Seymour de Ricci kann einen Brief Alquiers an Dubois vorbringen, worin der erstere unter dem 13. November 1819 schreibt: „Gestatten Sie, daß ich Sie bei dieser Gelegenheit um Zustellung der kleinen Abhandlung von Quatremère de Quincy über meinen aeginetischen Marmor bitte." Im Jahre 1821 waren, wie aus anderen Briefen hervorgeht, die Marmorschätze Alquiers in Pourtalèsschen Besitz übergegangen. Die

Notiz von Quatremère de Quincy war nicht mehr aufzufinden, dagegen kann Seymour de Ricci bei der Korrektur noch darauf aufmerksam machen, daß der Kopf selbst im Besitz eines Membre de l'Institut in Paris zum Vorschein gekommen ist und demnächst zur Veröffentlichung kommen wird, was für München von nicht geringem Interesse ist. — Die Sammlung de Pourtalès-Gorgier wurde im Februar 1865 in Paris versteigert.

Der zweite Aufsatz von Gustave Mendel „Les grands champs de fouilles de l'orient grecque en 1905" (Revue de l art ancien et moderne vom 10. Januar 1907) beginnt mit einer kurzen, höchst anerkennenden Anzeige der großen Furtwänglerschen Aegina-Publikation und der Resultate dieser „campagne a la Napoléon", über die den Lesern der Beilage nichts Neues gesagt werden kann, nachdem Heinrich Bulle in ebenso anregender wie gediegener Weise drei Aufsätze darüber an dieser Stelle in jüngster Zeit veröffentlicht hat. Ferner wird erstmalig die köstliche, in Delos gefundene „Aphrodite lutinée par un Pan" und eine Kopie der Eirene des Kephisodot publiziert, die ebenfalls aus Delos stammt.

Ueber diese Eirene schreibt der französische Archäologe: „Die delische Reproduktion (Kopf, Hals und Plutos-Kind fehlen) steht unter der Gruppe der Glyptothek, nicht allein wegen des kleinen Maßstabes und wegen der Verstümmelungen, die sie erlitten hat, sondern auch wegen der Freiheiten, die sich der Künstler gegenüber dem Original erlaubt hat. Er hat die schöne Strenge desselben nicht bewahren können; er hat das Ausrecken der Büste auf der rechten Seite betont und das rechte Bein, das nur noch auf den Fußspitzen ruht, freier gestellt; die wie die Canneluren einer Säule starr und tief herabfallenden Falten der Tunica sind gemildert. Die einfache und kräftige Gewandung über der Brust, wie die Münchener Eirene sie zeigt, hat ihren Charakter verloren, und die Formen der Brust selbst scheinen jene matronale Fülle nicht mehr zu besitzen, wie sie der erhabenen Göttin des Friedens eigentlich gebührt."

M.

Kleinere Mitteilungen.

m. **Erdbebenregistrierung.** Mittwoch, den 13. Februar, vormittags 8 Uhr 21 Min. und 9 Uhr 3½ Min. wurden von dem registrierenden Seismometer der Erdbebenstation in München zwei Erdstöße eines nahen Bebens aufgezeichnet. Der Stärke nach zu schließen dürften dieselben auch in den Voralpen direkt verspürt worden sein, doch fehlen hierüber noch Nachrichten.

* **Eine neue britische Südpolar-Expedition** wird für den kommenden Oktober vorbereitet. Die Führung wird Mr. E. H. Shakleton übernehmen, der die Expedition organisiert. Er erreichte bei einer früheren Expedition als dritter Offizier auf der Discovery mit Kapitän Scott und Doktor Wilson den südlichsten Punkt. Außer Ziehhunden sollen auf die Expedition auch sibirische Ponys mitgenommen werden, da sich das Gelände für deren Verwendung eignen soll. Auch wird beabsichtigt, ein Automobil mitzunehmen. Die Expedition geht zuerst nach Neuseeland und bezieht die früheren Winterquartiere der Discovery-Expedition. Das Ziel der geplanten Expedition besteht in erster Linie darin, die auf der Schlittenreise der Discovery-Expedition gemachten Forschungen weiter zu verfolgen.

* **Personalien.** Seinen 70. Geburtstag feiert am 16. Februar der Geheime Rat Dr. Ferdinand Kehrer, ordentlicher Professor der Geburtshilfe und Gynäkologie a. D. an der Universität Heidelberg. — Die Münchener Medizinische Wochenschrift (Verlag von J. F. Lehmann, München) widmet dem Jubilar in der neuesten Nummer einen seine Verdienste feiernden Artikel, in dem auch die unbestreitbare Priorität Kehrers bei der Rehabilitierung des klassischen Kaiserschnittes von neuem festgestellt wird. Als 202. Blatt der Galerie hervorragender Aerzte und Naturforscher liegt das Bildnis des Gelehrten der Nummer bei.

Hochschulnachrichten.

* **Straßburg.** In der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich Dr. P. Hartmann aus Ludwigsburg in Württemberg als Privatdozent für Kunstgeschichte niedergelassen.

hc. **Bonn.** Mit einer Antritts-Vorlesung über „Die psychophysiologischen Funktionen der Augenbewegungen, insbesondere beim Lesen", führte sich Dr. Richard Herbertz an der hiesigen Universität als Privatdozent ein. Seine Habilitationsschrift trägt den Titel: „Das Unbewußte, eine psychologische Untersuchung auf erkenntnistheoretischer Grundlage."

hc. **Greifswald.** Professor Dr. Erich Kallius (Göttingen) hat den Ruf an die hiesige Universität als ordentlicher Professor für Anatomie und Direktor des anatomischen Instituts an Stelle des Geh. Medizinalrats Professor Dr. R. Bonnet angenommen.

hc. **Prag.** Der Sekretär der Handels- und Gewerbekammer in Prag, Privatdozent an der böhmischen Universität daselbst, Dr. Joseph Gruber, wurde zum ordentlichen Professor der Rechts- und Staatswissenschaften an der hiesigen böhmischen Technischen Hochschule ernannt. — Der Titel eines außerordentlichen Professors wurde dem Privatdozenten an der böhmischen Technischen Hochschule, Sekretär des Landesausschusses für das Königreich Böhmen, Dr. Joseph Lukas, verliehen.

Braunsberg.

Lyceum Hosianum.

Vorlesungen im Sommer-Semester 1907.

I. Theologische Fakultät.

Dr. Hugo Weiß, o. ö. Professor, z. Z. Dekan: 1. Erklärung des Evangeliums des hl. Markus (3mal wöchentlich 8—9 Uhr); 2. Exegetische Repetitionen (in noch zu bestimmender Stunde). — Dr. Anton Kranich, o. ö. Professor: 1. Encyklopädie der Theologie (1mal w. in noch zu bestimmender Stunde); 2. Apologetik, I. Teil (2mal w., Montag und Sonnabend 8—9 Uhr); 3. Dogmatik: Einheit und Dreipersönlichkeit Gottes, dann Fortsetzung der Sakramentenlehre (5mal w. 10—11 Uhr); 4. Dogmatische Repetitionen und Uebungen (1mal w. in noch zu bestimmender Stunde). — Dr. Hugo Koch, o. ö. Professor: 1. Kirchengeschichte: Altertum (4mal w., Dienstag bis Freitag 9 Uhr); 2. Kirchenrecht, I. Teil (2mal w., Dienstag und Donnerstag 3 Uhr). — Dr. Joseph Kolberg, o. ö. Professor: 1. Spezielle Moraltheologie (Montag und Dienstag 11—12 Uhr, Freitag und Sonnabend 7—8 Uhr); 2. Moraltheologische Uebungen (Sonnabend 9—10 Uhr); 3. Geschichte der christlichen Kunst bis zum Jahre 1000 (Montag 9—10 Uhr). — Dr. Julius Marquardt, ord. Honorarprofessor, liest nicht. — Dr. Alfons Schulz, a. ö. Professor: 1. Erklärung der Genesis (Montag, Mittwoch, Freitag 8—9 Uhr); 2. Religiöse Altertümer der Hebräer (Montag und Freitag 5—6 Uhr); 3. Exegetische Wiederholungen (Montag 6—7 Uhr); 4. Alttestamentliche Uebungen (Freitag 6—7 Uhr). — Dr. Bernhard Gigalski: 1 Leben und Schriften des hl. Paulus (Montag 5—6 Uhr und Dienstag 7—8 Uhr); 2. Patrologie (Alexandriner) mit Uebungen (Sonnabend 11—12 Uhr).

II. Philosophische Fakultät.

Dr. Victor Röhrich, o. ö. Professor, z. Z. Dekan: 1. Ermländische Geschichte (2mal w. von 11—12 Uhr); 2. Allgemeine Geschichte seit 1815 (2mal w. von 11—12 Uhr); 3. Paläographische Uebungen (1mal w. von 11—12 Uhr). — Dr. Wilhelm Weißbrodt, o. ö. Professor, Geh. Reg.-Rat: 1. Augustinus' Bekenntnisse (3mal w. von 9—10 Uhr); 2. Antike Epigraphik (1mal w. von 9—10 Uhr); 3. Ausgewählte Oden Pindars (1mal wöchentlich von 9—10 Uhr). — Dr. Franz Riedenzu, o. ö. Professor: 1. Spezielle Botanik (Mittwoch, Donnerstag und Freitag von 8—9 Uhr); 2. Botanische Exkursionen (Mittwoch nachmittag nach Verabredung); 3. Experimentalphysik (Dienstag 7—9 Uhr). — Dr. Wladislaus Switalski, ao. ö. Professor: 1. Logik, I. Teil (Dienstag und Donnerstag von 10—11 Uhr); 2. Psychologie (Montag, Mittwoch und Freitag von 10—11 Uhr); 3. Philosophische Uebungen (im Anschluß an Descartes, Meditationes de prima philosophia (Sonnabend 10—11 Uhr). — Professor Martin Switalski, Lektor der polnischen Sprache: 1. Uebersetzungen aus Schuen „Katechismus auf der Kanzel" mit grammatischen Unterweisungen und Uebungen im Sprechen (Montag und Donnerstag von 7—8 Uhr); 2. Konrad Wallenrod von A. Mickiewicz (Mittwoch von 7—8 Uhr).

(23024)

Jahrgang 1907. München, Freitag, 15. Februar. Nummer 39.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Dr. W. Olshausen in München.

Inhalt:

An Wilhelm Jensen zum 15. Februar 1907. Von Wilhelm Arminius (Weimar).

Zur Geschichte der Abhärtung. Von Dr. J. Marcuse (Ebenhausen).

Bücher und Zeitschriften.

Siegmar Schultze: Die Entwicklung des Naturgefühls in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts. — Hancock und Higashi: Das Kano Jiu-Jitsu.

Allgemeine Rundschau.

Die Sammlungen der „Gjöa“-Expedition.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

An Wilhelm Jensen zum 15. Februar 1907.

Lieber Siebzigjähriger, Altmeister und Kon-Abnobant!

Aus der Zeit, da du von Freiburg aus Diana Abnoba, die Schwarzwaldgöttin, vor allen Berg-, Hügel-, Hain- und Haidegöttinnen in deutschen Landen in köstlichen Gedichten sowohl als in wohlgelungenen Romanen und Schilderungen besungen und beschrieben hattest und dich gern als Schwarzwald-Onkel gabst, stammen unsere Beziehungen. Du hattest die Liebe, meinem Jugend-Schwarzwald-Sang, in den ich meine ganze Verskunst hineingelegt, ein paar freundlich-anerkennende Worte vorzusetzen, und noch heute liegt das „Diploma“ bei mir bewahrt, in dem du als Ordens-Präsident mich in Anbetracht meiner abnobistischen Verdienste feierlich durch Beschluß des Kollegiums und Plenums der Trinität derer von monte Abnoba in den Abnobanten-Orden aufnahmst. Ihm gehörten einige dir liebe Freunde an (darunter dein liebster: der frühverstorbene stille große Poet Robert Haaß aus Karlsruhe) — auch Viktor Scheffel soll früher dazu geschworen haben.

Wer dein eigenstes Dichtergesicht noch nicht kannte, hätte aus den Diplomthesen lernen können, daß du als Naturfreund vom echten Schlage vor allem liebtest: „an Wald-, Feld- und Wasseraltären der genannten Göttin dankbare Wander- und Rastopfer, auch in Gestalt feuchter Libationen aus den Rebbrunnen vom Kaiserstuhl, Markgräferland, Glottertal usw. darzubringen.“ — Mir war das nichts Unbekanntes und jeder mit offenen Augen begabte Leser des „Skizzenbuches“ und deines anderen köstlichen Versbuches „Vom Morgen zum Abend“ konnte dies ebenso wissen. Wo gäbe es auch schließlich einen rechten Poeten, der seine schöpferischen Kräfte nicht stets neu an den Quellen der Natur speiste (zu welchen Speisungen ich schließlich auch obengenannte gelegentlichen Libationen rechne), wer zumal hätte anders Gedichte von solcher Eindringlichkeit des Naturſinns, solcher Naturerfüllung, schaffen können, wie du! Nicht nur allgemeine Naturanschauung kommt darin zum Ausdruck — dies bringen gewisse Großstadtlyriker schließlich auch zuwege, wenn auch bei ihnen dann die Schwalben auf die Bäume zu sitzen kommen — sondern durch eine einzige Zeile, ein einziges Wort geht dem Leser blitzgleich der eigentümlichste Zauber und unnennbare Duft des Naturbildes in seiner ganzen Besonderheit auf. Es fällt niemals das bewußte Suchen des Visionären auf, ja, das Unbewußte wird vielfach zu deutlich angerufen; durch allzuviele Bilder, Häufungen von Klangwörtern, etwas unterdrückt — aber dennoch ist es da, umschwebt, durchdringt deine Strophen. Das macht, du hast die rechte tiefe Empfindung in dir gehabt!

Ja, das ist es: du hast so viel mitgebracht zu deiner Kunst! Ueberall hast du es vermocht, das Allgemeine, das im Liede zu geben war, mit den Ausstrahlungen deiner Persönlichkeit zu durchdringen. Du hast in deinen Versen immer generös das Kunstwerk dargereicht und den Dichter dazu. Das macht die Wirkung! Das gibt die Größe! — Eine unsagbar wundervolle Fülle von Naturäußerungen mußt du während deiner sonst so kargen Jugendzeit in Holstein und im Friesenlande, während deiner Wanderungen und Reisen aufgenommen haben. Trotz gelegentlicher Begleitung hast du immer das Geheimnis der Abgeschlossenheit in dir gehütet, das Genossene in sehr verschwiegenem Schrein bewahrt. Nur so konnte das von der Kunst Geklärte und Gemeißelte so frisch, so ursprünglich herauskommen — ob es nun Selbstzweck ist, oder in deinen vielen, reich ausgeführten Prosafabeln zur Vermittlung der Stimmung dient.

Nicht wie Geibel hast du nach Ausgeglichenheit zum Unpersönlichen gestrebt. Du hattest vom Morgen zum Abend von Jugend her bis zu diesen behaglichen, wenn auch stiller und einsamer gewordenen Alterstagen so viel selber zu sagen, und du sagtest es! Deine Zunge plaudert leichter, als die deines andern nordischen Vetters, des Husumer Poeten Theodor Storm, dem jedes Wort aus Gold bestand, aber darum sehen wir nicht nur eine über dem Leben stehende fertige Persönlichkeit aus den Versen blicken, sondern können — wenn auch nicht die Anfänge, so doch die Uebergänge und das Reifen deines Lebens verfolgen. Von wenig sonniger Jugend kamst du her — so erzählt es ausführlich dein warmherziger Biograph G. A. Erdmann.[1]) — bei stillen, versonnenen Botanik-Pro-

[1]) Wilh. Jensen. Sein Leben und Dichten. Dem Dichter zum 70. Geburtstage! Verlegt bei B. Elischer Nachf. (Leipzig 1907).

Von Jensens Büchern sind erschienen: bei B. Elischer Nachf. (Leipzig): Am Ausgang des Reiches, 3. Aufl. Vom Morgen zum Abend, 2. Aufl. Aus schwerer Vergangenheit, 3. Aufl. Aus stiller Zeit. Chiemgau-Nov., 2. Aufl. In der Fremde, 4. Aufl. Lew und Lee, 2. Aufl. Nirwana, 3. Aufl. Die Pfeifer von Dusenbach, 6. Aufl. Die Rosen von Hildesheim. Runensteine, 4 Auflage. Ueber die Wolken, 3. Aufl. Schloß Gottorp, 2. Auflage usw.; — bei Ed. Avenarius (Leipzig): Aus den

fessoren lerntest du das genaue, liebevolle Betrachten der Natur, du wurdest endlich in hartem Kampfe um das Leben und um deine Lebensanschauung zum Mann, wurdest selbst einer — und ob du nun geliebt oder gehaßt bist, du stehst vor uns da mit einem markigen, bekannten Gesicht. Wir lernen dich aus deinen Versen kennen im Hause und unterwegs, wir verfolgen deine Spur zu historischen Stätten jenseits der Berge, und wir kehren mit dir nach Sankt Salvator bei Prien zurück, um neben dir im weinberankten „Häusle" zu sitzen und dich zu hören. Du schreitest nicht nur in die Zukunft hinein, du schreitest so gern dem Vergangenen in Erinnerungen nach. Da quellen dir die innigsten, wehmütigsten Lieder, da wird dein Sang beschwingt von edler Rhythmik, und mußt du singen von „Frau Herzeleide", so tust du es in versöhnender Melodik. Du weißt, daß der Schmerz unser heiligstes Gut ist.

Daß du dir erlaubt hast, an die Pforten zu pochen, die uns verschlossen sind, wer wollte es dem faustischen Beginnen verwehren! Daß du um deines Lebens Mittag mit dem Rüstzeug des Naturwissenschaftlers und Arztes bis zu der Erkenntnis gedrungen bist, die eine traurige ist, weil sie keine ist, dich hat es nicht niedergeschmettert. Im wundersamen Heimatstraumbilde unter klangvoll gleitenden Terzinen hast du deiner Gedanken Kette geformt und dich zum Schluß, unter dem „Glück" die Sehnsucht verstehend, in die Arme der „Liebe" geworfen. Sie ist dir das Göttliche im Menschenleben. Kein Jenseits kann sie uns zurückgeben! Darum klingen deine Verse Aus dem Hause so wohlig und so innig. Du brauchst kein Jenseits, die Herdflamme gibt dir alles. — Deine Erdflamme! Hast du die ganze Fülle dieser Gabe geahnt, als du in junger Zeit an dem vom Mittagsglaste zaubervoll umzirkelten „weißen Strande" der im Chiemsee schwimmenden Fraueninsel mit Derjenigen saßest, von der du singst, daß sie dein letztes abendliches Denken und dein erstes morgendliches Leben gewesen? — Du mußt nach der bitteren Erkenntnis vom Mangel des Jenseits beim letzten Scheiden von deinen Lieben ausrufen:

Unsre Hände, die sich fassen,
Halten einmal noch die Zeit,
Zwischen sie, wenn sie sich lassen,
Fällt herab die Ewigkeit —

aber darum geht dir als deines Glückes höchster Wunsch die Aufforderung ganz von Herzen: „An warmer Hand laßt halten uns nun einander!" und noch neuerdings beim Altersschnee: „Laßt dicht uns an uns kauern mit warmem Herzensschlag!"

Friert dich doch hin und wieder, du von der Feuerglut der Phantasie erfüllter armer Erkenntnisvoller?! — Nicht doch! Du kannst ja wie damals, als du auf hohem Anstieg des halben Jahrhunderts standest, bei dem stillen Jubel noch heut beharren: „Jung blieb die Liebe mir zur Seite, und alte Freundschaft folgt ihr drein!"

So denk ich mir dich, Silberhaariger, den heut das deutsche Volk mit dem Ehrenworte eines seiner Besten grüßt, auch noch in dieser Stunde! Du hast dein stilles, schmunzelndes Lächeln über der Welt Eitelkeit auf den Lippen behalten, auch wenn [illegible] jetzt feiert — vielleicht, weil dieselben dich feiern, die [illegible] vierzig Jahre lang zum Teil gescholten, zum Teil nicht beachtet! — Nie verhehlt hast du dein kräftiges Manneswort, wenn es Deutschlands Größe und Ehre galt. In junger, gärender Zeit bist du als Führer verschiedener Kampforgane für den Einheitsgedanken mannhaft eingetreten, obgleich solch Tun deines Wesens köstlichsten Kern wahrlich nicht zutage förderte! — Es hat dir die Erfüllung der politischen Hoffnungen im Jahre 1870 endlich die Muße gegeben, dich in deinem reichen Schaffen auszuleben. Poetische Schöpfungen entquellen deiner Kunst heut' wie eh' voll blühender Schönheit — bescheerst du uns in deinen neuen Versen doch mit solchen Perlen wie: Abendgang; Ein Sommermorgen; Die Macht eines Blickes. Und gibt es Leute, die durchaus Altersverschnörkelungen bei dir suchen, laß ihnen ihre hervorragende Tätigkeit, sie sind bestraft in sich selbst: es sind Kritiker. Du liebst sie so wenig, wie die „Vielzuvielen", vor denen du kräftig zu warnen verstehst.

Wie sagt die These, die im Abnobanten-Diplome vor mir liegt?

Der aufzunehmende Novize habe kundzugeben: „einen stetig gleichen, tiefen, unüberwindlichen Widerwillen gegen das zehntausendrüsselig furrende, zweibeinige, exoterische Geschmeiß, das allsommerlich sich seiner Natur gemäß nicht entblödet, befrackt und beschleppt, bananisch plärrend und berlinisch konversierend, die Nase selbst bis in die geheimsten Zufluchtswinkel der Göttin hineinzurecken und den Festsaal derselben in einen Causerie-Salon zu verkehren." Das ist deine Sprache, die Sprache Wilhelm Jensens! Unleugbar! — Ein wunderbarer Reichtum, an den sich zu gewöhnen, manchem noch immer schwer fällt! Es ist erstaunlich, und zugleich etwas verwunderlich, wie in deinen poesiereichen Schöpfungen der Satz auseinanderfließt, um die rechte Stimmung zu bringen und wieder zu bringen, und wie die zusammenhängende Wortfolge sich zur Werteinheit zu konzentrieren strebt! — Auch das ist für die Vielzuvielen nicht das, was sie glauben beanspruchen zu können. Sie müssen erst zu dir erzogen werden!

Und wenn du ehrlich bist, wie immer, lieber Meister, so mußt du auch gestehen, allzu sympathisch hast du dich in deinen Tendenzen ihnen ja nicht gezeigt! Du hast dir die große Menge vom Halse gehalten, wo du konntest, und schließlich bist du vor ihr entwichen! — Bis zu „Salvators altersgrauen Mauern" über die Prien werden sie nicht streifen. Und kommen sie, so hast du noch immer Gelegenheit, dich auf die wogende Weite des großen Wassers hinüberzuflüchten zu dem, was das Trauteste und Lieblichste: zur Insel Frauenwörth.

Dort kann des inhaltreichen Träumens kein Ende sein für jemanden, für den sich auf jener kleinen Scholle unvergeßbarer Liebesanfang und fernliegendes Lebensende sinnig und romantisch zusammenschließen soll. Die stille Friedhofsstätte vor dem tausendjährigen Klosterportal, die du dir neben Freund Lugo hast ausheben lassen, übt ja nur darum einen solchen Zauber auf dich aus, weil du mitten darauf, vor dem Bergesrücken des Hochgern, auch mitten in deinem Gebiete, im Reiche deiner Poeten-Herrschaft verweilst. Selbst den blauen See um dich hast du mit schwimmenden blonden und schwarzen Gestalten belebt, und als du ihrer gedacht, hörtest du die Glocken von Greimharting. Was das Wasser grün umsäumt, ist der Boden deiner Chiemgau-Novellen, in denen du den dunklen Anfang deutscher Siedelungen und deutscher Kultur dichterisch geschaut und geklärt hast. Ich kann nicht alles aufzählen und nennen — dein Reichtum umblüht uns, wohin wir schauen, dein Biograph brauchte sechs gedruckte Seiten allein für die Titel deiner Werke! — aber ich kann dich verfolgen, wie du, von deinem trauten Häusle ausgehend, in das dir der treffliche Meister Lugo die Sehnsucht selbst

Tagen der Hansa, 3. Aufl. Skizzenbuch, 2. Aufl. In Wettolsheim, 2. Aufl.; — bei Karl Reißner (Dresden): Jenseits des Wassers. Auf der Feuerstätte. Das Bild im Wasser. Sehnsucht. Die Fränkische Leuchte. Gradiva. Vor drei Menschenaltern. Vor der Elbmündung. Drei Sonnen; — bei Gebrüder Paetel (Berlin): Eddystone, 2. Aufl. Karin von Schweden, 18. Aufl. Magister Timotheus; — bei Schottlaender (Breslau): Versunkene Welten. Metamorphosen. Fragmente. Aus meiner Vaterstadt.

hineingemalt hat. Kreise auf Kreise im dichterischen Schweifen um dich herum gezogen und der Historie Schritt auf Schritt nachgegangen bist, ihre Tatsachen verknüpfend mit deines eigenen Lebens Entwicklung.

Weit bist du dabei von Heim und Herd gelangt, aber Frau Maria wird wissen, nie weiter, als Liebe reicht! — Du bist über die Alpen bis zur versunkenen und wieder ans Licht geholten Zauberstadt geschritten, wo dich eine Schönschreitende, eine Gradiva aus dem Traum deiner wissenschaftlichen Versunkenheit riß; die blutigen Stätten von der Hohenstaufer Ausgang hast du mit den roten Rosen der Dichtkunst bekleidet, trillernde Heide-Lerchen haben dich wie weilands Dietwalt Wernerking aus den wunderreich-glutvollen Hansa-Geschichten wieder in die Heimat geleitet. Du bist in den deutschen Westen über das von dir so anmutig belebte Schwetzingen hinaus bis zum Ausgang des Reiches, dem „unseligen Philippsburg" gewandert, wohin die Axtschläge der Enzyklopädisten drohend und erregend scholten, und du hast im Norden schaffend gelebt, wie einst zu deiner Kindeszeit. Wie blüht die Heide unter deinen Poeten-Worten trotz der Greuel der schweren Vergangenheit des 30jährigen Krieges! Wie quillt das volle Leben unter deinen Schritten und begleitet dich mit keckem Lachen, strotzend von wilder Kraft wie zu jenen Tagen! Wahrlich, du bist der schweren Vergangenheit herrlicher Meister geworden! Welch magisches Licht läßt deine Kunst über das einst so blühende Lübeck, das reiche Wisby, das versunkene Bardowiek fallen! Deine Spaziergänge, verehrter Kon-Abnobant, sind weit über die zu der Waldgöttin Diana Abnoba hinausgelangt, aber deine Ordensbrüder grollen dir nicht, du hast nicht das Schlechteste vollbracht, als du dich zu den gefährlichen Küsten wagtest, die eine Sturmflut verschlingen konnte und verschlungen hat, denn dein friesisches Blut gelangte damit zu den Stätten seiner Kraft.

Wo der graugrüne Strandhafer fadenscheinig im rinnenden Dünensande schwankt, wo das unablässige Wogen der blauen Wellen Muscheln und Kies emporbringt und mit schaumig-weißem Rande zurücksinkt, wo über dem stets Bewegten, Unruhevollen der flimmernde Himmel leuchtend in eigener Klarheit steht — da hat Jork Gerke den toten Baldur selbst auf das Holzfloß geschafft und die Lohe seiner Einäscherung ist noch einmal weit über die versunkenen Welten von Rungholt und dem alten Wenningstedt geflammt. Da auch hast du der Lebenden Dreifaltigkeit geschaut, gleich den wesenlosen Gestalten auf den Runensteinen, die in des Lebens unfruchtbare Ewigkeit, seine ertötende, blödmachende Nichtigkeit und seine belebende, holde Flüchtigkeit blickten. Frau Wallmot Tjemen und ihr lieblicher Findling Freda verdanken deiner blühenden Schöpferkraft dort ihr Dasein. Es sind dieser Kraft die reifen Schöpfungen entsprungen, wie sie die einzig-machtvolle Meeresdarstellung in Heimkunft gibt, wo die Toten zu den Lebendigen kommen und in wilder Sturmmacht doch die Liebe mit sich führen. — Wo das Meer erbraust und die Heide verträumte Blüten sprießen läßt, fühltest du dich daheim. Daheim, wie der gealterte Folkrad Moorhof im verwunschenen Adelshof bei seiner Jugendliebe Ina, und fahest Lübecks Türme wie einst in der Jugend als seltsame Wahrzeichen [illegible] gleich du drei Menschenalter dazwischen [illegible] daheim bei der schönen Heloise, die in der Fremde das Glück gesucht und nicht wußte, daß es zu Hause auf sie harrte, wie es auch mit deiner eigenen drängenden Sehnsucht bestellt war; daheim bei Alf und Madlene, denen nach Wind und Windstille auf Luv und Lee alles Erlebte ein Traum schien, da der Hahn in träumender Ferne krähte; nicht aber daheim bei Alf und Heid Wilbot, der Falschraffigen, Verführenden!

Auch dir ist, wie den Liebenden, die sich im Wald wiederfanden, als hätten sie sich als Kinder verirrt gehabt das Leben ein Traum erschienen, denn als du dich umgeschaut auf weißem Strande der rauschenden Lebenssee da ist dir vom Wasser her einer entgegengekommen, der ha dir geglichen. Er ist von fernen Küsten, vom Ausland gekommen, wohin dich der Jugend Träume einst ge führt. Da hatten die Schmetterlinge der Tropen dich rätselhaft umschwebt und in heißerer Sonne i wunderlich zauberischen Rausch versenkt. Da hattest du der wilden Triumph der Bauleute um Edgar Wistanley au Eddystone miterlebt, unter all dem Lärm die wunderzarte Liebes- und Märchenwonne genossen und der Begehrlichen Untergang in der Woge der empörte Totenhüterin Nan selbst überlebt, wie jener seltsame Ton O'Trally. Da bist du dem zarten, schwedischen Mädchen gebild am rauschenden Trolhätta in Stenbocks Haus ge folgt und hast die Greuel Christierns von Dänemark und die Standhaftigkeit Karins von Schweden geschaut Da hat um dich in der seltsamen Bretagne glühende Sinnlichkeit und wildeste wollüstige Blutgier ihre schärfsten Pfeile versandt, du hast das französische Reich ins Nir wana vernunftloser Erbitterung sinken sehen und wie im Banne einer wilden Erregtheit selbst wunderlich packend zu der Welt um dich davon gesprochen.

Glühend und phantastisch sind die Träume deiner Jugend gewesen, Wilhelm Jensen! Hat dich einst — wie Bohemund, den Helden einer deiner reizvoll-schönen poetischen Erzählungen — das Bildnis einer Rätselhaft-Verführerischen gelockt, die nur lebendig in Träumen ist und die Seele saugt? — „Ein tödlich Heimbegehr nach Deutschlands tiefem Forstesdunkel war's", was jenen Bohemund überfallen. Bei dir war's dasselbe, aber dich hat's zu deinem Heil heimgeholt aus den Händen jener, ehe sie verderblich werden konnte.

Da stehst du und überschaust das Deine — die Werke der glühenden Jugend, die Werke der vollen, sicheren Manneskraft, die Werke, wie sie dir, du Glücklicher, noch immer quellen. Die Wellen der Heimatsee, der Duft der Erika von der Heimatheide, die wärmenden Flammen am Heimatherde haben über glutvoll reizendem Wundersamen dein Bestes, Ruhiges, Geklärtes zur Reife gebracht. Also du unternommen hast, deines eigenen Volkes Spuren zu gehen im weiten Wogenschlag der Zeit, zum Weiser allein dich selbst, da hast auch du „Götter gezeugt, die nicht sind, aus eigener Kraft". Erstanden ist dir, der du dein Jenseits hingegeben, ein blühendes, dauerndes, leuchtendes Diesseits.

Das ist kein Traum, Siebzigjähriger! Glaube daran! Deine Freunde grüßen, deine Freunde beglückwünschen dich!

Weimar. Wilhelm Arminius.

Zur Geschichte der Abhärtung.

Die Geschichte der Medizin ist reich an wechselnden Anschauungen und Theorien, reich aber auch an uralten Wahrheiten, deren Erkenntnis oft genug im Kampfe mit Dogmatismus und Schematismus erstickt wurde. Der Boden für diese Wahrheiten ist das Altertum, dessen Studium uns eine Reihe von Maßnahmen zeigt, die, auf klaren Beobachtungen der menschlichen Natur beruhend und als diätetische und therapeutische Mittel angewendet, in der ausübenden Kunst wie im gesamten Staats- und Völkerleben im höchsten Ansehen standen und der Erhaltung der Gesundheit wie der Heilung der Krankheit — den beiden Endzwecken jeder ärzt-

lichen Kunst — dienten. So waren Luft und Licht die Imponderabilien einer ungeschwächten leiblichen und geistigen Gesundheit bei ihnen die Grundpfeiler jenes physischen und psychischen Wohlbefindens, welches das ewige Merkmal des klassischen Altertums bleiben wird. Mit dem Untergang der antiken Kultur versanken auch diese der Natur entnommenen Heilmittel in der Finsternis der Scholastik, die jeder Naturbeobachtung abhold war, und erst in unserer Zeit sehen wir jene längst vergessenen Heilfaktoren verjüngt wieder aufleben und, gestützt durch die Forschung, in die Bahnen wissenschaftlicher Erkenntnis geleitet.

Von vornherein muß man bei der Forschung nach Ueberlieferungen in dieser Frage den großen prinzipiellen Unterschied ein für allemal fixieren, der zwischen der bewußten diätetischen oder therapeutischen Anwendung des Luftbades und der des Sonnenbades besteht — ein Unterschied, der selbst in der Gegenwart noch oft genug zum Schaden der Materie nicht gemacht wird. Während das Luftbad nichts anderes darstellt als zwanglose Bewegungen des unbekleideten Körpers in freier Luft und in seiner inneren Bedeutung die Wirkung der atmosphärischen Luft wie des diffusen Tageslichtes auf die Haut wiedergibt, ist das Sonnenbad ein methodisches Aussetzen des in Ruhe befindlichen Körpers den Sonnenstrahlen gegenüber, die in erster Reihe eine schweißerzeugende, in zweiter eine spezifische Lichtwirkung ausüben.

Schon aus diesem prinzipiellen Unterschied ist zu erkennen, daß die konsequente Anwendung des Luftbades von jeher mehr diätetischen und Abhärtungszwecken, also mehr allgemein kulturellen Zwecken diente, während das Sonnenbad, kraft seiner Methodik und Wirkung, als Behandlungs- und Heilmaßnahme herangezogen wurde. Diese Scheidung, die uns gegenwärtig so schwer zu fallen scheint, ist exakt im Laufe der Jahrhunderte nachweisbar, und während wir die Anwendung des Sonnenbades bis in das graue Altertum zurück und durch alle Perioden der Menschheitsgeschichte hindurch verfolgen können, taucht das Luftbad nur zu ganz bestimmten Epochen auf, und zwar entweder als Reaktion gegen zeitgenössische Gebrechen wie Verweichlichung, Verzärtelung weitester Kreise oder gegen einen in der Krankheitsbehandlung hervortretenden Kaltwasserfanatismus. Diese beiden Momente sind es, die fast allenthalben das Luftbad als diätetische und gegenüber anderen einwirkenden Medien als korrigierende Maßnahme erstehen lassen und zu seiner Verbreitung führen. Ausgenommen davon ist die Antike, wo die Durchflechtung aller Lebensgewohnheiten mit Leibesübungen des nackten Körpers und mit einer den Einwirkungen der Luft angepaßten Kleidung eine sanitäre Anwendung des Luftbades per se überflüssig machte, während wir dagegen das Sonnenbad bei Plinius, Cicero, Hippokrates, vor allem aber bei Herodot, zahlreich und mit genauen Hinweisen auf seine Wirkung und Indikationen erwähnt finden.

So stoßen wir erst im Mittelalter auf vereinzelte Interpreten der wohltätigen Wirkung des Luftbades auf Körper und Geist, deren Stimmen aber, wie es scheint, ebenso verhallten wie die ähnlicher Vorläufer großer Ideen, die erst eine reife Zeit beanspruchten. Es waren dies der Philosoph Montaigne in Frankreich und der italienische Arzt Sanctorius, von denen der erstere in seinen 1580 erschienenen Essays, der letztere 1614 in einem größeren, teils medizinisch, teils naturphilosophisch geschriebenen Werke die Idee des Luftbades propagierten. Des Sanctorius Arbeit betitelte sich „De statica medicina" und handelte im wesentlichen von der Hautatmung, deren Entdecker er entgegen anderen Versionen zu sein scheint. Im Anschluß an die Wesenheits- und Gewichtsbestimmung der „unmerklichen Ausdünstung", wie Sanctorius die Hautatmung benennt, verbreitet er sich auch über die Kleidung als ursächliches Moment für das Zustandekommen „feuchter Ausatmung" und verwirft dieselbe.

Allein beide Autoren blieben Prediger in der Wüste, die Zeitverhältnisse ließen ihren Klagen noch nicht den Resonanzboden, den das 18. Jahrhundert mit seiner übertriebenen und ausgearteten Anwendung des kalten Wassers zu Heilzwecken bot. Hier ist es als einer der ersten Benjamin Franklin, der die wohltätige Einwirkung des täglichen Luftbades an sich selbst erprobt hat und von seinen Erfahrungen in einem Briefwechsel mit Dubourg, dem französischen Uebersetzer seiner Werke[1]), vielfach Kunde, und eine sehr warme Schilderung gibt. Eine eingehende und den damaligen Anschauungen der Abwehr zu häufiger Wasseranwendungen entsprechende Abhandlung brachte 1787 Lichtenbergs Magazin für das Neueste aus der Physik und Naturgeschichte (Dritter Band, viertes Stück) mit dem Titel „Ueber die unmittelbare Wirkung der Luft auf die Oberfläche des menschlichen Körpers". „Wie der Fisch im Wasser," wird darin ausgeführt, „so lebt der Mensch, beständig umgeben von einer anderen Flüssigkeit, der Luft. Das Bad in dieser ist vielleicht unserem Körper noch angemessener als das kalte Wasserbad. Man kann es ohne allen Aufwand so oft wiederholen, als man es für gut befindet; es besteht darin, daß man den entblößten Leib der atmosphärischen Luft zur unmittelbaren Berührung darbietet. Man hat in unseren Zeiten all die Uebel empfunden, welche mit einer weichlichen und verzärtelten Erziehung verbunden sind, und man verfällt deshalb in die entgegengesetzte Ausschweifung und badet Kinder zu allen Jahreszeiten in kaltem Wasser, ohne auf die ihnen eigentümliche Beschaffenheit des Körpers zu sehen. Galen tadelte die alten Deutschen, weil sie ihre Kinder gleich nach der Geburt einer so harten Tauchung aussetzten, und das Luftbad ist wirklich ein viel sanfteres und der Natur mehr angemessenes Mittel, denselben Zweck zu erlangen. Die Wirkung der Luft und die vom Lichte der Sonne sind vielleicht die ersten Beförderungsmittel der Gesundheit und der Lebhaftigkeit. Die Natur bietet uns an allen Arten Luft, Sonnenlicht und freie mäßige Bewegung unserer Gliedmaßen dar, und in der Tat hat auch beständig die Diätetik dergleichen Mittel für chronische Krankheiten empfohlen, und von diesen darf man nicht fürchten, was die Freunde des Magnetismus von den Arzneien behaupten, daß sie tötend und zerstörend wären."[2])

Auch der Tübinger Professor Plouquet[3]) sagt 1878, kalte Bäder in der Badewanne seien für den Gesunden kaum auszuhalten und noch weniger für kranke, geschwächte Personen geeignet, denen man noch vor kurzem aus der falschen Hypothese, die tierische Faser müsse stringiert werden, sie geradezu verordnete und oft genug die Unbefolgbarkeit des Vorschlags oder auch seinen Schaden erfahren mußte. Er empfahl als Ersatz des kalten Bades in der Wanne das Schwammbad oder noch besser das Luftbad.

Ungefähr um dieselbe Zeit veröffentlichte der schaumburg-lippische Leibarzt Dr. Faust zu Bückeburg ein Büchlein „Wie der Geschlechtstrieb der Menschen in Ordnung zu bringen und wie die Menschen besser und glücklicher zu machen sind", in welchem er sich unzweideutig gegen die Einengung des Körpers durch Kleidungsstücke und für eine gewisse Nacktkultur ausspricht. Die von ihm vorgeschlagene Reformkleidung gestaltete sich folgendermaßen: Knaben und Mädchen sollen gleich gekleidet sein mit einem weiten Hemd mit offenen Aermeln, die während des Sommers über die Schultern zurückzuknöpfen sind, über das Hemd sollen sie ein weites, leinenes Kleid tragen ohne Aermel und mit offener Brust, während des Winters ein ebensolches wollenes Kleid ohne Aermel."

Die Stimmen mehren sich, die großen Hygieniker und Aerzte Ausgangs des 18. Jahrhunderts Johann Peter Frank, Karl May, Schreger, Tissot und wie sie alle heißen mögen, propagieren den Gedanken des Luftbades, Inauguraldissertationen, so unter anderem eine Göttinger vom Jahre 1763 „Valetudo hominis nudi et cooperti" beschäftigen sich bereits wissenschaft-

[1]) Dubourg: Oeuvres de Franklin. Tome II.
[2]) Zitiert nach Alfred Martin. Deutsches Badewesen in vergangenen Tagen. Jena 1906. Eugen Diederichs.
[3]) Plouquet: Das Wasserbett. Tübingen 1798.

lich damit, bis 1816 der Jenenser Professor Doebereiner*) in einer Arbeit, die eine Anleitung zur Darstellung und Anwendung aller Bäder enthält, die Grundgedanken der modernen Luft-Lichttherapie auf Grund experimenteller Untersuchungen erstmalig niederlegt. Doebereiner trennt von den Luftbädern, die er mit den flüssigen und festen Bädern zusammen als stoffliche auffaßt, die geistigen; diese letzteren wieder können Licht-, Wärme-, elektrische und magnetische Bäder sein. Von den Lichtbädern sagt er — und mit der Wiedergabe dieser Ausführungen machen wir in der vorliegenden historischen Betrachtung den Sprung zum Sonnenbad —: „Jedem Erdengeschöpfe, mithin auch jedem Menschen, ist es gegönnt, die Wirkungen des Lichtes zu empfangen; jeder Raum, welcher unmittelbar von der Sonne beleuchtet wird, bietet für letzteren ein Lichtbad dar, in welches er nur nackt oder lose und weiß bekleidet sich tauchen darf. Weiße Bekleidung ist da, wo Licht allein wirken soll, jeder anderen, das heißt farbigen, und selbst dem nackten Zustand des Körpers, darum vorzuziehen, weil Weiß die Sonnenstrahlen in reines Licht und Wärme scheidet und die letzte abstößt, während farbige Flächen und also auch die Haut, mit dem Lichte gleichzeitig die durch dasselbe veranlaßte Wärme einsaugen und so ein Sonnenlichtbad in ein Feuerbad umwandeln. Soll das Licht bloß auf einzelne Teile des Körpers wirken, so muß man das unmittelbare Sonnenlicht durch kleine Oeffnungen in verfinsterte Räume auf den zu beleuchtenden Teil fallen lassen; durch ein Brennglas lassen sich die einfallenden Lichtstrahlen verdichten und in ihrer Wirksamkeit erhöhen". Mit einem Hinweis auf Goethes Farbenlehre und ihren Beziehungen zur menschlichen Psyche schließt diese außerordentlich beachtenswerte Arbeit Doebereiners, in dem wir den folgerichtigen Vorläufer einer der bedeutsamsten Errungenschaften der Neuzeit, der Finsenschen Lichttherapie, zu erblicken haben.

Die Aera Prießnitz, sowie die Nach-Prießnitzsche Zeit zeigte wenig Verständnis für die Luftbehandlung, und so fielen die kaum zum Tageslicht gelangten Ideen wieder der Vergessenheit anheim: Erst die Reaktion des 19. Jahrhunderts gegen den speziell von Kneipp inaugurierten, alles überwuchernden, Kaltwasserfanatismus erzeugte die Wiedergeburt des Luftbades! Wieder war es ein Laie, Rikli in Veldes, der anfangs der siebziger Jahre empirisch die Luftbehandlung oder die atmosphärische Kur, wie er dieselbe nannte, zum leitenden Prinzip seiner „Heilweise" erhob und als erster Luftbäder und Lufthütten in ausgedehntem Maße zu Heilzwecken benutzte. Von Rikli übernahm sie Lahmann und ihm gebührt das Verdienst, die ersten exakten Untersuchungen über den Einfluß der atmosphärischen Luft und des diffusen Tageslichtes auf Hautatmung und Stoffwechsel durchgeführt zu haben. Sie sind wesentlich ergänzt und im großen und ganzen in ihren Ergebnissen bestätigt worden von einer Reihe neuerer Forscher, so daß das Luftbad heute, ganz abgesehen von seiner tausendfach erprobten praktischen Anwendung, auch in wissenschaftlicher Hinsicht als ein vollberechtigtes Glied der physikalischen Heilmethoden dasteht, das wohl so bald nicht mehr dem Wechsel der Zeiten unterliegen dürfte!

Ebenhausen. J. Marcuse.

*) Doebereiner: Anleitung zur Darstellung und Anwendung aller Arten der kräftigsten Bäder und Heilwässer, welche von Gesunden und Kranken gebraucht werden. Jena 1816.

Bücher und Zeitschriften.

Die Entwicklung des Naturgefühls in der deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Von Dr. Siegmar Schultze. Halle a. S. 1907, Ernst Trensinger.

Die Schriften und Aufsätze über Naturanschauung, Natursymbolik, Naturgefühl ꝛc. bei einzelnen Dichtern wie in größeren literarischen Perioden haben sich in den letzten Jahren gemehrt. Namentlich sind es Lyriker, denen derartige Untersuchungen gelten. Allen voran steht Goethe, der Begründer und Heroe der neuen deutschen Lyrik. Ueber die Entwicklung seines Naturgefühls bis zur ersten italienischen Reise sucht eine Schrift von Luise Meyer Aufschluß zu geben. Ich habe vor einigen Monaten eine Arbeit über ein ähnliches Thema an dieser Stelle besprochen, das Buch von Dr. Kutscher: Das Naturgefühl in Goethes Lyrik bis zur Ausgabe der Schriften von 1789. Kutschers Untersuchungen erstrecken sich über ein enger begrenztes Gebiet, greifen aber tiefer als die Ausführungen Luise Meyers und geben deshalb mehr. Was die Verfasserin gibt, ist nur ein allgemeiner Ueberblick über das Verhältnis und die Stellung Goethes zur Natur von seiner ersten Kindheit an bis zur ersten Italienreise. Auf das Wesen und die Eigenart des Goetheschen Naturgefühls, wie es in seinen Dichtungen zum Ausdruck kommt, ist nicht nahe genug eingegangen. Am wertvollsten ist wohl, was Luise Meyer über das Verhältnis Goethes zum Meere sagt. Im übrigen erfahren wir nicht viel Neues. Dankenswert ist die Zusammenstellung von Schriften, die sich mit dem Naturgefühl Goethes und anderer Dichter beschäftigen.

Einem größeren Gebiete gelten die Untersuchungen Schultzes. Er hat es unternommen, die Entwicklung des Naturgefühls in der deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts darzustellen. Bis jetzt liegt der erste Teil der Arbeit vor; er behandelt „Das romantische Naturgefühl". Der zweite Teil (Uebergänge zum Realismus) und der dritte Teil (Realismus und Naturalismus) sollen binnen Jahresfrist nachfolgen. Durch zwei Kapitel: „Das romantische Naturgefühl" und „Die Naturphilosophie der Romantik" wird der erste Teil eingeleitet. Schultze nennt das 19. Jahrhundert „das Jahrhundert der Natur" und bezeichnet die Romantiker als „die Bahnbrecher für die Entwicklung eines Naturgefühls, wie sie kein Jahrhundert zuvor aufzuweisen hat". Er macht aber zugleich auf die im 18. Jahrhundert liegenden Quellen des romantischen Naturgefühls aufmerksam. Er sucht sodann die Eigenart des romantischen Gefühls näher zu bezeichnen, das vor allem in einer pantheistischen Weltanschauung gründe und sich durch eine Ueberschwenglichkeit kennzeichne, wie sie auch die Phantasie der Romantiker charakterisiere. Das romantische Naturgefühl ging an seiner Ueberspannung zugrunde. Zuletzt brach die romantische Ironie auch in das romantische Naturgefühl ein und zerstörte sein Wesen. Die Zeit des Verstandes, der Beobachtung, der Wirklichkeit, des Realismus folgte der romantischen Träumerei, Schwärmerei und Phantasterei. — Der Weg, den Schultze in seinem Buche weiterhin einschlägt, ist der, daß er einzelne Dichter herausgreift und deren Naturgefühl oder richtiger ihr Verhältnis zur Natur und ihre Naturdarstellung näher beleuchtet. Als erster Dichter begegnet uns Novalis; ihm reihen sich an (in selbständigen Kapiteln behandelt): Tieck, Kleist und Werner, Fouqué, Brentano, Arnim, Hoffmann, Hölderlin, Eichendorff. Es folgen dann „die schwäbischen Romantiker" Uhland, Kerner, Mörike, „die Rhein-Romantiker", unter ihnen ist Kinkel gesondert betrachtet, und schließlich handeln zwei Kapitel noch von der „Meer-Romantik" und der „Orient-Romantik". — Bei der Einteilung und Darstellung Schultzes kommt wohl das entwicklungsgeschichtliche Moment etwas zu kurz. Aber immerhin verdanken wir dem Buche mancherlei Kenntnisse und Aufklärungen. Die Arbeit ist verdienstlich, und wäre es auch nur, weil sie uns deutlich zum Bewußtsein bringt, wie vielgestaltig und verschiedenartig innerhalb der großen romantischen Literaturbewegung die Naturauffassung und Naturdarstellung bei den einzelnen Dichtern war. Eine eingehendere Beurteilung von Schultzes Arbeit wird erst am Platze sein, wenn alle Teile vorliegen.

München. Arnulf Sonntag.

Das Kano Jiu-Jitsu. Von Hancock und Higashi. Mit 500 Abbildungen und 4 anatomischen Tafeln. Verlag von Jul. Hoffmann in Stuttgart. 1906. Gebunden 16 M.

Bei dem Austausch geistiger Güter, der in den letzten Jahrzehnten zwischen dem äußersten Osten und dem Abendlande stattgefunden hat, haben die Ostasiaten zweifellos besser abgeschnitten wie wir. Zu den Gegengaben, die in hohem Grade anregend sind, gehört die japanische Gymnastik, das Jiu-Jitsu. — In Amerika und England, den sportsfreudigen Ländern, hat es begeisterte Aufnahme gefunden; in Frankreich hat man die Polizeisoldaten mit demselben vertraut gemacht, nur bei uns in Deutschland machte es bisher wenig Fortschritte, wenn auch die besten Anfänge dazu gegeben sind.

Das genannte Gymnastiksystem ist chinesischen Ursprunges — die Japaner wollen dies freilich nicht wahr haben — und stand früher in hoher Blüte. Dann kam es in Vergessenheit, bis unser Landsmann Professor Baelz in Tokio es in seinem Adoptivvaterlande wieder zu Ehren brachte. — Totjuka, ein alter Lehrer der genannten Kunst, hatte unentwegt fortgelehrt und befähigte seine Schüler zu den höchsten gymnastisch-athletischen

Leistungen. Professor Kano nahm der Methode die ihr noch anhaftenden Unfeinheiten und schuf ein System, das jetzt in fast allen japanischen Schulen gelehrt wird. Der Amerikaner Hancock und der Japaner Higashi sammelten die Uebungen und gaben sie in einem mit über 500 Photographien versehenen, prächtig ausgestatteten Buche heraus. Den einzelnen Abbildungen ist zum besseren Verständnis jeweilig ein kurzer Text beigegeben.

Das Kano Jiu-Jitsu hebt die alte japanische Gymnastik auf eine höhere moralische Stufe, weil durch dasselbe der Wille gestählt und Selbstbeherrschung gelehrt wird. Der Schüler lernt in jeder Phase des Kampfes sich so zu verhalten, daß er sich vor Schaden bewahrt und den ihm auch an Körperkraft überlegenen Gegner in Nachteil setzt. Baelz berichtet, daß es wunderbar ist, wie die Kämpfer auf den Boden geworfen werden, daß man die Knochen krachen zu hören glaubt und im nächsten Augenblick aufspringen wie ein Gummiball. Weil beim Jiu-Jitsu auch lebensgefährliche Hiebe und Griffe gelehrt werden, hat man es als eine rohe und barbarische Kunst bezeichnet. Dies Urteil trifft für das von Kano modifizierte System nicht zu. Es wird nicht mehr lange dauern, bis auch bei uns die japanische Kunst betrieben wird. Das vorliegende Buch kann als der beste Führer bezeichnet werden, und ist vom Verlage verschwenderisch ausgestattet. Es sei noch darauf hingewiesen, daß es auch eine Anweisung für erste Hilfeleistung bei Unglücksfällen enthält, die von der unsrigen vollständig abweicht und viel des Interessanten enthält.

München. F. C. Müller.

---

* **Zeitschriften-Literatur.** Süddeutsche Monatshefte. Herausgegeben von P. A. Coßmann. Verlag: Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H., München. Das reichhaltige Februarheft hat folgenden interessanten Inhalt: Mein Bildungsbankrott, von Hermann Losch; — Wohnungsreform, von Friedrich Naumann; — Ein Streik im 18. Jahrhundert, von Karl v. Tyszka; — Die zoologische Station zu Neapel, von Hans Spemann; — Der Kampf um Rom, historischer Roman von Ricarda Huch; — Thoreau, von Joseph Hofmiller; — Briefe an Uhde, von Michael Bernays; — Der Zahnarzt, Roman von Kurt Aram; — Kultur und Katholizismus, von Albert Schäffler; — Die Polizeiassistentin, von Schwester Henriette Arendt. — Theater und Musik. — Bildende Kunst. — Politische Rundschau.

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter. Vierteljahrsschrift. Herausgegeben von der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois. Chicago, Ill. An der Spitze des 1. Heftes des neuen, 7. Jahrganges findet sich folgende Mitteilung: „Wie im Oktober-Heft angekündigt, wird zwar auch fernerhin mit der Veröffentlichung einzelner Momente aus der Geschichte der Deutschen in Illinois und ihrer Betätigung in einzelnen größeren und kleineren Gemeinwesen fortgefahren werden, doch ist es die Absicht, im Laufe des Jahres mit der Veröffentlichung einer zusammengefaßten Geschichte des deutschen Elements in Illinois zu beginnen, — so zwar, daß die einzelnen Abschnitte sich nach der Vollendung aus den „Geschichtsblättern" abteilen und zu einem Bande werden vereinigen lassen. Doch wird damit erst im Juli-Heft der Anfang gemacht werden können." Als erster Originalbeitrag folgt eine Darstellung der Anfänge des Drogenhandels und der Apothekerei in Chicago von Albert E. Ebert. Aus dem weiteren Inhalt sei noch die Geschichte der Deutschen Quincys von Heinrich Bornmann und der Vortrag von Otto H. Matz über Chicago vor 50 Jahren und die damaligen deutschen Architekten genannt.

Allgemeine Rundschau.

Die Sammlungen der „Gjöa"-Expedition.

bra. Eine hochinteressante Zusammenstellung arktischer Kulturerzeugnisse ist soeben im Ethnographischen Museum der Universität Christiania eröffnet worden und dürfte insonderheit für die ausländischen Besucher der diesjährigen Holmenkollen-Rennen einen willkommenen Sammelpunkt bilden. Es handelt sich um die reichhaltigen Sammlungen ethnographischer Gegenstände, die von Kap. Roald Amundsen während seines zweijährigen Aufenthalts im Bereich des magnetischen Nordpols (Boothia Felix und King Williams Land) mit rastlosem Forschereifer zusammengebracht worden sind.

Zum Unterschied von den herkömmlichen Polar-Sammlungen grönländischer bezw. sibirischer Provenzen, wie sie fast jedes größere Museum im Auslande aufzuweisen hat, erstreckt sich die vorliegende Zusammenstellung ausschließlich auf solche Erzeugnisse, die von völlig wildlebenden Eingeborenenstämmen des nordamerikanischen Eismeer-Archipels angefertigt worden sind. Mehrere der in Frage stehenden Eskimostämme hatten bis zu Amundsens Ankunft niemals Gelegenheit gehabt, mit weißen Pionieren unmittelbare Bekanntschaft zu schließen. Anfangs gewann es denn auch wiederholt den Anschein, als ob diese weltabgeschieden dahinlebenden Eingeborenen den fremdartigen Erscheinungen der norwegischen Forscher mit keineswegs freundschaftlichen Empfindungen entgegenzutreten gesonnen seien. Durch Zeichensprache und andere Verständigungsmittel gelang es dem Expeditionsleiter jedoch bald genug, die Leutchen von seinen wohlmeinenden Absichten zu überzeugen und der an sich gutartige Charakter der Eskimos äußerte sich schnell in der manntgfaltigsten Weise. So erbot man sich aus freien Stücken, den norwegischen Reisenden beim Aufspüren der gesuchten Wildarten, Renntiere, Moschusochsen, Eisfüchse usw. hilfreiche Dienste zu leisten und zeigte ihnen auch die besten Plätze zur Ausübung des Lachsfanges, welche Fischart besonders in der Umgebung von King Williams Land in ungeheuren Mengen angetroffen wurde.

Von dem allgemeinen Entwicklungsniveau dieser Polarstämme kann man sich im übrigen einen Begriff machen, wenn man vernimmt, daß beispielsweise die Netschili-Eskimos auf Boothia Felix noch vollständig auf der Kulturstufe des Steinalters stehen. Trotz dieser primitiven Entwicklungsphase wäre es ein Trugschluß, wenn man sich die Lebensführung dieser schlichten Naturkinder als ein planloses, nur den Augenblicksinstinkten gewidmetes Dahinvegetieren vorstellen wollte. Die harte Natur mit ihrem ständigen Wechsel zwischen Ueberfluß und bitterem Mangel hat in den Jahrtausenden auf die Bewohner der arktischen Siedelungen ihren erzieherischen Einfluß ausgeübt und die geistige Veranlagung in ganz bestimmter Richtung zu Höchstleistungen gesteigert, vor denen selbst die geschärfte Beobachtungsgabe des zivilisierten Kulturträgers bescheiden zurückweichen muß.

Alle Eskimostämme, mit denen Amundsen in engere Berührung gelangte, führten die seßhafte Lebensweise des Jägers und Fischers, seßhaft allerdings in dem relativ gedachten Sinne, daß für den Aufenthalt während der kalten und warmen Jahreszeit getrennte Wohnsitze bezogen zu werden pflegen, deren Wahl im Hinblick auf die seit alters wohlbekannten Tag- und Wanderwege der in Betracht kommenden Wildarten jedoch ein für allemal im voraus festgelegt erscheint. Für die Ueberwinterung werden im allgemeinen niedrig gebaute Erdhütten benützt, deren Durchschnittstyp an die von Grönland her bekannten Eskimo-„Koken" erinnert — ein backofenartig gewölbter runder Erdraum, dem unterirdischen „Kessel" eines Fuchs- oder Dachsbaues vergleichbar, dessen Ausgang in einer 10—15 Meter langen und nur wenige Fuß hohen Röhre verläuft, der zum Schutz gegen die Kälte stets eine winkelförmige Richtung gegeben wird. Die ganze Anlage legt unverkennbares Zeugnis davon ab, daß die Eskimos die äußere Technik ihrer Winterwohnungen den unterirdischen Bauten gewisser arktischer Tierarten — vor allem des Bibers und Eisfuchses — abgelauscht haben, wie denn auch die innere Ausstaffierung einer solchen Höhle mit ihren dichten Mooswänden und den warm gepolsterten Lagerstätten mehr den Eindruck eines rechtschaffenen Dachsbaues, denn einer für menschliche Lebewesen bestimmten Wohnstätte erweckt.

Wesentlich luxuriöser in bezug auf Einrichtung und Bauform kennzeichnen sich die sogenannten Sommerhütten, die von den Eskimos beim Eintritt der günstigen Jahreszeit bezogen werden. Amundsen hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, ein vollständiges Sommerlager dieser Art nach Norwegen heimzuführen, das in der vorerwähnten Ausstellung des Ethnographischen Museums gebührendermaßen den Ehrenplatz zugewiesen erhalten hat. Das Gerüpp der Hütte ist aus Walfisch-„Gräten" zusammengefügt und mit kreisförmiger Gipfelöffnung für den Rauchabzug versehen. Sämtliche Wände sind mit dicken Renntierfellen überzogen, auch den Boden bedecken die zottigen Wollpelze hochnordischer Tierarten, mit Ausnahme der Mitte, die für die aus kunstgerecht zusammengefügten Steinen aufgeführte Feuerstätte reserviert bleibt.

Das Kochgeschirr besteht aus Stein, wozu eine auf Boothia Felix vorkommende Art Graustein, die wegen ihrer speckartig-lockeren und deshalb leicht zu bearbeitenden Beschaffenheit als „Speck"- oder Seifenstein bezeichnet wird, das Rohmaterial liefert. Auch die unentbehrliche Tranlampe ist aus der gleichen Masse hergestellt und wird durch einen aus Moos geflochtenen Brenndocht in Gebrauch gesetzt. Die Form des primitiven Beleuchtungsapparats verrät übrigens eine auffallende Aehnlichkeit mit den bekannten Tonlampen der römischen Kaiserzeit, wie sie bei den Ausgrabungen von Pompeji massenweise zutage gefördert worden sind. Wie schon bemerkt, ist den Netschili-Eskimos der Gebrauch der Metalle vollständig unbekannt. An den zu Zeiten an ihrer Küste landenden Treibholzstücken finden sich zwar zuweilen Kupfer- und Eisenstücke vor, die von den Bewohnern mit

großem Eifer gesammelt und verwahrt werden, doch weiß man mit diesen Fundstücken, die in der Regel zu Zaubermitteln benützt werden, nichts Rechtes anzufangen. Die Waffen bestehen aus denkbar einfachsten Geräten; Pfeil und Bogen, Knochenspeer und Harpune, alle sind mit Bein- oder Knochenspitze ausgestattet und die Eskimos sind in ihrem Gebrauch so bewandert, daß sie selbst vor einem Rencontre mit dem mächtigen Eisbären und dem nicht minder gefährlichen Moschuswilde zurückschrecken.

Der eigentümliche Entwicklungsgang dieser von aller Welt abgeschlossenen Polarstämme zeigt sich auch an den sonstigen Gebrauchsgegenständen, deren sie bei ihrer anstrengenden und wechselvollen Lebensweise bedürfen. Als Schlitten dient in der Regel eine einfache, aus einigen Treibholzbrettern und dergleichen zusammengeschnürte Platte, die mit den bekannten Kajaks der Grönländer nicht die entfernteste Aehnlichkeit aufzuweisen hat. Das Beförderungsmittel besitzt solchergestalt, zum Unterschied von letzteren, keine Kufen. Soll eine Exkursion unternommen werden, so kehrt der Eskimo abends zuvor sein Vehikel mit der Unterseite nach oben und befestigt an den beiden Längsseiten je eine glattgestrichene Mooswinde, die er durch fleißiges Befeuchten mit — Mundflüssigkeit und nachfolgendes Kneten in die gewünschte Form bringt. Die eigentümliche Kufenvorrichtung ist in wenigen Minuten zu einer steinharten Masse gefroren, worauf das Vehikel am nächsten Morgen in Gebrauch genommen werden kann. Die Mundflüssigkeit spielt nach Amundsens Beobachtungen überhaupt eine hervorragende Rolle bei allen möglichen Beschäftigungen der Eingeborenen.

Dem norwegischen Forscher lag es u. a. daran, die Technik auszukundschaften, mit deren Hilfe die Eskimos ihre Boote, Kleidungsstücke und Wasserbehälter aus Fellstücken in wasserdichten Zustand versetzen. Da durch einfaches Zusammennähen der Felle an den Schnittflächen ein derartiges Ergebnis nicht erzielt werden konnte, die Eskimos andrerseits aber keine maschinellen Vorkehrungen besitzen, um den Dichtungsprozeß auf anderem Wege herbeizuführen, richtete Amundsen an einen ihm besonders befreundeten Häuptling die Bitte, ihm das Verfahren einmal praktisch vorzuführen. Der biedere „Kaagmaa" ließ sich nicht lange bitten, sondern beorderte eine seiner besseren Hälften, ein Stück Seehunddarm mit Blut zu füllen, worauf er die Anrichtung in den Mund nahm und eifrig zu kauen begann. Nach kurzer Bearbeitung war das „Objekt" in eine gleichmäßige zähe Masse verwandelt, mit welcher der Eskimo eine frischgenähte Hautnaht bestrich, die sich nach wenigen Augenblicken mit einem glänzenden Firnis bedeckte und bald darauf fest eintrocknete. Die auf diese Manier gedichteten Gegenstände besitzen eine unglaubliche Widerstandsfähigkeit und übertreffen in jeder Hinsicht die mittels Fischleim usw. behandelten Sachen.

Unter den Schmuckgegenständen, auf deren Besitz der Eskimojüngling und mehr noch die Eskimomaid älterer und jüngerer Gattung den höchsten Wert legt, rangiert eine Schnur aus Bärenzähnen und -klauen an erster Stelle. Der Eisbär ist die gefürchtetste von allen Wildarten, seine Erbeutung bedeutet für die genügsamen Einödmenschen für Wochen hinaus festliche Gelage und die Anwartschaft auf einen wärmenden Kopf- und Halsschmuck für ein ganzes Lager. Die Prankenknochen des Räubers dienen zur Anfertigung der besten Pfeilspitzen, während die Augen dem zauberkundigen Medizinmanne Gelegenheit verschaffen, sich über die Ankunft der nächsten Lachszüge untrüglich sichere Auskunft zu verschaffen. Das Gebiß des Mächtigen nebst Klauen und Ohren aber behält der glückliche Erleger für sich, denn, an der Brust getragen, verleiht die Trophäe dem Schützen Kraft zu neuen Beutezügen, Klugheit beim Ueberlisten der schlauen Renntierrudel und — das Beste von allem — die Aussicht auf reichen Segen an männlicher Nachkommenschaft, die für den einsamen Eskimo allerdings mehr denn andernorts die Bürgschaft auf ein zufriedenes Alter eröffnet.

***

Kleinere Mitteilungen.

* **Zum 70. Geburtstage Wilhelm Jensens** ist dem Dichter eine besondere Ehrung durch die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung bereitet worden. Der Gesamtvorstand der Stiftung hat beschlossen, anläßlich dieses Geburtstages 800 Exemplare des Jensenschen Romans „Die Pfeffer vom Dusembach" anzukaufen, um sie an kleine ländliche Volksbibliotheken zu verteilen. Der Roman spielt in Elsaß-Lothringen, der Schweiz und Burgund im 15. Jahrhundert und bietet ein treffliches Bild der damaligen Kulturverhältnisse und der Kriegsereignisse, die zum Untergange Karls des Kühnen führten. — Zu gleicher Zeit gibt die Stiftung im eigenen Verlage als Heft 12 ihrer „Volksbücher" eine Novelle Wilhelm Jensens „Ueber der Heide" heraus, die im Dreißigjährigen Kriege in der Lüneburger Heide spielt und ein farbenreiches Bild des unsäglichen Unheils und der Geistesverwirrung entwirft, die damals über die deutschen Lande hereinbrach. Die Novelle „Ueber der Heide" wird nicht nur an Volksbibliotheken verteilt werden, sondern überall im Buchhandel zu dem geringen Preise von 25 Pfennig geheftet oder 55 Pfennig gebunden erhältlich sein. Auch von der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung selbst (in Hamburg-Großborstel) ist sie portofrei zu beziehen.

* **Die Delegation zur Einführung einer internationalen Hilfssprache** umfaßt heute die Vertreter von 260 wissenschaftlichen Gesellschaften und gewerblichen Vereinigungen aller Länder und hat bereits den Beitritt von mehr als 1000 Mitgliedern der Akademien und Universitäten zu verzeichnen. Gestützt auf diese beiden Faktoren, beabsichtigt sie im Laufe des Jahres 1907 die Entscheidung über die anzunehmende Hilfssprache durch ein maßgebendes internationales Komitee zu treffen und um diesen Beschlüssen den äußersten praktischen Erfolg zu verleihen, richtet sie einen letzten und dringenden Aufruf an alle diejenigen, welche die Einführung eines neutralen Idioms für den von Tag zu Tag wachsenden internationalen Verkehr eingeführt zu sehen wünschen. Es ist zweifellos, daß diese Einführung nicht nur eine große Ersparnis an Zeit und Kraft, sondern auch einen großen Erfolg der Zivilisation in sich vereinigt.

Die Möglichkeit einer Hilfssprache kann, nach Ansicht der Delegation, keinem Zweifel mehr unterliegen: die Erfahrung hat gelehrt, daß man mündlich oder schriftlich sehr leicht mit Hilfe einer regelmäßigen und einfachen künstlichen Sprache verkehren kann, welche auch viel leichter zu erlernen ist als eine lebende Sprache. Um die überaus großen Vorteile auszunutzen, die der Gebrauch einer solchen Sprache bietet, genügt es, mit festem Willen eine Einigung über die Annahme einer einzigen Sprache für alle zivilisierten Länder herbeizuführen, und das ist das Ziel der Delegation. Je mehr einflußreiche Gesellschaften sie gewinnt, desto größer wird ihre Autorität sein, um der gewählten Sprache eine offizielle Genehmigung und allgemeine Einführung zu sichern.

Die Delegation bittet daher inständigst die wissenschaftlichen Gesellschaften und gewerblichen Vereinigungen (Handelskammern usw.), an dem Programm festzuhalten, einen Delegierten zu ernennen, dessen Tätigkeit weder besondere Umstände noch Kosten verursachen wird und ihr eine offizielle Mitteilung dieses Entschlusses zukommen zu lassen.

Als Generalsekretär der Delegation zeichnet Dr. L. Leau, 6, Rue Bavin, Paris VIe.

***

Hochschulnachrichten.

* **Würzburg.** Der Professor an der hiesigen Anstalt für vergleichende Anatomie, Histologie und Embryologie, Dr. Alfred Sommer aus Memel, wird sich am nächsten Montag als Privadozent in der medizinischen Fakultät einführen.

hc. **Freiburg i. B.** Der Privatdozent für allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie an der Universität Marburg Dr. Hermann Schridde ist in gleicher Eigenschaft in den Lehrkörper der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität aufgenommen worden. — In der philosophischen Fakultät habilitierte sich Dr. André Jolles als Privatdozent für Kunstgeschichte. Seine Habilitationsschrift lautet: Ueber ägyptisch-mykenische Prunkgefäße.

* **Kiel.** Professor Dr. Richard Fester (Erlangen) hat den Ruf an die hiesige Universität als Vertreter für mittlere und neuere Geschichte angenommen.

* **Braunschweig.** Geh. Hofrat Professor Dr. Koppe, Lehrer für Geodäsie an der hiesigen Technischen Hochschule, seit dem Jahre 1881, wird am 1. April d. J. aus Gesundheitsrücksichten in den Ruhestand treten.

hc. **Prag.** Zum ordentlichen Professor der darstellenden Geometrie an der Prager böhmischen Technischen Hochschule ist der Landesschulinspektor für Mähren, Regierungsrat Vinzenz Jarolinek, ernannt worden.

Büchereinlauf.

Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte.

Peter Rosegger: Ein Bild seines Lebens und Schaffens von A. Feierfeil. Mit einem Bilde des Dichters und einem Textbilde. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Januar 1907. Nr. 340.) Prag 1907. A. Haase. 16 S. (30 Heller.)

Paul Kaiser: Paul Gerhardt. Ein Volksabend. (Volksabende. Begründet von Hermann Kaiser. 8. Heft.) Gotha 1907. Fr. Emil Perthes. 31 S. (75 Pfg.)

Moderne Literatur.

Angelika v. Hörmann: Auf stillen Wegen. Neue Gedichte. München 1907. J. Lindauer. 132 S. (brosch. 1 M, geb. 1.80 M.)

Richard Dehmel: Aber die Liebe. 2. Auflage. (Gesammelte Werke. 2. Band.) Berlin 1907. S. Fischer. 184 S. (geh. 3 M, geb. 4 M.)

K. and Hesketh Prichard: The new Chronicles of Don „Q". (Unwin's Library.) Leipzig 1907. T. Fischer-Unwin. 311 S. (1 50 M.)

Maurice Reinhold v. Stern: Donner und Lerche. Neue Gedichte. Leipzig 1907. Literarisches Bulletin. 133 S. (brosch. 3 Fr., geb. 4.50 Fr.)

Heinz Bothmer: Buntes Allerlei. Ernste und heitere Erzählungen. (Für Hütte und Schloß. Nr. 2.) Berlin 1907. Alfred Sarganek. 30 S. (10 Pfg.)

Tuiskon: König Piep. Ein Spottgedicht. Illustriert von Karl Hall. Berlin 1907. Harmonie. (brosch. 2 M, geb. 3 M.)

Heinrich Holtz: Nach 600 Jahren. Eine Erzählung aus ferner Zeit. Leipzig 1907. Walther Fiedler. 338 S. (geh. 4 M, geb. 5 M.)

Vorlesungs-Verzeichnis
der
Kgl. Technischen Hochschule in Stuttgart
für das Sommersemester 1907.

Beginn der Anmeldungen: **15. April**; der Vorlesungen: **16. April.**

Das Sekretariat versendet auf Wunsch die Aufnahmebedingungen unentgeltlich, das vollständige Programm gegen Einsendung von 50 Pfg. (Ausland 60 Pfg.)

1. Mathematik und Mechanik.

Bretschneider: Niedere Mathematik. Mehmke: Darstellende Geometrie. Projektive Geometrie. Mathematisches Seminar. Reuschle: Differential- und Integralrechnung. Analytische Geometrie der Ebene. Mathematisches Seminar. Wölffing: Krümmungstheorie. Partielle Differentialgleichungen. (honorarfrei). v. Weyrauch: Einleitung in die mathematische Theorie der Elastizität. Hammer: Praktische Geometrie mit Uebungen. Ausgleichungsrechnung. Astronomische Zeit- und geographische Ortsbestimmung. Hohenner: Trigonometrie. Uebungen in praktischer Geometrie. Katastermessungen. Roth: Perspektive. Stübler: Mathematische Geographie. .....: Technische Mechanik.

2. Naturwissenschaften.

Kohl: Experimentalphysik. Theoretische Physik. Physikalisches Praktikum. Lang (priv.): Die Differentialgleichungen der mathematischen Physik. v. Heil: Allgemeine Experimentalchemie. Organische und theoretische Chemie. Laboratorium für allgemeine Chemie mit chemisch-pharmazeutischem Praktikum. Küster: Pharmazeutische Chemie. Toxikologie. Schmidt (priv.): Analytische Chemie. Ausgewählte Kapitel der organischen Chemie. Seel (priv.): Neuere Arzneimittel. Chemie in ihrer Anwendung auf Medizin, Nahrungsmittelindustrie und Landwirtschaft. Gesetzeskunde für Chemiker und Pharmazeuten. Kauffmann (priv.): Farbenchemie. Kolloquium über organische Chemie. Repetitorium der anorganischen Chemie. Philip (priv.): Technische und Handelsanalysen organischer Produkte. Müller: Physikalische Chemie. Technische Chemie. Laboratorium für Elektrochemie und Technische Chemie. Metallurgie. Rohland (priv.): Anwendung der physikalischen Chemie auf technische Analysen und Prozesse. Technologie der Tonmaterialien. Brunner (priv.): Photochemie mit besonderer Berücksichtigung der Photographie. Häcker: Speziell Zoologie der Wirbellosen. Zoologisches Kolloquium. Zootomische Uebungen. Ornithologische und entomologische Exkursionen. Anleitung zu zoologisch-wissenschaftlichen Arbeiten. Gastpar: Bakteriologie mit Uebungen und Demonstrationen. Ausgewählte Kapitel aus der Hygiene. Bauer (priv.): Hygiene des Verkehrswesens, besonders Eisenbahnhygiene. Fünfstück: Spezielle und pharmazeutische Botanik mit Exkursionen. Botanisch-mikroskopische Uebungen. Pharmakognostische Uebungen. Anleitung zu botanisch-wissenschaftl. Arbeiten. Praktikum für technische Mikroskopie. Mäule (priv.): Repetitorium der allgemeinen Botanik. Uebungen im Bestimmen von Pflanzen nach dem natürlichen System, zugleich Repetition der Systematik der Phanerogamen. Sauer: Geologie mit Exkursionen. Mineralogisch-geologisches Praktikum. Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten in Mineralogie und Geologie. Bodenkunde auf geologischer Grundlage mit Uebungen im Gelände. Versteinerungskunde mit besonderer Berücksichtigung der Leitfossilien. Endriß (priv.): Technisch-geologische Exkursionen.

3. Maschineningenieurfächer einschließlich Elektrotechnik.

v. Weyrauch: Aerostatik und Aerodynamik. v. Ernst: Maschinenelemente. Hebezeuge. Thomann: Wasserkraftmaschinen. Maschinenkonstruktionen. Turbinen-Regulatoren. Maschinenkunde. Bantlin: Dampfkessel. Elastizitätslehre mit Uebungen. Dampfturbinen. Maschinenkonstruktionen. v. Bach: Materialprüfungsanstalt und Ingenieurlaboratorium. Erörterungen für Maschineningenieure. Berg: Maschinenzeichnen. Pumpen. Magenau: Konstruktionsübungen zu Verbrennungsmotoren. Enßlin: Uebungen an Verbrennungsmotoren im Ingenieurlaboratorium. Veesenmeyer: Elektrotechnische Konstruktionselemente. Elektrische Maschinen. Elektrotechnische Konstruktionsübungen. Die elektrische Arbeitsübertragung. Herrmann: Die Elektrizitätswerke einschließlich der Leitungen. Elektrotechnische Meßkunde I. Elektrotechnisches Praktikum I. Dietrich: Elektrotechnische Meßkunde II. Elektrische Beleuchtung. Dietrich und Herrmann: Elektrotechnisches Praktikum II und III für Vorgerücktere. Widmaier: Werkzeugmaschinen mit Konstruktionsübungen. Uebungen zur mechanischen Technologie und Eisenhüttenkunde. Johannsen: Verarbeitung der Faserstoffe. R. Weyrauch: Wasserbau für Maschineningenieure.

4. Bauingenieurfächer.

v. Weyrauch: Analytische Theorie der Ingenieurkonstruktionen. Jung: Bauzeichnen und Bauformenlehre. Mörike: Bankonstruktionslehre. Eisenbahnhochbau. Schwend: Brückenbau. Brückenkonstruktionsübungen. Gründung der Bauwerke. Kübler: Eisenbahnbau. Trassierung. Uebungen im Eisenbahn- und Straßenbau. R. Weyrauch: Wasserbau mit Uebungen. Wasserversorgung.

5. Architektur.

.....: Technische Mechanik (Statik, Dynamik und Hydraulik). Gebhardt: Baukonstruktionslehre. Jassoy: Hochbaukunde und Entwerfen. Baumaterialienlehre. Fischer: Bauentwürfe. Uebungen im Städtebau. v. Reinhardt: Bauzeichnen. Bauformenlehre. Baugeschichte. Mittelalterliche Baukunst. Bonatz: Entwerfen I. Angewandte Perspektive. Stübler: Baukonstruktionen für Maschinen- und Hüttening enieure. Habich: Aktzeichnen und -Modellieren. Modellieren. .....: Ornamenten- und Figurenzeichnen und Aquarellieren. Dekoratives Entwerfen.

6. Allgemein bildende Fächer.

Schumann: Länderkunde von Amerika. Egelhaaf: Geschichte der Revolution 1848 bis 1852. Historische Uebungen (über Herodot). Marx (priv.): Geschichte der französischen Revolution. Weizsäcker: Deutsche Kunst im 19. Jahrhundert. Erklärung der staatlichen Kunstsammlungen (Führung durch die kgl. Gemäldegalerie). Harnack: Geschichte der Deutschen Literatur im 19. Jahrhundert 1. Teil (bis zu Goethes Tod). Poetik mit besonderer Berücksichtigung der dramatischen Dichtung. Aesthetische Uebungen über Goethische Prosaschriften. Schrempf (priv.): Ausgewählte Kapitel der Psychologie. Huber: Rechts- und Verwaltungskunde. Kaulla (priv.): Grundzüge der Handelspolitik. Mann: Mittelhochdeutsch. Stilübungen. Koller: Französische Sprache und Literatur. Englische Sprache und Literatur. Schwend: Interpretation des Rolandlieds. v. Westenholz: Altenglische Grammatik (Formenlehre) und altenglische Literatur. Shakespeares Meisterwerke. Cattaneo: Italienische Sprache und Literatur. Möllen (priv.): Stenographie (Gabelsberger System). Reiß: Turnen.

Jahrgang 1907. München, Samstag, 16. Februar. Nummer 40.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: Dr. W. Olshausen in München.

Inhalt:

Schallnachahmungen und Lautmetaphern in der Sprache. Von Geheimrat Professor Dr. Wilhelm Wundt (Leipzig).

Mensch und Uebermensch. (Bernard Shaw.) Von Dr. J. Hofmiller.

Bücher und Zeitschriften.

Paul Ernst: Der Weg zur Form. — Else Krafft: Kling, Klang, Gloria. . . . — Kürschners Deutscher Literatur-Kalender.

Allgemeine Rundschau.

Philologische Gesellschaft in Czernowitz.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Schallnachahmungen und Lautmetaphern in der Sprache.

Von Wilhelm Wundt.

In seinem interessanten Vortrag über den Ursprung der Sprache (Beilage Nr. 13 und 14) erörtert Hermann Paul außer einigen anderen, dieses alte und ewig neue Problem berührenden Punkten auch die Frage, inwiefern Schallnachahmungen auf der einen und sogenannte Lautmetaphern auf der anderen Seite etwa Licht auf dasselbe werfen könnten. Er gedenkt dabei in seinem sonst rein sachlich gehaltenen Vortrag meiner Anschauungen über diese Dinge in einer Weise, die mich vielleicht bei manchem Leser als einen Verfechter von Hypothesen über die Beziehungen zwischen Laut und Bedeutung erscheinen lassen, die heute mit Recht als überwunden gelten. Ich möchte mir daher, um solchem Mißverständnisse zu begegnen, einige kurze Bemerkungen zu den Ausführungen des Verfassers der „Prinzipien der Sprachgeschichte“ gestatten, muß aber zu diesem Zweck, um das Verhältnis zwischen Pauls Auffassung und der meinigen in das richtige Licht zu setzen, etwas weiter ausholen.

In den einleitenden Betrachtungen seines Vortrages betont Hermann Paul nachdrücklich, die Frage, wie die Sprache entstehen konnte und mußte, sei lediglich ein Problem der sprachlichen Prinzipienwissenschaft, nicht der Philosophie; und unter den besonderen Aufgaben, in die Paul jene Frage gliedert, kommt auch dasjenige Gebiet nicht vor, von dem man wohl vermuten sollte, daß es von einem solchen Ausschlusse der Philosophie nicht mitbetroffen werde: die Psychologie. Für den, der die Anschauungen des Verfassers der „Prinzipien“ aus diesem auch von mir hochgeschätzten Werke näher kennt, kann es aber keinem Zweifel unterliegen, daß das Uebergehen der psychologischen Seite der Sprachprobleme an dieser Stelle kein zufälliges ist. Der Ursprung der Sprache ist für Paul keine Frage der Psychologie, sondern er fällt mit allem, was sich an ihn anschließt, einer besonderen historischen Prinzipienwissenschaft anheim. Von der Psychologie wird diese höchstens indirekt berührt, insofern etwa, als die Ausdrucksbewegungen der Affekte auf psychologischen Bedingungen beruhen. Auch hier kann aber die Sprachgeschichte die Tatsache, daß es Affekte und Ausdrucksbewegungen gibt, als gegeben hinnehmen.

Diese ablehnende Haltung gegenüber der Psychologie im Gebiet der eigentlichen Sprachprobleme, der konkreteren wie der allgemeinsten, macht sich nun, wie ich meine, besonders in den Betrachtungen geltend, die Paul den Phänomenen der „Schallnachahmung“ und der „Lautmetapher“ widmet. Von der Schallnachahmung meint er, ihre Bedeutung lasse sich angesichts solcher verhältnismäßig neuer Bildungen, wie wir sie in Wörtern wie „plappern“, „platzen“, „poltern“ usw. im Deutschen und ähnlich in anderen Sprachen vorfinden, nicht zurückweisen. Auch eine Uebertragung solcher Nachahmungen auf Gesichtsvorstellungen sei nicht auszuschließen, wobei der Sprechende die Aufmerksamkeit auf sichtbare Gegenstände hinlenke, von denen unter anderen Umständen ein Geräusch auszugehen pflege. Ebenso werden die bekannten nachahmenden Laute der Kindersprache, wie „wau-wau“, „hot-hot“ usw., hierfür angeführt.

Ich halte diese Theorie der Schallnachahmung, so sehr sie geläufigen Annahmen entspricht, für unhaltbar, weil mir die für sie angeführten, an sich richtigen Tatsachen nicht beweisend scheinen, und weil ich schließlich die ihr zugrunde liegenden Voraussetzungen für psychologisch unmöglich halte. Zunächst ist die Kindersprache hier nicht entscheidend. Sie ist, wie Paul selbst mit Recht bemerkt, im wesentlichen eine Sprache der Ammen und nicht der Kinder. Wenn nun jene, wie es keinem Zweifel unterliegt, durch absichtliche Schallnachahmungen dem Kinde verständlich werden wollen, so liegt darin nicht der geringste Beweis, daß das Kind selbst, wenn es eine Sprache schaffen sollte, oder der primitive Mensch ebenso zur Lautnachahmung greifen würden. Wer beobachtet hat, wie sich Kinder zunächst nicht selten ganz verständnislos jenen konventionellen Lautbildern der Kindersprache gegenüber verhalten und wie sie dieselben schließlich gleich anderen beliebigen Bezeichnungen bloß durch gewohnheitsmäßige Einübung übernehmen, der wird wohl diesem Argument kein besonderes Gewicht beilegen können, um so mehr, da diese schallnachahmenden Wörter der Kindersprache nur in ganz seltenen Fällen in die allgemeine Sprache eingedrungen sind. Aber auch die große Zahl fortwährend sich neu bildender schallnachahmender Wörter in der wirklichen Sprache ist, beim Lichte besehen, eher ein Argument gegen, als für die Schallnachahmungstheorie. Mustert man nämlich eine beliebige, nicht gerade von vornherein absichtlich auf spezifische Schallbezeichnungen eingeschränkte Sammlung solcher Onomatopöetika, so zeigt sich, daß die eigentlichen Schallbilder nur einen Teil der Wörter ausmachen, bei denen wir Laut und Bedeutung als

einander entsprechend auffassen, und daß vollends bei dem nicht als direkte Lautbilder zu deutenden Rest von einer Erinnerung an Schalleindrücke, die möglicherweise früher mit dem Gesichtseindruck verbunden waren, nicht die Rede sein kann. So kann man in einer Reihe wie „bammeln", „baumeln", „bummeln", „bimmeln" wohl das erste und das letzte Glied als Schallnachahmungen deuten; die beiden mittleren aber werden weder im direkten noch im indirekten, durch die Erinnerung an einstige Schallvorstellungen vermittelten Sinne als solche gelten können. Ich schließe daraus und aus den sonstigen psycho-physischen Bedingungen der Lautbildung, daß die sogenannte Schallnachahmung nicht der Ursprung, sondern eine Nebenwirkung der zwischen dem objektiven Vorgang und der Lautbezeichnung spielenden Assoziation ist. Der lebhafte Eindruck erzeugt eine trieb- oder, wenn man will, reflexartige Bewegung der Artikulationsorgane, eine Lautgebärde, die dem objektiven Reiz ebenso adäquat ist, wie die hinweisende oder zeichnende Gebärde des Taubstummen dem Objekt, auf das er die Aufmerksamkeit seines Genossen lenken will. Die von der Ausstoßung eines Lautes begleitete Gebärde kann nun einer Schallnachahmung äußerlich gleichsehen und in gewissen Grenzfällen vielleicht in sie übergehen. Aber auch da, wo sie so erscheint, handelt es sich durchweg nicht um eine willkürliche subjektive Nachahmung des objektiven Lautes, wie beispielsweise bei den von den Müttern und Ammen erfundenen Schallnachahmungen der Kindersprache, sondern um eine durch die Ausdrucksbewegung der Artikulationsorgane entstehende Lautbildung, deren Aehnlichkeit mit dem Gehörseindruck eine unbeabsichtigte Begleiterscheinung der Artikulationsbewegung ist. Einen deutlichen Beleg hierzu bilden die meisten jener Lautgebärden, die zur Bezeichnung der Sprech- und anderer mit den Artikulationsorganen ausgeführten Bewegungen, sowie dieser Organe selbst dienen, bei denen auch Paul die Wahrscheinlichkeit einer solchen Beziehung zugibt. Dahin gehören also die Benennungen des Essens, Blasens, der Zunge, der Zähne, des Mundes u. a. Meist lassen sich diese Wörter durchaus nicht als Schallnachahmungen deuten; aber sie erscheinen uns in ähnlichem Sinne als natürliche Lautgebärden, wie wir etwa bei dem taubstummen Kinde das Herausstecken der Zunge oder die Eßbewegungen des Mundes ohne weiteres als Ausdrucksmittel für Zunge und Essen verstehen.

Von da aus führt nun nur ein kleiner Schritt zu denjenigen Lautbildern, die man als „natürliche Lautmetaphern" bezeichnen kann. Dieser Ausdruck soll andeuten, daß es sich hier um eine ähnliche Uebertragung einer Vorstellung in ein sinnliches Bild handelt, wie sie der mit diesem Namen bezeichneten Redefigur eigen ist. Das zugefügte Beiwort soll aber zugleich darauf aufmerksam machen, daß es sich dabei um eine unwillkürliche, unmittelbar aus dem natürlichen Gefühlston der Vorstellungen entstehende Assoziation handelt, die sich darum im allgemeinen auch in weit primitiverer Weise äußert als bei den eigentlichen Metaphern des rednerischen Stils. Das geläufigste Beispiel solch natürlicher Lautassoziation, das allen künstlichen Etymologien der älteren Indogermanistik siegreich stand gehalten hat, ist das Begriffspaar Vater und Mutter oder, wie es in zahllosen Sprachen und in unserem Kinderidiom zu lauten pflegt, Papa und Mama, nebst einigen ihm ähnlichen Lautvariationen wie Tata und Nana usw. Ich habe auf Grund verschiedener Vokabularien eine Statistik der Häufigkeitsverhältnisse dieser Lautpaare mit ihrer spezifischen Verteilung der Konsonanten auf Vater und Mutter gegenüber anderen, abweichenden zu gewinnen gesucht. Es ergab sich, daß ungefähr 80 Prozent der herbeigezogenen Sprachen dem Papa- und Mama-Typus oder den ihm analogen Lautvariationen folgen und nur etwa 20 Prozent davon abweichen. Dieses Resultat mag sich ja aus Grund umfassenderer Ermittlungen verschieben; aber daß es seine Richtung wesentlich ändern werde, ist schwerlich anzunehmen. Ein solches Verhältnis kann aber um so weniger ein Produkt des Zufalls sein, je mehr es sich bei völlig stammesfremden Völkern, also unter Bedingungen bestätigt findet, welche die Abstammung der Wortpaare aus einer gemeinsamen Grundsprache ausschließen. Natürlich ist übrigens auch hier nicht das Kind selbst der Urheber dieser Auswahl, nach der dem stärkeren Geschlecht der stärkere, dem schwächeren der schwächere Laut zugeteilt ist, sondern die Umgebung des Kindes hat diese frühesten Naturlaute desselben zu dieser Unterscheidung allerorten unter dem Antrieb der gleichen natürlichen Gefühlsassoziationen verwendet.

Nach dem Vorbild dieser Lautvergleichungen des Vater- und Mutternamens wird nun in allen andern Fällen zu verfahren sein, in denen sich die Vermutung analoger Beziehungen zwischen Laut und Bedeutung regen mag. Man wird demnach die hier maßgebenden Grundsätze wohl in die drei Regeln zusammenfassen können:

1. Nie ist ein einzelner Fall oder eine relativ kleine Zahl von Fällen entscheidend, sondern die in einer bestimmten Richtung liegenden Beziehungen zwischen Laut und Bedeutung müssen so zahlreich sein, daß die Wahrscheinlichkeit eines Zufalls ausgeschlossen ist.

2. Diese Beziehungen müssen sich in hinreichend vielen stammesfremden Sprachen vorfinden. Wo sie in noch so vielen Idiomen einer und derselben Sprachengruppe auftreten, da sind die Uebereinstimmungen, weil sie mutmaßlich auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgehen, bedeutungslos.

3. Die gefühlsmäßige Affinität zwischen Laut und Bedeutung, die in einer bestimmten sprachlichen Erscheinung konstatiert werden soll, muß in anderen, wo möglich noch offenkundigeren Assoziationen der gleichen Art ihre Stütze finden. Damit werden von selbst zugleich solche Uebereinstimmungen ausgeschlossen, die nicht auf einer selbständigen Entwicklung aus den gleichen psychischen Grundmotiven, sondern auf einer äußeren, durch Wanderung und Verkehr vermittelten Uebertragung beruhen, wie das in vielen Fällen bei den Zahlwörtern oder bei den Bezeichnungen von Gebrauchsgegenständen — man denke z. B. an das berühmte Wort Sack — angenommen werden kann.

Wenn man nun von diesen drei Grundsätzen ausgeht, so bilden, wie ich glaube, Ortsadverbien und hinweisende Pronomina ein Gebiet sprachlicher Formen, bei denen eine gefühlsmäßige Assoziation zwischen Größe der Entfernung und Lautbildung in einer den Zufall ausschließenden Zahl von Fällen in dem Sinne zu bestehen scheint, daß ein intensiverer Laut oder auch ein dunklerer Vokalklang der größeren, ein schwächerer Laut oder ein hellerer Vokal einer kleineren Entfernung assoziiert ist, mag sich nun diese Lautabstufung zwischen bloß zwei oder, wie etwa in den drei polynesischen Formen ni, na, ra, in der Bedeutung hier, dort, dort in der Ferne, zwischen drei Gliedern bewegen. Die beiden ersten der obigen Forderungen sind nun bei den für diesen Zusammenhang aufzubringenden Beispielen durchaus erfüllt: die Zahl der Fälle ist nicht so groß wie bei Vater und Mutter, aber immer noch groß genug, um ein zufälliges Zusammentreffen unwahrscheinlich zu machen, und die Beispiele beziehen sich zum großen Teil auf stammesfremde Sprachen. An Bedingungen, die eine Wanderung begünstigen, läßt sich aber in diesem Falle nicht gut denken. Ebenso trifft endlich die dritte Bedingung zu: analoge Ausdrucksmodifikationen, bei denen die Lautverstärkung, Dehnung oder, was einer solchen im Effekt wesent-

lich gleichkommt, die Lautwiederholung eine Steigerung der Größe, der Entfernung oder eventuell der Zahl bedeutet, begegnen uns vielfach in der Sprache, namentlich in den relativ primitiven Formen derselben. Zahlreiche Belege hierzu hat schon A. F. Pott in seiner noch immer lesenswerten Schrift über Doppelung (1862) aus allen möglichen Sprachen zusammengetragen. Ein besonders charakteristisches Beispiel begegnet mir zufällig in diesem Augenblick in Dr. Westermanns neu erschienenem Wörterbuch der Ewe-Sprache (1905, Einleitung S. 15*): In dem Ewe nimmt das Wort dadurch die Deminutivform an, daß der lange Vokal der Endsilbe verkürzt wird, und daß beide Silben, die bis jetzt Tiefton haben, den Hochton annehmen.

Wenn in einem Fall die Dehnung eines Vokallautes, in einem andern Reduplikation oder Wortwiederholung als Ausdrucksmittel der Begriffssteigerungen dienen, so sind das an sich Ausdrucksmittel von verwandter Beschaffenheit: man denke nur an die besonders in den romanischen Sprachen verbreiteten superlativen Wiederholungsformen, wie alto alto für „sehr hoch", oder an die auf frühere Stufen der Sprachentwicklung zurückreichenden Reduplikationsformen für sich wiederholende Gegenstände oder Vorgänge. Nun kann man freilich sagen, hier sei die Beziehung augenfälliger. Aber jene natürlichen Lautmetaphern für Entfernungsunterschiede stehen in dieser Beziehung jedenfalls hinter Papa und Mama nicht zurück. In beiden Fällen wird, was etwa für unsere Verständnisstufe, die ja immerhin mit der des Naturmenschen nicht verwechselt werden darf, unsicher bleiben sollte, durch die deutliche Beziehung zu ausgesprocheneren, auch uns augenfälligen Erscheinungen der gleichen Art und durch die Zahl der Fälle gedeckt. Ich glaube darum, daß diese Wahrscheinlichkeit der großen Zahl es immer noch mit manchen der Analogiebildungen, die wir zur Erklärung gewisser Lautabweichungen widerspruchslos zulassen, sehr wohl aufnehmen kann. Auf keinen Fall scheint mir aber hier das Argument zulässig zu sein, das Paul anführt: über die Bedeutung solcher Formen lasse sich ohne eine genaue sprachgeschichtliche Untersuchung, die allerdings bei vielen Sprachen nicht möglich sei, nichts entscheiden. Unter diesem Gesichtspunkt würden wir auch Formen wie belfern, plappern, poltern und viele andere nicht als Lautbilder anerkennen dürfen, weil uns die sprachgeschichtliche Untersuchung über sie höchstens das lehrt, daß sie zu einem bestimmten Zeitpunkte da sind, daß man aber weiteres über ihre Herkunft in der Regel nicht weiß. Mit der Frage, ob ein Lautgebilde irgendwie „onomatopöetisch" sei oder nicht, hat die sprachgeschichtliche Untersuchung überhaupt nichts zu tun. Auch ist es für diese Frage vollkommen gleichgültig, ob ein bestimmtes Wort von Uranfang an onomatopöetisch war, oder ob es dies erst im Verlauf der Lautgeschichte geworden ist. Die Geschichte kann uns höchstens lehren, daß in einzelnen Fällen ein Wort durch lautgesetzliche Aenderungen, die an sich von Schallnachahmungen und Lautmetaphern unabhängig sind, gleichwohl onomatopöetisch geworden ist. Aber erstens kann das wohl in einem einzelnen Fall, aber es kann nicht in einer großen Zahl stammesfremder Sprachen bei denselben Begriffsklassen in übereinstimmendem Sinne stattfinden, ohne daß man dem Zufall eine allen Regeln der Wahrscheinlichkeit widerstreitende Macht einräumt. In der Tat könnte man dann ziemlich mit dem gleichen Rechte annehmen, auch das Wort Kuckuck habe, wie Lazarus Geiger und Max Müller dereinst behaupteten, mit dem Ruf des bekannten Vogels gar nichts zu tun. Sodann sind zweitens die Bedingungen hier in jeder Beziehung andere, ja entgegengesetzte zu denen, wie sie z. B. bei dem Ablaut im deutschen Verbum stattfinden. Lautänderungen, wie „binde, band, gebunden", „finde, fand, gefunden" u. dgl. sind nicht nur über weit von einander abliegende Verbalbegriffe zerstreut, sondern es läßt sich auch zwischen den Tempusbegriffen und den ihnen entsprechenden Ablautformen nirgends eine andere analoge Beziehung zwischen Laut und Begriff auffinden. An eine Lautmetapher kann man also hier um so weniger denken, als die massenhaften Lautassoziationen, die die Erscheinungen gleichförmig gestalten konnten, als vollkommen zureichende Bedingungen, für die Bildung der Formen erscheinen. Nichts desto weniger meine ich, daß man selbst hier in gewissen Fällen angesichts der Komplikation der Bedingungen, die bei der Bildung der Sprachformen wahrscheinlich ist, die Möglichkeit eines Zusammenwirkens von Laut- und Bedeutungsassoziationen nicht ohne weiteres zurückweisen kann. Ein Beispiel hierfür ist vielleicht das erst in neuhochdeutscher Zeit zu dem aus dem Lateinischen assimilierten Verbum „plagen" („Plage" = „plaga" Schlag) gebildete Intensivum „placken". Sollte einmal ein solches Intensivum entstehen, so mußte es natürlich der Analogie von „blicken" aus „biegen", „schmücken" aus „schmiegen" usw. folgen. Aber mußte denn überhaupt in diesem Fall ein Intensivum gebildet werden? Und konnte nicht eben dies, daß jene nach der Analogie der andern Intensiva vorgenommene Lautänderung das Wort auch lautlich zu einem adäquaten Ausdruck der Begriffnuance gemacht hat, zu der Angleichung an die schon bestehenden Vorbilder geführt haben? Läßt man aber dies gelten, so läßt sich auch die Möglichkeit nicht abweisen, daß solche Intensivbildungen ursprünglich bei Begriffen begonnen haben, bei denen die Lautverstärkung als eine Art Lautmetapher gelten konnte, und daß dieser Ursprung dann erst durch die Ausbreitung des Phänomens durch reine Lautassoziationen verwischt wurde. Natürlich ist dies, weil es sich um ein singuläres Phänomen handelt, durchaus problematisch. Aber wir sollten doch bei so komplexen Erscheinungen wie denen der Sprache niemals vergessen, daß die Nachweisung einer einzelnen Bedingung die Mitwirkung anderer Bedingungen nicht ausschließt, und daß die Ausbreitung einer Erscheinung durch bloße Lautassoziationen zwar eben diese Ausbreitung, aber nicht im mindesten den Ursprung der Erscheinung selbst begreiflich macht. Man befindet sich hier in einer ähnlichen Lage wie den „Lois de l'imitation" der französischen Soziologie gegenüber, die auch alle möglichen sozialen Erscheinungen erklären sollen, aber leider ganz im Dunkeln lassen, wie denn zuerst das entstanden ist, was sich dann durch Imitation verbreitet hat.

Von diesem Gesichtspunkte aus möchte ich nun auch schließlich noch ein Wort zugunsten der Lautmetaphern in den hebräischen Konjugationsformen einlegen, eine Annahme, mit der ich mich ja übrigens mit angesehenen Hebraisten der Gegenwart wie Ed. Koenig im Einklang befinde. Daß das Hebräische charakteristische Lautmodifikationen im Schlußkonsonanten der zweisilbigen Verbalstämme darbietet, die den Bedeutungsmodifikationen parallel gehen, ist bekannt. Sie sind für das, was ich oben Lautmetaphern genannt habe, bezeichnender als die onomatopöetischen Neubildungen im Deutschen, weil von einer wirklichen Schallnachahmung bei ihnen meist noch viel weniger die Rede sein kann. Man nehme z. B. eine Wortreihe wie para lösen, parad trennen, paras zerstreuen, parak brechen, parar spalten usw. Eine einzelne unter diesen Formen würde natürlich ganz bedeutungslos sein. Aber wenn man sie in ihrem Zusammenhang übersieht, so kann an einem Parallelismus von Laut- und Bedeutungsmodifikation kaum gezweifelt werden, um so weniger, da sich hier verschiedene Reihen, in denen die Lautmodifikationen in übereinstimmendem Sinne wie in dieser stattfinden, wechselseitig stützen. Den gleichen Gesichtspunkt werden wir

nun auch auf die Formen des Pi'el, Pual, Hiphil, Hophal usw. des hebräischen Verbums anwenden und dabei übrigens wiederum an eine Komplikation mit rein lautlichen Assoziationen denken dürfen, die beide sich bald durchkreuzen, bald auch wechselseitig unterstützen können. Ein Zeugnis für ein Mitwirken solcher Bedeutungsassoziationen kann man dann wohl darin erblicken, daß auf dem gesetzmäßigen Wege dieser Abwandlungen des Verbums gelegentlich aus Formen, die jeder Beziehung zwischen Laut und Bedeutung baar sind, Modi entstehen, deren onomatopoetischer Charakter sofort ins Gehör fällt. Schwerlich wird z. B. jemand in den Formen gara ziehen, zalal klingen, eine Lautmetapher sehen. Aber kaum wird umgekehrt jemand in den zugehörigen Palpelformen garar gurgeln und zilzel klingeln eine solche leugnen wollen.

Gewiß darf man demnach verlangen, daß, wer immer über Ursprung und Bedeutung sprachlicher Formen Rechenschaft geben will, vor allem deren geschichtliche Entwicklung zu Rate ziehe. Aber die Laut- und die leider noch wenig ausgebaute Bedeutungsgeschichte für sich allein reichen doch nicht aus, um Phänomene zu deuten, in deren Entwicklung fortwährend teils physische, teils psychische Bedingungen eingreifen. Wenn ich diesen Gesichtspunkt betone, so glaube ich darum den mir gelegentlich gemachten Vorwurf, ich suchte die Geschichte aus der Interpretation der Sprache zu eliminieren, wahrlich nicht zu verdienen. Gerade weil die historische Sprachwissenschaft schon von sich aus mehr und mehr das Bedürfnis nach psychologischer Interpretation empfunden und damit sich genötigt gesehen hat, auf die noch in der Sprache der Gegenwart tätigen Kräfte der Neubildung und der Veränderung Rücksicht zu nehmen, ist ja endlich auch die dereinst mit Vorliebe von den Sprachhistorikern gepflegte Vorstellung von einem geheimnisvollen Urzustand, dessen Wesen von uns nie zu ergründen und der der Ausgangspunkt aller geschichtlichen Entwicklung gewesen sei, glücklich verschwunden. Hermann Paul selbst hat sich in seinen „Prinzipien der Sprachgeschichte“ dadurch ein besonderes Verdienst erworben, daß er auf die reiche Belehrung hinwies, die wir den Erscheinungen der lebenden Sprache entnehmen können. Doch der fruchtbaren Anregung, die er dadurch gegeben, entspricht sein methodologischer Grundsatz, aus der Geschichte allein sei das gegenwärtige Leben der Sprache zu interpretieren, nur teilweise. Er bedarf der Ergänzung durch seine Umkehrung: nur aus den Motiven, die noch in der Gegenwart das Leben der Sprache bestimmen, ist auch ihre Vergangenheit zu verstehen. Wie wir aber auf diese Motive, die doch mindestens zu einem guten Teil psychische Motive sind, zurückschließen sollen, ohne die Psychologie zu Rate zu ziehen, vermag ich nicht zu begreifen.

Der etwas einseitige Historismus, der zu seiner Zeit seine gute Berechtigung in der Sprachwissenschaft hatte, und der heute zuweilen auch noch da angewandt wird, wo er nicht zum wenigsten durch die verdienstvolle Arbeit der Germanisten obsolet geworden ist, führt aber leider nicht selten eine weitere Einseitigkeit mit sich. Der Indogermanist läßt höchstens noch den Semitisten auf seinem Gebiete gelten, und ebenso dieser jenen. Andere Sprachgebiete, vollends die Sprachen der sogenannten Naturvölker, hält man für nicht beachtenswert, weil sie angeblich „keine Geschichte haben“. Diese Behauptung entbehrt aber der Berechtigung. Allerdings, viele der Völker, um deren Sprachen es sich hier handelt, haben keine irgendwie sicher bezeugte Geschichte, die mehr als eine ziemlich nahe Vergangenheit umfaßt. Aber besitzen wir denn eine Geschichte der Indogermanen aus der Zeit, in die die früheste Geschichte ihrer Sprachen zurückreicht? Das ist bekanntlich so wenig der Fall, daß ein guter Teil dessen, was wir über diese Urzeit erschließen, der Sprache selber entnommen ist. Sprachgeschichte und Volksgeschichte sind eben keineswegs dasselbe. Die Quellen der Sprachgeschichte fließen unabhängig von aller Tradition in den dialektischen Verschiedenheiten, den Beziehungen zu andern Sprachen, endlich zum Teil auch in den nachweisbaren Veränderungen in jüngerer Zeit. In diesem Sinne besitzen wir aber eine Sprachgeschichte nicht bloß von den Sprachen der Kulturvölker, sondern wertvolle Beiträge zu einer solchen auch von zahlreichen Sprachen der Naturvölker, in sprachvergleichenden Studien, die an strenger Methodik ähnlichen Zweigen der indogermanischen Philologie nicht mehr wesentlich nachstehen. Ich erinnere nur aus den Publikationen der letzten Jahre an C. Meinhofs Arbeiten über das Bantu, D. Westermanns über die Ewe-Sprache (Togo), P. W. Schmidts über das Papua und andere ozeanische Sprachen. Die Sprachen der Naturvölker bieten aber, so sehr sie in mancher Beziehung hinter den reicher ausgebildeten Kultursprachen zurückstehen mögen, für die psychologische Betrachtung jedenfalls einen unschätzbaren Vorteil: manche Ausdrucksformen der Begriffe verraten hier häufiger noch eine gewisse Affinität zwischen Laut und Bedeutung, als dies bei den Sprachen der Kulturvölker der Fall zu sein pflegt. Jene tragen vielfach noch das Gepräge einer Stufe der Sprachbildung, auf der der unmittelbar der Anschauung entstammende Antrieb zur Wortbildung mehr in seiner ungebrochenen, weniger durch Tradition und Kultur gehemmten Kraft zu beobachten ist, ähnlich wie das ja auch bis zu einem gewissen Grade selbst bei unserer Volkssprache in ihrem Verhältnis zur Schriftsprache zutrifft. Vor allem, wo es sich um den „Ursprung der Sprache“ handelt, sollten darum, wie ich meine, diese trotz der langen, geschichtlichen Vergangenheit, die auch sie hinter sich haben, doch in mancher Beziehung primitiveren und gewissermaßen naiveren Sprachformen nicht vernachlässigt werden.

Mensch und Uebermensch.

Eine Komödie und eine Philosophie.

Von Bernard Shaw.

Von den 448 Seiten des Bandes, erschienen bei S. Fischer, Berlin, treffen 61 auf die Vorrede, 93 auf den Katechismus des Umstürzlers, so daß für das Drama selbst nur mehr rund 300 Seiten bleiben. Da die durchschnittliche Länge eines Dramas 100 Seiten beträgt, ist das Werk nur dreimal zu lang. Vergleicht man es hingegen mit Goethes Faust, welcher Vergleich Bernard Shaw durchaus nicht unpassend erscheinen wird, so ist es noch um etwa 70 Seiten zu kurz. Vergleicht man es endlich mit den Werken des Autors, hinsichtlich dessen M. G. Bernard Shaw so viele Anstrengungen gemacht hat, „um englische Augen für die Hohlheit seiner Philosophie, für die Oberflächlichkeit und Falschheit seiner Moral, für seine Schwäche und Inkonsequenz als Denker, seine Verdienstlosigkeit um den für ihn geforderten philosophischen Vorrang, seine gewöhnlichen Vorurteile und seine Unwissenheit zu öffnen“ — nämlich William Shakespeares, so treffen auf die 14 Komödien der Newnesschen Ausgabe 930, auf ein Werk mithin gegen 70 Seiten, so daß auch rein zahlenmäßig besagter William Shakespeare gegen M. G. Bernard Shaw eklatant zu kurz kommt.

Was den Katechismus des Umstürzlers betrifft, so ist er das im Text erwähnte Werk des Helden unserer Komödie, des Dr. John Tanner. Wie verdienstvoll diese Neuerung M. G. Bernard Shaws ist, erhellt aus dem Vergleich mit Henrik Ibsen, der uns Jürgen Tesmans Buch über die brabantische Hausindustrie im Mittelalter vorenthielt, oder mit Gerhard Haupt-

mann, der seine Einsamen Menschen fünf Akte lang von „dem Werke" Johannes Vockerats sich unterhalten läßt, sich aber nicht einmal herabläßt, uns die Stelle mitzuteilen, durch welche Herr Johannes Vockerat Herrn Dubois-Reymond eingestandenermaßen widerlegt. Das Buch, das nach der beigelegten Gebrauchsanweisung „von Witz, Wissen und Geist, von Paradoxie und Laune funkelt", erweist sich somit in mehrfacher Beziehung als eine Neuerung. Es erweist sich nicht so ganz als Drama. Ohne die Furchtbarkeit der Strafe zu verkennen, zu welcher Shaw seinen Don Juan verdammt — ein verheirateter Don Juan ist vielleicht noch lächerlicher als ein verheirateter Ewiger Jude —, darf man doch zweifeln, ob es nicht noch furchtbarer ist, den nach dramatischem Brote hungrigen Hörer mit den noch so sehr funkelnden Steinen eines sterilen Geistes zu bombardieren. Shaws Dramen sind nicht um ein Haar besser als diejenigen Oskar Wildes (ausgenommen natürlich die Salome, deren vollendete Unvergleichlichkeit zu den überzeugtesten Idiosynkrasien des besser situierten Mittelstandes gehört).

Vielleicht wollte Shaw aus seiner Not eine Tugend machen, als er seinem Werke den Untertitel gab „Eine Komödie und eine Philosophie". Jedenfalls ist die Komödie zu philosophisch, um auf dem Theater zu wirken, und die Philosophie zu komödienhaft, um mehr als ein unterhaltendes Spiel zu sein. Shaw versetzt den Don Juan ins 20. Jahrhundert: also wird Don Juan anständig. (Nebenbei: Ist ein anständiger Don Juan überhaupt noch ein Don Juan?) Er macht ihn zum Engländer: also muß Don Juan heiraten. Aus dem Gouverneur wird ein englischer Kaufmann, in dessen Adern kein spanischer Blutstropfen, sondern eher der gemeine Aderngaft des ehrenwerten Mister Pecksniff rollt. Donna Anna kann bleiben: sie ist kein Individuum, sondern Typus; wenn man will, sogar nur Genus, Sexus. Aus demselben Grunde verwandelt Ottavio sich leicht in einen Herrn Octavius Robinson. Aus Leporello wird ein Chauffeur, denn um seine Modernität zu beweisen, läßt Shaw seine Helden im Automobil fahren. Don Juan zu modernisieren, schien Shaw ein derart schwieriges Unternehmen, daß ihn dessen Ausführung reizte. Da er mit glänzender Gewandtheit das Kunstmittel des Dialoges mißbraucht, hält er sich für einen Dramatiker. Drama aber ist ihm nichts anderes als die Erklärung seines eigenen Standpunktes: er ist nicht so rückständig wie Shakespeare. . . . Don Juan hat sich gewandelt — „er ist zu Donna Juana geworden, die aus dem Puppenheim ausbrach und sich als selbständiges Individuum geltend machte. . . . Jetzt triumphieren überall jene Mächte der öffentlichen Meinung der Mittelklasse, die für einen spanischen Edelmann in den Tagen des ersten Don Juan kaum existiert haben. Die zivilisierte Gesellschaft ist eine einzige ungeheuere Bourgeoisie; die Frauen, marchesane, principesse, cameriere, cittadine und wie sie alle heißen mögen, sind in genau demselben Maße gefährlich geworden." Was ist die Folge davon? „Daß der Mann nicht mehr wie Don Juan Sieger im Zweikampf der Geschlechter bleibt." Denn seine Hauptbeschäftigung besteht darin, „die Mittel zur Aufrechterhaltung der Stellung und der Gewohnheiten eines vornehmen Herrn zu erlangen, während es die Hauptbeschäftigung der Frau ist, sich zu verheiraten". So wird Shaws Don Juan nur die „tragikomische Liebesjagd der Frau nach dem Manne; die Jagdbeute statt des Jägers". Gewiß, sagt Shaw, wartet die Frau regungslos auf die Werbung des Mannes: „wie die Spinne auf die Fliege wartet".

All das ist in der höchst amüsanten Vorrede zu lesen, durch welche Shaw sein Werk theoretisch erhellt und tatsächlich verdunkelt. Denn zwischen dem Brillantfeuerwerk dieser Vorrede und den verblüffenden Aphorismen des Nachwortes, nämlich des Umstürzlerkatechismus, machen die vier Akte, die Shaw für ein Parterre von Denkern geschrieben haben will, selbst der in der Unterwelt spielende dritte Akt, eine nicht ganz dankbare Figur. Denn so geschickt die Puppen dieser Akte mit den geistreichsten Sätzen Fangball spielen, so ermüdend wird das ununterbrochene Feuerwerk auf die Dauer.

„Es ist der Beruf der Frau, sich so schnell als möglich zu verheiraten, und der des Mannes, so lange als möglich ledig zu bleiben. . . Ihr ist der Mann nur ein Mittel, Kinder zu bekommen und groß zu ziehen. . . . Kein Mann ist einer Frau ebenbürtig, außer mit einem Schüreisen und genagelten Schuhen. Nicht einmal dann!" Ich greife diese drei Sätze aufs Geratewohl heraus. Shaw hat, als begeisterter Verehrer Richard Wagners, sich dessen Technik der Leitmotive zu eigen gemacht: er wiederholt seine Einfälle in immer neuen Wendungen, orchestriert sie bald zart, bald dröhnend, alteriert sie harmonisch, variiert sie rhythmisch, stellt sie zur Abwechslung auf den Kopf, was ihrer Wirkung keinen Abbruch tut, verkürzt, dehnt, streckt sie, schneidet sie auseinander wie Regenwürmer, damit jeder Teil für sich weiter schlängle, vereinigt sie wieder, beleuchtet sie von oben, von unten, von vorn, von hinten, von der Seite, von allen Seiten zugleich: — doch nur der Gläubige und gerne Geblendete läßt sich darüber täuschen, daß es immer wieder dieselben Motive sind.

Shaw ironisiert sich selbst, ohne es zu wollen, wenn er in der Einleitung von Mozart spricht, „dem Zauberkünstler, dem Meister aller Meister, der des Helden Geist in märchenhaften Harmonien, elbischen Tönen und erhaben hervorbrechenden Rhythmen in hörbar gewordenen Sommerblitzen offenbart. In seinen Tönen ist Freiheit in Liebe und Moral, die in köstlicher Weise der Sklaverei spotten, interessieren, anziehen und locken". Shaw setze anstatt des Namens Mozart den Namen Shakespeare, und er hat seinen eigenen Gegenpol: den großen Gestalter, Schöpfer, den objektiven Beseeler, vor dessen unermeßlich reicher Wunderwelt die Kolophoniumblitze Shaws in nichts zerstieben. Kolophoniumblitze! Denn ohne dem Theaterreferenten irgendwie vorgreifen zu wollen, scheint mir doch, daß ein Drama nicht aus fünfhundert Bonmots und vierhundert Paradoxen besteht; daß, wer als Aphoristiker auf die Welt gekommen ist, zu Unrecht den Beruf des Gestalters wählt; daß für die objektivste Kunstgattung ein Nichts-als-Subjektivist sich nicht ganz eignet: und dies letztere *ist* Bernard Shaw. Denn er ist eine eminent *kritische* Natur. Vorwort und Nachwort zeigen glänzend, wie eigenartig und keck seine philosophische Begabung ist, während seine vier Akte nur beweisen, daß eine Mischung von wenig Komödie und viel Philosophie wohl ein Theaterstück, aber kein Drama zuwege bringt.

Was die Uebersetzung von Siegfried Trebitsch anlangt, so gebe ich gerne zu, daß es keine leichte Aufgabe ist, Shaw zu übertragen. Andrerseits fielen mir so zahlreiche Eigentümlichkeiten des Ausdrucks auf, daß ich erst das Original vergleichen mußte, um Herrn Trebitsch nicht unrecht zu tun. Ueber die Konstruktion „Er hat alles für mich getan, was mein Vater getan haben könnte", läßt sich vielleicht noch streiten, obgleich sie ein ausgesprochener Anglizismus ist. (S. 68, und so im ganzen Buche mit wenigen Ausnahmen.) Warum aber übersetzt Trebitsch wishes to see you „fragt nach Ihnen" (S. 74) anstatt „wünscht Sie zu sprechen"? Warum sinnwidrig S. 79 „Was du da sprichst ist ungütig gegen mich" (not kind) anstatt „verletzend für mich"? Oder gar S. 230 „Wer wagt zu behaupten, daß ich nicht für den Himmel veranlagt bin? Die vornehmsten Kirchenfürsten haben niemals danach gefragt" (never questioned it) anstatt „haben das nie bezweifelt". S. 40 city papers „Die Zeitungen der Städte" statt „unsere City-Zeitungen"; S. 84 „meine gütige Pate hat die Gabe der Scham von mir ferngehalten" (my fairy godmother) statt „Die Fee an meiner Wiege hat mir die Gabe der Scham versagt"; S. 70 „was weiß sie in ihrem Alter um (about) den wirklichen Wert der Menschen?" undeutsch! S. 70 „Ich wäre nicht imstande, sie zu bitten, mich zu heiraten" (I couldnot ask her to marry me) statt einfach „um ihre Hand anzuhalten". S. 71 smiling „lachend" statt „lächelnd": diese szenische Anweisung führt den Schauspieler ganz irr; S. 72 „Sie waren dort daheim" statt „Sie wohnten im Hause" (you lived there): die erste Wendung ist zweideutig; S. 73 liberty of conscience darf nicht einfach mit „Freiheit" übersetzt werden. In dem Dialog zu Beginn des dritten Aktes (wie auch anderwärts) ist der Uebersetzer nicht glücklich in der Behandlung des Anredepronomens; er übersetzt

bald mit „Du", bald mit „Sie", bezieht die Replik des Rowdy-Sozialdemokraten auf die ganze Versammlung (S. 188), statt auf Mendoza allein, worauf er falsch my friend mit dem Plural übersetzt. In derselben Replik (S. 187) bleibt ein wichtiges any und ein noch wichtigeres though unübersetzt, wodurch der Satz nicht deutlich herauskommt; in der nächsten Replik ist ordinary man nicht mit „gewöhnlicher Mensch", sondern mit „Normalmensch" zu geben, damit das Wortspiel klappt; im selben Satze läßt Trebitsch to me weg, wodurch Mendoza sich selbst in einen Philosophen einerseits und einen Geschäftsmann andrerseits zerlegt; S. 190 shake hands mit „Hand darauf" anstatt „reichen wir uns die Hand" (die ganze Ironie der Replik ist durch Trebitschs Uebersetzung abgeschwächt); S. 196 ist in einem Satze she had intellect; uncertain; cruel unübersetzt geblieben; S. 200 ist unübersetzt Miss Straker is good enough for you, I should think. Antwort: I wish you could persuade her to think so. Trebitsch war offenbar ratlos hinsichtlich des Doppelsinns good enough, wo doch „Sie müssen sich mit Miß Straker begnügen" oder „Für Sie ist Miß Straker das einzig Passende" so nahe lag.

Dies sind nun lediglich Stichproben. Wo ich das Buch aufschlug, stieß ich auf derlei Ungenauigkeiten. Ich habe jedoch weder Zeit noch Lust, die 448 Seiten der deutschen Ausgabe mit den 282 der englischen Satz für Satz zu vergleichen, und die Beilage hat vermutlich nicht Raum genug für einen Artikel „Wie autorisierte Uebersetzer übersetzen". Herr Trebitsch, der You never can tell nicht mit „Man kann nie wissen" übersetzen wollte (weil „man" und „kann" sich reimen) und dafür den unpassenden Titel „Der verlorene Vater" wählte, — Herr Trebitsch versuche erst einmal gewissenhaft zu übersetzen, ehe er sein Sprachgefühl in Vorreden leuchten läßt.

München. J. Hofmiller.

Bücher und Zeitschriften.

Der Weg zur Form. Aesthetische Abhandlungen, vornehmlich zur Tragödie und Novelle. Von Paul Ernst. Julius Bard Verlag, 1906.

Dieses Buch erfordert ein Studium. Es bedarf der langsamsten Lesung und eigener Gedankenmitarbeit. Nicht leicht hat ein ernsterer und unterrichteterer Künstler über künstlerische Form geschrieben, als Paul Ernst es in diesem Buch tut. Ein hochkultivierter Selbstschaffender gibt hier seine Ideen. Sie sind uns menschlich wertvoll und sind vor allem wertvoll, weil sie nicht kalte Abstraktion bedeuten, sondern aus den Erkenntnissen eines um die Form Ringenden kommen. Wir begrüßen dieses Buch mit besonderem Dank, weil hier endlich einmal ein Dichter sich zuerkennt, daß er der Berufene ist, über die Form zu schreiben, was man in unserer Zeit so gerne nur dem Literarhistoriker zugestand.

Die einzelnen Abschnitte von Paul Ernsts Buch bedeuten Essays, die in der Zeit von acht Jahren als Produkte seiner Erfahrung und Einsicht reiften. „Zur Technik der Novelle", „Das moderne Drama", „Georges Rodenbach", „Das Weib und die Tragödie", „Gesellschaftliche Voraussetzungen" sind Essays mehr populärer Art — die Aufsätze über klassische Dramen verlangen die Kenntnis vieler Voraussetzungen und sind schwerer zugänglich. Außerordentlich instruktiv wirken die Nachworte zur Judenbuche der Droste. Paul Ernst sieht darin „ein merkwürdiges Beispiel für das Eigenleben der Form". Annette bedauerte, die genauen Mitteilungen über jenes Geschehnis erst nach Vollendung der Novelle erfahren zu haben; so wenig bewußt war ihr technisch-ästhetisches Wollen, ihre künstlerische Einsicht, daß sie in der Ueberzeugung blieb, die wahre Begebenheit sei wirkungsvoller als ihre klassische Novelle. Hier könnte noch auf ein zweites, verwandtes Beispiel zur Judenbuche hingewiesen werden. Es ist die Novelle „Herr im Haus" der früh verstorbenen Margarete v. Bülow. Auch sie ragt aus den übrigen Prosaschriften der Autorin wie ein einsamer Findlingsblock. (Unter den Gedichten Margarete Bülows ist eines von wahrhaft Goetheschen Schönheit, „Weiche, lieber Schatten, weiche".) Die Bülowsche Novelle muß uns, in Anbetracht der übrigen, nicht bedeutungslosen, aber doch stark hinter ihr zurücktretenden Prosa, die Ueberzeugung geben, daß hier, wie bei der Droste, wirklich die Form imstande war, die Begabung der Autorin zu einem Gipfel zu zwingen. Denn ob man die beiden Kompositionen auch verschieden bewerten mag oder muß, eines bleibt ihnen gleich und stellt sie impressionistisch nebeneinander: das völlige Novum der Optik, und das Bewußtsein des Lesers, vor einer genialen Inspiration technischer Art zu stehen. Diese Abschweifung sei nur als ein kleiner Beweis gegeben, wie Paul Ernst neue Einsichten anregt.

Seine Ausführungen werden wohl auch zuweilen Widerspruch erwecken, z. B. der geistvolle Essay „Das Weib und die Tragödie". Paul Ernst sagt: „Gäbe es eine weibliche Gegenart zur Tragödie, so wäre Christine aus Strindbergs gleichnamigem Drama die Heldin." Hier möchte man bemerken, die Tragödie des „spezifisch weiblichen Triebes", des weiblichen Weibes ist wirklich einmal geschrieben, und zwar in einer Form, die Paul Ernst keine Kunstform sein läßt, in dem Roman „Frau Marie Grubbe" von J. P. Jacobsen. Dieser wunderschönen Romandichtung ist allerdings nicht das Paul Ernstsche Leitwort gesetzt: „In der Kunst gilt nur das Erhabene, das uns nach oben führt. Will man die Dirne in der Kunst haben, so soll man ihr wenigstens das Antlitz der Sonja des Raskolnikow geben, auf dem ein letztes Leuchten des Göttlichen ruht, wie wir ja auch die Aeffin nicht vom Dichter sehen wollen, und deren Tochter ist die Dirne." Ein kleiner Irrtum: Die Dirne ist nicht die Tochter der Aeffin; sie ist, wie die Musik, die Religionen und der Staat, die Schöpfung des Mannes. Und daß er diese Schöpfung auch in seine Kunst übernimmt, bedarf keiner Erklärung.

„Der Roman," sagt ferner Paul Ernst, „ist die einzige Dichtungsform, die keine großen Konflikte und damit keine überragenden Menschen nötig hat, sondern sich mit dem Alltäglichen begnügen kann, wenn es nur fein und künstlerisch dargestellt ist." Auch die Novelle kann sich mit dem Alltäglichen begnügen — denken wir an die Leute von Seldwyla! Ueberragende Menschen sind die von Rousseaus unsterblicher neuen Heloise, überragend sind Heinrich von Ofterdingen (Novalis-Fragment), Thomas Glahn (Hamsun), Niels Lyhne (Jacobsen), Agathon Geyer (Wassermann) usw. Ich fürchte doch, Paul Ernst mißt den Gesellschaftsroman „berühmter" Zeitgenossen, deren Namen zu verschweigen gestattet sei, obwohl sie auf die zum Himmel schreiende Langeweile von Tausenden von Exemplaren gedruckt sind, mit der Meisternovelle.

Paul Ernst überschätzt ein wenig den Wert der gegebenen, historischen Form anderer Dichtungsarten und vergißt, daß unsere modernen Romanciers sich für ihre Romane die persönliche Form erst schaffen. Hier ist noch Neuland! Der Roman zwingt zur Subjektivität, zu immer wieder persönlich aufgebauter Form, und eine „zu heftige Subjektivität" am Künstler tadeln — wir können wohl alle nicht anders, Oskar Wilde hat uns mehr gegeben als August Graf v. Platen. Doch das ganz nebenbei.

Es würde verlockend sein, vieles aus dem Buch zu zitieren. Ich beschränke es auf noch zwei Proben. Aus dem Essay über Rodenbach: „Wir bilden uns so oft ein, daß wir feiner sind als unsere Vorgänger, weil wir durch die Abschwächung unserer Motive zu sorgfältigerer Detailierung gezwungen sind."

Ein Wort über Buchkritik: „Die Kritiker sind selbst schon naturgemäß unruhige und beständig auf Neues ausgehende Menschen; das ergibt sich aus ihrer Tätigkeit, die immer nur Aufnehmen ist, ohne das Gegengewicht einer bürgerlichen Arbeit."

Viel bedeutungsvoller noch scheint mir: in unserem Zeitalter, das sozial ist und wissenschaftlich, hat man aufgehört, die Dichtkunst nach der Form zu beurteilen; Ethos und Gehalt sind das Wertmaß geworden. Nie wird ein Kritiker der bildenden Kunst es versäumen, zuerst über die Form zu sprechen. Daß auch das Dichtwerk ein formales Kunstwerk sein will, sein muß, scheint halb vergessen. Und darum möchte ich Paul Ernsts Buch vor allem den Kritikern empfehlen. Sie werden daraus entnehmen, ein wie wichtiges Problem dem dichterisch Schaffenden der Weg zur Form ist. Noch mehr, jeden Gebildeten dieser Zeit möchte ich zum Lesen veranlassen können, denn dieses Buch lehrt die Achtung vor der intellektuellen Arbeit des Schaffenden.

Gewiß, man mag ja jede Inspiration ein „Geschenk" nennen. Aber von der Inspiration bis zum Kunstwerk geht ein langer Weg der Arbeit und der Kultur, den jeder geht, der mehr will als für den Tag unterhalten: der Weg zur Form. Und so scheint mir, wird das Buch von Paul Ernst, in dem die Gedanken einer bedeutenden Persönlichkeit leben, und die Arbeit vieler Jahre niedergelegt ist, nicht nur dem Künstler ein wertvoller Besitz sein, es wird auch die Achtung vor dem Künstler fördern helfen.

Jena. S. Hoechstetter.

Kling, Klang, Gloria.... Skizzen von Else Krafft. Berlin-Großlichterfelde-Ost, verlegt bei Dr. P. Langenscheidt. S. 203.

Dieses Skizzenbuch verrät ein hübsches Talent, allerlei kleine und große Wendepunkte von Menschenschicksalen in knapper und runder Form eindrucksvoll zu gestalten. Der Reiz geht in der Hauptsache von der stimmungsvollen Darstellungskunst aus; denn die Stoffe sind wenig originell, wenn auch hin und wieder eine überraschende Pointe aufleuchtet. Die Verfasserin behandelt

insbesondere das Liebesleben der Frau mit seinem heimlichen Verlangen und Träumen, seinem Glück und Weh und malt vorzugsweise die knospenden Gefühle, die erwachenden Triebe des Mädchens. Ohne eine starke Dosis von Rührsamkeit geht es dabei kaum je ab. Doch hält man diese der Verfasserin gerne zugut, weil sie über echte Gemütstöne verfügt. Die idealistische Verbrämung der allbekannten Skandalgeschichte am sächsischen Hofe in dem ersten märchenartigen Stück, das dem Buche den Titel gegeben hat, ist freilich nicht allzu geschmackvoll. Und wann werden unsere Romanschriftstellerinnen endlich mit der seltsamen Legende aufgeräumt haben, daß die jungen Frauen ihren ahnungslosen Männern ihre Mutterhoffnungen ins Ohr flüstern müssen, ohne zunächst von ihnen verstanden zu werden, bis sie sich unter Erröten ganz deutlich erklären?

Stuttgart. R. Krauß.

* **Kürschners Deutscher Literaturkalender** auf das Jahr 1907. Herausgegeben von Dr. Heinrich Klenz. 29. Jahrgang. Mit 4 Bildnissen. Leipzig. G. J. Göschensche Buchhandlung. Gebunden in Leinenband 8 M.

Der neue Jahrgang des allbekannten und geradezu unentbehrlichen „Kürschner" hat eine wertvolle Bereicherung erfahren: Die Gelehrten, vor allem die an den technischen Hochschulen wirkenden, wurden in weitestem Maße aufgenommen. Auch die Zeitschriften und Vereine fanden in stärkerem Umfange Berücksichtigung, als dies bisher der Fall war. Es ist damit die praktische Brauchbarkeit des „Kürschner" als Nachschlagewerk um ein bedeutendes erhöht worden, so daß er, der mehr als jedes andere Nachschlagewerk der Praxis dienen soll, sich immer größerer Beliebtheit wird erfreuen dürfen.

---

* **Zeitschriften-Literatur.** Mitteilungen des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums. Herausgegeben vom Vereinsvorstande. Wien und Leipzig 1907. Carl Fromme. Das 2. Heft der in zwangloser Folge erscheinenden Zeitschrift hat folgenden Inhalt: Tätigkeitsbericht des Vorstandes. — S. Frankfurter, Zeitungsstimmen zur Frage der Mittelschulreform. Eine Uebersicht. — Bericht über die außerordentliche Vereinsversammlung am 27. Oktober 1906. — A. v. Leclair, Antike Kultur und antike Sprachen. Eine Entgegnung. — Eine Interpellation zur Beleuchtung der Kampfesweise der Gegner.

Elektrische Kraftbetriebe und Bahnen. Zeitschrift für das gesamte Anwendungsgebiet elektrischer Triebkraft. Herausgeber Walter Reichel. Verlag von R. Oldenbourg, München. Unter diesem neuen Titel tritt die Zeitschrift „Elektrische Bahnen und Betriebe" in ihren 5. Jahrgang. Mit der Titeländerung ist eine Programmerweiterung und ein Wechsel in der Redaktion der Zeitschrift verbunden gewesen. Die Programmerweiterung geht dahin, daß die Zeitschrift von nun an das gesamte Anwendungsgebiet elektrischer Triebkraft in den Kreis ihrer Betrachtungen zu ziehen beabsichtigt. Dagegen ist die Leitung der Zeitschrift an den durch die Schnellbahnversuche bekannt gewordenen Professor Dr.-Ing. Reichel von der Technischen Hochschule in Berlin übergegangen. — Das erste Heft des neuen Jahrganges enthält außer einer die technischen Ergebnisse des abgelaufenen Jahres zusammenfassenden „Rundschau" des Herausgebers einen längeren Aufsatz des Direktors der Siemens-Schuckert-Werke C. Köttgen über die Aufgaben der elektrischen Kraftübertragung. Ferner bringt es neben einschlägigen kleineren Mitteilungen eingehende Berichte über den Wagenpark für die Wechselstrombahn Wien-Baden und einige Defekte an Gleichstrommotoren. Es darf angenommen werden, daß namentlich die Berg- und Hüttenwerke und jene Maschinenbetriebe, welche des elektrischen Stromes als Triebkraft sich bedienen, in Zukunft ein erhöhtes Interesse an der Zeitschrift nehmen werden.

Allgemeine Rundschau.

Philologische Gesellschaft in Czernowitz.

Im Frühjahr 1905 wurde von den Professoren für philologische Fächer an der Universität in Czernowitz auf Grund gepflogener Vorbesprechungen Professor Kaluzniackis mit den Vertretern der einzelnen Disziplinen Professoren Friedwagner, Jüthner, Kellner, Kromayer, Smalstocki, v. Zingerle die Aktivierung einer philologischen Gesellschaft beschlossen, deren Mitglieder auf die akademischen Lehrkräfte der Universität beschränkt sein sollten, deren Aufgabe in der Veranstaltung von Vorträgen sprachwissenschaftlichen und kulturgeschichtlichen Charakters, sowie in der Erörterung der durch diese vermittelten Themen präzisiert wurde.

Die konstituierende Versammlung, von sieben Teilnehmern besucht, fand am 1. April 1905 statt und wurde mit einem Vortrage des Kustos v. Grienberger über die Bildung und die sprachlichen Erscheinungen der altportugiesischen Personennamen germanischen Ursprunges mit Zugrundelegung von Meyer-Lübkes 1904 erschienener, einschlägiger Schrift eröffnet. Zu ständigen Funktionären der Gesellschaft, zu deren Abenden die Teilnehmer mittels besonderer Verständigung von Fall zu Fall geladen werden, wählte die erste Versammlung Professor Kaluzniacki und Kustos v. Grienberger als Vorsitzende. — Am zweiten Abend des Sommersemesters 1905 sprach Professor Kellner über die Verschiebung der Wortkategorien im Englischen.

Im Herbst 1905 erfuhr die Gesellschaft eine Vermehrung ihrer Mitgliederzahl, indem auch Professor Hilberg, von einer längeren Studienreise zurückgekehrt, sowie die Historiker der Universität Professoren Herzberg-Fränkel, Kaindl, Milkowicz und von der Juristen-Fakultät Professor v. Mayr ihren Beitritt erklärten.

In den beiden Semestern des Jahres 1905/06 wurden acht Vorträge gehalten. Es sprachen am 18. November 1905 Professor Jüthner über die literarische Stellung des Philostratischen Gymnastikos; am 9. Dezember Professor Kromayer über die Ausgrabungen in Novaesium; am 3. Februar 1906 hielt Kustos v Grienberger einen Vortrag unter dem Titel: „Runologische Mitteilungen"; am 15. März sprach Professor Kaluzniacki über Wesen und Bedeutung der volksetymologischen Attribute christlicher Heiliger am 10. Mai Professor Hilberg über die Bedeutung der Betonung für die griechische Metrik. Am 26. Mai brachte Professor Kaindl einen Vortrag über die deutschen Siedlungen in Galizien und ihren Kultureinfluß; am 9. Juni sprach Professor Kellner über Variation und Tautologie, zwei Eigentümlichkeiten des altenglischen Stils; am 23. Juni Professor v. Mayr über Papyrusforschung und römische Rechtsgeschichte. — Die Vorträge der Gesellschaft fanden im Jahre 1905/06 im Prüfungszimmer der philosophischen Fakultät statt und gaben willkommenen Anlaß zu lebhafter und anregender Debatte.

Zur Anhörung einzelner Vorträge wurden außer den ständigen Teilnehmern auch Professoren anderer Fächer der philosophischen Fakultät, sowie der Juristen-Fakultät geladen und bekundeten durch ihre Anwesenheit und durch Eingreifen in die Debatte das rege Interesse, das der Gesellschaft und ihren Verhandlungen entgegengebracht wird.

---

* **Berichtigung.** Durch ein Versehen des Referenten über den Vortrag Professor Dr. Spechts: Zur Psychopathologie des Selbstmordes (vergl. Nummer 37 der Beilage) ist der Sinn des letzten Satzes gerade auf den Kopf gestellt. Professor Specht stellte fest, daß die Verwaltungsbehörden die praktische Bedeutung der Gemeingefährlichkeit selbstmörderischer Geisteskranker noch vielfach weit zu unterschätzen pflegen.

Kleinere Mitteilungen.

* **Professor Ehrlich über die Erreger der Schlafkrankheit.** Professor Ehrlich, der Direktor des Instituts für Serumforschung in Frankfurt a. M. und berühmte Mitbegründer der modernen Serumtherapie, sprach in der Berliner Medizinischen Gesellschaft über experimentelle Untersuchungen, welche sich mit den Trypanosomen, den Erregern der Schlafkrankheit, beschäftigen. Mäuse, welche mit diesen Parasiten infiziert werden, gehen rasch zu Grunde. Die Erreger der Schlafkrankheit sind besonders empfindlich gegen gewisse komplizierte Farbstoffe. Ehrlich hat bereits vor Jahren Versuche mit dem Methylenblau bei den Erregern der Malaria angestellt; er hat eine ganze Reihe komplizierter Farbstoffe angegeben und auf ihre Wirksamkeit in bezug auf Krankheitserreger erprobt, bis er das praktisch wichtige Trypanrot entdeckte. Französische Forscher haben nach ähnlichen Methoden das Trypanblau dargestellt. Auch eine andere Reihe von Farbstoffen, welche dem Fuchsin ähnlich sind, beeinflußt die Krankheitserreger; dasselbe läßt sich von einigen komplizierten Arsenverbindungen sagen. Im allgemeinen liegt die Grenze der Giftigkeit derartiger Stoffe auf Parasiten (Krankheitserreger) recht nahe. Die Gefahr, die Versuchstiere durch derartige Stoffe zu vergiften, erschwert demnach unser Streben, die Parasiten im Versuchstier zu töten. Immerhin hatte Ehrlich Erfolg. Es gelang ihm, Tiere, welche Mil-

lionen von Trypanosomen beherbergten, durch die genannten Stoffe zu heilen.

Koch hat bei der Schlafkrankheit der Neger von dem Arsenpräparat Atoxyl gute Erfolge gesehen; doch ist hier die Heilung häufig nicht definitiv. Es handelt sich oft nur um eine Schwächung der Parasiten; es bildet sich im Organismus eine vorübergehende Immunität gegen die Krankheitserreger aus; nach Monaten aber erfolgt ein neuer Ausbruch der Krankheit mit tödlichem Ausgang. Das ergab auch der Versuch an Mäusen. Ja, die Parasiten im Versuchstier werden durch jedes der genannten Arzneistoffe giftfest. Parasiten, welche aus den Versuchstieren gezüchtet werden, töten andere Tiere, auf welche sie übertragen werden, trotz der Arznei. Aber die Krankheitserreger werden nur gegen eine der drei genannten Gruppen giftfest; die zwei anderen Gruppen bleiben wirksam.

Ehrlich hat in logischer Folge versucht, alle drei Arzneistoffgruppen der Reihe nach auf die Trypanosomen, die Erreger der Schlafkrankheit, einwirken zu lassen. Die praktische Konsequenz ist, daß die längere Behandlung der Schlafkrankheit mit nur einem Mittel zur Resistenz der Parasiten gegen dieses Mittel führen kann; dann hört die Wirkung auf. Man muß also eine kombinierte Behandlung einleiten, um schon zu Beginn der Krankheit möglichst alle Parasiten abzutöten. Man darf demnach bei dem von Koch empfohlenen Atoxyl nicht stehen bleiben, sondern man muß weiter nach Mitteln und Kombinationen von Mitteln suchen, welche auf den Organismus der Versuchstiere möglichst wenig giftig, dagegen auf die Krankheitserreger spezifisch und sicher vernichtend wirken.

* **Die Frage der Zulassung der Oberrealschulabiturienten zu den ärztlichen Prüfungen** ist nach der Münchener Medizinischen Wochenschrift (Verlag von J. F. Lehmann, München) nunmehr endgültig entschieden, und der Beschluß des Bundesrats wird demnächst veröffentlicht werden. Er bestimmt im wesentlichen folgendes: Von Ostern 1907 an werden die Abiturienten der Oberrealschulen ohne weiteres zum medizinischen Studium zugelassen, ohne daß sie den Nachweis lateinischer Kenntnisse, wie bisher, zu erbringen brauchen. Dahingegen müssen sie, wenn sie zur ärztlichen Vorprüfung zugelassen werden wollen, den Nachweis erbringen, daß sie diejenigen lateinischen Sprachkenntnisse besitzen, welche für die Versetzung nach Obersekunda eines Realgymnasiums erforderlich sind. Dabei genügt schon das Zeugnis des Direktors einer Oberrealschule über die erfolgreiche Teilnahme an dem in dieser Schule eingerichteten wahlfreien Lateinunterricht, und nur dann, wenn ein solcher Unterricht nicht eingerichtet sein sollte, ist der Nachweis lateinischer Sprachkenntnisse durch ein auf Grund einer Prüfung ausgestelltes Zeugnis der Leiter eines deutschen Gymnasiums oder Realgymnasiums zu erbringen. Damit hat der Bundesrat der vor zwei Jahren durch den Abgeordneten Eickhoff im Reichstage gegebenen Anregung Folge geleistet. Die Vossische Zeitung erwartet als eine Folge dieses Beschlusses, daß nun an allen deutschen Oberrealschulen wahlfreie Lateinkurse eingerichtet werden, damit den Abiturienten dieser Anstalten das medizinische Studium erleichtert wird. Auch ist anzunehmen, daß denjenigen Studenten der Medizin, die Abiturienten von Oberrealschulen sind und sich daher nur in der philosophischen Fakultät einschreiben lassen konnten, dieses Studium nachträglich angerechnet werden wird, wie es seinerzeit gegenüber den Abiturienten der Realgymnasien geschah.

* **Die französische Akademie** hatte in ihrer jüngsten Sitzung die Nachfolger des Geschichtschreibers Albert Sorel und des Rechtsgelehrten Edmond Rousse, ehemaligen Stabträgers des Pariser Advokatenordens, zu wählen. Von den 32 Stimmen, die abgegeben wurden, entfielen 17 schon im ersten Wahlgange auf den Bühnendichter Maurice Donnay, 9 auf Marcel Prévost und 6 auf René Doumic, als es sich um den Sitz Sorels handelte. Dem Marquis de Ségur wurde mit 21 Stimmen gegen 8, die der Dichter Jean Aicard, und 3, die der Novellenschreiber und Kulturhistoriker Paul Toutain — mit seinem Schriftstellernamen Jean Revel —, der Sitz von Maitre Edmond Pousse beschieden.

Maurice Donnay ist ein geborener Pariser. Er steht im siebenundvierzigsten Altersjahre, ist seines Zeichens Ingenieur, hatte aber das Glück, daß noch während seiner Schülerzeit ein Stück von ihm auf dem Pariser Pfefferkuchenmarkt aufgeführt wurde. Später avancierte er zum Chat noir und jetzt ist er auf allen großen Pariser Bühnen mit „La Douloureuse", „Amants", „Education de Prince", „L'autre Danger", „Le Retour de Jérusalem", „Le Torrent", „Paraître" usw. willkommen. — Der Marquis de Ségur, der Kandidat der Partei der Herzöge, hat zuerst eine Familiengeschichte, „Le Maréchal de Ségour", dann „La Dernière des Condé", „Julie de Lespinasse" und andere Studien aus dem 18. Jahrhundert veröffentlicht.

* **Personalien.** Den Privatgelehrten Dr. Max Blankenhorn in Halensee und Dr. Paul Oppenheim in Groß-Lichterfelde ist in Anerkennung ihrer Verdienste um die Geologie und Paläontologie der Professortitel verliehen worden. — Zu der von uns in Nummer 37 nach der Hochschulkorrespondenz gemeldeten Verleihung der Eduard Rüppel-Medaille an Professor Dr. Th. Fischer (Marburg) teilt uns der Verein für Geographie und Statistik zu Frankfurt a. M. mit, daß diese Verleihung bereits anläßlich der Feier des 70jährigen Bestehens des Vereins am 12. Dezember 1906 erfolgte. Die goldene (nicht: große goldene) Rüppel-Medaille ist bis jetzt außer an Hermann v. Wissmann (1894) und Sven v. Hedin (1903) auch noch an den Arabienforscher Geheimrat Professor Dr. Julius Euting (Straßburg) im Jahre 1906 verliehen worden.

*

Hochschulnachrichten.

hc. **Leipzig.** Mit einer Probevorlesung: „Ueber die Entwicklung der Lehre von der Valenz" führte sich am 15. Februar Dr. Johannes Scheiber, Assistent bei Professor Beckmann, Laboratorium für angewandte Chemie, als Privatdozent in der hiesigen philosophischen Fakultät ein. Seine Habilitationsschrift trägt den Titel: „Zur Kenntnis der N-Alkyloxime".

* **Bern.** Die hiesige Universität hat bereits seit längerer Zeit den ersten weiblichen Philosophieprofessor, nämlich Frl. Anna Tumarkin. Ihm hat sich jetzt ein zweiter weiblicher Dozent zugesellt, Frl. Dr. Gertrud Woker, Tochter des Historikers Professor Dr. Woker, die sich für Geschichte der Chemie und Physik habilitiert hat.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen: (22996)r

Kleist-Retzow

Ein Lebensbild

Von

Dr. Herman von Petersdorff

Kgl. Archivar

Mit einem Porträt

Geheftet M. 8.—, in Halbfranzband M. 10.—

Kleist-Retzow hat sich, wie bekannt, mit Bismarck nahe berührt. Wie sich diese Beziehungen im einzelnen gestaltet und gewendet haben, dies aus dem Munde eines berufenen Darstellers zu vernehmen, bietet einen Hauptreiz des vorliegenden Buches.

Dem Verfasser sind reiche Quellen zugänglich gewesen. Er hat sie zur Abfassung eines biographischen Buches benutzt, das, überraschend inhaltreich, warmblütig und dabei keineswegs kritiklos, unter den Quellenwerken der neueren deutschen Geschichte einen dauernden Platz behaupten wird.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1907. 139. Band. Viertes Heft.

Inhalt: Ibsen als Romantiker. Von Johannes Mayrhofer. — Nietzsches Philosophie gegenüber dem geltenden Recht. — Pius VII. und Kaiser Napoleon in neuer Beleuchtung. Zweiter (Schluß-) Artikel. — Zur Geschichte der englischen Kolonien in den Jahren 1783—1815. — Politische Betrachtungen. Die bayerischen Stichwahlen. — Kunstgeschichtliche Literatur. Rembrandt und seine Zeitgenossen. Springers Handbuch der Kunstgeschichte. Herders Bilderatlas. — Neuere theologische Literatur. (3133)

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Montag, 18. Februar. Nummer 41.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Paul Gerhard als Liederdichter. Von Professor D. Paul Wernle (Basel).

Bayerische Plastik auf der Renaissance-Ausstellung. Von Dr. Georg Habich (München).

Bücher und Zeitschriften.

Samuel Sänger: Thomas Carlyle: Goethe. — J. Wiese: Das Meer. — Eberhard Nestle: Novum Testamentum Graece et Latine. Nova Testamentum Latine.

Allgemeine Rundschau.

Giosue Carducci †.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Paul Gerhard als Liederdichter.*)

Von Paul Wernle.

I.

In Grimma auf der Schule, wo die Lehrer lateinisch dozierten und die Schüler nur lateinisch sich unterhalten sollten, war das Dichten, das lateinische natürlich, obligatorisch. „Verse erträglich“, sagt Gerhards Schulzeugnis. Erträglich sind in der Tat die acht lateinischen Gedichte, die sich von ihm aus späterer Zeit erhalten haben, meist den Leichenreden im Druck beigefügte Lob- oder Trost-Carmina durchaus konventioneller Art. Kein Mensch könnte ihren Verlust beklagen.

Aber nun war ja das 17. Jahrhundert die Zeit eines gewaltigen Aufschwungs der deutschen Dichtung im Weltlichen und Geistlichen. Dichter-Gesellschaften schossen wie Pilze aus dem Boden und suchten die deutsche Sprache zu bilden und zu glätten. Martin Opitz trat 1624 als Gesetzgeber der deutschen Poesie auf den Plan. Die rauhe, holprige, die Silben bloß zählende Dichtung eines Luther und Hans Sachs wich der kunstgerechten, Hebung und Senkung beachtenden, jeder Silbe ihre Ganzheit belassenden modernen Poesie. Die Sprache gewann an Pracht und Schwung durch die Auswahl schmückender Beiwörter und entlegener Bilder und Gleichnisse. Neue Versmaße zogen ein, nicht bloß der Alexandriner, der vielen als das Höchste galt, auch solche, die jeder Dichter sich selbst erschuf.

Man merkt es den Gerhardschen Liedern sofort an, daß sie eine hohe Kultur der Dichtkunst schon voraussetzen. Seine Verse strömen so leicht und glatt dahin, wie es eine längere Uebung und Gewöhnung mit sich bringt. Die Versmaße sind sehr mannigfaltig; er sucht geradezu die Abwechslung. Selten zum Glück begegnen uns Alexandriner, häufig schließt er sich einem Strophenbau an, der noch gar nicht lange durch Zeitgenossen, Heermann oder Rist oder Johann Frank oder selbst seinen Berliner Freund Schirmer, für das geistliche Lied erobert worden war. Das zeigt, wie lebendig er auch die Gegenwartsdichtung verfolgt und sich zunutze gemacht hat. Auch eigene neue Strophenbildungen hat er mit Glück versucht in der Hoffnung, daß schon Melodien dazu erfunden würden: „Die güldne Sonne“, „Warum sollt ich mich denn grämen?“, „Gib dich zufrieden und sei stille“, sind berühmte Beispiele dazu. Auch die Nikolai-Strophe: „Wie schön leucht' uns der Morgenstern“ hat er sich nicht entgehen lassen. In dem allem steht er mitten im Fluß der Zeitdichtung als ein Moderner, nicht ein Archaist, obschon er selbstverständlich den starken Einfluß Luthers und der älteren Kirchenlieder auch formell genug verrät.

Nun aber brachte gerade jener Aufschwung der deutschen Dichtung dem geistlichen Lied die allergrößten Gefahren, denen es auch tatsächlich erlag. Die eine Gefahr besteht in der Hochschätzung der Form über den Inhalt, und noch mehr der Hochschätzung der gesuchten, überstiegenen, künstlichen Form. Für das geistliche Lied ist diese Gefahr besonders furchtbar; es droht zum Spiel zu werden und das echt religiöse Leben, das es pflegen sollte, zu verfälschen. Ich finde jedoch nicht, daß Gerhard dieser Gefahr im geringsten auch nur zugänglich war, wie etwa Angelus Silesius, oder selbst Heermann, der manche Gedichte nachträglich in Alexandriner umgoß; Gerhard war dafür einfach zu schlicht. Allein nun drohte auch die entgegengesetzte Versuchung. Die Dichtkunst, leider auch die geistliche, wurde Mode im 17. Jahrhundert, Mode noch nicht eigentlich aus Frömmigkeit, wie im Pietismus (wer da nicht geistliche Verse macht, der ist kein ganz erweckter Christ), sondern Bildungsmode, immerhin mit frommem Beigeschmack. Was aber einmal Mode wird, hört sehr rasch auf, echt und wahr zu sein. Die geistliche Dichtung der einzelnen Dichter beginnt, in gewaltige Zahlenhöhe und das einzelne Lied in ungeheure Breite und Länge auszuwachsen. Der wie Gerhard 1607 geborene Johannes Rist hat es auf 610 solcher Lieder gebracht, davon erweckt z. B. das berühmte: „O Ewigkeit, du Donnerwort“, im Leser oder Sänger die Angst vor den ewigen Höllenqualen durch 16 achtzeilige Strophen. Gleichwohl war es für ihn ein Ruhm, daß die Zeitgenossen seine Namensbuchstaben

*) Am 12. März sind 300 Jahre verflossen, seitdem Paul Gerhard das Licht der Welt erblickte. Unter der reichen Jubiläumsliteratur, in der das protestantische Deutschland seines Sängers gedenkt, wird die Schrift des bekannten Basler Kirchenhistorikers Paul Wernle sich auszeichnen, die als Nr. IV, 2 der von Schiele herausgegebenen „Religionsgeschichtlichen Volksbücher“ demnächst bei J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen zum Preise von M 0.50 erscheint. Mit Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung teilen wir zwei Abschnitte mit, die Gerhards dichterische Form und den Gehalt seiner Festlieder behandeln. Die vorausgehenden Kapitel tragen die Ueberschriften: „Das 17. Jahrhundert“, „Gerhard als lutherischer Kämpfer“, „Der Lebensgang Gerhards“; es folgen die Abschnitte „Der Psalm“ und „Gerhard und die Religionsgeschichte“.

umsetzten zu „Es rinnt ja so“. In Wahrheit gelingt es fast bei keinem Lied dieses Dichterpfarrers, einen persönlichen, eigenen Ton herauszuhören. Man darf es ohne Uebertreibung heraussagen: so viel auch geistlich gedichtet wurde in diesem klassischen Jahrhundert des Kirchenlieds, Dichter, solche, die es wirklich sind, eigene Persönlichkeiten, deren Lied den Stempel ihrer Seele trägt, gab es fast keine; etwa Johann Heermann, der uns glaubhaft persönlich sein und seiner Zeit Leiden zu verkünden weiß, Paul Flemming mit dem stolzen Mannesherzen, dessen Sehnsucht nach Jerusalem, der hochgebauten Stadt, durch sein ganzes Leben und Ringen als echt erwiesen ist, vielleicht noch der eine und andere der Königsberger. Die allermeisten anderen treten aus der Rubrik dichtender Pfarrer, oder welchen Berufs sie sonst gewesen sein mögen, nicht heraus.

Wie steht es in diesem Punkt mit Paulus Gerhard? Die neuesten Ausgaben seiner Lieder zählen etwas über 130 deutsche Gedichte; zieht man einige ganz spezielle und nicht übertragbare Hochzeits- und Sterbelieder davon ab, so bleiben noch gut 120 Nummern. Diese bescheidene Zahl, sagt man, spricht für Gerhard, die Hälfte täte es noch mehr. Unter den 120 ist ein Passionslied von 29 Zwölfzeilern und ein Osterlied von 36 Siebenzeilern; indes das sind gereimte biblische Geschichten. Aber umgekehrt, fünf oder sechs Strophen dichtet er bloß, wenn er übersetzt und das Original so kurz ist. Seine Durchschnittsstrophenzahl ist wohl 15, ebenso manches Lied darüber wie darunter. Diese Zahlen beweisen jedenfalls, daß ihm die Gabe der Kürze versagt war. Ein Blick in die paar erhaltenen Leichenpredigten zeigt, daß er sie auch in der Predigt nicht besessen hat. Er predigt erstaunlich gemütlich, breit und langfadig, kein Satz ohne drei oder vier Tautologien, der Gedankengang sehr langsam und anschaulich, daß auch der unbegabteste Zuhörer leicht folgen kann. Es steckt nicht eine Spur von Geistreichtum darin. Genau so läßt er sich auch in seinen Gedichten Zeit und Raum, er weiß, daß er in 15 oder mehr Strophen seine Bilder und Gedanken gründlich ausführen kann. Ich füge sofort hinzu: er kann auch gewaltig gedrängt und schlagend dichten wie der Allergrößte, aber im ganzen liebt er eine breite Ausführlichkeit. Die Tautologien sind massenhaft; biblischer Parallelismus membrorum ist natürlich auch ursächlich beteiligt. Und diese Breite gibt nun sehr vielen Gerhardschen Strophen einen allzu gewöhnlichen, prosaischen Charakter; gereimte Prosa dürfte über manchen Zeilen stehen. Mehr noch, das Platte und Triviale dringt zuweilen störend selbst in die zartesten Lieder ein, z. B. in „Gib dich zufrieden und sei stille“:

„der wird ja auch dich Ein'gen füllen
und deinen Bauch zur Notdurft stillen.“

Auch der größte Bewunderer wird zugestehen müssen: es ist sehr, sehr ungleiche Poesie. Es gibt Lieder mit sehr viel Strophen, da eine oder zwei als wirklich dichterisch und gehaltvoll sich herausheben. Das ist die Folge eines starken Mangels an Selbstkritik, eines Sichgehenlassens in erbaulicher Reimerei wie in ungereimter Rede auf der Kanzel. Und das hängt bei Gerhard direkt schon zusammen mit jenem Grundirrtum, der dann in der Zeit des Pietismus ins Riesige ausgewachsen ist, der Meinung, daß geistlich Reimen überhaupt Wert in Gottes und der Menschen Augen habe. Als 1650 Michael Schirmer unter dem Titel „Biblische Lieder und Lehrsprüche“ eine Anzahl Loblieder der Bibel deutsch umschrieb und reimte, hat Gerhard diesem Buch ein Empfehlungsgedicht vorgesetzt, das die Weltschreibenten und Poeten dem göttlichen Bibelwort gegenüberstellt, ohne zu bedenken, was dieses Bibelwort durch Schirmers Reimerei vielleicht gerade von seiner Ueberlegenheit verliere. Und den vier geistlichen Liedern seines jungen Freundes Joachimus Pauli, fügte er ein Begleitgedicht hinzu, darin er die geistlichen Sänger, und unter ihnen, die mit Andacht singen können, auf den allerobersten Rang setzt. Wenn wir das heute mehr als fraglich finden und jedenfalls rundweg bestreiten für alle schlechte, geschmacklose fromme Reimerei, so haben wir keinen Grund, die Gerhardsche Dichtung, da, wo sie nichts anderes als fromme Reimerei ist, von unserem Urteil auszunehmen.

Dies umsomehr, als Paulus Gerhard unsere Kritik sehr wohl ertragen kann. Er hat einmal, übrigens bloß in Nachahmung seines Originaltextes, des 145. Psalms, seine eigene Dichtung mit den Worten gerühmt:

Und was ich rede, wird von mir
manch frommes Herze lernen.

Daß diese Prophezeiung in so unvergleichlichem Maße eingetroffen ist, wie bei keinem anderen geistlichen Dichter, das hat seinen Grund in keiner Mode, sondern in der echten Poesie, die er trotz allem und allem uns gab. Zweierlei muß jeder Dichter vor uns anderen Menschen voraus haben: einmal das Schauen und Empfinden des Wunderbaren, Tiefen und Seltgen mitten in der prosaischen Alltäglichkeit, und dann das Aussprechen-Können, daß andere Augen und Herzen es so empfangen, wie er selber. Das erste war Gerhard schon durch seine Religion nahe gelegt, deren Element das Wunderbare ist, nicht weniger als für den Katholizismus, und zudem erhöht durch ein rein menschliches Organ der Freude und des Genusses trotz der freudlosen Gegenwart. Man spürt es ihm überall an, die Poesie war noch größer in seinem Herzen als in seinen Liedern. Aber dann zeigt er auch in seinen guten Liedern eine erstaunliche Sprachbegabung, Treffsicherheit, Modulationsfähigkeit, Wohllaut und eben jenes Poetische, das ungesucht den Leser in die höhere Welt erhebt. Kann man feiner die Verstimmungen und Sorgen, die jeder Ehestand kennt, zusammen mit ihrer tapferen Bewältigung schildern als es Gerhard tut:

O selig der, wenns Gott gefällt
ein Wölklein einzuführen,
ein treues, fröhlich Herz behält,
läßt keinen Unmut spüren.
Ein Wölklein geht ja bald vorbei,
es währt ein Stündlein oder zwei,
so kommt die Sonne wieder.

Ein Schifflein, das im Meere läuft,
muß manchen Sturm erfahren,
und bleibet dennoch überhäuft
mit edlen Gut und Waren:
Es streicht dahin und Gottes Hand,
die führt und bringt es an das Land
bei gutem Wind und Wetter.

Ein Röslein, wenns im Lenzen lacht
und in den Farben pranget,
wird oft vom Regen matt gemacht,
daß es sein Köpflein hanget.
Doch wenn die Sonne leucht herfür,
steht's wieder auf und bleibt die Zier
und Fürstin aller Blumen.

Wohlan, laß Regen, Reif und Wind
bald oder lang ansetzen,
wer Gott liebt, bleibet Gottes Kind,
kein Fall wird ihn verletzen.
Er sitzet in des Vaters Arm,
der gibt ihm Schutz, der hält ihn warm
und spricht „sei unerschrocken“.

Welche Kraft der Handlung liegt in dem Sommergesang:

Geh aus mein Herz und suche Freud,

wo die Gefahr einer tändelnden Beschreibung so nahe lag: alles bewegt sich und fliegt und springt und klingt und

sucht und wächst vor unseren Augen. Welche Auswahl der Bilder steht ihm für den Tod zur Verfügung: sobald das Lüftlein des Todes drein bläst — es wird einmal der Tod herspringen — schleußt das Tor der bittren Leiden. Schon die Wahl des Versmaßes zeigt eine geniale Empfindung des Richtigen: „Warum sollt' ich mich denn grämen!", wie trotzig und sicher, „Gib dich zufrieden und sei stille", wie gemessen und zart! Wie in Erz gegossen steht das Bild des christlichen Streiters vor uns:

Unverzagt und ohne Grauen,
soll ein Christ, wo er ist,
stets sich lassen schauen.
Wollt ihn auch der Tod aufreiben,
soll der Mut dennoch gut
und fein stille bleiben.

Da ist kein Wort, das nicht an seiner Stelle steht, Form und Inhalt fallen zusammen. Das Größte aber ist doch immer diese merkwürdige Schlichtheit und Wahrhaftigkeit der Sprache, die an Goethe erinnert. Gerhard ist der natürlichste unter allen geistlichen Dichtern. Wenn die anderen sich krampfhaft anstrengen und zu gewaltigem Schwung steigern, bleibt er schlicht und einfältig in seiner Art. Das Dichten ist ihm viel weniger eine Kunst als der natürliche Ausfluß seiner frohen Seele. Daß diese natürliche Einfalt seine Größe ausmacht, das wird glänzend bestätigt durch die spätere Geschichte des Kirchenliedes. Der Pietismus in seinem Haschen nach Extragefühlen und Extraausdruck der Frömmigkeit hat Gerhard auf der Seite gelassen und bei dem überschwänglichen Angelus Silesius sich seinen schlechten Geschmack legitimiert. Nur einer, Tersteegen, ist durch die Unnatur wieder zur höchsten Einfalt hindurchgedrungen; gerade er hat sogar wörtlich unseren Gerhard benützt: „Nun sich der Tag geendet, mein Herz zu dir sich wendet", stammt daher. In anderer Weise hat die Aufklärungsdichtung, verführt durch Klopstock und Gellert, verächtlich von der Höhe ihrer verfeinerten Bildung auf das Lied des 16. und 17. Jahrhunderts herabgeblickt. Und doch, wo Gellert schlicht menschlich zu uns redet, im Morgengesang: „Mein erst' Gefühl sei Preis und Dank", da dichtet er unter dem Zwang des Gerhardschen: Ich singe dir mit Herz und Mund, dessen Fragen und Antworten wörtlich nachgebildet sind. Und endlich hat zweifellos nichts zur ästhetischen Würdigung der Gerhardschen Lyrik mehr beigetragen wie Goethes weltliche Dichtung. Sie hat uns für alle Zeit den Maßstab des Echten und Menschlichen gegeben, der für das geistliche Gebiet genau so unbedingt zu gelten hat. Aber keiner kann in seinen guten Schöpfungen so sicher davor bestehen wie Paulus Gerhard.

II.

Bei all dem muß uns freilich der Inhalt dieser Dichtung noch mehr gelten als die Form. Was hat dieser Dichter seiner Zeit und uns zu sagen?

Wieder gilt es, unsern Gerhard fest in seine Zeitbewegung einzustellen. Das protestantische Kirchenlied ist ein ganz eigenartiges, lebendiges Gebilde, älter und mächtiger als der einzelne Dichter, der dadurch, daß er sich ihm widmet, auch von ihm Gesetze und Richtung bekommt. Es verhält sich damit ähnlich wie mit der christlichen Malerei. Auch diese empfängt ja ihre Aufgaben und bis zu einem gewissen Grad selbst den Typus der Ausführung durch feste, obschon keineswegs unlebendige Ueberlieferung.

Luthers Taten sind für die ganze Geschichte des Kirchenliedes so entscheidend gewesen wie für die Entwicklung des Protestantismus überhaupt. Er gab dem evangelischen Lied die Doppelaufgabe, im Festlied den Erlöser und seine Taten und Gaben zu besingen, und im Psalm den gegenwärtigen Verkehr der Gemeinde mit ihrem Gott in allen ihren Anliegen, Dank, Buße, Trost, zu begleiten. Für jenes gaben die lateinischen Hymnen, für dieses die lateinischen Psalmen des Alten Testaments das Vorbild ab.

Auch die Gerhardschen Lieder zerfallen in diese zwei Hauptarten, wobei zum Festlied auch noch Tauf- und Abendmahlslieder zu rechnen sind; auch ein Trinitatislied und ein Neujahrslied auf die Beschneidung Jesu schließen sich der ersten Gruppe an. Und noch wie Luther geht Paulus Gerhard öfters im Festlied auf lateinische Vorbilder zurück, auf alte Weihnachtshymnen und auf Passionslieder des hl. Bernhard; die zartesten und seligsten Sterbeklänge: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir", wir verdanken sie Bernhard von Clairvaux, dem Gerhard sie nachsprach. Und Psalmen hat er mehr als zwanzig aus dem Alten Testament, d. h. dem lutherisch übersetzten, in deutsche Lieder umgesetzt.

Wir stellen das Festlied voran; da ist deutlich, daß der Geist des lutherischen Festliedes Gerhard, besonders für Weihnachten, stark unter seinem Banne hält. Er muß einfach nachsprechen, was Luther ihm in seinem „Vom Himmel hoch, da komm' ich her", vorgesungen hat. Zwei Gerhardsche Weihnachtslieder: „Schaut, schaut, was ist für Wunder dar" und „Ich steh' an deiner Krippe hier", sind voller Anklänge an Luther. Bei beiden Dichtern dieselbe Paradoxie: der Weltengott in der Krippe liegend! Bei beiden dieselbe phantasievolle Vergegenwärtigung des holdseligen Jesuleins, das statt in Samt und Seide auf dürrem Grase liegt! Es ist der Luther-Text, über den Gerhard weiterdichtet. Und was die Hauptsache ist: die religiöse Stimmung ist völlig gleich. Es ist der Jubel darüber, daß Gottes Liebe leibhaftig zu den Menschen herabstieg und ein für allemal sie als seine Kinder in den ewigen Gottesfrieden schloß, der das Herz so fröhlich springen läßt:

Nichts, nichts hat dich getrieben
zu mir vom Himmelszelt,
als das geliebte Lieben.

Wenn unter den neueren Forschern oft darüber gestritten worden ist, ob die Orthodoxie des 17. Jahrhunderts das reformatorische Evangelium noch wirklich verstanden oder ob sie es verdunkelt habe, hier sagt uns der getreueste Sohn der Konkordienformel, daß Christ sein von Gott geliebt sein heißt, und zwar mit der Liebe, die in Jesus Mensch wurde. Das ist Luthers Herz. Es gibt dieser Grundgedanke der ganzen Gerhardschen Dichtung etwas Triumphierendes. Nicht ein Schatten von Verdienen- und Erquälenmüssen; Liebe ist das Fundament. Und diese Liebe ist keine Stimmungssache, die irgend wankend werden kann. Sie ist ja geschichtlich verankert, Tatsachen, die eine Tatsache, Jesus spricht sie aus.

Sollt' uns Gott nun können hassen,
der uns gibt, was er liebt über alle Maßen!

Wie man sonst auch über die Orthodoxie denken mag, in dem einen vertritt sie den allerhochgespanntesten Idealismus, daß sie es wagt, ohne alle Rücksicht darauf, ob die Menschen das zu ertragen vermögen, die ganze Religion auf der Liebe aufzubauen.

Trotzdem kommt nun auch die neuere Zeit neben Luther sehr kräftig zum Wort im Gerhardschen Festlied. Wo träfen wir bei Luther eine solche Ausmalung des süßen Mündleins, der hellweißen Händlein, der Aeuglein, schöner als Mond und Sterne, wie in Gerhards Ich steh' an deiner Krippe hier. Die wirkliche lutherische Naivität ist im Begriff, einer raffinierten Kindlichkeit, dem Produkt der süßlich-sinnlichen Kultur des 17. Jahrhunderts Platz zu machen. So läßt gleichzeitig Angelus Silesius die in ihren Jesus verliebte Psyche Aeuglein und Mündlein

des Jesuskindleins mit ähnlich spielenden Vergleichen erheben. Wir stehen an der Grenze, wo die Religion in ein Phantasiespiel überzugehen droht. Für den Dichter ist diese Gefahr schon mit seinem ganzen Beruf gegeben, als Dichter darf er nun einmal die zeitliche Kluft zwischen Vergangenheit und Gegenwart nicht gelten lassen. Entweder also er zaubert sich selbst durch die Phantasie in die Vergangenheit zurück und stellt sich vor die Krippe oder unter das Kreuz. Oder er zaubert mit derselben Phantasie die Vergangenheit in die Gegenwart herauf und empfängt Jesus und seine Gaben mit dem Herzen. In beidem tut er bewußt und absichtlich, was jeder Gläubige mehr unbewußt tut. Er leistet damit dem Glauben einen Dienst, der freilich nicht ungefährlich ist. Denn es wird dadurch die Verwandtschaft des Geschichtsglaubens mit der Dichterphantasie deutlich und hierdurch zuletzt die Frage aufgeweckt, wie stark überhaupt das menschliche Gemüt in der religiösen Dogmenbildung dichterisch tätig gewesen sei.

Es ist bezeichnend, daß das Adventslied erst im 17. Jahrhundert seine Blüte in Deutschland erlebt und daß noch heute Dichter uns die Adventstimmung am besten vermitteln können. Es ist hier ein Gebiet, wo Religion und Dichtung ganz ineinander übergehen. Eine geschichtliche Begebenheit zu erzählen und zu feiern, etwa wie im Weihnachtslied, ist hier nicht der Hauptzweck, sondern die Seele zu stimmen entweder für das Kommen Jesu im Geist oder für sein Erscheinen zum Weltgericht. Das ist Paulus Gerhard als Dichter vortrefflich gelungen und sein „Wie soll ich dich empfangen", führt uns in jene schwebende Stimmung hinein, da man sich gar nicht genau fragt, was eigentlich unter diesem Kommen und Empfangen Jesu zu denken sei.

Noch deutlicher sagt uns die stattliche Zahl Passionslieder, daß wir im 17. Jahrhundert stehen. Von Luther besitzen wir triumphierende Osterlieder, aber kein Passionslied. Das ist kein Zufall. Einmal gehörte der Karfreitag nicht zu den drei Hauptfesten; damit fiel schon der äußere Anlaß weg. Dann war für Luther Ostern allein als Siegesfest bedeutsam, während am Karfreitag der Sohn Gottes scheinbar unterlag. Mit der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert treten die Passion und das Passionslied in den Vordergrund des lutherischen Kultes. Ist es der Einfluß der Kreuzesmystik des Bernhard von Clairvaux, eines Lieblings der damaligen Lutheraner, dessen Lieder an die 7 Gliedmaßen des am Kreuz hängenden Jesus ja unser Gerhard übersetzt hat? Ist es der Gegensatz zu den den Versöhnungstod entwertenden Sozinianern? Ich weiß es nicht, die Tatsache selbst fällt in der Geschichte des Liedes auf. Für Paulus Gerhard ist zweifellos die Passion der Mittelpunkt des christlichen Glaubensgrundes; nicht bloß seine berühmten Passionslieder: „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld", „O Welt sieh hier dein Leben", „O Haupt voll Blut und Wunden" (das salve caput cruentatum des h. Bernhard), nein, auch viele Trost- und Loblieder, in denen je eine besondere Strophe auf die Passion zurückblickt, sagen es uns. Und eines seiner Passionslieder führt bittere Klage darüber, daß die meisten Menschen mit Füßen treten, was Gott ihnen durch seines Sohnes Büßen zugerichtet hat. Kommt man nun von den Weihnichts- und Osterliedern mit der jubelnden Lutherstimmung zu diesen Passionsliedern, welcher Kontrast:

O Welt sieh hier dein Leben
am Stamm des Kreuzes schweben,
dein Heil sinkt in den Tod.

Wohl sagen es uns auch diese Lieder: Liebe, starke wunderbare Liebe trieb den Gottessohn in den Tod hinein, allein diesmal ist es nicht die königliche, frei schenkende Liebe, sondern die Liebe, die mit der Gerechtigkeit gepaart ist, die des Vaters Zorn durch stellvertretendes Opferblut führen muß. Und den ganzen Schauer dieses furchtbaren Opfers soll der Christ nachempfinden. Nicht nur in der Bernhardinischen Uebersetzung, auch in seinem eigenen Lämmleinlied malt Gerhard die sinnlichen Qualen des Leidenden breit und grausig aus. Der Zweck ist immer, im Hörer, der selber diesen Tod verdient hätte, das Gefühl der ganzen Schwere seiner Schuld zu wecken und ihn damit in die Buße und den Glauben zu treiben. Das Passionslied ist also zugleich ein Sünden- und Bußlied. Und das wird auch sein geschichtlicher Ursprung sein. Es war eines der Mittel, um die Steigerung der Sündenstimmung am Ende des 16. Jahrhunderts zu erreichen und festzuhalten. Luther hat das nicht nötig gehabt; für ihn war es erwünscht, aus dieser Sündenquälerei zur Freude durchzudringen, während das Luthertum eifrig dafür sorgen muß, die Sündenangst lebendig zu erhalten, damit die Vergebung nicht zu billig zu gewinnen sei.

Eine ganz eigene Bewandtnis hat es mit dem Pfingstlied Gerhards. Feierlicher als in dem „Zeuch ein zu meinen Toren, sei meines herzens Gast", inniger als in dem

O du allersüßste Freude,
o du allerschönstes Licht,
der du uns in Lieb' und Leide,
unbesuchet läßest nicht.

ist der Geist nie aus evangelischem Munde angerufen worden. Nimmt man diese und ähnliche Worte streng, so scheint Gerhard auf Seite der Mystiker und Enthusiasten zu stehen. Wir atmen völlig in der Gegenwartsreligion; Gott selber kehrt in das Herz seiner Geschöpfe und erweckt dort ganz unmittelbar alle seine Kräfte, Glauben, Freude, Friede, Liebe. Aber ist solche Gegenwartsmystik wirklich Gerhards Ernst? Die Fortsetzung des erstgenannten Liedes lautet:

Der du, da ich geboren,
mich neu geboren hast.

Da ist also der Geist, den der Dichter soeben als Gast herbeigerufen hatte, schon von Anfang an in ihm zu Hause. Mit der Taufe, so sagt uns das gleiche Lied, hat er den Tod erstickt und das neue Leben geschaffen. Er ist also durch das Sakrament vermittelt und außerdem durch das Wort, Bibel und Predigt:

Seinen Geist, den edlen Führer
gibt er mir in seinem Wort.

Noch genauer will das Dogma ihn umgrenzen: er ist vom Vater und vom Sohn ausgegangen und wirkt die Wiedergeburt in der Taufe durch die Kraft des Blutes Christi. Das ist nicht mehr Mystik und Enthusiasmus, es ist die streng lutherische Kirchenlehre, in Verse gesetzt. In Wahrheit ist nie eine Kirche so grundsätzlich unenthusiastisch gewesen wie das Luthertum, sowohl das des Reformators, als das der Konkordienformel. Es redet und singt vom heiligen Geist, weil das Bibelwort dies tut und weil es ein Fest des heiligen Geistes gibt, aber es sorgt ängstlich dafür, daß der Geist bloß kirchlich und sakramental vermittelt gedacht werde und daß er in keiner Weise irgend etwas Schöpferisches, Freies, Neues im Einzelleben wie in der Gemeinschaft auswirke. Man muß daneben das wirklich und ungesucht vom Geist getragene Reden und Leben der gleichzeitigen englischen Quäker und mancher späteren Pietisten und Inspirierten stellen, um einen Eindruck zu bekommen, was der Geist zu Zeiten bedeuten kann, da er mehr ist als dogmatische Theorie. Dadurch empfängt das Gerhardsche Pfingstlied eine sehr empfindliche Schranke. Nicht als ob es ihm etwa nicht heiliger Ernst gewesen wäre mit seiner Bitte um den Geist; ein Geschlecht,

das von der gänzlichen Verderbnis aller eigenen Verstandes- und Willenskräfte so fest überzeugt war wie diese alten Lutheraner, mußte nach einem übernatürlichen Seelenführer sehnsüchtig sich ausstrecken. Aber das nun in Papier durchzuführen, auf innere Eingebungen zu lauschen und solchen Stimmen Gottes dann Macht zu geben über die Gedankenwelt und die Lebensführung, das hätte sehr rasch an die Grenze der verbotenen Enthusiasterei geführt, vor der gewiß keiner mehr zurückschreckte als unser Gerhard. Sein Pfingstlied darf auf keinen Fall schwärmerisch verstanden werden. Es ist eben reines Kultlied zu Ehren des speziellen Gottes, dem das Pfingfest geweiht ist; es besingt die Eigenschaften und Gaben dieses Gottes nach fest geregeltem dogmatischen Brauch. „Höre, höre, was ich singe", so ruft der Dichter in dem einen Lied den Gott an; dessen Tugenden er dann der Reihe nach besingt. Wo er in anderen als Pfingstliedern den Geist einführt, da geschieht es ebenfalls streng nach dem autoritativen Bibelwort oder sonst in dogmatischer Weise, daß auf eine Strophe über das Werk Christi eine zweite über das Werk des Geistes folgt. Wo Gerhard dagegen undogmatisch in Dank- und Trost-, Morgen- und Abendliedern seine Anliegen vor Gott ausbreitet, fehlt fast immer der h. Geist.

Verständlich ist das wohl, sobald man sich an das erinnert, was ich zu Anfang betonte: daß das evangelische Lied seine festen Traditionen hat und also der einzelne Dichter zur Hälfte Traditionsdichter ist und sein soll. Man beurteilt seine Gedichte, ganz besonders die Festlieder falsch, wenn man sie zuvorderst als Ausdruck von persönlichen Erlebnissen betrachtet; sie mögen und sollten das auch sein, aber zunächst sind sie Darstellungen des gemeinen Christenglaubens und dienen dem gemeinchristlichen Kult. Und Glaube wie Kult sind fest umschriebene Größen, die hoch über der Willkür des einzelnen gläubigen Dichters stehen.

Bayerische Plastik auf der Renaissance-Ausstellung.

Die gotische Plastik Altbayerns ist für die Kunstgeschichte ein Neuland. Urwüchsig und derb in ihren Ausdrucksformen, nichts weniger als seraphisch im Sentiment, waren ihre Werke der nazarenisch angehauchten Kunstbetrachtung der Romantik, deren Maßstäbe ja bis heute in Gebrauch sind, fast gänzlich unzugänglich. Jede noch so untergeordnete Gesellenarbeit der Riemenschneider-Schule, nur aus Seele und Faltenwurf bestehend, wurde den kraftvollen und großzügigen Schnitzwerken des Isar- und Inntales weitaus vorgezogen. Die Zeichen mehren sich, daß die bedeutende plastische Qualität dieser Bildwerke, ihre statuarische Festigkeit, wie ihr großer dekorativer Wurf in ihrem Wert erkannt wird, und vielleicht erleben wir es, daß jene großartigen Statuen in der Preysing-Kapelle unserer Lieben Frauenkirche zu den Sehenswürdigkeiten Münchens gehören werden, wie es die bekannten Grotesktänzer im alten Rathaus eigentlich schon sind.

Die Nachfrage nach bayerischen Holzschnitzwerken ist ständig im Steigen; die Preise demgemäß auch. Wir können uns glücklich schätzen, daß unser Nationalmuseum bereits gut versorgt ist, wenn seine Bestände auch in qualitativer Hinsicht durchaus noch manche Verbesserung sehr wohl vertragen würden.

Was gute Qualität heißt, zeigt der Münchener Privatbesitz auf der Renaissance-Ausstellung des Museumsvereins. An guten, ja ausgezeichneten bayerischen Arbeiten ist hier kein Mangel; unsere einheimischen Sammler haben ihren Wert längst erkannt, und die Kunstwissenschaft hat ihnen recht gegeben.

Glückliche Zeiten für Liebhaber und Museumsbeamte, wo man noch solche Prachtstücke auf dem Lande — nicht einmal so sehr weit von München — kaufen konnte, wie sie z. B. Professor Heß in einer herrlichen Pietà (aus dem Ende des 15. Jahrhunderts) und zweier großer Heiligenfiguren besitzt. — Letztere, ein prächtig aufrechter hl. Georg und ein würdiger Petrus stellen sich in ihrem sehr charaktervollen, etwas barocken Stil dicht neben die oben erwähnten Figuren des hl. Eustachius und Christophorus in der Frauenkirche, denen sie auch rein künstlerisch nicht viel nachgeben.

Nicht weit von den Ufern der Isar ist auch der köstliche St. Florian aus der Sammlung Böhler zu Hause. Die noch in der alten schwarzgoldenen Fassung prangende Figur bildet ein schönes Beispiel für die großartige statuarische Ruhe, deren die bayerische Plastik fähig ist, während der lebhaft erregte Ausdruck des lockenumwallten Kopfes von dem temperamentvollen Empfinden dieser spätgotischen Kunst Zeugnis gibt.

Tadellose alte Bemalung und unberührte Originalvergoldung zeigt auch das schöne Relief der hl. Anna Selbdritt aus derselben Sammlung. Es findet eine stilistische Entsprechung in einigen ähnlich breit angelegten und ebenso kräftig in Farbe gesetzten Schnitzereien unserer Frauenkirche und, wenn die Tradition seitens des früheren Besitzers richtig ist, schmückte das Stück in der Tat früher einmal unseren Dom. Daß es nicht mehr dort ist, wohin es gehört, hätte jene gottverlassene „Tempelreinigung" der 50er Jahre verschuldet.

Hier möchten wir ferner noch den Schnitzaltar mit der liebenswürdig dargestellten Verkündigung Mariä aus dem Besitz des Herrn Kuppelmayr nennen, der wohl ebenfalls auf bayerischem Boden, vielleicht nahe der schwäbischen Grenze entstanden ist. Das Gleiche gilt von dem viel bewunderten Reliefragment einer hl. Barbara aus der herrlichen Sammlung Clemens, während die gleichfalls fragmentierte Anbetung des Kindes aus dem Kunstbesitz des Herrn Maler Wolter (mit einem derb, aber schwungvoll zugehauenen hl. Joseph) eher auf niederbayerische Provenienz hinweist. In diese Gegend, wohl nach Landshut, gehören ferner einige feine Kleinplastiken, die Herr Clemens ausgestellt hat und die sich in einer Vitrine des ersten Saales vereinigt finden: eine kleine Kreuzigung voll hinreißenden dramatischen Lebens, die stilistisch eng zu einer meisterhaften Sebastiansgruppe im Berliner Museum gehört und durch zwei in Berliner Privatbesitz befindliche Figürchen einer Maria und eines Johannes zu einer Gruppe vervollständigt wird, ferner eine rührend erzählte Episode aus dem Leben des hl. Nikolaus in schön bemaltem Relief und ein Martyrium des hl. Erasmus in Reliefschnitzerei kleinsten Maßstabs, aber naturalistischer Durchbildung und ausführlicher Bemalung. Wenn es möglich ist, einen grausigen Gegenstand idyllisch zu behandeln, so ist es hier geschehen; etwas von der harmlosen Liebenswürdigkeit der Krippenkunst spricht aus diesen zierlichen Schnitzbildern.

Handelte es sich bisher ausschließlich um Werke der ersten beiden Dezennien des 16. Jahrhunderts, so führt die echt gotische Figur des hl. Georg, aus dem Besitze Sr. kgl. Hoheit des Prinzen Rupprecht, die eine besondere Zierde der Ausstellung bildet, bis in die 70er Jahre des 15. Jahrhunderts hinauf. Früher durch moderne Bemalung entstellt, steht die schöne Figur jetzt wieder in ihrer natürlichen (wohl ursprünglichen) Holzfarbe da. Schlank und holzengerad, ein junger Page mit rundem Lockenkopf, so steckt der ritterliche Heilige bis an

die Nase in seinem eisernen Gehäuse. Ganz gotisch ist die tänzerhafte Geziertheit, diese präziöse Steifigkeit, mit der er höchst anstandsvoll über das übrigens besonders lebensvoll durchgebildete Drachenungeheuer hinwegschreitet, aber wer würde es wagen, dieses höchst eigenartige Bildwerk, wenn seine Provenienz — Inzing bei Ebersberg — nicht gesichert wäre, nach Oberbayern zu versetzen? — Kunstgeschichtlich steht es bisher isoliert, und es wird eingehender Umschau bedürfen, um schlagende stilistische Analogien zu finden. Soweit ich bis jetzt sehe, kommt von den Meistern der Zeit keiner so sehr in Betracht als Erasmus Grasser, wobei allenfalls an ein Frühwerk dieses berühmten Münchener Bildschnitzers zu denken wäre.

Für eine bayerische Arbeit aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, wohl in der Salzburger Gegend entstanden, ist die hübsche Madonnenstatue des Herrn Wolter zu halten; das lustige, kräftige Christuskind ist ganz bayerische Art.

Ein merkwürdiges, viel kommentiertes Stück ist der altertümliche Schnitzaltar der Grafen Arco-Zinneberg, von dem so viel sicher ist, daß er aus dem frühen 14. Jahrhundert stammt, über den aber im übrigen die Gelehrten sich noch nicht einigen konnten. Daß das etwas bäuerliche, aber dabei reizend naiv empfundene Schnitzwerk gleichfalls bayerischen oder wenigstens „bayerisch-schwäbischen" Ursprungs sei, ist eine Vermutung, die manches für sich hat und gerade bei Spezialforschern Anklang findet.

Es ist ein ungemein fesselndes Bild, das diese vielgestaltige Abteilung der Ausstellung bietet. Aber darüber soll nicht übersehen werden, daß der eigentliche Schwerpunkt der ganzen Veranstaltung wo anders, nämlich in der einzig dastehenden Kollektion kostbarer italienischer Bronzen (aus den Sammlungen Pourtalès, Pringsheim und Clemens) liegt. Deutschland und Italien um die Wende des 15. Jahrhunderts — man kann den Unterschied in Kunst und Kultur beider Länder nicht deutlicher machen, als es hier — mehr durch Zufall als mit Absicht — geschehen ist. Die Vereinigung dieser — ziemlich gleichzeitig entstandenen — Bildwerke in denselben Räumen spricht den Gegensatz aus mit einer fast epigrammatisch wirkenden Pointierung.

München. Georg Habich.

Bücher und Zeitschriften.

Thomas Carlyle: Goethe. Carlyles Goethe-Porträt nachgezeichnet von Samuel Sänger. Verlag von Oesterheld u. Co., Berlin 1907.

Unter diesem Titel erscheint in vornehmem Druck ein Buch, über dessen Notwendigkeit man sich anfänglich Fragen vorlegt; aber wenn man sieht, mit welcher Sorgfalt aus den umfangreichen Critical and Miscellaneous Essays Carlyles hier nur das herausgehoben wird, was die charakteristischen Striche wiedergibt, die eigenartige Auffassung in gedrängter Kürze, kann man das Werk im Interesse der breiten Goethe-Gemeinde nur willkommen heißen. Die Aufsätze verdienen Bekanntschaft auch über die Kreise der Goethe-Philologen hinaus: das meint wohl der Verfasser mit dieser Ausgabe.

Carlyle war nicht nur der erste, der die englische Nation mit solchem Nachdruck auf Goethe hinwies, der sie damit zu lösen versuchte von der französischen Kunst in der Erkenntnis, daß ein Bacon, ein Milton, ein Brown durch sie auf falsche Bahnen gekommen sei; er war auch einer der ersten, die Goethes Bedeutung erkannten für die Entwicklung der Kultur, die seine Stellung in der Geschichte der Menschheit richtig einschätzten, indem er ihn neben Napoleon den größten Menschen der Zeit nannte. Sagt er doch einmal: So steigt Goethe vor uns auf als der Einiger und siegreiche Ausgleicher der auseinandergerissenen, widerspenstiger Elemente einer Zeit, wie sie zerfahrener und zerteilter die Welt seit der Einführung des Christentums nicht gesehen hat. — Zerrissen wie jene Zeit war der junge Carlyle im Innern, und ihm wie ihr war Goethe als der Inbegriff der höchsten Lebensweisheit ein Retter. Die Eigenart der Carlyleschen Goethe-Beurteilung erhellt vielleicht am besten aus den Worten, in die er sich schon 1832 über „seine ganze poetische Alchimie" zusammenfaßt: Gedenke zu leben. Ja, gedenke zu leben! Wärst du auch der unglücklichste aller Erdensöhne, so ist dein Leben doch kein leerer Wahn, sondern eine feierlich beglaubigte Tatsache. Es ist dein eigen; es ist alles, womit du der Ewigkeit gegenübertreten kannst. Darum arbeite, wie er gearbeitet hat und noch arbeitet: gleich einem Stern, „ohne Hast, aber ohne Rast". Wir fühlen, was Goethe Carlyle gegeben hat zu seiner mutigen Schrift: Arbeiten und nicht verzweifeln. Gewiß, das Fleisch dieser Frucht schmeckt auch nach deutscher Erde.

Der Kritiker Carlyle erschöpft Goethe keineswegs; das Porträt, das er uns zeichnete, gibt nur die großen, wesentlichen Züge wieder. Das Sittlich-Philosophische hebt er treu und restlos hervor, aber es fehlt ihm ganz der Sinn für das Sinnlich-Aesthetische; vom Künstlerischen gleitet er immer wieder ins Moralische über. (Für die Genialität Shakespeares reichte seine Kritik natürlich noch weniger aus.) Schön ist ihm nicht, was gefällt, sondern: was für das ganze geistig-sittliche Leben der Menschen bedeutungsvoll ist. Je mehr Beziehungen zu diesem ein Werk besitzt, desto bedeutungsvoller, also schöner ist es. Auffallend sind die Parallelen zwischen Carlyle und Hebbel, stark ausgeprägten nordischen Naturen, Söhnen aus dem niederen Volke (beider Väter waren Maurer), Autodidakten, Männern von welthistorischem Blick, ganz ähnlichen Kunstansichten, die sich z. B. in der Stellungnahme zu Schiller fast decken.

Der Verfasser hat das Buch geschlossen mit einer kurzen Geschichte der Goethe-Kritik in England nach Carlyle. Sie zeigt bei gewissen individuellen Verschiedenheiten doch große Einheitlichkeit, die sich etwa so markiert: Goethe ist der größte aller modernen Dichter, nicht, weil er zu dem halben Dutzend Menschen gehört, die in der Geschichte der menschlichen Rasse die hervorstechendste dichterische Gabe besessen haben, sondern: weil er, im Besitze einer sehr beträchtlichen Anlage für Poesie, zugleich durch die Weite, die Tiefe und den Reichtum seiner Kritik des Lebens der weitaus größte moderne Mensch war. Vielleicht wird das rein Dichterisch-Künstlerische an ihm meist noch weniger hervorgehoben.

München. Arthur Kutscher.

Das Meer, geographische, naturgeschichtliche und volkswirtschaftliche Darstellung des Meeres und seiner Bedeutung in der Gegenwart. Von Dr. J. Wiese. Mit zahlreichen Bildern und Karten. Berlin, Alfred Schall 1906.

In glücklicher Zusammenstellung ist hier ausgeführt, welche Einwirkungen dem güterbringenden Meere zukommen, welche Einflüsse von ihm ausgehen auf die ethische Erziehung und Machtstellung der Nationen, wie es zu erklären ist, daß das weltwirtschaftliche Ringen sich wesentlich gestaltet als ein Kampf um das Meer, um die Beherrschung seiner Hochstraßen. — Der Inhalt der 424 Seiten des Buches gliedert sich in drei Hauptteile: „Das Meer und seine Erscheinungen": „Das Leben im Meere"; „Das Meer im Leben der Völker." Den meisten Raum nimmt der mittlere Abschnitt ein, der von Pflanzen und Tieren im Meere, vom Taucher redet; die anschaulichsten und wechselvollsten Bilder bringt der erste Teil; am eindringlichsten von der Bedeutung des Meeres spricht der letzte zur Gegenwart. — In der ganzen Behandlung des Stoffes zeigen sich als Vorzüge des Werkes: der Verfasser gibt einem Vorgänger gerne das Wort, sobald irgend eine Seite der Erscheinungen früher schon treffend behandelt worden ist; er vermeidet jede Ueberflutung durch statistische Auszüge und endlose Ziffern; die deutschen Dichter dienen ihm zur Anregung und Veranschaulichung in demselben Maße wie die Zeichner. Vielleicht wäre es der Mühe wert gewesen, dem Wandern der Welthäfen seit der Entdeckung Amerikas ein Wort zu widmen.

Stuttgart. Albert Pfister.

* **Novum Testamentum Graece et Latine.** Herausgegeben von D. Eberhard Nestle. Stuttgart 1906. Württemb. Bibelanstalt. 665 S. in 24°. In Leinw. geb. 3 M, biegsam in Chagrinleder auf extradünnem indischen Papier 4.50 M.

Novum Testamentum Latine. Herausgegeben von D. Eberhard Nestle. Stuttgart 1906. Württemb. Bibelanstalt. 657 S. in 24°. In Leinw. geb. 2 M, biegsam in Chagrinleder auf extradünnem indischen Papier 3.50 M.

Die Württembergische Bibelanstalt hat in ihre ausgezeichneten Ausgaben des Neuen Testaments außer dem griechischen und lateinischen Text neuerdings auch die Vulgata aufgenommen und damit eine fühlbare Lücke ausgefüllt. Die bisherigen

Taschenausgaben boten nur den getreuen Abdruck des offiziellen Vulgatatextes von 1592, dessen Zuverlässigkeit erst jetzt durch die Handschriftenvergleichung der großen Ausgabe von Wordsworth und White eine Kontrolle erhält. Dieser neue Text ist von Nestle kollationiert, soweit er vorliegt; in den übrigen Teilen ersetzen ihn Tischendorfs und Lachmanns Ausgaben; ferner berücksichtigt der Apparat die sixtinische Ausgabe von 1590 und die Handschriften von Amiata und Fulda. Was den griechischen Text und seinen Apparat betrifft, so bietet er eine vollständige Uebersicht über die vier Texte von Tischendorf, Westcott-Hort, Weymouth und B. Weiß. Druck und Papier sind von bekannter Güte; kurzum: diese Ausgaben vereinigen in mustergültiger Weise die wissenschaftliche Verwendbarkeit mit Handlichkeit und gefälliger Ausstattung für einen erstaunlich niedrigen Preis.

* **Sitzungsberichte der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften.** Berlin 1907. In Kommission bei Georg Reimer. Es sind Stück 6 und 7 erschienen. Sie enthalten Waldeyers Mitteilungen: Ueber Gehirne menschlicher Zwillings- und Drillingsfrüchte verschiedenen Geschlechts, — den von Branca vorgelegten: Vorläufigen Bericht über eine Forschungsreise zur Untersuchung des Gebirgsbaues und der Vulkane von Sumatra in den Jahren 1904—1906 von Professor Dr. Wilhelm Volz (Breslau). — schließlich Max H. Gardiners Aufsatz: Eine neue Handschrift des Sinuhegedichtes, vorgelegt von Erman.

---

* Im Laufe des Frühjahres 1907 erscheint von dem Werke des Reichstags- und Landtagsabgeordneten Dr. Ernst Müller-Meiningen „Das deutsche Urheber- und Verlagsrecht" bei J. Schweitzer Verlag (Arthur Sellier) in München der zweite Band, enthaltend das Gesetz betreffend das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste und der Photographie vom 9. Januar 1907 (Preis etwa 5 M). Der erste Band dieses Kommentars, der im Jahre 1901 ausgegeben wurde und das literarische und musikalische Urheberrecht sowie das Verlagsgesetz enthält, fand bei der wissenschaftlichen Kritik die beste Aufnahme und eine sehr günstige Beurteilung. Die beiden Bände sind auch einzeln zu beziehen.

---

* **Zeitschriften-Literatur.** Kosmos. Handweiser für Naturfreunde. Herausgegeben und verlegt vom Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. Die um die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse hochverdiente Gesellschaft, deren Mitgliederzahl bereits auf 27,000 angewachsen ist, sieht ihr Organ mit dem vorliegenden Heft in den 4. Jahrgang eintreten. Sie wird den bekannten illustrierten Beiblättern des Handweisers unter dem Titel: Technik und Naturwissenschaft ein weiteres angliedern, das über wichtige neue Erfindungen und Fortschritte auf diesem Gebiete berichten soll. Ferner werden künftig regelmäßig orientierende Angaben erfolgen über die Erscheinungen am Himmel wie in der uns umgebenden Natur, die für die betr. Jahreszeit bemerkenswert sind, und zwar in Form astronomischer, botanischer und zoologischer Uebersichten. — Das 1. Heft hat folgenden Inhalt: Dekker, Biologische Umschau. — O. Lehmann, Flüssige Kristalle und ihre Analogien zu den niedrigsten Lebewesen. Illustriert. — L. Reinhardt, Die Bedeutung der Milch als Nahrungsmittel. — J. H. Fabre, Ein Schädling der Eiche. Illustriert. — E. Teichmann, Der „Zauberer von Santa Rosa" Illustriert. — Im ersten neuen Beiblatt „Technik und Naturwissenschaft", berichtet Paul Schulze über: Drachen und Drachenballons im Dienste der Wissenschaft. Illustriert. — Fr. Regensberg schildert in einem gleichfalls illustrierten Aufsatz: Werkzeuge der Tiere. — Bruno H. Bürgel schreibt über: Die Poesie der Wissenschaft. — Schließlich ist dem Heft noch eine illustrierte Orientierung am Sternenhimmel (Januar) von H. Klumak und eine Schilderung des heimischen Vogellebens im Februar von Kurt Floericke beigegeben.

Arena. Illustrierte Monatshefte für modernes Leben. Herausgegeben von Rudolf Berber. Verlag von Dr. Otto Eysler, Berlin SW. 68. Aus dem Inhalt des Februar-Heftes (Heft 11, 1907) sei folgendes hervorgehoben: Die kulturhistorische Bilderserie: „Der Tanz durch die Jahrhunderte", — Felix Poppenbergs Artikel „Fêtes galantes", der die intime Kunst der Miniaturen behandelt, — Dr. Magnus Hirschfelds Darstellung seruneller Zwischenstufen, die er als „männliche Frauen" bezeichnet, — die sehr gelungenen, großartigen Meeresphotographien, zu denen Adolf Heilborn einen Text in poetischer Prosa geschrieben hat. — Georg Busse-Palma gibt eine Nachdichtung chinesischer Poesien, — Georg Ruseler, ein bis jetzt noch wenig Bekannter, zeigt durch sein Märchen „Der Bauer ohne Seele", daß er durch seinen barocken Humor die Erinnerung an Hans Sachs' köstliche Schwänke heraufzubeschwören vermag. — Literarischen Kreisen werden die intimen Erinnerungen an seinen Vater, die der Sohn Berthold Auerbachs in dem Heft veröffentlicht, willkommen sein.

Allgemeine Rundschau.

Giosue Carducci †.

Die Kunde von dem bedrohlichen Kräfteverfall Carduccis hat schneller als man erwartete, ihre traurige Bestätigung gefunden: wie der Telegraph meldet, ist der große italienische Dichter in der Frühe des 16. Februars verschieden. Auf dem Gipfel seines Ruhmes, auf den ihn die Verleihung des Nobel-Preises am Schluß des vergangenen Jahres erhob, hat sich sein Schicksal erfüllt. Es ist eine mildere Tragik als das Los unseres Friedrich Hebbel, der auf dem Totenbette den Schiller-Preis mit den resignierten Worten in Empfang nahm: „Das ist Menschenlos, bald fehlt uns der Trank, bald fehlt uns der Becher". Carducci ist weder grausam aus voller Schaffenskraft herausgerissen worden, noch hat es seinem Wirken zu lebzeiten an dankbarer Anerkennung gefehlt; der breite Abendglanz des Ruhms fiel auf seinen greisen Scheitel nach einem sonnigen Dasein, das ihm die Liebe seines Volkes bereitet hatte. Giosue Carducci wurde am 27. Juli 1835 in Val di Castello in Toskana als Sohn eines Arztes geboren. Er studierte, nach dem Besuch einer Mönchsschule in Florenz, in Pisa Literaturgeschichte, namentlich die Dichter der Antike und die der italienischen Renaissance, Dante, Tasso, und wurde 1861 Professor der Literaturgeschichte an der Universität von Bologna. Er veröffentlichte zahlreiche Studien und Kritiken, denen man psychologische Betrachtungsweise, Sorgfalt und feine Form nachrühmt, über fast alle bedeutenden Dichter Italiens, häufig in der bekannten Revue „Nuova Antologia" (gesammelt u. a. „Bozzetti critici", 1874, und „Studii letterarii", 2. ed. Livorno 1880, und gab manche ältere Dichterwerke heraus, so schon 1859 Lorenzo de' Medicis Gedichte und 1879 eine vorzügliche Petrarca-Ausgabe.

Als Dichter wurde er zuerst bekannt durch seine „Hymne an Satan" (Inno a Satana), d. h. an alles das, was eine lebens- und aufklärungsfeindliche klerikale Reaktion unter dem Namen des Satans zusammenfaßt (1865 unter dem auch später noch zuweilen benutzten Pseudonym Enetrio Romano veröffentlicht). Er wurde damit der Führer der „Veristen" gegenüber den Vertretern der romantischen Schule. Es folgte eine Reihe von Gedichtsammlungen, vereinigt als „Poesie" 1871, „Nuove Poesie" Seine „Odi barbare" (3 Sammlungen, 1877; 1883; 1889) bezeichnen eine Revolution in der italienischen Lyrik, indem sie die antiken reimlosen Versmaße nach Horaz' Vorbild (also namentlich die alcäische und sapphische Strophe) einführten, die denn allerdings der zeitgenössischen Dichterzunft „barbarisch" vorkommen mochten (der Titel ist ebenso ironisch gemeint wie zuvor „Satan"). Sie bringen auch Uebersetzungen von Platen und Klopstock und aus Goethes und Heines Lyrik. Außerdem erschienen zu besonderen Gelegenheiten viele Sonette, zum Beispiel an F. Crispi, an die Königin Margherita, in jetzt längst vergriffenen Einzelausgaben von wenigen Seiten.

Giosue Carducci erinnert an manche der größten Renaissancekünstler, in deren Wesen und Schaffen sich so wunderbar die glückliche germanisch-lateinische, oder vielleicht germanisch-etrurische Rassenmischung ausspricht. Die vaterländischen Ideale, die niemand so rein vertrat wie er, gewannen ihm die allgemeine Verehrung, die ihm seine Landsleute vom Thron bis zur Hütte darbrachten. Hat das Ausland seinen Namen auch erst seit der jüngsten Dichterkrönung unter die Großen der Weltliteratur aufgenommen, so dürfen wir doch in die schönen Worte einstimmen, mit denen der Abgesandte des Königs von Schweden den Greis in Bologna feierte: „Uns Männern des Nordens ist die Erinnerung an unsere, wenn auch oft schlichten und selbst rohen Kirchen teuer, die für uns Sinnbilder des Friedens, der Nächstenliebe und der Brüderlichkeit sind. Die Freiheit unseres Gedankens wird aber nicht durch die gotischen Wölbungen erdrückt, und wir vermögen deshalb, ohne unserem Glauben untreu zu werden, Ihnen die Hand in ehrfurchtsvoller Huldigung zu reichen. Die Sittenstrenge Ihrer Lyrik, die schimmernde Reinheit, in der Ihr Sang sich zu den Höhen erhebt, die Schlichtheit Ihres Lebens sind Vorzüge, vor denen wir uns beugen, welcher Religion und Partei auch immer wir angehören. Es sind göttliche Gaben, Gaben des Gottes, der in allen Formen, unter denen man ihn sieht, stets das Gleiche bleibt, und den wir anflehen, daß er fort und fort seinen Segen, der die Liebe ist, auf Ihr Haupt senke."

Kleinere Mitteilungen.

* **Ein Fichte-Denkmal.** Ein Ehrenkomitee, an dessen Spitze der Reichskanzler steht, ein Ausschuß, in dem die ersten Namen der Reichshauptstadt vertreten sind und zahlreiche Vertreter der Wissenschaft und anderer Berufe im Deutschen Reiche wie im Auslande erlassen von neuem folgenden Aufruf:

„Im Herbst 1910 feiert die Universität Berlin das Fest ihres hundertjährigen Bestehens. Unter den Männern, die sie ins Leben riefen und als erste Lehrer an ihr glänzten, nimmt kaum einer so sehr die dankbare Erinnerung der Nachwelt in Anspruch wie ihr erster erwählter Rektor Johann Gottlieb Fichte.

Um sein Katheder scharten sich bereits in den Jahren vor der Gründung der Universität Hunderte begeisterter Hörer. In den trübsten Tagen Preußens blieb er treu dem Staate seiner Wahl, in dem er den Hort der sittlichen Freiheit erblickte. Seine Reden an die deutsche Nation verkündigten prophetisch den Geist der Selbstaufopferung, der den belebenden Odem des sich erneuernden Staates bilden sollte.

Ein würdiges Denkmal für diesen Helden des Gedankens und der Tat zu errichten, ist eine noch uneingelöste Ehrenschuld der Nation. Der gegebene Ort dafür ist die Hauptstadt des Reiches, das er ahnte, und in ihr die Universität, die er mitbegründete. Ihre Jubelfeier kann keine schönere Weihe empfangen, als wenn wir in diesen Tagen das Bild ihres ersten Rektors enthüllen, des Predigers der Freiheit, des Erziehers zur Deutschheit.

Darum wenden wir uns an alle Deutschen und alle Freunde deutscher Kultur mit der Bitte, zu diesem Werke der Verehrung und Dankbarkeit sich mit uns zu vereinigen.

Spenden zu diesem Zwecke nehmen entgegen die Zahlstellen der Deutschen Bank in Berlin und ihre Filialen im In- und Auslande.

Etwaige Anfragen und Mitteilungen bitten wir zu richten an die „Akademische Auskunftsstelle an der königlichen Universität", Berlin C 2, Platz am Opernhause".

* **Die „Volkshochschule" zu Straßburg i. E.,** hervorgegangen aus der vom dortigen Volksbildungs-Verein 1876 gegründeten und seither von nahezu 8000 Erwachsenen jedes Standes besuchten Abend-Fortbildungsschule, im Jahre 1893 erweitert durch eine Tagschule (Reformschule, Institut Bartholdy) behufs Vorbereitung junger Leute im Alter von 14 bis 19 Jahren zur Einjährig-Freiwilligen- und Fähnrich-Prüfung, hatte so glückliche Erfolge, daß bald darauf auch auf die Vorbereitung zum Abiturienten-Examen der Real- und Gymnasialanstalten Bedacht genommen werden mußte. In der Tat haben seitdem Hunderte von Jünglingen und Männern aus allen Staaten Deutschlands und dem Auslande (Luxemburg, Schweiz, Frankreich, England, Schweden, Rußland, Nordamerika) in der Volkshochschule wissenschaftliche Förderung gesucht und größtenteils bezügliche Reifeprüfungen bestanden. Und nicht nur eigentliche Schüler, auch ältere Herren, die bereits längere Zeit in einem praktischen Berufe tätig gewesen, stellten sich ein, sei es, um früher Versäumtes nachzuholen, oder um sich neue Bahnen zu eröffnen.

Das Institut mit seinen eigenartigen Einrichtungen (kürzere Ferien, Verkürzung der Lektionen bezw. Vermehrung derselben, halbjährige Kurse unter Beibehaltung der für die jährigen Kurse der Staatsanstalten vorgeschriebenen Pensen, getrennte Real- und Gymnasialklassen neben kombinierten Klassen, Einreihung der Schüler in jedem Lehrgegenstande in die ihren Vorkenntnissen entsprechende Abteilung usw.) konnte es erreichen, daß die Schüler ohne Ueberbürdung in der Regel in der Hälfte der sonst üblichen Zeit, begabtere sogar noch früher, an ihr Ziel gelangten. Der Gründer der Anstalt, Professor Bartholdy, steht noch jetzt an ihrer Spitze und hat das Verdienst, mit Unterstützung erprobter Lehrkräfte eine zeitgemäße Lehranstalt geschaffen zu haben, deren innerer Wert ihren Bestand auch für die Zukunft verbürgt. Das Sommersemester beginnt am 1. April. Prospekte der Anstalt werden auf Wunsch vom Direktorium versandt: Straßburg, Regenbogengasse 10.

* **Die 200jährige Wiederkehr des Geburtstages Linnés** werden in Upsala am 23. und 24. Mai die wissenschaftlichen Körperschaften Schwedens begehen. Dazu sind, nach der Täglichen Rundschau, aus Deutschland eingeladen: die Universität und die königlich preußische Akademie der Wissenschaften in Berlin, die Universitäten in Halle, Heidelberg, Straßburg, Greifswald, Jena, Rostock, Leipzig, Tübingen, München und die königliche Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen. Ferner die Professoren Schwendener, Engler und Hertwig in Berlin, Ernst Häckel in Jena, Pfeffer in Leipzig, Graf zu Solms-Laubach in Straßburg, Weismann in Freiburg.

* **Personalien.** Der 72jährige, seit 1902 im Ruhestand lebende Ordinarius der klassischen Philologie der Universität Tübingen, Professor Dr. Ernst v. Herzog, feierte am 19. Februar sein goldenes Doktorjubiläum. — Am 8. Februar starb, erst 54 Jahre alt, Dr. H. W. Bakhius Rooseboom, Professor der Chemie an der Universität Amsterdam, an welcher er als Nachfolger des nach Berlin berufenen van t'Hoff eine glänzende wissenschaftliche Tätigkeit entfaltet hatte. Sein in deutscher Sprache erschienenes Hauptwerk „Die heterogenen Gleichgewichte vom Standpunkt der Phasenlehre" hat ihm einen weit über die Grenzen seines Landes hinausgehenden Namen verschafft. Es ist sehr zu bedauern, daß sein vorzeitiger Tod die Vollendung dieses Werkes verhindert hat. Sein Begräbnis gestaltete sich, nach der Kölnischen Zeitung, zu einer großartigen Huldigung für den dahingeschiedenen Gelehrten. — Ferner meldet die gleiche Zeitung den Tod des durch seine Untersuchungen auf dem Gebiete der politischen Anthropologie bekannten Dr. L. Woltmann. Der Verstorbene hat sowohl in seinen Werken (Politische Anthropologie, die Germanen und die Renaissance in Italien, die Germanen in Frankreich), wie als Herausgeber der Politisch-anthropologischen Revue eine eifrige Tätigkeit entwickelt. Sein frühes Hinscheiden, er war erst 36 Jahre alt, wird daher bei Freunden wie Gegnern seiner rassenpolitischen Theorien mit tiefem Bedauern vernommen werden.

*

Hochschulnachrichten.

hc. **Heidelberg.** Der ordentliche Professor der pathologischen Anatomie und Direktor des pathologisch-anatomischen Instituts an der hiesigen Universität, Geheimrat Dr. Julius Arnold, wurde auf sein Ansuchen wegen vorgerückten Alters und leidender Gesundheit in den Ruhestand versetzt. Zu seinem Nachfolger wurde der ordentliche Professor an der Universität Zürich Dr. Paul Ernst ernannt.

hc. **Berlin.** Dem Privatdozenten für Physiologie an der hiesigen Universität Dr. Karl Schaefer ist der Professortitel verliehen worden. — Der Privatdozent für Augenheilkunde an der hiesigen Universität Dr. Claude du Bois-Reymond wurde als Lehrer für Physiologie und propädeutische Medizin auf sechs Jahre an die deutsche Medizinschule in Schanghai berufen. Er ist der älteste Sohn des berühmten Physiologen.

Die zweite Entstehung der Welt, das angebliche Paradies und die angebliche Sintflut. Von **Johann Jedliczka,** Kgl. Ungar. Sektions-Rat i. R. Preis 4 Mark, für Oesterreich 5 Kronen.

In diesem Werke strebt der Verfasser eine Läuterung der alttestamentlichen Lehren an, insbesondere versucht er zu beweisen, daß die Ueberlieferungen der alten Hebräer, die voller unsittlicher Erzählungen sind und mit der reinigenden Lehre des Christentums in entschiedenem Widerspruche stehen, nicht als Grundlagen des Christentums angesehen werden dürfen.

Verlag A. Hasert & Co., Borsdorf, Bezirk Leipzig. (22960)r

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen: (22994)g

Die Nürnberg-Fürther Metallspielwarenindustrie

in geschichtlicher und sozialpolitischer Beleuchtung

Von

Karl Rosenhaupt

Doktor der Staatswirtschaft

(Münchener Volkswirtschaftl. Studien. Herausgegeben von Lujo Brentano und Walther Lotz. 82. Stück)

Geheftet M. 4.80

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

An unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen **Anfragen** oder **Bestellungen,** welche auf Grund der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung **angekündigten, besprochenen** oder **zitierten**

Bücher und Verlagswerke

erfolgen, sich gefl. auf die Beilage zur Allgemeinen Zeitung **beziehen zu wollen.**

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Für den Inseratenteil verantwortlich: A. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Dienstag, 19. Februar. Nummer 42.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Der französische Prosastil. Von Oskar A. H. Schmitz (München).

Eine Whitman-Biographie. Von Dr. O. E. Lessing (München).

Fortschritte des volkstümlichen Bibliothekwesens im Jahre 1906.

Bücher und Zeitschriften.

N. L. Klado: Die Kämpfe zur See im russisch-japanischen Kriege. — K. Witthauer: Lehrbuch der Vibrationsmassage. — Albert Köster: Gottfried Keller.

Allgemeine Rundschau.

Der Simplon-Tunnel.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Der französische Prosastil.*)

Von Oskar A. H. Schmitz.

Das Stilproblem beschäftigt die Franzosen mehr als die Deutschen. „Die Prosa ist niemals fertig,“ sagte Flaubert, der über seine Prosa fast verrückt wurde, da er sich nie genug tun konnte. Paul Louis Courriet karikiert sehr hübsch die heftige Voreingenommenheit für den Stil: „Plutarch hätte die Schlacht von Pharsalus den Pompejus gewinnen lassen, wenn das nur um ein geringes seinen Satz runder gemacht hätte.“ Aus solchem Streben ist von allen Völkern allein den Franzosen eine Prosa gelungen, die sich nach der antiken hören lassen kann.

Franzosen und Deutsche verlangen vom Stil Natürlichkeit, aber der Deutsche meint sie zu erreichen, wenn er redet „wie ihm der Schnabel“ gewachsen ist. Der Franzose weiß, daß nichts schwerer ist, als natürlich zu sein, daß dazu manchmal die höchste Kunst, immer die äußerste Strenge gegen den eigenen Schnabel gehört.

Um natürlich zu sein, muß man vor allem „Natur“ haben, d. h. etwas, was sich gegenüber dem fortwährenden Einstrom von Fremdem in unsere Seelen immer und immer wieder behauptet, und zwar von Jahr zu Jahr stärker. Wie einem der Schnabel gewachsen ist, erfährt man erst, nachdem man ihn gleich einem Specht an vielen Rinden gewetzt hat.

Die Ausdrucksweise mittelmäßiger Menschen ist oft gemein und geschmacklos, aber darum nicht natürlich, im Gegenteil, sie zeichnet sich aus durch eine scham- und kritiklose Anwendung fertiger Klischees, aufgeschnappter Vergleiche, Metaphern usw. Seit Erfindung der Buchdruckerkunst und besonders seit der Verbreitung der Zeitung gibt es keine jungfräulichen Ohren mehr. Die Luft ist geschwängert von Redensarten, die durch die Literatur gegangen sind, und der gemeine Mann, der zum Scherz einen Vers macht, begeht, ohne es zu wissen, unfehlbar ein Plagiat, vielleicht nicht an einem bestimmten Dichter, aber an jenem Zeitungsdeutsch der allgemeinen Bildung und jenem populären Versjargon der Klingklangpoesie. Natürlich im Ausdruck werden, heißt, sich vollkommen von Ausdrucksklischees befreien, sein Ohr so schärfen, daß es jedem Wort wieder mit der naiven Kritik dessen gegenüber steht, der es zum erstenmale hört. Dieser Weg ist lang und beschwerlich; man gerät leicht auf Umwege, die den die Banalität Fürchtenden vorübergehend ins Dickicht anderer, wenn auch geschmackvollerer Künstlichkeiten locken mögen. Viele bleiben darin stecken.

An das dem Einzelnen Natürliche denkt Buffon, wenn er sagt: „Der Stil ist der Mensch selbst,“ während die Inhalte sich leicht übertragen und nicht so sehr dem einzelnen gehören. Der Stil zeigt, wie viel Einer echte Natur besitzt neben dem, was er an Kenntnissen, Beobachtungen und vielleicht an Entdeckungen übermittelt.

„Es genügt,“ sagt R. de Gourmont, „in allen Redekünsten unwissend zu sein, nur die Worte zu gebrauchen, deren Sinn man genau kennt, d. h. ihren symbolischen Zusammenhang mit der Wirklichkeit.“ Diese Natürlichkeit besitzen viele ganz einfache Frauen, deren Briefe sublim sind. Durch nichts geht diese Natürlichkeit, das instinktive Verstehen der Wortsymbole schneller verloren als durch die Berührung einfacher Naturen mit dem Geschwätz unseres öffentlichen und Literaturlebens; deshalb sind besonders die Frauen in ihren literarischen Aeußerungen (nicht in ihren Tagebüchern) meist so trivial, d. h. sie reden Worte, deren vielfältige Symbolik sie nicht ahnen.

„Gut schreiben,“ sagt Buffon, „heißt gleichzeitig gut denken, gut empfinden, gut wiedergeben.“ Dazu sind die einfachsten, ungelehrtesten Naturen fähig, wenn sie nur in ihrem eigenen Gebiet bleiben.

Dieses bißchen bescheidene Weisheit hatte die französische Gesellschaft des „ancien régime“ stets gegenwärtig, daher der Reiz ihrer Briefe und Memoiren; selbst nach den Stürmen der Romantik und der Moderne ist diese Art Natürlichkeit noch ein Merkmal der guten französischen Literatur, die sich ebenso fernhält vom Zeitungskauderwelsch wie von verstiegener Pathetik und gelehrter Gespreiztheit. Der pretiöse Stil ist im Französischen stets ein Nebenschößling gewesen, auf den sich immer schnell der frische Reif des gallischen Witzes legte.

*

Nicht immer sind die Franzosen der von ihren besten Autoren theoretisch gestellten Anforderung der Kürze nachgekommen. Die „prose fleurie“ steckt seit Cicero den Lateinern im Blut. Schon die streng geordnete, oft schema-

*) Aus einem im Verlage von Dr. Wedekind, G. m. b. H., Berlin SW., erscheinenden Buche: „Französische Gesellschaftsprobleme“.

tische Syntax des Französischen verbietet tacitelsche Kürze. Der Franzose ist stets bereit, die Kürze der Klarheit zu opfern und gewisse Weitläufigkeiten durch Eleganz, Rundung der Sätze und Abwägung der Satzteile gegeneinander angenehm zu machen. Um die unbedingt geforderte Klarheit zu erzielen, hört der Schriftsteller auf das Urteil aller. Jenes anspruchsvolle umwölkte Einsiedlertum des deutschen Dichters gibt es nicht. Molière soll, wie man weiß, seiner Köchin vorgelesen haben, um zu erproben, ob seine Ausdrucksweise klar sei; Buffon, Stendhal, Chateaubriand hörten auf jeden Einwand; denn selbst der dümmste Einwand kann einem dies zu bedenken geben: wenn ich so mißverstanden werden kann, drücke ich mich immer noch unvollkommen aus.

Diderot sagt in seiner philosophischen Unterhaltung mit der Marschallin von ***: „Wenn Sie mich nicht verstünden, so wäre das wohl meine Schuld.“ Dieser Anschauung verdankt man es, daß von Descartes bis auf Berthelot die Werke der französischen Wissenschaft allgemein lesbar sind und auf den Volksgeist wirken können. Dabei ist den Franzosen nichts ferner als „populärer“ Stil, sie schreiben für die „honnêtes gens“.

Wie alle französischen Stilgesetze führt auch die strenge Forderung der Klarheit zu einer Beschränkung. Der französischen Dichtung fehlt meist das, was Dante den Schleier der seltsamen Verse, „il velame degli versi strani“ (Inf. IX, 61), nennt. Der große Bilderreichtum des deutschen Ausdrucks, eine bedeutend freiere und kühnere Verwendung der Metapher gestatten uns oft, Unsagbares ferne anklingen zu lassen. Was die französischen Symbolisten in dieser Richtung versuchen, muß einem deutschen Ohr meist kraftlos, oft kindisch erscheinen. Gegen die Bilderkühnheit Hölderlins kommt kein Viktor Hugo, gegen die Symbolik C. F. Meyers kein Chateaubriand auf. Und beide waren für Frankreich kühne Neuerer.

Infolge einer gewissen Ungenauigkeit, die wir gestatten, machen wir die Metapher leichter und häufiger anwendbar. Bismarck, einer der besten Stilisten der deutschen Sprache, sagte einmal, „er wolle das Gift tropfenweise aus dieser Frage drücken“. Der Franzose würde ein konkretes Zwischenglied verlangen, z. B. „eine giftige Wunde“, denn, genau genommen, kann man eine Frage nicht ausdrücken. Diese oft fruchtbare Nachsicht, die wir uns erlauben, wird leicht gefährlich, weil der Dispens, das konkrete Zwischenglied auszusprechen, leicht dazu führt, es in der Vorstellung zu vergessen, wodurch die schiefen Bilder der Zeitungs- und Beamtensprache entstehen. (Es werden z. B. „die heißen Töne der Leidenschaft angeschlagen“, wobei der Autor ebenso wenig die Flamme der Leidenschaft wie die Orgel der Dichtung vor Augen hat.) Die schiefe Metapher verrät nach Rivarols Meinung, stets eine gewisse „fausseté d'esprit“.

Die französische Klarheit wird besonders gefördert durch das Verbot, abstrakte Worte zu häufen. Unsere substantivierten Infinitive, unsere Worte auf —heit, —keit, auf —weise usw. verführen oft zu Verallgemeinerungen, ehe man das einzelne gegenständlich gemacht hat.

*

Wer die Zucht zum klaren Ausdruck durchgemacht hat und den Wert der präzisen Tönung und Halbtönung kennt, wird allmählich unfähig, ein halb andeutendes Gefasel zu verstehen. Er gewöhnt sich daran, in jedem Wort eine bestimmte und nur diese Funktion zu sehen, und nun funktioniert da allerlei Ungewolltes durcheinander, und das Gewollte funktioniert nicht ganz scharf. Es ist, als würde man aus einem Raum antelephoniert, in dem eine Gesellschaft redet. So kann ein einziger rhythmischer oder harmonischer Fehler einem geübten Musiker eine bekannte Melodie im Augenblick unkenntlich machen, während das gröbere Ohr unbeirrt bleibt. Es gibt eine Verfeinerung, die Einen schwerer von Begriff macht. Man will manchmal bösen Willen darin sehen, wenn die Franzosen gewisse schlecht geschriebene oder schlecht disponierte fremdländische Werke nicht verstehen, die zweifellos durch einen tiefen Grund von Wissenschaft oder Lebensgefühl den Kampf mit ihrer Stilverworrenheit reichlich lohnen. Aber sie verstehen sie wirklich nicht. An die genaue Metapher, an den fest umrissenen Ausdruck gewöhnt, vermuten sie in dem ungenauen Wort oder zufällig mit anklingenden Doppel- oder Nebensinn eine Absicht des Autors, und da sie sie nicht deuten können, werden sie verwirrt. Wer an die Durchtriebenheiten einer guten Prosa gewöhnt ist, traut den absichtslosen Bezügen eines mittelmäßigen Stils so wenig, wie ein Frauenkenner an eine allzu unbewußte Unschuld glaubt.

Viele Menschen, die angeblich jede leise Andeutung verstehen und für besonders fein differenziert gelten, sind bloß primitiv und genügsam, sie begnügen sich mit dem Ungefähr.

Manche Deutsche glauben auch an bösen Willen, wenn die Franzosen bei scheinbar kleinen Fehlern der Aussprache sie nicht mehr verstehen. Viele sprechen z. B. das Wort jouissance so aus, als würde es chouisanse geschrieben. Der Deutsche erkennt das Wort noch leicht in dieser Aussprache. Der Franzose aber muß bei der Silbe chou an Kohl denken und wird dadurch weit abgeführt von „jouir“. Die französische Aussprache ist besonders kompliziert und schärft das Ohr ungemein, so daß es hinfort keine Nuance mehr unbeachtet lassen kann. So sind z. B. borne und morte[1]) durchaus nicht gleichlautend mit Born und Mord. Auf dem r der beiden französischen Worte wird so lange verweilt, daß das n oder t fast den Wert einer Nebensilbe erhält. Wer das vernachlässigt, wird etwas weniger leicht verstanden. Ebenso kompliziert sind die Regeln der Accentuierung. Der Accent liegt im Französischen weder auf der ersten, noch auf der letzten, noch auf keiner Silbe: drei gleich falsche, in deutschen Lehrbüchern abwechselnd auftauchende Regeln, der Accent liegt stets auf einer ganz bestimmten, aber jeweilig vom musikalischen Empfinden gewählten Silbe. Wer z. B. statt la maison blanche betonte, la maisón blanche, würde ein französisches Ohr verwirren, wenn auch nur für den Bruchteil einer Sekunde, und an eine Orthographie denken lassen, wie meson oder mesong. Im Deutschen sind die Laute viel schärfer getrennt; ein Fremder, der statt nach dem Hafen, nach der Hafen fragt oder gar nach der Haffen, ist noch zur Not verständlich in einer Bevölkerung, die viel vom Hafen spricht. Wer aber la port sagt und gar das p mehr wie ein b spricht, der beschwört eine unsägliche Vorstellungsverwirrung herauf, man denkt an die Worte l'apport, l'abord, la bord, Worte, die obendrein noch sehr mannigfache, erst an dem jeweiligen Zusammenhang verständlich werdende Bedeutungen haben. Außerdem liebt der Franzose den witzigen Doppelsinn und jedes Ohr ist in dem Maß stumpf für die zufällige Zweideutigkeit, als es für das gewollte sous-entendu gespitzt ist.

[1]) Zitiert bei Groeber, Grundriß der romanischen Philologie, S. 590.

Eine Whitman-Biographie.

Vor ungefähr anderthalb Jahren erschien im Verlag von Methuen and Co., London, ein glänzend ausgestattetes Werk: A Life of Walt Whitman by H. B. Binns. Ich konnte dieses Buch im Literarischen Echo (15. Juni 1906) als die erste wissenschaftliche Darstellung großen Stiles rühmen, die nicht nur von Whitman selbst, sondern auch von seiner Zeit ein treues und umfassendes Bild gibt.

In fesselnder Schilderung führt uns Binns die politische und kulturelle Entwicklung der Vereinigten Staaten vor Augen. Wir sehen, wie der Gegensatz zwischen Norden und Süden, die zentralisierenden Tendenzen auf der einen, die separatistischen auf der anderen Seite zu einer entscheidenden Krisis führen, wie in dem grausamen Ringen des Bürgerkrieges die Union den Sieg gewinnt und wie nun endlich der Boden geschaffen ist für eine einheitliche, nationale Kultur. Wir sehen, wie sich diese ganze Entwicklung vornehmlich in den zwei größten Männern, die Amerika bisher hervorgebracht hat, spiegelt: in dem Staatsmann Lincoln und in dem Dichter-Propheten Whitman. Wie der tragische Tod Lincolns die mühsam erkämpfte Einheit besiegelt, so gibt ihr das Lebenswerk Whitmans den künstlerischen Ausdruck und die Verklärung in der Idee. Die „Grashalme" sind die erste künstlerische Großtat des modernen Amerika. „Amerika in der Verkörperung seines Nationaldichters" könnte man das Buch überschreiben.

Es war daher ein vortrefflicher Gedanke, es in deutscher Sprache herauszugeben. Denn trotz Münsterberg, Polenz, Goldberg, Hintrager, Pfister, Fulda usw. hat das deutsche Publikum noch immer keine rechte Vorstellung von dem, was die Vereinigten Staaten kulturell angefangen haben zu bedeuten. Der Verlag H. Haessel in Leipzig hat die Uebersetzung keinem Geringeren als Johannes Schlaf anvertraut, und damit das ernstliche Bestreben bekundet, das Werk in einer seinem Werte entsprechenden deutschen Form darzubieten. Leider hat sich aber Schlaf dieser schönen und wichtigen Aufgabe keineswegs gewachsen gezeigt. Seine englischen Sprachkenntnisse sind so mangelhaft, daß man fast zu dem Verdacht gedrängt wird, Schlaf hätte sich dieses Mangels bewußt sein und hätte von einem Unternehmen abstehen müssen, zu dessen gewissenhafter Ausführung ihm die elementarsten Voraussetzungen fehlten. So ist denn durch die Schuld des Uebersetzers eine an und für sich verdienstliche Tat in ihrer Wirkung verkümmert worden. Wir haben es nicht mit einer Uebertragung des Originals zu tun, sondern mit einer oberflächlichen Schülerarbeit.

Um diese Behauptung zu erhärten, kann ich an diesem Orte nur einige der allerkrassesten Beispiele anführen, die dem Anfang, der Mitte und dem Schluß des Buches entnommen sind.

Schlaf, Seite 41: Sie wiesen die Rechte einer Minorität ebenso weit von sich ab wie den Vorschlag einer Sezession." Binns, Seite 24: She (d. h. Carolina, von dem die Sezession ausging!) stood out for the rights of a minority so far as to propose secession." (Wörtlich: „Es trat so sehr für die Rechte der Minorität ein, daß es mit der Sezession drohte."

Schlaf, S. 44: „Es kam zu sehr empfindlichen Feindseligkeiten." Binns, S. 26: „It (d. h. der Süden) became excessively sensitive to hostility"; = Er wurde übertrieben empfindlich gegen Feindlichkeit (d. h. die agressive Politik des Nordens; es ist die Rede von den Jahren 1830—1840!).

Schlaf, S. 271: „Das Manuskript war zu Hause geblieben, an seine Stelle gefesselt, fleckig, in steingrauem Umschlag." Binns, S. 205: „The manuscript had remained at home, tied up in its square, spotted, stone-colour covers"; = Das Manuskript war zu Hause geblieben, in seinen quadratischen (es hatte Quartformat), gefleckten, steingrauen Umschlag gehüllt.

Schlaf, S. 404: „Wenn die Arbeiteragitation etwas anderes wäre, als ein mir von irgendwem verabfolgter Fußtritt, mit dem sie mich von sich ausschließt, würde ich mich für sie am Ende erwärmen, mag sein." Binns, S. 312: „When the Labour agitation is other than a kicking of somebody else out to let myself in, I shall warm up to it maybe"; = Wenn die Arbeiterbewegung einmal darüber hinaus ist, den einen auf Kosten des anderen zu verdrängen, so werde ich mich vielleicht dafür erwärmen.

Wer sich davon überzeugen will, daß diese Beispiele keine vereinzelten „Versehen" darstellen, sondern den Typ von Schlafs Uebersetzungskunst, der möge sich der Mühe einer Vergleichung selbst unterziehen.

München. O. E. Lessing.

Fortschritte des volkstümlichen Bibliothekswesens im Jahre 1906.

In zahlreichen deutschen Orten gehört die Volksbibliothek bereits zu den ständigen Einrichtungen. Ihre Notwendigkeit beweist die fast überall gemachte Erfahrung, daß jede neuerrichtete Bibliothek geradezu gestürmt und der vorhandene Bücherbestand in kürzester Zeit durchgelesen wird. Zwar kann es noch lange dauern, bis jeder Ort, gleichviel ob Dorf oder Stadt, seine Volksbibliothek besitzt. Immerhin darf man auf die großen im letzten Jahrzehnt gemachten Fortschritte stolz sein, so daß ein Rückblick auf die Erfolge des verflossenen Jahres 1906 angebracht erscheint.

Mit verhältnismäßig geringen Schwierigkeiten pflegt sich die Neueinrichtung von Volksbibliotheken in den Groß- und Mittelstädten zu vollziehen. Die Vorteile der Einrichtung sind zu offensichtlich, als daß man sie auf die Dauer übersehen könnte. Die gute Sache wird ungemein gefördert, wenn wohlhabende Volksfreunde Stiftungen oder Vermächtnisse für die Begründung von Bibliotheken bereitstellen. Das war besonders im vergangenen Jahre der Fall. Von den zahllosen Stiftungen anläßlich der Silberhochzeit des Kaiserpaares kamen auch einige den Volksbibliotheken zugute.

*

Neue Volksbibliotheken, zum Teil mit Lesehallen verbunden, entstanden in Dessau, Dresden-Plauen, Heidelberg, Krefeld, Mannheim, Münster i. W., Viersen. Im Laufe dieses Jahres werden Bibliotheken in Koblenz, Dortmund, Iserlohn und Krefeld eröffnet. Sehr groß ist die Zahl der neugegründeten kleineren Volksbibliotheken.

Eine Anzahl bestehender Bibliotheken und Lesehallen konnte bereits über gute Fortschritte aus dem alten Jahr berichten. So Berlin, Bremen, Breslau, Charlottenburg, Düsseldorf, Elberfeld, Essen, Hamburg, Jena, Köthen, Stuttgart. Zur Anregung der Leselust haben einige Volksbibliotheken Vorleseabende eingerichtet. Andere veröffentlichen in der Lokalpresse Abhandlungen über die Werke guter Schriftsteller.

Mit Schwierigkeiten aber ist sehr häufig die Gründung von Volksbibliotheken auf dem Lande und in kleinen Städten verbunden. Es fehlt hier nur zu oft an einem leistungsfähigen Träger der Bibliothek sowie am nötigsten, am Geld. Auch macht sich der Mangel einer zuverlässigen Statistik über das bisher Erreichte unangenehm fühlbar.

Freudig ist es daher zu begrüßen, da sich eine Reihe von gemeinnützigen Vereinen die Arbeit an den Volksbibliotheken zur besonderen Aufgabe gemacht hat, und daß das Werk auch vom Staate teils durch eigene Organisationen, teils durch Beihilfen unterstützt wird.

*

Beginnen wir unsere Rundschau im Osten des Vaterlandes, in der durch den polnischen Ansturm schwer heimgesuchten Provinz Posen. Hier hat die Volksbibliothek eine ganz besondere Mission zu erfüllen. Sie ist gewissermaßen ein

geistiges Bollwerk und ein Hort des Deutschtums. Diesem besonderen Umstande trug im Jahre 1903 die preußische Regierung durch Einrichtung des „staatlich organisierten Volksbibliothekswesens in der Provinz Posen" Rechnung. Es wurde im Anschluß an die in der Stadt Posen bestehende Kaiser Wilhelm-Bibliothek eine Provinzial-Wanderbibliothek eingerichtet. Sie soll dazu dienen, die Bücherbestände der öffentlichen Volksbibliotheken, namentlich der Wanderbibliotheken der einzelnen Kreise, durch sorgfältig ausgewählten und alljährlich zu wechselnden Lesestoff zu verstärken und auf die Hebung und Ausgestaltung des Volksbibliothekswesens der Provinz hinzuwirken. Der letzte Jahresbericht dieser Bibliothek weist einen sehr erfreulichen Fortschritt auf. Ihre absolute Notwendigkeit lehrt ein Blick auf die hoch entwickelten polnischen Bibliotheken. Erwähnt sei noch, daß die Stadtbibliothek in Bromberg zum Nutzen ihrer Leser seit 1906 eine eigene Zeitschrift herausgibt.

Eine ähnliche Einrichtung wie in Posen besteht im oberschlesischen Industriebezirk. Auch hier ließ die national und konfessionell gemischte Bevölkerung besondere Maßnahmen angezeigt erscheinen. Die meisten oberschlesischen Kreise und Städte haben sich zu einem „staatlich unterstützten Bibliotheksverband" zusammengeschlossen. Der Verband bezweckt die Pflege des Gemeingefühls der Bibliotheksverwaltungen und die einheitliche Verwertung ihrer Erfahrungen für die innere und äußere Ausgestaltung des oberschlesischen Volksbibliothekswesens. Die wichtigste Aufgabe sieht der Verband in der Ausarbeitung eines Musterkataloges. Am 1. April 1906 bestanden im Verbandsgebiet 435 Büchereien. Sehr lehrreich für jeden, der mit Volksbildung zu tun hat, ist das Studium des letzten Jahresberichts für 1905. Auch dieser Verband läßt eine eigene Zeitschrift erscheinen.

Um die Förderung des hannöverschen Volksbibliothekswesens hat sich im vergangenen Jahr die Landesversicherungsanstalt in Hannover durch Herausgabe einer systematischen Uebersicht über die in ihrem Dienstbereich bestehenden Bibliotheken verdient gemacht. Der interessante Bericht kommt zu dem Schluß, daß von den ungefähr 4350 hannöverschen Orten nur ca. 800 Volksbibliotheken besitzen. Nicht mit eingerechnet hierbei sind die vielerorts bestehenden Vereinsbibliotheken von Krieger-, Männer-, Jünglings- und ähnlichen Vereinen. Diese Bibliotheken treten zwar vielfach an die Stelle der allgemeinen Volksbibliothek, vermögen sie aber niemals voll zu ersetzen, da sie nur für die Vereinsangehörigen bestimmt sind und andererseits nur zu oft über zu geringe Geldmittel verfügen, als daß sie größeren Ansprüchen genügen könnten. Hoffentlich hat die dankenswerte Zusammenstellung der Versicherungsanstalt den Erfolg, daß sie in wenigen Jahren über ganz andere Resultate berichten kann. — Ein ähnliches Zahlenverhältnis wie in Hannover würde sich übrigens bei entsprechenden Erhebungen in vielen anderen Provinzen und Bundesstaaten zeigen.

Neben den preußischen Kreisverwaltungen, die jetzt fast ausnahmslos Wander- oder Standbibliotheken eingerichtet und unterstützt haben, verdient die Königliche Generalkommission für die Provinzen Brandenburg und Pommern besondere Erwähnung. In jeder von ihr errichteten Rentengutskolonie gelangt eine Bibliothek zur Aufstellung. Bei der Bücherauswahl wird auf gute landwirtschaftliche Literatur besonders Bedacht genommen. 1906 sind 5 neue Bibliotheken eröffnet. Auch von vielen Eisenbahn- und Militärbehörden sind im verflossenen Jahr Büchereien für Beamte und Mannschaften eingerichtet.

Von gemeinnützigen Vereinen, die sich im Süden des Vaterlandes die Förderung des Volksbibliothekswesens zur Aufgabe gemacht haben, muß für die Rheinpfalz und beide Hessen der Rhein-mainische Verband für Vorlesungen in Frankfurt a. M. genannt werden. — In Württemberg will von nun an der Landesverein für ländliche Wohlfahrtspflege in Stuttgart der Angelegenheit erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden. — Volksbibliotheken in den katholischen Landesteilen gründet seit Jahren der „Borromäusverein".

Im nördlichen Deutschland ist für die Gründung von Volksbibliotheken neben der „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung" und der „Deutschen Dichtergedächtnisstiftung" hauptsächlich der „Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken" (Berlin SW. 13, Alte Jakobstraße 129) tätig.

Der Zentralverein brachte im Jahre 1906 an 1882 Volksbibliotheken 90,186 Bücher zur Versendung. Davon entfallen auf Preußen 76,196, auf die Bundesstaaten 10,350 und auf das Ausland 3640 Bände. In Preußen steht wie immer Brandenburg an erster Stelle mit 13,163 Bänden. Es folgen Provinz Sachsen mit 8349, Ostpreußen mit 7585, Westfalen mit 6814, Pommern mit 6289, Rheinprovinz mit 6169, Schleswig-Holstein mit 5501, Hessen-Nassau mit 5316, Schlesien mit 4636, Hannover mit 4549, Westpreußen mit 4079 und Posen mit 3746 Bänden. Von den Bundesstaaten erhielten Württemberg 2593, Bayern 1731, Großherzogtum Hessen 1133, Königreich Sachsen 1104, Baden 888, Mecklenburg-Schwerin 567, Elsaß-Lothringen 563, Braunschweig 509, Thüringische Staaten zusammen 729, die übrigen Staaten 533 Bände. Ferner gingen nach Rußland 2544 Bände, nach Oesterreich-Ungarn 686, nach Rumänien 250, nach Brasilien 10, nach Frankreich, Türkei und Kamerun je 50.

Der Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken sucht hauptsächlich kleineren Gemeinden, Schulen, Vereinen, Privatpersonen usw., welche über geringe Geldmittel verfügen, aber doch in Besitz guter Bücher gelangen möchten, die Gründung von Bibliotheken dadurch zu erleichtern, daß er ihnen schon gegen einen viermaligen Jahresbeitrag von mindestens je 6 M eine Sammlung von 50 guten unterhaltenden und belehrenden Büchern zum Eigentum liefert. Wer sich zur Zahlung dieses Beitrages verpflichtet, kann die gewünschten Werke in geschlossener Reihe oder in freier Auswahl nach dem Bücherverzeichnis des Vereins bestellen. Die Bücher werden später nicht zurückgegeben, sondern bilden den Grundstock der Bibliothek. Der Zentralverein liefert jedes Buch in haltbarem Bibliothekseinband, er gewährt alle buchhändlerischen Vorteile und sendet auf Wunsch ausführliche Kataloge über deutsche Gesamtliteratur und die Heimatliteratur jeder Provinz nebst Vorschlägen für die Verwaltung einer Bibliothek kostenlos an jeden Interessenten. Der Zentralverein hat zurzeit zirka 2100 Mitglieder. Er läßt zur Förderung des Volksbibliothekswesens unter dem Titel: „Eckart. Ein deutsches Literaturblatt" ein eigenes Monatsorgan erscheinen.

Wir schließen unsere Rundschau mit einem Blick auf Rußland. Eingedenk seines Wahlspruchs „Gedenke, daß du ein Deutscher bist", hat der „Deutsche Verein für Livland" beschlossen, die Gründung von Schüler-, Wander- und Volksbibliotheken in den deutschen Ostseeprovinzen in die Hand zu nehmen. Dieses Vorgehen ist um so anerkennenswerter, als eine Gründung von Bibliotheken nach den revolutionären Unruhen nur unter großen Opfern vor sich gehen kann. Möchten sich auch im deutschen Vaterlande recht viele Kräfte für den Dienst an den Volksbibliotheken und, was noch wichtiger ist, recht viele Geber der nötigen Geldmittel finden.

Nach dem Urteil eines unserer ersten Nationalökonomen ist die soziale Frage nicht nur eine materielle, sondern auch eine Bildungsfrage. An ihrer Lösung mitzuwirken, ist in erster Linie die Volksbibliothek berufen.

Bücher und Zeitschriften.

Die Kämpfe zur See im russisch-japanischen Kriege von N. L. Klado, kaiserl. russ. Kapitän zur See und Professor an der kaiserl. Marine-Akademie. Autorisierte Uebersetzung von Hasse, Leutnant im Infanterie-Regiment von Courtière. Mit 31 Skizzen. Berlin, Hofbuchhandlung Karl Siegismund, 1907.

Kapitän zur See Klado gehört zu der kleinen Schar russischer Offiziere, die ohne Rücksicht auf die eigene Karriere freimütig gegen die Mißstände in Heer und Flotte auftraten. Seine Berichte über die russische Seemacht erregten noch während des letzten Krieges berechtigtes Aufsehen und veranlaßten langwierige Untersuchungen und Debatten, aus denen Kapitän Klado jedoch völlig gerechtfertigt hervorging. Sein vorliegendes zweites Werk behandelt in scharfer, kritischer Darstellung die Ursachen der russischen Niederlagen zur See. Wenn auch das Ergebnis der Prozesse gegen die Admirale Roschdjestwenskij und Nebogatow in unwesentlichen Einzelheiten von den Angaben Klados abweicht, so wird das Kladosche Buch trotzdem ein Quellenwerk ersten Ranges über den russisch-japanischen Seekrieg bleiben, dessen Studium für jeden Marinefachmann unerläßlich, für den Politiker, Armeeoffizier und jeden gebildeten Laien empfehlenswert ist.

Aus dem hochinteressanten Schlußkapitel seien folgende, auch für deutsche Verhältnisse bemerkenswerte Folgerungen Klados hervorgehoben:

Der Krieg hat mit voller Klarheit bestätigt, daß die Schlacht durch Linien-Panzerschiffe entschieden wird, aus denen daher der Kern jeder Flotte bestehen muß. Daneben muß es eine Anzahl Panzerkreuzer geben, die zur Teilnahme an der Schlacht befähigt, dabei aber schneller als alle Linienschiffe sind, und außerdem im Aufklärungsdienst verwendet werden können. Die großen geschützten Kreuzer verwirft Klado gänzlich und befürwortet den Bau von Torpedojägern (leistungsfähigen kleinen Kreuzern) und großen Torpedobooten. Soweit decken sich Klados Auffassungen ungefähr mit denen unserer Marinebehörden, die die großen Kreuzer vorwiegend nur zu kolonialen Zwecken beibehalten. Merkwürdigerweise kommt Klado jedoch in bezug auf die artilleristische Armierung der Schiffe zu Schlüssen, die wir bereits als veraltet ansehen. Er beschränkt die Aufgaben der Artillerie auf Zerstörung der schwach gepanzerten Schiffsaufbauten und Außergefechtsetzen der Besatzung, und verzweifelt daran, die stark geschützten Lebensteile der Schiffe zu treffen. Demzufolge glaubt er, bei einem Kaliber von 25 Zentimeter für die schwere Artillerie stehen bleiben zu können. Unsere Marine dagegen hat sich für ein 28 Zentimeter-Geschütz entschieden, die meisten anderen Seemächte für ein Kaliber von 30.5 Zentimeter. Wir hoffen, damit auch die stärksten Panzer auf Entfernungen von 3—4 Kilometer zu durchschlagen und die vitalen Schiffsteile zu treffen. Die Gründe, die Kapitän Klado für seine Meinung anführt, werden schwerlich ungeteilte Zustimmung in Fachkreisen finden, so beachtenswert die Erwägungen des hervorragenden Marineoffiziers auch sonst erscheinen mögen.

Grunewald. O. v. Schwartz.

Lehrbuch der Vibrationsmassage. Von K. Witthauer. Leipzig 1905. F. C. W. Vogel. 118 S. mit 18 Abbildungen. 4 Mark.

Die Vibrationsmassage ist erst seit 25 Jahren bekannt, obgleich man lange vorher schon wußte, daß die Erschütterungsgymnastik zu therapeutischen Zwecken mit Vorteil verwendet wird. In den letzten Jahren wurden die Apparate wesentlich verbessert, und heute verfügen viele Aerzte über die zur Vibrationsmassage notwendige Einrichtung. Hauptsächlich wird sie angewendet bei Frauenkrankheiten, hat aber auch bei Affektionen der Respirationsorgane und des Verdauungskanals, besonders aber bei Herz- und Nervenkrankheiten Eingang gefunden. Was der Fachmann über Vibrationsmassage zu wissen braucht, ist in der Arbeit Witthauers enthalten, welche zudem noch durch eine Reihe vorzüglicher Illustrationen geschmückt ist.

München. F. C. Müller.

* **Gottfried Keller.** Sieben Vorlesungen von Albert Köster. 2. Aufl. Leipzig 1907. Teubner. 160 S. geb. 3.50 M.

Der kostbare Kellerschlüssel, der vor sieben Jahren in Kösters Hamburger Vorlesungen dem deutschen Volke dargebracht wurde, ist zum zweiten Male, blank geputzt, aus der Werkstatt hervorgegangen. Die schon damals recht schmucke Ausstattung des Büchleins ist durch hübsche Initialen und Zierleisten vervollkommnet, und der Verfasser, der ja inzwischen durch seine Ausgabe des Briefwechsels zwischen Keller und Storm uns eine weitere wertvolle Gabe beschert hat, hat den Inhalt aus vertiefter Kenntnis vielfach bereichert. Die Analysen der Dichtungen sind durch manchen Strich verfeinert: so ist beim „Grünen Heinrich" die Darstellung des Verhältnisses zu Jean Paul eingeschränkt, Mörike mit herangezogen, die Komposition durch den Vergleich mit einem wenig bekannten Karton Kellers charakterisiert. Unter den „Züricher Novellen" findet „Ursula" eine eingehende Betrachtung, die zu einer Parallele mit C. F. Meyers historischen Novellen weitergeführt wird. Auch Kellers köstliche Briefkunst erhält nunmehr ihre Würdigung in dem neu hinzugekommenen Schlußabschnitt, der die Persönlichkeit und den Stil des Dichters zusammenfassend charakterisiert.

---

* **Zeitschriften-Literatur.** Zeitschrift für Deutsche Wortforschung. Herausgegeben von Friedrich Kluge. Straßburg. Verlag von Karl J. Trübner. 8. Band. Das den Schluß des Bandes bildende 4. Heft vom Februar 1907 hat folgenden Inhalt: Götze, Alfred: Treffen. — Behaghel, O.: Zum substantivierten Infinitiv. — Wehrle, Hugo: Die deutschen Namen der Himmelsrichtungen und Winde. — Lexikographische Berichte: Götze, Alfred: Das Wörterbuch der Elsässischen Mundarten. — Kluge, F.: Das schwäbische Wörterbuch. — ***: Der lateinische Wortschatz. — Bücherschau von F. Kluge und Alfred Götze. — Zeitschriftenschau von A. Gombert. — Programmschau von F. Burg. — Kleine Beiträge zum neuhochdeutschen Wortschatz von J. E. Wülfing, H. Krebs und E. Hoffmann-Krayer. — Sprachatlas des Deutschen Reichs von Wenker. — Kluge, F.: Ernst Förstemann †.

* Markenschutz und Wettbewerb. Monatsschrift für gewerblichen Rechtsschutz. Herausgegeben von Dr. Martin Wassermann, Rechtsanwalt zu Hamburg. Verlag von Dr. Wedekind u. Co., Berlin SW. 19. Nummer 5 des 6. Jahrganges hat folgenden Inhalt: H. Lienau, Unlauterer Wettbewerb. Medaillenunwesen und Ausstellungsschwindel. — Julius Bachem, § 826 des BGB. in seiner Bedeutung für das geschäftliche und gewerbliche Leben. — Paul Werthauer, Das neue japanische Gebrauchsmustergesetz. — Liertz, Der Kampf um die Marke VI. — Sollen die Handelskammern unlautere Reklame verfolgen? — Unlauterer Wettbewerb im Sekthandel. — Zur Ausverkaufsfrage. — Aus der Praxis des Patentamtes. — Bücher und Zeitschriften.

Allgemeine Rundschau.

Der Simplontunnel.

Die am 12. Februar unter dem Vorsitze des Wirklichen Geh. Rats Dr. ing. Schroeder abgehaltene Sitzung des Vereins für Eisenbahnkunde in Berlin war dem größten Werke der neuzeitlichen Ingenieurbaukunst, dem Simplontunnel, gewidmet. Dr. Konrad Pressel, ordentlicher Professor an der Technischen Hochschule in München, dem als früheren Oberingenieur auf der Südseite des Tunnels ein wesentlicher Anteil an dem Gelingen des Werkes gebührt, führte in seinem Vortrage aus, daß mit der Vollendung des Simplontunnels ein neuer Zeitabschnitt im Tunnelbau eingetreten sei. Bei diesem Bau habe man die Erfahrung gemacht, daß durch die moderne Technik auch die Ausführung von Tunnels in größerer Länge möglich sei, als man früher angenommen habe. Der Simplontunnel sei der längste Tunnel der Erde; er liege verhältnismäßig niedrig, und zwar durchschnittlich auf 680 Meter über dem Meere, d. i. 450 Meter niedriger als der Gotthardtunnel und 600 Meter niedriger als der Mont Cenis- und der Arlbergtunnel. Durch die tiefe Lage sei der Bahnbetrieb verbilligt und auf den Zufahrtslinien besser, namentlich gegen Lawinengefahr, geschützt.

Zu den größten Schwierigkeiten bei dem Bau langer Tunnels gehört die Schaffung erträglicher Arbeitsbedingungen. Während der Arbeiten im Gotthardtunnel z. B. ist die Lufttemperatur bis 40 Grad Celsius gestiegen. Bei dem Bau des Simplontunnels hat man auf eine höhere Temperatur rechnen müssen und deshalb einen ganz neuen Weg beschritten, der zu einem durchschlagenden Erfolg führte und für den Bau aller künftigen längeren Tunnels vorbildlich sein wird. In den Berg sind nämlich von beiden Seiten je zwei getrennte Stollen in gleicher Höhenlage getrieben und in Abständen von je 200 Meter miteinander durch Querstollen verbunden worden, von denen aber immer nur einer, der der Arbeitsstelle an der Spitze der Hauptstollen nächste, offen gelassen wurde. Mit großen Zentrifugal-Ventilatoren hat man dann durch den einen Stollen frische Luft hineingeblasen, die auf dem Rückwege durch den anderen Stollen zugleich die verbrauchte Luft und die beim Sprengen entstandenen Verbrennungsgase herausbeförderte.

Außerdem wurden große Mengen kalten Wassers durch gegen Erwärmung geschützte Rohre in den Tunnel hineingeleitet und dort durch Brausen zur Abkühlung der Luft und des Gesteins benutzt. So gelang es, die Temperatur der Luft durchschnittlich auf 25 Grad Celsius zu halten, obwohl die Temperatur des Gesteins und der heißen Quellen bis zu 56 Grad Celsius stieg.

Die Bohrarbeit im Tunnel erfolgte durch Brandsche Bohrmaschinen mit ihren stählernen Hohlbohrern. Durch diese wurden Löcher von 1.3 Meter Tiefe in das Gestein getrieben, die zur Absprengung des Gesteins mit Dynamit dienten. Die abgesprengten Massen wurden auf einer eingleisigen Bahn im sogenannten Richtstollen auf die großen Schutthalden vor den Tunnelmündungen befördert. Außerdem diente die Bahn noch für die Beförderung der vielen Hunderte von Arbeitern, ferner der Sprengstoffe, des Rüstholzes, der Schienen, Mauersteine usw.

Nur mit den Mitteln einer auf das höchste Maß der Leistung gesteigerten Technik und mit zähester Ausdauer war es möglich, die großen Schwierigkeiten des Tunnelbaues zu überwinden. Die Schwierigkeiten waren besonders groß da, wo stark drückendes Gebirge in Gestalt teigartiger Massen zu durchbohren war oder wo mächtige heiße Quellen einbrachen. Wer heute durch den Simplontunnel fährt, merkt davon nichts mehr. Die Zugförderung erfolgt jetzt ausschließlich mit elektrischen Lokomotiven, doch können auch Dampflokomotiven sehr wohl den Dienst tun, ohne lästig zu werden, da die Lüftung des Tunnels mit seinen großen Ventilatoren ausgezeichnet ist. Denn unausgesetzt werden durch diese Maschinen von Nord nach Süd große Luftmassen in den Tunnel hineingeblasen und von Süden her herausgesogen.

Professor Pressel veranschaulichte seinen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag durch etwa 100 Lichtbilder, die er zum größten Teile selbst oft unter den schwierigsten Verhältnissen während des Baues aufgenommen hatte.

Kleinere Mitteilungen.

* **Eine Geburtstagsehrung für Ernst Haeckel.** Am Geburtstage Professor Ernst Haeckels, den er am 16. Februar beging, machte die Universität Jena bekannt, daß in Kürze mit dem Bau eines phylogenetischen Museums begonnen werden wird, dessen Kosten aus den Erträgnissen der Haeckel-Stiftung, ferner aus Beiträgen der Karl Zeiß-Stiftung und des Herzogs Georg von Meiningen bestritten werden.

* **Personalien.** Der Professor der Kunstgeschichte in Göttingen, Dr. Robert Vischer, feiert am 22. Februar seinen 60. Geburtstag. Durch einige wertvolle Arbeiten, sowie durch die Herausgabe der berühmten Vorträge seines Vaters, des Altmeisters der Aesthetik, hat sich Robert Vischer um die deutsche und englische Literatur verdient gemacht. — Am Sonntag Vormittag entschlief nach einem schweren Todeskampf in seiner Berliner Wohnung der Geheime Oberregierungsrat Professor Wilhelm v. Bezold, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Direktor des Meteorologischen Instituts, das unter seiner Leitung sich zu seiner jetzigen hohen Bedeutung entwickelt hat. Der Verstorbene entstammte einer alten Münchener Patrizierfamilie und wurde am 21. Juni 1837 in der bayerischen Hauptstadt geboren, hat also nicht ganz das siebzigste Lebensjahr erreicht. Seit Ende des vorigen Jahres konnte er seine Wohnung nicht mehr verlassen und die Erscheinung zunehmender Arterienverkalkung machte sich geltend. Mit dem Kaiser, der seine Vorträge oft besuchte, verband den Gelehrten eine besondere Freundschaft. — In Braunschweig ist der emeritierte ordentliche Professor der Pharmazie und allgemeinen Chemie an der dortigen Technischen Hochschule, Geh. Hofrat und Geh. Medizinalrat Dr. Robert Otto, im 70. Lebensjahre gestorben. — Aus Paris wird gemeldet, daß der kürzlich durch den Nobel-Preis ausgezeichnete Chemiker Henri Moissan bedenklich erkrankt ist.

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der erste Lehrer mit dem Titel und Rang eines außerordentlichen Professors am zahnärztlichen Institut der hiesigen Universität Dr. Otto Walkhoff, der kürzlich einen Ruf nach Leipzig ablehnte, wurde ohne Aenderung seiner Lehraufgabe zum außerordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät der Universität ernannt und ihm der Titel und Rang eines kgl. Hofrates verliehen.

hc. **Stuttgart.** Der ordentliche Professor für technische Mechanik an der hiesigen Technischen Hochschule, Oberbaurat Edmund von Autenrieth, ist auf sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt und ihm aus diesem Anlaß der Titel eines Baudirektors verliehen worden. — Die ordentliche Professur für Ornamentenzeichnen und Figurenzeichnen, Aquarellieren und dekoratives Entwerfen an der Technischen Hochschule wurde dem Kunstmaler Schmoller v. Eisenwerth in München übertragen.

hc. **Berlin.** Professor Dr. Heinrich Rubens, Ordinarius des physikalischen Instituts an der hiesigen Universität, wurde zum ordentlichen Professor der Physik an der Kaiser Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen daselbst ernannt. — Als Privatdozent für Geologie und Paläontologie hat sich am 16. d. M. Dr. phil. Walther v. Knebel in der hiesigen philosophischen Fakultät eingeführt. In der Antrittsvorlesung sprach er über die Anschauungen vom Erdinnern.

* **Breslau.** Der hiesige Magistrat hat an den Finanz- und den Kultusminister die Bitte gerichtet, anzuordnen, daß die in Breslau zu errichtende Technische Hochschule alsbald durch Einrichtung von Abteilungen für Hochbau und für Ingenieurbauwesen, einer vollständigen Abteilung für Maschinenbau und Vervollständigung der Abteilung für allgemeine Wissenschaften ergänzt werden, ferner daß die Hochschule mit vollem Prüfungsrecht für Studierende der Technik ausgestattet, und daß das Hauptgebäude der Hochschule alsbald für die so zu ergänzende Anstalt ausgebaut werden möge.

* **Marburg.** Der ordentliche Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft und der alten Sprachen an der hiesigen Universität, Dr. Ferdinand Justi, ist am Sonntag Abend im 70. Lebensjahre gestorben.

* **Halle.** Der Untersuchungsrichter am Landgericht zu Heidelberg und Privatdozent in der juristischen Fakultät der dortigen Universität, Landgerichtsrat Dr. Karl Heinsheimer, ist, nach der Täglichen Rundschau, als Nachfolger des Geheimrats Dr. Friedrich Stein auf den Lehrstuhl für Zivilprozeß an der hiesigen Universität in Aussicht genommen.

* **Cambridge.** Der Herzog von Devonshire veröffentlicht als Kanzler der Universität einen Aufruf, worin er zur Sammlung von anderthalb Millionen Pfund Sterling auffordert, um die Hochschule auf ihrer wissenschaftlichen Höhe zu erhalten. Es wird an der dortigen Universität das Studium der höheren Mathematik zum großen Nachteil der anderen Wissenszweige auf die Spitze getrieben. Hier soll wohl jetzt ein Ausgleich geschaffen werden, nachdem der Senat eine Einschränkung des mathematischen Studiums abgelehnt hat.

Verzeichnis der Vorlesungen

an der (23034)

Königlichen Universität Breslau

im Sommer-Semester 1907

vom 16. April bis 14. August 1907.

Den unentgeltlichen Vorlesungen ist ein g beigesetzt. Die Ziffern geben die Stundenzahl an.

Katholisch-theologische Fakultät.

Ordentliche Professoren.

Nikel: Im theologischen Seminar alttestamentliche exegetische Uebungen (1 g); Die neueren Angriffe auf das Alte Testament (für Hörer aller Fakultäten) (1 g); Geschichte des Volkes Israel (2); Erklärung des Buches Job (3). — Laemmer: Einführung in die Kirchenrechtswissenschaft (1 g). — Koenig: Repetitorium der Pastoral (1 g); Kirchliche Rhetorik und Pädagogik (4). — Sdralek: Im theologischen Seminar kirchengeschichtliche Uebungen (1 g); Allgemeine Kirchengeschichte, II. Teil (5). — Pohle: Dogmatische Uebungen im theologischen Seminar (1 g); Repetitorium der speziellen Dogmatik (1 g); Die Lehre vom Ablaß und das Sakrament der letzten Oelung (1 g); Spezielle Dogmatik, II. Teil (5). — Nürnberger: Im theologischen Seminar kirchengeschichtliche Uebungen (2 g); Allgemeine Kirchengeschichte, Neuzeit (seit der abendländischen Kirchenspaltung) (4). — Sickenberger: Neutestamentliche exegetische Uebungen im theologischen Seminar (2 g); Erklärung des Römerbriefes (4); Die Vorlesungen über Moraltheologie werden von einem noch zu berufenden Professor später angekündigt werden.

Außerordentliche Professoren

v. Tessen-Westerski: Apologetische Uebungen (1 g); Apologetik, I. Teil (4); Philosophisch-theologische Propädeutik, I. Teil (2). — Triebs: Repetitorium des Kirchenrechts (1 g); System des Kirchenrechts, I. Teil (5); Kirchliches Vermögensrecht nebst Kirchensteuergesetzen (2).

Privatdozent.

Lux: Institutionen des Privatkirchenrechts (5).

Evangelisch-theologische Fakultät.

Ordentliche Professoren.

Arnold: Kirchengeschichtliche Uebungen im theologischen Seminar (2 g); Kirchengeschichte, I. Teil (5); Symbolik und vergleichende Konfessionskunde (5); Schlesische Kirchengeschichte bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen (3); Schleiermachers Leben und Schriften (2). — Kawerau: Homiletische Uebungen des praktischen Seminars (2 g); Katechetische Uebungen des praktischen Seminars (2 g); Praktische Theologie, I. Teil (Lehre vom geistlichen Amte und Liturgik) (5); Innere Mission (2); Geschichte des evangelischen Gemeindegesangs (im akademischen Institut für Kirchenmusik) (1). — Cornill: Alttestamentliche Uebungen im theologischen Seminar (2 g); Hiob (5); Geschichte des Volkes Israel (5). — Schmidt: Systematische Uebungen im theologischen Seminar (2 g); Neutestamentliche Theologie (5); Dogmatik, I. Teil (5); Encyklopädie der theologischen Wissenschaften (Einleitung in das theologische Studium) (2); Ein zu berufender Professor: Neutestamentliche Uebungen im theologischen Seminar (2 g); Einleitung ins Neue Testament (5).

Ordentlicher Honorarprofessor.

v. Hase: Die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen (1 g); Buddhismus und Christentum (1 g).

Außerordentliche Professoren.

Löhr: Hebräische Uebungen (1 g); Erklärung der kleinen Propheten (5). — Kropatschek: Dogmatische Uebungen (1 g); Dogmatik II. Teil (5); Knucker: Neutestamentliche Uebungen (2 g); Erklärung des Kolosser- und Epheserbriefs (2); Johannes-Evangelium (5).

Privatdozenten.

Hoffmann: Der erste Clemensbrief (2 g); Ausgewählte Kapitel aus der Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts (2). — Schian: Homiletik (2).

Juristische Fakultät.

Ordentliche Professoren.

Leonhard: System des römischen Privatrechts (Institutionen) (8); Auslegung von Stellen des corpus juris civilis mit schriftlichen Arbeiten (2); Ueber die Bedeutung der Papyrusfunde für die römische Rechtsgeschichte (1 g). — Dahn: Im Seminar: Erklärung von Tacitus' Germania (1 g); Deutsches Handels-, Wechsel- und Seerecht (4). — Brie: Staatsrecht des Deutschen Reichs und Preußens (5); Deutsches und preußisches Verwaltungsrecht (4); Völkerrecht (3); Ueber Verwaltungsgerichtsbarkeit (1 g). — Fischer: Einführung in die Rechtswissenschaft (Encyklopädie des Rechts) (4); Juristische Besprechungen, nur für Studierende des ersten Semesters (1 g); Deutsches bürgerliches Recht, IV. Teil (Familienrecht und Erbrecht) (6); Zwangsvollstreckung und Konkurs (3); Zivilprozeßpraktikum und Konversatorium, mit schriftlichen Arbeiten (2). — Gretener: Rechtsphilosophie (2); Zivilprozeß, mit Ausschluß von Zwangsvollstreckung und Konkurs, aber einschließlich der Gerichtsverfassung (5); Strafprozeß (5); Strafrechtspraktikum und Konversatorium, mit schriftlichen Arbeiten (2); Im Seminar: Lektüre der deutschen Militär-Strafgerichtsordnung (1 g). — Schott: Römische Rechtsgeschichte (4); Römischer Zivilprozeß (2); Deutsches bürgerliches Recht, III. Teil (Sachenrecht) (5); Uebungen im Bürgerlichen Recht für Vorgeschrittene, mit schriftlichen Arbeiten (2); Im Seminar: Erklärung von Gaius, Buch IV (1 g). — Meyer: Deutsche Rechtsgeschichte (5); Grundzüge des deutschen Privatrechts (4); Uebersicht über die Rechtsentwicklung in Preußen (2); Urheber-, Verlags- und Erfinderrecht (1 g); Deutsches Genossenschaftsrecht (Landwirtschaftsrecht, Teil II) (1); Uebungen im bürgerlichen Recht für Anfänger, mit schriftlichen Arbeiten (2).

Ordentlicher Honorarprofessor.

Engelmann: Internationales Privatrecht (2); Handels- und wechselrechtliche Uebungen, ohne schriftliche Arbeiten (1½).

Außerordentlicher Professor.

Hellborn: Einleitung ins Strafrecht (1 g); Strafrecht (5); Kirchenrecht der Katholiken und Evangelischen (5).

Privatdozent.

Klingmüller: Deutsches bürgerliches Recht, I. Teil (Allgemeiner Teil) (4); Deutsches bürgerliches Recht, II. Teil (Recht der Schuldverhältnisse) (5); Freiwillige Gerichtsbarkeit des Deutschen Reiches und Preußens (1); Repetitorium des römischen Rechts (2).

Medizinische Fakultät.

Ordentliche Professoren.

v. Strümpell: Medizinische Klinik (7); Klinische Blüte (1 g). — Hasse: Anleitung zu selbständigen anatomischen Arbeiten für Vorgeschrittene (tägl. g); Allgemeine und spezielle Anatomie und Entwicklungsgeschichte des Menschen, II. Teil (Gefäß- und Nervenlehre) (7); Bau und Entwicklungsgeschichte der Sinnesorgane des Menschen (3); Mikroskopische Uebungen für Anfänger, gemeinsam mit dem Prosektor Dr. Wetzel (4 bezw. 8). — Ponfick: Leitung der Arbeiten im pathologischen Institute (tägl. g); Pathologische Anatomie und Histologie in kasuistischen Demonstrationen (4); Praktischer Kursus der pathologischen Histologie (6). — Flügge: Arbeiten im hygienischen Institut (42 g); Ueber Schutzimpfungen, mit praktischen Uebungen in der Schutzpockenimpfung, mit Dr. Reichenbach (1); Bakteriologischer Kursus, in 2 Abteilungen (alternierend mit den Abteilungen des chirurgischen Operationskursus) (4). — Filehne: Arbeiten im pharmakologischen Institut (24 g); Arzneimittellehre mit experimentellen Demonstrationen (4). — Küstner: Geburtshilfliche und gynäkologische Klinik und Poliklinik (5); Praktische Geburtshilfe mit Uebungen am Phantom (4); Ueber Schwangerschaft mit Demonstrationen und Uebungen (1 g); Gynäkologische Operationen und Demonstrationen, nur für die Besucher der Klinik (täglich g von 9½ an); Gynäkologischer Kursus (Propädeutik, Diagnostik und kleine Therapie) (4). — Uhthoff: Ophthalmologische Klinik und Poliklinik (4½); Die Lehre von den Augenoperationen, mit praktischen Uebungen (1 g); Arbeiten im Laboratorium der Klinik (gemeinsam mit Dr. Heine). — Garrè: Chirurgische Klinik und Poliklinik (7½); Chirurgischer Operationskursus mit Uebungen an der Leiche (7½); Aseptische Operationen (12½ g); Chirurgisch-topographische Anatomie (gemeinsam mit Dr. Stich) (1 g). — Hürthle: Experimentalphysiologie, Teil I (Assimilation) (6); Arbeiten im physiologischen Institut (tägl. g, vormittags); Physiologisches Praktikum, gemeinschaftlich mit Dr. Jensen (3); Physiologisch-chemisches Praktikum, gemeinschaftlich mit Professor Dr. Röhmann (6). — Bonhoeffer: Psychiatrische und Nervenklinik (4); Ergänzungsvorlesung, Demonstration ambulanter Nervenkranker (1½ g); Praktische Arbeiten auf dem Gebiete der Anatomie und Pathologie des Gehirns (20). — Czerny: Klinik und Poliklinik der Kinderkrankheiten (2); Der Arzt als Erzieher (1 g); Arbeiten im Laboratorium der Kinderklinik (g)

Außerordentliche Professoren.

Hirt: Die Krankheiten des Nervensystems (3); Die Krankheiten des Rückenmarkes (1 g). — Reisser: Klinik und Poliklinik der Haut- und venerischen Krankheiten (4½). — Magnus: Augenspiegelkursus (2); Geschichte der Medizin (1—2 g). — Lesser: Uebungen in der Begutachtung von Einzelfällen, für Mediziner (1 g); Gerichtliche Medizin (für Mediziner) (3); Gerichtliche Medizin, einschließlich der Lehre von der Zurechnungsfähigkeit, für Juristen (2). — Partsch: Ausgewählte Kapitel der allgemeinen Chirurgie (2); Ueber Operationen an den Mundgebilden (1 g); Poliklinik für Mund- und Zahnkrankheiten, fünfmal für Studierende der Zahnheilkunde, einmal für Medizinstudierende (9); Chirurgisches Kolloquium für Mediziner in höheren Semestern (1). — Röhmann: Physiologische Chemie (2); Ueber Nahrungs- und Genußmittel (1 g); Physiologisch-chemisches Praktikum, gemeinschaftlich mit Professor Dr. Hürthle (6); Arbeiten im chemischen Laboratorium des physiologischen Instituts (48). — Stern: Medizinische Poliklinik und Distriktspoliklinik (4); Poliklinische Referatstunde (1 g); Ueber traumatische Entstehung innerer Krankheiten (1 g). — Hinsberg: Klinische Uebungen in der Laryngologie, Rhinologie und Otologie, für Fortgeschrittenere (6); Die Komplikationen der eitrigen Mittelohrerkrankungen, mit Operationsübungen (1 g).

Außerordentlicher Honorar-Professor.

Triepel: Allgemeine und spezielle Knochen- und Bänderlehre (3); Mikroskopische Uebungen für Vorgeschrittene (2); Embryologie des Menschen mit Demonstrationen (2); Arbeiten

für Vorgeschrittene in der entwicklungsgeschichtlichen Abteilung des anatomischen Instituts (tägl. g); Ueber ausgewählte Kapitel der physikalischen Anatomie (1 g)

Privat-Dozenten.

Fraenkel: Die physikalischen Heilmethoden in der Gynäkologie (1 g). — Jacobi: Die Geschichte der Seuchen (1 g). — Alexander: Die Untersuchung des Harns und des Auswurfs zu klinisch-diagnostischen Zwecken, mit praktischen Uebungen (1 g); Poliklinische Krankenvorstellungen (2). — Groenouw: Augenspiegelkursus für Anfänger (1½); Funktionsprüfung des Auges, mit praktischen Uebungen (1). — Jensen: Allgemeine Physiologie (2); Physiologisches Praktikum, gemeinsam mit Professor Dr. Hürthle (3). — Mann: Praktischer Kursus in der Diagnostik der Nervenkrankheiten mit besonderer Berücksichtigung der Elektrodiagnostik (1); Physikalische Therapie der Nervenkrankheiten (Elektrotherapie, Hydrotherapie usw.), mit Demonstrationen und Uebungen (1 g). — Sachs: Gehirn und Seele (1 g); Untersuchung und Begutachtung von Unfallsfolgen, mit Demonstrationen (2). — Reichenbach: Bakteriologie für Zahnärzte (1); Ueber Schutzimpfungen, mit praktischen Uebungen in der Schutzpockenimpfung (gemeinschaftlich mit Prof. Dr. Flügge) (1); Sechswöchiger Kursus der hygienischen Untersuchungsmethoden (4). — Heine: Ophthalmoskopischer Kursus (2); Kolloquium über ausgewählte Kapitel der Augenheilkunde, besonders über physiologische Optik (1 g); Arbeiten im Laboratorium der Klinik (gemeinsam mit Prof. Dr. Uhthoff). — Schäffer: Die Dermatomykosen (1 g); Pathologie und Therapie der Syphilis (1). — Thiemich: Praktische Uebungen in der Diagnostik und Therapie der Kinderkrankheiten (1½); Die Nervenkrankheiten des Kindesalters (mit Krankenvorstellungen) (1½ g). — Ludloff: Ueber Frakturen und Luxationen mit praktischen Uebungen im Anlegen von Verbänden (3); Arbeiterversicherungsgesetze und Unfallheilkunde nebst praktischen Uebungen in der Untersuchung, Behandlung und Begutachtung Verletzter mit besonderer Berücksichtigung der Röntgenologie (2); Ausgewählte Kapitel aus der Orthopädie einschließlich der Massage, mit praktischen Uebungen (2). — Wetzel: Mikroskopischer Kursus für Anfänger (gemeinschaftlich mit Professor Dr. Hasse) (4 bez. 8); Anatomie für Zahnärzte, Teil I (3); Histologischer Kursus für Zahnärzte (4). — Winkler: Spezielle pathologische Anatomie mit Demonstrationen (6); Mikroskopische Uebungen in der Geschwulstdiagnostik (2); Spezielle pathologische Anatomie des Blutes und der Lymphe, sowie der blutbereitenden Organe (1 g). — Storch: Medizinische Psychologie, für Hörer aller Fakultäten (1 g); Ueber Zurechnungsfähigkeit, für Juristen und Mediziner (1). — Krause: Kursus der physikalischen Diagnostik (Auskultation, Perkussion usw.), für Vorgeschrittenere (3); Kursus der mikroskopischen und chemischen Diagnostik bei inneren Krankheiten, verbunden mit praktischen Uebungen im Laboratorium (4); Pathologie und Therapie der Magen- und Darmkrankheiten (1 g). — Anschütz: Kleine Chirurgie mit praktischen Uebungen (2). — Gottstein: Diagnose und Therapie der chirurgischen Erkrankungen der Harnorgane (einschließlich Cystoskopie usw.) (2); Endoskopische Diagnostik und Therapie der Luft-, Speise- und Harnwege (Tracheo-Bronchoskopie, Oesophagoskopie, Recto-Sigmoidoskopie, Cystoskopie usw.) (2). — Erclentz: Pathologie und Therapie der Magenerkrankungen, mit Demonstrationen (2); Balneotherapie und Hydrotherapie, mit Ausflügen zur Besichtigung der schlesischen Bäder (1 g). — Dienst: Das enge Becken (1 g). — Foerster: Die Lehre von der Aphasie (1 g); Kursus der Uebungstherapie bei Nervenkrankheiten (2); Die Leitungsbahnen des Zentralnervensystems (1 g). — Müller: Diagnostisch-therapeutischer Kursus der Nervenkrankheiten (einschließlich der Elektrodiagnostik, Elektrotherapie und Uebungstherapie) (2); Kursus der therapeutischen Handgriffe am Krankenbett (mit besonderer Berücksichtigung der Krankenpflege) (2). — Zieler: Spezielle Therapie der Hautkrankheiten, mit Demonstrationen und praktischen Uebungen (1½); Histopathologie der Hautkrankheiten (1 g). — Biberfeld: Ueber neuere Arzneimittel, mit Demonstrationen und Experimenten (1); Ueber die Wirkungsweise der Arzneimittel, für Studierende der Zahnheilkunde (2). — Heymann: Die Theorie und Praxis der Desinfektion (1 g). — Schröder: Gerichtliche Psychiatrie (Krankenvorstellungen und praktische Uebungen), für Mediziner und Juristen (1½); Histologie und Histopathologie des Gehirns (1). — Fraenkel: Allgemeine Gynäkologie (mit Demonstrationen und Uebungen) (1); Mikroskopisch-diagnostische Untersuchungen für Geübte (im Laboratorium) (g). — Goebel: Allgemeine Chirurgie (mit Demonstrationen) (2); Standesfragen und Standespflichten (1 g). — Stich: Allgemeine Chirurgie (mit Demonstrationen) (3); Chirurgisch-topographische Anatomie, gemeinsam mit Prof. Dr. Garrè (1 g). — Boenninghaus: Praktische Uebungen in der Diagnostik und Therapie der Ohren-, Nasen- und Halskrankheiten (1½). — Ziegler: Kursus der physikalischen Diagnostik (Auskultation, Perkussion usw.), für Anfänger (3)

Lehrer der Zahnheilkunde.

Riegner: Theorie der zahnärztlichen Technik (1 g); Zahntechnischer Kursus (12). — Bruck: Praktischer Kursus im Füllen der Zähne (15); Theorie der konservierenden Zahnheilkunde (1 g).

(Schluß folgt.)

Christentum und Ultramontanismus.

Von Dr. P. Ventura. Mk. 2.—.

Das Buch, welches aus unmittelbarster Augenzeugenschaft die Mißbräuche der ultramontanen Kirche schildert, war auf Veranlassung des Bischofs von Metz beschlagnahmt worden. Die Beschlagnahme wurde jedoch gerichtlicherseits aufgehoben. Es bietet unschätzbares, zum Teil ganz neues Material für den Kampf gegen Rom, ganz besonders aber ist es den nach Rom schielenden Kreisen innerhalb des Protestantismus zu empfehlen.

Das einzige Heilmittel bei Nervenleiden.

(Neurasthenie ꝛc.) [23049]

Von G. Chr. Schwarz. 5. Auflage. Mk. 1.20.

Das Buch gehört in die Hand jedes Nervenleidenden bezw. Nervösen, denn nach den glänzenden Urteilen von Autoritäten und Laien ist es das Beste auf diesem Gebiete. Obwohl bereits im 11. Tausend verbreitet, dürfte der bahnbrechenden Schrift noch eine weit glänzendere Zukunft bevorstehen.

G. Strübigs Verlag (M Altmann), Leipzig.

LIEBIG'S
FLEISCH-EXTRACT

Seit über 40 Jahren unerreicht.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen: (22995)g

Die Quellen

des

Lukasevangeliums

Von

D. Bernhard Weiß

Professor an der Universität Berlin

Geheftet M. 6.—,
in Halbfranzband M. 8.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

An unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen **Anfragen** oder **Bestellungen**, welche auf Grund der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung **angekündigten, besprochenen** oder **zitierten**

Bücher und Verlagswerke

erfolgen, sich gefl. auf die Beilage zur Allgemeinen Zeitung **beziehen zu wollen.**

Verlag der Allgemeinen Zeitung

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Mittwoch, 20. Februar. Nummer 43.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalspreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Elektrische Fernphotographie. Von Professor Dr. Arthur Korn (München).

Bücher und Zeitschriften.

Eduard Magnus: Goethe als Naturforscher.

Allgemeine Rundschau.

Einwirkung des Nestorianismus auf den Hinduismus.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Elektrische Fernphotographie.

Vortrag, gehalten am 18. Februar im Verein für Naturkunde zu München

von Professor Dr. Arthur Korn.

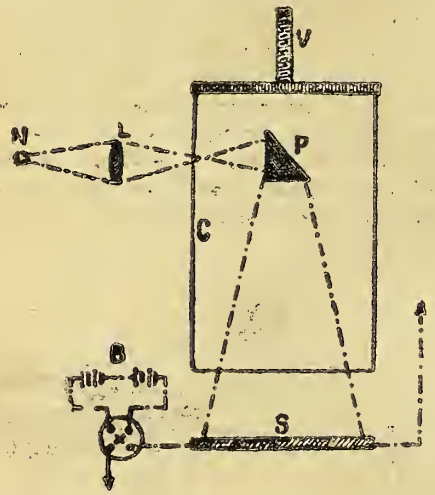
Bei dem Probleme der elektrischen Fernphotographie oder der Bildtelegraphie handelt es sich darum, eine vorliegende Photographie mit Hilfe einer Telegraphen- oder Telephonleitung an einem entfernten Orte zu reproduzieren, ähnlich wie man die Laute der Stimme mittelst einer Telephonleitung in die Ferne senden kann. Schon viele Physiker und Elektrotechniker sind an dieses Problem herangetreten, aber meistens mit etwas zu hochgehenden Ansprüchen; ihr Streben ging gleich darauf aus, ein entferntes Bild augenblicklich sichtbar zu machen, die Lösung des wesentlich schwierigeren Problems des elektrischen Fernsehens wurde angestrebt, bevor das einfachere Problem der elektrischen Fernphotographie eine Lösung gefunden hatte. Daß das letztere Problem in der Tat einfacher ist, lehrt eine kleine Ueberlegung: Während es für ein elektrisches Fernsehen notwendig wäre, ein Bild in einer außerordentlich kurzen Zeit, wenigstens in einer Drittelsekunde, zu übertragen, kann man sich für die Fernübertragung von Photographien mehr Zeit nehmen; man kann die einzelnen Bausteine einer Photographie nacheinander übertragen, wenn natürlich auch die gesamte Uebertragungszeit ein gewisses Maß nicht überschreiten darf, damit die Uebertragungskosten den praktischen Anforderungen genügen. Es darf nun das Problem der elektrischen Fernphotographie jetzt als praktisch gelöst angesehen werden, denn es ist möglich, Photographien von der Größe 13×24 Zentimeter in einer für die meisten Zwecke ausreichenden Schärfe in 6—12 Minuten zu übertragen, auf Entfernungen, die nach Tausenden von Kilometern zählen können.

Wie bereits erwähnt, wird bei der elektrischen Fernphotographie nicht ein ganzes Bild auf einmal übermittelt, sondern es werden die einzelnen Bausteine einer Photographie einzeln nacheinander telegraphiert, und man wird offenbar um so schärfere Bilder erhalten, je mehr solche kleine Bausteine man nimmt. Um mich möglichst verständlich zu machen, will ich von ganz einfachen Dingen ausgehen, von der Art und Weise, wie man eine elektrische Glühlampe in Tätigkeit setzt; man dreht, um eine solche Lampe aufleuchten zu lassen, an dem wohlbekannten Kontakte und schließt dadurch einen elektrischen Strom, welcher durch den Faden der Lampe fließt und denselben zur Rot- oder Weißglut erhitzt. Der Kontakt braucht, wie bekannt, durchaus nicht in der Nähe der Lampe zu sein; wenn es für jemand von besonderer Bedeutung wäre, könnte man mit Hilfe eines Kontaktes in Berlin augenblicklich eine Glühlampe hier in München zum Aufleuchten bringen, wenn uns nur eine Telegraphenleitung München-Berlin zur Verfügung steht. Es sind wohl auch allgemein Vorrichtungen bekannt, bei denen man durch verschiedene Einstellungen eines Kontaktes die Lampe nach Belieben heller oder weniger hell brennen lassen kann. Es wird das dadurch erreicht, daß man durch die verschiedene Einstellung des Kontaktes mehr oder weniger Draht, mit einem technischen Ausdruck, mehr oder weniger Widerstand, in den Strom einschaltet. Man ist mit Hilfe eines solchen Kontaktes imstande, von Berlin aus eine Glühlampe hier bald heller, bald weniger hell brennen zu lassen, also auf telegraphischem Wege abgestufte Lichtzeichen zu geben, die wir auch mit Hilfe der Photographie registrieren können. Teilen wir nun eine Photographie, die in Berlin vorliegt, in 100 Zeilen und jede Zeile in 100 Elemente, die ganze Photographie also in 10,000 kleine Quadrate, so können wir auf die angegebene Weise die einzelnen Elemente der Photographie mit ihren mittleren Helligkeiten von Berlin nach München telegraphieren. Der Sender in Berlin hätte nur nacheinander die einzelnen Quadrate ihrer mittleren Helligkeit nach zu taxieren, für jedes Quadrat den Kontakt der taxierten Helligkeit entsprechend einzustellen; der Empfänger hier wird das photographische Papier oder den Film, auf dem die Photographie reproduziert werden soll, in ebensoviele Teilquadrate zerlegen und dafür sorgen, daß das Licht der von Berlin aus regulierten Lampe immer nur eines der Teilquadrate treffen kann, jedes ankommende Lichtzeichen eine bestimmte kleine Zeit auf das entsprechende Teilquadrat des Aufnahmefilms wirken lassen, und sobald vom Geber das telegraphische Zeichen kommt, daß er zu einem neuen Teilquadrat übergeht, ebenfalls auf ein neues Teilquadrat einstellen. So würde ein Element nach dem anderen mit seiner mittleren Helligkeit telegraphiert und allmählich das ganze Bild aus den Teilquadraten zusammengesetzt werden.

Wenn hierin auch das Prinzip jeder Methode der elektrischen Fernphotographie liegt, so würde doch eine so primitive Methode gar keinen praktischen Wert besitzen; denn wenn selbst für jedes Teilquadrat das Taxieren der mittleren Helligkeit, das Uebersenden des Lichtzeichens und die

Einstellung auf das nächste Teilquadrat nur fünf Sekunden in Anspruch nähme, so würden für 10,000 Teilquadrate — diese Zahl ist bereits für ein einigermaßen scharfes Porträt notwendig — bereits eine Zeit von 50,000 Sekunden, also ca. 14 Stunden ununterbrochene Arbeit erforderlich sein. Um eine praktische Uebertragung möglich zu machen, ist es notwendig, daß alle Obliegenheiten des Senders und Empfängers automatisch vor sich gehen, und daß alle Vorgänge sich in außerordentlich kurzen Zeiten abspielen.

Es ist nun von größter Bedeutung für jeden Versuch der elektrischen Fernphotographie, daß uns die Natur ein Instrument liefert, um die Helligkeit jedes Bausteines einer Photographie automatisch zu messen, und zwar in einer Weise, die gerade für unsere Zwecke besonders brauchbar ist. Das chemische Element Selen, das in seinen sonstigen Eigenschaften dem Schwefel ähnelt, besitzt die merkwürdige Eigenschaft, die bei Gelegenheit der Legung eines transatlantischen Kabels im Jahre 1873 entdeckt wurde, dem elektrischen Strome einen geringeren Widerstand entgegenzusetzen, wenn es belichtet wird, als wenn es sich im Dunkeln befindet. Sendet man durch ein geeignet hergestelltes Selenpräparat, eine sogenannte Selenzelle, den Strom einer konstanten Batterie, so wird der Strom um so stärker, je heller die Selenzelle belichtet wird. Diese wichtige Eigenschaft des Selens gestattet nun, dem Geber für elektrische Fernphotographie eine besonders einfache Form zu geben:

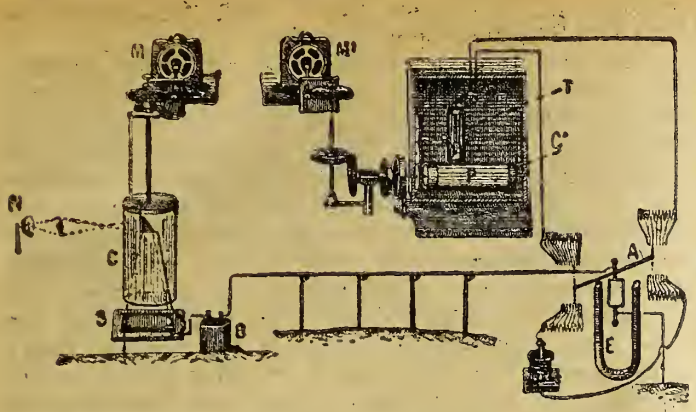


Die zu übertragende Photographie wird als durchscheinender Film auf einem Glaszylinder C aufgewickelt und das Licht einer Nernstlampe N mit Hilfe einer Sammellinse L auf ein Element der Photographie konzentriert. Das Lichtbündel durchdringt die Photographie und den Glaszylinder und fällt auf eine am Boden des Zylinders liegende Selenzelle S, nachdem es von dem total reflektierenden Prisma P dahin abgelenkt worden ist. Wenn wir nun durch die Selenzelle S den Strom einer konstanten Batterie senden, so wird derselbe um so größer sein, je durchscheinender die Photographie an der Stelle ist, welche von dem Lichtbündel durchsetzt wird, d. h. je heller die Photographie an der betreffenden Stelle getönt ist. Damit nun alle Bausteine der Photographie nacheinander in bezug auf ihre Helligkeit gemessen, also zwischen Lichtquelle und Selenzelle vorbeigeführt werden, ist der Zylinder drehbar eingerichtet, und zwar mit Hilfe eines Schraubengewindes auf der Achse so, daß der Zylinder sich bei jeder Umdrehung ein klein wenig in der Richtung der Achse verschiebt. Auf diese Weise werden, allerdings nach einer ziemlich großen Zahl von Umdrehungen, alle Bausteine der Photographie ihrer Helligkeit nach gemessen und diesen Helligkeiten entsprechend starke elektrische Ströme durch die Telegraphenlinie zum Empfänger gesandt werden.

Es wird sich nun am Empfangsorte darum handeln, die aufeinanderfolgenden verschieden starken elektrischen Ströme, welche vom Geber durch die Telegraphenlinie anlangen, dazu zu benützen, um die Photographie wieder zusammenzusetzen. Das Grundprinzip hierfür ist wiederum ein sehr einfaches. Denken wir uns im Empfänger den Aufnahmefilm, auf dem die Photographie reproduziert werden soll, gleichfalls auf einem Zylinder C aufgewickelt und in genau gleicher Weise bewegt, wie den Gebezylinder und lassen wir auf jedes Element des Aufnahmefilms das Licht einer Lichtquelle fallen, das je nach den vom Geber ankommenden Strömen heller oder weniger hell ist, so muß offenbar das Bild des Gebers auf dem Aufnahmefilm reproduziert werden. Es sind also im wesentlichen zwei Aufgaben zu lösen, erstens den Zylinder, welcher den Aufnahmefilm trägt, völlig gleichlaufend oder, wie man sagt, synchron mit dem Gebezylinder zu drehen, und zweitens, auf jeden Punkt des Aufnahmefilms das Licht einer Lichtquelle mit einer solchen Intensität fallen zu lassen, die den vom Geber kommenden Strömen, also den Helligkeiten der Originalphotographie an den korrespondierenden Stellen, entspricht.

Was zunächst die erste Schwierigkeit, die Synchronismuseinrichtung, anbetrifft, so sind solche Synchronismuseinrichtungen in der Telegraphentechnik nichts Unbekanntes; bei einer Anzahl von Typentelegraphen und Schnelltelegraphen werden Synchronismuseinrichtungen gebraucht, an deren Exaktheit noch größere Anforderungen gestellt werden als bisher bei uns. Der Grundgedanke ist bei allen diesen Einrichtungen der folgende: Es wird zunächst von vornherein den beiden Zylindern eine möglichst gleiche, jedenfalls gleichförmige Geschwindigkeit gegeben, und man läßt durch telegraphische Zeichen in nicht zu langen Intervallen Korrekturen eintreten, damit etwa vorhandene kleine Fehler sich nicht mit der Zeit zu merklichen Fehlern addieren können. Man erhält bereits sehr gleichförmige Rotationen der beiden Zylinder im Geber und Empfänger, wenn man die Zylinder durch Elektromotoren antreibt, denen man mit Hilfe bekannter Apparate bestimmte Tourenzahlen geben kann, so daß man z. B. leicht erreichen kann, daß ein Motor bis auf ganz kleine Fehler genau 50 Touren in der Sekunde macht, Fehler, die ganz unmerklich sind, wenn sich die Fehler nicht im Laufe der Zeit addieren. Um nun dies zu verhindern, wird nach jeder Umdrehung der Zylinder ein automatisches telegraphisches Zeichen vom Geber zum Empfänger gesandt, welches den Synchronismus korrigiert und etwaige Fehler ausschaltet. Man läßt bei unserer Einrichtung die Walze im Empfänger ein ganz klein wenig (etwa 1 Prozent) rascher rotieren als die Walze im Geber, und man hält nach jeder Umdrehung die Empfängerwalze automatisch durch ein kleines Häkchen auf, bis die Geberwalze nachgekommen ist, was automatisch durch ein telegraphisches Zeichen angezeigt wird; dieses Zeichen setzt am Empfänger ein sogenanntes Relais in Tätigkeit und reißt das Häkchen ab, welches die Empfängerwalze am Weiterrotieren verhindert, so daß Geber- und Empfängerwalze jede neue Zeile stets zu gleicher Zeit beginnen, und damit ist, wegen der gleichförmigen Geschwindigkeiten der beiden Zylinder, ein hinreichend genauer Synchronismus erzielt.

Der Synchronismus ist also nicht die wesentliche Schwierigkeit, sondern die Regelung der Lichtstärken im Empfänger durch die vom Geber ankommenden elektrischen Ströme. Ich will zunächst darlegen, wie ich diese Aufgabe bei meinen ersten Versuchen gelöst hatte, um dann die allmählichen Verbesserungen zu besprechen.



Dies ist eine Darstellung meiner früheren Anordnung, links der soeben beschriebene Gebeapparat und rechts der Empfänger; die den Aufnahmefilm tragende Walze P rotiert synchron mit dem Gebezylinder C. Wie wir wissen, ist die Originalphotographie als durchscheinender Film auf den Gebezylinder C aufgewickelt, das Licht einer Nernstlampe N wird durch eine Linse auf einen Punkt der Photographie konzentriert, durchdringt diese und den Zylinder und fällt auf die am Boden liegende Selenzelle S, durch welche der Strom einer konstanten Batterie zum Empfänger geleitet wird. Es handelt sich darum, eine auf den Empfangsfilm wirkende Lichtquelle entsprechend den Linienströmen abzustufen. Ich benützte nun bei meinen früheren Apparaten als Lichtquelle im Empfänger eine evakuierte, d. h. luftleer gemachte, Glasröhre, welche hell aufleuchtet, wenn man z. B. durch dieselbe hochgespannte Wechselströme hindurchsendet; die Röhre hatte am Boden ein ganz kleines Fenster, so daß immer nur gerade ein kleines Element des Aufnahmefilms belichtet wurde, im übrigen war sie ganz mit schwarzem Papier umhüllt. Es handelte sich nun noch darum, dafür zu sorgen, daß die durch die Röhre hindurchgehenden hochgespannten Ströme, welche das Leuchten der Röhre verursachen, je nach den vom Geber kommenden Telegraphenströmen die Röhre heller oder weniger hell aufleuchten lassen. Um dies zu erreichen, wurde in die Leitung der hochgespannten Ströme eine bewegliche Nadel A eingeschaltet, welche durch die Linienströme magnetisch mehr oder weniger gedreht wird und dadurch verursacht, daß in die Leitungen der die Röhre erregenden Ströme größere oder kleinere Funken, bezw. größere oder kleinere Widerstände eingeführt werden. Man erreichte in der Tat auf diese Weise, daß die Röhre um so heller aufleuchtete, je mehr die Nadel abgelenkt wurde, d. h. je größer die Linienströme waren, mit anderen Worten, je größer die Transparenz des Originalfilms an der entsprechenden Stelle war. Wenn der Aufnahmefilm sich an dem Fenster der Röhre genau so vorüberbewegt, wie der Gebezylinder zwischen Lichtquelle und Selenzelle, und wenn die Helligkeiten der Röhre in der Tat der Transparenz des Originalfilms an den entsprechenden Punkten korrespondierten, mußte offenbar die Photographie auf dem Aufnahmefilm reproduziert werden.

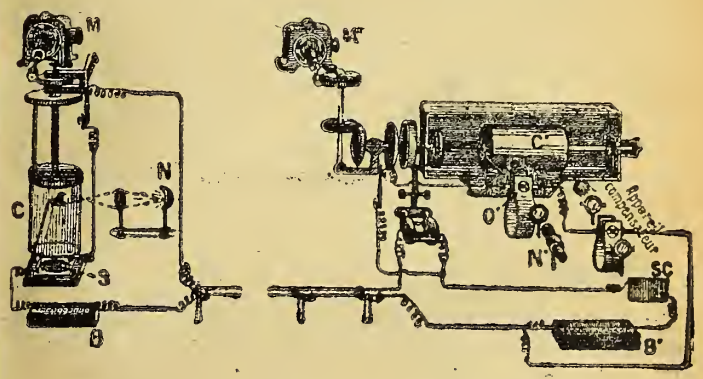
Die ersten einigermaßen brauchbaren Fernphotographien gelangen mit Hilfe dieser Apparate im Frühjahr 1904, also vor nahezu drei Jahren über die Telephonleitung München-Nürnberg-München, deren Benützung in den Abendstunden mir in überaus liebenswürdiger Weise von dem kgl. bayerischen Verkehrsministerium gestattet wurde. Ich erlaube mir, hier eine der ersten über diese Telephonlinie gelungenen Photographien zu zeigen.[1])

[1]) Auf die Wiedergabe dieser und der folgenden Bildproben, durch die der Vortrag illustriert wurde, muß aus technischen Gründen verzichtet werden.

Die zur Reproduktion erforderliche Zeit war etwa 40 Minuten; das war eine für die Praxis freilich zu lange Zeit, aber es war der erste Erfolg, und er war geeignet, zu weiterer Arbeit anzuspornen.

Die Methode hatte noch zwei große Fehler; sie war zu langsam, weil das Zeigerinstrument, die bewegliche Nadel, mit einem technischen Ausdruck das die Linienströme messende Galvanometer, nicht rasch genug folgte, und zweitens wegen einer unangenehmen Eigenschaft der Selenzellen, ihrer sogenannten Trägheit, d. h. ihrer Eigenschaft, den Belichtungen in ihren Widerstandsänderungen nicht augenblicklich zu folgen, sondern etwas von den früheren Eindrücken zurückzubehalten. Nachdem die Zelle längere Zeit hellere Eindrücke erhalten hatte, ging sie bei dem Eintritt einer dunklen Stelle nicht sogleich auf den dieser dunklen Stelle entsprechenden Widerstand zurück und umgekehrt, es verursachen also besonders helle Stellen helle Nachbilder und besonders dunkle Stellen dunkle Nachschatten, was die Güte der Bilder wesentlich beeinträchtigte. Bei den 40 Minuten dauernden Bildern konnte man etwas durch Korrekturen während der Uebertragung nachhelfen; sobald man aber die Uebertragungszeit abkürzte, wurden die so entstehenden hellen und dunklen Striche immer störender. Ich hatte im Jahre 1905 die Uebertragungszeit auf 24, ja auf 12 Minuten abgekürzt, und da ist sofort zu sehen, wie die infolge der Selenträgheit auftretenden Nachwirkungen das Bild beeinträchtigen.

Es handelte sich jetzt darum, die Methode nach zwei Richtungen hin zu vervollkommnen; einmal, dadurch rascher zu arbeiten, daß man die trägen Zeigerinstrumente durch schneller arbeitende Instrumente ersetzt, und zweitens, die Trägheit des Selens zu überwinden, und zwar mußte auf beide Schwierigkeiten gleichzeitig Rücksicht genommen werden; ich will nun sogleich beschreiben, wie es im vorigen Jahre gelungen ist, diese Schwierigkeiten zu überwinden.



Dies ist eine Darstellung der Neuanordnung. Auf der linken Seite der Geber, der vollständig unverändert geblieben ist: der Zylinder C mit der Originalphotographie, N die Nernstlampe, welche ihr Licht mit Hilfe einer Linse auf ein Element der Photographie konzentriert und auf die am Boden des Zylinders angeordnete Selenzelle S wirft; durch die Zelle werden die Ströme einer konstanten Batterie B über die Telegraphenlinie zum Empfänger geführt, wo das Bild auf dem synchron mit dem Gebezylinder rotierenden Aufnahmefilm C wieder reproduziert werden soll. Auch die Synchronismuseinrichtung ist vollständig unverändert von früher übernommen, dagegen ist die Regelung der auf den Aufnahmefilm fallenden Lichtstärken durch die vom Geber kommenden Ströme von der früheren Regulierung verschieden. Man konzentriert jetzt, genau wie im Geber, auf einen Punkt des Aufnahmefilms das Licht einer Nernstlampe N mit Hilfe eines Linsensystems, man

schiebt aber in den Gang der Lichtstrahlen eine Blende ein, ein dünnes Aluminiumblättchen O, welches von dem Lichte je nach den vom Geber kommenden Strömen mehr oder weniger wegblendet. Dieses dünne Aluminiumblättchen, welches die Hauptrolle in dem neuen Empfänger spielt, ist auf zwei feine Kupferfäden aufgeklebt, durch welche die vom Geber kommenden Ströme hindurchgehen und die, zwischen den Polen eines kräftigen Elektromagneten gespannt, von diesem mehr oder weniger abgelenkt werden, je nach den vom Geber anlangenden Strömen. Empfänger und Geber sind auf diese Weise einander viel ähnlicher geworden; wir haben auf den beiden Stationen zwei synchron rotierende Zylinder; der eine trägt die Originalphotographie, der andere den Aufnahmefilm, auf dem die Photographie reproduziert werden soll; wenn die Originalphotographie im Geber an einer helleren Stelle von dem Lichtstrahl durchsetzt wird, erhält auch der Aufnahmefilm von seiner Lichtquelle mehr Licht, indem das das Licht abblendende Aluminiumblättchen mehr abgelenkt wird, und umgekehrt.

Da diese stromdurchflossenen Fäden, diese Saitengalvanometer, wie sie auch genannt werden, sehr schwachen Strömen sehr rasch folgen, so hätten wir durch diese Neuanordnung eine wesentliche Verschnellerung erzielt, wenn nur noch gleichzeitig die unangenehme Eigenschaft der Selenzellen, welche wir als ihre Trägheit bezeichnen, überwunden werden kann. Das schien nun von vornherein ziemlich schwierig, denn die Abhängigkeit der Selenwiderstände von früheren Belichtungen ist eine ziemlich komplizierte, die selbst durch ziemlich schwierige mathematische Formeln nicht leicht wiedergegeben werden kann. Es wurde nun der Gedanke benützt: wenn uns das Selen infolge seiner Trägheit Fehler in die Anordnung hereinbringt, so muß es auch dazu dienen, diese Fehler wieder herauszubringen. Es wurde im Empfänger eine zweite Selenzelle angeordnet, welche, durch die vom Geber kommenden Ströme beeinflußt, genau dieselben Fehler in die Apparatur hineinsendet, wie die Selenzellen im Geber, aber in entgegengesetztem Sinne, so daß sich die beiden Trägheitsfehler aus der Apparatur heraushoben. Das ist die Einrichtung, welche ich als Selenkompensator bezeichne, und durch deren Hinzufügung die wesentliche Verbesserung der Fernbilder in der letzten Zeit erreicht worden ist. Mit einer ins einzelne gehenden Beschreibung des Selenkompensators und seiner Theorie würde ich die freundliche Geduld des Auditoriums auf eine zu harte Probe stellen, und ich will daher lieber sogleich zu den erreichten Resultaten übergehen. Wir sind jetzt imstande, Photographien in der Größe 13×24 Zentimeter über jede beliebige gut isolierte Oberleitung von beliebiger Länge in 12 Minuten, bei etwas gröberem Raster in 6 Minuten zu übertragen.

Es sind Photographien über Leitungen ausgeführt worden, deren Widerstände Telephonleitungen von etwa 1500 Kilometer entsprechen, also etwa der Entfernung Rom-Paris; Versuche über die wirklichen Leitungen München-Nürnberg-München und in letzter Zeit Paris-Lyon-Paris, das sind über 1000 Kilometer, haben gezeigt, daß ein Unterschied der wirklichen Leitungen mit den künstlichen Leitungen für unsere Anwendungen nicht vorliegt. Wir sind also jetzt zu dem Zeitpunkt gelangt, in dem man Photographien 13×24 Zentimeter in genügend guter Ausführung über jede beliebige Oberleitung der Kontinente in 12 Minuten übertragen kann, es handelt sich darum, welchen Nutzen können wir aus solchen Uebertragungen für das praktische Leben ziehen?

Während ich früher glaubte, daß die Kriminalpolizei den ersten Nutzen aus dem neuen technischen Hilfsmittel ziehen würde, ist nun doch die illustrierte Presse vorangegangen. Die bekannte französische Zeitschrift L'Illustration hat es übernommen, die Methode als erste ins praktische Leben einzuführen. Schon im Sommer werden fernphotographische Apparate Bilder auf telegraphischem Wege nach Paris senden; und noch vorher, in diesem Frühjahr, hoffe ich selbst meine eigenen beiden Apparate zwischen München und Berlin arbeiten zu lassen; dank dem gütigen Entgegenkommen des kgl. bayerischen Verkehrsministeriums und des kaiserlichen Reichspostamtes in Berlin werden diese Versuche bereits in der zweiten Hälfte des Monats April vor sich gehen können. Im Sommer werden sich hieran die Versuche der Illustration schließen, und zwar werden die ersten Versuche mit den Apparaten der Illustration infolge der so überaus ehrenvollen Aufforderung, die Se. Maj. der König von England persönlich an mich gerichtet hat, zwischen London und Paris stattfinden. Dank der Initiative der Illustration ist jetzt die Bedeutung der Fernphotographie für die illustrierte Presse deutlich zutage getreten, und es werden sich die fernphotographischen Apparate in den nächsten Jahren über alle zivilisierten Länder ausbreiten; das neue Hilfsmittel wird weiter vervollkommnet und mehr und mehr benützt werden; viele Zeitungen, die bisher nicht illustriert waren, werden gezwungen werden, ihren Lesern mehr und mehr aktuelle Bilder zu bringen, um nicht hinter anderen Zeitungen zurückzustehen.

Der Kriminalpolizei wird diese Initiative der illustrierten Presse in zweiter Linie zugute kommen; es werden ihr sicherlich die Apparate der Hauptstädte für ihre Zwecke in gegebenen Fällen zur Verfügung gestellt werden, und nur an den Grenzstädten und den Hafenorten wird sie sich einmal entschließen müssen, eigene Apparate aufzustellen. Wenn man bedenkt, daß es nicht bloß möglich sein wird, die einfache Photographie eines Uebeltäters zu übertragen, sondern auch seine stereoskopische Photographie, so daß man an der Empfangsstation das Bild körperlich vor Augen haben kann, so ist es unzweifelhaft, daß diese Anwendung der Fernphotographie einmal eine ganz besonders wichtige sein wird.

Nur ganz kurz möchte ich bemerken, daß man bei einer etwas veränderten Einrichtung des Gebers, aber mit demselben fernphotographischen Empfänger Handschriften, Zeichnungen und Karten in ganz außerordentlich kurzer Zeit telegraphisch übertragen kann. Die Nutzanwendungen dieser sogenannten Telautographie für Uebertragung von Unterschriften, meteorologischen, militärischen Karten sind zu bekannt, als daß ich hier noch weiter darauf einzugehen brauchte.

Wir kommen schließlich noch einmal zu der Frage zurück: Wird es einmal möglich sein, auf telegraphischem Wege in die Ferne zu sehen, wie man jetzt schon fernsprechen kann? Die Antwort, welche man auf diese Frage geben kann, ist immer dieselbe: Wenn man die Uebertragungszeiten eines Bildes wenigstens auf eine Drittelsekunde abkürzen kann, wird man das Bild auch sofort sichtbar machen können, so daß man auch sich bewegende Bilder in der Ferne z. B. auf einem Schirme, wie bei dem Kinematographen, wird sehen können. Wenn die Uebertragungszeit nicht auf diesem Wege abgekürzt werden kann, so bleibt noch die Möglichkeit, die Uebertragung mit Hilfe einer großen Zahl von Leitungsdrähten abzukürzen; es möge aber genügen, daß bei dem heutigen Stande der Dinge wenigstens 1000 Drähte nötig wären, um ein Porträt in einer Drittelsekunde zu übertragen, natürlich auch wesentlich kompliziertere Gebe- und Empfangsapparate. Das wäre, wenn auch nicht theoretisch unmöglich, doch in der Praxis ein zu kostspieliges Vergnügen, als daß man dies in den Bereich der praktischen Möglichkeiten ziehen könnte.

Es mag aber die Hoffnung nicht unausgesprochen bleiben, daß es vielleicht in einer nicht zu fernen Zeit gelingen kann, die Uebertragungszeiten der Bilder wenigstens zehnmal abzukürzen, so daß schon hundert Leitungsdrähte für ein Fernsehen genügen würden. In diesem Augenblicke würde das Problem des Fernsehens vielleicht schon in ein praktisch mögliches Stadium treten, und ich glaube in der Tat, daß dies der Weg ist, um der Lösung des so viel umworbenen Problems des elektrischen Fernsehens näher zu kommen.

Bücher und Zeitschriften.

Goethe als Naturforscher. Von Eduard Magnus. Leipzig, Johann Ambrosius Barth 1906. 336 S. 8°.

An den Arbeiten über Goethe beteiligen sich außer den eigentlichen Literarhistorikern noch zwei andere Kreise. Einmal die gelehrten Kenner eines der vielen Gebiete, auf denen Goethe sich betätigt hat. Sie greifen aus der unabsehbaren Gesamtleistung dieses einzigen Lebens den Teil heraus, der in ihren Bereich fällt, prüfen ihn fachmännisch und ergänzen die Arbeit des Literarhistorikers da, wo er sich für unzuständig erklären müßte. Die zweite Gruppe besteht aus Personen der verschiedensten Art und Herkunft, die miteinander nur die Goethe-Verehrung gemein haben. Nach Menschenart will man nicht immer nur empfangen und genießen, die erfahrene tiefe Wirkung regt zu produktiver Gegenwirkung, zu einem tätigen Dank an, und so sehen wir eine Fülle von Menschen aller Stände und Berufe bei der Goethe-Forschung mit Hand anlegen. Es sind zuweilen wunderliche Leistungen, die auf diese Art entstehen. Der eine findet einen Geheimschlüssel zum Faust, der andere erzählt den Inhalt der Iphigenie in gutgemeinter Prosa wieder, der dritte hält sich an die Tatsache, daß er ebenso wie Goethe wiederholt in Karlsbad war und gewinnt so den Stoff zu seinem Aufsatz. Aber in dieser Gruppe finden sich auch nicht wenige, die den Weg von der Liebe und Verehrung zur fruchtbaren Forschung gefunden haben und denen die Wissenschaft dauernden Gewinn verdankt, z. B. der große Sammler und Kenner Salomon Hirzel und der ebenso liebenswürdige wie gelehrte Forscher und Darsteller Gustav v. Löper.

Der Verfasser des vorliegenden Buches — als Professor der Pharmakologie in Heidelberg zwar ein Naturforscher, aber auf einem Gebiete, das Goethe nicht betreten hat — gehört ebenfalls zu den guten und befugten Elementen in dieser Gruppe der forschenden und schreibenden Goethe-Verehrer. In der Vorrede erzählt er, wie das Buch entstanden ist. Auf einem Leseabend nahm er mit zwei Freunden Goethes Farbenlehre durch, man wiederholte die Versuche und war erfreut und erstaunt über ihre Klarheit und über die Treue der Beobachtung. Der Verfasser begab sich nun nach Weimar und konnte dort mit Goethes eigenen, wohlerhaltenen Apparaten eine erneute Nachprüfung der in der Farbenlehre beschriebenen Versuche anstellen und auch Goethes morphologische Sammlungen mustern. Aus diesen Interessen und Anregungen ging ein populäres Kolleg über „Goethe als Naturforscher" hervor, das nun hier in Buchform dargeboten wird. In gefälliger und bequemer Darstellung, zuverlässig in den Tatsachen und erwärmend durch die zugrunde liegende verehrende Gesinnung führt der Verfasser Goethes morphologische und optische Studien vor. Die Arbeiten zur Geologie und Meteorologie werden kürzer behandelt, und ein zusammenfassendes Kapitel über Art und Wesen von Goethes Naturerfassung macht den Schluß.

Neue wissenschaftliche Ergebnisse werden hier nicht gerade erstrebt und sie lassen sich auch im Rahmen einer populären Darstellung kaum gewinnen. Dagegen bietet der Verfasser neues Material in einigen Tafeln mit Aquarellen und Zeichnungen, die Goethe nach seinen Entwürfen anfertigen ließ, um sie in Kupfer gestochen seinen morphologischen Arbeiten zu deren Erläuterung beizufügen. Eine weitere Tafel gibt optische Apparate aus Goethes Besitz wieder.

Berlin. Max Morris.

* **Zeitschriften-Literatur.** Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft. Herausgegeben von der Deutschen Kolonial-Gesellschaft, Verlag Wilhelm Süsserott, Berlin W. 30. Das 1. Heft des 9. Jahrganges enthält eine Fülle interessanter Aufsätze aus allen kolonialen Wissensgebieten. Oekonomierat Oetken (Oldenburg) weist in einem Artikel über „Die Produktionsfähigkeit trockener Böden" nach, daß es bei einer rationellen Bewässerung sehr gut möglich ist, selbst die vielverlästerten Wüstenstrecken und Steppen kolonialer Gebiete der Landwirtschaft zugänglich zu machen. — Sehr lehrreich ist eine Arbeit von Adolf Goetz, „Kolonialpolitik und Auswanderung", die an der Hand von statistischem Material die Verhältnisse der deutschen Auswanderung behandelt und sich über Mittel und Wege ausläßt, die notwendig wären, damit wenigstens ein Teil dieser Landflüchtigen in die deutschkolonialen Gebiete gelenkt würde. — Ueber die „Zwergvölker Zentralafrikas" plaudert Erich Prager, — während Karl Bolle die „Marokkofrage" vom weltwirtschaftlichen Standpunkte aus beurteilt. — Admiralitätsrat Ernst v. Halle, Professor an der Universität in Berlin, veröffentlicht die ersten Teile seiner Schrift „Die großen Epochen der neuzeitlichen Kolonialgeschichte", die als Sonderbroschüre bei Wilhelm Süsserott, Berlin, erschienen ist. — An kleineren Aufsätzen enthält das Heft noch eine Aufstellung des „Portugiesischen Kolonialbudgets 1906/07" und eine interessante und aktuelle Darlegung der „Panislamitischen Bewegung".

La Revue de Paris. (Paris, 85 bis, Faubourg Saint-Honoré), 14e Année, Nr. 4, 15 Février 1907. Sommaire: *André Chevrillon:* L'Avenir en Amérique. — *Colette Yver:* Princesses de Science (2e partie). — *Dr. Etienne Burnet:* La Maladie du Sommeil. — *René Fage:* La Pédagogie de l'Intendant d'Agoussau. — *Frédéric Masson:* L'Affaire Maubreuil. III. Le Guet-apens. — *Ugo Ojetti:* Le Cheval de Troie. — *W. Morton-Fullerton:* Dans la Vallée du Rhône. — *Louis Aubert:* La Maîtrise du Pacifique. II. Les Hawaï.

Revue des Deux Mondes. (Paris 15, rue de l'Université). Sommaire de la livraison du 15 Février 1907: *M. Marcelin Berthelot:* La réforme de la langue française. *M. Henry Rabusson:* Le grief secret, première Paris. — *M. Robert Leger:* Les idées d'Antonio Fogazzaro. — *M. Charles Benoist:* Les risques du métier de prince. Les conjurations. L'humanisme et l'imitation de l'antiquité. — *M. R Radau:* L'astronomie au Mont-Blanc. — *M. Dauphin Meunier:* La comtesse de Mirabeau, d'après des documens inédits, dernière partie. — *M. René Doumic:* Revue dramatique. — *M. T. de Wyzewa:* Revues étrangères. — *M. Francis Charmes:* Chronique de la quinzaine, histoire politique. — Bulletin bibliographique.

Yes-Oui-Si. Unter diesem Titel beginnt eine von einem internationalen Redaktionskomitee redigierte illustrierte Wochenschrift zu erscheinen, die zu leichtem und anregendem Selbststudium der modernen Sprachen auffordern will und zunächst in drei Ausgaben erscheinen wird, einer englischen, französischen und italienischen. Redaktion und Verlag befinden sich in München, Weinstraße 2; verantwortlich zeichnet Dr. G. B. Valente.

Schiffbau. Zeitschrift für die gesamte Industrie auf schiffbautechnischen und verwandten Gebieten. Verlag: Schiffbau G. m. b. H., Berlin SW. 68. Heft 8 des 8. Jahrganges enthält folgende Aufsätze: O. Flamm: 8. Hauptversammlung der Schiffbautechnischen Gesellschaft am 22.—24. November 1906. (Fortsetzung.) — Felix Laugen: Der Dampfturbinenantrieb von Schiffen. — R. Goetz-Sundyberg (Schweden): Der Diesel-Motor als Schiffsmaschine. — Friedrich Lux: Das Frahmsche Resonanztachometer und dessen Verwendung als Umdrehungsfernzeiger für Kriegs- und Handelsschiffe.

Allgemeine Rundschau.

Einwirkung des Nestorianismus auf den Hinduismus.

Vor ungefähr zwölf Jahren hatte ein Buch von Notowitsch: „la vie inconnue de Jesus Christ", das einen Aufenthalt Christi in Indien konstruieren wollte, für eine Zeitlang Aufsehen erregt. Es wurde bald von der wissenschaftlichen Kritik auf sein Nichts zurückgeführt; nichtsdestoweniger sind von da aus auch direkt und indirekt Anregungen zu ernsten Untersuchungen über allenfallsige indische Einflüsse in den Evangelien und christlichen Apokryphen ausgegangen, unter denen jetzt namentlich die Schrift des Utrechter Theologen G. A. van den Bergh van Eisinga „Indische invloeden op oude christelijke verhalen" zu nennen ist. Nunmehr ist aber auch eine umgekehrte Untersuchung entstanden. Ein am 15. Januar 1907 in der Royal Asiatic Society gehaltener Vortrag von Dr. G. A. Grierson handelt von dem Einfluß des christlichen Nestorianismus auf den Hinduismus. Es ist sicher, daß sich das Christentum frühzeitig, wenn auch in als ketzerisch angesehenen Sekten, nach Osten gewandt hat. Hat doch Grünwedel zu Turfan, im äußersten Osten des chinesischen Turkestan, Fragmente der Manichäerbibel, der lang verlorenen Schriften des Mani, gefunden; und vor einigen Jahren hat ein Missionar im innersten China ein byzantinisches Kruzifix auf

dem Markt einer großen Stadt aufgetrieben, von dem die „Revue de l'art chrétien" annahm, daß es durch die Nestorianer im 7. oder 8. Jahrhundert so weit nach Osten gebracht worden ist. Wie nun auch Grierson ausführt, waren unter den christlichen Kolonien, die sich von frühester Zeit in Indien nachweisen lassen, eine Anzahl Nestorianer, u. a. auch solche, die zu Mylapore in der Gegend des heutigen Madras niedergelassen waren. Hier wurden die Lehren des Mönches aus Germanicia in Syrien, des Gegners von Cyrill von Alexandrien, dem Einfluß der einheimischen Religionen unterworfen; und es kam eine aus Nestorianismus und Hinduismus gemischte Religion in Wirksamkeit. In wenig Entfernung von Mylapore war Ramanuja, der Urheber des großen Protestes gegen den vedantischen Vantheismus der Samkhyakarika, geboren und erzogen, dessen Lehren sich weit von denjenigen des orthodoxen Hinduismus seiner Zeit entfernten und da, wo sie mit diesen nicht übereinstimmten, sich den christlichen näherten. Seine wichtigste Lehre war, daß die höchste Gottheit ein persönlicher alliebender Vater sei und daß die Seele nach dem Tode nicht in Gott aufgehe, sondern neben ihm ewig fortdauere und in ihrer Natur Gott ähnlich werde. Daraus entsprang die Bhakti-Lehre von der liebenden persönlichen Hingabe an einen liebenden Gott, der incarniert wurde, um die Welt von Sünde zu erlösen, und der jetzt im Himmel ist und von dort aus über seine Verehrer wacht und sie beschützt. In den späteren Teilen des Mahabharata wurde dieser Gedanke von Grierson schon gefunden, dann sei er in der einheimischen Literatur bis ins 15. Jahrhundert weitergetragen worden. In dem Mahabharata ist der weiße Kontinent, an den Ufern des nördlichen Ozeans, beschrieben, wo allein Bhakti in seiner Weise existiert. In den Purana zeigt sich ferner der merkwürdige Umstand, daß die Zeremonien zu Ehren von Krishnas Geburtstag nicht mit der üblichen Erzählung von Krishnas Geburt übereinstimmen, sondern so geändert sind, daß sie mit den Evangelien-Erzählungen von Christi Geburt sich decken. Die indische Dialekt-Bhakti-Literatur war voll von christlichen Erinnerungen; und zwar datiert dies seit dem 14. und 15. Jahrhundert, da diese Lehre zuerst im nördlichen Indien gepredigt wurde und eine so ungeheure religiöse Umwälzung hervorrief, die aber europäische Gelehrte bis jetzt nicht genügend beachtet haben, weil ihre Geschichte nicht in Sanskrit niedergeschrieben ist. Als Beispiele führte Dr. Grierson ein Analogon zu Johannes 3, 16 an, ferner Sprüche indischer Heiliger aus jenen Tagen, wonach die rechte Einweihung gleichbedeutend sei mit „wiedergeboren", endlich daß einer sein Auge ausriß und wegwarf, weil es ihn ärgerte, ein anderer seine rechte Hand. Kabirs Lehre des Sábda oder Wortes müsse dem Einleitungsvers des Johannis-Evangeliums entnommen sein — siehe dagegen [illegible] —, und ganz auffällig sei Kabirs religiöses Mahl, wobei Speise und Wasser den Gläubigen als Kabirs ewiges Leben spendende Gabe gereicht und ein Teil für die Kranken zurückbehalten werde.

M.

Kleinere Mitteilungen.

* **Elektro-Osmose** werden eine Reihe noch wenig bekannter Erscheinungen genannt, über die kürzlich Professor Dr. E. Müller in seiner Antrittsvorlesung an der Stuttgarter Technischen Hochschule sprach. Heteroaene Stoffe, so führte der Vortragende nach dem Schwäbischen Merkur aus, erhalten bei ihrer gegenseitigen Berührung entgegengesetzte elektrische Ladungen, so z. B. feste in Berührung mit flüssigen, wenn keine Lösung eintritt. Die Wirkung des elektrischen Stroms auf diese geladenen Stoffe bezeichnet man als Elektro-Osmose oder auch als kataphorische Wirkung des elektrischen Stroms.

Sie zeigt sich in verschiedener Form. Sendet man den Strom durch Wasser, indem man die metallischen Zuleitungen durch eine poröse Tonzelle trennt, so wird das Wasser durch letztere nach der Kathode hindurchgepreßt. Stellt man andrerseits eine feine Suspension von Ton in Wasser her, so wandert der Ton beim Durchgang des Stroms nach der Anode. Aehnlich verhalten sich die Suspensionen auch anderer Stoffe und man kann sich dieser Erscheinung bedienen, um feuchte Stoffe durch Elektro-Osmose zu entwässern, wenn sie ihr Wasser auf andere Weise nur schwierig abgeben. Dies spielt bei der Nutzbarmachung des Torfes als Brennmaterial eine Rolle und ist aussichtsvoll für die Entwässerung von Farbstoffpasten.

Als Suspensionen müssen auch die kolloidalen Lösungen aufgefaßt werden; auch die kolloidal gelösten Stoffe unterliegen daher der kataphorischen Wirkung des elektrischen Stroms; sie wandern nach der negativen oder positiven Elektrode und scheiden sich da ab, je nachdem sie positiv oder negativ geladen sind. Entgegengesetzt geladene Kolloide fällen sich gegenseitig aus ihren Lösungen aus. Darauf beruht zum Teil die Färbung der Faserstoffe mit den verschiedensten Farbstoffen, ferner die Gerbung der tierischen Haut, die Lederbildung. Dieser Prozeß, der nur sehr langsam verläuft, kann durch Elektro-Osmose beschleunigt werden. Kolloide werden aus ihren Lösungen durch Elektrolyte, z. B. Kochsalzlösung, gefällt, zeigen aber je nach ihrer stofflichen Natur in dieser Bezeichnung eine verschiedene Empfindlichkeit. Die in dieser Hinsicht unempfindlichen Kolloide, z. B. Leim, vermögen die empfindlichen wie Gold unempfindlich zu machen. Diese Tatsache spielt eine Rolle bei der elektrolytischen Metallfällung im Verein mit der Elektro-Osmose. Besonders schön ist dies zu sehen bei der elektrolytischen Kupferabscheidung. Während aus einer Kupfersulfatlösung auf der Kathode durch den Strom ein matter, roter, kristallinischer Kupferniederschlag erhalten wird, erscheint das Metall, wenn gleichzeitig wenig Gelatine gelöst ist, in amorpher, hochglänzender Form. Der Vortragende setzte auseinander, in welcher Weise hierbei die Elektro-Osmose beteiligt ist. Seine Darstellungen wurden durch eine große Zahl lehrreicher Versuche belebt.

* **Vorträge über allgemein ärztliche und sozialmedizinische Fragen** sollen nach dem Vorgang anderer großer Städte auf Beschluß der Sektion des Leipziger Verbandes auch in München im März d. J. gehalten werden. Die Vorträge sollen in der Zeit vom 11. bis 23. März an fünf Abenden von 6 bis 7 Uhr stattfinden. Der Ort der Vorträge wird noch bekannt gegeben.

Folgende Herren haben sich zur Uebernahme der Vorträge bereit erklärt: 1. Dr. Rassauer: Die Aerzte und die Oeffentlichkeit. — 2. Dr. Scholl: Der ärztliche Dienst bei der Krankenversicherung. — 3. Dr. Graßmann: Ueber die ärztliche Begutachtung im staatlichen Versicherungswesen. — 4. Dr. Höflmayr: Die private Versicherung des Arztes. — 5. Dr. Salzer: Der Arzt in der Literatur. Die Münchener Medizinische Wochenschrift fordert zumal die jungen Aerzte, die demnächst in die Praxis eintreten, angelegentlichst zum Besuche der Vorlesungen auf. Bei einem guten Erfolge der Vorträge ist eine weitere Ausgestaltung derselben für den nächsten Winter in größerem Maßstabe geplant.

* **Die Akademie der Wissenschaften in Turin** hat neuerdings die beiden Ballauri-Preise für die Periode 1907 bis 1910 und 1911 bis 1914 ausgeschrieben. Der erste Preis im Betrage von 28,000 Fr. wird demjenigen italienischen oder ausländischen Gelehrten zuerkannt, der in dem erstgenannten Zeitraum das bedeutendste Buch auf dem Gebiet der Physik veröffentlicht. — Der zweite Preis von 26,000 Fr. wird dem Verfasser des besten in den Jahren 1911 bis 1914 publizierten kritischen Werkes über die lateinische Literatur zufallen.

* **Personalien.** Am 10. Februar ist Professor Dr. Ulbricht in Loschwitz bei Dresden im Alter von 73 Jahren gestorben. Ulbricht war von 1886—1904 Leiter der agrikulturchemischen Versuchsstelle für die Provinz Brandenburg in Dahme, die 1905 nach Berlin verlegt und mit der Hochschule vereinigt wurde.

Hochschulnachrichten.

* **Lemberg.** Der Maschinenkommissar der Staatsbahnen in Stanislau Sigismund Zaglowa-Sochacki wurde zum außerordentlichen Professor für allgemeine Maschinenkunde an der hiesigen Technischen Hochschule ernannt.

* **London.** Die englische Regierung hat nach Londoner Zeitungsmeldungen einen definitiven Schritt zur Errichtung einer großen technischen Hochschule nach dem Muster des Charlottenburger Instituts getan. Mr. Mac Kenna, der neue Präsident des Kultusministeriums, wird binnen kurzem eine Vorlage im Parlament einbringen, welche das Verhältnis der neuen Hochschule zu der Londoner Universität festlegen wird. Die Regierung wird für das Gebäude in dem Stadtteil South-Kensington Land zur Verfügung stellen. Die großen Industrie- und Handelsfirmen Großbritanniens werden den Plan finanziell unterstützen. Es sind für die neue technische Hochschule bereits zahlreiche Stiftungen gemacht worden, darunter bekanntlich auch eine Stiftung in der Höhe von 250,000 Pfund Sterling von dem verstorbenen deutsch-englischen Minenmagnaten Alfred Beit.

Verzeichnis der Vorlesungen

an der (23034)

Königlichen Universität Breslau

im Sommer-Semester 1907

vom 16. April bis 14. August 1907.

Den unentgeltlichen Vorlesungen ist ein g beigesetzt. Die Ziffern geben die Stundenzahl an.

(Schluß.)

Philosophische Fakultät.

Ordentliche Professoren.

Koch: Uebungen des germanistischen Seminars (Erläuterung ausgewählter Oden Klopstocks (2 g); Geschichte der deutschen Literatur von Goethes Tod bis zur Gegenwart (3). — Nehring: Ausgewählte polnische und russische Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, dritter Teil (2); Uebungen im slavisch-philologischen Seminar (1 g). — Ladenburg: Chemisches Kolloquium (2 g, alle 14 Tage); Allgemeine Experimentalchemie (6); Praktisch-chemische Uebungen a) für Chemiker, ganz- und halbtägig, z. T. gemeinschaftlich mit Professor Dr. Abegg, b) für Mediziner (4), gemeinschaftlich mit Dr. Herz, c) für Landwirte (6). — Foerster: Philologisches Proseminar (Euripides' Taurische Iphigenie und Properz) (2 g); Archäologisches Seminar: 1. Abteilung (1 g), 2. Abteilung (Proseminar) (1 g); Geschichte der griechischen Literatur, II. Teil (Drama und attische Prosa) (4); Ikonographie der Griechen und Römer (3). — Rosanes: Differentialrechnung und Elemente der Integralrechnung (5); Uebungen des mathematisch-physikalischen Seminars (1 g). — Sturm: Uebungen des mathematisch-physikalischen Seminars (2 g); Geometrische Verwandtschaften, I. Teil (4); Geometrische Abschnitte der Mechanik (2). — Freudenthal: Besprechungen über wichtige Probleme der modernen Philosophie (1½ g); Geschichte der neuesten Philosophie, von Kant bis auf unsere Zeit (3). — Hillebrandt: Einleitung in das Vedastudium (3 g); Anfangsgründe der Sanskritgrammatik (3). — Kaufmann: Der preußische Staat und die evangelische Kirche im 19. Jahrhundert, Umrisse und Ausführungen (1 g); Uebungen des historischen Seminars (2 g); Deutsche Verfassungsgeschichte (4). — Wolf: Uebungen im staatswissenschaftlich-statistischen Seminar, mit Exkursionen (1½ g); Allgemeine Nationalökonomie (Volkswirtschaftslehre I) (5). — Kneser: Uebungen des mathematisch-physikalischen Seminars (2 g); Theorie der Fourierschen Reihen und Integrale (4); Die allgemeinen Prinzipien der Dynamik (2). — Appel: Historische Syntax der französischen Sprache II (3); Einführung in das Studium Dantes (1); Im romanischen Seminar: Neufranzösische Uebungen (2 g). — Hintze: Mineralogisch-petrographische Exkursionen (gemeinschaftlich mit Dr. Sachs) (g); Uebungen im Bestimmen von Mineralien und Kristallformen (gemeinschaftlich mit Dr. Volz, Dr. Herz und Dr. Sachs) (1 g); Einführung in die Mineralogie (Terminologie, Kristallographie und Kristallphysik) (5); Anleitung zum Studium der Lehrsammlungen (42); Anleitung zu selbständigen kristallographischen, mineralogischen, petrographischen und mineralchemischen Arbeiten im mineralogischen Institut und mineralchemischen Laboratorium, täglich (gemeinschaftlich mit Dr. Sachs). — Holdefleiß: Demonstrationen im Rasseviehstall und in den zugehörigen Sammlungen (1 g, alle 14 Tage); Landwirtschaftliche Exkursionen (g, Sonnabend nachmittags); Allgemeine Tierzuchtlehre (6); Landwirtschaftliche Warenkunde (1); Uebungen im Institut für landwirtsch. Tierproduktionslehre (ganztägig); Landwirtsch.-mikroskopische Uebungen (2); Seminaristische Uebungen im Gebiete der Tierzuchtlehre (2 g, alle 14 Tage). — Fraenkel: Arabische Uebungen (1 g); Erklärung des Kitâb al Agâni (3). — Pax: Anleitung zu selbständigen botanischen Arbeiten (54 g); Angiospermen (4); Pharmakognosie (2); Mikroskopischer Kursus, I. und II. Teil (4); Morphologische Uebungen, nur für Vorgeschrittene (2); Pharmakognostisches Praktikum. — Muther: Anleitung zu kunstgeschichtlichen Arbeiten für Geübtere (2 g); Barock und Rokoko (2); Italien in Lichtbildern (1). — v. Rümker: Demonstrationen auf dem Versuchsfelde (2 g) (alle 14 Tage); Landwirtschaftliche Exkursionen (Sonnabend nachmittag) (g); Spezielle Pflanzenbaulehre (4); Allgemeine und spezielle Pflanzenrassenzüchtung (3); Uebungen im Institut für landwirtschaftliche Pflanzenproduktionslehre, großes Praktikum (für Doktoranden) (39). — Skutsch: Philologisches Seminar, Abteilung A: Griechische Bukoliker (2 g); Philologisches Seminar, Abteilung B: Lucilius (2 g); Lateinische Grammatik (Einleitung, Geschichte der lateinischen Sprache, Lautlehre) (4). — Franz: Uebersicht über die Theorien der Astronomie (2 g); Geodäsie (4); Geodätisch-astronomisches Praktikum für Anfänger (2); Astronomisches Praktikum für Vorgerückte (täglich abends). — Frech: Geologisches Kolloquium, gemeinsam mit Dr. Volz, Dr. Sachs und Dr. von dem Borne (1 g) alle 14 Tage); Erdgeschichte mit Exkursionen und Skioptikondarstellungen (4); Kleines Praktikum (Anleitung zum Studium der geologischen und paläontologischen Lehrsammlungen) (42); Großes Praktikum (Anleitung zu selbständigen Arbeiten auf den Gebieten der Paläontologie, theoretischen und praktischen Geologie) (42); Anleitung zu geologischen und agronomisch-kartographischen Aufnahmen im Gelände (1) (alle 14 Tage). Gratis für Hörer des Hauptkollegs. — Baumgartner: Im philosophischen Seminar: Uebungen zur Naturphilosophie (1½ g); Die Philosophie des Mittelalters (1 g); Logik und Erkenntnistheorie (4); Geschichte der neueren Philosophie (2). — Kükenthal: Zoologische Exkursionen, zusammen mit Dr. Zimmer (Freitag früh 1½ und Sonnabend nachmittag); Grundzüge der Zoologie und vergleichenden Anatomie, insbes. für Medizíner (6); Zoologisches Praktikum für Anfänger (4); Anleitung zu Arbeiten im zoologischen Laboratorium (72). — Sarrazin: Interpretation von Shakespeares Romeo and Juliet (im Seminar für neuere Sprachen) (1½ g); Einführung in das Studium der englischen Philologie (2); Ueber Shakespeares Leben und Werke (2). — Pfeiffer: Seminaristische Uebungen auf dem Gebiete der Tierernährungslehre (2 g) (alle 14 Tage); Pflanzenernährungslehre (4); Anleitung zu agrikulturchemischen Arbeiten (54); Propädeutisches Praktikum für Landwirte zur Einführung in die Chemie (3). — Cichorius: Im althistorischen Seminar: Abteilung A: Ausgewählte Fragen aus der älteren römischen Geschichte. Abteilung B: Historische Uebungen im Anschluß an Ciceros Briefe (2 g); Griechische Geschichte, I. Teil (4). — Wendland: Philologisches Seminar: Abteilung A: Auctor ad Herennium (2 g), B: Theognis (2 g); Geschichte der klassischen Philologie vom 5. Jahrhundert v. Chr. bis zur Gegenwart (4); Der Hellenismus in seinen Beziehungen zum Römertum, Judentum, Christentum und zur modernen Kultur (für Hörer aller Fakultäten) (2). — Gadamer: Prüfung der Arzneimittel (1 g); Anorganische Experimentalchemie mit besonderer Berücksichtigung der Pharmazie (6); Ausgewählte Kapitel aus der Chemie der menschlichen Nahrungsmittel, Untersuchung von Trinkwasser und Harn (2); Praktisch-chemische Uebungen mit besonderer Berücksichtigung der Pharmazie, der forensischen Chemie und der Nahrungsmittelchemie (täglich); Kleines chemisches Praktikum (6). — Siebs: Im germanistischen Seminar: neuhochdeutsche Uebungen (Texte des 17. Jahrhunderts; deutsche Aussprache) (2 g); Goethes Leben und Werke (3); Einführung ins Mittelhochdeutsche und Erklärung des Parzival von Wolfram v. Eschenbach (3); Friesisch (2). — Kampers: Uebungen des historischen Seminars (2 g); Das Zeitalter Friedrichs des Großen (4). — Lummer: Experimentalvorlesung, I. Teil (Mechanik, Akustik, Wärme) (5); Physikalisches Praktikum für Anfänger, gemeinschaftlich mit Dr. Schaefer (3 u. 6); Physikalisches Praktikum für Geübtere, täglich, gemeinschaftlich mit Professor Dr. Pringsheim und Dr. Schaefer. Physikalisches Praktikum für Pharmazeuten, gemeinschaftlich mit Dr. Schaefer (3); Physikalisches Kolloquium, gemeinschaftlich mit Professor Dr. Pringsheim und Dr. Schaefer (2 g). — Passarge: Geographisches Seminar (2 g); Länderkunde von Europa (4); Anleitung zu geographischen Beobachtungen auf Reisen (1); Uebungen an der Lehrsammlung des geographischen Seminars (1 g). — Dr. Ernst Pringsheim: Uebungen des mathematisch-physikalischen Seminars (2 g); Theoretische Physik, Teil IV, Optik (4); Physikalisches Praktikum für Geübtere, täglich (gemeinschaftlich mit Professor Dr. Lummer und Dr. Schaefer); Physikalisches Kolloquium (gemeinschaftlich mit Dr. Lummer und Dr. Schaefer) (2 g). — Kühnemann: Goethes Faust als Ausdruck seiner Weltanschauung (1 g); Einleitung in die Philosophie (1); Im Philosophischen Seminar: Uebungen über Kants Ethik und Aesthetik (1½ g). — v. Wenckstern: Der soziale Körper Deutschlands (1½ g); Nationalökonomie (Volkswirtschaftslehre), II. Teil (5); Kolonien und Kolonialpolitik (2); Einführung in die Statistik (2); Uebungen betreffs Feststellung des wirtschaftlichen Inhalts und des sozialen Wirkens des positiven deutschen Rechts, im staatswissenschaftlich-statistischen Seminar (1½ g).

Außerordentliche Professoren.

Grünhagen: Erwerbung und Behauptung Schlesiens durch Friedrich den Großen 1740—1745 (2); — Jacher: Homer. Erklärung von Ilias B, mit Einleitung über die Homerische Frage und das Volksepos (3); Griechischer Anfängerkursus (3); Sprachliche Einführung in die Quellen des römischen Rechts,

erster Kursus (3). — Ahrens: Chemisch-technisches Kolloquium (1 g); Chemische Technologie I (anorganischer Teil), mit Besichtigung von Fabriken (4). Chemische Technologie der Gärungsindustrien (landwirtschaftl. Technologie II. Teil) (2); Chemisch-technisches Praktikum, nebst Anleitung zu selbständigen Arbeiten (50). — Hoffmann: Die Formen des griechischen Verbum, in grammatischen Uebungen sprachgeschichtlich erläutert (1 g); Einführung in die vergleichende Sprachwissenschaft (2); Gotische Grammatik (2); Die griechischen Dialekte mit Erklärung ausgewählter Gedichte der äolischen, ionischen und dorischen Lyriker (2). — Lüdecke: Gräserkunde und Wiesenpflege (1 g); Praktische Geometrie mit Uebungen und Demonstrationen (1½); Meliorationslehre, II. Teil, Drainage und Wiesenbau (2). — Abegg: Theorie der Oxydations-Reduktions-Reaktionen (1 g); Physikalische Chemie I (Theorie der Gase und Lösungen, osmot. Druck) (2) und mathematische Ergänzungsstunden nach Bedarf; Physikalisch-chemisches Praktikum, gemeinsam mit Dr. Sackur (3); Physikalisch-chemisches Kolloquium (1½ g). — Casper: Die Tierseuchen und ihre Bekämpfung (1 g); Die wichtigsten inneren und äußeren Krankheiten der Haustiere, mit Demonstrationen (4); Exterieur des Pferdes und Beurteilungslehre, mit Demonstrationen (1). — Meißner: Lektüre von Buhâri's Sahih (1 g); Einführung in die semitische Epigraphik (1 g); Aethiopisch für Anfänger (2); Assyrisch, zweiter Kursus (2). — Rosen: Biologische Exkursionen (g); Grundzüge der Botanik (4); Kleines botanisches Praktikum (für Anfänger) (3); Großes botanisches Praktikum (für Fortgeschrittene) (täglich g). — Waterstradt: Landwirtschaftliche Exkursionen, Sonnabend nachmittag (g); Wirtschaftslehre des Landbaues, Teil I (Allgemeiner theoretischer Teil) (3); Abriß der landwirtschaftlichen Taxationslehre (1); Seminaristische Uebungen im Gebiete der Wirtschaftslehre des Landbaues (2 g, alle 14 Tage).

Außerordentlicher Honorar-Professor.

Drescher: Deutsche Literaturgeschichte im Zeitalter des Humanismus und der Reformation (15. bis 16. Jahrh.) (2).

Privatdozenten.

Cohn: Griechische Paläographie mit Uebungen (2). — Rohde: Mikroskopischer Bau des menschlichen Körpers, für Zahnärzte und Schulamtskandidaten (3). — Gürich: Die fossilen Pflanzen (1 g); Technologische Geologie (Bausteine, Kohlen, Erze usw.) für angehende Techniker und Verwaltungsbeamte (4); Geologisch-technologische Exkursionen (g); Praktische Uebungen im geologischen und agronomischen Kartieren (g). — Semrau: Kunstgeschichtliche Uebungen in den Museumssammlungen (1½ g); Die italienische Plastik von Niccolo Pisano bis Michelangelo (2). — Liebich: Sanskritsprache, höherer Kursus (2 g). — Stern: Kindespsychologie und Pädagogik (3); Uebungen zur Kindespsychologie und experimentellen Pädagogik (im Anschluß an die Vorlesung). Im psychologischen Seminar (2 g). — Leonhard: Meereskunde (2). — Volz: Der Vulkanismus (für Hörer aller Fakultäten) (1 g); Die fossilen Reptilien (1); Geologische und paläontologische Uebungen (besonders für Anfänger) (2); Geologisches Kolloquium (gemeinsam mit Prof. Dr. Frech, Dr. Sachs und Dr. v. d. Borne) (1 g, alle 14 Tage); Uebungen im Bestimmen von Mineralien und Kristallformen (gemeinschaftlich mit Professor Dr. Hintze, Dr. Herz und Dr. Sachs) (1 g). — Herz: Die physikalischen und chemischen Grundlagen der analytischen Chemie (für Studierende in den ersten Semestern) (2); Physikalische Chemie für Studierende der biologischen Naturwissenschaften und der Medizin (2); Geschichte der Chemie (1); Stereochemie (1); Praktisch-chemische Uebungen für Mediziner, gemeinschaftlich mit Professor Dr. Ladenburg (4); Uebungen im Bestimmen von Mineralien und Kristallformen (gemeinschaftlich mit Professor Dr. Hintze, Dr. Volz und Dr. Sachs) (1 g). — Pillet: Geschichte der französischen Literatur im 19. Jahrhundert, Teil II (2); Provenzalische Uebungen (2 g). — Sachs: Uebungen im Bestimmen von Mineralien und Kristallformen (gemeinschaftlich mit Prof. Dr. Hintze, Dr. Volz und Dr. Herz) (1 g); Mineralogisch-petrographische Exkursionen (gemeinschaftlich mit Professor Dr. Hintze) (g); Geologisches Kolloquium (gemeinschaftlich mit Professor Dr. Frech, Dr. Volz und Dr. v. d. Borne) (1 g, alle 14 Tage); Ausgewählte Abschnitte aus der speziellen Mineralogie (1); Anleitung zu selbständigen kristallographischen, mineralogischen, petrographischen und mineralchemischen Arbeiten im mineralogischen Institut und mineralchemischen Laboratorium, täglich (gemeinschaftlich mit Professor Dr. Hintze). — Schaefer: Theoretische Mechanik (1); Physikalisches Praktikum für Anfänger, gemeinschaftlich mit Prof. Dr. Lummer (3 u. 6); Physikalisches Praktikum für Pharmazeuten, gemeinschaftlich mit Professor Dr. Lummer (3); Gemeinschaftlich mit Professor Dr. Lummer und Professor Dr. Pringsheim: a) Physikalisches Praktikum für Fortgeschrittene, täglich. b) Physikalisches Kolloquium (2 g). — Ziekursch: Geschichte der französischen Revolution und Napoleons I. (2); Historische Uebungen im Seminar (2 g). — Zimmer: Zoologische Exkursionen, gemeinsam mit Prof. Dr. Kükenthal (Freitag früh 1½ g und Sonnabend nachmittag); Naturgeschichte der kaltblütigen Wirbeltiere (2). — Gerhardt: Oogenese und Spermatogenese (1 g); Tierische Parasiten (2). — Sackur: Thermochemie und Thermodynamik (2); Radioaktivität, mit Experimenten (1); Physikalisch-chemisches Praktikum, gemeinsam mit Professor Dr. Abegg (3). — von dem Borne: Einführung in die mathematische Geographie (1); Luftelektrizität und Erdmagnetismus (1); Elemente der Geophysik (1); Geologisches Kolloquium, gemeinschaftlich mit Professor Dr. Frech, Dr. Volz und Dr. Sachs (1 g, alle 14 Tage); Geophysikalische Besprechungen (g); Geophysikalisches Praktikum, täglich, außer Freitag (g). Hönigswald: Die Skepsis in Philosophie und Wissenschaft (1 g); Grundzüge der Erkenntnistheorie (2). — Winkler: Pflanzengeographie von Afrika, mit Lichtbildern (1 g); Botanische Bestimmungsübungen (Phanerogamen und höhere Kryptogamen), für Anfänger und Fortgeschrittene (2); Demonstrationen im Botanischen Garten und Museum, für Hörer aller Fakultäten (für Teilnehmer an den Bestimmungsübungen frei) (2). — Fischer: Ueber Colloide (1 g).

Mit Halten von Vorlesungen beauftragt:

Carganico: Einleitung in die Forstwirtschaftslehre (1 g); Die deutschen Waldbäume, deren Anbau und forstliches Verhalten (2); Forstliche Exkursionen, Sonnabend nachmittag.

Lektoren und Lehrer für Künste.

Lektoren.

Pillet: Neufranzösische Uebungen im romanischen Seminar (2 g); Praktische Uebungen in der französischen Syntax (2); Uebersetzung eines deutschen Schriftstellers ins Französische (2). — Rope: Erklärung ausgewählter Gedichte von Wordsworth (Tauchnitz Edition) (1 g); Durchnahme von Hardys „Life's Little Ironies" (Tauchnitz-Ausgabe), mit Konversationsübungen (2); Uebersetzung eines deutschen Romans ins Englische (2). — Abicht: Erklärung russischer Texte nebst praktischen Uebungen (2 g); Grammatik der polnischen Sprache, verbunden mit praktischen Uebungen (2); Anfangsgründe der russischen Sprache (2). — Riesenfeld: Die Photographie und ihre Technik (1 g); Photographisches Praktikum (2). — Selle: Elementarkursus der Stenographie System Gabelsberger (g); Fortbildungskursus, verbunden mit der Lehre der Rede-(Debatten-)Schrift und praktischen Uebungen, nach demselben Systeme (g). — Riesenfeld: Landwirtschaftliche Handelskunde II (Warenhandelsverkehr): Handelsgewerbliche Nebenbetriebe, Handelsgebräuche, Handelsgeschäfte (insbesondere Ein- und Verkauf landwirtschaftlicher Bedarfsgegenstände und Erzeugnisse) (2 g).

Musiklehrer.

Bohn: Harmonielehre, erster Teil (2 g); Orgelunterricht (2 g); Orgelkursus für Seminaristen (2 g); Franz Schuberts und Robert Schumanns Lieder (1) — Filke: Gesangsübungen des St. Cäcilienchores (g); Gesangsübungen der gemischten Chorabteilung (g).

Zeichner.

Loeschmann: Uebungen im Aquarellmalen: Figur und Landschaft, mikroskopisches und makroskopisches Zeichnen für alle Fakultäten (2).

Lehrer für körperliche Fertigkeiten.

Unterricht im Fechten erteilt der Universitäts-Fechtmeister Hildisch, im Reiten der Universitäts-Reitlehrer Reiche.

Soeben erschien:

Antiquariats-Katalog Nr. 42

enthaltend

Allgemeine Geschichte und deren Hilfswissenschaften, Geographie und Reisen.

Zum Teil aus dem Nachlasse der Exzellenz Generalleutenants **Karl Reisner Freiherr v. Lichtenstern, München.**

Interessenten bitte ich, diesen sehr reichhaltigen, 2886 Nummern umfassenden Katalog gratis und franko zu verlangen. *(3188)

Paul Zipperer's Buchhandlung und Antiquariat, Max Goetz,

München, Löwengrube Nr. 1. Telephon 3348.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Donnerstag, 21. Februar. Nummer 44.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Zur Ausstellung peruanischer Altertümer in der Münchener Akademie der Wissenschaften. Von Prinzessin Therese von Bayern, königliche Hoheit.

Die Trennung der deutschen und römischen Rechtsgeschichte. Von Dr. Freiherrn v. Schwerin (München).

Bücher und Zeitschriften.

Alexander v. Weilen: Theaterkritiken und dramaturgische Aufsätze von Heinrich Laube. — Bernh. Donath: Heimwärts vom fernen Osten.

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin. — Architekten-Verein in Berlin.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Zur Ausstellung peruanischer Altertümer in der Münchener Akademie der Wissenschaften.

Das Hauptblatt der Allgemeinen Zeitung Nr. 80 enthält einen orientierenden Aufsatz über die für die Münchener Akademie erworbene und zurzeit im Festsaale des Wilhelminums ausgestellte Sammlung peruanischer Altertümer. Zu weiterer Erklärung der dort vereinigten, auf alle Gebiete der altperuanischen Kultur sich erstreckenden Gegenstände ist unserer Akademie von ihrem Ehrenmitglied, Ihrer königlichen Hoheit Prinzessin Therese von Bayern, ein Auszug aus dem Manuskript eines größeren, der Vollendung entgegengehenden Werkes der Prinzessin zur Verfügung gestellt worden. Da die Mitteilungen nicht bloß über unsere Ausstellung Licht verbreiten, sondern allgemeines Interesse bieten, erlaube ich mir dem Leserkreis der „Beilage" davon Kenntnis zu geben.

München. K. Th. Heigel.

*

Die alten Indianer Perus, über deren hohe Kultur uns die alten Chroniken und die zahlreichen Gräberfunde berichten, zerfielen in drei große Gruppen. Zwei dieser Gruppen saßen im Hochland, die Colla oder Aymará im Süden, die Quechua im Norden. Die Völker der dritten Gruppe, welche man mit dem Sammelnamen Yunca bezeichnet, hatten sich längs der Küste verbreitet; sie waren in mehrere Reiche geteilt, von denen das der Chimu, im Norden des Landes, sich durch acht Breitengrade erstreckte. Die Yunca erreichten unter einheimischen Herrschern einen Kulturgrad, welcher in einzelnen Punkten denjenigen ihrer Nachbarn, der Hochlandindianer, übertraf. Sie verdankten ihre Entwicklung auch keineswegs den zivilisiertesten dieser Nachbarn, den Quechua, denn lange bevor ihre Länder durch die Inca, die Herrscher der Quechua-Indianer erobert wurden, waren sie berühmt wegen ihrer Keramik, ihrer Webereien und ihrer kunstvollen Arbeiten aus Edelmetall. Außer den Quechua drangen auch die Colla gegen die Küste hinunter vor, und zwar letztere noch früher als erstere. Diese Wanderungen und Verschiebungen erklären uns, wie sich an ein und demselben Orte die Spuren verschiedener Kulturen vorfinden und mitunter auf eine vollkommenere Kultur eine minderwertigere folgen konnte.

Zurzeit der spanischen Eroberung waren die drei Kulturvölker des vorkolumbischen Peru zum Incareich zusammengeschweißt. Die Quechua bildeten den Grundstock dieses Reiches und sie besaßen, wie schon angedeutet, die am höchsten entwickelte Kultur. Die von ihnen uns erhaltenen, mehr oder minder künstlerisch ausgeschmückten Gebrauchsgegenstände sind die jüngsten unter all den uns überkommenen altperuanischen Objekten und reichen bis in das sechzehnte Jahrhundert herab.

Es war unter den alten Peruanern, speziell unter den an der Küste, nicht so unter den im Hochlande sitzenden, Sitte, die Toten meist in hockender Stellung in die Erde beizusetzen, in einer Tiefe von zwei bis sechs Meter, einige unter großen Tongefäßen, andere unter einem Schutzdach von Rohr und Matten, wieder andere in einem gemauerten Grab. Die Gräber bargen von einer bis zu sechzehn Leichen. Den Verstorbenen wurden allerhand Gaben, Kostbarkeiten, Waffen, Hausgeräte, Lieblingstiere und anderes in das Grab mitgegeben. Der trockene Sandboden der nahezu regenlosen Küste sorgte für die Mumifizierung der Toten und die Erhaltung der Grabbeigaben.

Die an den verschiedenen Küstenpunkten vorgefundenen Gräber stammen aus den verschiedensten altindianischen Kulturepochen und enthalten Gegenstände sowohl der Küsten-, wie der Hochlandkultur. Die in diesen Gräbern befindlichen Menschenleichen wurden mit Gras, Kräutern, Baumwolle und Stoffen fest umwickelt und diese Ballen, welche die menschliche Gestalt nicht mehr erkennen lassen, mit Stricken umschnürt, oder durch Netze zusammengehalten. Die Mumienballen unterscheiden sich äußerlich in solche, denen falsche Köpfe aus Holz oder Stoff aufgebunden sind, und in solche, die der falschen Köpfe entbehren.

Die Stoffe, welche die Mumien einhüllen oder frei in den Gräbern liegen, gestatten uns einen Einblick in die Webekunst der alten Peruaner. Es gibt da Gewebe aus Baumwolle und aus der Wolle der verschiedenen Auchenia-Arten; die aus Vicuñawolle gewobenen, kostbarsten Stoffe wurden in den Klöstern von den Sonnenjungfrauen hergestellt. Manche Gewebe waren geschmückt mit aufgenähten Gold- und Silberzierarten. Unter den Stoffen sehen wir bald feste, gobelinartige, bald schleier- und netzartige. In diese durch Feinheit und Vollendung hervorragenden Stoffe wurden die abwechslungsreichsten Muster eingewoben, manche Stoffe wurden auch bemalt. Sehr häufig findet man unter den geometrischen Ornamenten Mäandermotive, welche lebhaft an die griechischen erinnern. Häufig sind unter den Mustern auch stilisierte

Tier- und Menschenfiguren vertreten; diese Figuren arten manchmal zum bloßen Ornament aus. Die Menschendarstellungen geben uns Aufschluß über die Verschiedenheit des Federkopfschmuckes, welcher zweifellos dem Rang des Trägers entsprach. Die zum Teil noch ganz frischen, leuchtenden Farben der Stoffe, welche gut zusammengestimmt sind, bewegen sich vielfach in sattem Rot; zu diesem gesellen sich mattes, gedämpftes Grün und Blau und andere feingetönte Farben. Die Stoffe sind oft mit Passementen, wie Borten und Fransen, manchmal mit Nadelarbeit und Federn verziert. Aus den Geweben sind Gewänder gefertigt, z. B. Ponchos, welche ein noch heutzutage in Südamerika gebräuchliches Kleidungsstück repräsentieren. Unter den Webereien sind außerdem zahllose Kopfbinden (llautu) zum Zurückhalten der Haare vorhanden, und Taschen, welch letztere vorwiegend die auch jetzt noch in der ganzen indianischen Welt Nord- und Südamerikas gebräuchliche Form aufweisen. An Stoffen finden sich endlich noch rechteckige, auf Rohrstäbchen gespannte Stücke vor, welche zur Ausschmückung der falschen Mumienköpfe oder als Grab- und Ehrentafeln verwendet wurden. Nebst den obengenannten Bekleidungsgegenständen haben uns die Gräber noch Sandalen aus Baumwollstoff und gewobene, gehäkelte und gestrickte Männermützen überliefert, ähnlich denen, welche die jetzt lebenden peruanischen Indianer tragen.

Wie die alten Peruaner ihre Stoffe herstellten, darüber belehren uns die in den Gräbern enthaltenen langen, dünnen Spindelstäbe mit Spinnwirteln aus ornamentierten Tonkugeln und -zylindern, Wickelstäbe, Webeschlaghölzer, Netznadeln und kleine Webstühle.

Außer Stoffen sind in den Gräbern die keramischen Gegenstände am zahlreichsten vertreten. Sie haben ganz verschiedenen Typus, je nachdem sie von den Quechua oder den Yunca stammen, oder im sogenannten Tiahuanaco-Stil gehalten sind, welch letzterer vermutlich den Colla zuzuschreiben sein dürfte. Die von den Quechua gefertigten Objekte sind im Durchschnitt edler, formvollendeter, aber auch einförmiger als die übrigen. Manche von ihnen zeigen auf ziemlich dunklem Grund eine schwarze Zeichnung, andere sind einfarbig rot, wenige schwarz. Die Cuzcokrüge gelten als in Lima schwer erhältlich. Die längs der Küste gefundenen, oft sehr bizarren Gefäße verraten mitunter Quechua-Einfluß oder den Einfluß des Yunca-Stiles auf eingewanderte Quechua-Arbeiten. Sie sind vorwiegend schwarz, viele rot, andere weiß und rot, noch andere weiß und braun; manche tragen auf hellem Grund schwarze Zeichnungen. Je nach ihrem Ursprungsort haben auch die keramischen Gegenstände der Küste unter sich wieder verschiedenen Charakter. Aus Chimbote stammen hauptsächlich die weiß und roten, aus Chancay kennt man fast ausschließlich weiße oder rote mit brauner Bemalung. Außer mit Bemalung sind viele der altperuanischen Gefäße mit Reliefs geschmückt; andere sind zoomorph oder anthropomorph oder zeigen Nachbildungen von Früchten. So hübsch, ja künstlerisch vollendet die geometrischen Muster ausgefallen sind, so roh ist meistens das Figürliche. Uebrigens gibt es unter letzteren auch einiges, das an die Erzeugnisse der archaischen Kunst Griechenlands erinnert. Die figürlichen Darstellungen sind, abgesehen von ihrem Kunstwert, mitunter insofern höchst interessant, als sie uns die Trachten und ganze Szenen aus dem Leben der alten Peruaner vorführen. So gibt es in der Sammlung Gretzer in Lima einen Krug, auf welchem in Relief ein Brückenbau, und ein zweites Gefäß, auf welchem ein Haus mit Treppe, Torwächter und einem, mit verschiedenen Personen besetzten Zimmer abgebildet ist. In der Gaffronschen Sammlung in München, welche der bayerische Staat kürzlich erworben hat, befinden sich Krüge mit Abbildungen von Jagd- und Tanzszenen.

Neben Stoffen und keramischen Objekten trifft man als Grabbeigaben ferner Steinwerkzeuge, wie Beile, Hämmer, Mörser, auch steinerne Pfeilspitzen und Keulensterne, letztere die Waffen der im zweiten Treffen marschierenden Incakrieger. Metallwaren sind gleichfalls vertreten; da gibt es Kupfer- und Bronzegegenstände, z. B. Meißel und Schaufeln, silberne Fingerringe, Nadeln und Bartzangen in allen Formen, silberne und goldene Gesichtsmasken, goldene Schminkröhrchen, Ohrpflöcke und Arm- und Beinschienen aus Gold und Silber, endlich hohe Silber- und Goldgefäße, meist Gesichtsbecher, welche die typische Adlernase der Peruaner zeigen.

An Holzobjekten finden sich, außer den schon früher genannten Spinn-, Webe- und Strickgeräten, hauptsächlich Löffel, ornamentierte Fruchtschalen, welche als flache Gefäße dienten, Ruder mit kunstvoll geschnitztem Griff, die als Szepter gedeutet werden, und große, mit Perlmutter eingelegte Ohrpflöcke, welche, den Berichten der alten Chronisten gemäß, als besondere Abzeichen galten.

An sonstigen Gegenständen, die uns in das Leben und Treiben der alten Peruaner einführen, sind in den Gräbern enthalten Kämme, Pfriemen aus Knochen, Quénas, d. h. eine Art von Flageolet aus Knochen oder Holz, Panflöten aus Bambushalmen, Trommeln, Schleudern, Quipuschnüre, nämlich Schnüre, mittelst welchen durch die verschiedenen Kombinationen von Knoten und Farben Rechnungen, Gesetze, geschichtliche Ereignisse usw. niedergelegt wurden, Kinderspielzeug, Farben, vielfach in Baumwolle gehüllte Spondylus, eine häufige Grabbeigabe, endlich geflochtene, parallelepipede Arbeitskörbchen, welche den Frauen in das Grab mitgegeben wurden und, teils in natürlicher Größe, teils in Miniatur nachgeahmt, alles enthalten, was die Frauen an Arbeitsgeräten in ihrem Leben brauchten.

Die Trennung der deutschen und römischen Rechtsgeschichte.

Aus hinlänglich bekannten Gründen, auf deren Darlegung ich hier verzichten kann, wird auch heute noch mit Recht daran festgehalten, daß das Studium der Rechtswissenschaft mit dem der geschichtlichen Fächer beginnen müsse und auf diese aufzubauen sei. Deshalb werden an allen deutschen Universitäten Geschichte und System des römischen Rechts sowie deutsche Rechtsgeschichte und Grundzüge des deutschen Privatrechts vorgetragen, jene von einem Romanisten, diese von einem Germanisten. Seit dem Ausbau der geschichtlichen Disziplinen schon besteht die Uebung, daß römische und deutsche Rechtsgeschichte nicht nur in getrennten Vorlesungen, sondern auch von verschiedenen Dozenten behandelt werden. Gegen dieses System hat sich in neuerer Zeit v. Moeller (Berlin) gewandt in einer Schrift: Die Trennung der deutschen und römischen Rechtsgeschichte. Er richtet seine Worte „ausschließlich an die jungen und jüngsten Rechtshistoriker", und wenn auch damit, wie ich annehme, auf Urteil und Rat erfahrener, älterer Gelehrter nicht verzichtet werden wollte, so erscheint es doch gerechtfertigt, daß zu den Reformvorschlägen v. Moellers sich auch Stimmen äußern aus dem Kreise derer, an die sie gerichtet sind.

v. Moeller teilt seine Schrift in vier Abschnitte. Der erste ist betitelt: „Die Ursachen und die Folgen der Trennung der deutschen und der römischen Rechtsgeschichte", der zweite befaßt sich mit den Versuchen „zur Vereinigung der deutschen und der römischen Rechtsgeschichte", der dritte ist der Entwicklung der „Universalrechtsgeschichte" gewidmet. Erst der vierte Abschnitt

behandelt „die Aufgabe der Gegenwart“. Mit ihm allein soll sich das Folgende beschäftigen.

Der Verfasser darf der Zustimmung aller Rechtshistoriker da sicher sein, wo er sich gegen eine Unterdrückung seines Faches wendet, wo er sich dagegen wehrt, daß die Rechtsgeschichte der Jurisprudenz „Kärnerdienste“ leisten und die Mittel bereitstellen soll, „aus denen andere ihre Paläste“ bauen. Daß die Rechtsgeschichte nicht zur Dienerin der Dogmatik werden darf, daß sie „innerhalb der Jurisprudenz und der juristischen Fakultäten auf eigenen Füßen stehen und als selbständige Wissenschaft anerkannt werden“ muß, das sind Sätze, die ihm von seinen Fachgenossen kaum bestritten werden, wenn auch nur mit den Einschränkungen, die in der Natur der Sache liegen. Die Rechtsgeschichte muß nämlich schon ihrem Wesen nach der Dogmatik dienen, denn „erst durch die Rechtsgeschichte, welche die Gegenwart des Rechtes aus seiner Vergangenheit heraus erklärt, gelangt man zum wissenschaftlichen Verständnis des bestehenden Rechts“ (Brunner). Nur darf eben die Rücksicht auf die Dogmatik nicht das Arbeitsgebiet des Rechtshistorikers bestimmen, derart, daß seine Forschung da endet, wo der unmittelbare Nutzen für die Gegenwart entfällt. Die Unterstützung der Dogmatik darf mit anderen Worten nicht Ziel und Zweck der Rechtsgeschichte sein; aber ausschließen kann man sie nicht, am allerwenigsten im Hörsaal.

Auf einem anderen Blatte steht die Frage, ob zurzeit eine so weitgehende Abhängigkeit der Rechtsgeschichte von der Dogmatik besteht, wie sie v. Moeller annimmt. Hierüber will ich aber mit ihm nicht rechten. Das, worauf es hier ankommt, ist lediglich das Mittel, mit dem v. Moeller der Rechtsgeschichte Selbständigkeit verschaffen will. Er sucht sie zu erreichen durch die Verbindung der deutschen und der römischen Rechtsgeschichte. Was man unter dieser Verbindung sich vorzustellen hat, darüber gibt leider auch v. Moeller keinen genauen Aufschluß. Der Satz „Wir müssen heute zurückkehren zu der Historia juris romano-germanici des 18. Jahrhunderts in verjüngter Form“ ist der einzige, in dem eine Andeutung über die Art dieser Verbindung gemacht wird, und das ist weder ein besonderer Vorzug der Schrift, noch eine besondere Erleichterung für den, der sich mit v. Moellers Plänen irgendwie befassen will, sei es, sie zu prüfen, sei es, sie durchzuführen. Nicht einmal auf die Frage erhält man klare Antwort, ob sich v. Moeller nur an den Lehrer oder auch an den Schriftsteller wendet, ob nur im Hörsaal oder auch in der Literatur die römische und die deutsche Rechtsgeschichte verbunden werden sollen. Nur schließen läßt sich, daß beides beabsichtigt ist. Ueberhaupt ist das Bild der geplanten Verbindung so unklar gezeichnet, als nur möglich.

Wenn ich mich trotzdem anschicke, auf diese neuen Pläne näher einzugehen, so kann ich dies deshalb wagen, weil die Gründe, die ich dagegen anzuführen habe, alle möglichen Beantwortungen der noch offenen Fragen gleicherweise berühren und infolgedessen meine Ausführungen nicht von einer Aufklärung darüber bedingt sind, wie sich v. Moeller die Durchführung seiner Gedanken im einzelnen vorgestellt hat.

Die römische und deutsche Rechtsgeschichte könnten an sich, theoretisch betrachtet, zwei Arten von Verbindung miteinander eingehen, eine rein äußerliche oder eine innerliche. Aeußerlich war sie in der Zeit der Historia juris romano-germanici. Aber v. Moeller selbst denkt nicht daran, dabei stehen zu bleiben oder, genauer gesagt, zu der Methode zurückzukehren, die Sithmann, Brunnquell, Thomasius, Struvius, Heineccius, Walch u. a. geübt haben. Die Zusammenstellung, richtiger Nebeneinanderstellung oder Durcheinanderstellung beider Disziplinen in den Werken dieser Männer ist nicht nur ohne jeden Wert, sondern ist im Gegenteil nur geeignet, zu verwirren. Die Verbindung müßte eine innerliche sein. Und deshalb hat sie, wie v. Moeller selbst sagt, „nur dann Sinn und Verstand, wenn die Rechtsgeschichte ein eigenes einheitliches Prinzip hat, wie es etwa die Kirchengeschichte in der christlichen Religion besitzt“. Eine innerliche Verbindung ist nur dann denkbar, wenn sie der Sache nach schon vorhanden und die derzeitige Trennung nur eine formale ist. Das ist auch v. Moeller völlig klar und deshalb sucht er nach dem einheitlichen Prinzip.

Auf dieser Suche gelangt er zur Feststellung der „allgemeinen Erkenntnis“, daß eine und dieselbe Rechtsidee sich in den verschiedenen Völkern fortwährend im Laufe der Geschichte entwickelt und immer stärker und vollkommener zur Geltung bringt, und folgert daraus, „daß jeder Teil der Rechtsgeschichte vollkommen zutreffend nur von universalhistorischem Standpunkt aus behandelt werden kann“, eine Annahme, die ihn dann zu der weiteren führt, daß „die Rechtsgeschichte in ihren verschiedenen Zweigen von der Verbindung den größten Gewinn haben muß.

Dem gegenüber bestreite ich nicht, daß eine allgemeine Rechtsidee bei allen Völkern zu finden ist. Denn bei allen Völkern ist das Recht der Wille der Allgemeinheit, bei allen die Lösung von Konflikten der Interessen der Einzelnen durch den Willen der überwiegenden Masse. Daraus folgt dann, daß da, wo die Voraussetzungen für die Bildung des Gesamtwillens dieselben sind, also unter im großen und ganzen gleichen Kulturzuständen, auch dieser Gesamtwille selbst ein im wesentlichen gleicher ist und folgerichtig im wesentlichen gleiches Recht erzeugt, so daß die Rechte kulturverwandter Völker im wesentlichen gleiche Grundzüge in ihrem objektiven Bestand aufweisen. Dieser Umstand gibt auch der Universalrechtsgeschichte ihre Daseinsberechtigung und begründet Verwandtschaft unter Rechtssystemen.[1])

Eine andere Frage aber ist es, ob die nationale Rechtsgeschichte vom universalrechtshistorischen Standpunkt aus behandelt werden muß. Sie, stehe ich nicht an, zu verneinen. Wenn es Zweck der nationalrechtsgeschichtlichen Vorlesung und Forschung wäre, die Entwicklung der „allgemeinen Rechtsidee“ bei dem einzelnen Volk aufzuzeigen, dann könnte ich sie mit v. Moeller bejahen. Die nationale, hier die deutsche, Rechtsgeschichte muß aber, wie Brunner sagt, „in der Gegenwart ausmünden“. Die Rechtsgeschichte gibt den Schlüssel für das Verständnis des geltenden Rechts. Weil das bestehende Recht eine Entwicklungserscheinung ist, bedarf es der Kenntnis dieser Entwicklung, um es zu begreifen und um diese Kenntnis dem Lernenden zu vermitteln. Deshalb wird nationale Rechtsgeschichte vorgetragen. Es ist ein Fehler v. Moellers, daß er fortwährend Zweck und Aufgabe der vergleichenden und universellen Rechtsgeschichte einerseits, der nationalen Rechtsgeschichte andrerseits verwechselt. Oder, wenn er sie nicht verwechselt, wenn er vielleicht an Stelle nationaler Rechtsgeschichte eine universelle setzen will, dann liegt sein Fehler in der Verkennung der möglichen Ziele des Hochschulunterrichts, in der Verkennung des Umstandes, daß die Hochschule sich nach den Bedürfnissen der Lernenden richten muß, solange sie Schule ist. Die Frage, ob es wünschenswert sei, daß der lernende Jurist mit der „allgemeinen Rechtsidee“ bekannt gemacht werde, ist eine Frage für sich und läßt die Methode der nationalen Rechtsgeschichte völlig unberührt.

Ganz abgesehen hiervon, scheint mir aber auch die „allgemeine Rechtsidee“ nicht geeignet, eine innere Verbindung zwischen römischer und deutscher Rechtsgeschichte begründen zu

[1]) Diese Verwandtschaft ist, nebenbei bemerkt, außer von den im 2. und 3. Abschnitt bei v. Moeller Genannten auch von Schuler-Libloy in einem „Abriß der Europäischen Staats- und Rechtsgeschichte“ (1874 erschienen) praktisch verwertet worden. Gerade dieses Werk ist aber dadurch, daß es erst vor so kurzer Zeit erschien, sehr interessant und nicht minder ist dies eine Besprechung darüber, die Konrad Maurer in der kritischen Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, Bd. 16, S. 312, erscheinen ließ, denn hier sagt Maurer, daß mit Vorlesungen über „europäische Staats- und Rechtsgeschichte“ eine „schriftstellerische und Lehrtätigkeit“ verlangt werde, „welche vollständig über das Maß dessen hinausgehe, was heutzutage irgend ein Rechtshistoriker, und sei er wer er wolle, zu leisten vermag“. Wer solche Vorlesungen zu halten und ihnen entsprechende Bücher zu schreiben unternimmt, sei „bezüglich des Stoffes . . . gezwungen, auf Gebiete sich einzulassen, welche er beim besten Willen nicht auch nur annähernd vollständig und gleichmäßig zu beherrschen imstande sein kann. . . .“

können. Sie verbindet die Rechte aller Völker zu einer Universalrechtsgeschichte, sodann in ihren einzelnen Modifikationen die der Indogermanen zu einer arischen, die der Germanen zu einer germanischen, die der Romanen zu einer romanischen Rechtsgeschichte u. s. f. Es lassen sich ebenso gut rechtsgeschichtliche Gruppen bilden, wie man sprachgeschichtliche gebildet hat. Und in der Tat besitzen wir ja ein „arisches Jus civile", ein „arisches Jus gentium", eine „gräko-italische Rechtsgeschichte". Aber es geht nicht an, aus zwei Gruppen, die von dem ersten Augenblick an, in dem sich das indogermanische Volk geteilt hat, also seit Jahrtausenden ihre eigenen Wege gegangen sind, zwei ganz beliebige Teile herauszugreifen und miteinander zu verbinden. Das wäre ebenso, wie wenn man plötzlich eine römisch-germanische Grammatik schreiben wollte.

Die Unmöglichkeit der Verbindung wird sofort klar, wenn man ihre Realisierung überdenkt.

In der deutschen Rechtsgeschichte ist man zu der Einsicht gekommen, daß die Haupteinteilung der Darstellung eine solche nach Zeitperioden sein muß; man ist von der systematischen Methode zur historischen übergegangen und teilt in germanische Zeit, fränkische Zeit, Mittelalter und Neuzeit. Erst innerhalb dieser Perioden ist dann eine Einteilung nach Materien üblich, wobei den rein juristischen Materien mit Recht Ausführungen über das geschichtliche, kulturgeschichtliche und wirtschaftliche Bild des betreffenden Zeitraumes vorangeschickt werden. Anders im römischen Recht, wo der Rechtszustand zurzeit Justinians in den Institutionen dargestellt wird, das in Mittelalter und Neuzeit fortgebildete Recht in den Pandekten, während die Geschichte des Rechts einen geringen Raum in der Darstellung einnimmt und, von der sogenannten äußeren Rechtsgeschichte abgesehen, meist in die systematische Anordnung eingefügt wird. Es wäre zweifellos ein bedauerlicher Rückschritt, wenn man in der deutschen Rechtsgeschichte eine andere Einteilung einführen wollte. Das schlüge ja aller historischen Methode ins Gesicht. Und andererseits scheint mir — eines Urteils muß ich mich enthalten — dem römischen Recht die Teilung nach Materien angemessen. Aber selbst wenn man die Geschichte beider Rechte in Epochen gliedern wollte, würde das nunmehr gleiche System eine Verbindung nicht ermöglichen. Es würde sich zeigen, was ja ohne weiteres leicht einzusehen ist, daß sich keine entsprechenden Epochen finden. Kein Zeitraum in der der akademischen Darstellung zugänglichen römischen Rechtsgeschichte entspricht einer der obengenannten Perioden der deutschen Rechtsgeschichte.

Diese Bemerkungen über die theoretische und praktische Möglichkeit einer Verbindung der römischen und deutschen Rechtsgeschichte vom objektiven Standpunkt aus müssen genügen, und ich gehe auf einen anderen, wichtigeren Punkt über.

Angenommen, es gelänge, alle im vorstehenden berührten Schwierigkeiten und geltend gemachten Bedenken zu beseitigen, so bleibt doch für alle Fälle die Notwendigkeit bestehen, daß jeder Romanist zugleich Germanist sein muß und umgekehrt. Auch in der Forschung müßten, wie v. Moeller selbst sagt, „die beiden Hauptzweige der Rechtsgeschichte . . . zusammengefaßt werden".

Und damit komme ich zu einem wesentlichen Punkt, den auch v. Moeller berührt hat mit der Behauptung, daß das durch die Verbindung entstehende Forschungsgebiet „nicht zu groß" sei. Der „beste Beweis" hierfür soll darin liegen, „daß bei der heutigen Organisation nur ganz vereinzelt sich ein romanistischer oder germanistischer Rechtshistoriker dauernd auf dieses Gebiet allein beschränkt, sondern regelmäßig ein, zwei, drei, vier, fünf und sechs andere Fächer daneben vertritt".

Nehmen wir diese Häufung von Fächern als richtig an, und sie wird es in vielen Fällen sein, so ist aber doch der Beweis nicht geglückt, den v. Moeller liefern will und sollte. Zunächst besagt der Status nichts über seine Tauglichkeit. Da ich aber hier nicht untersuchen kann, ob und welche Nachteile aus solcher Häufung entstehen, so sei nur darauf hingewiesen, daß die Tatsache allein, daß eine Uebung besteht, noch nicht beweist, daß diese Uebung erfreuliche Ergebnisse zeitigt und deshalb zu begrüßen und aufrecht zu erhalten ist. Sehr wesentlich ist es ferner, welche Fächer kombiniert sind. Wenn ein Rechtshistoriker über Rechtsentwicklung in Bayern oder Preußen liest, so vertritt er damit so wenig zwei verschiedene Fächer, wie wenn er ein sonstiges Spezialkolleg aus dem Gebiete der Rechtsgeschichte vorträgt, und ein Dozent des bürgerlichen Rechts bleibt mit einer Vorlesung über Handelsrecht ebenso im Rahmen seines Forschungsgebietes wie der Prozessualist, der das Konkursrecht behandelt. Und für den Rechtshistoriker sind, um auf die meist übliche Verbindung zu kommen, das geltende bürgerliche Recht und das geltende Staatsrecht nichts anderes als die Produkte eben der Entwicklung, deren Durchforschung und Darstellung seine eigenste Aufgabe ist. In allen diesen Fällen ist der Rechtshistoriker nicht zur Aufsuchung von dem seinen völlig fremden Forschungsgebieten veranlaßt und wenn einmal eine Kombination mit Kirchenrecht oder gar Strafrecht stattfindet, so ist hier, wie übrigens auch dort noch Eines sehr zu beachten, was v. Moeller vollständig übersieht, der Umstand nämlich, daß es sich bei diesen Verbindungen um Hauptfach und Nebenfächer handelt, während v. Moeller zwei Hauptfächer zusammenstellt.

Man könnte meinen, es liege darin um deswillen kein Unterschied, weil sich ein ernsthafter Forscher allen Fächern mit gleicher Gründlichkeit widmen werde. Und dem wäre in der Tat so, wenn nicht hergebrachterweise ganz mit Recht beim Hauptfach das Schwergewicht der Tätigkeit auf dem Gebiete des Forschens, bei dem Nebenfach aber auf dem Gebiete des Lehrens läge. Nicht etwa so, als ob die Vorlesung im Nebenfach eine Kompilation und nicht das Ergebnis eigener Forschung darstellen sollte. Aber das Verhältnis des Forschungsergebnisses zu dem in der Vorlesung verwerteten Stoffe ist ein anderes hier als dort. Im Hauptfach ist das, was der Lehrer im Hörsaal vorträgt ein verschwindend kleiner Teil dessen, was er als Forscher verarbeitet hat; im Nebenfach ist der Umfang der Forschung beeinflußt, wenn auch nicht bestimmt, durch den Bedarf in der Vorlesung. Diese Verhältnisse machen sich vor allem geltend bei der Auswahl der durchzulesenden Literatur, die sich im Hauptfache ungefähr mit den gesamten Erscheinungen decken wird, im Nebenfach auf die wichtigsten beschränkt werden kann.

Berücksichtigt man diesen Unterschied, so wird sofort klar, daß die Verbindung zweier Hauptfächer an sich schon eine viel größere Belastung herbeiführt, als dies Nebenfächer tun. Daß sie sich in manchen Fällen durchführen läßt, wie z. B. die Verbindung von Bürgerlichem Recht und Prozeßrecht, von Strafrecht und Strafprozeß meist beiden Materien die Stellung von Hauptfächern gewährt, liegt in deren besonderem gegenseitigen Verhältnis, dessen Hauptmerkmal das Ineinandergreifen ist.

Dies führt sogleich zur Besprechung eines weiteren Punktes. Es ist nämlich nicht allein an dem, daß v. Moellers Plan zwei Hauptfächer vereinigt, sondern es kommt hinzu, daß beide geschichtliche Fächer sind. Und wir können nicht daran zweifeln, daß die Durchforschung geschichtlicher Materien größere Anforderungen stellt als die moderner, größer in Hinsicht auf ihre Vielseitigkeit, größer in Hinsicht auf das erforderliche Rüstzeug. Daß dem so ist, versuche ich durch einen kurzen Hinweis auf die rechtshistorische Methode zu beweisen, wobei ich allerdings den romanistischen Zweig als Nichtfachmann beiseite lassen muß.

Für die deutsche Rechtsgeschichte ist es von größter Bedeutung, daß sie ein Teil der germanischen Rechtsgeschichte ist. Mag dies auch in der Vorlesung wenig oder gar nicht zum unmittelbaren Ausdruck kommen, mag die Darstellung auf die Schwesterrechte und Tochterrechte verzichten können, des Forschers einziges Arbeitsgebiet bleibt die germanische Rechtsgeschichte. Daraus ergeben sich aber wichtige Folgerungen. Zunächst einmal ist hervorzuheben, daß die germanische Rechtsgeschichte ein sehr bedeutendes Quellenmaterial hat, nicht nur auf dem Kontinent, sondern auch in England, in Italien und in den skandinavischen Ländern. Ein Quellenmaterial, dessen Benutzung wiederum die Kenntnis einer Reihe von Sprachen voraussetzt, neben den drei skandinavischen, noch der angelsächsischen, der son-

stigen germanischen Dialekte und der altfranzösischen Sprache. Dabei genügt natürlich nicht eine Kenntnis der Sprachen, die gerade zum Lesen der Quellen ausreicht. Vielmehr muß bei dem jetzt anerkannten Werte der Etymologie und der Grammatik für die rechtsgeschichtliche Forschung die Sprache als solche studiert werden im Hinblick auf Flexion, Konjugation, Syntax usw. und vor allem Wortbildungslehre. Eigene philologische Kenntnisse sind erforderlich und können nicht dadurch ersetzt werden, daß man notwendige philologische Erörterungen von anderen ausarbeiten läßt. Nur das selbst gefundene Ergebnis kann eine sichere Grundlage für weitere Schlüsse geben. Und nur mit ausgedehnten philologischen Kenntnissen konnten Männer wie J. Grimm, E. Wilda, K. v. Richthofen, K. Maurer, J. Schlyter u. a. unvergängliche Werke schaffen.

Durch die Heranziehung der Schwesterrechte und Tochterrechte wird aber nicht nur der Quellenkreis vermehrt, sondern auch in nicht geringem Maße die Literatur, da ja die Geschichte dieser Rechte von den Gelehrten ihres Landes ebenfalls bearbeitet wird. Und dies führt dazu, daß eine ausnahmsweise vielsprachige Literatur herangezogen und verfolgt werden muß, Literatur in Sprachen, die, wie die skandinavischen oder die holländische, keineswegs zum allgemeinen Rüstzeug eines Gelehrten gehören und infolgedessen eine weitere Belastung darstellen.

Abgesehen von diesen philologischen Kenntnissen bedarf aber der Germanist noch solcher auf anderen Gebieten. Der Charakter der geschichtlichen Wissenschaft erfordert eine gründliche Beherrschung der politischen Geschichte wie der Kulturgeschichte, nicht minder der Wirtschaftsgeschichte. Immer mehr zeigt sich, welch reiche Aufschlüsse uns die Numismatik, Sphragistik und Soziologie geben können, nicht zu vergessen der Rechtsarchäologie, deren Nutzbarmachung kunstgeschichtliche und paläographische Studien erfordert. Auf allen diesen Gebieten Meister zu werden, wäre zu viel verlangt. Aber immerhin ist eine Stufe erreichbar, die die Lösung kleinerer Aufgaben ermöglicht und bei schwereren doch wenigstens die Kontrolle fachmännischer Leistungen, wodurch vermieden werden kann, daß man sich auf fremde Arbeit blindlings verlassen muß; und damit ist viel gewonnen. Denn die Notwendigkeit, sich auf Ergebnisse anderer Forscher zu stützen, ohne sie prüfen zu können, führt zum Dilettantismus.

Ueberblickt man die hier kurz skizzierten Mittel der rechtsgeschichtlichen Forschung, so ist ohne weiteres zu ersehen, daß es Mühe und Arbeit kostet, sie benützen zu lernen, daß der Germanist schon, um sich das notwendige Rüstzeug zu verschaffen, eine Unsumme von Kräften verbraucht, die der Dogmatiker auf die Forschung selbst verwenden kann. Und daß dieses Rüstzeug nötig ist, brauche ich wohl nicht mehr zu begründen in einer Zeit, die zur Erkenntnis kommt, „daß nicht die Methode, sondern nur das Objekt der Forschung spezialisiert werden dürfe“ (v. Amira). Umsoweniger aber stehe ich an, zu behaupten, daß dem so vorgebildeten Germanisten die Last eines zweiten geschichtlichen Faches nicht mehr auferlegt werden darf. Es ist nicht, wie v. Moeller meint, an dem, daß man „in der Quellenforschung von den Rechtshistorikern in Zukunft mehr verlangt als bisher“, sondern es handelt sich da um ein heterogenes Forschungsgebiet mit heterogenen Forschungsmitteln. Wer die Leges Barbarorum oder die Leges Romanae zu lesen versteht, beherrscht noch nicht die Terminologie des Corpus juris und der Gaii institutiones, und noch viel weniger die Sprache der Papyrusurkunden oder gar erst die der altlateinischen Inschriften; deutsche Kulturgeschichte gibt keine Kenntnis von Altrom usf. Man darf nur nicht außer acht lassen, daß römische Rechtsgeschichte in der Forschung etwas anderes sein muß, als die römischrechtlichen Vorlesungen bieten können, daß auch hier in frühe Zeiten zurückgegangen und mit mannigfachen Hilfsmitteln geforscht werden muß.

Endlich möchte ich nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß es für den Rechtshistoriker nicht gut wäre, wenn er sich so ganz von der Dogmatik abschlösse. Und zu einem Abschluß, nicht nur zu einer Einschränkung der dogmatischen Beschäftigung würde es führen, wenn die Dogmatik vom Lehrauftrag ausgeschlossen würde. Denn es fehlt dann an der Notwendigkeit, den dogmatischen Studien Aufmerksamkeit und Zeit zu widmen, und ob die Historiker sich aus freien Stücken eingehender mit dem geltenden Recht beschäftigen werden, ist eine Frage, die ich nicht unbedingt bejahen möchte. Jedenfalls würde die eigene Forschung durch die Aneignung fremder Ergebnisse ersetzt, und gerade darin würde ich einen Mißstand sehen. Den Nutzen, den der Rechtshistoriker von der Berührung mit dem lebenden Recht haben kann, hat er nur dann, wenn er dieses Recht, sei es auch nur bis zu einem gewissen Grade, durchforscht.

Kann ich somit von der Durchführung der durch v. Moeller gemachten Vorschläge weder für den Lehrer noch für den Forscher, noch endlich für den Lernenden Vorteile erwarten, die zugleich notwendig entstehende Nachteile aufwögen, so verkenne ich doch andrerseits nicht, daß v. Moeller einen Mißstand hervorgehoben hat, dessen Beseitigung dringend zu hoffen ist, wenn auch durch andere Mittel als die Verbindung der deutschen und römischen Rechtsgeschichte. Sehr mit Recht weist v. Moeller darauf hin, daß die Rechtsentwicklung in Deutschland seit der Rezeption zu sehr vernachlässigt wird, und da dies eben die Geschichte des durch Verhältnisse vereinigten deutschen und römischen Rechtes ist, so erklärt sich von hier aus, wie v. Moeller zu seinen Vorschlägen gekommen ist. Für die Geschichte des Rechts in Deutschland seit der Rezeption ist die „Verbindung der deutschen und römischen Rechtsgeschichte“ eine in der Natur der Sache liegende Notwendigkeit.

Nur geht v. Moeller wieder zu weit, wenn er die „geeinte römische und deutsche Rechtsgeschichte“ zum „Grund- und Eckpfeiler der selbständigen Wissenschaft der Rechtsgeschichte“ machen will. Mag man diesen Teil der rechtshistorischen Forschung als „Geschichte des deutschen Rechts“ oder als eine „Geschichte des Rechts in Deutschland“ bezeichnen, so ruht er doch auf der Geschichte des deutschen Rechts vor der Rezeption, und der neuzeitliche Rechtshistoriker würde den Ast absägen, auf dem er sitzt, wenn er sich dagegen wenden wollte, daß die vor der Rezeption liegende Rechtsgeschichte ebenso gründlich erforscht und dargestellt wird wie die neuzeitliche. Es gibt da, wo es sich, wie bei der Geschichte des Rechts, um Entwicklungsphänomene handelt, keine Möglichkeit, eine Periode vor der anderen zu bevorzugen, und wenn dies geschieht, so zeigen sich früher oder später weit klaffende Lücken, die an einer sicher gegründeten Weiterarbeit hindern. Auch zum Mittelpunkt einer germanisch-romanischen Rechtsgeschichte erscheint mir die neuzeitliche deutsche Rechtsgeschichte nicht geeignet. Doch dies nur nebenbei.

Um auf den oben anerkannten Mißstand zurückzukommen, so betone ich abermals, daß auch meines Erachtens die in der deutschen Rechtsgeschichte zurzeit bestehende Lücke zwischen der Rezeption und der Gegenwart ausgefüllt werden muß. Aufgabe einer Rechtsgeschichte der Neuzeit wäre es, zu zeigen, wie deutsches und römisches Recht aufeinander gewirkt haben; wie sich unter verschiedenen Verhältnissen da das eine, dort das andere Recht als stärker erwiesen hat; wie sich das Recht unter kulturellen, sozialen, politischen und religiösen Einflüssen immer mehr differenziert hat; wie durch die Autonomie kleiner und kleinster Territorien und die ausgedehnte Möglichkeit von Sonderrechtsbildung allmählich der buntscheckige Rechtszustand entstanden ist, dem erst das vorige Jahrhundert ein Ende bereiten konnte. Da aber in der Fülle der Verschiedenheiten doch auch einheitliche Gedanken sich herausschälen ließen, so müßte diese neuzeitliche Rechtsgeschichte mehr sein als eine Nebeneinanderstellung von Territorialrechtsgeschichten, mehr als eine systematische Darstellung der Geschichte einzelner Rechtsinstitute.

In der Tat keine kleine Aufgabe, die, gründlich erledigt, eine sehr erhebliche Menge von Zeit und Arbeit beansprucht. Es handelt sich hier, wie v. Moeller sehr richtig ausführt, um „die Geschichte der Rezeption, die Territorialrechtsgeschichte und die Rechtsgeschichte des 19. Jahrhunderts“. Und es frägt sich nun, ob sie dem deutschen Rechtshistoriker zugemutet werden kann.

v. Moeller bejaht die Frage und kann das auch deshalb tun, weil er die neuzeitliche Rechtsgeschichte zum Mittelpunkt der historischen Forschung macht, somit an den Rechtshistoriker für die germanische Zeit und das Mittelalter weniger Ansprüche stellt; er kann es um so mehr, als er ja auch die dogmatische Tätigkeit des Historikers einschränken will. Wenn man aber die germanische und mittelalterliche Rechtsgeschichte gleich berechtigt und gleich beachtet neben die neuzeitliche stellen und den Historiker von der Dogmatik nicht loslösen will, dann kommt man zur Verneinung der Frage. Denn ultra posse nemo tenetur.

Soll aber die Rechtsgeschichte seit der Rezeption bearbeitet und soll diese Bearbeitung nicht dem „deutschen Rechtshistoriker" zugemutet werden, so ergibt sich als Notwendigkeit und einzige Möglichkeit die Abzweigung eines neuen Forschungsgebietes der neuzeitlichen deutschen Rechtsgeschichte. Damit kämen wir zu einer Teilung, die in der germanischen Philologie längst durchgeführt ist, und es gäbe von nun an drei rechtshistorische Disziplinen.

Soviel über die theoretische Seite der ganzen Frage und nun noch einige Worte über die praktische.

Es steht an sich auch jetzt schon jedem Rechtshistoriker frei, seine Forschertätigkeit für die Zeit vor oder nach der Rezeption zu entfalten; denn theoretisch umfaßt sein Arbeitsgebiet das gesamte deutsche Recht bis zur Auflösung des Deutschen Reiches, und es ist nur in der Praxis die Neuzeit zurückgesetzt. Eine sozusagen pflichtgemäße Forschung aber auf dem Gebiete der neuzeitlichen Rechtsgeschichte könnte nur durch Errichtung besonderer Lehrstühle erreicht werden. Ob solche befürwortet werden können, ist nun eine Frage für sich, die sich ohne weiteres bejahen läßt, wenn man vom Standpunkt der Wissenschaft ausgeht, die zu verneinen ist, wenn man bei Errichtung von Lehrstühlen das praktische Bedürfnis ins Auge faßt. Denn so sehr, wissenschaftlich gedacht, eine gründliche Durchforschung der Neuzeit zu wünschen ist, so darf man sich doch nicht verhehlen, daß für den Lernenden, für den künftigen Praktiker, die in der deutschen Rechtsgeschichte zu gebende Uebersicht über die Weiterentwicklung des Rechtes nach der Rezeption in Verbindung mit der Territorialrechtsgeschichte genügt. Mehr wird dem Praktiker nicht nützen und kann ihm bei dem ohnedies schon ausgedehnten Stoff ohne zwingende Notwendigkeit auch nicht wohl zugemutet werden. Behält man dies im Auge, so zeigt sich, daß dem derzeit bestehenden Mißverhältnis durch die Errichtung einiger Lehrstühle für neuzeitliche Rechtsgeschichte an den größeren Universitäten abgeholfen werden könnte.*)

München. Frhr. v. Schwerin.

*) Dieser Aufsatz war bereits zum Druck abgeliefert, als mir die Besprechungen von Kleineidam im Jurist. Literaturbl. Bd. XVIII S. 110, und von Landsberg in der Zeitschrift für Rechtsgeschichte 1906, Germ. Abt., bekannt wurden.

Bücher und Zeitschriften.

Theaterkritiken und dramaturgische Aufsätze von Heinrich Laube. Gesammelt, ausgewählt und mit Einleitung und Bemerkungen versehen von Alexander v. Weilen. Berlin, Selbstverlag der Gesellschaft für Theatergeschichte. 1906.

Ungefähr ein halbes Jahrhundert liegt zwischen der ersten in Weilens Sammlung neugedruckten Theaterkritik Laubes über Seydelmanns Breslauer Gastspiel im Clavigo und seinen letzten von Wolfgang Kirchbach und Houben aus dem Nachlaß mitgeteilten Aeußerungen über deutsches Bühnenwesen. In einem so langen Zeitraum kann es an Wandlungen und Widersprüchen nicht fehlen; einheitlich, wie die Persönlichkeit, von der diese starken Kundgebungen ausgehen, bleibt aber die Kraft und Frische, die Selbständigkeit und Tapferkeit ihrer Urteile. Durchaus mit eigenen Augen sieht der junge Rezensent, wie der greise Theaterfeldherr Welt und Kunst, Menschen und Dinge an. Sein „Jägerblick", den ihm Auerbach mit Recht nachsagte, kann ausnahmsweise trügen, sein Geschmack, zumal den ganz Großen und allzu Kleinen gegenüber, nicht der heikelste sein. Lesen werden ihn Gegner und Anhänger gleicherweise mit unablässig wachsendem Genuß. Seine Prosa lebt wie gesprochenes, vom Schreiber nicht nur gehörtes, sondern zugleich auf das Ohr des Hörers — man möchte fast sagen: des Theatergängers — berechnetes Wort. Seine Gestalten (in den „Erinnerungen" und im „ersten deutschen Parlament" genau so wie in den Charakteristiken seines „Burgtheaters", des „Norddeutschen" und des „Stadttheaters", und nicht zum wenigsten in den von Weilen aus den Massengräbern der Tagesblätter und Zeitschriften zu neuem Leben beschworenen Bildnissen von Tieck, den Devrients, Seydelmann, der Birch-Pfeiffer, Benedix, Friedrich Halm ꝛc.) bewegen sich leibhaftig vor dem Leser; man vernimmt ihren eigensten Ton Die Gabe, die der Dramaturg Laube besaß, den Text seiner Tragödien- und Komödiendichter in ein Schauspiel umzuwandeln, ist auch dem Memoirenschreiber Laube wie wenigen angesichts des Lebenstextes zu eigen gewesen. Schärfer nachprüfende Kritik mag im Einzelfall vorbedachte, auf den Effekt losgehende Einführung von Episodisten und Hauptdarstellern merken: vorgefaßte Absichten, die den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon so wenig wie Laubes Memoiren-Werken künstlerisch Eintrag tun. Der Sinn für die Historie, die Vorliebe für das historische Porträt, der Laubes geschichtliche Dramen und Erzählungen unverkennbar durchwaltet, kommt seinen Darstellungen aus der Gegenwart, seinen Büchern über unmittelbar Geschautes, Miterlebtes doppelt und dreifach zugute.

In seinen Stücken und Romanen überall unzulänglich, wo der überlieferte Stoff durch frei schaltende Phantasie beflügelt werden sollte, behauptet er sich desto siegreicher als Annalist. Parteilichkeit verdunkelt bisweilen die Glaubwürdigkeit seiner Aussage, der Reiz seiner streitbaren Natur wird bei solchen Anlässen nicht geringer. Wo nun gar Laube, von Haß und Liebe frei, sachlich als Kenner bei Thronbesteigung und Thronentsagung in seinem Theaterreich die Stimme der Erfahrung laut werden läßt, gewinnt er durch die Wahrhaftigkeit seiner Gesinnung jeden Unbefangenen. Es wäre leicht und lockend, jeden Satz dieser Anzeige „beispielwürdig" mit Proben aus Laubes Denkwürdigkeiten und Theaterbüchern zu belegen. Es scheint indessen vorteilhafter, unsere Leser auf die reichen Urtexte Laubes hinzuweisen. Die neue Sammlung seiner kleineren Schriften, die Weilen S. LI seiner „Einleitung" ritterlich auf eine zuerst in der Allgemeinen Zeitung gegebene Anregung zurückführt, bleibt eine dankenswerte Tat des Herausgebers und der mit ihm verbündeten Gesellschaft für Theatergeschichte.

Wien. A. Bettelheim.

Heimwärts vom fernen Osten. Von Bernhard Donath. Straßburg und Leipzig (Joseph Singer). 145 S. Großquart.

Reiseaufzeichnungen eines deutschen Kaufmanns, der, durch den ostasiatischen Krieg aus Port Arthur vertrieben, nach der Heimat zurückkehrt und zur Heimreise sich 7½ Monate Zeit gönnt. Er berührt dabei mit mehr oder weniger langem Aufenthalt Peking, Tientsin, Schanghai, Hongkong, Singapore (mit Johore), Penang, Kalkutta (mit Darjeeling), Ceylon und Kairo; also die gewöhnliche Route Ostasienreisender. Neues erfährt man daher aus dem Buche nicht. Aber es ist mit so wenig Prätension geschrieben: aus den Zeilen spricht so frisch und unmittelbar das Glücksgefühl des Reisens selbst, so viel jugendliche Begeisterung und Lebensfreude, eine so erquickende Gleichgültigkeit gegen die Unbequemlichkeiten des Weltreisenden, daß man dennoch an dem Buche Donaths, das er seiner Mutter zugeeignet hat, sein Vergnügen hat. Da er denn so gar keinen Anspruch auf Gelehrsamkeit oder Forschung erheben will, so seien ihm auch einige Entgleisungen und die häufigen polyglotten Zwischenbemerkungen nicht verdacht. Nur das Italienische (collatione, rissoto!) tut weh. Die Sprache ist mit Ausnahme einiger kaufmännischen Inversionen gut und flüssig. Die Bilder hat der Verfasser, der von seiner photographischen Tätigkeit etwas viel spricht, selbst geliefert; sie sind größtenteils hübsch aufgenommen, doch nicht sehr gut reproduziert. Im übrigen läßt die Ausstattung nichts zu wünschen übrig.

Dachau. R. Hermann.

* **Jahrbuch des Verbandes reisender Kaufleute Deutschlands in Leipzig für 1907.** Selbstverlag des Verbandes reisender Kaufleute Deutschlands. Leipzig.

Der rührige Verband reisender Kaufleute, der bald das zwanzigste Tausend der seit seiner Gründung beigetretenen Mitglieder erreicht haben wird, bietet mit seinem diesjährigen Jahrbuch ein Werk, das wieder bedeutend an Inhalt gewonnen hat. Aus ihm sind die Adressen sämtlicher Vorstände, der Sektionen mit Angabe des Gründungstages und des Versammlungslokales, die Adressen der Mitglieder, fleißig zusammengetragene statistische Notizen, die Verbandssatzungen usw., Vorschriften für die deutschen Reisenden im Auslande, alle Messen und Jahrmärkte,

ein reiches Hotelverzeichnis, sowie eine Reihe allgemein interessierender Angaben zu entnehmen, die es zu einem wertvollen Nachschlagebuch für jeden Angehörigen des weitverzweigten Standes der Reisenden machen werden.

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse vom 7. Februar.

Unter Vorsitz des Sekretärs Hrn. Waldeyer las Hr. Waldeyer: Ueber Gehirne menschlicher Zwillings- und Drillingsfrüchte verschiedenen Geschlechts. Bei drei Zwillingsgehirnen zeigte sich die von Rüdinger, Mingazzini und anderen beobachtete weiter vorgeschrittene Ausbildung des Gehirnes der männlichen Feten. Auch bei dem einen Drillingsgehirn wurde derselbe Befund erhoben; bei den beiden anderen ließ sich das nicht erkennen.

Hr. Branca legte einen Bericht des Hrn. Professors Dr. Wilhelm Volz in Breslau vor über dessen zur Erforschung des Gebirgsbaues und der Vulkane von Sumatra gemachte geologische Reise. Es ergibt sich, daß der Norden der Insel von dem mittleren und südlichen Teil in wesentlichen Punkten abweicht und daß die jungen Vulkane zwar in Zertrümmerungsgebieten liegen, aber unabhängig von präexistierenden Spalten sich ihre Auswege selbst gebahnt haben.

*

Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 7. Februar.

Unter Vorsitz des Sekretärs Hrn. Vahlen las Hr. Erman über Methode und Resultate der ägyptischen Wortforschung. (Erscheint später.) Die Arbeiten am „Wörterbuch der ägyptischen Sprache" ergeben klarer als man bisher annehmen durfte, wie sich der Wortschatz des Aegyptischen zeitlich scheidet. Auch die Orthographie erweist sich für die älteren Perioden der Hieroglyphenschrift als recht fest. Auf der anderen Seite zeigt sich freilich, daß schon seit der Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. einander ähnliche Worte sehr häufig von den Schreibern mit einander verwechselt werden.

Derselbe legte einen Aufsatz des Hrn. Alan H. Gardiner: „Eine neue Handschrift des Sinuhe-Gedichtes" vor. Ein Papyrus aus dem Beginn des zweiten Jahrtausends v. Chr. enthält die Anfänge der „Klagen des Bauern" und der Sinuhegeschichte, die den entsprechenden Papyrus des Berliner Museums fehlen. Besonders für das letztere Gedicht ergibt sich sehr Wesentliches; es zeigt sich u. a., daß die Gegend, in der Sinuhe in der Verbannung lebte und deren Leben im Gedichte geschildert wird, das nördliche Palästina war.

Architekten-Verein in Berlin.

In der Versammlung des Architekten-Vereins am 11. Febr. berichtete unter dem Vorsitz des Herrn Regierungsbaumeisters Fritz Eisele zunächst Herr Regierungsbaumeister Krencker über die Arbeiten der im Frühjahre 1906 von dem Deutschen Kaiser nach Aksum in Nord-Abessynien zur Aufnahme und Untersuchung der dortigen alten Baudenkmäler entsandten wissenschaftlichen Expedition. Ausgehend von den modernsten Begebenheiten, die Abessynien, dies eigenartige, das ganze Mittelalter hindurch vom Abendlande vergessene Land wieder in den Vordergrund der Weltpolitik rückten, erzählte der Vortragende, wie der Kaiser Menelik II., voller Interesse für sein Land und dessen alte Geschichte, es den Deutschen gestattete, in Aksum, der heiligsten Stätte Aethiopiens, zu graben, wo bisher noch kein Europäer einen Spaten ansetzen durfte. Die Mittel zu dieser Expedition wurden aus dem Dispositionsfonds des Deutschen Kaisers bezahlt. Mitglieder der Expedition waren: Professor Dr. Littmann aus Straßburg i. E., die Regierungsbaumeister Krencker und v. Lüpke und Stabsarzt Dr. Kaschke. Der Vortrag bezog sich vor allem auf die Untersuchung alter Denkmäler. Ueber modernere Werke und Erlebnisse wurde bloß insoweit gesprochen, als sie zur Illustration der alten Zeiten in dem an Tradition so reichen Lande dienten.

Dann machte Herr Stadtbauinspektor Reinhardt Mitteilungen über die „Bettung und Befestigung von Straßenbahngleisen auf Eisenbetonplatten".

Kleinere Mitteilungen.

* **Ein Goethe-Denkmal in Wetzlar.** Hundertundfünfunddreißig Jahre sind vergangen, seit Goethe in Wetzlar geweilt, und noch erinnert kein würdiges Denkmal an seinen Aufenthalt in dieser Stadt, der für die deutsche Literatur so bedeutungsvoll geworden ist.

Der in Wetzlar verlebte Sommer des Jahres 1772 ward für ihn zum Frühling seines Genies, zu dem Wendepunkt seines Lebens, wo er aus unbändigem Sturm- und Dranggefühl sich emporschwingt zur bewußten Entfaltung seiner Kräfte. In dem alten Deutschordenshause, in der Familie des Amtmannes Buff, hat er die schönste Lust des Lebens empfunden und in der herrlichen Umgebung der Stadt konnte er sich dem tiefsten und reinsten Genuß der lieblichen, sanften Natur hingeben.

Unter dem Eindruck des in Wetzlar Erlebten schuf er sein größtes Jugendwerk, die Leiden des jungen Werther, diese unvergleichliche Offenbarung des deutschen Gemütes, dieses hohe Lied der Liebe, das mit seiner Stimmungsfülle, seiner Wärme des Gefühls und seiner lebensvollen, natürlichen Sprache die Zeitgenossen gewaltig erregt hat und noch heute seinen Zauber ausübt auf jedes fühlende Menschenherz.

In Wetzlar hat sein Götz von Berlichingen feste Gestalt gewonnen; die Spuren dessen, was er dort mit hellen Augen geschaut, sind unverkennbar. Manche Erinnerung an Wetzlar durchweht auch die Dichtung, die ihm selbst am liebsten war, Hermann und Dorothea.

Wie Frankfurt a. M., Leipzig und Straßburg, so bedeutet auch Wetzlar einen Markstein in Goethes Jugendleben; und wie man dort längst seine Gestalt in Stein und Erz festgehalten hat für alle Zeiten, so will auch Wetzlar nicht länger zurückstehen in der Ehrung des Dichters. Auf dem schönsten Platze, der sich bietet, soll ihm ein Denkmal errichtet werden aus edlem Marmor, von echter Künstlerhand geschaffen. Ein Ausschuß für die Errichtung eines Goethe-Denkmals in Wetzlar, an dessen Spitze der Bürgermeister der Stadt, v. Zengen, steht, bittet um Unterstützung bei der Verwirklichung dieses Planes. Beiträge sind an die Mitteldeutsche Creditbank in Wetzlar zu senden.

* **Ueber die Radioaktivität der Stebener Stahlquellen** sind im Monat November und Dezember 1906 mit dem von Dr. Steveking angegebenen Fontaktoskop Untersuchungen angestellt worden, deren Ergebnisse in der neuesten Nummer der Münchener Medizinischen Wochenschrift (Verlag von J. F. Lehmann, München) mitgeteilt werden. Bei den ersten Feststellungen schienen nicht unbeträchtliche Schwankungen beim Vergleich der einzelnen Resultate auffallend. Im Januar nochmals vorgenommene Kontrollversuche haben aber keine anderen Ergebnisse gezeitigt. Es ist demnach anzunehmen, daß wie bei anderen Quellen so auch hier meteorologische und klimatologische Einflüsse den Radiumgehalt der Quellen wesentlich beeinflussen. Die höheren Resultate waren durchweg nach Frostwetter oder kalter Witterung zu verzeichnen.

Dr. Fritz Hammer faßt das Ergebnis der Untersuchungen dahin zusammen: Die Stebener Stahlquellen gehören nicht nur ihres Eisen- und Kohlensäuregehaltes wegen, sondern auch wegen ihrer hohen Radioaktivität zu den stärksten bisher bekannten Stahlsäuerlingen.

* **Personalien.** Die beiden großen englischen Baumkulturgesellschaften The Royal English Arboricultural Society in London und The Royal Scottish Arboricultural Society in Edinburg haben Professor Dr. Heinrich Mayr in München zum Ehrenmitgliede ernannt. — In Kiel ist am 16. Februar der Oberbibliothekar an der dortigen Universitätsbibliothek Dr. Richard Schröder im Alter von 46 Jahren gestorben.

*

Hochschulnachrichten.

* **Greifswald.** Der Leiter der hiesigen Universitäts-Kinderklinik Geh. Medizinalrat Professor Dr. Paul Krabler ist im Alter von 65 Jahren gestorben.

hc. **Basel.** Die Gesamtfrequenz der Schweizer medizinischen Fakultäten beträgt im laufenden Wintersemester 2102. Darunter sind 926 männliche und 1171 weibliche Studierende; 561 (538 + 23) Schweizer. Die einzelnen Fakultäten zählen: in Basel 150 männliche, 5 weibliche, Bern 176 männliche, 350 weibliche; Genf 206 männliche, 288 weibliche, Lausanne 146 männliche, 323 weibliche, Zürich 253 männliche, 225 weibliche Studierende.

Büchereinlauf.

Theologie und Kirchenwesen

Paul Rehlhorn: Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu. (Aus Natur- und Geisteswelt. 137. Band.) Leipzig 1906. B. G. Teubner. 132 S. (geh. 1 M, geb. 1.25 M.)

F. Crawford Burkitt: Urchristentum im Orient. Deutsch von Erwin Preuschen. Tübingen 1907. J. C. B. Mohr. 160 S. (geh. 3 M, geb. 4 M.)

J. W. Fink: Kann das Christentum das soziale Elend beseitigen? Tübingen 1906. J. W. Fink. 40 S. (30 Pfg.)

Albert Ehrhard: Katholisches Christentum und moderne Kultur. (Kultur und Katholizismus. Band 6.) Mainz und München 1907. Kirchheim. 93 S. (geb. 1.50 M.)

Geschichte und Politik

B. Heil: Die deutschen Städte und Bürger im Mittelalter. 2. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen. (Aus Natur und Geisteswelt. 43. Band.) Leipzig 1906. 164 S. (geh. 1 M, geb. 1.25 M.)

Oskar Schönemann: Das Elsaß und die Elsässer von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 610 n. Chr. Straßburg 1907. J. H. Ed. Heitz. 204 S. (3.50 M.)

Rudolf Brieger: Die Herrschaft Rappoltstein. Ihre Entstehung und Entwicklung. (Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen. 31. Heft.) Straßburg 1907. J. H. Ed. Heitz. 78 S. (2 M.)

Geographie und Völkerkunde.

A. Erbe: Historische Städtebilder aus Holland und Niederdeutschland. Vorträge, gehalten bei der Oberschulbehörde zu Hamburg. Mit 59 Abbildungen. (Aus Natur und Geisteswelt. 117. Band.) Leipzig 1906. B. G. Teubner. 103 S. (geh. 1 M, geb. 1.25 M.)

Hugo Grothe: Zur Landeskunde von Rumänien. Kulturgeschichtliches und Wirtschaftliches. 23 Abbildungen, 4 Karten und 1 Mehrfarbendruck. (Angewandte Geographie. III. 1.) Halle a. S. 1907. Gebauer-Schwetschke. 126 S. (4 M.)

Rechts- und Staatswissenschaft.

Anton Menger: Volkspolitik. Jena 1906. Gustav Fischer. 90 Seiten.

Friedrich Stein: Zur Justizreform. 6 Vorträge. 109 S. 2 M.)

Best, Davis und Perks (Birmingham): Berlin und seine Arbeiter in englischer Beleuchtung. Deutsch herausgegeben von Waldemar Zimmermann. Mit einem Vorwort von Hans Delbrück. Berlin 1907. Wedekind u. Co. 78 S. (1 M.)

Karl Pribram: Geschichte der österreichischen Gewerbepolitik von 1740—1860. Auf Grund der Akten. 1. Band: 1740—1798. Leipzig 1907. Duncker u. Humblot. 614 S. 14 M.)

Gerhard Bücking: Die Bozener Märkte bis zum Dreißigjährigen Kriege. (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen. Herausgegeben von Gustav Schmoller und Max Sering. Heft 124.) Leipzig 1907. Duncker u. Humblot. 124 S. (3 M.)

Max Peters: Schiffahrtsabgaben auf natürlichen Wasserstraßen nach deutschem Reichsrecht. Eine Erwiderung auf die Kritik des Professors der Rechte Dr. Otto Mayer in Leipzig. Leipzig 1907. Duncker u. Humblot. 49 S. (1.20 M.)

Arbeiterverhältnisse im Ostrau-Karwiner Steinkohlenreviere. Auf Grund von Erhebungen über die Lage der Bergarbeiter dargestellt vom k. k. Arbeitsstatistischen Amte im Handelsministerium. 2. Teil: Lebens- und Wohnungsverhältnisse. Wien 1906. Alfred Hölder. 237 S.

Otto Woerner: Die Frage der Gleichmäßigkeit der Strafzumessung im Deutschen Reiche. Auf kriminalstatistischer Grundlage bearbeitet. (Statistische und nationalökonomische Abhandlungen, insbesondere Arbeiten aus dem Statistischen Seminar der Universität München. Herausgegeben von Georg v. Mayr. Heft 3.) München 1907. Ernst Reinhardt. 107 S.

Otfried Nippold: Die Fortbildung des Verfahrens in völkerrechtlichen Streitigkeiten. Ein völkerrechtliches Problem der Gegenwart, speziell im Hinblick auf die Haager Friedenskonferenzen. Leipzig 1907. Duncker u. Humblot. 665 S. (14 M.)

Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche. 31. Jahrgang. Herausgegeben von Gustav Schmoller. 1. Heft. Leipzig 1907. Duncker u. Humblot. 500 S. 10.40 M.)

Mathematik und Naturwissenschaften.

Franz Schäfer: Die angebliche Gefährlichkeit des Leuchtgases im Lichte statistischer Tatsachen. Mit 8 Abbildungen. München u. Berlin 1906. R. Oldenbourg. 52 S. (60 Pfg.)

A. Abels: Ueber moderne Gefühlsduselei beim Umgang mit Tieren. (Separat-Abdruck aus Natur und Kultur. Herausgeber Frz. Jos. Völler. 4. Jahrgang. Heft 8 und 9.) 13 S.

Franz Strunz: Johann Baptist van Helmont (1577—1644). Ein Beitrag zur Geschichte der Naturwissenschaften. Leipzig und Wien 1907. Franz Deutike. 66 S. (2.50 M.)

Medizin.

Heinrich Sachs: Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers. 2. Auflage. Mit 37 Abbildungen. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 32. Band.) Leipzig 1907. B. G. Teubner. 158 S. (geh. 1 M, geb. 1.25 M.)

M. Luttenbacher: Nervenleiden, ihre Heilung durch psychische und physische Behandlung. Leipzig 1907. B. Elischer Nachfolger. 134 S. (1.50 M.)

C. G. Jung: Ueber die Psychologie der Dementia praecox. Ein Versuch. Halle a. S. 1907. Carl Marhold. 179 S. (2.50 M.)

Landwirtschaft.

K. Th. Liebe: Futterplätze für Vögel im Winter. Vollständig neu bearbeitet von Otto Kleinschmidt. 15. Auflage. Mit 12 Abbildungen. Leipzig 1907. B. G. Teubner. 18 S. (20 Pfg.)

Philosophie und Aesthetik.

Heinrich Schmidt: Monismus und Christentum. (Flugschriften des Deutschen Monistenbundes. Heft Nr. 2.) Brackwede i. W. 1906. W. Breitenbach. 31 S.

Berthold Kern: Das Wesen des menschlichen Seelen- und Geteslebens als Grundriß einer Philosophie des Denkens. 2. Auflage. Berlin 1907. August Hirschwald. 431 S.

Joseph Geyser: Naturerkenntnis und Kausalgesetz. Eine kritisch-positive Studie zur Erkenntnistheorie. Münster i. W. 1906. Heinrich Schöningh. 130 S. (1.80 M.)

Otto Braun: Friedrich v. Schellings Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums. Leipzig 1907. Quelle u. Meyer. 169 S. (geh. 2.60 M, geb. 3.20 M.)

G. v. Rohden: Erbliche Belastung und ethische Verantwortung. 3 Vorträge. Tübingen 1907. J. C. B. Mohr. 68 S. (geh. 1.50 M.)

A. Pfannkuche: Religion und Naturwissenschaft in Kampf und Frieden. Ein geschichtlicher Rückblick. (Aus Natur und Geisteswelt. 141. Band.) Leipzig 1906. B. G. Teubner. 133 S. (geh. 1 M, geb. 1.25 M.)

Paul Ortlepp: Sir Joshua Reynolds. Ein Beitrag zur Geschichte der Aesthetik des 18. Jahrhunderts in England. Straßburg 1907. J. H. Ed. Heitz. 84 S. (2.80 M.)

Bildende Kunst, Theater und Musik.

G. Anton Weber: Die römischen Katakomben. Mit 225 Abbildungen. 3. Auflage. Regensburg und Rom 1906. Friedrich Pustet. 200 S. (geh. 2 M, geb. 3 M.)

H. Bogner: Die Grundrißdispositionen der zweischiffigen Zentralbauten von der ältesten Zeit bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts und die Grundrißdisposition der Aachener Pfalzkapelle und ihre Vorgänger. Mit 7 und 6 Tafeln. (Studien zur Deutschen Kunstgeschichte. Heft 72 und 73.) Straßburg 1906. J. H. Ed. Heitz. 36 u. 33 S. (per Heft 3 M.)

Julius Janitsch: Das Bildnis Sebastian Brants von Albrecht Dürer. Mit 3 Lichtdrucktafeln und 2 Abbildungen im Text. (Studien zur Deutschen Kunstgeschichte. Heft 74.) Straßburg 1906. J. H. Ed. Heitz. 18 S. (2 M.)

Victor Roth: Geschichte der deutschen Plastik in Siebenbürgen. Mit 74 Abbildungen auf 30 Lichtdrucktafeln. (Studien zur Deutschen Kunstgeschichte. Heft 75.) Straßburg 1906. J. H. Ed. Heitz. 176 S. (12 M.)

Eugen Schmitz: Richard Strauß als Musikdramatiker. Eine ästhetisch-kritische Studie. München 1907. Heinrich Lewy. 56 S.

Karl Goldmann: Die Ravennatischen Sarkophage. Mit 9 Lichtdrucktafeln. (Zur Kunstgeschichte des Auslandes. Heft 47.) Straßburg 1906. J. H. Ed. Heitz. 60 S.

Detlev Frhr. v. Hadeln: Die wichtigsten Darstellungsformen des H. Sebastian in der italienischen Malerei bis zum Ausgang des Quattrocento. Mit 7 Lichtdrucktafeln. (Zur Kunstgeschichte des Auslandes. Heft 48.) Straßburg 1906. J. H. Ed. Heitz. 60 S.

Jahrgang 1907. München, Freitag, 22. Februar. Nummer 45.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Zur Erinnerung an Ernst August Ritter v. Seuffert Von Professor Dr. E. Grueber (München).

Ingenieurbildung und Wirtschaftsleben. Von Oberingenieur Richard Droßbach (Augsburg).

Marco Polo. Von Privatdozent Dr. A. Wirth (München).

Allgemeine Rundschau.

Die Einwirkung von Tabak, Kaffee und Tee auf die Verdauung und das Zirkulationssystem.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Zur Erinnerung an Ernst August Ritter v. Seuffert.

Von E. Grueber (München).

Ernst August Seuffert stammt aus einer berühmten Juristenfamilie. Sein Großvater, der hervorragende Jurist und Staatsmann Johann Michael Seuffert[1]) (geboren in Würzburg 5. Juni 1765, gestorben daselbst 9. Mai 1829), ursprünglich Professor der Rechte in seiner Vaterstadt, war später als Vorstand des geheimen Kabinetts des letzten Fürstbischofs von Würzburg mit der Leitung der ganzen Landesverwaltung betraut und hat in dieser Eigenschaft die Rechte des geistlichen Fürstentums gegen die drohende Säkularisation literarisch und diplomatisch mit größtem Geschick und ausdauernder Beharrlichkeit verteidigt. Unter bayerischer Herrschaft ist er, „der geborene Präsident“, 1814 zum Präsidenten des Appellationsgerichtes für den Untermainkreis, 1820 zum ordentlichen Staatsrat im außerordentlichen Dienst ernannt worden.

Dessen Sohn, der berühmte Jurist Johann Adam Seuffert[1]) (geboren in Würzburg 15. März 1794, gestorben in München 8. Mai 1857) ist, nachdem er nach Vollendung seiner Universitätsstudien (Geschichte und Jurisprudenz) 1814 den Krieg gegen Frankreich freiwillig mitgemacht und 1816 sich in Würzburg habilitiert hatte, 1817 zum außerordentlichen, 1819 zum ordentlichen Professor für Geschichte, Institutionen, Pandekten und bayerisches Zivilrecht in Würzburg ernannt worden. Unzweifelhaft war er für den Beruf eines Rechtslehrers in ungewöhnlich hohem Maße befähigt. Scharfer, weitblickender Verstand, gründliches und umfassendes Wissen, klarer, fließender Vortrag verbanden sich in dem geradsinnigen, wahrhaftigen Mann mit jenem ausgeprägten Rechtsgefühl, welches in jedem Falle Erkenntnis der den Verhältnissen wirklichen angemessenen Entscheidung anstrebt und jener menschenfreundlichen Gesinnung, welche vor allem dem Nächsten nützen will und den Lehrer antreibt, dem Schüler das Beste zu bieten, was er zu bieten vermag. In der ausgesprochenen Absicht, seine Hörer möglichst zu fördern, arbeitete er alsbald ein durch Klarheit und Faßlichkeit ausgezeichnetes Pandektenlehrbuch aus, welches im Gegensatz zu den damals üblichen Lehrbüchern nur das in Deutschland wirklich geltende römische Privatrecht in seinem dogmatischen Zusammenhang — mit Ausschluß der Rechtsgeschichte und Antiquitäten — darstellt und sich deshalb als „praktisches Pandektenrecht“ bezeichnet (zuerst 1824 erschienen). Nicht allzu lange sollte sich der Verfasser des selbsterwählten Berufes erfreuen. Nachdem er 1831 von seinen Kollegen als Vertreter der Universität in den Landtag geschickt wurde und (wie vormals sein Vater) zum zweiten Präsidenten desselben erwählt worden war, wurde er 1832 an das Appellationsgericht in Straubing versetzt und 1834 zum Appellationsgerichtsrat in Ansbach ernannt. So, mit der Praxis verknüpft, lernte er die Gebrechen wie die Bedürfnisse der Rechtspflege in Bayern kennen, und in der Absicht, helfend tätig zu werden nimmt der Verfasser des praktischen Pandektenrechtes im Jahre 1835 die Ausarbeitung eines Kommentars zur bayerischen Zivilprozeßordnung in Angriff, welchen er 1836 bis 1845 in vier Bänden veröffentlichte. In der gleichen Absicht, „dem Praktiker wahrhaft zu nützen“, begründete der hervorragende Rechtslehrer in demselben Jahre die Blätter für Rechtsanwendung, die man in seinem Sinne wohl als eine Art von fortlaufendem, wissenschaftlichem Praktikum bezeichnen darf. Statt zunächst nach der anzuwendenden Rechtsvorschrift zu suchen, soll der Jurist vor allem das zu entscheidende, tatsächliche Verhältnis in seiner rechtlichen Bedeutung klar erfassen und erst dann durch Auslegung der in Frage kommenden Rechtsnorm feststellen, welche Lebensverhältnisse dieselbe umfasse, um so zu sicherer Subsumtion des Rechtsfalles unter die Regel zu gelangen (Bl. f. R.-A., Bd. I, S. 2 f.) Von diesem Gedanken geleitet, sollen die Blätter Erörterungen enthalten über einzelne in Bayern geltenden Gesetze, die in ihrer Anwendung zu Zweifeln Anlaß geben, sowie über praktische Rechtsfragen, deren Entscheidung lediglich aus den allgemeinen Begriffen und Rechtsinstituten abzuleiten ist. Dagegen sollen rein theoretische Erörterungen ausgeschlossen sein, wohl aber kurze Mitteilungen den Leser auf die Ergebnisse der neuen Forschung hinweisen. Sicherlich ist es diese Eigenart, dieser erziehliche Charakter, welcher den großen und andauernden Erfolg der Blätter für Rechtsanwendung erklärt, deren Herausgeber und eifrigster Förderer der Gründer bis zu seinem Tode verblieben ist. — Von allergrößter Bedeutung für die ge-

[1]) Vgl. die interessante Biographie von Th. v. Heigel im 34. Bande der Allgem. Deutschen Biographie.

samte deutsche Rechtsentwicklung aber ist die im Jahre 1847 begründete, großartig gedachte und großartig durchgeführte Herausgabe des Archivs „für die Entscheidungen der obersten Gerichte der deutschen Staaten", wodurch für ganz Deutschland das zur Belebung und Wechselwirkung zwischen Theorie und Praxis unentbehrliche, einigende Organ geschaffen wurde.

Das sind die Werke und Unternehmungen von Johann Adam Seuffert, jenem großen Juristen des 19. Jahrhunderts, der in seiner geistigen Schaffenskraft und der Reinheit seines sittlichen Wollens bei der Feier der Wiederkehr seines 100. Geburtstages ebenso feinfühlig wie zutreffend mit dem gefeiertsten aller römischen Juristen, Papinianus, verglichen worden ist.

An diesen Werken mitzuarbeiten, dazu sollte vor allem berufen sein sein ältester Sohn, unser Ernst August Seuffert. Geboren ist er am 1. September 1829 in Würzburg. In früher Jugend hat er den wechselnden Aufenthalt der Eltern geteilt, im 10. Lebensjahr ist er mit denselben nach München gekommen, wo ihm bis zu seinem Lebensende zu bleiben beschieden sein sollte. Hier hat er seit Herbst 1839 das Ludwigs-Gymnasium mit fortschreitend ausgezeichnetem Erfolg besucht, um es noch vor vollendetem 16. Lebensjahr als Erster (mit Auszeichnung) unter 32 Mitschülern zu verlassen. Hier hat er, mit Ausnahme des Jahres 1847/48, in dem er den berühmten Pandektenlehrer Vangerow in Heidelberg hörte, seine Universitätsbildung erhalten (1845—1850). Nach gründlich benützter Praxis am kgl. Kreis- und Stadtgerichte München bestand er zwei Jahre später den Staatskonkurs mit der Note der Auszeichnung als Erster im Justizfach. Seitdem mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, wird er am 6. April 1854 auf Grund einer klar geschriebenen, gründlich gearbeiteten, den Stoff in seinen Einzelheiten eingehend behandelten Dissertation über „das gesetzliche Veräußerungsverbot bei Singular- und Universalvermächtnissen" von der Münchener juristischen Fakultät „cum nota eminentiae" zum Doktor beider Rechte promoviert und schon am 3. September desselben Jahres auf Grund einer kürzeren Habilitationsschrift (de auctione) als Privatdozent in dieselbe Fakultät aufgenommen. Im folgenden Sommersemester 1855 liest er Institutionen nach Marezoll und im Winter 1855/56 die ganzen Pandekten nach dem Lehrbuch von Arndts, welches er seitdem, trotz aller Wertschätzung anderer Lehrbücher und insbesondere des Lehrbuches seines mit ihm innig befreundeten Kollegen Windscheid, seinen Vorlesungen immer zugrunde gelegt hat. Mit diesen beiden Vorlesungen hat er (abgesehen von der römischen Rechtsgeschichte, die er überhaupt nur dreimal gelesen hat) das ganze Gebiet seiner Lehraufgabe durchgearbeitet. Nachdem er im Januar 1857 zum außerordentlichen Professor ernannt worden war, hielt er vielfach exegetische und praktische Pandektenübungen ab und beschränkte sich in seinen Vorlesungen häufig auf die Darstellung bloß einzelner Teile (insbesondere des Erbrechtes) und selbst einzelner Lehren des Pandektenrechts, wie insbesondere des Pfandrechts.

Diese Lehrtätigkeit läßt die wissenschaftliche Grundrichtung Seufferts klar erkennen. Wie dem Vater, ist es auch dem Sohne wesentlich um die Dogmatik des Rechts und die Rechtsanwendung, also klare Erkenntnis der Rechtsvorschrift im systematischen Zusammenhang wie in ihren einzelnen Konsequenzen einerseits und sinngemäße Anwendung derselben auf die Mannigfaltigkeit des zu entscheidenden Rechtsfalles andrerseits, zu tun. Indem er, gestützt auf ungewöhnliche Verstandesschärfe wie getrieben von einer großen Gewissenhaftigkeit, seinem Bestreben in vollkommenster Weise zu entsprechen sucht, werden seine Vorlesungen zu einem umfassenden Kommentar, welcher den gedrängten Text von Arndts Pandekten erläutert, die zugrunde liegenden römischen Gesetzesstellen eingehend erklärt und den ermittelten Sinn in Beziehung zur Rechtsanwendung, den gerichtlichen Entscheidungen setzt. So sind seine Vorlesungen zu einer wertvollen Quelle ständiger Belehrung für den künftigen Praktiker geworden und werden als solche noch heute von seinen Schülern hochgeschätzt.

Nicht weniger geschätzt wurden seine „exegetischen und praktischen Uebungen" als unvergleichlich streng methodische Schulung in sorgfältigster Erläuterung der römischen Quellen und zweckentsprechender Anwendung auf die Einzelheiten des Rechtsfalles. Das große Verdienst, welches er sich neben seiner literarischen Tätigkeit durch Abhaltung dieser Uebungen erworben hat, ist es vor allem gewesen, das im April 1864 dazu geführt hat, ihn neben Zenger und Windscheid zum ordentlichen Professor des römischen Zivilrechts zu ernennen, und hat im Dekret insofern Ausdruck gefunden, als ihm zur Pflicht gemacht wurde, alljährlich derartige Uebungen abzuhalten.

Seine literarische Wirksamkeit besteht wesentlich in der Beteiligung an der Herausgabe der Werke seines Vaters, eine Beteiligung, welche zugleich der Ausdruck einer geradezu rührenden Kindesliebe und Verehrung war, welche ihn sein ganzes Leben hindurch beseelte. In die Redaktion seines Archivs ist er bald nach seiner Habilitation eingetreten, der 9., 10., 11. Band (1855 bis 1857) sind von seinem Vater und ihm gemeinsam herausgegeben, der 12. bis 15. Band (1859—1862) nennt nur Ernst August Seuffert als Herausgeber, von dem auch das Register zu Band 15 verfaßt worden ist. Seitdem ist zwar die Redaktion in andere Hände übergegangen, indessen hat er bis in die letzten Tage seines Lebens eine Revision ausgeübt, die ihm oft schwere Stunden bereitete, nicht selten Ausmerzung weniger geeigneter Urteile zur Folge gehabt hat. Den hervorragenden Einfluß, den er durch seine Mitarbeit auf die Entwicklung des Archivs ausgeübt, hat jüngst der Herausgeber, Reichsgerichtsrat Dr. Schütt, in einem warm empfundenen Nachruf nachdrücklich dargelegt. (Archiv Bd. 62, Heft 2.)

Kurze Zeit nach dem Tode von Johann Adam Seuffert war die dritte Auflage seines Praktischen Pandektenrechts (1852 und 1853 erschienen), welche der zweiten nahezu auf dem Fuß gefolgt war, vergriffen. Indessen konnte Ernst August Seuffert, mit der Herausgabe der 4. Auflage betraut, durch andere Geschäfte (wohl Redaktionsarbeiten) gehindert, den ersten Band erst 1860 veröffentlichen. Der zweite folgte 1863 und 1867, der dritte, der Schlußband, 1871. Seinem Pietätsgefühl entsprechend, hat er den Text im wesentlichen unverändert gelassen. Wert und Bedeutung dieser Auflage beruhen in der ebenso umfassenden wie gründlichen Berücksichtigung, welche die inzwischen erwachsene Literatur und die neuere Rechtsprechung in den Anmerkungen gefunden haben. Mit vollem Recht hat Ernst August Seuffert die Besorgung dieser Auflage als seine bedeutendste literarische Leistung betrachtet.

Nach dem Tode seines Vaters hat endlich Ernst August Seuffert neben der Redaktion des Archivs die Herausgabe der Blätter für Rechtsanwendung übernommen. Der 22 Band (1857) von Nr. 15 an und der ganze 23. Band sind von ihm herausgegeben worden und das mit einer Mühe und Sorgfalt, wie sie wohl selten ein Herausgeber betätigen wird. Seine Prüfung der eingesandten Beiträge haben nicht selten zu einer so eingehenden Begründung der Mängel derselben geführt, daß die schließlich publizierte Arbeit jedenfalls zu einem nicht unerheblichen Teile auf Mitwirkung des Herausgebers zurückzuführen war.

Wenn man erwägt, welch nachhaltigen Einfluß die Blätter für Rechtsanwendung ausgeübt, wenn man insbesondere bedenkt, daß neben dem Kommentar zur Zivilprozeßordnung „das praktische Pandektenrecht" die juristische Praxis in Bayern jahrzehntelang geradezu beherrscht hat, wenn man endlich die ungeheure Bedeutung des Archivs für die gesamte deutsche Rechtsentwicklung sich vergegenwärtigt, wird man sich über die Verdienste des Mannes klar, der, fremde Leistungen so bereitwillig anerkennend und fördernd, zu eigener literarischer Produktion nur im geringen Maße gelangt ist infolge seiner Bescheidenheit und seiner steten Zweifel an der Zulänglichkeit der eigenen Leistung. Außer einem kurzen Aufsatz zu l. 16 Dig. 28.7 (im Archiv für die civ. Praxis, Bd. 68, S. 254 ff.) hat er u. W. nur die treffliche Abhandlung zu l. 57 D. de leg. I in der Festgabe für J. W. v. Planck, München 1887, veröffentlicht.

An äußerer Anerkennung hat es Ernst August Seuffert nicht gefehlt. Im Dezember 1894 ist er zum kgl. Geheimen Rat ernannt worden, und als ihm nach Vollendung vierzigjähriger Dienstzeit die gewünschte Enthebung von der Verpflichtung zur Abhaltung von Vorlesungen bewilligt wurde, wurde ihm der Orden der Bayerischen Krone verliehen, welcher für ihn, weil er schon seinem Großvater und Vater verliehen worden, die Erhebung in den erblichen Adelsstand zur Folge hatte.

Nahezu zehn Jahre hat Seuffert die wohlverdiente Ruhe genossen, die aber in späteren Jahren durch ein Herzleiden sehr beeinträchtigt worden ist. Davon ist er nach nur dreitägiger Krankheit am 7. Januar dieses Jahres erlöst worden. In ihm ist einer der größten Kenner des römischen Rechts dahingegangen; ein Mann, der mit einer ausgedehnten, sicheren Kenntnis der Literatur und der Judikatur eine geradezu beispiellose Beherrschung des corpus iuris civilis verband. In ihm ist aber auch ein Mann dahingegangen von edelster, reinster Gesinnung; ein Mann, bescheiden und selbstlos, wahrhaftig und gerecht, treu und unwandelbar zuverlässig! Unauslöschlich wird das Andenken an Ernst August v. Seuffert fortleben im Herzen aller, die ihm im Leben näher gestanden sind: im Herzen der Seinigen, im Herzen seiner Freunde, seiner Kollegen und seiner Schüler!

Ingenieurbildung und Wirtschaftsleben.

Die Ausbildung soll den Ingenieur für die Lösung der Aufgaben, die seine spätere Berufsarbeit ihm stellt, möglichst vollkommen vorbereiten. Seine Berufsarbeit stellt den Ingenieur mitten in das Wirtschaftsleben hinein; nicht nur in dem Sinne, daß er seine Arbeitskraft in der Wirtschaft verwerten muß, um sich einen Erwerb zu schaffen; sondern vor allem insofern, als er berufen ist, die besten Wege zu weisen, wie wirtschaftliche Bedürfnisse befriedigt werden können. Aber seine Arbeit beschränkt sich nicht auf die technische Seite der wirtschaftlichen Vorgänge.

Wenn es auch Ingenieure gibt, welche eine von wirtschaftlichen Gesichtspunkten losgelöste, technische Arbeit leisten, so ist für die meisten Ingenieure — bewußt oder unbewußt — auch für ihre technische Arbeit die Wirtschaft von grundlegender Bedeutung; sie gibt das Ziel und die Grenze ihrer Arbeit. Je bewußter und selbständiger der Ingenieur seine technische Arbeit leistet, um so deutlicher werden ihm die wirtschaftlichen Gesichtspunkte, nach denen sich Zweck und Mittel seiner Berufsarbeit bemessen.

Eine große Zahl von Ingenieuren muß sich bewußt mit diesen wirtschaftlichen Voraussetzungen auseinandersetzen; man kann sie vielleicht zweckmäßig in drei Gruppen scheiden:

1. Diejenigen Ingenieure, welche in den großen, gesellschaftlich betriebenen Unternehmungen (Aktiengesellschaften usw.) als Direktoren gleichberechtigt neben den kaufmännischen Leitern stehen;

2. solche Ingenieure, die als Abteilungschefs in großen Werken selbständig die technischen Aufgaben lösen, aber nach wirtschaftlichen Anordnungen der Direktion für einzelne Teile der Betriebe verantwortlich sind, und

3. die Ingenieure, die selbst Unternehmer sind.

Auf welche Weise sind nun diese Ingenieure für ihre wirtschaftlichen Aufgaben vorgebildet? Sie sind in ihre Stellungen hineingewachsen. Ein kleiner Teil, die Söhne von Unternehmern, wird vielleicht zielbewußt technisch und wirtschaftlich gebildet; ein anderer Teil ist durch Zufall in Stellungen gekommen, in denen sie auch auf wirtschaftlichem Gebiet Erfahrungen sammeln konnten; aber die große Menge der Ingenieure, die technisch zu leitender Tätigkeit befähigt und hinreichend ausgebildet sind, entbehren der wirtschaftlichen Fähigkeiten, weil sie keine Gelegenheit zu ihrer Schulung hatten, und müssen deshalb auf leitende Stellungen verzichten, weil sie nur nach der einen Seite der Unternehmertätigkeit, nach der technischen Seite, gebildet sind. Technische Bildung allein genügt nicht zur Lösung wirtschaftlicher Fragen und Aufgaben und verlangt deshalb eine Ergänzung der Ausbildung des Ingenieurs, weil aus ihr die volle Bewegungsfreiheit des Ingenieurs durch den Kaufmann, Bankier, Verwaltungsbeamten oder Juristen, die Möglichkeit, sich über Grund und Grenzen seiner besonderen Berufsarbeit aus eigener Kenntnis Klarheit zu verschaffen, sich ableitet. Dieselbe wirtschaftliche Schulung, die man vom Ingenieur verlangt, verlangt man selbstverständlich auch vom Juristen, wenn er Verwaltungsbeamter werden will, vom Kaufmann, der über den engsten Bereich hinaus wirken will.

Was die Anforderungen an die Persönlichkeiten anlangt, die im gewerblichen Leben leitende Stellungen einnehmen, so beschränken sich diese heute eben nicht mehr „auf Persönlichkeiten, Routine und Charakter". Es wird tatsächlich ein erhebliches Maß von wirtschaftlichen Kenntnissen verlangt, von „Bildung" in wirtschaftlichen Fragen und Aufgaben.

Nun kann zweifellos wirtschaftliche Leistungsfähigkeit auf dem Wege der reinen Empirie erworben und gesteigert werden. Ein Beweis dafür ist die bisherige Art der kaufmännischen Ausbildung, welche den Bedürfnissen des Wirtschaftslebens lange genügte. Indes gerade bei dieser haben sich in neuerer Zeit bedeutsame Bestrebungen seitens erfahrener und einflußreicher Praktiker gezeigt, welche diesen Weg für die besonderen Aufgaben leitender Stellungen nicht für ausreichend halten. Man hat in den seitens der Kaufmannschaft mit Aufwand erheblicher Mittel geschaffenen Handelshochschulen eine theoretische Unterweisung für junge Kaufleute ausgebildet, welche systematische Schulung des Blicks und Vermittlung von Kenntnissen bezüglich des Wirtschaftslebens bezwecken soll.

Damit ist anerkannt, daß es als Vorbereitung für die wirtschaftliche Tätigkeit in leitender Stellung gewisse Bildungsmittel gibt, welche an Stelle des rein empirischen Bildungsganges der praktischen Berufsausübung auf kürzerem und sicherem Wege einen Teil der nötigen persönlichen Voraussetzungen vermitteln können. Natürlich nur einen Teil; denn persönliche Begabung, praktische Erfahrung und angemessene Verwertung der erworbenen Bildungselemente müssen zu dieser theoretischen Schulung hinzukommen, wie das ja bei jedem Berufe der Fall ist.

Was so für den Kaufmann möglich ist, soll auch dem Ingenieur zugute kommen. Wenn der Ingenieur wirtschaftliche Arbeit leisten soll, dann können theoretische Studien ihn darauf vorbereiten. Als Bildungsfrage formuliert, handelt es sich darum: im Ingenieur frühzeitig das Interesse für wirtschaftliche Fragen zu wecken, seinen Blick für die Beobachtung des Wirtschaftslebens zu schulen und ihm gewisse elementare Kenntnisse des Wirtschaftslebens zu vermitteln. Dadurch soll der Ingenieur aufnahmefähiger gemacht werden für die Anregungen und Eindrücke, die von der Praxis des Wirtschaftslebens ausgehen; er soll befähigt werden, diese Anregungen richtig aufzunehmen und zu verarbeiten. Diesen Dienst können dem Ingenieur die Wissenschaften leisten, deren Gegenstand das Wirtschaftsleben ist.

Entweder handelt es sich um die Einzelwirtschaft, die Unternehmung, den Haushalt; dann ist die Frage zu beantworten, auf welche Weise in einer gegebenen Wirtschaft ein möglichst hoher Ertrag erzielt werden kann. Das ist die Privatwirtschaftslehre, die sich entweder nach den verschiedenen volkswirtschaftlichen Erwerbstätigkeiten als landwirtschaftliche Betriebslehre, Bergbetriebslehre, gewerbliche, kaufmännische Betriebslehre usw. darstellt, und die diesen allen gemeinsamen Hilfsmitteln rationeller Wirtschaft in der Lehre von der Buchhaltung, der Selbstkostenberechnung usw. behandelt.

Oder aber die wissenschaftliche Untersuchung des Wirtschaftslebens nimmt als Gegenstand die Einzelwirtschaft in ihrem Verkehr mit den anderen Wirtschaften, sie erforscht die Abhängigkeit aller Wirtschaften von gemeinsamen Voraussetzungen, sie untersucht den wirtschaftlichen Verkehr und die zu seiner Ausgestaltung, Sicherung und Förderung entstandenen Einrichtungen. Es ist dies die Volkswirtschaftslehre oder Nationalökonomie.

Unter den das Wirtschaftsleben beeinflussenden Faktoren spielen der Staat und das Recht eine besonders hervorstechende Rolle, so daß der Untersuchung, von deren Einfluß auf die Nationalökonomie eine besonders ausgiebige Tätigkeit gewidmet wird, wobei die Ergebnisse der Staats- und Rechtslehre in ihren verschiedenen Zweigen berücksichtigt werden müssen.

Das Maß, in dem diese Wissenschaften zu gesicherten Ergebnissen gelangt sind, ist ein verschiedenes. Am wenigsten ist bisher die Privatwirtschaftslehre ausgebildet, doch kann auf ihrem Gebiete von der Arbeit der Handelshochschulen mancher Fortschritt erwartet werden.

Auch die nationalökonomische Forschung zählt noch nicht zu den alten Wissenschaften. Aber trotzdem bieten sie alle genügend Bildungselemente in den Punkten, in denen überhaupt wissenschaftliche Beschäftigung Bildungszwecke vermitteln kann; sie pflegen und bieten:

1 die Ausbildung von Methoden zur Erkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse,

2. die Sammlung von Kenntnissen der tatsächlichen Verhältnisse,

3. die Festsetzung von Verursachungsreihen,

4. die Kritik bestehender Verhältnisse und die Möglichkeit, sie in bestimmter Richtung zu beeinflussen.

Der Wert der Beschäftigung mit diesen Ergebnissen wissenschaftlicher Arbeit bezüglich des Wirtschaftslebens liegt in der Schärfung des Blicks für wirtschaftliche Vorgänge, in der Möglichkeit, die Ergebnisse wirtschaftlicher Forschung für die Lösung praktischer, wirtschaftlicher Aufgaben zu benutzen

Gibt man zu, daß der Ingenieur wirtschaftliche Aufgaben zu lösen hat, und daß in der Beschäftigung mit den Ergebnissen der Wirtschaftswissenschaften eine gute Schulung für diese Aufgaben liegt, so ist doch noch zu erörtern, ob diese Beschäftigung ein notwendiger Bestandteil der Ausbildung aller Ingenieure werden muß.

Unter den künftigen Ingenieuren kann man vielleicht drei Gruppen scheiden: die erste weiß von vornherein, daß sie zu leitender Unternehmer-Tätigkeit berufen bezw. geboren ist; es sind die Söhne von Besitzern industrieller Werke eventuell auch Söhne von Werksdirektoren, die traditionell in die Fußpfade ihrer Väter treten usw.

Die zweite Gruppe weiß ebenso bestimmt, daß sie keine Befähigung, keine Lust, keine Aussicht hat, in solche leitende Stelle mit wirtschaftlichen Aufgaben einzurücken und beschränkt sich bewußt im Interesse und Studium auf das rein technische Gebiet.

Und zwischen diesen beiden Gruppen steht die breite Masse der Studierenden, die sich keine besonderen Gedanken über ihre künftige Stellung macht, die das Material für alle möglichen Stellungen liefert, die ebensowohl die tüchtigsten wie die bescheidensten Kräfte stellt.

Welche Gesichtspunkte werden nun in allen Bildungsfragen dieser Masse anzuwenden sein? — Unsere Bildungsstätten, speziell unsere technischen Hochschulen, bieten stets mehr, als die Masse braucht; sie bieten das, was nötig ist, um die höchsten Leistungen zu erzielen, hinter denen aber die Masse zurückbleibt. Es wird der Masse die Grundlage zu selbständiger Leistung geboten; aber nur wenige lassen den Samen zur Frucht reifen; die meisten werfen ein gut Teil ihrer Ausbildungselemente wieder über Bord. Unter diesem Gesichtspunkte faßt man auch die Frage der wirtschaftlichen Schulung auf: will man wenige zu selbständiger wirtschaftlicher Arbeit befähigen, so muß man alle in wirtschaftlichem Sinne anregen.

Diese Forderung ist heute in Studienplänen und Prüfungsordnungen der technischen Hochschulen keineswegs anerkannt. Die Nationalökonomie wird zwar an allen technischen Hochschulen gelehrt, aber sie ist in den Prüfungsordnungen ziemlich unbekannt und spielt daher für die Studierenden keine Rolle. Die Privatwirtschaftslehre ist nur ganz vereinzelt in Vorlesungen technischer Lehrer berücksichtigt. Grundzüge der Rechtslehre und Verwaltungskunde werden wohl vorgetragen, aber kaum geprüft.

Daß aber ein Bedürfnis in der angegebenen Richtung vorliegt, ist aus der Praxis heraus anerkannt durch die im Jahre 1903 von Frankfurt ausgehende Gründung der „Gesellschaft für wirtschaftliche Ausbildung", welche mit verhältnismäßig reichen Mitteln ihre Tätigkeit bisher in zwei Richtungen entfaltet: sie ermöglichte jüngeren Ingenieuren nach abgeschlossenem Berufsstudium ein besonderes wirtschaftliches Studium für etwa Jahresfrist und veranstaltete für praktisch tätige Ingenieure Ferienkurse, ähnlich wie sie bei den Aerzten schon lange bestehen und mit gutem Erfolge frequentiert werden.

Indes ist diese Tätigkeit, so wichtig für die augenblicklichen Bedürfnisse, doch nicht umfassend genug, um auf die Dauer und für alle Ingenieure zu genügen.

Wenn wirklich der Nachwuchs für die wirtschaftliche Seite seiner Aufgaben geschult werden soll, dann muß das Hochschulstudium sich in genügender Weise mit den wirtschaftlichen Dingen befassen, um gediegene Kenntnisse für die Praxis zu vermitteln. Es bleibt dabei, daß ein Weg zu besserer, wirtschaftlicher Leistung die Beschäftigung mit den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung über wirtschaftliche Dinge ist, sei es, daß man nun lediglich die Schulung des Blicks oder den Erwerb positiver Einzelkenntnisse mehr betonen will.

Augsburg. Richard Droßbach.

Marco Polo.*)

So ziemlich jedes Jahrhundert liest Herodot mit anderen Augen. Das eine glaubt, das andere bezweifelt alles. Ein drittes Geschlecht läßt der bona fides des Vaters der Geschichte alle Gerechtigkeit widerfahren, aber berücksichtigt die Minderwertigkeit seiner Gewährsmänner und den unkritischen Geist seiner Zeit. Auch der große Venezianer hat ähnliche Schicksale gehabt. Er wurde verlacht und noch auf dem Totenbette ersucht, seine Berichte zu widerrufen. Allmählich aber gelangte er zu Ansehen, und heute strahlt sein Ruhm in vollem Glanze.

Bereits erstand dem Venezianer in dem englischen Obersten Yule ein kongenialer Herold und Ausleger, ein Mann, der selbst viel gereist hatte und dazu eine profunde Gelehrsamkeit besaß. Aber auch Yules Ausgabe ist jetzt veraltet, ganz abgesehen davon, daß sie längst vergriffen ist. Die Gegenwart, die ohnehin dem fernen Osten ungleich höheren Anteil entgegenbringt, erheischt wiederum eine neue „Aufmachung" von Marco Polo. Hans Lemke hat eine solche in vollendeter Weise geliefert. Er hat die neuen Spezialforschungen berücksichtigt, denen zufolge z. B. Polos Werk ursprünglich französisch geschrieben wurde; er hat ferner die neue reiche Literatur mit großem Vorteil herangezogen. Natürlich bestreitet Yule noch immer einen großen Teil der kommentatorischen Kosten. Doch ist auch de Maillas Geschichte Chinas und der allerdings nicht allzu verläßliche Pauthier, sind ferner Neueste wie Rein, Sven Hedin, Tiessen und der Lizentiat Hackmann benützt.

Gelegentlich hätte man gewünscht, lieber Quellen erster Hand zu sehen; es fällt etwas auf, bei Taten der Taiping das Zeugnis Hesse-Warteggs anstatt Spielmanns zu finden. Bei den ebenso zahlreichen wie schwierigen Namensgleichungen hätte sicherlich Parker gute Dienste geleistet, wie überhaupt bei Fragen der historischen Geographie, z. B. bei der Erforschung der Hoangho-Quellen, für die Parker gerade aus der Mongolenzeit gutes Material bringt. Ganz nützlich ist es dagegen, wenn der Herausgeber bei vielen nicht strittigen Dingen Zitate unterläßt und sich einfach mit einer Darlegung der Tatsachen begnügt: des Zitierens wird gerade in solchen Werken häufig zu viel getan. Ebenso sieht man es mit Vergnügen, daß Dr. Lemke bei den so mannigfachen Verdolmetschungen mongolischer, indischer, arabischer, chinesischer Namen ohne Prunken und ohne langwierige Umschweife historischer Phonetik die Uebersetzung einfach für sich selber sprechen läßt. Eine einzige Ungenauigkeit ist mir aufgefallen: hon oder pon in Nihon oder Nippon ist ursprünglich nicht „Aufgang", sondern „Quelle".

Von rein geschichtlichen Dingen dürfte die Behandlung der Frühzeit Ceylons nicht ganz stichhalten. Das Anfangsjahr 553 ist künstlich und der Buddhismus wurde nicht Anfang des 4. Jahrhunderts nach (wohl verdruckt für vor) Christi, sondern durch einen Sendling Asokas um die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. in Ceylon verbreitet. Sicher falsch ist, daß die Hiungnu schon 1200 v. Chr. auftraten. Ihr Beginn muß viele Jahrhunderte später gesetzt werden.

Es würde nun sehr leicht sein, noch eine Reihe von Wünschen zu äußern. Für die Nikobaren und Andamanen könnten chinesische Berichte, die namentlich bei Hirth zu finden sind, für ganz Hinterindien und Australien sollte unbedingt Groeneveldt angezogen werden; auch für Sansibar hätte man billig einen etwas reicheren Kommentar erwarten dürfen. Jedoch, so wie das Werk dasteht, ist es ein hübsches handliches Buch. Es ist überdies keineswegs allein für Gelehrte gedruckt, sondern ist sehr wohl geeignet, weitere Kreise, besonders auch die abenteuerlustige Jugend, zu gewinnen.

München. A. Wirth.

*) Die Reisen des Venezianers Marco Polo im 13. Jahrhundert. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. Hans Lemke. Bibliothek wertvoller Memoiren. Herausgegeben von Dr. Ernst Schultze. I. Band. Hamburg, im Guttenberg-Verlag. Dr. Ernst Schultze. 1907.

Allgemeine Rundschau.

Die Einwirkung von Tabak, Kaffee und Tee auf die Verdauung und das Zirkulationssystem.

Dr. N. In letzter Zeit mehren sich zusehends die Forschungen über den Einfluß dieser drei Genußmittel, die bisher gegenüber den außerordentlich zahlreich angewachsenen, wenn auch noch lange nicht abgeschlossenen Arbeiten über den Alkohol zurückstanden. Es ist begreiflich, daß zunächst diesem, als einem nicht nur individuell, sondern in hohem Maße sozial schädlichen Genußmittel das besondere Interesse unserer sozial denkenden Zeit eingeräumt wurde. Es fehlt aber auch den drei anderen Genußmitteln diese Seite nicht. Und zwar liegt sie teils in den allmählich sich einstellenden Schädigungen der Arbeitskraft die durch sie bedingt werden, teils in den enormen Summen, die auch hier für wertlose, ja bedenkliche Genüsse geopfert werden. Diese Seite betonte auch Hofrat Crämer in einem jüngst im hiesigen ärztlichen Verein gehaltenen Vortrag, indem er sich mit den Folgen des Tabak-, Kaffee- und Teegenusses auf die Verdauungsorgane beschäftigte, während Dr. Graßmann am gleichen Abende die Einwirkung des Tabaks auf das Herz- und Gefäßsystem behandelte.

Der Verbrauch an Tabak hat in Deutschland vom Jahre 1860 bis 1904 um etwa das Doppelte zugenommen. Im Jahre 1860 wurden 470,142 Doppelzentner verarbeitet, 1904 925,183 Doppelzentner. Am meisten ist die Zigarettenein[illegible] gestiegen, 1897 wurden für ausländische Zigaretten 3,520,000 M ausgegeben, 1904 aber 10,646,000 M. Die entsprechenden Zahlen für Zigarren sind 7,413,000 im Jahre 1897 und 7,412,000 im Jahre 1904. Für Kaffee wird im Deutschen Reich jährlich 162,900,000 Mark, für Tee 5,404,000 M und für Rohtabak 132,598,000 M ausgegeben. Die Zahl für bearbeiteten Tabak wird von einer halben Milliarde nicht weit entfernt sein. Der Tabakverbrauch pro Kopf und Jahr der Bevölkerung ist in Belgien 2.8 Kilogr., Deutschland 1.6 Kilogr., Oesterreich 1.4 Kilogr., Frankreich 0.98 Kilogr., England 0.88 Kilogr., Rußland 0.49 Kilogr., Italien 0.47 Kilogr.. Er richtet sich nach der Höhe der Tabaksteuer und ist ihr fast umgekehrt proportional. Zugenommen hat der Verbrauch in 15 Jahren in Frankreich etwa um 31 Proz., Italien etwa um 26 Proz., Rußland etwa um 76 Proz. In Oesterreich wird jetzt 8½mal so viel Tabak gebraucht wie vor 79 Jahren. An Kaffee wird in germanischen Ländern pro Kopf und Jahr 5—8mal so viel verbraucht wie in Italien und Spanien. In Summa werden im Deutschen Reich für die Genußmittel Alkohol, Kaffee und Tee 3 bis 4 Milliarden jährlich ausgegeben. Dieser enorme Verbrauch läßt es um so wichtiger erscheinen, den Wirkungen dieser Genußmittel genauer nachzugehen.

Crämer hat bisher bei 410 Patienten sie zu erforschen gesucht und fand eine ganze Reihe von Störungen, als häufigste übermäßige Salzsäureausscheidung im Magen und mit Krämpfen einhergehende Darmschlaffheit (in 21, bezw. 25 Prozent der Fälle), dann motorische Schwäche des Magens in 17 Prozent, Darmkatarrh in 12 Proz., Magenkatarrh in 9 Proz., Verstopfung in 8 Proz. Von 354 Fällen treffen auf übermäßiges Rauchen 80, auf Rauchen, Tee- und Kaffeegenuß 72, auf Kaffee oder Tee allein 82, auf Rauchen und Alkohol 87, auf Rauchen, Kaffee und Alkohol 22, auf Kaffee, Tee und Alkohol 11. Danach muß man die bisherige Ansicht korrigieren, als ob Tabak, Kaffee und Tee ziemlich unschädlich für den Magen und Darm seien. Im Gegenteil, namentlich das Rauchen und gerade das Zigarettenrauchen hält Crämer für eine der häufigsten Ursachen von Magendarmstörungen. Namentlich häufig ist die Schwäche der Darmbewegung mit krampfhaften Störungen und dem charakteristischen regenwurmförmigen, bleistiftdünnen Stuhl, ferner Appetitlosigkeit, Geschmacksabstumpfung, Heißhunger, Druck und Völle im Magen, Magenschmerzen. Einer übermäßigen Säureabscheidung im Magen folgt oft ein Versiegen. Das Rauchen ist sicher noch schlimmer als der Alkohol in dieser Beziehung; denn die Vergiftungserscheinungen stellen sich vielfach ganz unerwartet ein. Kein „Rausch" warnt hier. Er hat zahlreiche Versuche über die Einwirkung des Tabakrauches auf die Eiweißverdauung mit künstlichen Verdauungsversuchen gemacht, in denen sich herausstellte, daß die im Tabak enthaltenen Stoffe die Eiweißverdauung außerordentlich stören. Auf die Darmmuskulatur wirkt Einspritzung von schwacher (1proz.) Nikotinlösung außerordentlich stark krampferregend. Die Därme erblassen und ziehen sich stark zusammen und schließlich bleibt ein langdauernder Krampfzustand. Die Wirkung ist stärker als die des tetanischen Stromes. Aber auch Kaffee und Tee, regelmäßig getrunken, sind vielfach Ursache von Magen- und Darmleiden, namentlich auch krampfhafter Natur. In geringen Mengen kann zwar der Kaffee anregend auf die Magensaftabscheidung wirken, in größeren Mengen

lang getrunken führt er aber zu Ueberreizungen. Es kommen Fälle starker Appetitlosigkeit, Abmagerung, elenden Aussehens vor, die Krebs vermuten lassen. Der Tee andrerseits vermindert die Magensaftabscheidung und bringt bei langem, übermäßigem Gebrauch gelegentlich unstillbare Diarrhöen und sonstige krampfhafte Erscheinungen im Darm hervor. Tabak in erster Linie, der ja auch nur Gift ist, dessen Genuß keinerlei indirekten Nährwert in sich schließt, der auch als Medikament, wie die Erfahrungen früherer Zeiten zur Genüge bewiesen haben, unbrauchbar und daher das wertloseste der drei Genußmittel ist, dann aber auch Kaffee und Tee sind daher bei Magenleidenden am besten zu meiden, bei Gesunden aber im Uebermaß geeignet, auch der Gesundheit in dieser bisher wenig beachteten Richtung zu schaden.

Dr. Graßmann kam zu ganz ähnlichen Schlüssen bezüglich der Tabakwirkung auf Herz und Gefäße, die wegen der Lebenswichtigkeit dieser Organe noch mehr Beachtung verdienen. Zwar fehle es bis jetzt an einwandfreien Tierexperimenten, und die Erfahrungen im Krankenbett seien nur in seltenen Fällen ganz klar, da eben meist neben dem Tabak auch Alkohol, Kaffee oder Tee in größeren Mengen genossen wird und auch angestrengte körperliche und geistige Arbeit mit in Betracht zu ziehen seien. Trotzdem könne man hinreichend begründete Aussagen über die schlimmen Wirkungen des Tabaks machen, Tierversuche haben gezeigt, daß die Blutdruck steigernde Wirkung des Nikotins der des Nebennierensaftes (Advenalin) nicht nachstehe. Beide bewirken eine starke Zusammenziehung der Blutgefäße, steigern dadurch den Blutdruck und wirken auch schädigend auf die Innenwand der Gefäße, so daß man den Tabak vor allem für Blutdrucksteigerungen und für die Entstehung der Aderverkalkung oder jedenfalls für ihre besondere Beschleunigung verantwortlich machen muß. Daß das Herz stark in Mitleidenschaft gezogen wird, ist danach schon selbstverständlich. Es wird aber außerdem direkt geschädigt, was sich in Pulsbeschleunigung und in Unregelmäßigkeit der Herztätigkeit ausdrückt. Von 200 Rauchern hatten 79 keine Ahnung, daß sie beschleunigten Puls hatten. Herzkrämpfe lassen durch die nach einigen Wochen voller Abstinenz eintretende entschiedene Besserung oft erkennen, daß sie vom Rauchen herrühren. Früher dachten die Kliniker gar nicht an den Tabak als Ursache von Herzkrankheiten.

Die beiden Aerzte kamen daher zu der auch von anderer Seite mehr und mehr betonten Ansicht, daß dem fortwährenden und übertriebenen Genuß dieser Reizmittel Einhalt getan werden muß. Crämer fordert vor allem die Aerzte auf, mit gutem Beispiel voranzugehen, da sonst nichts zu erreichen sei. Außerdem soll die Jugend nicht an die Genußmittel gewöhnt werden. Graßmann schloß mit der gewiß durchführbaren Aufforderung: man solle nicht jeden Tag zu einem Rauchtag machen.

Kleinere Mitteilungen.

* **Eine Ehrung Ernst Haeckels.** Der venezolanischen Staatszeitung El Constitutional vom 17. Januar 1907 entnimmt die Läßliche Rundschau folgende Mitteilung: „Die venezolanische Staats-Akademie in Caracas hat in ihrer außerordentlichen Sitzung vom 15. Januar beschlossen, den berühmten Professor Dr. Ernst Haeckel in Jena, einen der größten Vertreter des modernen Gedankens und zurzeit Führer der positiven philosophischen Schule, zum auswärtigen Mitgliede zu ernennen. Durch Aufnahme dieses hochgeschätzten Professors zählt unsere hervorragende Akademie drei berühmte Gelehrte, welche die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt auf sich gezogen haben, zu ihren Mitgliedern: Ramon y Cajal (Madrid) in Spanien, Metschnikow (Paris) in Frankreich und Haeckel (Jena) in Deutschland. Mit der Aufnahme des Gelehrten Haeckel als korrespondierenden auswärtigen Mitglieds der Akademie für Medizin schreitet diese Korporation auf die höchste Stufe des Erfolges und bringt in bewunderungsvoller Ehrerbietung einem der größten Vertreter der modernen Wissenschaft einen gerechten Tribut dar."

* **Die norwegische Südpolarexpedition,** die an Bord des Walfischfängers Catherine unter dem Kommando Kapitän Bulls ausgesandt wurde, ist aus Melbourne eingetroffenen Nachrichten zufolge am 4. Dezember vorigen Jahres an einer der unbewohnten Inseln der Crozet-Gruppe, nordwestlich von den Kerguelen, gescheitert. Das Schiff ist verloren, doch konnten sich alle Mitglieder der Expedition retten. Drei Leute der Mannschaft erreichten in einem kleinen Boot einen australischen Hafen, wo sie sich mit der Bitte um Hilfe für ihre zurückgebliebenen Landsleute an die Behörden wandten. Premierminister Deakin wandte sich sofort per Kabel an Dr. Jameson, den Premierminister der Kapkolonie, mit der Bitte, den Rest der norwegischen Expedition aufzunehmen. Auch die norwegische Regierung, die sofort verständigt wurde, hat ihren Konsul in Kapstadt angewiesen, so schnell wie möglich ein Hilfsschiff abzusenden.

* **Die 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner** findet nach der vorläufigen Anzeige von Montag, den 23., bis Freitag, den 27. September 1907, in Basel statt. Den Vorsitz führen: Professor Dr. Münzer (Basel) und Rektor Dr. Schäublin (Basel). Vorträge für die Plenarsitzungen sind bis zum 15. Juni bei einem der beiden Vorsitzenden, für die Sektionen bei einem der Obmänner anzumelden, die gleichzeitig für die 11 Sektionen bekannt gegeben werden. Die Einladung zur 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner wird Anfang Juli d. J. erfolgen. Sie wird die Namen der Redner mit dem Thema ihres Vortrages und das Programm der festlichen Veranstaltungen enthalten.

* **Der erste Kongreß der deutschen Gesellschaft für Urologie,** die sich bekanntlich während des letzten Naturforschertages in Stuttgart bildete, wird vom 2. bis 5. Oktober 1907 in Wien im Gebäude der k. k. Gesellschaft der Aerzte tagen. Als Hauptthemen werden in Diskussion gezogen: 1. Diagnostik und Therapie der Nierentumoren. Referenten: Küster (Marburg), v. Eiselsberg (Wien). 2. Diagnostik und Therapie der Nephrolithiasis. Referenten: Kümmell (Hamburg), Holzknecht (Wien), Kienböck (Wien). — 3. Die Albuminurie. Referenten: v. Noorden (Wien), Posner (Berlin). Anmeldungen von Vorträgen und Demonstrationen haben, mit einer kurzen Inhaltsangabe versehen, bis spätestens 15. Juli 1907 an die Geschäftsstelle in Wien (Dr. Kapsammer, IX. Maria-Theresienstraße 3) stattzufinden.

* **Personalien.** Am 20. Februar ist in Paris der im vorigen Jahre durch einen Nobelpreis ausgezeichnete Professor der Chemie an der Sorbonne Henri Moissan nach einer Operation, die das Leben des schwer Erkrankten nicht mehr retten konnte, verstorben. Sein Name ist über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus für das große Publikum zuerst durch die glücklichen Versuche, auf künstlichem Wege Diamanten herzustellen, bekannt geworden. Es gelang ihm dies, indem er den Kohlenstoff unter hohem Druck aus einer Lösung in flüssigem Eisen austristallisieren ließ. Er benützte dazu eine technische Erfindung, die von größter Bedeutung geworden ist, den „elektrischen Ofen". Für das hohe Verdienst, das dessen Einführung in den Dienst der Wissenschaft bedeutet, und um seiner ausgezeichneten Untersuchungen des erst durch ihn rein dargestellten Elementes Fluor willen wurde ihm der Nobelpreis zuerkannt. In Anerkennung auch gerade dieser Arbeitsergebnisse war ihm im Jahre 1903 von der Deutschen chemischen Gesellschaft, deren Ehrenmitglied er seit 1899 war, die Hofmann-Medaille verliehen worden. Von besonderer Wichtigkeit wurde die Anwendung hoher Temperaturen, wie sie in den elektrischen Oefen erzeugt werden, für die Herstellung des jetzt allgemein verbreiteten Calcium-Carbids, des Ausgangsstoffes für das Acetylen. Die Wissenschaft hat in Moissan einen Forscher verloren, an dem man mit Recht die gleichen hohen Eigenschaften bewunderte, die unseren großen A. W. Hofmann auszeichneten.

Hochschulnachrichten.

* **Straßburg.** An der hiesigen Kaiser Wilhelms-Universität hat sich in der mathematischen und naturwissenschaftlichen Fakultät Dr. Hermann Staudinger für das Fach der Chemie habilitiert.

hc. **Marburg.** Der ordentliche Professor und Direktor der chirurgischen Klinik an der hiesigen Universität, Geheimer Medizinalrat Dr. Ernst Küster tritt mit 1. April 1907 vom Lehramte zurück.

H. **Bern.** Die philosophische Fakultät unserer Universität hat dem hiesigen Theologieprofessor Rudolf Steck in Anerkennung seiner Verdienste um die bernische Schul- und Kirchengeschichte die Würde eines Ehrendoktors der Philosophie verliehen.

H. **Freiburg i. d. Schweiz.** Der Staatsrat hat beschlossen, am Lehrerseminar Parallelkurse für angehende Lehrer deutscher Zunge einzuführen, sowie an der philosophischen Fakultät der Universität eine Lehramtsschule und einen Lehrstuhl für Hygiene zu errichten.

H. **Basel.** Dr. Marcell Großmann, früher Lehrer an der thurgauischen Kantonsschule, habilitiert sich am 22. Februar in der philosophischen Fakultät unserer Universität mit einer Vorlesung über „Die Entwicklung der kartographischen Methoden".

Vorlesungen
an der
Königl. Christian Albrechts-Universität
zu Kiel
im Sommer-Semester 1907.

Beginn des Sommersemesters am 16. April 1907.

Den unentgeltlichen Vorlesungen ist ein g beigefügt.

Die mit einem Stern versehenen Vorlesungen sind weiblichen Zuhörern nicht zugänglich.

Theologische Fakultät.

Ord. Proff.: Klostermann: Ueb. d. alttest. Sem. (2 g); Ausgew. Psalmen (4); Religiöse Altertümer Israels (4); Kursor. Lektüre v. ausgew. Kapiteln d. Genesis (1). — Baumgarten: Homilet. Ueb. (2 g); Katechet. Ueb. (2); Katechetik (4); Taufe u. Abendmahl, theoret. u. prakt. (2). — Mühlau (derz. Dekan): Ueb. d. Neutest. Sem. (2 g); Erklär. d. Johannes-Evangeliums (4); Kursor. Erkl. d. Paulin. Briefe (konvers.) (3); Evang. Religionslehre (eine Uebers. üb. d. wichtigst. bibl. u. kirchenhist. Materien), f. Kandid. d. höh. Schulamtes (2). — Schaeder: Dogmat. Sem. (Lektüre d. luth. Bekenntnisschriften) (2 g); Ethik (4); Konversatorium üb. dogmat. Hauptfragen (2). — Ficker: Kirchengesch., 1. Teil (5); Symbolik (4); Ueb. i. kirchenhist. Sem. (2). — A.-o. Proff.: Eichhorn: Gesch. d Kirchengesch. (1 g); Grundlinien d. Dogmengesch. (2). — E Klostermann: Leben Jesu (3); Patristische Ueb. (1 g); Griech. Kurse: a) für Anf.: Elemente u. Xenophonlektüre (3), b) für Vorgeschr.: Homer-Lektüre (3). — Privatdozenten: Greßmann: Die neuest. Ausgrab. in Palästina u. d. Alte Testament (1 g). — Rendtorff: Gesch. d. Gemeinschaftsbildung u. d. Sektenwesens in Schleswig-Holstein (1 g); Die Gleichnisreden Jesu (2).

Juristische Fakultät.

Ord. Proff.: Hänel: Deutsches Staatsrecht (einschließl. d. partikul., insbes. preuß. Staatsrechts) (5); Ueb. im Staats- u. Verwaltungsrecht, m. Anleit. zu fakult. schriftl. Arb., zus. mit Perels (2). — Schloßmann: Gesch. u. System d. röm. Rechtes (7); Ueb. im bürgerl. Recht m. schriftl. Arb. f. Anf. (1½); Exeget. Ueb. im corp. iur. civ. (1 g). — Pappenheim (derz. Dekan): Handels- u. Schiffahrtsrecht (5); Bürgerl. Recht II b (Familienrecht) (4); Wechselrecht (1 g); Ueb. im Bürgerl. Recht m. schriftl. Arb. f. Fortgeschr. (1½). — Niemeyer (derz. Rektor): Bürgerl. Recht II c (Erbrecht) (1); Intern. Privatrecht (mit prakt. Ueb.) (2); Seekriegsrecht (1 g). — Frantz: Kirchenrecht (4); Bürgerl. Recht II a (Sachenrecht) (4); Verwaltungsrecht (4); Kirchenrechtl. Ueb. (1 g). — Kleinfeller: Zivilprozeßrecht, I. Teil (5); Strafrecht (5); Besprech. v. Akten d. Zivilprozesses (1 g); Strafrechtl. Ueb. m. schriftl. Arbeiten (2). — A.-o. Proff.: Weyl: Bürgerl. Recht I b (Recht d. Schuldverh. (4); Deutsche Rechtsgesch. (4); Handelsrechtspraktik. m. fakult. schriftl. Arb. (1½); Verschulden u. unerlaubte Handlungen (1 g). — Liepmann: Zivilprozeßrecht, II. Teil (Zwangsvollstreck. u. Konkursrecht) (3); Strafrecht: bes. Teil (2); Zivilprozeßuale, d. bürgerl. Recht mitumf. Ueb. (m. schriftl. Arbeiten) (2); Das Schwurgericht (1 g). — Privatdozenten: Opet: Einführ. i. d. Rechtswissenschaft, m. Ueb. i. d. Rechtselementen (4); Grundzüge d. deutsch. Privatrechts (4); Konversatorium üb. bürgerl. u. Zivilprozeßrecht (m. freiw. schriftl. Arbeiten) (2). — Maschke: Bürgerl. Recht I a, allgem. Teil (5); Röm. Zivilprozeß (2 g); Einführ. i. d. Latinität d. röm. Rechtsquellen, a) für Anf. Interpretation v. Gaius' Institutionen (3), b) für Vorgerückte, Interpretation leicht. Digestenstellen (3). — Perels: Völkerrecht (mit Quellenüb.) (3); Uebersicht üb. d. Rechtsentwickl. i. Preußen (1); Ueb. i. Staats- u. Verwaltungsrecht, m. Anleit. z. fakult. schriftl. Arb., zus. m. Hänel (2). — Beseler: Gesch. d. röm. Staats- und Strafrechts u. d. röm. Rechtsquellen (2); Römischrechtl. Ueb. a. d. Hand d. Quellen m. fakultat. schriftl. Arb. (2). — Kriegsmann: Strafprozeßrecht (4).

Medizinische Fakultät.

Ord. Proff.: Hensen: Physiologie d. Menschen, Pars I (5); Physiol. Praktik., zus. m. Klein (2). — Heller (Dekan bis 24. Juni): Tier. Schmarotzer (1 g); Spezielle pathol. Anatomie (4); Sektionsüb. (i. Verbind. m. Döhle) (18); Pathol.-anatom. Demonstrationskurs (3); Pathol.-histol. Kurs f. Anfänger (4); Pathol.-histol. Kurs f. Geübtere (3). — Quincke (Dekan vom 24. Juni ab): Medizinische Klinik (7½); Klinische Uebungen u. Demonstrat. (1 g); Auskultationskurs wird vom ersten Assistenten gehalten. — Werth: *Geburtsh.-gynäk. Klinik (6); *Geburtsh.-gynäk. Diagnostik (2); *Klin. Demonstrat. (1 g). — Helferich: Chirurg. Klinik (7½); Chirurg. Operationskurs a. d. Leiche (i. Verbind. mit Göbell) (12); Abhalt. d. chirurg.-orthop. Sprechstunde (3); Chirurg. Demonstrat. f. ält. Medizinstud. (1 g). — Fischer: Hygien. Kolloquium i. Verbind. m. hygien. Exkurs. (1 g); Impftechnik, Immunität u. Schutzimpfung (1); Hygien.-bakteriol. Kurs (5). — Siemerling: Psychiatr. u. Nervenklinik (3); Forens. Psychiatrie f. Mediz. u. Jurist. m. Krankenvorst. (1); Poliklinik f. Nervenkrankh. (1 g). — Graf v. Spee: Systemat. Anatomie d. Menschen II (Nervensystem) (4); Topographische Anatomie m. Demonstrat. (Kopf, Hals, obere Extremität) (4); Embryologie m. Demonstrat. (3); Histolog. Kurs f. Anf., zus. mit Meves (4); Embryolog. Ueb., zus. mit v. Korff (3); Arbeiten f. Geübte, zus. mit Meves (nach Bedürfnis, g). — Schlamer: Augenklinik (4); Augenspiegelkursus (2). — A.-o. Professoren: Petersen: Ausgew. Abschn. d. Chirurgie (1 g); Chirurg.-propäd. Klinik (f. Anf.) (2); Chirurg. Poliklinik (für Geübtere) (4); Verbandkurs (2). — Falck: Experiment. Toxikologie (3); Rezeptierkunde m. Ueb., mit bes. Rücks. a. Armen- u. Kassenpraxis (3); Ueb. chem. Konstitution u. pharmakol. Wirkung (1 g); Pharmakognosie m. Demonstrat. (u. d. Uebers. d. Drogenkunde) (3); Pharmakognost. Praktik. (3). — v. Starck: Med. Poliklinik, a) Krankenvorst. (2), b) Referatstunden (2), c) poliklin. Visite, n. Verabred.; Kinderpoliklinik u. Klinik (2); Die Krankh. d. Neugebornen (1); Die Tuberkulose (m. bes. Berücksichtig. d. Lungentuberkulose) (1 g). — Hoppe-Seyler: Diagnost. u. therap. Ueb. (2); Spez. Pathologie u. Therapie (Krankh. d. Verdauungsorgane u. Diätetik) (2); Chem. u. mikroskopische Untersuch. d. Se- u. Exkrete (gemeins. m. Wandel) (2); Respirationskrankh. m. bes. Berücks. d. Lungentuberkulose (1 g). — Friedrich: Untersuchungsmethoden v. Kehlkopf, Nase u. Ohren m. prakt. Uebg. (2); Poliklinik f. Ohren-, Nasen- und Kehlkopfkrankh. (2). — Meves: Skelettlehre (5); Allgem. Histologie, m. Demonstrat. (2); Histol. Kursus f. Anf. (gemeins. m. Graf v. Spee) (4); Histol. Kursus für Vorgerücktere (4); Spezialarb. f. Geübt. (gemeinsam m. Graf v. Spee) (täglich g). — Klingmüller: Klinik d. Haut- u. Geschlechtskrankheiten (3); Pathologie u. Therapie d. Syphilis (1 g). — Ziemke: Die Praxis d. Arbeiterversicherungsgesetze f. Mediz. (1 g); Gerichtl. Medizin f. Mediz. (2¼); Gerichtl-mediz. Kurs obligat. f. Kreisarztkand. (3); Gerichtl. Medizin f. Juristen (1).

Privatdozenten.

Seeger: Ueber vener. Krankh. (unbest. g). — Paulsen: Hals- u. Nasenkrankh. (2 g). — Doehle: Sektionsübung. (zus. m. Heller) (18); Allgem. Pathologie u. pathol. Anatomie d. Infektionskrankh. (3); Spez. pathol. Anatomie d. Kreislaufsorgane (1 g). — Nicolai: Ueber Harnkrankh., spez. Gonorrhoe, m. Demonstrat. u. Uebungen (1); Prophylaxe u. soz. Bedeutg. d. Geschlechtskrankh. (1 g). — Klein: Physiolog. Chemie (spez. Teil) (2); Physiol.-chem. Praktik. (3); Paralleltkurs (2); Besprech. (1); Physiol. Praktik. vgl. Hensen. — Heermann: Kurs d. Nasen- u. Ohroperationen m. Demonstrat. a. Lebend. u. Uebung. a. d. Leiche (2 g). — Göbell: Orthop. Chirurgie (2); Chirurg.-propädeut. Kurs. (2); Chirurg. Operationskursus (i. Verbind. m. Helferich) (12). — Holzapfel: Geburtsh. Operationskurs m. Untersuch. a. Becken (1¾); Frauenkranh. (1¾). — v. Korff: Anatomie d. Gefäßsystems (4); Embryolog. Uebung., zus. m. Graf v. Spee (3); Histolog. Kursus f. Stud. d. Zahnheilkunde (2). — Ruge: Aetiologie u. Prophylaxe d. Infektionskrankh. (1 g). — Hentze: Poliklinik f. Zahn- u. Mundkrankh. (5); Kursus d. konserv. Zahnheilk. (27); Kursus d. Zahnersatz (27); Zahnärztl. Kursus f. Mediz. (2 g); Erkrank. d. Zähne u d. Mundes, Vorlesung 1. Teil (2). — Stargardt: Refraktions anomalien (m. prakt. Uebung.) (2); Zusammenhang zwischen Augen- u. Allgemeinerkrankungen (1 g). — Wandel: Einführung i. d. Diagnostik d. Nervenkrankh. m. Krankenvorst. (2), Chem. u. mikroskop. Untersuch. d. Ex- u. Sekrete (gemeinsam mit Hoppe-Seyler) (2). — Noeßke: Method. d. örtl. u. allgemeinen Schmerzstillg. u. Narkose (1); Chirurg. Anatomie am Lebenden m. Demonstrat. (2). — Raecke: Neurolog.-psychiatr Propädeutik m. Einschl. d. Elektrodiagnostik u. d. Elektrotherapie (2); Nerv. Erkrankg. n. Unfall (1 g); Spez. Psychiatrie (1). —

Hoehne: Kolloquium über Geburtshilfe u. Frauenkrankh. (2). — Piper: Physiol. Kolloquium m. Demonstrat. (2); Physiologie d. Verdauung (1).

Philosophische Fakultät.

Ordentliche Professoren.

Hoffmann: Hebräisch: Kleine Propheten (4); Altäramäische jüd. Texte (Bibel u. Papyrus) (2 g); Syr. Anfangsgründe (2 g); Arab. Schriftsteller (n. Verabredg. g). — Schirren: Karl V. u. d. Reformation (4); Hist. Uebungen (2 g). — Pochhammer: Analyt. Geometrie d. Raumes (3); Einleit. i. d. Theorie d. ellipt. Funktionen (4); Uebung. i. mathem. Sem. (1 g). — Krümmel: Das Deutsche Reich (4); Geograph. Praktikum, zus. m. Eckert (2 g). — Reinke: Grundzüge d. ges. Botanik (6); Tägl. Arbeiten i. Botan. Institut, zus. m. Benecke u. Nordhausen (2); Botan. Exkursionen (Sonnabend nachm. g). — Brandt: Grundzüge d. Zoologie u. vergl. Anatomie (6); Zoolog. Praktik. (6); Zoolog. Untersuch. (39); Exkurs. a. d. Kieler Bucht, zus. m. Apstein u. Reibisch (Montag 4 Uhr, a. näh. z. best. Tagen, g). — Gering: Histor. Grammatik der dänischen Sprache (3); Im germanist. Sem.: Altnord. Uebung. (Lektüre eines Prosatextes) (1 g); Im germanist. Sem.: Gotische Uebung. (1 g). — Deussen: Gesch. d. Philosophie v. ihren erst. Anf. i. Ind. u. Griechenl. b. a. d. Christent. (4); Ueber Goethes Faust, Forts. d. Tragödie zweit. Teil (1 g); Im Sem.: Philosoph. Uebung. i. Anschl. a. d. „Elemente d. Metaphysik" (1 g); Interpretation d. Yoga-Sûtra's d. Patañjali (1 g). — Oldenberg: Vergl. Grammatik d. Sanskrit, Griech., Latein., Got.. Erster Teil. (3); Einführg. i. d. Studium d Rgveda nebst Erkläg. ausgew. Hymnen (2); Kursor. Lektüre leicht. Sanskrittexte (1 g). — Körting: Gesch. d. altfranz. Literatur (4); Erkläg. ausgew. Gedichte Petrarcas (m. einer Einl. über Petrarcas Leben und Werke) (2 g); Ueb. d. ältest. franz. Sprachdenkmäler (2); Provenzal. Uebungen, — Lektüre von H. de Borniers „La Fille de Roland" (i. rom.-engl. Sem.) (2 g). — Weber: Potentialtheorie u. Elektrostatik (4); Theorie physikal. Messungsapparate m. anschließend. Uebungen (1); Physikal. Technologie unter bes. Berücksichtig. d. Eisenbahnwesens (f. Juristen) m. Exkurs. (2); Ausgew. physikal. Untersuch. (20); Physikal. Kolloquium (2 g). — Kauffmann: Nibelungensage u. Nibelungenlied (3); Grundz. d. deutsch. Metrik (2); Germanist. Sem.: Nibelungenlied (2 g); Folklorist. Sozietät: Volksmärchen (¾ g). — Harzer: Geograph. Ortsbestimmungen (3); Theorie d. Präzession u. Nutation (1 g); Uebungen i. geograph. Ortsbestimm., zu näh. z. bestimm. Zeiten (g). — Volquardsen: Aeltere röm. Gesch. (4); Uebungen d. hist. Sem. (2 g). — Lenard: Experimentalphysik (Optik, Elektrizität, Magnetismus) (4); Physikal. Praktik. f. Anf., zugl. a. f. Mediz. u Pharmaz. (7); Experim. Arb. Fortgeschritt. (35); Besprech. physikal. Fragen (zus. m. Becker) (1 g). — Martius: Gesch. d. neueren Philosophie v. Descartes b. z. Gegenw. (4); Philosoph. Sem.: Uebungen über Leibniz nouveaux essais (g); Psychol. Sem. (2 g). — Rodenberg (Dekan b. 24. Juni): Gesch. d. Papsttums i. Mittelalter (4); Hist. Sem. (2 g). — Sudhaus (Dekan vom 24. Juni ab): Homer (4); Sem.: Papyrusübungen (2 g). — Holthausen: Gesch. d. engl. Literatur s. d. Restauration d. Stuarts (4); Alt- u. angelsächs. Uebungen (2); Im Sem.: Beowulf (2 g); Kolloquium für Vorgerücktere (1). — Roack: Gesch. d. griech. Vasenmalerei (3); Archäolog. Uebungen (m. Benutz. d. Vasensamml.): Darstell. d. Heldensage (2 g); Griech. Plastik (1 g). — Die v. d. neu zu beruf. Ordinarius f. Mineralogie z. haltend. Vorles. werd. später bekannt gemacht werden. — Harries: Anorg. Experimentalchemie (5); Chem. Praktik.: I. In d. anorg. Abt. zus. m. d. Abteilungsvorsteher Biltz): a) ganztägig, b) halbtägig (40); II. In d. organ. Abt. nur ganztägig (45); Chem. Praktikum für Mediz. (zus. m. Feist) (4). — Neumann: Deutsche Kunst u. Kultur im 19. Jahrh. (4); Kunstgeschichtl. Uebungen über Lübeck (1 g). — Hefter: Analyt. Mechanik (4); Grundlagen d. Analysis (Irrationalzahl, Grenzwert, Konvergenz, Stetigkeit) (2); Uebungen i. math. Sem. (1½ g). — Jacoby: *Literatur- u. Kulturgeschichte d. röm. Kaiserzeit (4); Sem.: Senecas Medea (2 g); Prosem.: Euripides' Bakchen (2 g).

Ordentlicher Honorarprofessor.

Haas: Paläontologische Uebungen (n. Wunsch g).

Außerordentliche Professoren.

Rügheimer: Pharmaz. Chemie (org. Teil) (3); Ausgew. Kap. a. d. Gebiet d. physik. Chemie (1 g). — Kreutz: Berechnung v. Doppelsternbahnen (2); Parallaxe u. Aberration (1 g). — Rodewald: Allgem. Pflanzenbaulehre (2); Uebung. im landw. Institut, nach Verabred. betr. Zeit u. Gegenstand; Landw. Samenkunde (1 g). — Biltz: Analyt. Chemie (2); Ausgew. Kap. d. chem. Technologie II (org. Betriebe) (2); Exkurs. i. Zusammenh. m. d. vorstehend. Kolleg, i. spät. festzus. Stunden (g); Chem. Praktik. i. d. unorg. Abt. d. Laborat., zus. m. Harries, laut dessen Ankündg. — Adler: Allgem. (theoret.) Nationalökonomie (4); Finanzwissenschaft (4); Volkswirtsch. Uebungen f. Anf. (bes. Juristen) (1 g); Volkswirtsch. Uebungen f. Fortgeschr. (1 g). — Kobold: Höhere Geodäsie (2); Uebung. a. d. Instrum. d. Sternwarte, zus. m. Harzer, n. Verabredung (g); Geodätische Uebungen (2 g). — Berend: Repetitorium d. org. Chemie f. Mediz. (1); Ausgew. Kap. d. org. Chemie (1 g). — Wolff: Gesch. d. deutsch. Literatur v. Ausg. d. Mittelalters b. z. Ende d. 17. Jahrh. (3); Der junge Goethe (1 g); Uebungen z. Gesch. d. neueren deutsch. Sprache u. Literatur: Schillers ästhet. Schriften (2 g). — Schneidemühl: Ausgew. Kap. a. d. vergl. Pathologie, m. Demonstr. (f. ält. Mediz.) (1); Ausgew. Kap. a. d. gerichtl. Tierheilkunde, m. bes. Berücksichtig. d. Nahrungsmittelgesetzes, d. Fleischbeschaugesetzes u. d. bürgerl. Rechts, m. Demonstrat. (f. Juristen, Landwirte u. Nationalökonomen) (1 g). — Landsberg: Differentialrechnung (4); Variationsrechnung (3); Uebungen z. Differentialrechnung (1 g). — Benecke: Uebungen i. Pflanzenbestimmen (1); Bot.-mikrosk. Kurs (4); Bakteriol. Praktikum (1).

Privatdozenten.

Tönnies: Soziologie u. Ethik d. Familienlebens (1); Statist. Ueb. (1). — Stoehr: Ausgew. Kap. d. org. Chemie (1); Unzer: Neueste Gesch. s. 1840 (2); Der Krieg 1870/71 (von Metz bis Sedan) (1 g). — Lohmann: Mollusken u. Tunicaten (2). — Lidzbarski: Assyrisch (2); Westaramäische Texte (2 g); Arab. Grammatik, erst. T. (2); Ausgew. Abschn. a. Jamachscharis Mufassal (2 g). — Apstein: Exkursionen a. d. Kieler Bucht, zus. m. Brandt u. Reibisch (Montag nachm. v. 4 Uhr an, g). — Daenell: Gesch. d. Ostseeländer (2); Verfassung u. Parteiwesen d. Verein. Staat. (1 g); Quellenkrit. Ueb. z. mittelalterl. Gesch. (f. Anf.) (2 g). — Feist: Chemie d. Benzolderivate (Fortsetz. d. Kollegs üb. org. Experimentalchemie) (2); Chem. Praktik. f. Mediz. (zus. m. Harries) (4); Einführ. i. d. prakt. Stud. d. Chemie i. Anschl. a. d. Medizinerpraktik. (1 g). — Weinnoldt: Synthet. Geometrie (3). — Nordhausen: Biologie d. Pflanzen m. Demonstrat. i. bot. Garten (2); Ueb. i. Best. v. Kryptogamen (2). — Reibisch: Exkursionen a. d. Kieler Bucht, zus. m. Brandt u. Apstein (Montag nachm. v. 4 Uhr an, g). — Mensing: Got. Grammatik (2); Niederd. Ueb.: Lektüre v. Laurembergs Scherzgedichten (1 g). — Eckert: Die deutsch. Kolonien (m. Projektionsbildern) (2); Gesch. d. Entdeck. u. d. wissenschaftl. Geographie s. d. 15. Jahrh. (2); Ueb. a. d. Verkehrsgeographie (Seeverkehr), m. Exkurs. (1 g); Geograph. Praktik., zus. m. Krümmel (2 g). — Preuner: Chem. Gleichgewicht (2). — Strömgren: Numer. Behandl. spez. Fälle d. Dreikörperproblems (1); Mathem. Geographie (1 g). — Mayer-Reinach: Gesch. d. Oper u. d. musik. Dramas v. Glück b. z. Gegenw. (2); Beethoven (1 g); Musikwissenschaftl. Uebungen: a) Lektüre von Wagners „Oper u. Drama" (1 g), b) Ueb. i. Uebertragen v. Lautentabulaturen (1 g). — Becker: Elektr. Meßinstrumente u. Meßmethoden m. Demonstrat. (2); Besprech. physik. Fragen, zus. m. Lenard (1 g). — Quante: Landwirtschaftl. Betriebslehre (Wirtschaftssysteme) (2); Landwirtschaftl. Genossenschaftswesen u. Genossenschaftsrecht (1 g).

Lektoren:

Hughes: Readings from English (1 g); Kolloquium (1); The later Victorian Novelists (1); English Idiom and Syntax (2). — Dumont: Exercices du Séminaire (2 g); Quelques poètes français du XIXe siècle (1); Exercices de conversation (2); Franz. Kolloquium f. Vorgerücktere (1).

Lehrer für Künste.

Stange: Liturg. Ueb. (1 g); Harmonielehre u. Kontrapunkt (1 g); Kammermusikübg. (1 g). — Brandt: Fechtübg., n. Verabredung, Montag b. Sonnabend 7—1 u. 2—8 Uhr. — Strohmeyer: Turnübungen (9 g). (23045)

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Rösler, P Augustin, C. SS R, Die Frauenfrage

vom Standpunkte der Natur, der Geschichte und der Offenbarung beantwortet. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. gr. 8° (XX u. 580) M. 8.—; geb. in Leinwand M. 9.40. *(2 085)

Für den Inseratenteil verantwortlich: A. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Samstag, 23. Februar. Nummer 46.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der nachgesagte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Anti-Thoma. I. Von Reichsgerichts-Senatspräsident a. D. Dr. v. Bomhard (Leipzig).

Carlo Goldoni. Zu seinem 200. Geburtstage. Von L. Brosch (Venedig)

Bücher und Zeitschriften.

A. Kistner: Geschichte der Physik. — Gustav Naumann: Vom Lärm auf dunklen Gassen

Allgemeine Rundschau.

Ein Blick in das japanische Schulwesen.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Anti-Thoma.

I. Staatsanwalt und Richter.

„Gegen die Staatsanwälte“ lautet die Ueberschrift eines Artikels im ersten Februarheft der Halbmonatsschrift „März“ (S. 237 ff.) — Der Verfasser bezeichnet es als Grundübel unserer Organisation, daß Staatsanwälte Richter und Richter wieder Staatsanwälte werden. Er meint, durch diesen Wechsel werde das vom Gerichtsverfassungsgesetze als Fundament einer gesunden Rechtspflege anerkannte Prinzip der Unabhängigkeit des Richterstandes zur leeren Phrase; er behauptet, der gut qualifizierte Richter von heute sei während der einen Hälfte seiner Laufbahn abhängiger Verwaltungsbeamter und während der anderen ein sogenannter unabhängiger Richter. Während er als Staatsanwalt nach den Befehlen seiner Vorgesetzten zu amtieren habe, soll er als Richter den Gehorsam abstreifen und ausschließlich seiner Ueberzeugung folgen. Die beste Natur könne sich dieser Zwiespältigkeit nicht entziehen, der Staatsanwalt könne die straffe Selbständigkeit nicht zur Gewohnheit ausbilden, also: „eignet sich der Richter die staatsanwaltschaftliche Auffassung von Beruf und Pflicht an.“ —

Diese Auffassung scheint uns von mehrfach irrigen, mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmenden Voraussetzungen auszugehen.

Vor allem kann als Grundübel einer Organisation doch nur ein Umstand angesehen werden, der die ganze Organisation beeinflußt, nicht etwa nur bei einem Teile derselben sich geltend macht. Die deutsche Gerichts-Organisation erstreckt sich aber auf das ganze Deutsche Reich, und das angebliche Uebel nur auf einen kleineren Teil desselben. Im ganzen Königreiche Preußen mit seinen fast 40 Millionen Seelen, also in zwei Dritteln des Reichsgebietes, besteht die beanstandete Einrichtung nicht. Die preußischen Staatsanwälte avancieren in der Regel selbständig unter sich und nur ausnahmsweise wird der eine oder andere Staatsanwalt, meist aus persönlichen Gründen, in den Richterstand übernommen. Die Folge ist aber, daß die Staatsanwälte in der Tat einseitig werden müssen, nicht sowohl deshalb, weil sie etwa ausschließlich mit Anklagen beschäftigt wären, sondern weil sie mit dem gleich wichtigen, aber schwierigeren Teile der richterlichen Tätigkeit, der Rechtsprechung in Zivilsachen, zu lange nicht beschäftigt waren und deshalb hierfür nicht mehr verwendbar sind.

Es sind deshalb schon wiederholt Stimmen laut geworden, welche das bayerische System auch für Norddeutschland empfehlen, weil durch dasselbe eine größere Anzahl „gut qualifizierter“ Juristen auch für den Richterdienst gewonnen werden könnte. — In den übrigen Bundesstaaten scheinen die Verhältnisse den preußischen ähnlich zu sein. Wir werden deshalb, da jedenfalls Bayern der einzige deutsche Staat ist, in dem das „Grundübel“ des ständigen Wechsels zwischen Richtern und Staatsanwälten systematisch ein- und durchgeführt ist, zunächst die bayerischen Verhältnisse ins Auge zu fassen haben.

In Bayern amtierten im Jahre 1906 neben 1479 Richtern 136 Staatsanwälte. Da bei dem regelmäßigen Wechsel zwischen Richtern und Staatsanwälten Ab- und Zugänge sich ausgleichen dürften, kann man annehmen, daß auch eine der Zahl der Staatsanwälte entsprechende Anzahl ehemaliger Staatsanwälte im Richterdienste tätig sein werden, also etwa 9 Proz. — Man wird bezweifeln dürfen, ob durch diese verhältnismäßig geringe Zahl angeblich minder selbständiger Richter die Selbständigkeit und Unabhängigkeit des ganzen Richterstandes beeinflußt und gefährdet werden würde.

Wollen wir aber selbst zugeben, dies wäre möglich, weil böse Beispiele gute Sitten verderben, so können wir doch auf Grund langjähriger Erfahrung behaupten: das böse Beispiel wird nicht gegeben; denn die ehemaligen Staatsanwälte unter den bayerischen Richtern sind nicht minder selbständig als die übrigen Richter.

Die Schilderung, die der Angriff von der dienstlichen Stellung der Staatsanwälte gibt, ist, für Bayern wenigstens, übertrieben. Er sagt (S. 240 unten): „Sie haben nicht bloß dienstlichen Anordnungen, sie haben auch politischen Instruktionen unbedingten Gehorsam zu leisten. Sie sind in der Behandlung jeder einzelnen Sache abhängig von den Befehlen der Vorgesetzten; sie haben auf Wunsch Anklagen zu erheben und auf Wunsch Anklagen zu unterlassen, sie haben auf Wunsch scharf vorzugehen und sie haben auf Wunsch humane Gesinnung an den Tag zu legen. Ja, sie sind verpflichtet, inmitten einer Amtshandlung auf den Wink des Vorgesetzten umzuschwenken.“ —

Welcher Quelle diese Auslegung des Gerichts-Verfassungsgesetzes entnommen ist, wissen wir nicht. Keinesfalls stimmt sie mit der bayerischen Instruktion für die Staatsanwälte überein; denn dort ist zwar auch in § 2 betont,

daß die Staatsanwälte dienstlichen Weisungen und Anordnungen der „vorgesetzten Dienstesbehörden" auch in einzelnen Sachen Folge zu leisten haben, aber in § 4 heißt es ausdrücklich: „Die Substituten der Staatsanwälte" (2. und 3. Staatsanwälte) sind „in Bearbeitung und Vertretung der ihnen zugeteilten Strafsachen unter eigener Dienstesverantwortlichkeit den Gerichten und Parteien gegenüber selbständig; dem ersten staatsanwaltschaftlichen Beamten steht es aber jederzeit frei, eine zugeteilte Sache entweder zu eigener Bearbeitung oder Vertretung zurückzunehmen oder einem anderen staatsanwaltschaftlichen Beamten zuzuteilen." — Von einer Verpflichtung, „inmitten einer Amtshandlung auf den Wink eines Vorgesetzten abzuschwenken", kann hiernach von vornherein nicht die Rede sein, und die Befugnis selbständiger Bearbeitung und Vertretung der einmal zugeteilten Sache schließt wohl auch Weisungen über „scharfes Vorgehen" oder „an den Tag legen humaner Gesinnung" aus.

Tatsächlich werden aber den Staatsanwälten Weisungen über die materielle Behandlung einzelner Strafsachen überhaupt kaum jemals erteilt.

Selbstverständlich werden Anweisungen in Sachen der Justizverwaltung (Regie, Gefängniswesen, Personalverhältnisse usw.) allgemein, wie in einzelnen Fällen häufig erteilt. Aber das geschieht ebenso den Richtern und insbesondere den Gerichtsvorständen gegenüber. Denn nach Art. 68 des Ausführungsgesetzes vom 23. Februar 1879 zum Gerichts-Verfassungsgesetze sind „die Vorstände der Gerichte und der Staatsanwaltschaft nach Maßgabe der bestehenden und noch zu erlassenden Vorschriften Organe des Staatsministeriums der Justiz bei den Geschäften der Justizverwaltung", und nach Abs. 2 ebenda können sie bei Erledigung dieser Geschäfte „die Mitwirkung der ihrer Aufsicht unterstellten Beamten, also auch anderer Richter (man vergleiche Art. 69), in Anspruch nehmen."

In die Rechtsprechung der Gerichte aber pflegt sich das bayerische Justizministerium seit Menschengedenken weder unmittelbar noch mittelbar, durch Weisungen an die Staatsanwälte einzumischen. — Einsender dieses war während eines Zeitraumes von 27 Jahren im bayerischen Justizdienste, elf Jahre davon Staatsanwalt. Niemals hat er eine schriftliche oder mündliche Anweisung erhalten, eine Strafsache in der einen oder anderen Richtung zu behandeln, noch von anderen Kollegen gehört, daß sie solche Weisungen erhalten hätten. Und, was vielleicht noch bedeutsamer ist, er weiß von einem Veteranen der Justiz, der zur Zeit des Ministeriums Fäustle sieben Jahre lang das Referat „Aufsicht auf die Strafrechtspflege" bearbeitete und mit aller Bestimmtheit versichern kann, daß er in diesem ganzen Zeitraum weder aus eigener Initiative noch auf Weisung des Ministers jemals eine Weisung an einen Staatsanwalt entworfen habe, durch die Direktiven über die Behandlung einer Strafsache erteilt worden wären. Dabei blieb es wohl auch unter dem Ministerium des ritterlichen Freiherrn v. Leonrod, der stets bestrebt war, die Justizverwaltung im Sinne seines von ihm sehr hochgeschätzten Vorgängers weiterzuleiten, und wir haben keinen Grund anzunehmen, daß dieser Grundsatz der Nichteinmischung in die Judikatur in neuester Zeit aufgegeben worden wäre! Woher soll also die nachteilige Einwirkung der Unterordnung auf die Selbständigkeit des Staatsanwalts kommen, wenn ihm volle Freiheit des Handelns und der Entschließung gelassen wird?

Und sollte es ausnahmsweise vorkommen, daß ein Staatsanwalt eine Weisung erhielte, eine Anklage gegen seine Ueberzeugung zu vertreten oder nicht zu erheben, so wird ihm deshalb der blinde Gehorsam noch lange nicht zur Gewohnheit werden! Im Gegenteil, Druck erzeugt Gegendruck, und würde ein Staatsanwalt als solcher genötigt worden sein, eine Meinung zu unterdrücken, so würde er sich als Richter gewiß der wiedererlangten vollen Selbständigkeit doppelt freuen und gegebenen Falles energisch bemüht sein, seiner niedergehaltenen Ansicht nachträglich zum Siege zu verhelfen!

Die Anklageschrift im „März" führt aus: „Die Tüchtigkeit eines Staatsanwalts liegt eben darin, daß er in sich selbst die Fähigkeit ausbildet, nur die eine Seite der Sache zu sehen und völlig unbeirrt zu bleiben von allen Erwägungen, die gegen seine offizielle Auffassung sprechen."

Das Gesetz sagt anders. In § 158 Abs. 2 der Strafprozeßordnung heißt es: „Der Staatsanwalt hat nicht nur die zur Belastung, sondern auch die zur Entlastung dienenden Umstände zu ermitteln und für die Erhebung derjenigen Beweise Sorge zu tragen, deren Verlust zu besorgen steht."

Dieser Vorschrift scheinen die Staatsanwälte auch gerecht zu werden; denn nach den uns vorliegenden „Ergebnissen der Zivil- und Strafrechtspflege im Königreiche Bayern 1905" haben die landgerichtlichen bayerischen Staatsanwälte im gedachten Jahre nicht nur zirka 14,000 Anzeigen und Anträge von vornherein abgewiesen, sondern von 82,798 beendigten Vorverfahren 41 Proz. selbst durch Einstellung erledigt, während noch weitere 3 Proz. durch Beschluß der Strafkammer auf Nichteröffnung des Hauptverfahrens beendigt wurden. Das zeigt doch, daß die Staatsanwälte auch die andere Seite in Erwägung ziehen und nicht alle Erwägungen ausschließen, die gegen eine Anklage sprechen.

Wenn der Beschluß auf Eröffnung des Hauptverfahrens nur ergehen soll, falls der Angeklagte „hinreichend verdächtig" und seine Verurteilung mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten ist, so ist der Staatsanwalt berechtigt, in der Hauptverhandlung seine Anklage so lange zu halten, als die tatsächlichen und rechtlichen Voraussetzungen dieser Wahrscheinlichkeit bestehen, und man wird eine Pflicht des Staatsanwalts, die Anklage fallen zu lassen, nur dann annehmen können, wenn die Hauptverhandlung Momente ergibt, die diese Wahrscheinlichkeit zu beseitigen oder erheblich zu erschüttern vermögen. Diese gerade mit Ausschluß aller Einseitigkeit und Voreingenommenheit vorzunehmende Abwägung des für und wider ist in der Amtspflicht des Staatsanwalts begründet, und er würde sich durch Unterlassung dieser gewissenhaften Prüfung und Vertretung einer völlig unhaltbar gewordenen Anklage ebenso einer Pflichtverletzung schuldig machen, wie durch unterlassene Vertretung einer begründeten Anklage. Die Aufgabe des Staatsanwalts ist also keine einseitige, wenn auch naturgemäß in der Oeffentlichkeit die akkusatorische Seite mehr in den Vordergrund tritt.

Wenn die Abhandlung im „März" andeutet, daß Richter, die früher Staatsanwälte waren, geneigt seien, aus kollegialer Bereitwilligkeit in gesetzwidriger Weise dem Staatsanwalt die Beweislast abzunehmen und dem Angeklagten aufzubürden, und wenn sie selbst vor der Zumutung nicht zurückschreckt, daß Richter aus „äußerlichem Ehrgeize", um „angenehm vor dem Herrn" zu sein, Opfer darbringen, die lieblich riechen, und daß „diese Opfer die Verurteilungen" sind, so scheint sich der Verfasser der Tragweite dieser Unterstellung nicht in vollem Maße bewußt gewesen zu sein; denn so, wie sie lautet, enthält sie den schmählichen Vorwurf der Verurteilung Unschuldiger aus persönlichem Ehrgeize, also der Rechtsbeugung und des Bruches des Richtereides!

Darauf näher einzugehen, wäre eine Beleidigung des bayerischen Richterstandes, der über Vorwürfe solcher Art erhaben ist, und schon durch Erweckung des Scheines, als bedürfe er in solcher Richtung einer Verteidigung, verletzt sein könnte.

Unter Hinweis auf die Gefahr „einer notwendigen physischen Verkümmerung durch die staatsanwaltschaftliche Vorschule“ wendet sich der Verfasser gegen die Verwendung zu jugendlicher Staatsanwälte und Richter. „Junge Leute, die erst Männer werden müssen, zu Richtern machen, heißt, sie von der Quelle der Moralität und der wahren Gerechtigkeit, vom Mitleide, fernhalten“, — und bezüglich des Staatsanwaltes ruft er aus: „Der Gedanke, daß ich im Alter von 27 Jahren als Ankläger gegen die Enterbten hätte auftreten müssen, gegen Leute, in deren Armut ich auch eine Anklage gegen mein Wohlleben hätte sehen müssen, der Gedanke erfüllt mich mit Abscheu.“ (!!!)

Mitleid am rechten Platze ist eine wohlberechtigte Gefühlsäußerung; die Moral aber würde auf schwachen Füßen stehen, wenn sie sich nur aus der Quelle des Mitleids nähren müßte. Feste Grundsätze und ein starker Wille sind Stützen der Moral, und die Gerechtigkeit hat vor allem nach dem Willen des Gesetzes zu fragen und kann sich vom Mitleid nur insoweit beeinflussen lassen, als sie nicht dadurch mit dem Gesetze in Widerspruch kommt. Die Klage über die Anstellung zu junger Leute in Bayern hören wir aber nicht ohne Staunen. — Vor Zeiten ertönte die gegenteilige Klage. — Sechs, acht und zehn Jahre mußten die „Staatsdienstadspiranten“ nach dem Staatsexamen als Accessisten (die norddeutschen Assessoren) ohne jede Vergütung für den Staat arbeiten und konnten auf eigene Kosten Lebenserfahrungen sammeln, bis sie eine Anstellung erlangten. Wenn das besser geworden ist, kann man es nur freudig begrüßen! Aber wir haben wenig Vertrauen auf erhebliche und besonders auf anhaltende Besserung.

Nach dem Schweizerschen (Stahlschen) Kalender für 1906 waren in diesem Jahre die geprüften Rechtspraktikanten der vier vorausgehenden „Konkurse“ noch zur Verfügung. Das Gymnasialabsolutorium wird zurzeit in der Regel nicht früher als mit 19 Jahren gemacht. Rechnet man hierzu 4 Jahre Universität, 3½ Jahre Vorbereitungspraxis und 4 Jahre Wartezeit, so erreicht der Kandidat das 31. Lebensjahr, bevor er auf Anstellung hoffen darf.

„Dreißig Jahr ein Mann“ sagt die alte Regel. Mit dreißig Jahren befinden sich Kaufleute, Ingenieure, Offiziere, kurz Angehörige aller Berufsklassen, häufig schon in wichtigen und maßgebenden Stellungen, und es ist nicht abzusehen, warum nicht auch der Jurist in diesem Alter die Reife erlangt haben soll, die sein Beruf erfordert. Ist ausnahmsweise ein junger Mann schon mit 27 Jahren so weit vorgeschritten, daß er die gleiche Laufbahn hinter sich hat, so muß er so hervorragend befähigt sein, daß ihn sein klarer Geist und sein offener Blick auch die Zustände des sozialen Lebens leichter und rascher verstehen läßt. — Was aber das „Wohlleben“ betrifft, das der Herr Verfasser in Gegensatz zur Armut des Angeklagten setzt, so wirkt das bei dem Gehalte eines bayerischen dritten Staatsanwaltes nahezu komisch. Bringt man die unerläßlichen Ausgaben für bessere Wohnung und Kleidung, für Uniform und Sitzungskleid und noch so manche Ehrenausgaben, die er nicht vermeiden kann, in Abzug, so wird einem solchen jungen Manne kaum mehr übrig bleiben als der Taglohn eines tüchtigen Arbeiters, und statt Wohlleben wird er eine so bescheidene Lebensweise zu führen haben, daß wohl mancher Angeklagter nicht geneigt wäre, sie mit der seinigen zu vertauschen!

Uebrigens ist es gerade bei der Staatsanwaltschaft am wenigsten schwierig, bei der Verteilung der Geschäfte auf Alter und Erfahrung Rücksicht zu nehmen und besonders wichtige und in ihren Motiven und ihrem Zusammenhange mit sozialen Zuständen anscheinend dunkle Fälle älteren staatsanwaltschaftlichen Beamten zu übertragen.

Wann und wo soll der junge Jurist seine Laufbahn beginnen, wenn man ihn mit 30 Jahren weder zum Richter noch zum Staatsanwalt machen will? Soll die ohnehin für viele kaum erschwingliche Abstinenz noch weiter erstreckt werden, als unbedingt nötig ist? Eine große Anzahl der bayerischen Juristen erreicht ja überdies den Amtsrichter nur durch das Fegefeuer der Gerichtsschreiberei! Ob mit besonderem Gewinn für die richterliche Befähigung, mag dahingestellt bleiben.

Die Qualifikation des jungen Staatsanwalts für den Richterdienst braucht sich nicht, wie der Autor im „März“ annimmt, auf seine Leistungen als Staatsanwalt zu beschränken. Er wird immer schon vor seiner Anstellung als Staatsanwalt richterliche Funktionen, wenn auch nicht in vollem Umfange, ausgeübt haben. Der Staatsanwalt steht hier auf demselben Boden wie der geprüfte Rechtspraktikant (Assessor), der nach Ablauf seiner Wartezeit direkt zum Richter ernannt wird. Seine Qualifikation als Staatsanwalt kommt nur hinzu und kann nach verschiedenen Richtungen unterstützend wirken.

Der Herr Verfasser meint, „das unheilvolle verwandtschaftliche Verhältnis, in dem das Richteramt zur Staatsanwaltschaft steht“, habe das Obwalten politischer Gesichtspunkte in der Rechtsprechung heraufbeschworen. In Süddeutschland habe man sich davon noch ziemlich frei gehalten; aber „die Gefahr besteht auch hier“. „Sie beruht auf dem blinden Gehorsam der Staatsanwälte und nicht zuletzt auf den Gepflogenheiten des Reichsgerichtes.“

Auf das Reichsgericht werden wir später zurückkommen. Im übrigen verstehen wir die Logik der letzten Sätze nicht. Denn wenn man sich in Süddeutschland von dem Obwalten politischer Gesichtspunkte noch frei gehalten hat, so muß doch der Verfasser annehmen, daß dieses Obwalten in Norddeutschland stattfinde. Gerade dort aber besteht das ominöse „verwandtschaftliche Verhältnis“, auf dem das Einschmuggeln der Politik in die Rechtsprechung beruhen soll, nicht, während in Süddeutschland, und besonders in Bayern, wo es besteht und wo der Wechsel zwischen Staatsanwälten und Richtern seit mehr als vierzig Jahren systematisch eingeführt ist und regelmäßig stattfindet, nur die Gefahr vorhanden sein soll.

Das müßte aber eine sehr latente Gefahr sein, die in einem so langen Zeitraume noch nicht zum Durchbruch gekommen wäre, und wenn sich anderwärts, wo der oft gedachte Wechsel nicht stattfindet, gleichwohl politische Gesichtspunkte in der Rechtsprechung geltend gemacht haben sollten, so muß eben das Grundübel anderswozu suchen sein, als „in den verwandtschaftlichen Verhältnissen“ der beiden Kategorien von Justizbeamten.

Nach alledem sind wir der Meinung, daß nach der Art und Weise, wie die Staatsanwaltschaft in Bayern organisiert und geleitet ist, eine nachteilige, die Unabhängigkeit und Selbständigkeit des richterlichen Charakters bedrohende Einwirkung nicht entfernt zu besorgen ist, daß dagegen durch den Wechsel zwischen Staatsanwälten und Richtern eine größere Objektivität der Staatsanwälte und eine größere Gewandtheit und Sicherheit im öffentlichen Auftreten auf seiten der Richter, bei beiden aber eine im Staatsinteresse liegende vielseitigere Verwendbarkeit erzielt wird.

Dürften wir dem einen Wunsch anschließen, so wäre es der, daß man die Staatsanwälte, wenn sie Richter werden, sofort und möglichst ausschließlich in Zivilkammern verwende, damit einerseits ihre während der staatsanwaltschaftlichen Tätigkeit ruhende Aus- und Fortbildung in der Zivil-Rechtsprechung ermöglicht werde und andrerseits Unterstellungen, wie sie der Verfasser des Aufsatzes im „März“ beliebt von vornherein ausgeschlossen bleiben.

Würde hierbei möglichst darauf hingewirkt, daß der wechselnde Beamte jeweilig länger im Richterdienste und nur kürzere Zeit bei der Staatsanwaltschaft verbliebe, so würde hierdurch unseres Erachtens auch das der Schwierigkeit der Einarbeitung in Zivil- und Strafsachen entsprechende Verhältnis sachgemäß berücksichtigt sein.

Leipzig. A. Bomhard.

Carlo Goldoni.

(Zu seinem 200. Geburtstag: 25. Februar 1707.)

Auf dem Bartholomäus-Platz in Venedig, wo das bunte Volksgetriebe wellenartig sich staut, steht ein ältlicher Herr auf aschgrauem Rokoko-Sockel, mit erzenem Spazierstöckchen in der Hand, freundlich schmunzelnd, wie ein gefälliger, mit sich und anderen zufriedener Weltbürger. Es ist das Standbild Carlo Goldonis, den heute, zum 200. Gedenktag seiner Geburt, die Bewohner der alten Dogenstadt feiern. Jedoch ist es nicht nur eine schlichte Feier, welche man sozusagen im stillen daheim begeht, ein Tribut, der einem Dichter aus Lokalpatriotismus gezollt wird, sondern die gebildete Welt flicht an dem gespendeten Lorbeerkranz mit.

Carlo Goldoni ist in Deutschland verhältnismäßig weniger bekannt als Autoren wie Molière und Holberg, die längst auf der Bühne eingebürgert sind. Dies mag seinen guten Grund darin haben, daß Goldoni die meisten seiner Lustspiele, die jeder Uebertragung spotten, in venezianischer Mundart verfaßte. Für den echten Kenner dieses sangbaren, kunstvollen Dialekts leuchtet aber seine freimütige, vertrauensselige Gestalt aus dem 18. Jahrhundert noch immer geistesfrisch und ins Moderne schillernd hervor. Er hat das echte Gepräge eines enfant de la nature, als welchen ihn Voltaire bezeichnet; denn er ergründete mit nüchternem Verstand die Regungen des Menschenherzens. Dadurch weicht er weit von allen seinen italienischen Zeitgenossen ab, die selten gesunden Wirklichkeitssinn besaßen.

Es ist das 18. Jahrhundert Venedigs, welches wir zuvörderst heraufbeschwören müssen. Jenes Zeitalter der gepuderten Perrücken, farbig gestickten, knisternden Seidenschleppen, tändelnder, sentimentaler Grazie, wo man im Rausch der Sinne die Nacht für Tag hielt und unbekümmert in Saus und Braus frivol dahinlebte. Die venezianischen Nobili hatten längst aufgehört, kühne Segler, berechnende Kaufleute zu sein; das Hasardspiel zog sie mehr als der Handel mit ihren aus dem Orient kommenden Spezereien an, der übertriebene Luxus in höherem Grade als ernste Staatsgeschäfte. Man vergeudete zügellos und einfältig den von den Vätern mühselig aufgehäuften Reichtum. Nach einem kostspieligen Gastmahl, das auf goldenen Tellern serviert war, sollen die Labia das ganze Tafelservice in den Kanal geworfen haben. Das Cicisbeat florierte üppig, immer herrschte Karneval. Der junge Abbé war die unentbehrlichste, maßgebendste Person; die Nonnen trieben sich vermummt herum, oder führten in den Sprechsälen ihrer Klöster ein ausschweifendes Dasein. Kurz, der ganze Liebestaumel bestand in einem tollen Bal masqué. Dazu paßten die feinen, zartsinnigen Minuettes Cimarosas, Buranellos und Porporas; die jauchzenden Farbenakkorde des Tausendkünstlers Tiepolo; Guardis kapriziöse, lockere, gefällige Malweise, die zum Scherz und guter Laune hinskizziert schien; Longhis Genrebilder; Rosalba Carrieras weiche, mollige Pastellporträts.

In der zeitgemäßen Literatur fragt es sich nun, finden wir diesen Pulsschlag, diese charakteristische Note wieder? Nichts von alledem! Carlo Gozzi, dessen Turandot die Ehre zufiel, von Schiller bearbeitet, d. h. ganz umgedichtet zu werden, ward Erzfeind Goldonis und brachte die Stegreifmaskenkomödie mit durchschlagendem Erfolg aufs Theater. Gozzi berichtet in seinen Lebenserinnerungen, die er mit Recht „Unnütze Memoiren" betitelt, über Hergang und Ursprung der Kontroverse. Dann Chiari, welcher, als Romanschriftsteller zu Ansehen gekommen, zum Theater übersattelte, auf dem er dasselbe weinerliche, zimperliche, triviale Pathos einschlug: mit Verkleidungen, entführten Nonnen, Geistererscheinungen, seufzenden Schäferinnen usw. Ein anderer, Baretti, ließ kein gutes Haar an Goldonis Werk, er kanzelte ihn in seiner Zeitschrift „La Frusta" herab, war aber der erste in Italien, welcher ein feines Verständnis für Shakespeare zeigte. Alle fielen über den gutmütigen Goldoni her und verjagten ihn schließlich aus seiner Heimat. Der einzig Bedeutende, welcher unseren Lustspieldichter in Schutz nahm, war Gasparo Gozzi, Bruder des Carlo. Goldoni wußte sich aber ehrlich durchzuschlagen; zielbewußt schritt er, ohne zu zaudern, an seine Reform, in bedrängter finanzieller Lage, bangen Herzens kämpfte er gegen den verflachten, geistesarmen literarischen Geschmack.

In Venedig, am 25. Februar 1707, erblickte Carlo Goldoni in einem Palazzo, der noch jetzt, trotz seiner Verkommenheit, von alter gotischer Pracht zeugt, das Licht der Welt. Auch in diesem Hause ging es munter zu: sein Großvater, von dem der nachmalige Dichter das heitere Wesen geerbt, ließ auch das Geld lustig hinrollen, besaß eine prunkvolle Villa auf dem Lande und gab Vorstellungen von Lustspielen und Opern; die besten Schauspieler und Sänger wurden zu dem Zweck herangezogen. Das Lieblingsvergnügen der Venezianer war schon in alten Zeiten das Theater; wir können diesen Hang bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen, wo in Höfen und auf offenen Plätzen improvisierte Bühnen aufgeschlagen wurden. Die Leidenschaft für das Schauspiel griff so schrankenlos um sich, daß selbst im Ghetto theatralische Vorstellungen stattfanden, bei denen es den Christen verboten war, teilzunehmen.

Goldoni ward ein früh entwickeltes Kind; vierjährig, kann es schon lesen und mit dem Gänsekiel auf Papier kritzeln, achtjährig, schrieb es, wie Ariosto, eine Komödie, welche durch den ganzen Bekanntenkreis seiner Mutter die Runde machte. Mit einem Puppentheater spielte er, geradeso wie Goethe. Später trat Goldoni, als er im päpstlichen Gebiet weilte, in Frauenrollen auf. Zu reiferen Jahren gekommen, studierte er die Rechte, fand es aber amüsanter, griechische, lateinische Dichter zu lesen, so auch das spanische, englische und französische Theater in Uebersetzungen durchzustudieren. Als Erholungslektüre gab ihm damals ein Domherr die „Mandragora" Machiavellis, das höchst vollendete und höchst dreiste Sittenbild der Renaissance, dem auch Giordano Bruno mit seinem „Candelaio" nacheiferte. Allein, von den Stücken des Florentiner Staatskanzlers abgesehen, hatte das italienische Theater keine echte Charakterkomödie aufzuweisen. Solche den Italienern zu schenken, blieb Goldoni vorbehalten.

Als Rechtsanwalt in seiner Geburtsstadt installiert, hatte unser Goldoni wenig Glück; in freien Stunden, deren er im Ueberfluß besaß, schrieb er schlechte Tragödien und Operntexte, was für einen Advokaten, der es mit seinen Klienten nicht verderben durfte, sich besser schickte, als das lockere Lustspiel. Bald verschmähte er jedoch diesen Beruf, heiratete in Genua und widmete sich ganz dem Theater. Bittere Jahre der Enttäuschung und des Elends, das ihn sein ganzes Leben als treuer Genosse nie verließ, rückten

heran. Bereits damals schwebte ihm eine Theaterreform vor: statt der Masken der Stegreifkomödie sollten aus dem Leben gegriffene Charaktere in komischen Konflikt gebracht und die Zote von der Bühne verbannt werden. Die Schablone verachtete er aus ganzem Herzen, begriff nie, weshalb man sich nach Art der Franzosen den drei Einheiten fügen sollte, um das Stück zu verschlechtern. 1748 unternahm er es zum erstenmal, in der „Schlauen Witwe" wirklich ganz mit seiner Reform es zu versuchen. Wir können diese Zeiten der abwechselnden Erfolge und Mißerfolge überspringen.

Im Jahre 1750 schrieb unser unermüdlich rastloser Dichter, der inzwischen in die Krallen eines undankbaren Impresario gefallen war: „Es war für mich ein schreckliches Jahr, an das ich mich noch jetzt nur schaudernd erinnern kann. Ich mußte sechzehn Lustspiele in je drei Aufzügen liefern, von denen nach italienischem Brauch ein jedes zweieinhalb Stunden dauern mußte." Tag und Nacht wurden der Aufgabe geopfert; ohne je zu zaudern, mit felsenfester Ausdauer ist er mit den sechzehn Stücken fertig geworden. Das erste dieser war das „Teatro comico" (Das komische Theater). Alle Schauspieler wurden in diesem dem Publikum vorgestellt, und der Dichter versprach, sich darin selbst als Lelio schildernd, die sechzehn binnen einem Jahre zu vollenden; auch sagt er darin manches wahre Wort über seine Reform. Eine seiner Gestalten läßt er den nicht immer beherzigten Grundsatz aussprechen: „Die wahre Art, das Publikum, ohne es zu langweilen, mit dem Argument des Stückes bekannt zu machen, ist: die Handlung selbst in Szenen zu verteilen und sie allmählich zu entwickeln, zur Freude und Ueberraschung der Zuhörer." Die Schauspieler belehrt er:

„Achtet darauf, die letzten Silben kräftiger zu betonen, damit man sie deutlich vernehme. Hütet euch besonders vor dem Sington und dem Deklamieren. Rezitiert vielmehr so natürlich, als ob ihr sprechen würdet. Da das Lustspiel eine Nachahmung der Natur ist, muß alles in ihr den Anschein des Natürlichen und Wahrscheinlichen haben. Was die Geberde anbelangt, muß auch sie natürlich sein. Die Hände müßt ihr nach dem Sinn der Worte bewegen. Begleitet euer Geberdenspiel meist mit der rechten Hand, nur selten mit der linken, und vermeidet es, beide zugleich zu bewegen; es sei denn bei heftigem Zornausbruch oder daß eine Ueberraschung, ein lebhafter Ausruf es geböte. Und es diene auch als Regel, daß ein Satz stets mit der Geberde derselben Hand zu Ende zu führen ist, mit welcher er begonnen worden."

Könnte dies nicht Hamlet sagen oder Lessing geschrieben haben? Daß Goldoni Shakespeares Dramen gekannt hat, scheint gewiß; in einem Brief spricht er von ihnen mit Bewunderung, und in einem Lustspiel „Der englische Philosoph", sowie in einem zweiten „Die Unzufriedene", wo die Gestalt eines dummen Jungen auftritt, der den Briten gelesen, erwähnt er ihn gleichfalls. Sein Feind Baretti hob Shakespeare in den Himmel; sein treuer Freund Voltaire hat den Engländer angegriffen, trotzdem er dessen Größe anerkannte. Dies gab Goldoni, wie man glauben dürfte, genug Anlaß, des näheren die Werke des allergrößten Dichters kennen zu lernen. Eines steht aber fest, daß auf Goldonis eigenes Schaffen Shakespeare ohne jeglichen Einfluß blieb.

Es folgten „Die spitzfindigen Frauen", ein affektiertes Lustspiel, dann das volkstümliche Schauspiel „Die Kaffeeschenke", dessen sich Voltaire, wie Lessing annimmt, zu seinem Stücke „Das Kaffeehaus oder die Schottländerin" bedient haben soll. Nebenbei gesagt, hat auch Lessing in seinen Fragmenten einige Szenen aus „Der glücklichen Erbin" des Venezianers übertragen.

„Die Kaffeeschenke" Goldonis ist ein geschickt gebautes Bühnenstück, welches durchgreifende Wirkung erzielt. Die Hauptrolle übernimmt Don Marzio, ein neapolitanischer Strolch, dessen Charakter in mächtigen Zügen, lapidar hingezeichnet wird. Wenig hätte gefehlt, daß unter den Händen eines minder gewandten Dichters dieses Lustspiel zu einem gewöhnlichen Rührstück herabgesunken wäre. Rasch folgte darauf „Der Lügner", der dem gleichnamigen Stücke Corneilles nachgebildet ist. Goldoni reduziert des Franzosen Werk von fünf Akten auf drei, verleiht der Intrige eine Lebhaftigkeit, welche die Corneilles übertrifft. Nichts empfehlenswerter, als beide Originale miteinander zu vergleichen. Aus dem Cliton Corneilles wird Harlekin, aus Geronte Pantalone, aus Sabine Colombine: dies entsprach dem Milieu, für welches der Dichter schrieb und dem er Konzessionen machen mußte. Deswegen fließt auch nicht immer Neues aus seiner Feder; es werden zuweilen alte Gestalten vorgeführt, denen wir schon früher begegnet sind. Harlekin ist stets der schalkhafte, doch treue Diener, Pantalone der ernst moralische Kaufmann, Colombine die schlaue Liebesbotschafterin. Trotzdem aber das Maskenspiel bei Goldoni wieder auflebt, zeigt er öfter die Kunst, die Masken, so unabänderlich sie ihm gegeben sind, in verschiedenes Licht zu rücken; sie sind ausgeprägte Individualitäten, nicht bloße Nothelfer. Goldonis Lustspiel läßt zum Schlusse, im Gegensatz zum Corneilleschen, den Helden gebessert erscheinen. Ein harter Vorwurf jedoch trifft unseren Dichter: er hat uns weniger den Lügner geschildert, als die reinste, ganze Lüge in abstracto. Ein für allemal sei auch Goldonis Schwäche, Mädchen zu schildern, erwähnt; es sind zumeist ausgesprochene Gänschen. Allerdings ist dies nicht seine eigene Schuld, er hat sie als Kinder einer Zeit genommen, die der Entwicklung des Weibes, speziell in Venedig, nicht förderlich war. Die Mädchen wurden vor jeder Regung der Selbständigkeit ängstlich behütet; die Wahl ihres Gatten hing ausschließlich von den Eltern oder Vormündern ab: die meisten wurden verheiratet, ohne daß sie vor ihrem Hochzeitstag den Bräutigam zu Gesicht bekommen hätten. Die Jungfrau mußte sich in die Zwangsjacke fügen, die sie als verheiratete Frau abstreifte. Beinahe alle Goldonischen Liebhaberinnen sind stets nach derselben Fasson geschildert, obwohl sie allerdings ihre geheime Intrige spielen!

In Italien hatte Richardsons „Pamela", wie überall, eine glänzende Aufnahme gefunden; man drang deshalb in Goldoni, er solle aus dem Roman ein Lustspiel machen. Die Moral des Engländers war jedoch in Italien nicht landläufig; in Venedig vollends verlor ein Patrizier, welcher eine Bäuerin heiratete, beinahe die Ehre, so daß Goldoni seiner Pamela den Adel beilegte. Zweifellos würde dieses abgeschmackte, sentimentale Stück keinem Beifall bei uns begegnen, obwohl es noch heutzutage in Italien auf der Bühne Aufnahme findet. Das sechzehnte Lustspiel dieser Reihenfolge war „Die Schwätzerinnen", eine echte bürgerliche Komödie im richtigen Lokalton, kühner Objektivität und hübscher Motivierung des Klatsches in Kreisen dieses beweglichen, kleinstädtischen Völkchens. Darauf fiel Goldoni infolge von Ueberarbeitung schwer krank danieder und er klagt uns sein Weh: er habe keinen Groschen über sein kärgliches Gehalt erhalten, aber viele Lobsprüche und Glückwünsche, die für einen armen Dichter sehr wenig bedeuteten.

Goldoni löste den Vertrag mit seinem Impresario und geriet in die Hände eines anderen, bei dem es ihm nicht besser ging. Bald kam auf die Bretterwelt die bühnenwirksame, sprudelnde und moussierende „Locandiera", die bei uns durch die Gastspiele Eleonora Duses in bester Erinnerung sein wird. Nicht mit Unrecht sagt der alte Ludwig Tieck: „Goldoni, etwas verkürzt und gut gespielt, würde für Deutschland von neuem, so wie er es noch immer für Italien ist, ein Schatz von Charakteren sein und mannigfaltige Unterhaltung anbieten." Ich kann mir zwar nicht

gut vorstellen, daß Tieck den Venezianer Dialekt ebensogut beherrschte wie die englische Sprache, und welche Stücke er darunter meinte.

Nun folgen, in kurzen Unterbrechungen, Goldonis in venezianischer Mundart geschriebene Hauptwerke, in denen er sattelfest das Kühnste wagte, voll gesundesten Humors und frischer, oft frappierender Menschenkenntnis und durch musterhafte Szenenfügung auch dem Nebensächlichsten kräftigen Lebenshauch verlieh. Keine toten Stellen mehr, in einem Zug sind Akt für Akt aufs Papier hingeworfen, mit einer Tollkühnheit, die verblüfft; einem Raketenfeuer gleich, das unaufhaltsam prasselt und flammend zum Himmel aufsteigt. Goldonis Gesamtschaffen konzentriert sich nicht in einem Hauptwerk, von dem man sagen könnte, daß es den Gipfel seines Könnens bedeutet, denn von seinen etwa 300 Bühnenwerken (darunter auch unedierte) sind etwa 20 als gleichwertig zu bezeichnen. Dies ist für den Literarhistoriker eine mißliche Sache, da der Leser und das Publikum gewohnt sind, von irgend einem Musensohn zu verlangen, daß er alle seine Vorzüge in einem Werke zusammenfasse, welches dann von den Kritikern zu ihrer und seiner Bequemlichkeit empfohlen werde. Ich will damit nicht sagen, daß Goldoni seinen Höhepunkt nicht erreicht hatte, sondern er habe die seltene Gabe besessen, sich auf der Höhe seiner Schaffenskraft zu erhalten, und zwar in den verschiedensten Lebensepochen.

Jetzt konnte er es endlich wagen, die Masken der Stegreifkomödie in Bausch und Bogen zu verwerfen, zwanglos die ruhige, progressive Entwicklung der Charaktere versuchend. Nichts blieb mehr unbeobachtet, alle Menschenschwächen wurden herangezogen, aber nie zur Karikatur verunstaltet, sondern objektiv aufgefaßt. Wir bekommen keine frivole Serva amorosa, keinen von Edelmut strotzenden Avvocato veneziano zu sehen; alles hält Maß, ohne sich je von der Wirklichkeit im geringsten zu entfernen, indem Goldoni nicht, wie ganz richtig Schopenhauer hervorhebt, nach edelmütigen Figuren jagt, sondern die Menschen nimmt, wie sie sind, ohne sie durch überschwengliche Zutat zu verschönern. Auch das Schalkhafte in den Intrigen der Frauen beschrieb er immer meisterlich, allerdings ohne feines, lyrisches Empfinden, und seine Schilderung armer Teufel, die stets komisch gewürzten Humor verraten, sind seine Eigenart. Das derzeitige Publikum klatschte seinem Volksdichter wohl zu, wurde ihm aber schließlich doch untreu, denn bald kehrte es wieder in die seichte Märchenwelt Carlo Gozzis zurück.

Aus der „Casa nuova" (Das neue Haus), mit einer dürftigen, winzigen Handlung, hat Goldoni verstanden, ein sprühendes Lustspiel zu gestalten. Jedes kleine Mittel genügte seinem regen Geiste, um es ins unendlich Komische zu steigern. An die Wanderung eines Fächers von Hand zu Hand knüpft er z. B. im „Ventaglio" ein reizendes Zusammenspiel; aus einem gewöhnlichen Zwist oder sonst einer Bagatelle lockt er zahlreiche, unwiderstehlich wirkende, komische Situationen hervor, die schallendes Gelächter erzielen. Er kannte kein Federlesen: mußte binnen vierzehn Tagen ein bühnenbereites Lustspiel fertig sein, so flogen oft vom Schreibpult die Blätter in die Hände der Schauspieler, wie aus einer Zeitungsredaktion in die Druckerei.

Der erste Akt der erwähnten „Casa nuova" wirkt durch unerschöpflichen, frischen Humor, der sich von Szene zu Szene steigert, wie das Crescendo einer Sonate. Im ganzen Theater des 18. Jahrhunderts findet sich vielleicht keine mustergültigere Exposition. Die Handlung stockt nie, wie in so vielen modernen Lustspielen, die plötzlich innehalten, um später weiteren Aufschwung zu gewinnen. Der allein schwach gezeichnete Charakter ist ein mürrischer Onkel, der später im Lustspiel Bourru bienfaisant, als Geronte wieder aufgenommen, viel glücklicher und sorgfältiger geschildert wird.

Einer der kühnsten Würfe unseres Dichters waren die „Rusteghi" (Grobiane). Nicht weniger als ihrer vier sind in diesem Stücke mit den feinsten Nüancen, delikatesten Schattierungen auf die Bühne gebracht. In demselben Jahre (1760) wurden auch „Le Baruffe Chiozzotte" („Die Rauf- und Schreihändel von Chioggia") zur Aufführung gebracht, betreffs deren Inhalt wir auf Goethes „Italienische Reise" verweisen: „Nun endlich kann ich denn auch sagen, daß ich eine Komödie gesehen habe!" ruft unser größter deutscher Dichter aus. Unzählige andere Lustspiele schüttelte Goldoni hintereinander aus dem Aermel, so „Die Schwätzerinnen", „Todero Brontolon", „Die lustigen Weiber", „Die Heiteren", alle im Dialekt und zu den besten zählend.

Bevor Goldoni dem „dankbaren" Venezianer Publikum den Rücken zuwandte, um sich nach Paris zu begeben, schrieb er: „Ein letzter Karnevalsabend". In dem verlotterten Venedig wehte fürs Mäcenatentum kein günstiges Lüftchen; es kam vor, daß Dichter und Maler zum Bettelstab greifen mußten. Goldoni hätte es wohl vorgezogen, im Vaterland zu bleiben, wenn es ihm gelungen wäre, irgend ein Staatsamt, wozu er als Advokat wohl berechtigt war, von der Republik zu erlangen. Nach vielem Drängen und Bittschriften an den Dogen erreichte er endlich das Privileg zur Veröffentlichung seiner Werke. Doch wenig brachte das dem armen Dichter ein! Das italienische Theater zu Paris schlug ihm einen anständigen Gehalt vor, und so hieß es nicht lange zaudern. Eine rührende Abschiedsstimmung ist über sein oben erwähntes, zuletzt in Venedig verfaßtes Stück gebreitet.

In Paris hat sich Goldoni für zwei Jahre in den Dienst der italienischen Komödie gestellt, dann als italienischer Sprachlehrer der Töchter Ludwig XVI. gewirkt. Er besaß nun den Mut, in französischer Sprache sein bürgerliches Glanzstück „Bourru bienfaisant" (Der mürrische Alte) zu schreiben, das am 4. November 1771 in Paris, einen Tag später ebenfalls mit durchschlagendem Erfolg bei Hof in Fontainebleau über die Bretter ging; zum allgemeinen Ergötzen der koketten Marquisen, eitlen Kavaliere und des dicken gutmütigen Ludwigs XVI. Klare Handlung, Knappheit im Dialog, wunderbar geschilderte Individualitäten zeichnen dieses eminente Werk aus. Der aufbrausende, jähzornige, doch herzensgute Geronte, Martuccia, die geduldsame Haushälterin, welche zwei Liebhaber in Schutz nimmt, Dorval, der alte phlegmatische Freund, alle diese Gestalten sind mit frischer Ursprünglichkeit auf die Szene gesetzt. Dies war das letzte Mal, daß es Goldoni beschieden, auf der Bretterwelt zu triumphieren, und daß ein unerwarteter Freudenstrahl sein altes, edles Herz erhellte. Selbst seine Erzfeinde Carlo Gozzi und Baretti, die ihn nicht mehr zu fürchten hatten, zollten dieser Leistung volle Anerkennung. Achtzigjährig legte er, nach Abschluß seiner in französischer Sprache geschriebenen Memoiren, die uns nur einiges Biographische, eine kühle Chronik seiner Erfolge und Mißerfolge, kurze Aufschlüsse über seine dramatische Wirksamkeit gewähren, doch leider weder Sitten noch Gebräuche jener Zeiten schildern, die Feder nieder. Zwei Jahre später, während der Revolutionswirren, wurde ihm die kleine Pension, welche die königliche Schatzkammer auszahlte, entzogen und er versank in bitteres Elend, aus dem ihn ein mitleidiges Schicksal, am 6. Februar 1793, durch den Tod erlöste.

Von einer Seite hat Goldoni das derzeitige Lebenstreiben, des dem Verfall nahenden Venedigs in erschöpfender Weise dargestellt: dem Heiteren, Vergnügten, immer leicht Hinsprudelnden, Uebermütigen, ist er vollauf gerecht

geworden. Ein rosiges, feines Lächeln zierte seine Muse — sie ist eine dralle, vollblütige, gesunde Frau aus dem Volke, die nicht der Molièreschen ähnelt, welche im Grunde genommen tiefe Melancholie durchblicken läßt. Goldoni hatte für jenen Franzosen eine große Hochachtung: „Ich sage meinem Vaterlande das letzte Lebewohl," schrieb er, von Venedig scheidend, „und rufe den Schatten Molières an, daß er mir als Führer in dem seinigen diene." Wie oft jedoch Goldonis Landsleute versucht haben, ihn mit dem geistreichen Franzosen in Vergleich zu setzen — es ist ihnen niemals gelungen, und wird auch in Zukunft nicht gelingen. Molière war ein großer Denker, welcher für das Jahrhundert Ludwigs XIV. dichtete und seine Wurzel schlug nicht ins tägliche Volksleben ein. Er war ein höchst Gebildeter, der Lucrez studierte und bewunderte — von Goldoni könnte man beinahe sagen, daß er selbst die Bühnenliteratur oberflächlich kannte und sie nur soweit, als sie theaterwirkend war, zu schätzen verstand — er war das echte Koulissenkind. Dazu paßte seine mangelhafte Prosa. Oft läßt er seine Gestalten wie nach einem Leierkasten singen — trotzdem ist es aber eine äußerst wirksame Bühnensprache, die ohne blumenreich zu sein, den Dialog dreist und effektvoll entwickelt. Die strenge Zensur Venedigs verbot ihm den Sumpf der Sitten zu schildern; ja sogar das Cicisbeat stellt er uns als etwas Selbstverständliches hin; ihm, dem bürgerlichen Dichter, der so trefflich Grillen und Kniffe seines Volkes kannte, war es versagt, den Adel zu schildern, den Molière mit aller Schärfe der Beobachtung hinstellte. Carlo Goldoni, sei mit besonderem Nachdruck bemerkt, hat aber in zwei ewig jungen Büchern aufs gründlichste studiert: Das eine war *seine* Welt, das andere die Theaterkunst — und das will nicht wenig heißen.

Venedig. L. Brosch.

Bücher und Zeitschriften.

Geschichte der Physik. Von A. Kistner, Professor an der großherzogl. Realschule zu Sinsheim a. E. *Band 1*: Die Physik bis Newton. 117 S. mit 13 Figuren im Text; *Band 2*: Die Physik von Newton bis zur Gegenwart. 130 S. mit 3 Fig. im Text. Sammlung Göschen. Nr. 293/4. Leipzig 1906. G. J. Göschens Verlag. Preis in Leinwand geb. je 0.80 M.

Mit Recht betont der Verfasser in der Einleitung zum ersten Bande, daß eine eingehendere Darstellung des Entwicklungsganges der Physik insofern erheblichen Schwierigkeiten begegnet, als es — im Gegensatz zu den bei der allgemeinen Geschichtschreibung obwaltenden Verhältnissen — in der Physik, wie in den exakten Wissenschaften überhaupt, an großen Ereignissen fehlt, die durch lebendige Tradition oder durch zeitgenössische Aufzeichnungen hätten festgehalten werden können. Diese Schwierigkeiten machen sich besonders für die Zeit des Altertums und des Mittelalters geltend, weshalb denn auch die für diese Zeiträume beigebrachten Daten nicht als völlig gesicherte, sondern meist nur als mehr oder weniger plausible betrachtet werden dürfen. Etwas günstiger gestaltet sich die Sachlage für die Zeit nach der Erfindung und weiteren Ausbreitung der Buchdruckerkunst; Schwierigkeiten bereitet von hier ab nur noch die Entscheidung über die Priorität einzelner Entdeckungen.

Der erste Band behandelt zunächst die Geschichte der Physik im Altertum: bei den Babyloniern und Aegyptern, namentlich aber bei den Griechen und Römern. Es folgen die Araber, welche die dürftigen Ueberreste griechischer (alexandrinischer) Geisteskultur übernahmen und auf ihnen verständnisvoll weiterbauten. Im Mittelalter waren es zunächst fast ausschließlich die Klöster, in denen die exakten Wissenschaften, freilich oft genug in engherzigster Weise, gepflegt wurden. Etwas günstiger gestaltet sich die Entwicklung der Physik im Zeitalter der Renaissance und im 16. Jahrhundert. Ihr eigentlicher Aufschwung knüpft sich aber an die fundamentalen Entdeckungen Galileis, seiner Schüler (Viviani, Torricelli ꝛc.) und seiner Zeitgenossen Kepler, Scheiner, Descartes, Snellius, Baco von Verulam, Guericke u. a. Den hervorragenden Leistungen der Genannten schließen sich alsbald jene von Huygens und Newton würdig an.

Die Entwicklung der Physik in der neueren Zeit (bis herauf zu Röntgen und den Curies) gibt Verfasser im zweiten Bande für die einzelnen Zweige derselben (Mechanik, Akustik, Wärmelehre, Optik, Magnetismus, Elektrizität) getrennt, und zwar sowohl für das 18. wie für das 19. Jahrhundert. Dem Leser, der sich über einen bestimmten Gegenstand rasch orientieren will, bietet diese Einteilung vielleicht eine gewisse Erleichterung, und auch der Verfasser mag durch sie eine nicht unwesentliche Vereinfachung seiner Aufgabe erzielt haben, für die allgemeine Uebersicht dürfte sie sich aber kaum als förderlich erweisen. — Ausführliche Namens- und Sachregister erleichtern den Gebrauch der beiden mit ebensoviel Fleiß als Geschick bearbeiteten hübschen Bändchen, die unserer studierenden Jugend um so mehr empfohlen werden können, als in den Lehrbüchern der Physik das historische Moment naturgemäß nur ganz beiläufig berücksichtigt werden kann.

München. Karl Oertel.

Vom Lärm auf dunklen Gassen. Roman von Gustav Naumann. Verlag von S. Fischer, Berlin 1907.

Sofern „Roman" gleichbedeutend ist mit Schilderung wechselnden Geschehens und Analyse interessanter Persönlichkeiten — eine Definition, die auf die Schöpfungen der Meister Dostojewsky und Turgenjew, Zola und Maupassant, Spielhagen und Fontane gleichmäßig zutrifft — ist Naumanns Werk kein Roman. Eher schon ähnelt er dem Repräsentanten einer anderen Gattung, in der gedanklicher Inhalt die Mannigfaltigkeit der Ereignisse übertrifft — dem unvergänglichen „Auch Einer" Friedrich Theodor Vischers, dessen „Tagebuch" mit seiner Fülle tiefster Reflexion weit weg von den gewohnten Pfaden der Romanliteratur führt. Auf dem neuen Wege, den Vischer gewiesen, geht Naumann einen Schritt weiter: Spannende Handlung ist das Wenigste; des Romans gefällige Art dient Naumann vornehmlich zur Darstellung seiner philosophischen Anschauungen und zur Untersuchung psychologischer Probleme, deren Lösung vielen unserer Besten am Herzen liegt. Bald merkt man, daß hier ein Mann spricht, der vielerlei mit heißem Bemühen studiert, darüber auch mit schönem Eifer gegrübelt hat, einer, der schwer beladen ist mit Schätzen aus Goethes und Nietzsches geheimsten Kammern, und, wenn das Wort gestattet ist, Optimist und Skeptiker in *einer* Person. Die Sprache klingt gewichtig, mitunter auch „eigen" in jeder Bedeutung des vielsinnigen Wortes. Als Rahmen für den Roman wählt Naumann in sicherem Erkennen tiefster Kontrastwirkung einen abgeschiedenen, äußerlich stillen Waldflecken. Der Vorhang rollt auf; wenn er sich senkt, deckt er den entseelten Körper eines deutschen Träumers: eines Träumers, der sterben mußte, weil er in idealem, echt deutschem Irren gewähnt, der Lärm der dunklen Gassen unseres *Seelen*lebens verstumme inmitten rauschender Fichten und schweigender Berge...

Wien. Alfred Neumann.

Allgemeine Rundschau.

Ein Blick in das japanische Schulwesen.

In der letzten Vollversammlung des *Bezirks-Lehrer-Vereins München* hielt Professor Dr. *Doflein* einen Vortrag über dieses Thema. Er führte ungefähr folgendes aus:

Die *japanische Elementarschule* stellt sich zur Aufgabe, dem Volke eine moralische Bildung zu geben, es mit den notwendigen Fähigkeiten des Lebens auszurüsten und dabei gleichzeitig für die körperliche Entwicklung Sorge zu tragen. — Die *niederste Stufe*, die Elementarschule, umfaßt 4 Jahre. Der Eintritt ist von der Vollendung des 6. Lebensjahres bedingt. Moralunterricht, japanische Sprache, Rechnen und Turnen sind die Hauptgegenstände; dazu kommen noch als Nebenfächer Zeichnen, Singen, Handarbeit für beide Geschlechter und Nähunterricht für Mädchen. Diese Schulgattung wird von 5 Millionen Kindern in rund 30,000 Schulen besucht.

Daran reiht sich eine *zweite Elementarschule* mit 2—4jährigem Lehrgang. Sie wird hauptsächlich von Knaben besucht. Die Unterrichtsfächer sind hier: japanische Geschichte, Landwirtschaft, Handel und englische Sprache. Es ist fast die Regel, daß alle Japaner heutzutage diese beiden Schulen durchlaufen. Die nächst anschließende Schulgattung ist eine *Bürgerschule*, welche beinahe von allen Kindern des Mittelstandes besucht wird und 5—6 Jahrgänge umfaßt. Zu den bereits gelehrten Fächern kommen hier hinzu Chinesisch, fremde europäische Sprachen (Englisch, Deutsch, Französisch), Weltgeschichte, Geographie, Mathematik, Naturkunde, elementare Rechtskunde und grundlegende Nationalökonomie. Hieran erst reiht sich jene Schule,

welche den Uebergang zur Hochschule vermittelt, das ist die „Höhere Mittelschule" mit 3jährigem Kursus, gegliedert in drei Sektionen für Landwirtschaft, Technik und Medizin.

Der Japaner wird also mindestens 21 Jahre alt, ehe er die Universität beziehen kann. Dieser lange Weg veranlaßt viele mittellose Studenten, etliche Jahre auszusetzen, sich nach einem Beruf, wenn es auch der eines Kuli sei, umzusehen und mit den hierin erzielten Ersparnissen dann wieder weiter zu studieren, falls sie es nicht vorziehen, den Schulbänken Valet zu sagen; denn die wenigsten erreichen das höchste Ziel, weil ihnen die Erlernung der dreierlei Schriften die größte Schwierigkeit bietet.

Am meisten führte den Vortragenden seine wissenschaftliche Tätigkeit in den Bereich der Elementarschulen. Die hübsch gekleideten, fast immer munteren japanischen Kinder, sagt er, machen einen überaus reizenden Eindruck und passen ganz wunderhübsch in die Architektur des Landes hinein. — Zwei Häuser sind es im japanischen Dorf, die sich durch Größe und Ausstattung von allen übrigen unterscheiden: die Kirche und das Schulhaus. Wo der Tempel steht, da ist auch in der Regel das Schulhaus zu finden, und zwar meist außerhalb der Dörfer an einer von der Natur bevorzugten Stelle. Es ist gewöhnlich ein graues, einfaches Holzgebäude, das auf einem stufenhohen Pfahlrost ruht und von beschattenden Bäumen umgeben ist. Das Dach ist mit Schindeln gedeckt; die Fenster sind mit Papier verklebt. In größeren Dörfern sieht man als besonderen Kulturfortschritt gläserne Fensterscheiben. Je nach Bedarf besitzt der niedliche Schulpalast einen oder mehrere Räume für Unterrichtszwecke. Außerdem breitet sich vor dem Gebäude ein freier, geebneter, mit Bäumen bestandener Platz aus, der Turnplatz, dem eine große Rolle zukommt. Hier kann man fast zu jeder Tageszeit nach deutschem Vorbild turnen sehen.

Ungefähr 40 Knaben und Mädchen werden von einer Lehrkraft in den schon oben angeführten Fächern unterrichtet. Der Moralunterricht wird konfessionslos erteilt. Die Erteilung des religiösen Unterrichts ist ausschließlich den Vertretern der betreffenden Religionsgesellschaft überlassen und man ist damit allerseits vollkommen zufrieden. — Die Ausstattung des Schulzimmers entspricht ungefähr unserer Dorfschule: eine große Wandtafel, parallel dazu eine Anzahl von Schulbänken, die allerdings ganz anders aussehen, weil es die Japaner als ganz besonders unangenehm empfinden würden, die Beine baumeln lassen zu müssen. Außerdem findet sich selbst in ganz einfachen Dorfschulen ein Vorrat ausgezeichneter Lehrmittel, vor allem fast immer ein Bild oder ein paar mit sehr schönen Zügen geschriebene Sätze als ein dem Auge gefälliger Schmuck. Bei den sportlichen Spielen der erwachsenen Schüler wirken die Lehrer stets mit und kämpfen mit aller Begeisterung um etwaige Preise. In den Stadtschulen kehren dieselben Verhältnisse wieder; hier macht sich indes der europäische Einfluß stark bemerkbar. Aber fast allenthalben ist als oberster Gesichtspunkt maßgebend: erst tüchtige Lehrer und treffliche Lehrmittel, dann erst gute Schulhäuser.

Den Japanern wird häufig der Vorwurf gemacht, daß sie europäische Kultur nachäffen. Diesen Vorwurf weist der Vortragende zurück, indem er darauf aufmerksam macht, daß Fehler, die in europäischen Lehrmittelmodellen gemacht wurden, bei der Nachahmung seitens der Japaner vermieden sind. Ihre Lernbegier ist nichts Neues. Die hat schon Jahrhunderte bestanden; sie wurde nur mit einem neuen Mechanismus in Verbindung gebracht, wobei ein außerordentlich großes Organisationstalent sehr zu statten kam. Dazu kommt, daß die Durchschnittsbegabung der Japaner eine relativ sehr große ist, wirklich große Begabung aber eine Seltenheit, so daß die Schule mit einem viel homogeneren Material zu arbeiten hat als bei uns zu Lande. Dabei ist der Grund der Lernbegier nicht so sehr zu suchen in der reinen Freude an der Wissenschaft selbst, als vielmehr in glühender Vaterlandsliebe, in nationaler Begeisterung, das Volk auf ein gewisses geistiges Niveau zu bringen.

F. St.

Kleinere Mitteilungen.

* **Ein Rekordjahr des Schiffbaus** sämtlicher seefahrender Nationen ist das vergangene Jahr gewesen. Nach den jüngst veröffentlichten Jahresübersichten von Lloyds Register, die nur die Schiffe von 100 Brutto-Registertonnen aufwärts berücksichtigen, sind nicht weniger als 1836 Schiffe mit 2,920,000 Brutto-Registertonnen im Lauf des Jahres zu Wasser gelassen worden. Damit ist die gewaltige Bautätigkeit des Jahres 1901, die sich auf 1538 Schiffe mit 2,618,000 Brutto-Registertonnen belief, um ein beträchtliches überholt worden.

Mehr als die Hälfte der im vergangenen Jahr vom Stapel gegangenen Tonnage ist auf englischen Werften hergestellt, nämlich 886 Schiffe mit 1,828,000 Brutto-Registertonnen. Die Vereinigten Staaten von Amerika, deren Schiffbau namentlich auf den an den großen Binnenseen gelegenen Werften äußerst rege war, stehen mit 242 Schiffen und 441,000 Brutto-Registertonnen an zweiter Stelle. Den dritten Platz nimmt Deutschland mit 205 Schiffen und 318,000 Brutto-Registertonnen ein. In sämtlichen drei Ländern ist niemals vorher ein gleiches Ergebnis erzielt worden.

In weitem Abstand folgen die übrigen Schiffbauländer, und zwar Holland mit 89 Schiffen und 67,000 Tonnen, Norwegen mit 69 Schiffen und 61,000 Tonnen, Japan mit 107 Schiffen und 42,000 Tonnen, Frankreich, dessen Schiffbau einen starken Rückgang erfahren und kaum ein Fünftel seines Umfanges im Jahre 1902 erreicht hat, mit 48 Schiffen und 35,000 Tonnen, Italien, dessen Bautätigkeit sich dem Vorjahr gegenüber ebenfalls stark vermindert hat, mit 30 Schiffen und 31,000 Tonnen, Dänemark mit 18 Schiffen und 25,000 Tonnen usw.

* **Die Jahresversammlung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft** findet am 23. April in Weimar statt. Den Festvortrag hat Professor Dr. Fulda (Berlin) übernommen. Er gedenkt über „Shakespeares Lustspiele und die Gegenwart" zu sprechen, ein Thema, das für alle Freunde der dramatischen Dichtkunst in der Behandlung eines so feinsinnigen und geistvollen Dichters ein ganz besonders aktuelles Interesse bietet.

H. **Die Bibliothek des Eidgenössischen Polytechnikums** in Zürich erhielt die gesamte umfangreiche Büchersammlung des Begründers und langjährigen Herausgebers der Schweizerischen Bauzeitung August Waldner zum Geschenk von dessen Witwe und seinem Nachfolger in der Redaktion A. Jegher. Besonders durch die zahlreichen, oft Jahrzehnte umfassenden Zeitschriftenserien werden die Bestände der Polytechnikumsbibliothek durch diese Schenkung in ungeahnter Weise vervollständigt.

hc. **Personalien.** In Prag ist am 19. Februar der emeritierte ordentliche Professor der Mathematik an der böhmischen Technischen Hochschule in Brünn Dr. Anton Sucharda im 53. Lebensjahre gestorben.

Hochschulnachrichten.

□ **Würzburg.** Als Mitglied des Universitäts-Verwaltungs-Ausschusses wurde an Stelle des verlebten Geh. Medizinalrates Dr. Schönborn der kgl. bayer. Geheime Hofrat Dr. Max Hofmeier gewählt.

hc. **Frankfurt a. M.** Der Hilfsrichter am hiesigen kgl. Landgericht, Gerichtsassessor Dr. Franz Haymann, wurde als Privatdozent für bürgerliches Recht und Rechtsphilosophie an der hiesigen Akademie für Sozial- und Handelswissenschaft zugelassen.

hc. **Berlin.** Dem Privatdozenten für Astronomie und mathematische Geographie an der hiesigen Universität Dr. Adolf Marcuse ist der Professortitel verliehen worden.

* **Wien.** Der ordentliche Professor der Agrartechnik an der hiesigen Technischen Hochschule Hofrat Dr. Guido Krafft ist am Freitag in der psychiatrischen Abteilung des allgemeinen Krankenhauses gestorben.

* **Paris.** Zum Professor der Geschichte der Religionen am Collège de France ist, nach der Frankfurter Zeitung, als Nachfolger des vor kurzem verstorbenen Albert Réville dessen Sohn Jean Réville, Direktor an der Ecole pratique des Hautes-Etudes, gewählt worden.

Die zweite Entstehung der Welt, das angebliche Paradies und die angebliche Sintflut. Von **Johann Jedliczka,** Kgl. Ungar. Sektions-Rat i. R. Preis 4 Mark, für Oesterreich 5 Kronen.

In diesem Werke strebt der Verfasser eine Läuterung der alttestamentlichen Lehren an, insbesondere versucht er zu beweisen, daß die Ueberlieferungen der alten Hebräer, die voller unsittlicher Erzählungen sind und mit der reinigenden Lehre des Christentums in entschiedenem Widerspruche stehen, nicht als Grundlagen des Christentums angesehen werden dürfen.

Verlag A. Hasert & Co., Borsdorf, Bezirk Leipzig. (22960)r

Für den Inseratenteil verantwortlich: A. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Montag, 25. Februar. Nummer 47.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Anti-Thoma. II. Von Reichsgerichts-Senatspräsident a. D. Dr. v. Bomhard (Leipzig).

Maximilian Schmidt. Zu seinem 75. Geburtstage. Von H. Brentano (Wien).

Bücher und Zeitschriften.

Edith Gräfin Saalburg: Königsglaube. — Gustav Naumann: Otto, der Ausreißer. — Emil Hügli: Lebenslust. Um der Liebe willen. Vergangene Tage.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Anti-Thoma.

II. Das Reichsgericht.

Mit dem bereits angeführten Satze, daß das Eindringen politischer Gesichtspunkte in die Rechtsprechung „nicht zuletzt auf den Gepflogenheiten des Reichsgerichtes beruhe“, eröffnet der Verfasser des Aufsatzes im „März“ seine heftigen Angriffe gegen den höchsten deutschen Gerichtshof.

Daß das Reichsgericht nicht deutsch, sondern „Suaheli“ schreibe, kann man als schlechten Scherz auffassen und deshalb auf eingehende Besprechung verzichten. Es mag ja sein, daß die eine oder andere Entscheidung nicht gerade in mustergültigem Stile abgefaßt ist; denn die Mitglieder des schwer belasteten Gerichtshofes sind nicht Feuilletonisten, deren Erfolg nur zu häufig von der Kunst einer blendenden Darstellung abhängt, und haben nicht genügend Zeit, sich mit der Redaktion der Urteile eingehend zu befassen. Aber im allgemeinen sind die Urteile des Reichsgerichtes in gutem Deutsch geschrieben und für jeden, der sie verstehen will, auch verständlich, und das genügt.

Das Reichsgericht soll in dem Bestreben, die Sicherheit des Staates zu fördern, einzelne Gesetze nicht ausgelegt, sondern in unzulässiger Weise ausgedehnt haben.

In anderen Fällen ist dem Reichsgerichte der entgegengesetzte Vorwurf gemacht worden, daß es die Gesetze zu eng auslege und dringenden Bedürfnissen keine Rechnung trage.

Wir erinnern an die seinerzeit vielbesprochene Affäre der „cris séditieux“. Im Reichslande hatten ein paar Burschе auf der Straße vom Bahnhof zum Dorfe die Marseillaise gesungen. Sie wurden verurteilt auf Grund eines französischen Gesetzes vom 25. März 1822, das mit Gefängnis bis zu 2 Jahren und Geldstrafe bis zu 4000 M aufrührerische Rufe (par la voie de la presse ou par toute autre moyen de publication), Tragen nicht genehmigter Verbindungszeichen, Aushängen von Fahnen usw. bedroht, wenn die Handlung geeignet ist, den öffentlichen Frieden zu stören oder eine Auflehnung gegen die Regierungsgewalt hervorzurufen. Das Reichsgericht war der Ansicht, daß die Tatbestände dieses Gesetzes zur Materie des Widerstandes gegen die Staatsgewalt gehören, daß diese Materie im Strafgesetzbuch erschöpfend geordnet, die fragliche Handlung aber nicht unter Strafe gestellt sei und daß deshalb das weitergehende Landesgesetz keine Geltung mehr habe. Die Regierung von Elsaß-Lothringen war anderer Ansicht; sie erklärte das Gesetz in den Reichslanden für unentbehrlich, und der Reichstag beschloß auf Antrag der Reichsregierung im Wege der authentischen Interpretation die fortdauernde Gültigkeit des Gesetzes von 1822.

Als das Reichsgericht den wegen Veröffentlichung von Kaiser Friedrichs Tagebuch angeklagten Professor Geffcken außer Verfolgung setzte, ließ der Reichskanzler die Anklageschrift veröffentlichen, und die Blätter suchten zu beweisen, daß das Reichsgericht das Gesetz zu eng ausgelegt habe.

Nicht minder wurde dem Reichsgericht zu enge Auslegung des Gesetzes vorgeworfen, als es sich nicht entschließen konnte, den Diebstahlsbegriff ohne weiteres auf die unbefugte Ableitung des elektrischen Stromes auszudehnen. Mit Recht wurde hier Abhilfe auf dem Wege der Gesetzgebung geschaffen, weil es sich um eine Lücke handelte, die der Gesetzgeber nicht vorhergesehen hatte und nicht vorhersehen konnte.

Nun bezichtigt der Verfasser im „März“ das Reichsgericht der zu weiten Auslegung des Begriffes „grober Unfug“ und der „Erfindung“ des fliegenden Gerichtsstandes der Presse.

Das Reichsgericht wird in dem Bewußtsein, in den einen wie in den anderen Fällen nach gewissenhaftester Prüfung nur seiner rechtlichen Ueberzeugung gefolgt zu sein, diese Vorwürfe von den verschiedensten Seiten mit gleicher Ruhe über sich ergehen lassen können und zufrieden darüber sein, daß auch hier, wie regelmäßig im Leben, die Wahrheit in der Mitte liegt.

Der Verfasser dieser Zeilen aber, der dem Gerichtshofe mehr als 20 Jahre lang angehörte und heute noch dankbar ist für die vielfache Anregung und Belehrung, die er der gemeinsamen Arbeit mit so vielen durch Charakter und Wissen gleich hervorragenden Männern verdankt, hält es für Pflicht der Dankbarkeit, die maßlosen Angriffe gegen das Reichsgericht nicht unerwidert zu lassen.

1. Den „fliegenden Gerichtsstand der Presse“ hat nicht das Reichsgericht „erfunden“; der Streit wegen desselben ist viel älter als das Reichsgericht. Von jeher war es streitig, ob der Gerichtsstand der begangenen Tat bei Preßdelikten nur an dem Orte begründet sei, wo das Preßerzeugnis erscheint, oder, wie bei anderen Straftaten, auch da, wo die Wirkung eintritt. Der

Streit wurde besonders heftig bei Beratung der Strafprozeßordnung. Die Justiz-Kommission des Reichstages wollte den Gerichtsstand der Presse nach dem Orte des Erscheinens der Druckschrift bestimmt wissen und beschloß deshalb einen Zusatz zu § 7 der Strafprozeßordnung, der lautet: „Begründet der Inhalt einer Druckschrift den Tatbestand einer strafbaren Handlung, so gilt, soweit die Verantwortlichkeit des Verfassers usw. in Frage steht, die Handlung als nur an dem Orte begangen, an welchem die Druckschrift erschienen ist."

Die Annahme dieser Bestimmung wurde aber von der Regierung mit aller Entschiedenheit bekämpft. Ihr Vertreter bemerkte u. a. (Protokoll, S. 10): „Allerdings lasse sich die Sachlage derart denken, daß die Zuständigkeit des Gerichtes des Ausgabeortes gegeben sei; andrerseits würden aber auch häufig Gründe vorliegen, die es im Interesse des Verletzten bezw. im öffentlichen Interesse als wünschenswert erscheinen ließen, daß in Uebereinstimmung mit dem generellen Forum ein Gerichtsstand auch an einem dritten Orte begründet sei. Nehme man z. B. den Fall, daß ein Münchener in einer in Frankfurt a. M. erscheinenden, in München verbreiteten Zeitung einen anderen Münchener beleidigt. Hier sei die Tendenz des Reates auf München gerichtet, München der vom Täter gewählte Ort der Handlung. Warum solle hier ein ausschließlicher Gerichtsstand in Frankfurt gegeben sein, wo die Tatsache möglicherweise vollständig ignoriert werde? Daran könne höchstens der Täter ein Interesse haben, der auf diese Weise völlig der Strafe entginge" usw.

Im weiteren Verlaufe der Verhandlungen blieb die Justiz-Kommission und mit ihr der Reichstag in zwei Lesungen bei ihrer Meinung; aber auch die Regierung beharrte auf ihrem Standpunkte, und als der Reichskanzler mit Schreiben vom 12. Dezember 1876 den zu § 7 der Strafprozeßordnung beschlossenen Zusatz als unannehmbar erklärt hatte, ließ ihn der Reichstag in dritter Lesung auf Grund der sogenannten Kompromißanträge fallen. Der ausschließliche Gerichtsstand des Ortes der Erscheinung wurde also nicht Gesetz. Deshalb erkannte ihn auch das Reichsgericht nicht als zu Recht bestehend an; aber nicht weil, sondern obgleich dadurch unter Umständen die schwurgerichtliche Zuständigkeit in Preßsachen alteriert werden konnte.

Bei dem ersten Fall, den wir in den „Entscheidungen" des Reichsgerichtes aufzufinden vermochten, handelte es sich darum, ob eine Druckschrift, die in Leipzig erschienen war, aber Beleidigungen in Berlin wohnhafter Beamten und Behörden enthielt, in Leipzig (Erscheinungsort) oder auch in Berlin (Begehungsort) verfolgt werden dürfe. Das Reichsgericht entschied im Einklang mit obigen Ausführungen des Regierungsvertreters für Berlin. Die Einwirkung auf die schwurgerichtliche Zuständigkeit ergab sich später als Folge des angenommenen Prinzips. Gerade diese Folgeerscheinung mag später dazu beigetragen haben, daß die Reichsregierung auf wiederholtes Andringen des Reichstages ihren früheren Standpunkt aufgab, so daß unter dem 13. Juni 1902 ein Gesetz zustande kam, welches bestimmt, daß bei Preßvergehen das zuständige Gericht in der Regel nur dasjenige sein soll, in dessen Bezirk die Druckschrift erschienen ist. Dabei wurde der bisherigen Auffassung der Reichsregierung und des Reichsgerichtes immerhin noch insoweit Rechnung getragen, als in Beleidigungssachen, sofern die Verfolgung im Wege der Privatklage geschieht, auch das Gericht des Wohnsitzes oder gewöhnlichen Aufenthaltes des Beleidigten zuständig sein soll.

Hiermit ist einerseits jede Schmälerung der schwurgerichtlichen Zuständigkeit ausgeschlossen, weil Privatklagen ohnehin nicht vor die Geschworenen gehören, andrerseits anerkannt, daß der Gerichtsstand des Erscheinungsortes allein nicht allen Bedürfnissen genügt. — Die gleichzeitige Berücksichtigung der beiden Gesichtspunkte konnte aber nur vom Gesetzgeber, nicht vom Reichsgerichte bewirkt werden. Letzteres müßte sich für den einen oder andern entscheiden, und daß es dies getan, kann man ihm nicht zum Vorwurfe machen, am wenigsten ihm Motive unterschieben, die ihm ganz fern lagen.

2. Den Begriff des „groben Unfugs" soll das Reichsgericht über Gebühr erweitert und damit auch „einen Schlag gegen die Preßfreiheit geführt" haben, weil dadurch, daß man Preßvergehen, die zur Zuständigkeit des Schwurgerichts gehörten, als Uebertretung des groben Unfugs ansah, deren Aburteilung in erster Instanz durch die Schöffen und in zweiter durch die Strafkammer herbeigeführt wurde.

Der Begriff „grober Unfug" ist ein sehr vager und könnte an sich nach dem Sprachgebrauche jede Art von Büberei umfassen.

Das Reichsgericht hat ihn von vornherein sehr eingeschränkt und auf Grund der Entstehungsgeschichte des § 360 Nr. 11 angenommen, daß der Begriff nur solche Handlungen umfasse, durch welche die öffentliche Ordnung gestört, das Publikum gefährdet oder in unzulässiger Weise belästigt werde. Schon hiernach wird es schwierig sein, Fälle zu konstruieren, in denen grober Unfug durch die Presse verübt werden kann. Für unmöglich halten wir es aber nicht.

Es wird kaum zweifelhaft sein, daß, wer nächtlicherweile mit dem Rufe „Feuer!" durch die Straßen läuft und dadurch die Bewohner des betreffenden Stadtteils in Angst und Schrecken versetzt, groben Unfug begeht. Unter denselben Gesichtspunkt müßte aber wohl auch fallen, wer ein Extrablatt mit der Nachricht: „Großfeuer im Westviertel, zehn Häuser in Flammen" in später Abendstunde in den Straßen und Wirtschaften einer großen Stadt verteilen ließe und damit alle, die die Nachricht lesen, in Schrecken versetzen, Ansammlungen der aus den Gasthäusern Strömenden veranlassen und allgemeine Aufregung verursachen würde.

Die Möglichkeit solcher oder ähnlicher Vorkommnisse mag das Reichsgericht abgehalten haben, auszusprechen, daß Verübung groben Unfugs durch die Presse grundsätzlich ausgeschlossen sei. Es hat aber, besonders in seiner neueren Praxis, die Möglichkeit eines solchen Tatbestandes an so schwierige, kaum je erfüllbare Voraussetzungen geknüpft, daß tatsächlich eine Verübung groben Unfugs durch die Presse kaum je mehr angenommen werden wird. Beunruhigung und Belästigung des Publikums genügen dem Reichsgerichte nicht zur Annahme der Verübung groben Unfugs durch die Presse, solange „der äußere Bestand der öffentlichen Ordnung unberührt" bleibt, diese sich „weder verändert hat, noch der Gefahr ausgesetzt ist, verletzt zu werden". — Eine so unmittelbare Wirkung eines Zeitungsartikels, daß durch denselben sofort die öffentliche Ordnung in einer auch äußerlich hervortretenden Weise gestört wird, können wir uns aber nur schwer vorstellen, und deshalb kommt die reichsgerichtliche Praxis in ihrer Wirkung einer Verneinung des Grundsatzes, daß grober Unfug durch die Presse verübt werden könne, fast gleich. Die neuesten Entscheidungen lassen denn auch entnehmen, daß das Reichsgericht die verurteilenden Erkenntnisse der Vorinstanz regelmäßig aufhob und unter Umständen sofort freisprach. (Man vergleiche Entschd. Bd. 36, S. 213 mit Bd. 31, S. 185, Bd. 34, S. 425 usw.)

Von einer Streckung des Unfugsparagraphen „auf die beinahe Beleidigung eines geliebten Fürsten" kann daher

wohl ebenso wenig die Rede sein, wie von einem Schlage gegen die Preßfreiheit.

Sollten der reichsgerichtlichen Praxis entgegen noch öfter Fälle vorkommen, in denen Beleidigungen durch die Presse zur Aburteilung an ein Schöffengericht verwiesen werden, so wird es Sache des Revisionsgerichtes des treffenden Bundesstaates sein, Abhilfe zu schaffen; denn der Beurteilung des Reichsgerichtes sind von den Schöffengerichten behandelte Sachen in der Regel nicht unterstellt.

3. Mit geradezu fanatischer Leidenschaftlichkeit wendet sich der Verfasser des Artikels im „März" zu einem dritten Angriff gegen das Reichsgericht und behauptet, daß „das Leipziger Gericht" sinnwidrig eine Bestimmung des Strafgesetzbuches gegen eine süddeutsche Institution anwende, „in der unverhüllten Absicht, ein Sonderrecht, das nicht beseitigt werden kann, wenigstens zu schmälern". Mit Entrüstung konstatiert er, daß „süddeutsche Richter und Staatsanwälte den Eingriff nicht zurückweisen", sondern „die sächsische Entscheidung zur Bedrohung der ihrem Lande gewährten Preßfreiheit benützen". Volksvertretung und Justizverwaltung sollen die Entscheidung auf das schärfste zurückweisen, „die einen offenen Angriff gegen einen wichtigen Faktor der bayerischen Rechtsprechung, das Schwurgericht, bedeutet". — „Die Justizverwaltung hat die Macht, diese reichsgerichtliche Entscheidung von bayerischen Gerichtssälen fernzuhalten. Ein Wort genügt, um den Eifer der Staatsanwälte zu dämpfen."

Es handelt sich um das sogenannte objektive Unterdrückungsverfahren. Richtig wird im Artikel des „März" angeführt, daß nach § 41 des Strafgesetzbuches die Exemplare einer Schrift, deren Inhalt strafbar ist, unbrauchbar gemacht werden müssen, während § 42 bestimmt, daß diese Maßnahme selbständig erkannt werden kann, „wenn die Verfolgung oder die Verurteilung einer bestimmten Person nicht ausführbar ist".

Nun wird behauptet, damit meine das Gesetz nur die Fälle, in welchen die Verfolgung oder Verurteilung des Täters nur aus tatsächlichen Gründen (Unbekanntheit, Tod oder Abwesenheit des Täters) unausführbar sei, während andere annehmen, daß hierher auch die Fälle gehören, in denen aus rechtlichen Gründen, insbesondere wegen Mangels des subjektiven Tatbestandes (Absicht, Zurechnungsfähigkeit usw.) nicht bestraft werden könne. Dieser Ansicht ist das Deutsche Reichsgericht, das der Herr Verfasser im „März" ein „sächsisches" zu nennen beliebt.

Er meint: „Der Sinn ist klar. Die Einziehung der Schrift ist eine Nebenstrafe und nur eine Folge der Bestrafung des Verfassers." Wird dieser freigesprochen, so soll auch nicht auf die Nebenstrafe erkannt werden können. Hier liegt der Rechtsirrtum in den Ausführungen des Artikels, aus dem sich seine weiteren Folgerungen als Trugschlüsse ergeben.

Die Einziehung der Schrift ist keine Nebenstrafe, sondern eine Maßregel der Präventivpolizei, die diesen Charakter nicht dadurch verliert, daß sie aus Zweckmäßigkeitsgründen dem Richter übertragen ist. Ueber diesen Charakter der Einziehung besteht in Theorie und Praxis kein Streit, nur über die daraus abzuleitenden Konsequenzen ist man uneinig. — Man wird aber annehmen müssen, daß, wenn kriminalpolitische Rücksichten gebieten, den schädlichen Einflüssen einer nach ihrem Inhalt strafbaren Schrift vorzubeugen, nichts darauf ankommen könne, ob die Verfolgung oder Bestrafung eines bestimmten Täters aus tatsächlichen oder aus rechtlichen Gründen nicht ausführbar sei. Wenn durch den Inhalt einer Druckschrift wichtige Staatsgeheimnisse preisgegeben werden, wenn sie schwere Majestätsbeleidigungen oder Verleumdungen enthält, so ist es doch für die Gefährlichkeit der Weiterverbreitung ganz gleichgültig, ob der Täter wegen Unzurechnungsfähigkeit freigesprochen oder wegen Ablebens nicht mehr verfolgt wird, ob also seine Verurteilung aus einem rechtlichen oder tatsächlichen Grunde „nicht ausführbar" war! Eine der ratio legis so direkt entgegenstehende Unterscheidung kann der Gesetzgeber nicht beabsichtigt haben, und daß er sie nicht beabsichtigt hat, geht weiter daraus hervor, daß § 42 die Einziehung nicht als Folge der Bestrafung, sondern selbständig erkennen läßt, und daß er sie verordnet, nicht nur wenn die Verfolgung, sondern auch wenn die Verurteilung unausführbar ist, was darauf schließen läßt, daß man dabei die meist erst später hervortretenden subjektiven Schuldausschließungsgründe im Sinne hatte.

Diese subjektiven Ausschließungsgründe von Schuld oder Strafe beschränken sich aber keineswegs, wie man nach den Ausführungen im „März" annehmen müßte, auf die Unzurechnungsfähigkeit, sondern sind sehr mannigfacher Art. Mangel des Dolus überhaupt, Mangel des Bewußtseins der Beleidigung, Verjährung, Konsumtion der Strafklage können als Beispiele angeführt werden.

Liegt nun auf der einen Seite eine Druckschrift mit unzweifelhaft strafbarem Inhalte, auf der anderen Seite aber irgend ein subjektiver Schuldausschließungsgrund für den Täter vor, so gestaltet sich das Verfahren vor den Strafkammern, die ja in ganz Nord- und Mitteldeutschland auch für die Aburteilung von Preßvergehen zuständig sind, sehr einfach. Die Strafkammer spricht den Angeklagten wegen des im einzelnen Falle zutreffenden Schuldausschließungsgrundes frei und verordnet gleichzeitig die Unbrauchbarmachung der Schrift mit objektiv strafbarem Inhalt.

Diese Praxis hat seit Inkrafttreten der Strafprozeßordnung bestanden und wurde bisher unseres Wissens nie angefochten.

In Bayern gehören nun allerdings Preßsachen nicht vor die Strafkammern, sondern vor die Schwurgerichte. — Diese abweichende Zuständigkeit kann aber unmöglich einen Einfluß auf die materiell rechtliche Frage haben, ob eine Einziehung nach §§ 41 und 42 des Strafgesetzbuches zulässig sei oder nicht. Ist sie, falls die Strafkammer entscheidet, zulässig, so muß sie auch zulässig sein, wenn das Schwurgericht darüber urteilt. Von der Zusammensetzung des Gerichts darf es niemals abhängen, ob und wie über eine Rechtsfrage entschieden werden kann. Die materiellen Voraussetzungen der Anwendung des Strafgesetzes sind stets die gleichen, mögen im einzelnen Falle Schöffen, Geschworene oder rechtsgelehrte Richter das Gesetz anzuwenden haben.

Wenn also die Einziehung einer Schrift mit strafbarem Inhalte bei Freisprechung des Angeklagten aus subjektiven Gründen von der Strafkammer angeordnet werden kann, so muß sie unter gleichen Voraussetzungen notwendigerweise auch vom Schwurgericht angeordnet werden können. Hier fragt es sich nur bei der Teilung der Gewalten zwischen Geschworenen und Richtern, von wem? — Aber auch das kann kaum zweifelhaft sein.

Die Grenze zwischen der Funktion der Geschworenen und der des Gerichts wird durch § 81 des Gerichtsverfassungsgesetzes in Verbindung mit §§ 262 und 297 der Strafprozeßordnung bestimmt. Die Geschworenen entscheiden über die Schuldfrage und das Vorhandensein mildernder Umstände. Alles andere ist Gegenstand der Entscheidung des Gerichts. Für den Fall der Verurteilung würde niemand auch nur einen Augenblick zweifeln, daß die Einziehung durch den Schwurgerichtshof auszusprechen sei; für den Fall der Freisprechung können gleichfalls nicht die Geschworenen,

sondern nur die Richter zuständig sein, über den Nebenpunkt zu entscheiden.

Diese Entscheidung steht ihnen gemäß § 42 „selbständig" zu, weil, wie erörtert, die Verurteilung einer bestimmten Person auch in diesem Falle als „nicht ausführbar" zu erachten ist. Die Schuldfrage wird hierdurch den Geschworenen in keiner Weise entzogen. Sie sind gefragt, ob der Angeklagte schuldig ist, durch seine Tätigkeit das Gesetz verletzt zu haben. Mit der Verneinung dieser Frage haben sie ihre Aufgabe gelöst. Wenn die Richter demnächst selbständig prüfen, ob die Schrift objektiv und abgesehen von der Frage, ob den Angeklagten an ihrer Entstehung und Verbreitung ein Verschulden trifft — einen strafbaren Inhalt habe, so wird damit keineswegs in die Zuständigkeit der Geschworenen eingegriffen, noch weniger wird ihnen eine unwürdige Rolle zugeteilt, sondern es wird nach Beendigung ihrer Tätigkeit lediglich vom hierfür selbständig zuständigen Gerichte eine präventivpolizeiliche Maßregel getroffen, die mit der Bestrafung des freigesprochenen Angeklagten durchaus nichts zu tun hat.

Das sind rein rechtliche Erwägungen, denen sich, wie aus den Ausführungen im „März" hervorgeht, die bayerischen Gerichte angeschlossen zu haben scheinen.

Mit einem Vorstoß gegen süddeutsche Sonderrechte, mit einem Feldzuge gegen die süddeutsche Preßfreiheit und sonstigen Gebilden einer überreizten Phantasie hat die Sache durchaus nichts zu tun. Gleichwohl versucht der Herr Verfasser des Artikels im „März" die partikularistischen Instinkte zu wecken, hetzt die Volksvertretung gegen den Minister und diesen gegen die Staatsanwälte, die gezwungen werden sollen, die vom Gesetze geforderte Antragstellung zu unterlassen, damit auch die Richter mundtot gemacht werden und keine Entscheidung treffen können, die dem Schreiber des Artikels mißfallen könnte!

Von einer Rücksicht auf das öffentliche Wohl und auf die Rechte Geschädigter ist natürlich keine Rede.

Ein derartiger Eingriff in den Gang des Verfahrens, wie es nach der zuständigen Auslegung durch den obersten Gerichtshof vom Gesetze gewollt ist, eine solche Hemmung weiterer Beschlußfassung würde geradezu als Justizverweigerung aufgefaßt werden müssen und an die schlimmsten Erscheinungen der Kabinettsjustiz erinnern. — Glücklicherweise ist ein derartiger Akt der Willkür von einem bayerischen Justizministerium nicht zu befürchten. Ob sich aber das Verlangen nach derselben mit den im Eingang des „März"-Artikels enthaltenen Forderungen der vollsten Unabhängigkeit der Richter und des Fernhaltens aller Politik von der Rechtsprechung verträgt, können wir getrost dem Urteil des geneigten Lesers überlassen.

Leipzig. v. Bomhard.

Maximilian Schmidt.

Ein Dichter, der weit über die Grenzen seines Heimatlandes hinaus bekannt ist, ja der geschätzt und geliebt wird, so weit die deutsche Zunge klingt, — unser Landsmann, der Volksschriftsteller Maximilian Schmidt, der unseren Lesern gewiß kein Fremder ist, feiert am 25. d. M. seinen 75. Geburtstag. Seit mehr als vier Jahrzehnten wird er nicht müde, dem deutschen Volk von der Schönheit des Bayerlandes und der Eigenart seiner Bewohner zu erzählen, und immer noch ist der Quell seiner Phantasie nicht versiegt, immer noch weiß er uns durch lebendige Gestaltungskraft und farbenprächtige Schilderung zu fesseln, wie sein jüngstes, kürzlich erschienenes Musenkind[1]) beweist. Woher schöpft der greise Dichter diese Kraft? Woher kommt ihm, dessen Lebensschiff nach seinen eigenen Worten oft auf bewegten, vom Sturm gepeitschten Wogen durch den Ozean des Lebens steuerte, die jugendliche Frische und der herzerquickende Humor, die uns aus seinem letzten Buch noch gerade so lebendig entgegenleuchten wie in den Werken seiner Jugendtage? — Er selbst gibt uns Antwort auf diese Frage: in seiner „Wanderung durch 70 Jahre" (Reutlingen, Enßlin u. Laiblin) sagt er einmal, als er von seinen heimatlichen Bergen spricht: „Dahin eile ich stets mit freudigem Herzen, da schöpfe ich gleich dem Antäos wieder frische Kraft aus der Muttererde, aus welcher die Quellen meiner Dichtungen entsprangen." Die Liebe zu seiner Heimat also ist es, die den Dichter in seinen Werken nicht altern läßt. Er findet immer noch neue, dem Herzen entquellende und zu Herzen gehende Töne, um das Lob seiner Heimat und seiner biederen Landsleute zu singen.

An Gelegenheit, den Stoff zu seinen Dichtungen durch liebevolles Beobachten von Land und Leuten zu sammeln, hat es Schmidt von Jugend auf nicht gefehlt. Ist er, der gebürtige Eschlkamer, doch ein Kind des „bayerischen Sibirien", wie dazumal der weltfremde Bayerische Wald allgemein genannt wurde — der Bayerische Wald, dessen Poesie und Romantik zu schildern Schmidt sich gleich am Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn vornahm. „Der Hinweis auf Adalbert Stifters Hochwald war mir ein Fingerzeig," erzählt er in den bereits erwähnten Memoiren (I, 248), „wie durch derartige, in Form von Unterhaltungslektüre abgefaßte landschaftliche Schilderungen das Publikum sich am ehesten für eine Gegend interessiert und sie kennen zu lernen wünscht. Und für den Bayerischen Wald hatte sich bis jetzt noch keine Feder eines Novellisten gerührt! — Mein Entschluß war gefaßt. Nicht in dramatischen Versuchen, so sehr ich mich auch zu diesem Zweig der Dichtung hingezogen fühlte, wollte ich ferner meine freie Zeit vergeuden, sondern Land und Leute meiner Heimat wollte ich schildern mit all der Herzenswärme, die ich für diese schöne Heimat hatte, und wie Ad. Stifter die Leser bewog, nach dem Plöckenstein-Hochsee zu wandern, so wollte ich meine zukünftigen Leser mit all den Schönheiten des „Waldes" vom Dreisesselberg bis hinauf zum Passe von Neumark in landschaftlicher, kultureller und ethnographischer Hinsicht bekannt machen." Diesen Entschluß hat Schmidt ebenso erfolgreich ausgeführt wie den anderen: „Niemandes Nachtreter zu sein und Wahrheit zu meiner Richtschnur zu nehmen, Land und Leute zu schildern, wie ich sie sah, aus dem Volke und für das Volk zu schreiben und keines andern Rat und Hilfe zu benötigen." (I, 282.)

Nach einigen Schwänken und Lustspielen, die Schmidt bereits als Inspektionsoffizier des kgl. Kadettenkorps in München verfaßte und gelegentlich von seinen Zöglingen aufführen ließ, die aber auch in der Oeffentlichkeit Beifall fanden und sogar die Aufmerksamkeit des Königs Max II. und des Kronprinzen Ludwig auf sich lenkten, wandte er sich ganz der Volkserzählung zu — dem Gebiet, auf dem ihm die reichsten Lorbeeren erwachsen sollten. Das Jahr 1863, das Schmidt das ereignisreichste und bedeutungsvollste seines Lebens nennt, brachte der deutschen Leserwelt „Das Fräulein von Lichtenegg" — eine Jugendarbeit Schmidts, in der er seinen Geburtsort Eschlkam und Umgegend „mit den Farben seines Herzens" gemalt hatte — und den „Lateinischen Bauern" in einem Bande, den der Verfasser persönlich dem König überreichen durfte. „Volkserzählungen?" äußerte der König hierbei, „echte,

[1]) „Regina", Volkserz. aus dem Passauer Walde. Leipzig, H. Haessel, 1907.

gute, geistige Kost für das Volk! Wenn Sie das bieten können, seien Sie meines Dankes überzeugt." Und daß Schmidt diesen Dank in der Tat verdiente, bewies die Anerkennung, die sein Buch bei Publikum und Presse fand. Die Kritik rühmte die gutgewählte Form der Erzählungen, die die Mitte zwischen Dorfgeschichte und Novelle einhielten, die spannende und anschauliche Führung der Handlung, die Gestaltungskraft und den unaufdringlichen und doch so lebendigen Humor des Verfassers, die Lebenswahrheit und den kulturgeschichtlichen Wert seiner Dichtungen, — kurz, all jene Eigenschaften, die wir selbst seither an Schmidts Werken kennen gelernt haben. Verschiedene Blätter bewarben sich um die Mitarbeit des so schnell berühmt gewordenen Schriftstellers, der, ermutigt durch die reiche Anerkennung, und dem inneren Triebe gehorchend, jede freie Stunde, die der anstrengende Militärdienst ihm ließ, seinem literarischen Streben widmete.

Die politischen Ereignisse der Jahre 1866—1871, aber auch Krankheit und mancherlei Sorgen privaten Charakters drängten dann die schriftstellerischen Arbeiten für viele Jahre in den Hintergrund; erst 1880 trat Schmidt mit einem größeren neuen Werk wieder vor die Oeffentlichkeit, dem Hochlandsroman „Der Schutzgeist von Oberammergau", der die an seinen Vorgängern gerühmten Vorzüge in noch höherem Grade in sich vereinigte und nicht wenig dazu beitrug, den Oberammergauer Passionsspielen zu ihrer Weltberühmtheit zu verhelfen. Mit diesem Roman hatte Schmidt den Schauplatz seiner Erzählungen erweitert: von nun an widmete er seine Feder der Schilderung des gesamten bayerischen Hochlandes, von der Zugspitze bis zum Watzmann. Von nun an entwickelte Schmidt eine Produktivität, die die rasch anwachsende Zahl seiner Freunde und Verehrer mit freudiger Bewunderung erfüllte, seinen Neidern und Feinden aber Ursache gab, ihm den Vorwurf der „Vielschreiberei" und allzu rascher, folglich flüchtiger Komposition zu machen. Der Dichter rechtfertigt sich von diesem Vorwurf, indem er erzählt (a. a. O. I, 288), wie er von Jugend auf keine Gelegenheit vorüberließ, Ideen und Stoff für zukünftige Arbeiten zu sammeln. „Es ist ersichtlich," schreibt er, „daß ich einen großen Vorrat an Typen in meinem Gedächtnisse und in meinen Notizbüchern aufgespeichert hatte, in meinen einsamen Stunden manchen Roman in meinem Geiste verarbeitete, den ich erst nach vielen Jahren zu Papier brachte, dann aber nur die technische Arbeit des Schreibens hatte. Ueberhaupt schrieb ich nur nieder, was in meinem Kopfe schon vorher ganz fertig war. Am Schreibtische sitzend, habe ich mich niemals mehr nach Stoff abzumartern und an meinem Federhalter zu kauen nötig gehabt. Auch schrieb ich alles sofort fertig, druckreif und gab mich mit Korrekturen hinterher nicht ab."

Es ist schwer zu entscheiden, welchem Werke Schmidts der Vorrang vor allen anderen gebührt. Kaum glaubt der Leser sich für eines entschieden zu haben, so fallen ihm die Vorzüge eines anderen ein und schließlich ist ihm, als wäre immer dasjenige, das er gerade zur Hand genommen, das schönste. Als die künstlerisch gereiftesten unter den Volkserzählungen sind vielleicht „Die Christkindlsingerin" (1863), „Der Primiziant" (1888) und „Die künischen Freibauern" (1895) zu nennen, während unter den Humoresken zweifellos „Der vergangene Auditor" die Krone verdient. Diese Arbeit Schmidts wie auch eines seiner neuesten Werke, „Der blinde Musiker", sind vom k. k. Blindeninstitut in Wien in die Schrift der Blinden übertragen worden und bilden eine Lieblingslektüre der Unglücklichen, die sich damit manch frohe Stunde schaffen.

Maximilian Schmidt ist oft mit Berthold Auerbach verglichen worden. Aber während die „Dorfgeschichten" Auerbachs vielfach einen erkünstelten Eindruck machen, hat Schmidt die Volksseele ganz erfaßt und bloßgelegt, treu seinem eingangs zitierten Vorsatz. An den Vorbildern, die für ihn in Frage kommen konnten, störte es ihn, daß in den meisten Volkserzählungen die Mundart der Bauern ungenau oder entstellt wiedergegeben wurde. „Ich konnte mir nämlich von jeher das Landvolk nicht anders vorstellen, als im Gebrauche der Mundart," gesteht er (a. a. O. I, 192), „die Mundart allein gibt ein echtes Bild von ihm; in der Mundart zeigt sich sein wahrstes Wesen. Nichts kommt mir widerlicher und unnatürlicher vor, als den Bauern hochdeutsch oder im halben Hochdeutsch sprechen zu hören. Auf solche Art ist er weder Fleisch noch Fisch. Der Autor bietet dem Leser ein falsches Bild dar. Warum das? Um des leichteren Lesens willen? Damit ist dem Volksfreunde nicht gedient. Nur wer es versteht, dem Herzschlage des Volkes zu lauschen, so zu schreiben, daß es dem Gebildeten und dem Volke gleich verständlich ist, der findet das Gemeinsame. Mit einem Worte, man muß die Mundart, ihre Redewendungen von Grund aus kennen. Das lernt sich nicht so ohne weiteres. Man muß mit dem Volke auferzogen sein, selbst so gesprochen haben, man muß seine Laute gehört und mitgefühlt haben in der Lust und im Leide, im tiefsten Schmerze und in der größten Ausgelassenheit. Von der Studierstube aus oder von wenigen Wochen Aufenthalt auf dem Lande empfängt man nur Halbheit." — Der Dialekt in Schmidts Büchern ist denn auch so „echt", daß von mancher Seite über seine Unverständlichkeit geklagt worden ist; in der „Regina", dem bereits erwähnten letzten Werk des Dichters, hat er diesen Unzufriedenen die Konzession gemacht, den Dialekt ein wenig abzuschwächen.

Im Gegensatz zu vielen anderen Schriftstellern ist es Maximilian Schmidt seit je vergönnt gewesen, die Erfolge seines Schaffens persönlich einzuernten. Zu der Anerkennung des großen Publikums und der dankbaren Verehrung, die seine engeren Landsleute ihm zollen und die gelegentlich seines 25jährigen Schriftstellerjubiläums, seines 65. und 70. Geburtstages zutage trat und jetzt bei der Feier des 75. erst recht nicht fehlen wird, gesellte sich Freundschaft und Gunst gekrönter Häupter: König Ludwig II. bewies dem Dichter wiederholt seine Huld, u. a. dadurch, daß er ihn zum kgl. Hofrat ernannte (15. August 1884) zum Dank für die auf des Königs Anregung verfaßte Erzählung „Die Fischerrosl von St. Heinrich". Se. kgl. Hoh. der Prinzregent hat ebenfalls bereits öfter Gelegenheit genommen, Maximilian Schmidt seine Gunst zu bezeugen; er verlieh ihm im März 1900 die Ludwigsmedaille für Kunst und Wissenschaft, nachdem er ihm einige Jahre vorher — anläßlich des 65. Geburtstages Schmidts, an welchem Tage die Eschlkamer ihren berühmten Landsmann in geradezu fürstlicher Weise feierten — die Genehmigung erteilt hatte, seinem Familiennamen den Zusatz „genannt Waldschmidt" zu geben. — Auch auswärtige Fürstlichkeiten haben dem Dichter wiederholt durch Auszeichnungen verschiedener Art bewiesen, daß er ein „Volksschriftsteller" echter Art ist, nämlich einer, an dessen Werken hoch und nieder Freude und Genuß findet.

Nachdem Hofrat Schmidt 1874 als Hauptmann krankheitshalber den Abschied nehmen mußte, lebt er bekanntlich in glücklichstem Familienkreise den Winter über in München, während ihn die schöne Jahreszeit an die Ufer des Starnberger Sees oder in seine geliebten Berge lockt. Mögen sie ihn noch manches Jahr mit frischer Kraft und Schaffenslust versorgen, — das ist der eigennützige Wunsch, den seine Verehrer ihm zum 75. Geburtstage darbringen!

München. H. Brentano.

Bücher und Zeitschriften.

Königsglaube. Roman von Edith Gräfin Saalburg. Dresden, Verlag C. Reißner. 2 Bände.

Dieses Buch ist von dem edlen Aufstrom eines starken Gefühls getragen; die Verfasserin will einem Unterlegenen Gerechtigkeit widerfahren lassen: dem Besiegten von Königgrätz, Ludwig Benedek. Dem Kritiker, der die Akten eines noch so naheliegenden, historischen Falles nicht nachprüfen kann, steht kein Urteil über die Materie an sich zu. Aber es gibt eine Leidenschaft, die den inneren Wahrheitsbeweis trägt, und diesen inneren Wahrheitsbeweis besitzt das Buch: es hat eine schöne Wärme, ein stolzes Mitfühlen und ist von einem starken Gerechtigkeitswollen erfüllt. Denn es ist sparsam in der Anklage. Bei aller sich aufdrängenden Bitterkeit suchte die Verfasserin doch immer maßvoll zu bleiben. Ein wenig Oekonomie in bezug auf die Lichter, die über den Helden fallen, wäre vielleicht wünschenswert gewesen. Doch liest es sich deutlich zwischen den Zeilen, daß Ludwig v. Benedek eine immerhin begrenzte Natur war, ein stark Einseitiger, aber nicht so stark Einseitiger, daß die Einseitigkeit ihn zur Größe führen konnte. Er liebt eine Idee: den monarchischen Gedanken. Sein Verhältnis zum „König" ist „Untertanentreue" — ja, Vergötterung. Aber er kann nicht sehen, daß ererbte Majestät nur dann ganz hoch erhebt, wenn das Erbe auf einen Großen fiel, auf einen Fridericus Rex, oder eine erlauchte Psyche, wie die des letzten Ludwig von Bayern — auf Menschen also, die königliche Könige waren. In dieser unglücklichen Verkennung der Majestät läßt Benedek es sich aufzwingen, die Nordarmee gegen Preußen zu führen — die verlotterte, ihm fremde Armee, in der ein träger Hochadel die Kommandos hat. So ist Benedeks Sturz die Tragik der Treue — der Treue an etwas, das ihr nicht ebenbürtig war. Und Benedek vergaß, daß das Vaterland wohl über der Dynastie steht.

Ein ungeheures Material über die ganze Lage des Staates wurde verarbeitet — doch so, daß es sich der Erzählungsform gut anpaßt. Viele feine Gestalten und Situationen sind da, und die Gräfin Saalburg versteht etwas sehr Seltenes: sie kann eine vornehme Frau zeichnen (Charikles Clemenz). Es wäre noch viel zu erwähnen: die Schilderungen aus dem gesellschaftlichen Leben, auch Freude an der Landschaft, eine Menge von Bildern. Es genügt aber, zu sagen, daß das Buch, von seiner Tendenz hier ganz abgesehen, ein guter, belebter Roman ist. Es wird an sich zu fesseln vermögen, abgesehen von seinem Zweck. Seinen Zweck aber, dünkt es mich, wird es erfüllen: wer auch nur einmal von erkennenden Augen so gesehen würde, wie Benedek von der Verfasserin seines Buches, wessen Geschick in einer Seele so viel Elan und schönes Gerechtigkeitswollen erwecken konnte, hat wohl einen Sieg erfochten.

Pappenheim in Franken. S. Hoechstetter.

Otto, der Ausreißer. Bruchstücke aus einem Jungen-Tagebuch. Von Gustav Naumann. Mit 6 Vignetten von Ernst Geiger. Druck und Verlag von C. G. Naumann. Leipzig 1906. 304 Seiten.

Daß man es in diesem Buche nicht mit einer der herkömmlichen Jugendschriften zu tun hat, zeigt schon die Widmung: „Ich widme dieses Buch dem Andenken der verstorbenen Schüler des Gartzer Gymnasiums, Kupke und v. Schrötter". Hier klingt gleich der tiefernste Grundakkord an, der zwischen all dem Frohsinn und der heiteren Laune des Buches, und eigentlich durch diese hindurch immer wieder zu hören ist. Dieses Tagebuch eines Jungen, der aus Zorn gegen die Schule „ausreißt" und zu Fuß die ganze liebe deutsche Heimat von Hamburg bis hin zu den Gestaden des schwäbischen Meeres durchwandert, ist ja durchaus zwar auch ein Buch für die „Jungens", aber in weit höherem Maße noch ein Buch für die Erwachsenen, und ein sehr ernstes Buch, das den Eltern und den Erziehern von Beruf viel zu denken und zu lernen gibt. Ich kenne kein zweites Buch, das soviel helles Licht in alle Winkel einer solchen deutschen Jungen-Seele hineinwirft.

Eines der großen Geheimnisse der Erziehungskunst, das größte vielleicht, heißt, die Welt mit den Augen der Jungen sehen, das heißt, so zu empfinden, wie man selbst empfand, als man ein Junge war: ein Ding, scheinbar so leicht und doch für wie viele so unendlich schwer. Hier nun ist ein wertvolles Dokument, in dem das ganze Denken und Empfinden eines solchen halbwüchsigen Jungen mit unbedingter Treue niedergelegt ist. Hier lernen wir die Welt aus der Jungen-Perspektive kennen, und jeder, der noch ein Gedächtnis für seine eigene Jugend hat, fühlt, wie echt dieses Bild gesehen ist.

Nirgends stört der hüßliche Mißklang altkluger, postjuveniler Weisheit. Wo moralisiert wird, geschieht es ganz natürlich, so, wie es eben ein Junge tut, wenn er zum Nachdenken kommt. Und welche Weisheit steckt bei aller scheinbaren Naivetät in diesen Jungens-Urteilen. Ein kleines Beispiel: Otto ist auf seinem „Ausriß" in Würzburg, wo es ihm sehr schlecht geht, Zeuge, wie zwei arme Reisende, Hand an Hand gefesselt, durch die Straßen geführt werden. Er selbst, durch Hungern fast zum Betteln getrieben, ist kurz vorher knapp demselben Schicksal entgangen. Als er nun die armen Burschen vorübergeführt werden sieht, fällt ihm ein, wie er in Göttingen dabei war, als die Studenten dem Gendarmen August, der hinter ihren Mensuren her war, einen Possen gespielt haben. Und er sinnt nach: Vielleicht ist's dem Würzburger Gendarmen einmal ergangen wie dem Göttinger August, und er hat auch viel Unmut hinunterwürgen müssen. Irgendwo will er sich schadlos halten. „Es gibt Zusammenhänge, an die man oft gar nicht denkt. Erst schinden die Schulrektoren die Schüler. Dann narren die Schüler, wenn sie Studenten geworden sind, die Schutzmänner. Dafür machen sich wiederum die Schutzmänner den Handwerksburschen gegenüber mausig. Im Grunde scheinen mir doch die Pauker das meiste Unheil in die Welt zu setzen."

Man glaube aber nicht, daß das Buch etwa den jungen Ausreißer als Märtyrer hinstellt. Der Grundzug ist die gesunde Lehre: „Ὁ μὴ βασεὶς ἐνάρετος οὐ παιδεύσεται", und „Geschunden" wird Otto auf seinen Wanderungen reichlich und körperlich, denn er muß oft hart arbeiten und hungern, so daß sein Ausriß kaum ansteckend wirken wird, und moralisch nicht minder, denn der Gedanke an die Angst des Vaters daheim, und später, als dieser den Aufenthaltsort des Vermißten erfahren hat und er — jetzt mit Erlaubnis des Vaters — von Würzburg weiter nach der Schweiz wandert, die Sorge, ob der Vater verzeihen wird, peinigen den jungen Wandersmann nach allen Regeln der Kunst. Das Schöne an dem Buche aber ist, daß es trotz der moralischen Tendenz, die in jenem griechischen Erziehungsgrundsatz liegt, niemals sentimental-doktrinär wird. Die Psychologie der inneren Umwandlung Ottos zeugt von einem bewundernswert feinen Eindringen in die jugendliche Psyche. Am ergreifendsten aber zeigt sich dieses psychologische Genie des Verfassers in dem eingefügten Bericht von Ottos Lehrer, dem „Doktor Bumrassa", über den Selbstmord eines Mitschülers von Otto, der die indirekte Ursache von Ottos „Ausriß" geworden war. Die Analyse dieser unglücklichen Jungen-Seele, der durch das grobe Ungeschick eines Lehrers in den freiwilligen Tod getrieben war (man denkt an „Traumulus"), ist in ihrer Feinheit und in ihrem mitfühlenden Verstehen ein Dokument das man jedem Lehrer in die Hand geben sollte.

Frankfurt a. M. Gustav Zieler.

Lebenslust. Neue Gedichte. — **Um der Liebe willen.** Drei Novellen. — **Vergangene Tage.** Novelle. Von Emil Hügli. Verlag: W. Schäfer, Schkeuditz bei Leipzig.

Emil Hügli, der talentvolle Schweizer, der in seiner Heimat kein Unbekannter mehr ist, dürfte sich speziell mit seinen zwei jüngsten Büchern: „Lebenslust" und „Vergangene Tage" einen Namen machen, der ihm auch jenseits der Grenzen seines schönen Vaterlandes eine ehrenvolle Stellung zu sichern imstande sein wird. Es ist ein echter Dichter, ein wahrer Künstler, der hier zu uns spricht, ein Könner. Schlicht und einfach in ihrer Technik, erreichen viele seiner Gedichte formal wie inhaltlich einen Schwung, wie er nur bei großen Talenten zu finden ist. — Nicht ganz auf derselben Höhe scheint mir der Novellenkranz „Um der Liebe willen" zu stehen. Zwar ist seine Sprache reich an schönen Stellen, stilistisch kaum anfechtbar und durchweg von poetischem Empfinden getragen, aber man hat dessenungeachtet das Gefühl, daß ein Mann von den dichterischen Qualitäten eines Hügli diese Stoffe viel vollendeter hätte ausarbeiten können. Ganz anders entfaltet der Dichter seine Fähigkeiten in seiner umfangreicheren Erzählung „Vergangene Tage". In der künstlerischen Gestaltung des Vorwurfs und noch mehr in der Leidenschaftlichkeit und Innigkeit der Sprache erzielt er Wirkungen, die an die besten Erzählungen Hermann Hesses oder Schönaich-Carolaths erinnern, und unwillkürlich drängt sich dem Leser der Gedanke auf, daß der, der die urgewaltige Kraft einer unter so drückenden und hoffnungslosen Perspektiven sich entwickelnden Liebe, wie sie die Helden dieser Geschichte an sich erfahren müssen, in so packender Weise zu schildern imstande ist, selbst ein großes inneres Erlebnis überwunden haben muß. Der feine psychologische Aufbau des Ganzen beweist nur, wie tief Hügli es versteht, in die Seelen der Menschen, der Kinder wie der Erwachsenen, zu blicken. Seine neuesten Arbeiten berechtigen zu den schönsten Hoffnungen. So seien sie jedermann warm empfohlen.

München. Ferd. Frhr. v. Paungarten.

* **Zeitschriften-Literatur.** Philosophische Wochenschrift. Herausgegeben von Jerusalem (Wien), Kinkel (Gießen), Renner (Charlottenburg). Verlag von H. Rohde, Leipzig. Band 5, Nr. 7/8, hat folgenden Inhalt: Walter Kinkel: Ueber die Natur des Begriffes. — J. Dammüller: Görings Philosophie. — Kurt Geißler: Ueber Bewegung und Geschehen, Werden und Vergehen. — Th. Schwartze: Ueber die Entstehung, Ausbildung und Begründung des Infinitesimalbegriffs. — Georg Wacker: Maeterlinck. — Referate. — Mitteilungen. — Neue Bücher.

März. Halbmonatsschrift für deutsche Kultur. Herausgeber: L. Thoma, Herm. Hesse, Alb. Langen, K. Aram. Albert Langen, München. 1. Jahrgang. Das 2. Februar-Heft hat folgenden Inhalt: Jean Jaurès, Absolutismus oder parlamentarisches Regiment. Gedanken zur Reichstagswahl. — Wolfgang Heine, Die Sozialdemokratie und ihre Mitläufer. — Ludwig Thoma, Der westfälische Glaubensbote. Eine Jugenderinnerung. — Kurt Aram, Max Reinhardt und William Shakespeare. — Karl Borromäus, Karl Asenloser. Roman. (Fortsetzung.) — R. H. Francé, Vom Wald, Moor, Heiderich und von kühnen Gedanken. — Otto Flake, Die elsässische Frage als Kulturproblem. — Graf v. Hoensbroech, Adolf Harnack über den Katholizismus. — Gustav Meyrink, Prag. — Russische Anleihen. Von einem Franzosen. — Chr. Morgenstern, Der Mond. — Jakob Schaffner, Der Altgeselle. Erzählung. (Schluß.) — Rundschau. — Glossen.

Die Wohlfahrtspflege. Zeitschrift zur Förderung sozialpolitischer, humanitärer und wirtschaftlicher Zwecke, Fachblatt für Jugendfürsorge, Armen-, Kranken- und Blindenwesen, für Volksbildung, Gesundheitspflege und Wohlfahrtseinrichtungen, Finanz- und Verkehrsnachrichten, herausgegeben von Franz Thurner, Innsbruck. Die Februar-Nummer enthält: Wohlfahrtsbestrebungen, von R. F. v. Schönfeld; — Fürsorge für arme Schulkinder durch Ausspeisung, vom Herausgeber; — Ein nationales Mahnwort, Aufruf vom Jugendfürsorgeverein, Seid barmherzig! Aufforderung zur Gründung von Feuerwehr-Sterbekassen; Lesefrüchte; Das Sanatorium für Magen-, Darm- und Stoffwechselkranke von Dr. Decker (München); — Zur Frauenfrage: Uebersicht der wichtigsten Ereignisse der internationalen Frauenbewegung (Mai 1905 bis Mai 1906), Warnung vor Animier-Bankiers und Losagenten usw. Der Preis der Wohlfahrtspflege beträgt ganzjährig vier Kronen. Redaktion und Verwaltung Innsbruck, Viaduktstr. 17.

Kleinere Mitteilungen.

* **Zur Ausgrabung Herkulanums durch Professor Waldstein.** Die Tribuna veröffentlichte in ihrer Ausgabe vom 19. Februar einen Brief an Professor Waldstein, der großes Aufsehen erregt. Professor Boni, der Leiter der Ausgrabungen des Forums, war aufgefordert worden, Mitglied der internationalen Gesellschaft zu werden, die nach Waldsteins Plan Gelder für die Ausgrabungsarbeiten in Herkulanum aufbringen sollte. Professor Boni schrieb darauf an Waldstein: „Ich würde es vorziehen, daß Ihnen aus dem Ueberschuß unseres Budgets 2 Mill. Pfund Sterling für die Ausgrabungen zur Verfügung gestellt werden, statt daß Sie zum Schimpfe Italiens unter Nicht-Italienern betteln gehen."

Boni hat zu diesem Briefe neuerdings Erklärungen abgegeben: seine Absicht sei gewesen, an die Würde des italienischen Volkes und der Regierung gegen die Einmischung von Ausländern in die Ausgrabungsangelegenheiten des eigenen Landes zu appellieren und auch dagegen zu protestieren, daß für Arbeiten, zu denen die Mittel Italiens ausreichten, unnötigerweise im Auslande Geld gesammelt werde. Dies treffe zweifellos für Herkulanum zu, wo es seiner Ansicht nach unmöglich sei, jährlich mehr als 1200 Pfd. St. zu verausgaben, wenn man die Arbeit vorsichtig und nutzbringend durchführe. Eine Beschleunigung der Ausgrabungen sei nur schädlich. Er habe nichts einzuwenden gegen Beiträge von Altertumsfreunden, müsse aber dagegen protestieren, daß Fonds im Auslande gesammelt würden, die in Wirklichkeit als persönliche Reklame zu bezeichnen seien.

Dieser im Interesse der Wissenschaft bedauerliche Zwischenfall, der möglicherweise die Ausführung der Ausgrabungsprojekte von neuem verzögert, beweist, daß Maximilian Claar recht hatte, als er in Nummer 233 der Beilage vom Jahre 1906 und in seinen folgenden Auseinandersetzungen mit Professor Waldstein selbst auf die große Reizbarkeit des italienischen Nationalgefühls hinwies, das durch ein Eingreifen des Auslandes in diese eigensten Angelegenheiten des Landes leicht schwer verletzt werden könnte, um so mehr, als die italienische Wissenschaft es mit jedem Jahre mehr als Ehrensache ansieht, die archäologischen Forschungen in ihrem Lande selbst zu betreiben.

* **Die Nordpassage durch die Beringstraße.** Die unter dem Vorsitz des Admirals Warschowsky im russischen Marineministerium tagende Kommission, welche die Frage der Entsendung einer Expedition zur Erforschung einer Passage durch die Beringstraße und das nördliche Eismeer mit dem fernen Osten beraten soll, hat es für wünschenswert erklärt, daß eine Expedition zur Erforschung der Küsten und des nördlichen Eismeeres, soweit es sich um das europäische und asiatische Rußland handle, ausgeführt werde, da es von außerordentlicher Bedeutung sein würde, eine Passage nach dem fernen Osten ausfindig zu machen, die nur etwa 4000 Seemeilen betrage gegenüber dem Seeweg über Suez von 12,000 und über das Kap der guten Hoffnung von 16,000 Seemeilen.

* **Neue Volksbibliotheken in Bayern.** Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung hat im Laufe des Jahres 1906 wiederum 4881 Volksbibliotheken mit 96,302 Bänden begründet und unterstützt. Hiervon entfallen auf Bayern 204 Bibliotheken mit 4597 Bänden.

Seit Anfang 1897 bis Ende 1906 hat die Gesellschaft insgesamt an 19,744 Bibliotheken 540,573 Bände unentgeltlich abgegeben. Die für diesen Zweck in demselben Zeitraum aufgewandten Barmittel belaufen sich auf über 485,000 M. Dazu kommen sehr erhebliche Bücherschenkungen, die mit zur Verwendung gelangt sind. Die Gesellschaft überweist die von ihr bewilligten Unterstützungen nicht nach ihrem Ermessen, sondern überläßt den Verwaltern der zu unterstützenden Bibliotheken die Auswahl, der aber der Katalog der Gesellschaft zugrunde zu legen ist.

Seit dem Jahre 1901 hat die Gesellschaft auch 2480 Wanderbibliotheken errichtet, die über 70,000 Bücher enthalten und alljährlich erneuert werden. Die Gesellschaft liefert Wanderbibliotheken im Werte von 75 M bei einem Jahresbeitrage von 6 M, im Werte von 120 M bei einem Jahresbeitrage von 10 M, bei einem Jahresbeitrage von 12 M im Werte von 150 M und schließlich bei einem Jahresbeitrage von 15 M im Werte von 200 M. Die Wanderbibliotheken eignen sich besonders für kleinere Gemeinden. Die Bücher werden aus dem etwa 2000 Nummern umfassenden Katalog der Gesellschaft von den betreffenden Gemeinden vollständig unbeschränkt ausgewählt und im nächsten Jahre bis zum 1. April an die Geschäftsstelle der Gesellschaft zurückgesandt. Diejenigen Gemeinden, die die Bibliothek fortsetzen wollen, wählen dann wiederum eine neue Kollektion von 50—100 Bänden aus den Katalogen der Gesellschaft aus. Das Neue dieser Wanderbibliotheken den bisherigen vereinzelt bestehenden ähnlichen Einrichtungen gegenüber besteht darin, daß jede Gemeinde völlig freie Hand in der Wahl der Bücher behält.

Eingehende Informationen über die Begründung von Volksbibliotheken erteilt die Kanzlei der Gesellschaft, Berlin NW., Lübecker Straße 6. An diese Stelle sind auch die Gesuche um Unterstützungen, Zusendung von Katalogen usw. zu richten.

Hochschulnachrichten.

* **Köln.** Durch Reskript des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, sowie des Ministers für Handel und Gewerbe ist die Zulassung von Frauen zum Studium an der Handels-Hochschule Köln genehmigt worden. Es werden demnach vom Beginn des Sommer-Semesters an Frauen, deren Vorbildung der Immatrikulations-Ausschuß gleichwertig mit der für die männlichen Studierenden vorgeschriebenen erachtet, an der Handels-Hochschule Köln als vollberechtigte Studierende zugelassen. Sie können ihr Studium zwecks fachlicher und allgemein-wissenschaftlicher Ausbildung wie zur Ausbildung als Handelslehrerinnen im Sommer-Semester beginnen. Nähere Auskunft erteilt das Sekretariat der Handels-Hochschule.

hc. **Graz.** Dr. Rudolf Sanzin wurde als Privatdozent für Eisenbahnmaschinenwesen an der hiesigen Technischen Hochschule zugelassen und bestätigt.

Büchereinlauf.

Nachschlagewerke, Kalender u. s. w.

Verzeichnis der Konsuln im Deutschen Reiche Januar 1907. Auswärtiges Amt des Deutschen Reiches. Berlin 1907. E. S. Mittler u. Sohn. 68 S.

Verzeichnis der kaiserlich deutschen Konsulate Januar 1907. Auswärtiges Amt des Deutschen Reiches. Berlin 1907. E. S. Mittler u. Sohn. 70 S.

Annual List of new and important books added to the public library of the lity of Boston selected from the monthly bulletins 1905—1906. Boston 1907. Published by the Trustees. 264 S.

Theologie und Kirchenwesen.

W. v. Schnehen: Friedrich Naumann vor dem Bankerott des Christentums. Leipzig 1907. Thüringische Verlags-Anstalt. 36 S. (75 Pfg.)

Paul Wernle-Basel: Paulus Gerhardt. 4. Reihe. 2. Heft. (Religionsgeschichtliche Volksbücher. Herausgegeben von Fr. Michael Schiele-Tübingen.) Tübingen 1907. J. C. B. Mohr. 68 S. (geh. 50 Pfg., kart. 75 Pfg.)

Julius Lippert: Bibelstunden eines modernen Laien. Neue Folge. Stuttgart 1907. Ferd. Enke. 180 S. (3 M.)

Die Regel des hl. Benedictus, erklärt in ihrem geschichtlichen Zusammenhang und mit besonderer Rücksicht auf das geistliche Leben. Freiburg i. Br. 1907. Herder. 554 S. (geh. 7 M, geb. 8.20 M.)

Geschichte und Politik.

Wilhelm Schmidt: Die Kirchen- und Schulvisitation im sächsischen Kurkreise vom Jahre 1555. 2. Heft: Die wirtschaftlichen Verhältnisse. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. 24. Jahrgang. 3. Stück. Nr. 92.) Halle a. S. 1906. Rudolf Haupt. 88 S. (1.20 M.)

Alfred v. Wretschko: Der Traktat des Laurentius de Somerote, Kanonikus von Chichester, über die Vornahme von Bischofswahlen. Entstanden im Jahre 1254. Weimar 1907. Hermann Böhlaus Nachfolger. 56 S. (2.40 M.)

S. Günther: Das Zeitalter der Entdeckungen. 2. Auflage. Mit 1 Weltkarte. (Aus Natur und Geisteswelt. 26. Band.) Leipzig 1905. B. G. Teubner. 144 S. (geh. 1 M, geb. 1.25 M.)

Saul Raphael Landau: Der Polenklub und seine Hausjuden. Grundlinien jüdischer Volkspolitik. Wien 1907. C. W. Stern. 42 S.

Johann Baptist Götz: Die Glaubensspaltung im Gebiete der Markgrafschaft Ansbach-Kulmbach in den Jahren 1520 bis 1535. Mit urkundlichen Beilagen. (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Herausgegeben von Ludwig Pastor. 5. Band. 3. u. 4. Heft.) Freiburg i. Br. 1907. Herder. (5.50 M.)

Hermann v. Petersdorff: Kleist-Retzow. Ein Lebensbild. Mit einem Porträt. Stuttgart u. Berlin 1907. J. G. Cotta Nachf. 556 S. (8 M.)

Adolf Roth und Paul Thorbecke: Die badischen Landstände. Landtags-Handbuch. Mit 3 Tafeln. Karlsruhe 1907. G. Braun. 363 S.

Ernst Hasse: Die Zukunft des deutschen Volkstums. Mit Schlagwort-Register zum ganzen Bande. (Deutsche Politik. 1. Band. Heft 4.) München 1907. J. F. Lehmanns Verlag. 190 S. (geh. 3 M, geb. 4 M.)

Johanna Pachali: Moritz von Sachsen. Eine Charakterstudie. (Schriften für das deutsche Volk. Herausgegeben vom Verein für Reformationsgeschichte. Nr. 45.) Halle a. S. 1906. Rudolf Haupt 28 S. (15 Pfg.)

H. Munro Chadwick: The origin of the English Nation. Cambridge 1907, at the University Press. 349 S.

Geographie und Völkerkunde.

E. Hauptmann: Nationale Erdkunde. Straßburg i. E. 1907. Friedrich Bull. 205 S. (4 M.)

Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in München. 2. Band. 1. Heft. Ausgegeben im Januar 1907. Mit 4 Tafeln und einem Bilde. München 1907. Theodor Riedel. 92 S.

Ph. Ebeling und Chr. Gruber: Neuer Atlas für Handels- und kaufmännische Fortbildungsschulen mit besonderer Berücksichtigung der Handels- und Wirtschaftsgeographie. 35. Haupt- und 39 Nebenkarten auf 44 Kartenseiten. Bielefeld u. Leipzig 1907. Velhagen u. Klasing. (kart. 2 M.)

Moderne Literatur.

Hans Weis: Waffenübung. Schauspiel in 4 Aufzügen. Wien 1907. Paul Knepler. 94 S.

Zoë: Tempelschänder. Roman. Wien 1907. Paul Knepler. 126 S.

Wilhelm Delna: Geliebt — gelebt. Roman. Wien und Leipzig 1907. J. Eisenstein u. Co. 131 S.

Gustave Flaubert: Drei Erzählungen. Ein schlichtes Herz. Die Tage von Sankt Julianus. Herodias. 2. Auflage. Leipzig 1907. Insel-Verlag. 170 S.

René Schickele: Der Ritt ins Leben. Stuttgart 1907. Axel Juncker. 114 S. (2.50 M.)

Franziska Mann: Kinder. Stuttgart 1907. Axel Juncker. 92 S. (2 M.)

L. Danöfen: Estella. Novelle. Berlin 1907. Curt Wigand. 116 S.

Gottlieb Fischer: Das Schloß am Meer. Drama in vier Akten. Stuttgart 1907. J. G. Cotta Nachfolger. 140 S. (2 M.)

Hans Brandenburg: Hanns von Gumppenberg muß entfernt werden. München 1907. E. W. Bonsels u. Co. 15 S.

Gerhard Heine: Kleinkrieg in Weißenberg. Erzählung. Dresden 1907. Carl Reißner. 222 S. (3 M.)

Max Maria v. Weber: Aus der Welt der Arbeit. Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Maria v. Wildenbruch. Berlin 1907. G. Grote. 404 S.

Lafcadio Hearn: Izumo. Blicke in das unbekannte Japan. Aus dem Englischen übersetzt von Berta Franzos. Buchschmuck von Emil Orlik. Frankfurt a. M. 1907. Rütten u. Loening. 313 S. (geh. 5 M, geb. 7 M.)

Karl Gerok: Ausgewählte Dichtungen. Stuttgart 1907. Greiner u. Pfeiffer. 395 S. 4.50 M.)

Joerg vom Bach: Moderne Räuber. Soziales Drama in 4 Akten aus dem goldenen Mittelstand. Berlin 1906. Georg Kempchen. 166 S. (2 M.)

Mara Olma: Aus Tagen der Liebe. Lieder. Straßburg i. E. 1907. Josef Singer. 64 S.

Erich v. Beaulieu: Judas Ischariot. Dramatische Rettung in 5 Akten. Straßburg i. E. 1907. Josef Singer. 145 S.

Kataloge.

Joseph Baer u. Co. Frankfurt a. M. 1906. Lager-Katalog 537: Französische Literatur vom 16. bis 20. Jahrhundert.

Eisenschmidts Buch- und Landkartenhandlung. Berlin NW. 7 1907. Verzeichnis militärischer Werke und Karten.

Theodor Ackermann, München 1907. Antiquariats-Katalog Nr. 556. Auswahl von wertvollen Werken aus allen Gebieten.

Oswald Weigel, Leipzig 1907. Auktionskatalog N. F. 6: Bibliothek J. K. F. Knaake. Abteilung 3: Förderer und Gegner der Reformation.

Karl Theodor Völcker, Frankfurt a. M. 1907. Katalog Nr. 265: Theologie. 1. Abteilung: Praktische und exegetische Theologie.

Joseph Baer u. Co., Frankfurt a. M. 1907. Lagerkatalog Nr. 539: Judaica und Hebraica.

Adolf Weigel, Leipzig 1907. Mitteilungen für Bücherfreunde. 30. Stück.

Bernh. Liebisch, Leipzig 1907. Antiquariatskatalog Nr. 158: Deutsche Philologie und Literaturgeschichte, Sprachdenkmäler bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts.

Max Perl, Berlin SW. 1907. Goethe-Bibliothek. Emil Wiebe-Grunewald in Verbindung mit einer reichhaltigen Sammlung wertvoller Bücher aus Literatur und Kunst.

Joseph Baer u. Co., Frankfurt a. M. 1907. Katalog Nr. 540: Gold- und Silber-Schmiedekunst.

Max Harrwitz Berlin W. 1907. Antiquariatskatalog Nr. 105. Zur Geschichte der Pädagogik und Philosophie.

Die Lebensführung im hohen Alter.

Von Primararzt **Dr. Josef Hermann.**

Vierte Auflage. — Soeben erschienen! [22165]

Preis Mk. 1.50, elegant gebunden (Geschenkband) Mk. 2.—

Zu beziehen vom Verlag von **Otto & Co., Leipzig-R. 70.**

„Wer wünscht nicht alt zu sein, ohne zu leiden? Geben Sie Ihren betagten Eltern oder Grosseltern dieses gediegene Buch eines 85jährigen Greises in die Hand, sie werden darüber hocherfreut sein!“

Die Schrift enthält eine Fülle praktischer Lebenserfahrung und wird jedem älteren Herrn, jeder älteren Dame eine Herzensfreude bereiten. Sie ist den Augen alter Leute angepasst in grossen Lettern gedruckt.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Dienstag, 26. Februar. Nummer 47.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Archäologie und Anthropologie. Von Professor Dr. A. Furtwängler (München).

Englands Bevölkerung zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Von Dr. Otto Most, Direktor des Statistischen Amtes und Dozent an der Akademie (Posen).

Bücher und Zeitschriften.

F. Galli: Ehe, Mutterrecht, Vaterrecht in kulturgeschichtlicher Entwicklung und in ihrer Bedeutung für die Gegenwart

Allgemeine Rundschau.

Franz Xaver v. Funk †.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Archäologie und Anthropologie.

Für die wissenschaftliche Arbeit selbst sind Auseinandersetzungen über Abgrenzung der einzelnen Gebiete und über Beziehungen derselben untereinander in der Regel nicht nötig; gesunde wissenschaftliche Arbeit findet ihren Weg allein, und es ist ihr gleichgültig, ob ihr Tun in diese oder jene Rubrik gesteckt wird. Allein für die äußere Organisation der gelehrten Arbeit, gleichsam für den Körper der Wissenschaft sind Betrachtungen dieser Art oft notwendig und von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

„Alles fließt“; dieser Spruch des alten Philosophen gilt auch für die Wissenschaften, die in ständiger innerer Entwicklung sind, so daß zuweilen Abgrenzungen sowie äußere Einrichtungen, die früher berechtigt waren, später als verkehrt, als hemmend und schädigend empfunden werden.

Ausgehend von Herders genialen „Ideen zur Geschichte der Menschheit“, hat sich im vorigen Jahrhundert die „Anthropologie“ entwickelt als eine Wissenschaft mit den denkbar weitesten Zielen. Die ganze Entwicklung des Menschengeschlechtes, die seelische ebensowohl wie die körperliche, sollte ihr Gegenstand sein. Danach war alle Psychologie, Soziologie, Religionsgeschichte, Rechtsgeschichte, ja alle Sprachgeschichte der Menschheit ein Teil der Anthropologie. Es ist klar, daß eine Wissenschaft mit diesen weiten Grenzen höchstens von wenigen erlesenen Geistern ersten Ranges mit Erfolg betrieben werden konnte, sonst aber nur den Dilettantismus anlocken mußte. Daher hat sich die Anthropologie auch nur langsam und schwer einen Platz innerhalb des Organismus der Universitäten erobert, und zwar nur in der Beschränkung auf engere Gebiete, wie das der somatischen Menschenkunde[1]) oder der Ethnographie. Daß die Anthropologie, wenn sie in Zukunft lebensfähig sein wolle, ihr Arbeitsgebiet notwendig selbst einschränken müsse, hat neuerdings einer ihrer berufensten Vertreter, Franz Boas, in seiner lichtvollen Darstellung der Geschichte dieser Wissenschaft auf dem Kongresse von St. Louis nachdrücklich hervorgehoben (vgl. Congress of arts and science, ed. by H. J. Rogers. Bd. V, 1906, S. 468 ff.).

Indes hatten jene weiten Ziele und hatte wohl auch der Umstand, daß die Anthropologie nicht in den abgeschlossenen Kreis der alten Wissenschaften gehörte, etwas Gutes. Sie konnte sich dessen bemächtigen, was die älteren Wissenschaften hätten tun sollen und was sie versäumten und liegen ließen. Und, vor allem, sie brachte durch die Weite ihrer Gesichtspunkte neues Leben, neue Gedanken in manche Arbeitsgebiete, wo man allzusehr im alten Gleise sich zu bewegen liebte. Unendliche Anregung brachte z. B. das geniale Werk des Engländers Tylor über primitive Kultur. Die vergleichende Kultur-, Rechts- und Religionsgeschichte waren früher Zweige der Anthropologie in jener weiten Fassung. Sie trennen sich mehr und mehr los und werden Teile der alten streng geschulten Wissenschaften, der Historie, Jurisprudenz und Philologie, die früher nichts von ihnen wissen wollten. Besonders erfreulich ist in neuester Zeit das Aufblühen der Religionswissenschaft, und charakteristisch für die moderne Entwicklung der Dinge ist es, daß das „Archiv für Religionswissenschaft“, das von „Anthropologen“ begründet worden war, seit 1904 mit seinem siebenten Bande in philologische Leitung übergegangen ist und sich durch die klassischen Philologen H. Usener und A. Dieterich glänzend entwickelt hat. Die Philologie hat erkannt, daß sie die von der Anthropologie zuerst aufgestellten weiten Gesichtspunkte und die Vergleichung der übrigen Völker braucht, um auf dem eigenen Gebiete weiterzukommen, und die Anthropologie hat eingesehen, daß „ohne die Hilfe der geschichtlichen Philologie haltbare Resultate“ überhaupt nicht zu gewinnen sind. Auf beiden Seiten ist die Ueberzeugung gereift, daß „der Zustand ein Ende nehmen muß, daß die Philologien und die Ethnologie (Anthropologie) in gegenseitiger Ablehnung oder Geringschätzung falsche Wege gehen“.[2]) Zwar stehen auf beiden Seiten auch heute noch manche Anhänger des Alten murrend beiseite, Philologen, die von anderen Völkern außer dem einen, dessen Spezialstudium sie sich widmen, nichts wissen wollen, und Anthropologen, welche die Zucht strenger philologischer Wissenschaft scheuen. Allein der Sieg der neuen Richtung ist entschieden und nichts kann die Entwicklung mehr aufhalten.

Ganz ähnlich wie auf dem Gebiete der Religionsgeschichte steht es heute auf dem der Archäologie und Geschichte überhaupt. Auch hier haben die letzten Dezennien dieselbe Entwicklung gebracht.[3]) Ein großer Vertreter der

[1]) Vgl. hierüber J. Ranke in Lexis, Die deutschen Universitäten, 1893, S. 112 ff.

[2]) Aus dem Vorwort von A. Dieterich zu dem 7. Bande des Archivs für Religionswissenschaft.

[3]) Vgl. zum folgenden meinen Vortrag auf dem Kongreß zu St. Louis (Deutsche Revue, Januar 1905, S. 7 ff.).

alten Richtung in ihrer ganzen Schroffheit war Th. Mommsen; er schalt die Prähistorie die Wissenschaft der „Analphabeten"; von den ungeschriebenen Zeugnissen über die älteste Geschichte Italiens und Roms wollte er nichts wissen, sie blieben ihm fremd. Heute weiß der Historiker die ungeheuere Wichtigkeit der monumentalen Quellen wohl zu schätzen. Ein soeben in französischer Uebersetzung erschienenes Buch des russischen Historikers Modestov macht den interessanten Versuch, die ganze früheste Geschichte Italiens von der paläolithischen Zeit an ganz auf Grund der Ausgrabungen zu rekonstruieren.[4]) Und unter den Gelehrten, welche die griechische Geschichte bearbeiten, gibt es keinen mehr, der nicht wüßte, daß er sich für das Kapitel der Frühzeit fast ganz ausschließlich, aber auch für manche Fragen der späteren Geschichte an die Resultate der Archäologie zu wenden hat. Jedoch früher bestanden noch scharfe Gegensätze. Die klassischen Archäologen selbst standen den Ausgrabungen zumeist fern und pflegten nur die Momente zu beachten, die sich mit literarischer Ueberlieferung verknüpfen ließen. Dadurch überließen sie weite wichtige Gebiete denen, die nur die Altertümer des Bodens aufzuspüren suchten. Unter diesen waren viele treffliche Forscher, aber auch viele Dilettanten, die allzeit im Gefolge der weitherzigen Anthropologie sehr zahlreich waren. Ein solcher Dilettant aber, H. Schliemann, sollte durch das ungeheuere Glück seiner Grabungen der Archäologie einen mächtigen Anstoß verleihen. Er zeigte den staunenden Blicken, welche Schätze der Urzeit der griechische Boden noch barg. Zwar standen auch jetzt noch viele Gelehrte mißtrauisch zur Seite und wollten nichts von diesen ihnen unbequemen Dingen wissen. Allein die jüngeren griffen tüchtig zu; ich selbst darf mich rühmen, mit meinem Freund G. Löschcke zusammen von den ersten gewesen zu sein, die sich in das neue Material stürzten, um das zu tun, was Schliemann nicht möglich war: es wissenschaftlich zu verarbeiten. Wir haben damals, 1878, die ungeheuere Menge der mykenischen Scherben verarbeitet und den Grund gelegt zu jener sicheren Kenntnis der griechischen Frühzeit, die sich aus dem in lückenloser Reihe durch viele Jahrhunderte hindurch erhaltenen Materiale der keramischen Funde ergibt. Seit jener Zeit stehen die frühzeitlichen, sogenannten prähistorischen Funde im Vordergrunde des Interesses in Griechenland. Bei fast allen folgenden Ausgrabungen ist man in den tiefen Schichten auf die Reste der ältesten Zeiten gestoßen, und diese erwiesen sich zumeist an Funden besonders reich. Viele unserer bedeutendsten Archäologen wie Arthur Evans, Chr. Tsuntas u. a. haben sich ganz der Erforschung der ältesten Kultur auf griechischem Boden gewidmet und die großartigsten Erfolge erzielt. In Italien hatte es nicht erst eines Schliemann bedurft, dort werden durch den dominierenden Einfluß Pigorinis die sogenannten prähistorischen Forschungen längst mit größter Energie betrieben, so daß daneben doch die Arbeiten über die klassischen Epochen erheblich zurücktreten. So ist es gekommen, daß die Archäologie der klassischen Länder sich in den letzten Jahrzehnten tief in die sogenannten Prähistorien eingebohrt hat.[5]) Die meisten neueren Ausgrabungen (unter anderen z. B. meine am Aphrodision und am Oros auf Aegina unternommenen, noch unpublizierten, meine mit Ohnefalsch-Richter auf Kypros, sowie die von mir mit H. Bulle in Orchomenos ausgeführten Grabungen) gelten wesentlich den frühesten Epochen, der neolithischen und der Bronzezeit Griechenlands.

Und durch diese Forschungen wurde immer deutlicher, in welch unlöslich engen Beziehungen die sogenannten prähistorischen Funde des klassischen Südens mit denen Mitteleuropas und des Nordens stehen. Mir traten diese besonders stark entgegen, als ich meine Untersuchungen über die ältesten Bronzefunde Olympias ausführte (die zuerst 1879 in den Abhandlungen der Berliner Akademie und später in dem großen Olympia-Werke erschienen). Die Forschungen unter anderen Gelehrten haben diese Beziehungen weiter aufgeklärt. Man hat erkannt, daß von den sicher bestimmbaren, genau durchforschten Funden des Südens das Licht ausstrahlte, das die Funde des Nordens erhellt, daß ein geschichtliches Verständnis der ur- und frühzeitlichen Funde unseres eigenen deutschen Vaterlandes nur möglich ist auf der festen Basis, welche die Erforschung der südlichen Funde gibt. Ein jeder, der auf dem Gebiete wissenschaftlich arbeitet, weiß gegenwärtig, daß kein Fundstück unserer engeren Heimat, weder z. B. neolithische Keramik, noch Gegenstände der Bronzezeit, noch etwa solche der Hallstatt- oder der La Tène-Epoche, verstanden und geschichtlich gewürdigt werden kann, ohne die Kenntnis der Formen des Südens. Während früher die Archäologie der klassischen Länder unserer heimatlichen Altertumsforschung fern stand, so sind beide jetzt in die innigste Beziehung getreten. Dies hat neuerdings seinen Ausdruck darin gefunden, daß das kais. Deutsche archäologische Institut seit 1901 eine besondere Abteilung für „römisch-germanische" Forschung eingerichtet hat, deren Leiter in Frankfurt a. M. seinen Sitz hat; wie eminent segensreich diese neue Schöpfung wirkt, zeigen die vorzüglichen Berichte, die der gegenwärtige Leiter, Professor Dragendorff, der sich besonders durch seine ausgezeichnete Bearbeitung der frühgriechischen Gräberfunde auf Thera bekannt gemacht hat, alljährlich im Verein mit anderen Gelehrten herausgibt. Es ist überaus erfreulich zu sehen, wie die heimatliche Altertumsforschung allmählich in die Bahnen strenger Wissenschaft einlenkt.

Auch anderwärts sehen wir dieselbe Entwicklung. In Frankreich war früher das musée de St. Germain, die großartige Sammlung der Vorgeschichte Frankreichs, der Platz, wo sich die alten Gegensätze in den zwei markanten Gestalten von Gabriel de Mortillet und Al. Bertrand gegenübertraten und leidenschaftlich bekämpften. Der erste, von der Naturwissenschaft ausgegangen, verschmähte jede historische Bildung.[6]) Heute ist auch dort der Kampf beendet; ein klassischer Archäologe, Salomon Reinach, ist der Leiter des Museums, ein Mann von weitumfassendem Blick, der auf den meisten Gebieten der früheren sogenannten Anthropologie, insbesondere auch auf dem der Religionsgeschichte, gearbeitet hat, von dem aber auch das grundlegende Werk über die Steinzeit in Frankreich herrührt. Im Norden hat die sogenannte prähistorische Archäologie am frühesten einen streng wissenschaftlichen Charakter bekommen; die großen dänischen, norwegischen und schwedischen Forscher Sophus Müller, Undset und Montelius haben von Anfang an den Anschluß an die Archäologie der klassischen Länder gesucht und haben selbst hervorragende Arbeiten auf dem Gebiete der südlichen Fundgruppen gemacht.

[4]) Basile Modestov, Introduction à l'histoire romaine, Paris 1907. Das Buch bietet zum erstenmal eine sorgfältige und gründliche Zusammenfassung der so überaus reichen und mannigfaltigen Resultate der italienischen „Prähistorie". Sehr interessant ist auch das vorangeschickte Vorwort von Salomon Reinach.

[5]) Der Abschnitt in A. Michaelis' Buch, Die archäologischen Entdeckungen des 19. Jahrhunderts, S. 175 ff., gibt nur eine sehr unvollkommene Skizze dieser Entwicklung, da jener Gelehrte diesen Dingen nicht nahesteht. Das Buch ist überhaupt vielfach einseitig und kurzsichtig, und das Urteil über dasselbe in den kompetenten Fachkreisen ist ein anderes als das in der Presse bisher zum Ausdruck gekommene.

[6]) Vgl. die interessante Biographie Mortillets, die Salomon Reinach in der Revue historique 1899, vol. 69, p. 67—95, gegeben hat.

So hat sich die prähistorische Archäologie zu einer selbständigen Wissenschaft entwickelt, deren Fundament die Archäologie der klassischen Länder darstellt. Wie die Religionswissenschaft sich von der „Anthropologie" getrennt hat und ein Teil der Philologien geworden ist, so die Prähistorie, die ein Teil der Archäologie ist.

Allein es ist ein alle Entwicklung beherrschendes Gesetz, daß überwundene Zustände immer in dieser oder jener Gestalt nachleben. Aeußere Einrichtungen namentlich folgen immer nur langsam und in großem Abstande der inneren Entwicklung. So fehlt es der prähistorischen Archäologie sogar noch an selbständigen Publikationsorganen, und ihre Arbeiten müssen vielfach noch einen Unterschlupf suchen in Zeitschriften für „Ethnologie" oder „Anthropologie"; und ebensowenig hat sie eigene Kongresse und muß sich anschließen an die Kongresse für Anthropologie.

Allein jene „Anthropologie" in dem alten, weitumfassenden Sinne ist in völliger Auflösung begriffen, indem Ethnologie, Psychologie, Linguistik, Soziologie, Rechts- und Religionsgeschichte alle sich selbständig gemacht haben. Nur ein Zweig der Anthropologie, der älteste, kräftigste und gesündeste, ist aufrecht geblieben und hat als selbständige Wissenschaft noch eine große Zukunft vor sich: die somatische Anthropologie, die Wissenschaft vom menschlichen Körper und seiner Entwicklung. Die herrliche Aufgabe dieser Wissenschaft ist es, den menschlichen Körper in seiner frühesten Gestaltung und dann seine Entwicklung bis auf den heutigen Tag, die Differenzierung in die verschiedenen sogenannten Rassen, die verändernden Einflüsse der Kultur auf den menschlichen Körper und alle damit zusammenhängenden Fragen zu verfolgen und zu erforschen. In Deutschland darf die Münchener Universität stolz darauf sein, seit 1885 die erste Professur für diese Wissenschaft vom menschlichen Körper und einen hervorragenden Vertreter in dem Professor der „Anthropologie und allgemeinen Naturgeschichte" Johannes Ranke zu haben.[*])

An diese somatische Anthropologie nun hat sich früher die Forschung über die heimischen Altertümer besonders angeschlossen. Aus einem ganz äußerlichen Grunde; deshalb nämlich, weil die Zeugnisse von der körperlichen Vergangenheit des Menschen, d. h. die Knochen früherer Generationen, zusammen mit Geräten und Artefakten des Menschen gefunden zu werden pflegen. Aus dieser Tatsache ergibt sich die Notwendigkeit, daß der prähistorische Archäologe vielfach mit dem somatischen Anthropologen wird zusammen zu arbeiten haben, daß ihre Arbeit vielfach ineinander greift: auch ist die Technik des Ausgrabens natürlich hier wie dort dieselbe Allein der prähistorische Archäologe bedarf ebenso oft der Beihilfe des Zoologen (zur Bestimmung mitgefundener Tierknochen), des Botanikers (zur Bestimmung verkohlter Zerealien u. dgl.), des Chemikers (zur Bestimmung von allerhand Stoffen) usw. Allein niemand wird daraus schließen, daß die prähistorische Archäologie ein Anhängsel irgend einer dieser Wissenschaften sei. Genau so wenig ist sie aber ein Anhängsel der somatischen Anthropologie.

Denn sie hat mit dieser innerlich gar nichts zu tun, weil ihr Material, und damit die durch das Material bedingte Methode, absolut verschieden sind. Die somatische Anthropologie behandelt die Entwicklung des menschlichen Körpers und sie hat damit eine ungeheuere Aufgabe, die wahrlich eine Wissenschaft ausfüllen kann. Die prähistorische Archäologie behandelt die Kulturentwicklung des urgeschichtlichen Menschen, soweit sie aus den von ihm im Boden hinterlassenen Artefakten zu erkennen ist. Beiden Wissenschaften ist nur das gemein, daß ein Teil des Materiales der somatischen Anthropologie, die Knochen vergangener Geschlechter, ebenso wie das ganze Material der Archäologie dem Boden durch Ausgrabung abgewonnen werden muß. Allein die Artefakte des Menschen, d. h. die Zeugnisse für die Entwicklung seiner äußeren Kultur, insbesondere seiner künstlerischen Fähigkeiten, haben genau so wenig mit der Wissenschaft von seiner körperlichen Entwicklung zu tun wie die Zeugnisse von der Entwicklung seiner Sprache, seines Glaubens, seiner Sitte. Also Linguistik, Psychologie, Soziologie, Religionswissenschaft haben nach ihrem Wesen genau ebensowenig oder so viel mit der somatischen Anthropologie zu tun wie die prähistorische Archäologie.

Dennoch ist es ein leicht begreifliches Ueberbleibsel aus der Frühzeit dieser letzteren Wissenschaft, daß sie noch zuweilen in populären Büchern im Anhang an die somatische Anthropologie dargestellt wird. Es ist klar, wie unberechtigt dies ist. Die Kulturentwicklung des Menschen darzustellen darf wirklich nicht unternommen werden als kleiner Appendix zu seiner körperlichen Entwicklung. Jene Darstellungen sind denn auch entsprechend kümmerlich und dilettantisch, nur auf kleinem, zufällig zusammengerafftem Material beruhend. Ernste wissenschaftliche Darstellungen der aus den Bodenfunden sich ergebenden ältesten Kulturgeschichte des Menschen sind natürlich gänzlich unabhängig von der „Anthropologie". Das 1905 in deutscher Ausgabe erschienene vortreffliche zusammenfassende Werk von Sophus Müller, die „Urgeschichte Europas", enthält keine Zeile von somatischer Anthropologie, sondern ist reine „Archäologie".

Bei dieser Gelegenheit sei als rechter Gegensatz zu dem letztgenannten gründlichen Werke ein soeben erschienenes Buch genannt, H. Driesmans, Der Mensch der Urzeit, das ein „Handbuch der Paläoanthropologie" sein will, ein abscheuliches dilettantisches Machwerk, das sich den Schein der Wissenschaftlichkeit gibt. Unter den weiten Schutzmantel der Anthropologie hat sich leider von jeher gerne die Halbwissenschaft geflüchtet.

Ein anderes Ueberbleibsel jenes früheren Anschlusses der prähistorischen Archäologie an die Anthropologie sehen wir hier in München lebendig: die anthropologische und die prähistorische Staatssammlung sind hier vereinigt, obwohl das Material ein gänzlich heterogenes ist; das eine, das anthropologische, die Schädel- und Knochensammlung, ist naturgeschichtlich, das andere, die Artefakte, betrifft die seelische, die Kultur- und Kunstentwicklung des Menschen. Der verschiedenen Natur entsprechend, verlangt das beiderseitige Material auch ebenso verschiedene Behandlung. Tatsächlich besteht die Sammlung denn auch aus zwei ganz getrennten Abteilungen. An keinem großen auswärtigen Museum findet man eine solche Vereinigung mehr. Etwas ganz anderes ist es natürlich, wenn man in archäologischen Museen gerne Proben ganzer Bestattungen ausstellt, wie dies in den ägyptischen ebenso wie in den klassisch- und den nordisch-archäologischen Museen zu geschehen pflegt; da werden natürlich auch menschliche Skelette als Teile des Gesamtfundes ausgestellt. Eine anthropologische Spezialsammlung hat ganz andere Ziele; ihr ist nicht mit solchen Proben gedient, und die Artefakte kann sie nicht brauchen; sie muß die körperlichen Reste des Menschen umfassend sammeln. Die anthropologischen Museen sind deshalb fast überall getrennt von den archäologischen. In dem herrlichen Nationalmuseum von Athen steht in der Mitte des Saales der mykenischen Altertümer ein vollständiges Grab aus Mykenä mit dem Skelett und den Beigaben ausgestellt. Es ist aber bisher noch niemand eingefallen, deshalb zu verlangen, daß die

[*]) Vgl. J. Ranke in Lexis, Die deutschen Universitäten II, S. 112 ff.

anthropologische Staatssammlung Athens mit dem den Artefakten der alten Griechen dienenden Nationalmuseum vereinigt werde; die Trennung ist dort selbstverständlich und sollte es hier ebenso sein.

Diese notwendige Trennung kann natürlich auch nur günstig sein für den wissenschaftlichen Betrieb. Die wissenschaftliche Beurteilung eines Schädels und die einer Kunstarbeit des Urmenschen sind nun einmal total verschiedene Dinge, und niemand kann heute auf diesen beiden heterogenen Gebieten gleichmäßig Kenner sein.

Die Trennung würde ferner auch für die Ausgrabungen von Vorteil sein. Es sollte nicht vorkommen, daß ein Archäologe allein Reste anthropologischer oder paläozoologischer Bedeutung ausgräbt, ebensowenig aber, daß ein somatischer Anthropologe allein archäologische Fundstätten durchforscht. Je mehr beide Wissenschaften in der Trennung sich konsolidiert und gefestigt haben, desto besser werden sie da, wo es nötig ist, zusammenwirken und sich gegenseitig helfen; während bei der jetzigen Vereinigung immer die Gefahr halber und dilettantischer Arbeit entsteht. Die Beamten der anthropologischen Sammlung sollten die anthropologischen, die der prähistorischen Sammlung die archäologischen Ausgrabungen leiten, und beide sollen, wo erforderlich, zusammenwirken.

Es ist keine Frage, daß diese Konsequenzen aus dem Gange der Entwicklung der Wissenschaft allmählich überall gezogen werden, auch da, wo man augenblicklich noch etwas zurückgeblieben ist. Daß die Erforschung der Kultur des heimatlichen Altertums nicht mehr nur ein geduldetes Anhängsel der Erforschung des physischen Menschen sein soll, sondern eine selbständige Wissenschaft und zwar ein Teil der Archäologie ist, diese Ueberzeugung ist ja in der Gegenwart allenthalben durchgedrungen.

München. A. Furtwängler.

Englands Bevölkerung zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Von Otto Most.

Mehr als ein Fünftel der Erdkugel, über 28 Millionen Quadratkilometer, sind englischer Besitz. Das mächtigste Weltreich, das wohl je die Geschichte geschaut hat, geht weit hinaus über die gewaltigen Ländermassen von etwa 21 Millionen Quadratkilometer, denen der osteuropäische Koloß, Rußland, gebietet, und was jene Summe besagen will, lehrt am besten ein Vergleich mit dem Reich der Mitte, China, dessen Areal nach den letzten, 1903 veranstalteten Schätzungen doch kaum 40 Prozent des britischen Gebietes, etwa 11 Millionen Quadratkilometer umfaßte.

Ungefähr 10 Millionen Quadratkilometer des Weltreichs entfallen auf Amerika, besonders auf das hauptsächliche Dominium Kanada, dessen Umfang mit 9,589,700 Quadratkilometer den der Union (9,383,184 Quadratkilometer) noch um 200,000 Quadratkilometer hinter sich läßt. Je 5 Millionen Quadratkilometer verteilen sich auf Asien und Amerika. Doch ist es vor allem Indien, hinter dessen 4,809,100 Quadratkilometer die übrigen Besitztümer, deren größte die Malayischen Staaten (70,000 Quadratkilometer) und Ceylon (65,610) bilden, weit zurückbleiben, während in Afrika das Gesamtgebiet sich mehr verteilt, darunter je etwa 700,000 Quadratkilometer auf Nord-Nigeria und die Kap-Kolonie, 467,500 auf Ostafrika, 296,000 auf Transvaal und 222,600 auf Uganda. Australien und Polynesien stellen 8¼ Millionen zum Gesamtgebiet.

Noch größer muß der Eindruck sein, den die Ausdehnung des britischen Reiches hervorruft, wenn man einerseits bedenkt, daß dieses seit 1861 um nicht weniger als rund 50 Prozent zugenommen hat, und wenn man andrerseits als — wohl noch zutreffenderen — Maßstab der Vergleichung die Bevölkerungszahl ansieht.

Die gesamte Bevölkerung der Erde darf auf annähernd 1500 Millionen veranschlagt werden: Mehr als ein Viertel, über 400 Millionen Menschen, untersteht britischer Herrschaft. Annähernd die gleiche gewaltige Zahl umschließt China, während Rußland, des Engländers gefährlichster Konkurrent, mit nur 125 Millionen weit zurücksteht. Alle übrigen Staaten aber begnügen sich mit weniger als der Hälfte der Erdbewohner.

Wie unscheinbar gegenüber solchen Ziffern nimmt sich dasjenige Land aus, das den Kern dieses Imperiums ausmacht! Am 31. Mai 1901 wies England mit Wales ein Gesamtgebiet von, einschließlich der Binnengewässer, nur 151,054 Quadratkilometer auf; Deutschlands Gesamtfläche dagegen umschließt 540,343 Quadratkilometer, Frankreich 536,464 Quadratkilometer, Oesterreich-Ungarn 624,862, und Rumänien z. B. steht mit 131,353 Quadratkilometer nur wenig hinter England zurück.

Freilich, anders wird das Bild bei einem Blick auch hier auf die Bevölkerung. Das Uebergewicht der Kontinentalstaaten tritt dann sichtlich zurück: Ist doch England eines der dichtbevölktesten Länder der Erde, und die Stärke der Besiedlung ist für alle Fragen der wirtschaftlichen Entwicklung einer der maßgebendsten Faktoren. Eine ziffermäßige Zusammenstellung läßt die außerordentlichen Unterschiede erkennen, die zwischen den einzelnen Ländern, und zwar auch gerade zwischen den höchstkultivierten, obwalten. Nach den letzten Zählungen entfielen nämlich auf 1 Quadratkilometer in:

Deutschland	104	Belgien	227
Oesterreich	87	den Niederlanden	154
Ungarn	59	Dänemark	64
Rußland (europäisches)	19	England und Wales	215
Griechenland	38	Schottland	57
Italien	113	Irland	53
Portugal	59	den Vereinigten Staaten von Amerika	8
der Schweiz	80	China	38
Frankreich	73	Japan	122
Luxemburg	91		

Nur Belgien und, wird ausschließlich die bebaute Fläche in Betracht gezogen, Aegypten (290) übertreffen die Dichtigkeit Englands, dessen Abstand von den nächstfolgenden — Niederlande, Japan, Italien, Deutsches Reich — schon höchst bedeutende Dimensionen annimmt. Recht beträchtlich ist auch der Gegensatz der anderen Teile Großbritanniens, die, wie obige Uebersicht zeigt, eine kaum ein Viertel so starke Besiedelung aufweisen.

Naturgemäß — die Bevölkerung auch keines anderen Landes hat sich so mit Riesenschritten vermehrt wie die Englands. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts saßen hier nur wenig mehr (1801 59) Menschen auf dem Quadratkilometer als in den genannten Ländern des Kontinents, ja außer Belgien übertrafen es die Niederlande und Italien um ein Beträchtliches, und noch 1831 blieb Englands Besiedelungsdichtigkeit (91) hinter der Irlands (92) zurück. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine Bevölkerung, die zwischen 8 und 9 Millionen schwankte, am Schlusse eine Gesamtzahl, die sich inzwischen fast vervierfacht hat.

Zweifellos hat diese Tatsache die wirtschaftliche Entwicklung Englands in außerordentlich günstiger Weise beeinflußt, und für die Beurteilung ihrer Zukunft ist es daher von um so ausschlaggebenderer Bedeutung, daß gerade England während des letzten Jahrzehnts in ganz besonderer Weise von einer Tendenz der Bevölkerungsbewegung afftziert worden ist, die zugleich in fast allen übrigen Kulturstaaten mehr oder weniger in die Erscheinung getreten ist: den Rückgang der Geburtlichkeit.

Vielleicht ist mit gesteigerter Kultur auch den niederen Schichten der Bevölkerung immer mehr zum Bewußtsein gekommen, daß eine Ueberproduktion an Menschen ihre privatwirtschaft-

lichen Bedenken hat; der Neo-Malthusianismus mag das Seinige dazu beigetragen haben, jedenfalls ist allerorts die Tendenz einer rückläufigen Geburtenquote deutlich zu verspüren. So entfielen auf 1000 Einwohner der mittleren Bevölkerung im Deutschen Reiche während der 70er Jahre jährlich 407, im Jahrzehnt 1881/90 jährlich 382, 1891/1900 373 Geburten. Für Oesterreich lauten die entsprechenden Daten 390, 329, 371; für Ungarn 434, 440, 404; für das europäische Rußland 493, 472, 471; für Italien 369, 378, 353; für Belgien 327, 302, 289; für die Niederlande 364, 342, 325; für Dänemark 315, 319, 302; für Schweden 305, 290, 271; für die Niederlande 309, 308, 304; für Schottland 349, 323, 307; für Irland 265, 234, 230; für Frankreich 254, 239, 221; für England und Wales 355, 325, 300.

Auf welche Ursachen diese Erscheinung zurückgeht, inwiefern sie auf absichtliche Einschränkung der Kinderzahl zurückzuführen ist — dies zu untersuchen liegt hier außerhalb unserer Aufgabe. Genug, daß diese Daten den allgemeinen Charakter dieser Bewegung kennzeichnen. Aber doch walten sehr erhebliche Unterschiede ob.

Trotz der relativen Abnahme der Geburten ist die Bevölkerung Deutschlands in den letzten Jahrzehnten schneller angewachsen als andere, nicht etwa infolge vermehrter Ein- oder verminderter Auswanderung — Faktoren, die zwar auch, aber nur in ganz verschwindendem Maße mitgewirkt haben —, sondern infolge relativer Zunahme der natürlichen Bevölkerungsvermehrung: Auf 10,000 Einwohner entfielen mehr Geborene als Gestorbene: 1871/80 jährlich 119, 1881/90 jährlich 117 und 1891/1900 jährlich 139. Die Ursache liegt auf der Hand: Gleichzeitig mit der Geburtlichkeit hat, und zwar in größerem Maße, die Sterblichkeit — vor allem infolge einer sich nur auf eine geringere Zahl von Kindern konzentrierenden Fürsorge die Sterblichkeit der Säuglinge (Kinder unter 1 Jahr) — abgenommen.

Wo die Dinge so liegen, bietet die Abnahme der Geburtlichkeit keinerlei Gefahr für die Entwicklung der Volkswirtschaft, werden ihre Wirkungen doch mehr als paralysiert; und entsprechend steht es in Oesterreich, Italien, Belgien und den Niederlanden. Das Gegenstück bildet Frankreich, dessen Bevölkerungsstatistiker die patriotisch-politische Angst — nach v. Mayrs treffendem Ausdruck — vor der Abnahme der Bewohner bislang als ihr Monopol zu betrachten geneigt waren. Hier ist die Sterblichkeitsquote seit Jahrzehnten annähernd dieselbe geblieben, und wenn sie sich verminderte, dann höchstens um das gleiche wie die Geburtlichkeit. Im Jahrfünft 1861/65 betrug die mittlere Bevölkerung Frankreichs 36, im Jahrzehnt 1891/1900 nur wenig mehr, 38 Millionen.

Vor dem Beginn einer ähnlichen Entwicklung fürchtet man jetzt in England zu stehen. Zwar nimmt auch hier die Sterblichkeit ab, aber dieser Rückgang wiegt bei weitem nicht denjenigen der Geburten auf: die natürliche Vermehrung (Geburten minus Sterbefälle, ohne Berücksichtigung eines eventuellen Wanderungsgewinnes) betrug während des Jahrzehnts 1871/80 15.09 Proz., 1881/90 13.97 Proz., 1891/1900 12.39 Proz. der Bevölkerung. Englands Geburtenüberschuß, der während des 19. Jahrhunderts als ganzen, wie schon oben angedeutet, der intensivste aller Kulturstaaten war, wird jetzt bereits nicht nur von Rußland und Norwegen, die stets besonders hohe Quoten aufgewiesen haben, sondern auch von Deutschland, den Niederlanden, Dänemark, Luxemburg, Oesterreich und Belgien übertroffen.

Auch in einem anderen Teile des britischen Weltreiches tritt, wenn auch in viel intensiverem Maße, eine ähnliche Entwicklung zutage, in Australien,[1]) und man mag vielleicht geneigt sein, angesichts der noch dünnen Besiedelung dieses Erdteils in der Tat eine nationale Gefahr zu erblicken, für England dagegen gerade im Hinblick auf seine, wie oben gezeigt, so außerordentlich starke Besiedelungsdichtigkeit eine solche zu verneinen: vielleicht ginge England unter anderen Verhältnissen dem nicht minder gefährlichen Extrem der anderen Seite, der Uebervölkerung, entgegen.

Dem ist aber keineswegs so! Wenn man sich nicht mit groben Umrissen, wie etwa gezwungenerweise bei einer allgemeinen internationalen Vergleichung, begnügen will, bietet es stets Gefahr, die mittlere Bevölkerungsdichtigkeit eines Landes als Maßstab für irgend eine wirtschaftliche Tatsache heranzuziehen, erst das Eingehen auf kleinere Verwaltungsgebiete gibt das rechte Bild, und gerade England ist ein markantes Beispiel dafür, denn nur wenig Länder von mittlerer Ausdehnung existieren, die solche Unterschiede in der Besiedelungsdichtigkeit aufweisen wie gerade England in seinen einzelnen Grafschaften.[2])

Neben Grafschaften, in denen nur 18 Personen auf dem Quadratkilometer leben, stehen solche, in denen ein Quadratkilometer annähernd 5000 Personen trägt, und von den insgesamt 52 Verwaltungseinheiten dieser Art erreichen nur 13 die Durchschnittsdichtigkeit. Diese starke Konzentration auf wenige Teile des Landes ist eines der charakteristischsten Merkmale der Bevölkerungsverteilung, das seinen prägnantesten Ausdruck in der Tatsache findet, daß „Innerlondon" annähernd ein Siebentel, das „größere" London sogar mehr als ein Fünftel des gesamten englischen Volkes birgt. Daneben treten die in der Zentrale gelegenen und London in verschiedenen Teilen mit einschließenden Grafschaften einer-, die Gebiete des nördlichen Industriegebietes andrerseits. Die am schwächsten besiedelten Teile dagegen liegen fast ausschließlich im industriearmen Wales, und — charakteristisch für die noch weiter zu kennzeichnende Tendenz der innerwirtschaftlichen Entwicklung Englands — die dichtestbevölkerten Teile — die Zentralgrafschaften Middlesex (4430 pro Quadratkilometer, + 10.26 Prozent),[3]) Essex (272 + 38.25), Surrey (1025, + 16.25), Kent (335, + 18.08), Hertfordshire (152, + 13.62), Hampshire (189, + 15.58); die Kohlengebiete Glamorganshire (409, + 25.13), Durham (452, + 16.80), Derbyshire (232, + 15.58), auch Monmouthshire (211, + 15.81), Staffordshire (407, + 13.95) und Northumberland (115, + 19.26); ferner die Gegenden der Fabrikindustrie Nottinghamshire (235, + 14.97), Lancashire (904, + 12.22), Yorkwest (384, + 12.41), auch Leicestershire (203, + 16.18) und Northamptonshire (130, + 11.88) — zeigen auch die stärkste Vermehrungsquote im letzten Jahrzehnt, während die hauptsächlich landwirtschaftlichen, dünnbesiedelten Gebiete — Rutlandshire (50, — 4.60), Westmoreland (31, — 3.13), Brecknockshire (31, + 6.90), Cardiganshire (33, — 3.66), Montgomeryshire (26, — 7.17), Radnorshire (39, +6.84) und Merionethshire (28, — 0.13), mit zwei Ausnahmen alles walesische Gebiete — nur sehr gering zu-, ja teilweise sogar abgenommen haben.

[1]) Daß auch die Vereinigten Staaten schon seit langem eine bedrohliche Abnahme der natürlichen Volksvermehrung zeigen, sei nebenbei bemerkt.

[2]) Vergl. zu dieser Frage besonders F. v. Juraschek im Bulletin de l'Institut international de Statistique. Tome XIV, 2me. livraison. Berlin 1904.

[3]) Die mit „+" ausgezeichneten Ziffern bedeuten die Zunahme der Einwohnerzahl während des letzten Jahrzehnts 1891/1901.

(Fortsetzung folgt.)

Bücher und Zeitschriften.

Ehe, Mutterrecht, Vaterrecht in kulturgeschichtlicher Entwicklung und in ihrer Bedeutung für die Gegenwart. Von F. Galli. Ein Vortrag. Gedruckt auf Beschluß des Vereins zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit. Leipzig. Hinrichs 1907. 16 S. (0.30 M.)

Mit vollem Rechte geht der Verfasser in diesem Vortrage zur Beurteilung der ethischen Reformbestrebungen auf sexuellem Gebiete von der geschichtlichen Entwicklung der Ehe aus. An gut gewählten Beispielen zeichnet er die Entstehung und Entwicklung von der Hordenehe bis zur Patriarchalehe. Leider mußten bei der gedrängten Uebersicht die allmählichen Uebergänge zu den höheren Formen des Familienlebens zurücktreten, und darin liegt wohl auch begründet, daß die Wirkung der verschiedenen Ehe-

formen auf die psychologische Fortentwicklung der Geschlechter nicht genugsam hervortritt und nicht höher bewertet wird. Wohl erkennt der Verfasser an, daß die vaterrechtliche Ehe als das Gesamtergebnis der Kulturentwicklung vielleicht nicht für ewige Zeiten Geltung behalten werde, aber „soweit menschliche Voraussicht reicht, ihrem wesentlichen Gedankengehalte nach" verbürge sie wohl ihren Bestand, da „in dieser Richtung größere Garantien als die einer mehrtausendjährigen Entwicklung nicht zu erzielen sind". (S. 10.) — Meines Erachtens werden die Eheformen allzuviel juristisch und formal gewertet und dadurch allzuleicht die feine und allmählich sich vollziehende Differenzierung geltender Rechtssitte übersehen. Rechtsformen sind Petrefakten gleich, denen eine neue Auslegung neues Leben gibt.

Ich will dem Verfasser nicht folgen, wo er mit leichter Mühe allzu weitgehende Ehereformbestrebungen entwicklungsgeschichtlich zu widerlegen sucht — nur sei bemerkt, daß „Mutterrecht" im Sinne der „Frauenrechtlerinnen" keineswegs das urrechtliche Mutterrecht bedeutet —, sondern nur herausgreifen, was er selbst reformbedürftig nennt. „Eine unterschiedslose Gesellschaftsstellung der unehelichen Kinder" läßt sich nicht durch Gesetze erzwingen; das Unrecht wird wohl in gebildeteren Kreisen allgemein als solches gefühlt, aber die Rehabilitierung der Mutter ist doch nur möglich bei grundsätzlicher, rechtlicher wie sittlicher Anerkennung des Kindesrechtes auf Vater und Mutter. „Wesentliche Erleichterungen in der Ehescheidung" bringen in diesem Falle wie in der gewerbsmäßigen Prostitution keine wesentliche Besserung. Auf eine grundsätzliche Besserung richten sich alle Bestrebungen der neueren Ethik; wohl divergieren die Vorschläge nach den verschiedensten Richtungen, aber dem tiefer Blickenden kann es nicht verborgen bleiben, daß alle Reformvorschläge mehr oder minder bewußt die gleiche grundsätzliche Lösung auf psychischem Wege zu erreichen suchen. Zweifellos ist die ethische Bewertung der Persönlichkeit der Frau und des Kindes gestiegen. Die Ehe kann darum nur die innerlich freigewollte Hingabe der ganzen Persönlichkeit an die andere bedeuten, Ehescheidungsgrund ist alles, was diese Hingabe unmöglich macht. Das bedeutet nicht Aufhebung der „Gattentreue", nicht Auflösung des Ehebundes, sondern Vertiefung, psychische, darum sittliche Vertiefung des ehelichen Bandes. — Wir leben in einer Uebergangszeit, und jede Ueberhastung wird sich rächen, darum ist der Hinweis auf die Vergangenheit notwendig und fördernd, aber er muß auch Richtpunkte geben für die Weiterentwicklung. Unsere sittlichen Anschauungen sind das Produkt der Vergangenheit, die neuen Verhältnisse bringen neue Faktoren, die zu neuem Ausgleich drängen.

Ochsenfurt. Th. Engert.

Liebhaberausgaben. Der Insel-Verlag in Leipzig kündigt soeben die folgenden demnächst bei ihm erscheinenden Neuausgaben und Luxusdrucke an:

1. Goethes Werther, Faksimile der Originalausgabe von 1774. Lederband im Stile der Wertherzeit. (20 M.)

2. Corona Schröter, Fünfundzwanzig Lieder. Faksimile der Originalausgabe von 1786. Das Buch enthält bekanntlich Goethes „Erlkönig" im ersten Druck und zugleich in der ersten Komposition. (22 M.)

3. Schlegels Lucinde und Schleiermachers Vertraute Briefe über Lucinde. Neudruck der Ausgaben von 1799 und 1800. (10 M.)

4. Hugo v. Hofmannsthal, Der weiße Fächer. Mit 5 Holzschnitten von Edward Gordon Craig. (20 M.)

5. Oskar Wildes „Salome", deutsch von Hedwig Lachmann. Mit 15 Zeichnungen von Aubrey Beardsley in der Originalgröße. (14 M.)

Alle diese Bücher erscheinen nur einmalig in kleinen, numerierten Auflagen. Besonders interessieren wird es, daß Goethe selbst im Jahre 1824 bereits an einen Neudruck des alten Werther dachte. In einem erst jetzt bekannt gewordenen Briefkonzept an die Weygandsche Buchhandlung schrieb er darüber: „Der erste Abdruck in seiner heftigen Unbedingtheit ist's eigentlich, der die große Wirkung hervorgebracht hat; ich will die nachfolgenden Ausgaben nicht schelten, aber sie sind schon durch äußere Einflüsse gemildert, geregelt und haben denn doch nicht jenes frische unmittelbare Leben; dem Verleger selbst müßte es von großem Vorteil seyn, denn kaum ist noch jemand unter den Lebendigen, der jenen Abdruck gesehen hätte." Nun erfüllt 80 Jahre später der Insel-Verlag den Wunsch des Dichters.

Allgemeine Rundschau.

Franz Xaver v. Funk †.

Vorgestern nachts verschied in Tübingen Franz Xaver v. Funk, der bekannte Kirchenhistoriker der Tübinger katholisch-theologischen Fakultät, an einem Herzschlag. Er war 1840 in Abtsgmünd, O.-A. Aalen in Württemberg, geboren, war seit 1870 in Tübingen Extraordinarius und seit 1875 Ordinarius. Er trug sein Leben lang Kirchengeschichte vor und christliche Archäologie und Baustile. Weltbekannt wurde er durch eine Unzahl von Abhandlungen und Werken über die Schriftstücke der ersten Jahrhunderte des Christentums, die er zum Teile in mustergültigen Texteditionen der Welt vorlegte, größtenteils aber kritisch behandelte in allgemein vorbildlicher Weise. Von solchen Arbeiten seien erwähnt: Patres apostolici (2 Bände), Doctrina XII apostolorvm, „Das Testament unseres Herrn und die verwandten Schriften", „Konstitutionen", von denen der dritte Band bald fertig ist, usw. Eine große Anzahl von solchen Aufsätzen liegt vor in der Tübinger Quartalschrift neben fast unzähligen Rezensionen. Ferner erlebte seine einbändige Kirchengeschichte vier Auflagen bis jetzt. Auch sammelte er kirchengeschichtliche Abhandlungen in zwei Bänden. Nicht vergessen darf man auch seine Forschungen über die Diözese Rottenburg und ihre Entstehung; z. B. die katholische Landes-Universität in Ellwangen usf. Seine Schaffenskraft schien unerschöpflich und unbegrenzt.

Der Hauptwert der Arbeit von Professor v. Funk liegt auf der liberalen Basis, von der allein sein Schaffen ausging und die ihm in seiner langen Schaffenstätigkeit manche Anfeindung und manche Verketzerung eintrug. Er war der Nachfolger des ebenso bekannten Professors und späteren Bischofs von Rottenburg, Karl Joseph v. Hefele, und dessen Vorgänger war der nur für etliche Jahre nach München berufene Johann Adam v. Möhler, drei Leuchten in der theologischen Gelehrtenwelt. Aller jetzt Wunsch wäre, die württembergische Regierung möchte einen dieser Männer würdigen Nachfolger auf den so jäh freigewordenen Tübinger Lehrstuhl zu setzen imstande sein!

Kleinere Mitteilungen.

* **Weitere Durchforschung der Stätte La Tène.** In der Vorgeschichte bezeichnen wir die Zeit gallischer Größe, die Ausbreitung kostbarer heimischer und fremder Geräte über Mitteleuropa im 3. und 4. Jahrhundert v. Chr., nach einem kleinen Fundort in der Schweiz: La Tène. Es ist ein stilles Plätzchen am Neuenburger See, da gelegen, wo die Thielle den See verläßt, und doch stand hier einst ein helvetisches Oppidum, das einer ganzen Kulturperiode den Namen gegeben hat. Seit 1876 besaß dort die historische Gesellschaft Neuenburgs das Recht zu den Baggerungen und Ausgrabungen im See, und die von ihr zutage geförderten Schätze finden sich im Museum zu Neuchâtel. Seit 1883 waren keine systematischen Ausgrabungen mehr gemacht worden; aber jetzt (Februar 1907) hat die Historische Gesellschaft, wie im Globus mitgeteilt wird, sie wieder begonnen, wofür 20,000 Franken bewilligt wurden. Die ganze Area, innerhalb deren man Funde vermutet, wird Schritt für Schritt (solange der Wasserstand es erlaubt) durchforscht, und in einigen Jahren hofft man dann vollständig damit zu Ende zu sein.

Bü. **Die Griechische Archäologische Gesellschaft in Athen** hat am 1. Februar ihre Hauptversammlung abgehalten. Zum ersten Vorsitzenden wurde D. Wikélas erwählt. Der Rechenschaftsbericht wies die Ergebnisse der Ausgrabungen am Amphiareion bei Oropós, auf Sunion, in Euböa, Thessalien, auf Naxos, bei Thérmos, in Lokris, bei Lykosura, in Korinth und Epidauros nach. Bauten und Arbeiten zur Erhaltung und zum Schutz von Altertümern wurden in Phigaleia, dann am ältesten erhaltenen Tempel Griechenlands in Korinth und an der dortigen Quelle Peirene, an den mittelalterlichen Kultbauten bei Sparta vorgenommen. An Museumsbauten sind die von Lykosura, Sparta und auf Kerkyra zu nennen. In Aussicht genommen ist die Gründung von Provinzialmuseen in Pialion (Tegea) und in einigen Städten Thessaliens. — Die Einsetzung von Provinzialkommissaren zur Erhaltung der Altertümer soll nunmehr erfolgen.

CC. **7. Internationaler Kongreß für Physiologie zu Heidelberg.** Am 13. August d. J. wird zu Heidelberg der 7. Internationale Kongreß für Physiologie unter Vorsitz des Professors Kossel tagen. Die Sitzungen sind auf drei Tage berechnet; während der Tagung des Kongresses wird eine Ausstellung von Instrumenten und Apparaten in den Räumen des Instituts für Physiologie abgehalten werden.

Hochschulnachrichten.

C. H. **München.** Im 2. Halbjahr 1906 wurden an der Technischen Hochschule 20 Herren zu Doktoren der technischen Wissenschaften (Dr. ing.) promoviert.

hc. **Berlin.** Dem Privatdozenten für Augenheilkunde, Dr. med. Claude du Bois-Reymond, der als Lehrer an die in Schanghai zu begründende „Deutsche Medizinische Fachschule für Chinesen" berufen wurde, ist der Professortitel verliehen worden. — Den im vorigen Jahre neu geschaffenen Titel eines außerordentlichen Honorarprofessors erhielt der bisherige außerordentliche Professor für Zoologie an der Forstakademie Hannoversch-Münden Dr. R. Heymons. — Der Roosevelt-Professor Dr. W. Burgeß hält am 2. März seine Abschiedsvorlesung und begibt sich dann nach Wien, nach Bonn und zum Schluß nach Leipzig. Er bleibt noch bis zum Sommer in Deutschland.

hc. **Breslau.** Zwei neue Privatdozenten führen sich in der philosophischen Fakultät der Universität ein: Dr. phil. Walter Otto (aus Breslau) für das Fach der alten Geschichte und Dr. phil. Erich Waetzmann (aus Weissensee, Prov. Posen), Assistent am Physikalischen Institut, für das Fach der Physik. Ihre Habilitationsschriften tragen die Titel „Die wirtschaftliche Lage und die Bildung der Priester im hellenischen Aegypten" und „Zur Helmholtzschen Resonanztheorie". In der Antrittsvorlesung wird Ersterer (am 27. d. M.) über „Aegyptens Finanzwesen in hellenischer Zeit", letzterer (am 28. d. M.) über „Gletscherbildung" sprechen.

* **Gießen.** Die philosophische Fakultät der Universität hat den Senatspräsidenten des preußischen Oberverwaltungsgerichts, Bernhard Fuisting, wegen seiner Verdienste um die Förderung der Finanzwissenschaft zum Ehrendoktor ernannt.

Vorlesungen

an der

Königlichen Albertus-Universität

zu Königsberg

im Sommer-Halbjahre vom 16. April 1907 an.

Die Ziffern geben die Stundenzahl an. Das g (gratis) bedeutet, daß die Vorlesung unentgeltlich ist.

Die für Damen nicht zugänglichen Vorlesungen sind mit einem * bezeichnet.

Theologische Fakultät.

Jacoby: Prakt. Auslegg. d. Jakobusbriefes (1 g); Prakt. Theol. II. (5); Prakt. Abt. d. theol. Sem. (2 g). — Benrath: Einführg. in d. Studium d. Kirchengesch. (1 g); Kirchengesch. (bis 800) (5); Kirchenhist. Sem. (2 g). — Dorner: Systemat. Sozietät (2 g); Symbolik (4); Apologie in Verbindg. mit Religionsgesch. (4); Systemat. Abt. d. Sem. (2 g). — Kühl: Entstehg. u. Glaubwürdigkeit d. synopt. Evangelien (1 g); Erklärg. d. Matthäusevangeliums (4); Kursor. Lektüre d. Briefe Pauli an die Thessalonicher, Galater, Kolosser u. Philipper (4); Neutestamentl. Sem. (2 g). — Giesebrecht: Psalmen (4); Jesaia (5); Alttestamentl. Sem. (2 g). — Schulze: Dogmat. Uebg. (1 g); Evangel. Glaubenslehre (5). — Lezius: Gesch. d. Kirchenliedes (1 g); Kirchengesch., III. (5); Uebungen (g). — Hoffmann: Erklärg. d. Johannesbriefe (1 g); Römerbrief (4). — Lackner: Litauisch. Sem. (6 g). — Grzybowski: Polnisch. Sem. (4 g).

Juristische Fakultät.

Gradenwitz: Condictio u. Bereicherg. (1 g); B. G.-B. I (4); B. G.-B. V (4); Röm.-Zivilprozeß (2); Roman. Sem. (2 g). — Arndt: Grundzüge d. Verfassung d. Deutsch. Reichs (1 g); Kirchenrecht (5); Völker- u. Kolonialrecht (4). — His: Schiffahrtsrecht (1 g); Gesch. u. Grundzüge d. deutsch. Privatrechts (4); B. G.-B. IV (3); Handelsrecht (5). — Manigk: Ueber Stellvertretung (1 g); Einführung in d. Rechtswissenschaft (4); System d. röm. Rechts (6); Praktik. d. bürgerl. Rechts (2); Digestenexegese (2). — Kohlrausch: Lektüre von Quellen z. Gesch. d. Strafrechts (1 g); Zivilprozeß, II. (4); Strafprozeß (4); Strafrechtspraktikum (2). — Hubrich: Streitfragen d. Parlamentsrechts (1 g); Allgem. Reichs- u. preuß. Staatsrecht (4); Allgem. Reichs- und preuß. Verwaltungsrecht (5); Praktik. d. Staats- u. Kirchenrechts (1). — Knoke: Schuldverhältnisse aus unerlaubten Handlungen (1 g); Röm. Rechtsgesch. (2); Uebg. im röm. Recht (2); B. G.-B. II (4); Uebg. im bürgerl. Recht (2). — Gierke: Urheber- u. Erfinderrecht (1 g); Deutsche Rechtsgesch. (4); B. G.-B. III (4); Recht d. Wertpapiere und Wechselrecht (2); Praktik. im Handelsrecht (2). — Merkel: Vermögensdelikte (1 g); Strafrecht (5); Zivilprozeß, I. (4); Zivilprozeßübg. (2).

Medizinische Fakultät.

Jaffe: Chemie des Harns (1 g); Physiolog. u. patholog. Chemie (3); Chem. Praktik. f. Mediziner (6); Physiolog. Chemie (4); Arbeiten im Labor. f. mediz. Chemie (g). — Hermann: Stimme u. Sprache (1 g); Experimental-Physiologie, I. (6); Physiologie d. Sinnesorgane (3); Physiolog. Praktik. (6); Physiolog. Untersuchg. (g). — Stieda: *Topograph. Anatomie, II. (1 g); *Anatomie d. Menschen, II. (6); *Prakt. Uebg. in der allgem. u. spez. mikroskop. Anatomie (8). — Lichtheim: Klinik d. Nervenkrankh. (1½ g); Medizin. Klinik (10). — Winter: Geburtshilfl.-gynäkolog. Klinik (5). — Pfeiffer: Kolloquium über hygien. Fragen (g); Hygiene, II. (4); Bakteriolog.-hygien. Kurs. (6); Hygienisch-bakteriolog. Arb. im Labor. (g). — Lexer: Klinische Visite (1 g); Chirurg. Klinik (10); Operationskursus (8). — Meyer: Allgem. Diagnostik d. Geisteskrankh. (1 g); Psychiatrische u. Nervenklinik (3); Gerichtliche Psychiatrie (1). — Henke: Besprechg. ausgew. Fragen aus der Pathologie (1 g); Allgem. Pathologie u. patholog. Anatomie (5); Patholog. Histologie (6); Patholog.-anatom. Demonstrationskurs. (1); Arbeiten im Labor. (g). — Schreiber: Untersuchungsmeth. betreff. Speiseröhre, Magen, Darm (1 g); Medizin. Poliklinik (5); Impftechnik (1). — Seydel: Ausgew. Kap. d. gerichtl. Medizin (1 g). — Zander: Feinerer Bau d. Gehirns u. Rückenmarks (g); Knochen- u. Gelenklehre (3); Entwicklungsgesch. d. Menschen (3); Anatom. Seminar (4); Präparierübungen f. Frauen (tägl.); Mikroskop. Uebungen für Frauen (8). — Meschede: Ausgew. Kap. d. spez. Psychiatrie (1 g). — Falkenheim: Hygiene des Kindesalters (1 g); Poliklinik d. Kinderkrankh. (2). — Puppe: Aerztl. Rechts- u. Gesetzeskunde (1 g); Prakt. Kurs. d. gerichtl. Medizin f. Mediziner (4); Gerichtl. Medizin f. Juristen (2). — Scholtz: Pathologie u. Therapie d. Syphilis (1 g); Poliklinik d. Haut- u. Geschlechtskrankh. (4). — Heine: Ausgew. Kap. d. Ohrenheilkunde (1 g); Poliklinik d. Ohrenkrankh. (2). — Gerber: Kurs. d. Laryngo.- u. Rhinoskopie (1 g); Poliklinik d. Hals- u. Nasenkrankh. (1½). — Samter: Orthopädie (1 g); Chirurg. Sem. (2); Unfalls- u. Invaliditätsbegutachtung (1 g). — Hilbert: Klinisch. Untersuchungsmethoden (3); Physikalisch-diätetische Heilmethoden (1). — Kafemann: Operative Behandlg. d. Kieferhöhle (1 g); Pathologie u. Therapie d. Kieferhöhlenerkrankg. (1); Rhino.- u. Laryngoskopie (5). — Cohn: Allgem. Arzneiverordnungslehre (2). — Rosinski: Geburtshilfl. Operationskurs. (4). — Braatz: Ausgew. Kap. aus d. Gesch. d. Chirurgie (7 g); Jetzige Wundbehandlg. (1 g). — Hallervorden: Shakespeares dramatische Kunst als Gegenstand angewandter Psychologie (1 g); Grundzüge d. angewandten Psychologie (2). — Askanazy: Spez. Pathologie u. Therapie d. inneren Krankheiten (1). — Prutz: Ausgew. Kap. d. spez. Chirurgie (1 g); Chirurg. Krankh. d. Mundes (1). — Weiß: Mikroskop. Prakt. d. Zellenphysiologie (2). — Ellinger: Wichtigste Vergiftungen (1). — Ehrhardt: Chirurg. Improvisationstechnik (1 g); Frakturen u. Luxationen (2). — Stenger: Oto-, Rhino- und Laryngoskopie (1 g); Prakt. Kurs. d. kleineren oto-rhinologischen Eingriffe (1 g). — Friedberger: Schulhygiene (1). — Stieda: Chirurgisch. u. orthopädisch. Diagnostik u. Therapie (4); Röntgenkursus (1); Frakturen u. Luxationen (2). — Streit: Die für d. prakt. Arzt wichtigsten Erkrankg. d. Ohres u. d. Nase (2 g). — Hammerschlag: Kurs. d. gynäkolog. Diagnostik: a) praktisch (2); b) theoret. (1); Geburtshilfl. Kolloquium (1 g). — Zangemeister: Prakt. Kurs. d. gynäkolog. mikroskopisch. Diagnostik (2). — Strehl: Improvisationstechnik für d. Arzt (1 g); Kriegschirurgie (1). — Rindfleisch: Blutuntersuchg. u. Blutkrankh. (1); Unfall- u. Invaliditäts-Begutachtung (1). — Rautenberg: Klinische Untersuchungsmethoden (3); Patholog. Physiologie (1). — Cohn: Pathologie u. Therapie d. Harnorgane (1 g). — Scheller: Soziale Hygiene (g). — Voß: Krankheiten d. Ohres, d. Nase u. d. Nasenrachenraumes (2 g); Untersuchungsmeth. d. Ohres, d. Nase u. d. Nasenrachenraumes (1 g). — Joachim: Die Lehre vom Puls (1 g); Klinisch. Diagnostik mittels physikalischer Untersuchungsmethoden (3). — Klieneberger: Klinische Diagnostik mittels chemisch., mikroskop. u. bakteriol. Untersuchungsmethoden (2). — Wrede: Allgem. Chirurgie (3); Kurs. d. Verbandlehre (1). — Doebbelin: *Zahnfüllung (tägl.); *Zahnextraktionen (tägl.); *Zahnersatz (tägl.)

Philosophische Fakultät.

Rühl: Röm. Gesch. im 3. Jahrh. (1 g); Gesch. Alexanders d. Großen u. der Griechen bis z. Zerstörg. von Korinth (4); Historisch. Sem. (alte Gesch.) (1½ g). — Walter: Kants Kritik d. reinen Vernunft (1 g); Logik u. Erkenntnislehre (4). — Ludwich: Ausgew. Gedichte d. Bakchylides und anderer griechisch. Lyriker (2 g); Einführg. in d. Gesch. u. d. Studium d. klassisch. Philologie (4). — Bezzenberger: Griechische Formenlehre (2); Litauische Uebg. (1); Lettische Grammatik (2). — Hahn: Humboldt, Ritter, Peschel (1 g); Länderkunde d. Ost- u. Nordseeländer (3); Geograph. Uebg. (1½ g). — Braun: Tierische Parasiten d. Menschen u. d. Haustiere (2 g); Allgem. Zoologie (6); Helmintholog. Praktikum (2); Zoologisches Labor. (tägl. g). — Luerssen: Entwicklungsgesch. d. Moose (1 g); Allgem. Botanik (6); Offizin. Pflanzen (3); Mikroskop. Uebg. f. Anf. (6); Mikroskop. Uebg. f. Geübte (4). — Baumgart: Goethes Romane (2); Goethes Leben u. Schriften (4); Sem.: Uebg. zu Goethes Lyrik u. Dramatik (2 g). — Jeep: Philolog. Sem.: Interpretation d. Curculio von Plautus (2 g); Einleitg. in d. Schriften d. Tacitus (Annalen) (4); Lateinische Gesellschaft (g). — Volkmann: Seminar: Ergänzungen und Erläuterung. z. Elektrodynamik (1 g); Elektrodynamik, einschl. d. Theorien v. Maxwell u. H. A. Lorentz (4); Mathematisch-physikal. Labor.: a) Physikalisch-prakt. Uebg. u. Arbeiten für Anfänger und Vorgerückte (6); b) Leitung großer spezieller Arbeiten (tägl.). — Roßbach: Philolog. Sem.: Kursorische Lektüre d. Perser d. Aeschylos u. Erklärung d. Perser d. Timotheos (2 g); Oeffentl. u. Privatleben d. Römer (2); Hellenistische u. italisch-röm. Kunstgesch. (2); Archäolog. Uebg. über Denkmäler d. griech. Plastik (1½ g). — Mügge: Uebg. z. allgem. Mineralogie (2 g); Allgem. Mineralogie (4); Anleitg. zu mineralog. u. petrograph. Arbeiten (tägl. g). — Haendcke: Deutsche Kunst im tägl. Leben (1 g); Italienische Renaissance (2). — Klinger: Metalle u. Salze (1 g); Anorgan. Chemie (4); Organ. Chemie (4); Uebg. i. Labor. (tägl.). — Meyer: Uebg. zur analytischen Geometrie (1 g); Analytische Geometrie der Ebene (3); Differentialgeometrie (4); Uebg. zur Differentialgeometrie (1 g). — Diehl: Praktische Nationalökonomie (5); Handelspolitik (2); Staatswissenschaftl. Seminar (2 g). — Schoenflies: Uebg. zur Differentialrechnung (1 g); Differentialrechnung (4); Ueber den Kurvenbegriff (2). — Stutzer: Ausgew. Abschn. aus d. Grundlagen d. Chemie (1 g); Die Ernährung d. Pflanzen (4); Prakt. Uebg. im agrikultur-chemischen Institut (tägl.). — Abert: Demonstrationen aus d. Gebiete d. Landwirtschaft (g); Rassenkunde und Nutzung d. Haustiere (6); Uebg. im landwirtschaftl. Institute (tägl. g). — Krauske: Europäische Gesch. im Zeitalter d. Gegenreformation u. d. dreißigjährigen Krieges (4); Historisch. Sem. (neuere Gesch.) (2 g). — Kaluza: Englisch. Sem.: engl. Roman d. 18. u. 19. Jahrh. (2 g); Historische Grammatik d. engl. Sprache (4). — Wünsch: Philolog. Proseminar: Quintilians Institutio oratoria B. X. (1 g); Gesch. d. antiken Elegie (4); Rachfahl: Histor. Sem. (Mittelalter u. Neuzeit) (2 g); Deutsche Verfassungsgesch. (4). — Gerlach: Bevölkerungsproblem (1 g); Theoret. Nationalökonomie (5); Finanzwissenschaft (4); Anfängerübungen über d. Grundbegriffe d. Volkswirtschaftslehre (2). — Brockelmann: Gesch. d. osmanischen Reiches (1 g); Anfangsgründe d. Arabischen (2); Arabische Historiker (2); Die aramäischen Texte d. Alten Testaments (2); Hebräische Uebungen (1 g). — Battermann: Uebungen an Instrumenten d. Sternwarte (2 g); Theorie d. astronomischen Instrumente (3). — Schultz-Gora: Franz. Uebersetzungsübg. (1 g); Einführg. in d. Altfranzösische (4); Französischer Konversationskurs. f. Anf. (1 g); Neufranz. Uebungen im Seminar (2 g). — Schmidt: Die großen Physiker u. ihre Leistg. (1 g); Experimentalphysik (5); Physikalisch. Prakt. f. Anfänger (6); Physikal. Prakt. f. Fortgeschrittene (tägl.). — Meißner: Seminar: Erklärg. d. Liedes vom Hürnen Seyfried (2 g); Gesch. d. deutsch. Literatur im 12. u. 13. Jahrh. (4); Uebg. d. nordischen Gesellschaft (2 g). — Mitscherlich: Wiesen- und Futterbau (1 g); Landwirtschaftl. Exkursionen (g); Spezielle Pflanzenbaulehre (4); Prakt. Uebg. auf d. Gebiete d. Samenkunde (2); Arbeiten im Labor. d. landwirtschaftl. Instituts (tägl.). — Lohmeyer: Vorgesch. Altpreußens (2); Altpreuß. Historiographie (2). — Saalschütz: Gauß' hypergeometrische und andere interessante Reihen (2 g); Algebraische Uebg. (2 g); Determinantenlehre (3). — Schubert: Historische Uebg. f. Anfänger (1 g); Gesch. d. orientalischen Völker (3). — Blochmann: Kolloquium über ausgew. Kap. d. techn. Chemie (1 g); Analytische Chemie, II. (2); Ausgew. Kap. aus d. techn. Chemie (1). — Partheil: Methoden d. Arzneimittelprüfung (1 g); Pharmaz. Chemie (organisch) (5); Toxikolog. Chemie (1); Prakt. Uebg. im pharm.-chem. Labor. (tägl.). — Franke: Sanskrit, II. Kursus (2 g); Erklärung eines schwereren Sanskrittextes (Recht, Fabel oder Veda) (2 g); Indische Fabel- u. Märchenliteratur (2). — Uhl: Mittelhochdeutsche Uebg. (1½ g); Althochdeutsche Grammatik (2). — Peiser: Assyrisch f. Anf. (2 g); Hebräisch (2); Arabisch (2); Assyrisch (2); Assyriologische Gesellschaft (2 g). — Cohn: Ausgewählte Kapitel d. Himmelsmechanik (2 g); Einführg. in d. theoret. Astronomie (3). — Deubner: Philolog. Proseminar: Antiphon (1 g); Gesch. d. griech. Komödie u. Interpretation von Aristophanes' Fröschen (4); Lateinischer Anfängerkursus. — Pompeckj: Bedeutg. d. Organismen für d. Geologie (1 g); Allgem. Geologie (3); Geologie Ostpreußens u. d. Nachbargebiete (1); Paläontologische Uebungen (tägl.) — Lassar-Cohn: Aromatische Chemie (1). — Tolkiehn: Einleitg. in d. Leben u. d. schriftstellerische Tätigkeit des Sallustius (2); Lateinische Stilübungen (1 g); Anfangskursus im Griechischen (3). — Rost: Slavische Uebungen (1 g); Uebg. im schriftl. u. mündl. Gebrauche d. russischen Sprache (2 g); Aethiopisch (2 g); Geschichte der russ. Literatur im 18. u. 19. Jahrh. (2); Russisch f. Anfänger (2); Russisch f. Fortgeschrittene (2); Assyrisch (2); Assyriolog. Gesellschaft (2 g). — Lühe: Zellenlehre (1 g); Tiere d. Heimat, mit Bestimmungsübungen (3); Zoologische Exkursionen (g). — Kowalewski: Schopenhauers Leben und Lehre (2 g); Rechtsphilosophie (2); Grundprobleme der Ethik (1). — v. Negelein: Religionsgesch. d. ältesten Zeit (Indien, Eran, Ostasien) (1 g); Persisch f. Anfänger (2); Sanskrit-Uebungen, mit Einführung in den Veda (2). — Thurau: Paläographische Uebg. f. Anf. im Anschluß an das Gedicht von Gormond et Isembart (1 g); Franz. Literatur von d. Romantik bis z. Gegenwart (3); Franz. Konversationsübg. — Abromeit: Demonstrationen u. botan. Exkursionen (g); Blütenbiologie (2); Botanische Bestimmungsübungen (1). — Hittcher: Milchwirtschaft (2). — Seraphim: Die Teilungen Polens u. d. Aufstände d. Polen (1 g). — Johnsen: Auftreten, Gewinng. u. Verwertg. nutzbarer Minerale u. Gesteine (1). — Benrath: Konstitutionsbeweise (1 g); Theorie d. chem. Arbeitsmethoden (1); Physikalisch-chem. Praktikum (4 g). — Stolze: Gesch. d. Hansa (2). — Spangenberg: Entstehung d. europäischen Staatensystems (1 g). — Pilz: Demonstrat. in d. Veterinärklinik (2 g); Seuchenkrankh. d. Haustiere (2); Aeußere Krankh. d. Haustiere (2). — Wesener: Ausgew. Teile aus d. Gebiete d. Forstschutzes u. d. Forsteinrichtung (1). — Flamand: Uebg. im mündl. u. schriftl. Gebrauche d. franz. Sprache, für Anfänger (2); Stil- u. Kompositionsübg. f. Vorgeschr. (2); Franz. Uebg. f. d. Mitglieder d. rom. Seminars (1½ g); Konversationskurs. f. Vorgerücktere (1½ g). — Dunstan: Englischer Vortrag: einige Dichter des 17. u. 18. Jahrh. (2 g); Lektüre u. Erklärg. eines Dramas von Shakespeare (1½); Lektüre eines leichteren engl. Textes (2).

Lehrer der Künste und Fertigkeiten.

Brode: Musikgeschichte; Harmonielehre. — Riechert: Vortrags- und Redekunst: Fortsetzung der Uebungen zur Erlernung einer dialektfreien Aussprache; Organübungen; richtige Betonung und Rhythmik der deutschen Sprache; Schönheit des Vortrages (Beispiele); Rezitationen nebst Erläuterungen. — Mentz: Einführg. in d. Studium d. Tironischen Noten (1 g); Einführg. in d. Stenographie (System Gabelsberger) (1 g). — Grüneklee: Fechtkunst. — Voß: Reitkunst. (23070)

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Soeben sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Benediktus – Die Regel des hl. Benedictus
erklärt in ihrem geschichtlichen Zusammenhang und mit besonderer Rücksicht auf das geistliche Leben. gr. 8° (XVI u. 554) M. 7.—; geb. in Leinwand M. 8.20

Der Verfasser gründet sein Werk auf gesunde Wissenschaft, hütet sich aber, ihm das Gepräge der Wissenschaftlichkeit zu geben, er sucht vielmehr nach Möglichkeit die Gedanken des großen Ordensvaters klar und leicht verständlich darzubieten.

Franz, Adolph, Drei deutsche Minoritenprediger
aus dem XIII. und XIV. Jahrhundert. gr. 8° (XVI u. 160) M. 3.60; geb. in Leinwand M. 5.—

Die Schrift behandelt drei fast ganz unbekannte Minoritenprediger: Konrad von Sachsen, Frater Ludovicus und den pseudonymen Greculus.

Götz, Johann Baptist, Stadtpfarrer in Freystadt, **Die Glaubensspaltung im Gebiete der Markgrafschaft Ansbach-Kulmbach in den Jahren 1520—1535.** Auf Grund archivalischer Forschungen. Mit urkundlichen Beilagen. (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes, V. Band, 3. und 4. Heft.) gr. 8° (XX u. 202) M. 5.50 *(23112)

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Mittwoch, 27. Februar. Nummer 47.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Henry Wadworth Longfellow und seine Stellung in der amerikanischen Literatur. Von Hans Benzmann (Berlin-Wilmersdorf).

Englands Bevölkerung zu Beginn des 20. Jahrhunderts. (Fortsetzung.) Von Dr. Otto Most, Direktor des Statistischen Amtes und Dozent an der Akademie (Posen).

Bücher und Zeitschriften.

Ernst Sieper: Longfellows Evangeline. — Eine Prachtausgabe von Goldonis Werken.

Allgemeine Rundschau.

Der Deutsche Forstverein und der Forstwirtschaftsrat.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Henry Wadworth Longfellow und seine Stellung in der amerikanischen Literatur.

(Zum 100. Geburtstage des Dichters am 27. Februar 1907.)

Erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts treten in Nordamerika Dichter von Begabung und einiger Bedeutung auf. Bis dahin hatte das Land ausschließlich mit seiner politischen Entwicklung zu tun: Alle idealen Bestrebungen galten der Befreiung vom Mutterlande oder der Selbständigkeit des engeren Vaterlandes, des Heimatstaates. Noch früher — im 17. Jahrhundert, dem Jahrhundert der ersten Gründungen — ging alles geistige Leben in einer herben, düsteren Religiosität auf. Die puritanische Theologie, so lange sie die erste Lebensmacht der neuenglischen Welt war, verdammte alles, was das Leben schmückt und verschönt, als Tand und Sünde. Doch durchlebten diese Ansiedler, diese in der Wildnis verlorenen Dörfer und Städte, im Kampfe mit der ungeheuren Natur und mit den Indianern ihr heroisches Zeitalter, — es war ein Zeitalter gelebter Idyllen, Rhapsodien und Tragödien. Die spärliche Poesie des 18. Jahrhunderts ist ebenso wie die übrige amerikanische Literatur dieser Epoche ein blasser Schatten der englischen. Chaucer und Pope werden kopiert. Mit einigem Humor beleuchtet der Dichter Trumbull in „M'Fingal“ die Revolutionszeit. Doch entstanden im Unabhängigkeitskampfe einige Volkslieder und Nationalgesänge, wie: „Amerikanische Taxation“, „Yankee doodle“, „Der Fall von Burgoyne“, „Hail Columbia“ u. a.

Der erste Dichter, der mit Kraft und Phantasie die Eigentümlichkeiten des amerikanischen Naturlebens schilderte — ein geborener Romantiker — war Richard Henry Dana (geb. 1787). Er schuf schwermütige Naturgemälde und Nachtstücke von Blut und Schrecken („The buccaneer“). Realistische Gedichte, in welchen das Ansiedlerleben der sogenannten Pilgerväter (Puritaner) in Massachusetts lebendig geschildert wird, verfaßte John Whittier (geb. 1808) humoristische Lyrik und Parodien (z. B. nach Byrons Don Juan), Fitz Greene Halleck (geb. 1795). Als erster Originaldichter seines Landes ist der sehr begabte William Cullen Bryant (geb. 1794) zu nennen: er war ein feingestimmter Poet von großer Innigkeit des Gefühls, ein einsamer Naturbeobachter, der sich zur „Religion der Wälder“ bekannte. Freilich die großen Stimmungen des Pantheismus darf man auch bei ihm nicht suchen, er ist mehr Landschaftsmaler als Panegyriker; doch weiß er in seine Lieder (Klage des Indianers auf den Gräbern seiner Väter, Lied der Pitcaire-Insulanerin) einen bereits spezifisch amerikanischen Ton hineinzumischen. Karl Bleibtreu teilt in seiner Geschichte der englischen Literatur einige fein ausgewählte, auch außerordentlich treffend übersetzte Proben aus Bryants Lyrik mit.

Im allgemeinen stand die amerikanische Poesie wie die erzählende Literatur, der Roman, die Novelle — als deren Meister Irving und Cooper wenigstens genannt sein mögen — ganz unter englischem Einfluß, insbesondere, als in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die literarische Produktion ständig wuchs. Um die Mitte des Jahrhunderts erstehen dann schon Dichter von nationaler und internationaler Bedeutung, und man kann von hier ab deutlich das Entstehen einer wirklich autochthonen spezifisch amerikanischen Poesie beobachten. Ja, es treten Dichter auf von genialer Art oder von überragender Begabung und Bedeutung, starke Individualitäten, die als vollkommene monumentale Typen beider Richtungen, der anglo-amerikanischen und der spezifisch amerikanischen, bezeichnet werden können.

Hauptrepräsentanten der spezifisch amerikanischen Richtung, naturgemäß viel interessantere, stärkere und eigenwilligere Individualitäten als die Vertreter der anderen Richtung sind Edgar Allan Poe, Bret Harte und der unbegreifliche, rätselhafte Walt Whitman. Diese drei großen Amerikaner gehören ebenso wie der Dichterphilosoph Emerson und der amüsante amerikanische Humorist Marc Twain der Weltliteratur an. Die Art eines jeden von ihnen ist bekannt genug. Sie wurden in den letzten Jahren oft in Aufsätzen charakterisiert. Ihre Werke sind mehrfach ins Deutsche übersetzt worden.[1]) Poe,

[1]) Empfehlen möchte ich die gediegene Poe-Ausgabe (Gesamtwerke) des Verlages J. C. C. Bruns, — die Emerson-Ausgabe bei Eugen Diederichs, Jena (auch bei Bruns ist einiges erschienen), — Whitmans Gedichte „Grashalme“ bei Diederichs und bei Bruns. — Bret Harte ist in guten Uebersetzungen in der Reclam-Universalbibliothek erschienen; einzelnes bei Lutz, Stuttgart. — Die interessantesten Novellen von Poe und Emersons hauptsächlichste Schriften sind übrigens auch bei Reclam erschienen. — In der Reclamschen Klassikerausgabe sind,

eine dämonische Natur, ein Romantiker echt amerikanischer Art, der die tiefsten psychologischen und okkultistischen Probleme aufweist und sie sorglos verquickt mit abenteuerlichen, grotesken und spleenigen Einfällen, Effekten und Pointen, ist gleichzeitig ein genialer Wortkünstler und Impressionist in seinen psychologischen Geschichten, Prosagedichten und besonders in seinen unübertrefflichen suggestiven Balladen („Der Rabe", „Alalume"). Dieser abenteuerliche, dunkle und doch nur scheinbar verworrene Geist hat durch seine wahrhafte Genialität das Wunderbarste, Entsetzlichste und Ungeheuerlichste wahrscheinlich gemacht und ins Mögliche versetzt. Er führt uns in das Wurzelreich unserer Seele, wo das Elementare, das Tierische und Göttliche, das Instinktive im Halbschlummer liegt und das, was unser Eigenstes ist, von dem wir leben und das wir doch niemandem verraten. Dieser schreckliche Grübler, dieser grausame Mystiker und Schwarzkünstler der Seele ist zugleich der anziehendste und künstlerisch interessanteste amerikanische Poet.

Sein Gegenbild ist der kraftvolle, prometheische Walt Whitman. Auch Whitman ist Mystiker, aber er ist es ganz im großen, hellen Sinne Goethes, er ist Pantheist und als solcher von einer Universalität des Empfindens und Denkens, die ihresgleichen sucht in der ganzen Weltliteratur. Er ist mit allen großen Weltproblemen vertraut, spielend wirft er in seinen Gesängen uns die letzten Formeln aller Philosopheme hin, und zwar in erstaunlich poetischen Synthesen, Bildern und Symbolen. Er singt von den Wundern des menschlichen Körpers und der Seele, ungeniert und mit erhabener Freiheit von dem Geschlechtsleben von Mann und Weib ebenso wie von dem Getriebe in den Weltstädten, in den Häfen, Fabriken und Werkstätten. Ueberschwänglich hat Freiligrath einst diesen in der Tat spezifisch amerikanischen, aber auch durch und durch germanischen Dichter gefeiert. Er nennt ihn in einem Artikel der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 24. April 1868: den einzigen spezifisch-amerikanischen Dichter, einen noch nie Dagewesenen, einen fest und bewußt auf den eigenen amerikanischen Füßen Stehenden, einen große Dinge groß, wenn auch oft seltsam, Verkündenden, — den Dichter par excellence; den Dichter — „the poet".

*

Henry Wadworth Longfellow endlich, dessen 100. Geburtstag auf den 27. Februar dieses Jahres fällt, ist der vollkommenste Typus der aus der europäischen Kultur hervorgegangenen anglo-amerikanischen Kunst. Er repräsentiert diese Richtung in geradezu lichtvoller Weise, als eine Persönlichkeit, ausgestattet mit allen Vorzügen eines glücklichen poetischen Talents, eines angeborenen feinen Geschmacks, eines rastlosen Strebens nach Bereicherung des Herzens, nach Vertiefung der Weltanschauung und der ästhetischen Bildung. Er ist Epigone — man hat ihn in der Epigonenzeit in Deutschland auch besonders geschätzt —, aber er ist es im besten Sinne. Er ist kein Finder wilder, fremder Mähre, kein Schöpfer einer neuen Ideenwelt, geschweige denn Formenwelt. Sein Wollen war stärker als sein Können — er hat das oft bewiesen. Sein Talent versagte oft vor der Größe der zu gestaltenden Motive, z. B. in der „Göttlichen Tragödie", die freilich bereits ein Altersgedicht ist. Möglich übrigens, daß seine bewunderte und für ihn selbst so fruchtbare Bildung die eigensten und feinsten Keime eigenen Könnens erstickte. Möglich auch, daß sein vielleicht nicht allzu starkes ursprüngliches Talent durch die Bildung an Fülle und Ausdrucksfähigkeit gewann. Jedenfalls war er andrerseits auch kein Epigone im landläufigen Sinne; er überragt an Phantasie und Gedankentiefe z. B. weit die deutschen Lyriker und Epiker der 60er und 70er Jahre, und vor allem als echter Poet: er war ein Künstler seiner Art, ein Abstimmer des Wortes, der Stimmung, des Klanges, des Rhythmus, des Bildes. Er wußte genau, durch welche Mittel die Suggestivität eines Gedichtes erzielt wird. Das beweist er z. B. in seinen Balladen. Und vor allem — und dies scheidet ihn markant von aller abstrakten, reflexionären Epigonenpoesie —: seine Poesie war erlebte Poesie; eben weil er ein starkes Eigenleben lebte, weil er eine starke, ebenso temperamentvolle wie maßvolle Persönlichkeit war.

Und er war zudem eine Persönlichkeit von gewinnendster Herzensgüte, beseelt von einem wahren Enthusiasmus für allen Fortschritt, er war als Mensch und Dichter ein geborener Optimist. Diese lichtvolle Erscheinung mag in Zeiten der literarischen Fehden — wie der jetzigen —, in denen die Kunst mehr einen polemischen, negativen und in ihren genialen Aeußerungen einen dämonischen Charakter als einen gradlinigen, positiven und entsprechend seraphischen zeigt, etwas von ihrem Glanze verlieren. Um so heller wird ihr Wesen und Werk in Tagen ruhiger Kunstentwicklung, in vorherrschend idealistischen Perioden immer wieder erstrahlen.

Longfellow steht ganz auf dem Boden der alten Kultur, der europäischen Literatur, des Klassizismus und der Romantik, eines geläuterten Christentums, das im Empfinden wurzelt. Ganz besonders fesselte ihn auch die Kunst des Mittelalters mit ihrer Symbolik, mit ihrer tiefen Mystik, mit ihrem starken Optimismus in der Liebe und im Glauben; sein Liberalismus neigte zum Protestantismus ebenso stark wie zum Katholizismus hin.

Schon als Jüngling hatte er Gelegenheit, die alte Welt zu besuchen. Geboren zu Portland im Staate Maine, genoß er im elterlichen Hause die verständnis- und liebevollste Erziehung.[2]) „Mütterlicherseits stammt Longfellow von einem der berühmten Pilgerväter ab, von John Aldon, welcher, der Pilgersage nach, als der erste aus der „Maiblume" ans Land gestiegen war; väterlicherseits von Wilhelm Longfellow, einem englischen Edelmann, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nach Massachusetts übersiedelte." Der Vater Longfellows war Rechtsgelehrter und zeitweilig Kongreßmitglied. „Die Mutter, Zilpah Wadsworth, eine Tochter des Generals Peleg Wadsworth, war eine durch Schönheit und feinere Bildung wie durch Religiosität und Herzensgüte gleich ausgezeichnete Frau. Sie besaß ein tiefes Naturgefühl und große Vorliebe für Musik und Poesie." (Baumgartner.) Den ersten Unterricht genoß der Knabe in den Schulen in Portland. Er wird als ein sehr schöner Knabe gerühmt, er hatte etwas Zurückgezogenes, aber nichts Verschlossenes an sich; seine Offenheit gewann jeden beim ersten Blick. Man erkennt das innerliche und doch offene Wesen des Dichters aus einem sehr interessanten Jugendbildnis, das der deutschen Gesamtausgabe der poetischen Werke (Reclam) beigegeben ist. Erst dreizehn Jahre alt, verfaßte er sein erstes Gedicht, das in der „Portland Gazette" vom 17. November 1820 erschien. Es behandelt in poetischer Weise die Indianerfrage. Von weiteren Jugendgedichten erwähnt Baumgartner „Die Totenfeier des Minnisink, eine Art Seitenstück zu Schillers Nadowessischer Totenklage". Von 1822 ab besuchte er das Bowdoin College, die höhere Hauptschule des Staates Maine. Neben literarischen Studien betrieb er hier Philosophie nach Locke und Stewart, Physik und Che-

um dies gleich zu bemerken, ebenfalls in guter Uebersetzung (von Hermann Simon) auch Longfellows Sämtliche poetische Werke erschienen.

[2]) Die beste deutsche Longfellow-Biographie hat der Jesuit Baumgartner verfaßt 1887 (Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. Br.).

mie. Er sollte Rechtswissenschaft oder Theologie oder Medizin studieren, mehr aber zog ihn das Studium der Geschichte und Literatur an. „Der Kompromiß zwischen Vater und Sohn wurde durch eine unerwartete Wendung durchkreuzt. Frau Bowdoin, deren Mann zu Ehren das Kollegium seinen Namen trug, hatte 1000 Dollars für eine Professur der neueren Sprachen an demselben gestiftet, und obwohl der Staat weitere Unterstützung versagte, hatte der Verwaltungsausschuß die Errichtung der Professur beschlossen. Mr. Benjamin Ow, ein Mitglied desselben, hatte sich für die Uebersetzung einer Horazischen Ode von Longfellow so begeistert, daß er ohne weiteres den achtzehnjährigen Abiturienten als Professor vorschlug und aufs wärmste anempfahl. Vater Longfellow, der ebenfalls Mitglied des Ausschusses war, brachte diese unerwartete Neuigkeit mit nach Hause, zugleich mit der Nachricht, daß Henry erst zu weiterer Ausbildung Europa bereisen und dann die Professur übernehmen sollte." Diese Europafahrt unternimmt der Jüngling im Jahre 1826.

Ich habe mit Absicht diese glückliche Jugend etwas ausführlich geschildert. Immer zeigt uns die Jugendgeschichte eines bedeutenden Mannes sein Wesen, seinen Charakter, die Eigentümlichkeiten seiner Talente am deutlichsten. So ruhig wie die Jugend verlief das ganze glückliche Leben dieses Poeten. Er war in jeder Beziehung dazu prädestiniert, ein Dichter der Lebensbejahung zu werden, des Glaubens und der Liebe. Nur zweimal trafen ihn harte Schicksalsschläge.

Die erste Reise nach Europa führte ihn nach Paris und Madrid, wo er namentlich das spanische Volkslied studierte, nach Italien, Oesterreich (Wien, Prag), England, Holland, Deutschland. In Göttingen studierte er „exemplarisch", er hörte Wendt über Naturrecht und Heeren über alte und neue Geschichte. „Mein einziger Wunsch ist, heimzukommen," so meldet er dem Vater im Mai 1829; „ich würde keinen Augenblick mehr länger bleiben, wäre ich nicht von der Notwendigkeit überzeugt. Aber das Deutsche ist über alle Maßen schwer; nicht zu lesen — das ist nicht so schwer —, aber zu schreiben. Und man muß schreiben, und korrekt schreiben können, um es zu lehren." Daneben las er französische, spanische, altenglische Bücher und fing an, seine Reiseskizzen niederzuschreiben. Im August 1829 traf er wieder in New-York ein. 22 Jahre alt, wurde er Professor der neueren Sprachen am Bodwoin College. Im September 1831 vermählte er sich mit Fräulein Mary Story Potter, einer liebenswürdigen, auch geistig ihm ebenbürtigen und feingebildeten jungen Dame. In demselben Jahre erschien die erste Abteilung seiner Reiseskizzen unter dem Namen „Outre-Mer".

Im Jahre 1835 — nach Vollendung der Reiseskizzen — unternahm er seine zweite Europareise, und zwar zusammen mit seiner Frau. Hierbei erlebte er den einen großen Schmerz seines Lebens. In Amsterdam erkrankte seine Frau und starb bald darauf. Longfellow hielt sich diesmal besonders in Deutschland auf, namentlich in Heidelberg, um hier zu studieren. Er wohnte in Heidelberg bei einer Frau Himmelhahn in der Nähe des Karlstors. „Die Stadt und ihre Lage gefielen ihm überaus. Die Szenerie erinnerte ihn an Granada, und kein altes Schloß, außer der Alhambra, war ihm so großartig poetisch erschienen." Im Frühling nächsten Jahres bereiste er das übrige Süddeutschland. Unter anderem besuchte er auch München, Salzburg, Tirol, die Schweiz. „Aus den Seelenstimmungen dieser Prüfungszeit und den Eindrücken der Reise entstand der Roman Hyperion, welchen er 1839 veröffentlichte, zugleich ein Künstlerroman und Reiseroman, im Grunde eine Fortsetzung von „Outre-Mer", nur in novellistischem Gewande."

Aus Europa zurückgekehrt, übernahm er die ihm längst zugedachte Professur an der Harvard-Universität in Cambridge. Als Professor der neueren Literaturen wirkte er von 1836 bis 1854, überaus geliebt und verehrt von seinen Schülern. Er las u. a. besonders gern über die Divina Commedia, über Calderon und über Goethes Faust. Eine innige Freundschaft verband ihn mit dem Hellenisten Felton, dem bekannten Theologen Emerson, dem Novellisten Hawthorne, dem Literaturhistoriker Lowell. Fünf muntere Kinder, zwei Knaben und drei Mädchen, belebten nach seiner zweiten Verheiratung nach und nach das glückliche Haus in Cambridge, in dem einst Washington gewohnt hatte. Mit inniger Teilnahme verfolgte er die politische Entwicklung, er stand auf seiten der Nordstaaten. Im Jahre 1861 traf ihn ein zweites — entsetzliches — Unglück. Seine Frau verbrannte sich tödlich beim Versiegeln eines Paketes. Nichts konnte ihn zunächst trösten, erst die Zeit verwandelte seinen Schmerz in ein stetes wehmütiges Gedenken. Baumgartner teilt überaus sympathische Episoden aus seinem Leben, Stellen aus Briefen usw. mit. Noch zweimal besuchte er Europa, 1842 (Kuraufenthalt in Marienberg bei Boppard) und 1868 (Huldigungen in England, Aufenthalt in Rom). Nach reichem Wirken und bis in die letzten Jahre hinein schöpferisch tätig starb er am 24. März 1882, von seiner Nation aufs tiefste betrauert.

*

Longfellows Lebenswerk war ein doppeltes. Er war Literarhistoriker, Sprachgelehrter und Dichter. Als ersterer hat er namentlich auch das Studium der deutschen Sprache und Literatur in Amerika gefördert. Er hat z. B. Balladen von Schiller, Uhland, Freiligrath meisterhaft ins Englische übersetzt. Klassisch zu nennen ist die 1845 vollendete große Blütenlese „The Poets and Poetry or Europe", die Proben aus etwa 400 Dichtern enthält, und seine Uebersetzung der „Divina Commedia" (vollendet zum 6. Zentenarium von Dantes Geburtstag 1865, erschienen 1867).

Für uns kommt jedoch hauptsächlich der Dichter Longfellow in Betracht. Seine Stellung in der amerikanischen Literatur ist bereits im ersten Teile dieser Studie charakterisiert. Der Dichter und Literaturhistoriker Longfellow sind eigentlich eins. Seine Motive, Ideen, ja seine gesamte Weltanschauung, soweit sie nicht a priori aus seinem Gefühlsleben, aus seinem individuellen Wesen sich ergab, seine Kunstanschauungen nahm Longfellow zum größten Teil aus dem ungeheuren Material der europäischen Literaturen, die er als Gelehrter vollkommen beherrschte. Seine liebliche „Goldene Legende" behandelt das Motiv vom armen Heinrich, seine berühmten kleinen Epen „Evangeline" und „Miles Standish Brautfahrt" erinnern nicht nur in der Form (Hexameter), sondern auch in manchem Motiv an Goethes „Hermann und Dorothea", seine Balladen sind vielfach Nachdichtungen Schillerscher und Uhlandscher Balladen, mehrfach variiert er die Idee von Schillers Glocke (im „Schiffsbau", „Lied des Töpfers"), ja selbst sein bodenständigstes Werk „Der Sang von Hiawatha" erinnert in mancher Beziehung — allerdings auch kraft der inneren Koinzidenz aller originellen Sagen und Mythen — an nordische Mythen, in der Form an das Kalevala-Lied der Finnen.

Longfellows Werke zerfallen, spiegelnd die Richtungen seines Geisteslebens, in romantische Jugendwerke (Hauptwerke: „Die goldene Legende", „Der spanische Student"), nationale reife Schöpfungen („Hiawatha-Lied", „Standish' Brautfahrt", „Neu-England-Tragödien", „Evangeline", „Negerlieder", „Wirtshausgeschichten" usw.) und religiöse Altersdichtungen („Maske der Pan-

dora", „Göttliche Tragödie"). Daneben geht her seine balladeske und persönliche Lyrik. Diese auf der Hand liegende Einteilung stellt auch Baumgartner auf.

Ich möchte in dem folgenden von seinem bedeutendsten, seinen nationalen Dichtungen, ausgehen und in erster Linie sein bei weitem originellstes Werk, „Sang von Hiawatha", betrachten. Freiligrath hat es bekanntlich meisterhaft übersetzt. „The Song of Hiawatha" erschien 1855 (im Oktober), im April 1856 hatte die Bostoner Originalausgabe bereits dreißig Auflagen, jede von tausend Exemplaren, erlebt (außer den in England mehrmals aufgelegten Editionen). „Ein gut Teil dieser Erfolge," schreibt Freiligrath in dem Vorworte zu seiner Uebersetzung (Gesammelte Dichtungen, VI. Bd., 5. Aufl., 1886, Göschen), „ist gewiß dem Umstande zuzuschreiben, daß das Gedicht neu war — neu dem Stoffe und (für Amerika und England wenigstens) auch so gut wie neu der Form nach. Der Urwald und die Steppe waren bisher tot und sellos gewesen; die vor dem Gange der Zivilisation nach Westen flüchtende Rothaut, glaubte man, konnte sie nur mit den Rufen der Jagd oder des Krieges erfüllen; ein höheres Interesse schien sich den ursprünglichen Zuständen dieser „Völkernatur" nicht abgewinnen zu lassen. Das Poetische darin, das bei uns schon vor sechzig Jahren Schiller anwehte und ihn zu seiner „Nadoweſſiſchen Totenklage" begeisterte, wurde von den nächsten Erben des roten Mannes nicht erkannt, oder gelangte wenigstens nicht zum künstlerischen Ausdruck bei ihnen. . . . Da kam ein Dichter und bemächtigte sich des bereitliegenden rothen Stoffes, hauchte ihm eine Seele ein, machte ihn lebendig. Der Urwald war jetzt nicht mehr öde. Der Geist des Menschen, nicht auf Mord und Zerstörung bedacht, nein, still und sinnig schaffend und den Gang seiner Entwicklung in kindlichen Hervorbringungen, in Bild und Sage, wiederspiegelnd, trat uns aus ihm entgegen. So ist das Gedicht ein humanistisches und doch auch wieder ein spezifisch amerikanisches, — ebenso amerikanisch wie die „Evangeline" des Dichters, jenes reizende Bild altkanadischen Kolonistenlebens. Longfellow, kann man wohl sagen, hat den Amerikanern, in der Poesie, Amerika erst entdeckt."

Ich bemerkte bereits, daß Longfellow schon als Knabe für die Indianer schwärmte. Neue Anregungen empfing er, als er 1854 das finnische Epos Kalevala kennen lernte. Er wollte den Plan, eine Dichtung über die Indianer von Nordamerika zu verfassen, nun endlich verwirklichen und „die schönen Ueberlieferungen in ein Ganzes verweben", wie er selbst meinte. Als Versmaß wollte er den trochäischen Dimeter der Kalevala verwenden (ohne Reim, aber mit häufiger Anwendung der Alliteration und des Parallelismus). Mit Inbrunst studierte er Schoolcrafts großes Werk über die Indianer. Zehn Monate arbeitete er an dem Gedichte. 1855 erschien die „Indianische Edda", wie er selbst das Gedicht nannte.

Der „Sang von Hiawatha" ist ein rein episch-didaktisches Gedicht, in welchem die Kulturmythen der Indianer im Zusammenhange behandelt werden wie die Taten und Erlebnisse eines heroischen Helden, eines Abkömmlings Manitous, des großen Geistes, Freiligrath konnte deshalb mit Recht — dem Inhalte nach und auch der Form nach — das Gedicht ein spezifisch amerikanisches nennen. Die Gesamtwirkung ist eine derartig eigentümliche, sie wird nicht nur durch die Originalität des Stoffes erzeugt, sondern auch durch Verwendung von Bildern, Sprachgebräuchen, Symbolen und dergleichen, die dem Indianer vertraut und wesentlich sind. Longfellow hat augenscheinlich dem mythischen Gesamtwerke aller Naturvölker manches abgesehen. Aber ebenso offenbar, seltsam und doch natürlich ist es, daß die Grundsagen der Völker der Erde sich in gewissen Hauptmotiven, in gewissen Handlungen und Typen ähnlich sind. So erinnert das indianische Epos in mancher Grundidee, in mancher Einzellehre, in den mythischen und kulturellen Zwecken und Zielen an den germanischen Balder- und Siegfried-Mythus, an alte pelasgische Sagen, an ägyptische und indische Verwandlungsmärchen, ferner an die Messias-Sage des Orients. Trotzdem zeigt es ungemein feine, ihm allein eigentümliche Züge, Vorstellungen und Bilder. Ganz besonders zart ist das Verhältnis des Menschen zur Natur dargestellt und das Verhältnis zwischen Mann und Weib. Ein keuscher, reiner, heller Glanz schwebt gleichsam über dieser Dichtung, alles Tun und Treiben des Helden Hiawatha wird verklärt durch die dadurch zu verwirklichende Absicht des guten großen Geistes. Hiawatha ist „der Heros der Kultur und der Künste des Friedens, von den Göttern gesandt, um den undurchdringlichen Wald zu lichten, Jagd und Fischfang auszubilden, die blutigen Sitten durch edlere und menschlichere zu verdrängen; er ist es, welcher seinen Stammesgenossen Fischfang und Ackerbau, Bilderschrift und Heilkunst lehrt."

Der „Sang von Hiawatha" — es würde zu weit führen, hier den Inhalt, die Handlung selbst, die aus vielen einzelnen besteht, noch näher zu beleuchten — ist die bei weitem bedeutendste und eigentlich einzig originelle Dichtung Longfellows. Von nationalen Stoffen hat er dann noch namentlich die Geschichte der ersten Ansiedler, insbesondere der Puritaner und Quäker, behandelt. In der ebenfalls sehr bekannten lieblichen Dichtung „Evangeline" schildert er mit wahrhaft poetischer Kleinmalerei die Schicksale der französischen Kolonie in Acadien, dem heutigen Neu-Braunschweig, die Vertreibung der fleißigen Kolonisten durch die Engländer und die Schicksale der anmutigen Evangeline, die von ihrem jungen Gatten am Hochzeitstage getrennt wird, ihn überall — in allen Städten und Wäldern sucht und ihn endlich auf dem Sterbebette findet. Longfellow zeigt sich auch in dieser Dichtung, die eine der reizendsten der Weltliteratur ist, als ein Meister der Landschaftsmalerei und Milieuschilderung. Feine humorvolle Genre- und Charakterzeichnungen entwirft er in „Miles Standish' Brautfahrt", während die beiden Schauspiele „Endicok" und „Giles Corey" uns in die dunkle Zeit der Puritaner- und Quäkerkämpfer in Amerika versetzen. Der Fanatismus dieser protestantischen Sekten schien noch einmal die Greul- und Folterszenen und Hexenprozesse des Mittelalters heraufzubeschwören. Die betrügerischen Priester trieben die Bürger, Väter und Söhne zum Kampfe für das Dogma gegeneinander. Diese trübe Zeit, reich an entsetzlichen und dunklen Taten, wird in den beiden Dramen lebendig dargestellt. Baumgartner gibt genaue Analysen der Dramen, auf die ich hinweisen darf. Uebersetzt wurden die beiden Stücke von Hermann Simon (in der Reclamschen Ausgabe der poetischen Werke).

Weniger bekannt sind Longfellows „religiöse" Dichtungen, die er in dem Zyklus „Christus" vereinigte. In diesen Zyklus nahm er übrigens auch „Die goldene Legende", die Puritaner-Trägödien und seine Uebersetzung der „Göttlichen Komödie" auf. Durch Zwischenspiele, Gesänge und dergleichen wurden die einzelnen Teile miteinander verbunden. Eine originelle Weltanschauungsdichtung zu schaffen — im Sinne des Faust oder der „Göttlichen Komödie", dazu reichte jedoch seine Kraft nicht aus, dazu stand er andrerseits zu sehr unter dem Einfluß der bereits in klassischer Weise behandelten christlichen und modernen Erlösungsideen. Er wußte diesen Ideen im Grunde nichts Neues hinzuzufügen, er konnte für sich und zur Befriedigung seines immer hoffnungsvollen und gottsuchenden Gemütes nur ihre Grundakkorde aufs neue an-

schlagen und die tiefe und reine Liebe seines Herzens in ihren Harmonien ausklingen lassen. Im einzelnen aber bieten diese Dichtungen sehr viel Schönes und Tiefes. Die Gestalten der Engel erinnern in ihren hoheitsvollen Gebärden bisweilen an die gewaltigen Statuen Michelangelos, die Chöre und die seraphischen Harmonien der Engelchöre im Faust. Nüchtern wirkt im ganzen das dramatisierte Leben Christi, doch findet man auch hier Episoden (z. B. die Magdalenen-Episode), die in der Schilderung von bezaubernder Schönheit und psychologischer Feinheit sind.

Es tut mir leid, daß ich auf die reiche, vornehme und oft persönlich feine, immer auf den Ton des Erlebten gestimmte Lyrik Longfellows nicht ausführlich eingehen kann. Beachtung verdienen seine vielen, oft im echten Tone der englischen Ballade gehaltenen lyrisch-epischen Gedichte aus seinen jüngeren Jahren, ebenso wie die zarten, tief gestimmten Lieder und Sonette seines Alters. Seine Gedichte sind, falls sie nicht Lieder sind, trotz ihrer reflexionären Charakters anschaulich, d. i. echt poetisch in der Wirkung. Eigentümlich ist auch seiner Lyrik der schwebende, beseelte Rhythmus der englischen Poesie, der unsere Nerven in die zitternden Schwingungen des Wohlgefühls und süßer Melancholie versetzt. Die feine Kultur des lyrischen Geschmacks erhebt ihn hoch über alle epigonale Dichtung. Und wie froh er allem Leben entgegenfühlte, wie männlich stark und glaubensselig er durch das Leben ging, in seiner Lyrik klingt wie ein Unterton fast immer das melancholische Leitmotiv des Lebens oder des Todes mit, das zu bewußtem tiefen Schmerze wird, wenn er gestorbener Liebe gedenkt, der Dahingegangenen und der kommenden Dunkelheit. . . .

Ein Februarnachmittag

Der Tag sich neigt,
Die Nacht entsteigt;
Der Sumpf ist gefroren;
Der Strom ist tot.

Durch Wolkengrau bricht
Der Sonne rot Licht,
Auf den Fenstern des Dörfchens
Es flimmert so rot.

's schneit wieder, begraben
Sind Zäune und Graben,
Zeigen nicht mehr die Straße,
Die die Eb'ne durchzieht.

Es wallt durch die Matten
Wie grauenvolle Schatten
Ein Leichenzug langsam;
So düster er sieht.

Die Glocke ertönt;
Im Herzen da stöhnt
Jede Regung mir wieder
Den schrecklichen Klang.

Der Schatten sich streckt,
Mein Herz bebt erschreckt;
Es läutet hier drinnen
Wie Grabglockenklang . . . ,

Das Gedicht, nach Simons Uebersetzung zitiert, erinnert an die Weise eines, der kein Epigone war, an keinen Geringeren als Paul Verlaine.

Berlin. Hans Benzmann.

Englands Bevölkerung zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Von Otto Most.

(Fortsetzung.)

Die Frage bleibt freilich dabei zunächst offen, ob diese Zu- bezw. Abnahme reines Produkt natürlicher Vermehrung ist oder nicht, aber schon die genannten Daten lassen den Gegensatz zwischen industriellen und agrarischen Gebieten, der in England besonders scharf in die Erscheinung tritt, klar erkennen. Noch deutlicher wird dies aber, wenn man die Bevölkerung nach städtischen und ländlichen Distrikten scheidet. Die 1901 gezählten 1112 städtischen Distrikte umfassen ein Areal von 3,848,987 Acres mit 25,058,355 Bewohnern, die 664 ländlichen dagegen ein Gebiet von ungefähr neunfacher Größe (33,478,492 Acres) mit noch nicht einem Drittel so viel (7,369,488) Einwohnern. Während sich die städtische Bevölkerung im Jahrzehnt 1891 bis 1901 um 15.2 Proz. vermehrt hat, betrug die ländliche Vermehrungsquote nur 2.9 Prozent.

Die soeben noch offen gelassene Frage kann nunmehr beantwortet werden: Wie auch in anderen Ländern (z. B. Deutschland und Oesterreich), nur in viel stärkerem Maße ist die Entwicklung nicht die Folge wesentlicher natürlicher Unterschiede, sondern vielmehr das Resultat der Abwanderung, des Zugs nach der Stadt. Faßt man die 334 Registerdistrikte zusammen, die keine Städte mit mehr als 10,000 Einwohnern aufweisen, so ergibt sich für diese während des letzten Jahrzehnts ein Wanderungsverlust von 500,654, d. h. von mehr als einem Zehntel ihrer Gesamtbevölkerung, die 1901 5,545,645 betrug. Das übrige England aber gewinnt durch Wanderung 432,324. Die Differenz zwischen beiden Ziffern kommt auf Rechnung der Fernwanderung. Wie aber trotz des Verwandten in dieser Erscheinung die Bevölkerungsverteilung Englands von derjenigen etwa Deutschlands ihrem Charakter nach völlig verschieden ist, geht daraus hervor, daß in Orten mit weniger als 5000 Einwohnern hier 57.34 Proz., dort jedoch nur 25.84 Proz. der gesamten Einwohnerzahl des Landes leben. Das deutsche Volk trägt zweifellos einen zum großen Teil wenn auch nicht mehr ausgesprochen landwirtschaftlichen, so doch ländlichen Charakter, derjenige des englischen dagegen ist in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts durchaus städtisch geworden, und mit jedem Jahrzehnt tritt dies in reineren Formen zutage. In Deutschland entfielen 1900 auf die Städte mit über 100,000 Einwohnern 16.18 Proz., in England dagegen mehr als ein Drittel, 35.33 Proz. der Gesamtbevölkerung. An erster Stelle stehen dabei naturgemäß die vier volkreichsten Städte des Landes, neben London Liverpool (684,958), Manchester (543,872) und Birmingham (522,204), die nicht nur selbst seit den 50er Jahren in außerordentlicher Weise angeschwollen sind, sondern um die auch in der neuesten Zeit ein reicher Kranz schnell angewachsener Vorstädte emporgeschossen ist. Vorbildlich für diese großstädtische Agglomeration ist die Bevölkerungsentwicklung Londons, der größten Stadt der Welt, die ein ungemein interessantes Bild und typische Züge aufweist, die in geringerem Maße bei jeder Großstadt, besonders auch bei der jüngsten Entwicklung Berlins, nur vielleicht nicht so scharf, hervortreten, zu beobachten sind. Schon aus diesem Grunde lohnt ein Blick auf Londons Werdegang während der letzten Jahrzehnte.

Faßt man eine Gruppe von Registerdistrikten ins Auge, die annähernd das Zentrum (Central Area) eines weiteren Gebietes, des „Größeren London" (Greater London) bilden, so ergibt sich, daß dieses Zentrum während einer langen Periode eine ständige Bevölkerungsabnahme zeigt, während in den rund herum gelagerten Distrikten, die den Rest der Registergrafschaft*)

*) Im Gegensatz zu den alten historischen Grafschaften, die Verwaltungseinheiten nicht mehr bilden, ist die Einteilung des Landes in sogenannte Registergrafschaften erst neueren Datums. Die Grenzen beider berühren sich häufig, decken aber einander trotz gleicher Namen nicht.

London, des sogenannten „Inneren London“ (Inner London) ausmachen, eine recht erhebliche Zunahme stattgehabt hat, und zwar in um so stärkerem Maße, je entfernter vom Mittelpunkt der einzelne Distrikt liegt. Aber auch in diesem ersten Ringe macht sich gemäß folgender

Tabelle

(Die Bevölkerung Londons und seiner „Ringe“ 1861 bis 1901.)

	Bevölkerung					Zu- (+) od. Abnahme (−) in Proz. 1861/1901
	1861	1871	1881	1891	1901	
„Central area“	1,521,424	1,520,832	1,499,364	1,437,185	1,387,960	− 8,8
Nebrig. „inn. r-London, i. R.	1,287,070	1,740,564	2,330,933	2,711,132	3,148,581	+ 144,6
Inner-London	2,808,494	3,261,996	3,830,297	4,228,317	4,536,541	+ 61,5
Proz. der Bevölker. Englands . . .	**14.0**	**14.4**	**14,3**	**14,5**	**14.0**	—
2. äußerer Ring	414,223	624,245	936,364	1,053,489	2,014 851	+ 393,2
Größ. London	3,222,720	3,885,641	4,766,661	5,633,806	6,581,4 2	+ 104,2
Proz. der Bevölker. Englands . . .	**16,1**	**12,1**	**17,4**	**19,4**	**20,1**	—
3. Ring . . .	1,346,9 6	1,267,9 4	1,359,693	1,512,261	1,721,543	+ 28,8
Irsg samt . .	4,569,676	5,153,575	6,126,3 4	7,146,067	8,302,94..	+ 82,1
Proz. der Bevölker. Englands . . .	**22,7**	**22,7**	**24,0**	**24,6**	**25,5**	

eine entsprechende Tendenz bemerkbar, zunächst in der ständig abnehmenden Intensität der Vermehrung; die Bevölkerung flutet, weil auch hier kein Raum mehr für sie ist, in noch weiter gelegene Vororte, über die Grenzen „Innerlondons“ hinaus, bleibt aber zunächst noch innerhalb des hauptstädtischen Polizeidistrikts, im zweiten, äußeren Ring (Outer Ring) des „Größeren London“. Doch auch hier schon stockt die Zunahme, auch dieses gewaltige Areal wird allmählich zu eng für den sich mehrenden Zufluß, die Weltstadt greift immer weiter um sich und wird immer neue Ringe in ihr Gebiet einbeziehen, in demselben Maße, als rund um das Zentrum herum, in den engeren Kreisen, die Bevölkerung stagniert oder, wie in der Central Area, von Geschäften, Niederlagen u. dgl. verdrängt, in ständig steigendem Maße zurückgeht. Besser als alle Auseinandersetzungen zeigt diesen lehrreichen Vorgang die eingefügte Uebersicht,[5]) in der auch, freilich nur in sehr groben Zügen, versucht worden ist, noch einen dritten Ring zu konstruieren, der aus denjenigen Teilen der Registergrafschaften Kent, Surrey, Middlesex, Hertfordshire und Essex gebildet ist, die nicht ohnehin Teile des „größeren“ London ausmachen. Deutlich tritt die Quintessenz hervor: Hand in Hand mit zunehmender Zentralisation der Bevölkerung Englands, welche die gleichzeitige Verödung einzelner Landstriche herbeiführt, geht eine stetig gesteigerte Dezentralisation der Bevölkerung Londons.

In engem Zusammenhange mit diesen Besiedelungsverhältnissen steht, hier als Folge, dort als Ursache, die berufliche Zusammensetzung des englischen Volkes. Und auch hier — das sei vorweg genommen — zeigt sich ebenso wie hinsichtlich der Abnahme der Geburtlichkeit und des Zuges nach der Stadt zwar die gleiche Richtung der Entwicklung wie bei den übrigen in Betracht kommenden Kulturstaaten, aber das Tempo ist ein derartig gesteigertes, daß man sich wohl zugleich fragen darf, ob nicht in diesem Werden das Normale schon überschritten und ihm eine bedenkliche Beimischung bereits des Krankhaften zugeteilt ist.

[5]) Die Uebersicht wurde entnommen der größeren Arbeit des Verfassers „Der englische Zensus vom 1. April 1901“ in Conrads Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik, 3. Folge, Bd. XXX, S. 1—56, die für vorliegendes Resumé auch in anderer Hinsicht benutzt wurde.

Von 1000 Erwerbstätigen gehörten in England und Wales an:

	1881	1891	1901
der Landwirtschaft und Fischerei	124	103	85
der Industrie einschließlich Bergbau	578	583	590
dem Handel und Verkehr	99	111	130
den häuslichen und persönlichen Diensten . .	143	142	127
dem öffentlichen Dienst und freien Berufen .	56	61	68

Kein Zweifel, die Abnahme der landwirtschaftlichen Bevölkerung zugunsten von Handel und Industrie liegt in der Tendenz der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung; in England aber hat sie doch bereits einen Grad erreicht, der zu gewichtigen Bedenken Anlaß gibt.

Noch vor 50 Jahren war fast ein Viertel — 23.5 Proz. — aller über 10 Jahre alten männlichen Personen in Landwirtschaft, Fischerei, Gärtnerei u. dgl. beschäftigt; heute sind es nur noch 9.5 Proz. Die absolute Zahl, die 1851 1,544,087 betrug, ist annähernd um 400,000 gefallen. Weniger die Selbständigen sind es dabei, die diesen Verlust zu tragen haben, als vielmehr die Arbeiter. Ihr Rückgang — 1851 1,232,576, 1901 715,138 — beleuchtet am klarsten die Schnelligkeit, mit der die landwirtschaftliche Arbeit ihre national-wirtschaftliche Bedeutung eingebüßt hat, der Umfang ihrer Betriebe — im letzten Jahrzehnt in größerem Maße als je zuvor — zusammengeschrumpft ist. Dazu kommt noch ein zweiter, sehr gewichtiger Faktor!

In Deutschland steht der, allerdings ja auch in rückläufiger Entwicklung befindlichen Landwirtschaft eine weibliche Reservearmee zur Verfügung, welche die durch die männliche Abwanderung entstandenen Lücken auszufüllen in der Lage ist; die letzten Zählungen ergaben hier eine Zunahme der hauptberuflich in der Landwirtschaft tätigen Frauen um 8.61 Prozent. In England fehlt der Landwirtschaft auch diese Hilfe; im Gegenteil, die weiblichen Arbeitskräfte verschwinden fast völlig aus ihr. In noch höherem Maße als die Männer unterliegen sie dem Zuge nach der Stadt; von 143,475 in 1851 sind sie bis 1901 um 96.1 Prozent (!) auf weniger als ein Fünfundzwanzigstel jener Summe, 12,002, gesunken.

Die Situation Englands ist in dieser Hinsicht um so schwieriger, als auch Schottland und Irland einen erheblichen Rückgang der Landwirtschaft aufweisen. In ganz Großbritannien hat die landwirtschaftliche Bevölkerung während eines Zeitraumes von nur 20 Jahren über eine Viertelmillion Erwerbstätiger verloren, und in Ansehung dieser Verhältnisse hat denn auch der letzte offizielle Volkszählungsbericht, von 1901, mit allem Ernst des Warners auf diese „continuous agricultural Depression“[6]) hingewiesen.

[6]) Census of England and Wales. General Report with appendices, London 1904, S. 178.

(Schluß folgt.)

Bücher und Zeitschriften.

Longfellows Evangeline. Kritische Ausgabe mit Einleitung Untersuchungen über die Geschichte des englischen Hexameters und Anmerkungen. Von Ernst Sieper. (Englische Textbibliothek, herausgegeben von Dr. Johannes Hoops, ordentlicher Professor an der Universität in Heidelberg. Heidelberg 1905. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. VII und 177 S. Preis M 2.60 geheftet.)

Als ein Zeugnis für das Erwachen der amerikanischen Poesie wird Evangeline, abgesehen von seinem inneren, poetischen Werte, einen Ehrenplatz in der Geschichte der amerikanischen Literatur einnehmen. Lange war das amerikanische Schrifttum unselbständig. Als es sich darum handelte, von dem englischen Mutterlande in politischer Beziehung loszukommen, da war es vor allem der französische Einfluß, der Rousseaus und der Enzyklopädisten, dem sich das amerikanische Volk hingab. Aber es kam die Zeit, da, z. B. auch aus politischen Gründen, Frank-

reichs Einfluß schwand. Da strömte bald, fast wie mit einem Schlage, die deutsche Literatur, deutsche Philosophie und deutsche Wissenschaft ins Land. Und schließlich verlangte das immer stärker werdende Nationalgefühl, forderten die immer bewußter und mächtiger wirkenden heimischen Geisteskräfte eine eigene, amerikanische Poesie. „America is a poem in our eyes; its ample geography dazzles the imagination, and it will not wait long for metres," so ruft vaterlandsbegeistert und prophetisch Emerson aus. Aber nur unter außerordentlichen Schwierigkeiten vermochte sich eine nationale Dichtung in Amerika zu entwickeln. Wenn auch von Anfang an ein überaus kräftiges nationales Bewußtsein in den Gemütern der Menschen, die in der jungen Union ein neues Vaterland gefunden hatten, einsetzte, so fehlte doch diesem Volke die gemeinsame nationale Vergangenheit und damit die Quelle, aus der seine Dichter Stoffe und Formen ohne weiteres hätten schöpfen können. Das höhere, geistige Leben konnte sich nicht aus einer durch heimische Geschichte und Tradition entwickelten Vergangenheits- und Gegenwartskultur nähren, sondern mußte sich seine Anregungen holen aus der zeitgenössischen und der antiken Kultur der alten Welt. Europa, das Land der Sehnsucht und des Ideals für den Amerikaner des 19. Jahrhunderts, das heilige Land auch für Longfellow.

Um die in Hexametern geschriebene epische Dichtung „Evangeline" ganz zu verstehen, müssen wir an die europäisch-klassische Bildung denken, der sich Longfellow mit ganzer Seele hingab, an seine Wanderungen in der Normandie, an die Lampe, die ihm in den Studierstuben deutscher Universitäten brannte. In diese Stimmung hinein fällt dann der Wille, eine nationale Dichtung zu schaffen, die in der heimischen Geschichte, Kultur und Bodenbeschaffenheit wurzeln soll. Diese Dichtung führt noch nicht in das moderne Amerika, wie es war in den Tagen, als Longfellow schrieb, sondern zurück in die Zeit der Trapper und Kolonisten, in die Kämpfe um die nationale Unabhängigkeit.

Siepers verdienstliche Neuausgabe von „Evangeline" geht vor allen Dingen darauf aus, die Fäden aufzuweisen, die den Dichter mit seinem Heimatlande verknüpfen, mit der Geschichte und Kultur, mit der landschaftlichen Szenerie, mit den heimischen, literarischen Einflüssen. Das spezifisch Amerikanische, die unmittelbare Stimmung, aus der heraus Longfellow schrieb, die von verschiedenen Eindrücken und Vorlagen zusammenströmenden, bewußten und unbewußten Elemente, die bei dem dichterischen Schaffen mitgewirkt haben, sind von dem Herausgeber sorgsam und mit erschöpfender Reichhaltigkeit zusammengetragen worden. Es ist anzuerkennen, daß gerade diese in den bisherigen Ausgaben und Würdigungen der Dichtung weniger berücksichtigten Dinge eine ausführliche Darstellung gefunden haben. Dabei kommt jedoch die Erwähnung europäischen Einflusses, z. B. die in einigen Einzelheiten zutage tretende Einwirkung von Châteaubriands „Atala", nicht zu kurz.

Manche Anmerkungen hätten vielleicht entbehrt werden können, wie Hinweise auf Bibelstellen, auf die Literatur über das Damenspiel, über die Asphodelusblume usw. Zwar war es des Herausgebers Absicht, „einmal alles zusammenzustellen, was zur Erklärung der Dichtung irgendwie von Belang sein kann", aber wo das Verständnis des Lesers ohne weiteres erfolgt oder jeder historischen Belehrung zur Erfassung der Situation entraten kann, ist eine Anmerkung doch wohl überflüssig.

Der Herausgeber hat die Absicht, auch die beiden anderen epischen Dichtungen Longfellows „The Song of Hiawatha" (zu dieser Dichtung Longfellows haben wir eine Dissertation von Otto Broili „Die Hauptquellen von Longfellows The Song of Hiawatha", Würzburg 1898) und „Courtship of Miles Standish" in derselben Weise kritisch zu bearbeiten. Hoffentlich ist es ihm vergönnt, durch die vorliegende Ausgabe der schönsten Dichtung des so sympathischen amerikanischen Dichters, sowie durch die beabsichtigten weiteren Ausgaben ein größeres Interesse für Longfellow in Deutschland zu erwecken.

Gießen. W. Küchler.

C. E. **Eine Prachtausgabe von Goldonis Werken** aus Anlaß der Zentennarfeier hat der Stadtrat von Venedig in seiner Sitzung vom 14. Dezember 1906 zu veranstalten beschlossen. Die kritisch gesichtete vollständige Ausgabe soll in Kapitel geteilt, die Vorreden zu den einzelnen Bänden der Ausgabe Pasquali und damit eine Art Autobiographie als Einleitung voranschicken. Dann alle Komödien in Vers und Prosa, neugedruckt nach den ältesten, sorgfältig mit einander verglichenen Ausgaben in chronologischer Ordnung. Es sollen folgen: die Tragikomödien, die Intermezzi aus der Jugendzeit, die ernsten und die possenhaften Melodramen; endlich die anderen Dichtungen (lyrische Gelegenheitsgedichte usw.), der vollständige Briefwechsel und der französische Originaltext der Memoiren mit erläuternden Anmerkungen. Jedes ungedruckte Blatt soll berücksichtigt werden, sowohl die französisch geschriebenen Lustspielentwürfe, die sich in der Pariser Nationalbibliothek befinden, wie auch die jüngst von Achille Neri in Genua entdeckten Briefe. Ein bibliographisches Verzeichnis soll die Gesamtausgabe vervollständigen und würdig schließen. Die ganze Ausgabe wird aus zwanzig Luxusbänden von je 500 bis 600 Seiten bestehen; der Druck ist dem Venetianischen Institut für graphische Künste anvertraut. Der erste Band soll im Laufe dieses Jahres erscheinen; die anderen innerhalb einer Frist von fünf Jahren. Die Ausgabe wird aus nur 500 numerierten Exemplaren bestehen.

Allgemeine Rundschau.

Der Deutsche Forstverein und der Forstwirtschaftsrat.

Auf der Tagesordnung für die auf den 12. und 13. Februar in Berlin anberaumte Sitzung des Forstwirtschaftsrates standen einige Gegenstände, die auch für weitere Kreise beachtenswert erscheinen. Insbesondere darf die

Einrichtung des höheren forstlichen Unterrichts,

welche bei der diesjährigen Hauptversammlung des Deutschen Forstvereins in Straßburg zur Besprechung kommen wird und hier nur vorbereitend behandelt werden sollte, als eine brennende Frage gelten, nachdem in Bayern die Auflassung der Forstlichen Hochschule Aschaffenburg und die Verlegung des ganzen höheren Unterrichts an die Universität München voraussichtlich nahe bevorsteht und nachdem in Preußen, das zwar noch an seinen Akademien festhält, immer mehr Stimmen für eine Aenderung laut werden.

Der Gegensatz zwischen Nord und Süd, zwischen Akademie und Universität mußte begreiflicherweise auch in den gründlichen Erörterungen der beiden Referenten, des Oberforstmeisters Riebel Direktors der Akademie München, und des Universitätsprofessors Dr. Endres von München, sowie bei der weiteren Besprechung zum Ausdruck kommen. Die meisten Stimmen erkannten die Vorzüge des Universitätsstudiums unbedingt an; andere glaubten aber doch auch den bestehenden Akademien ihre Berechtigung zuerkennen zu müssen. Auffallend war die Tatsache, daß aus den Ländern, in denen reiner Hochschulunterricht besteht, kein Verteidiger der Akademien auftrat, während aus Gebieten, in denen an letzteren noch festgehalten wird, lebhafte Klagen über das Unzureichende des dermaligen Unterrichts laut wurden. Einstimmig war man auch der Ansicht, daß als Vorbedingung für den höheren forstlichen Unterricht das Absolutorium eines humanistischen, eines Real- oder Reform-Gymnasiums, nicht aber das einer Oberrealschule, verlangt werden müsse. Den beiden Referenten wurde es überlassen, womöglich eine Resolution zu vereinbaren, die zur Vorlage an die Hauptversammlung geeignet wäre.

Ein weiterer Gegenstand von allgemeinem Interesse war die Frage:

Unter welchen Umständen ist der Uebergang von bäuerlichen Privatwaldungen in den Besitz des Staates, der Gemeinden oder des Großgrundbesitzes angezeigt?

Eingeleitet wurde dessen Besprechung durch den kgl. Forstrat Eßlinger von Speyer. Wie zu erwarten war, kam er nach seinen nicht nur in Bayern, sondern auch in den Nachbarländern angestellten Erhebungen zu dem Ergebnis, daß wenigstens im südlichen Deutschland zwingende Gründe nicht bestehen, um den Uebergang bäuerlicher Waldungen in anderen Besitz herbeizuführen, daß vielmehr die Erhaltung des bäuerlichen Waldbesitzes, allerdings auch seine Verbesserung in volkswirtschaftlicher Beziehung sehr wünschenswert sei.

Zu demselben Schluß gelangte auch der nächste Redner, kgl. Regierungsforstdirektor Frhr. v. Raesfeldt von München, der als Obmann für die vier südlichen bayerischen Regierungsbezirke ersucht worden war, an der Besprechung sich zu beteiligen. Er brachte manches Ueberraschende aus seinem Obmannsbezirke über die dort bestehenden Waldbesitzverhältnisse. Unter anderem beträgt das Verhältnis des Privatwaldes zum Gesamtwald dort 62 Proz., in Niederbayern sogar 79, während in ganz Bayern nur 51 Prozent, in ganz Deutschland nur 47 Prozent aller Waldungen im Privatbesitz sich befinden. Von allen landwirtschaftlichen Betrieben des Obmannsbezirkes haben 50 Prozent auch Wald, von denen der Oberpfalz sogar 59 Prozent, während in ganz Bayern nur 42 Prozent, in ganz Deutschland nur 17 Prozent mit Wald versehen sind. Für den eigentlichen bäuerlichen Grundbesitz, der zwischen 5 und 100 Hektar sich bewegt, hat sich ergeben, daß im Obmannsbezirk 72 Prozent, in der Oberpfalz sogar 86 Prozent der landwirtschaftlichen Betriebe auch Wald ihr eigen nennen — und zwar nimmt dieser Wald durchschnittlich

ca. ein Viertel des einzelnen Gesamtbesitzes ein —, eine Waldfläche von 6.5 Hektar. Leider kann hier den weiteren Ausführungen nicht gefolgt werden. Sie erstreckten sich über die Nachteile und Schwierigkeiten, unter denen der Privatwaldbesitz im südlichen Bayern leidet, insbesondere über die weitgehende Zersplitterung, dann aber auch über die Umstände, die ihm günstig waren, u. a. über die in jüngster Zeit besonders reichlich gewährte Beihilfe von seiten des Staates und des Landwirtschaftlichen Vereins.

Aus den Erörterungen bei der Redner war die große Bedeutung des Waldbesitzes für den bäuerlichen Wohlstand in Bayern unverkennbar zu entnehmen. Es war zu bedauern, daß nicht auch aus anderen Teilen Deutschlands Mitteilungen darüber vorlagen, ob und welche Umstände etwa dort den Uebergang bäuerlicher Waldungen in anderen Besitz wünschenswert erscheinen lassen. Nur aus Hessen und Baden kommen noch Aeußerungen in diesem Sinne. Auf die Anregung von Dr. Endres, der die volkswirtschaftliche Wichtigkeit der Frage besonders hervorhob, wurde beschlossen, den Gegenstand weiter zu verfolgen und in einer späteren Hauptversammlung auf die Tagesordnung zu setzen. Bis dahin hofft man auch die Ergebnisse der bevorstehenden neuen Berufs- und Betriebsstatistik des Deutschen Reiches benützen zu können.

Kleinere Mitteilungen.

* **Bahnprojekt für Französisch-Kongo.** Es hat nicht an Bahnprojekten zur Verbindung der Gabunküste mit einem der schiffbaren nördlichen Kongo-Zuflüsse gefehlt, und einmal, 1894 bis 1896, ist die Trasse einer solchen Bahn unter Benutzung des Flußtales des Kwillu-Niari auch studiert worden; sie sollte von Loango nach Brazzaville führen, 477 Kilometer lang werden und 82 Millionen Franken kosten. Es sind aber diese Projekte eben nur Projekte geblieben.

Neuerdings ist nach dem Globus (Verlag von Fr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig) wieder ein Projekt aufgetaucht, dessen Urheber der bekannte Generalkommissar Gentil ist und für das er den französischen Kolonialminister insoweit interessierte, als dieser dem Vorschlag zustimmte, den Verwaltungsüberschuß des Congo Français vom Jahre 1904 für die Vorarbeiten einer Bahn vom Gabun nach dem Likuala-Mossaka zu verwenden. Es wurde eine Kommission bestellt, die 1905 und 1906 draußen gearbeitet und nun eine Trasse angegeben und Kostenanschläge gemacht hat.

Eines der Kommissionsmitglieder, Kapitän Cambier, hat in La Géographie vom Dezember v. J. darüber einiges mitgeteilt. Danach soll die Bahn bei Owendo am Gabunästuar, 12 Kilometer südöstlich von Libreville, beginnen und bei Ndjole den Ogowe erreichen. Dieses Stück ist 200 Kilometer lang und soll 112,000 Franken pro Kilometer, im ganzen also 22.4 Millionen Franken beanspruchen. Von Ndjole ab soll die Bahn dem nördlichen Ufer des Ogowe bis zur Einmündung des Ivindo folgen. Dieses Stück ist ebenfalls 200 Kilometer lang, infolge der schwierigen Arbeit im Ogowetal aber erheblich teuerer: es soll 35 Millionen Franken, der Kilometer also rund 175,000 Franken kosten. Von der Ivindo-Mündung endlich soll die Bahn ostwärts nach Makua führen, von wo ab der Likuala-Mossaka bis zum Kongo schiffbar ist. Hier sind wesentliche Schwierigkeiten nicht zu überwinden. Das Stück ist 430 Kilometer lang, die Baukosten sollen 120,000 Franken pro Kilometer, im ganzen also rund 50 Millionen Franken betragen. Demnach würde diese ganze Bahn 830 Kilometer lang sein und 107 Millionen Franken kosten, was für den Kilometer etwa 125.000 Franken ergibt. Cambier glaubt, daß die Bahn sich rentieren würde, das Ogowe-Gebiet sei reich an Kautschuk. Natürlich würde die Bahn auch dem Verkehr mit dem französischen Schari- und Tsadsee-Gebiet dienen. Die Mittel sollten durch eine Anleihe der Kolonie aufgebracht werden. Es ist immerhin möglich, daß dieses Projekt ein günstigeres Schicksal hat als seine Vorgänger.

* **Durchquerung Afrikas.** Der Afrikaforscher Seiner hat nach einer Kabeldepesche aus Windhuk die Durchquerung Afrikas von den Viktoriafällen aus nach Südwestafrika trotz der in diesem Gebiete herrschenden Unruhen vollendet. Seiner dürfte damit den von der Deutschen Kolonialgesellschaft erhaltenen Auftrag der Ausforschung eines Verbindungsweges von Südost- nach Südwestafrika glücklich durchgeführt haben.

Z. **Von der Frankfurter Akademie.** Die Entwicklung der „Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften" in Frankfurt am Main hat so erfreuliche Dimensionen angenommen, daß der Magistrat sich veranlaßt gesehen hat, der Stadtverordnetenversammlung den Antrag zu unterbreiten, daß vom 1. April ab der jährliche Beitrag, den die Stadt gewährt, von 30,000 M auf 75,000 M erhöht werden möge. Gleichzeitig hat sich das „Institut für Gemeinwohl" — das den gleichen Beitrag wie die Stadt leistete, bezw. in letzter Zeit diesen bereits von 30,000 M auf 36,000 M erhöht hatte — bereit erklärt, ebenfalls fortan 75,000 M Beitrag zu den Unterhaltungskosten der Akademie zu zahlen. Die Handelskammer (der dritte Patron der Akademie) hat schon seit dem 1. Oktober ihren Beitrag von 5000 M auf 10,000 M gesteigert. Wenn die Stadtverordneten einwilligen, so werden also mit einem Schlage der Akademie 90,000 M jährliche neue Einnahmen zufließen. Der Ausbau der Hochschule, die Ausstattung der neuen Seminare und Institute, die sich in der letzten Zeit, anschließend an die neuen Lehrstühle, angegliedert haben, erfordert naturgemäß erhebliche Kosten; eine Gründung neuer Lehrstühle scheint vorerst nicht in Aussicht genommen zu sein. Am 28. Februar wird übrigens das neue Senckenbergische Museum eingeweiht werden, dessen Neubau sich neben dem Neubau der Akademie erhebt. Vielleicht wird sich dieser Tag auch für die Zukunft der Akademie in irgend einer Weise fruchtbar erweisen.

* **Goethe-Gesellschaft.** Am 25. Mai findet in Weimar die Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft statt. Den Festvortrag hat Professor Dr. Jakob Minor (Wien) übernommen. Am Abend wird im Tivolitheater ein kleineres Stück von Goethe, wahrscheinlich „Die Geschwister" aufgeführt werden.

hc. **Personalien.** In Wien ist am 22. d. M. der Direktor der niederösterreichischen Landesirrenanstalt, Regierungsrat Dr. Adalbert Tilkowsky, im 65. Lebensjahre gestorben. Der hervorragende Psychiater leitete diese Anstalt seit 1895 als Nachfolger Gausters. — Am 19. Februar ist zu Bethlen-szent-miklós (Ungarn) Dr. Heinrich v. Wlisocki gestorben, eine Autorität auf dem Gebiete der Zigeuner-Forschung. Seine letzten wissenschaftlichen Arbeiten sind als Beiträge zu Band V von Helmolts „Weltgeschichte" (1905) erschienen. — In Adyar bei Madras ist am 18. Februar im Alter von 75 Jahren Oberst Henry Steel Olcott von einer langen schweren Krankheit durch den Tod erlöst worden. Er war mit Helene Blavatsky der Hauptgründer des neobuddhistischen Geheimklubs, der seit 30 Jahren vor allem in Amerika und England in den Verzweigungen der sogenannten „Theosophischen Gesellschaft" seine Gemeinde gefunden hat.

Hochschulnachrichten.

hc. **Erlangen.** Professor Dr. Adolf Schulten, Privatdozent an der Universität Göttingen, ist als Nachfolger von Professor Judeich für das Lehrfach der alten Geschichte berufen worden.

* **Tübingen.** Professor Dr. E. v. Koken, Ordinarius der Mineralogie und Geologie, wurde zum Rektor der Universität für das Jahr 1907/08 ernannt.

* **Straßburg.** An der hiesigen Universität habilitierte sich der Direktor des Bezirksarchivs Dr. H. Kaiser (aus Barmen) als Privatdozent für Geschichte und geschichtliche Hilfswissenschaften mit einer öffentlichen Antrittsvorlesung über die Universität Paris und die große Kirchenspaltung.

* **Marburg.** Die für Lehrer und Lehrerinnen bestimmten Ferienkurse mit Vorlesungen und Uebungen in deutscher, französischer und englischer Sprache finden dieses Jahr vom 8. bis zum 26. Juli und vom 5. bis zum 23. August statt und werden aus zwei Teilen von je dreistündiger Dauer bestehen.

H. **Bern.** Der Regierungsrat wählte zum außerordentlichen Professor für romanische Philologie, italienische Sprache und Literatur (mit der Verpflichtung zu Vorlesungen an der Lehramtsschule) den Privatdozenten an der Universität Zürich Dr. Karl Jaberg (von Radolfingen).

H. **Zürich.** An der hiesigen Universität habilitierte sich Dr. H. Bluntschli als Privatdozent mit einer Antrittsvorlesung über „Das Gebiß des Menschen als Zeugnis seiner Vergangenheit".

* **Paris.** Eine Vergrößerung der Universität wurde in einer Professorenversammlung in der Sorbonne vom Rektor Liard als bevorstehend angekündigt. Ein ehemaliges Klostergebäude neben der Universität wird das 9000 Quadratmeter umfassende Gelände für ein „Institut chimique" abgeben; die Gesamtkosten werden 3 Millionen betragen; der Staat gab bereits 750,000 Fr., der Fürst von Monaco 300,000 Fr., wogegen er ein ozeanographisches Institut in der Universität einrichten darf, den Rest der Summe wird die Universität aus ihren eigenen Mitteln aufbringen.

Jahrgang 1907. München, Donnerstag, 28. Februar. Nummer 50.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 2.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Gedanken über die Friedensbewegung. Von Generalleutnant Ritter v. Endres, Chef des Generalstabes der kgl. bayerischen Armee (München).

Johann Christian Senckenberg. Zu seinem zweihundertjährigen Geburtstage. Von Professor Dr. Martin Möbius (Frankfurt a. M.).

Englands Bevölkerung zu Beginn des 20. Jahrhunderts. (Schluß.) Von Dr. Otto Most, Direktor des Statistischen Amtes und Dozent an der Akademie (Posen).

Bücher und Zeitschriften.

Adolf Frey: Der Tiermaler Rudolf Koller. — Paul Richer: Nouvelle Anatomie Artistique du Corps humain.

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu München

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Gedanken über die Friedensbewegung.*)

Von Generalleutnant Ritter v. Endres.

„Den Frieden kann das Wollen nicht bereiten.“
(Goethe, des Epimenides Erwachen.)

Es mag erstaunlich erscheinen, daß ich als Soldat die Friedensbewegung zum Inhalt eines Vortrages gewählt habe, und noch dazu in diesem Kreise, den jetzt Kolonisationsfragen beschäftigen, die anscheinend mit der Friedensbewegung gar nichts zu tun haben. Ich möchte deshalb zunächst die Gedankengänge klar legen, die vielleicht geeignet sind, diese Widersprüche zu lösen. Die Stellung des Offiziers inmitten der harten Wirklichkeiten des Lebens ist zweifellos auf Kampf und Streit gerichtet. Er bereitet im Frieden die Mittel des Krieges vor und führt den Kampf im Kriege. Trotz alledem aber steht er als Sohn seines Vaterlandes den Gedanken und Bestrebungen der Gesamtheit, den Idealen der Besten geradeso wenig fern, wie die Armee der allgemeinen Wehrpflicht dem Volkstum fern steht. Daß aber der Gedanke des ewigen Friedens ein Ideal auch edler deutscher Herzen ist, kann nicht wohl bezweifelt werden; und der Einsicht, daß in ihm ein Sehnen und Streben liegt, eine Quelle menschlichen Elends und menschlicher Qual zu schließen, kann sich auch der Offizier nicht entziehen, wenn auch seine reine Berufstätigkeit auf einem ganz anderen Gebiete liegt.

*) Vortrag, gehalten am 27. Februar im Hause der Prinzessin zu Hohenlohe, bei Gelegenheit einer gesellschaftlichen Veranstaltung zugunsten der Krankenpflege in den Kolonien.

Ob freilich diesem Gedanken des ewigen Friedens die Möglichkeit der Verwirklichung zugesprochen werden kann, oder ob wir uns mehr dem Ausspruche Moltkes „der ewige Friede ist nur ein Traum, und nicht einmal ein schöner“ anzuschließen haben, wird erst im weiteren Verlaufe besprochen werden können.

Wir müssen uns hier noch mit der zweiten Frage beschäftigen: inwiefern Kolonisation und Friedensbewegung sich berühren. Die deutsche Kolonisationstätigkeit der letzten Jahrzehnte hat zwei große gegnerische Strömungen zu überwinden. Die eine liegt auf politischem Gebiet und ist teils auf Feindschaft gegen den Staat als solchen, teils auf die Neigung weiter Kreise zurückzuführen, vaterländische Werte vom Parteistandpunkt aus zu bemessen. Dieser Parteistandpunkt aber gibt Veranlassung, den großen Massen der Bevölkerung die nationale Seite der Kolonisation durch Vorführung anderer Fragen, die tatsächlich diesen Dingen ganz ferne liegen, zu verschleiern und die wirtschaftliche Seite der Kolonisation nicht danach zu beurteilen, was wir mit Recht von unserer Arbeit erhoffen und erstreben, sondern nach der Kostspieligkeit des Wirtschaftsbeginnes, die den großen Massen mehr einleuchtet, als weitaussehende wirtschaftliche Pläne. Wir haben in der letzten Zeit reichlich Gelegenheit gehabt, die Wirkungen dieser Strömung nach ihrer doppelten Richtung zu beobachten und zu beklagen. Sie beschäftigt uns hier nur soweit, als der Grundton unserer Erörterungen, der rein nationale, in Gegensatz zu dieser Strömung steht und diesen Gegensatz trotz rein sachlicher Betrachtungsweise niemals weder verleugnen kann noch will.

Die zweite der der Kolonisation entgegenwirkenden Strömungen ist eben die Friedensbewegung, mit der wir uns zu befassen haben. Kolonisation ist zunächst Krieg; sie geht auf Willensunterwerfung fremder Völkerschaften von geringer Kultur und reichem, durch Arbeit ungenügend ausgenütztem Bodenbesitz aus und hat den Zweck, den höher kultivierten Völkern die wirtschaftlichen Vorteile des ungenützten jungfräulichen Bodens und der brach liegenden Arbeitskraft zuzuführen und den überschießenden Arbeitskräften eines gesunden, kraftvollen Volkes ein neues Arbeitsfeld zu schaffen. Daß dies nur unter Kampf und Krieg möglich ist, hat die Geschichte der Kolonisation zu allen Zeiten bewiesen, und es ist somit selbstverständlich, daß die Friedensbewegung auch der Kolonisation, die in ihrer ersten Erscheinungsform nichts als Krieg sein kann, feindlich gegenüberstehen muß. Wir haben uns also, wenn wir Kolonisation wollen, mit dieser Bewegung auseinanderzusetzen, und dies bildet den Gegenstand unseres Vortrages selbst.

Eine der grauenhaftesten und widerspruchvollsten Erscheinungen der menschlichen Geschichte ist der Krieg. Im Frieden ist fast die ganze Arbeit eines Volkes der Vermehrung seiner Güter und der Entwicklung seiner Kultur zugewendet. Die Verwaltung des Landes ist in der Haupt-

sache mit der Unterstützung dieser Bestrebungen beschäftigt. Die Lebenshaltung und der geistige Zustand der Bevölkerung wachsen. Die Massen der nutzbaren Gütererzeugung nehmen zu, die Art und Weise der Gütererzeugung wird den Erfindungen der Wissenschaft und den Forderungen der Gesundheitslehre angepaßt. Wissenschaft und Kunst finden das freieste Feld ihrer Tätigkeit und ergiebige Förderung nicht nur durch den reicher werdenden Staat, sondern auch durch freigebige Verwendung des sich ansammelnden Privatvermögens. Leben und Gesundheit gelten als hohe Güter, und deren Pflege als eine der wichtigsten Aufgaben der Gesamtheit und der Familie. Diese Pflege der äußeren Güter und ihre Wertschätzung erzeugt eine starke Betonung des Glücksgefühls der einzelnen Persönlichkeit, das nicht ohne Widerspruch gegen das Wesen des Staates auch in der Freiheit von jeder Beeinflussung gesucht wird. Rauhe Tugend, rüstige Wehrhaftigkeit, soldatischer Gehorsam treten in den Hintergrund, gelten wohl gar als Ueberreste vergangener roher Zeiten; die nicht selten spielerischen Formen des Sportes treten an ihre Stelle.

Der Krieg ändert dieses Bild mit einem Schlag. Die Nation scheint von einem Vernichtungstaumel ergriffen zu sein. Ihre ganze Arbeit ist auf Kampf gerichtet. Aus allen Werkstätten, aus den gelehrten Schulen, aus den Stätten köstlichster Kunst strömen die Männer zusammen, um die Waffen zu ergreifen und sie gegen den Feind zu tragen. Die Heere stürzen aufeinander, um sich zu vernichten. Man tötet nur, um zu töten. Es gilt nur ein Gesetz, dem Feind mehr Uebles zuzufügen, als man selbst zu erleiden hat. Eigentum, Gesundheit und Leben der eigenen Person und der Volksgenossen werden eingesetzt, um dieses Ziel zu erreichen. Die Jugend der Länder sinkt zu Tausenden dahin. Die Mütter, Frauen und Töchter weinen in heimlich stillem Gemach, während in den Straßen der Stadt laut rauschende Siegesfeste gefeiert werden oder das über die Niederlagen empörte Volk neue Opfer fordert.

Millionen des im Frieden hoffnungsvoll erarbeiteten Gutes gehen rettungslos verloren, ehrwürdige Kulturdenkmale versinken in Flammen und Glut. Und wenn schließlich einem der Streiter der blutige Sieg zugefallen ist, so hat der Sieger nicht nur einen Feind niedergeworfen, sondern er blutet selbst aus tausend Wunden und sieht nicht nur im Feindesland, sondern in der eigenen Heimat Zerstörung, Jammer und Elend.

Diese äußere grauenvolle Seite des Krieges fällt zumeist ins Auge; sie ist geeignet, gerade edle und mitleidsvolle Naturen mit tiefem Schmerz über das menschliche Elend zu erfüllen und in diesen Naturen das Streben auszulösen, den Krieg zu beseitigen.

Sehen wir zu, wie dieses ideale Streben in der Geschichte Leben gewonnen hat! Der Gedanke der alten Welt, den ewigen Frieden durch eine alle Länder umfassende Gesamtmonarchie zu schaffen, wurde vom Christentum aufgenommen. Allerdings zunächst nur in geistiger Beziehung. Es wird an eine Glaubens- und Sitteneinheit gedacht, nicht an eine Herrschaftseinheit. Der politische Bestand des Staates und die Pflichten des Einzelnen gegen diesen werden ausdrücklich anerkannt, soweit sie sich nicht auf Teilnahme an heidnischen Kultushandlungen beziehen. Der Wortlaut des Evangeliums freilich ist allem äußerlich Kriegerischen entgegengesetzt; nicht einmal die Notwehr wird anerkannt. Selig gepriesen werden, die das Unrecht ertragen, den Sanftmütigen wird der Besitz des Erdreiches verheißen, die Friedfertigen Gottes Kinder genannt. Es ist die Lehre, die in unserer Zeit von Tolstoi mit vielen Verzerrungen und Uebertreibungen wieder aufgenommen wurde

Immerhin erscheinen schon sehr bald wenigstens kriegerische Symbole in der Lehre: das Wort sacramentum wird als Fahneneid gefaßt, von der Firmung wird behauptet, daß durch sie der Christ ein perfectus miles Christi zu werden anfängt; Mönchsorden werden als besondere Streiter der Kirche mit militärischen Lebensformen versehen. Die aus Lukas gefolgerte weltlich-kriegerische Theorie tritt auf, daß unter den zwei Schwertern, die Christus der Kirche gegeben habe, das geistliche und das weltliche zu verstehen sei und daß der Kirche damit alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben sei.

Auch in der Praxis schwindet schon in den ersten Jahrhunderten die grundsätzliche Ablehnung des Kriegerischen. Harnack weist in seinem Büchlein militia Christi[1]) nach, daß zur Zeit Marc Aurels christliche Soldaten in erheblicher Zahl in der XII. Legion (fulminata Melitensis), später auch in der ägyptischen und afrikanischen Legion dienten. Während der decianischen Verfolgung erklärten sich die zu einer Gerichtsverhandlung als Wachtmannschaften beigezogenen Soldaten zum Schrecken des Gerichtshofes als Christen. Etwa um 260 bewarb sich ein angesehener höherer Offizier — Marinius — um eine Beförderung. Da trat sein Nachmann auf und verklagte ihn als Christen. Die Christenverfolgung unter Diokletian begann als eine militärische; der Offizierstand sollte von Christen gesäubert werden. Aus der Zeit des Kaisers Maximinian ist bekannt, daß ein christlicher Offizier wegen des heidnischen schwelgerischen Treibens seiner Kameraden am Geburtstag des Kaisers seinen Abschied nahm. Wir kennen die Akten eines christlichen Veteranen Julius, der 27 Jahre gedient und sieben Feldzüge mitgemacht hatte. Der angesehene christliche Lehrer Julius Africanus schreibt in seinem Werke „κεστοί" (Stickereien)[2]) über kriegerische Taktik. Auf dem Zuge gegen Maxentius (312) endlich erhebt Konstantin das Kreuz mit den Initialen Christi zum Feldzeichen des römischen Heeres. Der Umschwung vom Heidentum zum Christentum vollzieht sich somit zuerst im Heere. Das wäre unmöglich gewesen, wenn dieses nicht zum großen Teil aus christlichen Soldaten bestanden hätte.

Die Kirche wird Staatskirche und verliert damit in der Tat jede praktische Beziehung zu dem Gedanken des ewigen Friedens. Sie unterstützt und fördert die kriegerische Politik des Staates, den sie beherrscht. Schon im Jahre 314 auf dem Konzil zu Arles werden Fahnenflüchtige mit Exkommunikation bedroht. Dafür nimmt der Kaiser die christlichen Offiziere, die in früheren Verfolgungen aus dem Heere ausgestoßen wurden, entweder in ihren alten Rang auf oder versorgt sie mit ehrenvoller Pension. Kriegerische Heilige treten auf und finden besondere Verehrung. Unser bayerischer Georgi-Ritter-Orden weist noch jetzt auf diese Umwandlung der ursprünglichen Kirche hin.

In der christlichen Lehre verschwindet zwar der Gedanke des ewigen Friedens niemals ganz; in der Praxis aber wird die Kirche mit dem Besitz des Kirchenstaates selbst zu einer kriegführenden Macht und bleibt dies während des ganzen Mittelalters und der Neuzeit bis zum 11. September 1870, an welchem Tage ihr an der Porta pia endgültig das weltliche Schwert aus der Hand geschlagen wird.

Die Idee des ewigen Friedens aber ging, wie schon erwähnt, nicht verloren. Sie wurde bewahrt von der

[1]) Dem ich diese und die folgenden Angaben über die alte Kirche entnommen habe.

[2]) Diese Uebersetzung wurde auf die Autorität des Herrn Professors Dr. Karl Weymann in München gewählt, der als Analogon noch das Hauptwerk des Clemens von Alexandrien: στρωματεῖς = Teppiche, anführt.

mystisch-schwärmerischen Richtung des Chiliasmus,[3]) der schon in den ersten Jahrhunderten des Christentums neben der herrschenden Lehre einherging und mit ihr vielfach in Widerspruch geriet. Diese Lehre von einem Reiche Christi auf Erden mit allen irdischen Wonnen und dem ewigen Frieden tritt im Mittelalter etwas zurück und lebt, wie es scheint, nur in einzelnen prophetischen Persönlichkeiten fort, wird aber im Zeitalter der Reformation von großer Bedeutung, einmal in der Bewegung der Wiedertäufer, dann aber in den mystisch-spiritualistischen Sekten der Mennoniten, Socinianer, Arminianer, Browniſten usw. Selbst Spinoza und Rembrandt standen in Beziehung zu diesen Kreisen.[4]) Diese Sekten hielten im allgemeinen an der Lehre fest, daß der Christ das Schwert nicht führen dürfe, sondern in Erwartung des Reiches Gottes in brüderlicher Liebe und in quietistischer Ergebung trotz Verfolgung und Weltfeindschaft zu leben habe.

Dem Chiliasmus mußte schon aus dem Grunde eine umfassende politische Wirksamkeit versagt bleiben, weil seine anarchistisch-kommunistische Staatslehre ihn der bestehenden Staatsgewalt äußerst verdächtig machte und zu blutigen Unterdrückungen führte. Andrerseits treten aber diese Träume doch gerade dann immer wieder auf, wenn Not und Elend, Krieg und Krankheit auf den Völkern lasten. Die schwärmerische Hoffnung auf das tausendjährige Reich mit seinen Freuden und mit der Sorglosigkeit einer friedlich-heiteren Lebensführung war so recht geeignet, zur Religion der Armen und Elenden zu werden. Daß gewisse Spuren dieses Chiliasmus selbst in den heutigen so nüchternen und anscheinend nur dem wirtschaftlich-politischen Gebiete zugewendeten sozialdemokratischen Lehren vorhanden sind, erscheint mir persönlich wenigstens nicht ausgeschlossen.

Eine praktischere Richtung nimmt die Friedensbewegung im 18. Jahrhundert ein, nämlich die Richtung auf internationale Friedensvereinigungen der Staaten. Seitdem im Jahre 1710 Irénée Castel, Abbé von St. Pierre, sein projet de paix perpétuelle entre les potentats de l'Europe geschrieben hat, kamen diese Bestrebungen nicht mehr zur Ruhe. Der Gedanke einer Universalmonarchie wird gänzlich verlassen. Ein Bündnis freier, unverletzlicher Staaten, Aufhebung der stehenden Heere, Schlichtung der Streitigkeiten unter diesen Staaten durch ein Schiedsgericht sind die immer wiederkehrenden Leitgedanken dieser Bewegung, besonders seitdem Kant in seiner Schrift „Zum ewigen Frieden" von ähnlichen Voraussetzungen ausgegangen war und die ganze Frage von den tiefgründigsten Untersuchungen ausgehend behandelt hatte. Die edelsten Namen finden wir unter den Vertretern dieser Gedanken: Hugo Grotius, Montesquieu, Rousseau, Herder, Lessing, Bentham u. a. Aber auch auf Zweifel und Widersprüche stoßen wir. So schreibt Leibnitz[5]) einmal, indem er von dem Werke St. Pierres spricht: Da es nun einmal erlaubt ist, Romane zu schreiben, warum sollte man dann eine Dichtung tadeln, die uns in das goldene Zeitalter zurückversetzt.

Nur die kriegerischen Erfolge Napoleons ließen den Gedanken einer friedenvermittelnden Weltmonarchie vorübergehend wieder auftauchen, und Napoleon selbst liebte es, sich als Weltfriedensstifter preisen zu lassen.

Die Erschöpfung der Nationen nach dem Wiener Frieden lenkte dann die allgemeine Aufmerksamkeit um so mehr von der Idee einer Weltfriedensstiftung ab, als man in Europa wenigstens in der heiligen Allianz eine ganz sichere Bürgschaft für friedliche Zeiten zu besitzen glaubte. Und in der Tat hatte bei Abschließung dieses Bundes neben anderem mystischen Beiwerk auch dieser Gedanke eine Rolle gespielt.

Schon im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts aber treten wieder Friedensvereine und Friedensapostel, wie Elihu Burritt, auf. Ihr Ziel ist es, Kriege durch internationale Schiedsgerichte zu verhindern. Die Bewegung geht in der Hauptsache von den englisch-amerikanischen Quäkern aus, jener Gemeinschaft, die die reinste Form des ursprünglichen Christentums anstrebt und den Kriegsdienst, ja sogar den Handel mit Kriegsbedürfnissen anfangs grundsätzlich abgelehnt. Die Quäker stehen nun auch nicht in ihrer Weiterentwicklung, so doch in ihrem Beginn und in einzelnen ihrer Lehren dem Chiliasmus nahe. Mit William Allen an der Spitze werden Friedensvereine in London gegründet, die zu Friedenszwecken den schriftlichen Verkehr mit allen Monarchen Europas aufnehmen. Auch die damals gerade einsetzende Frauenbewegung wird in Anspruch genommen. Die für Frauen gegründete Olive leaf society dehnt ihre Zweige selbst nach Deutschland aus.

Daneben bilden sich Gesellschaften zum Studium und zur Ausbreitung des Völkerrechtes. Die englische Freihandelsschule erhebt ihre Stimme und weist in maßloser Ueberschätzung des Reichtums auf den furchtbaren Schaden hin, den Krieg und Kriegsvorbereitung dem Besitz der Völker zufüge. Ihr bedeutet der Freihandel den Völkerfrieden, während allerdings gleichzeitig englische Heere in allen Weltteilen schwächere Nationen dem englischen Handelsinteresse gewaltsam nutzbar machten. Alle diese Bestrebungen vereinigten sich schließlich um die Mitte des 19. Jahrhunderts in der Gesellschaft der Friedensfreunde, deren Unterabteilungen in fast allen kultivierten Ländern tagen und deren Zentralbureau seinen Sitz in Bern aufgeschlagen hat. Unter dem Einfluß dieser Organisation berief Nikolaus II. im Jahre 1899 die erste Friedenskonferenz in den Haag. Gerade in dieser Zeit eroberten die russischen Heere Ostasien, und die russische Politik schuf die Notwendigkeit des russisch-japanischen Krieges.

In unseren Tagen nun beschäftigt sich dieses internationale Friedensinstitut mit der Aufgabe, auf der zweiten Haager Friedenskonferenz die von England angeregte Frage der Abrüstung zur Besprechung zu bringen. Wir können auf diese Frage erst später zurückkommen. Hier muß ich nur erwähnen, daß die Mitglieder dieser Vereinigung uns „Soldaten" für ungeeignet zur Besprechung einer solchen Frage halten, da es sich um die Herrschaft der Vernunft über die menschlichen Leidenschaften handle. Das ist ja nicht schmeichelhaft für uns; wir müssen uns eben mit dem Gedanken trösten, daß jede politische, weit aussehende Erwägung, die von der Gewalt der menschlichen Leidenschaften absieht, unvernünftig ist.

Es würde zu weit führen, die verschiedenen theoretischen Grundlagen zu untersuchen, auf denen die einzelnen Richtungen der Friedensbewegung aufgebaut sind. Es sind wirtschaftliche und humanitäre Gebiete, die wir durchforschen müßten; es sind Phantasien der heidnischen Philosophie und die rührenden Gedanken der Bergpredigt, die ihren Anteil an der Ausgestaltung dieser Ideen haben; es ist der Gegensatz gegen die Herrschaft einer grausamen Staatsgewalt, aber auch die Ueberschätzung einer sentimentalen Glückslehre für die einzelne Persönlichkeit, die der Lehre Anhänger gewonnen haben. Allen Richtungen aber ist der eine Gedanke gemeinsam, daß der Friede natürlich und möglich, Kampf und Krieg unnatürlich und vernunftwidrig seien. Nur Kant, obwohl die Hauptstütze der heutigen Friedensbewegung, fühlt die Schwäche dieser Grundlage und sagt im zweiten Abschnitt seiner Schrift Zum ewigen Frieden: „Der Friedenszustand

[3]) Kritische Geschichte des Chiliasmus (Corrodi), Frankfurt und Leipzig 1781.
[4]) Troeltsch in der Kultur der Gegenwart, Teil 1, Abt. 4.
[5]) Holtzendorff, „Idee des ewigen Friedens", Berlin 1882.

unter den Menschen, die nebeneinander leben, ist kein Naturzustand, der vielmehr ein Zustand des Krieges ist, d. h. wenngleich nicht immer ein Ausbruch der Feindseligkeiten, doch immerwährende Bedrohung mit denselben. Er muß also gestiftet werden."

Es darf wohl noch weiter gegangen und behauptet werden, daß der Krieg nicht ein Naturzustand ist, der durch irgend eine menschliche Veranstaltung beseitigt werden kann, sondern ein Naturgesetz, dem wir alle unterliegen, und daß der Friede überhaupt nirgends in Natur, im Menschen- und Staatsleben gefunden und somit auch nicht gestiftet werden kann.

Wie verhält es sich in dieser Beziehung mit der uns umgebenden Natur? Das Leben der Natur ist Bewegung und Entwicklung, also Störung des Gleichgewichtes und Vernichtung lebensschwacher Formen. Jeder Baum, der kraftvoll aufwächst, nimmt den niederen Pflanzen in seiner Umgebung Licht und Luft; sie müssen sterben und mit ihren Leichen den Boden düngen, aus dem der mächtige Nachbar seine Lebenssäfte zieht. Jede Tiergattung, die zum Kampf ums Dasein nicht mit besseren Organen ausgerüstet ist als eine andere, die ihr in dem Kampf um Weide und Wasser entgegentritt, geht zugrunde.*) Das Leben des Stärkeren ist eben in der Natur der Tod des Schwächeren, die Entwicklung zu höherer Lebensform, die Vernichtung der Niederen. Friede und Ruhe finden sich nur da, wo alles Leben erloschen, jede Lebensmöglichkeit ausgeschlossen ist. Ja unsere Erkenntnisfähigkeit geht überhaupt nicht so weit, uns vollendeten Frieden, also vollendete Ruhe, in der Natur auch nur vorstellen zu können. Wir sind nicht imstande, uns ein Wirkungsloses zu denken; wo aber Wirkung ist, ist Bewegung; wo Bewegung, da ist Kampf und Sieg der wirksameren Kraft.

Kant sagt einmal, daß der bestirnte Himmel sein Gemüt mit immer neuer Bewunderung und Ehrfurcht erfülle. Und selbst in diesem Gebiete, das auf den ersten Blick als das erhabene Beispiel friedlich geordneter Kräfte und gesetzmäßig sich vollziehender Bewegung gelten mag, herrscht Kampf und Sieg, Entwicklung und Vernichtung. Sterne verschwinden, andere flammen plötzlich auf und sie geben so Nachricht von ihrem vielleicht vor Millionen Jahren erfolgten Tod oder von ihrer Geburt aus Feuer und Glut, aus Zusammensturz und Vernichtung. Zeugen solcher Ereignisse, Trümmer von Weltenkörpern ziehen jetzt da ihre Bahnen, wo früher das milde Licht anscheinend friedlich wandelnder Gestirne geleuchtet hat. Auch in der Sternenwelt gibt es einen Kampf ums Dasein.

*) Gesellschaftlich reich gegliederte Tierformen wie die Ameisen und Bienen besitzen sogar einen eigenen Soldatenstand, der, schwer bewaffnet, nicht nur Verteidigungs- sondern auch Angriffskriege führt.

(Schluß folgt.)

Johann Christian Senckenberg.

Zu seinem zweihundertjährigen Geburtstage.

Die Stadt Frankfurt am Main besitzt eine Anzahl wissenschaftlicher Privatinstitute, die jetzt noch unter dem Namen des sogenannten Senckenbergianums vereinigt, in der Mitte der Stadt ein Terrain einnehmen, das allmählich zu klein geworden ist. Aber schon erheben sich im Westen der Stadt drei prächtige Gebäude, eines für Physik und Chemie, eines für das naturhistorische Museum, und im dritten wird neben dem städtischen Völkermuseum die Senckenbergische Bibliothek Platz finden; hier wird auch dem Aerztlichen Verein ein großer Saal eingeräumt werden. Neben dem Palmengarten soll der neue botanische Garten angelegt werden und im Norden der Stadt, dicht neben dem Friedhof, ist ein neues Bürgerhospital gebaut worden, während die Anatomie sich in Sachsenhausen neben dem städtischen Krankenhaus ein neues Heim schafft. In diesem Jahre soll der Umzug stattfinden und das alte Terrain verlassen werden, das im Jahre 1766 der Arzt Johann Christian Senckenberg ankaufte, um dort seine Stiftung ins Leben zu rufen. Und gerade in diesem Jahre feiern wir am 28. Februar den 200. Geburtstag des Stifters, dessen irdische Reste im botanischen Garten ruhen und nun auch in eine neue Ruhestätte übergeführt werden müssen.

Er würde sich wohl über diese Veränderungen trösten, wenn er zugleich sähe, welchen Aufschwung seine Stiftung und die daran angeschlossenen Vereine genommen haben. Denn freilich gehört nicht alles, was man Senckenbergianum nennt, zur Stiftung, sondern die 1817 gegründete Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft und der 1824 gegründete Physikalische Verein haben eigene Verwaltung und eigenes Vermögen und hatten bisher nur ihre Gebäude auf dem Stiftungsterrain stehen; sie erbauen sich jetzt die oben zuerst genannten zwei Häuser. Auch der 1845 gegründete Aerztliche Verein ist selbständig, tagte aber bisher in dem Gebäude der Senckenbergischen Bibliothek. In dieser Bibliothek sind die Bücher, die der Stiftung und den drei oben genannten Vereinen gehören, und außerdem auch noch die des 1836 gegründeten Vereins für Geographie und Statistik vereinigt. Zur eigentlichen Stiftung, die von einer aus acht Personen bestehenden Administration verwaltet wird, gehören das anatomisch-pathologische Institut, dem neuerdings noch ein neurologisches Institut hinzugefügt worden ist, der botanische Garten und das Bürgerhospital.

Gewöhnlich nimmt man an, Senckenberg habe zunächst ein Spital und im Anschluß daran die anderen Institute gegründet, das ist aber keineswegs der Fall. Vielmehr war seine Absicht, die Ausbildung junger Aerzte durch Gründung einer Art von medizinischen Akademie zu fördern, denn er sagte sich, daß für diese doch so wichtige Sache nicht so leicht ein anderer etwas stiften würde, während für direkte Wohltätigkeit, wie sie sich in der Erbauung eines Hospitals ausspricht, viel eher Geld von reichen Bürgern zu erwarten wäre. So war denn auch in seinem ersten Stiftungsbriefe von 1763 noch keine Rede von einem Spital und erst im zweiten Stiftungsbrief von 1765 verordnete er, daß ein Drittel der Einkünfte zur Erbauung eines Spitals für arme Bürger und Beisassen verwendet werden sollte, wobei allerdings auf erhebliche Beiträge anderer gerechnet werden mußte. Zu dieser Aenderung in der Bestimmung sah er sich besonders aus dem Umstande veranlaßt, daß es merkwürdigerweise ein Bürgerhospital in Frankfurt noch nicht gab, indem das reich dotierte Hospital zum Heiligen Geist nur für Nichtbürger bestimmt war. Senckenberg hatte ganz richtig gerechnet: für das Spital wurden große Summen von Bethmann, Brönner u. a. gestiftet, so daß der Bau 1771 begonnen und das Haus 1779 seiner Bestimmung übergeben werden konnte. Der wissenschaftliche Teil der Stiftung, das medizinische Institut, aber hat auch heute noch mit pekuniären Schwierigkeiten zu kämpfen.

Man wird nun fragen, wie Senckenberg zu den großen Mitteln gelangt ist, die die Gründung einer solchen Stiftung erfordert, denn sie repräsentierte damals einen Wert von etwa 100,000 Gulden. Der größte Teil dieses Vermögens war von ihm durch seine ärztliche Praxis selbst erworben worden, ein Teil war ihm aus der Erbschaft von

seiner ersten Frau zugefallen, und dazu kam noch das vom Vater ererbte Haus in der Hasengasse im Innern der Stadt, das er dann verkaufte, als er das am Eschenheimer Tor gelegene Grundstück erwarb. Dabei hatte er sich früher in so bedrängten Verhältnissen befunden, daß ihn sein Vater nicht einmal mit Hilfe von Stipendien ordentlich auf die Universität schicken konnte. Was er nun auf die oben angedeutete Weise an Vermögen erworben hatte, konnte er um so eher zu einer Stiftung benutzen, als er keine Frau, noch Kinder oder sonst bedürftige Verwandte hinterließ. Zwar war Senckenberg dreimal verheiratet, aber die drei Frauen starben ziemlich bald nach der Vermählung, und auch die beiden Kinder, die aus der ersten und zweiten Ehe stammten, starben in frühester Jugend. An Geschwistern hatte er nur zwei Brüder, deren älterer Reichshofrat in Wien war, also der Unterstützung nicht bedurfte, deren jüngerer, der Frankfurter Senator Johann Erasmus, sich die Zuneigung seines Bruders durch seinen anstößigen Lebenswandel verscherzt hatte; übrigens wurde der letztere 1769 in Haft genommen und blieb bis zu seinem Tode 1795 im Gefängnis.

Von der merkwürdigen Familie Senckenberg berichtet bekanntlich bereits Goethe im ersten Buch von Dichtung und Wahrheit; wir wollen hier noch kurz folgendes anführen. Im 17. Jahrhundert wanderte der Apotheker Senckenberg, dessen Familie aus Troppau in Schlesien stammte, in Friedberg in Hessen ein. Sein zweiter Sohn wurde Arzt, heiratete eine Frankfurterin, erwarb damit das Frankfurter Bürgerrecht und siedelte 1688 nach Frankfurt über. Dies war der Vater unseres Johann Christian Senckenberg, dessen Mutter aber war die zweite Frau des Vaters, eine abscheuliche Person, die nicht nur dem Vater, sondern auch dem Sohn, der nach des Vaters Tod noch in dem Hause in der Hasengasse wohnen blieb, das Leben verbitterte. Was sie dem Sohne besonders zum Vorwurf machte, waren seine wissenschaftlichen Neigungen und sein Mangel an Erwerbssinn. Er wollte wie sein Vater Arzt werden; mit welchen Schwierigkeiten beim Studium er zu kämpfen hatte, wurde oben schon angedeutet. Der Vater hatte nämlich vorher durch eine Feuersbrunst große Verluste erlitten. So mußte sich der Sohn sechs Jahre lang nach Absolvierung des Gymnasiums privatim im väterlichen Haus und bei Verwandten in den medizinischen Fächern unterrichten und konnte 1730 nur für drei Semester die Universität Halle beziehen. Da sein Vater aber Stadtphysikus war, so nahm man die Sache nicht so genau und ließ ihn auch ohne Examen zur Praxis zu, worauf er sich dann 1737 in Göttingen die medizinische Doktorwürde erwarb. Er muß sich aber doch schon damals ausgezeichnet haben, denn der Landgraf von Hessen-Homburg ernannte ihn zu seinem Leibarzt und berief ihn zu sich nach Tournay in den Niederlanden. Nach einem ganz kurzen Aufenthalt daselbst kehrte er 1739 nach Frankfurt zurück, um seine Vaterstadt nicht mehr zu verlassen. Hier wurde er bei Armen und Reichen ein sehr beschäftigter und beliebter Arzt, 1751 wurde er Land-, 1755 Stadtphysikus von Frankfurt, 1757 ernannte ihn der Landgraf von Hessen-Kassel zu seinem Leibarzt mit dem Titel Hofrat. Senckenberg war aber nicht nur ein erfahrener, geschickter und gewissenhafter Arzt, sondern auch ein wissenschaftlich universell gebildeter Geist und vor allem ein sittenstrenger und religiöser Charakter. In seinen jüngeren Jahren neigte er sehr zu Mystik und hielt sich zu den Sektierern dieses Schlages, später wurde er freier denkend, hielt sich von der Kirche fern und wollte auch von deren Vertretern nicht viel wissen. In politischer Hinsicht betätigte er eine durchaus demokratische Gesinnung. Von all seinem Handeln und Denken pflegte er sich in Tagebuchform Rechenschaft abzulegen, und die Senckenbergische Bibliothek bewahrt noch 52 dicke Bände seiner Tagebücher auf, deren Schrift allerdings nur nach langer Gewöhnung zu entziffern ist. Er selbst hatte auch eine ziemlich große Bibliothek von Büchern des verschiedenartigsten Inhaltes zusammengebracht. Sein Exlibris zeigt unter dem Wappen mit einem brennenden (sengenden) Berg den Spruch:

Ehrlich von Geblüt,
Aufrichtig von Gemüth
Und von Herzen treu:
Das ist mein Liberey.

Schon 1746, also 20 Jahre, bevor er seinen Stiftungsbrief ausfertigte, hatte er den bestimmten Plan gefaßt, eine Stiftung zu machen, und zwar bereits nach den nämlichen Grundsätzen, nach denen er sie später ausführte, denn damals sagte er schon zu einem Kollegen: „Ich will mein Haus mit allem medizinischen Inhalt und mit barem Gelde den Aerzten vermachen, damit das Medizinalwesen der Vaterstadt einen Aufschwung erhalte.“ Dieser Gedanke füllte ihn während der übrigen Zeit seines Lebens ganz aus und die Sorge um die rechte Ausführung seiner Stiftung wurde sogar Veranlassung zu seinem tragischen Ende. Am 15. November 1772, einem Sonntag, bestieg er auf einer Leiter das Tags zuvor fertig gestellte Türmchen des Spitals und stürzte herunter. Die Einzelheiten des Vorganges werden immer unaufgeklärt bleiben, denn niemand hat es gesehen, und er selbst konnte es nicht mehr erzählen. Auf seine Schmerzensrufe eilten Leute herbei, fanden ihn blutend und mit aufgeschlagenem Hinterkopfe liegen und brachten ihn in seine Wohnung, wo er abends um 8 Uhr, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben, seinen Geist aufgab. Die Leiche wurde am 17. November in der von ihm erbauten Anatomie geöffnet als die erste, die man daselbst sezierte, und am 18. November im botanischen Garten beigesetzt, wozu er sich schon vor Jahren die Erlaubnis erwirkt hatte.

Sein Name aber wird stets mit Dankbarkeit und Ehrfurcht genannt werden, denn seine Schöpfung war, wie sein Biograph Kriegk sagt, „ein Werk innigster Menschenliebe, echten Bürgersinnes, reiner Liebe zur Wissenschaft, uneigennütziger Hingebung für die sittlichen Zwecke des Lebens, wahrer Frömmigkeit und Gottbegeisterung“.

Frankfurt i. M. M. Möbius.

Englands Bevölkerung zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

(Schluß.)

Der Rückgang der landwirtschaftlich Berufstätigen ist vor allem dem Handel und der Industrie zugute gekommen, in verhältnismäßig größerem Maße jedoch dem ersteren. Es ist interessant, wie die Tatsache des größten Handelsstaates der Welt auch in den nackten Zahlen der Berufsstatistik zum Ausdruck gelangt. Nach den Ergebnissen der bezüglichen letzten Erhebungen entfielen unter 1000 Erwerbstätigen des betreffenden Landes auf Handel und Verkehr in

Ungarn	72	der Schweiz	107
Oesterreich	73	Belgien	117
Italien	74	Norwegen	117
Schweden	75	Dänemark	118
Frankreich	94	den Vereinigten Staaten von Amerika	163
Deutschland	106	den Niederlanden	172
England und Wales	224(!)		

Für Industrie und Gewerbe verbleiben 7,111,006 Berufstätige, d. h. 49.6 Prozent der Gesamtzahl, und auch mit dieser

Ziffer dominiert England, was angesichts der oben wiedergegebenen, exzeptionell niedrigen Ziffern für Landwirtschaft schwerlich wundernehmen wird, bei weitem als industriellstes Land. Am nächsten kommen ihm, von Schottland abgesehen, Belgien, wo 41.6 Proz. aller Erwerbstätigen einem industriellen Gewerbe nachgehen, die Schweiz (40.7 Proz.) und Deutschland (37.4 Proz.).

Unter den einzelnen Zweigen der Industrie, in denen die englische Bevölkerung sich betätigt, verdienen als die für die Volkswirtschaft des Landes wichtigsten und charakteristischsten drei hervorgehoben zu werden: die Industrie der Steine und Erde, die Maschinen- und Metallindustrie und die Textilindustrie. Was diese Branchen für England bedeuten, erhellt am besten durch eine Gegenüberstellung der Ziffern für die Erwerbstätigen in diesen Gruppen von Deutschland einer-, England andrerseits, wobei wohl zu beachten ist, daß die Bevölkerung Deutschlands mehr als ein halbmal zahlreicher ist als diejenige Englands.

	Erwerbstätige in Deutschland (1901)	England (1901)
Industrie der Steine und Erden	501,334	778,072
Maschinen- und Metallindustrie[7])	1,247,258	1,336,900
Textilindustrie	945,191	994,663

Annähernd jeder zehnte Bewohner Englands — Erwerbstätige und Berufslose, Erwachsene und Kinder zusammengenommen — arbeitet, sei es als Selbständiger oder in abhängiger Stellung, in einer dieser Branchen.

Die Industrie der Steine und Erden beschäftigte, einschließlich der den entsprechenden speziellen Handel betreibenden Personen, 1881 528,424 Erwerbstätige, 1901 dagegen 805,185. Diese gewaltige Zunahme beruht einzig und allein auf dem Kohlenbergbau, der immer mächtigere Dimensionen annimmt, während auf der anderen Seite alle übrigen Bergwerksbetriebe zu immer größerer Bedeutungslosigkeit herabgedrückt werden. Der einst nicht unerhebliche Kupferbergbau ist zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken,[8]) und einen nennenswerten Umfang weist nur noch die Eisenerzproduktion auf, die jedoch auch seit der Mitte der 80er Jahre entsprechend ihrer verminderten Arbeiterziffer erheblich zurückgegangen ist, so daß der Jahreswert des im britischen Reiche gewonnenen Erzes 1881/85 20,565,200 Pfund Sterling, 1902 aber nur noch 14,246,934 Pfund Sterling ausgemacht hat. Die Belegschaft der englischen Bergwerke betrug in

	1851	1901
Kohlen	183,389	630,989
Erz	19,780	17,008
Zinn	12,911	6,577
Blei	20,030	4,357
Kupfer	18,449	789

Als wichtigste Industrie Englands ist die Industrie der Metallverarbeitung, namentlich die Maschinenindustrie anzusehen; in ihr findet nicht weniger als ein Elftel aller berufstätigen Personen Arbeit und Unterhalt, und die Zahl der in ihr Beschäftigten hat während der vergangenen letzten zwei Jahrzehnte beinahe um die Hälfte zugenommen. Fast alle Branchen dieser Gruppe haben an volkswirtschaftlicher Bedeutung gewonnen, nur einige wenige verloren: meistenteils Handwerker, die im aussichtslosen Kampf gegen die Großindustrie untergehen. Wie in Deutschland, bietet auch in England hierfür das Handwerk der Nagelschmiede ein treffendes Beispiel: Unter „Nails" rubrizierte die englische Berufsstatistik 1851 noch 26,940, 1901 nur noch 5767 Personen.

Weit wichtiger aber als diese Tatsache der Zunahme in diesen Branchen ist es, daß der zweitbedeutendste Industriezweig des Landes, die Textilindustrie, eine derjenigen, die hinsichtlich der Landwirtschaft beobachtet wurde, gleichgerichtete Entwicklungstendenz aufweist: Nicht nur ist nach den Ergebnissen der letzten Zählung die Zahl der bei ihr tätigen Personen in ihrer relativen Bedeutung zur Gesamtbevölkerung zurückgegangen, sondern sie zeigt auch sogar eine starke absolute Abnahme, die nicht etwa als die Folge mehr zufälliger Konstellationen der letzten Epoche anzusehen ist, sondern die bereits während des ganzen letzten halben Jahrhunderts zu beobachten war.

Allerdings geht die Verminderung der Erwerbstätigen Hand in Hand mit einer wesentlichen Einschränkung der Kinderarbeit, deren „klassisches" Land zu sein England den traurigen Ruhm besaß und die gerade in dieser Industrie bis vor kurzem gang und gäbe war. Es erscheint fast unglaublich, daß bei den Volks- und Berufszählungen von 1841 und 1861 unter den Kindern im Alter von 5 bis 10 Jahren (!) 2 Prozent als erwerbstätig — nicht etwa im Nebenerwerb, den die englische Statistik nicht berücksichtigt, sondern in vollem Berufe — ermittelt wurden. Namentlich in Baumwollspinnereien und in der Spitzenklöppelei war man gewissenlos genug, Kinder derartig zarten Alters in größerer Zahl zu beschäftigen. Seitdem hat die lange Reihe englischer Schutzgesetzgebung eingesetzt, und es darf, wenn auch die absolute Zahl immer noch recht erheblich ist, doch als ein gutes Zeichen ihrer Wirkung angesehen werden, daß in der Textilindustrie 1901 nur noch 104,801 Erwerbsfähige im Alter von unter 15 Jahren ermittelt wurden gegen 148,707 im Jahre 1891.

Trotz alledem aber bleibt ein nicht unerheblicher Rest in der Abnahme der Berufstätigen dieser Industrie durch die Erwachsenen zu decken: von diesen wurden als erwerbstätig gezählt 1851: 839,316; 1881: 894,036; 1891: 925,952; 1901: 918,283. Der Rückgang im letzten Jahrzehnt beträgt somit 0.8 Prozent; freilich trifft er allein die männlichen Personen, deren im Jahre 1851 431,995, 1901 dagegen nur 383,494 ermittelt wurden. Die gleiche Tendenz aber zeigt sich auch bei den Frauen. Wenn diese auch nicht absolut abgenommen haben, so wiesen sie doch in den letzten Jahrzehnten eine stark verminderte Vermehrungsquote auf: sie betrug für das Dezennium 1851/61: 12.6 Prozent; für das Dezennium 1891/1901: 0.8 Prozent bei gleichzeitiger Zunahme der Gesamtbevölkerung um 12.16 Prozent.

Vor allem die Baumwollspinnerei, die auch heute noch über eine halbe Million Arbeitskräfte, von denen die Frauen drei Fünftel stellen, beschäftigt, ist in Mitleidenschaft gezogen. Zum erstenmal unter den alle 10 Jahre stattfindenden Volkszählungen hat der Zensus von 1901 hier eine absolute Abnahme der Erwerbstätigen, auch hinsichtlich des weiblichen Geschlechts, das überhaupt im Gegensatz zu der naturgemäßen neuzeitlichen Entwicklung eine Tendenz zum Verzicht auf Erwerbstätigkeit — vergleiche oben hinsichtlich der Landwirtschaft! — zeigt, aufgedeckt. Freilich kommt, wie schon angedeutet, gerade für diese Branche die Verminderung der Kinderarbeit ganz besonders in Betracht, aber auch bei Berücksichtigung dieses Umstandes bleibt die Abnahme der Berufstätigen um 3.1 Prozent im letzten Jahrzehnt — von 545,015 auf 529,131 — bei einer Industrie von solcher Ausdehnung und volkswirtschaftlichen Bedeutung eine Tatsache, die das Volkszählungswerk von 1901 als „unquestionably a matter of serious concern" zu bezeichnen vollauf recht hat.[9]) So hat sich denn auch der Import von roher Baumwolle für Großbritannien und Irland im Lustrum 1896/1901 gegenüber 1886/1891 um 1.9 Prozent vermindert, und nach den Berichten der kgl. Gewerbeinspektion ist die Arbeiterzahl der Baumwollspinnereien in stetem weiteren Rückgang begriffen. Dabei macht sich besonders stark eine Abnahme der männlichen Personen im Alter von weniger als 25 Jahren bemerkbar. Viele junge Männer verlassen die Industrie, um statt dessen in Maschinenfabriken oder dergleichen, wo sie ein besseres Fortkommen erhoffen, zu arbeiten. — Dieselben Erscheinungen, nur in noch weit stärkerem Maße, zeigen sich in der zweiten für England sehr bedeutsamen Textilbranche, der Woll- und Garnbranche. Ganz außerordentlich hat die

[7]) Einschließlich Bearbeitung der Edelmetalle und Verfertigung von Instrumenten u. dergl.

[8]) Die jährliche Kupferproduktion im britischen Reiche betrug 1856/60 17,565 Pfd. St.; 1902: 482 Pfd. St.

[9]) a. a. O. S. 109.

Seidenindustrie an Bedeutung verloren. 1851 beschäftigte sie noch mehr als 120,000 Personen, 1901 nur noch ein Viertel dieser Zahl, 34,847; die heimische Erzeugung ist dem ausländischen, besonders dem chinesischen Wettbewerb völlig unterlegen. In ähnlicher Weise ist auch die Leinenweberei, die 1851 an 30,000 Arbeiter beschäftigen konnte, zu fast völliger Bedeutungslosigkeit — 1901 4791 Arbeiter — herabgesunken.

Auf die Einzelheiten dieses Werdeganges einzugehen, mangelt der Raum. Es kam mir im wesentlichen an dieser Stelle nur darauf an, in Kürze die charakteristischen Merkmale hervorzuheben, unter deren Zeichen die Bevölkerung Englands ins 20. Jahrhundert eingetreten ist: Rückläufige Bewegung der Bevölkerungszunahme; Abwendung von der Landwirtschaft in übermäßig gesteigertem Umfange; Abwendung zugleich von der bisher einen ganz hervorragenden Teil des volkswirtschaftlichen Lebens bedeutenden Textilindustrie, Abwanderung vom Lande und Konzentrierung in verhältnismäßig wenigen Städten, die das normale Maß bereits weit überschritten zu haben scheint; ein einseitiges Uebergehen der berufstätigen Bevölkerung auf nur einige wenige Gewerbezweige; Abnahme der weiblichen Arbeitskräfte, die somit in keiner Weise den Verlust, den einzelne Branchen durch männliche Abwanderung erleiden, zu ersetzen in der Lage sind: das alles sind Kennzeichen der Entwicklung, die die volkswirtschaftliche Struktur des englischen Volkes zu Beginn des 20. Jahrhunderts zeigt. Ob es einer gesunden Wirtschaftspolitik gelingen wird, den Gefahren, die darin gegeben sind, zu begegnen? — Das probateste Mittel wäre Wiederbelebung des alten Bauernstandes, der ja schon seit fast einem Jahrhundert verschwunden ist. Die Wichtigkeit dieser Aufgabe hat vor allen Dingen auch Chamberlain seinerzeit richtig erkannt, alle Bemühungen aber auf diesem Gebiete sind bisher vergeblich gewesen, und auch fernerhin wird dieses Problem eines der schwerstwiegenden für die Zukunft der englischen Volkswirtschaft sein.

Posen. O. Most.

Bücher und Zeitschriften.

Der Tiermaler Rudolf Koller. Von Adolf Frey. Mit dreizehn Heliogravüren und zwei Originalradierungen. Stuttgart und Berlin 1906. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Das Leben eines Schweizer Malers erzählt von einem Schweizer. Der Tiermaler Rudolf Koller aus Zürich (1828 bis 1905) ist weit über die Grenzen seiner Heimat bekannt geworden. Seine Bilder waren gesucht und nehmen in ihrer besonderen Gattung der Tierdarstellung einen hohen Rang ein. Die Schweiz rechnet den Meister mit Arnold Böcklin und Gottfried Keller zu den starken Männern, die durch ihre künstlerische Arbeit dem geistigen Leben ihres Vaterlandes nationale Eigenart und weltbürgerliche Bedeutung gegeben haben.

Die Erzählung von Adolf Frey aber legt nicht den Ton auf die kunstgeschichtliche Einschätzung der Kollerschen Malereien, so gerecht und feinsinnig sie ihren besonderen Wert auch festlegt. Adolf Frey schildert viel mehr die innere Geschichte des hochstrebenden und von tragischem Geschick beängstigten Mannes, der abgeschlossen und wortkarg in der Nähe Zürichs schuf. Eine in sich gekehrte Natur, die nur von einem Freunde und leise beobachtenden Menschenkenner verstanden und verständlich gemacht werden konnte. Die warme Tiefe des Vortrages, die immer das menschliche Motiv, das seelische Erlebnis und die künstlerische Not des Zweifelns und Schaffens hervorhebt, fast nirgends die Ehrenketten und Verdienstorden ästhetischer Superlative und kunsthistorischer Fachausdrücke klappern läßt, ergreift und hält die Spannung bis zum letzten Wort aufrecht. Die Erzählung ist eine künstlerische Arbeit von schriftstellerischer Sonderart.

In dem schwerwandelnden und poetisch bedachtsamen Deutsch, wie es Gottfried Keller meisterhaft gehandhabt hat, entfaltet sich gerade die zarte aber rauh umschlossene Künstlerseele des Meisters ganz natürlich. Was sie gesehen und unter dem Druck eines unerschütterlichen Willens geschaffen hat, Rudolf Kollers zahllose Bilder, Studien und Skizzen, reden eine eigene Sprache und zeugen für sich selbst. Deshalb sind auch die wenigen aber guten Abbildungen des vornehmen, schön ausgestatteten Buches nur Zugaben, die an das Thema erinnern. Der Erzähler fordert Aufmerksamkeit allein für seinen eigenen Gegenstand, für das menschliche Geschick des Malers. Ich muß gestehen, daß mir daraus auch sein Werk unvergeßlich klar und im innersten Kern verständlich geworden ist.

Bern. Artur Weese.

Nouvelle Anatomie Artistique du Corps humain. Von Dr. Paul Richer. Paris, 1906. — Plon-Nourrit.

Ein Auszug aus dem großen Werke Richers: Anatomie artistique. Entsprechend dem Leserkreis, für welchen das Werk bestimmt ist, beschränkt sich Richer darauf, das Skelett und die Muskulatur des Menschen zu beschreiben, dabei bringt er an zahlreichen Stellungen zum Ausdruck, wie sich die Muskulatur unter der allgemeinen Bedeckung hervorhebt. Was dem klar geschriebenen Werke großen Wert verleiht, ist die Auswahl dieser Stellungen und der sie zur Ansicht bringenden Zeichnungen. Der begleitende Text entspricht der modernen anatomischen Lehre. Die Zeichnungen sind instruktiv, aber stehen hinter denen, die wir in den Lehrbüchern der Anatomie finden, an Schönheit etwas zurück; auch sind die den Texttafeln beigedruckten Bezeichnungen der einzelnen Knochenteile und Muskeln so klein, daß sie das Auge ermüden. Trotz dieser Ausstellungen sei das Werk empfohlen, weil es rasch orientiert und nicht durch wissenschaftliches Beiwerk das Verständnis erschwert.

München. F. C. Müller.

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu München.

Sitzung der philosophisch-philologischen Klasse vom 9. Februar 1907.

Herr Karl Krumbacher legte vor: „Byzantinische Zeitschrift", Band 16, Heft 1—2. Das Schreiben eines Münchener Herrn ersuchte, zur Beratung der Frage einer internationalen Verkehrssprache eine Kommission einzusetzen. Die Klasse fand keine Veranlassung, der Sache näher zu treten. Wegen Beratungen über innere Angelegenheiten fielen die Vorträge in der philosophisch-philologischen wie in der historischen Klasse aus.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse vom 9. Februar 1907.

1. Herr Karl v. Linde berichtete über Versuche, welche im Laboratorium für technische Physik (insbesondere von Herrn Perwanger) zur Feststellung des Wärmedurchganges von einem wärmeren zu einem kälteren Wasserstrome durch eine Metallwand ausgeführt worden sind. Hierbei hat sich für konstante Wassergeschwindigkeit neben der bekannten proportionalen Zunahme der Wärmemenge mit der Temperaturdifferenz zwischen den beiden Strömen eine Abhängigkeit dieser Wärmemenge von der mittleren Temperatur ergeben, welche bei kleineren Temperaturdifferenzen als eine lineare sich darstellt, bei größeren Differenzen ein langsameres Anwachsen zeigt. Die Abhängigkeit des Wärmedurchganges von der Geschwindigkeit des strömenden Wassers wird in hohem Maße bestimmt einerseits davon, ob die Geschwindigkeit kleiner oder größer ist als die „kritische", und andrerseits durch die Beschaffenheit der Wandflächen. Bei Geschwindigkeiten über der „kritischen" und bei rauhen Wandflächen erscheint die durchgehende Wärme für konstante Temperaturdifferenzen als eine quadratische Funktion der Geschwindigkeit, während bei glatten Wandflächen für Geschwindigkeiten über 1.5 m. p. s. diese Funktion eine fast genau lineare ist, nach unten hin aber Abweichungen zeigt, welche mit dem Uebergange zur kritischen Geschwindigkeit zusammenhängen dürften.

2. Herr Ludwig Burmester hielt einen Vortrag: „Ueber kinetographische Verwandtschaft ebener Systeme". Bei einer gesetzmäßigen Bewegung eines ebenen Systems in einem als ruhend angenommenen anderen ebenen System beschreibt jeder Punkt des bewegten Systems eine Bahnkurve in dem ruhenden System, und ferner beschreibt jeder Punkt des ruhenden Systems eine Bahnkurve in dem bewegten System. Werden nun den Punkten einer Kurve in dem einen System die Punkte einer Kurve in dem anderen eindeutig zugeordnet, dann beschreiben je zwei zugeordnete Punkte entsprechende Bahnkurven in den beiden Systemen; und in jedem Bewegungsmoment sind die Punkte auf den entsprechenden Bahnkurven entsprechende

Punkte der beiden Systeme. Die hierdurch definierte geometrische Beziehung dieser Systeme wird eine kinetographische Verwandtschaft derselben genannt.

3. Herr Erwin Voit sprach: „Ueber den zeitlichen Ablauf der Eiweißresorption". Er berichtete über Versuche, welche Herr Kugler unter seiner Leitung über den zeitlichen Ablauf der Eiweißresorption bei Tieren angestellt hat. Diese lehren, daß der Resorptionsverlauf von der zu Beginn des Versuches im Verdauungstraktus vorhandenen Eiweißmenge abhängt. Somit muß sich die Resorptionskurve für geringere Eiweißmengen aus der bei größerer Zufuhr gewonnenen Kurve ableiten lassen. Die Form der Kurve wird durch die Aenderungen im Füllungszustande des Dünndarmes bestimmt.

Kleinere Mitteilungen.

Dr. N. **Eine Verbesserung der Röntgenbestrahlung.** Die Anwendung der Röntgenstrahlen für Heilzwecke findet für tiefer liegende Gebilde dadurch eine unüberschreitliche Grenze, daß die oberflächlichen Schichten des Körpers ganz außerordentlich viel stärker als die tieferliegenden die Strahlen absorbieren. Schon in einigen Millimetern Tiefe konnte man daher nichts mehr ausrichten. Denn wenn man sie so lang und stark anwendete, daß auch in der Tiefe deutliche Wirkungen erzielt wurden, so wurde dadurch die Oberfläche derart zerstört, daß an eine Uebertragung solcher Experimente auf den Menschen nicht gedacht werden konnte. Nun ist es Friedrich Dessauer, wie wir einer vorläufigen Mitteilung aus den Verhandlungen der Deutschen Physikalischen Gesellschaft entnehmen, gelungen, diese Schwierigkeit zu umgehen. Das Prinzip der neuen Methode ist das der „homogenen" Bestrahlung. Wenn wir einen homogenen Körper von einer Lichtquelle immer mehr entfernen, so kann er in dem Augenblicke, als in allen seinen Teilen gleichmäßig die Strahlen absorbierend gelten, in dem seine eigene Tiefe im Vergleich zur Gesamtentfernung von der Lichtquelle sehr klein ist, weil dann die Abnahme der Absorption von der oberflächlichsten bis zur tiefsten Schichte verschwindend klein wird. Bei der Röntgenbestrahlung wird die Sache allerdings dadurch noch kompliziert, daß die Strahlen von weichen und harten Röhren nicht gleichmäßig einwirken. Die einen werden bedeutend stärker von gewissen Teilen (z. B. Knochen) absorbiert als die anderen. Durch Verwendung sehr harter Röhren mit außerordentlicher Durchdringungsfähigkeit, die an der Decke eines vier bis fünf Meter hohen Raumes aufgehängt wurden, gelang es bei Lagerung der Versuchspersonen direkt über dem Boden, eine fast homogene Bestrahlung zu erzielen. Freilich mußte diese außerordentlich lang durchgeführt werden und damit kam man wieder an eine bisher unüberwindliche Schwierigkeit. Die Röntgenröhren hatten bisher im besten Falle eine Lebensdauer von 40 Stunden. Diese mußte verlängert werden. Durch eingehende Studien gelang es Dessauer schließlich, sie auf 250 Stunden dadurch zu bringen, daß der hochgespannte Wechselstrom zum Betrieb von zwei unabhängigen Röntgenröhren benützt wurde unter Halbierung jeder Wechselstromperiode, wodurch jede Röhre je sämtliche Phasen einer Richtung erhielt. Diese Verteilung wurde mittels „Ventilvorrichtungen" erzielt. Mit solchen Röhren nun kann man lange genug die Bestrahlung durchführen. Die Patienten fühlen gar nichts, Gefährdungen sollen ausgeschlossen sein und die Heilwirkung auf krankhafte Zellen soll bedeutend früher eintreten als bei der bisherigen lokalen Bestrahlung. Die jetzige Art der Einwirkung ist ja eine den ganzen Körper treffende, die nur, wo es besonders erwünscht ist, durch Schutz einzelner Körperteile noch besonders lokalisiert beziehungsweise abgedämpft werden kann. Die Dosierung soll viel sicherer und milder sein. — Inwieweit die theoretisch sehr interessanten Versuche sich in der Praxis bewähren werden, muß langer, exakter und vorsichtiger Beobachtung überlassen bleiben. Wenn wirklich ohne Schädigung des Allgemeinbefindens und ohne Schädigung der Oberflächen die erwünschten Erfolge zu erzielen sind, so haben wir einen bedeutsamen Fortschritt vor uns.

e. **Spiritusfabrikation aus Torf.** Kürzlich wurde von einer neuen Art der Spiritusgewinnung berichtet, die von Torf ausgeht. Wie nun bekannt wird, ist dies ein Prozeß, dem man schon vor vielen Jahren praktische Bedeutung abzugewinnen suchte. Die Herstellung von Weingeist aus Torf gelang dem Ingenieur Zetterlund schon in den 70er Jahren. Es zeigte sich, daß oberflächlich gelagerter und wenig verrotteter Torf für diese Verwertung am besten geeignet ist. Seither wurde auf diesem Gebiete viel gearbeitet, 1891 auch ein Verfahren zur Herstellung von Weingeist aus Torf patentiert. In der dänischen Versuchsfabrik Sille Vildmose wurden im Frühjahr 1905 Versuche angestellt, welche die Rentabilität des Verfahrens klarlegen sollten. Man gelangte jedoch zu keinem sicheren Resultat, worauf der schwedische Staat 10,000 Kronen für einschlägige Versuche zur Verfügung stellte. Die Ergebnisse der mit dieser Summe bestrittenen Arbeiten lassen es zweifelhaft erscheinen, ob der Torfspiritus, der zu Industriezwecken, Erzeugung von Kraft, Wärme und Licht hergestellt werden soll, mit dem Kartoffelspiritus in Wettbewerb treten kann. Die Kosten des Verfahrens, der Verzinsung und der Amortisation des Anlagekapitals stellen den Herstellungspreis für 1 Liter Weingeist aus Torf gewonnen auf 42.5 Pfennig. In Deutschland wird Spiritus für Kraftzwecke um 15.3, in Schweden um 37.8 Pfennig verkauft.

* **Agassiz-Gedenkfeier.** Am 28. Mai d. J. werden es hundert Jahre sein, daß im Pfarrhause des idyllisch gelegenen Dörfchens Motier, am Gestade des Murtnersees, der berühmte Naturforscher Louis Agassiz geboren wurde. Die Naturforschergesellschaften der Kantone Waadt, Freiburg und Neuenburg beabsichtigen nun, den hundertjährigen Geburtstag Agassiz' am 28. Mai durch eine würdige Gedenkfeier am Geburtsort selbst zu begehen.

ar. **Kongresse.** Die 15. Jahresversammlung des Verbandes Deutscher Elektrotechniker findet vom 16.—19. Juni in Hamburg statt. Es soll diesmal der Wechselstrom-Motor in den Mittelpunkt der Beratungen gestellt werden. — Die 48. Hauptversammlung des Vereins Deutscher Ingenieure wird vom 17.—19. Juni in Koblenz tagen. — Die 6. internationale Konferenz der Vereine vom Roten Kreuz findet vom 10.—14. Juni d. J. zu London statt. — Ein internationaler Kongreß für Psychiatrie, Neurologie, Psychologie und Irrenpflege findet vom 2.—7. September d. J. zu Amsterdam statt.

* **Personalien.** Zum Direktor des Leipziger Museums für Völkerkunde wurde Professor Dr. phil. Karl Wenle gewählt, der zugleich als außerordentlicher Professor für Ethnographie und Prähistorie an der Leipziger Universität wirkt. — In Paris starb im Alter von 60 Jahren der Geologe Marcel Bertrand, Professor an der Ecole des Mines und Mitglied der Académie des Sciences. Der Dahingeschiedene, der 1847 in Paris geboren war, hat u. a. ein Werk über die geologischen Verhältnisse des Isthmus von Panama (L'isthme de Panama et les phénomènes volcaniques), sowie über die Bedeutung der Alpenkette für die Gestaltung des europäischen Festlandes verfaßt.

Hochschulnachrichten.

r. **Tübingen.** Der Direktor des Predigerseminars in Friedberg (Hessen), Professor Dr. Paul Wurster, hat einen Ruf auf die ordentliche Professur der praktischen Theologie, mit welcher die Vorstandschaft der evangelischen Predigeranstalt verbunden ist, erhalten.

* **Freiburg i. B.** Am 24. Februar starb im Alter von 70 Jahren an den Folgen einer Operation Geh. Hofrat Professor Dr. Thomas, Direktor der Poliklinik. Der Verstorbene, aus Möckern bei Leipzig gebürtig, war zuerst außerordentlicher Professor an der Universität Leipzig, wurde dann im Jahre 1876 als ordentlicher Professor der Heilmittellehre und Direktor der Poliklinik an die hiesige Universität berufen, wo er seitdem eine segensreiche Wirksamkeit entfaltete, was insbesondere auch von seiner unermüdlichen Tätigkeit für das Kinderhospital gilt.

* **Straßburg.** Die Wahl des ordentlichen Professors der Nationalökonomie und Statistik Dr. Georg Friedrich Knapp zum Rektor der Universität für das Studienjahr 1907/08 ist vom Kaiser bestätigt worden.

* **Breslau.** Professor Dr. Hermann Klaatsch in Heidelberg, zurzeit in Adelaide, der in den letzten drei Jahren sich besonders mit der Erforschung der australischen Eingeborenen beschäftigte, hat einen Ruf als außerordentlicher Professor für Völkerkunde an die hiesige Universität erhalten und angenommen.

* **Kiel.** Der Vorsteher der Frauenklinik an der Universität Kiel, Geheimrat Professor Dr. Werth, scheidet mit Schluß des Sommerhalbjahres aus Gesundheitsrücksichten nach 22jähriger Tätigkeit von seinem Posten.

* **Gießen.** Der Privatdozent der Zoologie an der hiesigen Universität Dr. M. Hartmann hat auf die Lehrberechtigung verzichtet.

* **Bern.** Der Privatdozent für Chirurgie Dr Fr. de Quervain erhielt den Professortitel.

Jahrgang 1907. München, Freitag, 1. März. Nummer 51.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und die direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Gedanken über die Friedensbewegung. (Schluß.) Von Generalleutnant Ritter v. Endres, Chef des Generalstabes der kgl. bayerischen Armee (München).

Der gestirnte Himmel im Monat März. Von -rt-

Bücher und Zeitschriften.

Selma Lagerlöf: Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersohn mit den Wildgänsen.

Allgemeine Rundschau.

Königlich Sächsische Kommission für Geschichte.

Hochschulnachrichten.

Gedanken über die Friedensbewegung.

(Schluß.)

Wie steht es mit dem Frieden des einzelnen Menschen? Wir sind geneigt, ihn als das höchste Glück zu preisen. In ahnungsvoller Weihnachtsstimmung strömt mit dem Gruße „Friede den Menschen auf Erden“ auch in unser Herz eine Flut schmerzvollen Friedensverlangens. Wenn die Winternacht über die Welt gezogen ist, wenn draußen über lautlosem Funkeln und Glitzern der Schneekristalle das friedsame Licht der Sterne blinkt, wenn Jugendträume und Jugendsehnsucht unsere Seele umfangen, dann vergessen wir eben der ehernen Tatsachen der Welt der Erscheinungen, wir lösen uns los aus dem Zusammenhang mit der rauhen Wirklichkeit. Aus Fernen, die wir nicht kennen, aus Welten, die wir nur ahnen, umrauschen und umtönen uns Hoffnungen und Gedanken, die weit über das hinausschweben, was uns die Wirklichkeit umgrenzt. Das sind Friedensträume, nicht leer und bedeutungslos, aber ohne erkennbaren Zusammenhang mit dem, was wirklich ist.

Welcher denkende Mensch, und wenn ihn der göttliche Friedenswunsch noch so sehr ergriffen hätte, könnte zugestehen, daß er in Frieden auch nur mit sich selbst ist? Wer kann behaupten, daß nicht tiefe, geheime Leidenschaften sein Innerstes durchfluten, daß nicht Liebe und Haß, Verlangen und Sehnen und wildes Ringen dieser Triebe mit dem Gewissen und der Erkenntnis des Rechten ihn durchtoben? Wessen Wünsche und Bestrebungen sind im Einklang mit dem wirklich Erreichten? Wer strebt nicht hinaus aus der Enge der ihn umgebenden Lebensverhältnisse, wer ist nicht unzufrieden mit dem eigenen Schicksal? Wem ist der quälende Wunsch nach mehr Glück nicht schon durch die Seele gezogen?

Es ist ein Kämpfen und Fechten in der armen Menschenbrust, ein Fechten zwischen Ruheverlangen und Tätigkeitstrieb, ein Kämpfen zwischen der lockenden Bewegung der Welt und der stillen Resignation, eine Schlacht zwischen den Geboten der Pflicht und dem Willen nach Genuß. Und wenn die ersten Spuren des Friedens erscheinen, die kühle, leidenschaftslose Betrachtung der menschlichen Dinge, die Unlust an Streben und Verlangen, das Ruhebedürfnis und die Verachtung menschlichen äußeren Glückes, so sind das friedliche Ruhebringer, aber auch Schatten des Todes.

Können wir diese Unrast des Menschenherzens beklagen? Sicher nicht. Aus diesen Kämpfen, die in verschwiegener Einsamkeit durchgefochten werden, ist alles geworden, was Schönes und Herrliches in der Menschenwelt ans Licht gekommen ist. Wer Großes vollbringen will, der muß sich Tat um Tat in wildem Streiten mit der schaffenden Leidenschaft abgewinnen. Nicht in friedlicher Traumseligkeit, sondern in der Glut von Liebe und Haß werden große Werke geboren. Michelangelo war kein ruhevoller Mann; aus dem schmerzlichen Ringen seiner übermenschlichen Phantasie mit den Hindernissen des Stoffes und der Gestaltungsmöglichkeit sind seine Bildwerke entstanden. Bismarck war kein Mann des inneren Friedens; qualvoll hat er gerungen mit dem, was sein kühner Geist erdacht hat, qualvoll sind ihm die äußeren Hemmungen seines Verantwortlichkeitsgefühles vor die Seele getreten. In heißem Ringen mit dem, was war, hat er sich den Entschluß abgekämpft für das, was werden sollte.

Friedlose Kampfesnaturen sind es, die wir als Helden der Menschheit preisen; unruhvolle Geister, Verwandte des faustischen Erdgeistes, der von sich sagt:

> In Lebensfluten, im Tatensturm
> Wall ich auf und ab,
> Webe hin und her!
> Geburt und Grab,
> Ein ewiges Meer,
> Ein wechselnd Weben,
> Ein glühend Leben,
> So schaff ich am sausenden Webstuhl der Zeit
> Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Betrachten wir das innere Leben der Gemeinschaft, in der der Mensch der Kultur lebt, den Staat. Herrscht in ihm der Friede? Es ist ja in der Tat eine der Aufgaben des Staates, einen gewissen Frieden dadurch zu gewährleisten, daß er die Interessen der einzelnen Volkskreise und der einzelnen Persönlichkeiten gegeneinander abwiegt, diese Abwägungen in Gesetzesform niederlegt und die Verletzung dieser Gesetze mit seiner Macht, die begriffsgemäß der Macht jeder anderen Organisation im Staate überlegen sein muß, bestraft.

Mit solchen Mitteln kann zweifellos die Landstraße von Banditen gesäubert, die Sicherheit der Städte bewirkt, der Schutz des Eigentums durchgeführt und das zügellose Verlangen nach Macht eingedämmt werden. Der Friede, der diesen Veranstaltungen entspringt, ist aber doch nur ein sehr äußerlicher, und es ist gut so, denn mit dem wirklichen Frieden im Staate wäre jede weitere Entwicklung,

jeder Humanitäts- und Kulturfortschritt unmöglich. Fortschritt ist immer Kampf des Neuen mit dem Bestehenden, er ist immer Bewegung, also, wie in der uns umgebenden Natur, immer Störung des Gleichgewichtes.

Sehen wir doch die Dinge in unserem eigenen Staate an. Weltanschauungen, verschieden wie Feuer und Wasser, stehen sich feindlich gegenüber und suchen sich zur Wirklichkeit, d. h. zur politischen Macht im Staate umzugestalten. Hier greifen große irregeführte Volksmassen, losgelöst von Vaterland und Jenseitsglauben, mit rauher Hand nach den Gütern einer alten Kultur, nicht um sie zu besitzen und zu erweitern, sondern um sie in brutaler Ueberschätzung des Einzelgenusses zu zersplittern und ihre Quelle zu verschütten, die aus der Masse sich heraushebende aristokratische Tat der genialen Einzelpersönlichkeit. Andere Volksgenossen sitzen stolz auf reichem ererbten Besitz. Sie sind der materiellen Sorge um Lebensunterhalt weit entrückt und stehen zum großen Teil der Würde der persönlichen, lastenden Erwerbsarbeit ohne Erfahrung gegenüber. Sie sind gewohnt, sich Beeinträchtigungen ihrer Lebensführung zugunsten der Gesamtheit nur insoweit gefallen zu lassen, als dadurch ihre geschichtlich erwachsenen Gewohnheiten des Herrschens und Genießens nicht in fühlbarer Weise berührt werden. Sie entbehren keineswegs des Mitgefühls mit den Bedürfnissen der Massen, und sind geneigt, in patriarchalischer und freiwilliger Weise den Ueberfluß zur Linderung der Not oft in großartiger Freigebigkeit einzusetzen. Nur dem gesetzlichen Zwang in dieser Beziehung sind sie abgeneigt, weil sie darin eine tatsächliche und rechtliche Minderung ihrer ängstlich gehüteten Stellung und eine Aenderung des bisher geltenden Eigentumsbegriffes sehen zu müssen glauben.

Andere Volksteile entwickeln die Art ihres politischen Handelns auf kirchlichen Grundlagen oder vielmehr sie stellen, wie F. X. Kraus sagt, die Kirche über die Religion. Sie stoßen so auf den Widerspruch einer anderen Weltanschauung, der die Religion niemals äußere Machtfrage, sondern nur inneres Erlebnis und seliges Bedürfnis ist. Auch mit dem souveränen Staat müssen sie in Zwiespalt geraten, wenn sie das Dogma der alles beherrschenden Kirche auf das äußere Lebensgebiet des Staates ausdehnen. Wenn sich ihnen aber der Staat beugt, so setzt der Widerspruch nicht kirchlich dogmatisch denkender Volkskreise ein.

Wieder andere wollen ganz auf dem Boden rein nationaler Staatsanschauung stehen. Die Lebensfragen des Staates werden ihnen zu nationalen Fragen und stehen im Mittelpunkt ihres politischen Denkens und Handelns. Sie folgern die Aufgaben des Staates aus dessen Souveränität und erstreben dessen Weiterentwicklung zur Freiheit auf Grund der bisherigen geschichtlichen Entwicklung. Auch sie müssen Streit und Kampf nach allen Seiten finden. Ihr nationaler Gedanke muß den einen, ihre Lehre von der Notwendigkeit der Entwicklung zur Freiheit den anderen, ihre Betonung der ausschließlichen Souveränität des Staates in staatlichen Dingen den Dritten zum Angriffspunkte werden.

Wir haben es ja in den letzten Tagen erlebt, in welch verschiedenen Umrissen ein an sich so rein praktischer und technischer Gegenstand, wie die Bemessung der Stärke einer Kolonialtruppe, sich in dem Spiegel der verschiedenen Weltanschauungen abformt.

Und nicht nur zwischen den großen Weltanschauungen besteht Streit und Zwietracht. Auch die Wissenschaft kämpft mit Erbitterung um ihre Befreiung von den zwingenden Voraussetzungen irgend einer bestimmten metaphysischen Weltanschauung, und die Kunst löst sich gewaltsam los von der drückenden Last hergebrachter Formen und Regeln. Ueberall im Staate Störung des Gleichgewichtes, überall ein friedloses Ringen um Gut und Herrschaft, um Glück und freien Willen, um offene Tore für das Talent und um selbständiges Wirken der einzelnen Persönlichkeit oder Gemeinschaft. Können wir das beklagen? Sicher nicht; wer Fortschritt will, muß Kampf wollen, wer Entwicklung erstrebt, muß den Streit durchfechten.

Wir unterstehen alle den zwingenden Gesetzen der Natur; sie, nicht unser freier Wille bürdet uns den Kampf um das Dasein im Staate auf. Hier wie dort wird das Lebensfähige und Lebenskräftige bestehen und wachsen, hier wie dort führt die gesunde Entwicklung unter gewaltigen Schmerzen des Werdens zu höheren Stufen der staatlichen Lebensformen. Friede wäre Bewegungslosigkeit, wäre Erstarrung und Tod. Kant erzählt im Vorwort zu seinem philosophischen Entwurf „Zum ewigen Frieden“ von einem holländischen Gastwirt, der sein Schild „Zum ewigen Frieden“ mit dem Gemälde eines Kirchhofes schmückte. Der Mann hatte recht.

Wie steht es nun mit dem Verhältnis von Staat zu Staat? Mein Lehrer Treitschke sagt in seinen Vorlesungen[7]) über Politik: „Der Staat ist das als unabhängige Macht rechtlich geeinigte Volk.“ Um dann diese Unabhängigkeit oder Souveränität ganz scharf und bis zum Aeußersten hervorzuheben, fügt er später hinzu: „Die Beschränkungen, welche sich die Staaten durch Verträge auflegen, sind freiwillige, und alle Verträge werden geschlossen unter dem stillschweigenden Vorbehalt: rebus sic stantibus. Kein Staat in der Welt ist imstande, das Ich seiner Souveränität aufzugeben. Wenn ihm Bedingungen auferlegt werden, die ihn verstümmeln, die er nicht einhalten kann, dann ehrt ihn der Bruch des Vertrages mehr als die Befolgung.“

Ich weiß wohl, gerade diese Lehre von der nur in sich selbst gegründeten und sich selbst verantwortlichen Souveränität des Staates in ihrer absoluten Herrschaft über die Gesellschaft und ihrem, ich möchte sagen, naiven Anspruch, das Interesse des Staates und nur dieses im Verkehr mit anderen Staaten durchzusetzen, ist der tiefste und unüberbrückbare Gegensatz, der diese Lehren Treitschkes von den Vertretern der Idee des ewigen Friedens, allen voran Kant, scheidet. Hier ist der Punkt, an dem sich zwei große politische und geschichtliche Weltanschauungen trennen. Der einen ist der Staat „die eigentlich gestaltende Macht dieses Lebens, was lebendig wirken will, muß sich an ihn anlehnen,[8]) und Souveränität ist sein innerstes Wesen, der anderen ist er nur das Uebel, das die Menschen scheidet und sie hindert, ihr eigentliches, dem Glücke anarchischer Lebensform zugewandtes Wesen in freier wirtschaftlicher Gesellschaftsgliederung zu entfalten. Ich habe erst in den letzten Tagen ein ernsthaftes Buch[9]) in Händen gehabt, in dem das chinesische Staatswesen als das erstrebenswerte Ideal hingestellt wird. „Kein Mensch“ — so sagt der Verfasser — „kämpft dort mehr für die Autorität eines anderen. Und das Ergebnis ist jene großartige wirtschaftliche Organisation, die mit ihren riesenhaften Korporativgenossenschaften eine im wirklichsten Sinne des Wortes unsterbliche Gesellschaft gebildet hat. Und seitdem braucht China weder Macht- noch Verteidigungskriege zu führen. Es überläßt diesen atavistischen Sport den Fremden, die sich einbilden, es zu beherrschen. Es treibt auch keine Politik mehr und doch wird es immer mächtiger.“

Ich gestehe ohne weiteres, daß ich diesen Gedankenflügen nicht zu folgen vermag. Ich bin wohl zu alt ge-

[7]) Treitschke, Politik I.
[8]) Erich Marcks. Ein Gedenkblatt zum 10jährigen Todestag Treitschkes.
[9]) Alexander Ular: Die Politik.

worden, um dieses chinesische Paradies noch richtig würdigen zu können. Meine Ausführungen bleiben der Lehre Treitschkes treu, die mich in der gewaltigen Zeit begleitet hat, die ich erlebte und an der ich nur in wenig bedeutsamer Stellung, aber immerhin mitschaffend Anteil nehmen durfte.

Ich habe damals erlebt, wie der in einem zerrissenen Volke plötzlich erwachte, nach außen gerichtete staatliche Machtwille Kräfte der Persönlichkeiten und der Gemeinschaften wachrief, die auch im Frieden nachwirkend, aus Zwietracht Einheit, aus Armut Reichtum, aus weltfremdem Träumen weltfreudiges Wirken geschaffen haben.

Mit der Souveränität nun, die dem Staat wesentlich ist, wird und muß dieser sowohl sein eigenes Interesse, als auch das seiner Staatsangehörigen pflegen und schützen. Das ist die Lebenswirkung des Staates, ohne diese hätte er keine Bedeutung und keinen Wert, er müßte sterben wie ein lebendiges Wesen ohne Nahrung.

Daß dieses Interesse oft mit dem eines anderen Staates zusammenfallen wird, ist selbstverständlich. Die Geschichte aller Staatenbündnisse erweist diese Interessengemeinschaft von Fall zu Fall. Daß aber eine derartige Interessengemeinschaft nicht vorhanden sein muß, ja sich oft in den bittersten Interessen-Widerstreit auflösen kann, hat wenigstens der bisherige Verlauf der Geschichte bewiesen.

Was ich hier Interesse genannt habe, ist nicht nur wirtschaftlicher Vorteil, beim Staat so wenig wie bei der einzelnen Person. Es gibt auch eine Ehre des Staates, ein öffentliches Abschätzen seiner Macht und seines Willens, ein Anerkennen seines Daseinsrechtes und seines Wirkungsumfanges, die für das Leben des Staates nicht minder bedeutungsvoll sind, wie seine wirtschaftliche Gesundheit.

Gerade die kraftvollsten Völker haben für diese unwägbaren und unmeßbaren Dinge das feinste Verständnis und gleichen darin dem tüchtigen Mann, der alles eher ertragen wird als eine Verletzung seiner Ehre und seines öffentlichen Ansehens. Das Interesse des Staates ist also ein empfindliches Ding, und zwar nicht nur nach der wirtschaftlichen, sondern auch nach der persönlichen Seite hin, und umfaßt ein unendlich größeres Gebiet als das Interesse eines Privatmannes. Im Privatverkehr aber halten wir es für ganz selbstverständlich, daß es zu Rechtshändeln um Besitz und Ehre kommt, obwohl hier das Gesetz das Rechtsgebiet jedes einzelnen scharf umgrenzt.

Um wieviel mehr müssen solche Interessenstreite im Verkehr von Volk zu Volk eintreten, der der Gesetzgebung im allgemeinen entbehrt. Denn das, was wir Völkerrecht nennen, liegt mehr auf dem Gebiete der frommen Wünsche als auf dem der zwingenden Gesetzgebung, und umfaßt auf jeden Fall nur einen verschwindenden Bruchteil dessen, was Interesse des Staates nach seiner erwähnten doppelten Richtung heißt. Was aber die Hauptsache ist, hinter der Gesetzgebung des Einzelstaates steht die Macht des Staates als vollziehende Gewalt und zwingt jede Persönlichkeit, sich dem Urteil oder dem Schiedsspruch zu unterwerfen, selbst wenn ihr Vorteil dadurch schwer geschädigt, ihre wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung dadurch vernichtet wird.

Es ist nun an und für sich nicht undenkbar, daß souveräne Staaten durch Verträge Schiedsgerichte schaffen, denen Interessenstreitigkeiten zwischen den Staaten zur Schlichtung vorzulegen sind. Die Haager Friedenskonferenz, die der modernen Friedensbewegung ihre Entstehung verdankt, ist ein Versuch nach dieser Richtung. Es ist auch zweifellos, daß Streitigkeiten, die keine Lebensfragen berühren, oder die schwächere Staaten betreffen, auf diesem Wege beseitigt werden können und beseitigt worden sind. Es ist selbst denkbar, daß große Staaten sich entschließen, sehr schwerwiegende Streitigkeiten dieser Konferenz zur Entscheidung vorzulegen; nur etwas ist ganz undenkbar: nämlich, wie Staaten, die sich dem Schiedsspruch der Konferenz nicht fügen, dazu gezwungen werden sollen. Wodurch will also die Vollzugsgewalt ersetzt werden, durch die der einzelne Staat die Beachtung seiner Urteilssprüche erzwingt? Doch offenbar nur durch Gewalt, denn auf anderem Wege kann ein souveräner Staat gar nicht gezwungen werden. Gewalt gegen einen souveränen Staat aber ist Krieg. Die Konferenzstaaten müßten also Krieg führen, um den Krieg zu vermeiden. Sie müßten den Frieden brechen, um ihre Friedensaufgabe zu erfüllen. Es entstehen so ganz unlösbare Widersprüche, was vorauszusehen war, da eben der Begriff der Souveränität mit dem Willenszwang von außen in keiner Weise vereinbart werden kann.

Die neuere russische Schule der Friedensfreunde unter Tolstoi[10]) macht sich die Sache allerdings leichter. Sie leugnet die Notwendigkeit des Staates, der Rechtsprechung und der vollziehenden Gewalt, und glaubt durch Mitleid und Menschenliebe die einzeln nebeneinander lebenden Personen und Gemeinschaften zum paradiesischen Frieden erziehen zu können. Besonders viel wird von der Sanftmut gehofft, mit der der Mantel geschenkt wird, wenn der Rock genommen wurde, mit der die linke Backe gereicht wird, wenn ein Streich auf die rechte verabreicht worden war. Es sind die alten Chiliastenschwärmereien, die hier wieder auftreten, es sind freundliche, liebliche Bilder, die hier entrollt werden, es sind jedenfalls gute Menschen, die sich zu solchem Bunde zusammengefunden haben; nur steht ihr Streben im vollen Gegensatz zu dem, was wirklich ist. Ich weiß nicht, ob Tolstoi bei den Unruhen in Rußland eine Besitzung durch Mordbrennerei verloren hat, wenn es aber geschehen ist, zweifle ich doch, ob er der verbrecherischen Bande seine Visitenkarte mit der Adresse irgend eines anderen Schlosses überreicht hat, um auch das noch verbrennen zu lassen, oder ob er es nicht für zweckmäßiger gehalten hätte, die nächste Militärstation des vielgeschmähten Staates um Hilfe anzurufen, anstatt den Versuch zu machen, durch eine Predigt über Sanftmut und Menschenliebe der wilden Zerstörungslust Einhalt zu tun.

Wenn wir diese Gedanken Tolstois weiter denken, so würde durch ihre tatsächliche Durchführung ein roher Naturzustand, ein Faustrecht der Starken und Gewalttätigen, die sich der Sanftmutpredigt nicht fügen wollen, ja vielleicht ihrer Natur nach gar nicht fügen können, eine Zerstörung jeder Kultur erfolgen. An Stelle des seltenen Krieges zwischen einzelnen Staaten würde der dauernde Krieg aller gegen alle gesetzt werden.

Die Staaten haben übrigens das einzige Mittel schon ergriffen, das den Krieg wenn auch nicht unter allen Umständen hindert, so doch auf die zwingendste Notwendigkeit einschränkt, nämlich die gesetzliche Festsetzung der allgemeinen Wehrpflicht. Durch diese wird der Einsatz jedes Staates im Kriege so überaus groß, die Niederlage mit solchen Gefahren belastet, die Verluste selbst im Falle des Sieges so ungeheuer und unersetzlich, daß ein moderner Staat nur im äußersten Falle, nämlich wenn er wirtschaftlichen Bestand und staatliche Ehre auf keine andere Weise retten kann, zum Kriege schreiten wird. Tüchtige Wehrhaftigkeit und Dienstpflicht des ganzen Volkes sind die besten Mittel, zwar nicht, um den der Natur des Einzelnen, des Staates und des Staatenverkehrs widersprechenden

[10]) Eine vortreffliche Zusammenstellung der Lehren Leo Tolstois bieten die aus seinen Werken gewählten und von Wilhelm Henckel übersetzten Auszüge „Reife Aehren", Zürich, Verlag von Karl Henckel u. Co.

ewigen Frieden zu gewährleisten, wohl aber, um den Krieg auf das äußerste einzuschränken. Das ist der Sinn des Wortes: Si vis pacem, para bellum.

Und wenn nun ein Staat sich doch dieser Einsicht entziehen wollte? Er wäre der Spielball fremder Gewalt und müßte zugrund gehen. Wenn uns z. B. jetzt England mit der Miene des christlichen Freundes empfiehlt, unsere Flottenrüstungen zu beenden, und in Aussicht stellt, auch andere Staaten zu diesem Verzicht bewegen zu wollen und sich selbst die gleiche Beschränkung aufzuerlegen, so verstehe ich das vom englischen Standpunkt aus vollständig. England hat, was es will, es ist gesättigt, und ein Verzicht anderer Staaten auf Flottenentwicklung würde die bestehende Seeherrschaft Englands auf die billigste Weise verewigen. Es würde so allerdings der ewige Friede für England gesichert, aber doch nur auf Grund des ewigen Nachteils aller anderen Staaten.

David Hume vergleicht einmal die kriegführenden Nationen mit zwei besoffenen Kerlen, die sich in einem Porzellanladen prügeln.[21]) Nicht genug, daß sie an ihren Beulen lange zu heilen haben, sie müssen hinterher noch den Schaden bezahlen, den sie angerichtet haben. In dem wehrlosen Deutschland vor 1866 verliefen die Kriege aber etwas anders. Da waren **wir** die Eigentümer des Porzellanladens, in dem sich zwei fremde Kerle prügelten. Und zum Schluß bekamen wir nicht nur keinen Ersatz für unser zerstörtes Warenlager, sondern mußten den zwei Kerlen auch noch den Doktor zahlen. Ich denke, trotz aller Friedensliebe und Konferenzhoffnungen und trotz des liebreichen Zuredens unseres englischen Freundes wollen wir uns doch einen tüchtigen Hüter des Hauses halten, der in Zukunft verhindert, daß in unserem Porzellanladen fremde Streite ausgefochten werden, und der dafür bürgt, daß uns nicht fremde Doktorrechnungen zur Bezahlung vorgelegt werden.

Die Erwägungen, die ich hier angestellt habe, machen nicht den geringsten Anspruch auf geschichtliche oder politische Unangreifbarkeit. Es sind nur formlose Gedanken eines einfachen Soldaten, der in seinem rein praktischen Berufe der faßbaren Wirklichkeit eben näher steht als dem Gebiet der wenn auch noch so verlockenden, so doch flüchtigen Phantasie. Trotz dieses Mangels aber, denke ich, können wir schon jetzt die Schlußfolgerung kaum abweisen, daß in der Tat, wie Moltke gesagt hat, der ewige Friede nur ein Traum ist. Der Begriff des souveränen Staates, dessen vollberechtigte Interessenpolitik, besonders aber auch die Notwendigkeit der Kolonisation für Völker, denen der Raum für Volkstum und Produktion zu eng geworden ist, werden immer wieder diesen Traum verscheuchen und die Wirklichkeit des Krieges erzeugen.

Wir können die Wunden nicht vermeiden, die Krieg und Kolonisation schlagen, wir können aber versuchen, diese Wunden zu heilen. Es ist selbstverständlich in erster Linie und im großen die Aufgabe des Staates, diese heilende Tätigkeit zu entfalten und mit reichen Mitteln auszustatten. Diese im wesentlichen bureaukratische Wirkung des Staates kann aber der freiwilligen Liebeshilfe der Vereine nicht entbehren. Die Liebe der Volksgenossen soll am Krankenlager der Opfer stehen, nicht nur die geschäftsmäßige staatliche Organisation. Sie haben gefochten für das Vaterland und für dessen Zukunft, sie haben als Pioniere den Boden gerodet und die Quellen gegraben für ein Neuland, auf dem künftige Geschlechter, unsere Kinder und Enkel, ein neues deutsches Vaterland bebauen können. In furchtbaren Kämpfen mit einem wilden, barbarischen Feinde, in erschöpfendem Ringen mit der noch ungebändigten Natur, haben sie die Wege gebahnt zur weiteren Ausbreitung deutschen Volkstums und deutscher Macht. Und wenn sie in dem Kämpfen und Ringen müd und krank geworden sind, so haben sie vollen Anspruch darauf, daß ihnen das ferne Vaterland die Liebe vergilt mit Liebe. Ihr Lager soll da drüben weich gebettet werden. Eine zarte Hand soll ihnen die fiebernde Stirne kühlen, süße Heimatsklänge sollen noch an ihr Ohr schlagen, wenn der Tod schon seine dunklen Schatten wirft.

Wenn der deutsche Soldat drüben kämpft zwischen Leben und Sterben, wenn aus dunklen Tiefen um die Wohnstätte des Ansiedlers Krankheitsstoffe aufsteigen und die Kinder mit Fieberglut verbrennen, wenn die deutsche Frau da drüben in schmerzlich-ahnungsvoller Stunde ein deutsches Kind gebären will, dann soll auch unser Verein seine Heimataufgabe erfüllen in heimatlicher Krankenpflege. Dann schafft auch er mit am sausenden Webstuhl der Zeit, auf dem eine neue Zukunft Deutschlands gewirkt wird. Dieser Zukunft gehört unsere Pflicht, und wenn irgend etwas den ewigen Frieden des Menschen wenigstens mit sich selbst schaffen kann, so ist es die **Einheit** zwischen **Pflicht** und **Werk**.

München. v. **Endres**.

[21]) Der Karl Kehrbachschen Ausgabe des philosophischen Versuches Kants: „Zum ewigen Frieden" entnommen.

Der gestirnte Himmel im Monat März

(gültig für die Mitte des Monats um 10 Uhr abends.)

Die **Milchstraße** ist noch weiter nach Westen gerückt; sie zieht nunmehr in flachgestrecktem Bogen vom südwestlichen Horizont, ziemlich weit westlich vom Zenitpunkt vorbei, zum nördlichen Horizont. Tief im Nordwesten stehen die Sternbilder der **Andromeda**, des **Dreiecks** und des **Stiers**, im letzteren ist der Stern erster Größe **Aldebaran** mit den **Hyaden**, sowie der bekannte Sternhaufen der **Plejaden** gleichwohl noch gut sichtbar; das Sternbild des **Widders** ist dort teilweise untergegangen. Im Westen ist ferner das Sternbild des **Hasen**, im Südwesten der **Große Hund** mit dem funkelnden Stern erster Größe **Sirius**, sowie das Sternbild des **Schiffes** im Untergang begriffen. Innerhalb der Milchstraße stehen im Nordwesten die Sternbilder der **Cassiopeja** und des **Perseus**; gleichfalls nordwestlich vom Zenitpunkt bemerken wir das Sternbild des **Fuhrmanns** mit dem Stern erster Größe **Capella** und der hellen **Bellatrix**. Schon ziemlich tief im Westen glänzt das reiche und so charakteristische Sternbild des **Orion** mit dem **Jakobsstab** und den beiden symmetrisch zu ihm stehenden Sternen erster Größe **Betelgeuze** und **Rigel**; ihm gegenüber erblicken wir diesseits der Milchstraße die **Zwillinge** mit den beiden hellen Sternen **Castor** und **Pollux** und dem alle Fixsterne an Helligkeit überragenden Planeten **Jupiter**, der, nunmehr rechtläufig, in diesem Sternbild nach wie vor seine Bahn zieht. Südlich von den Zwillingen, gleich diesen zum Teil in die Milchstraße hineinragend, steht das Sternbild des **Kleinen Hundes** mit dem Stern erster Größe **Prokyon**.

Nur wenig nordöstlich vom Scheitelpunkt stoßen wir auf das allbekannte Sternbild des **Großen Bären** und südlich von diesem auf den **Kleinen Löwen**. Das Sternbild des **Großen Löwen** mit dem Stern erster Größe **Regulus** und dem gleichfalls sehr hellen Stern **Denebola** ist im Süden schon ganz nahe an den Meridian herangerückt. Zwischen den Sternen erster Größe Regulus und Prokyon bemerken wir noch das Sternbild des **Krebses** mit dem bekannten, schon mit freiem Auge sichtbaren Sternhaufen der **Präsepe** (Krippe).

Ueber dem südöstlichen Horizont ist das langgestreckte Sternbild der **Wasserschlange** (Hydra) mit dem hellen Stern **Alphard**, sind ferner die Sternbilder des **Bechers** und des

Raben nunmehr vollständig aufgegangen. Im Osten steht, zunächst noch in geringer Höhe, die Jungfrau mit dem Stern erster Größe Spica (= Kornähre); das Sternbild der Wage ist dort im Aufgehen begriffen. In beträchtlicher Höhe über dem östlichen Horizont steht dagegen schon das Sternbild des Bootes mit dem in rötlichem Lichte glänzenden Stern erster Größe Arkturus, ferner, westlich vom letzteren, gegen den Löwen zu, das Haupthaar der Berenice, ein zwar nicht großes, aber sehr charakteristisches Sternbild, und noch höher, bis an den Großen Bären heranreichend, das Sternbild der Jagdhunde mit einem besonders schönen Spiralnebel nahe bei dem Stern Eta (dem äußersten Schwanzstern) des Großen Bären.

Am nordöstlichen Himmel sind die Sternbilder der Leier mit dem hellen Stern Wega, des Herkules und der Schlange im Aufgehen begriffen; etwas höher stehen dort die Nördliche Krone und das Sternbild des Mauerquadranten. Im Norden endlich bemerken wir noch das Sternbild des Kleinen Bären mit dem hellen Polarstern, den zwischen dem Großen und dem Kleinen Bären in vielfachen Krümmungen sich hindurchwindenden Drachen, die Giraffe, den Cepheus und, nur wenig über dem Horizont, den Schwan mit dem Stern erster Größe Deneb.

Die Sonne steht um die Mitte des Monats schon ganz in der Nähe des Himmelsäquators. Am 21. März, um 7 Uhr abends, geht sie, in das Tierkreiszeichen des Widders eintretend, durch den im letzteren gelegenen Schnittpunkt des Himmelsäquators mit der Ekliptik, also durch den aufsteigenden Knoten ihrer (scheinbaren) Bahn; der Moment des Durchganges durch diesen Punkt (den „Frühlingspunkt") entspricht bekanntlich dem Eintritt des Frühlingsäquinoktiums oder (astronomisch) dem Frühlingsanfang. Tag und Nacht sind nunmehr für kurze Zeit gleich lang; fortan besitzt die Sonne nördliche Deklination. Ihre Kulminationshöhe beträgt Mitte März für die Breite von München rund 40 Grad; sie nimmt also, wie die Länge des Tagbogens und wie das Azimut (Winkel gegen die Südrichtung) ihres Auf- und Untergangspunktes, bis zum Eintritt des Sommersolstitiums beständig zu.

Die Entfernung Erde — Sonne wächst im Monat März um rund 171,000 Meilen; der scheinbare Durchmesser der Sonnenscheibe sinkt im gleichen Zeitraum von 32 Min. 17.0 Sek. auf 32 Min. 0.6 Sek. herab.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

März	Aufgang		Untergang	
1.	7h 0m	früh	5h 54m	abends
8.	6 46	„	6 4	„
15.	6 32	„	6 15	„
22.	6 18	„	6 25	„
29.	6 3	„	6 35	„
31.	5 59	„	6 38	„

Die Tageslänge wächst demnach während des Monats März um 1 Stunde 45 Minuten. Dieser Zuwachs verteilt sich aber, wie man den obigen Auf- und Untergangszeiten entnimmt, auch im März nicht völlig gleichmäßig auf Morgen und Abend, da nunmehr die Tageszunahme in den Morgenstunden um reichlich eine Viertelstunde größer ist als in den Abendstunden. Am Schluß des Monats beträgt die gesamte Tageslänge (ohne Dämmerung) 12 Stunden 39 Minuten und ist der „Nachmittag" infolge der Zeitgleichung und des Abstandes des Münchener Ortsmeridians vom Nullmeridian der mitteleuropäischen Zeit um 37 Minuten länger als der „Vormittag".

Die Tätigkeit auf der Sonnenoberfläche ist, wie schon vor Monatsfrist konstatiert wurde, neuerdings wieder eine äußerst rege; wie zu Zeiten der größten Fleckenhäufigkeit sind Tage, an denen Sonnenflecke und Sonnenfackeln auf der Sonnenscheibe nicht sichtbar sind, nachgerade wieder selten geworden.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat März sind folgende:

7. März	10h	vormittags	Letztes Viertel
9. „	9	„	Erdnähe (49,770 Meilen)
14. „	7	„	Neumond
21. „	10	abends	Erdferne (54,480 Meilen)
22. „	2	nachts	Erstes Viertel
29. „	9	abends	Vollmond.

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

März	Aufgang		Untergang	
1.	7h 22m	abends	7h 47m	vormittags
8.	2 36	früh	11 36	„
15.	7 27	vormittags	7 41	abends
22.	11 0	„	1 59	nachts
29.	6 16	abends	6 13	vormittags
31.	8 44	„	7 05	„

Bedeckungen. Am 22. März findet eine Bedeckung des Planeten Neptun durch den Mond statt, die jedoch nur in Gegenden zwischen 28. und 68. Grad südlicher Breite sichtbar sein wird.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten sind zunächst noch leidlich günstige.

Merkur erreicht am 2. März seine größte östliche Elongation (Winkelabstand) von der Sonne mit 18° 9'. Er geht demzufolge in der ersten Märzwoche reichlich 1½ Stunden nach dem Tagesgestirn unter und ist also zunächst in der Dämmerung am westlichen Himmel als Abendstern gut sichtbar. Dann eilt dieser unstäteste aller Planeten rasch auf die Sonne zu, kommt schon am 18. März mit ihr in untere Konjunktion zu stehen (Stellung Erde—Merkur—Sonne) und wird gegen Ende des Monats, um welche Zeit er bereits 1¼ Stunden vor der Sonne aufgeht, am östlichen Himmel als Morgenstern sichtbar. Am 14. März kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Venus geht im Monatsdurchschnitt 1¾ Stunden vor der Sonne auf und ist daher während des ganzen Monats als hellglänzender Morgenstern ziemlich tief am südöstlichen Himmel sichtbar. Am 10. März steht sie in Konjunktion mit dem Monde, am 27. März geht sie durch den aufsteigenden Knoten ihrer Bahn.

Mars geht im Laufe des Monats rechtläufig vom Skorpion in den Schützen. Am 10. März steht er in Quadratur zur Sonne, am 29. März passiert er den niedersteigenden Knoten seiner Bahn. Im Monatsdurchschnitt geht der an seinem düsterroten Lichte leicht erkennbare, nahezu schon mit der Helligkeit eines Fixsternes erster Größe leuchtende Planet zwei Stunden nach Mitternacht auf, er kann dann bis zum Anbruch der Morgendämmerung beobachtet werden. Am 7. März kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Jupiter, gegenwärtig nach dem Monde das hellste Gestirn am nächtlichen Sternenhimmel, schiebt sich auch im Monat März im Sternbild der Zwillinge nur um rund vier Vollmondsbreiten rechtläufig vorwärts. Am 23. März kommt er gleichfalls in Quadratur zur Sonne zu stehen. Bei Anbruch der Dämmerung schon hoch am Himmel glänzend, geht er durchschnittlich erst um 3 Uhr nachts unter und kann daher samt den vier helleren seiner sieben Monde nach wie vor fast die ganze Nacht hindurch unter recht günstigen Umständen beobachtet werden. Am 22. März steht er in Konjunktion mit dem Monde.

Saturn kommt am 9. März in Konjunktion mit der Sonne zu stehen und bleibt deshalb während des ganzen Monats für das bloße Auge unsichtbar.

Uranus geht nunmehr im Monatsdurchschnitt schon um 3½ Uhr nachts auf und kann dann bis zum Anbruch der Morgendämmerung als Sternchen 6. Größe, dem bloßen Auge also eben noch sichtbar, beobachtet werden.

Neptun folgt auch im Monat März noch dem Planeten Jupiter in etwa 9° östlichem Abstand am Himmel. Er geht durchschnittlich erst um 3½ Uhr nachts unter und ist also während des größeren Teils der Nacht — wegen seines kleinen scheinbaren

Durchmessers und der dadurch bedingten geringen Helligkeit freilich nur mit guten Fernrohren — etwas nordöstlich von dem hellen Stern Eta in den Zwillingen am Himmel aufzufinden. Am 31. März kommt auch dieser Planet in Quadratur zur Sonne zu stehen.

Sternschnuppen. Im Monat März sind mehrfache Sternschnuppenfälle zu erwarten, die zum Teil recht bestimmt als periodisch erkannt sind. Die Ausstrahlungspunkte derselben liegen: vom 1. bis 4. März im Sternbild des Großen Löwen, um den 7. März in der Wage und im Herkules, für den folgenden Teil des Monats im Drachen, im Cepheus, im Großen Bären und im Bootes.

Zodiakallicht. Das Zodiakal- (Tierkreis-) Licht ist während der ersten Hälfte des Monats März, während welcher der Mond in den ersten Abendstunden nicht über dem Horizont steht, nach Einbruch völliger Dunkelheit als kegelförmiger, mit der Spitze nicht selten bis über die Plejaden hinaufreichender Lichtschein besonders deutlich wahrzunehmen — in München wegen der intensiven Straßenbeleuchtung nur an Orten, die westlich der Stadt gelegen sind. Die Basis dieses schief aufsteigenden Lichtkegels ist stets an derjenigen Stelle des westlichen Horizonts zu suchen, an welcher die Sonne untergegangen ist.

—rt—

Bücher und Zeitschriften.

* **Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgerssohn mit den Wildgänsen.** Von Selma Lagerlöf. Verlag Albert Langen, München 1907.

Selma Lagerlöf hat das Buch von der wunderbaren Reise des kleinen Nils Holgerssohn als ein Schulbuch für die kleinen Schwedenkinder geschrieben, damit sie aus ihm die Geographie und Naturgeschichte ihrer Heimat lernen. Sie läßt einen Jungen, der sich bis dahin bei Menschen und Tieren ziemlich mißliebig gemacht hat, in einen Däumling verwandelt werden und auf den Rücken eines Gänserichs geraten, mit dem er in der geschlossenen Gesellschaft sehr vornehmer Hochlandswildgänse die Reise nach Lappland machen muß. Der Junge ist nur so groß wie ein Wichtelmann, aber zaubern wie ein solcher kann er nicht, und so hat er das ganze Elend des sehr Kleinen, Geringen gegenüber der Gewalt der vielen Größeren durchzumachen und erfährt recht an seinem eigenen Leibe, wie sehr alles in der Natur aufeinander, auf gegenseitige Treue und Hilfsbereitschaft angewiesen ist. Aber er benimmt sich tapfer und ordentlich, und so besteht er bis zur Hälfte der Reise — weiter geht der erste Band des Buches nicht — glücklich alle Fährnisse und erwirbt sich die höchste Achtung und das Zutrauen aller der Tiere, mit denen er es zu tun hat. Von Schweden aber, das er aus der richtigen Vogelperspektive kennen lernt, wird ihm eine Anschauung, daß wohl nicht viele anderen, ebenso wie er über diese Gebirge, Städte, Flüsse, Seen, Anlagen Bescheid wissen.

Das Buch muß für die Schweden, denen bei jedem Namen eine ganze Reihe von Vorstellungen aufsteht, erst den rechten Reiz haben. Aber der Fremde, der von den Werten dieser Namen für ein Landeskind nichts weiß, vermag vielleicht noch unbefangner den poetischen Inhalt des Büchleins zu würdigen. Selma Lagerlöf will belehren, Kenntnis vom Wesen und Leben der Tiere vermitteln, und damit Respekt vor ihnen und den Wunsch, sie zu schonen und ihnen ihrer Art gemäß Gutes zu tun. Ihre große Darstellungskunst aber gibt den Beweis, daß alles künstlerisch sein kann, sogar ein pädagogisches Buch, sofern es nur von einem rechten Künstler abstammt, so wie dieses Werk aus einer Herzensfülle heraus geschaffen wurde, die jede Kälte einer Absicht an der Lebhaftigkeit des Mitteilungsdranges zergehen läßt. Die Kinder werden das Büchlein mit Entzücken lesen und gerade so die Erwachsenen. Die kleinen Schweden aber sind zu beglückwünschen, daß sie eine Freundin haben, die dieses Buch für sie schreiben konnte.

München. Margarete Siebert.

* **Zeitschriften-Literatur.** Die neue Rundschau. Herausgegeben von Professor Dr. Oscar Bie. Verlag von D. Fischer, Berlin. Das Märzheft enthält Hugo v. Hofmannsthals in München und in anderen Städten gehaltenen Vortrag „Der Dichter und diese Zeit". Alfred Kerr berichtet über eine Reihe moderner Lustspiele, wobei besonders Bernard Shaw eine ausführliche Würdigung erfährt. Felix Poppenberg läßt sich über eine Reihe neu erschienener Romane und Novellen aus. Albrecht Wirth erörtert die Lage unserer Kolonien, Karl Jentsch den Ausfall der Wahlen, Friedrich Glaser die Frage der Geldnot. Die belletristischen Beiträge des Heftes bestehen in dem Roman der Helene Böhlau „Das Haus zur Flamm'", einer humoristischen Reiseerzählung von Joh. V. Jensen, einer Novelle aus dem Automobilsport von Otto Rung und Gedichten von Max Dauthendey. Eine Reihe von Briefen des englischen Dichters Keats, die über das künstlerische Schaffen wunderbare Aufschlüsse geben, werden hier zum erstenmal deutsch veröffentlicht.

Allgemeine Rundschau.

Königlich Sächsische Kommission für Geschichte.

Am 9. Februar fand in den Räumen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig die 11. Jahresversammlung der Königlich Sächsischen Kommission für Geschichte unter dem Vorsitz Sr. Exzellenz des Herrn Kultusministers v. Schlieben statt.

In dem Personalbestande der Kommission sind seit der letzten Jahresversammlung größere Veränderungen vorgekommen. Durch den Tod ausgeschieden sind Geh. Rat Dr. Hassel und Geh. Hofrat Professor Dr. v. Gebhardt; Herr Professor Dr. Buchholz hat bei seinem Weggang von Leipzig seinen Austritt erklärt. Der frühere Vorsitzende, Herr Staatsminister a. D. Dr. v. Seydewitz, Exzellenz, ist zum Ehrenmitglied ernannt worden. Den Vorsitz hat an seiner Stelle sein Amtsnachfolger im Kultusministerium, Herr v. Schlieben, übernommen. Zum stellvertretenden Vorsitzenden ist Herr Geh. Rat Ministerialdirektor Dr. Waentig ernannt worden. Zu neuen ordentlichen Mitgliedern wurden berufen: die Herren Direktor der Universitätsbibliothek Dr. Boysen und Prof. Dr. Kötzschke in Leipzig, sowie Herr Archivrat Dr. Beschorner in Dresden.

Zur Veröffentlichung kamen im Jahre 1906 zwei Schriften der Kommission: Die Malereien in den Handschriften des Königreichs Sachsen, herausgegeben von Professor Bruck in Dresden, und: Die ältesten gedruckten Karten der sächsisch-thüringischen Länder 1550—1593, herausg. von Dr. V. Hantzsch in Dresden.

Fast völlig fertig ist zurzeit die von Oberbibliothekar Dr. Richter in Dresden und Dr. Krollmann vorbereitete Ausgabe von Dilichs Federzeichnungen sächsischer Städte aus den Jahren 1626—1629, die einen wertvollen Beitrag für die Kunstgeschichte sowie die Heimatskunde Sachsens darstellt. Ferner ist die von Regierungsrat Dr. Lippert in Dresden besorgte Ausgabe des Briefwechsels der Kurfürstin Maria Antonia mit der Kaiserin Maria Theresia im Druck nahezu abgeschlossen. Weit gefördert ist auch die Geschichte des geistigen Lebens der Stadt Leipzig. Die ersten der Musikgeschichte gewidmeten Abschnitte, die Dr. Rudolf Wustmann bearbeitet, liegen im Manuskript vor; auch die Arbeiten über bildende Kunst, Literatur und Schulwesen Leipzigs nebst der Ausgabe des Tagebuches des Rektors Thomasius werden hoffentlich bald in Druck gehen. Ferner wird demnächst mit der Drucklegung der Akten zur Geschichte des Bauernkrieges in Mitteldeutschland, herausgegeben von Archivar Dr. Merx, begonnen werden können, ebenso mit einer ersten Lieferung der von Dr. Flechsig in Braunschweig bearbeiteten Hauptwerke der sächsischen Bildnerei und Malerei.

Die übrigen von der Kommission unternommenen Publikationen sind in gutem Fortgang begriffen: die Bibliographie zur sächsischen Geschichte, die Beschreibung der Bistümer und Pfarreien Sachsens im Mittelalter, die Ständeakten, Akten und Briefe Herzog Georgs Bd. II, Politische Korrespondenz des Kurfürsten Moritz Bd. III, Geschichte des Heilbronner Bundes 1632/33, Briefe König August d. St., Briefwechsel des Grafen Brühl mit v. Heineken; die sogen. Instruktion eines Vorwerksverwalters von 1570 (Lehrbuch der Landwirtschaft) sowie die Geschichte des neueren sächsischen Staatsschuldenwesens, deren Bearbeitung Herrn Dr. Däbritz in Essen übertragen worden ist.

Eifrige Förderung haben die historisch-geographischen Unternehmungen der Kommission erfahren. Die Ausgabe der Grundkarten sowie die Reproduktion der Flurkarten von 1835 ff. liegen fast völlig abgeschlossen vor. Die Bearbeitung eines historischen Ortsverzeichnisses ist günstig fortgeschritten, ebenso die Flurnamensammlung des Vereins für sächsische Volkskunde, die von der Kommission

finanziell unterstützt wird, sowie die Vorbereitung eines Atlasses ausgewählter Flurtypen.

Als neue Publikation wurde eine Veröffentlichung der Kirchenvisitationsakten aus den früheren Jahren der Reformationszeit ins Auge gefaßt; auch wurde die Förderung von Veröffentlichungen zur historischen Statistik des Landes dringlich gewünscht. Endlich hat die Kommission beschlossen, der Aufgabe näher zutreten, neben den großen Publikationswerken auch kleinere darstellende Einzelschriften zur Veröffentlichung zu bringen.

Hochschulnachrichten.

* **Würzburg.** Fräulein A. Schulz (aus Remscheid) und Frl. M. Droste (aus Bremerhaven) haben hier mit Erfolg die juristische Zwischenprüfung abgelegt. Es ist dies das erste Mal, daß in Deutschland Frauen zu einem juristischen Staatsexamen zugelassen wurden.

* **Heidelberg.** Geh. Hofrat Professor v. Lilienthal hat aus gesundheitlichen Rücksichten um Enthebung von der Annahme des Prorektorats für das Studienjahr 1907/08 gebeten. Die hierdurch nötig werdende Neuwahl eines Prorektors findet am 2. März statt.

hc. **Stuttgart.** Die ordentliche Professur für Ornamenten-, Figurenzeichnen, Aquarellieren und dekoratives Entwerfen an der Technischen Hochschule ist vom 1. April 1907 dem Kunstmaler Karl Schmoll v. Eisenwerth in München übertragen worden. Er tritt an Stelle des als Direktor der Kunstgewerbe- und Handwerkerschule nach Köln berufenen Professors G. Halmhuber.

* **Berlin.** Ein englischer Ferien-Doppelkursus und ein archäologischer Kursus wird für Lehrer höherer Schule in diesem Frühjahr an der hiesigen Universität stattfinden. Der englische Kursus wird im Universitätsgebäude bis zum 28. März 1907, der archäologische in den königlichen Museen zu Ostern abgehalten werden. Der englische Kursus wird durch Professor Kabisch mit einem Vortrag über Zweck, Gang und Ausnutzung des Kursus eröffnet. In englischer Sprache liest Lektor F. Sefton Delmer über Dickens und die sozialen Verhältnisse seiner Zeit. Andere Engländer halten insgesamt sieben Vorträge, unter anderem über die Kirche, die Vorbildung und Stellung des höheren Lehrstandes in England, den Sport in Schulen und Universitäten, Studienreisen der Deutschen in England. Außerdem finden täglich Uebungen im mündlichen Gebrauch der Sprache statt. Den archäologischen Kursus lesen Professor Dr. Erman: Aegyptische Denkmäler; Professor Dr. Delitzsch: Babylon; Dr. Zahn: Kreta, Mykenae und Tiryns; Dr. Hubert Schmidt: Troja; Professor Dr. Trendelenburg: Altertümer von Olympia; Professor Dr. Winnefeld: Pergamon und die neuen Ausgrabungen der königlichen Museen in Kleinasien; Generalsekretär Professor Dr. Puchstein: Baalbek; Professor Dr. v. Wilamowitz-Moellendorf: Papyrusforschungen; Professor Dr. Richter: Römische Topographie.

* **Göttingen.** Der außerordentliche Professor für physikalische Chemie an der hiesigen Universität Dr. F. Dolezalek hat einen Ruf an die Technische Hochschule in Berlin als Nachfolger von Professor Rubens erhalten. — Als Privatdozent für innere Medizin habilitierte sich Dr. F. Samuely (aus Heidelberg).

* **Jena.** Zum weiteren Ausbau der Einrichtungen für den mathematischen Unterricht an der hiesigen Universität ist ein mathematisches Proseminar errichtet und eine Assistentenstelle am mathematischen Seminar geschaffen worden, die am 1. April d. J. Dr. Clemens Thaer (bisher in Göttingen) übernehmen wird.

* **Rostock.** An der hiesigen Landesuniversität werden vom 15. bis 31. Juli d. J. Hochschulkurse für Volksschullehrer veranstaltet. Dozenten aus allen Fakultäten haben ihre Mitwirkung zugesagt.

* **Zürich.** Große Hochschulbauten steht ein regierungsrätlicher Entwurf vor, der in diesen Tagen dem zürcherischen Kantonsrate zugegangen ist. Die engen Räume der derzeitigen Hochschule reichen nicht mehr aus, da in den letzten zwölf Jahren die Zahl der Studierenden sich beinahe verdoppelt hat, und die Notwendigkeit von Seminarien und Laboratorien war nicht weniger dazu angetan, die Enge der Hochschulräume fühlen zu lassen. Die Regierung plant drei neue große Gebäude für Hochschulzwecke: ein Universitätsgebäude als Hauptgebäude, ein zoologisches Institut und ein hygienisches Institut. Von der Errichtung eines einzigen Hochschulgebäudes muß man, so gern man der Universität einen großen und mächtigen Bau wünscht, aus Raummangel absehen. Die drei neuen Bauten sollen nicht weit von den jetzigen Hochschulräumen erstehen, also ebenfalls in der prächtigen Höhenlage, die das Züricher Polytechnikum zu einer wirklichen Hochburg der Wissenschaft macht. Das Universitätsgebäude soll neben den Verwaltungsräumen die theologische, staatswissenschaftliche, philosophische, einen Teil der medizinischen und einen Teil der philosophischen Fakultät zweiter Sektion beherbergen; außerdem soll hier das pflanzenphysiologische und ethnographische Institut mit den Werkstätten und Sammlungsräumen aufgenommen werden. Für das zoologische Institut hat man die Unterbringung der zoologischen Sammlung und der Sammlung für vergleichende Anatomie in Aussicht genommen, und endlich soll das hygienische Institut, der kleinste der drei Bauten, neben der Hygiene und Bakteriologie der Pharmakologie und gerichtlichen Medizin dienen. Die Kosten für diese drei neuen Institute sind allerdings nicht gering. Das Universitätsgebäude soll 3,950,000 Fr., das hygienische Institut 660,000 Fr. und das zoologische Institut 1,420,000 Fr. kosten. Im ganzen ist also für die neue Hochschule ein Betrag von mehr als sechs Millionen Franken nötig. Davon müßte der Kanton Zürich allerdings nur etwa 2.5 Millionen Franken übernehmen, denn die Stadt soll 1,250,000 Fr. hergeben, und der Bund hätte dem Kanton für verschiedene Verpflichtungen 2,200,000 Fr. zu bezahlen. Da der Kanton Zürich kürzlich in den Besitz eines reichen Vermächtnisses für Hochschulzwecke gekommen ist, so wird ihn aber die neue Hochschule aus eigenen Mitteln nur etwa zwei Millionen kosten.

Vorlesungen
der
Universität Göttingen.
Sommer-Semester 1907.
Immatrikulation 15. April bis 3. Mai.
Beginn der Vorlesungen am 16. April.

Die arab. Ziffern geben die Stundenzahl an. Das g (gratis) bedeutet, daß die Vorlesung unentgeltlich ist.

Theologische Fakultät.

Knoke: Praktische Theologie (4); Innere Mission (2); Homiletisches Seminar (2 g); Katechetisches Seminar (1 g). — Smend: Psalmen (4); Alttestamentliches Seminar (2 g). — Tschackert: Kirchengeschichte der alten Zeit (I. Teil) (5); Kirchen- und Dogmengeschichtliches Seminar (2). — Bonwetsch: Kirchengeschichte seit der Reformation (5); Symbolik (Konfessionskunde) (4); Gang der kirchengeschichtlichen Entwicklung (1 g). — Wellhausen: Jüdische Geschichte (3). — Schürer: Evangelium Johannis (5); Biblische Theologie des neuen Testaments (4); Neutestamentliches Seminar (2 g). — Althaus: Pastoraltheologie (2); Bergpredigt Jesu (2); Homiletisches Seminar (2 g); Liturgisches Seminar (2 g); Katechetisches Seminar (1 g). — Titius: Dogmatik II. Teil (5); Dogmatische Systeme seit Schleiermacher (2); Systematisches Seminar (Christliche Grundfragen) (2 g). — Bousset: Erklärung der synoptischen Evangelien (5); Neutestamentliche Uebungen (2 g). — Rahlfs: Genesis (4); Hebräisch für Anfänger (5); Hebräische Uebungen (Jesus Sirach) (1 g). — Otto: Geschichte der neueren Ethik (2); Carlyle (1 g). — v. Walter: Geschichte der christlichen Kunst (2). — Heitmüller: Galaterbrief (2); Philipperbrief (1 g).

Juristische Fakultät.

Dove: Kanonische Rechtsquellen (2 g). — Frensdorff: Deutsches und Preußisches Staatsrecht (5). — v. Bar: Internationales Privatrecht (1); Strafprozeß (4); Strafrechtspraktikum (2). — Regelsberger: Digestenexegese (2). — Joh. Merkel: System des römischen Privatrechtes (6); Deutsches bürgerliches Recht: Schuldverhältnisse (4); Uebungen im bürgerlichen Recht für Anfänger (2); Antike Rechtsurkunden (Papyri) (1 g). — Ehrenberg: Deutsche Rechtsgeschichte (4); Bürgerliches Recht: Erbrecht (3); Privatversicherungsrecht (3); Handelsrechtspraktikum (2); Uebungen im Versicherungs-Seminar (2 g). — Detmold: Zivilprozeß (4); Bürgerliches Recht Allgemeiner Teil (4); Zivilrechtspraktikum (2); Zwangsvollstreckung (1 g). — R. v. Hippel: Einleitung in die Rechtswissenschaft (2); Strafrecht (4); Konkursrecht und Konkursverfahren (2); Zivilprozeßpraktikum (2); Gefängniswesen (1 g). — Schoen: Verwaltungsrecht (4); Völkerrecht (2); Rechtsentwicklung in Preußen (2); Reichs-Militärrecht (1 g). — Beyerle: Handels- und Seerecht mit Ausschluß des Rechtes der Handelsgesellschaften (4); Das Recht der Handelsgesellschaften (1); Wechselrecht (1); Grundzüge des deutschen Privatrechtes (4); Deutschrechtliche Uebungen (Interpretation des Sachsenspiegels) (2); Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten aus dem Gebiete

des deutschen Rechts (2 g). — Planck: Deutsches bürgerliches Recht, Sachenrecht (4). — Litze: Römische Rechtsgeschichte (3); Römischer Zivilprozeß (2); Familienrecht des Bürgerlichen Gesetzbuches (3); Römischer Quellenkursus (3); Römisch-rechtliche Uebungen (1 g). — Höpfner: Strafrecht, besonderer Teil (2); Konversatorium über Strafrecht und Strafprozeß (2). — v. Hoffmann: Kirchenrecht (4); Konversatorium über Staatsrecht (1); Deutsches Kolonialrecht (1 g). — Walsmann: Urheberrecht (1); Juristisches Bücherwesen (1); Konversatorium über bürgerliches Recht, Allgemeiner Teil (2); Konversatorium über Sachen- und Familienrecht (2). — Rosenberg: Konversatorium über das Recht der Schuldverhältnisse (2); Ueber die Methode zur Bearbeitung von Zivilrechtsfällen. Eine Einführung in die zivilistische Praxis (1 g).

Medizinische Fakultät.

Fr. Merkel: Allgemeine Anatomie (3); Knochen- und Bänderlehre (3); Systematische Anatomie II. Teil (6); Entwicklungsgeschichte (2); Kursus der allgemeinen Histologie, mit Kallius (2); Selbständige Arbeiten Geübterer (g). — M. Runge: Frauenklinik (5); Operationskursus (3); Klinische Visite (1 g). — Braun: Chirurgische Klinik (7½); Operationskurs mit Vorlesungen über Operationslehre (12); Klinik der chirurgischen Erkrankungen der Unterleibsorgane (1½ g). — Jacobj: Pharmakologie (Arzneimittellehre) (4); Arbeiten im Laboratorium (36 g); Die Wirkungen des Hochgebirges auf Gesunde und Kranke (1 g). — v. Esmarch: Hygiene I. Teil (3); Hygienisch-bakteriologischer Kurs (3): Repetitorium der Hygiene (1 g); Arbeiten im Hygienischen Institut (30 g). — Cramer: Psychiatrische und Nervenklinik (4); Poliklinik für psychische und Nervenkrankheiten (1); Gerichtliche Psychiatrie (2); Anleitung zur Anfertigung von Gutachten und Attesten in der forensischen und Unfallversicherungs-Praxis (2 g); Arbeiten im Laboratorium (6 g); Anatomie des Gehirns (1 g). — A. v. Hippel: Ophthalmologische Klinik (5); Krankheiten der Augenmuskeln (1 g). — Verworn: Physiologie des Menschen I. Teil (5); Praktische Uebungen mit Pütter (2 × 2); Selbständige Arbeiten im physiologischen Laboratorium (tägl.); Physiologische Diskussionsstunde (1 g). — His: Medizinische Klinik (7½); Klinische Visite (1½ g). — Kaufmann: Allgemeine Pathologie und allgemeine pathologische Anatomie (5); Kurs der pathologischen Histologie (4); Sektionskurs (6); Arbeiten im Laboratorium des pathologischen Instituts (g). — Esser: Beurteilungslehre des Pferdes und Rindes und äußere Krankheiten derselben (5); Klinische Demonstrationen (1 g); Klinik (18 g). — Ehrlich: Zusammenhang chemischer Konstitution, Verteilung im Organismus und therapeutische Wirkung (1 g) (alle 3 Wochen). — Rosenbach: Allgemeine Chirurgie (3); Chirurgisch-diagnostischer Kurs (2); Chirurgische Poliklinik für Studierende der Zahnheilkunde (2); Orthopädie (1); Chirurgische Poliklinik (5 g). — Damsch: wird noch ankündigen. — Bürkner: Klinik der Ohren- und Nasenkrankheiten (2); Untersuchung und allgemeine Behandlung von Ohr und Nase (2); Uebungen im Ohr- und Nasenspiegeln (2 g). — Kallius: Situs des Stammes und der Extremitäten (3); Kurs der mikroskopischen Anatomie für Geübtere (4); Entwicklungsgeschichtliche Uebungen (2); Mikroskopisch-technisches Praktikum (2); Mikroskopischer Kurs für Anfänger (Merkel) (2); Entwicklungsgeschichtliches Kolloquium (1 g); Zeugung und Vererbung (1 g). — Lochte: Gerichtlich-medizinisches Praktikum einschl. Vorlesung für Mediziner (2); Aerztliche Sachverständigen-Tätigkeit mit Uebungen in Untersuchung und in der Anfertigung von Attesten (1); Arbeiten im Institut für gerichtliche Medizin (30); Ausgewählte Kapitel der gerichtlichen und versicherungsrechtlichen Medizin mit Demonstration (1 g). — Dronsen: Frauenkrankheiten (2). — Schieck: Augenspiegelkurs für Anfänger (2); Augenspiegelübungen für Fortgeschrittenere (1); Kurs der pathologischen Anatomie des Auges (2). — Weber: Propädeutische Psychiatrie (1); Spezielle pathologische Anatomie des Zentralnervensystems (2); Medizinische Psychologie und Psychopathologie (1); Alkoholismus (1 g). — Waldvogel: Kolloquium über innere Medizin (2); Medizinische Poliklinik (11); Poliklinische Referatstunde (1 g). — Jenckel: Verbandkurs mit Besprechung der Frakturen und Luxationen (3). — Bendix: Tropenkrankheiten (1); Stoffwechselkrankheiten (1); Krankenernährung (1). — Borrmann: Makroskopische und mikroskopische Diagnostik an frischem Material (2); Kapitel aus der allgemeinen pathologischen Anatomie (1). — Vogt: Gehirnpathologie (1); Die geistige Entwicklung im Tierreich und beim Menschen (1 g). — Pütter: Vergleichende Physiologie (3); Praktische Uebungen (mit Verworn) (4); Organologie des Auges (1 g). — Doering: Kolloquium über ausgewählte Kapitel der speziellen Chirurgie (2). — Birnbaum: Physiologie, Pathologie und Therapie von Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett (3); Geburtshilflich-gynäkologisches Kolloquium mit Demonstrationen (1). — Wendenburg: Organische Symptome der Geistes- und Nervenkrankheiten (1); Soziale Gesetzgebung und Nervosität (1 g). — Heiderich: Anatomie der äußeren Körperformen mit Demonstrationen (1); Bau des menschlichen Körpers und seine Entstehung, I. Eingeweide der Brust und des Bauches, für Nichtmediziner (1). — Heitmüller: Zahnärztliche Poliklinik mit Uebungen im Ausziehen und Füllen der Zähne (12); Karies der Zähne und Zahn-Füll-Methoden (1—2); Uebungen in zahnärztlicher Technik (40).

Philosophische Fakultät. Philosophie.

Baumann: Logik (3); Geschichte der Pädagogik (3); Aristoteles Rhetorik (1 g). — Müller: Naturphilosophie (4); Psychophysik der Farbenempfindungen (2); Experimentelle psychologische Arbeiten (36 g). — Husserl: Allgemeine Geschichte der Philosophie (4); für Anfänger Phänomenologie und Kritik der Vernunft (4); Philosophische Anfänger-Uebungen (2 g). — Peipers: Metaphysik und Religionsphilosophie (3); Kants kritische Philosophie (1 g). — Goedeckemeyer: Psychologie (4).

Mathematik, theoretische Physik, Astronomie und Geodäsie.

Riecke: Ueber Jonenstoß (Seminar) (1 g). — Voigt: Optik (4), Wärme und Elektrizitätsleitung (2 g). — Klein: Kurven und Flächen (4). — Mit Hilbert und Minkowski: Seminar (Automorphe Funktionen) (2 g). — Hilbert: Theorie der Differentialgleichungen (4). — Schwarzschild: Rotation der Himmelskörper (3); Astrophysikalisches Praktikum (3); Astronomisches Seminar (2 g); Populäre Astronomie (1 g). — Minkowski: Variationsrechnung (4); Wärmestrahlung (2). — C. Runge: Numerische Auflösung von Gleichungen (2); Photogrammetrie (4); Mit Prandtl: Mathematisches Seminar; Ausgewählte Kapitel der Mechanik (2 g). — Wiechert: Feldmessung (4); Höhere Elektrodynamik (2); Erdbeben (1 g); Geodätische und geophysische Fragen (Seminar) (1 g); Geophysisches Praktikum (g); Erdbeben (1 g). — Brendel: Arbeiten auf dem Gebiete der Störungstheorie (g). — Ambronn: Geographische Ortsbestimmungen (2); Doppelsternbahnen (2); Astronomische Uebungen (tägl.); Uebungen zu den Doppelsternbahnen (g). — Abraham: Hydrodynamik (2). — Herglotz: Lineare Differentialgleichungen (4). — Carathéodory: Differential- und Integralrechnung I (4).

Beschreibende Naturwissenschaften.

Ehlers: Allgemeine Zoologie (4); Spezielle Zoologie Teil I (2); Zootomischer Kurs (4); Zoologische Uebungen (20); Zoologische Sozietät (g). — v. Koenen: Paläontologie (5); Geologische Verhältnisse Norddeutschlands (1 g); Dasselbe mit Exkursionen (6 g); Uebungen (36 g). — Liebisch: Allgemeine Mineralogie und Kristallographie (4); Uebungen für Anfänger (2 u. 4); Petrographische Untersuchungsmethoden (1 g); Arbeiten (30 g). — Berthold: Pflanzenphysiologie (3); Uebungen im Untersuchen der Phanerogamen (2); Mikroskopisch-botanischer Kurs für Anfänger (4); Tägliche Arbeiten im Institut (40 u. 24); Uebungen im Untersuchen der Kryptogamen (2 g). — Peter: Grundzüge der Botanik (5); Biologie der Gewächse (3); Exkursionen und Demonstrationen (4—6); Botanisch-pharmakognostisches oder Drogenpulver-Praktikum (4); Leitung botanischer Arbeiten (40); Nutzpflanzen der Deutschen Kolonien (1½ g). — Hoffmann: Säugetiere Deutschlands (2).

(Schluß folgt.)

Kostbare alte Bücher.

Spezialitäten: Frühe Handschriften mit u. ohne Bilderschmuck, besonders Manuskripte mit Miniaturen, Druckwerke des XV. Jahrh. (Inkunabeln), Holzschnitt- und Kupferwerke des XV. u. XVI. Jahrh. Einzelne Holzschnitte u. Kupferstiche des XV. u. des beginnenden XVI. Jahrh. An- und Verkauf. Kataloge stehen auf Verlangen zu Diensten. *(3043)

München, **10 Karlstraße 10.**

Jacques Rosenthal, **Buch- u. Kunstantiquariat.**

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Samstag, 2. März. Nummer 52.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Die fünf Fundamentalsätze für die Organisation höherer Schulen. Von Stadtschulrat Studienrat Dr. Kerschensteiner (München).

Münchener Jahrbuch der bildenden Kunst. Von Professor Dr. R. Streiter (München).

Bücher und Zeitschriften.

Eduard Stemplinger: Das Fortleben der Horazischen Lyrik seit der Renaissance. — Wilhelm v. Henle: Das Bayerische Gesetz zur Ausführung der Reichs-Zivilprozeßordnung und Konkursordnung.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Die fünf Fundamentalsätze für die Organisation höherer Schulen.

Von Georg Kerschensteiner.

Seit fünfundzwanzig Jahren verfolge ich den Kampf unserer höheren Schulen um das Bildungspatent. Er loderte von neuem auf um die Zeit, da die preußischen Provinzialgewerbeschulen, die bayerischen Gewerbe- und die österreichischen Realschulen unter Aufnahme ausgedehnten Unterrichts in sprachlich-historischen Bildungsfächern in den Hafen der allgemein bildenden Schulen eingelaufen waren und der mittlere und kleinere Gewerbestand damit seine letzte brauchbare Bildungsstätte verloren hatte. Lächelnd sah anfangs der Bildungsadel der „Humanisten“ von seinen wohlverschanzten Burgen und Lagern auf die revolutionären Bildungsproletarier der „Realisten“. Aber siehe, es war keine vorlaute Ueberhebung einzelner unklarer Köpfe, die keinen rechten Begriff von logischer Bildung hatten und das heilige Ideal des Humanismus nicht zu würdigen wußten. Es war wirklich Ernst. Die Zahl der Stürmenden wurde immer größer. 22,000 Unterschriften zählte die Eingabe, welche die Schulreformer 1888 an den Kultusminister v. Goßler gerichtet hatten. Die darauf folgende Heidelberger Erklärung der Bildungsaristokratie fuhr wie ein Sturmwind in die revolutionären Feuer. Die Regierungen mußten endlich aus ihrer vorsichtigen Reserve heraustreten. Man änderte zunächst am Plan der alten Gymnasien, ut aliquid fecisse videatur. In Preußen fand 1890 die berühmte Dezemberkonferenz unter dem Vorsitz des Kaisers statt, die mit großen Fanfaren begann und unter allseitigem verbindlichen Wohlwollen endigte. Am alten preußischen Gymnasium wurde das Latein etwas gekürzt, das Deutsche etwas verstärkt, die Turnstunden auf 3 vermehrt, Zeichnen auch in den Mittelklassen zum Pflichtfach erhoben, die Reifeprüfung erleichtert. Bald darauf genehmigte Minister Zedlitz das System der Altonaer Einheitsschule, das eine Verbindung des Realgymnasiums mit der Oberrealschule darstellte, und das Reformgymnasium des Direktor Reinhardt in Frankfurt, das allen drei höheren Schulen einen gemeinsamen Unterbau gab. In Bayern führte man dann 1892 wöchentlich „eine“ Stunde Naturgeschichte in die fünf unteren Gymnasialklassen ein, ordnete nach preußischem Muster die Abschlußprüfung nach der 6. Klasse an und gab die gleichen Erleichterungen der Reifeprüfung am Ende der Gymnasialstudien wie in Preußen.

Natürlich war weder mit der bayerischen, noch mit der preußischen Reform Zufriedenheit eingekehrt. Nach wie vor besaß das humanistische Gymnasium das Bildungspatent und den Freibrief zu allen Studien und staatlichen Aemtern. Der Streit ging weiter. Nur die Zahl der Feldstandarten wurde um eine vermehrt. Neben der des Humanismus und des Realismus ward die der Einheitsschule aufgepflanzt. Da endlich wurde nach der Juni-Konferenz 1900 in Preußen die Berechtigungsfrage gelöst. „Bezüglich der Berechtigung,“ heißt es im Novembererlaß dieses Jahres, „ist davon auszugehen, daß das Gymnasium, das Realgymnasium und die Oberrealschule in der Erziehung zur allgemeinen Geistesbildung als gleichwertig anzusehen sind.“ „Durch die grundsätzliche Anerkennung der Gleichwertigkeit der drei höheren Lehranstalten wird die Möglichkeit geboten, die Eigenart einer jeden kräftig zu betonen.“ Nunmehr mußte sich das humanistische Gymnasium wenigstens in Preußen, wenn auch nicht in Bayern, mit den zwei Schwesteranstalten in das Bildungsmonopol teilen. Die Realisten hatten gesiegt. Die Humanisten wichen zurück, um die Reinheit der Gymnasien zu retten.

Die große Frage aber blieb bestehen: Ist dieser Sieg der realistischen Schulen auch ein Sieg der wahren Bildungsinteressen?“ „Natürlich,“ sagen die einen. „Darum haben wir ja gekämpft und das haben wir hundertmal bewiesen.“ „Gewiß nicht,“ sagen die anderen, „denn die Kraft der gymnasialen Bildungsstoffe wird durch nichts ersetzt werden können.“

So viel ist unzweifelhaft richtig: um der Bildung willen allein ist der Kampf nicht entstanden. Eine sehr bedeutende Rolle im Kampf neben der Gleichberechtigung der Bildungsfächer spielte auch die Gleichberechtigung der Lehrer, die Aussicht auf ein besseres Schülermaterial und die Gleichberechtigung der Lehrfächer in Rücksicht auf ihr Ansehen im Lehrerrat und im Lehrplan. Nunmehr konnte auch der Reallehrer die würdige Toga des Gymnasialprofessors tragen und hatte Aussicht auf das Diadem der neunzackigen Rektorenkrone. Der Geographielehrer brauchte sich nicht mehr mit den unteren Klassen herumzuschlagen und der Zeichenlehrer konnte mit seiner Kunst auch noch die Absolventen beglücken. Bisweilen habe ich das Gefühl bekommen, als seien in dem ganzen Streit die Standesinteressen ausschlaggebender gewesen, als die wahren Bildungs-

interessen. Wenn ich heute die Vorberatungen und Diskussionen zum Lehrplan der neuen bayerischen Oberrealschulen verfolge, wie sie in den einschlägigen Lehrerkreisen gepflogen werden, so sehe ich mit Bedauern die Richtigkeit dieses Gefühles bestätigt. Jede Fachgruppe von Lehrern fühlt sich zurückgesetzt, wenn sie nicht im neuen Lehrplan gewisse Führerrechte zugebilligt erhält. Vier Hauptpfeiler[1]) sollen den neuen Bau tragen: Deutsch mit Geschichte, Mathematik, Naturwissenschaften mit Geographie, fremde Sprachen, also gerade soviele Pfeiler, wie in Bayern wissenschaftliche Examina für Lehramtskandidaten eingerichtet sind. Ich habe die Ueberzeugung, wenn es statt vier solcher Gruppen deren achtzehn gäbe, so würde der Bau der neuen Oberrealschulen auf achtzehn harmonischen Säulen ruhen, wenn er dann auch nicht so schön wäre, wie der achtzehnsäulige Vestatempel zu Rom. Als Thiersch etwa um das Jahr 1826 herum seinen Lehrplan der humanistischen Gymnasien gegen Schulze verteidigte, war er mit einem Pfeiler zufrieden, mit dem Pfeiler der klassischen Studien. Ja er meinte, die Schulzeschen Vorschläge mit ihrer Betonung der allseitigen Bildung hetzen Lehrer und Schüler zu Tode. Preußen sei in Begriff, in diesem dampfmaschinenähnlichen Betrieb mit der wahren Wissenschaft die wahre Bildung zu verlieren. Kein schlechterer Mann als der vortreffliche Geheimrat Dr. A. Matthias im preußischen Kultusministerium, der wie ich ein warmer Verehrer auch der sogenannten realistischen Bildung ist, hat in seiner Rede über die soziale politische Bedeutung der Schulreform vom Jahre 1900 zugegeben, daß diese Kritik, wenn sie auch zu streng gewesen sei, im Laufe der Zeit im allgemeinen recht behalten hat.

Ich aber füge hinzu: Thiersch wird in aller Zukunft recht behalten. Nicht darin, daß er nur den Pfeiler der klassischen Bildung kennt, sondern darin, daß er nur einen Pfeiler kennt, mögen es nun die alten Sprachen mit Geschichte, oder die neuen sein, mögen es die Naturwissenschaften mit Mathematik, mag es die Kunst, mag es die Technik sein. Keines dieser nicht willkürlich gewollten, sondern naturgemäß gewachsenen, großen Geistesgebiete braucht in seiner schulgemäßen Behandlung die Betonung der praktischen sittlichen Ideen der Vollkommenheit, des Rechtes, des Wohlwollens, der Billigkeit vermissen zu lassen, von denen Herbart alle Erziehung getragen wünscht. Jedes gibt Beispiele, Mittel und Wege zum letzten Ziele aller Erziehung, zur inneren sittlichen Freiheit.

Die verhängnisvollste Forderung, die jemals an die höheren Schulen gestellt worden ist, ist die Forderung der allseitigen Bildung. Was kommt dabei für Knaben im 10. bis 19. Lebensjahre heraus? Doch nur in omnibus aliquid, in toto nihil. Bildung ist innere Formgebung der einheitlichen Seele und nicht Vollstopfen mit Wissen. Und diese Formgebung muß der einzelnen Seelengestalt entsprechend, muß ihren Begabungen und Anlagen angepaßt sein. Sie kann nur erarbeitet, nicht auswendig gelernt werden und nicht allen Seelen kann man die gleiche Form geben, ohne daß man sie verhunzt. Darin liegt die Stärke des alten Gymnasiums, wenn nur der Unterricht in den Händen der rechten Männer sich befindet, daß es verzichtet auf Wissensmast, daß es nur Eines will, ein Großes, Gewaltiges, Eines, das einst die besten Männer Deutschlands gefangen hielt, nämlich die Einführung in den Geist des klassischen Altertums und insbesondere in den Geist des Hellenismus, als dem Ideale reinen Menschentums und sittlicher Freiheit. Wenn auch viele Anstalten dieses Ziel oft und oft aus dem Auge verloren haben über die formale Bildung, die gleichzeitig mit der Einführung erstrebt wurde, gegeben war es doch, und den besten der Altphilologen schwebt es immer vor Augen. Man mag heute darüber streiten, ob wir nicht an Stelle des alten Ideales ein neues zu setzen haben, etwa an Stelle der klassischen Bildung die nationale, an Stelle der literarischen Bildung die naturwissenschaftliche. Ich will diese Streitfrage nicht aufrollen. Sie berührt uns zunächst überhaupt nicht. Die Frage ist hier: Einheit oder Vielheit des Unterrichtsstoffes? Konzentration oder Zersplitterung der Arbeit bei der Schulung der geistigen Kräfte? Diese Frage ist praktisch durch das Vorhandensein der humanistischen Gymnasien und ihre fast hundertjährige Wirksamkeit entschieden worden. Die Antwort heißt: Einheit des Bildungsstoffes. „Eines recht wissen und ausüben, gibt höhere Bildung, als Halbheit im Hundertfältigen," sagt Goethe. Nur die Einheit gewährt die Möglichkeit der Vertiefung und nur die Vertiefung schafft wirkliche Bildung.

Diese wohlumgrenzte natürliche **Einheit** des Bildungsstoffes ist die erste Grundforderung für die Ausgestaltung der höheren neunklassigen Schulen. Ich kann mir sehr wohl neben dem alten humanistischen Gymnasium ein naturwissenschaftliches, ein neusprachliches, ein technisches Gymnasium als völlig gleichwertige Bildungsanstalt denken, aber nicht ein humanistisch-neusprachlich-naturwissenschaftlich-mathematisches Gymnasium, diesen Mops-Pudel-Dachs-Pinscher gewisser Organisationsdilettanten. Für ein solches Konglomerat von gleichberechtigten Unterrichtsgebieten gibt es an unseren höheren Schulen kein gemeinsames Band. Nicht daß der Schüler über tausend Dinge Bescheid weiß bei seiner Reifeprüfung, kann die Aufgabe der neunklassigen höheren Schulen sein, sondern daß er ernstlich, selbständig und mit der nötigen Kritik, ehrlich, charaktervoll, hingebend, erfüllt von der Sache hat arbeiten lernen. Männer brauchen wir, nicht Lexika. Darum dürfen wir auch nicht nach den Oberrealschulen der anderen deutschen Bundesstaaten „schielen", noch weniger „schauen", wie der Autor des oben zitierten Aufsatzes in der Beilage der Allgemeinen Zeitung wünscht. Denn diese entsprechen dem eben erkannten Ideal einer Schulorganisation in keiner Weise.

Sollen die neuen neunklassigen Schulen dem bayerischen humanistischen Gymnasium nicht, wie es an manchen Orten wirklich ist, sondern wie es einst von Niethammer und Thiersch gedacht war, sich ebenbürtig an die Seite stellen, dann müssen sie sich mit einer einheitlichen großen Basis begnügen und die erprobten Arbeitsmethoden der alten Schule sinngemäß übertragen. Am leichtesten hätte es hierbei ein neusprachliches Gymnasium. Sein Ziel wäre, das Eindringen in den Geist eines fremden, vornehmen, an Kulturschätzen reichen Volkstums, seien es die Franzosen, seien es die Engländer. Nicht aber beider zugleich. Denn die englische und französische Kultur stehen nicht in dem engen Verhältnis zueinander, wie die griechische und römische, die geistige Bewältigung aber beider Kulturen würde die Kräfte der Schule übersteigen. Wie wir dann heute die griechisch-römische Kultur in Beziehung setzen müssen zu unserer gegenwärtigen deutschen, und wie wir aus diesem Vergleich unsere heutige deutsche Kultur erst recht verstehen und lieben lernen, so würde auch das neusprachliche Gymnasium eine ausgezeichnete Möglichkeit bieten, aus dem Vergleich etwa der englischen mit der deutschen Kultur die Licht- und Schattenseiten erkennen und mit der fremden auch die eigene Kultur schätzen und lieben zu lernen. Im übrigen aber könnte das neusprachliche Gymnasium den Bau des altsprachlichen im wesentlichen

[1]) Vergl. Beilage der Allgemeinen Zeitung 1907, Nr. 26: „Der Lehrplan der bayerischen Oberrealschulen", von Professor Herlet.

nachahmen. Doch scheint mir das neusprachliche Gymnasium neben dem altsprachlichen, wenn auch recht wünschenswert, so vielleicht doch nicht unbedingt nötig oder doch vordringlich zu sein. Denn die beiden Schulgattungen würden sich zunächst an die nämlichen Begabungen wenden. Sie werden wahre Bildungserfolge entweder nur mit den immer spärlich vorhandenen allseitig begabten Schülern, oder mit solchen erzielen, die wenigstens nach der sprachlich-historischen Seite veranlagt sind, denen also vor allem ein treues, schlagfertiges, bewegliches Gedächtnis, eine rasche Vorstellungsbildung und ein frühzeitig entwickelbares Sprachgefühl zur Seite steht. Auch wird die neue Schulgattung ebenso wenig wie die alte den anderen ungestümen Forderungen gerecht werden können, die mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Gegenwart und den glänzenden Aufschwung der Naturwissenschaften wie der Technik von allen Seiten erhoben werden. Hier wird eine dritte Schulgattung notwendig sein, das mathematisch-naturwissenschaftliche Gymnasium.

Daß Mathematik und Naturwissenschaften zusammen eine große Einheit mit gewaltiger Bildungskraft und tiefen ethischen Werten bilden, ist nicht zu leugnen. Es ist eine starke Ueberhebung und eine völlige Verkennung aller Geistesentwicklung, wenn man nur der Beschäftigung mit den sprachlichen Wissenschaften die Kraft logischer Bildung zuspricht. Schon 1811, zu einer Zeit, wo Gauß noch in aller Stille unsterbliche Werke schuf, schrieb Scharnhorst an einen Lehrer der Kriegsschule in Berlin: „Ich setze in das gründliche Studium der Mathematik einen sehr hohen Wert, und ich betrachte dasselbe als Grundlage aller ferneren Geistesausbildung und aller anderen Kenntnisse.“[2]) Damals waren die Naturwissenschaften noch in der ersten Entwicklung und doch war ein Goethe von den naturwissenschaftlichen Entdeckungen des 18. Jahrhunderts, „die er wie einen wunderbaren Stern nach dem anderen vor sich aufgehen sah“, auf das tiefste ergriffen. Was würde er erst gesagt haben, wenn ihm die Schätze des 19. Jahrhunderts hätten erschlossen werden können! Jenes schiefe Urteil können nur jene Menschen fällen, die keine Ahnung von Naturwissenschaften haben. Nur darin haben viele recht: so wie heute die Naturwissenschaften auf den neunklassigen Schulen betrieben werden, fehlt ihnen nahezu jeder Bildungswert. So allein aber kennen sie die heutigen Erbkönige der Schulmonarchie, die Humanisten, die Juristen und die Theologen. So allein schätzen sie ihn gering, und das mit Recht. So können die Naturwissenschaften mit dem wohlausgebildeten und seinem inneren Wesen angepaßten Betrieb des sprachlichen Unterrichts nicht in Konkurrenz treten. Warum aber entfaltet beispielsweise das Lateinische eine solche Bildungskraft? Nicht bloß, weil es vom Standpunkte der logischen Stilistik eine so streng gesetzmäßige Sprache ist, sondern weil ihm jahrelang eine umfangreiche Unterrichtszeit zugewiesen ist,[3]) weil es ferner schon vom ersten Tage an exakt betrieben werden kann, das heißt der Aufdeckung der gemachten Denkfehler weder beim normalen Schüler noch beim Lehrer irgend welche Schwierigkeiten bereitet. Nun, die Naturgesetze und die Sätze der Mathematik sind nicht weniger streng als die Sprachgesetze. Im Gegenteil, sie sind ausnahmslose Gesetze. Im Stoff liegt es also nicht, wohl aber in der Arbeitszeit und in der Arbeitsmethode. Dies müßte das naturwissenschaftliche Gymnasium genau so gestalten, wie das humanistische Gymnasium. Es müßte von der ersten Klasse ab dem naturwissenschaftlichen Unterricht einen großen Teil der Unterrichtszeit einräumen, es müßte vom ersten Tage ab dem Schüler die gleiche Gelegenheit bieten zu selbständiger produktiver Arbeit, und es müßte die Aufgaben so gestalten, daß sie dem Schüler wie dem Lehrer stets die Möglichkeit geben, eine scharfe Kontrolle zu üben über die Richtigkeit des Geleisteten. Dem Rechnen und der Mathematik, die ja mit den Naturwissenschaften im engsten Bunde stehen, kommen diese Eigenschaften von Haus aus in höchstem Maße zu. In den eigentlichen Naturwissenschaften aber kann man allezeit die Aufgaben so wählen und den Unterricht so gestalten, daß die Forderungen wenigstens in der Hauptsache erfüllt werden. Das Wesentliche hierbei ist, daß man endlich einmal aufhört, Naturwissenschaften gerade so zu lehren, wie Sprachen in der Hauptsache gelehrt werden müssen. Für die Sprachen liefert das Wort des Lehrers und das gedruckte Buch wenigstens während der Schulzeit das Arbeitsmaterial. Für die Naturwissenschaften dagegen treten Ueberlieferungen und Schulbücher völlig in den Hintergrund. In der Schulzeit liegt der Hauptwert der Naturwissenschaften in ihrer Methode, in der Art und Weise, wie sie die Erscheinungen erforschen, wie sie an das uns umgebende Leben Fragen stellen und diese Fragen mit möglichster Objektivität und allseitiger Kritik unter der beständigen Kontrolle des Experimentes beantworten lehren. Dieses Forschen, Fragestellen, Experimentieren ist aber nicht bloß dem Lehrer zu reservieren, sondern muß auch Aufgabe des Schülers werden. Die Demonstrationen des Lehrers sollen nur da eintreten, wo es sich um Untersuchungen handelt, welche die Kraft des Schülers übersteigen, oder welche ein allzu langsames Fortschreiten mit sich bringen würden. Alles übrige selbständige Forschen muß Aufgabe des Schülers sein, die er in geeignet eingerichteten einfachen Werkstätten und Laboratorien zu lösen hat. Nur auf diesem Wege kommt der Bildungswert der Naturwissenschaften zu seiner Geltung, nur auf diesem Wege werden sie ein Kulturgut, das uns hilft, unser Leben nach dem „eisernen Gesetzbuch der Natur“ einzurichten. Nur so wird zugleich von selbst jener törichten, schädlichen, enzyklopädischen Behandlung der Naturwissenschaften, die heute unsere neunklassigen Schulen in Deutschland beherrscht, ein unübersteigliches Hindernis bereitet.

In ähnlicher Weise ließe sich ein technisches Gymnasium einrichten, das die gleiche bildende Kraft entfalten könnte wie die drei eben erwähnten Anstalten; ja, es wäre eine der interessantesten Neuschaffungen, die ich mir denken kann. Wir leben beständig in der Einbildung, daß nur die möglichst früh einsetzende Beschäftigung mit Geisteswissenschaften echte Bildung verleiht, und doch könnten wir alle Augenblicke Beispiele von wahrhaft gebildeten Männern anführen, die durch exaktes Arbeiten an Schraubstock und Drehbank zu immer umfangreicheren Aufgaben der Technik getrieben wurden, die sie schließlich nur durch eingehende theoretische Untersuchungen lösen konnten und auch gelöst haben, Männer, die dann, auf dem Gipfel ihrer Schaffenskraft angelangt, eine Tatkraft, Hingabe und ein Verständnis für allgemeine Fragen des Volks- und Staatswohles entfalteten, wie wir sie leider nicht immer mit dem Charakter des spezifischen Buchgelehrten verbunden sehen. In den untersten Klassen dieser technischen Gymnasien würde vielleicht die Hälfte der wöchentlichen Unterrichtszeit den praktischen Arbeiten in Werkstätten, Laboratorien und Zeichensälen gewidmet sein, wo die Schüler unter An-

[2]) Vergl. die treffliche, vor 20 Jahren erschienene Schrift von Professor Schellbach „Ueber die Zukunft der Mathematik“, Berlin, Reimer.

[3]) Den sprachlich-historischen Fächern (Deutsch, Latein, Griechisch, Französisch, Geschichte) sind von den wöchentlich 25 Wochenstunden, die das bayerische humanistische Gymnasium im Durchschnitt während 9 Unterrichtsjahren fordert, nicht weniger als 17 zugewiesen, den mathematisch-naturwissenschaftlichen (Rechnen, Mathematik, Physik, Naturkunde, Geographie) wöchentlich 5 Stunden.

leitung hervorragender Techniker zunächst ein umfangreiches Erfahrungswissen, eine liebevolle Ausbildung der Beobachtungsgabe, eine beständige Anregung ihrer Erfindungskraft und gerade wie beim lateinischen Exerzitium eine vortreffliche Schulung ihrer Aufmerksamkeit, ihres Fleißes, ihrer Gewissenhaftigkeit finden könnten. Mit dem Steigen der Klassen könnte der praktische Unterricht immer mehr zurücktreten, ja in den Oberklassen könnte er ganz verschwinden zugunsten jener theoretischen, allgemeinen Geistesfragen, die Schritt um Schritt und in immer höherem Maße aus jeder ernsten produktiven Arbeit herauswachsen, und gerade, weil sie im Schüler auf diese Weise gleichsam von selbst entspringen, in ihm den fruchtbaren Boden eines regen Interesses finden würden.

Ich habe den drei neuen Typen von neunklassigen Schulen mit Absicht den Titel „Gymnasien" und nicht „Realanstalten" oder „technische Schulen" beigelegt, um schon im Namen anzudeuten, daß sie die gleich hohen Aufgaben erfüllen sollen und erfüllen können, die seit hundert Jahren dem humanistischen Gymnasium zugewiesen sind. Es wäre ein Leichtes, zu zeigen, wie etwa das Realgymnasium dem Typus eines neusprachlichen Gymnasiums, die Oberrealschule den eines naturwissenschaftlichen Gymnasiums, unsere Maschinenbauschulen oder neu zu bildenden Technika den eines technischen Gymnasiums annehmen könnten. Doch muß ich hier darauf verzichten. Nach dem kaiserlichen Erlaß von 1900 sollen ja die neunklassigen Schulen keineswegs technische Lehranstalten sein, wozu sie, abgesehen von humanistischen Gymnasien, höchst sonderbarerweise in Bayern gestempelt werden, sondern ebenso wie das alte Gymnasium allgemein bildende Lehranstalten, die in der gleichen Weise den Weg zu allen Studien eröffnen, wie einst die privilegierte Schule.

Die so geschaffenen vier Arten von Gymnasien, deren Gesamtanlage dem ersten Fundamentalsatz aller Organisation entspricht, daß sie auf einem einzigen Pfeiler ruht, daß sie durch die Schulung in einem einzigen umfangreichen, aber durch ein großes geistiges Band zusammenhängenden Wissensgebiet zur allgemeinen Bildung führen, würden dann von selbst dem zweiten Fundamentalsatz aller öffentlichen Unterrichtseinrichtungen gerecht werden können — was die heutigen Schulen nicht genügend berücksichtigen —, dem Satze nämlich, **daß die durch die Organisation diktierte Bildungsarbeit auch den besonderen Begabungen ihrer Schüler gerecht werden muß.** Ich habe zwölf Jahre an drei Gymnasien und einer Realschule und nebenbei auch ein Jahr lang an einer Industrieschule als Lehrer gewirkt, und immer habe ich die Erfahrung gemacht, daß wir nicht selten unsere Bildungsbestrebungen mit Mitteln versuchen, auf welche die eigentlichen Anlagen der so verschieden begabten Schüler durchaus nicht gleichmäßig antworten. Wiederholt mußte ich erleben, daß Schüler mit ganz hervorragender mathematischer und naturwissenschaftlicher Begabung noch in der sechsten und siebenten Klasse das humanistische Gymnasium verlassen mußten, weil sie dem Studium der alten Sprachen nicht das geringste Interesse entgegenbrachten und nicht entgegenbringen konnten. Und welcher von den erfahrenen, mit offenen Augen und warmer Liebe zu den Schülern ausgerüstete ältere Lehrer, der sein Augenmerk nicht bloß auf den Schüler seines Lehrgegenstandes, sondern auf den ganzen Knaben richtet, hätte nicht schon bemerkt, daß frühzeitige, starke technische und künstlerische Anlagen nur selten mit Begabung zu frühzeitigem abstrakten Denken verbunden ist? Aber gerade diese, durch ihre scheinbare oder wirkliche einseitige Begabung äußerst wertvollen Menschen schließen wir von aller höheren Bildung mit unserem heutigen Schema der Schulorganisation aus. Denn das, was sie zunächst bräuchten, bieten wir ihnen nicht, und das, was wir ihnen bieten, können sie zunächst nicht assimilieren. Werden sie gleichwohl gezwungen, diese ihnen wesensfremde Nahrung aufzunehmen, dann wird ihnen und den Lehrern die Schule zur Qual, und wir können uns glücklich preisen, wenn wir auf diesem Wege nicht gerade das Wertvollste, was ihnen Gott mit auf die Welt gegeben hat, ihre glänzende einseitige Begabung zugrunde gerichtet haben. Aber auch wenn wir von den immer wenigen Begnadeten absehen, denen ein gütiges Schicksal eine sehr starke Sonderbegabung in die Wiege gelegt hat, immer gliedert sich die normal veranlagte Schülermasse mindestens in vier große Hauptgruppen: In solche, deren Begabungen nach der künstlerisch-technischen Seite liegen, in solche, bei denen die naturwissenschaftlichen Interessen und Anlagen überwiegen, in solche, welche insbesondere dank einem ausgezeichneten Gedächtnis und einer frühzeitig entwickelten Gabe von willkürlicher Aufmerksamkeit leicht auf dem sprachlich-historischen Bildungswege vorwärtsschreiten, und endlich in die wenigen seltenen, welche zwei oder alle drei Begabungsgruppen in gleichem Maße besitzen. Jede Schule aber wird sich glücklich preisen, und nicht zum wenigsten das alte humanistische Gymnasium, wenn ihr für die Bildungsarbeit auch das rechte Schülermaterial zur Verfügung steht. Dann erst kann sie die in dem ihr zugewiesenen Wissensgebiet liegende Bildungskraft entfalten, dann erst wird sie nicht mehr zu leiden haben unter dem Fluche der Eltern und Schüler, die von Haus aus nichts mit ihrem Geiste gemein haben.

(Schluß folgt.)

Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst.

Das zu Ende gegangene Jahr brachte uns noch eine literarische Neuerscheinung, die in vollem Maße die Beachtung und Unterstützung aller kunstpflegenden und kunstliebenden Kreise verdient: ein Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst.[1])

Hatten die in jüngster Zeit in München erfolgten Gründungen des Museumsvereins und der kunstgeschichtlichen Gesellschaft Zeugnis gegeben von einer erhöhten Regsamkeit auf kunstwissenschaftlichem Gebiete, so bildet das neue Unternehmen eine willkommene, man darf wohl sagen notwendige Ergänzung dieser Bestrebungen. Wie die Ziele, die sich die genannten Vereinigungen gesteckt haben, über die Grenzen fachwissenschaftlicher Betätigung weit hinausgreifen, wie sie außer der Förderung der Gelehrtenarbeit den weiteren Ausbau unserer Museen, die Erschließung ihrer herrlichen Schätze für das Verständnis und den rechten Genuß aller Empfänglichen, die Anciferung zu edlem Mäcenatentum, die Gewinnung engerer Fühlung zwischen Forschern, Sammlern, Künstlern und Liebhabern bezwecken, so hat auch der Herausgeber des Jahrbuches in richtiger Würdigung der besonderen Münchener Verhältnisse sein Programm viel weiter gefaßt, als es bei den Berliner und Wiener Jahrbüchern („der kgl. preußischen Kunstsammlungen" und „der Kunstsammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses") der Fall ist.

Nicht ein streng wissenschaftliches Organ für die Fachwelt, insbesondere für die Museumsbeamten, soll dieses Jahrbuch sein; es will vielmehr Freude und Geschmack an der Kunst in möglichst weite Kreise tragen. Deshalb sollen die Leser mit Arbeiten von nur speziellstem Interesse verschont werden; sie sollen Ver-

[1]) Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst. Herausgegeben von Ludwig v. Baerkel. Band I. 1906. Verlag von Georg D. W. Callwey in München.

schiedenartigstes hier vereinigt finden: „Vom Anregenden das Anregendste, vom Besten das Beste, das aber aus der Kunst aller Zeiten und aller Völker, das auch aus der Kunstübung unserer Tage.“ Und das Jahrbuch soll, wenn auch vorwiegend, doch nicht ausschließlich bayerischen Interessen dienen. Deshalb wurden auch hervorragende auswärtige Gelehrte als Mitarbeiter gewonnen. Bei aller Rücksichtnahme aber auf die Wünsche und die Aufnahmefähigkeit eines breiteren Publikums soll doch vermieden werden, „unkritisch im Stil des Feuilletons von der Kunst zu reden.“ Gediegene wissenschaftliche Sachlichkeit soll stets die Grundlage aller Darbietungen bilden.

Daß der Herausgeber auf gutem Wege ist, diese Absichten mit Hilfe einer sehr leistungsfähigen und entgegenkommenden Verlagsanstalt in erfreulicher Weise zu verwirklichen, zeigt der vorliegende erste Jahrgang. Der stattliche Quartband nimmt sofort durch seine einfach-vornehme Ausstattung und durch das reiche Abbildungsmaterial ein, das unter Anwendung der besten modernen Techniken mit wirklich musterhafter Sorgfalt hergestellt ist. Fünf Gravüren, zwei Vierfarbendrucke und ungefähr hundert Schwarzdrucke begleiten die neunzehn Abhandlungen, die, teils kurz, teils von mäßiger Länge, anregend und allgemein verständlich geschrieben sind, deshalb auch von Laien ohne Schwierigkeit und Ermüdung gelesen werden können. Um einer erfrischenden Abwechslung willen sind die Aufsätze nicht nach der Zeitenfolge oder der Verwandtschaft der Themen angeordnet; so sind zum Beispiel die vier archäologischen nicht hintereinander gesetzt, sondern einzeln zwischen die übrigen eingeschoben.

Eine knappe Andeutung des Inhalts mag eine Vorstellung von der Mannigfaltigkeit des Gebotenen geben.

Adolf Furtwängler (München) berichtet über die Sphinx von Aegina, das bedeutendste plastische Fundstück der mit Hilfe einer Schenkung des Herrn Kommerzienrats Bassermann-Jordan in Deidesheim unternommenen Ausgrabungen. Nach der Fundstätte bei den Resten des Aphrodite-Tempels zu schließen, schmückte das edelschöne Werk aus der Zeit um 460 v. Chr., das künstlerisch die anderen auf uns gekommenen Darstellungen desselben Typus weit überragt, aller Wahrscheinlichkeit nach als Akroter eine Ecke des Tempelgiebels. — Ausgehend von der wundervollen Mädchenbüste Adolf Hildebrands, die nun eine Hauptzierde des Saales der Neueren in der Glyptothek bildet, verteidigt Walther Riezler (München) als gewandter, fein analysierender Anwalt den hervorragenden Münchener Bildhauer gegen den Vorwurf, er stehe allzu sehr unter dem Banne der antiken Kunsttradition, er sei mit einem Worte „Klassizist“. Weiterhin kommt Riezler mit kurzen treffenden Bemerkungen auf den vorjährigen Wettbewerb zu einer monumentalen Ausgestaltung des östlichen Abschlusses der Münchener Maximiliansplatz-Anlagen zurück, wobei die Erreichung einer ganz befriedigenden Lösung durch die Fassung des Preisausschreibens hintangehalten worden war. — Ein hübscher Aufsatz von August Goldschmidt (München) ist dem Münchener Porträtisten der Zopfzeit Joh. Georg Edlinger gewidmet. Der treffliche Meister, der durch sichere, naturwahre Charakteristik, durch freie, an den späteren Arbeiten immer keder und pastoser werdende Pinselführung und echt malerische Auffassung von der Glätte seiner klassizistischen Zeitgenossen weit sich entfernte, findet hier zum erstenmal eine eingehendere Würdigung. — Wilhelm Bode (Berlin) hat seine wohlwollende Unterstützung des neuen Jahrbuches durch die Beisteuer eines kleinen Artikels bekundet, in welchem der ausgezeichnete Kenner vier glasierte Madonnenreliefs von Luca della Robbia als eigenhändig vom Meister ausgeführte Wiederholungen erklärt, trotzdem die weitgehende Uebereinstimmung zunächst den Gedanken erweckt, es handle sich nur bei einem Stück um ein Original, bei den drei anderen um Werkstattkopien. — Ueber das im vorigen Jahre erworbene Porträt von Frans Hals, den „glücklichsten Ankauf, den die Pinakothek seit langer Zeit gemacht hat“, berichtet Karl Voll (München), wobei auch für die Zuweisung des bisher unter dem Namen des Hals geführten Familienporträts dieser Galerie die neueste Forschungsrichtung angedeutet wird. — Heinrich Bulle (Erlangen) bespricht eine antike Bronzestatuette in Münchener Privatbesitz (Sammlung Julius Böhler), als deren Schöpfer er einen in Gallien tätigen römischen Künstler aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. vermutet, und in deren Bewegungsmotiv und Körperbildung er das jahrhundertelange Nachwirken polykletischer Vorbilder (Doryphoros) mit einer Annäherung an das lysippische Körperideal sieht. — Einen fesselnden Einblick in die sichere Methode einer mit glücklichem Spürsinn und musterhafter Gründlichkeit durchgeführten Untersuchung gewährt der Aufsatz Adolf Gottschewskis (Florenz) über die Wiederauffindung eines Original-Tonmodells von Michelangelo. Das hochbedeutende Stück, ein überlebensgroßer männlicher Torso in halb liegender, halb sitzender Stellung (Kopf, Arme, ein Unterschenkel und ein Fuß fehlen), ist das einzige auf uns gekommene Tonmodell, das in der von Vasari genau beschriebenen Technik hergestellt ist, die eine unveränderte Erhaltung in getrocknetem Zustande ermöglichte, deshalb einen Gipsabguß überflüssig machte. Der Beweis, daß wir es mit einem der vier Flußgötter zu tun haben, die Michelangelo nach literarischen Quellen als Bestandteile der ursprünglichen Anlage der Medici-Gräber in San Lorenzo geplant hat, ist Gottschewski einwandfrei gelungen. — Mit einer gleichfalls sehr sorgfältigen und zwingenden Begründung nimmt Wilhelm Pinder (Würzburg) eine in der Würzburger Universitätssammlung befindliche Oelfarbenskizze für P. P. Rubens in Anspruch, und zwar als ein Stück der ganz verloren geglaubten Reihe für die Teppichfolge aus der Geschichte Kaiser Konstantins, die Ludwig XIII. 1622 dem Künstler in Auftrag gab. Für die Richtigkeit dieser Zuteilung sind zwei französische Stiche aus dem 18. und dem Anfang des 19. Jahrhunderts die gewichtigsten Zeugnisse. Es steht zu hoffen, daß der einzig noch mögliche Zweifel, ob Originalskizze oder Kopie (Fälschung), zugunsten der Echtheit des Bildes entschieden wird. — Eine sehr beherzigenswerte Anregung für unsere Museen gibt Adolf Hildebrand (München). Er wünscht, daß in unseren Gemäldegalerien Räume bereit gestellt werden, in denen auf kürzere Zeit unter wechselnden Gesichtspunkten Werke verschiedener Zeiten und Schulen zusammengebracht werden könnten, „die ein gemeinschaftliches Interesse in Anspruch nehmen und deren Vergleich höchst lehrreich und künstlerisch interessant wäre“. Hier sollen auch Kunsterzeugnisse der Gegenwart neben altmeisterlichen ihren Wert und ihre Lebenskraft erproben. — Ernst Bassermann-Jordan (München) handelt über den Perseus des Benvenuto Cellini in der Loggia dei Lanzi in Florenz und den unzweifelhaft auf dieses Vorbild zurückgehenden Perseus-Brunnen im Grottenhof der Münchener Residenz. Wenn er diese entzückende Schöpfung der Münchener Renaissance-Plastik als eines der Hauptwerke des Friedrich Sustris anerkannt sehen möchte, so bringt er hierfür keine ganz ausreichende Begründung. Daß der in Florenz ausgebildete Sustris als Architekt der Grottenhofbauten auch die Ideenskizze zum Brunnen geliefert hat, darf ja als sicher angenommen werden. Zwischen der kleinen Zeichnung aber, die der Verfasser in der kgl. Graphischen Sammlung gefunden hat, und dem ausgeführten Werk besteht doch ein sehr, sehr weiter Abstand. Und die Urkunden besagen, daß der Münchener Goldschmied Georg Mair die Figur modelliert hat. Wie soll man sich nun die Sache denken? Hat Sustris selbst bildhauerisch sich betätigt? Hat er vielleicht ein kleines Modell des Brunnens gefertigt, nach welchem Mair das Gußmodell herstellte? Oder hat er dem Mair, der nur nach einer gezeichneten Skizze arbeitete, gewissermaßen ständig die Hand geführt? Diese entscheidenden Fragen bleiben nach wie vor offen, hier wie bei den anderen Münchener Bronzen, die mit dem Namen des Peter Candid in Verbindung gebracht werden. — Georg Habich (München) ist mit zwei Beiträgen vertreten. Mit feinem Verständnis schildert er den intimen Reiz eines kleinen Marmortorsos (im Besitze von Dr. E. Bassermann-Jordan), unzweifelhaft von einer Aphrodite-Statuette, deren üppig-weiche Formgebung und Marmorbehand-

lung mit dem Stil hellenistischer Werke aus Aegypten (Alexandria) übereinstimmt. Die zweite, sehr wertvolle Abhandlung bereichert die bayerische Kunstgeschichte um den Namen eines achtunggebietenden Künstlers aus der Uebergangszeit von der Gotik zur Renaissance und den Nachweis einiger seiner Werke. Der bisher so gut wie unbekannte Hans Leinberger, ein Bildhauer („Schnitzer"), der nach spärlichen urkundlichen Notizen in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts in festem Arbeitsverhältnis zu dem kunstsinnigen Herzog Ludwig X. in Landshut stand, wird teils mit Hilfe der Signatur, teils auf Grund scharfsichtiger Beobachtung eigenartiger stilistischer Merkmale als der Schöpfer zweier kleiner Holzreliefs (im Bayerischen Nationalmuseum und im Kaiser Friedrich-Museum in Berlin), eines schönen Sandstein-Epitaphiums an der Martinskirche in Landshut, einer sehr merkwürdigen Bronzestatuette der Madonna (im Kaiser Friedrich-Museum) und zweier unzweifelhaft zusammengehöriger dekorativer Holzreliefs (in Freising und Berlin) festgestellt. Die beiden letzteren (signierten) Stücke sind nach Habichs überzeugenden Darlegungen als ehemalige Bestandteile des berühmten Schnitzaltars in der Münsterkirche in Moosburg zu erkennen, so daß damit für dieses Hauptwerk der bayerischen Plastik der Meister gefunden sein dürfte. — Der rührige Herausgeber des Jahrbuches, Ludwig v. Buerkel (Fiesole-München) gibt einen Rückblick auf die so hochstehende künstlerische Einkleidung des vorjährigen Münchener Schützenfestes, die vielbewunderte, nach neuen Gesichtspunkten durchgeführte Straßenausschmückung, den farbenfrischen Festzug mit der prächtigen Schlußgruppe Fr. Erlers, die großzügigen und doch so münchnerisch gemütlich anmutenden Bauten Emanuel v. Seidls auf dem Festplatz. Ferner lenkt er die Aufmerksamkeit auf die von den Besuchern von Florenz in der Regel kaum beachteten Fresken des Giovanni di San Giovanni in einem Saale des Palazzo Pitti, leuchtende, kecke Leistungen eines der stärksten dekorativen Talente der Spätrenaissance, barocker in ihrem allegorischen Inhalt als in ihrer leichten, lustigen Malweise. — Georg Gronau (Fiesole) erweist ein Bild mit vier männlichen Porträtköpfen im Bayerischen Nationalmuseum als eine von einem deutschen Maler bemerkenswert früh — nicht später als 1510 — angefertigte Kopie der Gruppe der vier Halbfiguren (Humanisten) auf Domenico Ghirlandajos Fresko „Das Opfer des Zacharias" im Chor von S. Maria Novella in Florenz. — Einen schönen alten Bleiabguß des bekannten kleinen Rückenaktreliefs mit dem Monogramm Albrecht Dürers und der Jahrzahl 1509 hat Philipp M. Halm (München) aus dem Depot des Bayerischen Nationalmuseums ans Licht gezogen. In der Streitfrage, ob dieses Relief, dessen Original in Solnhofer Stein sich jetzt als Besitz des Sammlers Morgan im South-Kensington-Museum befindet, wie auch einige andere Kleinplastiken als eigenhändige Werke Dürers anzusprechen seien, schließt sich Halm an G. Habich an, der in einer früheren Studie den Zweifeln an solcher plastischen Betätigung des gelernten Goldschmieds Dürer erfolgreich entgegengetreten ist. — Zwei Berichte über Münchener Ausstellungen machen den Beschluß der gewichtigen Aufsatz-Reihe. Johannes Sieveking (München) hält die Erinnerung wach an die Hauptstücke der zu Anfang des vorigen Jahres vom Verein der Kunstfreunde (Museums-Verein) veranstalteten Ausstellung antiker Kunstwerke in Münchener Privatbesitz, die durch ihren hohen Wert allgemein überraschten. Otto Weigmann (München) bespricht die retrospektive Ausstellung im Glaspalast 1906, an deren Zustandekommen er selbst wesentlichen Anteil hatte. Sein vorzüglicher Ueberblick über die hier vertretenen bayerischen Maler aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird erst im zweiten Bande des Jahrbuches zu Ende geführt werden.

Möge sich das Münchener Jahrbuch, das in Zukunft in zwei Halbbänden, jeweils im Frühjahr und im Herbst, erscheinen soll, auf der Höhe seines Erstlings erhalten! Möge es aber auch die günstige Aufnahme und tatkräftige Förderung finden, die allein den Eifer des Herausgebers und der Mitarbeiter wie die Opferwilligkeit des Verlegers zu unverdrossener Fortsetzung des schön Begonnenen ermutigen können!

München. R. Streiter.

Bücher und Zeitschriften.

Das Fortleben der Horazischen Lyrik seit der Renaissance von Eduard Stemplinger. Mit 9 Abbildungen im Text. Leipzig, Teubner 1906. XVIII, 476 S. 8°. 8 M.

Das hübsch ausgestattete Buch zerfällt in zwei ungleiche Teile. In dem ersten wird mit knappen Strichen gezeigt, wie Horaz als Lyriker auf Poesie, bildende Kunst und Musik der neueren Zeit im allgemeinen gewirkt hat. In dem zweiten, erheblich umfangreicheren, werden die einzelnen Oden behandelt, insofern sie ganz oder teilweise in ernsten und scherzhaften Nachdichtungen, Reminiszenzen und künstlerischen Verarbeitungen sich lebenskräftig und keimfähig erwiesen haben. Jeder Ode ist ein Verzeichnis sämtlicher rhythmischer Uebersetzungen vorausgeschickt. Nicht auf Deutschland allein ist das Augenmerk des Verfassers gerichtet, auch Frankreich, England und Italien sind für die Untersuchung berücksichtigt worden. Ein gutes Register erleichtert die Benutzung.

Das Buch bietet eine große Fülle schätzbarsten Materials. Stemplingers erstaunliche Belesenheit umspannt Kleines und Großes, Altes und Neues, Ernstes und Heiteres in gleicher Weise. Er kennt Drollinger so gut wie Schiller, Ronsard so gut wie Hérédia, Martin Opitz so gut wie Christian Morgenstern. Und er verfügt über einen seltenen Fleiß, ein nie versagendes Gedächtnis und einen gesunden Geschmack; nur in der Aufnahme mancher gar zu läppischer Parodien und Travestien hätte er meines Erachtens etwas sparsamer sein können.

Daß sich bei der kaum zu bewältigenden Masse des Stoffes mitunter auch kleine Versehen eingeschlichen haben (zum Beispiel S. 40 über die deutsche Uebersetzung von Ovids Metamorphosen, wozu auf Boltes meisterhafte Ausgabe von Wickrams Werken, Bd. 8, S. V ff. verwiesen sein mag), ist sehr begreiflich und ganz belanglos. Es verschlägt auch nicht viel, daß der Verfasser den Einfluß der Horazischen Lyrik im einzelnen gelegentlich überschätzt (zum Beispiel auf Goethe S. 98, 289, 355, auf Schiller S. 99, 138, 201). Bedenklicher scheint mir die skizzenhafte Form des grundlegenden ersten Teils. Der Verfasser betont im Vorwort, daß er sich bei der Redseligkeit unserer Zeit einer möglichst gedrängten Darstellung befleißigt habe. Das ist an sich nur zu loben, aber die gewaltige Aufgabe, die Stemplinger sich gestellt hat, läßt sich eben nicht auf fünfzig Seiten lösen. „Est modus in rebus!" rief ich da mit Horaz. Namentlich der Abschnitt „Horaz in der Weltliteratur" (S. 6—23) krankt daran, daß der Verfasser mit Siebenmeilenstiefeln die Jahrhunderte durcheilt. So wird manches wichtige Problem, etwa die Einwirkung der Horazischen Lyrik auf die neulateinische Poesie, nur leise angedeutet: und doch hätte ein so guter Kenner des Horaz wie Stemplinger gerade auf diesem, freilich auch sonst von der Forschung vernachlässigten Gebiete überreiche Ernte halten können.

Diese Bemerkungen sollen indes den Wert des anziehenden Buches nicht herabsetzen; höchstens wollen sie zu neuer Arbeit auffordern. Dem Verfasser gebührt für seine Gabe warmer Dank. Hoffentlich gelangt sie in die Hände vieler Gymnasiallehrer, die durch Proben aus Stemplingers Werk die Oede mancher Horazstunde versüßen und zugleich die unermeßliche Bedeutung der Antike für die neuere Literatur zeigen könnten.

Berlin. Hermann Michel.

Das Bayerische Gesetz zur Ausführung der Reichs-Zivilprozeßordnung und Konkursordnung. Von Staatsrat Dr. Wilhelm v. Henle. Dritte Auflage, bearbeitet von Staatsanwalt Emanuel Habel. München, 1907. C. H. Beck.

Das Ausführungsgesetz zur Zivilprozeßordnung und Konkursordnung war bis zum 1. Januar 1900 eines der wichtigsten Gesetze zivilrechtlichen Inhalts in Bayern, da es eine Reihe von Gegenständen regelte, die eigentlich in einem bürgerlichen Gesetzbuch hätten untergebracht werden sollen. Die natürliche Folge war, daß mit der Einführung des neuen Rechts das ganze Gesetz sozusagen aus dem Leim ging. Erläuterungen zu einem solchen Gesetz zu schreiben, ist eine böse Aufgabe; die Feststellung allein, was von ihm noch ganz oder teilweise gilt, erfordert eine sehr genaue Rechtskenntnis und allergrößte Umsicht; es steckt hinter mancher kurzen Anmerkung mehr mühevolle Arbeit, als man bei oberflächlicher Prüfung ahnt. Die Aufgabe ist in sehr befriedigender Weise gelöst; das Büchlein gehört zu denen, die der Praktiker stets gerne zur Hand nimmt.

München. Franz Riß.

Kleinere Mitteilungen.

□ **Aristokrat, Demokrat, Monarchist.** Ueber das erste Auftreten dieser für die politische Begriffswelt der Gegenwart so wichtigen drei Wörter bringt die „Revue d'Histoire littéraire de la France" in ihrer letzten Nummer einen beachtenswerten Hinweis, der wahrscheinlich auch die Frage nach dem Schöpfer derselben zur Beantwortung bringen dürfte. Nach der bisherigen Ansicht der Sprachforscher wären diese Wörter mit so vielen anderen politischen Bezeichnungen gegen Ende des 18. Jahrhunderts, aber doch bereits einige Jahre vor der Revolution in den Pariser Salons entstanden und hätte sich von da aus weiter verbreitet. Diese Annahme trifft indessen nicht zu; weder Mirabeau noch Abbé Sièyes noch Rayeal oder ein anderer Politiker jener Zeit haben diese Wörter geschaffen, die in Wahrheit viel älteren Ursprungs sind und sich zum erstenmal vielmehr in den gegen 1550 verfaßten „Genfer Chroniken" Bonivards, des Genfer Geschichtschreibers und tapferen Verteidigers seiner Vaterstadt gegen die Herzoge von Savoyen, gebraucht finden. Die beiden ersten dieser Wörter finden sich dort in einer Stelle des zweiten Teils in folgendem Zusammenhang erstmals nachweisbar: „Alle endlich sagen, daß das Gemeinwesen, welches blühen und gedeihen soll, durch die Ordnung dieser drei in gegenseitiger Mäßigung geleitet sein muß. Nämlich erstens durch einen Monarchen oder einzelnen Mann, der der Aufseher der beiden anderen sein soll: damit die Aristokraten nicht ihren Vorteil aus dem gemeinen Wesen ziehen, ohne auf die anderen Teile des staatlichen Körpers Bedacht zu nehmen, noch auch die Demokraten sich von der Freiheit zur Zügellosigkeit und Willkür wenden, und dem Gesetz so wenig gehorchen wollen wie dem König." Und das dritte Wort endlich findet sich in der Stelle: „Der Herzog sah ihn (Claude de Seyssel) oft und gebrauchte seinen Rat. Denn er war ein großer Monarchist und Verächter eines Gemeinwesens, das von mehreren geleitet war." Es ist merkwürdig, daß diese Stelle selbst dem Sammeleifer eines Littré entgangen sind, obwohl dieser nach seiner Angabe die Werke Bonivards zum Zweck sprachlicher Forschungen eifrig durchgearbeitet hat; jedenfalls ist durch diese Stellen das verhältnismäßig hohe Alter der Wörter erwiesen und es besteht wohl kein Grund gegen die Annahme, daß der Politiker Bonivard, der diese bequemen und sinngemäßen politischen Bezeichnungen zum erstenmal, soweit nachweisbar, gebraucht, auch als ihr Schöpfer betrachtet werden darf.

h. **Die Beseitigung der roten Muttermale.** Nachdem alle bisherigen Behandlungsmethoden die so häßlichen und entstellenden roten Muttermale entweder überhaupt nicht beseitigen konnten oder womöglich noch entstellendere Narben erzeugten, ist es neuerdings Professor Kromayer in Berlin gelungen, mit dem Quecksilberlicht der Quarzwasserlampe bei mancher Form von Muttermalen überraschende Heilresultate zu erzielen. In manchen Fällen wurden die roten Stellen nach einigen Bestrahlungen vollkommen weiß und die Male verschwanden für immer, in anderen Fällen versagte das Verfahren oder es traten Rückfälle ein. Nicht alle Mäler sind demnach für das Verfahren geeignet, günstig vielmehr nur solche, bei welchen die Erweiterung die Gefäße unter der Haut betrifft und bei welchen nur die kleinsten Aederchen betroffen werden; wenn aber auch die großen Adern und Venen beteiligt sind, dann ist vorläufig gar kein Erfolg von der Lichtmethode zu erhoffen.

* **Eine Studienreise nach Java,** mit Aufenthalt in Penang und Ceylon, wird zwischen März und November von dem Gymnasialprofessor H. Morin in München unternommen. Die für den naturwissenschaftlichen Illustrator wichtige Reise dient auch zur Ausführung von botanischen und zoologischen Aufträgen der kgl. Akademie der Wissenschaften und Herr Morin beabsichtigt, bei dieser Gelegenheit dem kgl. Luitpold-Gymnasium, an dem er im Zeichnen und in der Naturkunde Unterricht erteilt, reiche Sammlungen mitzubringen.

* **Kongresse.** Die Deutsche Gesellschaft für Chirurgie wird vom 3. bis 6. April 1907 im Langenbeck-Hause in Berlin ihren 36. Kongreß abhalten. Bis jetzt sind folgende Themata zur Behandlung vorgemerkt: 1. Die Chirurgie des Herzens bezw. des Herzbeutels; 2. Lungen-Chirurgie; 3. Die Extirpation der Prostata; 4. Oberschenkelbrüche, besonders am oberen und unteren Dritteil.

Die 6. internationale Tuberkulose-Konferenz findet vom 19. bis 21. September in Wien statt. Den Hauptgegenstand soll die Frage der Infektionswege der Tuberkulose bilden.

Hochschulnachrichten.

hc. **Würzburg.** Dr. med. Arthur Brückner, Assistent bei Professor Heß an der Würzburger Augenklinik, wurde als Privatdozent für Augenheilkunde an der dortigen Universität aufgenommen.

R. **Tübingen.** Direktor Professor Dr. Wurster in Friedberg (Hessen) hat den Ruf an die hiesige Universität als Ordinarius der praktischen Theologie angenommen. — In der philosophischen Fakultät wird sich Dr. Franz Zinkernagel aus Hanau als Privatdozent für deutsche Literatur niederlassen. Seine Probevorlesung handelt über „Die literaturgeschichtliche Stellung des Hebbelschen Dramas".

* **Straßburg.** Der Assistent des Physikalischen Instituts der Universität Dr. L. Mandelstam (aus Mohilew) hat sich als Privatdozent für Physik habilitiert.

* **Bonn.** In der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich der Assistent am Geologisch-paläontologischen Institut Dr. J. Wunner (aus Scheidegg in Bayern) als Privatdozent habilitiert. Am 4. März hält er seine öffentliche Antrittsvorlesung über „Hebungen und Senkungen der Erdkruste".

hc. **Berlin.** In der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität führt sich am 2. März mit einer Antrittsvorlesung „Ueber die La Tène-Kultur" Dr. phil. Hubert Schmidt als Privatdozent ein.

hc. **Halle.** Als Nachfolger des zum 1. Oktober d. J. von seinem Lehramte zurücktretenden Professors Dr. Stein ist der außerordentliche Professor für deutsches Zivilprozeßrecht und deutsches bürgerliches Recht, Dr. jur. et phil. Paul Langheineken in München berufen worden.

H. **Basel.** In der Regierungsratssitzung vom 27. Februar wurde dem Professor Dr. Fritz Voit die nachgesuchte Entlassung von der Professur für innere Medizin bewilligt und an dessen Stelle Professor Dr. Dietrich Gerhardt, zurzeit in Jena, berufen. Die erledigte Professur für Chirurgie wurde Professor Dr. Max Wilms, zurzeit in Leipzig, übertragen.

H. **Zürich.** Der außerordentliche Professor an der Universität und Kustos der Geologischen Sammlungen des Polytechnikums Dr. Karl Mayer-Eymar ist im Alter von 80 Jahren am 27. Februar im hiesigen Kantonsspital gestorben. Der Verstorbene hat sich durch seine bahnbrechenden Forschungen auf dem Gebiete der Stratigraphie einen internationalen Ruf begründet.

Vorlesungen
der
Universität Göttingen.

Sommer-Semester 1907. (23959)

Immatrikulation 15. April bis 3. Mai.

Beginn der Vorlesungen am 16. April.

Die arab. Ziffern geben die Stundenzahl an. Das g (gratis) bedeutet, daß die Vorlesung unentgeltlich ist.

(Schluß.)

Physik, physikalische Chemie, Chemie.

Riecke: Experimentalphysik I (3); Physikalische Uebungen (8); Wissenschaftliche Arbeiten für Vorgeschrittene (40). — Voigt: Physikalische Uebungen (4); Wissenschaftliche Arbeiten für Vorgeschrittene (40). — Wallach: Organische Chemie (5); Praktische Uebungen im Laboratorium (20—40); Besprechung wissenschaftlicher Arbeiten (1 g). — Tammann: Praktikum der angewandten Chemie (20); Metallographie (1); Ueber die chemischen Elemente (1 g); Kolloquium mit Professor Dolezalek (1 g). — Tollens: Agrikultur-Chemie (Pflanzenernährungslehre) (3); Agrikultur-chemisches Praktikum, mit Süchting (12½ und 30). — Polstorff: Pharmazeutische Chemie (anorganischer Teil) (4); Gerichtlich-chemische Analyse (2). — Fischer: Chemische Technologie (2); Industrie Deutschlands (1 g). — Simon: Elektrotechnik (2); Elektrotechnisches Praktikum (3); Resonanz (1 g); Selbständig. Arbeiten (48 g); Elektrotechnisches Kolloquium (2 g). — Prandtl: Einführung in die Thermodynamik insbes. der Maschinen (3); Maschinenlehre für alle Fakultäten (2);

Mechanik-Praktikum (3); Anleitung zu experimentellen Arbeiten (40). — Dolezalek: Elektrochemie (3); Physiko-chemische Arbeiten und Uebungen (48); Elektrochemische Thermodynamik (1 g); Physiko-chemisches und anorganisches Kolloquium, mit Tammann (1 g). — Kötz: Einführung in die Chemie (3); Spezielle anorganische Chemie (2); Anorganische Chemie für Mediziner (1); Chemisches Seminar für Lehramtskandidaten (1 g). — Coehn: Photochemie und Spektralanalyse (2); Physiko-chemische Uebungen für Mediziner (3). — v. Braun: Konstitutionsbestimmung organischer Verbindungen, mit besonderer Berücksichtigung der physikalischen Methoden (2); Chemische Tagesfragen (1 g). — Borsche: Chemie der hydroarom. Verbindungen (2); Färbereichemische Uebungen (3). — Ruer: Stöchiometrie (1). — Bestelmeyer: Praktikum der Elektronik und Radioaktivität (4). — Krüger: Akustik (2); Handfertigkeitspraktikum (2).

Landwirtschaft.

Fleischmann: Landwirtschaftliche Taxationslehre (4); Neue Aufgaben der deutschen Nutzviehhaltung (3); Uebungen in milchwirtschaftlich-chemischen Arbeiten (4); Uebungen in milchwirtschaftlich-bakteriologischen Arbeiten (4); Abschätzung von Grundstücken und Landgütern (1 g). — v. Seelhorst: Spezieller Pflanzenbau (4); Unkräuter und Schädlinge (1); Kleines Praktikum (2); Demonstrationen auf dem Versuchsfeld (1 g); Großes Praktikum (40 g); Exkursionen (g); Uebungen im Anschluß an die Exkursionen (2 g). — F. Lehmann: Ernährung der landwirtschaftlichen Nutztiere I (2); Futterberechnungen (1); Tierphysiologisches Praktikum (30 g). — Koch: Bakteriologische Arbeiten (39); Bakteriologische Uebungen für Anfänger (3); Landwirtschaftliche Stickstoffragen, Alkoholgärung (1 g). — Gronewald: Landwirtschaftliche Baukunde (1).

Staatswissenschaft.

Cohn: Praktische Nationalökonomie (Wirtschaftspolitik) (4); Uebungen im staatswissenschaftlichen Seminar (2 g). — Lexis: Oekonomik und Statistik des Versicherungswesens (3); Theoretische Nationalökonomie (4); mit Ehrenberg: Seminar für Versicherungswissenschaft (2 g); Brendel: Versicherungsrechnung (2); Uebungen im Königl. Seminar für Versicherungswissenschaft (2 g).

Erd- und Völkerkunde.

Wagner: Anthropogeographie (4); Kartographischer Kurs II (2); Geographische Einzelübungen (3 g); Geographisches Kolloquium (2 g).

Kolonienkunde.

Peter: Nutzpflanzen der deutschen Kolonien (1½ g). — Ambronn: Geographische Ortsbestimmungen mit Berücksichtigung der in den Kolonien vorkommenden Arbeiten (2). — Fischer: Industrie Deutschlands und der Kolonien (1 g). — Mollwo: Kolonialgeschichte der Neuzeit (1). — v. Hoffmann: Deutsches Kolonialrecht (1 g); Konversatorium über das Staatsrecht Preußens, des Reichs und der Kolonien (1). — Bendix: Tropenkrankheiten und deren Prophylaxe (1).

Historische Wissenschaften.

Wellhausen: Jüdische Geschichte (3). — M. Lehmann: Zeitalter der Gegenreformation und der Religionskriege (4); Reformierung des preußischen Staates im Zeitalter von Stein und Hardenberg (1); Uebungen über das 17. Jahrhundert (2 g). — Busolt: Römische Geschichte von der Sullanischen Restauration an (4); Historische Uebungen über die Schrift des Aristoteles vom Staatswesen der Athener (2 g). — Brandi: Deutsche Verfassungsgeschichte (4); Einführung in die Urkundenlehre (2); Diplomat. Uebungen für Vorgeschr. (2 g); Besprechung von Arbeiten im Seminar (1 g). — Stein: Aeltere deutsche Geschichte (3); im Historischen Proseminar: Otto von Freising (2). — Schulten: Geschichte des römischen Kriegswesens (2). — Mollwo: Kolonialgeschichte der Neuzeit (1); Historische Uebungen (2 g). — Willrich: Uebungen über Alexander den Großen (2).

Vergleichende Sprachwissenschaften.

L. Meyer: Vergleichende Grammatik indogermanischer Sprachen, insbesondere des Griechischen, Lateinischen und Deutschen (4); Sprachwissenschaftliche Uebungen (1½ g).

Orientalische Philologie.

Kielhorn: Elementar-Kursus des Sanskrit (2); Kalidasas Meghaduta (2); Leichte Sanskrit-Texte (2 g); Wissenschaftliche Texte (2 g). — Wellhausen: Koran (2 g). — Wackernagel: Vedische und mittelindische Texte (2 g); mit Andreas: Altiranische Uebungen (2 g). — Sethe: Hierogl. Inschriften des mittleren Reiches (2); Aegyptisch oder Koptisch für Anfänger (2); Koptisch II. Kurs (2); Papyrus Ebers (2 g); Koptische Lektüre für Fortgeschrittene (1 g). — Andreas: Erklärung der Avesta (2); Ossetisch (2); Fortsetzung des neupersischen Kursus (2). — Schultheß: Assyrisch I (2) Arabische Grammatik (2); Kursorische Lektüre eines syrischen Schriftstellers (1 g).

Klassische Philologie.

Dilthey: Griechische Tragödien nach griechischen und italienischen Bildwerken (3); Erklärung der Gipsabgüsse (1 g); Archäologische Uebungen (2 g). — Leo: Lucretius (4); Königl. Philologisches Seminar; Interpretation der älteren Seneca (2 g). — Schwartz: Euripides Alkestis (4); Kallimachos (2 g); Antiphon (2 g). — Wackernagel: Die griechische Sprache im hellenistischen Zeitalter (2); Sprachwissenschaftliche Uebungen an hellenistischen Texten (2 g). — Viertel: Erklärung von Ciceros philippischen Reden (2 g). — Pohlenz: Platos und Aristoteles' politische Schriften, Erklärung Aristoteles' Politik (2); Im Seminar II. Uebungen über Horaz' Satiren (2 g); Im Proseminar Interpretation von Platos Staat, Buch I (2 g). — Pfuhl: Archäologische Uebungen (2 g).

Mittellateinische Philologie.

W. Meyer: Gedichte des Primas (3); Lateinisch-paläographische Uebungen (2); Mittellateinische Uebungen (2 g).

Deutsche Philologie.

Schröder: Nibelungenlied und Nibelungensage (3); K. Deutsches Seminar: Wolframs Parzival (Fortsetzung) (2 g); Deutsches Proseminar: Althochdeutsche Uebungen (1 g). — Weißenfels: Geschichte der deutschen Literatur von Opitz bis Lessing (4); Heinrich v. Kleist (1); K. Seminar: Ausgewählte Gedichte Goethes (1 g); Deutsches Proseminar: Uebungen zur mittelhochdeutschen Grammatik (1 g). — Brecht: Einführung in die deutsche Romantik (2); Uebungen über Opitzens Buch von der deutschen Poeterei (K. Seminar f. deutsche Philologie) (1 g).

Englische Philologie.

Morsbach: Geschichte der deutschen Literatur bis Chaucer (4); Erklärung des King Horn (2); Seminar: Uebungen zur neuenglischen Literaturgeschichte (2 g). — Schücking: Beowulf-Interpretation, Uebungen (2); Browning-Interpretation (1); Alte und Mittelenglische Uebungen, Proseminar (2 g). — Tamson: Neuenglische Uebungen, Unterstufe (2); Englische Literatur 1750—1800 (2); Neuengl. Uebungen, Oberstufe (2 g).

Romanische Philologie.

Stimming: Historische Formenlehre des Französischen (4); Leben und Werke Manzonis und Lektüre der Promessi Sposi (2); Uebungen im Altfranzösischen und Provenzalischen (2 g). — Vermeil: Neufranzösische Uebungen für Anfänger (4); Pascal et le Jansénisme au XVII siècle (2); Neufranzösische Uebungen für Vorgeschrittene (2 g). — Albano: Für Anfänger: Einführung in die italienische Sprache mit grammatischen Uebungen (3); Für Vorgeschrittene: Decamerone von Giovanni Boccaccio (2); Konversationsübungen (1 g).

Kunstgeschichte.

Vischer: Geschichte der italienischen Frührenaissance (4); Uebungen (1 g).

Bibliothekswissenschaften.

Pietschmann: Buchwesen (2); Buch- und Bibliothekswesen (1 g).

Künste und Fertigkeiten.

Freiberg: Ensemblespiel (1); Unterricht im Klavier- und Violinspiel, Harmonielehre (2 g). — Peters: Zeichnen und Malen (2 g). — Lehrgang für Turnlehrer: Gesuche um Zulassung sind an den Universitäts-Kurator zu richten.

Reitkurse hält Universitäts-Stallmeister Frhr. v. Münchhausen (45). Fechtkunst lehrt Universitäts-Fechtmeister Grüneklee (56), Tanzkunst Univ.-Tanzmeister Hölzke (4).

Logiskommissariat.

Preiswürdige Wohnungen für Studierende werden durch das akademische Wohnungskommissariat — Oberpedell Mankel, Kurze Geismarstraße 40 — unentgeltlich nachgewiesen, auch wird über andere Umstände unentgeltlich Auskunft erteilt und werden Bestellungen im voraus entgegengenommen. Den Studierenden wird empfohlen, sich direkt ohne Vermittler dahin zu wenden.

Jahrgang 1907. München, Montag, 4. März. Nummer 53.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Giosuè Carducci. Ein Nachruf von Valerio Flamini (Mailand).

Die fünf Fundamentalsätze für die Organisation höherer Schulen. (Schluß.) Von Stadtschulrat Studienrat Dr. Kerschensteiner (München).

Bücher und Zeitschriften.

Rudolf Günther: Aus der verlorenen Kirche.

Allgemeine Rundschau.

Der Kampf um die Weltsprache. — Erinnerungen an Gobineau.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Giosuè Carducci.

Nicht nur Italien trauert um das Hinscheiden seines Dichters. Auch außerhalb der apenninischen Halbinsel zählt der Name Giosuè Carduccis seit einer Reihe von Jahren zu den oft und mit Achtung genannten, besonders in Deutschland, wo eine Anzahl berufener Federn, sei es durch kritische Beleuchtung, sei es durch poetische Uebertragungen für die Kenntnis des Mannes wirkten, der zweifellos als das kräftigste Talent unter den neueren Poeten Italiens dastand.

Da sich der Dichter über das, was auf seine Entwicklung bestimmend einwirkte, in früher zerstreuten, jetzt zum großen Teile gesammelten Prosaschriften selbst ziemlich eingehend geäußert hat, empfiehlt es sich, soviel wie möglich aus dieser Quelle zu schöpfen, um so das Gesamtbild seiner Persönlichkeit in möglichster Ursprünglichkeit und Frische zu erhalten. Aus einem Sammelbande, den Carducci unter dem Titel „Selbstbekenntnisse und Schlachten“ herausgegeben, erfahren wir, daß er 1835 in Valdicastello, einem kleinen Orte in den toskanischen Maremmen, als Sohn eines Arztes zur Welt kam. Der kleine Josua war fröhlich und kräftig, heilte sich vom Maremmenfieber durch einen langen Aufenthalt in den Wäldern des toskanischen Apennins, kam dann in ein geistliches Institut in Florenz, ward mit zwanzig Jahren Autor politischer Sonette, protestierte schon 1857 gegen die Orthodoxie seines Vaterlandes mit dem berühmten Verse: „Il secoletto vil che cristianeggia“ (Das feile Jahrhundert, das christlich tut), erhielt 1860 den Lehrstuhl der italienischen Literatur an der Universität Bologna, wo er als Dichter und Gelehrter sich einen Namen, als radikaler Republikaner sich leidenschaftliche Freunde und Feinde gemacht hat. Erstere freuten und stärkten sich an seinem Unabhängigkeitssinne, an seiner Kampflust, an seiner Streitbarkeit, welche keinem Gegner aus dem Wege ging, mit feinen und mit groben Waffen zu hantieren wußte. Die Feinde aber nannten ihn einen Heiden, einen deklamierenden italienischen Viktor Hugo und obendrein — einen politischen Achselträger. Sie griffen auch den Dichter an: seine Gedichte würden von vielen gerühmt, von wenigen gelesen, und das sei begreiflich, sie seien ja ein Rückschritt zur Zopfklassik eines Boileau, voll mythologischer Gelehrsamkeit, also unverständlich für das Volk und dem modernen Leben entfremdet; statt gesunder Moral im christlichen Sinne werde die Sinnlichkeit der alten Heiden, die Emanzipation des Fleisches, die lautere Unsittlichkeit gepredigt. Schon der greise Gino Capponi hat alles das mit dürren Worten vorausgesagt; denn sein Biograph Tabarrini berichtet im 10. Kapitel seines Buches: „Als nach 1850 in Toskana eine Schule von begabten und gelehrten Jünglingen aufkam, die eine Rückkehr zum Hellenentum und unter diesem Deckmantel einen Vernichtungskrieg gegen das Christentum ankündigte, da erkannte der alte Marquis Capponi sofort den Anfang einer frivolen und ruchlosen Reaktion gegen Glauben und Sittlichkeit.“ In einer Note zu dieser Stelle nennt der Biograph Capponis unseren Carducci und dessen Freund Chiarini mit Namen.

So ist Josua Carducci widerfahren, was jedem leidenschaftlichen Vertreter einer Meinung widerfahren muß: die Uebertreibungen des eigenen Programms verhindern eine ruhige und gerechte Würdigung des Gegners, und die Ungerechtigkeit dieses letzteren steigert wiederum die Leidenschaft des Verurteilten. „Es ist ganz richtig,“ ruft Carducci aus, „ich stemme mich gegen die romantische, religiöse und politische Reaktion von 1815, und ich danke meiner Mutter heute noch, mich im Alfieri lesen gelehrt zu haben.“ Hier haben wir den historischen Zusammenhang. Gegenüber der katholisierenden Romantik Manzonis hatten um die Mitte des 19. Jahrhunderts einige Toskaner, besonders der Dramatiker Niccolini, den neuklassischen Geschmack Alfieris und seine rationalistische Philosophie festgehalten; sie schrieben Tragödien nach dem Muster Voltaires und dachten vom Dogma wie die Enzyklopädisten. Die Jungtoskaner Carducci und Chiarini sind die Epigonen dieser Richtung, nur daß sie, wie Chénier in Frankreich und Leopardi in Italien, am ewig frischen Geiste der Hellenen sich verjüngt haben. Beide, Chiarini und Carducci, haben dort eine Plastik, eine Anschaulichkeit und Bestimmtheit des poetischen Bildes geholt, die einigen ihrer Dichtungen neben Leopardi eine Stelle sichern. Wer des Italienischen nicht mächtig ist, kann in dem trefflichen Buche „Italienische Dichter der Gegenwart“, Studien und Uebertragungen von Valerie Matthes (Berlin, 1899) und im fünften Bande von Paul Heyses „Italienischen Dichtern“ (Stuttgart, 1905) Belege hierfür suchen.

Carduccis Schwäche besteht in dem südlichen Hange zur Rhetorik und im bekannten Fehler Viktor Hugos, den

Meister in der Beschränkung nicht zeigen zu können. Nicht selten zwar sind die Eingänge seiner Oden bündig und prägnant, aber ein Schweif der Amplifizierung verdirbt die Wirkung des Ganzen. Seine berühmteste Dichtung „An den Satan" ist im Grunde nur eine rhetorisch gelungene Ausführung der historischen Tatsache, daß seit der Renaissance das Dogma durch die freie Forschung und den Kultus der Vernunft um die Weltherrschaft betrogen ward. „Heute erhebt sich die Materie," singt er, und das ist freilich nicht so neu als wahr. Sieger Satanas ist die Vernunft:

Heil dir, o Satan,
Und deiner Zunft,
Siegreiche, rächende
Kraft der Vernunft!

Dir sei der Weihrauch
Dankopfernd geschwungen:
Du hast den Jehovah
Der Priester bezwungen!

Die erbitterte Polemik, die sich über die fünfzig kurzen Strophen dieses Hymnus entspann, hat Carducci selbst gesammelt und in den schon erwähnten „Selbstbekenntnissen und Schlachten" (Confessioni e battaglie) wieder abdrucken lassen. Daß Ansichten so freisinniger Art, wie sie in diesem Gedichte mit schneidender Schärfe zum Ausdruck gelangten, in einem katholischen Lande auf heftigen Widerstand stoßen mußten, ist leicht begreiflich, weniger leicht, daß die Dichtung selbst von liberaler Seite als eine „intellektuelle Orgie" bezeichnet werden konnte. Den vielfachen Mißverständnissen gegenüber nahm der Dichter Veranlassung, die Idee des Hymnus zum Gegenstand eingehender Interpretation zu machen. Der Titel hatte bei vielen das Vorurteil erweckt, als sei es auf eine Verherrlichung des bösen Prinzips abgesehen, eine Auslegung, die natürlich Italiens Orthodoxen willkommen sein mußte und auch in Deutschland einem ultramontanen Blatte als genügender Vorwand erschien, um Carducci nebst dem „Jupiteranbeter" Cassa als eine „ewige Schmach für das Vaterland eines Dante und Torquato Tasso" auf den Index zu setzen. Da der Hymnus an Satan durch die Uebertragung von Julius Schanz jedem zugänglich gemacht ist, so darf von einer breiteren Wiedergabe hier abgesehen werden; manchem Leser ist indes damit gedient, wenn ich im Auszuge die Stellen mitteile, in denen der Dichter selbst die Idee seines Satans klarlegt. „Satan," so sagt er, „ist für die Asketen die Schönheit, die Liebe, das Glück. Jenes arme Nönnlein wünscht sich einen Blumenstrauß? In diesem Strauß ist Satan. Jener Klosterbruder erfreut sich an einem Vögelchen, das in seiner einsamen Zelle singt? In diesem Gesang ist Satan. Das ist, in der lächerlichen Karikatur der Legende, jene wilde Asketik, welche die Natur, die Familie, die Kunst, die Wissenschaft, das Menschengeschlecht negiert, zugunsten eines zukünftigen Lebens das gegenwärtige unterdrückte, aus Liebe zur Seele den Körper geißelte, schund, verbrannte. Und Satan sei! Was sagte er im Grunde, der alttestamentliche Satan, zur Gefährtin des Mannes? Er zeigte ihr im Garten Jehovahs den geheimnisvollen Baum, der die Freiheit des Wissens und des Lebens trug, das Gute und das Böse, und sprach: Esset davon, und ihr werdet sein wie die Götter. Was aber sagten, ich bitte euch, den Menschen anderes Pythagoras, Anaxagoras, Sokrates, Plato, Aristoteles? Was sagten ihnen anderes Galilei, Newton, Kepler, Descartes und Kant?" Und weiterhin heißt es: „Ich glaube besungen zu haben die Natur im kosmischen Sinne, ferner die schönste und ästhetischste Verkörperung der Natur im göttlichen Humanismus Griechenlands und schließlich die Natur und die Menschheit, die sich notwendigerweise stets in christlichen Zeiten gegen den Druck des dogmatischen Autoritätsprinzips, verbunden mit dem feudalen und dynastischen, auflehnen."

In dieser scharfen Opposition gegen das alte Dogma, das so viel Unheil gestiftet, schritt Carducci auch zum Kampfe gegen die christliche Moral, nahm den aus Frankreich gekommenen Realismus der italienischen „Verismi" in Schutz und verteidigte ihren talentvollsten dichterischen Vertreter Lorenzo Stecchetti (Pseudonym des Universitätsbibliothekars Olindo Guerrini in Bologna). Mit der literarischen Manier dieser Leute hatte diejenige Carduccis nun freilich nichts gemein; er war so hellenisch in seinen mythologischen Schwelgereien, daß er mitunter an die gelehrten Alexandriner und Elegiker, wie Properz, erinnerte. Aber er kämpfte für die Sache der Naturalisten, für die Freiheit des natürlichen Menschen. Dabei steckte in ihm, wie er namentlich in den letzten Oden glänzend bewiesen hat, ein gutes Stück Idealismus, und er griff sofort zur Feder, wenn ein junger Kritiker der heutigen mattherzigen Generation ihm lobend nachrühmte, er liebe im Grunde auch nichts anderes als guten Wein und dralle Mädchen. Und Carducci hatte recht, zu protestieren. Hinter seiner hellenischen Maske, seiner griechischen Plastik, seiner antiken Serenità verbarg sich ein moderner Mensch von melancholischen Gesichtszügen, von bitterem Humor und idealistischer Richtung auf das Gute und Große. Seine Nachahmer — diese verstehen ja den Meister gewöhnlich nur nach dem Räuspern und Spucken — haben seine mythologische Phraseologie kopiert und seine Plastik auf die sinnliche Erscheinung des Weibes beschränkt, Busen- und Lendenstücke in allen erdenklichen klassischen Saucen dem übersättigten Leser serviert, so daß die älteren Herren Chiarini und Carducci ab und zu in Zeitschriften und Zeitungen um schonende Behandlung ihres Beispiels flehen mußten. Diesem klassischen Treiben gegenüber, das ja nur eine nach neuen Reizen haschende Fortführung der klassischen Lyrik Italiens ist, kann, so scheint es, die von Manzonis Epigonen versuchte Dichtungsweise des einfachen, volkstümlichen Stils nicht recht zur Geltung kommen. Vielleicht ist dies aber wirklich nur ein Schein; die Kritiker nämlich, die bis auf den heutigen Tag mit den veralteten Schultheorien der französischen Poetik des 18. Jahrhunderts gesättigt sind und von den Leistungen der Deutschen auf diesem Gebiete noch immer keine Notiz nehmen (man vergleiche nur das neueste größere Handbuch der Poetik von Mestica), machen scheinbar das öffentliche Urteil — aber die gelangweilten Leser erlauben sich, auf die andere Seite zu schleichen. Daher Carduccis Unmut über die heutige Poesie Italiens und ihre Wertung, daher seine wiederholte Versicherung, daß er nicht für das profanum vulgus schreibe. „Meine Gedichte," sagt er bezeichnend, „werden nur in Anthologien fortleben." Trotz seines großen Formtalentes und seines plastischen Instinktes, dem alles Verschwommene und Unbildliche zuwider ist, wird dies auch wohl sein Schicksal sein; denn alle Versuche der italienischen Poeten, mit dem Geiste der antiken Dichtung auch deren konventionelle Formen, besonders den mythologischen Zusatz und die von der französischen Klassik so ängstlich ausgebildete Umschreibung zu retten, können vielleicht dem Augenblicke, aber nicht der Zeit widerstehen. Wenn Ariost und Tasso geblieben sind, so ist es ihrer modernen Elemente wegen; von Alfieri und Parini bleibt nicht viel mehr als der Name, und Foscolos Gedichte sind vergessen. Leopardi hatte zu viel Geschmack, um seine Gelehrsamkeit zur Herrin seines Dichtens zu machen, aber Carducci, der bei einer Beschreibung eines modernen Balles fünf Zeilen braucht, um den Champagner zu nennen, wird damit wohl schwerlich eine kommende Generation erfrischen.

Seit Boccaccio seiner Nation den Weg der rhetorischen Amplifikation gewiesen, hat dieser Alp wie ein Fluch auf der italienischen Literatur gelegen. Die Mittelmäßigkeit ist in ihr untergegangen, und das Beispiel der großen selbständigen Meister hat nie viele Köpfe zum Besseren bekehrt. Dabei klagt man immer noch, daß die Literatur nicht ins Volk dringe, und wer, wie Bernardo Zendrini dies getan, mit Nachdruck und Talent dem alten Plunder zuleibe geht, der wird verketzert und gesteinigt. Man lese Hillebrands Kritik von Cecchis Monographie über Tasso (Profile 1898), und man wird das Erlöschen der rhetorischen Cholera selbst von der heutigen Generation Italiens nicht zu erhoffen wagen.

In wunderlichem Gegensatze zur konventionellen Sprache seiner Dichtungen steht Carduccis echt toskanische Prosa; denn diesen Ruhm verdienen die Durchgebildeten unter den Toskanern auch heute noch, daß sie einen farbenreichen und rein italienischen Phrasenschatz beherrschen, in dem dasjenige durchschimmert, was die Engländer in ihrer Sprache als racy English bezeichnen. Als Probe des glänzenden Prosastils des Philologen Carducci diene folgende Charakteristik der Danteschen Kunst: „Es leibt in dieser Poesie die Naivität des Volksgesangs, wie die Lerche, die sich von den feuchten Aeckern im Herbste jubilierend erhebt, bis sie die Sonne erreicht und freudetrunken in ihr untergeht: die Gewalt des Prophetenhymnus, der aus der Höhe herabsteigt, um in die Erde einzufallen wie der Adler zwischen drohenden Gewitterwolken: die anmutige und kraftvolle Mannigfaltigkeit, mit Aussichten, Farben und Klängen erfüllt, wie die Hügellandschaft von Toskana und der Emilia: der düstere Schatten, in dem sich das Groteske und Fürchterliche in wallendem Rauche zeichnet wie in der Fieberluft der alten Maremmen; der Glanz, der sich über die heiteren Wogen des aus Geist und Herz strömenden Gesanges ausbreitet, wie ein Frühlingstag über das Tyrrhenische Meer: die jungfräuliche Heiterkeit eines von Ideenklarheit erklingenden Lachens, so erhaben, rein, bestimmt und ruhig wie ein Sommertag auf den Alpen."

Unser toskanischer Literat war sich der Vorzüge seiner Prosa auch wohl bewußt, und dieses Bewußtsein machte ihn mitunter hochmütig gegenüber dem Nichttoskaner. Wollte er diesem Selbstgefühle Ausdruck geben, so stand ihm eine urkräftige Lauge von Invektiven zu Gebote. Er war für den Kampf ums literarische Dasein mit vortrefflichen Klauen ausgerüstet, und das Gefühl ihres Besitzes steigerte natürlich die Kampflust.

Carduccis äußere Erscheinung war die konzentrierter Mannesstärke. Wenn er in seiner braunen Flanellkutte an der Arbeit saß, so glaubte man einen Rabelais, einen pantagrueliſchen Pfaffen vor sich zu haben. Auf gedrungenem Torso, von einem muskulösen, säulenrunden, blendend weißen Halse getragen, saß ein grob gearbeiteter Mönchskopf mit vollen roten Wangen, sinnlich derben Lippen, krausen, schwarzen Haaren und einer durch ihre substantielle Tüchtigkeit sich hervortuenden Nase: „Prenez garde à mon nez, mon nez est un monde!", rief Professor Josua einem französischen Bildhauer entgegen, als dieser seine Büste zu modellieren sich anschickte. Das Beste und wirklich Schöne an jenem Gesichte waren ein Paar auffallend glänzende, von Temperament und Lebensfeuer leuchtende Augen. Die ganze Erscheinung des Mannes atmete Kraft und unbedingte Sinnlichkeit. Und seinen äußeren Eigenschaften entsprach der Charakter seiner Polemik. Wehe dem Unglücklichen, der ihm in den Schuß kam! Dieser Fanfulla, dieser Fieramosca der literarischen Zeitungspolemik haute ihn unbarmherzig zusammen! Seine eigenen Freunde suchten ihn zurückzuhalten: „Um Gotteswillen, nur anständig! Die Zeit der Humanisten, der Castelvetro und der Caro, der Monti — Tommaseo ist vorbei. Heute schlägt man [illegible] Glacehandschuhen!" Es nützte nichts. Wenn [illegible] professor von Bologna das Blut zu Kopfe stieg, so wurde er grob, sackgrob. Diese göttliche Grobheit macht denn die Lesung seiner „Schlachten" zu einem heiteren Zeitvertreib. Niemand ist sicher vor seinen Hieben, weder die Toten noch die Lebenden, weder Fremde noch Landsleute. Auch gegen Lessing und Mommsen stürmt er mit Berserkerzorn an. Lessing nämlich hat in seinen Fabeln einmal behauptet, daß die heutigen Italiener nicht mehr Recht darauf besitzen, sich Romulus' Söhne zu nennen, als die Aasfliegen, die aus dem Bauche des toten Renners emportauchen, diesen als ihren Ahnherrn bezeichnen dürfen. Das Urteil Lessings wird aber durch Mommsens höhnische Bemerkung noch überboten, daß erst noch zu untersuchen wäre, ob besagtes Aas ein Gaul oder nur ein Esel gewesen sei! — Heine erhält eine Ohrfeige wegen der deskriptiven Neigung seiner Reiseskizzen. „Oft habe ich mir vorgenommen, nichts und niemand mehr in dieser Welt zu hassen. Umsonst. Zweierlei Leute muß ich hassen, die Haarkräusler in der Poesie und die Schilderer in Prosa. So viel ist sicher, sobald das beschreibende Element in der Literatur die Oberhand gewinnt, so ist sie am Umwerfen. Wenn aber die Beschreibung erst zu einer besonderen, selbständigen Literaturgattung erhoben ist, dann ist es aus mit der echten Poesie, mit der echten Prosa. In der Tat, wenn man nicht mehr erfinden, dichten, erzählen, denken und schreiben kann, dann fängt man an zu schildern. Ein Polizist faßt einen Vagabunden am Kragen. „Halt!" antwortet dieser mit Würde: „Ich bin ein beschreibender Schriftsteller!" Die Schule Zolas mag sich das hinter die Ohren schreiben.

Am grimmigsten sind Carduccis Ausfälle gegen den Sizilianer Rapisardi, seinen Kollegen im Amte — denn Rapisardi doziert italienische Literatur in Catania — und Amtsbruder in der Poesie. Im Jahre 1877 erlangte nämlich der Sizilianer mit seinem satirischen Epos Lucifero, das in den pompösen Inversionen einer südlichen Rhetorik den Materialismus predigte und die Tagesgeschichte der modernen Gesellschaft zum Gegenstande spöttischer Kritik machte, einen succès de scandale. Der Verfasser, auf seinen Vortritt als Dichter mindestens ebenso eifersüchtig wie Carducci, schickte diesem ein Exemplar seines Werkes. Dies war nun allerdings eine kleine Impertinenz, maßen Carducci nicht ermangeln konnte, folgende Verse des Buches auf sich zu beziehen: „Im käuflichen Haufen (Rapisardi legt diese Worte Dante in den Mund) ruft mich einer an, der weder Liebe noch Treue kennt, ein Dichterling, der neben mich sich setzen möchte." Carducci antwortete mit einer bis zum Rande vollen Visitenkarte, Rapisardi schrieb einen Brief, Carducci einen anderen; später kamen die Zeitungsartikel; die Studenten Catanias brachten ihrem schwergeprüften Professor einen Fackelzug (April 1881), und dieser rächte sich zum Schlusse mit einem wütenden Sonett: „Struppiges Haupt, vierschrötige Schultern." Carducci antwortete wiederum in einem Stile, der eines solchen Angriffs vollkommen würdig ist. Man glaubt sich in die Zeiten der Valla, Filelfo und Skaliger zurückversetzt.

Gewiß wäre ein Vergleich des mehr oder minder würdigen Tones, den die Polemik in den verschiedenen Ländern heute zu führen pflegt, nicht ohne kulturhistorisches Interesse. Die größte Urbanität findet sich in Frankreich. Die „Revue des deux Mondes" hat bei einer neulichen Gelegenheit darauf hingewiesen, wie seit Boileaus Klopffechtereien im Streite der „Alten und Modernen" die persönliche Würde des Gegners in Frankreich fast immer geschont wurde, während in England sowohl im Parlamente als in der Literatur der Anstand noch immer leicht vergessen wird. Marys Geschichte der englischen Konstitution

liefert ergötzliche Belege für ersteres Gebiet: „I beg to call the gallant colonel a coward and a liar" usw. Auch in Deutschland sind polemische Injurien zwischen Dichtern ersten Ranges nicht mehr an der Mode. Die Südländer aber haben heißeres Blut als die Leute des Nordens, sie zucken ihre Dolche rascher als jene, und so erklärt sich auch gar mancher „Donner und Blitz, den sie losbrennen mit ihrem Zungenspitz". So ließ sich denn Professor Josua selbst mehr als einmal beikommen, seine Mutter Florenz zu schlagen, denn diese heruntergekommene Mutter schien ihm orthodox, konservativ, bettlägerig und lebensmüde geworden zu sein. „Die Florentiner," sagt er, „sind heute die Chinesen Italiens."

Leider sah Carducci das Moderne nicht immer antik, und wenn er die Satire verließ, um den Hymnus anzustimmen, so konnte er manchmal recht fatal modern werden. Ich begreife sehr wohl die Erbitterung aller guten Italiener über die Zustände ihres Vaterlandes, die Enttäuschung nach so hochgespannten Erwartungen, die Entrüstung über den Mißbrauch, den die herrschende Klasse mit ihrem Regierungsprivileg treibt, aber alle diese Gefühle müssen nicht an der Wirklichkeit kleben bleiben, der Dichter muß sie künstlerisch verklären, vor allem, er muß sich nicht in den Dienst der Partei begeben. Wohl hat Carducci, nach seinen Gedichten an die Königin Margherita und der Ode auf den Sohn Napoleons III. zu schließen, sich einigermaßen von der Parteifessel befreit, allein das sind doch nur höchst seltene Ausnahmen. Auch kommt es nicht allein auf die Befreiung von der Partei an, der Dichter muß sich auch von dem Gefühle selbst befreien: Zorn und Entrüstung mögen Gegenstand der Poesie sein wie Scherz und Liebe; aber Gegenstand, nicht Ausdrucksmittel. Der Dichter muß zu ihm in einen gewissen Grad persönlicher Gleichgültigkeit getreten sein. Auch Dante war ganz Parteimann, auch seine Muse war die Erbitterung; aber die Erbitterung ging nie mit ihm durch. Carducci kam oft nicht aus dem Zorn heraus. Etwas mehr Heiterkeit, etwas mehr Gelassenheit hätten ihm nicht schaden können. Ein Homer und ein Shakespeare, ein Cervantes und ein Goethe nahmen die Menschen und Dinge, wie sie sind, verlangten nicht, daß sie sein sollten, wie sie sein könnten, klagten nicht ewig über die Ungerechtigkeit der Welt, sprühten nicht unausgesetzt Flammen gegen die „Tyrannen"; sie schwebten wie die olympischen Götter mild lächelnd über der Menschheit, wollten nicht bessern noch bekehren, nicht verdammen noch kreuzigen; sie begnügten sich, unserem blöden Auge das Weltwirrwesen zu deuten. Das andere ist Sache des Apostels und des Tribunen. Es kann wohl auch kommen, daß Apostel und Tribun Dichter sind, und ich will weder Jesaias noch Tyrtäus vom Parnaß vertrieben sehen; aber nach dem schönsten Kranze dürfen sie die Hand nicht ausstrecken: der gehört dem nur, der sich über unsere Eintagsinteressen erhebt, nicht Partei nimmt in den Kämpfen um sie, sondern die Welt schaut und zeigt, wie sie ist, wie sie war. Auch Dante, den Carducci so leidenschaftlich verehrte, hat erst spät den Punkt erklommen, aber erst als er sicheren Fußes darauf stand, ist er der große Dichter geworden, den die Nachwelt verehrt.

Valerio Flamini.

Die fünf Fundamentalsätze für die Organisation höherer Schulen.

(Schluß.)

Nun aber wird man mir von allen Seiten einwenden: „Wenn du so auf dem alten Standpunkt Thierschs beharrst, so wirst du den gleichen Vorwurf der Einseitigkeit, der dem alten Gymnasium zur Last gelegt wird, über dich ergehen lassen müssen. Hat das alte Gymnasium die Augen verschlossen vor den Fragen der Gegenwart, so wird dein naturwissenschaftliches Gymnasium die Schüler nicht erziehen, daß „nil humanum ab iis alienum" sei, und dein technisches Gymnasium wird vollends Gefahr laufen, den Geist der Schüler im Sumpfe des Praktisch-Nützlichen versinken zu lassen. Vor allem aber werden die wenigen vielseitig Begabten doch nur mit einer ihrer Begabungen auf ihre Rechnung kommen." Auf den ersten Blick dürften solche Vorwürfe in der Tat erhoben werden können. Allein der für alle Zeiten richtig erkannte Kern der Vorschläge Thierschs liegt nicht in der von ihm geforderten Ausschließlichkeit. Hauptsache ist, daß ein großes, in sich geschlossenes wissenschaftliches Uebungsgebiet die Schule beherrscht, auf welchem die im Schüler vorhandenen Interessen gefesselt und dank dieser Fesselung seine geistigen Kräfte, das stetige Denken, die leichte Vorstellungsbildung, das Gedächtnis, die Aufmerksamkeit, die Hingabe an eine Sache, die Sorgfalt, der Fleiß, die Selbständigkeit, der Mut eine Sache anzugreifen, die wissenschaftliche Ehrlichkeit, die Uebereinstimmung von sittlichem Denken, Wollen und Handeln geübt werden. Das ist es ja, was wir unter wahrer Bildung verstehen sollen. Eine solche Organisation verbietet nun aber in gar keiner Weise, daß auch andere Wissensgebiete an sie angeschlossen werden. Nur liegt in ihnen nicht der Schwerpunkt der Organisation. So mußte ja auch das humanistische Gymnasium den Naturwissenschaften Zutritt gewähren. Das bayerische hat dies in ungenügender Weise getan und wird darin, wenn seine Vertreter klug sind, noch eine kleine Korrektur annehmen müssen. Auch wird es in den oberen Klassen noch ein viel stärkeres Gewicht auf das Verständnis der modernen deutschen Verhältnisse zu legen haben. Beides aber wird es tun können, ohne nur im geringsten seinem Prinzip untreu zu werden, und ohne seinen geschlossenen Bildungscharakter zu verlieren. Denn eine Schule mit so innig verknüpftem Unterrichtsstoff wird, weil sie vielweniger Unterrichtszeit in Anspruch zu nehmen braucht als jene Massanstalten mit vier sogenannten harmonischen Pfeilern, sich in den accessorischen Wissensgebieten mit Anregungen begnügen können und müssen. Allen Schülern, bei denen diese Anregungen auf den rechten Boden fallen, bleibt Zeitgenug, ihnen nach Maßgabe der Begabung nachzugehen. Mich beispielsweise hat der Unterricht in den Oberklassen des Gymnasiums nicht im geringsten gehindert, meine sonstigen geistigen Interessen nach Herzenslust zu pflegen. Für die bayerischen Gymnasien gab es und gibt es heute noch keine Ueberbürdung, wenigstens keine, die im Prinzip liegt.

In ganz ähnlicher Weise wird das naturwissenschaftliche Gymnasium auch sprachlich-historische Fächer aufnehmen können und müssen. Aber hier wird schon von vornherein gewöhnlich ein Grundfehler begangen. Man begnügt sich nicht mit dem Obligatorium einer fremden Sprache, der man ein Stundenausmaß einräumt, das dem Schüler auch wirklich erlaubt, in den Geist und die Kultur des entsprechenden Volkes einzudringen. Wenn die Griechen ein angeblich so hervorragendes Kulturvolk geworden sind, ohne daß sie irgendwie Rücksicht nahmen in ihrer Erziehung auf die Sprache und Kultur irgendwelcher

„Barbaren", die um sie herum lebten, so werden doch wir „hochbegabten" Deutschen auch mit einer fremden Sprache den uns erreichbaren Gipfel der Kultur erklettern können. In der Forderung von zwei, oder gar drei fremden Sprachen für diese Schulgattung liegt aber jene unvermeidliche Gefahr der Zersplitterung und der Erziehung zur Oberflächlichkeit. Wenn das höchste Ziel des fremdsprachlichen Unterrichtes, die Kultur eines anderen Volkes erfassen und mit dem eigenen vergleichen zu lernen, erreicht werden will, dann ist Beschränkung höchstes Gebot. Selbst das humanistische Gymnasium würde vielleicht noch mehr leisten können, wenn es von einer gewissen Stufe ab, vielleicht vom Beginn der achten Klasse ab, sich auf eine einzige alte Sprache beschränken würde, am liebsten die griechische, und jene Werke, zu deren Lektüre in der Ursprache die Zeit mangelt, in guten Uebersetzungen den Schülern zur Ergänzung zuführen würde. Beim naturwissenschaftlichen Gymnasium würde auch noch ein zweiter Weg ausgezeichnete Früchte tragen, die Lektüre naturwissenschaftlicher Klassiker des fremden Volkes in den Oberklassen. Man denke sich einen durch 6 bis 7 Jahre hindurch gründlich naturwissenschaftlich ausgebildeten Schüler, der nebenher etwa 6 bis 7 Jahre in wöchentlich 4 bis 5 Stunden Unterricht in englischer Sprache genossen hat, mit all seiner Sachkenntnis und seinem vom Erkenntnistrieb erfüllten Herzen an die reiche englische wissenschaftliche Literatur herangeführt, wird dieser nicht mit ganz anderer Lebhaftigkeit die dargebotene Lektüre ergreifen, als heute, wo er sich vielfach mühsam durch ein ihm oft recht fernliegendes literarisches Erzeugnis hindurchwürgen muß? Wenn einige der englischen great public schools heute noch den alten Euklid im griechischen Urtext lesen, warum sollte der deutsche Schüler nicht ebenso Faradays „Naturgeschichte einer Kerze" oder Fosters „Physiologie" oder Huxleys „Einführung in die Naturwissenschaften" oder Roscoes „Chemische Untersuchungen" im englischen Urtext mit doppeltem Gewinn, mit sprachlichem und naturwissenschaftlichem, lesen können, sei es als Schullektüre, sei es als häusliche Lektüre.*)

Man sieht also, es ist durchaus möglich, jenen berechtigten Einwänden zu begegnen, die eine oberflächliche Beurteilung des ersten Fundamentalsatzes, oder ein allzu starres Festhalten an ihm hervorrufen. Ja, es ist nicht nur möglich, sondern es ist auch notwendig. Denn ich füge mich vollständig der Forderung Goethes, daß unsere Erziehung darauf ausgehen muß, Ehrfurcht zu erwecken nicht bloß vor dem, was über uns ist, sondern auch vor dem, was um uns oder unter uns ist, vor Gott, den Mitmenschen und der uns umgebenden Natur, und daß aus dieser dreifachen Ehrfurcht vermöge unserer Erziehung jene letzte und höchste herauswachsen muß, die Ehrfurcht vor unserer eigenen Persönlichkeit. Der dritte Grundsatz aller Schulorganisationen wird also lauten: **Jede Organisation hat, unbeschadet ihrer breiten Fundamentierung auf einem geschlossenen Wissensgebiet, das ihr den wesentlichen Charakter gibt, auch Rücksicht zu nehmen auf die übrigen Hauptinteressen des Menschen und sie sinngemäß mit dem Hauptstoff zu verknüpfen.**

Indem aber so die Organisation auf andere wichtige Interessen Rücksicht nimmt, läuft sie neuerdings Gefahr, im Urwald der Vielwisserei sich zu verlieren. Hier wird man sich dreimal mehr des Satzes bewußt werden müssen, daß das Beste, was die höhere Schule tun kann, immer nur das eine bleibt, kräftige Anregungen zu geben und die Fähigkeit zu gründlicher wissenschaftlicher Arbeit zu entwickeln. Das Weitere ist der Begabung des Schülers und seiner freiwählenden Arbeitslust zu überlassen. Ich halte jede Organisation von vornherein für verfehlt, die dem armen Schüler nicht gestattet, neben seinen offiziellen Schularbeiten sich auch nach freier Wahl wissenschaftlichen oder künstlerischen Beschäftigungen hinzugeben. Ja, ich möchte behaupten, daß es geradezu ein Wertmesser für die bildende Kraft der Unterrichtsorganisation einer Schule ist, ob ihre Schüler der oberen Klassen aus freiem Antrieb sich in den Dienst irgend einer von der Schule nicht geforderten Arbeit stellen. Die Zahl der wissenschaftlichen Unterrichtsstunden hat daher im wesentlichen sich nicht nach der Stoffauswahl zu richten, welche man etwa vom Gesichtspunkte der allgemeinen Bildung für notwendig hält, sondern umgekehrt wird diese Stoffauswahl bestimmt durch die Stundenzahl, die durch hygienische Erwägungen und durch die Förderung wahrer Bildungsinteressen von vornherein diktiert wird. Nach meinen langjährigen Erfahrungen an vielerlei Schulgattungen hat das humanistische Gymnasium mit seinem neunjährigen Durchschnitt von wöchentlich 24 bis 25 obligatorischen wissenschaftlichen Unterrichtsstunden (mit Einschluß des Zeichnens, aber mit Ausschluß von Turnen und Singen) die nicht zu überschreitende Grenze eingehalten. Die unteren Klassen können unter diesem Maximum bleiben, die oberen können sie um den Fehlbetrag übertreffen. Bürdet man dem gleichen Schuljahr nicht zu vielerlei Lehrgegenstände auf, so wird man stets innerhalb dieser Grenze die Organisation vornehmen können. Sobald namentlich die notwendig werdende gründliche Inangriffnahme eines neuen Lehrstoffes einen größeren Betrag der Unterrichtszeit gebieterisch verlangt, wird man lieber bereits behandelte Unterrichtsgebiete in einer früheren Klasse abschließen, oder doch ihre obligatorische Behandlung einige Jahre oder ganz aussetzen. Denn jeder, der sich einmal ernstlich mit geistiger Arbeit beschäftigt hat, weiß, wie segensreich, wie wohltuend und wie fördernd es ist, zur gleichen Zeit immer nur eine Sache zu betreiben. Wir haben uns leider in unseren Schulorganisationen an eine solche Zersplitterung der Unterrichtszeit gewöhnt, daß wir fast nie imstande sind, unsere Schüler in die Tiefe zu führen.

Aber nicht bloß auf diese Weise sollte der freien Schaffenslust der Schüler Raum gegeben werden, sondern auch noch dadurch, daß unbeschadet des gemeinsamen Zieles, welches die Schule unverrückt im Auge behalten muß, auch im obligatorischen Unterricht wenigstens den begabten und fleißigen Schülern in den oberen Klassen eine gewisse Beweglichkeit in dem Betrieb ihrer Studien eingeräumt wird. Ich kann mir z. B. sehr wohl denken, daß ein Schüler von der Lektüre eines Buches der Annalen des Tacitus derartig angeregt ist, daß er den Wunsch hat, auch die anderen noch vorhandenen Bücher dieses mir seit meiner Gymnasialzeit unvergeßlich gebliebenen Schriftstellers eingehend zu studieren.**) Könnte man diesen nicht etwa alsdann von den Präparationen eines anderen lateinischen Schriftstellers und gewissen lateinischen Schulaufgaben entbinden im Vertrauen darauf, daß er uns über seine Lektüre am Schlusse

*) Freilich setzt das voraus, daß der Lehrer der Naturwissenschaften die englische Sprache soweit beherrscht, als das Sachverständnis dieser Werke es nötig macht. Ein rechter Naturwissenschaftler wird aber diese Bildung immer besitzen.

**) Ich spreche hier aus meiner persönlichen Erfahrung. Auf mich hat die Lektüre des dritten Buches der Annalen, ab excessu divi Augusti, ebenso wie die Lektüre der Electra des Sophokles einen bis heute noch (nach Umfluß von 30 Jahren) unauslöschlichen Eindruck gemacht. Ich hatte gar kein Bedürfnis nach der Electra Platos Apologie und nach dem dritten Buch der Annalen Oden des Horaz zu lesen, wohl aber nach den anderen Tragödien des Sophokles und den anderen Büchern der Annalen. Und noch heute, wenn meine Gedanken zurückschweifen, steigen die alten plastischen Bilder mit ihren Gefühlskomplexen in mir auf, die einst meine Seele so gefesselt hielten, daß mein Lehrer es mir an den Augen ablas.

des Semesters eingehend Rechenschaft ablegen wird? Oder könnte man nicht dem Wunsche eines begabten Schülers der Oberklassen am mathematisch-naturwissenschaftlichen Gymnasium Rechnung tragen, eine größere experimentelle Untersuchung unter Entlastung von gewissen anderen mathematisch-physikalischen Arbeiten durchführen zu lassen? Ich glaube, alle diese Dinge sind nicht nur möglich, sondern sie wären auch erzieherisch ungemein wertvoll. Geheimrat Dr. Matthias hat auch hierin schon vor mehreren Jahren eine weitgehende Einsicht in die wahren Wege der Erziehung an unseren höheren Schulen bekundet. Aus allen diesen Erwägungen heraus komme ich zur vierten Grundforderung: **Jede Organisation hat dem freien Bildungstrieb der Schüler sowohl durch entsprechende Beschränkung der wissenschaftlichen Unterrichtsstunden als durch eine gewisse Beweglichkeit in den Arbeitsverpflichtungen des Schülers Rechnung zu tragen.**[*])

Die bisher aufgestellten Organisationsgrundsätze sind aus dem Begriff der Bildung abgeleitet. Sie sind notwendig und bei entsprechendem Lehrermaterial hinreichend, ernsten Bestrebungen für geistige und sittliche Bildung bei den neunklassigen Schulen den notwendigen Erfolg zu sichern. Aber geistige Bildung allein, selbst mit Einschluß der durch ihren Erwerb vollzogenen Schulung gewisser Willens- und Charakterbegabungen, kann unmöglich das letzte Ziel unserer höheren Schulen sein. Denn eine solche Bildung gibt noch keine Gewähr dafür, daß der damit Ausgerüstete mit allen seinen Kräften der Gesamtheit dient, die durch ihre Staatseinrichtungen ihm den Erwerb der Bildung ermöglicht hat. In seinem Dialog über den Staat hat Plato alle Erziehung und allen Unterricht in den Dienst der Gesamtheit gestellt, auf daß diese einen weisen, besonnenen, tapferen und gerechten Staat bilde. In diesem Staat sollen die Bestunterrichteten und Besterzogenen die „Wächter" und die „Vorsteher" sein. Sie sollen mit ihrer gesamten intellektuellen und moralischen Bildung der einen großen Aufgabe, einer gesunden Staatserhaltung und -Entwicklung, dienstbar sein. Ich glaube, wir können von unseren höheren Schulen nichts besseres verlangen. Denn diese höheren Schulen sollen ja die Wächter und Vorsteher des Staates liefern, die Führer im Kriege wie im Frieden. Allein wenn wir unsere Bildungssysteme nicht darauf einrichten, wenn wir die Wissenschaft nur um der Wissenschaft willen treiben lassen, wenn wir in unseren höheren Schulen nur Gelehrsamkeit pflegen, nicht auch Einsicht gewinnen lassen in den lebendigen Bau des modernen Staates, seine Aufgaben und Funktionen und vor allem nicht auch Mut, Tapferkeit, Wahrhaftigkeit, Selbstverantwortlichkeit im Schüler zu erwecken suchen, dann werden wir keine Diener des Staates, sondern günstigstenfalls brauchbare kluge „Staatsdiener", oder richtiger „Beamte" erziehen, deren korrekte Arbeit nur formell im Dienste des Staates steht, in Wirklichkeit aber nur im Dienste des jeweiligen Vorgesetzten, oder noch schlimmer im Dienste der eigenen Interessen.

Nun sind unsere höheren Schulen im Gegensatz zu den niederen und mittleren in der glücklichen Lage, daß sie wenigstens zur Förderung der Einsicht in das Wesen und die Aufgaben der Staatsgemeinschaft keines besonderen Unterrichtsstoffes bedürfen. Literatur wie Geschichte, und nicht zum wenigsten auch die Naturwissenschaften, bieten hier Kenntnisse wie Erkenntnisse in genügendem Reichtum, und die jahrelange geistige Schulung gestattet leicht, die aus den Wissensgebieten zu schöpfenden Belehrungen zu einem klaren Bild vom Bau des Staates und den aus seinem Wesen entspringenden Rechten und Pflichten für den Einzelnen auszugestalten. Man kann aber nicht behaupten, daß die neunklassigen Schulen — und hier ist auch das humanistische Gymnasium nicht auszuschließen — dieser Aufgabe bis jetzt nachgekommen sind. Unseren Gymnasiasten sind die Organisationen des griechischen und römischen Staates, ihr Werden und Vergehen im Wandel der Zeiten weitaus bekannter als der Bau, die Lebensbedingungen, die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse unseres heutigen Vaterlandes. Noch viel ungünstiger steht es bei den Schülern anderer Schulgattungen, denn ihnen fehlt sogar ein umfassendes Bild der antiken Staaten. Aber selbst wenn wir einige höhere Schulen besitzen sollten, wo dank der Einsicht der Lehrer (und nicht bloß der Geschichtslehrer), die Schüler mit einem klaren Bild von der Gemeinschaft, die sie einst aufnimmt, in das Leben hinaustreten, so ist das doch noch nicht entfernt hinreichend. Man täuscht sich, wenn man glaubt, dem Schüler Vaterlandsliebe lehren zu können. Man kann es ebenso wenig, wie man Religion lehren kann. „Den Gaul kann man wohl zur Tränke bringen, aber nicht zum Trinken," sagt der Amerikaner. Sein Vaterland liebt wahrhaft nur der, der schon im Frieden für die Gesamtheit geistige, persönliche und materielle Opfer bringen kann. Freiwillig Opfer bringen lernt man aber nicht durch Worte, sondern nur durch Handeln. Also werden wir an unseren höheren Schulen Einrichtungen zu treffen haben, welche die Schüler handeln lehren im Dienst anderer.

Dazu ist vor allem nötig, daß wir unser ganzes Erziehungssystem nicht wie bisher auf Mißtrauen, sondern auf Vertrauen gründen, daß wir also der Selbstregierung der Schüler weit mehr Gelegenheit geben als bisher. Vielleicht darf ich ein kleines Beispiel geben. Als ich vor siebzehn Jahren in den fünf Unterklassen des Gymnasiums zu Schweinfurt unentgeltlich den naturwissenschaftlichen Unterricht übernommen hatte, weil der Staat damals hierfür keine übrigen Mittel besaß und der Rektor gleichwohl auf diesen Unterricht Wert legte, fehlte es an vielerlei Dingen: an Apparaten für mineralogische Untersuchungen, an Arbeitsmaterial für Experimente, an zoologischen und botanischen Sammlungen. Ich führte zunächst eine Pfennigbuße ein für jene zahlreichen Vergeßlichkeiten, die viele Lehrer bei ihren Schülern so ungemein krumm nehmen. Ein von den Schülern gewählter Kassier hatte die Verwaltung unter sich, ein gleichfalls gewählter Beirat mußte über die Anschaffung beraten, mir die Vorschläge vorlegen und sie dann ausführen. Zur Einrichtung von Sammlungen wurden in allen Klassen Offiziere aufgestellt, die aus jenen Schülern gewählt waren, welche sich am meisten für die Naturwissenschaften interessierten. Sie wählten alsdann ihre Soldaten und jede Kompagnie bekam ihren besonderen Dienst. Da gab es eine Schmetterlings-, eine Käfer-, eine Schneckenkompagnie. Da gab es Abteilungen für Rosaceen, Liliaceen, Cruciferen, für Metalle und Erze. Die Soldaten schafften herbei, die Offiziere prüften, bestimmten und legten ein. Andere waren dann die Verwalter der Sammlungen. Sobald als möglich gründete ich auch Abteilungen für Turnspiele, in die ich mich wie irgend ein Schüler einordnete. Man glaubt gar nicht, welche Fürsorge sich alsbald in allen Klassen entwickelte, wie einer für den anderen schaffte und Opfer brachte, und wie wir alle, Lehrer und Schüler, miteinander glücklich waren. Könnte man nicht in der gleichen Weise die Schülerbüchereien verwalten lassen? Könnte man nicht

[*]) Nichts widerspricht diesem Grundsatz mehr als die von mir jüngst beobachtete mechanische Art der Fixierung der wöchentlichen Unterrichtszeit. Man zählte die Stunden zusammen, die in Preußen, Württemberg, Baden, Elsaß, Braunschweig usw. eine bestimmte Schulgattung, etwa die Oberrealschule, in neun Jahren innerhalb einer Woche zugewiesen sind, nimmt daraus das Mittel und wählt dann dieses Mittel für die eigene Organisation.

die Veranstaltung von Festen aller Art in dieser Weise der Fürsorge der Schüler überlassen? Ich habe wohl mehr als hundert Wanderungen in meiner zwölfjährigen Lehrerzeit mit meinen Schülern unternommen. Wie viele Gymnasial- und Reallehrer unternehmen auch nur eine Wanderung mit den Schülern? Ist der „Wandervogel" nicht heute schon in der Erziehung zur Opferwilligkeit, Selbständigkeit, Tapferkeit eine sehr geeignete Einrichtung? Wieviele Freunde unter den Lehrern unserer höheren Schulen findet er aber? Wieviel Selbstverantwortlichkeit und Pflichtgefühl könnte die bereits erwähnte Beweglichkeit im Zwangsunterricht der Oberklassen auslösen?

Alle solche Einrichtungen setzen aber voraus, daß wir nicht bloß Lehrer, sondern Väter, Freunde, Kameraden unserer Schüler sind. Charakterstärke gewinnt der Knabe nicht aus der Lektüre von Klassikern und nicht aus dem Erfassen der unwandelbaren Naturgesetze. Der Charakter des Schülers bildet sich am besten nach dem Charakter des Lehrers oder seiner Mitschüler. Hat dieser Lehrer einen braven Bedientencharakter, so werden ihn auch die Schüler erhalten, sofern dieser nicht schon so stark ausgeprägt ist, daß er nur mehr ihre Spottlust erregt. Strömt aber von ihm die Wärme der Empfindung für das gemeinschaftliche Leben, Opferwilligkeit, Mannhaftigkeit, ein tiefer Gerechtigkeitssinn aus, dann wird eine solche Gesinnung unweigerlich auch den Schüler erfassen und sein Wesen wird sich an ihr entzünden, wie die dürstende Steppe an der Flamme eines brennenden Spanes. Geben wir alsdann unseren Gymnasien nach dem Vorbild der höheren englischen Schulen auch Einrichtungen, daß sich der Charakter unserer Schüler nach dem Muster unseres eigenen Charakters betätigen kann, so können wir die feste Zuversicht hegen, daß unsere Gymnasien auch die fünfte und die letzte Bedingung für die Organisation aller höheren Schulen erfüllen, **daß sie der staatsbürgerlichen Erziehung nicht bloß mit dem Worte, sondern auch in der Tat dienen.**

Ich glaube, in den hiermit aufgestellten fünf Organisationsgrundlagen ist nichts enthalten, was sich ernstlich bekämpfen ließe, aber wohl manches, was wir heute noch nicht erfüllt sehen. Noch leiden alle höheren Schulen Deutschlands, ausgenommen die bayerischen Gymnasien, an Ueberfülle und innerer Zusammenhangslosigkeit des Unterrichtsstoffes. Noch legen wir viel zu großes Gewicht auf die Ausbildung der Intelligenz und zu wenig auf die des Charakters, während doch sogar das Denken, das objektive, von aller Leidenschaft freie Denken, ohne festen sittlichen Charakter überhaupt nicht möglich ist, und während wir alle wissen, daß die intelligente Bestie weit unheimlicher werden kann als die gedankenlose. Noch streiten sich unter Hunderten von Mißverständnissen die berufenen Bildungsträger um den Erziehungswert der von ihnen vertretenen Wissenschaften, als ob nicht jede ernste, gründlich betriebene Arbeit gleichen Bildungswert für das Wichtigste unserer Bildung, eben die Charakterbildung, besäße, und als ob wir nicht Hunderte von Beweisen zu Händen hätten, daß die Schulung unserer logischen Geisteskräfte durch jede ernste Wissenschaft ermöglicht werden kann. Darum Freunde, die Waffen nieder! Wenn wir uns dann auf diese fünf Grundsätze einigen können, wie ich glaube, so wollen wir unserer Jugend für den Organisationsentwurf nicht die bunte Musterkarte einer kommissionellen Majorität wünschen, sondern den Witz und Verstand eines wirklichen Majors. „Nicht Stimmenmehrheit ist des Rechtes Probe," sagt Talbot zur Königin Elisabeth; und Lehrplankommissionen können wohl die Einzelheiten auf ihre Durchführbarkeit prüfen und beraten, aber ein in sich geschlossenes, organisch gestaltetes Kunstwerk, und das muß jeder Organisationsentwurf sein, kann eine Mehrheit nicht schaffen — höchstens einen Fleckelteppich.

München. Georg Kerschensteiner.

Bücher und Zeitschriften.

Aus der verlorenen Kirche. Religiöse Lieder und Gedichte für das deutsche Haus. Gesammelt von Rudolf Günther. Mit Zeichnungen von L. v. Schlieben. (Heilbronn 1907. Salzer. 374 S., eleg. geb. 3 M.)

Der Name des Herausgebers hat auf dem Gebiete der Hymnologie einen guten Klang. Günther hat in die in Württemberg aktuelle Gesangbuchfrage mit großer Sachkenntnis eingegriffen und durch Mitherausgabe eines Gesangbuchentwurfs für die evangelische Kirche Württembergs die Frage ihrer Lösung bedeutend näher gerückt. So darf man denn von ihm ein besonderes Geschick zur Sammlung und Ordnung religiöser Lieder erwarten.

Der Titel des Buches, der sich an das bekannte Uhlandsche Gedicht anschließt, ist glücklich gewählt. Glockenklänge aus der unsichtbaren Kirche läuten in dem Buch, Klänge der Sehnsucht auch aus solchen Menschenherzen, die auf eigenen Pfaden den Weg zu Gott suchen. Daß eine derartige Sammlung ein subjektives Gepräge trägt, versteht sich von selbst. Aber ich kann mich über den feinen Geschmack der Güntherschen Auswahl nur freuen und besonders darüber, daß er sich durch keinerlei embarras de richesse verwirren ließ. Wenn er auch Alte wie Blaurer, Fleming, Gerhardt, Tersteegen, ja selbst Jesaia, Jeremia, Psalmisten und Paulus zu Wort kommen ließ, so wird ihm das niemand verdenken. Treffend ist unter den Neueren die Auswahl aus Droste-Hülshoff, Falke, Greif, Hebbel, Philippi und besonders Schüler, für den Günther eine große Vorliebe hat. Nur ungern vermisse ich in der Sammlung den Namen Hesse. Sein wundersam sehnsüchtiges „Jenseits der Sterne", sein zuversichtliches „Vollendung" und sein „Pilger" sollten nicht fehlen. Ebensowenig Jakobowskis „Leuchtende Tage". Selten, nur zweimal darf sich der bedeutende religiöse Lyriker Karl Ernst Knodt vernehmen lassen. Sein neuestes Buch Ein Ton vom Tode und ein Lied vom Leben (erschienen vor Jahresfrist) hat Günther wohl nicht gekannt, er hätte sonst „Die verlorene Kirche", „Nur ahnen", „Löse die Sehnsucht leise" und die „Sonntagsgedanken" nicht übersehen dürfen.

Doch ich möchte meine Ausstellungen nicht als Tadel verstanden wissen, sondern als freundlichen Rat für eine Neuauflage. Möge diese bald nötig sein. Das schöne und billige Buch ist es wert, als Hausfreund geliebt zu werden, mit dem man Stunden des reinsten Genusses verleben kann.

Tailfingen. Paul Scheurlen.

*

Allgemeine Rundschau.

Der Kampf um die Weltsprache.

Gegen den so wuchtigen Angriff auf die Weltsprache im allgemeinen und das Esperanto im besonderen, welchen Professor Diels in seiner vorjährigen Rede als Rektor der Berliner Universität unternahm („Internationale Aufgaben der Universität", Preußische Jahrbücher Bd. 125, siehe dies. Beilage Nr. 181, 1906), hat nach verschiedenen anderen Erwiderungen nunmehr auch der Führer der gegenwärtigen Weltsprachenbewegung, Professor Couturat (Paris) eine etwas scharfe Entgegnung veröffentlicht. Sie ist in den beiden letzten Heften der „Deutschen Revue" unter dem Titel „Eine Weltsprache oder drei? erschienen. Couturat läßt den Haupteinwand eigentlich unberührt, indem er sich mit der noch sehr bestreitbaren These rechtfertigt: „Die internationale Sprache muß möglich sein, denn sie existiert." So einfach ist nun wohl die Sache doch nicht, denn sonst wäre aller Streit der Meinungen nicht nur überflüssig, sondern unmöglich. Dagegen polemisiert Professor Couturat gegen Einzelheiten in Diels Ausführungen zum Teil mit einigem Rechte, zum Teil freilich auch gegen Behauptungen, die Diels gar nicht gemacht hat. So z. B., wenn Couturat sagt, Diels habe sich durch das Wort „Weltsprache" täuschen und dadurch verleiten lassen, nationale Gefahr zu befürchten, wogegen Couturat den Ausdruck „internationale Hilfssprache" empfiehlt, während in Wahrheit Diels selbst diesen Ausdruck gebraucht und sich durchaus über das, was die Anhänger

einer Weltsprache wollen, klar ist. Dagegen muß zugegeben werden, daß Professor Diels durch das Heranziehen politischer Motive seinen Ausführungen die volle Objektivität raubte und sie leichter angreifbar machte. Couturats Erwiderung ist mit großer Ueberzeugung und edler, uneigennütziger Begeisterung geschrieben. Ob die Weltsprache dadurch mehr Aussicht auf Realisierung hat? Schwerlich!

Aber diese Bestrebungen sind, wie es scheint, noch immer im Zunehmen begriffen. Immer mehr vereinfachte und immer mehr verbesserte neue Weltsprachen treten auf den Plan. Als ob bei geistiger Tätigkeit jede Vereinfachung auch immer ein Gewinn oder eine Ersparnis wäre! Das ist keineswegs der Fall. Der Geist verwendet die auf diese Weise ersparte Energie nicht etwa in anderer Richtung, sondern bei jeder besonderen Arbeit wächst eben die intellektuelle Leistungsfähigkeit mit den Schwierigkeiten selbst.

Die letzte nun und, wie es scheint, weitestgehende Vereinfachung im Sprachenbau ist wohl in der neuesten Weltsprache, in Dr. Molenaars „Universal", erreicht. Es ist vor kurzem die Grammatik dieses „Universal" in fünf Sprachen erschienen (Grammatik de Universal pro Italiani, Spanioli, Franzesi, Anglesi, Germani, komposet per Dr. H. Molenaar, Munik. Leipzig, Julius Püttmann, 80 Pfg.), und bei näherer Durchsicht muß man zugeben, daß sie sehr geschickt ausgearbeitet ist und all die Eigenschaften besitzt, welche die Anhänger einer Weltsprache vor allem von einer solchen fordern. Das größte Uebel bei all diesen Bestrebungen und Sprachschöpfungen ist aber, daß alle Vorzüge ganz ohne Wert sind, wenn die so ausgezeichneten Sprachen doch nicht zur Herrschaft gelangen. Und damit das geschehe, dazu reichen diese Vorzüge keineswegs aus. Welche Mittel jedoch die große Masse der Menschen dazu bestimmen würden, eine willkürliche fremde Sprache anzunehmen, das hat noch niemand gefunden und niemand auch nur versucht zu finden. Und das ist doch die Hauptsache!

Darum ist es auch leicht begreiflich, daß die Akademien, vor allem die sachverständigen, nämlich philologischen Klassen, sich ablehnend gegen diese Bewegung verhalten, wie ja erst neulich (Nr. 50) hier mitgeteilt wurde, daß die Münchener Akademie der Wissenschaften den Antrag, eine Kommission zur Beratung der Frage einer Weltsprache einzusetzen, ablehnte. -ies.

Erinnerungen an Gobineau.

μετ. In den alten Jahrgängen der Bayreuther Blätter sind mitunter sehr wertvolle Beiträge begraben, die von vornherein nur von einem kleinen Leserkreise genossen werden konnten. Wagner und sein Kreis waren die ersten, die in Deutschland die merkwürdige geniale Erscheinung des Grafen Arthur Gobineau zu schätzen wußten. Jetzt, wo man diesem eigenartigen und vielseitigen französischen Schriftsteller und Kulturforscher längst gerechter geworden ist und wo sogar eine eigene Gobineau-Vereinigung (begründet im Jahre 1894) es immerhin auf 300 Mitglieder bringen konnte, wird man gern zu jenen Lebenserinnerungen greifen, die nach dem Tode Gobineaus seine und Wagners Freunde in dem Organ des Hauses Wahnfried erscheinen ließen.

Der bekannte Stuttgarter Verlag von Fr. Frommann (E. Hauff) hat sich durch die Herausgabe zweier solcher Erinnerungsschriften aus den ersten Bänden der Bayreuther Blätter ein Verdienst erworben: im vorigen Jahre erschien „Eine Erinnerung an Graf Arthur Gobineau" von Philipp Fürst zu Eulenburg-Hertefeld mit sehr interessanten Briefen Gobineaus an den Herausgeber und Freund, und jetzt liegt ein anonymes „Erinnerungsbild aus Wahnfried" an Gobineau vor, das ursprünglich im letzten Doppelheft des Jahres 1882 in den Bayreuther Blättern unter dem frischen Eindrucke des jähen Todes Gobineaus erschien. Dieses ist in einem etwas unbeholfenen schwerfälligen Deutsch und nicht so gut geschrieben wie die Eulenburgsche Broschüre, aber als guter, knapper Lebensabriß von Wert. Die Freunde und Verehrer Gobineaus warten aber noch immer vergeblich auf das in Aussicht gestellte Register zu Gobineaus großem Rassenwerk.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

Schutz gegen schlagende Wetter. Wie aus Paris gemeldet wird, hat der Physiologe Grehaut eine Vorrichtung erfunden, mittels welcher die Anwesenheit der kleinsten Menge schlagender Wetter bis zu ½ Prozent festgestellt werden kann.

Das goldene Doktorjubiläum Haeckels. Aus Jena wird berichtet: Da Professor Ernst Haeckel zu seinem goldenen Doktorjubiläum, das auf den 7. März fällt, nicht anwesend sein wird, begab sich im Auftrag des Senats der Prorektor der Universität in Begleitung der vier Dekane zu dem Jubilar, um ihm zu gratulieren und zugleich zu danken für das Phylogenetische Museum, das er der Universität zum Geschenk gemacht hat. Ernst Haeckel wurde am 7. März 1857 in Berlin vom Dekan Ehrenberg, dem bekannten Erforscher der mikroskopischen Tierwelt des Süßwassers, zum Doctor medicinae promoviert.

* **Die deutschen archäologischen Unterrichtsreisen in Griechenland,** die alljährlich um die Frühjahrszeit abgehalten werden, finden auch in diesem Jahre statt, doch nicht in dem reichen Umfange, den sie in den letzten Jahren angenommen hatten. Es sollen nur einzelne besondere Orte besucht werden. Nähere Auskunft erteilen die Leiter des deutschen archäologischen Sekretariats in Athen, Professor Dörpfeld und Professor Karo. Die Reisen sind für den Monat April festgesetzt. In dem gleichen Monat findet in Rom ein archäologischer Kursus für Gymnasiallehrer statt, der von den dortigen deutschen Anstaltsbeamten geleitet wird. Zu seiner Teilnahme versenden die einzelnen deutschen Regierungen besondere Einladungen.

* **Der Preis aus der Dr. Elsa Neumann-Stiftung** ist von der Berliner philosophischen Fakultät Herrn Dr. Georg Gehlhoff aus Rauden in Westpreußen verliehen worden. Am 18. Februar 1908 ist aus der Stiftung ein Preis von 1000 M zu vergeben. Mit dem Preise soll die hervorragendste Arbeit auf physikalischem oder mathematischem Gebiete gekrönt werden, die innerhalb des Jahres 1907 der philosophischen Fakultät eingereicht worden ist. Zur Bewerbung um den Preis ist jeder, gleichviel ob Mann oder Frau, oder welcher Religion er ist, zugelassen, der an der Universität Berlin die Doktorprüfung bestanden oder wenigstens zwei Semester dort studiert und das 30. Lebensjahr nicht überschritten hat. Auch die Doktorarbeit kann als Bewerbungsschrift dienen. Frist der Einlieferung bis 1. Januar 1908.

⁂

Hochschulnachrichten.

* **Straßburg.** In der philosophischen Fakultät hat sich hier Dr. O. Frhr. v. d. Pfordten als Privatdozent für Philosophie habilitiert. Er ist schon früher, von 1886 bis 1889, als Privatdozent der Chemie an der Universität München tätig gewesen und hat dann längere Zeit als Schriftsteller in Berlin gelebt.

* **Marburg.** In der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich Dr. W. Danielsen mit einer Antrittsvorlesung über „Die Chirurgie der Speiseröhre" habilitiert.

* **Jena.** Der Privatdozent für Zoologie und Kustos am zoologischen Institut der Universität Dr. Leonhard Schultze ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Rostock.** Die hiesige Universität hat bei ihrer heutigen Jahresfeier den früheren Reichstagsabgeordneten Geheimen Finanzrat Büsing zum Ehrendoktor ernannt.

Die Lebensführung im hohen Alter.

Von Primararzt **Dr. Josef Hermann.**

Vierte Auflage. — Soeben erschienen! [23083]

Preis Mk. 1.50, elegant gebunden (Geschenkband) Mk. 2.—

Zu beziehen vom Verlag von **Otto & Co., Leipzig-R. 70.**

„Wer wünscht nicht alt zu sein, ohne zu leiden? Geben Sie Ihren betagten Eltern oder Grosseltern dieses gediegene Buch eines 85jährigen Greises in die Hand, sie werden darüber hocherfreut sein!"

Die Schrift enthält eine Fülle praktischer Lebenserfahrung und wird jedem älteren Herrn, jeder älteren Dame eine Herzensfreude bereiten. Sie ist den Augen alter Leute angepasst in grossen Lettern gedruckt.

Die zweite Entstehung der Welt, das angebliche Paradies und die angebliche Sintflut. Von **Johann Jedliczka,** Kgl. Ungar. Sektions-Rat i. R.

Preis 4 Mark, für Oesterreich 5 Kronen.

In diesem Werke strebt der Verfasser eine Läuterung der alttestamentlichen Lehren an, insbesondere versucht er zu beweisen, daß die Ueberlieferungen der alten Hebräer, die voller unsittlicher Erzählungen sind und mit der reinigenden Lehre des Christentums in entschiedenem Widerspruche stehen, nicht als Grundlagen des Christentums angesehen werden dürfen.

Verlag A. Hasert & Co., Borsdorf, Bezirk Leipzig. (22960)r

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Dienstag, 5. März. Nummer 54.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Die ewige Wiederkunft des Gleichen. Von Reichsgerichtsrat a. D. Dr. Petersen (München).

Die Gründung von Tölz. Von Professor Dr. Joh. Sepp (München).

Jeanette Strauß-Wohl, die Freundin Börnes. Von Sigmund Schott (Frankfurt a. M.).

Bücher und Zeitschriften.

D. v. Hansemann: Ueber die Gehirne von Th. v. Mommsen, R. W. Bunsen und A. v. Menzel. — Ludwig Bergsträßer: Christian Friedrich Pfeffels politische Tätigkeit in französischem Dienste 1758—1784.

Allgemeine Rundschau.

Ein jüdisches Familienarchiv aus dem 5. Jahrhundert vor Christi. — Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Die ewige Wiederkunft des Gleichen.

Von Reichsgerichtsrat a. D. Dr. Petersen.

Von den zwei Grundgedanken in Nietzsches „Zarathustra" hat die Lehre von dem Uebermenschen viel mehr von sich reden gemacht als die von der ewigen Wiederkunft aller Dinge, obwohl Nietzsche selbst auf diese Lehre das Hauptgewicht gelegt hat und obwohl man noch jetzt nicht selten die Meinung hört, der Glaube an die ewige Wiederkunft werde, wenn er sich einmal weiter verbreitet habe, tiefergreifende ethische Wirkungen ausüben als irgend eine andere von Nietzsches Lehren.

Daß der Wiederholungsgedanke keinen Anspruch auf Neuheit machen kann, wird im allgemeinen auch von Nietzsches Anhängern anerkannt, die ihm nur das Verdienst zuschreiben, aus dem alten Gedanken neue Folgerungen gezogen und dadurch die Grundlage für einen neuen „lebenbejahenden" Glauben gelegt zu haben.

Nach der altpersischen Religion vollzieht sich der Weltlauf in verschiedenen Abschnitten. Zunächst regiert Auramazda („Der weise Herr"), der Gott des Lichtes, allein; dann bringt Angramainju („Der böse Engel"), der Quell alles Uebels, in die Welt ein, und nach einem Jahrtausende währenden Kampf zwischen Licht und Finsternis herrscht längere Zeit das böse Prinzip allein. Zuletzt wird dieses aber von Auramazda überwunden, der dann Alleinherrscher ist. Diese Lehre unterscheidet sich offensichtlich sehr von derjenigen, nach der eine regelmäßige Wiederkehr aller Dinge stattfindet, also eine Weltperiode mit gleichem Inhalte die andere ablöst. Das ist aber ohne Bedeutung, denn Nietzsches Zarathustra, hinter dem niemand steht als er selbst, soll uns ja nicht mit den Lehren des geschichtlichen Religionsstifters bekannt machen.

In anderen arischen Religionen findet sich häufig der Glaube an einen bevorstehenden Weltuntergang, aus dem dann eine neue Welt hervorgehe, so in der nordischen Mythologie der Glaube an das von Wagner als Götterdämmerung bezeichnete „Ragnarök", von dem auch die Götter, jedenfalls die meisten von ihnen, betroffen werden sollten. In der besonders in Betracht kommenden indischen Philosophie und den darauf beruhenden Religionen findet sich schon früh der Gedanke, daß es zahllose Weltschöpfungen und Weltzerstörungen gebe, die das höchste Wesen bewirke. Daraus ist in Verbindung mit der Lehre von der Seelenwanderung, nach der die Seelen infolge einer Wiedergeburt nach dem Tode des Menschen eine nochmalige Verkörperung („Inkarnation") erfahren, durch die sie in andere Menschenleiber, ja auch in Tierkörper oder Pflanzen eingeschlossen werden, die Auffassung hervorgegangen, die von Ewigkeit bestehende Welt sei einem fortwährendem Wechsel unterworfen, und so entständen immer neue lange Zeiträume umfassende Weltperioden (Manvantaras oder Kalpas), von denen die eine die andere ablöse.

Diese Lehre von der Seelenwanderung hat der Buddhismus aus dem Brahmanismus übernommen. Er lehrt auch, daß in den unzähligen Weltperioden in regelmäßigen Zeiträumen neue Buddhas auftauchten und auf diese Weise in den vergangenen Weltaltern unzählige Buddhas niedergestiegen seien, um nach erfolgter Verkörperung neue Perioden der Offenbarung und Erlösung zu begründen. Die Annahme solcher fortwährend aufeinanderfolgenden Weltperioden führt nun nicht notwendig dazu, daß jede neue Welt der vorhergegangenen gleich sein müsse. Die Anhänger der modernen „Theosophie" nehmen beispielsweise in Anlehnung an die indische Philosophie zwar eine fortwährende Wiederverkörperung der Seelen und eine fortdauernde Aufeinanderfolge von neuen Weltperioden an; sie machen aber gegenüber der Lehre von Nietzsche geltend, daß kein „Manvantara" seinem Vorgänger absolut gleich sei, sondern jeder Zyklus innerlich auf höherer Stufe stehe als der ihm vorhergegangene.[1])

In der griechischen Philosophie finden sich Ansichten, denen die Lehre von Nietzsche nahe verwandt ist, in großer Zahl.[2]) Pythagoras hat gelehrt, daß nach langen Zeiträumen, wenn die Gestirne in ihre ursprüngliche Stellung zurückkehrten, Weltverbrennungen und Weltüberschwemmungen stattfänden, wodurch immer neue, sich genau gleichende Weltperioden entständen. Bei dieser, auch von seiner Schule weitergeführten Auffassung ist er wahr-

[1]) Vgl. Jahrg. VII der theosophischen Monatsschrift Bâhan, S. 165.

[2]) Salinger (Preußische Jahrbücher 1905, S. 480 ff.) erwähnt außer den hier angeführten Philosophen noch die sibyllinische und orphische Spruchweisheit; er behauptet ferner, auch Platon und Aristoteles seien der Idee von einem periodischen Kreislauf alles Weltgeschehens nahe gestanden, ebenso verhalte es sich mit den ägyptischen Priestern und den gallischen Druiden.

scheinlich von außen beeinflußt worden. Mit großem Scharfsinn wurde schon geltend gemacht, er habe von der indischen Philosophie Kenntnis erlangt und dieser seine Lehre von den Weltperioden wie diejenige von der Seelenwanderung entnommen.[3]) Von anderer Seite wird behauptet, es hätten sich ägyptische Einflüsse auf ihn geltend gemacht. Jedenfalls hat seine Lehre noch längere Zeit nachgewirkt.

Heraklit ging von der Auffassung aus, die Welt habe zwar weder Anfang noch Ende, befinde sich aber nicht immer in demselben Zustande. Die gegenwärtige Welt werde sich dereinst in Feuer auflösen, aus dem Weltbrande aber werde eine neue Welt hervorgehen; dies werde sich ins Unendliche wiederholen, so daß die Geschichte der Welt sich in fortwährendem, nach festen Zeiträumen geordnetem, Wechsel von Weltbildung und Weltzerstörung bewege. Aehnliche Auffassungen finden sich schon vor ihm bei Anaximander und Anaximenes.

Auch der von den Pythagoräern und von Heraklit beeinflußte Empedokles soll gelehrt haben, daß alles regelmäßig aus Feuer entstehe und sich wieder in Feuer auflöse. Seine Ansicht ist deshalb von Interesse, weil sich Nietzsche in seiner Jugend eingehend mit ihm beschäftigt hat. Noch mehr Bedeutung hat aber die Lehre der Stoiker, von denen die heraklitische Lehre von der regelmäßigen Zerstörung und Neubildung der Welt übernommen, aber zugleich angenommen wurde, die neue Welt müsse der früheren vollkommen gleichen, so daß alle Dinge, Personen und Vorgänge genau in derselben Weise wiederkehrten und sich die Geschichte der Welt in einem endlosen Kreislaufe bewege. Diese Lehre, die nach Zeller allerdings auch innerhalb der stoischen Schule bezweifelt, ja von jüngeren Mitgliedern ganz aufgegeben wurde, stimmt genau mit derjenigen von Nietzsche überein.

Daß Nietzsche diese Theorien kannte, unterliegt keinem Zweifel. Er hat sich sehr eingehend mit der älteren griechischen Philosophie, insbesondere (in einer Fragment gebliebenen Abhandlung „Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen") mit Thales, Anaximander, Heraklit, Anaximenes und Empedokles beschäftigt. Er hat sogar ausdrücklich festgestellt, Anaximander glaube wie Heraklit an einen periodisch sich wiederholenden Weltuntergang und an ein immer erneutes Emporsteigen einer anderen Welt aus dem alles vernichtenden Weltbrande. In einem aus den Jahren 1870—1871 stammenden Entwurf zu einer Tragödie „Empedokles" sollte dieser die Lehre von der Wiedergeburt verkünden.

Auch über die Wirkung der heraklitischen Lehre vom ewigen Kreislauf hat sich Nietzsche geäußert. Er bemerkte, sie sei eine furchtbare und betäubende Vorstellung, die an die Empfindungen bei einem Erdbeben erinnere, fügte aber dann bei, es gehöre eine erstaunliche Kraft dazu, diese Wirkung in das Entgegengesetzte, in das Erhabene und das beglückte Erstaunen zu übertragen. Das hat er später selbst fertig gebracht.

In der zweiten seiner im Jahre 1874 erschienenen unzeitgemäßen Betrachtungen (über den Nutzen und den Nachteil der Historie) hat Nietzsche endlich (auf S. 120, 121) bemerkt, was einmal möglich gewesen sei, könne sich nur dann zum zweitenmal als möglich einstellen, wenn die Pythagoräer recht hätten, zu glauben, daß bei gleicher Konstellation der himmlischen Körper sich auch auf Erden das Gleiche bis aufs Einzelne und Kleine wiederholen müsse. Von dieser Lehre sagte er damals, sie werde sich wohl erst verwirklichen, wenn die Astronomen wieder zu Astrologen geworden seien.

Auch von den indischen Lehren hatte Nietzsche sicherlich Kenntnis. Schon die Beschäftigung mit Schopenhauer mußte seinen Blick auf die indische Philosophie lenken. Außerdem hat er vielleicht durch seinen Freund Deussen, den hervorragenden Kenner des indischen Altertums, weitere Anregungen empfangen. Uebrigens kommt dabei nur die Lehre vom Kreislauf in der Welt, nicht die Lehre von der Seelenwanderung in Betracht. Diese ist ja von der Lehre der ewigen Wiederkunft aller Dinge durchaus verschieden. Auch konnte sie für Nietzsche kaum in Frage kommen, da er an die Existenz einer besonderen, vom Leib getrennten Seele nicht glaubte, also auch eine Wiederverkörperung dieser Seele nicht für möglich halten konnte.

*

Alles, was Nietzsche von den erwähnten Ansichten wußte, muß aus seinem Gedächtnis geschwunden gewesen sein, als später der Wiederkunftsgedanke in ihm auftauchte. Daß Zarathustra von seinen Tieren als der erste angesprochen wird, dem die Lehre bekannt sei, würde wohl für sich allein nicht entscheiden. Aber Nietzsche hat in seinen Aufzeichnungen (vom Jahre 1888) ausdrücklich betont, „im August 1881 am See von Silvaplana bei einem mächtigen Felsblock, unweit von Surlei, 6000 Fuß jenseits von Mensch und Zeit" sei der Wiederkunftsgedanke „plötzlich in ihm aufgeleuchtet". Auch in Briefen hat er die gleiche Mitteilung gemacht.[4])

Diese auffallende Tatsache kann nur dadurch erklärt werden, daß Nietzsche, als er sich mit der griechischen Philosophie beschäftigte, dem Wiederkunftsgedanken kein besonderes Gewicht beigelegt hatte, während dieser später, als Nietzsche in einer ganz anderen Gedankenwelt lebte, die höchste Bedeutung für ihn erlangte.

Zunächst glaubte Nietzsche infolge seiner durch den Positivismus beeinflußten Auffassung von der Welt und den in ihr vorgehenden Veränderungen, die Richtigkeit des Gedankens lasse sich streng wissenschaftlich beweisen; er hatte die Absicht, sich jenem Beweis zuliebe einige Zeit ganz den Naturwissenschaften zu widmen. Erst wenn er so weit sei, sie beweisen zu können, wollte er die Lehre verkündigen. Daß der Gedanke nicht so fern lag, ergibt sich auch daraus, daß zwei Franzosen (Blanqui und Le Bon), von denen Nietzsche nichts wußte, unabhängig voneinander, in den Jahren 1871 und 1881 auf ähnliche Auffassungen gekommen waren, und daß sich auch bei Heine schon derartiges findet.[5])

Andrerseits handelte Nietzsche damals unter dem Einflusse einer mächtig auf ihn einwirkenden „Inspiration". Der Wiederkunftsgedanke, dem er einen bedeutenden Einfluß auf das Denken und Handeln der Menschen zuschrieb, hat ihn anfangs „entsetzt", später erwartete er aber davon („als der höchsten Formel der Bejahung, die überhaupt erreicht werden kann") eine Kräftigung der lebenbejahenden Weltanschauung, zu der er nach verschiedenen Schwankungen gelangt war und die er vorbereiten wollte. So kam er dazu, den Gedanken schließlich doch als unbewiesene Hypothese unter die Menschen zu tragen, in einer poetischen Einkleidung, die ihm den Charakter einer mystischen Offenbarung gibt.

Zuerst hat er im Aphorismus 341 der „Fröhlichen Wissenschaft" den Wiederkunftsgedanken seinem ganzen Inhalte nach mitgeteilt: „Wie, wenn dir eines Tages oder Nachts ein Dämon in deine einsamste Einsamkeit nachschliche und dir sagte: „Dieses Leben, wie du es jetzt

[3]) So Leopold v. Schröder in seiner Schrift „Pythagoras und die Inder".

[4]) Vgl. Elisabeth Förster-Nietzsche im Anhang zum Zarathustra (Ausg. von Naumann), S. 480; Ernst Horneffer, Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkunft, S. 83; Lichtenberger, La philosophie de Nietzsche, S. 158 ff.; Mongré in der Neuen Deutschen Rundschau, Bd. 10, S. 1284; Zerbst, Zu Zarathustra, Seite 7.

[5]) Vgl. hierzu Le Bon, L'homme et les sociétés, Bd. 1, S. 23, 52 und 63; v. Oppeln-Bronikowski in dieser Beilage Jahrgang 1899, Nr. 205 (Seite 1 und 4).

gelebt hast, wirst du noch einmal und noch unzählige Male leben müssen, und es wird nichts Neues daran sein, sondern jeder Schmerz und jede Lust, und jeder Gedanke und Seufzer und alles unsäglich Kleine und Große deines Lebens muß dir wiederkommen und alles in derselben Reihe und Folge — die ewige Sanduhr des Daseins wird immer wieder umgedreht — und du mit ihr, du Stäubchen vom Staube." Würdest du dich niederwerfen und mit den Zähnen knirschen und den Dämon verfluchen, der so redete? Oder hast du einmal einen ungeheuren Augenblick erlebt, wo du ihm antworten würdest: „Du bist ein Gott, und nie hörte ich Göttlicheres?" Wenn jener Gedanke über dich Gewalt bekäme, er würde dich, wie du bist, verwandeln und vielleicht zermalmen; die Frage bei allem und jedem: „Willst du dies noch einmal und noch unzählige Male?" würde als das größte Schwergewicht auf deinem Handeln liegen! Oder wie müßtest du dir selber und dem Leben gut werden, um nach nichts mehr zu verlangen, als nach dieser ewigen Bestätigung und Besiegelung."

Daß Nietzsche annahm, der Glaube an die ewige Wiederkunft könne den Menschen nicht bloß erheben, sondern auch zermalmen, ergibt sich schon aus dieser Stelle, die erkennen läßt, warum er die Verkündigung seiner Lehre verzögerte. Noch deutlicher wird dies aus dem Zarathustra-Buche klar, in dem sich seine eigene Stellung zu der Frage und die im Laufe der Zeit eingetretene Befestigung der optimistischen Auffassung widerspiegelt. In dem Abschnitt „Die stillste Stunde" sagt eine innere Stimme zu Zarathustra: „Du weißt es, aber du redest es nicht." Darauf antwortet dieser zuerst, er wolle nicht reden, gibt aber dann zu, er könne dies nicht. „Ach, ich wollte schon," sagte er, „aber wie kann ich es. Erlaß mir dies nur, es ist über meine Kraft." Später („Von Gesicht und Rätsel" a. a. O. S. 228) sagt er dem (den „Geist der Schwere" darstellenden) Zwerg zunächst: „Du kennst meinen abgründlichsten Gedanken nicht! Den könntest du nicht tragen." In dem „Genesenden" (a. a. O. S. 341 ff.) ruft Zarathustra seinen „abgründlichsten Gedanken" herauf aus der Tiefe; als dieser kommt, erfaßt ihn aber ein Ekel; er stürzt nieder und bleibt lange wie ein Toter liegen. Als er zu sich kommt, ist er bleich und zittert, will lange nichts essen und trinken. Erst nach sieben Tagen ist er soweit, daß seine Tiere mit ihm reden können. Sie sprechen seine Lehre in ähnlicher Weise aus. Zarathustra widerspricht nicht, gibt aber zu erkennen, daß der große Ueberdruß am Menschen und der Gedanke, daß auch der kleinste Mensch, dessen er müde sei, wiederkehre, ihn krank gemacht hatte. Tief bewegt, seufzt er: „Ach, der Mensch kehrt ewig wieder. Der kleine Mensch kehrt ewig wieder." Die Tiere sagen ihm nun: „Siehe, du bist der Lehrer der ewigen Wiederkunft; das ist nun dein Schicksal. Daß du als der Erste diese Lehre lehren mußt — wie sollte dies große Schicksal nicht auch deine größte Gefahr und Krankheit sein!"

(Schluß folgt.)

Die Gründung von Tölz 763.

Ein Stück unerforschter vaterländischer Geschichte.

Die Bayern führen nicht umsonst den Namen Bajuwaren, d. h. Baduarier oder Kriegswehren. Ein Hauptmann der kaiserlichen Leibwache zu Konstantinopel nennt sich auf seinem Denkstein noch Baduarius, von Badu, gotisch Kampf und Streit. Unter allen deutschen Stämmen hatten die Bayern den schwersten Stand in der Völkerwanderung. Nachdem die Hunnen unter Attila mit der römischen Bevölkerung wesentlich aufgeräumt und den Deutschen Platz gemacht hatten, waren es zuerst die Avaren skythischer Abkunft, dann die Slaven, zuletzt die Magyaren oder Ungarn, welchen sie beim Vordringen die Grenze zu setzen hatten: bis hierher und nicht weiter. So waren sie auf Kampf und Streit angewiesen, und davon geben noch als Volkssplitter die Tolenzer Zeugnis. Die Bajuwaren haben bei der Abwehr der durch das Pustertal vordringenden Wenden, die bis Windischmatrei ihr Andenken hinterließen, im harten Kampfe daraufgeschlagen und schon unter Herzog Garibald II. am Viktoribühl bei Inichen die Oberhand gewonnen, auch in Kriegen von Jahr zu Jahr unter dem letzten Agilolfinger Thassilo II. Kriegsgefangene aus Kärnten und Krain in unser Bergland hereingeschleppt. Weit entfernt, daß diese Wenden früher freie Insassen in einzelnen Gebieten unseres Oberlandes gewesen wären, wurden sie als Leibeigene an Burgen und Klöster verteilt; so erhielt Benediktbeuern bei der Gründung (754) den Landbesitz der Winidau oder Wendenau, wo die Umwohner von Chumizdorf, später Königsdorf, noch als Filzler unterschieden werden.[1]) Tegernsee siedelte dem Kloster gegenüber solche Untertanen am anderen Ufer an, und zwar in Ribisch (d. h. Fischen) und Gundisch. Die deutschen Bauerngüter heißen daneben charakteristisch der Bayerhof, Bayerrain. Schloß Eurasburg zählte seinerzeit fünfthalbhundert Leibeigene.

Der Vorort des Isarwinkels hieß ursprünglich Tolenze nach dem Volksgeschlechte der Tolenzer, dann Tölnitz und Tolitz. Der große Theolog des 18. Jahrunderts, Eusebius Amort, nennt sich auf seinem Grabstein in der Klosterkirche zu Polling richtig Tolenziacus. Der Name paßt nicht auf unser Bergland, ist also aus der Fremde hergenommen, und zwar von dole (slawisch), Talgrund. Wir haben über den Ursprung der Ortschaft noch den urkundlichen Bericht bei Aventin.[2]) Die Bajuwaren hatten 565—595 das Oberinntal und Wipptal eingenommen und stürzten sich nun wie das Donnerwetter auf die wildfremde Rasse. Nachdem Herzog Tassilo 14 Kriege gegen die feindseligen Slawen in den Ostlanden geführt, wo die Altbayern dem heutigen Windischgrätz ein Bayrischgrätz entgegensetzten, verpflanzte er, um der Aufrührer Herr zu werden, zuletzt die Großen des Volkes nach Tulusium. Die Wälderwildnis am Ausgang des Isarwinkels bot für Insassen Raum. Karl der Große verpflanzte nach den Sachsenkriegen auch solche Volksgenossen nach Sachsenkam und Sachsenpiesenkam.[3]) Die Einwohner sagen nicht umsonst, ihr Ort heiße so, weil die Urahnen aus Sachsen kamen.

Die Gründung meiner Heimat Tölz fällt in das Jahr 763. Im Urbar des Herzogtums Bayern vom Jahre 1281 erscheint Tölz zuerst als Markt, später mit Münchener Marktrechten; unter

[1]) Vgl. Windenhüle bei Beuerberg.

[2]) Bayerische Chronik, II, c. 51: „Dergleichen find ich in der Legend s. Marin Tollusium an der Isar. Tullos von Strabone genannt (?) etwan ein Reichstat und Bistumb und Pfarr, ist jezo Tölz." III. 79: „Herzog Thessel aus Baiern, der macht sich mitten im Winter umb Weihnachten auf, zog in Kernten und in die Windische Mark mit dreien Heeren, grif an drei Oertern die Feind an, nam das ganz Land ein, fing die windischen Herren, füeret sie weat in Baiern mitsambt einer großen menig von Man, Frauen und jungen Kindern, Und setzet zu einem Herzog Baldung." In Aventins Annalen, Frankfurt 1600, I, 204, ist außerdem zu lesen: „Konig Thessel hat auch weiter etlich Volk auß alten und nidern Bayern, so man jetzundt Steyermark, Kernten, Crayn, Histerreich und Windische Mark und Land nennt, geschickt, die seyen in das Land, jetzundt Frankreich genannt, zogen, die Stadt Tolos bawet, sich allda niderthan." Offenbar liegt hier eine Verwechslung vor; nicht nach dem Frankenreiche, sondern nach Bayern brachte Thassilo II. die Slawen und nicht nach Toulouse sondern nach Tölz. Die Stelle wurde darum in den späteren Auflagen weggelassen.

[3]) Ein anderes Sachsenkam liegt bei Altenbeuren, Gericht Rosenheim, Sachsenhausen bei Wolfratshausen, Sachsenheim bei Griesbach, Sachsenburg bei Ortenburg, Sachsenried bei Schongau, Sachsenstätten bei Mühldorf. Die Massenverpflanzung erfolgte 794—803. Die ersten Sachsen wurden 797 von Karl dem Großen nach Süddeutschland verpflanzt.

Pfarrer Demmel wurde es 1550 Pfarrsitz. 1906 unter der glorreichen Regierung des Prinzregenten Luitpold sehen wir bei wachsender Bevölkerung bis über 5000 Seelen den Markt zur Stadt erhoben. Es ist geboten, daß ich gleichzeitig die Geschichte der Gründung schreibe.

Das Bayeroberland war bei der Ansiedlung der Tolenzer und sonstigen Wenden wohl volksarm, aber keineswegs wüst und leer. Wie die aufgehende Sonne zuerst die Berge vergoldet, so lesen wir die Urgeschichte auch von den Bergnamen ab; da ist es der Juifen vom hetruriſchen Juve, Jovie, der Gottesberg, welcher mit seiner Kuppel in den Isarwinkel hereinragt. Der Kirchstein schöpft seinen Namen keineswegs aus dem griechischen Kyriatie, sondern vom keltischen Keark, welches die Deutschen da und dort mit Stein übersetzten. Der Fockenstein mag die Benennung von focus, den Sonnwendfeuern, führen; erst der Geigerstein bei Lenggries ist ursprünglich ein Geierstein, nach dem Raubvogel, der dem Wilde nachstellt. Ebenso deutsch lautet der Blomberg oder Blumenberg, vom Blumenbesuch des Alpenviehs in der Frühjahrszeit benannt. Die Mutter des Don Juan d'Austria heißt bald Blombergerin, bald Blumbergerin. Der Isarfluß führte seinen Namen vor der Sprachentrennung; daher kommt eine Iser in Böhmen, eine Isère in Frankreich, ja ein Isarus in Nordwest-Afrika vor. Und wenn Herodot versichert, der Nil heiße noch Osiris (Isr), so gilt dies wie von Israel, so auch von Nahal oder Nichol, welcher Name von Nikolaus und allen Flußheiligen fortlebt, und zwar in allen Landen. Die Isar wurde anfänglich nur von Schiffen befahren; ein bronzenes Keltenschwert, das schönste in der historischen Sammlung in München, fand sich am Ausfluß der Rottach unterhalb Königsdorf im Kiesbett; wahrscheinlich ist ein keltischer Krieger hier ertrunken. Außerdem fanden sich Bronzestücke selbst am Uebergang der Berge nach Tegernsee. Das älteste Haus an der Isarbrücke heißt zum Noler, von navale nol (am Kochelsee nuler), von der Schiffshütte, wo die Straße entlang den Alpen an den Fluß stieß; ähnlich wie von Schiff oder Schöff Schöfflarn oder Schäftlarn. Die Ueberfuhr gab auch den Anlaß zur Gründung von München durch die Tegernseer Mönche zunächst für die Salzfuhren. Die Anlage der Hauptstadt ging von den Benediktinern von Tegernsee, Schäftlarn und Wessobrunn aus, das noch bis vor einem Menschenalter die Fleischbank neben dem Rotturm sein eigen nannte und ehedem seinen Schöffmann an der Isar hatte. Nach dem Konzil von Florenz 1438 nahm, um den Venezianern auszuweichen, der Paläologe Johannes seinen Rückzug durch Tirol von der Scharnitz aus auf einem Isarfloß nach der Donau und übernachtete wohl zu Tölz im Gasthaus zum Krueg, das auf meine Großeltern sich vererbte. Die in den Isarwinkel versetzten Wenden wurden beizeiten gute Deutsche, um so leichter, als sie nur deutsche Frauen bekamen. Es fragt sich nur, welche Spuren sie in Tölz etwa in Hausnamen hinterlassen haben. Die Pinzgaueralm am Blomberg erhält noch das Gedächtnis an die einstigen Slawen; daneben zieht der Tesselberg und Tesselgraben, benannt nach Tassilo, sich hin, der die Ueberwundenen auf deutschen Boden verpflanzte, wo sie als Almenhirten, Holzhauer, Trifter und Flößer ihr Leben verbrachten. Vor allem fällt der Name Ziska in den Klosterannalen auf; in Tölz hauft der Zisk oder Ziſt, ein Greis, als Floßmeister neben dem Lies oder slawischen Waldmann; dazu gesellt sich der Graetz, der Kriner führt, von carina oder krin (deutsch: Floß), den Namen der Isar und Donau entlang bis Wien. Am Mühlfeld hat der Pütsch für Krug den Namen; er war ein Wende wie der ursprüngliche Schneck am Buchberg, und der Flecken Schneck bei Dietramszell ist erst in jüngster Zeit in Schöneck verschönert worden. Der Zantl (am Mühlfeld) heißt im Slawenmunde bei den Masuren der Zauberer.[5])

Die Slawen brachten auch ihre Regengöttin Dodola mit sich (s. J. Grimm: Deutsche Mythologie, S. 560 ff.): dodola heißt das Mädchen, welches nackt ausgezogen, aber mit Gras, Kräutern und Blumen dergestalt umwunden wird, daß von der Haut und selbst dem Gesicht gar nichts zu sehen ist. Im Geleite anderer Jungfrauen zieht nun dodola von Haus zu Haus, vor jedem bilden sie einen Reigen, dodola steht in der Mitte und tanzt allein; nun tritt die Hausfrau vor und schüttet eine Mulde Wasser über das immerfort tanzende und sich umdrehende Mädchen aus, die Begleiterinnen singen Lieder und schalten jeder Zeile den Ausruf oj dodo, oj dodole ein. Ein anderes dieser Regenlieder lautet:

Zu Gott flehet unsere doda, oj dodo, oj dodole!
Daß Tauregen sich ergieße, oj dodo, oj dodole!
Daß naß werden alle Aecker, oj dodo, oj dodole!
Alle Aecker, alle Graber, oj dodo, oj dodole!
Selbst im Hause alle Knechte, oj dodo, oj dodole!

Man vergleiche hiermit die von Schmeller erwähnte Dudel von Haching, welches Wenden bevölkerten, sowie den Aufzug mit dem Pfingstvogel in Sachsenkam und Sauerlach, wie ihn die Serben mit der Dodola oder Dudel und dem Dudelsack unverfälscht erhalten haben. Dudel bezeichnet die Wetterhexe; die Benennungen Dudel, Dudelhauser (in Tölz), Dudelahm, an deren Fuß der Arzbach entspringt, sind im Isarwinkel volkstümlich; besonders hat die Dudel von Hohenwies das Andenken an eine frühere dieses Namens frisch erweckt. Dieser Dödöle wird fälschlich Dorothea unterstellt, und der Oberpfälzer singt sogar:

Ich und mein' Dorothe können schön tanzen,
Ich mit dem Dudelsack, sie mit dem Kanzen.

Eine Erinnerung an jene fremden Ansiedler liegt auch in dem Ausdruck windische Tracht, den man noch von den buntgefärbten Gewandstücken mit fliegenden Bändern von Frauenleuten gebraucht. Diese Ausführungen bieten mithin eine namhafte Ergänzung der vaterländischen Geschichte.

München. Joh Sepp.

[5]) Die Zaubzer in Tölz leiten sich wohl von Zabrize in Schlesien oder Zaborze in Böhmen her. Der vordere und hintere Laßel am Laßelköpfel weist auf einen Ladislaus (Lasla) wie die Wenzelhöfe bei Schlegeldorf auf einen Wenzeslaus.

Jeanette Strauß-Wohl, die Freundin Börnes.

Als drei Jahre nach dem Tode Ludwig Börnes das böse Buch mit dem hochmütigen Titel „Heinrich Heine über Ludwig Börne" erschien, da ging ein Sturm der Entrüstung durch die deutsche Presse. Man hat dem kranken und krankhaft gereizten Dichter besonders die gehässigen Anzüglichkeiten über die Art der Beziehungen Börnes zu seiner Freundin Jeanette Wohl verdacht, und für Viele ist der Name Heines von dem Flecken auch heute noch nicht zu reinigen, den sein Auftreten in diesem Buche auf seinen Charakter warf. Die Allgemeine Zeitung wurde damals vielfach und heftig angegriffen, weil sie sich ihres Mitarbeiters annahm. Heine selbst wurde durch die Wucht der allgemeinen Verurteilung und wohl auch die Einsicht, daß seine Angriffe auf einen Toten und eine Frau mit den Geboten der Ehre und Ritterlichkeit nicht zu vereinbaren waren, zu der Erklärung bestimmt, daß „seine Anzüglichkeiten gegen Frau Wohl auf ganz irrigen und grundlosen Annahmen beruhten", und er hat diese in den späteren Ausgaben völlig ausgemerzt. Aber es ist davon etwas haften geblieben. Wenn man heute über die Beziehungen Börnes und seiner Freundin spricht, dann begegnet man oft der von einem Lächeln begleiteten Meinung, es sei undenkbar, daß eine so warme Freundschaft zwischen einem alleinstehenden Manne und einer gänzlich unabhängigen Frau über zwanzig Jahre hätten dauern können, ohne daß es zur engsten Vereinigung gekommen wäre. Die Nachwelt würde es auch gar nicht einmal verurteilen, wenn ein freier Bund zwischen den beiden bestanden hätte. Die Zeitgenossen aber waren der Ueberzeugung, daß es sich um ein völlig reines und ideales Verhältnis, um einen Bund der Seelen, handelte.

Die Briefe der Frau Jeanette Strauß-Wohl an Börne, die jetzt vorliegen,[1]) lassen erkennen, daß auf ihrer Seite wohl warme

[1]) Eingeleitet und erläutert von E. Rentzel. Berlin, F. Fontane u. Co. 1907. 397 S. und 40 S. Anmerkungen.

Verehrung für Börne bestand, daß sie aber seinem zeitweise stürmischen Werben gegenüber (zum Beispiel in den Briefen von 1828) ruhig blieb und nicht mehr sein wollte als die Freundin, die an seinem literarischen Schaffen regsten Anteil nahm, die ihn in materiellen Angelegenheiten und Sorgen beistand, ihn streng und unablässig mahnte, wenn er in der Erfüllung eingegangener literarischer Verpflichtungen säumig war, ihn bei seinen häufigen Erkrankungen pflegte, kurz sie war sein Schutzgeist, sein guter Engel.

Die Briefe Börnes und seiner Freundin sind mit dem ganzen literarischen Nachlaß Börnes an Gottlieb Schnapper-Arndt, den Neffen der Frau Strauß-Wohl übergegangen. Von diesem allzufrüh dahingegangenen trefflichen Menschen und ausgezeichneten Gelehrten hat Frau E. Menzel den Auftrag zur Herausgabe und Bearbeitung der Briefe übernommen, und sie hat das Buch dem Andenken Gottlieb Schnapper-Arndts gewidmet. Die Herausgeberin sagt, daß ihr die Freundin Börnes beim tieferen Eindringen in ihre Briefe „immer mehr Achtung, ja Bewunderung einflößte". Man muß die Schreiberin in der Tat beim Lesen ihrer Briefe lieb gewinnen. Sie macht nicht den Eindruck der Genialität, aber sie muß eine kluge, liebenswerte Frau gewesen sein. Dabei hatte sie starke geistige und künstlerische Interessen, sie urteile feinsinnig und geschmackvoll über Musik und war auch in literarischen Dingen kundig und verständnisvoll. Ihre Briefe enthalten wohl vielerlei Alltägliches, aber gerade das verleiht ihnen den Eindruck der Natürlichkeit. Es ist nichts Gemachtes darin. Während die Briefe aus den 20er Jahren mehr Persönliches enthalten, sind diejenigen aus den Jahren 1830 bis 1833 von Berichten über die politischen Ereignisse und Strömungen angefüllt, so daß die Gesamtheit der Briefe nicht nur als Schlüssel und Ergänzung zu denjenigen Börnes, sondern auch als kulturgeschichtliches und politisches Zeitbild ihren Wert hat. Manche nachmals berühmte Persönlichkeiten werden in den Briefen erwähnt, so Ferdinand Hiller als musikalisches Wunderkind, so Liszt, von dem es heißt: „Der Liszt ist ein vollkommenes Genie; also nicht allein in der Grobheit . . .", Simrock, der als Zwanzigjähriger vorkommt, viele hervorragende Frankfurter. Henriette Herz, die der junge Student Börne zwanzig Jahre vorher angeschwärmt hatte, wird auch mehrfach erwähnt, es ist sogar die Rede davon, daß Jeanette in Berlin bei ihr wohnen soll. Von Paul Heyses herrlicher Mutter spricht Jeanette mehrfach. So einmal: „Julie Saling ist eine sehr vergnügte Braut und sagt unter anderem: „wodurch mir vor so vielen so große Gunst des Schicksals geworden, weiß ich nicht". Auch manches lustige Scherzwort ist in den Briefen. So am 28. Dezember 1830: „Dem Speier haben Sie wieder was Schönes aufgebunden! Der Rothschild ließe sich immer die neuen Häringe durch den Telegraphen schicken." Es fehlt auch nicht an treffenden Bemerkungen und Beobachtungen allgemeiner Natur. So heißt es einmal nach einem begeisterten Urteil über Walter Scotts Kenilworth: „Das Gute und Böse, das Schöne und Häßliche im Menschen ist gemischt wie Wasser und Wein und bildet ein Ganzes." Wie sehr sie das richtige Urteil über die Art hatte, in der Börnes Individualität sich am besten betätigen konnte, das beweist folgender Brief vom 28. Dezember 1830: „Diese Neigung, Raisonnements zu schreiben, können Sie also jetzt in Briefen befriedigen. Ueberhaupt schreiben Sie mir alles.... was Ihnen jeden Tag aufstößig in Sitten, Eigentümlichkeiten auf den Straßen, auf dem Markte, im Hause und in den Salons. Je mannigfaltiger und naiver, desto interessanter, schöner, lebendiger und belehrender.... Ernst und Scherz, Großes und Kleines in bunter Reihe!

Die einzige Art, in welcher Sie in jeder Beziehung Glück machen werden, . . . täglich mit Freiheit und Neigung zu schreiben, in freier Form, jeden frischen Gedanken, jede lebendige Empfindung niederlegen zu können, bei jedem gelesenen Buche, jeder durchgesehenen Zeitung, jedem Spaziergang auf dem Lande, in der Stadt, jedem Besuch, jeder Bekanntschaft mit einer besonderen Individualität, kurz das ganze Leben, wie es ist, und in dieser großen Mannigfaltigkeit der jetzigen Zeit und mit ihrer Gabe der Auffassung, der Anschauung und der herrlichen Sprache, ohne leere Phrasen und Wortschwall: noch einmal, ich bin überzeugt, daß . . . endlich der Schlüssel zum Geheimnis gefunden ist, wie Sie künftig fortwährend und ohne Unterbrechung schriftstellerisch tätig sein und für sich und andere zweckmäßig, nützlich und wirksam werden." Hierin haben wir nicht mehr und nicht weniger als ein volles Programm zu den „Briefen aus Paris", die Börnes stärkste und einflußreichste schriftstellerische Tat werden sollten. Es ist also das Verdienst Jeanettes, daß sie nicht nur die Empfängerin der Briefe, die Person war, an die Börne beim Schreiben der Briefe dachte, daß sie es auch war, von der der Plan zu den Briefen ausging und die ihre Grundlagen bestimmte. Jeanette Wohl und Börne haben einander 1816 kennen gelernt, sie war damals 33, er 30 Jahre alt. Im Jahre 1805 hatte sie sich mit einem reichen Frankfurter, Leopold Olten, verheiratet, an der Seite dieses Mannes aber keine Befriedigung gefunden, so daß sie sich wieder von ihm scheiden ließ. Sie nahm dann ihren Mädchennamen wieder an.

In der Korrespondenz, die sie mit Börne führte, taucht einige Male der Gedanke einer Heirat der beiden auf. Doch ist es damit nicht über ein loses Streifen solcher Pläne hinausgekommen. Später beim Abschreiben der Briefe Börnes und in der Begeisterung für ihn entstand der Bund zwischen der Fünfzigjährigen und dem zwölf Jahre jüngeren Salomon Strauß. Börne, der diesem Plan anfangs nicht ohne eifersüchtige Regung gegenüberstand, gab ihm später volle Zustimmung und die Freundschaft, die Jeanette für ihn empfand, wurde voll von dem Gatten geteilt, so daß in dieser Ehe, bis der Tod sie löste, ein wahrer Kultus für Börne bestand.

Das Bild der Frau Strauß-Wohl, das den vorliegenden Band ziert, zeigt uns die Freundin Börnes in ihrem vierzigsten Lebensjahre. Ohne gerade durch Schönheit hervorzustechen, hat das Gesicht doch sehr einnehmende Züge, eine ovale Form, einen feingeschnittenen Mund, dem man ansieht, daß er schelmisch lächeln kann, eine etwas scharfe Nase und sinnende Augen, die uns an den wehmütigen Glanz von Börnes Augen erinnert. Die Anmerkungen der Herausgeberin enthalten eine Fülle von Arbeit und Kenntnis, und ihnen ist es zu danken, daß die Briefe sich dem vollen Verständnis erschließen. Manches in den Anmerkungen beweist aber, daß die Herausgeberin bei ihren Lesern gar zu wenig voraussetzt. So, wenn zu einer Briefstelle „Klagen nichts als Klagen", gesagt wird: der bekannte Ausspruch des Prinzen am Beginn von „Emilia Galotti" von Lessing. Oder wenn Jeanette schreibt: „Der Liebe Müh ist umsonst", so weiß jedermann, daß das Shakespearesche Lustspiel gemeint ist, und es war unnötig, zu sagen: Gemeint ist „Verlorene Liebesmüh" von Shakespeare. Heißt doch das Stück im Original: „Loves labour lost". Die von Jeanette gebrauchte Uebersetzung ist also annähernd wörtlich. Als Börne in den letzten Zügen lag, dankte er der Freundin für ihre Treue mit den Worten: „Sie haben mir viel Freude gemacht". Jeanette hat durch ihre Freundschaft für einen der besten Männer unserer Literatur den Dank der Nachwelt verdient. Diese wird das Buch, das uns die edle Frau menschlich näher bringt, freundlich aufnehmen.

Frankfurt a. M. Sigmund Schott.

Bücher und Zeitschriften.

Ueber die Gehirne von Th. Mommsen, R. W. Bunsen und A. v. Menzel. Von D. v. Hansemann. Mit 6 Tafeln. Stuttgart, Schweizerbartsche Verlagsbuchhandlung 1907. 6 Mark.

Schon 1860 hat R. Wagner die Notwendigkeit betont, die Gehirne geistig hochstehender Menschen zu untersuchen, um dadurch möglichenfalls die Ursachen ungewöhnlicher geistiger Begabung in der Form des Gehirns zu finden. Das Gehirn Mommsens wog 1425 Gramm, was dem mittleren Durchschnitt ent-

spricht. An den Windungen zeigte sich starke Altersatrophie, so daß die Annahme, das Gehirn hätte in jungen Jahren wesentlich mehr gewogen, berechtigt erscheint. Außerdem fanden sich zahlreiche ältere und jüngere Erweichungsherde, namentlich im Gebiete der rechten Hemisphäre (Stirnhirn und Hinterhauptslappen). Die genauere Betrachtung ergab, daß die Windungen des Stirn- und Occipitalhirns stark, die Projektionssphären weniger gegliedert waren. — Bunsens Gehirn wog nur 1295 Gramm, was sich durch starke Altersatrophie erklären läßt. Die linke Hemisphäre war der rechten an Gliederung weit überlegen. Die große hintere Associationssphäre war im Verhältnis zu Durchschnittsgehirnen stärker entwickelt als die vordere Associationssphäre. Das rechte Stirnhirn ging in der Reichhaltigkeit der Gliederung nicht über das gewöhnliche Maß hinaus, — Menzels Gehirn wog 1298 Gramm und zeigte trotz des hohen Alters des Verstorbenen keine senilen Veränderungen. Sämtliche Ventrikel, namentlich die Seitenventrikel, waren leicht erweitert und enthielten wenig klare, wasserhelle Flüssigkeit. Der Plexus war mit dem Ependym deutlich verwachsen. Die linke Seite war durchweg einfacher gebildet als die rechte. Die zeigte Seite war durchweg einfacher gebildet als die rechte. Dies zeigte Seite war zwischen die vordere und hintere Zentralwindung noch eine dreieckige, keilförmige Windung eingeschoben (Menzel hatte eine ungewöhnliche Geschicklichkeit der linken Hand). Aber auch das rechte Stirnhirn und der Occipitallappen waren ungewöhnlich stark gegliedert, am meisten der Gyrus lingualis. Die Insel zeigte an beiden Seiten keine Abweichung von der Norm.

Retzius, der die ersten Untersuchungen auf dem vorliegenden Gebiete angestellt hat, unterließ es, aus dem Befunde irgendwelche Schlüsse auf die Intelligenz zu ziehen. Aus den Untersuchungen seiner Nachfolger hat sich ergeben, daß die Größe, die Form und Kapazität des Schädels innerhalb der physiologischen Grenzen keinen Einfluß auf die Funktion des Gehirns übt. Ebensowenig lassen sich aus dem Gehirngewicht besondere Schlüsse ziehen, wenn es sich nicht um abnorme Differenzen handelt. Anders liegt die Beziehung der Form, Zahl und der Anordnung der Gyri zur Gehirnfunktion. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dasjenige Individuum die größte Gehirntätigkeit entfalten kann, das die größte Gehirnoberfläche hat, wenn nicht die Größe durch pathologische Vorgänge bedingt ist. Die feineren Funktionen des Gehirns und ihre Kombination werden von allen Autoren in die Rinde verlegt und diese wird nicht durch Vergrößerung des ganzen Gehirns, sondern durch stärkere Gliederung vergrößert. Daß aber auch diese Annahme noch auf schwachen Füßen steht, beweist ein Fall, den Hansemann genauer beschreibt. Es handelte sich um einen jungen Ziseleur, der mit 36 Jahren starb und eine ganz ungewöhnliche Ausbildung der Gyri bot. Nachfragen ergaben das überraschende Resultat, daß er im Leben nie besondere Intelligenz gezeigt hatte und zuletzt dem Trunke ergeben war. Zu einer besonderen Intelligenz gehört eine hervorragende Ausbildung der Associationszentren; da aber letztere auch bei geistig nicht hoch stehenden Menschen zuweilen gefunden wird, so muß noch etwas dazu kommen, was die erhöhte Intelligenz erklärt. Perls und nach ihm Edinger fanden nun, daß bei geistig hervorragenden Menschen nicht selten ein leichter Grad von Hydrocephalus entdeckt wird, wie wir es an dem Gehirn von Menzel sahen und wie er bei der Gehirnsektion bei Helmholtz gefunden wurde. Dieser hatte im Leben öfter leichte epileptische Anfälle. Aus dem Leben Menzels wird berichtet, daß er anfallsweise Ohnmachten hatte, die der Arzt als epileptoide diagnostizierte. — Von Napoleon I. wissen wir, daß er Epileptiker war; es kann also der Reizzustand sich zu schweren Störungen steigern, ohne daß dadurch die Intelligenz gestört zu werden braucht.

Es wäre nun falsch, wenn man jeden, der an leichtem Hydrocephalus leidet, zu den Genies zählen wollte. Dies würde der Erfahrung widersprechen. Außerdem wäre die Welt, wenn dieser Satz richtig wäre, voll von Genies. Die Gehirne von Bunsen und Mommsen zeigten den Reizzustand nicht. Man darf daraus den Schluß ziehen, daß die ungewöhnliche Funktion der Associationsfasern nicht durch diese Eine Art des Reizes zustande kommt, sondern daß es mehrere, vielleicht viele, gibt. Von hohem Werte für die Gehirnforschung ist die Tatsache, daß trotz der deutlichen senilen Atrophie, wie sie sich bei Mommsen und Bunsen fand, beide Gelehrte bis in die letzte Zeit ihres Lebens imstande waren, mit größter Geistesschärfe zu handeln und zu denken. Es kann also die senile Demenz, wie wir sie aus den Lehrbüchern kennen, nicht durch diese Atrophie allein bedingt sein, vielmehr müssen noch andere pathologische Faktoren hinzutreten, die bei den untersuchten Gehirnen gefehlt haben.

Es ist richtig, daß Genies in den meisten Fällen auch eine besondere Gehirnkonfiguration zeigen. Worin diese Abweichung aber besteht und ob wir immer imstande sein werden, sie nachzuweisen, das läßt sich noch nicht definitiv beantworten. Die Frage wird dann am raschesten zur Entscheidung gebracht, wenn wir möglichst viele Gehirne mittelmäßig Begabter untersuchen, die sich nach einer bestimmten Richtung besonders auszeichneten.

München. Franz C. Müller.

Christian Friedrich Pfeffels politische Tätigkeit in französischem Dienste 1758—1784. Von Ludwig Bergsträßer. (Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte, herausgegeben von Hampe, Marcks und Schäfer. Heft 16.) Heidelberg 1906, Winter.

Ob Christian Friedrich Pfeffel (der Bruder des Dichters) als Persönlichkeit wirklich interessieren kann, ist mir aus dieser Studie nicht recht deutlich geworden. Zweifellos ist er mehr als Durchschnitt; trotzdem scheint er, wenigstens in Bergsträßers Darstellung, auf die ich mich hier berufe, über eine gewisse enge Typik nicht hinausgewachsen. So wird uns Pfeffel ein zwar gut orientierter und gut orientiereuder, aber doch halb zufälliger Führer durch eine Reihe breiterer geschichtlicher Probleme seiner Zeit. Diese Probleme sind die Hauptsache: insofern nämlich, als sie durch die Dokumente der historisch-diplomatischen Tätigkeit Pfeffels eine nicht unwesentliche Beleuchtung erfahren. Kleine Beiträge zur Biologie des alten Reichstages werden allgemeinem Interesse kaum begegnen. Aber die dienstliche Beteiligung Pfeffels an der internationalen Behandlung der bayerischen Erbfolge, die gewiß zu den reizvollsten Problemen in der Geschichte des alten Reichsstaatsrechts und der Kabinettspolitik des dix-huitième gehört, ist ein recht lehrreiches und unterhaltendes Kapitelchen Historie. Am meisten wird man den Abschnitt „Frankreich und Zweibrücken“ zu beachten haben, der nicht nur sehr umfassend, sondern, so viel ich sehe, auch stofflich originell ist. Dieser Abschnitt liest sich überdies besonders angenehm; manches mutet da ganz novellistisch an — wie es glücklicherweise zu gehen pflegt, wo ein bißchen Szenerie und un peu de femme Leben in die Dinge bringen.

München. Wilhelm Hausenstein.

---

* **Zeitschriften-Literatur.** Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. (Herausgeber: Dr. Joseph Ettlinger. (Berlin, Fleischel u. Co.) Erstes März-Heft: A. v. Gleichen-Rußwurm: Dichtkunst und Konvention. — S. Meisels: Jungjüdische Lyrik. — Oskar F. Walzel: Wilhelm v. Humboldt. — Arthur Eloesser u. a.: Briefwechsel. — Nina Mardon: Frauennovellen. — S. Mehring: Metrische Nachdichtungen.

Deutsche Rundschau. Herausgegeben von Julius Rodenberg. (Berlin, Gebr. Paetel.) Heft 6 bringt die Fortsetzung von Grazia Deleddas sardinischem Dorfroman „Efeu“. Zur dreihundertsten Wiederkehr des Geburtstags von Paul Gerhardt gibt Otto Frommel eine feinsinnige Würdigung von Gerhardts Kunst, Dichtung und Wesen; von der Geschichtschreibung im alten Indien handelt H. Oldenberg, seine Schilderungen Aus der Provence setzt Theodor Birt fort. Zu neuer und alter Geschichte führen weitere Beiträge des Heftes: die Denkwürdigkeiten des Fürsten Hohenlohe erfahren in einem längeren Aufsatz eine ganz objektive, eindringliche Charakteristik; die Zeit Maria Stuarts in Elisabeths Gefangenschaft läßt Lady Blennerhassett lebendig werden; über die innere Lage Rußlands in politischer Beleuchtung berichtet M. v. Brandt an der Hand seiner Studien neuerer einschlägiger Literatur, von mancherlei staatswissenschaftlichen Anregungen ist ein Artikel getragen, der Im „Schwan“ am Mühlebach betitelt und von seinem Verfasser als herrührend Aus den Erinnerungen eines Verstorbenen bezeichnet ist.

Hochland. Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Karl Muth. (München, Kösel.) Sechstes Heft: Julius Hannappel: Mithras und Christus. — Max Geißler: Die Musikantenstadt. — Albert Gockel: Aus der Welt der Moleküle. — H. Anders-Krüger: Goethes „Wilhelm Meister“ und der Bildungsroman der Romantiker. — Chr. Flaskamp: Gedichte. — O. Fischer: Das Anerbenrecht in Deutschland.

Revue des Deux Mondes (15, rue de l'Université, Paris). Sommaire de la livraison du 1er Mars 1907: *Ferdinand Brunetière:* Trois artisans de l'idéal classique au XVIe siècle. — M. *Henry Rabusson:* Le grief secret. — M. *André Tardieu:* A Algésiras. La crise décisive. — M *Ernest Daudet:* Lettres inédites de Joseph de Maistre. II. Autour de la campagne de 1812. Honneur militaire. II. Guerre de France (1870). — *John van Vorst:* Un siècle de poésie américaine. — M. *Fernand Gregh:* Poésies — M. *Camille Bellaigue:* Revue musicale. Trois opéras d'Extrême-Orient. — M. *Victor Giraud:* Essais et notices. Les reliques du manuscrit des martyrs. — *Francis Charmes:* Chronique de la Quinzaine, Histoire Politique, Bulletin bibliographique.

Allgemeine Rundschau.

Ein jüdisches Familienarchiv aus dem 5. Jahrh. v. Chr.

Der Boden Aegyptens hat wieder einmal, wie schon beim Fund von Tel-el-Amarna, der Wissenschaft eine Gabe geboten, die kaum jemals in ihm vermutet worden ist. Und wie damals, ist sie nicht bei systematischen Grabungen ans Licht gekommen, sondern ganz zufällig. Damals stieß ein nach Mergel suchendes Bauernweib auf einen Teil des Staatsarchivs der Pharaonen des 15. Jahrhunderts. Diesmal, im Frühjahr 1904, fiel Erdarbeitern bei der Anlage einer neuen Straße in Syene-Assuân ein kleines Lager von Papyri in die Hände, die nach Umfang und Erhaltung alles, was an vorchristlichen Dokumenten dieser Art bisher gefunden wurde, in Schatten stellen. Der Fund ist jetzt von Sayce und Cowley veröffentlicht und mustergültig bearbeitet (Aramaic Papyri discovered at Assuân, London, A. Moring, 1906) und hat das lebhafteste Interesse in allen wissenschaftlich interessierten Kreisen hervorgerufen. Es handelt sich um 10 Geschäftsurkunden einer jüdischen Familie, in denen die Besitzverhältnisse an den Familiengrundstücken u. a. durch drei Generationen hindurch geregelt sind. Die Urkunden sind außerordentlich ausführlich gehalten und lassen viel von der Situation, in der sich diese jüdische Familie, bezw. die ganze dortige jüdische Gemeinde befand, von ihren religiösen, sozialen, rechtlichen und familiären Verhältnissen klar erkennen. Dadurch, daß alle Texte datiert sind, ist ihre Entstehungszeit absolut sicher gestellt. Das gelehrte Interesse konzentriert sich natürlich zunächst auf die (aramäische) Sprache der Texte, dann auf die Datierungsweise, die sowohl die ägyptische als die syrische Zählung berücksichtigt und dadurch der alten Chronologie die wertvollsten Anhaltspunkte gibt, sowie auf die in den Texten genannten Geldwerte. Weiteren Kreisen wird vor allem die Aufklärung über die religiösen Verhältnisse dieser Diasporagemeinde von Wichtigkeit sein. Da fällt vor allem in die Augen, daß sie im vollen Maße das Recht der freien Religionsübung genießt. An der „Königsstraße" in Syene steht ein eigenes Heiligtum des Gottes Jahu, d. i. Jehova. Sie ist also nicht dem Dienst fremder Götter in der Fremde anheimgefallen. Auch geschworen wird bei Jahu, nur in einem Falle schwört eine Jüdin in einem Rechtsstreit mit einem Aegypter zu einer ägyptischen Göttin, offenbar deswegen, weil dem Aegypter nur ein solcher Eid Genüge leisten konnte. Die Namen der Kolonisten zeigen durchaus das aus dem Alten Testament bekannte Gepräge, sie kommen sogar fast alle auch im Alten Testament selbst vor, die Zusammensetzungen mit Jah (Jahu, Jehova) sind sehr häufig. Von einer Scheu, den Gottesnamen auszusprechen, findet sich keine Spur. Auch die ängstliche Abschließung von den Nichtjuden ist noch nicht zu beobachten. Eine Vermischung mit Aegyptern war möglich, so heiratete Mibtachjah, die Tochter des Machsejah in zweiter Ehe in vorgerücktem Alter (19 Jahre nach ihrer ersten Ehe mit einem Juden) einen ägyptischen Regierungsbaumeister Aschor, Sohn des Secho, doch — und das ist von großer Wichtigkeit — der Bräutigam mußte Jude werden und erhält als solcher den Namen Nathan. Die Söhne aus dieser Ehe werden nach dem Großvater und dem Vater der Mutter genannt. Sowohl die Frau als der Mann kann in der Gemeindeversammlung die Ehe als gelöst erklären. — Die Entstehung der Kolonie ist nach Smend wohl mit dem Söldnerwesen im ägyptischen Heere in Verbindung zu bringen, sie war eine Militärkolonie. Das wird durch mancherlei Andeutungen wahrscheinlich gemacht. So wird die Zitadelle einigemale erwähnt, Machsejah tut dort längere Zeit Dienst, ein Offizier tritt als Richter auf u. a. m. Doch hindert der Militärdienst nicht die Entwicklung behaglicher Verhältnisse, Erwerb von Grundeigentum, Handelschaft und Geldverleihgeschäfte. — Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, auf diesen einzigartigen Fund hinzuweisen, der der Wissenschaft so unerwartet in den Schoß gefallen ist und in mancherlei Beziehungen völlig neue Erkenntnisse vermittelt.

O. W.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Gesamtsitzung vom 14. Februar.

Unter dem Vorsitz des Sekretärs Herrn Vahlen las Herr Koser: „Zur Charakteristik des preußischen Vereinigten Landtags von 1847." Eine Meinungsverschiedenheit zwischen H. v. Sybel (Begründung des Deutschen Reichs 1, 119) und H. v. Treitschke (Deutsche Geschichte 5, 618) über die Ziele der Landtagsopposition von 1847 gibt Veranlassung, Taktik und Tendenzen der einzelnen provinziellen Gruppen der liberalen Minorität zu erörtern und mit den Sätzen der konstitutionellen Doktrin, wie sie in Deutschland durch Rotteck zusammengefaßt und durch Welcker ausgebaut worden war, in Vergleich zu stellen.

Herr Hirschfeld überreichte den Bericht über die Fortschritte der römisch-germanischen Forschung im Jahre 1905, Frankfurt a. M. 1906, erstattet von der Römisch-Germanischen Kommission des Kaiserlichen Archäologischen Instituts.

Weiter wurden vorgelegt Band 7 der von der Akademie unternommenen Ausgabe von Kants gesammelten Schriften, Berlin 1907, und das mit akademischer Unterstützung bearbeitete Werk A. A. W. Hubrecht und F. Keibel, Normentafeln zur Entwicklungsgeschichte des Koboldmaki (Tarsius spectrum) und des Plumplori (Nycticebus tardigradus). Jena 1907; ferner J. Vahlen, Opuscula academica. Pars 1. Lipsiae 1907, G. V. Schiaparelli, Venusbeobachtungen und Berechnungen der Babylonier. Berlin 1906, und H. Rosenbusch, Mikroskopische Physiographie der Mineralien und Gesteine. 4. Auflage. Band 2. Hälfte 1. Stuttgart 1907.

Die Akademie hat das korrespondierende Mitglied der physikalisch-mathematischen Klasse Herrn Dmitrij Mendelejew in St. Petersburg am 2. Februar durch den Tod verloren.

Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 21. Februar:

Unter Vorsitz des Sekretärs Herrn Vahlen las Herr Lenz über die Anfänge der Universität Berlin. Nach einer Charakteristik der Staatsordnung und des öffentlichen Geistes in Preußen vor 1806 wurden die ersten Pläne zu einer Universität in Berlin besprochen und ihr Zusammenhang mit den Reformbestrebungen jener Friedensjahre dargetan. Der Hauptträger dieser Reformen, C. Friedr. Beyme, war auch der Urheber der Idee einer Berliner Hochschule. Ein Irrtum war es, zwei Entwürfe von der Hand J. J. Engels anzunehmen und den einen bis in das Jahr 1799/1800 hinaufzurücken; es kann nur von einem die Rede sein, dem von Köpke gedruckten, aus dem März 1802.

Herr Müller las über: Neutestamentliche Bruchstücke in soghdischer Sprache. (Ersch. später.) Er teilt mit, daß es ihm gelungen sei, unter dem neuen, von Herrn A. v. Lecoq aus Chinesisch-Turkestan mitgebrachten Handschriftenmaterial soghdische Bruchstücke in syrischer Schrift aufzufinden, die sich als wörtliche Uebersetzungen neutestamentlicher Abschnitte erwiesen. Dadurch ist der Schlüssel zu der untergegangenen Sprache der Soghdier gefunden, und es besteht die begründete Hoffnung auf die Entzifferung der bisher noch rätselvollen Manuskripte in soghdischer Sprache und manichäischer Schrift.

Herr Harnack legte eine Mitteilung des Herrn Prof. Dr. C. Schmidt in Berlin „Der erste Clemensbrief in altkoptischer Uebersetzung" vor. Der Verfasser erörtert den sprachlichen und textkritischen Wert dieser neuentdeckten Uebersetzung des Clemensbriefes. Die Handschrift, welche die Königl. Bibliothek zu Berlin im vorigen Jahre erworben hat, bildet ein Papyrusbuch und gehört dem 4. Jahrhundert an.

Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse vom 22. Februar:

Unter Vorsitz des Sekretärs Herrn Waldeyer las Herr F. E. Schulze: „Ueber die Lungen der Cetaceen." Die Untersuchung erstreckte sich auf die Lunge des Tümmlers und zweier Bartenwale. An der Tümmlerlunge fällt die reiche Entwicklung des Knorpelgerüstes auf, welches sich bis in das respiratorische Parenchym erstreckt. An jeder der beiden Seitenflächen der verhältnismäßig dicken Alveolenseptен breitet sich ein besonderes respiratorisches Capillarnetz aus. Weniger weit dringen die Knorpel gegen das respirierende Parenchym vor bei den Bartenwalen, welche sich durch die Weite ihrer Alveolen auszeichnen. Atrien im Sinne Millers wurden in keiner dieser Cetaceenlungen gefunden.

Herr Waldeyer legte eine Mitteilung des Herrn Dr. Otto Kalischer in Berlin vor: Zur Funktion des Schläfenlappens des Großhirns. Eine neue Hörprüfungsmethode bei Hunden; zugleich ein Beitrag zur Dressur als physiologischer Untersuchungsmethode. Durch Dressur läßt sich bei Hunden erreichen, daß sie nur auf Anschlagen eines bestimmten Tones vorgelegte Fleischstückchen nehmen, selbst dann, wenn dieser Ton nicht allein angeschlagen wird, sondern in einem mehrgliederigen Akkorde enthalten ist, dies aber nicht tun, wenn der angeschlagene Akkord den bestimmten Ton nicht enthält. Diese Dressur läßt sich für eine Anzahl weiterer physiologischer Versuche verwenden.

Herr Orth legte eine Mitteilung des Herrn Professors Dr. Adolf Bickel vor nach gemeinschaftlich mit Herrn

Dr. L. Pincussohn angestellten Versuchen: Ueber den Einfluß des Morphiums und Opiums auf die Magen- und Pankreassaftsekretion. Während das Morphium nach den Beobachtungen von Riegel die Magensaftbildung zunächst lähmt und erst nachträglich eine Steigerung in derselben hervorruft, bewirkt das Opium, in dem neben verschiedenen anderen Substanzen auch Morphium enthalten ist, sofort eine Vermehrung in der Magensaftsekretion. Auf die Saftbildung in der Bauchspeicheldrüse wirkt Morphium in gleichsinniger Weise wie auf die Magenschleimhaut. Opium dagegen führt eine Lähmung der Pankreasdrüse herbei, und zwar ist der Stillstand der Sekretion, der nach der Opiumgabe auftritt, ein definitiver.

Kleinere Mitteilungen.

□ **Der Erklärung des Wortes „Braut"** hat unlängst der Heidelberger Germanist Wilhelm Braune in den „Beiträgen der Geschichte der deutschen Sprache und Literatur" eine interessante Untersuchung gewidmet. Nach unserem gegenwärtigen Sprachgebrauch bedeutet dieses Wort bekanntlich lediglich das verlobte Mädchen von der ersten bindenden Zusage bis zur gültigen Eheschließung vor dem Standesamt und in der Kirche. Diese Bedeutung hat das Wort „Braut" indessen nur im heutigen Deutschen, während seine Entsprechungen in den übrigen germanischen Sprachen wie auch selbst noch manche Anwendung des Wortes im Neuhochdeutschen — so Brautkammer, Brautbett, Brautnacht — auf eine andere Bedeutung hinweisen, die das Wort als die ursprünglich in allen germanischen Sprachen übliche Bezeichnung für die junge, neuvermählte Frau vom Tage der Hochzeit an, diesen unbegriffen, erscheinen läßt. Im Englischen z. B. hat das Wort „bride" heute noch nicht die Bedeutung einer Verlobten schlechtweg, sondern lediglich die der Braut am Hochzeitstage und der jungvermählten Frau; Gladstone erregte einmal im Parlament allgemeines Entsetzen, als er auf eine verlobte Prinzessin das Wort „bride" im deutschen Sinn anwandte, und mußte es in bride elect, erwählte Braut, verbessern. Aber auch im Deutschen ist die heutige Anwendung keineswegs ursprünglich oder sehr alt. Im Althochdeutschen und teilweise auch noch im Mittelhochdeutschen bedeutete das Wort „brût" ebenso wie das entsprechende Wort im Gotischen zunächst ebenfalls die Neuvermählte, woraus dann weiterhin manchmal sich die Bedeutung der Ehegattin überhaupt ergab; ein Nachklang jener alten Bedeutung ist es z. B. auch, wenn in der kirchlichen Bildersprache die Kirche die Braut Christi, oder eine Nonne des Himmels Braut genannt wird. Dabei ist durchaus an die vollzogene Vermählung zu denken, wie es z. B. deutlich in den Versen aus Schillers „Ritter Toggenburg" zum Ausdruck gelangt: „Die Ihr suchet trägt den Schleier, Ist des Himmels Braut; Gestern war des Tages Feier, Der sie Gott getraut." Im Alt- und Mittelhochdeutschen lieferte das Wort „Gemahl" (gimahalo, gimahala; der und diu gemahele), das mit „mahlian" = versprechen, verloben zusammenhängt, die Bezeichnungen für Bräutigam und Braut, wie aus den Schriftstellern unzweideutig erwiesen wird — besonders deutlich im „Armen Heinrich" des Hartmann v. Aue, wo der Ritter das Mädchen mehrfach sein „gemahele" und „trutgemahel" (= liebe Braut) nennt. Allerdings finden sich auch schon im Mittelhochdeutschen Anwendungen des Wortes „Braut" im heutigen Sinn; allgemein ist dieser Sprachgebrauch aber erst durch Luthers Bibelübersetzung geworden, in dessen ostmitteldeutscher Heimat das Wort wohl bereits ganz zur heutigen Bedeutung durchgedrungen war. Das altgermanische Wort „brût" ist übrigens auch in mehrere nichtgermanische Sprachen übergegangen; so als „bruta" und „βροῦτα" in das Spätlateinische und Spätgriechische, allerdings mit einer naheliegenden Bedeutungsverschiebung nach anderer Richtung, indem es dort nicht mehr die Neuvermählte, sondern die Schwiegertochter bezeichnete; und in der gleichen Bedeutung ist das Wort später auch in mehrere romanische Sprachen eingedrungen, so besonders als „la bru" ins Französische, wo es zweifellos aus dem Fränkischen übernommen worden ist. Aber nicht nur zu den jüngeren, sondern auch zu den älteren Sprachen des indogermanischen Sprachkreises hat das Wort interessante Beziehungen aufzuweisen. Aus Italien ist uns bekannt, daß dort an mehreren Orten eine Venus als „Venus Frutis" verehrt wurde; von einer derselben im Latium wird z. B. berichtet, daß ihr Aeneas ein aus Sizilien mitgebrachtes Aphroditebild geweiht habe. Dieser Name „Frutis" aber, dessen anlautendes F nach bekanntem Lautgesetz dem B des deutschen Wortes entspricht, war wohl nicht von Anfang an Beiname der Venus, sondern die Bezeichnung einer selbständigen Göttin, die ursprünglich als die Göttin der Neuvermählten verehrt wurde und erst später mit der Venus in eine und dieselbe Persönlichkeit zusammengeflossen ist. Da nun dieses „Frutis" aller Wahrscheinlichkeit nach auch mit dem Wortstamm zusammenhängt, der die Fruchtbarkeit bedeutet, ja einmal die Göttin Frutis in einer lateinischen Quelle schlechtweg mit der mütterlichen Venus gleichgesetzt wird, so geht man wohl nicht fehl, wenn man als die Grundbedeutung dieses Wortes, die also in letzter Linie auch unserem Worte „Braut" zukommen muß, etwa die leichtverständliche Bedeutung: „werdende Mutter" annimmt.

* **Ein wissenschaftlicher Kursus zum Studium des Alkoholismus**, veranstaltet vom Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus (Berlin), findet wiederum in der Osterwoche, vom 2. bis 6. April 1907, in der Universität Berlin statt. Die wissenschaftliche Leitung hat der bekannte Hygieniker Geh. Medizinalrat Professor Dr. Rubner (Berlin) übernommen. Vorlesungen haben zugesagt: Dr. med. Colla-Stettin (Verschiedene Formen der Alkoholvergiftung), Adolf Damaschke-Berlin (Wohnungsnot und Alkoholismus), Dr. jur. Eggers-Bremen (Das Alkoholkapital), Geh. Medizinalrat Professor Dr. Hoffa-Berlin (Die Ersetzung des Alkohols durch den Sport), Hofrat Professor Dr. Kräpelin-München (Psychologie des Alkohols), Stabsarzt Dr. Kuhn-Gr. Lichterfelde-Berlin (Der Alkohol in den Tropen), Geh. Medizinalrat Professor Dr. Möli, Direktor der städtischen Irrenanstalt in Herzberge-Berlin (Behandlung von Alkoholkranken), Professor Dr. Puppe-Königsberg (Alkohol und Zurechnungsfähigkeit), Pastor Lic. Rolffs-Osnabrück (Die moderne Antialkoholbewegung im Lichte der Geschichte), Heinrich Scharrelmann-Bremen (Schule und Haus im Kampfe gegen den Alkoholismus), Dr. med. et polit. Stehr-Wiesbaden (Alkohol und Volksernährung), Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Senatspräsident Dr. v. Strauß und Torney-Berlin (Das Schankkonzessionswesen), Professor Dr. Paul Weber-Jena (Künstlerische Erziehung und Trinksitten). Die Vorlesungen finden vormittags von 10 bis 12 Uhr und abends von 8 bis 10 Uhr statt. Die Nachmittage sind ausgefüllt mit Besichtigungen sozialhygienischer Einrichtungen Groß-Berlins unter sachkundiger Führung. Der Besuch der Vorlesungen und die Teilnahme an den Besichtigungen ist unentgeltlich. Bitten um Programme, Anfragen oder Anmeldungen sind zu richten an: Frau Lisa Gerken-Leitgebel in Friedenau bei Berlin, Cranachstr. 63, oder an die Geschäftsstelle Berlin W. 15, Emserstraße 23.

Hochschulnachrichten.

* **München.** Am 1. März ist hier der ordentliche Professor für forstliche Produktionslehre in der staatswirtschaftlichen Fakultät der Universität Geh. Rat Dr. Johann Karl Gayer im 85. Lebensjahre gestorben. Sein Lehr- und Handbuch über Forstbenutzung gilt als das beste dieser Spezialwissenschaft.

hc. **Würzburg.** Ernannt wurde der Professor Dr. med. Eugen Enderlen in Basel zum ordentlichen Professor der Chirurgie und zum Direktor der chirurgischen Universitätsklinik als Nachfolger des Professors Dr. Karl Schoenborn. Zugleich wurde ihm die Stelle eines Oberarztes der chirurgischen Abteilung des Julius-Hospitals in Würzburg übertragen. — Auf Grund der Schrift: „Erzeugung von Sekundärstrahlen durch Kanal- und Kathodenstrahlen und Reflexionen von Kanalstrahlen" habilitierte sich der Assistent am Physikalischen Institut der Universität Dr. phil. Christian Füchtbauer in der philosophischen Fakultät für das Fach der Physik.

* **Heidelberg.** Zum Prorektor der hiesigen Universität wurde Geheimer Hofrat Dr. Jellinek gewählt.

hc. **Berlin.** Dr. med. Philipp Bockenheimer, Assistenzarzt bei Professor v. Bergmann am klinischen Institut für Chirurgie, hat sich mit einer Antrittsvorlesung „Ueber die Behandlung des Wundstarrkrampfes nach klinischen und experimentellen Untersuchungen" als Privatdozent in der medizinischen Fakultät eingeführt.

hc. **Jena.** Der außerordentliche Professor und erste Assistenzarzt bei Professor Curschmann an der medizinischen Klinik der Universität Leipzig Dr. med. Karl Hirsch ist an die hiesige Universität als außerordentlicher Professor und Direktor der medizinischen Poliklinik berufen worden.

hc. **Göttingen.** Der dirigierende Arzt des Säuglingsheims in Dresden Dr. med. Bruno Salge hat einen Ruf als außerordentlicher Professor der Kinderheilkunde an die hiesige Universität erhalten und angenommen.

hc. **Kiel.** Als Nachfolger von Professor Dr. R. Brauns ist der etatsmäßige Professor für Mineralogie und Geologie an der Technischen Hochschule zu Danzig Dr. phil. Ernst Anton Wülfing berufen worden.

Jahrgang 1907. München, Mittwoch, 6. März. Nummer 55.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Franz Graf v. Pocci als Dichter und Künstler. Von Professor Dr. H. Holland (München).

Die ewige Wiederkunft des Gleichen. (Schluß.) Von Reichsgerichtsrat a. D. Dr. Petersen (München).

Bücher und Zeitschriften.

Robert Gaupp: Wege und Ziele psychiatrischer Forschung. — Ludwig Reinhardt: Vom Nebelfleck zum Menschen.

Allgemeine Rundschau.

Eine neue Heilmethode bei Nervenkrankheiten.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Franz Graf v. Pocci als Dichter und Künstler.

Geboren 7. März 1807, gestorben 7. Mai 1876.

Eine von seinen Freunden und Verehrern gestiftete, durch Christian Roth modellierte, alljährlich an diesem Tage festlich gezierte Erzbüste kennzeichnet am Promenadeplatz (Nr. 21) das Haus, wo Poccis Wiege stand. Von seinem Vater, Herrn Fabricius Grafen v. Pocci (welcher, geboren am 26. Oktober 1766 zu Viterbo, 1781 als Edelknabe in die kurfürstliche Pagerie nach München kam, in den Militärdienst trat und als Generalleutnant und Oberstthofmeister der Königin am 1. Februar 1844 starb), erbte er das italisch pulsierende Blut, den feinen Sarkasmus und die echt aristokratische Courtoisie; von seiner Mutter, einer Baronin v. Posch (geb. 1778 zu Dresden, gestorben 1849 in München), das eminente Talent für Musik, Malerei und Dichtung, die Lust und Liebe zur Kunst. Von ihrer reichen Seele stammt die „Frohnatur und das Fabulieren“. Wenn es wahr ist, daß im Kinderspiele ein tiefer Ernst geborgen sei, so mag ein aus frühester Jugend stammendes, vier Figuren, „Jäger, Hanswurst, Tod und Teufel“ darstellendes Blättchen als ein wahres Programm seiner späteren Schöpfungen gelten: Unwillkürlich denkt man dabei an Poccis „Jägerlieder“, seine fröhlichen „Komödienbüchlein“, seine Dramen vom „Karfunkel“ und „Gevatter Tod“ nebst den tiefsinnigen „Totentänzen“!

Diese aufblitzende artistische Begabung des lebhaften Knaben erhielt die richtige Pflege; den ersten Unterricht im Zeichnen erteilten J. B. Stiglmair, der nachmals berühmt gewordene Medailleur und Begründer der Erzgießerei; später Joseph Schlotthauer, der seinem Freund Peter Cornelius als Freskotier in der Glyptothek assistierte und in seiner folgenden Stellung als Akademieprofessor unzähligen jungen Kräften die Wege zur Malerei bahnte. Schlotthauer führte den leicht empfänglichen Schüler in das Kupferstichkabinett, die heutige „Graphische Sammlung“ (die gerade jetzt einen ausführlichen Einblick in Poccis gesamte Entwicklung und Tätigkeit gewährt), zeigte ihm in strenger historischer Folge die besten Meister und förderte im liebevollsten Eingehen das Verständnis dieser Vorbilder. Unverbrüchliche Freundschaft schloß Pocci mit Ludwig Schwanthaler (1802—1848), dessen Vater Franz Schwanthaler (1760—1820) in der Poccis Wohnung so naheliegenden Prannergasse (Nr. 24) sein Atelier etabliert hatte, dessen Fassade er mit dem heute noch sichtbaren, durch zwei Stockwerke laufenden Reliefffries mit Allegorien auf Krieg, Frieden, Handel und geselliges Leben geschmückt hatte.[1]) Hier lasen die beiden Studiosen nicht allein ihren Homer und Hesiod im Original, sondern illustrierten auch die alten Mythen, freuten sich aber noch mehr an den Nibelungen, modellierten das Lied von Hildebrant und Hadubrant (die beiden im Lanzenbrechen zusammensprengenden Recken in den Sammlungen des Historischen Vereins von Oberbayern) und zeichneten im glühenden Wetteifer einen von hundert reitenden Trompetern eröffneten zwölf Meter langen ritterlichen Turnierzug. Hier entstanden die Illustrationen zu Walter Scotts „Ivanhoe“, welche, auf Stein gezeichnet, nächst den Minnelieder-Kompositionen aus den Manessen, zu den Inkunabeln von Poccis Kunstübung zählen.

Das fleißige Studium der Rechtsgelehrsamkeit zu Landshut verschönte Becherklang und Lautensang; als freier Bursch der „Isaria“ komponierte Pocci das mit seiner Melodie den Kommersbüchern einverleibte „Wenn ich ein Vöglein wär“. Zum Abschied von der liebgewonnenen „Alma mater“ zeichnete er eine treue Ansicht der unvergeßlichen Musenstadt. Dieses wahre Abbild prunkte immer in seinem „Studio“; 1872 stiftete es der unterdessen zum Ehrendoktor promovierte Oberstkämmerer der Ludwigs-Maximilians-Universität zu ihrer vierten Säkularfeier!

In Starnberg und Dachau begann die Praxis. Zu München betätigte sich Pocci mit manchen Landshuter Genossen an der Gründung der „Gesellschaft zu den drei Schilden“: ein Künstler- und Gelehrtenverein „zur Erforschung der deutschen Vorzeit“ (1831). Zu den Tätigsten gehörte nächst Frhrn. v. Aufseß der edle Friedrich Hofstadt (1802 bis 1846), welcher, obwohl der Rechtsgelehrsamkeit zugetan, doch „des Zirkels Gerechtigkeit“ oblag, fast gleichzeitig mit dem Engländer Pugin das Studium der deutschen Spitzbogenkunst betrieb, die Gesetze ihrer Konstruktion erforschte und deren Grundelemente in einem gotischen Musterbuch beschrieb. Sein Ideal war, eine neue „Bauhütte“ zu gründen, in welcher neben der Architektur auch die Schwesterkünste der Plastik, Glasmalerei und Graphik gelehrt und praktisch betrieben wurden. Die Geschichte und das deutsche Recht, kurz das ganze Wesen des deutschen

[1]) Vgl. Liliencrons „Allgemeine Deutsche Biographie“ 1891, XXXIII, 190.

Volkes, sollte mit allen seinen Faktoren und Radien, nach Sitte, Sage, Brauch und Herkommen, also kulturhistorisch ergründet und erfaßt werden, wozu in dem durch Frhrn. v. Bernhard angekauften, an der damaligen Lerchen- (heute Schwanthaler-)Straße gelegenen Häuschen alles Quellenmaterial in Urkunden, Büchern, Denkmalen, Waffen, Kostümen, Geräten usw. zusammengetragen und inventarisiert ward. Die Mitglieder verbreiteten Schriften, Neujahrblätter und Ehrengaben mit rühmenswertem Fleiß und großer Opferwilligkeit. Das Pensum wuchs aber weit über die Kraft seiner Unternehmer. Nach siebenjährigen, arbeitseligen Mühsalen gelangten sie zur Gründung des „Historischen Vereins von Oberbayern". Dieser umfaßte bald alle Kreise der engeren Heimat und fächerte sich schnell über die deutschen Lande mit gleicher Zugkraft. Frhr. v. Aufseß, welcher mit Aufwand aller ihm zuständigen Mittel unentwegt die alte einheitliche Idee festhielt, realisierte endgültig die Schöpfung des „Germanischen Museums". Graf Pocci trat als treuer Freund und Berater in den Ausschuß und Aufsichtsrat beider Gesellschaften.

Indessen hatte ihn König Ludwig I., welchen Pocci auf öfteren Reisen nach Italien begleitete, längst der Themis entnommen; der Monarch betraute denselben, da ihm die Ausübung der Tondichtung als Poccis eigenster Beruf erschien, mit der Führung der kgl. Hofmusikintendanz. Die zum Fugenspiel und Extemporieren vielfach veranlagte Phantasie Poccis gewann durch Mendelssohn-Bartholdys Anwesenheit zu München (Oktober 1831) neue Anregung. Pocci edierte eine Reihe „Blumenlieder", komponierte die Singweisen zu Maßmanns „Lieder für Knaben und Mädchen" (1832), Becks Widmungsgedichte an Heinrich Hofstädter, vierstimmig (1833), gab die (schon 1826 entstandenen) altdeutschen „Minnelieder", die „Bildertöne" (1835) und „Trifolien" (1838) heraus, insbesondere aber lieferte er die zahlreichen, nach Philipp Otto Runges Vorbild mit Vignetten und Randzeichnungen geschmückten Tondichtungen zu dem mit Guido Görres redigierten „Festkalender" (1834—1840) in drei Bänden, eine nach Bild, Wort und Musik bisher unerhörte Jugendzeitschrift. Darauf folgten die Spruchbüchlein, Legenden und Märchen: „Schneewittchen", 1837, „Hänsel und Grethel", „Von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen", „Hubertus", „Schneeweißchen und Rosenroth", 1839, „Rosengärtlein", 1840, und „Blaubart", welche für die Jugend eine ganz neue Aera begründeten. Als Fortsetzung des Festkalenders kamen die „Geschichten und Lieder mit Bildern" (in drei Bänden, 1840—1845), wozu ältere und jüngere Autoren Beiträge leisteten; auch illustrierte Pocci die von Guido Görres nach Klemens Brentanos Vorbild verfaßten Märchen „Schönröslein", die lustige Historie von „Prinz Schreimund und der Prinzessin Schweigstilla" — eine ganze kleine Bibliothek, worauf jetzt (wie überhaupt auf die frühesten Erzeugnisse der Romantiker) eine bibliographische Jagd mit bereitwillig bezahlten höchsten Preisen in Antiquarkatalogen veranstaltet wird. Inzwischen schrieb Pocci viele Serien von Kammermusik: Sonaten, Rondos, Chören und Opern, welche privatim, in kleineren Familienkreisen und Hoffesten zur Aufführung kamen, darunter auch eine zweiaktige italienische Oper „L'amore alchimista", welche auch im Hoftheater eine Privataufführung erlebte, wovon sich nur ein illustrierter Theaterzettel (wieder eine für Sammler höchst willkommene kuriose Rarität) erhielt. Unbegreiflicherweise verzichtete Pocci meist auf die für einen Komponisten hocherfreuliche Ausarbeitung der Partitur, welche er, freilich unter seinen Augen, einem Konzertmeister oder Dirigenten überließ, da ihn seine unruhige Natur immer wieder zu neuen Thematen und Inspirationen fortriß.

Ein glücklicher Griff ins volle Menschenleben war die Ausgabe alter und neuer „Soldatenlieder" nach den echten Singweisen, ausgestattet mit den von Braun u. Schneider so prägnant xylographierten Bildern (Leipzig 1842 mit Jürgens). Ihnen folgten die „Jägerlieder" (Landshut 1843 und 1852 bei F. Haspel in Schwäbisch-Hall und durch Georg Scherer Leipzig 1854), welchem sich die gleichfalls von Kobell gesammelten „Schnadahüpfeln und Sprüchln" (neue Ausgabe 1872 bei Braun u. Schneider, mit Bildern von Fröhlich und Fr. Barth) anschlossen. Gleich freudige Aufnahme erfuhren die „Studentenlieder" (Landshut 1844), welche, durch Georg Scherer textlich und mit Holzschnitten von Ludwig Richter (Leipzig 1876) vermehrt, die weiteste Verbreitung gleich den in ähnlicher Zusammensetzung bearbeiteten „Volksliedern" fanden. Die mit Raumer edierten „Kinderlieder" wurden durch G. Scherers stattliche Prachtausgabe (Leipzig 1849) überboten, dessen „Osterhaas" Pocci gleichfalls mit blattgroßen Holzstockzeichnungen schmückte (1850). Poccis Zeichnungen hatten auch auf Ludwig Richter gewirkt, welcher bei jeder Gelegenheit bekannte, wie er erst durch dessen Beispiel in die ihm ganz mundgerecht gewordene Bahn eingelenkt worden sei und dadurch die ihm so zuständige populäre Formgebung gefunden habe. Neue Bilder zeichnete Pocci mit W. Kaulbach, E. Steinle u. a. zu Guido Görres „Deutschem Hausbuch", wo Brentanos goldklare „Historie des Fahrenden Schülers" die originelle Buchzier erhielt. An den „Fliegenden Blättern" und den wirklich weltbekannt gewordenen „Münchener Bilderbogen" betätigte sich Pocci weidlich; im gleichen Verlag erschienen sein fröhliches „Bilderbuch" nebst dem heiteren „Was du willst" und der „Lustigen Gesellschaft", darinnen die Kinderherz-erfreuenden Riesen, Zwerge, Popanze, chinesische Mandarine und der versteinerte Aktenwürmerpack; aber auch Rotkäppchen, der ehrliche Bretzen-verteilende Kasperl mit seiner Gretel, der schreckbare Kaminkehrer, Zigeunergesindel, der schlittenfahrende Herr Winter im Geleite der Schneemänner: sie alle ziehen im buntesten Wechsel vorüber. Mit seinen putzigen Kindertypen hat Pocci die kleine Welt mit ihren Freuden, Schmerzen und Sorgen entzückend wiedergespiegelt: man denke nur an das großäugig staunende Knäbchen, welchem der arme Lampe seine durch die Jäger erlittenen Bedrängnisse weinend berichtet, oder an den in Jägerrock und Spitzhut, die stipitzten Rebhühner an der Flinte tragend, mit pfiffig verschlagener Hinterlist dahintrottenden Reinecke! an die vor dem Pelzmärtel in toller Flucht übereinander purzelnden Schuljüngelchen!

Als Poccis ureigenste Spezialität können seine Burgen gelten, die sich unter seinem Stift und Pinsel mit zauberhafter, den staunenden Zuschauer ganz verblüffenden Schnelligkeit aufbauten: Lauter Luftschlösser von eigener Erfindung. Während er sie auf Papier warf, erzählte er dann gleichzeitig ihre darinnen im Laufe der Jahrhunderte abgespielten Familiengeschichten, dann Leben und Treiben ihrer Insassen; er wußte einen solchen glaubhaften Wechsel von Zeit und Land hineinzulegen, der den Genuß einer den Zuhörer ganz gefangen nehmenden Novelle nie verfehlte. Er schrieb seine Bilder während dem Erzählen nur so hin. Die im Fluge zu Hunderten entstandenen Blätter verschenkte er, bevor die Striche trocken waren. Sie gingen weit in die Welt. Immer neu, immer originell, Muster seiner überraschenden Improvisation. Da war z. B. ein Schloß, angeblich aus Kaiser Maximilians Zeit, welches dem tirolischen Inntale zur Zierde gedient hätte. Dann zeigte er einen alemannischen Burgstall, auf Grundmauern der Römerzeit, darüber König Dagobert oder Chlodwig einen Thurm setzte, während das vierzehnte Jahrhundert eine reiche Kemenate mit einem stolzen Palas hinzufügte

aber das dort florierende Edelgeschlecht verfiel rasch mit der Burg und kam in Besitz eines Buschklepper- und Schnapphahngesindels, welches die Wagenzüge der Kaufherren wegnahm, die Frachtschiffe des nahen Sees kaperte. So trieben sie ihr Unwesen, bis die Erfindung des Berthold Schwarz die Mauern daniederwarf in jammerwürdige Ruinen. Ein andermal skizzierte er die Ansicht des von den Schweden 1635 zerstörten, nun wieder aufgebauten Städlein „Tintenhausen"! Unter ein in vierzehn Minuten hingehextes Bergschloß setzte er die Reime: „Und hätt' ich auch an hundert Händ', mit Burgen käm ich nie zu End'!" Ein mit Feder und Kreide begonnener, dann farbig untertuschter, zwei Meter hoher Karton dieser Art hängt jetzt unter Glas und Rahmen in der „Graphischen Sammlung" als wahrhaftes Unikum.

Ebenso wie den Stift des Zeichners handhabte Pocci als Peintregraveur die Radiernadel. Ein darauf bezügliches Verzeichnis (im Archiv des „Historischen Vereins von Oberbayern" 1877, XXXVI, 306 ff.) beschreibt vorläufig an sechzig größere und kleinere Blätter, deren Zahl sicherlich noch vermehrbar wäre, darunter italienische Landschaften, der Auszug des Kaisers Rotbart aus dem Untersberg, die Burg Lichtenstein, der weihnachtliche Festwagen des Christkinds, allerlei Pokale, architektonische Kleinigkeiten und Buchzeichen; eine Widmung an Fr. Hofstadt, eine Illustration zu Kobells Gedicht über „Bacchus und die Weine" u. a. Die wenigsten Platten blieben erhalten, da Pocci dieselben freigebig verschenkte oder zu neuem Gebrauche abschliff. Eine beinahe vollständige Kollektion in besten Abdrücken besitzt die Münchener „Graphische Sammlung".

Seine in langjähriger Folge erscheinenden „Weihnachtsbilder" und Neujahrskarten wurden anfänglich durch Steindruck und Holzschnitt, später in Photographie vervielfältigt; auch die Gelegenheitsblätter, Kindergratulationen, Faschingskehraus und Aschermittwoch, die bei unleidigem Regenwetter unter Pilzen und Schwämmen Schutz suchenden Zwerge und andere Einfälle seiner ernsten Stimmung oder heiteren Laune fanden auf diese Art den Weg in die Oeffentlichkeit. Ebenso die über Hundert zählenden „Namenbilder", Buchmerkzeichen und Briefbogen. Leider gab es auch trübe Tage und melancholische Stimmungen, welche in zeitgemäß neuerfundenen, an Holbein erinnernden „Todtentanzbildern" ausklangen, und in den Dramen vom „Gevatter Tod" [2]) und „Karfunkel" [3]) ihren poetischen Abschluß fanden. Als Gegensatz sprudelte sein perlender Humor im Bereiche der Karikatur, wie die Sammelbände der Gesellschaft „Altengland" und der „Zwanglosen" in unzähligen Proben beweisen. Hierher gehört gleichfalls die Farce „Der Staatshämorrhoidarius", welcher, stets viel belacht, durch mehrere Bände der „Fliegenden" lief und in einer Gesamtausgabe große Sensation machte. Der Traum dieses Helden vom „juristischen Himmel", mit dem von Gaius, Ulpian, Cujacius, Flaccus, Papinian begleiteten, im Festzug dahinschreitenden Justinian war eine unvergleichliche Leistung. Daß sich der zeichnende Autor selbst niemals verschonte, brach jeder etwa verletzenden Intention immer die Spitze ab, so daß die Betroffenen meist zuerst in das schallende Gelächter herzhaft einstimmten.

Die Sammlung seiner lyrischen „Herbstblätter", ein die höchsten Lebensfragen à la Freidank und Leopold Schefer behandelndes Laienbrevier, bildete den literarischen Abschluß dieses Mannes, der sich buchstäblich als „drier künege kameraere" unter der Regierung Königs Max II. als Zeremonienmeister und bei König Ludwig II. als Oberstkämmerer treu bewährte. Er starb am 7. Mai 1876 hochgeehrt und allgemein betrauert.

Ein so kompliziertes Porträt richtig an seiner Stelle literarisch und artistisch einzurangieren — ist schwer; vielleicht auch unnötig. Indessen sind einige Pinselstriche mit leichten Lasuren gestattet. Was den Umgang mit Graf Pocci so angenehm und anziehend machte, war die feine Sitte, der angeborene gute Ton, der politische Anstand in allen Fragen. Dieser echte Takt, der unverbrüchlich eine sichere Grenze zu wahren wußte, tat an ihm unendlich wohl. So konnte er mit allen Ansichten und Parteien verkehren, ohne sich einer ganz hinzugeben. In diesem Sinne war Pocci Aristokrat und wahrte das in jedem Männerherzen lodernde heilige Feuer der Freiheit; er blieb in wahrer Weise liberal, da er jede auf Ueberzeugung gegründete Ansicht achtete, aber deshalb auch den gleichen Anspruch für sich erhob. Eben weil er voll echter Ehre war und auf solche hielt, konnte weder Stolz noch Eitelkeit bei ihm Wurzel fassen. Leicht entzündbar und von energischer Heftigkeit, lenkte er dann schnell wieder ein, ohne sich etwas zu vergeben; seine weiche Empfindung barg er gern hinter skurilen Einfällen. Er war ein herzensguter, wohlwollender, unerschütterlich treuer, selbstloser Freund, der das Gute, jeden Eigennutzes bar, aus reiner Freude des Wohltuns übte. (Vgl. „Allgemeine Deutsche Biographie", Leipzig. 1888. XXVI, 338.) Die neidenswerte Leichtigkeit des Produzierens (die Zahl seiner im Katalog des Historischen Vereins von Oberbayern [1877. XXXVI, 221—331] verzeichneten Arbeiten geht über ein Halbtausend, während die Ziffer seiner Handzeichnungen und Aquarelle ganz unzählbar bleiben) und die gaukelnde Fülle der sich drängenden Phantasie hinderten ihn oftsmals beim Dichten und Zeichnen an der zur künstlerischen Durchbildung unerläßlichen Feile und Glättung, obwohl er stets in gewissenhafter Aengstlichkeit auf die Wahl des zutreffendsten Wortes sann, wo sich dann eine feinformende Gabe bemerkbar machte, bis ihn die unzähmbare Hast wieder weiter trieb. In diesem verschwenderischen Hinwerfen seiner Ideen, mit den unversiegbaren Schätzen von Witz, Laune, Heiterkeit und Humor lenkte Pocci oft in die Bahnen des Dichters Clemens Brentano, ebenso aber auch — man denke nur an Poccis Komödienbüchlein und Puppenspiele — in Raimunds Feen- und Zaubergärten: als Schöpfer einer ganz neuen, echt volkstümlichen Dramatik. Während die Literatur- und Kunsthistoriker noch über die Einrangierung der ungewohnten, alle ästhetischen Mautner und Zöllner überraschenden Autors schwanken, haben sich die Maler und Dichter als Meister vom Fach mit dem unkollegialen „Dilettanten" und Karikaturisten schneller abgefunden. Wenn nur der materielle Ertrag zum Künstler stempeln sollte, kann dieser Terminus auf Pocci zutreffen. Hier mag der geistreiche W. H. v. Riehl (Die deutsche Arbeit. S. 208) den nutzlosen Wortstreit schlichten: „Dilettant ist jeder, der mit der Geistesarbeit bloß spielt und sich ergötzt, der also nicht fachmännisch geschult ist und den Ernst und die Strenge der Berufsarbeit niemals sich gewinnen wird." Ist dieser Entscheid unseres Kulturhistorikers richtig, so gehört Pocci nicht in diese leichtlebige Genossenschaft: er nahm die Kunst nicht als Spiel und Zeitvertreib, sie war ihm heiliger Ernst

[2]) „Gevatter Tod", aufgeführt zuerst im Theater des „Bürgervereins" (im damaligen „Augsburger-Hof") am 14. Mai 1855 von einer Privatgesellschaft, wobei Frhr. v. Lüttgendorf und der damals als Mime antichambrierende Ludwig Skitt die Hauptrollen spielten; dann am 22. März 1856 im Hoftheater, jedesmal mit Ouvertüre, Festmarsch und Liedern von Christian Seidel (1832—1861, vgl. Liliencrons „Allgem. Deutsche Biographie" 1891. XXXIII, 614). Die für den Träger der Titelrolle gezeichnete Skizze in der „Graphischen Sammlung".

[3]) „Der Karfunkel", aufgeführt zuerst am 17. Januar 1858 im Schweiger Volkstheater in der Au mit der damals noch unberühmten Marie Geistinger als Katherine; am 17. Juli 1860 mit Musik von Christian Seidel.

und hehrer Beruf. Freilich „Ultra posse nemo obligatur", d. h. keiner kann aus seiner Haut heraus; aber „Platz für alle hat die Erde!"

München. H. Holland.

Die ewige Wiederkunft des Gleichen.

(Schluß.)

Eine feierliche Verkündigung der Lehre, die nach einem früheren Plane in einem weiteren (fünften) Teile des Zarathustra-Buches hätte stattfinden sollen, ist nicht erfolgt. Doch kann ja darüber, was Nietzsche lehren wollte, kein Zweifel bestehen. Daß er durch einen kräftigen Entschluß seinen Bedenken ein Ende machte, soll das Gleichnis (S. 333, 334) zeigen, daß, nachdem der Hirte, dem die (den Wiederkunftsgedanken darstellende) Schlange in den Schlund gekrochen war, sich von ihr dadurch befreite, daß er ihr den Kopf abbiß. Der Hirt, der danach lachte, wie nie ein Mensch gelacht hat, ist Nietzsche selbst. Daß die lebenbejahende Auffassung der Lehre bei ihm zuletzt das Uebergewicht erlangt hatte, ergibt sich aus vielen versteckten, den „Ring der Wiederkunft", das Symbol des Kreislaufes, betreffenden Aeußerungen, am deutlichsten aus dem Abschnitt „Die sieben Siegel oder das Ja und Amen-Lied". Dort sagt Zarathustra (a. a. O. S. 334 ff.): „O wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe — dem Ring der Wiederkunft?" Dies wird sechsmal wiederholt mit dem Zusatze: „Denn ich liebe dich, o Ewigkeit."

War es hiernach Nietzsche hauptsächlich um die Wirkungen seines Gedankens auf die Menschen zu tun, so hat er sich doch auch gründlich mit dem Beweise seiner Lehre beschäftigt, die er, wie schon gesagt wurde, einem Studium der Naturwissenschaften entnehmen wollte.

Nietzsche ist davon ausgegangen, die Welt habe weder Anfang noch Ende; auch meint er, sie könne kein Ziel haben, weil dieses sonst bereits erreicht wäre. Ein unendlicher Prozeß könne keinen anderen Verlauf haben, als einen periodischen. Das Gesetz der Erhaltung der Kraft, meint er, fordere notwendig die ewige Wiederkunft aller Dinge. Die in der Welt vorhandene „Allkraft" ist nach Nietzsche begrenzt; sie wird auch nicht durch Verbrauch erschöpft und ein Stillstand der Kraftentfaltung ist ausgeschlossen, weil ein solcher, wenn er überhaupt möglich wäre, schon eingetreten sein müßte. Der Grundgedanke von Nietzsches Beweisführung ist offenbar der, daß sich, wenn die Welt unendlich, die „Allkraft" aber begrenzt sei, notwendig alles wiederholen müsse. Die Annahme unendlich neuer Veränderungen und Lagen bei einer begrenzten Kraft enthält nach seiner Auffassung einen Widerspruch. Aus einem System „bestimmter Kräfte" könne sich keine Unzähligkeit der Zustände ergeben; jede einmal gegebene Kombination müsse sich später, wenn auch vielleicht erst nach ungeheuren Zeiträumen, wiederholen; wenn ein Augenblick der Welt wiederkehre, müßten aber alle wiederkehren. Ein völliges Gleichgewicht in der Welt sei entweder unmöglich, oder die Veränderung der Kraft trete in den Kreislauf ein, bevor jenes an sich mögliche Gleichgewicht erreicht sei. Wenn aber ein Gleichgewicht der Kraft wirklich irgendwann einmal erreicht worden wäre, müßte es noch fortdauern, also sei es nie eingetreten; der augenblickliche Zustand widerspreche seiner Annahme. Bei den Ausführungen von Nietzsche muß die Unendlichkeit der Welt vorausgesetzt werden. Wenn man auf dem Boden der christlichen oder einer anderen Schöpfungslehre steht, oder aus anderen Gründen eine Entstehung und einen Untergang der Welt als solchen annimmt, fehlt es an jeder Grundlage für die Behauptung, daß ein ewiger Kreislauf stattfinde. Man muß sich deshalb, wenn man die Beweiskraft seiner Gründe beurteilen will, auf den von ihm eingenommenen, auch in der Wissenschaft vorherrschenden Standpunkt stellen, daß die Welt als solche von jeher bestanden habe und auch nicht untergehen, sondern nur andere Formen annehmen könne.

Läßt sich aber von diesem Standpunkte aus die Notwendigkeit des behaupteten Kreislaufes beweisen? Aus dem Nichtvorhandensein eines Zieles läßt sich auf die Notwendigkeit des behaupteten Kreislaufes nicht schließen. Und aus der Annahme, daß die Menge der in der Welt vorhandenen Kraft und Materie sich immer gleich bleibe, folgt nicht notwendig, daß die in der Welt vorkommenden Veränderungen sich, wenn ein bestimmter Zustand erreicht ist, wieder in derselben Reihenfolge wiederholen müssen.

Kant hat bekanntlich bezüglich der Frage, ob die Welt endlich oder unendlich sei, eine „Antinomie" angenommen, indem er ausführte, das eine lasse sich ebensowohl wie das andere beweisen. Er bemerkte, diese „vernünftelnden Behauptungen" eröffneten einen dialektischen Kampfplatz, auf dem jedesmal derjenige die Oberhand gewinne, der die Erlaubnis habe, den Angriff zu beginnen. Wenn man nun auch inzwischen zur Ablehnung der von Kant behaupteten Antinomie gelangt ist, so ist damit doch noch nicht festgestellt, wie es sich in Wirklichkeit bezüglich des „kosmologischen Problems" verhält; vielmehr handelt es sich dabei um mehr oder weniger begründete Hypothesen. Es wird nicht bloß darüber gestritten, ob die Welt als solche (oder das „Universum") unendlich sei, sondern auch darüber, ob diese Unendlichkeit sich nur auf Raum und Zeit oder auch die Masse der Materie bezieht. Wundt[6]) hält für die einzige widerspruchslose Lösung des Problems die, daß die Welt nach Raum und Zeit unendlich, ihre Masse aber eine endliche Größe sei. Wenn, wie von anderen Seiten behauptet wird,[7]) die vorhandene Masse nicht begrenzt wäre, würde dem Schluß, daß sich alle Kombinationen der Elemente wiederholen müßten, erst recht jede Grundlage fehlen. Aber auch die endliche Masse kann im unbegrenzten Raume unbeschränkt viele Kombinationen annehmen; deshalb würden sich, wenn an die Stelle eines untergegangenen Weltsystems ein neues träte, die Vorgänge innerhalb des neuen Systems nicht in völlig gleicher Weise abspielen müssen, wie in den vorausgegangenen.[8]) Aus dem von Nietzsche angerufenen Gesetze der Erhaltung der Kraft (oder besser der Energie) ergibt sich also ein zwingender Beweis für seine Behauptungen nicht.

Nietzsche spricht von einer „Allkraft". In der Natur gibt es aber eine Menge von Kräften. Selbst wenn man diese, wie es öfter geschieht, auf eine einzige „Urkraft" zurückführt, muß man mit der Mehrheit von Kräften rechnen und berücksichtigen, daß diese Kräfte sich nach dem Gesetze der Erhaltung der Energie in einander verwandeln und das Verhältnis unter ihnen sich nicht immer gleichbleibt, die mechanische Kraft sich zum Beispiel, soweit unsere Erfahrung reicht, fortwährend vermindert, die Wärme dagegen zunimmt. Nach der Kant-Laplaceschen Theorie über die Entstehung unseres Planetensystems ist durch die bei der Verdichtung aufgewendete Arbeit eine ungeheure Menge der vorhandenen mechanischen Kraft in Wärme umgewandelt worden, so daß nach einer Berechnung von Helmholtz heute nur noch etwa der 443ste Teil der ursprünglich

[6]) Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie, Bd. 1, Seite 80 ff., bes. 127 ff.

[7]) So Laßwitz a. a. O. S. 329 ff., bes. S. 343; ferner Reuschle im „Ausland", Jahrg. 1872 Nr. 15, S. 340, und Otto Liebmann, Zur Analysis der Wirklichkeit (Aufl. 3), Bd. 1, S. 403, 404.

[8]) So u. a. Riehl, Philosophischer Kritizismus, Bd. 2, Seite 249 ff. und 281 ff., bes. S. 317.

vorhandenen mechanischen Kraft als solche vorhanden ist, während der größte Teil in Wärme umgewandelt wurde. Dadurch hat sich also das Verhältnis zwischen diesen Kräften sehr verändert. Die chemischen Kräfte, die ja schon von Anfang an vorhanden sein mußten, konnten erst nach eingetretener Verdichtung ihre Wirksamkeit beginnen, haben dann aber gleichfalls große Veränderungen herbeiführen helfen. Seitdem wirken alle diese Kräfte zusammen, und ihnen, insbesondere der Wärme und dem Lichte der Sonne, verdanken alle Veränderungen, die nach der Erkaltung der Erdrinde eintraten, ihr Dasein.[9])

Der von Nietzsche behauptete Kreislauf würde nun notwendig voraussetzen, daß unser Sonnensystem im Laufe der Zeit wieder in eine Nebelmasse verwandelt würde. Nur wenn dies der Fall wäre, könnte von einer vollständigen Wiederholung der bisherigen Entwicklung die Rede sein. Le Bon hat denn in der Tat angenommen, unser Planetensystem werde wieder einmal eine Nebelmasse bilden, aus der dann eine neue Welt hervorgehen werde.[10])

Dieser Auffassung werden aber erhebliche Einwendungen entgegengehalten. Im Jahre 1824 hat Carnot den Satz aufgestellt, daß Wärme nur dann Arbeit leiste, wenn sie eine absteigende Richtung habe, d. h. von einem wärmeren Körper auf einen kälteren übergehe. Dieser Satz, nach dem die Umwandlung der Wärme in mechanische Kraft leichter von sich geht als ihre Zurückverwandlung in Wärme, wurde dann von Thompson (1851) und Clausius (1865) dahin formuliert, daß die mechanische Energie mehr und mehr in Wärme umgewandelt werde und dadurch die Temperaturunterschiede im Weltall immer kleiner würden.[11]) Bei jeder Bewegung irdischer Körper geht hiernach, wie Helmholtz sich ausdrückt, durch Reibung oder Stoß eine gewisse Menge mechanischer Kraft in Wärme über, von der nur ein Teil wieder zurückverwandelt werden kann; dasselbe ist bei jedem chemischen oder elektrischen Prozeß der Fall. Daraus ergibt sich, daß die Wärme bei jedem Naturprozeß fortdauernd zunimmt, während die mechanischen, elektrischen und chemischen Kräfte fortdauernd abnehmen. Wenn das Weltall ungestört dem Ablaufe der physikalischen Vorgänge überlassen wird, muß hiernach, wie Helmholtz bemerkt, endlich der ganze Vorrat von Kraft in Wärme übergehen und alle Wärme in das Gleichgewicht der Temperatur kommen, indem die Wärme sich über den ganzen Weltraum verbreite oder zerstreue. Dann ist, wie Helmholtz sagt: „jede Möglichkeit einer weiteren Veränderung erschöpft; dann muß ein vollständiger Stillstand aller Naturprozesse von jeder nur möglichen Art eintreten. Auch das Leben von Pflanzen, Tieren und Menschen kann nicht weiter bestehen, wenn die Sonne ihre höhere Temperatur und damit ihr Licht verloren hat und wenn sämtliche Bestandteile der Erdoberfläche die chemischen Verbindungen geschlossen haben werden, welche ihre Verwandtschaftskräfte fordern. Kurz, das Weltall wird von da an zu ewiger Ruhe verurteilt sein."

Gegen die Annahme einer derartigen, als „Entropie" bezeichneten Umwandlung, die, weil sie eine allmählich erfolgende, wenn auch erst in Millionen von Jahren zu erwartende Erstarrung unseres Planetensystems, der Lehre vom ewigen Kreislauf der Dinge direkt entgegensteht, ist nun allerdings mehrfach Widerspruch erhoben worden, z. B. von Robert Mayer, der in einem Vortrag über die Folgen der Wärmetheorie (1869) erklärte, wenn Massen von der Größe unseres Sonnensystems zusammenstürzten, werde aller Massenzusammenhang aufgehoben werden und würden die Moleküle in den Weltraum hinausfliegen.[12]) Ferner von Reuschle (Ausland 1872), der nicht nur die Wirkung von Wärme erzeugenden Zusammenstürzen betonte, sondern außer unserem Planetensystem auch den übrigen Weltenraum in Betracht zog.[13]) Aber selbst mit der Annahme, daß auf die Erstarrung unseres Planetensystems eine Neubildung folgen würde, ergäbe sich noch nicht notwendig, daß diese eine vollständige Wiederholung der früheren Zustände zur Folge haben müsse.

Wie weit Nietzsche von dieser naturwissenschaftlichen Kontroverse Kenntnis hatte, läßt sich nicht bestimmen. Wie dem auch sei, ein strenger Beweis liegt weder in der einen noch in der anderen Richtung vor. Es steht vielmehr Hypothese gegen Hypothese. Man kann, wie sogar von Anhängern Nietzsches zugegeben wird,[14]) nur sagen, der von ihm behauptete Kreislauf sei möglich, nicht aber, die ewige Wiederkunft aller Dinge müsse notwendig eintreten.

Aber das Schwergewicht des als eine „Weltdichtung" anzusehenden Wiederkunftgedankens soll ja nicht auf einem „logischen Intellektualisieren", sondern auf einem „religiösen Empfinden" beruhen. An diesem religiösen Gedanken, den Naumann (Zarathustrakommentar Bd. 4 S. 236) als eine „Vision des Genius" bezeichnet, dürfen nach seiner Ansicht alle teilnehmen, „die ihr Gefühl" dazu befähigt; der „nüchtern Erkennende" hat dagegen Ursache, sich von der Teilnahme freiwillig auszuschließen. Damit wird zugegeben, daß es sich um einen Glauben handelt, wie bei der Lehre von einem ewigen Leben nach dem Tode, der Lehre von der Seelenwanderung usw. Das war jedenfalls nicht die Auffassung von Nietzsche; denn, wenn die Lehre sich nicht ihrem vollen Umfange nach beweisen ließe, wie könnte sie die geistige Umwälzung herbeiführen, die er von ihr erwartete?

Die Meinung von Zerbst, die Lehre Nietzsches werde auch dann wirken, wenn sie nicht wahr sei, darf man sogar geradezu umkehren: sie würde die ihr zugeschriebenen Wirkungen auch dann nicht haben, wenn sie wahr wäre. Einem Menschen, der an die ewige Wiederkunft aller Dinge im Sinne von Nietzsches Lehre glaubt, wird es keineswegs so wichtig sein, ob nach Millionen Jahren wieder ein Mensch auf die Welt kommt, der aus demselben Stoffe zusammengesetzt ist und dieselben Eigenschaften hat wie er; denn von einer wirklichen Identität des „Ich", die durch das die Einheitlichkeit der Persönlichkeit bewirkende Selbstbewußtsein bedingt wird, ist keine Rede, wenn man das Vorhandensein einer besonderen, vom Leib getrennten Seele leugnet, wie es Nietzsche ohne Zweifel tat. Wie der vor Millionen Jahren lebende Vorgänger mit gleichen Eigenschaften, von dem man nichts weiß, so muß dem Menschen der nach einem solchen Zeitraum geborene Nachfolger trotz der angeblichen Uebereinstimmung in der Zusammensetzung und in den Eigenschaften als ein anderer erscheinen. Die Rücksicht auf einen derartigen Nachfolger kann den Menschen nicht einmal in demselben noch weniger in höherem Maße in seiner Handlungsweise bestimmen als die Rücksicht auf das eigene Ergehen.

---

[9]) Vgl. Helmholtz, Ueber die Wechselwirkung der Naturkräfte, Vorträge und Reden (Aufl. 4), Bd. 1, S. 51 ff., bes. S. 68 ff.; Otto Liebmann, Zur Analysis der Wirklichkeit (Aufl. 3), Bd. 1, S. 374 ff.

[10]) Vgl. Le Bon, L'homme et les sociétés, Bd. 1, S. 23, 52 und 63, und Lichtenberger, Die Philosophie Friedrich Nietzsches, deutsche Uebersetzung, S. 207 und 208.

[11]) Vgl. Helmholtz, Vorträge und Reden, Bd. 1, S. 66, 67; Mongré in der Neuen Deutschen Rundschau, J. 10, S. 1283, 1284; Sigwart, Logik, Bd. 2, S. 529, 530.

[12]) Robert Mayer, Naturwissenschaftliche Vorträge, S. 7 bis 10, und die zweite Auflage der „Mechanik der Wärme", in der sich (S. 305 ff.) der erwähnte Vortrag wird vorfinden.

[13]) Vgl. außerdem Wundt a. a. O. S. 96 ff. und Laßwitz ebenda S. 359 ff.; ferner Otto Liebmann, Zur Analysis der Wirklichkeit (Aufl. 3), Bd. 1, S. 403 ff.

[14]) Vgl. Mongré im S. Ilario, S. 349 ff., in „Das Chaos als Auslese", S. 38 ff., und in der Neuen Deutschen Rundschau, J. 10, S. 1282 ff.; im Anschlusse daran Naumann in Zarathustra-Kommentar, Bd. 1, S. 84 ff., Bd. 4, S. 248 ff.

Die christliche Lehre, daß das künftige Schicksal der Seele vom Verhalten des Menschen in diesem Leben abhängt, insbesondere die Aussicht auf das ewige Leben im Himmel oder in der Hölle bezw. auf den Aufenthalt im Fegefeuer, ja auch die Lehre von der Seelenwanderung, nach der dieses Verhalten die Art der Wiederverkörperung der Seele bestimmt, müssen auf den Menschen, der daran glaubt, notwendig stärker einwirken, als die Vorstellung, daß nach Millionen von Jahren alles wiederkehren werde.

Eine solche Wirkung kann aber, wie schon früher hervorgehoben wurde,[15]) auch aus anderen Gründen nicht stattfinden. Wenn nach dem Prinzip der ewigen Wiederkunft das ganze Leben eines Menschen sich in alle Einzelheiten wiederholt, so muß dies auch von seinen Handlungen gelten. Der Wiederkunftsgedanke führt deshalb notwendig zum Fatalismus, nach dem alles, was künftig geschehen wird, von jeher feststeht, wenn wir auch nicht wissen, wie es beschaffen sein wird. Der Mensch könnte deshalb in der neuen Weltperiode nicht anders handeln, als in der ihr vorhergegangenen. Jede (gute oder schlechte) Tat, jedes Verbrechen, jeder Selbstmord usw. müßte wiederkommen. Daß wir uns in einer Periode der Wiederholung befinden, muß aber auch Nietzsche annehmen, der zudem öfter ausgesprochen hat, alles sei schon einmal dagewesen. Danach stellt sich indessen die Lehre von der ewigen Wiederkunft in Gegensatz zu der Lehre vom Uebermenschen, nach der durch bewußtes Vorgehen der jetzt lebenden Menschen die ganze Menschheit auf eine höhere Stufe gehoben oder wenigstens eine größere Anzahl von bedeutenden Menschen gezüchtet werden soll. Ein Widerspruch zwischen den beiden Lehren besteht nur dann nicht, wenn man annimmt, auch in den früheren Weltperioden habe jemand die Züchtung von Uebermenschen oder die Erhebung der Menschheit auf eine höhere Stufe gelehrt und damit Erfolg gehabt. So hat aber Nietzsche die Sache nicht aufgefaßt, er wollte durch seine Lehre bewirken, daß ein höherer als der ohnehin eintretende Zustand erreicht werde. Das kann jedoch nicht geschehen, wenn jede neue Weltperiode mit den früheren in allen Einzelheiten übereinstimmt. Deshalb verliert die Lehre vom Uebermenschen, die einen guten Kern hat, durch Annahme der Wiederkunftslehre jede praktische Bedeutung. Will man, daß die Menschheit auf eine höhere Stufe gehoben wird, als sie nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge erreichen würde, und glaubt man, daß dieses Ziel durch zielbewußte Tätigkeit erreicht werden kann, so darf man nicht an der Lehre vom ewigen Kreislauf festhalten, wonach in den neuen Weltperioden alles so werden muß, wie es früher war.[16]) Aus alledem ergibt sich, daß die Lehre der ewigen Wiederkunft, wenn sie wahr wäre, keineswegs die erfreulichen Folgen hätte, die Nietzsche von ihr erwartete. Sie würde übrigens, auch wenn sie überhaupt wirken könnte, kaum die von Nietzsche erstrebte optimistische oder lebenbejahende Auffassung herbeiführen oder kräftigen. Auch wenn man von der Annahme einer Unsterblichkeit der Seele ganz absieht, gewährt die Auffassung, daß die Menschheit aus niedrigen Anfängen sich immer höher entwickelt hat und daß ihr eine noch höhere Entwicklung, d. h. ein stetiges Aufsteigen bevorsteht, viel erfreulichere Aussichten als die Lehre vom ewigen Kreislauf.

Was wir von den Zeiten wissen, in denen der Glaube an die ewige Wiederkunft aller Dinge und von einem Altern der Welt unter dem Einfluß der griechischen Philosophie verbreitet war, läßt denn auch in keiner Weise erkennen, daß diese Lehren eine günstige Wirkung äußerten. Auch in Indien hat der Gedanke an die ewige Wiederkehr der Geburt und des Todes zu einer Verdüsterung der Lebensanschauung geführt.

München. Petersen.

[15]) Vgl. v. Oppeln-Bronikowski, Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Jahrg. 1899, Nr. 205, S. 5.

[16]) Vgl. Spitta, Mein Recht auf Leben (Tübingen 1904), der (S. 252 ff.) für den Glauben an eine Seelenwanderung eintritt, dagegen (S. 267) den Gedanken einer ewigen Wiederkunft aller Dinge für völlig wertlos erklärte.

Bücher und Zeitschriften.

Wege und Ziele psychiatrischer Forschung. Von Dr. Robert Gaupp, o. ö. Professor der Psychiatrie an der Universität Tübingen. — Tübingen, Verlag der H. Lauppschen Buchhandlung. 28 Seiten.

In dieser als Antrittsvorlesung gehaltenen Rede gibt der bekannte Tübinger Psychiater einen Ueberblick über die Ziele, denen die psychiatrische Wissenschaft zuzustreben hat, und über die Wege, welche zu diesen Zielen führen. — Genau so, wie bei allen anderen empirischen Wissenschaften, wird auch bei der Psychiatrie die sorgfältige Sammlung der Tatsachen und die Feststellung alles dessen, was vorkommt, die erste Aufgabe sein. Nebenher gilt es aber auch, dank der Verfeinerung der exakten Untersuchungsmethoden, die körperlichen Begleiterscheinungen des Irreseins genau zu analysieren und dort, wo angängig, auch die geistigen Fähigkeiten der Geisteskranken mittels der Verfahren, die uns die moderne experimentelle Psychologie geschenkt hat, zu studieren und zu messen. Durch all diese Hilfsmittel wird dann die Kenntnis des Vorkommenden, unsere klinische Erfahrung, über die Stufe einer bloßen Empirie emporwachsen.

Die nächste Aufgabe ist dann, das gewonnene Tatsachenmaterial unter einheitliche Gesichtspunkte zu ordnen, Symptomenkomplexe und Krankheitseinheiten aufzustellen.

Bei dieser Systematisierungsarbeit wird uns künftighin auch die pathologische Anatomie mit unterstützen, welche uns schon jetzt für gewisse Geisteskrankheiten konstante pathologische Veränderungen im Gehirn als materielle Grundlage der Psychose kennen gelehrt hat.

Doch das Gebiet der modernen Psychiatrie reicht noch viel weiter. Das Studium der Kulturgeschichte und der Biographie lehrt uns die Bedeutung seelischer Anomalien für große Bewegungen im Leben der Völker wie im Schicksal einzelner Persönlichkeiten. Die Völkerpsychologie hat ebenfalls Anspruch auf ihr Interesse, und wir besitzen heute schon die Anfänge einer vergleichenden Psychiatrie. Und berücksichtigt man ferner noch, wie tief die Psychiatrie noch in die großen sozialen Fragen unserer Zeit hineingreift, z. B. vor allem in die Kriminalpsychologie, so ergibt sich, daß ihr an der gemeinsamen Arbeit der Universitas litterarum eine besonders hohe Aufgabe zufällt.

Heilanstalt Döfen. Max Liebers.

Vom Nebelfleck zum Menschen. Eine gemeinverständliche Entwicklungsgeschichte des Naturganzen nach den neuesten Forschungsergebnissen. (1. Teil.) Die Geschichte der Erde. Von Dr. Ludwig Reinhardt. XII u. 575 S. Gr. 8°. Mit einem farbigen Titelbild, 17 Vollbildern, 194 Abbildungen im Text und 3 Tafeln. München 1907, E. Reinhardts Verlag. Preis geb. 8.50 M.

Das trotz des etwas sensationell klingenden Titels durchaus ernst zu nehmende Buch bildet den ersten Teil eines von dem Verfasser bearbeiteten Gesamtwerkes, dessen zweiter Teil die „Geschichte des Lebens auf der Erde" behandeln wird. Seinem Inhalt nach zerfällt der vorliegende Band in zwei Hälften. In der ersten Hälfte macht der Verfasser nach einer kurzen, orientierenden Einleitung den Leser zunächst mit den wichtigsten Ergebnissen der Stellarastronomie bekannt, um dann in eine, im ganzen wohlgelungenen Beschreibung der einzelnen Glieder unseres Sonnensystems einzutreten. In einem besonderen Abschnitt: „Die Erde und ihr Mond", wird unser Mutterplanet etwas ausführlicher behandelt, indem Verfasser nicht nur die Erde in ihrem Verhältnis zur Sonne, sondern auch die von den ältesten Zeiten der Menschheit an bis herauf in die Gegenwart auf die Erforschung ihrer Gestalt gerichteten Bemühungen schildert, sowie die Erfolge, die hierbei erzielt wurden. An passender Stelle nimmt Verfasser ferner die Gelegenheit wahr, in diesem Abschnitt auch einige geophysikalische Gegenstände, wie Eigenwärme des Erdkörpers, Physik der Atmosphäre (Meteorologie) u. a. mehr oder weniger ausführlich zu behandeln. Nach einer kurzen Darlegung des Wissenswertesten über die Kometen und Meteore, in der besonders auch die bis jetzt bekannten Steinmeteoriten kurz beschrieben werden, geht Verfasser in der zweiten

(größeren) Hälfte des Buches dazu über, zunächst den Aufbau der festen Erdrinde sowohl vom geologischen, als auch vom morphologischen Standpunkte aus des näheren zu erläutern. Es folgt dann ein den Beziehungen zwischen Wasser und Land gewidmeter Abschnitt, an den sich in zwangloser Weise die in den letzten drei Kapiteln enthaltene Darstellung der durch den Kreislauf des Wassers verursachten Gestaltsänderungen der Erdoberfläche anschließt. Auf den Inhalt der einzelnen Kapitel noch weiter einzugehen, ist an dieser Stelle nicht möglich.

Durch frische und ansprechende, dabei durchweg gemeinverständliche Darstellung des Stoffes hat es Verfasser verstanden, das Interesse des Lesers bis zum Schlusse wachzuhalten, nicht wenig tragen hierzu auch die zahlreichen, fast ausnahmslos guten Abbildungen bei. Ueber einige Entgleisungen, welche dem Verfasser im astronomischen Teil des Buches zugestoßen sind, wollen wir hier nicht mit ihm rechten — einem Münchener Verlagshaus hätte aber die konstante Falschschreibung des Namens Fraunhofer doch wohl auffallen sollen! Auch andere Namensverstümmelungen und Verwechslungen kommen [illegible] (Mendel statt Kriaar-Menzel, Bruns statt Bruhns); Proctor, der ein englischer Schriftsteller war, wird als „deutscher Astronom" angeführt u. a. m. Diese kleinen, nur auf Aeußerlichkeiten sich beziehenden Ausstellungen können und sollen aber den Wert des vorliegenden Buches in keiner Weise herabdrücken: wir stehen vielmehr nicht an, dasselbe als eine durchaus erfreuliche Erscheinung auf dem Büchermarkte zu bezeichnen und es allen Freunden der Naturwissenschaften, namentlich auch unserer reiferen Jugend, auf das angelegentlichste zu empfehlen.

München. K. Oertel.

Allgemeine Rundschau.

Eine neue Heilmethode bei Nervenkrankheiten.

Am 21. Januar sprach Oberstabsarzt Dr. Cornelius (Berlin) in einem Vortrage in der Berliner militärärztlichen Gesellschaft (veröffentlicht in der „Deutschen militärärztlichen Zeitschrift" 1907, Heft 5, verlegt bei E. S. Mittler u. Sohn, Berlin) über Ischias und ähnliche Leiden. Er ist der Vertreter der Idee, daß das ganze Nervenleben in einem in sich geschlossenen Kreislauf arbeitet, und daß die Ursache der sogenannten nervösen Erkrankungen in meist nur mechanischen Störungen dieses Nervenkreislaufes zu suchen ist. Demgemäß versucht er den Störungen, die bei allen Leiden, wie Kopfschmerzen, Neuralgien aller Art, Magendarmstörungen, Erbrechen der Schwangeren, Hysterie und Nervenschwäche auftreten und bestimmte Nervendruckpunkte veranlassen, auch auf mechanische Weise durch Nervenpunktmassage beizukommen. Die bisher angewandten Heilmethoden, die in inneren Mitteln, Bädern, Elektrisieren, Lichtbestrahlung, Nervendehnung, der gewöhnlichen Massage bestehen, versagen in einer großen Zahl von Fällen, oder können ein immer wiederholtes Ausbrechen der Krankheit nicht verhüten, so daß die Fälle zu den unheilbaren gerechnet werden und sich die Patienten schließlich resigniert in ihr trauriges Geschick finden. Unter der großen Zahl der von ihm erfolgreich behandelten Fälle — es sind das mehr als 1000 — handelte es sich zu mehr als der Hälfte um solche verzweifelte Fälle. Er wandte bei ihnen lediglich die Nervenpunkt-Massage an und kam dabei zu dem Resultat, daß diese Methode nur unter drei Bedingungen versagte: 1. wenn man an die Nervenpunkte nicht herankam, — 2. wenn die mit der Massage notwendig verbundenen Reaktionserscheinungen bei dem durch das lange Leiden mitunter sehr geschwächten Kräftezustand der Kranken eine weitere Behandlung verbieten, — 3. wenn dem Kranken die mit Unbequemlichkeiten verbundene, sich über Wochen erstreckende Kur nicht zusagte.

Die beiden ersten Einschränkungen seien nicht einmal bei 1 Prozent aller Kranken vorhanden, die unter 3 aufgeführte lediglich Sache der Geduld des Kranken und des Vertrauens, das der Arzt genießt. Rechne man diese so geringfügigen Ausnahmen ab, so müsse jede noch so hartnäckige Ischiaserkrankung (und dasselbe gelte auch von den übrigen in Frage kommenden peripheren nervösen Leiden) geheilt werden und sei stets von ihm mittels der Nervenpunkt-Massage geheilt worden.

Dr. Cornelius hat keinen Stand, kein Alter und Geschlecht von den Leiden verschont gefunden. Am meisten sei jedoch das reifere Alter betroffen, zumal bei Ständen, die Witterungsunbilden besonders ausgesetzt sind (alle Militärs, Kriegsteilnehmer, Arbeiter und Landleute). Bei Frauen geben vielfach Erkrankungen der Beckenorgane die Ursache zu den nervösen Leiden ab.

Die Behandlung kann meistens ambulatorisch erfolgen, eine Krankenhausbehandlung ist nur selten erforderlich. Dr. Cornelius tritt daher für die Gründung besonderer Institute für die Nervenmassage ein, in denen junge Aerzte in dieser so wichtigen neuen Behandlungsmethode ausgebildet werden könnten. Dadurch würden gleichzeitig die Krankenhäuser von einer großen Zahl bisher so ungern gesehener Kranken befreit, die Unzahl jener Nervösen aber, für die man bisher keine Heilung, kaum eine Besserung hatte, und deren Klagen vielfach überhaupt keinen Glauben fanden, würde wesentliche Besserung, ja Heilung finden. Die Erfolge seiner Heilmethode veranschaulichte der Vortragende durch Demonstration einer Reihe interessanter Fälle im Anfangsstadium, während der Behandlung und nach der Heilung.

Kleinere Mitteilungen.

* **Die Wissenschaftliche Gesellschaft in Straßburg** hat in ihrer Sitzung vom 1. März beschlossen, der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde in Metz eine Beihilfe von 500 M zu gewähren, um die von ihr unternommene Herausgabe von Herons Schrift über griechische Wurfgeschosse durch Herrn Professor Schneider mit [illegible] auszustatten; ferner Herrn Professor Faust in Straßburg 500 M zu bewilligen, um seine Untersuchungen über Schlangengift nach der praktischen Seite (Immunisierung, Heilung) fortzusetzen; endlich Herrn cand. phil. V. Coulon eine Reiseunterstützung von 180 M behufs Vergleichung einer Aristophaneshandschrift in Mailand zu gewähren.

Von den Schriften der Gesellschaft ist das erste Heft erschienen: W. Spiegelberg, Der Papyrus Libbey, ein ägyptischer Heiratsvertrag. Mit 3 Tafeln in Lichtdruck. Straßburg, Karl J. Trübner, 1907. Weitere Veröffentlichungen stehen im Laufe des Sommers bevor.

* **Die Berliner Hygiene-Ausstellung,** die mit dem 14. internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie (23. bis 29. September d. J.) verbunden ist, wird in der Wandelhalle des Reichstagshauses und den sich anschließenden Nebensälen stattfinden. Die Ausstellungsleitung besteht aus Vertretern des Kultusministeriums, der hygienischen Wissenschaft, des Reichsgesundheitsamtes, der Medizinalabteilungen der Armee und Marine und der Gesundheitstechnik. Vorsitzender ist Geh. Rat Professor Dr. Rubner, Schriftführer Stabsarzt Dr. Hoffmann.

Hochschulnachrichten.

* **Würzburg.** Der Assistent am Physikalischen Institut, Dr. Ch. Füchtbauer, habilitierte sich in der hiesigen philosophischen Fakultät für das Fach der Physik.

hc. **Heidelberg.** Der etatsmäßige außerordentliche Professor und Universitätsmusikdirektor Dr. phil. Philipp Wolfrum hat einen Ruf als Direktor des städtischen Konservatoriums in Straßburg abgelehnt.

* **Straßburg.** Der Generaloberarzt und Divisionsarzt Dr. W. Schumburg hat sich als Privatdozent der Hygiene habilitiert. Er war in gleicher Eigenschaft schon von 1899 bis 1906 an der Technischen Hochschule in Hannover tätig gewesen.

hc. **Jena.** Für das Fach der Physik habilitierte sich Dr. phil. Karl Bädeker an der hiesigen Universität mit einer Schrift über „Elektrizitätsleitung in Metallverbindungen". In der Probevorlesung sprach er über „Elektronentheorie der Metalle".

hc. **Hannover.** Der etatsmäßige Professor an der hiesigen Technischen Hochschule Geh. Reg.-Rat Karl Dolezalek hat den Ruf an die Berliner Technische Hochschule abgelehnt.

* **Darmstadt.** Der Professor der Mathematik an der hiesigen Technischen Hochschule, Geh. Hofrat Dr. Siegmund Gundelfinger, wurde auf sein Nachsuchen in den Ruhestand versetzt.

hc. **Halle.** In der theologischen Fakultät der Universität hat sich Lic. theol. Dr. phil. Emil Weber als Privatdozent niedergelassen.

hc. **Breslau.** Der außerordentliche Professor für Kirchengeschichte an der Universität Marburg Lic. theol. Dr. phil. Georg Wobbermin hat einen Ruf als ordentlicher Professor an die evangelisch-theologische Fakultät der hiesigen Universität erhalten.

Büchereinlauf.

Rechts- und Staatswissenschaft.

Karl Rosenhaupt: Die Nürnberg-Fürther Metallspielwarenindustrie in geschichtlicher und sozialpolitischer Beleuchtung. (Münchener volkswirtschaftliche Studien. Herausgeg. von Lujo Brentano und Walther Lotz. 82. Stück.) Stuttgart 1907. J. G. Cotta Nachf. 219 S. (4.80 M.)

Paul Herr: Das moderne amerikanische Besserungssystem. Eine Darstellung des Systems zur Besserung jugendlicher Verbrecher in Strafrecht, Strafprozeß und Strafvollzug in den Vereinigten Staaten von Amerika. Ergebnisse einer Studienreise und zugleich ein Beitrag zur Reform der Strafgesetzgebung. Stuttgart 1907. W. Kohlhammer. 462 S. (9 M.)

Wie kann die Börse mehr der Allgemeinheit dienstbar gemacht werden? Von einem Praktiker. Sonderabdruck aus Schmollers Jahrbuch. N. F. Band 31. 1. Heft.) Leipzig 1907. Duncker u. Humblot. 32 S. (60 Pfg.)

Zur Frage der Berufsvormundschaft. Bericht über die erste Beratung deutscher Berufsvormünder zu Frankfurt am Main am 27. und 28. April 1906, erstattet vom Ständigen Ausschuß. Dresden 1906. O. V. Böhmert. 90 S. (2.40 M.)

Jakob H. Epstein: Die autonome Fabrik. Ein Versuch zur Lösung des Problems der Gewinnbeteiligung industrieller Arbeiter. Dresden 1907. O. V. Böhmert. 120 S. (2 M.)

Koloniale Finanzprobleme. Vortrag, gehalten von Bernhard Dernburg. Berlin 1907. E. S. Mittler u. Sohn. 24 S. (25 Pfg.)

Edgar Loening: Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches. Sechs Vorträge. 2. Auflage. (Aus Natur und Geisteswelt. 34. Band.) Leipzig 1906. B. G. Teubner. 140 S. (geh. 1 M, geb. 1.25 M.)

Albrecht Wirth: Der Weltverkehr. (Die Gesellschaft. 6. Band.) Frankfurt a. M. 1907. Rütten u. Loening. 106 S. (kart. 1.50 M, geb. 2 M.)

Max v. Schuster: Karl Freiherr v. Lemayer †. Ein Nachruf. Separatabdruck aus der Zeitschrift: „Das österreichische Verwaltungsarchiv 1907. 5. Jahrgang. Heft 1 u. 2. Leipzig 1907. G. Freytag. 39 S.

Statistica delle cause di morte nell' anno 1904. Introduzione. Roma 1907. G. Bertero. 72 S.

Kriegswissenschaft und Militärwesen.

Ernst Blanc: Neuer Schnell-Angriff auf ein modernes Fort. Berlin 1907. E. S. Mittler u. Sohn. 39 S. (75 Pfg.)

Der Krieg 1809. 1. Band: Regensburg. Mit 19 Beilagen, 4 Skizzen und 2 Tafeln im Texte. Bearbeitet von Eberhard Mayerhoffer von Vedropolje mit einer politischen Vorgeschichte des Krieges von Oskar Criste. Wien 1907. L. W. Seidel u. Sohn. 710 S. (25 M.)

Friedrich v. Rottbeck: Erlebnisse und Erinnerungen aus dem russisch-japanischen Kriege. Berlin 1907. Curt Wigand. 250 S. (3 M.)

v. Holleben: Der Schießunteroffizier. Aus der Praxis für die Praxis. Mit 10 Abbildungen und 4 Anlagen. Berlin 1907. Liebel. 51 S. (60 Pfg.)

Jürries: Beiträge zur praktischen Ausbildung der Infanterie-Kompagnie im gefechtsmäßigen Schießen auf Grund des Exerzier-Reglements 1906 und der Schießvorschrift 1905. Berlin 1907. Liebel. 120 S. (1.40 M.)

Gedanken über einen zeitgemäßen Ausbau unserer Wehrmacht. Wien u. Leipzig 1907. C. W. Stern. 44 S. (1 Kr.)

Militär-historisches Kriegs-Lexikon (1618—1905). Herausgegeben von Gaston Bodart. 1. Lieferung. Wien und Leipzig 1907. C. W. Stern. 128 S.

Paul Rath: Der Kampf in der italienischen Kultur. Taktisch-historische Studie. Wien u. Leipzig 1907. C. W. Stern. 30 S.

Rudolph Rittmeyer: Seekriege und Seekriegswesen in ihrer weltgeschichtlichen Entwicklung. Mit besonderer Berücksichtigung der großen Seekriege des 17. und 18. Jahrhunderts. 1. Band: Von den Anfängen bis 1740. Mit zahlreichen Porträten, Abbildungen und Skizzen. Berlin 1907. E. S. Mittler u. Sohn. 642 S. (geh. 12.50 M, geb. 14 M.)

Bewegt sich die deutsche Zivilversorgung der Unteroffiziere in angemessenen Bahnen? Ein Beitrag zur Beantwortung dieser Frage. Hannover 1906. Gebrüder Jänecke. 191 S.

Gädke: Japans Krieg und Sieg. Lieferung 1—10. Berlin SW. 1907. Alfred Schall. (Erscheint in 20 Lieferungen zu 1 M.)

Thilo Krieg: General Hermann v. Gersdorff. Ein Lebens- u. Charakterbild. M. einem Bildnis in Lichtdruck. Berlin 1907. E. S. Mittler u. Sohn. 128 S. (geh. 3 M, geb. 4 M.)

Medizin.

Ernst Schweninger: Der Arzt. (Die Gesellschaft. 7. Band.) Frankfurt a. M. 1907. Rütten u. Loening. 142 S. (geh. 1.50 M, geb. 2 M.)

Lapponi: Hypnotismus und Spiritismus. Medizinisch-kritische Studie. Autorisierte deutsche Ausgabe von M. Luttenbacher. Leipzig 1907. B. Elischer Nachfolger. 257 S. (geh. 4 M, geb. 5 M.)

Vereinigung für gerichtliche Psychologie und Psychiatrie im Großherzogtum Hessen. Bericht über die 4. Hauptversammlung am 17. Juli 1906 zu Butzbach. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes von A. Dannemann. (Juristisch-psychiatrische Grenzfragen. Herausgeber A. Finger, A. Hoche, Joh. Bresler. 5. Band. Heft 6.) Halle a. S. 1907. Carl Marhold. 66 S. (1.20 M.)

Wilhelm Hecke: Die Sterblichkeit an Tuberkulose und Krebs in Wien im Jahre 1904 nach Berufen. (Mitteilungen der Statistischen Abteilung des Wiener Magistrats.) Wien 1907. Gerlach u. Wiedling. 87 S.

Emil Lobedank: Rechtsschutz und Verbrecherbehandlung. Aerztlich-naturwissenschaftliche Ausblicke auf die zukünftige Kriminalpolitik. (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. Herausgegeben von L. Loewenfeld. Heft 46.) Wiesbaden 1906. J. F. Bergmann. 89 S. (2.40 M.)

Semi Meyer: Der Schmerz. Eine Untersuchung der psychologischen und physiologischen Bedingungen des Schmerzvorganges. (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. Heft 47.) Wiesbaden 1906. J. F. Bergmann. 79 S. (2 M.)

Technologie.

Curt Merckel: Schöpfungen der Ingenieurtechnik der Neuzeit. Mit 55 Abbildungen im Text und auf Tafeln. 2. Aufl. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. Band 28.) Leipzig 1907. B. G. Teubner. 143 S. (geh. 1 M, geb. 1.25 M.)

Groß: Die Entwicklung der Motor-Luftschiffahrt im 20. Jahrhundert. Mit 3 Separatbildern. Berlin W. 30 1906. Otto Salle. 31 S. (1 M.)

Philosophie und Aesthetik.

Franz Heinemann: Aberglaube. Geheime Wissenschaften. Wundersucht. Heft 1 (erste Hälfte) der Kulturgeschichte und Volkskunde der Schweiz. (Bibliographie der schweizerischen Landeskunde. V5.) Bern 1907. K. J. Wyß. 240 S.

Hegels theologische Jugendschriften nach den Handschriften der kgl. Bibliothek in Berlin. Herausgegeben von Herman Nohl. Tübingen 1907. J. C. B. Mohr. 405 S. (6 M.)

Charlotte Broicher: John Ruskin und sein Werk. 3. Reihe Essays. Jena 1907. Eugen Diederichs. 326 S. (brosch. 5 M, geb. 6 M.)

Robert Saudek: Billige Weisheiten. Eine Essay-Sammlung. Berlin 1907. Continent. 110 S. (2 M.)

Ernst Horneffer: Nietzsches letztes Schaffen. Eine kritische Studie. Jena 1907. Eugen Diederichs. 72 S. (1.20 M.)

Hermann Siebeck: Zur Religionsphilosophie. Drei Betrachtungen. Tübingen 1907. J. C. B. Mohr. 78 S. (1.50 M.)

Rudolf Eucken: Grundlinien einer neuen Lebensanschauung. Leipzig 1907. Veit u. Co. 314 S. (4 M.)

Blaise Pascal: Briefe gegen die Jesuiten. Jena 1907. Eugen Diederichs. 355 S. (brosch. 5 M, geb. 7 M.)

Bildende Kunst, Theater und Musik.

August Grisebach: Das deutsche Rathaus der Renaissance. Berlin 1907. Edmund Meyer. 160 S. (brosch. 6 M, geb. 8 M.)

Hans Wendland: Martin Schongauer als Kupferstecher. Mit 32 Abbildungen. Berlin 1907. Edmund Meyer. 130 S. (brosch. 6 M, geb. 8 M.)

Richard Batka: Aus der Opernwelt. Prager Kritiken und Skizzen. München 1907. Georg D. W. Callwey. 204 S. (3 M.)

Karl Franck-Oberaspach: Künstlerschaft und Fabrikantentum im Württembergischen Kunstgewerbeverein. Stuttgart 1907. K. Frank-Oberaspach. 77 S.

Erziehung und Unterricht.

Helene Simon: Schule und Brot. Hamburg 1907. Leopold Voß. 90 S. (1 M.)

R. Michel und G. Stephan: Methodisches Handbuch zu Sprachübungen. Leipzig 1907. Quelle u. Meyer. 157 S. (geh. 2 M, geb. 2.40 M.)

Karl Roller: Hausaufgaben und höhere Schulen. Leipzig 1907. Quelle u. Meyer. 141 S. (geh. 2.80 M, geb. 3.20 M.)

Jahrgang 1907. München, Donnerstag, 7. März. Nummer 56.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Zukunftsländer am La Plata. V. Von Dr. Ludwig Munzinger (München).

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Zukunftsländer am La Plata.

Von Dr. Ludwig Munzinger.

V.

Das Kampleben.

Das Reisen auf der Eisenbahn. — Argentinische Gastfreundschaft. — Rosario. — Santa Fé. — Eine Estanzia von 707 Quadratkilometer Umfang. — Der Gutshof. — Fleischfresser. — Die Zuchttiere. — Potreros und Alambrados. — Dürre und Viehsterbe. — Llueve oro. — Markieren und Numerieren. — Eine Manga. — Die Tristeza. — Ein Staubidyll: der rodeo. — So ist das Kampleben.

Abends gegen 9 Uhr geht auf dem Retiro-Bahnhof in Buenos Aires der Zug ab, den die Reisenden nach Rosario und weiter hinauf nördlich am besten benützen. Man hat in Argentinien die Fahrpläne überhaupt so eingerichtet, daß die Verbindung zwischen der Hauptstadt und anderen wichtigen Städten des Landes, Rosario, wie schon erwähnt, Cordoba und Bahia Blanca, durch Nachtzüge hergestellt wird. Der Unterschied in der Entfernung wird durch hier frühere, dort spätere Abfahrtszeiten am Vorabend ausgeglichen. Jedenfalls kommen die Reisenden morgens gegen 7 oder 8 Uhr an ihren Bestimmungsort, nachdem sie die Nacht über in den bequem und schön eingerichteten Schlafwagen geruht und früh morgens in dem ebenfalls in keinem Zuge fehlenden Speisewagen gefrühstückt haben.

Einen dieser Züge benutzte auch ich, als ich einer nach Landessitte sehr herzlichen Einladung des mir befreundeten kaufmännischen Verwalters einer großen Estanzia im santafesinischen Chako Folge zu leisten mich anschickte. Die Gastfreundschaft, die rückhaltlos, schier ohne Grenzen und wirklich gern selbst Fremden gewährt wird, wenn diese nur mit Takt sich den Verhältnissen anzubequemen verstehen, ist eine besondere Zierde Argentiniens und seiner Kampbevölkerung.

Es traf sich recht günstig, daß gerade auch der technische Leiter des Betriebes, der administrador, in Buenos Aires anwesend war, dem ich mich nun auf seiner Rückfahrt anschloß und in dem ich alsbald einen prächtigen, pflichttreuen und ehrlichen Menschen erkannte, wie sie dortzulande nicht gerade häufig sind. Er ist von Geburt Schwede, also Ausländer, wie überhaupt die Mehrzahl der Verwalter großer Estanzien und auch ein sehr großer Prozentsatz der Eigentümer Eingewanderte sind.

Als wir nach unserer ersten nächtlichen Fahrt kurz vor Rosario erwachten, erblickte ich zum erstenmal die weite argentinische Ebene. Flach wie ein Teller, so lag sie unter den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne in eigenartig melancholischer Stimmung vor mir. Kräftiger Erdgeruch, der aus den Furchen der an den Bahnkörper angrenzenden wohlbestellten Aeckern aufstieg, brachte mir den ersten Gruß des argentinischen Kamps.

Rosario ist das Zentrum einer ungemein fruchtbaren Ackerbauregion, ist ungefähr 150,000 Menschen Heimat, erfreut sich eines direkten transatlantischen Exporthandels, da Seeschiffe von nicht allzu großem Tiefgang den Paraná herauf bis hierher fahren können, und hat so, heute schon die zweitgrößte Stadt der Republik, eine bedeutende Zukunft vor sich.

Um zu unserem nächsten Ziel, der gleichnamigen Hauptstadt der Provinz Santa Fé, zu gelangen, mußten wir in Ludueña, einem Vorort von Rosario, in den weniger eleganten und bequemen Zug der französischen Gesellschaft umsteigen, die zwischen Rosario und Santa Fé und von hier aus noch einige 400 Kilometer in direkt nördlicher Richtung eine Schmalspurbahn betreibt, bis nach La Sábana, fast an der Grenze des bis heute noch unerforschten, nur von wilden Indianern durchschweiften Gran Chaco.

Die Fahrt nahm den ganzen Vormittag in Anspruch. Sie war zur Zeit der herrschenden Dürre eine wahre Qual, denn der fahrende Zug wirbelte Staub in einer Weise auf, die man nicht für möglich halten sollte. Als mir bei dem landesüblichen Frühstück (almuerzo) gegen 12 Uhr, das einem recht ausgewachsenen Mittagsessen bei uns entspricht, ein Beefsteak gebracht wurde, da war die knusperig braune Oberfläche, ehe ich nur recht zum Zerlegen kam, mit einem grau-grünen Staubschlamm überzogen, der mir jeglichen weiteren Appetit benahm. Wie wir Passagiere unter solchen Umständen aussahen, wird sich danach ein jeder leicht vorstellen können.

In Santa Fé, einem heute noch wenig bedeutenden Ort von 30,000 Einwohnern, herrschte eine in Anbetracht der wenig vorgerückten Jahreszeit recht beträchtliche Hitze. Wir hatten bis zum Abgang des Zuges, der uns während einer zweiten Nachtfahrt ans Ziel, der Bahnstation droben im wilden Chako, bringen sollte, den ganzen Nachmittag über zu warten, und ich konnte mich daher in Santa Fé ein wenig umsehen. Ein besonderer Charakter ließ sich, wenigstens in der kurzen zur Verfügung stehenden Zeit nicht feststellen. Die Santafesiner arbeiten eben eifrig an einem Hafen, der die Entwicklungsbedingungen ihrer Stadt auf die gleiche Stufe mit denen von Rosario heben

würde. Die Produkte des Chako und des umliegenden Ackerbaugebietes könnten dann direkt auf geeignete Transatlanter verfrachtet werden. Santa Fé gegenüber auf der anderen Seite des majestätischen Paraná liegt die Hauptstadt von Entre Rios, Paraná, die ihren Namen vom Strome ableitet. In der Abendsonne sah man aus weiter Ferne die weißen Türme und Häuser herüberschimmern, die gleich einer Erscheinung unkörperlich in der Luft zu schweben schienen.

Die letzte Strecke der langen Reise lag hinter uns, als wir am Morgen des dritten Tages gegen 5 Uhr klar zum Aussteigen machten. Die Landschaft hatte während der Nacht einen wesentlich anderen Charakter angenommen. Ganz eben und flach war das Gelände zwar immer noch. Rechts und links der Bahn zogen sich jedoch stellenweise offene, im übrigen ziemlich dichte Buschwälder: die typische Chako-Formation.

Bei der Station, um die sich ein kleiner Ort gruppiert, der sein Dasein wie viele größere Ansiedlungen im Chako, dem Quebrachobaum oder vielmehr dessen Anziehungskraft auf den gewinnsuchenden Menschen verdankt, erwartete uns ein offener, mit drei Pferden bespannter Jagdwagen — coche sagt man hier, auch wenn man sonst deutsch spricht. Auf diesem Gefährt rollten wir alsbald, vorbei an der Quebracho-Extraktfabrik, in den frischen Morgen hinaus, begrüßt von dem munteren Gezwitscher rotbehaubter Kardinale, die die staubgrauen Büsche am Weg belebten. Den einen Vorteil brachte die schreckliche Dürre, daß die „Wege", auf denen wir der 20 Kilometer weiter westlich, im Chakowald liegenden Estanzia zustrebten, nicht so grundlos waren wie nach einer Regenperiode.

Nach zweistündiger Fahrt öffnete sich der Wald zu einer großen offenen Ebene, in deren Mittelpunkt etwa die Gebäulichkeiten der Estanzia sichtbar wurden. Um das hochgiebelige und so im Gegensatz zu der landesüblichen Bauweise an die deutsche Heimat gemahnende Wohnhaus meines Gastgebers, sowie um das dortzulande escritorio genannte Verwaltungsgebäude zogen sich die Anfänge eines großen Gartens, in dem — Fremdlinge dort — auch deutsche Eichen angepflanzt waren. Die entsetzliche, damals etwa schon sechs Monate andauernde Trockenheit ließ jedoch die Pflanzen nicht recht fortkommen, und so boten sie einen traurigen Anblick.

Um so lustiger ging's dann drinnen im Hause zu, als sich die kleine resolute Frau Don Canutos (spanisiert aus dem schwedischen Knut) mit der Schar ihrer Blondköpfe zur Begrüßung des heimkehrenden Vaters einstellte. Viel Aufopferung und Entbehrung verlangt das Leben im Kamp von einer Frau, und sie sind von ganz besonderem Schlag: die richtigen Kampfrauen, die in selbstloser Hingabe und verständnisvoller Mitarbeit dem Mann zur Seite stehen. Don wird hier unter Beifügung des Vornamens übrigens jeder, ob Herr oder Knecht, genannt.

Das praktisch eingeteilte, namentlich dem heißen Sommer in Anlage und Materialverwendung Rechnung tragende Wohnhaus wird in der Mitte durch eine bis unter das Dach reichende luftige und geräumige Halle der ganzen Länge nach in zwei Hälften zerlegt. Links sind die Wohnräume Don Canutos, rechts die Zimmer für die Eigentümer und für Gäste; besonders wohltuend empfindet man, namentlich nach einem Ritte in Staub und Hitze, das Vorhandensein einer sehr bequemen Badeeinrichtung. In der Halle werden am langen Familientisch alle Mahlzeiten eingenommen. Das Fleisch herrscht in der einfachen, kräftigen Kost, wie landesüblich, vor. Abends wird dann im Wohnzimmer gemütlich geplaudert; bequeme Ledersessel machen dem des vielen Reitens ungewohnten Gast das Leben erträglich, und so hat, in dem freundlichen Heim Don Canutos wenigstens, das Leben im Chako durchaus nichts so Gruseliges, Sibirtenhaftes an sich, als man in Buenos Aires und im gelobten Land der mittleren Provinzen glaubt. Freilich gibt es hier oben auch Estanzias, deren Besitzer gleich seinen Knechten in einem elenden Rancho haust, Tag für Tag nur asado ißt und nichts als Mate trinkt.

Nach dem einfachen Frühstück, das uns in der Stunde unserer Ankunft die Hausfrau bot, zeigte mir Don Canuto mit der ehrlichen Freude des Schaffenden im einzelnen die Gebäulichkeiten der Estanzia — sein Werk. Der gesamte Wirtschaftsbetrieb ist nämlich erst in der Einrichtung, wenn auch in sehr fortgeschrittenem Stadium, begriffen. Die Eigentümer des 28 Legua, d. h. 707 Quadratkilometer (= Schwarzburg-Rudolstadt und Reuß ä. L.) umfassenden Besitzes hatten das Land vor Jahren als Quebracho-Ausbeutungsobjekt um etwa 45,000 M per Legua, inbegriffen Quebrachobestand, gekauft. Nachdem sie dann per Legua gut und gern für 180,000 M an Holz geschlagen hatten, verblieb ihnen das Land mit der bisher schon vielfachen und aller künftigen Wertsteigerung sozusagen geschenkt. Sie entschlossen sich, es nicht nutzlos liegen zu lassen, und ließen eine nach Bodenqualität und klimatischen Verhältnissen nur extensiv zu betreibende Viehzucht einrichten. Mit der Aufgabe der Einrichtung und Fortführung des Betriebes wurde Don Canuto betraut, der sich ihr mit all der Liebe und Gründlichkeit unterzieht, mit der er an seinem schönen Berufe hängt.

Hinter dem Ziergarten hat Don Canuto einen Gemüsegarten angelegt, in dem gerade einige Peone beschäftigt sind, die Dürre mit Wasser zu bekämpfen, das ein auf dem Wirtschaftshof stehendes, von einem göpelnden Pferde bedientes Wasserwerk liefert. Die tierische Kraft plant Don Canuto demnächst unter Benutzung der unerschöpflichen Holzvorräte des Chakowaldes durch einen Elektromotor zu ersetzen. Der soll ihm dann gleichzeitig auch Licht liefern, so daß es dann sehr modern und „comfortable" im Chako zugehen wird.

Neben dem Wasserwerk steht die Fleischerei, die carniceria, wo alltäglich an die Küche des Patrons, an die Hofknechte, sowie auch an die in nicht allzu weiter Entfernung von der Estanzia draußen im Kamp, namentlich in der Nähe der Gutsgrenze angesiedelten Peone, Fleisch abgegeben wird. Jeden Abend wird geschlachtet, und zwar an dem landesüblichen Galgen, an dem das Opfer an einem um die Hörner befestigten Strick halb hinaufgezogen und dann von kundiger Hand mit einem einzigen Messerstich getötet wird. Am andern Vormittag stellen sich dann in der carniceria von allen Seiten die Fleischempfänger ein. Der puestero, d. h. der an die Grenze detachierte Knecht, kommt entweder selbst auf einem der etwa sechs bis acht ihm zur Verfügung stehenden Pferde angeritten, wenn er etwa gleichzeitig mit dem Patron etwas zu besprechen hat, oder er schickt seinen Buben oder sein Mädchen, oder vielleicht auch alle zwei auf *einem* Pferde, um Fleisch und die übrigen von der Estanzia gelieferten Nahrungsmittel zu holen.

Jeder Peon hat nämlich außer seinem Geldlohn (im Chako 32 Mark) Anspruch auf täglich 2 Kilo Fleisch (Wert etwa 76 Pfg.), 400 Gramm Galleta, eine steinharte, zwiebackartige Brotsorte, 100 Gramm Yerba, d. h. die zu einem hellgrünen Pulver zerstampften Blätter des paraguayischen Theestrauches, die zur Bereitung des Nationalgetränkes, des Mate, dienen, und schließlich je 50 Gramm Reis und Zucker. Im wesentlichen besteht also die Nahrung dieser Menschen aus Fleisch und Mate. Während der Arbeit, oft den ganzen Tag über, essen sie gar nichts und genehmigen sich höchstens im Vorbeireiten an einem Rancho den stets ohne weitere Umstände von dessen Bewohnern angebotenen

heißen Mate, der in der Tat eine hervorragend durststillende Wirkung hat und von unseren Alpinisten erprobt zu werden verdient. Abends jedoch entwickelt der Peon einen ungeheuren Appetit und ißt — wenn man noch so sagen darf — nicht nur seine zwei Kilo Deputatfleisch, sondern oft bis zu vier weiteren, die er sich noch gekauft hat. Das klingt sehr unwahrscheinlich, ist aber Tatsache, wenn auch vielleicht mir einer eher Glauben schenken würde, wenn ich ihm erzählte, daß eines Nachts ein halbes Dutzend Jaguare um die Estanzia herumgeschlichen seien. Dann allerdings hätte er mehr Grund zum Zweifel. Die Eßlust dieser Kreolen regt sich besonders, wenn ihrer mehrere zusammenkommen, und wenn dann gar ein Quantum caña, Zuckerrohrschnaps, zur Anfeuchtung und Erheiterung vorhanden ist, dann fangen sie sich ein Tier, zerlegen es und braten es in der Haut am Spieß. Es dauert oft mehrere Stunden, bis das Fleisch gar ist; unterdessen kreisen der Mate und die Schnapsflasche. Ist's dann so weit, dann geht es mit den langen, hinten im Gürtel steckenden Messern über die Nationalspeise, asado con cuero, her. Jeder schneidet sich ein saftiges Rippenstück mit seinem Universalwerkzeug herunter, beißt hinein und schneidet mit dem Messer von unten her, eine Amputation der Nasenspitze geschickt vermeidend, den Bissen von der Rippe los. So kauern sie schmatzend, plaudernd, trinkend in Hockstellung, oft die halbe Nacht um das Feuer herum, und Don Canuto erzählte mir von einem Fall, da kürzlich zwölf Mann in einer Nacht eine ganze Kuh von 120 Kilo Schlachtgewicht, natürlich als stark wählerische und verschwenderische Gourmands, aufgefressen hatten.

Um von dieser Abschweifung zur Estanzia und ihrer Besichtigung zurückzukehren, so bildet den hinteren Abschluß der Gesamtanlage ein stattliches Gebäude, das in seinem linken Flügel die Stallungen, natürlich nur für die Zuchttiere, beherbergt. In dem die Mitte einnehmenden offenen Durchgang sind die verschiedenen Fuhrwerke untergebracht. Den rechten Flügel hält die Schreinerei und die Schmiede besetzt. In so abgelegener Gegend und bei den hohen Forderungen der Handwerker muß man nämlich imstande sein, alle Reparaturen und auch die meisten Neuanlagen, soweit Holz und Eisen in Betracht kommt, selbst mit ständigen Kräften durchzuführen. Ein bißchen Baumeister, ein bißchen Schreiner, ein bißchen Schmied muß jeder Estanziero sein.

Rechts und links von diesem Gebäude stehen dann noch niedere, ebenfalls „hausgemachte" Backsteinhäuser, in denen die stets auf dem Hof beschäftigten Peone und ihr Oberknecht, der capataz, mit Kind und Kegel untergebracht sind.

Die Gesamtanlage der Estanzia in dieser Form und Ausführung entspricht einem sehr großen wohl fundierten Unternehmen. In den Grundzügen werden jedoch auch kleinere Betriebe mit ähnlichen Anlagen rechnen müssen.

Der besondere Stolz eines jeden Estanziero sind seine Zuchttiere, und so zeigte mir Don Canuto natürlich alsbald auch seine Stiere und Hengste. Drei mächtige, im eigenen Fleisch fast erstickende Durhamstiere, deren einer gerade im gewohnten Morgenbad unter der Dusche stand, bilden eine Zier der Estanzia. Um die Verbesserung der Pferderasse sind vier Hengste, ein englischer Vollblüter, ein bildschöner Trakehner, ein Däne und ein Percheron bemüht, während zwei große, schwarzbraune Eselhengste aus Spanien gerade frisch importiert, zur Maultierzucht Verwendung finden sollen.

Auf dem ganzen weiten Gebiet der Estanzia weiden nun ungefähr 30,000 Tiere, zumeist Rindvieh, nur einige wenige Hundert Schafe und etwa 700 Pferde. Um nun die Zucht sachgemäß und unter scharfer Scheidung der Jahrgänge und der Geschlechter betreiben zu können, ist das ganze Gelände in etwa 15 große, potreros genannte Abteilungen mittelst langer Alambrados, Drahtzäune, eingeteilt. An der Ausführung des Alambrado, an seinen Pfosten, an der zwischen fünf und acht schwankenden Zahl seiner Drähte, an deren Spannung erkennt man schon in den meisten Fällen, ob Ordnung und Umsicht auf einer Estanzia herrscht. Zur Arbeit am Vieh, die in der Hauptsache im Zusammentreiben, Markieren, Einteilen und Forttreiben bezw. Verladen der Tiere, sowie in der Fürsorge um das Vorhandensein von genügend Wasser besteht, hat Don Canuto im ganzen 55 Mann zur Verfügung. Und diese uns gering erscheinende Zahl ist noch verhältnismäßig hoch, da wegen des vielen Buschwaldes, sowie den Beunruhigung verursachenden Arbeiten der Quebrachoarbeiter, hier gerade mehr Personal erforderlich ist. Ein ganz offener Nachbarkamp z. B. von 14 Legua Fläche, also halb so groß, wird mit nur zehn bis zwölf Leuten bewirtschaftet.

Bei der schrecklichen Dürre war Don Canutos Sorge um seine Tiere natürlich groß. Ein Inspektionsritt bewies mir, wie begründet sie war. Allenthalben war der Boden rissig, klaffend; von nahrhaftem pasto tierno, zartem Gras, war kaum eine Spur zu entdecken; apathisch ließ das abgemagerte Vieh die Reiter bis in nächster Nähe herankommen, überall waren ossamentos, Haufen gebleichten Gebeines zu finden oder frisch gefallene Kadaver, an denen sich zahlreiche Caranchos — eine Geierart — ihres Sanitätspolizeidienstes entledigten. Besonders viele Opfer der Dürre fanden sich im Uferschlamm eines kleinen Baches, wo sie vor Entkräftung stecken geblieben und umgekommen waren. In dieser Zeit ist es denn auch eine Hauptaufgabe der Peone, morgens die Potreros abzustreifen, um wenigstens die Haut der gefallenen Tiere zu retten.

Unter diesen Umständen kann man sich die Freude Don Canutos vorstellen, als bald nach unserer Ankunft ein starker Gewitterregen niederging. Ganz langsam kam mein Gastgeber gerade vom Wirtschaftshofe her, als ob er gar nicht heraus mehr wollte aus dem köstlichen, strömenden Naß. „Llueve oro!" (Es regnet Gold!), sagte er, vergnüglich die Hände reibend, „und es wäre recht undankbar gewesen, wenn ich jetzt mich geeilt hätte, dem Regen zu entgehen, auf den wir so lange gewartet haben! Heute abend müssen wir aber Champagner trinken!" Doppelt freudig geht nach einem solchen lange ersehnten Guß alles an die Arbeit. Des Morgens zieht man im allgemeinen schon sehr früh zum Tagewerk aus. Heute sollen z. B. einige fünfzig junge Stiere markiert und numeriert werden. Die Markierung geschieht zur Sicherung des Eigentumsrechtes, die Numerierung zur besseren Uebersicht. Früher war die auf den linken Hinterschenkel eingebrannte Marke der Estanzia das einzige Mittel, Eigentum zu bezeichnen und geltend zu machen. Bei dem gewaltig angewachsenen Viehbestand und dem lebhafter gewordenen Geschäftsverkehr gilt jedoch die Marke als Beweis des Eigentums jetzt nur dann, wenn sie mit einem obrigkeitlich ausgestellten, Tier und Marke näher bezeichnenden Certificado übereinstimmt. Ein Kauf ist immer erst mit Uebergabe der den Namen des Verkäufers und Käufers angebenden Zertifikate vollzogen.

Die Prozedur des Markierens ist mit einer erheblichen Quälerei verbunden, insofern, als die ja durchaus wilden Tiere mit dem Lasso eingefangen, roh hingeworfen und ebenfalls nicht gerade von zarten Händen gefesselt werden müssen. Auf größeren Estanzien hat man jedoch jetzt besondere Einrichtungen getroffen, um das alte Verfahren zu verbessern und die ganze Arbeit überhaupt zu beschleunigen. Es werden natürlich weniger humanitäre Gesichtspunkte gewesen sein, die hierzu drängten, sondern die mehr

praktisch-nüchterne Ueberlegung, daß man die den Ertrag der Estanzia schädigenden, beim Lassieren sehr häufigen Brüche von Gliedmaßen vermeiden müsse.

Don Canuto, stets auf die rationellste Art des Betriebes bedacht und persönlich sicherlich auch aus Mitgefühl für seine Tiere, hat sich ganz in der Nähe der Estanzia eine ungemein praktische, Manga genannte, Anlage für derartige Arbeiten geschaffen. Im Mittelpunkt von vier kleinen, je sechs bis acht Hektar umfassenden Potreros, die mit starken Palmstämmen eingezäunt sind und zusammen ein großes Quadrat bilden, befindet sich zunächst ein runder Korral, aus senkrecht in die Erde gerammten Pfählen. Dort hinein treiben die Peone, die das Vieh, das markiert werden soll, schon ganz in aller Frühe in einen der vier Potreros gebracht haben, eine Anzahl Tiere, die dann einen Ausweg durch einen etwa 15 Meter langen, ungefähr 2 Meter hohen, im Querschnitt nach unten sich verjüngenden Gang aus starken Holzbohlen suchen. Auf der einen Seite des Ganges ist in halber Höhe ein Laufbrett angebracht, wo der Mayordomo, der erste Beamte, und einige Peone kauern, und zunächst jedes einzelne Tier beim Durchgehen mittelst einer Holzbalkenkonstruktion vom nächstfolgenden trennen und so in einem ganz engen Raum einsperren. So können sie jetzt auftauchend ohne viel Mühe jedem Tiere zunächst seine Nummer aufbrennen. Ein Lasso wird dem Stier um die Hörner gelegt, zwei oder drei Knechte ziehen, sich gegen die Bretterwand stemmend, den Kopf zur Seite bis das Tier ruhig hält, und nun setzt der Mayordomo die glühenden Eisen auf die Hörner auf. In einiger Entfernung brennt ein kleines Holzfeuerchen, und geschäftig eilt einer der Peone mit frischen Eisen hin und her, während die mächtigen, großräderigen Sporen, die er sich mit einem dünnen Lederriemen an den nackten Füßen befestigt hat, ritterlich klirren.

Der vorderste Stier wird nun durch Zurückschieben einer Tür aus seinem engen Behältnis befreit. Rasch macht er einige Schritte in dem sich fortsetzenden Bohlengang nach vorwärts, um in den nächsten Potrero zu gelangen, da fassen von den Seiten her zwei mächtige, eisenbeschlagene Türen klammerartig in seine Flanken und zwingen ihn, mit den Hinterschenkeln unbeweglich still zu halten. Ein Peon, der oben auf einem über dem Gang befindlichen, gegen die Sonne durch eine Verdachung geschützten Gerüst saß, hat das mit einem Hebeldruck getan. Rasch öffnet ein zweiter eine seitlich, gerade in Höhe des linken Hinterschenkels befindliche Tür und ein dritter drückt die große, glühende Eisenmarke auf die Haut des Tieres. Es ist merkwürdig, wie unterschiedlich die einzelnen Individuen diese doch sehr schmerzhafte Operation hinnehmen. Manche zucken nur, wenn das Eisen aufgesetzt wird, andere stöhnen herzbrechend; die einen rasen nachher, wenn die Klammer gelöst und die nächste Tür zur Freiheit des Potrero geöffnet wird, im Sturm davon, die anderen ziehen ganz phlegmatisch weiter.

So wird in der Manga gearbeitet, und es ist noch von Interesse zu erwähnen, daß sich in einem der Potreros auch eine gleichfalls sinnreich erdachte Anlage zum Baden einzelner Tiere befindet, was nötig ist, um sie mit einer gewissen Lösung gegen die Viehseuche, hier tristeza genannt, zu immunisieren. Diese mörderische Krankheit ist bloß in den nördlichen Gegenden des Landes verbreitet und vermutlich dem Stich eines Insektes, der garapata, zuzuschreiben.

Am Nachmittag des nächsten Tages findet ein großer rodeo statt, d. h. es sollen aus sämtlichen, in einem entfernteren großen Potrero befindlichen Tieren die jungen zum Fettmachen geeigneten Stiere herausgesucht werden. Bei der lieblichen „Frühjahrs"-Temperatur von 36 Grad Celsius im Schatten zog alles, was reiten konnte, nach einer kurzen Nachmittagssiesta aus: Don Canuto, Don Ramon, der Mayordomo, ein junger deutscher Volontär, einige fünfzehn Peone und ich. Im Potrero angekommen, verteilten wir uns zur Streife, wobei ich mich alsbald in dem unübersichtlichen Chakowald, der dem Neuling nicht die geringste Orientierung erlaubt, verlor. Lange irrte ich auf meinem Leibschimmel umher, bis endlich der Schlag einer Axt an mein Ohr tönte. Schon wollte ich freudestrahlend auf dem tief im Gebüsch nur halb sichtbaren Quebrachoholzarbeiter zueilen, die Richtung zu erfragen, da entsann ich mich erstens, daß mir Don Canuto gleich am Tage meiner Ankunft auf die Frage, warum er immer den Revolver im Leibgurt trage, geantwortet hatte: Hay mucha gente! (Es gibt allerhand Leute!) Und zweitens fiel mir ein, daß ich gerade heute vergessen hatte, eine Schußwaffe zu mir zu stecken. Also machte ich vorsichtigerweise auf der Hinterhand kehrt und suchte weiter. Auf schlängelndem, engem Pfad, von den Dornen des Buschwerks liebkost, über morsche Stämme und zähes Schlingwerk zog ich dahin. Die Hitze brütete über den Wipfeln. Mehr als mir lieb war, fand ich Gelegenheit, in die Mysterien des Chako-Urwaldes einzudringen. Zäh, stachelig und dornig ist alles, was dort wächst: die Bäume und die Sträucher bis hinab zu der rotblühenden, lilienartigen Caraguatay, einer Pflanze, die selbst in den Zeiten größter Trockenheit Wasser in sich aufgespeichert und manches Lebewesen schon vor dem Verdursten bewahrt hat.

Endlich jedoch führte mich mein guter Stern auf eine kleine Lichtung, wo eine Koria, ein Wasserwerk für das Vieh, stand. Hier war ich wieder auf bekanntem Boden. Hier hatte ich einige Tage zuvor die Bekanntschaft des zerlumptesten aller Peone, eines noch nach Gauchoart gekleideten Alten, mit dem stolzen Namen Don José Santos Fernandez Vasquez gemacht, der sich in altspanischer Höflichkeit nach dem Befinden aller meiner Angehörigen und Bekannten im einzelnen erkundigt, und mir seine Empfehlungen für sie aufgetragen hatte, deren ich mich hier entledige! Von dieser Koria aus gewann ich nach einem kurzen Galopp die weite offene Fläche, die der Versammlungsort von etwa 3000 Stück Rindvieh sein sollte. Und richtig: da zogen sie langsam und schleppfüßig, mitunter von den treibenden Peonen in einen gemächlichen Trab versetzt, von allen Seiten aus weiter Ferne herbei. Unendlicher Staub erhob sich allenthalben und kaum konnte ich Don Canutos weißen Tropenhelm erkennen, auf den ich dann, um mich wieder zur Stelle zu melden, ventre-à-terre zuhielt. Und nun wurde ich, froh mich nützlich machen zu können, ohne weiteres in die Reihe der Viehhirten eingeteilt, die durch stetes Umkreisen die fließende, brodelnde, brandende Masse der 3000 gehörnten Häupter zusammenhalten mußten. Das heilige Feuer der Arbeit war über Don Canuto gekommen, der nun mit seinem Mayordomo in verwegenem Galoppreiten innerhalb zwei Stunden einige hundert junge Stiere aus dem Haufen herausprengte und abseits zu einem Trupp vereinigte.

Als die Sonne unter den fernen Horizont gesunken war, ließen wir die große Herde laufen, nahmen die jungen Stiere in die Mitte, und nun ging es ohne Weg und Steg über eine Kette von Waldlichtungen in die dunkle Nacht hinein. Laut tönten die Rufe der Knechte durch die Staubwolke, die einem dem Atem benahm. Klatschend fielen die schweren Reitpeitschen auf die braunen, rauhwolligen Rücken der Stiere, deren einer oder anderer von Zeit zu Zeit einen seitlichen Fluchtversuch unternahm, worauf die in seiner Nähe befindlichen Reiter in tollem Jagen über Stock und Stein das Tier in einem Bogen wieder zur Herde zurückbrachten. Es ist merkwürdig, wie sicher die argentinischen

Pferde, namentlich im nächtlichen Dunkel, gehen. Nach einer guten Stunde dieses Nachtrittes, der zuletzt von den milden Strahlen des Mondes gespenstisch beleuchtet wurde, waren wir mit den Tieren an Ort und Stelle. Ein langer, scharfer Galopp brachte uns dann bald zum freundlichen Herd der Estanzia zurück.

So arbeitet, so lebt es sich draußen im Kamp! Viel Entbehrung, viel Entsagung wird vom Kampmann verlangt. Aber gesunde und frische Menschen wachsen dort, die in der steten Berührung mit der Natur jung bleiben, die klaren Augen offen halten und es bei einigem Glück alle zu etwas bringen.

Nur schwer trennte ich mich von dem gutherzigen Gastfreund, von seiner tüchtigen Hausfrau und ihren Blondköpfen. Die kurze Spanne Kamplebens auf Rosses Rücken und die gemütlichen Plauderstunden nach getaner Arbeit werden mir stets eine liebe Erinnerung sein.

Kleinere Mitteilungen.

* **Ein neuer Fernphotograph.** Vor einem kleinen Kreis von Ingenieuren, Gelehrten und Journalisten setzte, wie der Zeit aus Brüssel gemeldet wird, der Ingenieur Camille Fontaine die Einzelheiten einer neuen Erfindung des belgischen Ingenieurs Henry Carbonelle auseinander. Es handelt sich um einen Apparat zum Telegraphieren von Schriften, Autographen, Zeichnungen, Gravüren usw.

Der von Professor Korn erfundene Apparat bedient sich des Selens, das bei der Bestrahlung von Licht seinen elektrischen Widerstand ändert. Im übrigen ist das Kornsche System ein photographisches. Der Carbonellesche Apparat ist rein mechanisch. Man schreibt einfach mit einer aus Gummi und Tusche gemischten Tinte auf metallisches Papier, etwa Stanniol. Das beschriebene metallische Papier wird auf den Zylinder eines dem Edisonschen Phonographen nachgebildeten Apparates gelegt. Ein elektrischer Strom geht durch die Membrane und von da über den Membranestift nach dem beschriebenen Papier und wird von hier aus nach der Empfängerstation weiter geleitet. Die Empfängerstation besteht ebenfalls aus einem mit der Geberstation verbundenen phonographenartigen Apparat. Die Schriftzüge auf dem metallischen Papier stellen fortgesetzte Stromunterbrechungen dar, die der Stift der Membrane der Empfängerstation wiedergibt. Photographien usw. müssen auf metallisches Papier reproduziert werden. Es muß Kohlenphotographie angewendet werden. Die kleinen Körnchen, aus denen sich das Bild zusammensetzt, genügen für die telegraphische Uebertragung.

Vor den Versammelten wurde ein 10×18 Zentimeter großes Bild Leopolds II. in einer Minute vier Sekunden übertragen. Die belgische Postverwaltung hat auf der Telegraphenstrecke Antwerpen—Brüssel das gleiche Bild mit dem Carbonelleschen Apparat in 80 Sekunden telegraphieren können. Es ist hiermit eine zwanzigmal größere Geschwindigkeit erreicht als bei dem Kornschen Apparat. Der Carbonellesche Apparat überträgt 300,000 bis 500,000 Buchstaben in der Stunde. Der Erfinder denkt sich, daß auf jedem Telegraphenamt der Absender seine Depesche auf metallisches Papier schreibt; mit dem außerordentlich einfach und sicher arbeitenden Apparat wird sie in einem Minimum von Zeit telegraphiert. Uebertragungsirrtümer sind ausgeschlossen. Weiter hegt der Erfinder die Hoffnung, daß der einfache Apparat Anschluß an die Privattelephonleitungen findet, wodurch es möglich ist, „schriftliche Gespräche" zu führen und den Nachweis des Telegraphierten sofort in die Hand zu bekommen.

Der Erfinder, der unabhängig von Korn und seit 1889 an seiner Erfindung tätig war, hat bei dem Brüsseler Professor Anspach-Puissant eifrige Förderung seiner Ideen genossen.

* **Die Ausgrabung von Herkulanum.** Wir haben in Nr. 47 von einem Briefe berichtet, den Professor Boni an Professor Waldstein richtete und in dem er sich gegen die Sammlung von Geldern im Auslande für die Ausgrabung von Herkulanum entschieden ausspricht. Nun wird aus Rom gemeldet, daß der Ministerrat beschloß, das Waldsteinsche Projekt abzulehnen und dafür die Ausgrabung Herkulanums mit italienischem Gelde zu betreiben; das ist ein neuer und entscheidender Beleg für die Richtigkeit von Maximilian Claars Auffassung, auf welche wir schon in Nr. 47 hingewiesen haben. Leider wird mit dieser Entscheidung des italienischen Ministerrats auch das interessante und wichtige Unternehmen auf lange Zeit verschoben werden.

* **Personalien.** In Würzburg ist am 3. März der Vorstand der dortigen Universitätsbibliothek, Oberbibliothekar Dr. Dietrich Kerler im nahezu vollendeten 70. Lebensjahre gestorben. Er stammte aus Urach in Württemberg. Die Würzburger Bibliothek leitete er seit 1878. — Der ordentliche Professor der Mathematik an der Universität Erlangen, Dr. Paul Gordan, feiert am 27. April seinen 70. Geburtstag. — Hofrat Dr. Emil Zuckerkandl feierte am 5. d. M. sein 25jähriges Professorenkollegium. Am 5. März 1882 wurde er zum Ordinarius in Graz ernannt. Im Jahre 1888, nach dem Tode des Hofrates Langer, wurde er nach Wien berufen. Hofrat Zuckerkandl vertritt die vergleichend anatomische Richtung in der Medizin, insbesondere die Anatomie der Sinnesorgane, der Mund- und Nasenhöhle wurde durch ihn gefördert. In den letzten Jahren hat Hofrat Zuckerkandl durch Entdeckung eines neuen Organs, des nach ihm benannten Zuckerkandlschen Organs in der menschlichen und tierischen Nebenniere, ein dunkles Gebiet der Physiologie dem Studium eröffnet. Der Jubilar, der wiederholt als Dekan der medizinischen Fakultät fungiert hat, erfreut sich außerordentlicher Beliebtheit in den Kreisen der Studenten und Professoren.

Hochschulnachrichten.

hc. **München.** Dr. oec. publ. Wilh. Graf zu Leiningen-Westerburg hat sich als Privatdozent für Agrikulturchemie und Bodenkunde in der staatswirtschaftlichen Fakultät der hiesigen Universität habilitiert. — Der außerordentliche Professor der Musikwissenschaft an der hiesigen Universität Dr. A. Sandberger tritt mit dem kommenden Sommerhalbjahr wegen andauernder Krankheit von seinem Lehramt zurück. — Professor Dr. jur. et phil. Paul Langheineken hat den Ruf als ordentlicher Professor und Nachfolger von Professor Dr. Stein auf den Lehrstuhl für Zivil- und Strafprozeß an der Universität Halle a. S. angenommen und wird sein neues Lehramt zum 1. Oktober 1907 antreten.

* **Freiburg i. Br.** Der außerordentliche Professor Dr. A. Löwy hat hier einen Lehrauftrag für Versicherungs-Mathematik erhalten.

hc. **Kiel.** In der Kieler medizinischen Fakultät hat sich der praktische Arzt Dr. med. Heinrich Schade als Privatdozent niedergelassen.

* **Göttingen.** Der Professor der klassischen Archäologie, Geheimer Regierungsrat K. Dilthey ist am 5. März im Alter von 68 Jahre gestorben. — Der a.-o. Professor und Direktor des Instituts für physikalische Chemie an der hiesigen Universität, Dr. phil. Friedrich Dolezalek hat den Ruf als etatsmäßiger Professor und Nachfolger Professor Dr. Rubens auf den Lehrstuhl für Physik an der Berliner Technischen Hochschule angenommen.

ar. **Berlin.** Als Privatdozent für das Lehrfach der Geschichte wird sich am Sonnabend an der hiesigen Universität bei der philosophischen Fakultät Dr. Paul Haake einführen. Seine öffentliche Antrittsvorlesung behandelt die Vereinigung Hannovers mit England, ihre Ursachen und ihre Folgen. — Dem Chirurgen Dr. Eugen Holländer wurde der Professor-Titel verliehen.

hc. **Breslau.** Der Privatdozent und Oberarzt an der Ophthalmologischen Klinik und Poliklinik der Universität, Professor Dr. med. Leopold Heine ist als Nachfolger von Professor Dr. O. Schirmer und ordentlicher Professor der Augenheilkunde und Direktor der Augen-Heilanstalt nach Greifswald berufen worden. — Professor Lic. theol. et Dr. phil. Georg Wobbermin, Extraordinarius für Kirchengeschichte an der Marburger Universität, hat den Ruf als ordentlicher Professor an die hiesige evangelisch-theologische Fakultät angenommen.

* **Halle.** Der Ordinarius für klassische Philologie, Friedrich Wilhelm Blaß, ist am 5. März im Alter von 64 Jahren gestorben.

* **Münster.** Zahnarzt Max Apffelstaedt wurde zum Dozenten der Zahnheilkunde an der dortigen Universität ernannt.

* **Bern.** Der Zahnarzt Dr. O. Schürch (aus Bern) hat sich als Privatdozent für Zahnheilkunde habilitiert. Bisher ist Zahnheilkunde an der dortigen Universität nicht gelehrt worden.

Verzeichnis der Vorlesungen

an der

Kgl. Friedrich Wilhelms-Universität

zu Berlin (23101)

im Sommersemester 1907

— 15. April bis 15. August —

Die Ziffern geben die Stundenzahl an. — Das g (gratis) bedeutet, daß die Vorlesung unentgeltlich ist.

Theologische Fakultät.

Graf v. Baudissin: Erklärung des Propheten Jesaja (4); Alttestamentliche Theologie (4); Alttestamentliches Seminar (2 g). — Harnack: Einleitung in das Neue Testament (4); Geschichte des Neutestamentlichen Kanons (1 g); Kirchenhistorisches Seminar (1½ g). — Holl: Kirchengeschichte II (5); Geschichte der protestantischen Theologie (4); Seminar für neuere Kirchengeschichte (1½ g). — Kaftan: Christliche Ethik (5); Sozietät für systematische Theologie (2 g). — Kleinert: Praktische Theologie (4); Homiletisches Seminar (3 g). — Pfleiderer: Religionsphilosophie mit vergleichender Religionsgeschichte (4); Geschichte der neueren Religionsphilosophie (1 g). — Seeberg: Dogmatik II (5); Neutestamentliche Theologie (5); Sozietät für systematische Theologie (2 g). — Weiß: Erklärung des Johannesevangeliums (4); Die Geschichtlichkeit des Johannesevangeliums, für Studierende aller Fakultäten (1 g); Neutestamentliches Seminar (2 g). — Deutsch: Geschichte der Reformation und Gegenreformation (4); Kirchengeschichtliche Uebungen (2 g). — A. Müller: Geschichte der Kirche im Altertum (4); Inschriftenkunde des christlichen Altertums, mit Benutzung der Denkmäler der christlich-archäologischen und epigraphischen Sammlung (1½ g); Ausgewählte Kunstdenkmäler aus der Zeit des christlichen Altertums und Mittelalters (1 g); Kirchengeschichtliche Uebungen (Reformationszeit) (1 g). — Runze: Die Probleme der Metaphysik mit Eingehen auf die Grundfragen der Religion (2); Die Lehre des Paulus (1½); Die theologischen Lehrsysteme von Schleiermacher bis zur Gegenwart (1½). — Simons: Homiletik und Katechetik (4); Jesu Gleichnisse und Wunder in Predigt und Unterricht (2); Katechetische Uebungen im praktisch-theologischen Seminar (2 g). — Frhr. v. Soden: Erklärung des Römerbriefes (4). — Strack: Einleitung in das Alte Testament (4); Psalmen (4); Ethischer Mischnatraktat Sprüche der Väter (mit Einleitung in den Talmud) (1 g); Institutum Judaicum (1 g). — Hoennicke: Evangelien Matthäus, Marcus, Lucas (4); Galaterbrief (2); Neutestamentliche Uebungen (2 g). — Küchler: Hebräische Grammatik mit Uebungen für Anfänger (4); Genesis (4); Das Alte Testament und die Keilinschriften (2 g). — K. Schmidt: Repetitorium der Kirchengeschichte (Teil I) (2); Christliche Texte in koptischer Sprache (mit Einführung in die koptische Grammatik) (2). — Stosch: Missionslehre, II. (praktischer) Teil (2 g). — Zscharnack: Kirchengeschichte im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation (4); Repetitorium der Dogmengeschichte (2); Kirchengeschichtliche Uebungen (1½ g).

Juristische Fakultät.

Brunner: Grundzüge des deutschen Privatrechts (4); Wechselrecht (1 g). — Dernburg: Bürgerliches Recht: Sachenrecht (4); Das Sachenrecht der Landesrechte, insbesondere Preußens (1 g). — Gierke: Deutsche Rechtsgeschichte (4); Bürgerliches Recht: Familienrecht (4); Handels-, See- und Binnenschiffahrtsrecht (4); Seminar für deutsches Recht (2 g). — Hellwig: Bürgerliches Recht: Erbrecht (4); Reichszivilprozeßrecht, Teil II (Zwangsvollstreckung und Konkurs) (4); Uebungen für Vorgerücktere im bürgerlichen Recht, mit schriftlichen Arbeiten (2); Seminaristische Uebungen im römischen und heutigen Zivilprozeßrecht (2 g). — Hübler: Deutsches und preußisches Verwaltungsrecht (4); Kirchenrechtliche Uebungen im Seminar (1 g). — Kahl: Strafprozeßrecht (4); Kirchenrecht der Katholiken und Protestanten (4); Deutsches Reichs- und Landesstaatsrecht, mit besonderer Berücksichtigung des preußischen Rechts (4); Eheschließung und Ehescheidung nach kirchlichem und bürgerlichem Recht (1 g). — Kipp: System des römischen Privatrechts (4); Deutsches bürgerliches Recht: Allgemeiner Teil (4); Uebungen für Anfänger im bürgerlichen Recht (2); Ausgewählte Fragen des bürgerlichen Rechts (1 g). — Kohler: Einführung in die Rechtswissenschaft (3); Bürgerliches Recht: Urheber-, Erfinder- und Gewerberecht (2); Bürgerliches Recht: Erbrecht (4); Handels-, See- und Binnenschiffahrtsrecht (4); Strafrecht (4); Deutsches Reichszivilprozeßrecht, Teil I (4); Zivilprozessuale, das bürgerliche Recht mitumfassende Uebungen, mit schriftlichen Arbeiten (2); Strafrechtliche Abteilung des juristischen Seminars (1 g). — v. Liszt: Völkerrecht (4); Rechtsphilosophie (4); Strafrechtspraktikum (mit schriftlichen Arbeiten) (2); Kriminalistisches Seminar (2 g). — v. Martitz: Deutsches Reichs- und Landesstaatsrecht, mit besonderer Berücksichtigung des preußischen Rechts (4); Deutsches und preußisches Verwaltungsrecht (4); Verwaltungsrecht des Deutschen Reiches (1 g). — Seckel: Geschichte des römischen Rechts mit Einschluß des Gerichtsverfahrens (4); Bürgerliches Recht: Recht der Schuldverhältnisse (4); Bürgerliches Recht: Familienrecht (4); Romanistisches Seminar (2 g). — Rießer: Handels-, See- und Binnenschiffahrtsrecht (6); Uebungen im Handelsrecht, mit schriftlichen Arbeiten (2); Die Aktiengesellschaft und ihr Recht (2 g). — Weissenbach: Ausgewählte Abschnitte des Militärstrafrechts (1 g). — Bornhak: Einführung in die Rechtswissenschaft (3); Uebersicht über die Rechtsentwicklung in Preußen (2); Deutsches und preußisches Verwaltungsrecht (4); Repetitorium und Praktikum des gesamten öffentlichen Rechts, mit schriftlichen Arbeiten (1½); Grundzüge der Politik und der allgemeinen Staatslehre (1 g). — Dickel: Konversatorium über bürgerliches Recht (Schuldverhältnisse, Sachenrecht) (6); Deutscher Reichszivilprozeß, II. Teil (Zwangsvollstreckung und Konkurs) (4); Uebungen mit schriftlichen Arbeiten: a) im bürgerlichen Recht, für Anfänger (2); b) im bürgerlichen Recht, für Vorgerücktere (2); c) zivilprozessualische, das bürgerliche Recht mitumfassende Uebungen (2); Aktenfälle, Konversatorium (1 g). — Kübler: System des römischen Privatrechts (8); Ausgewählte Pandektenstellen (2); Kursus I zur sprachlichen Einführung in die Quellen des römischen Rechts (3); Kursus II desgl. (3); Erklärung juristischer Papyrusurkunden (1 g). — v. Seeler: Geschichte des römischen Rechts mit Einschluß des Gerichtsverfahrens (4); Bürgerliches Recht: Allgemeiner Teil und Schuldverhältnisse (8); Römisches Erbrecht (2 g). — Sokolowski: Konversatorium über römisches Privatrecht: Allgemeiner Teil, Sachenrecht, Obligationenrecht, Familien- und Erbrecht (4); Konversatorium über bürgerliches Recht, allgemeiner Teil (2); Konversatorium über bürgerliches Recht, Familien- und Erbrecht (2); Rechtsvergleichende Studien aus dem Sachenrecht (1 g). — Martin Wolff: Deutsche Rechtsgeschichte (4); Bürgerliches Recht: Sachenrecht (Reichs- und Landesrecht) (4); Einführung in den Sachsenspiegel (1 g); Uebungen für Anfänger im bürgerlichen Recht, mit schriftlichen Arbeiten (2). — Fürstenau: Kirchenrecht der Katholiken und Protestanten (4). — Goldschmidt: Strafrecht (4); Deutsches Reichszivilprozeßrecht, Teil I (4). — Kaufmann: Völkerrecht (4); Internationales Privatrecht (2). — Klee: Konversatorium und Examinatorium über Strafrecht und Strafprozeßrecht (1½); Merkwürdige Kriminalrechtsfälle (nach Feuerbach) (1 g). — Köbner: Das Kolonialrecht Deutschlands und der wichtigsten fremden Staaten (2); Kolonialpolitik der Gegenwart (2). — Laß: Die sozialpolitische Gesetzgebung des Deutschen Reichs (Arbeiterversicherungs- und Arbeiterschutzgesetzgebung) (2); Arzt und Arbeiterversicherung (2). — v. Moeller: Deutsche Rechtsgeschichte (4); Uebersicht über die Rechtsentwicklung in Preußen (2); Die deutsche Rechtsentwicklung im 19. Jahrhundert (1). — Neubecker: Bürgerliches Recht: Sachenrecht (Reichs- und Landesrecht) (4); Bürgerliches Recht: Familienrecht (4); Bürgerliches Recht: Erbrecht (4); Uebungen für Anfänger im bürgerlichen Recht, mit schriftlichen Arbeiten (2). — Preuß: Deutsches und preußisches Staats-(Verfassungs-)Recht (4).

Medizinische Fakultät.

v. Bergmann: Chirurgische Klinik (10); Operationsübungen an der Leiche, gemeinsam mit Prof. Borchardt (6). — Bumm: Geburtshilflich-gynäkologische Klinik (7); Geburtshilflicher Operationskursus, gemeinsam mit Dr. Stoeckel (2); Klinische Besprechungen (1 g). — Engelmann: Physiologie des Menschen II (Animalische Funktionen), gemeinsam mit Prof. W. A. Nagel (4); Physiologisches Praktikum, gemeinsam mit Proff. Fritsch, R. du Bois-Reymond, Thierfelder und W. A. Nagel (4); Allgemeine Physiologie (1 g); Leitung wissenschaftlicher Arbeiten im Physiologischen Institut (tägl., g). — Hertwig: Allgemeine Anatomie (4); Praktische Uebungen in der mikroskopischen Anatomie, Kursstunden (6); Uebungen (tägl.); Embryologischer Kursus (2½); Die Zelle und ihr Leben (1 g); Arbeiten im Laboratorium des anatomisch-biologischen Instituts a) zur Ausbildung in der histologischen und embryologischen Technik, b) zur Ausführung wissenschaftlicher Aufgaben, mit Prof. R. Krause (tägl.). — Heubner: Klinik und Poliklinik für Kinderkrankheiten, Klinik (4); Poliklinik (2); Spezielle Pathologie und Therapie der Kinderkrankheiten, I. Teil: Lokal-

krankheiten (2 g). — Hildebrand: Chirurgische Klinik (7½); Chirurgischer Operationskursus (10). — Kraus: Medizinische Klinik (7½); Medizinische Poliklinik (1½); Kursus der Perkussion und Auskultation (einschließlich Röntgenverfahren) Kursus der chemischen, mikroskopischen und bakteriologische Untersuchungsmethoden; Kapitel aus der Balneologie (1 g). — v. Leyden: Medizinische Klinik (5); Ueber diätetisch-physikalische und psychische Therapie, gemeinsam mit Dr. P. Lazarus (1 g); Vorlesungen und Kurse über physikalische Diagnostik der inneren Krankheiten, gemeinsam mit Dr. P. Lazarus (3). — Liebreich: Heilmittellehre und Rezeptierkunst (3); Neuer Heilmittel (1 g); Praktische chemische und pharmakologische Uebungen, gemeinsam mit Dr. Langgaard und Dr. Spiegel (tägl.). — v. Michel: Klinik der Augenkrankheiten (5) Praktischer Kursus der Untersuchungsmethoden des Auges, einschließlich Ophthalmoskopie (4); Arbeiten im Laboratorium der Universitäts-Augenklinik (tägl., g). — Olshausen: Geburtshilflich-gynäkologische Klinik (6); Krankheiten der Schwangere (1 g). — J. Orth: Allgemeine Pathologie (6); Demonstration der Sektionstechnik (2 g); Pathologisch-anatomische Demonstrationen und Uebungen (4); Praktischer Kursus der pathologische Histologie (6). — Rubner: Bakteriologischer Anfängerkursus gemeinsam mit Dr. Ficker (2); Hygienisch-bakteriologische Uebungen (2); Bakteriologische Monatskurse für Aerzte, gemeinsam mit Dr. Ficker (tägl.); Der Hygiene II. Teil (4); Hygienische Demonstrationen und Exkursionen, gemeinsam mit Dr. Kißkalt (g); Arbeiten im Laboratorium, für Vorgerücktere (tägl.) Impfkursus. — Waldeyer: Topographische Anatomie (6) Praktische Uebungen in der Gewebelehre und mikroskopischen Anatomie, in Gemeinschaft mit Dr. Kopsch, wochentäglich, spezielle Unterweisungsstunden Mo. Di. Mi. 1—3, privatim (6) Anatomie der Hernien (2 g); Anatomische Arbeiten für Geübtere in Gemeinschaft mit Dr. W. Krause (tägl.). — Ziehen: Klinik der Nerven- und Geisteskrankheiten (4½); Klinische Demonstrationen für Vorgerücktere (1); Poliklinik der Nervenkrankheiten (2 g); Anleitung zu selbständigen psychologischen und neurologischen Arbeiten, mit Prof. Koeppen (tägl.). — B. Fränkel: Klinik der Nasen-, Schlund- und Kehlkopfkrankheiten (2); Praktische rhino-laryngologische Uebungen für Fortgeschrittenere (tägl.): Kurse der Laryngoskopie und Rhinoskopie. — Fritsch: Praktischer Kursus der normalen mikroskopischen Anatomie (4); Wissenschaftliche Arbeiten in der mikroskopisch-biologischen Abteilung des Physiologischen Instituts (tägl.). — Hirschberg: Erkenntnis und Heilart der Augenkrankheiten (2 g). — Munk: Physiologische Colloquia (2 g). — Rose: Chirurgisches Konversatorium (2 g). — Senator: Medizinische Poliklinik und Klinik (8½); Arbeiten im Laboratorium des Medizinisch-Poliklinischen Instituts, im Verein mit Dr. Richter (tägl. g). — A. Baginsky: Kursus der Kinderkrankheiten (4); Diätetik des kindlichen Alters (1 g); Diagnostik und Therapie der Kinderkrankheiten (tägl.). — Bernhardt: Nervenkrankheiten (2), Ueber den Zusammenhang der Krankheiten des Nervensystems mit den übrigen Krankheiten (g). — Bickel: Pathologische Experimentalphysiologie (1¾); Arbeiten im Laboratorium der experimentell-biologischen Abteilung des Pathologischen Instituts (tägl.); Pathologisch-physiologisches Praktikum (2); Kolloquium über die pathologische Physiologie und Diagnostik innerer Krankheiten (für Anfänger) (1 g). — Borchardt: Chirurgischer Operationskursus, gemeinsam mit Prof. v. Bergmann (6); Kursus der chirurgischen Diagnostik und Therapie (6). — Brieger: Spezielle Pathologie und Therapie der inneren Krankheiten (2); Allgemeine Therapie (2); Praktische Kurse der Hydrotherapie und Balneotherapie (3). — Busch: Zahnärztliche Poliklinik (tägl.); Die Erkrankungen der Zähne und des Mundes, I. Teil (3); Allgemeine Chirurgie (1 g). — Eulenburg: Allgemeine Nervenhygiene und Nervendiätetik (1 g). — Ewald: Kursus der Pathologie und Therapie der Verdauungskrankheiten (3); Diät und diätetische Kuren (1 g). — Fasbender: Geburtshilfe (4); Krankheiten der Eierstöcke (1 g). — Goldscheider: Physikalische Therapie (2). — Greeff: Klinik der Augenkrankheiten (5); Augenspiegelkurse; Leitung mikroskopischer Arbeiten im Laboratorium (täglich). — Grunmach: Ueber die Aktinographie (2); Ueber Pneumato-, Spiro-, Thorako- und Thermometrie (1 g); Experimentelle physikalisch-diagonostische und therapeutische Arbeiten (2). — Günther: Bakteriologie (1); Kursus der Mikrophotographie. — Hoffa: Poliklinik für orthopädische Chirurgie (3); Begutachtung und Behandlung von Unfallverletzungen, gemeinsam mit Dr. Fränkel (1); Allgemeine Aetiologie der Deformitäten, gemeinsam mit Dr. Wollenberg (1); Kapitel aus der Knochenpathologie im Röntgenbilde, gemeinsam mit Dr. Rauenbusch (1); Chirurgische Anatomie am Lebenden und am Röntgenbilde, gemeinsam mit Dr. Wollenberg (1 g); Orthopädische Technik, gemeinsam mit Dr. Helbing (2); Horstmann: Systematische Augenheilkunde (2); Kapitel aus der Augenheilkunde. — Kirchner: Kapitel der sozialen Medizin (1 g); Verhütung und Bekämpfung der Infektionskrankheiten (1 g). — Koblanck: Ueber das Wochenbett (1 g). — Löppen: Untersuchung von Geisteskranken und Gehirnkranken (2); Forensische Psychiatrie (1); Anatomie des Gehirns (1). — F. Krause: Chirurgische Poliklinik (9); Chirurgie des Gehirns, Rückenmarks und der peripheren Nerven (1 g). — R. Krause: Anatomie des Auges und Ohres (2); Das Mikroskop (2 g). — L. Landau: Frauenkrankheiten (2); Geburtshilflicher Operationskursus (2). — Lassar: Hautkrankheiten und Syphilis (5). — Lesser: Klinik der Haut- und Geschlechtskrankheiten (4); Pathologie und Therapie der Gonorrhöe (1 g). — Litten: Kursus der physikalischen Untersuchungsmethoden, gemeinsam mit Dr. F. Klemperer (2); Innere Krankheiten mit Hinsicht auf das Krankenkassengesetz, die Alters- und Invaliditätsversicherung (1 g). — Mendel: Ueber Zurechnungsfähigkeit (1 g); Arbeiten im Laboratorium aus dem Gebiete der Krankheiten des Nervensystems (täglich). — Moeli: Ueber die Beziehungen zwischen Geistesstörung und Rechtspflege (1 g). — W. A. Nagel: Physiologie der Sinnesorgane (4); Kolloquium über Fragen der Sinnesphysiologie (1); Kapitel aus der vergleichenden Sinnesphysiologie (1); Arbeiten im Laboratorium der physikalischen Abteilung (täglich). — W. Nagel: Geburtshilflicher Operationskursus (6); Kursus der gynäkologischen Diagnostik und Therapie (6); Geschichte der Geburtshilfe (1 g). — Pagel: Literaturgeschichte der Medizin (2); Einführung in das Studium der Medizin (1 g); Medizinisch-historische Kolloquien (g). — Passow: Klinik der Ohrenkrankheiten und der damit im Zusammenhang stehenden Erkrankungen der Nase und des Nasenrachenraumes (2); Kursus der Ohrspiegeluntersuchungen (1). — Posner: Die Krankheiten der Harn- und männlichen Geschlechtsorgane (2); Die moderne Diagnostik der Harnkrankheiten (1 g). — Remak: Krankheiten des Nervensystems (2). — Salkowski: Physiologische und pathologische Chemie (2); Chemie für Mediziner, in Gemeinschaft mit Dr. Neuberg (6); Arbeiten in der chemischen Abteilung des Pathologischen Instituts (täglich). — Schoeler: Aeußere Augenerkrankungen (1 g). — Siler: Augenspiegelkursus (2) Kapitel aus der Augenhygiene (1 g). — Sonnenburg Frakturen und Luxationen (2). — F. Straßmann: Gerichtliche Medizin für Juristen (2); Gerichtliche Medizin für Mediziner (2); Kursus der gerichtlichen Medizin, mit Dr. Strauch (8); Arbeiten im Laboratorium der Unterrichtsanstalt für Staatsarzneikunde (täglich g). — Thierfelder: Physiologische und pathologische Chemie (2); Kursus der Chemie für Mediziner (6); Kursus der physiologischen Chemie; Arbeiten in der chemischen Abteilung des Physiologischen Instituts (täglich). — Virchow: Skelettlehre (3); Topographische Anatomie für weibliche Studierende (4); Topographische Präparierübungen (täglich) Leitung wissenschaftlicher Arbeiten im Laboratorium (täglich). — Warnekros: Ausgewählte Kapitel aus der Zahnheilkunde (2 g). — Wassermann: Experimentelle Therapie (1); Ergebnisse der Immunitätsforschung (1 g). — Max Wolff: Praktischer Kursus der Bakteriologie (2); Lungenkrankheiten (1 g). — Abderhalden: Chemie und Physiologie der Eiweißstoffe (1). — Abelsdorff: Die Untersuchungsmethoden des Auges (2); Ueber die Hygiene des Auges (1 g). — Albu: Perkussion und Auskultation (2) Chemische, mikroskopische und bakteriologische Untersuchungsmethoden der Sekrete und Exkrete (2); Diagnostik und Therapie der Verdauungskrankheiten (2). — B. Baginsky: Otiatrischer Kursus (2); Laryngoskopisch-rhinoskopischer Kursus (2). — v. Bardeleben: Praktischer Kursus der gynäkologischen Diagnostik und Therapie (3); Geburtshilfliche Operationskurse (3); Geburtshilfliches Kolloquium (g). — Behrend: Ueber Prostitution in ethischer, rechtlicher und gesundheitlicher Beziehung (1 g). — Beitzke: Diagnostisch-mikroskopischer Kursus an frischem Material (2); Kursus der bakteriologischen Diagnostik an Material vom Lebenden und an der Leiche (2); Kursus der Sektionstechnik, mit Protokollierübungen (2); Ueber Kreislaufstörungen (1 g). — Benda: Praktische Uebungen der mikroskopischen Technik und der Reproduktionsmethoden (3); Das Mikroskop (1 g); Leitung anatomischer und mikroskopischer Arbeiten im Laboratorium (täglich). — Bendix: Kursus der Kinderkrankheiten (2); Die Ernährung des gesunden und kranken Säuglings (1 g). — Bergell: Ueber Fermente (2). — Blumenthal: Chemisch-mikroskopisch-bakteriologischer Kursus am Krankenbett (2); Spezielle Pathologie und Therapie der inneren Krankheiten (2); Krebskrankheit (1 g). — Blumreich: Praktischer Kursus der gynäkologischen Diagnostik und Therapie (3); Geburtshilfe (3). — Boedeker: Ueber Geistesstörungen nach Infektionen und Intoxikationen (1 g). — Brandenburg: Kursus der Perkussion und Auskultation (3). — Brühl: Praktikum der Ohrenheilkunde (2). — Bruhns: Therapie der Haut- und Geschlechtskrankheiten (1 g); Die visceralen und parasyphilitischen Erscheinungen der Lues (1 g). — Burghart: Kapitel der inneren Medizin (2). — Buschke: Die

wichtigsten diagnostischen und therapeutischen Fragen aus dem Gebiet der Haut- und Geschlechtskrankheiten (1 g); Pathologie und Therapie der Gonorrhöe (1 g). — Casper: Uebungen im Katheterisieren, Cystoskopieren, Urethroskopieren usw. am Lebenden (2). — R. Cassirer: Normale und pathologische Histologie des Nervensystems (2); Ueber Rückenmarkskrankheiten (1 g). — R. du Bois-Reymond: Grundzüge der Physiologie (2); Die physiologischen Wirkungen der Kultur auf den Menschen (1 g); Experimentelle Arbeiten in der speziell-physiologischen Abteilung des Physiologischen Instituts (täglich). — Ficker: Schulhygiene (1); Bakteriologischer Anfängerkursus für Studierende, gemeinsam mit Prof. Rubner (2); Bakteriologische Monatskurse für Aerzte, gemeinsam mit Prof. Rubner (täglich). — Finkelstein: Pathologie und Therapie der Erkrankungen des Säuglings (1 g). — Frankenhäuser: Monatskurse der Elektrotherapie (2); Balneotherapie (1); Ueber künstliche Nahrungsmittel (1 g). — Friedenthal: Naturgeschichte des Menschen (2 g). — Gottschalk: Kursus der gynatologischen Diagnostik und Therapie (2); Geburtshilflicher Operationskursus am Phantom (2). — Grabower: Laryngoskopie und Rhinoskopie (2); Die Beziehungen des Kehlkopfes zu den Krankheiten anderer Organe (1 g). — Grawitz: Kursus der klinischen Blutuntersuchungsmethoden (10 Doppelstunden); Klinische Pathologie des Blutes (1 g). — Gutzmann: Pathologie und Therapie der Stimm- und Sprachstörungen (2); Ueber die Gesundheitspflege der Stimme und Sprache (1 g), Laboratoriumsarbeiten über die Physiologie und Pathologie der Stimme und Sprache. — Haike: Ohrenoperationskursus (1); Kursus der Ohren-, Nasen- und Rachenkrankheiten (2). — v. Hansemann: Spezielle pathologische Anatomie (4); Arbeiten für Fortgeschrittenere (tägl.). — Helbron: Augenoperationskursus (3); Augenerkrankungen und Allgemeinerkrankungen (1 g). — Heller: Krankheitsfälle aus dem Gebiet der Dermatologie und Syphilis (2); Die pathologische Anatomie der Haut (2 g); Leitung selbständiger mikroskopischer Arbeiten auf dem Gebiete der Hautpathologie (tägl.). — Henkel: Gynäkologische Diagnostik (5); Kapitel aus dem Gebiet der Frauenkrankheiten (1 g). — Heuneberg: Praktischer Kursus der normalen und pathologischen Histologie des Nervensystems (3); Ueber psychische Störungen im Kindesalter (1 g). — Herter: Elemente der Toxikologie (1); Chemisches Praktikum für Mediziner (6); Arbeiten in seinem medizinisch-chemischen Privatlaboratorium, für Anfänger und Geübtere (tägl.). — Herzog: Augenärztliche Operationslehre (2); Mikroskopische Arbeiten auf dem Gebiete der pathologischen Histologie des Auges (tägl.). — Heymann: Kursus der Laryngoskopie und Rhinoskopie (2); Anatomie der Nase und ihrer Nebenhöhlen (1 g). — Hiller: Heeres-Gesundheitspflege (1). — F. Hirschfeld: Ueber klinische Diagnostik (2). — Hoffmann: Haut- und Geschlechtskrankheiten (2); Die syphilitischen Erkrankungen des Mundes (1). — Jacob: Kursus der Diagnostik und Therapie der inneren Krankheiten (2); Ueber Tuberkulose (1 g). — Jacobsohn: Arbeiten auf dem Gebiete der normalen und pathologischen Anatomie des Nervensystems (tägl.); Ueber die häufigsten Nervenkrankheiten (1 g). — Jansen: Kursus der Ohrenkrankheiten (2); Kursus der Ohrenoperationen (2); Praktische Uebungen in der Ohrenheilkunde (tägl.). — Joachimsthal: Lehre von den Brüchen und Verrenkungen (2); Kursus der Massage (1); Kapitel aus dem Gebiete der orthopädischen Chirurgie (1 ½). — Kaiserling: Spezielle pathologische Anatomie (6); Diagnostischer Kursus der pathologischen Anatomie und Histologie (3). — Katz: Kursus der Ohren- und Nasenkrankheiten (2); Mikroskopische Arbeiten auf dem Gebiete der pathologischen Histologie des Ohres (6). — Kißkalt: Hygiene der Wasserversorgung (1 g); Hygienische Demonstrationen und Exkursionen, gemeinsam mit Prof. Rubner (1 g). — F. Klemperer: Auskultation und Perkussion (3); Allgemeine Pathologie und Therapie (2). — G. Klemperer: Klinische Propädeutik am Krankenbett (3); Praktische Uebungen im Erkennen und Behandeln innerer Krankheiten (3). — Köhler: Kriegsheilkunde (2); Unfallheilkunde (1 g). — Kopsch: Anatomie des Kopfes (2); Makroskopische und mikroskopische Anatomie des Zentralnervensystems (2); Uebungen in der mikroskopischen Technik (4). — W. Krause: Anatomie der Menschenrassen (1 g). — Krönig: Kursus der physikalischen Diagnostik (4); Klinische Mikroskopie und Chemie (4). — Laehr: Die soziale Bedeutung der Nervosität (1 g). — Langgaard: Ueber die Eigenschaften und das chemische Verhalten der gebräuchlichsten Arzneimittel (1 g); Toxikologie (2); Praktische chemische und pharmakologische Uebungen, gemeinsam mit Prof. Liebreich (tägl.). — A. Lazarus: Klinische Pathologie des Blutes (2); Grundzüge der Lehre von der Immunität (1 g). — P. Lazarus: Ueber physikalische Diagnostik der inneren Krankheiten, gemeinsam mit Prof. v. Leyden (3); Ueber diätetische, physikalische und psychische Therapie, gemeinsam mit Prof. v. Leyden (1 g). — Levinsohn: Kursus der Augenkrankheiten (2); Ueber die Beziehungen des Auges zu den Erkrankungen anderer Organe (1 g). — Lewandowsky: Spezielle Nervenphysiologie (2); Kolloquium über klinisch wichtige Gegenstände der experimentellen Physiologie (2 g). — Lewin: Arzneimittellehre (4); Toxikologie (2); Neuere Arzneimittel (1 g). — Liepmann: Kursus der psychiatrischen Untersuchung und Diagnostik (2); Ueber Aphasie, Agnosie und Apraxie (1 g). — Loewy: Repetitorium der Physiologie (4); Die klinisch wichtigen Untersuchungsmethoden des Blutes und der Atmung (1 g). — Magnus-Levy: Allgemeine Physiologie und Pathologie des Stoffwechsels (1 g). — M. Martens: Kapitel aus den Grenzgebieten der Chirurgie und Medizin (1 g). — Edmund Meyer: Kursus der Rhinoskopie und Laryngoskopie (2). — L. Michaelis: Ueberblick über die Lehre von den Antikörpern (1 g); Experimentelle Arbeiten auf dem Gebiete der Immunitätslehre. — M. Michaelis: Kursus der Auskultation und Perkussion (3); Kursus der chemischen und mikroskopischen Untersuchungsmethoden (2); Allgemeine Therapie der Infektionskrankheiten (1 g). — F. Müller: Kapitel aus dem Gebiet der Pharmakologie und Toxikologie (2); Kapitel der Pathologie und Pharmakotherapie des Kreislaufs (2 g). — Neumann: Uebungen in der Kinderheilkunde (1½). — Nicolaier: Praktischer Kursus der Diagnostik und Therapie innerer Krankheiten (2). — Oestreich: Allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie (4); Pathologische Physiologie (2); Pathologische Anatomie und der Sektionstechnik (6); Pathologische Histologie (4); Pathologisch-anatomisches Praktikum für Vorgeschrittene (tägl.). — Pels-Leusden: Chirurgische Diagnostik und Therapie (4½); Ueber Frakturen und Luxationen (3). — Perl: Kapitel der speziellen Pathologie und Therapie (2); Ueber balneologische Behandlung chronischer Krankheiten (1 g). — Pick: Pathologische Histologie (4); Arbeiten für Fortgeschrittene im Laboratorium (tägl.). — Plehn: Die krankhaften Veränderungen des Blutes (2); Pathologie und Therapie der wichtigsten exotischen Krankheiten (1 g). — Poll: Vergleichende Anatomie (2); Ueber Zeugung und Vererbung (1 g). — Rawitz: Vergleichende Anatomie (4); Die Abstammung des Menschen (1 g). — Richter: Kursus der Perkussion und Auskultation (für Anfänger) (2); Kursus der klinischen Mikroskopie, Chemie und Bakteriologie (2); Stoffwechsel und Stoffwechselkrankheiten (1 g). — Leopold Rieß: Kapitel der speziellen Pathologie und Therapie (2). — Th. Rosenheim: Krankheiten des Magens und Darmes (1 g). — Rosin: Praktischer Kursus der mikroskopischen, chemischen und bakteriologischen Diagnostik (2); Kursus der Perkussion und Auskultation (2). — Rost: Ueber Resorption und Ausscheidung von Arzneimitteln und Giften (1); Ueber pharmakologische und toxikologische Tagesfragen (1 g). — Rothmann: Diagnostischer Kursus der Nervenkrankheiten (2); Ueber Hysterie und Neurasthenie (1 g). — Ruge: Ueber Lungenkrankheiten (1). — de Ruyter: Chirurgische Diagnostik mit Verbandkursus (2). — Salomon: Chemie des Harns (2). — K. Schaefer: Anatomische und physiologische Grundlagen der Psychologie (2). — Schüller: Ueber Gelenkkrankheiten (2); Demonstrationen aus dem Gebiete der Krebsforschung am Projektionsmikroskope (1). — Schuster: Krankheiten des Nervensystems und das Unfallversicherungsgesetz (1 g); Anleitung zur Untersuchung und Behandlung Nervenkranker (1 g). — Seiffer: Kursus der Diagnostik der Nervenkrankheiten (1); Ueber Geistesstörungen bei Soldaten (1 g). — Spitta: Oeffentliche Gesundheitspflege (1); Gesundheitspflege, für Nichtmediziner (1 g). — Stadelmann: Ueber Leberkrankheiten (1 g). — Stoeckel: Gynäkologische Diagnostik (3 Kurse, je 1 St.); Geburtshilflicher Operationskursus, gemeinsam mit Prof. Bumm (2). — P. Straßmann: Gynäkologische Propädeutik und Diagnostik (2); Geburtshilfliche Operationskurse (2); Die Grenzgebiete zwischen Geburtshilfe, Gynäkologie und allgemeiner Medizin (1 g). — Strauch: Praktischer Kursus der gerichtlichen Medizin, mit Prof. F. Straßmann (6); Kriminalanthropologie (1½); Ueber den Selbstmord (1 g). — Strauß: Perkussion und Auskultation sowie die übrigen physikalischen Untersuchungsmethoden (2); Diätbehandlung innerer Krankheiten (1 g). — Westenhoeffer: Demonstration der Sektionstechnik (3); Makroskopische Diagnostik (3); Praktischer Kursus der pathologischen Histologie (3); Klinisch-pathologisch-anatomisches Kolloquium (tägl.). — Wolpert: Wohnungshygiene (1); Hygienisches Kolloquium (1). — Zinn: Ueber tierische Parasiten des Menschen (1 g); Krankheiten der Leber und der Bauchspeicheldrüse (1 g). — Dieck: Entwicklung und Anatomie der Kiefer und Zähne (2). — Hoffendahl: Anfertigung von Zahnersatz, Behandlung der Patienten (tägl.); Orthodontie (2 g). — Schütz: Praktisch-theoretischer Kursus der Mechanotherapie (2); Praktische Monatskurse der Heilgymnastik und Massage (3). — Williger: Kursus der zahnärztlichen Operationen, gemeinsam mit Dr. Dieck (tägl.); Konservierende Zahnheilkunde (Theorie) (1); Zahn- und Mundkrankheiten (1 g).

(Schluß folgt.)

Jahrgang 1907. München, Freitag, 8. März. Nummer 57.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.56.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Wasmanns Biologie. Von Professor Dr. Heinrich Ernst Ziegler (Jena).

Die Philosophie des Mahâbhâratam. Von Alfred Freiherrn v. Mensi (München).

Bücher und Zeitschriften.

Wilhelm Stekel: Die Ursachen der Nervosität.

Allgemeine Rundschau.

Die platonische Zahl.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Wasmanns Biologie.

Vor kurzem erschien die neue und beträchtlich erweiterte Ausgabe des Buches von Erich Wasmann S. J.: „Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie.“ (Freiburg i. B. 1906, 8 M.) Das Buch hat in wenigen Jahren drei Auflagen erlebt. Die Zahl der Leser ist eben groß, welche auf dem Standpunkt des Kirchenglaubens stehen und von der biologischen Naturwissenschaft einiges hören wollen — aber nur so viel, als sich mit ihrem Glauben verträgt. Solchem Wunsche entspricht dieses Werk vollkommen. Der Verfasser verfügt über eine Fülle von Kenntnissen und spricht mit großer Gelehrsamkeit nicht allein über die Geschichte der Biologie und über die Zellenlehre, sondern auch über die Deszendenztheorie und den Darwinismus. Dabei wahrt er den Standpunkt des Kirchenglaubens und fühlt sich als Mitglied des Jesuitenordens gerade zur Verteidigung desselben berufen.

Sehr charakteristisch ist das Motto, welches Wasmann seinem Buche voranstellt, nämlich der von dem Vatikanischen Konzil ausgesprochene Grundsatz: „Es kann niemals ein wirklicher Widerspruch zwischen Glauben und Wissen bestehen.“ Dieser Satz klingt harmlos, aber da er in dem Sinne gemeint ist, daß das Wissen sich nach dem Glauben richten muß, widerspricht er dem Prinzip der Freiheit der Wissenschaft.

Der wissenschaftlich wertvollste Teil des Buches ist derjenige, in welchem der Verfasser über seine eigenen Studien berichtet. Bekanntlich hat sich Wasmann seit vielen Jahren der Beobachtung der sogenannten Ameisengäste gewidmet und ist auf diesem seinem Spezialgebiete ein Kenner ersten Ranges. Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß in den Nestern der Ameisen eine Menge von anderen Insekten Unterkunft findet, welche zum Teil in der überraschendsten Weise an dieses Zusammenleben mit den Ameisen angepaßt sind. Da gibt es z. B. kurzflügelige Käfer, welche von den Ameisen in dem Neste geduldet werden müssen, da sie infolge ihrer Körpergestalt und der Dicke ihrer Körperbedeckung von den Ameisen nur schwer angegriffen werden können. Der Verfasser berichtet über verschiedene Arten der Käfergattung Dinarda, von welchen jede bei einer besonderen Art von Ameisen lebt und sowohl in der Färbung wie auch in der Körpergröße für dieses Zusammenleben mit der bestimmten Art eingerichtet ist. Andere kurzflügelige Käfer, welche der Gattung Lomechusa angehören, leben mit den Ameisen in einem freundschaftlichen Verhältnis und werden von ihnen gefüttert, während sie andrerseits den Ameisen ein besonderes Vergnügen bereiten, indem sie einen Saft absondern, welcher an gelben Haarbüscheln des Hinterleibes ausfließt und von den Ameisen abgeleckt wird. Wieder andere Käfer sind den Ameisen, bei welchen sie leben, in der Körpergestalt so ähnlich geworden, daß man sie bei oberflächlicher Betrachtung geradezu für Ameisen halten könnte. Sie werden offenbar von den Ameisen für Ihresgleichen gehalten und auch wie Ihresgleichen gefüttert, besonders da ihre Fühler denjenigen der Ameisen ähnlich sind, so daß der Käfer die Ameise mit den Fühlern zur Abgabe der Nahrung auffordern kann; wie dies die Ameisen unter sich zu tun pflegen. Zahlreiche Käfer aus der Familie der Keulenkäfer (Clavigeriden) und aus der mit den Laufkäfern verwandten Familie der Fühlerkäfer (Paussiden) sind ebenfalls für das Zusammenleben mit den Ameisen eingerichtet, indem sie an bestimmten Stellen des Körpers einen den Ameisen willkommenen Saft absondern, andrerseits aber durch ihre Fühler die Ameisen zur Abgabe von Nahrung veranlassen können. Bei manchen Arten sind die Fühler noch für einen besonderen Zweck angepaßt, indem die Ameisen die Käfer an den Fühlern fassen und so transportieren können. — Ebenso merkwürdig wie die Beziehungen der Ameisengäste zu den Ameisen ist das Verhältnis zwischen manchen Ameisenarten und den bei ihnen lebenden „Sklaven“. Die letzteren werden dadurch gewonnen, daß die Ameisen eines Stockes Puppen aus dem Stocke einer anderen Ameisenart rauben; aus diesen Puppen schlüpfen dann die sogenannten Sklaven aus und verrichten in der neuen Heimat ganz dieselben Arbeiten, welche sie gewöhnlich in ihrem eigenen Stocke besorgen. Wasmann zeigt in der neuesten Auflage seines Buches, wie der Instinkt des Sklavenraubes entstanden ist; die Vorstufe dazu ist die Bildung gemischter Kolonien, entweder in der Art, daß die Weibchen zweier Ameisenarten mit ihren Nachkommen in einem Stocke beisammen leben, oder in der Art, daß die Weibchen einer Art zur Gründung eines Stockes sich mit Arbeiterinnen einer anderen Art umgeben. Die ganze Entstehungsgeschichte des Sklaverei-Instinktes, welche von Wasmann ausführlich dargelegt wird, läßt sich nicht mit wenigen Worten wiedergeben.

In dem Kapitel über die Ameisen und der Ameisengäste sind nicht allein die zahlreichen Beobachtungen des Verfassers interessant — von welchen ich hier nur wenige kurz erwähnt habe —, sondern es ist auch die theoretische

Auffassung sehr wichtig, also die Art, wie Wasmann die Tatsachen zu erklären versteht. Er stellt sich nämlich auf den Standpunkt der Deszendenzlehre und zeigt uns, wie die eigenartigen Anpassungen der Ameisengäste im Laufe einer stammesgeschichtlichen Entwicklung stufenweise entstanden sind. Die geologischen Tatsachen und tiergeographische Beobachtungen unterstützen diesen Gedankengang. Selbst die Selektionslehre, also der Darwinismus im engeren Sinne des Wortes, findet sinngemäße Anwendung, indem der Verfasser darauf hinweist, daß bei den sogenannten Trutzformen, welche durch ihre Körpergestalt vor den Angriffen der Ameisen geschützt sind, jede Steigerung der schützenden Eigenschaften für die Erhaltung der Art von Nutzen war, und bei den sogenannten Symphilen, also denjenigen Ameisengästen, welche mit den Ameisen in einem Verhältnis wechselseitiger Freundschaft stehen, immer diejenigen Formen von den Ameisen bevorzugt wurden und demgemäß auch am meisten Nahrung bekamen, bei welchen die den Ameisen angenehmen Eigenschaften am besten ausgebildet waren, also z. B. die saftspendenden Haarbüschel am vollkommensten entwickelt waren.

So erweist sich der Verfasser auf seinem Spezialgebiet als ein denkender Naturforscher, welcher für die von ihm beobachteten Tatsachen eine natürliche Erklärung sucht. Er spricht auch an dieser Stelle den sehr beachtenswerten Gedanken aus, welcher in der Tat geeignet ist, die natürliche Erklärung des Naturforschers mit dem Gottesglauben zu verbinden: „Gott greift dort nicht unmittelbar in die Naturordnung ein, wo er durch natürliche Ursachen wirken kann, wenn einmal die von ihm gegebenen Naturgesetze schon vorhanden sind.“ „Wir dürfen dort kein unmittelbares Eingreifen des Schöpfers herbeiziehen, wo wir die Tatsachen durch natürliche Entwicklung zu erklären vermögen.“

„Es gibt heute wohl nur noch wenige Verteidiger der alten Anschauung, daß die Sonne, die Erde, der Mond und die einzelnen Planeten und Fixsterne des Weltenraumes in ihrer gegenwärtigen Gestalt geschaffen worden seien. Schon dem hl. Augustinus erschien es eine großartigere und der Allmacht des Schöpfers würdigere Auffassung zu sein, daß Gott in einem einzigen Schöpfungsakte die Urmaterie schuf, und dann aus den Gesetzen, die er in das Wesen der Materie niedergelegt, den ganzen Kosmos selbständig sich entwickeln ließ.“

Wie die Kirche längst aufgehört habe, die kopernikanische Weltauffassung zu bekämpfen und trotz der allgemeinen Anerkennung der letzteren doch nicht an Macht eingebüßt habe, so könne sie auch die Deszendenzlehre zulassen — aber allerdings nur innerhalb gewisser Grenzen. Wasmann läßt die Abstammungslehre nur in beschränktem Maße gelten und teilt keineswegs die obenerwähnte Ansicht des hl. Augustinus, daß Gott nur die Urmaterie erschaffen habe. Er hält vielmehr an der überlieferten Schöpfungslehre in dem Sinne fest, daß Gott eine ganze Menge verschiedener Tierformen geschaffen habe, aus welchen dann im Laufe einer natürlichen Entwicklung die jetzige Tierwelt entstanden sei. Vom naturwissenschaftlichen Standpunkte betrachtet, erscheint diese Annahme willkürlich und inkonsequent. Wenn z. B. die merkwürdigen Ameisenkäfer (z. B. die Lomechusinen) aus anderen kurzflügeligen Käfern entstanden sind, die kurzflügeligen Käfer aus anderen Käfern, die Käfer aus anderen Insekten, so können auch die Insekten aus anderen Gliedertieren hervorgegangen sein, die Gliedertiere aus wurmartigen Tieren usw. Es liegt kein naturwissenschaftlicher Grund vor, diese Entwicklungsreihe an irgend einer Stelle abzubrechen und durch die Annahme einer übernatürlichen Schöpfung willkürlich einen Anfang der genealogischen Entwicklung dieses Tierstammes festzusetzen.

Wenn man ohne dogmatische Voreingenommenheit sich in den Gedankengang der Deszendenzlehre hineinlebt, so muß man zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Organismen immer einfacher und immer gleichartiger waren, je weiter man in der Stammesgeschichte zurückgeht, und daß folglich die ganze Organismenwelt aus einfachsten und unter sich gleichartigen Urwesen ihren Ursprung genommen hat. Man wird schließlich auch versuchen, die geologisch sehr weit zurückliegende Entstehung der ersten Organismen auf natürlichem Wege zu erklären (Problem der Urzeugung), obgleich man dabei lediglich auf Hypothesen angewiesen ist.

In offenem Gegensatz zu dieser naturwissenschaftlichen Auffassung der Stammesgeschichte steht die obenerwähnte, auf dogmatischer Grundlage ruhende Lehre Wasmanns, nach welcher der Schöpfer eine Reihe von sogenannten „natürlichen Arten“ erschaffen habe und ihnen Entwicklungstendenzen einpflanzte, durch welche der Verlauf der folgenden stammesgeschichtlichen Weiterentwicklung vorherbestimmt war. Wasmann hat eine teleologische Naturauffassung, welche aus seiner religiösen Ueberzeugung fließt und auf dogmatischer Grundlage ruht. Infolgedessen polemisiert er gegen den Darwinismus, welcher die Zweckmäßigkeit der tierischen Organisation aus natürlichen Ursachen erklären will (obgleich Wasmann auf seinem Spezialgebiet selbst die darwinistische Erklärungsweise anwendet). Mit dieser teleologischen Weltanschauung hängt es auch zusammen, daß er eine deutliche Vorliebe für solche Schriftsteller bekundet, welche die naturwissenschaftliche Darlegung mit teleologischen und vitalistischen Gedanken vermengt haben.

Am schärfsten zeigt sich der Gegensatz der naturwissenschaftlichen und der dogmatischen Auffassung in der Lehre von der Entstehung des Menschen. In körperlicher Hinsicht steht der Mensch den nächstverwandten Säugetieren außerordentlich nahe, und ist denselben noch viel mehr ähnlich, als die von Wasmann beschriebenen Ameisengäste ihren Stammformen ähnlich sind. Trotzdem wird die Lehre, daß der Mensch aus dem Säugetierstamme hervorgegangen sei, von Wasmann mit aller Macht bekämpft. Es sind „philosophische“ Ueberlegungen, genau gesagt psychologische Gründe, welche ihn verhindern, die natürliche Verwandtschaft des Menschen mit den Tieren anzuerkennen! Die Kirchenlehre war ja stets bestrebt, die Seele des Menschen von der Tierseele scharf zu trennen, dem Menschen freien Willen, Vernunft und Verstand, den Tieren nur Instinkt zuzuschreiben. Wasmann bleibt auf diesem Standpunkte stehen und definiert die Begriffe Instinkt und Verstand absichtlich in solcher Weise, daß die Tiere in psychologischer Hinsicht von dem Menschen prinzipiell verschieden sind; infolgedessen erscheint es ihm unmöglich, daß die menschliche Seele durch eine Weiterentwicklung aus der Tierseele entstanden sein könne. Er kämpft in schärfster Weise gegen diejenigen Naturforscher, welche die „tiefe Kluft“ zwischen der menschlichen Seele und der Tierseele überbrückt haben, indem sie zeigten, daß bei Tieren Anfänge der Verstandestätigkeit vorkommen und daß bei dem Menschen Reste der Instinkte vorhanden sind.[1]) In psychologischer und überhaupt in philosophischer Hinsicht ist Wasmann als Dogmatiker anzusehen, und wenn er die Weltanschauung der konsequenten Naturforscher als „Pseudo-Deszendenztheorie“

[1]) Zu der naturwissenschaftlichen Weltanschauung gehört auch eine naturwissenschaftliche Psychologie. Man findet eine solche sowohl in den Werken der Psychiater (Flechsig, Forel u. a.) als auch bei manchen Zoologen (z. B. Haeckel). Hinsichtlich des Instinktbegriffes verweise ich auf meine Schriften: „Ueber den Begriff des Instinktes.“ Verhandl. d. Deutschen Zoologischen Gesellschaft 1892. — „Der Begriff des Instinktes einst und jetzt.“ Jena 1904.

oder gar als „philosophischen und sozialen Unfug“ bezeichnet, so bestätigt sich eben die alte Erfahrung, daß mit dem Dogmatismus sich gewöhnlich auch etwas Fanatismus verbindet.

Jena. Heinrich Ernst Ziegler.

Die Philosophie des Mahâbhâratam.

Das erste Sanskritwerk, das ins Englische und damit in eine europäische Sprache übersetzt wurde, war die unter dem Namen Bhagavad Gita bekannte Episode des Mahâbhâratam. Das war im Jahre 1785. In Deutschland wurde sie 1823 durch A. W. v. Schlegel bekannt und berühmt. Der Enthusiasmus, mit dem dieses Lehrgedicht aufgenommen wurde, war ungeheuer. Wilhelm v. Humboldt erklärte die Bhagavad Gita für „das schönste, ja vielleicht das einzige wahrhaft philosophische Gedicht, das alle uns bekannten Literaturen aufzuweisen haben“. Aehnlich dachte Hegel. Aber schon Humboldt meinte in seiner berühmten Abhandlung „Ueber die unter dem Namen Bhagavad Gita bekannte Episode des Mahâ-Bhârata“ (1826), daß „sich Einschiebungen und Zusätze, wenn man auch nicht imstande sei, sie einzeln anzugeben, mit großer Wahrscheinlichkeit vermuten lassen“ und „auch würde der Zusammenhang der einzelnen Lehrsätze wahrscheinlich fester gewesen sein, wenn schon den ersten Entwurf die Idee eines Ganzen beherrscht hätte“. Kurz, die Kritik setzt ein. Als die letzte unkritische, rein von Enthusiasmus geleitete Ausgabe der Bhagavad Gita darf man die von Franz Hartmann ansehen, der eine deutsche Uebersetzung der englischen Uebertragung gab und vom theosophischen Standpunkt in fortlaufenden Anmerkungen Parallelen aus der christlichen und modernen philosophischen Literatur gab. Die letzte kritische Ausgabe und Uebersetzung aber verdankten wir Richard Garbe, der insbesondere ihre ursprüngliche Gestalt festzuhalten, die spätere Ueberarbeitung schon durch veränderten Druck deutlich darzustellen suchte und eine vortreffliche Einleitung über Alter und Lehren des Gedichts gab. Wir haben diese Ausgabe seinerzeit (Beilage vom 29. Juni 1905) ausführlicher besprochen.

Nun liegt die Bhagavad Gita, vereint mit drei weiteren philosophischen Texten des Mahâbhâratam in einer grandiosen neuen Ausgabe vor — eine um so freudigere Ueberraschung für jeden Indologen und Freund altindischer Literatur und Philosophie, als man den Verfasser, Professor Paul Deussen in Kiel, mit der längst erwarteten Fortsetzung seiner groß angelegten Geschichte der Philosophie, die über die ersten beiden Bände leider bis jetzt nicht hinausgekommen ist, beschäftigt oder durch ein bedauerliches Augenleiden überhaupt an jeder publizistischen Tätigkeit gehindert glaubte. Nun gibt er seinen Verehrern ein Lebens- und Schaffenszeichen, wie es großartiger nicht gedacht werden kann. Er hat im Verein und mit Unterstützung seines Schülers und Freundes Dr. Otto Strauß vier große philosophische Texte des Mahâbhâratam aus dem Sanskrit übersetzt und herausgegeben.[1]) Die Veranlassung zu dieser Jahre beanspruchenden Arbeit ist leicht einzusehen. Zwischen der vedischen Philosophie, wie sie in den Upanishad's des Veda ihre Ausprägung gefunden hat, und den orthodoxen und heterodoxen Systemen der späteren Sanskritzeit liegt eine Periode der Entwicklung. Ungeachtet des Interesses, welches ihr von den verschiedensten Seiten zugewendet wird, bedarf sie noch sehr der Aufhellung, da die wesentlichsten Dokumente für den Umschwung des altvedischen Idealismus zum Realismus der Sânkhyalehre und des Buddhismus nur in den dem Mahâbhâratam einverleibten umfangreichen philosophischen Texten vorliegen, welche der wissenschaftlichen Durchforschung die größten Schwierigkeiten entgegenstellen. Nicht nur, weil diese Texte sich stellenweise in einem stark verwahrlosten Zustande befinden, sondern noch mehr, weil die Philosophie dieser Uebergangszeit vielfach einen unbestimmten, teils ins Idealistische, teils ins Realistische schillernden Charakter trägt. So kann es oft nur mit Mühe und Vorsicht gelingen, die eigentliche Meinung der ursprünglichen Verfasser zu ermitteln. Unter diesen Umständen hat Professor Deussen zur Fortführung seiner Allgemeinen Geschichte der Philosophie es für nötig erachtet, der dem Abschluß der indischen Philosophie gewidmeten Abteilung dieses Werkes eine Uebersetzung der vier philosophischen Haupttexte des Mahâbhâratam gerade so vorauszuschicken, wie er seinem zweiten Band der Geschichte der Philosophie, der die Philosophie der Upanishaden behandelt, seinen fast 1000 Seiten starken Band „Sechzig Upanishads des Veda“ vorangehen ließ.

Das neue Werk gewährt nicht nur ein anschauliches Bild der philosophischen Gärungen und Kämpfe jener Uebergangsperiode, der das Mahâbhâratam entstammt, sondern es bietet auch durch die zahlreichen eingestreuten Erzählungen ein reiches Material, um den Einfluß der religiös-philosophischen Anschauungen auf das gesamte indische Kulturleben kennen zu lernen und seinem Werte oder Unwerte nach richtig zu beurteilen. Den Mittelpunkt des Buches bildet die Uebertragung der Bhagavad Gita — eine Uebertragung, die natürlich vollkommen selbständig ist, wenn sie sich auch mit ihren Vorgängern vielfach berühren muß. Deussen gibt keinen kritischen Apparat und läßt auch die Entstehungsperioden dieses Gedichts auf sich beruhen. Zur genußreichen Lektüre ist seine Uebersetzung somit geeigneter als die Garbes, bei der man schon durch den verschiedenen Druck innerhalb des Textes immer wieder an die wenn auch scharfsinnigen Zeittheorien des Forschers erinnert wird.

Es ist heute begreiflich, daß der Wert der Bhagavad Gita vor 80 Jahren noch überschätzt werden konnte, stand sie ja selbst für den Kenner ganz vereinzelt da. Schon die grausam schwerfällige lateinische Uebertragung der Upanishads hatte Schopenhauer so begeistert, daß er (Parerga II, § 185) ausrufen konnte: „Es ist die belohnendste und erhebendste Lektüre, die auf der Welt möglich ist; sie ist der Trost meines Lebens gewesen und wird der meines Sterbens sein.“ Wie würde er gejubelt haben, wenn er die Bücher Deussens, vielleicht des einzigen reinen Schopenhauerianers, der gegenwärtig eine Kanzel ziert, erlebt hätte. Wie viele Belege für seine Philosophie würde er gefunden haben. Der der Bhagavad Gita vorausgehende kleine Text des Sanatsujâta-Parvan rückt in seinem Wert ziemlich nahe an die Bhagavad Gita heran; er ist einheitlicher und geschlossener in seinen Philosophemen über die Intendität der individuellen und höchsten Seele, über das Wesen des Brahman und des Atman.

Den größten Teil des Buches nimmt der bis jetzt am wenigsten bekannte Mokshadharma ein, der die Verse 6457 bis 13,943 des Mahâbhâratam umfaßt und dessen Inhalt sehr ungleichartig ist. Neben philosophischen Stellen von hinreißender Großartigkeit liegen hart uns heute gleichgültig, ja albern erscheinende Erzählungen, aber auch wohl solche, die uns wenigstens vom kulturellen Standpunkt interessieren. Ja auch der Humor fehlt nicht. Auf die Philosophie dieses Textes sind zahllose Richtungen maßgebend oder vorbedeutend gewesen: die Mythologie der Veden, die spekulative Tiefe des Vedanta und der Upanishaden, Sankhyam und Yoga, ja selbst der Buddhismus, insofern sich schon deutliche Anklänge und Stellen finden, die wir in dessen heiligen Wahrheiten fast wörtlich aufgenommen finden. Am fremdartigsten mutet den modernen europäischen Geist vielleicht die Kosmologie des Mokshadharma an, am vertrautesten den durch Kant und Schopenhauer geschulten, unsere deutschen Mystiker kennenden die Ethik. Kaum viel weniger als für den Philosophen und Indologen ist für den Kulturhistoriker in diesen Texten zu holen. Man lese nur die Stellen

[1]) Vier philosophische Texte des Mahâbhâratam. Sanatsujâta-Parvan — Bhagavadgitâ — Mokshadharma — Anugitâ. In Gemeinschaft mit Dr. Otto Strauß aus dem Sanskrit übersetzt von Dr. Paul Deussen, Professor an der Universität Kiel. Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. (8. XVIII u. 1010 Seiten. Geh. 22 M. Geb. 24.50 M.)

über die Kasteneinteilung (Adhyâya 188 u. ff.) nach. Ja selbst platonische und christliche Einflüsse wird der aufmerksame Leser da und dort zu finden glauben. So stellt sich der Mokshadarma als ein buntes, ungleiches und auch in der Zeit weit auseinander liegendes Gemisch von Philosophemen dar, die aber nirgends eines tiefen Interesses ermangeln für den, dem diese altindische Literatur und Kultur nicht ganz unvertraut ist. Ungern nur widerstehe ich der Versuchung, wenigstens einige der frappantesten Stellen wiederzugeben; aber auch die kleinste Auswahl würde bei diesem Reichtum zu weit führen.

Gelegentlich der Besprechung von Deussens „Erinnerungen an Friedrich Nietzsche" habe ich, anspielend an dessen bekanntes Wort aus seiner beginnenden Wahnsinnszeit: er habe den Deutschen die tiefsten Bücher gegeben, gesagt, Nietzsches Freund Paul Deussen könne dieses stolze Wort mit größerem Rechte auf sich anwenden. Wohl hat er nicht diese tiefsten Bücher der Menschheit geschrieben, er hat sie uns aber vermittelt und in einer so vollkommenen, so überaus anziehenden und fesselnden Weise, daß wir ihm aufrichtig dankbar sein müssen. Wir freuen uns deshalb, daß fast gleichzeitig mit diesen „Vier philosophischen Texten des Mahâbhâratam" seine übrigen Schriften schon in zweiter Auflage erscheinen, das System des Vedanta, die Sechzig Upanishads, während seine „Elemente der Metaphysik" — ein Lehrbuch zur Einführung in Kant, Schopenhauer und die Inder, wie kein zweites existiert, bereits in vierter, durch ein Register vermehrter Auflage vorliegt. Auch der erste Band von Deussens Geschichte der Philosophie ist in der zweiten Auflage durch ein sehr willkommenes Register bereichert worden; und nun dürfen wir wünschen, daß es dieser Zierde des deutschen Gelehrtenstandes vergönnt sein möge, das Lebenswerk, die Geschichte der Philosophie und die Uebertragung der hauptsächlichsten indischen Texte durch die nahe Herausgabe des dritten Bandes gefördert und vielleicht auch mit den drei weiteren Bänden vollendet zu sehen.

München. Alfred v. Mensi.

Bücher und Zeitschriften.

Die Ursachen der Nervosität. Neue Ansichten über deren Entstehung und Verhütung von Dr. Wilhelm Stekel (Wien). 1907. Paul Knepler.

An die Lektüre populär medizinischer Abhandlungen geht man zumeist mit einem gewissen und durch die Erfahrung nicht unberechtigten Vorurteil. Gerade in der Neurologie ist so viel Ueberflüssiges zusammengeschrieben worden, daß man „Neuen Ansichten" womöglich aus dem Wege geht. Der Leser der vorliegenden Arbeit wird angenehm enttäuscht. Es ist ja nicht reine Wissenschaft, die uns Stekel bietet, aber aus seinen aphoristisch gehaltenen Mitteilungen erkennt man den unabhängigen Denker. Er verwirft die allgemeine Wertschätzung hereditärer Einflüsse auf das Entstehen der Neurosen, erklärt, wozu in heutigen Zeitläuften schon ein gewisser Mut gehört, daß ein mäßiger Alkohol- und Nikotingenuß nichts schadet und erklärt, daß die meisten Neurosen durch Psychotherapie geheilt werden könnten. Dafür bringt er eine Reihe vorzüglich ausgewählter Beispiele, aus denen zu ersehen ist, daß die erste Pflicht des Therapeuten darin liegt, den „psychischen Konflikt" zu finden und zu eliminieren. Zahlreiche feine Gedanken sind in der kleinen anspruchslosen Arbeit zerstreut, die der Lektüre nicht nur der Fachgenossen, sondern auch der gebildeten Laien anempfohlen werden kann.

München. F. C. Müller.

Allgemeine Rundschau.

Die platonische Zahl.

Eine Reihe für die Geschichte der Mathematik überaus wichtiger Urkunden aus dem 21. und 14. vorchristlichen Jahrhundert hat soeben Professor Herm. Hilprecht im 20. Bande der von der Universität Philadelphia unternommenen „Babylonian Expedition" veröffentlicht. Es sind das Texte, die aus den Trümmern der 1900 aufgefundenen und von Hilprecht als solche nachgewiesenen Tempelbibliothek von Nippur, dem alten Bel-Heiligtum, herrühren. Wir bekommen jetzt durch diese Veröffentlichungen und die daran angeschlossenen scharfsinnigen Ausführungen Hilprechts einen klaren Einblick in das System der verschiedenen babylonischen Texte mit Quadraten, Quadratwurzeln, geometrischen Progressionen usw., wobei sich als das Interessanteste ergab, daß auf den zahlreichen Multiplikations- und Divisionstafeln (z. B. auf einer dieser Tafeln 1×540, 2×540 usw. bis 50×540) stets Quotienten einer zunächst noch unbekannten höheren Zahl vorliegen, die sich im Laufe weiterer Untersuchungen als das Quadrat des Saros (oder der Zahl 3600), d. i. also 12,960,000, herausstellte. Die definitive Bestätigung geben einige Texte, deren einer folgenden Anfang hat:

1	8,640,000
2	6,480,000
3	4,320,000
	ꝛc. bis
72	180,000

wobei die erste Zeile nur eine abgekürzte Schreibweise für zwei Zeilen

1	12,960,000
1.5	8,640,000

vorstellt. Wir können die dritte Zeile (und so entsprechend alle übrigen) auf doppelte Weise wiedergeben, entweder $3 : 12{,}960{,}000 = 4{,}320{,}000$ oder $3 \times 4{,}320{,}000 = 12{,}960{,}000$. Beabsichtigt war vom Babylonier offenbar das letztere, da er die Division, wie weitere Tafeln lehren, anders ausdrückt, nämlich igi 3 gal-bi 4,320,000, d. i. „sein (nämlich der großen Zahl) Auge drei seiendes ist 4,320,000". Damit ist aber zugleich endgültig das Rätsel gelöst, welches uns bisher „eine der dunkelsten Stellen nicht nur in den Schriften des Plato, sondern auch in denen des Altertums überhaupt" (vergl. schon im Altertum Cic. Att. VII 13,5 numero Platonis obscurius als Sprichwort) aufgab, die große von der Gottheit für alle irdische Lebensbetätigung als Norm eingesetzte zyklische Zahl 12,960,000, deren wichtigster Quotient wiederum $3^3 + 4^3 + 5^3 = 216$ als die Zahl der kürzesten menschlichen Tragfähigkeit (216 Tage oder 7 Monate 6 Tage) ist.

Die betreffende Stelle in Platos Republik, Buch VIII, 546, führt nach Hilprechts und seines Kollegen James Adam lichtvoller Erklärung des weiteren aus, daß, während die Addition der Kubus von 3, 4 und 5 die erwähnte Zahl 216 ergibt, die gleichen Grundzahlen 3, 4 und 5 miteinander multipliziert 60 und noch dreimal mit sich selbst multipliziert (also 60^4 oder $60 \times 60 \times 60 \times 60$) das oben als größte heilige Zahl beschriebene Quadrat des Saros ergeben, welche dann zum Schluß noch in die beiden Quotienten 4800×2700 zerlegt wird.

Man sieht jetzt, daß schon Hultzsch auf dem richtigen Wege war, wenn er die erste Partie von Platos Auseinandersetzung als $3^4 \times 4^4 \times 5^4 = 3600^2$ interpretierte. Das Einzelne möge man nun bei Hilprecht selbst nachlesen. Hier sei nur noch erwähnt, daß den 12,960,000 als Tagen 36,000 Jahre oder 10 Saren entsprechen; oder, da (ebenfalls nach Plato, Rep. X 615) die menschliche Lebensdauer normaler Weise 36,000 Tage beträgt, so entspricht ein Tag im Leben des Menschen einem Jahr im Leben des Universum. Gewiß steht damit die Dauer der Epoche der 10 Urväter bei Berosus (12×10 Saren) in irgend einem Zusammenhang.

München. Prof. Dr. Fritz Hommel.

Kleinere Mitteilungen.

* **Verbreitung von Volksbildung.** Der Zentralausschuß der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, der am 25. v. M. unter dem Vorsitze des Prinzen Heinrich zu Schönaich-Carolath im Reichstage zu Berlin zusammentrat, stellte den Etat der Gesellschaft für das laufende Jahr in Einnahme und Ausgabe auf 214,050 M fest. Es sollen verausgabt werden u. a. für Bibliotheksbegründungen 130,000 M, für öffentliche Vorträge 18,000 M, für die Zeitschrift der Gesellschaft „Volksbildung" 14,150 M, für die Beschaffung von Lichtbildern 3000 M, für lokale Bildungszwecke 22,000 M. Die Ausgaben der Gesellschaft haben sich gegen das Vorjahr um 40,000 M gesteigert. Die diesjährige Hauptversammlung der Gesellschaft findet vom 28. bis 30. September in Hannover statt. Verhandlungsgegenstand ist „Die Volksbildungsanstalt und die Heimat" mit folgenden Einzelvorträgen: „Heimatliteratur und Volksbibliotheken", „Niedersächsische Heimatliteratur", „Heimatliche Stoffe für die Volksunterhaltungsabende", „Rheinisches Leben auf rheinischen Volksunterhaltungs-

abenden", „Was können die Volksbildungsvereine für die Pflege der Heimatgeschichte tun?", „Die Naturschönheiten der Heimat in Veranstaltungen der Volksbildungsvereine", „Tiere und Pflanzen in der Heimat im Volksbildungsverein", „Der heimatliche Boden", „Naturbeobachtungen und Naturstudien in der Heimat".

* **Für die Jubelfeier der Universität Jena** werden in einem Aufruf alle früheren Studierenden der thüringischen Musenstadt zu einer Ehrengabe aufgefordert. Man will zur Einweihung des neuen Universitätsgebäudes eine Anzahl von Gemälden stiften, die Ereignisse aus der Geschichte der Jenaer Hochschule darstellen.

* **Eichendorff-Denkmal.** Am 26. November 1907 ist ein Halbjahrhundert verflossen, seitdem Joseph Frhr. v. Eichendorff die Augen zum letzten Schlummer schloß. Im Herzen seiner Heimat, in der schlesischen Hauptstadt, soll ihm nunmehr ein würdiges Denkmal erstehen, zu dessen Errichtung ein Aufruf ergangen ist: Ihn, der unter Lützows Jägern für Deutschlands Ehre und Freiheit focht und, als der Erbfeind endgültig niedergerungen war, sein ganzes ferneres Leben für Gott, König und Vaterland in die Schanze schlug, ihn, der die unsterblichen Lieder sang, die heute im Volke wiederklingen, ihn, der in lieblichen Märchen und Novellen, im Roman und im Schauspiel Glänzendes schuf, den köstlichen Satiriker, den Meister deutscher Prosa und nicht zuletzt den in allen Stürmen der Zeit nackensteifen, getreuen deutschen Mann, ihn wollen wir ehren. An alle, die Eichendorff kennen und lieben — und wer kennt und liebt ihn nicht — ergeht daher die dringendste Bitte, ein Scherflein für dieses Denkmal beizusteuern. Deutsche Männer und Frauen in allen Gauen, so weit man unsere Sprache spricht, fördert den Plan! Du aber, sangesfrohe deutsche Jugend, rufe den immer noch vorhandenen Idealismus des deutschen Volkes wach, ehre dich selbst in deinem großen Sänger, sammle und wirb! Auch die kleinste Gabe kann ein Baustein der Liebe und Verehrung sein.

Die für das Eichendorff-Denkmal bestimmten Geldspenden wolle man an die Deutsche Bank, Depositenkasse C., Berlin W., Potsdamerstraße 134a, senden.

hc. **Einen Preis von 500 Franken** für eine Arbeit über „Die wissenschaftlichen Methoden" hat die philosophische Fakultät der Universität Freiburg i. d. Schweiz ausgesetzt. Der Bewerber hat 1. den Ausweis zu liefern über die hauptsächlichsten Literaturkenntnisse, die sich auf das vorliegende Thema beziehen; 2. eine klare Darstellung zu bieten über die verschiedenen Methoden, die sowohl auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften als auch dem der positiven Wissenszweige zur Anwendung kommen; 3. sein Urteil abzugeben über den Wert der verschiedenen Methoden an sich und insbesondere in ihrer Anwendung auf die Philosophie. Die Bearbeitungen können in französischer, deutscher, italienischer oder lateinischer Sprache abgefaßt sein und müssen bis zum 1. Juli 1907 dem Dekan der philosophischen Fakultät eingeliefert werden.

* **Die 21. Versammlung der Anatomischen Gesellschaft** findet in Würzburg vom 24. bis 27. April statt. Sie bringt eine Reihe von Vorträgen über die Fortschritte der Anatomie und Entwicklungsgeschichte, unter denen einige auch weitere wissenschaftliche Kreise interessieren dürften. So spricht Gebhardt über „Das älteste bekannte Auftreten echten Knochengewebes", K. v. Bardeleben zur „Vergleichenden Anatomie und Palaeontologie des Unterkiefers der Wirbeltiere", R. Fick über die „Rippenbewegungen", Henneberg über die „Entwicklung der Ohrmuschel", Keibel (Freiburg) demonstriert Modelle über die Entwicklungsgeschichte des Menschen und Peter Thompson demonstriert ein Modell eines menschlichen Embryo von 2.5 Millimeter. „Ueber Bindgewebe der glatten Muskulatur" wird Friedr. Heiderich, über „Die Nierenkanälchen des Menschen und der Säugetiere" K. Peter sprechen; auch die bekannten Anatomen Professor Stöhr, Froriep, Heidenhain, Greil, Weidenreich, H. Virchow haben Vorträge zugesagt.

hc. **Ferienkurse für Ausländer in London.** Auch in diesem Sommer finden an der Universität London Ferienkurse für Ausländer unter Leitung von Professor Walter Ripmann statt. Die Kurse umfassen Vorlesungen über englische Literatur und Kunst, über öffentliche Einrichtungen und Erziehung in England, ferner das systematische Studium der englischen Phonetik, Abteilungen für Konversation, Lektüre und Choralgesang, sowie Ausflüge nach interessanten Oertlichkeiten Londons und seiner Umgebung. Anfragen und Anmeldungen (in englischer Sprache) sind zu adressieren: The Registrar of the University Extension Board, University of London, South Kensington, London S. W., in der rechten oberen Ecke des Umschlages „Director of the Holiday Course". Der volle Kursus dauert vom 22. Juli bis zum 16. August. Das Honorar beträgt 2 Pfd. St. 10 Sch. (50 M). Wer nur an der ersten oder zweiten Hälfte teilnehmen will, hat 1 Pfd. St. 10 Sch. (30 M) zu zahlen.

* **Personalien.** Der Oberbibliothekar der Universität Heidelberg, Hofrat Professor Dr. Wille, beging am Donnerstag sein 25jähriges Jubiläum als Beamter an der Bibliothek. Vor fünf Jahren wurde er als Nachfolger Zangemeisters zum Oberbibliothekar ernannt und mit der Leitung der Universitätsbibliothek betraut.

*

Hochschulnachrichten.

hc. **Berlin.** Geheimer Medizinalrat Professor Dr. med. Oskar Israel, Extraordinarius für pathologische Anatomie, der langjährige erste Assistent Virchows, ist am 5. März im 53. Lebensjahre gestorben.

hc. **Königsberg.** Den Privatdozenten in der medizinischen Fakultät Dr. med. Egbert Braatz (Chirurgie), Dr. med. Otto Weiß (Physiologie) und Dr. med. et phil. Alexander Ellinger (Medizinische Chemie und Pharmakologie) ist der Professortitel verliehen worden.

hc. **Breslau.** Professor Dr. med. Leopold Heine hat den Ruf als ordentlicher Professor der Augenheilkunde und Direktor der Augen-Heilanstalt in Greifswald an Stelle von Professor Dr. O. Schirmer angenommen. — Dem Privatdozenten für innere Medizin an der hiesigen Universität und Primararzt am Allerheiligen-Hospital Dr. med. Wilhelm Erdlenz, der erst kürzlich einen Ruf als leitender Arzt der Inneren Abteilung am Städtischen Clemens-Hospital in Münster erhalten und abgelehnt hat, ist das Prädikat Professor verliehen worden.

* **Graz.** Der Privatdozent an der Technischen Hochschule, Dr. Franz Fuhrmann, hat sich als Privatdozent für Bakteriologie an der philosophischen Fakultät der Universität habilitiert.

* **Lemberg.** Dr. Roman Negrusz hat sich als Privatdozent für physikalische Chemie und Elektrochemie an der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität habilitiert.

* **Krakau.** An der medizinischen Fakultät habilitierten sich Dr. Joseph Latkowski und Dr. Erwin Micsowicz als Privatdozenten für interne Medizin.

* **Cambridge.** Dr. Georg H. F. Nuttall ist zum Professor der Biologie an der hiesigen Universität ernannt worden. In den 90er Jahren war er längere Zeit Assistent an dem hygienischen und dem physiologischen Universitätsinstitut in Berlin und hat hier namentlich zusammen mit Professor Thierfelder eine Reihe wichtiger Untersuchungen angestellt. Dann ging er nach Cambridge und habilitierte sich dort als Privatdozent.

Verzeichnis der Vorlesungen

an der

Kgl. Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin (23101)

im Sommersemester 1907

— 15. April bis 15. August —

Die Ziffern geben die Stundenzahl an. — Das g (gratis) bedeutet, daß die Vorlesung unentgeltlich ist.

(Schluß.)

Philosophische Fakultät.

Bauschinger: Theorie der Störungen der Himmelskörper (3); Seminar für wissenschaftliches Rechnen (1 g). — Branca: Paläontologie (4); Fossile Säugetiere (2); Anleitung zu selbständigen Arbeiten (tägl., g). — Brandl: Historische Flexionslehre und Syntax der englischen Sprache (4); Spenser, Milton und ihre literarische Umgebung (4); Englisches Seminar (2 g). — Brückner: Slavische Altertumskunde (2); Polnische Literaturgeschichte (2); Slavische Uebungen (2 g). — H. Delbrück: Weltgeschichte von 1400 bis 1786 (4); Historische Uebungen (2 g). — Delitzsch: Hebräisches Repetitorium (2); Geschichte und Kultur Babyloniens-Assyriens (2); Erklärung der Londoner El-Amarna-Briefe (2); Türkisch für An-

fänger (2); Altbabylonische und sumerische Keilschrifttexte (2 g). — H. Diels: Ciceros philosophische Schriften (4); Proseminar Oberstufe (1 g); Proseminar Unterstufe (1 g). — Dilthey: Philosophische Uebungen (2 g). — Engler: Spezielle Botanik, Biologie und Verbreitung der Pflanzen (4½); Untersuchen und Bestimmen der Pflanzen (1½); Mikroskopische Uebungen, I. Kursus (3), II. Kursus (3), III. Kursus (3); Biologisch-pflanzengeographische Demonstrationen (1½ g); Anleitung zu Untersuchungen aus dem Gebiete der systematischen Botanik und Pflanzengeographie (tägl., g). — Erman: Leichtere ägyptische Texte (1); Neuägyptische Grammatik und Einführung in die hieratische Schrift (2 g); Koptische Texte (2). — E. Fischer: Praktische Arbeiten im chemischen Universitäts-Laboratorium, in Gemeinschaft mit Prof. Gabriel, Dr. Pschorr, Dr. Stock, Dr. O. Diels und Dr. F. Fischer (tägl.). — Foerster: Fundamentale Ausgleichung von Zeit- und Raum-Messung (2); Geschichte der neueren Astronomie (2 g); Zufall und Aberglauben (1 g). — Frobenius: Theorie der algebraischen Gleichungen (zweiter Teil) (4); Mathematisches Seminar (2 g). — Helmert: Geodätische Dreiecke (1); Figur der Erde (1 g). — Hintze: Allgemeine Verfassungsgeschichte der neueren Zeit (4); Geschichte der politischen Theorien in den neueren Jahrhunderten (1 g); Historische Uebungen (2 g). — O. Hirschfeld: Römische Geschichte von den Grachen bis auf Cäsars Tod (4); Historische Uebungen (2 g). — Kekule von Stradonitz: Geschichte der griechischen Skulptur III (3); Archäologische Uebungen (1 g). — Klein: Elemente der Mineralogie und Kristallographie, nebst kurzem Abriß der Petrographie (5); Mineralogische Uebungen (4 g); Arbeiten im mineral.-petr. Institut, für Fortgeschrittenere (täglich g). — Kretzschmar: Geschichte der Symphonie (4); Einführung in die Musikgeschichte (1 g); Musikwissenschaftliche Uebungen (2); Musikhistorisches Seminar. — Lenz: Deutsche Geschichte unter der Kanzlerschaft des Fürsten Bismarck (4); Historisches Seminar (2 g). — Eduard Meyer: Griechische Geschichte (4); Geschichte des alten Orients (2); Historische Uebungen (im Institut für Altertumskunde) (2 g). — Möbius: Aesthetische Betrachtung der Tiere (1 g). — Nernst: Anorganische Experimentalchemie (5); Entwicklung der neueren Atomistik (1 g); Physikochem. Kolloquium, gemeinsam mit Prof. Bodenstein (1 g); Praktische Uebungen und Arbeiten im physikalisch-chemischen Laboratorium der Universität: a) anorganisch-chemisches Praktikum, gemeinschaftlich mit Dr. Marckwald (täglich), b) physikochemische Uebungen (an zwei Nachmittagen der Woche), c) physikochemische Arbeiten, gemeinsam mit Prof. Bodenstein (täglich). — E. Norden: Geschichte der lateinischen Literatur in der Kaiserzeit (4); Philolog. Seminar (2 g); Proseminar. — Paulsen: Geschichte der neueren Philosophie (4); Philosophische Uebungen (2 g). — Penck: Morphologie der Erdoberfläche (4); Die Alpen im Eiszeitalter (2); Uebungen zur Einführung in den Gebrauch nautischer Instrumente, unter Mitwirkung von Kustos Stahlberg (2); Kartographische Uebungen, unter Mitwirkung von Dr. Groll (2); Uebungen zur Einführung in das Studium der Geographie, unter Mitwirkung von Kustos Baschin (2); Arbeiten auf dem Gebiete der Erd- und Meereskunde, gemeinsam mit Prof. Grund (täglich g); Geographisches Kolloquium, gemeinsam mit Prof. Grund (2 g). — Pischel: Lieder des Rgveda (2); Sanskrit (2); Pali-Texte (2 g). — Planck: Mechanik deformierbarer Körper (4); Mathematisch-physikalische Uebungen (1 g). — Riehl: Geschichte der Philosophie von Kant bis zur Gegenwart (4); Naturphilosophie, die Prinzipien und die Methoden der Naturwissenschaften (3); Spinoza: Ethik (1 g). — Roethe: Wolfram von Eschenbach (3); Die höfische Kultur der Stauferzeit (3); Germanisches Seminar (2 g); Germanisches Proseminar (1 g). — Rubens: Experimentalphysik (5); Mathematische Ergänzung zur Experimentalphysik (1 g); Arbeiten im Physikalischen Laboratorium für Geübtere, gemeinsam mit Prof. Wehnelt (täglich). — Sachau: Musassal (2); Arabische historische Texte (2); Syrische Briefe und erzählende Texte (2); Semitische Inschriften (2 g). — D. Schäfer: Geschichte Europas von der Mitte des 13. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts (4); Historisches Seminar (2 g). — Schiemann: Geschichte Frankreichs im 19. Jahrhundert (2); Geschichte Rußlands im 19. Jahrhundert (2); Seminar für osteuropäische Geschichte und Landeskunde (2 g). — E. Schmidt: Geschichte der deutschen Romantik bis zu Heine (4); Der junge Goethe (2); Germanisches Seminar, moderne Abteilung (2 g). — Schmoller: Allgemeine Volkswirtschaftslehre (4); Die rechtliche und wirtschaftliche Lage der arbeitenden Klassen (1½ g). — Schottky: Potentialtheorie (4); Spezielle Funktionentheorie (4); Mathematisches Seminar (2 g). — F. E. Schulze: Zootomischer Kursus (4); Ueber die Protozoen (2 g); Mikroskopisch-zoologischer Kursus (täglich g); Wissenschaftliche Arbeiten im Zoologischen Institute (täglich g). — W. Schulze: Die griechischen Dialekte und ihre Geschichte in der Literatur (4); Grammatische Uebungen: Litauisch (2 g). — H. A. Schwarz: Integralrechnung (4); Theorie der elliptischen Funktionen (4); Kapitel der Theorie der analytischen Funktionen (2 g); Uebungen in der Integralrechnung (4 g); Mathematische Kolloquien (2 g); Mathematisches Seminar (2 g). — Schwendener: Grundzüge der Botanik (4); Mikroskopische Uebungen (6); Mechanische Probleme der Botanik (2); Leitung der Arbeiten im botanischen Institut (täglich g). — Sering: Finanzwissenschaft (4); Uebungen im staatswissenschaftlich-statistischen Seminar (2 g). — Sieglin: Geographie von Griechenland im Altertum (2); Uebungen des Seminars für historische Geographie (2 g). — Struve: Praktische Astronomie (3); Uebungen im Seminar (1 g). — Stumpf: Logik und Erkenntnistheorie (4); Theoretische Uebungen im psychologischen Institut (1 g); Leitung wissenschaftlicher Arbeiten im psychologischen Institut, gemeinschaftlich mit Dr. Ach (täglich g). — Tangl: Urkundenlehre (4); Geschichte der Stauferzeit (2); Historisch-diplomatische Uebungen (2 g); Paläographisch-diplomatische Uebungen für Archivaspiranten (1 g). — Tobler: Philologische Kritik (4); Dantes Leben und Werke (4); Seminar für romanische Philologie (1½ g). — Vahlen: Die elegischen Dichter der Römer, Tibull, Properz, Ovid (4); Aristoteles über Dichtkunst (4); Philologisches Seminar (2 g). — Wagner: Spezielle und praktische Nationalökonomie (4½); Kredit- und Bankwesen und Bankpolitik (2); Uebungen im staatswissenschaftl.-statist. Seminar (2 g). — Wehnelt: Arbeiten im physikalischen Laboratorium für Geübtere, gemeinsam mit Prof. Rubens (täglich); Physikalisches Praktikum für Anfänger, II. Teil (Elektrizität und Magnetismus) (7); Physikalisches Praktikum für Pharmazeuten (3); Theoretische und experimentelle Ergänzungen zum physikalischen Praktikum (1 g). — v. Wilamowitz-Moellendorff: Hellenistische Poesie (4); Kultur des Hellenismus (2 g); Philologisches Seminar (1 g); Philologisches Proseminar, Unterstufe: Uebungen über die apollo-dorische Bibliothek (1 g). — Wölfflin: Deutsche und niederländische Kunst im Zeitalter der Renaissance (4); Demonstrationen und Uebungen auf dem Gebiete des Holzschnitts und Kupferstichs (2 g); Besprechung von Dürer-Fragen (g). — Zimmer: Grammatik des Mittel- und Neubretonischen (2); Altirisch (2); Keltische Texte (2 g). — Böckh: Allgemeine theoretische Statistik (2); Uebungen des staatswissenschaftlich-statistischen Seminars (2 g). — van 't Hoff: Kapitel der allgemeinen Chemie (1 g). — Lasson: Logik und Erkenntnistheorie (4); Allgemeine Geschichte der Philosophie (5); Philosophische Uebungen (2). — Münch: Pädagogische Theorien von Schleiermacher bis heute (2 g); Pädagogisches Kolloquium (1 g). — Slaby: Elektromechanik (4); Funkentelegraphie (2). — E. Warburg: Kapitel aus der theoretischen Physik (2). — Aschersон: Erläuterung der Pflanzenfamilien (3); Botanische Exkursionen (g). — Barth: Arabische Syntax und Erklärung von Grünerts Arabischen Lesestücken (2); Bochâris Traditionen, nach Torreys „Selections from the Sachich of Al-Buchâri", oder Kâmil (2); Josua Stylites' syrische Chronik (1 g). — Biedermann: Technische Chemie (4). — Blasius: Praktische Uebungen für Anfänger, I. Teil (Mechanik, Akustik, Wärme, Optik) (7); Praktischer Kursus für Mediziner (3½); Uebungen im Anschluß an den I. Teil des Praktikums (1 g). — Bodenstein: Chemische Kinetik (2); Physiko-chemische Arbeiten, gemeinsam mit Prof. Nernst (6); Physiko-chemisches Kolloquium, gemeinsam mit Prof. Nernst (1 g). — v. Bortkiewicz: Einleitung in die Nationalökonomie (2); Bevölkerungspolitik und Bevölkerungsstatistik (2); Statistische Uebungen, gemeinsam mit Dr. Ballod (2 g). — Brauer: Anatomie der Säugetiere (2). — Breysig: Geschichte der geistigen und sozialen Kultur der neuesten Zeit (4); Staatslehre, allgemeiner Teil (Verfassungsformen) (1); Aufriß der Weltgeschichte (1); Uebungen zur Verfassungs- und Sozialgeschichte (1 g). — Dessoir: Grundriß der Geschichte der Philosophie (4); Psychologie (4). — Fleischer: Musikinstrumentenkunde (2); Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts (1 g); Praktikum der Tonschriftenkunde (1 g). — Frey: Renaissance in Italien (4); 19. Jahrhundert (1); Erklärung von Bildwerken (2); Uebungen der kunsthistorischen Gesellschaft (2 g). — Friedländer: Beethovens Leben und Werke (2); Musikwissenschaftliche Uebungen (2 g); Chorübungen (1½ g). — Gabriel: Organische Experimental-Chemie (5). — Geiger: Goethe in der Epoche seiner Vollendung (2); Corneille und Racine (2); Das junge Deutschland (2); Berlins geistiges Leben 1740—1840 (1 g). — Geldner: Sanskritgrammatik für Anfänger (2); Vedische Prosatexte (2); Manus Gesetzbuch mit dem Kommentar des Kulluka (2); Awesta-Uebungen (1 g). — Gilg: Pharmakognosie I (2); Mikroskopische Uebungen gemeinsam mit Prof. Engler (6); Mikroskopische Untersuchung der menschlichen Nahrungs- und Genußmittel aus dem Pflanzenreich (1); Pharmakognostisches Kolloquium (1 g). — Grube: Ausgewählte chinesische historische Texte, für Vorgerücktere (2); Chinesische Texte, für Anfänger (2); Kalmückische Märchentexte (1 g). — Grund: Geographie der Mittelmeerländer (4); Der Ozean (1 g);

Uebungen auf dem Gebiete der Erd- und Meereskunde (2 g); Arbeiten auf dem Gebiete der Erd- und Meereskunde, gemeinsam mit Prof. Penck (täglich g). — Haguenin: Die dramatische Dichtung in Frankreich von 1850 bis zur Gegenwart (2); Geschichte des französischen Romans von J. J. Rousseau bis zu Honoré de Balzac (1 g); Uebungen über literar- und kulturhistorische Themata (1 g). — v. Halle: Handelspolitik (2); Verkehrswesen (2); Staatswissenschaftliche Uebungen und Exkursionen (2 g). — Hellmann: Meteorologie (2); Klimatologische Uebungen (1 g). — Hettner: Ueber Fourier'sche Reihen und Integrale (2). — Heusler: Germanische Religion (2); Edda-Uebungen (2 g). — Jastrow: Allgemeine Nationalökonomie (4); Staats- und verwaltungswissenschaftliche Uebungen (g). — Knoblauch: Ueber Leonhard Eulers Werke und ihre Bedeutung für die neuere Mathematik (4); Theorie der krummen Flächen (4); Theorie der Raumkurven (1 g). — Kny: Experimentalphysiologie der Pflanzen (2); Praktische Uebungen in Pflanzenphysiologie und Pflanzenpathologie (4); Leitung botanischer Arbeiten im Pflanzenphysiologischen Institute (täglich g). — Kossinna: Urgeschichte der Mark Brandenburg (2); Uebungen zur vorgeschichtlichen Archäologie Deutschlands (2 g). — Lehmann-Filhés: Differentialrechnung (4); Uebungen in der Differentialrechnung (1 g). — Lehmann-Haupt: Hellenistische Geschichte vom Tode Alexanders des Großen bis zur Zerstörung Karthagos und Korinths (4); Vorzeit und Gegenwart Armeniens (1); Historische Uebungen (1½ g). — Liebermann: Organische Experimentalchemie (5); Praktische Uebungen im organisch-chemischen Laboratorium (täglich); — v. Luschan: Spezielle physische Anthropologie (2); Völkerkunde der Südsee (1 g); Anthropologische Uebungen (4); Leitung selbständiger Arbeiten (täglich); Ethnographische Uebungen (täglich g); Anthropologisches Kolloquium (2 g). — P. Magnus: Naturgeschichte der Archegoniaten (2); Biologische Anpassungen zur Nahrungsaufnahme der Pflanzen (1 g). — Eugen Meyer: Technische Physik der Verbrennungskraftmaschinen (2). — R. M. Meyer: Geschichte der deutschen Literatur seit Goethes Tod (4); Friedrich Nietzsches Leben und Schriften (2); Ueber Methode und Aufgabe der vergleichenden Literaturgeschichte (1 g). — Neesen: Geometrische Optik (2). — A. Orth: Allgemeine Acker- und Pflanzenbaulehre (3); Spezielle Acker- und Pflanzenbaulehre (2); Ueber Bonitierung des Bodens (1 g); Exkursionen (g); Praktische Uebungen im agronomisch-pedologischen Laboratorium (täglich). — Pinner: Anorganische Experimentalchemie (6); Organische Experimentalchemie (4). — Preuner: Das griechische Bühnenwesen (2); Epigraphisch-archäologische Uebungen (1 g). — Rambeau: Erklärung moderner spanischer Novellen (3); Torquato Tassos „Gerusalemme liberata" (3); Französische und italienische Phonetik (1 g). — Roediger: Mittel- und neuhochdeutsche Grammatik (4); Mittelhochdeutsche Uebungen (1 g). — Scheiner: Reduktion photographischer Sternaufnahmen (1); Astrophysikalisches Kolloquium (1 g). — Schmitt: Deutsche Geschichte vom Wiener Kongreß bis zum Gasteiner Vertrag (4); Geschichte der Kolonial- und Seemacht Englands (1 g); Historische Uebungen (1 g). — Simmel: Ethik (2); Einleitung in die Philosophie (2); Soziologische Uebungen (1 g). — Sternfeld: Deutsche Geschichte im Mittelalter (4); Englische Geschichte (2); Historische Uebungen (2 g). — Strecker: Einführung in die lateinische Rhythmik des Mittelalters (2); Mittellateinische Uebungen (2 g). — Thoms: Pharmazeutische Chemie (4); Grundzüge der Nahrungsmittelchemie (1½); Praktische Uebungen im Pharmazeutischen Institut, gemeinsam mit Dr. Traube (täglich). — Wentzel: Odyssee (4); Literatur der griechischen Scholien und Lexikographen (2); Philologisches Proseminar (g). — Wichelhaus: Technologie für Chemiker (4); Uebungen im Technologischen Institut (täglich). — Winckler: Geschichte des alten Vorderasiens (2 g); Das Alte Testament und der Alte Orient (2); Keilinschriften (2); Die Geographie Palästinas (4 g). — Wittmack: Systematische Botanik (4); Züchtung der Kulturpflanzen (1 g); Botanische Exkursionen (g). — Heymons: Einführung in die Kenntnis der Süßwasserfauna (1); Uebungen im Bestimmen einheimischer Insekten (1 g). — Ach: Einführung in die Psychologie (2); Leitung wissenschaftlicher Arbeiten im psychologischen Institut, gemeinschaftlich mit Prof. Stumpf (täglich g). — Aschkinaß: Die Radioaktivität (1). — Baesecke: Einführung ins Althochdeutsche (2); Geschichte der deutschen Literatur im 17. Jahrhundert (1). — Ballod: Die russische Agrarfrage (1 g); Statistische Uebungen, gemeinsam mit Prof. v. Bortkiewicz (2 g). — Baur: Ueber Vererbung und Bastardbildung, mit besonderer Berücksichtigung der botanischen Seite der Frage (1 g); Anleitung zu Bastardierungs- und Erblichkeitsversuchen (g). — Belowsky: Technisch wichtige Mineralien (2). — Börnstein: Experimentalphysik (3); Das Wetter und seine Voraussagung (1 g); Physikalische Uebungen (4); Physikalische Arbeiten (täglich). — v. Buchka: Geschichte der Chemie (2); Chemie der Nahrungsmittel, Genußmittel und Gebrauchsgegenstände (4). — Buchner: Ueberblick der organischen Experimentalchemie (3); Die Gärungstheorien (1); Anorganisch- und organisch-chemisches Praktikum, in Gemeinschaft mit Dr. Meisenheimer (täglich). — Busse: Elemente der Bakteriologie mit Sterilisationsübungen (1). — Byk: Physikalische Chemie der photographischen Prozesse (1). — Caspar: Deutsche Kaisergeschichte (2). — E. Cassirer: Die Philosophie Kants (2); Philosophische Uebungen (2 g). — Dade: Die Sozialpolitik und auswärtige Handelspolitik des Deutschen Reichs (2); Uebungen auf dem Gebiete der Statistik (2 g). — Deegener: Gewebelehre der wirbellosen Tiere (1). — R. Delbrück: Antike Städte (2). — Dessau: Griechische und römische Finanzaltertümer (2); Lateinische Inschriften (2 g). — L. Diels: Pflanzengeographie von Mitteleuropa (2); Die Deszendenztheorie in der Botanik (1 g). — O. Diels: Die wichtigsten Arbeitsmethoden der organischen Chemie (1). — Döring: Grundzüge der Logik (2); Grundzüge der Aesthetik (2). — Ebeling: Die ältesten französischen Denkmäler (4); Einführung in das Altfranzösische (4); Neufranzösische Uebungen (2); Provenzalische Uebungen (2 g). — Eberstadt: Gewerbewesen und Gewerbepolitik (2); Börsengeschäfte (1); Nationalökonomische Uebungen im Seminar (2 g). — Ehrenreich: Religion und Mythologie der nordamerikanischen Völker (2); Urformen und Entwicklung des menschlichen Kulturbesitzes (1½ g). — Ehrlich: Chemie und Technologie der landwirtschaftlichen Industrien (1). — Emmerling: Chemische und mikroskopische Wasseranalyse (1). — Finck: Einführung in die Sprachwissenschaft (2); Einführung in das Georgische (3); Uebersicht über die Sprachen Indonesiens, Melanesiens und Polynesiens (1); Sprachwissenschaftliche Uebungen (1 g). — F. Fischer: Einführung in die physikalische Chemie (1). — Fock: Einleitung in die Chemie und Physik (1); Elemente der Kristallographie (1). — Frischeisen-Köhler: Kritische Geschichte der Metaphysik (2); Darwinismus als Weltanschauung (1); Uebungen zur Erkenntnistheorie der Gegenwart (1 g). — Gehrcke: Theorie der Wechselströme (1). — Großmann: Die Bedeutung der chemischen Technik für das deutsche Wirtschaftsleben (1). — Kolloquium über moderne Probleme der anorganischen Chemie (1). — Grüneisen: Absolute Messungen (1 g). — Max Hartmann: Tierische Parasiten des Menschen und der Haustiere (1). — Helm: Geschichte der römischen Satire (1½); Thukydides (2); Griechischer Anfangskursus für Studierende aus realistischen Lehranstalten (2); Philol. Proseminar. — Herrmann: Elemente des Gotischen (2); Geschichte des älteren deutschen Dramas (2); Theatergeschichtliche Uebungen (2 g). — Hoeniger: Wirtschaftliche und soziale Entwicklung Deutschlands (2); Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Uebungen (1 g). — Holtermann: Elemente der Botanik (2). — Jacobson: Chemische Tagesfragen (1). — Karsch: Allgemeine Zoologie. — Kiebitz: Atmosphärische Elektrizität (1 g). — Köthner: Periodensystem und periodisches System (1 g). — Kolkwitz: Allgemeine Süßwasserbiologie (1). — Koppel: Kolloquium über allgemeine und physikalische Chemie (1½); Anorganisch-chemisches Praktikum, in Gemeinschaft mit Dr. A. Rosenheim und Dr. R. J. Meyer (täglich). — Krabbe: Grundzüge der Urkundenlehre (2); Siegelkunde (1); Historische Uebungen (2 g). — Kretschmer: Geschichte der Kartographie (1); Historisch-geographische Uebungen (2 g). — Krigar-Menzel: Theoretische Physik (4). — E. Landau: Variationsrechnung (3); Wahrscheinlichkeitsrechnung (1 g). — Laue: Kinetische Gastheorie (2). — Leß: Einführung in die Klimatologie (1); Ueber die jeweiligen Witterungsvorgänge (1 g). — Lindau: Mikroskopische Uebungen in der Kryptogamenkunde (3); Mikroskopische Uebungen über Flechten (2); Kryptogamische Exkursionen (g). — Löb: Elektrochemie (1); Physikalische Chemie (1 g). — W. Magnus: Botanisch-mikroskopisches Anfängerpraktikum (2); Repetitorium der allgemeinen Botanik (1). — Marckwald: Stereochemie (1); Anorganisch-chemisches Praktikum im physikalisch-chemischen Laboratorium der Universität, gemeinschaftlich mit Professor Nernst (täglich). — Marcuse: Theorie und Anwendung astronomischer Instrumente (1½); Einführung in die astronomische Geographie und Erd-Physik (1½). — F. Martens: Experimentalphysik (4). — Meisenheimer: Anleitung zu chemischen Schulversuchen (2). — Paul M. Meyer: Zeitalter des Augustus (2); Griechische Papyrusurkunden (2 g). — R. J. Meyer: Anorganisch-chemisches Praktikum, in Gemeinschaft mit Dr. A. Rosenheim und Dr. Koppel (täglich); Chemie und technische Verwertung der selteneren Elemente (2). — Misch: Die Lebensphilosophie in ihren Hauptformen (2). — Mittwoch: Syrische Grammatik und Lektüre von Brockelmanns Chrestomathie (2); Ausgewählte Suren aus dem Koran (2). — Neuberg: Praktisch-chemischer Kursus für Mediziner, gemeinsam mit Prof. Salkowski (6); Chemie der Eiweißkörper (1); Die chemischen Vorgänge im Tierkörper (1 g). — Oppert: Tamil-Grammatik (1 g); Tamil-Erklärung des Kathamañjari (1 g); Telugu-Grammatik (1 g); Telugu-Erklärung des Vikra-

markacarittra (1 g). — Plate: Zoologie: Wirbeltiere (3); Zoologische Uebungen (2). — Potonié: Paläobotanik (2); Die Entstehung der Steinkohle und der Kaustobiolithe (1); Paläobotanische Arbeiten (täglich g). — Pschorr: Chemie der Alkaloide (1). — Reich: Das antike Volksdrama (1); Platos Sympofion (1 g). — Reinhardt: Grundzüge der allgemeinen Botanik (2). — Ludwig Rieß: Geschichte des 19. Jahrhunderts (4); Historische Uebungen (2 g). — Ristenpart: Der Merkursdurchgang 1907 (1); Gemeinverständliche Himmelskunde (1½). — Roloff: Allgemeine Geschichte der Reformation und Gegenreformation (4); Historische Uebungen (2 g). — A. Rosenheim: Anorganisch-chemisches Praktikum, in Gemeinschaft mit Dr. R. J. Meyer und Dr. Koppel (täglich); Uebungen in der Maß- und Gasanalyse (3). — Rothstein: Virgil (2). — Ruhland: Einführung in die angewandte Botanik (2); Arbeiten aus der Stoffwechselphysiologie der Pflanzen (1½ g). — Sachs: Chemie der Farbstoffe (1). — Schlüter: Allgemeine Bevölkerungsgeographie (2). — Schotten: Kapitel der physiologischen und technischen Chemie (2). — Schur: Theorie der Determinanten (4). — Steg: Sanskritübungen (2); Schwierige Sanskrittexte (2). — v. Sommerfeld: Preußische Geschichte vom Regierungsantritt Friedrichs des Großen (4). — Sorauer: Ernährung und Vermehrung der Kulturpflanzen (1); Krankheiten der Obstbäume (1). — Spiegel: Kapitel aus der Chemie der Arzneimittel (1 g); Praktische chemische Uebungen im Pharmakologischen Institut, gemeinsam mit Prof. Liebreich (täglich). — Spies: Altenglisch (4); Chaucers Leben und Werke (2). — Stille: Methodik geologischer Untersuchungen im Felde (g). — Stock: Kolloquium über anorganische Chemie (1). — Struck: Ancien Régime und Revolution (2). — Tannhäuser: Anleiten zum Bestimmen von Mineralien (2). — Thiele: Logik und Erkenntnistheorie (4); Kants System der Philosophie (2). — Thomas: Tacitus Dialogus de oratoribus (2); Lateinischer Anfangskursus für Oberrealschulabiturienten (4); Kursorische Lektüre lateinischer Schriftsteller für vorgeschrittenere Oberrealschulabiturienten (3); Griechischer Jahreskursus für Realabiturienten (3); Lateinische Stilübungen (1 g); Griechische Stilübungen (1 g). — Traube: Quantitative chemische Analyse (1). — Valentiner: Ueber die theoretischen und experimentellen Untersuchungen auf dem Gebiete der Wärmestrahlung (2). — Vierkandt: Gesellschaftslehre (4); Das Seelenleben der Naturvölker (1 g); Soziologische Uebungen (1½ g); Uebungen über die Anfänge der Gesellschaft (1 g); Volkens: Botanische Exkursionen (g); Ueber Kolonialpflanzen. — O. Warburg: Vegetation und Landwirtschaft Afrikas (2). — Weinstein: Die elektrische Leitung in Metallen und Elektrolyten (3); Die Entstehung der Welt und der Erde (1 g). — Weisbach: Einführung in die altchristliche Kunst (2); Kunstgeschichtliche Uebungen (g). — Wermingshoff: Quellen zur Geschichte der deutschen Reichs- und Kirchenverfassung im Mittelalter (2); Historische Uebungen (2 g). — Wilbrandt: Der Sozialismus und die nationale Politik (1½ g). — Winnefeld: Denkmäler der griechischen Heldensage (2). — Wolf: Musikgeschichte Englands im 16. und 17. Jahrhundert (2); Uebungen zur evangelischen Choralkunde (1 g); Uebungen zur musikalischen Schriftenkunde (1½ g); Lektüre musiktheoretischer Schriften des Mittelalters (1½ g). — v. Wolff: Ueber natürliche und künstliche Mineral- und Gesteinsentstehung (2). — Zimmermann: Plastik und Malerei der italienischen Renaissance (2); Uebungen in der Gemäldegalerie des Kaiser Friedrich-Museums (1 g). — Zoepfl: Die technisch-ökonomischen Grundlagen der Verkehrs-, Handels-, Agrar- und Gewerbepolitik (2); Kolonien und Kolonialpolitik (2). — F. Hartmann: Lateinischer Anfängerkursus (4). — Imelmann: Griechische Stilübungen, im Proseminar (2 g); Kursorische Lektüre des Griechischen Lesebuchs, im Proseminar (1 g); Griechischer Anfängerkursus für realistisch vorgebildete Studierende der jur., med. und phil. Fakultät (3). — Ihering: Maschinenkunde (4). — M. Schmidt: Lateinische Stilistik (2 g); Lateinische stilistische Uebungen im Proseminar (2 g). — Delmer: Shekaspeares „Macbeth" (1); Ueber Thackerays Werke und die sozialen Verhältnisse seiner Zeit (1); Systematischer Lehrgang des Englischen (2); Höherer Kursus: Syntax (3); Stillehre (1½); Englisches Seminar (g); Englisches Proseminar (g). — Harsley: Neuenglisch in 3 Kursen: Anfängerkursus, Mittelkursus, Oberkursus; Lyrische Proben von Shakespeare an (1); Lektüre schöner und literarisch wertvoller Stellen der englischen Bibel (2); Robert Brownings Leben und Werke (1 g). — Hecker: Italienische Uebungen (2); Uebungen für Voraerücktere (2); Uebungen im Romanischen Seminar (2 g). — Milan: Vortrag deutscher Gedichte für künftige Lehrer des Deutschen (2); Redeübungen für Studierende aller Fakultäten (2); Vortragsübungen mit Studierenden der theologischen Fakultät (2 g). — Neuhaus: Die nordischen Volkssprachen an der Hand der Texte (3); Der Anteil des Nordens an der Gestaltung des modernen Geistes: 1. deutscher Vortrag, 2. dänischer Vortrag (1); Dänisch und Norwegisch für Anfänger (2 g); Schwedisch für Anfänger (2 g). — Variselle: Phonetik des Neufranzösischen (2); Neufranzösische Uebungen (2); Sprechübungen (1 g); Uebungen des Romanischen Seminars (g). — Paszkowski: Deutsch für Ausländer: a) Unterkursus (3), b) Oberkursus (3); Deutsche Stil- und Aufsatzübungen für Ausländer (1½); Ueber deutsches Leben und deutsche Einrichtungen (1½). — Schalfejew: Volksepik der Großrussen (1 g); Russische Uebungen (im Seminar für osteuropäische Geschichte). — Scheffer: Angewandte wissenschaftliche Photographie (1). — Stolze: Darstellung der Stolzeschen Stenographie (2 g); Stenographische Uebungen für Vorgeschrittenere (1½ g); Entstehung und Entwicklung der Schrift (1 g); Lautphysiologie (1 g).

Seminar für Orientalische Sprachen.

Forke: Chinesisch; Geographie Chinas. — Yao Pao Ming: Chinesisch. — Hsüeh Shen: Chinesisch. — Lange: Japanisch; Die Religion der Japaner. — Takahira Tsuji: Japanisch. — Hermann Plaut: Japanisch. — Kaiji Ichikawa: Japanisch. — Martin Hartmann: Neuarabisch; Geographie und neuere Geschichte Syriens. — Amin Ma'arbes: Neuarabisch. — P. Schwarz: Neuarabisch; Neuere Geschichte Aegyptens und Marokkos. — Hamid Waly: Neuarabisch: Neuere Geschichte Marokkos. — Sid Abd el-Wahhab Bu-Bekr: Neuarabisch. — Lippert: Neuarabisch; Haussa; Fulbe. — Aleka Taje: Amharisch. — Racha: Persisch; Geschichte und Geographie Persiens. — Muhammed Hassan: Persisch. — Foy: Türkisch; Hindustani; Guzerati; Die neuere Entwicklung der Turkei. — Muhammed Hassan: Türkisch. — Velten: Suaheli; Geschichte und Verwaltung Ostafrikas. — Meinhof: Herero; Ephe; Suaheli. — Güßfeld: Geographisch-astronomische Ortsbestimmungen. — Steudel: Ueber Tropenhygiene. — O. Warburg: Vegetation und Landwirtschaft Afrikas. — Lippert: Landeskunde der deutschen westafrikanischen Kolonien (Deutsch-Südwestafrika, Kamerun und Togo). — Schnee: Die deutschen Kolonien. — Darmstaedter: Ueber die Vereinigten Staaten von Amerika. — Rambeau: Englisch. — L. Hamilton: Englisch. — Haguenin: Französisch. — E. Francillon: Französisch. — Kalitsunakis: Neugriechisch; Geschichte Griechenlands von 1862 bis 1878. — Tittin: Rumänisch. — Palme: Russisch; Geschichte Rußlands. — Klentze: Russisch. — P. d. Mugica: Spanisch.

WALTER SEIFERT
VERLAG STUTTGART

KLASSISCHES GEDENKBUCH
EIN MERKBUCH FÜR ALLE TAGE DES JAHRES MIT EINEM ANHANG ZUM NOTIEREN VON ADRESSEN
Das gediegen ausgestattete Büchlein will dem Gebildeten als „Vergißmeinnicht" dienen und stellt zugleich ein wertvolles Klassiker-Brevier dar. In englischer Leinwand M. 2.—, in feinstem Lederband M. 3.—.

INNERES WACHSTUM
SIEBEN AUFSÄTZE VON E. G. O.
Geistige Gesetze von großer Tragweite sind es, die der Verfasser den Leser erkennen läßt. Für die Gemeinde der Trine, Carlyle, Emerson u. s. w. ein wertvolles Buch. In geschmackvollem Einbande M. 1.50.
Inhalt: Bewußtsein — Du und ich — Entwicklung — Gerechtigkeit — Harmonie — Der Wert des Lebens. — Lehrmeister Tod. (23157)r

BEIDE BÜCHER SIND IN JEDER BUCHHANDLUNG VORRÄTIG

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Samstag, 9. März. Nummer 58.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Die Gewinnung des Eisens auf elektrischem Wege. Von Dr. Albert Neuburger (Berlin).

Die Wohnungsverhältnisse der minderbemittelten Schichten in den deutschen Städten. Von Dr. Rudolf Wassermann (Erlangen).

Allgemeine Rundschau.

Archäologische Nachlese aus Aegypten.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Die Gewinnung des Eisens auf elektrischem Wege.

Eine technisch-wirtschaftliche Betrachtung.

Der wahrscheinlich im Jahre 1800 von dem englischen Physiker und Chemiker Humphry Davy zuerst beobachtete elektrische Lichtbogen hat lange Zeit hindurch keinerlei technische Ausnützung gefunden. Die Versuche, ihn zu Beleuchtungszwecken zu verwerten, setzten ziemlich spät ein, und darauf, daß er auch als Wärmequelle Verwendung finden könne, machte erst Despretz in einem am 17. Dezember 1849 vor der französischen Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vortrage aufmerksam. Während nun die Fortschritte, die man in der Beleuchtungstechnik mit dem Bogenlicht machte, verhältnismäßig rasche und befriedigende waren, wollte es lange nicht gelingen, geeignete Anwendungsgebiete für die reine Hitzewirkung des Lichtbogens zu finden. Trotz der vielfachen, in dieser Richtung fortgesetzten Versuche blieb der Erfolg jahrzehntelang aus, und erst in der allerjüngsten Zeit haben sich zwei neue und außerordentlich aussichtsreiche Gebiete eröffnet, die nicht nur eine weitgehende Verwendung der Lichtbogenerhitzung zu technischen Zwecken sichern, sondern die auch von einschneidendster Bedeutung für unser gesamtes wirtschaftliches Leben zu werden versprechen. Diese Gebiete sind die Gewinnung des Salpeters aus dem Stickstoff der Luft, und die Herstellung von Metallen, in erster Linie von Eisen auf elektrischem Wege.

Die Temperatur des elektrischen Lichtbogens vermochte bisher noch niemand genau zu bestimmen. Sie ist eine so hohe, daß unsere gewöhnlichen Methoden zur Messung sehr hoher Temperaturen vollkommen versagen. Im allgemeinen kann man jedoch annehmen, daß in der heißesten der drei Zonen, aus denen er besteht, eine Temperatur von 3500 bis 4000 Grad herrscht. Bei dieser verbindet sich der sonst so träge und nur äußerst schwierig in Reaktion zu bringende Stickstoff der Luft mit dem Sauerstoff und es gelingt so, zunächst Stickstoff-Sauerstoffverbindungen und daraus Salpeter zu erzeugen — eine Tatsache, die deshalb von einschneidendster Bedeutung ist, weil die Salpeterlager Chiles, die bisher den gesamten zur Pflanzennahrung nötigen Stickstoff geliefert haben, in kurzer Zeit vollkommen erschöpft sein werden. Die Jahresproduktion an Salpeter, deren Wert sich auf etwa 280 Millionen Mark beläuft, wird sich dann auf andere Länder verteilen.

Aehnliche auf der technischen Ausnützung der hohen Temperatur des elektrischen Lichtbogens beruhende wirtschaftliche Verschiebungen wird auch die Eisenindustrie erfahren. Bisher konnte, von wenigen Ausnahmen abgesehen, das Eisen nur da gewonnen werden, wo die erste und hauptsächlichste unserer bisherigen Wärmequellen, die Kohle, zur Verfügung stand oder doch wenigstens auf billige Weise beschafft werden konnte; in Zukunft werden voraussichtlich auch diejenigen Länder in den Wettbewerb auf dem Eisenmarkt einzutreten vermögen, die infolge ihres Wasserreichtums Elektrizität in großen Mengen und zu billigem Preise zu erzeugen imstande sind. Ob sie selbst Erze fördern oder nicht, spielt, wie wir am Schlusse unserer Betrachtung sehen werden, nur eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle.

Der erste, der die ungeheure wirtschaftliche Bedeutung der elektrischen Eisenerzeugung richtig erkannte, war Werner Siemens. In dem eingangs erwähnten Vortrage hatte Despretz auch ausgeführt, daß man durch Einschließen des elektrischen Lichtbogens in einen Tiegel aus feuerfestem Material einen Ofen erhalten könne, der sich infolge der in ihm herrschenden Hitze ganz besonders gut für die Durchführung technischer Prozesse eignen müsse. Diese Idee griff Siemens wieder auf. Schon vorher hatte er die Ansicht ausgesprochen, daß es mit der Zeit gelingen müsse, alle Metalle auf elektrischem Wege darzustellen. Da er bei seinen außerordentlichen kaufmännischen Fähigkeiten sehr richtig erkannte, daß die elektrische Gewinnung des Eisens die besten Aussichten zur Verwertung bietet, so wandte er sich zunächst dieser zu, obschon er sich sagen mußte, daß gerade hier die größten technischen Schwierigkeiten entstehen mußten. Schon damals hatte man erkannt, daß der Wert der verschiedenen Eisensorten mit ihrem Kohlenstoffgehalt im engsten Zusammenhang steht. Freilich spielt die Struktur des Eisens, die Anordnung seiner nur bei stärkster Vergrößerung sichtbaren Teilchen, also seine metallographische Zusammensetzung, ebenso eine Rolle wie sein Gehalt an Schwefel, Phosphor, Silicium und anderen Bestandteilen; trotz alledem aber gilt im allgemeinen und in erster Linie der Satz, daß seine Eigenschaften vornehmlich vom Gehalt an Kohlenstoff abhängen. Je höher dieser Gehalt ansteigt, desto wertloser wird die betreffende Eisensorte.

Trotzdem sich Siemens hierüber klar sein mußte, und trotzdem er sich sagen mußte, daß es außerordentlich schwierig sein werde, ein kohlenstoffarmes Eisen in dem von Despretz angegebenen Apparate herzustellen, veranlaßte er doch seinen Bruder Wilhelm Siemens, mit Versuchen zu beginnen. Dieser erhielt in den Jahren 1878 und 1879 in England eine Anzahl von Patenten auf Verfahren zur elektrometallurgischen Darstellung von Eisen.

Einen durchschlagenden Erfolg hatten aber diese Verfahren alle nicht. Wilhelm Siemens benutzte bei seinen Versuchen einen Kohlentiegel, in den er Erz, Kalk und Kohle hineinpackte, also genau dieselbe Mischung, die auch beim Hochofenbetriebe Anwendung findet, um das Eisen aus seinen Erzen auszuschmelzen. Außerdem erzeugte er den elektrischen Lichtbogen zwischen zwei Kohlenelektroden, das heißt zwei Stäben aus Kohle, denen der Strom aus einer Dynamomaschine zugeleitet wurde. Gerade der Bestandteil, der vermieden werden muß, wenn eine gute Eisensorte entstehen soll, nämlich die Kohle, war also in überreichem Maße vorhanden: sie fand sich im Tiegel, in der Mischung und endlich in den Elektroden. Da sich nun der Kohlenstoff in geschmolzenem Eisen äußerst leicht auflöst, so darf es uns nicht wundernehmen, daß die Erzeugnisse, die Wilhelm Siemens erhielt, sehr stark kohlenstoffhaltig waren. Die enorme Hitze des in einem allseitig geschlossenen Tiegel brennenden elektrischen Lichtbogens ergab zwar in einer Hinsicht den gewünschten Erfolg: das Erz schmolz und aus ihm schied sich Eisen ab, ohne daß es, wie das im Hochofen der Fall ist, notwendig gewesen wäre, große Mengen heißer Luft mittelst besonderer Gebläse einzublasen, um die nötige Schmelztemperatur zu erzeugen; diesem einzigen Erfolge stand aber ein Mißerfolg dreifacher Art gegenüber: einmal war, wie gesagt, das erzeugte Produkt außerordentlich stark kohlenstoffhaltig und deshalb vollkommen wertlos; dann hatten sich große Mengen der teueren Kohlenelektroden im Eisen aufgelöst, wodurch der Preis dieses wertlosen Produktes ein ziemlich hoher wurde, endlich aber war die Schlacke, die sich ja bei der Eisengewinnung stets bilden muß und die infolge ihres leichten spezifischen Gewichts auf dem geschmolzenen Metall schwimmt, zwischen die beiden Kohlenelektroden eingeschaltet. Da sie dem Durchgange des Stromes einen hohen Widerstand entgegensetzte, so waren bedeutende Strommengen nötig, um diesen Widerstand zu überwinden. Mit dem erhöhten Stromverbrauch stiegen aber die durch den Elektrodenverschleiß schon sowieso beträchtlich angewachsenen Gestehungskosten abermals, und so war der Mißerfolg ein durchschlagender: ein teueres und technisch wertloses Erzeugnis!

Wir haben die Ursachen dieses Mißerfolges mit Absicht etwas ausführlicher behandelt, da nur ihre genaue Kenntnis uns ein klares Bild von dem Zustandekommen der späteren Erfolge zu geben vermag. Diese blieben jedoch vorerst noch recht lange aus. Zunächst stellte Wilhelm Siemens im Jahre 1879 seine Versuche ein, aber nicht etwa, weil er an dem endlichen Gelingen verzweifelte, sondern deshalb, weil dieses Jahr neue und große Aufgaben brachte, die seine volle Arbeitskraft in Anspruch nahmen. In jenem Jahre hatte Hefner-Alteneck die Differentialbogenlampe erfunden, aus Amerika kam die Kunde von der Erfindung der elektrischen Glühlampe durch Swan und endlich hatte Werner Siemens selbst mit den Vorbereitungen zum Bau der ersten elektrischen Bahn begonnen. Der Ausbau dieser drei gewaltigen Gebiete nahm die Arbeitskraft von Wilhelm Siemens derart in Anspruch, daß er zunächst nicht daran denken konnte, die Methoden zur elektrischen Eisengewinnung weiter auszuarbeiten. Er hoffte jedoch stets, sie wieder aufnehmen zu können, und das Vertrauen, das er in das endliche Gelingen setzte, muß um so bedeutungsvoller erscheinen, als er ja, wie bekannt, der Begründer bedeutender Eisen- und Stahlhütten war und selbst ein hervorragendes Werk: „Ueber die Gewinnung von Eisen und Stahl“ geschrieben hat (1874). Sein am 19. November 1883 erfolgter Tod setzte jeder Weiterführung der Versuche zur elektrischen Eisengewinnung in den „Siemens Steel Works“ ein Ziel.

War es auch Wilhelm Siemens nicht mehr vergönnt, an dem ferneren Ausbau der elektrischen Eisengewinnung Anteil zu nehmen, so war doch der von seinem Bruder Werner angeregte und durch ihn zum erstenmal durchgeführte Gedanke, Eisen auf elektrischem Wege darzustellen, auf fruchtbaren Boden gefallen. Zahlreiche Erfinder nahmen ihn in der Folgezeit auf, darunter solche von hervorragendem Rufe, wie zum Beispiel de Laval, der Konstrukteur der nach ihm benannten Turbine, Urbanitzky, der bekannte Elektrotechniker, ferner Taussig, Fellner u. a. m. Wir brauchen uns mit ihren Ideen und Versuchen hier nicht weiter zu beschäftigen. Es möge genügen, wenn wir erwähnen, daß auch sie keinerlei Erfolge erzielten und auch keine erzielen konnten, da sie genau dieselben Fehler machten, die auch der Schöpfer dieses neuen Gebietes, Wilhelm Siemens, gemacht hatte. Durch ein stark kohlenstoffreiches Erzeugnis, durch starken Elektrodenverschleiß und durch einen hohen Stromverbrauch sind ihre Verfahren charakterisiert.

Ueber ein Jahrzehnt hatten sich diese absolut erfolglosen Bemühungen hingezogen, da brachte endlich der Beginn des neuen Jahrhunderts die Lösung des vielgesuchten Problems, und zwar — eine in der Geschichte der Technik durchaus nicht seltene Erscheinung — gleich in mehrfacher Weise! Nicht weniger als drei Erfinder, jeder einer anderen Nationalität angehörend, jeder auf anderem Wege vorgehend, jeder aus einem anderen Berufe hervorgegangen, konnten im Laufe des Jahres 1900 den Erfolg ihrer Bemühungen verkünden. Freilich bedurfte es noch mehrerer Jahre, bis die Verfahren so weit durchgebildet waren, daß ihre technische Verwertung in die Hand genommen werden konnte, und erst seit kurzem beginnt die elektrische Eisendarstellung zu einem besonderen aussichtsreichen Zweig des Hüttenwesens sich auszubilden. Diese Pioniere der Elektrometallurgie des Eisens und Stahls sind der damalige Hauptmann, jetzige Major im italienischen Geniekorps Ernesto Stassano, dessen Verfahren u. a. in den königlichen Schmelzwerken zu Turin ausgeübt wird und dort zur Herstellung von Artilleriegeschossen, Panzerplatten usw. dient, ferner Paul Héroult, der Direktor der Aluminiumfabrik zu La Praz in Savoyen, und endlich der schwedische Ingenieur Kjellin.

Der Franzose Paul Héroult ist einer der bekanntesten Fachmänner auf dem Gebiete der elektrischen Metallgewinnung. Er war an der Ausgestaltung der Aluminiumfabrik in Neuhausen in hervorragendster Weise beteiligt, wie er sich überhaupt um die Aluminiumdarstellung derartige Verdienste erworben hat, daß er von der Technischen Hochschule in Aachen zum Dr. ing. honoris causa ernannt wurde. Die ersten Versuche zur Darstellung von Eisen auf elektrischem Wege machte er in den Werkstätten jener Fabrik, die für Frankreich das bedeutet, was Krupp für Deutschland ist: bei Schneider u. Co. in Creusot. Wie in Italien, so hatte auch hier das Bedürfnis nach Stahlsorten von hervorragenden Eigenschaften für militärische und Marinezwecke die Veranlassung zur Anstellung von Versuchen gegeben. Héroult selbst bezeichnet den 12. Dezember 1900 als den Geburtstag der elektrischen Eisenindustrie, da er an diesem Tage den ersten Waggon elektrisch erblasenen Stahls absandte. Fast um die gleiche Zeit erhielt jedoch auch Stassano das erste zufriedenstellende Erzeugnis, und in dem Kjellinschen Versuchsbetriebe zu Gysinge in Schweden wurde bereits am 18. März 1900 elektrischer Stahl erzeugt.

Seitdem hat sich die Zahl der Verfahren ganz außerordentlich vermehrt. Zahlreiche Erfinder haben sich auf das scheinbar so aussichtsreiche Gebiet gestürzt. Wie das in der Technik nun einmal immer der Fall ist, wenn sich ein neuer Zweig eröffnet, so mehrt sich auch hier von Tag zu Tag die Zahl der Patentanmeldungen. Es ist nicht nötig, auch nur auf ein einziges aller inzwischen aufgetauchten Verfahren

näher einzugehen, denn im Prinzip enthalten sie absolut nichts Neues, sie sind Epigonenarbeit und Nachempfindungen der grundlegenden Ideen von Stassano, Héroult und Kjellin. Wer sich näher dafür interessiert, der sei auf die Fachliteratur, insbesondere auf ein demnächst im Verlag von R. Oldenbourg in München erscheinendes „Handbuch der praktischen Elektrometallurgie" verwiesen, das speziell die elektrische Eisengewinnung in monographischer Darstellung enthält.

Nach den drei Verfahren von Stassano, Héroult und Kjellin wird in den Anlagen, in denen sie gegenwärtig in Betrieb stehen, vorerst nur ein sogenannter Raffinations- oder Läuterungsprozeß durchgeführt, d. h. es wird das aus dem gewöhnlichen Hochofen kommende Roheisen in teuer bezahlte Stahlsorten bester Qualität umgewandelt. Wie Versuche, insbesondere solche, die Héroult in Kanada in Gegenwart einer Regierungskommission durchgeführt hat, zeigen, gelingt es auf elektrischem Weg auch, Roheisen oder Stahl direkt aus den Erzen zu gewinnen, und ebenso hat Stassano vor einem Sachverständigen des Deutschen Patentamtes gezeigt, daß er in seinem Ofen aus den Erzen in einem einzigen Prozeß direkt vorzüglichen Stahl zu erzeugen vermag. Trotzdem dürften die Methoden des Verschmelzens von Erzen in elektrischen Oefen zunächst nur für überseeische Länder in Betracht kommen, die keine eigene Eisenproduktion haben und in denen billige Wasserkräfte, welche die Unterlagen zur Schaffung einer solchen zu bilden vermögen, in hinreichender Menge zur Verfügung stehen. In Europa begnügt man sich zunächst noch mit dem eben gekennzeichneten Raffinationsprozeß, weil dieser im allgemeinen so rentabel ist, daß ein Bedürfnis nach weiterer Ausdehnung der elektrischen Verfahren auf die Erzverhüttung vorerst noch nicht vorliegt — wenigstens so lange nicht, als ein Wettbewerb wasserreicher Gegenden des Auslandes nicht fühlbar wird. Bezüglich der Rentabilität des reinen Raffinationsprozesses sei nur bemerkt, daß die Tonne Stahl aus Roheisen oder Flußeisen auf elektrischem Wege mit einem Kostenaufwand gewonnen werden kann, der je nach dem Elektrizitätspreis zwischen 300 und 500 M schwankt. Da gute Qualitätsstahle, wie sie das elektrische Verfahren liefert, mit 2000 bis 5000 M pro Tonne bezahlt werden, so liegt also vorerst noch kein Grund vor, auch die Roheisenerzeugung, bei der voraussichtlich der Gewinn ein viel geringerer sein wird, in Angriff zu nehmen.

Von den drei genannten Verfahren sucht jedes auf eine andere Weise die Fehler, die Siemens und seine Nachfolger machten, zu vermeiden. Stassano, der seine Methode in einer Versuchsanlage zu Darfo am Lago d'Iseo in Oberitalien ausarbeitete, bildete seinen ersten Ofen dem gewöhnlichen Hochofen nach, nur mit dem Unterschiede, daß er da, wo, um die nötige hohe Temperatur zu erzeugen, im unteren Teile desselben heiße Luft eingeblasen wird, Kohlenelektroden anbrachte, zwischen denen ein mächtiger elektrischer Lichtbogen von etwa einem Meter Länge spielte. Er erhielt zunächst dasselbe ungünstige Resultat wie seine Vorgänger und baute deshalb seinen Ofen mehrmals um. Ohne auf die Einzelheiten der Konstruktion desselben näher eingehen zu wollen, sei nur erwähnt, daß bei dem jetzigen aus feuerfestem und nicht kohlehaltigem Material bestehenden Ofen der Lichtbogen über dem geschmolzenen Metall und der Schlacke spielt. Er kommt also mit beiden überhaupt nicht in Berührung, und die Schmelzung erfolgt durch die auf den engen Ofenraum konzentrierte und allerseits von den Ofenwänden zurückgestrahlte enorme Hitze. Die im Innern des Ofens herrschende Temperatur schätzt Stassano selbst auf etwa 2000 Grad. Dem Abbrennen der Elektroden wird dadurch vorgebeugt, daß sie mit Wasser gekühlt werden. So verringert sich der Elektrodenverschleiß außerordentlich, trotz des starken, zur Erzeugung des Lichtbogens verwendeten Wechselstromes, der bei einer Spannung von 170 Volt mit 2000 Amperen in den Ofen eintritt. In Italien sind vorerst noch, ehe sich die Industrie dieses vor einem großen technischen Aufschwung stehenden Landes weiter entwickelt haben wird, sowohl die zur Erzeugung der Elektrizität dienenden Wasserkräfte wie auch die Arbeitskräfte außerordentlich billig. Hierzu kommt, daß das glückliche Land sowohl auf der Insel Elba wie im Val d'Aosta, ferner bei Cap Calamita, im Tal von Camonica, im Val Trompio usw. usw. Eisenerze von ganz hervorragender Reinheit besitzt. Infolge des Zusammenwirkens aller dieser günstigen Umstände vermochte Stassano die Tonne vorzüglichen Qualitätsstahles direkt aus den Erzen zum Preise von etwa 75 M zu erschmelzen, ein Preis, der nicht etwa die Ausgeburt einer sanguinischen Erfinderphantasie darstellt, sondern der vom Sachverständigen des Deutschen Patentamtes, dem bekannten Metallurgen Dr. Theodor Goldschmidt, bestätigt wurde. Die Verarbeitung der Erze wird in der geschilderten Weise von einer neu gegründeten italienischen Gesellschaft aufgenommen werden. Da im königlichen Schmelzwerk zu Turin, wo das Verfahren ebenfalls in Betrieb steht, Eisenabfälle, Sprengstücke von Geschossen usw. weggearbeitet werden müssen, so wird dort lediglich der Raffinationsprozeß ausgeübt. Die Abfälle werden mit etwas Erz und Roheisen vermischt, im elektrischen Ofen eingeschmolzen und so in „Qualitätsstahl" umgewandelt.

Lehnte sich Stassano bei seinen ersten Versuchen an den Hochofen an, so machte Héroult das gewöhnliche Bessemer-Verfahren zum Ausgangspunkt seiner Experimente. Bei demselben wird bekanntlich der Kohlenstoff aus dem Eisen in der Weise entfernt, daß man durch die geschmolzene Eisenmasse einen Luftstrom hindurchbläst, der ihn verbrennt. Aehnliches beabsichtigte auch Héroult. Bald sah er jedoch ein, daß man bei elektrischen Verfahren überhaupt ohne jede Gebläseluft auskommt, und jetzt besteht sein Ofen aus einem birnenförmigen Gefäß, in das von oben die Elektroden senkrecht hineinragen. Zwischen ihrem unteren Ende und dem Metall befindet sich die auf dem Metallbade schwimmende Schlacke, die also das Metall vor jeder Berührung mit den Kohlenelektroden und damit vor der Aufnahme von Kohlenstoff aus diesen schützt. Es entstehen zwei Lichtbogen: von jeder Elektrode ausgehend einer, der senkrecht nach unten gegen das Metall- und Schlackenbad hin spielt und beide hoch erhitzt. Die Zusammensetzung und die Dicke der Schlackenschicht werden so reguliert, daß der durch sie entstehende Widerstand und damit der Stromverbrauch nicht allzu sehr anwachsen. Die Hitze des Lichtbogens läutert das Metall von seinen Verunreinigungen, die teilweise wegbrennen, teilweise in die Schlacke gehen, und zuletzt ergibt sich ein außerordentlich reines Produkt.

Vollkommen verschieden von diesen beiden Verfahren ist das Kjellins, dem ein außerordentlich genial durchgearbeiteter Gedanke zugrunde liegt und bei dem weder ein Flammenbogen noch Elektroden zur Verwendung gelangen. Infolgedessen kann auch niemals eine Kohlenstoffaufnahme aus den letzteren stattfinden. Senden wir durch einen elektrischen Leiter, wie es die Metalle sind, von dünnem Querschnitt einen Strom hindurch, so gerät der Leiter ins Glühen. So wurden früher, ehe die Kohlenfäden aufkamen, dünne Platindrähte in die Glühlampen eingeschmolzen, die durch den hindurchgeschickten Strom glühend und damit zu Lichtspendern wurden. Auf dieser Tatsache beruht das Kjellinsche Verfahren. Im Mauerwerk seines Ofens befindet sich eine dünne und schmale Rinne, die mit dem zu läuternden Eisen, sowie etwas Erz und den nötigen Zuschlägen gefüllt wird. In ihr wird durch elektrische Induk-

tion ein starker Wechselstrom erzeugt, durch den das einen geringen Querschnitt aufweisende Metallbad, das also in diesem Falle die Stelle des Fadens in der Glühlampe vertritt, ins Glühen gerät. Hierbei erfolgt die Läuterung des Eisens, die — von einzelnen besonderen Einzelheiten abgesehen — im ganzen und großen nach den Grundsätzen verläuft, wie wir sie eben beim Héroultschen Verfahren beschrieben haben.

Wenn wir uns nun die wirtschaftlichen Folgen klar zu machen suchen, die die Gewinnung des Eisens auf elektrischem Wege im Gefolge haben wird, so werden sie sich am ersten — ehe sie überhaupt weiteren Kreisen fühlbar werden — auf zwei Industriegebieten geltend machen: in der Elektrizitätsindustrie und im Hüttenwesen.

Von diesen beiden mächtigen Zweigen moderner technischer Betätigung ist die Elektrizitätsindustrie geradezu darauf angewiesen, nach neuen Verwertungsgebieten des elektrischen Stromes, die ihr den Absatz von Maschinen usw. sichern, zu suchen. Darüber, daß ihre glänzendsten Jahre, die Jahre vollster Beschäftigung und reichster Gewinne, dem Ende entgegengehen, ist sich trotz noch so schöner Bilanzen und vorerst noch hoher Dividenden jeder Wissende klar. Das, was der Elektrotechnik fast eineinhalb Jahrzehnte lang ausreichendste Beschäftigung gewährt hat, nämlich die Einrichtung elektrischer Beleuchtungsanlagen und die Umwandlung des Straßenbahnbetriebes in elektrischen, kann so ziemlich als ausgebaut gelten. Es existiert fast keine größere Stadt mehr, die nicht elektrische Beleuchtung und ihre elektrische Trambahn besitzt, und selbst in überseeischen Ländern ist hier nicht mehr viel zu holen. So gilt es denn unter allen Umständen, neue Gebiete zu erschließen! Neben dem noch sehr weit im Felde stehenden Ausbau elektrischer Fernschnellbahnen ist es eben die Elektrometallurgie und hier wieder speziell die des Eisens, die neue und gute Aussichten zu eröffnen scheint. So hat sich denn z. B. die Firma Siemens u. Halske bereits das Kjellinsche Verfahren gesichert, und andere Elektrizitätsgesellschaften bemühen sich um andere.

Von weit einschneidenderer Bedeutung jedoch, als für die Elektrizitätsindustrie, dürften die elektrischen Verfahren zur Eisengewinnung vielleicht für die Hüttenindustrie werden. Wir haben oben schon angedeutet, daß nunmehr neue Länder in den Wettbewerb eintreten dürften und daß damit eine Verschiebung in den Produktionsverhältnissen Hand in Hand gehen wird. Wie groß die Umwälzungen werden können, dafür ein Beispiel: Chile besitzt absolut keine Eisenerze, hingegen verfügt es über zahlreiche Wasserkräfte und infolge seiner langgestreckten Meeresküste über gute und billige Transportwege. Dort soll nun eine elektrische Eisenindustrie größten Stils ins Leben gerufen werden. Die Anlagen sind bereits projektiert und teilweise in der Ausführung begriffen. Die Erze müssen auf dem Seewege aus Neuseeland bezogen werden, und ebenso wird das Absatzgebiet des fertigen Eisens nicht das industriearme Chile, das wenig Bedarf daran hat, sein, sondern hauptsächlich Nordamerika und überseeische Länder. Trotz des zweimaligen Seetransportes erwartet man eine außerordentliche Rentabilität, weil infolge der billigen Wasserkräfte die Tonne Stahl zu einem Preise von etwa 42 M hergestellt werden kann, ein Preis, der vorerst jeden Wettbewerb anderer Länder auszuschließen scheint. In noch günstigerer Lage befinden sich solche Länder, die über Wasserkräfte und Erze verfügen, wie z. B. Italien und Schweden. Hier hat sich allerdings bereits die Spekulation der Wasserkräfte bemächtigt, aber trotzdem werden sie in der Lage sein, erfolgreich in den Wettbewerb einzutreten, um so mehr, wenn die Regierung in verständnisvoller Weise den Bedürfnissen der Industrie entgegenkommt, wie es z. B. jetzt in Schweden der Fall ist, wo sich ein Gesetz in Vorbereitung befindet, das die Ausfuhr der Erze zunächst beschränken soll und das Handhaben zu einem gänzlichen Verbote darbietet.

Die Frage, die sich angesichts dieser Verhältnisse zunächst aufdrängt, ist die, wie sich die Entwicklung in Deutschland gestalten wird. Vorerst ist hier, wie wir bereits erwähnten, überhaupt noch kein Grund vorhanden, um an die Roheisenerzeugung heranzugehen, da sich ja der Läuterungsprozeß allein hinreichend rentiert, trotzdem wir nicht in der glücklichen Lage sind, die Elektrizität aus billigen Wasserkräften zu erzeugen. Stellt auch der elektrische Lichtbogen die höchste denkbare Hitzekonzentration dar und ermöglichen es auch die elektrischen Oefen, die Wärmeenergie der Kohle in seiner Form bedeutend besser auszunützen, als dies in irgend einem anderen Ofensystem geschehen könnte, so genügen diese günstigen Momente doch noch nicht, um ohne weiteres über die Tatsache hinweg zu kommen, daß Deutschland eben ein an Wasserkräften armes Land ist. Und doch liegen die Verhältnisse günstiger, als es auf den ersten Anblick erscheinen mag. Zunächst ist die deutsche Eisenerzeugung durchaus nicht an diejenigen Gegenden gebunden, in denen Kohle vorkommt und wo sich heute die Hüttenreviere befinden.

Nach der letzten, von Weiskopf veröffentlichten Statistik nimmt Deutschland unter den Eisen produzierenden Ländern der Welt die zweite Stelle ein: nur England erzeugt eine größere Menge dieses Metalls. Von den Erzen jedoch, die in der deutschen Eisenindustrie Verwendung finden, stammt nur etwa die Hälfte aus Deutschland selbst. Die eben erwähnte Statistik erweist, daß Deutschland für etwa 70 Millionen Mark inländische und für etwa 60 Millionen Mark ausländische Eisenerze verarbeitet, die aus Schweden, Spanien, Südrußland usw. auf dem Seewege zugeführt werden. Mit etwa der Hälfte seiner Erzeugung ist unser Vaterland also vollkommen unabhängig von den inländischen Erzvorkommnissen! Diesen Umstand haben sich einige Eisenindustrielle bereits zunutze gemacht, indem sie ihre Werke aus den Erz- und Kohlenrevieren weg an die Seeküste verlegten, wo die eingeführten Erze sofort und ohne den teuren Bahntransport in Arbeit genommen werden können. Es sind in den allerletzten Jahren nicht weniger als drei derartige große Werke errichtet worden: das dem Grafen Henckel v. Donnersmarck gehörende Eisenwerk „Kraft" bei Stettin, sowie die Eisenwerke „Lübeck" und „Emden", Werke, deren Rentabilität die solcher in den alten Revieren zum Teil übertrifft. Bedenken wir nun, daß gerade in der Nähe der deutschen Seeküsten eine riesige, bisher vollkommen unausgenützte Kraftquelle brach liegt, nämlich die Moore, denen sich ebenfalls erst in allerjüngster Zeit die Aufmerksamkeit zugewendet hat, so müssen wir uns sagen, daß gerade an den Küsten die günstigsten Vorbedingungen der Entwicklung einer elektrischen Eisenindustrie gegeben sind. Bereits am 4. Oktober 1897 hat einer unserer hervorragendsten deutschen Techniker, der um die Kali-Industrie, die Elektrochemie und die Moorindustrie so hochverdiente Professor Dr. Adolf Frank, in einem vor dem „Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes" gehaltenen Vortrage darauf hingewiesen, daß wir mit der Zeit genötigt sein werden, die deutschen Moore in Industriegebiete umzuwandeln. Hier liegen noch ungeheure Mengen unausgenützter und — da das abgegrabene Moor nachwächst — stets sich erneuernder Energie!

Aus dem Torfe kann durch Torfgeneratoren, wie z. B. dem Zieglerschen, der in Beuerberg bei München den Mittelpunkt einer kleinen chemischen Industrie bildet, ein Kraftgas mit einem Wärmewert von 1200—1500 Kalorien erzeugt werden, aus dem in billiger Weise Elektrizität gewonnen werden kann. Diese billige Elektrizität in Ver-

bindung mit den auf dem billigen Seewege zugeführten Erzen wird es ermöglichen, in neuen Gegenden — in erster Linie an der Seeküste oder in Mooren, die in der Nähe von Eisenvorkommnissen liegen, wie z. B. in den oberbayerischen — eine elektrische Eisenindustrie erstehen zu lassen, die imstande sein wird, den Wettbewerb mit solchen Ländern, die über billige Wasserkräfte verfügen, um so mehr aufzunehmen, als Deutschlands ständig wachsende Industrie auch einen ständig wachsenden Verbrauch an Eisen und Stahlsorten aller Art zeitigt.

Berlin. Albert Neuburger.

Die Wohnungsverhältnisse der minderbemittelten Schichten in den deutschen Städten.

In den letzten Monaten sind von einer Reihe von Städten wohnungsstatistische Ergebnisse publiziert worden, die uns in bedeutsamer Weise Einblick in die Wohnungsverhältnisse des Proletariats gewähren. Eine derselben, die Erhebung des Statistischen Amtes der Stadt München im Ostend (Bearbeiter: Dr. Badtke), hat im Hauptblatt der Allgemeinen Zeitung schon eine eingehende Darstellung erfahren. Die Untersuchungen für Augsburg,[1]) die sich in der von Rost durchgeführten Bearbeitung finden, sowie die Ergebnisse, die der Sekretär des Frankfurter Sozialen Museums, Ernst Kahn, in seiner Schrift „Wohnungszustände der minderbemittelten Bevölkerungsschichten in Wiesbaden" (Verlag: E. F. Bergmann) niedergelegt hat, sollen nun auszugsweise eine vergleichende Darstellung erfahren.

Dem Gedanken, daß das kleine Familienhaus der Idealzustand wäre, hat Jhering schon mit folgenden Worten in seinem „Geist des Römischen Rechts" Ausdruck gegeben: „Es gehört zu den bedenklichsten Seiten unserer deutschen sozialen und ökonomischen Zustände, daß der Besitz eines eigenen und allein bewohnten Hauses nicht bloß in der Arbeiterbevölkerung, sondern selbst in der gebildeten Klasse in allen größeren Städten mehr die Ausnahme als die Regel bildet."

Inzwischen haben sich die Verhältnisse noch mehr zugespitzt, und jetzt ist es so weit gekommen, daß z. B. in Berlin erst auf 25 Haushaltungen, in München erst auf 12 Haushaltungen und selbst in Augsburg erst auf 6 Haushaltungen ein Hausbesitzer kommt.

Doch selbst wenn man sich ein weit geringeres Ideal setzt, d. h., nur die Haushaltung frei von fremden Bestandteilen (Aftermietwesen) halten möchte, sieht es noch schlimm genug aus. In den Arbeitervierteln Wiesbadens ist die Mischung mit fremden Bestandteilen, da die Saisonarbeiter zur Zeit der Erhebung gerade in der Heimat weilten, nur in 18 Proz. aller Haushaltungen zu konstatieren gewesen.

In München betrug die Zahl der Aftermieter im Jahre 1900 11.6 Proz. der in Haushaltungen lebenden Bevölkerung, eine Zahl, die seitdem wohl nur infolge der ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse in dieser Stadt, mit der ein Rückgang der Arbeiterbevölkerung verbunden war, auf 9.6 Proz. gesunken ist.

1900 betrugen die analogen Zahlen für Berlin 8.43 Proz., Hamburg 6.85 Proz., Augsburg 5.55 Proz., Elberfeld 2.96 Proz.

Seine gefährlichste Form nimmt das Aftermietwesen in dem Schlafgängerwesen an, das wirksam nur durch den Bau von Ledigenheimen bekämpft werden könnte, die ja Brentano einmal als das „Alpha und Omega aller Wohnungsreform" bezeichnet hat. Dieses Schlafgängerwesen trägt natürlich auch in hohem Maße zu der Ueberfüllung der Wohnungen bei und hat außerdem schwere sittliche Gefahren im Gefolge. Dieselben werden besonders von Rost anschaulich geschildert, so daß hier auf seine Ausführungen verwiesen werden kann.

Dort finden sich auch eingehende Feststellungen hinsichtlich der Augsburger Abortverhältnisse, die von dem Bearbeiter in folgenden Satz zusammengefaßt werden: „Weder die Hälfte aller Wohnungen, noch die Hälfte aller Personen hat in Augsburg hinsichtlich der Benutzung der Aborte einwandfreie Verhältnisse, wenn an dem sanitären Grundsatz festgehalten wird, wonach eine jede selbständige Haushaltung auch einen besonderen Abort haben soll." Im südlichen und nördlichen Teil der linken Wertach-Vorstadt erfüllt dieses Postulat nicht einmal ein Fünftel aller Personen. Da liegen die Verhältnisse im Münchener Ostend doch noch besser, da dort wenigstens bei 37 Prozent aller Haushaltungen die von Rost aufgestellte Forderung erfüllt ist.

Bei einer Reihe von anderen Momenten ist eine Vergleichbarkeit nicht ohne weiteres gegeben. So sollen denn hier nur noch ein paar Bemerkungen über die Darstellungsweise der einzelnen Bearbeitungen Platz finden.

Es soll gewiß nicht verkannt werden, daß die Augsburger Erhebungen dem Forscher eine Fülle von Anregungen bringen wird. Aber für die Verwendung in der praktischen Kommunalpolitik erscheint sie mir entschieden als zu weitgehend in der Ausbeutung. Wozu sollen große Tabellen dienen, aus denen ersichtlich ist, *in welchem Stockwerk die Hausbesitzer wohnen*? Ein weiterer Mangel ist ferner, daß die Größenklassen oft zu zahlreich sind, so daß die Orientierung bedenklich erschwert ist.

Davon abgesehen, stellt sich die Rostsche Bearbeitung als wertvolle Bereicherung der Literatur dar, nicht minder instruktiv als die knapper gehaltenen Veröffentlichungen Münchens und Wiesbadens. Doch sollte sich der Verfasser, wie schon gesagt, einprägen, daß auch für die Statistik das Wort gilt: „Vom Erhabenen (d. h. Wertvollen) bis zum Lächerlichen ist oft nur *ein* Schritt."

Erlangen. Rudolf Wassermann.

[1]) Ueber Umfang und Wesen der Wohnungserhebung in Augsburg ist ebenfalls an dieser Stelle schon Mitteilung gemacht worden (unter dem Titel: Eine moderne Wohnungsenquete. Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 174 und 175; August 1904). Besondere Berücksichtigung soll hier die Wertachvorstadt finden (Statistischer Bez. VI—IX), da sie vorwiegend ein Arbeiterviertel ist.

Allgemeine Rundschau.

Archäologische Nachlese aus Aegypten.

Der soeben erschienene „Archaeological Report des Egypt Exploration Fund 1905—1906 gibt mir Veranlassung, einige Zusätze zu den zahlreichen, im Laufe des verflossenen Jahres an dieser Stelle veröffentlichten, Nachrichten und Mitteilungen aus dem Bereich der Archäologie des pharaonischen und griechisch-römischen Aegyptens, der Papyrologie und der auf das Frühchristentum bezüglichen, mit dem Nillande zusammenhängenden Forschungen zu geben. Ich wähle nur das Allerwichtigste aus den erschöpfenden Zusammenstellungen des Archaeological Report aus und folge dessen Einteilung, der zunächst von den Arbeiten des Exploration Fund, dann erst von dem Progress of Egyptology spricht.

Zu *Deir el Bahari* (s. Beilage vom 30. Mai 1906, S. 391) hatte sich das Hauptinteresse um den kleinen, jetzt nach Kairo versetzten Hathortempel mit der Kuh gedreht, von der der Report sagt, daß sie von solcher Vollendung ist, daß selbst die griechische Kunst keine ähnliche Tierdarstellung aufweisen kann. Auch dieses Jahr hat man eine größere Anzahl von Reliefs aus der XI. Dynastie gefunden, worin eines der Göttin Hathor in menschlicher Gestalt, das in der XVIII. Dynastie frisch übermalt worden ist, ferner mehrere schöne Vögelgruppen und Wasserpflanzendarstellungen, endlich weitere historische Szenen aus der Expedition gegen Aamu (sinaitische Völker). Von großer Wichtigkeit sind auch die Votivteppiche mit eingewebten Darstellungen, die sich auf den Hathordienst beziehen. Die Pyramiden-Basis, die als Grab des Mentuhotep angesehen wurde, ist eine Art

Kenotaphium, das zum Teil um Tempelräuber irrezuführen, zum Teil auch im Interesse der ganzen Tempelarchitektur aufgeführt worden war. Im übrigen steht eine große Publikation „The XI. Dynasty Temple at Deir el-Bahari" in nächster Aussicht. — Nach den neuesten Nachrichten ist das Grab Mentuhoteps jetzt gefunden, ebenso das der Königin Tyi (XVIII. Dynastie).

Ueber Oxyrhynchos und seine außergewöhnlichen letztjährigen Papyrusfunde (s. Beilage vom 26. Mai, S. 367) ist noch hinzufügen, daß Grenfell und Hunt das ursprünglich dem Ephoros zugeschriebene historische Fragment, wegen der Stilverschiedenheiten mit dem auf Ephoros und Theopompos beruhenden Diodor aus Sizilien, lieber als von Kratippos herrührend betrachten, der, wahrscheinlich erst in der Alexandrinischen Zeit, das Geschichtswerk des Thukydides fortgesetzt hat. — Außer dem Fragment aus dem verlorenen Evangelium (Beilage vom 18. Mai 1906, S. 320) ist von theologischen Fragmenten noch als besonders wichtig nachzutragen ein Pergamentblatt aus dem 4. oder 5. Jahrhundert von dem verlorenen griechischen Original der Acta Petri (s. Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen, S. 350 ff.) und ein Blatt aus einem Papyrus-Codex des 4. Jahrhunderts, Fragment einer unbekannten Version der Johannesakten. Aus der Zahl der gefundenen 80 Ostraka bringt der Report griechische Texte von elf, wie auch die Aufschriften einiger Holz- und Kalksteinstempel. In der für 1907 in Aussicht genommenen Publikation von Oxyrhynchos-Papyri werden herauskommen: die Paiane Pindars, das Kratipposfragment, Symposiontext, Fragment aus dem Panegyrikos des Isokrates, der Hermes-Hymnus in Hexametern, das Fragment einer Komödie vielleicht Menanders (nicht zu verwechseln mit den, Beilage vom 24. Dezember, S. 575 erwähnten, großen Menanderfragmenten und ebenso wenig mit dem in den Hibehpapyri veröffentlichten, das einer in Alexandria entstandenen Komödie zuzuschreiben ist), verschiedene andere poetische und prosaische Klassikertexte, sowie das lateinische Sallustfragment. Die theologischen Papyri und Pergamente werden alle veröffentlicht werden; außer den schon genannten auch Stücke der Psalmen und aus Amos im Septuagintatext. Das Evangeliumfragment von dem Zusammentreffen Christi und seiner Jünger mit den Pharisäern im Tempel wird möglicherweise separat herausgegeben werden.

Bei Welgalls Ausgrabungen in Oberägypten und Nubien, wo auch ein neuer Königsname der XIII. Dynastie entdeckt wurde, wird großer Wert auf die geschehene Untersuchung der sogenannten Pan-Gräber[1]) gelegt. Weigall hat Hunderte von Fragmenten der merkwürdigen Töpfereien gesammelt, welche die dort domizilierten Völkerschaften benützten, auch nicht wenige Schädel und sonstige Knochen. Im ganzen konnten mehr als 40 bereits ausgeplünderte „Pangräber"-Friedhöfe festgestellt werden. Garstang hat in Nubien zwei derartige Ansiedelungen ausgegraben, und man hofft, aus dem Gesamtbefund höchst wichtige Schlüsse über den Ursprung jener Rassen ziehen zu können und über ihren Anteil an der Geschichte Aegyptens. An anderer Stelle des Reports werden die Resultate von Gräberuntersuchungen in Nubien folgendermaßen zusammengefaßt: Die primitiven Typen der ägyptischen Zivilisation, wie sie aus den prädynastischen und archaischen Grabstätten Zentralägyptens hervorgehen, mögen in den entfernteren Gebieten Oberägyptens fortgedauert und sich erhalten haben, nicht allein in den frühen, historischen Tagen der Gründung der Monarchie, sondern bis weit in die Zeit der XII. Dynastie hinein. Diese Erwägungen werden durch das ganz auffallende Ueberleben von altägyptischen Gebräuchen im modernen Nubien bekräftigt, wie es z. B. in der Haartracht der Mädchen, in der Art, Brot zu backen u. a. m. sich äußert.

Die große Statuenfundstätte in Karnak (Beilage vom 30. Mai 1906, S. 390) ist immer noch nicht gänzlich erschöpft. Vom 21. Mai bis 14. Juni wurden wiederum 29 Statuen und fast 1000 kleine Bronzen aus dem Nest hervorgeholt, worunter einige bemerkenswerte Stücke. Die Totalsumme der Statuen und Steten, die hier bis jetzt in drei Jahren ans Licht gezogen wurden, beträgt 751, die der Bronzen ungefähr 17,000. — „La cachette de Karnak n'est pas encore épuisée," sagt Legrain. — Im großen Hypostylesaal von Karnak sind die elf 1899 gestürzten Säulen wieder aufgerichtet. Wer sich über diese großartigen Restaurationsarbeiten orientieren will, findet detaillierte Beschreibung in der „Revue de Paris" vom 15. Dezember (Alex. Moret, la restauration des temples égyptiens).

Flinders Petries Buch „Hyksos and Israelite Cities" ist zwar jetzt erschienen, nichtsdestoweniger glauben wir durch die Wiedergabe seines dem Archaeological Report überlassenen Berichtes dem großen Interesse für diese die Bibelkunde betreffenden Ausgrabungen zu dienen: Im östlichen Nildelta, diesem so lange verlassenen Distrikt, hat die British School of Archaeology in Aegypten die Arbeit aufgenommen, um in verschiedene ungelöst gelassene Probleme Licht zu bringen. An sechs Stätten wurde durch Flinders Petrie, Rev. J. G. Duncan und Gilbart-Smith, denen Mrs. Petrie und Mr. Butler-Stoney für Zeichnungen und Aufnahmen zur Seite standen, gearbeitet; und die Ausdehnung des Werkes wie die gewonnenen historischen Resultate machen diese Kampagne zu einer der ereignisreichsten. — Zu Tell el Yahudiyeh wurde die älteste Umwallung der Stadt als ein enormes Erdwerk — Nilschlamm — mit abfallender Seite erkannt, um die erst später eine große Steinmauer gebaut wurde. Ein Tor war nicht vorhanden, vielmehr führte ein aufsteigender Weg über die mehr als 40 Fuß hohen Erdwälle. Die Fundstücke beweisen, daß dieses ein großes Hyksos-Lager und mit der Lage und Beschreibung von Avaris (Hat-uart, s. Josephus c. Apion) übereinstimmt. Die Hyksos müssen Bogenschützen gewesen und aus einem holzlosen Land gekommen sein. Die Hyksosgräber weisen schwarze, eingeritzte und hellbraungelbe syrische Töpfereien auf; während ihrer Zeit werden die Töpfereien immer schlechter. Stil und Zeichnungen geben durch ihre Details Anhaltspunkte, um die Hyksosherrscher voneinander zu trennen. Ein Porträt aus der Frühzeit in Beni Hasan, sowie die Namen der Könige lassen auf ein semitisches Volk schließen; Abraham, Ismael und Esau leben in der späteren Hyksoskultur. — Zu Tell el Retabeh konnte man die Geschichte der Stadt bis zur IX. Dynastie zurückverfolgen (je nachdem 3600——2500 v. Chr.); ein Kinderopfer unter der ältesten Mauer weist auf syrische Erbauer (über die syrisch-kanaanitischen Bauopfer s. d. Berichte über Gezer, Beilage 1903/04). Der Tempel Ramses II. steht auf fünfzehn Fuß dichten Städteruinen, worin eine Stele und eine Gruppe sich fanden, die den König und Amon darstellt. Die christliche Pilgerin Aetheria hat diese Figuren zu Raamses zwischen Pithom und Gosen gesehen. Die Hälfte der Tempelfront wurde aufgedeckt, wobei ein, jetzt in Philadelphia befindliches, Relief gefunden wurde, worauf ein König einen Gefangenen vor Amon erschlägt. Die Israeliten sind in den Inschriften „Fremde aus Syrien" genannt und stehen unter einem hier residierenden Gouverneur. — Zu Saftel Henna wurde der Friedhof von Gosen mit 1500 Gräbern, aus der XVIII. Dynastie bis in die Römerzeit, gefunden. — Zu Shag-hambeh wurde eine aus der XIX. Dynastie stammende befestigte Stadt untersucht, die als ägyptische Festung gegen die in Avaris durch Hunger zur Uebergabe gezwungenen Hyksos gedient haben mag. In der äthiopischen Periode, einige hundert Jahre später, wurde die erstere wieder aufgebaut. — Zu Tell el Yahudiyeh wurde der oberste Hügel als aus einer, und zwar der Oniasperiode, herrührend durch Münzen und Töpfereien bestimmt (s. Beilage vom 6. Juli 1906, S. 40). Die ganze Außenlinie der Befestigungen und der Tempelplan konnten verfolgt werden. Die ganze Anlage entspricht den Beschreibungen der Stadt und des Tempels des Onias. Reste von Tonöfen, die zum Bereiten des Osterlammes dienten, fanden sich in den Schutthügeln und sprechen dafür, daß das Osterfest bei der Gründung dieses ägyptischen Neu-Jerusalem gemäß den Vorschriften der Mischna gefeiert wurde. Die große Begräbnisstätte zu Gheyta ist römischen Ursprungs, enthält viele Gräber der Garnison, und zwar von rhätischen Soldaten. Schon vor dem Erscheinen des Islam haben sich an dieser Stätte Sarazanen gezeigt, und manche Funde sind spätsyrischer Herkunft.

Das christlich-koptische Aegypten steht unter dem siegreichen Zeichen der Kaufmannschen Expedition (s. Beilage vom 3. November 1906: „Die Entdeckung der Menasstadt"). Lobend sei auch die Tätigkeit der ägyptischen Behörden erwähnt, denen sich die hohe koptische Geistlichkeit jetzt endlich anschließt, um den Verfall der christlich-koptischen Denkmäler einmal durch sorgfältige Stützungs- und Restaurierungsarbeiten einzudämmen.

Zum Schluß mache ich noch auf Gayets „Onzième campagne de fouilles à Antinoé" aufmerksam (La Nouvelle Revue, 15. Oktober 1906), wobei der phantasiereiche, aber mit beneidenswerter Energie begabte französische Ausgräber, unter Klagen über die mangelnde finanzielle Unterstützung, seiner Zauberin Myrithis, seiner Sängerin Khelmys und seiner Slothias, Garderobiere der göttlichen Bilder, eine Favoritin des Gottes Antinous-Dionysos-Amon folgen läßt und den Dienst dieses synkretistischen Gottesmischmaschs in Ermangelung von richtigen Dokumenten in allem Ernst durch einen Mr. P. hellseherisch-psychometrisch rekonstruieren läßt.

M.

[1]) Pangräber sind eine zuerst in der Nähe von Abydos aufgetauchte Gräbergattung, die flach wie ein Korb im Sande liegen und eine Keramik zeigen, die mit einigen Klassen der archaischen Keramik Aehnlichkeit hat, sich aber doch klar von ihnen unterscheidet. Sie gehören, soweit sie datiert sind, in das mittlere Reich. Ihr Auftreten in Nubien bestätigt v. Bissings Ansicht, nach der die eine Klasse der archaischen Keramik nubisch ist und nicht, wie man angenommen hat, tybisch. Das oben über die Gräberuntersuchungen in Nubien Gesagte ist also gleichfalls eine Bestätigung der Ansichten des Münchener Aegyptologen.

Kleinere Mitteilungen.

JZK. **Zur Frage der juristischen Vorbildung** nimmt der Universitätsprofessor und Kronsyndikus Dr. Zorn in Bonn in der neuesten Nummer der Rundschau für den deutschen Juristenstand „Das Recht" (Hannover, Helwing) in interessanten Ausführungen Stellung. Zorn meint, daß namentlich in Preußen ein Hauptmangel in der juristischen Vorbildung darin zu suchen sei, daß weder auf den Universitäten, noch in den Prüfungen, noch in der deutschen wissenschaftlichen Arbeit dem Völkerrecht, allgemeinen Staatsrecht und namentlich dem Verwaltungsrecht gebührende Beachtung geschenkt werde. Auch die volkswirtschaftlichen Vorlesungen seien durchaus ungenügend. Der Umstand, daß die staatsrechtlichen Disziplinen auf der Universität als geringfügige Nebensache behandelt würden, habe zur Folge, daß den Richtern ein großes und hochwichtiges Gebiet des juristischen Wissens überhaupt verschlossen bleibe, und daß die künftigen Verwaltungsbeamten in ihre eigentliche Laufbahn so gut wie ohne Vorbildung eintreten. Das sei aber geradezu ein Verhängnis und habe praktisch wiederholt die bedenklichsten Folgen gehabt; zivilistische Verwaltungsgerichtsbarkeit wirke geradezu zerstörend auf die Verwaltung. Ja, Zorn geht soweit zu sagen: der Mangel der freieren öffentlichrechtlichen Schulung habe auch für die Zivil- und Strafrechtspflege eine Erschwerung in zivilistischem Formalismus zur Folge, die der Hauptgrund der vor allem in Norddeutschland stark hervortretenden Klagen über Entfremdung der Rechtspflege vom Volksempfinden sei. Zorn verlangt deshalb, daß vorerst zur Abhilfe der schreiendsten Mißstände der Minister des Innern im Interesse seines Ressorts wenigstens Minimalforderungen dahin stellen solle, daß dem Universitätsstudium für die Aufgaben des Staats- und völkerrechtes, sowie der volkswirtschaftlichen Disziplin mindestens ein Semester hinzugefügt werde; daß die erste Prüfung auch eine Prüfung für den Verwaltungsdienst sei, in der Weise, daß an zwei aufeinanderfolgenden Tagen unter Vorsitz eines Staatskommissars ein je dreistündiges Examen erst in Zivil- und Strafrecht, einschließlich der Prozesse, sodann in Staats-, Verwaltungs-, Völkerrecht und Volkswirtschaftslehre abzuhalten wäre; die Prüfungskommission hätte zu bestehen aus je zwei Professoren und einem Praktiker, dort der Jurist, hier die Verwaltung; bei Stimmengleichheit wäre die Stimme des Staatskommissars entscheidend.

* **Ein Denkmal für August Petermann.** Dem Geographen und Kartographen August Petermann soll in Gotha, an der Stätte seines Wirkens, ein Denkmal gesetzt werden und in den herzoglichen Anlagen zur Aufstellung gelangen. Petermanns Name ist nicht nur dauernd verknüpft mit der ersten geographischen Zeitschrift der Welt, sondern ihm verdankt man die Anregung zur Wiederaufnahme der Polarforschung, wie er auch die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts rege Tätigkeit deutscher Forscher auf afrikanischem Boden in richtige Bahnen zu lenken wußte. Das hohe Ansehen, das die deutsche Geographie im Auslande genießt, ist zum großen Teile dem Wirken Petermanns zu verdanken.

ar. **Der diesjährige Aerztetag** wird am 21. und 22. Juni in Münster stattfinden, und es werden ihm die Generalversammlung der wirtschaftlichen Vereinigung des Deutschen Aerztevereinsbundes und eine Sitzung des Geschäftsausschusses am 20. Juni vorausgehen. Die Tagesordnung ist nunmehr wie folgt festgesetzt: 1. Einführung und Durchführung der freien Arztwahl mit Hilfe von Garantieabkommen; Referent Dr. Pfalz (Düsseldorf). 2. Der Entwurf der neuen Vereinbarungen mit dem Verbande Deutscher Lebensversicherungsgesellschaften. 3. Unterweisung und Erziehung der Schuljugend zur Gesundheitspflege; Berichterstattung der Kommission über die von Prof. Dr. A. Hartmann (Berlin) aufgestellten Leitsätze und über die zu ihnen gestellten Anträge. — Zum ersten Gegenstand hat Dr. Pfalz bereits folgende Leitsätze aufgestellt: 1. Sowohl zur Vorbereitung der Einführung wie zur Abwehr wirtschaftlicher Nachteile für die beteiligten Aerzte bei der Einführung der freien Arztwahl empfiehlt sich die Vereinbarung von Entschädigungsgarantien überall, wo ärztliche Organisationen irgendwelcher Art als ihre Träger bestehen oder gebildet werden können. 2. Die Garantie hat sich nur auf das Einkommen aus der Behandlung von Krankenkassenmitgliedern in dem der Einführung freier Arztwahl vorhergehenden Jahre zu beziehen ohne Rücksicht auf zukünftige mögliche Erhöhungen. 3. Träger der Garantie sind sämtliche an der freien Arztwahl beteiligten Aerzte eines Kassenbezirkes (bisherige und neu zuziehende).

* **Die Gesellschaft deutscher Nervenärzte** hält ihre erste Jahresversammlung am 14. September 1907 in Dresden ab. Die Berichte von Krause (Berlin), Bruns (Hannover), Reißer (Stettin) und L. R. Müller (Augsburg) beziehen sich in erster Linie auf die chirurgische Behandlung der Nervenkrankheiten. Vorträge haben bisher A. Pick (Prag), Nonne (Hamburg), Schüller (Wien) u. a. übernommen.

* **Für neue technische Versuche** hat der Vorstand des Vereins deutscher Ingenieure 17,000 M bewilligt. Auf Antrag des Prof. Knoblauch wurden 10,000 M zu Versuchen bestimmt, welche den Wärmedurchgang durch Heizflächen zum Gegenstande haben, und zwar für folgende Versuchsarbeiten: Wärmeleitfähigkeit von Isoliermaterialien 4000 M; Wärmeübergang von heißen Gasen am Metalle 2000 M; Erwärmung von Dynamomaschinen 2000 Mark; Wärmeabgabe geheizter Körper an Luft 2000 M. Der Gesamtbetrag von 10,000 M wurde auf die Jahre 1907 und 1908 verteilt. Auf Antrag des Ingenieurs Frölich wurde ferner zu Vorarbeiten für Versuche, welche die Leistungen und den Kraftbedarf von Walzwerkmaschinen betreffen, 5000 M bewilligt. Für Versuche an rotierenden Pumpen wurden Professor Josse zu den schon bewilligten 650 M noch weitere 550 M zugewiesen. Endlich erhält noch Professor von Bach 1500 M zu Versuchen, die die Widerstandsfähigkeit ebener Kesselwandungen zum Gegenstande haben.

* **Für das neurologische Universitätsinstitut in Wien** hat Hofrat Dr. H. Obersteiner, welcher vor einigen Jahren seine reichhaltige Sammlung an Präparaten, Instrumenten und Apparaten dem von ihm geleiteten neurologischen Institut widmete, nun auch seine ganze Fachbibliothek geschenkt und außerdem für später einen sehr namhaften Geldbetrag in Aussicht gestellt, durch welchen die Verwaltung und Vermehrung der Institutsbibliothek dauernd gesichert werden soll.

* **Personalien.** In St. Petersburg ist der Geologe Dr. N. A. Sokolow am 15. Februar im 51. Lebensjahre gestorben. — In Berlin feiert heute (9. März) der Neurologe Geh. Medizinalrat Professor Dr. Martin Bernhardt das 25jährige Jubiläum als Berliner Universitätsprofessor. — Der Domherr Dr. Max Sdralek, ordentlicher Professor in der katholisch-theologischen Fakultät an der Universität Breslau, feiert das 25jährige Jubiläum als akademischer Lehrer.

Hochschulnachrichten.

* **Berlin.** Dr. Johannes Mewaldt hält am 9. März seine Antrittsvorlesung als Privatdozent der philosophischen Fakultät über „Herophilos von Alexandreia".

* **Greifswald.** Der verstorbene Sanitätsrat Dr. Miltkowsky in Loburg vermachte der hiesigen Universität 60,000 M zu Stipendienzwecken. Durch Kabinettsorder ist die landesherrliche Genehmigung zur Annahme dieses Vermächtnisses erfolgt.

Büchereinlauf.

Geschichte und Politik.

Oskar A. H. Schmitz: Französische Gesellschaftsprobleme. Berlin 1907. Wedekind u. Co. 200 S.

Zur Geschichte der Hohenzollerischen Souveränität in Preußen. Diplomatischer Briefwechsel des Königs Karl Gustav von Schweden und des Gesandten Grafen Chr. K. v. Schlippenbach aus den Kriegsjahren 1654—1657. Zusammengestellt von Albert Grafen v. Schlippenbach. Berlin 1906. Egon Fleischel u. Co. 358 S.

Falsche Propheten! Beitrag zur Geschichte der russischen Parteiverhältnisse von einem Russen. Leipzig u. Berlin 1907. Julius Püttmann. 67 S.

Gustav Kolmer: Das Herrenhaus des österreichischen Reichsrats nach dem Bestande Ende des Jahres 1906. Wien und Leipzig 1907. Karl Fromme. 381 S.

Ludwig Fleischner: Oesterreichische Bürgerkunde. 3. Aufl. Wien 1907. F. Tempsky. 143 S. (geb. 2.20 Kr.)

Rechts- und Staatswissenschaft.

Konrad Küster: Gesammelte Schriften. Band 1: Lösung der sozialen Frage durch Gesundung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Berlin 1907. J. Harrwitz Nachf. 141 S. (brosch. 1.50 M, geb. 2 M.)

Ernst Mischler: Tatsachen der Verwahrlosung. Ergebnisse einer Erhebung über die verwahrlosten und sittlich gefährdeten Kinder in Steiermark. Separatabdruck aus den Schriften des Ersten österreichischen Kinderschutzkongresses. Wien 1907. K. k. Hof- und Staatsdruckerei. 33 S.

Alfred Schneider: Frachtsatz und Transportmenge unter Zugrundelegung der Verhältnisse des Mannheimer Weizenhandels nach der Schweiz. (Volkswirtschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschulen. Herausgegeben von C. J. Fuchs, Eberhard Gothein, Karl Rathgen, Gerhard v. Schulze-Gävernitz. 9. Band. 3. Heft.) Karlsruhe 1907. G. Braun. 52 S. (1.20 M.)

M. Scherer: Das siebente Jahr des Bürgerlichen Gesetzbuches. Die gesamte Rechtsprechung und Theorie vom 1. Dezember 1905 bis 1. Dezember 1906. Mit Gesetzregister. Leipzig 1907. Otto Wigand. 252 S. (6 M.)

Mathematik und Naturwissenschaft.

H. Miehe: Die Erscheinungen des Lebens. Grundprobleme der modernen Biologie. Mit 40 Figuren im Text. (Aus Natur und Geisteswelt. 130. Band.) Leipzig 1907. B. G. Teubner. 124 S. ()geh. 1 M, geb. 1.25 M.)

Eugenio Rignano: Ueber die Vererbung erworbener Eigenschaften. Hypothese einer Zentroepigenese. Mit 2 Textfiguren. Leipzig 1907. Wilhelm Engelmann. 398 S. (5 M.)

C. Schaarschmidt: Die Religion. Einführung in ihre Entwicklungsgeschichte. Leipzig 1907. Dürr. 252 S. (geh. 4.40 M, geb. 5.40 M.)

Günther-Jacoby: Herders und Kants Aesthetik. Leipzig 1907. Dürr. 348 S. (geh. 5.40 M, geb. 6.30 M.)

A. Ladenburg: Vorträge über die Entwicklungsgeschichte der Chemie von Lavoisier bis zur Gegenwart. 4. Auflage. Braunschweig 1907. Fr. Vieweg u. Sohn. 417 S. (geh. 12 M, geb. 13.50 M.)

Heinrich Driesmans: Der Mensch der Urzeit. Kunde über Lebensweise, Sprache und Kultur des vorgeschichtlichen Menschen in Europa und Asien. Mit Namen- und Sachregister, sowie zahlreichen farbigen Tafeln und Textabbildungen. Stuttgart 1907. Strecker u. Schröder. 198 S. (geh. 2 M, geb. 2.80 M.)

Augustin Rösler: Die Frauenfrage vom Standpunkte der Natur, der Geschichte und der Offenbarung. 2. Auflage. Freiburg i. Br. 1907. Herder. 579 S. (geh. 6 M, geb. 9.40 M.)

H. Kauffmann: Anorganische Chemie. Volkshochschulvorträge. Mit 4 Abbildungen. Stuttgart 1907. Ferd. Enke. 179 S. (3.60 M.)

E. Wedekind: Organische Chemie. Volkshochschulvorträge. Mit einer Abbildung. Stuttgart 1907. Ferdinand Enke. 164 S. (3.40 M.)

Erziehung und Unterricht.

Markus Siebengartner: Die erste Entwicklung des Kindes. (Pädagogische Zeitfragen. Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der Erziehung. Herausgegeben von Franz Weigl. Band III$_2$. Heft 13.) München 1907. Val. Höfling. 52 S. (80 Pfg.)

Otto Apelt: Der deutsche Aufsatz in der Prima des Gymnasiums. Ein historisch-kritischer Versuch. 2. Auflage. Leipzig 1907. B. G. Teubner. 284 S. (3.20 M.)

Bericht über die Verhandlungen der Tagung von Hochschullehrern zur Beratung über volkstümliche Hochschulvorträge im deutschen Sprachgebiete. 2. Deutscher Volkshochschultag am 23. und 24. April 1906 in Berlin in der kgl. Technischen Hochschule in Charlottenburg. Leipzig 1906. B. G. Teubner. 116 S.

Heinrich Rühl: Die lateinischen Genusregeln in 2 Stunden zu erlernen. Ein mnemotechnisches Hilfsmittel für deutsche Lateinschüler in Form eines Trauerspiels. Darmstadt 1907. Heinrich Rühl. 15 S. (30 Pfg.)

R. F. Scholz, S. K. Hornbeck: Oxford and the Rhodes Scholarships Whit List of Rhodes scholars and other information complete to the end of January 1907. London 1907. Henry Frowde 172 S. (2 s. 6 d.).

Gustav Herberich: Entwurf zu einem Lehrplan für die Oberrealschule. Nürnberg 1907. U. E. Sebald. 52 S. (1 M.)

Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte.

Roman Dyboski: Tennysons Sprache und Stil. (Wiener Beiträge zur englischen Philologie unter Mitwirkung von K. Luick, R. Fischer, A. Pogatscher und L. Kellner. Herausgegeben von J. Schipper. 25. Band.) Wien u. Leipzig 1907. Wilhelm Braumüller. 544 S. (15 M.)

J. Geffcken: Zwei griechische Apologeten. (Sammlung wissenschaftlicher Kommentare zu griechischen und römischen Schriftstellern.) Leipzig u. Berlin 1907. B. G. Teubner. 333 S (10 M.)

Rudolf Helm: Lucian und Menipp. Leipzig 1906. B. G. Teubner. 392 S. (10 M.)

J. J. David: Die Zeitung. (Die Gesellschaft. Sammlung sozialpsychologischer Monographien. Herausgeg. von Martin Buber. 5. Band.) Frankfurt a. M. 1907. Rütten u. Loening. 97 S. (kart. 1.50 M, geb. 2 M.)

Goethes sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden. 36. und 37. Band: Schriften zur Literatur. 1. und 2. Teil. Stuttgart u. Berlin 1907. J. G. Cotta Nachfolger. 338 u. 361 S. (per Band 1.20 M.)

Gustav Kawerau: Paul Gerhardt. Ein Erinnerungsblatt. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. 24. Jahrgang. 4. Stück. Nr. 93.) Halle a. S. 1907. Rudolf Haupt. 85 S. (1.20 M.)

Karl Freye: Jean Pauls Flegeljahre. Materialien und Untersuchungen. (Palaestra LXI. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Herausgegeben von Alois Brandl, Gustav Roethe und Erich Schmidt.) Berlin 1907. Mayer u. Müller. 305 S. (8.60 M.)

Karl Simrocks ausgewählte Werke in 12 Bänden. Mit Einleitungen und einer Biographie des Dichters herausgegeben von Gotthold Klee. Leipzig 1907. Max Hesse. (In 4 Leinenbänden 8 M.)

Ferdinand Freiligraths sämtliche Werke in 10 Bänden. Herausgegeben von Ludwig Schröder. Mit 3 Bildnissen, 2 Abbildungen und einem Brief als Handschriftprobe. Leipzig 1907. Max Hesse. (In 2 Leinenbänden 4 M, feine Ausgabe 6 M und 8 M.)

H. Molenaar: Grammatik do Universal pro Italiani, Franzesi, Spanioli, Anglesi, Germani. Leipzig 1907. Julius Püttmann. 64 S. (80 Pf.)

Procopii Cäsariensis opera omnia. Recognovit Jacobus Haury. Volumen B, 1. Historia quae dicitur Arcana (Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana.) Lipsiä 1906. In Aedibus B. G. Teubneri. 186 S. (3.60 M.)

Slavorum litterae theologicae. Conspectus periodicus. Separata editio supplementi publicationis periodicae cleri Bohemici Časopis Katolického Duchovenstva. Dirigentibus Jos. Tumbach, Ant. Podlaha, Ad. Spaldák J. Urban, Fr. Grivec, Luc. Jelic. Annus III. Nr. 1. Pragae Bohemorum 1907. Typis aep. officinae typographicae. 94 S.

Moderne Literatur.

Paul v. Rautenberg-Garczynski: Japan nach dem Kriege. Weltrundreise-Erinnerungen. Straßburg i. E. 1907. Josef Singer. 112 S.

Lorelei. Eine deutsche Sage in 4 Aufzügen mit Liedern und Tänzen. Dramatisiert von Berthold Tralls. Straßburg i. E. 1907. Josef Singer. 91 S.

Lilli v. Baumgarten: Ikariden. Straßburg i. E. 1907. Josef Singer. 76 S.

Gustav Mattelier: Aus dem Kasino. Ein Sittenbild aus einer Vorstadt Kölns. Roman. Straßburg i. E. 1907. Josef Singer. 135 S.

Hermine Salomon: König Harold und Erlkönigs Töchter. Straßburg i. E. 1907. Josef Singer. 106 S.

Ada Wettig: Aus der Feder einer Neunzehnjährigen. Straßburg i. E. 1907. Josef Singer. 150 S.

Hede v. Trapp: In Schatten und Licht. Roman. Straßburg i. E. und Leipzig 1907. Josef Singer. 438 S.

Reinhold Krüger: Erkämpft. Schauspiel in 4 Akten. Straßburg i. E. 1907. Josef Singer. 91 S.

Georg Fritze: Gemünztes. 101 Vierzeiler. Straßburg i. E. 1907. Josef Singer. 54 S.

Bruno Koch: Klaus Ohm und andere Erzählungen. Straßburg i. E. 1907. Josef Singer. 78 S.

Lotte Heydorn: Berghammer. Straßburg i. E. 1907. Josef Singer. 162 S.

Peter Manes: Ernst Stolz. Tragödie in 4 Aufzügen und einer Verwandlung. Straßburg i. E. 1907. Josef Singer. 109 S.

Johannes V. Jensen: Madame d'Ora. Roman. Berlin 1907. S. Fischer. 284 S. (geh. 3.50 M, geb. 4.50 M.)

Oskar Loerke: Vineta. Erzählung. Berlin 1907. S. Fischer. 179 S. (geh. 2.50 M, geb. 3.50 M.)

L. Albert: Endlos empor. Ausstrahlungen eines Marsgefallenen. Berlin 1907. Hermann Walther. 153 S. (2 M.)

Oswald Roeder: Michelangelo. Ein Beitrag zur Kenntnis seines Seelenlebens. Berlin 1907. Curt Wigand. 94 S. (2.50 M.)

Uffo Horn: Gesammelte Werke. 16. Lieferung. Herausgeber Eduard Langer. 3. Band: Böhmische Dörfer. Novellen. Der Bauernesel. Braunau i. B. 1906. Selbstverlag. 47 S. (76 Pfg.)

Bruno Erdmann: Der grüne Tropfen. Novellen. Berlin-Leipzig 1907. Curt Wigand. 94 S. (2 M.)

Hans Rehls: Der Weg zur Sonne. Geschichten und Märchen. Berlin 1907. Curt Wigand. 113 S. (1.75 M.)

Fr. Ollan: Schutt. Berlin 1907. Curt Wigand. 132 S. (2 M.)

Jahrgang 1907. München, Montag, 11. März. Nummer 59.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart. Von Professor Dr. Theobald Ziegler (Straßburg i. E.).

Ludwig I. von Bayern in Rom. Von Dr. F. Noack (Rom).

Bücher und Zeitschriften.

Karl Eduard Schmidt: Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen. — V. Piper: Oesterreichische Burgen.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart.[1])

Von dem monumentalen Werk, das Paul Hinneberg im B. G. Teubnerschen Verlage herausgibt und das die Kultur der Gegenwart in ihrer Entwicklung und in ihren Zielen darstellen soll, ist am Ende des vorigen Jahres, nachdem ihm schon andere spätere Teile zuvorgekommen waren, nun auch der erste einleitende Band erschienen. Derselbe bringt die Widmung an Kaiser Wilhelm II., ein kurzes Vorwort des Herausgebers und dann auf 650 Seiten achtzehn Abhandlungen von siebzehn verschiedenen Verfassern; ein eingehendes Register schließt den stattlichen, vornehm ausgestatteten Band. Ich habe ihn, als ich die Aufforderung erhielt, ihn hier an dieser Stelle zu besprechen, gewissenhaft von der ersten bis zur letzten Zeile durchgelesen und dabei — eine große Enttäuschung erlebt. Bereitwillig nehme ich davon die größere Hälfte der Schuld auf mich. Ich bin von den oder namentlich von einem der früher erschienenen Bände des Werkes mit allzugroßen oder doch mit ganz andersartigen Erwartungen an die Lektüre herangegangen; und dazu erinnerte mich der Titel allzu direkt an Houston Stewart Chamberlains „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts.“ So machte ich mich auf viel geistreiches Funkeln und Flimmern und auf viel entschiedenen Widerspruch meinerseits gefaßt und setzte mich dazu gewissermaßen von vornherein in die nötige Abwehrpositur. Und nun bringt dieser Band im allgemeinen gar nichts besonders Geistreiches und Aufregendes, sondern fast durchweg solides Mittelgut, viel Belehrendes und Lehrreiches, das man meistens mit Zustimmung liest und das auch da, wo man vielleicht anders urteilt und denkt, mit seinen gedämpften Tönen kaum je zu innerem Widerspruch aufreizt oder gar zu lautem Widersprechen Anlaß gibt. Er wirkte auf mich, wenn ich ehrlich sein soll, etwas nüchtern und ernüchternd, und so war die Lektüre des Ganzen mehr Pflicht als Neigung, nicht eben kurzweilig, auf die Dauer sogar etwas mühselig; wenn der Herausgeber im „Vorwort“ nur die Frage beantwortet, wer die Verfasser der einzelnen Abhandlungen sein und wer dann als Organisator des Ganzen die Führerrolle über diese führenden Geister alle übernehmen solle, so drängte sich mir während des Lesens immer wieder die andere Frage auf, wer denn die Leser solcher Bücher sein werden und sein sollen. Die Gebildetsten der Nation, das wird doch wohl die Meinung sein. Ohne allzu unbescheiden zu sein, darf ich mich doch vielleicht zu diesen Gebildetsten mitrechnen; aber mir ist, wie gesagt, das Mitgehen an der Hand dieser „führenden Geister“ — im Vorwort werden die Verfasser der Beiträge nicht weniger als drei oder vier Mal so genannt — nicht eben leicht geworden, und daher fürchte ich, es könnte anderen ebenso gehen wie mir.

Und das liegt nun doch nicht bloß an mir, es liegt zum Teil auch an dem Inhalt des Buches selber. „Keine Enzyklopädie ohne Arbeitsteilung“, heißt es im Vorwort ganz richtig. Aber man kann darin auch zu weit gehen, und nach meinem Dafürhalten geht der vorliegende Band darin entschieden zu weit. Was Lexis, Paulsen, Schöppa, Matthias, Gaudig und v. Dyck in sieben Abhandlungen getrennt behandeln, das hätte Paulsen ganz gut allein behandeln und dann viel einheitlicher und viel „grundlegender“ gestalten können. So bringt der Band nichts Großzügiges und Kompaktes, sondern lauter disiecta membra, ein Vielerlei von achtzehn Einzelabhandlungen, von denen keine für sich und die auch alle zusammen kein Ganzes geben und von denen jede einiges zu kurz geben muß. Auch fehlt es, weil jeder Verfasser selbständig arbeitet, nicht an unnötigen Wiederholungen, und auf der anderen Seite merkt man an einer gewissen Gleichmäßigkeit und Gleichförmigkeit der Disposition allzu spürbar auch wieder die Unselbständigkeit der Mitarbeiter, die leitende Hand — „die Führerrolle“ — des Herausgebers, dessen „eifriges Bemühen darauf gerichtet war, dem Werk die Form eines fest in sich geschlossenen, einheitlichen Ganzen zu geben“. Aber achtzehn- oder auch nur zehn- und zwölfmal vom Anbeginn der Kultur durch alle Vergangenheit hindurch in die Gegenwart herein und in die Zukunft hinausgeführt zu werden, das muß auf die Dauer notwendig ermüden. Man ist schließlich nur noch gespannt, ob der neue Autor diesmal bei den Chinesen oder bei den Aegyptern, bei den Griechen oder bei den alten Germanen anfängt, und man atmet förmlich auf, wenn einer den Mut hat und uns nur bis

[1]) Die Kultur der Gegenwart, ihre Entwicklung und ihre Ziele. Herausgegeben von Paul Hinneberg. Teil I, Abteilung I: Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart von W. Lexis, Fr. Paulsen, G. Schöppa, A. Matthias, H. Gaudig, G. Kerschensteiner, W. v. Dyck, L. Pallat, K. Kräpelin, J. Lessing, O. N. Witt, G. Göhler, P. Schlenther, K. Bücher, R. Pietschmann, F. Milkau, H. Diels. 1906. Berlin und Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner.

zum Jahre 1872 rückwärts führt, um hier erst mit „einem Ereignis von epochaler Bedeutung“ einzusetzen, „in dem wesentliche — aber gottlob nicht berichtete — Entwicklungen der früheren Epoche abgipfeln“. So jagen uns die meisten ohn' Ermatten, versöhnen kann sie keine noch so aufmerksame Lektüre, uns fort und fort bis zu der Gegenwart, und geben uns auch dort nicht frei; denn nun folgen noch — und das ist häufig das Wichtigste und Interessanteste — die Ausblicke und die Zukunftswünsche, neben dem, was erreicht ist, die Aufzählung dessen, was noch zu erreichen bleibt.

Dazu kommt aber noch ein weiteres. Der Herausgeber erklärt im Vorwort: „Einstimmigkeit des Inhalts, zugunsten einer bestimmten Parteiauffassung, habe ich nicht erstrebt.“ Unser Zeitalter sei eine Zeit des Ueberganges, in der auf allen Gebieten der Kultur die verschiedenartigsten Tendenzen miteinander im Wettstreit liegen, und daher müsse auch in dem literarischen Spiegel dieses Werkes dieser Charakterzug zum Ausdruck gebracht werden. Man kann das theoretisch durchaus gutheißen, und in der Praxis seufzt man doch über die Buntscheckigkeit dieses Spiegelbildes und sehnt sich förmlich nach der rabiaten, aber charaktervollen Einseitigkeit Chamberlains, der den Leser in jedem Augenblick darüber wenigstens ganz im klaren erhält, was er will und meint. Wir möchten doch ungefähr wissen, woher der Wind weht und wohin die Fahrt geht. Wenn aber einer vorwärts steuert und der andere rückwärts, oder wenn gar einer dieser „führenden Geister“ vorwärts und rückwärts zugleich fährt, indem er orakelt: „Alle Zeiten des Fortschrittes sind Zeiten der Verirrung.... Also kein Rückschritt, keine Verdammung des Neuen und Komplizierten, kein Dogma, sondern nur keine (sic!) Lüge, keine Mode, kein toter Schein“, dann, fürchte ich, geht es dem armen Leser am Ende kaum viel besser als dem Schüler im Faust. Es klingt das ja fast wie ein Programm für die geplante „konservativ-liberale Paarung“, wie die Lösung dieser neuesten Quadratur des Zirkels in der Politik.

Vielleicht fehlt es aber doch nicht ganz an der „bestimmten Parteiauffassung“. Das Werk ist Kaiser Wilhelm II. zugeeignet, und da wäre es nach allen Regeln schriftstellerischer Courtoisie wenig artig, wenn in diesem ersten Bande, z. B. bei der Besprechung der Schulreform von 1890 bis zur Gegenwart, die Kritik ablehnte oder auch nur allzu lebhafte und energische Töne anschlüge bei dem, was von „allerhöchster“ und „höchster Stelle“ aus — diese beiden Bezeichnungen finden sich auf Seite 166, ob für dieselbe oder für zwei verschiedene Stellen, vermag ich, der ich in diesen feinen Unterschieden mich nicht auskenne, allerdings nicht mit Bestimmtheit zu sagen — dafür getan worden ist. Und dazu kommt noch, daß gerade über diese Dinge teilweise Schulbeamte zum Wort kommen, die natürlich in apologetischer Absicht zu rechtfertigen und zu loben bemüht sind, wie wir es nun so herrlich weit gebracht. So bekommt man für einzelne größere Partien doch gelegentlich den Eindruck einer gewissen, auch sachlichen Einstimmigkeit und Einseitigkeit, die man freilich nicht als „bestimmte Parteiauffassung“ bezeichnen kann, aber doch wenigstens als eine gewisse einheitliche Stimmung mit vornehm abgedämpften und alles demokratisch Grelle und Scharfe vermeidenden Tönen; und doch gehört das Demokratische und das Kritische auch mit zu den „verschiedenartigen Tendenzen“ unserer Zeit und also auch mit zu dem „literarischen Spiegel, den sie sich vorhält“.

Und nun zum Inhalt des Bandes. Auch hier liegt noch einmal Anlaß zu einer gewissen Enttäuschung. Wenn man an Chamberlain denkt, so erwartet man nach dem Titel ein Zurückgehen auf die Grundlagen, ein Vordringen bis zu den tiefsten Wurzeln unserer Kultur, und dabei wäre eine gründliche Korrektur der Chamberlainschen Einseitigkeit ebenso nützlich wie notwendig gewesen. Dinge wie Hellenismus und Römertum, wie christliche Religion und germanisches Volkstum, wie Humanismus und Reformation, Aufklärung und Romantik, Naturwissenschaft und Technik — sie werden jene Grundlagen bilden und daher hier besprochen werden müssen; und dabei wird es zu wissen wichtig sein, wieviel davon und in welcher Form und Gestalt dieses alte Erbgut in den Besitz der Gegenwart übergegangen ist und sich mit den neuen Bestandstücken verschmolzen hat. Das hat Chamberlain ganz richtig erfaßt, nur haben ihn sein Antisemitismus und seine Heroenverehrung — an einer solchen fehlt es übrigens im vorliegenden Bande auch nicht ganz — und haben ihn allerlei sonstige vorgefaßte Meinungen dabei vielfach in die Irre geführt. Von jenen Kulturelementen ist nun allerdings auch in dem Hinnebergschen Werke oft genug die Rede. Aber in einem ganz bestimmten engen Zusammenhang, im Zusammenhang mit der Schule, und so bekommen wir zunächst einmal einen Ausschnitt und eine Uebersicht über die Geschichte der Pädagogik, von Volksschulen, höheren Knaben- und Mädchenschulen, von Fortbildungsschulen und Universitäten ist bis Seite 316 fast ausschließlich die Rede. Nun ist ja freilich bei jedem einzelnen von uns die Schule „grundlegend“ für *seinen* Anteil an der Kultur, sie führt ihn tatsächlich an dieselbe heran und in dieselbe ein und weckt in ihm das Bewußtsein oder doch das Gefühl für diesen Zusammenhang mit einer langen Vergangenheit und mit einer reichen Gegenwart. Aber für die Kultur selbst sind die verschiedenen Schulgattungen nicht das Grundlegende, nicht sie bestimmen die Kultur, nicht sie führen, nicht einmal von den Universitäten kann man dies heute mehr sagen, sondern die Kultur bestimmt und modelt umgekehrt sie als „Bildungsmittel“, als ihre Werkzeuge und Organe, und als solche hängen sie in ihrer Gestaltung ab von dem jeweiligen Stand der Kultur und von den geistigen Strömungen ihrer Zeit. Die Kultur des einzelnen ist — zum Teil wenigstens — ein Ergebnis der Schulbildung; die Kultur als Substantielles und Objektives ist vor den Schulen da und ist für sie — um in Kantischer Terminologie zu reden — konstitutives und regulatives Prinzip zugleich. So kann auf die Frage nach den allgemeinen Grundlagen der Kultur unmöglich ein Ausschnitt aus der Geschichte der Pädagogik Antwort geben; diese müssen viel mehr in der Tiefe gesucht und aufgegraben werden. Das hat Chamberlain richtig gesehen, Hinneberg aber offenbar mißverstanden. Und hiervon liegt nun doch die Hauptschuld, wenn auch — noch einmal sei es gesagt — die kleinere Hälfte der Schuld auf der Seite des Buches: es bringt nicht das, was der Titel verspricht, sondern etwas viel weniger Grundlegendes, etwas viel Aeußerlicheres, und darum muß es enttäuschen. Darunter haben dann aber auch die einzelnen Mitarbeiter zu leiden. Wenn auch jeder von ihnen sein Bestes gibt in der Lösung der ihm gestellten Aufgabe, so gibt das Ganze doch zu wenig und gibt nicht das, was wir von ihm erwartet haben. Nun kann man freilich sagen: Was du da vermißt, das kann und soll sich ja erst in den folgenden Bänden explizieren. Das ist richtig, und deshalb gilt mein Vorwurf natürlich nicht dem ganzen Werke, sondern nur gerade diesem ersten Band. Aber dieser sollte wirklich das Ganze philosophisch begründen und die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart tief, geistreich und flott aufdecken und festlegen. Und statt dessen bringt er, zu einem großen Teile wenigstens, eine Geschichte der Pädagogik. Das ist für einen solchen stattlich und monumental gedachten Bau ein viel zu schwaches Fundament.

Für diese pädagogischen Abschnitte aber bin ich — und damit kommt nun wieder mein Anteil an der Schuld — nicht der geeignetste Leser. Hier bringt mir der Band zu

wenig Neues, bei den kurzen historischen Uebersichten vermisse ich manches, was mir wichtig scheint, da und dort hätte ich auch den Stoff anders gruppiert und einzelnes anders gewertet gewünscht, und selbst an kleinen Versehen fehlt es nicht ganz. So ist, was auf der schon einmal zitierten Seite 166 über die Ausbildung der akademischen Lehrer in Sachsen und Württemberg gesagt wird, dort unvollständig, hier geradezu irreführend: das „Probejahr" in Württemberg ist ein „Seminarjahr" wie in Preußen. Aber wozu solche Kleinigkeiten hier monieren und mich in Fachkritik verlieren? Darum möchte ich mich auf das, was Paulsen, Matthias und Schöppa über Volksschulen, höhere Knabenschulen und Universitäten sagen, hier lieber nicht einlassen, die Anschauungen der beiden ersteren sind ohnedies schon aus ihren größeren Werken in weiten Kreisen bekannt. Hinsichtlich der interessanten und sachlich wertvollen Ausführungen Gaudigs über das höhere Mädchenschulwesen sei hier nur bedauernd konstatiert, daß sie doch in ihrem Werte einigermaßen beeinträchtigt werden durch das halbe Ja zu allerlei notwendigen Forderungen und Neuerungen der Gegenwart auf diesem Gebiet. Ich glaube, daß selbst den Freunden des Neuen ein entschiedener Gegner lieber ist als solche übervorsichtigen, halben Freunde.

Dagegen waren höchst lehrreich und anregend für mich die Abhandlungen von Georg Kerschensteiner über das Fach- und Fortbildungsschulwesen, von Julius Lessing über Kunst- und kunstgewerbliche, von Otto N. Witt über naturwissenschaftlich-technische Ausstellungen und von Fritz Milkau über Bibliotheken. Hier habe ich überall Neues erfahren, vieles zugelernt und Anregung aller Art zu eigenem Mit- und Weiterdenken gewonnen. In Kerschensteiner kommt wirklich „der anerkannt hervorragendste Vertreter seines Faches" zu Wort, der auf Grund des vielen Großen, das er selbst auf dem Gebiet des Fortbildungsschulwesens in München geleistet und geschaffen hat, klar und bestimmt als letztes Ziel aller dieser Weiterbildung „die staatsbürgerliche Erziehung" bezeichnet, „die allerdings mit und durch die berufliche am besten gefördert werden kann". Daraus gewinnt er einen festen Maßstab für die Kritik an dem, was bisher da und dort geleistet und versäumt worden ist und für seine Zukunftsforderungen an das, was weiterhin zu geschehen habe. Ich greife nur zwei Punkte heraus. Von den Verhältnissen auf dem Lande sagte er kurz und kategorisch: „Die heutige ländliche Fortbildungsschule muß fast durchaus als ungenügend bezeichnet werden"; und von den weiblichen Fortbildungsschulen heißt es ebenso energisch, daß sie noch tiefer stehen als die landwirtschaftlichen. Und klar und bestimmt wie diese Kritik sind denn auch die Forderungen Kerschensteiners, daß die Fortbildungsschulen nicht lediglich vom Standpunkt des wirtschaftlichen Nutzens aus organisiert werden dürfen, sondern vor allem auch im Sinne der staatsbürgerlichen Erziehung ausgebaut werden müssen. Und auch den Mädchen sei mit fakultativen Einrichtungen nicht gedient und ebenso wenig mit solchen, die sich nur mit einer oder zwei Unterrichtsstunden in der Woche begnügen. „Wer die Not des weiblichen Elements in den größeren Städten kennt, wird hier unbedingt obligatorische und ausgiebige Unterrichtszeiten fordern müssen." Mit eindringenden Worten wendet er sich an Regierungen, Kommunen und Private, denen das alles bisher noch so wenig zum Bewußtsein gekommen sei; und so ist es mir namentlich nach betrübenden Erfahrungen, die ich jüngst erst mit dem ablehnenden Verhalten der elsaß-lothringischen Regierung auf diesem Gebiete des obligatorischen Fortbildungsunterrichts vor allem für die Mädchen habe machen müssen, klar, wen ich mir als Leser dieser gedankenreichen Abhandlung wünsche: die Fürsten, Minister und Regierungsräte der deutschen Staaten, die Mitglieder aller Parlamente und Landesausschüsse im Deutschen Reich, und die Bürgermeister und Ratsherren in allen großen und kleinen Gemeinden unseres Vaterlandes.

Die Abhandlung Lessings über Kunst- und Kunstgewerbeausstellungen bringt namentlich zur Geschichte des Ausstellungswesens, die von Witt über naturwissenschaftlich-technische Ausstellungen in dem Abschnitt über Einrichtung und Betrieb der Ausstellungen zur Technik derselben eine Fülle von Material und eine Fülle anregendster Belehrung. Der erstere weist dabei auf den Einfluß von Frankreich hin, wo 1798 nach dem Verschwinden der vornehmen Gesellschaft als der Abnehmerin der Produkte einer hochentwickelten Industrie, noch in der Revolution selbst der Gedanke an kunstgewerbliche Ausstellungen auftauchte, und gibt dann einen Ueberblick über die Entwicklung des Weltausstellungsgedankens, wie ihn der Prinz-Gemahl Albert von England 1851 zum erstenmal „in seiner hohen Seele rein erfaßt und ohne Rücksicht auf kleinliche Bedenken auf das ideale Ziel hingelenkt habe", bis herab auf das große internationale Völkerfest in Paris im Jahre 1900 und die nicht nur für die Absatzfähigkeit, sondern auch für die geistigen Wechselbeziehungen Deutschlands zu Amerika so wichtige Ausstellung in St. Louis vom Jahre 1904. Die Kunstausstellungen kommen daneben vielleicht etwas zu kurz weg.

An Milkaus Abhandlung über die Bibliotheken, die freilich durch ihren allzu papierenen Stil nicht ganz leicht zugänglich, aber inhaltlich ganz vortrefflich ist, scheint mir neben einer Reihe interessanter Mitteilungen aus der Geschichte des Bibliothekwesens ganz besonders wertvoll die offene Darlegung vom heutigen Notstand der Bibliotheken, daß sie „mit ihren Anschaffungen weit hinter allen billigen Anforderungen zurückbleiben und nur durch eine von Grund aus neue Dotierung in den Stand gesetzt werden können, der ihnen innerhalb der staatlichen Pflege der Wissenschaft zugewiesenen Aufgabe gerecht zu werden". Die Aufsuchung der Gründe, wie es zu einer derartigen „Unterernährung" der Bibliotheken habe kommen können, das energische Drängen auf Abhilfe und die positiven Vorschläge zur Ueberwindung dieser Kalamität scheinen mir aller Beachtung wert. In erster Linie seitens der Regierungen; und wenn Milkau dabei zunächst wohl an Preußen gedacht hat, so liegt mir unsere Straßburger Bibliothek am nächsten, der man diese „Unterernährung" auch längst schon anspürt; und so wünschte ich mir für diese Arbeit als Leser unter anderen die Kuratoren unserer Landesbibliothek innerhalb der Regierung und die zum Bewilligen der nötigen Summen berufenen Volksvertreter im elsaß-lothringischen Landesausschuß. Was man an der Arbeit etwa vermissen könnte, das ist ein näheres Eingehen auf die auch bei uns in Deutschland immer mehr aufblühenden Volksbibliotheken, von deren Beweglichkeit und werbender Kraft Milkau mit Recht auch für die seßhaften alten Bibliotheken allerlei günstige Einwirkung erhofft. Einiges bringt hierzu Diels nach in seiner Schlußabhandlung über die Organisation der Wissenschaft; doch ist sein Blick dabei allzu fest gebannt auf die „Dreimillionenstadt" Großberlin, während solche Fragen ohne Beziehung auf irgendwelche lokale Einrichtungen und Bedürfnisse erwogen werden müssen. Ueberhaupt tritt in dem Bande auch sonst wohl ein gewisser „Berlinismus" zutage, den man nicht überall in deutschen Landen angenehm empfinden wird.

Vom Zeitungswesen handelt, sehr weit ausholend, aber recht instruktiv und interessant Karl Bücher, wenig bedeutend ist dagegen Richard Pietschmanns Arbeit über das Buch. Für die Gestaltung unserer Museen findet sich allerlei Beher-

zigenswertes bei Pallat und Kräpelin, die namentlich die verschiedenen Zwecke solcher Ansammlungen von „Raritäten“ scharf auseinanderhalten und danach auch ihre Ausblicke und Zukunftsforderungen mannigfach differenziert formulieren. Was Pallat im Gegensatz zu den nach dem herkömmlichen Palastschema erbauten Museen von dem Thermenmuseum in Rom sagt, ist mir ganz aus der Seele geschrieben: „Hier war, wenigstens in der ersten Zeit seines Bestehens, als die Menge von kleineren Räumen noch eine gesonderte Aufstellung der dem Museum zuwachsenden Fundstücke gestattete, die Forderung unserer Museumskritiker erfüllt: das einzelne Kunstwerk konnte still für sich oder im Rahmen nicht störender oder seinen Reiz erhöhender Gegenstände genossen werden; man erholte sich dort förmlich von dem Vielzuviel der vatikanischen und kapitolinischen Museen.“

Von besonderem Interesse sind um ihres Themas willen endlich noch die beiden Abhandlungen von Georg Göhler über die Musik und von Paul Schlenther über das Theater. Die erstere scheint mir im Rahmen dieses Sammelbandes wenig gelungen und dem Zweck desselben nicht recht zu entsprechen. Wenn ich diesen recht verstehe, so kann es sich hier nur um die Musik als Bildungsmittel, um ihren Bildungswert und ihren Beitrag zur Kultur der Gegenwart handeln. Und da scheint mir wichtiger als die Entwicklung der musikalischen Kultur bei Hebräern oder Griechen etwa das, was Wilhelm v. Humboldt für die Musikpflege in Preußen erstrebt und über die Wirksamkeit dieser Kunst amtlich ausgesprochen hat; und neben dem „bürgerlichen Norddeutschland“ steht doch nicht bloß der österreichische Adel in Wien, sondern auch der bürgerliche Süden mit seinem Silcher und Nägelis Pflege des Männergesangs in der Schweiz. Auch hätte ich die etwas phrasenhaft wirkende Einleitung über das Wesen der Musik gerne entbehrt. Daß Musik „Ausdruck, Sprache“ ist, gibt zwar ganz richtig das genus proximum an; alle Künste sind Sprache, alle Kunstwerke sind Ausdruck von etwas, wenn wir uns nicht auf den unfruchtbaren Boden der Formalästhetik stellen; allein die differentia specifica — was die Musik zum Ausdruck bringt und aussprechen will — fehlt, und das ist doch gerade die Hauptsache.

Bei Schlenthers Beitrag über das Theater kommt es darauf an, was wir darin zu sehen haben. Bekanntlich steht von ihm eine ausführliche Geschichte des deutschen Theaters im 19. Jahrhundert lange schon in Aussicht. Ist nun die Abhandlung in unserem Bande ein Auszug aus einem fast schon fertigen größeren Werk, so wollen wir uns derselben von Herzen freuen und gern erwarten, daß das, was wir in ihr etwa vermissen, demnächst in voller Ausführung sich vor uns ausbreiten werde. Ist es dagegen der erste Entwurf zu jenem großen Werk, auf das wir dann noch längere Zeit zu warten haben würden, dann würden gewisse Lücken störender empfunden werden. Doch wird auch hier vieles mit Schlenthers bekannter Gesamtauffassung und literarischer Parteistellung zusammenhängen und darum später in einer umfassenderen Darstellung das Auffallende verlieren. Daß Schillers Einfluß auf die Bühne so kurz wegkommt, ist ohne Zweifel ein Ausfluß dieser Parteistellung. Schlenther gehörte in jener nun auch schon überwundenen und abgelaufenen Periode am Ende der 80er Jahre zu der Generation der „Schiller-Hasser“, als deren einen sich 1888 Otto Brahm in seiner Schiller-Biographie so naiv bekannt hat. Aber immerhin, selbst Adolf Bartels, der doch auch kein Freund von Schiller ist, hat ihn wenigstens als „Theatraliker“ gelten lassen, und im Prolog zum Wallenstein steckt wirklich ein ganzes Theaterprogramm, und nicht einmal an seiner Jugendabhandlung über die Schaubühne als moralische Anstalt darf man vorbeigehen, wenn es sich darum handelt, das Theater als „Bildungsmittel“ zu werten. Das beides scheint mir wichtiger, als was Adolf Menzel gelegentlich einmal etwas verständnislos und schnodderig über Max Piccolominis „Privatamouren“ gewitzelt hat. Und wenn von den 29 Seiten auf Shakespeare deren drei kommen, so sind mir die paar kühlen Sätze über Schiller bei seinem gewaltigen Einfluß auf die deutsche Bühne entschieden zu wenig.

Aber nun endlich genug der Kritik! Ein kritischer Leser ist kein bequemer und selten ein willkommener Leser; auch weiß niemand besser als ich, daß Tadeln viel leichter ist als selber machen und besser machen. Daher sehe ich lieber noch einmal als dankbarer Leser auf das Viele zurück, was mir der Sammelband an Belehrung und Förderung meines Wissens und Denkens gebracht hat. Und so wie mir wird es allen ergehen, die sich die Mühe nehmen, das aus dem Werk herauszusuchen, was sie speziell anspricht und fördern kann. Nach dem Wort: Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen, wird auch hier jeder für sich manches der Art finden und es dankbar hinnehmen und sich gerne aneignen.

Straßburg i. E. Theobald Ziegler.

Ludwig I. von Bayern in Rom.*)

I.

Kronprinz Ludwig von Bayern war zu einem zweiten Besuch nach Rom gekommen, als der große durchschlagende Erfolg der neuen deutschen Malerschule sich noch auf der Stufe der stillen Vorbereitung befand, aber in Casa Bartholdy schon die frischen Wandgemälde von dem Wollen und Können der jungen Meister Zeugnis ablegten. Ende Oktober 1817 war er am Tiber eingetroffen, hatte die Wiederherstellungsarbeiten an seinen Aegineten in Augenschein genommen, war nach Unteritalien und Sizilien weitergereist und am 21. Januar 1818 nach Rom zurückgekehrt, um in einem dreimonatigen Aufenthalt daselbst sich mit dem gesamten neu aufblühenden deutschen Kunstleben vertraut zu machen. Von seinen vielen Besuchen in der ewigen Stadt hat keiner die tiefe, entscheidende und lange nachwirkende Bedeutung für die deutsche Künstlerkolonie Roms, für seine bayerische Hauptstadt, ja für die ganze deutsche Kunstentwicklung gehabt wie dies auf der Villa Malta verlebte Frühjahr 1818. Der Kronprinz mietete sich in diesem, mitten im Künstlerviertel gelegenen, schönen Landsitz mit seinem kleinen Gefolge ein, das aus dem Grafen Sceverras-Testaferrata, dem Regierungsrat Grafen K. v. Seinsheim, dem Galerieinspektor Georg Dillis und dem Leibarzt Dr. Ringseis bestand; gegen Ende des Aufenthaltes kam noch der Baumeister Leo v. Klenze aus München dazu. Seit seiner ersten Romreise vor 13 Jahren war der Prinz mit der dortigen Kunstwelt in dauerndem Verkehr geblieben, den älteren Künstlern wie Müller, Reinhart, Thorwaldsen, Wagner war er daher ein alter Bekannter, wenn nicht ein Freund, er kam dadurch in vertraute Kreise und fand offene Herzen, einen warmen Empfang. Die jüngeren Künstler, die nur den Ruf des Prinzen als eines aufrichtigen und begeisterten Verehrers der Künste kannten, sahen dem Gast mit freudiger Spannung

*) Mit Genehmigung des Verfassers und der Verlagsbuchhandlung entnehmen wir diese beiden Abschnitte dem demnächst im Verlag von J. G. Cotta erscheinenden Werke „Deutsches Leben in Rom“.

entgegen, und ihre Erwartungen wurden nicht getäuscht. Er kam nicht als der gönnerhafte Fürst, der nur dem gnädig ist, der seinen Launen dient; als verständnisvoller, redlicher Freund der Künstler trat er unter sie, alle und jeden wollte er kennen lernen und nach seiner Art würdigen, ohne Unterschied der Staatsangehörigkeit oder der Kunstrichtung. Ob bayerischen Landsmann, ob Oesterreicher, Preuße oder Sachse, Schweizer oder Balte, er suchte sie alle selbst auf, die bewährten Künstler von Ruf wie die noch unbekannten Anfänger, und es kümmerte ihn nicht, wenn er bei solchen Atelierbesuchen über enge düstere Treppen in Dachwohnungen klettern mußte, in denen sich künstlerische Unordnung und Dürftigkeit oft vereinigten, um einen recht unwirtlichen Eindruck hervorzubringen. Wo er tüchtige Talente fand, ließ er es auch an Bestellungen und Ankäufen nicht fehlen, und die meisten der damals in Rom lebenden deutschen Künstler haben dem Kronprinzen eine oder die andere Arbeit geliefert. Aber auch wenn es nicht zu diesem den Künstlern erwünschtesten Ergebnis kam, so ermutigte und eiferte er sie doch alle an durch das Interesse und Verständnis, das er kundgab, erfreute sie und hob ihre Zuversicht durch seinen persönlichen Verkehr, und kein Tag verging, an dem er nicht an seiner Tafel in Villa Malta einige von ihnen zu Gast hatte. Dabei räumte er selbst jeden lästigen Zwang und steife Förmlichkeit weg und gab in der gewinnendsten Art den Ton einer zwanglos heiteren Geselligkeit an. Womit er aber am raschesten und nachhaltigsten die Herzen dieser deutsch-römischen Kolonie gewann, das war der deutsche Patriotismus, von dem er aufrichtig erfüllt war und den er auch gern zur Schau trug. Das deutsche Einheitsideal beseelte damals alt und jung, man wollte keine Landesgrenzen mehr zwischen den deutschen Stämmen kennen, und wenn auch die Politik der Kabinette sich gegen diesen nationalen Ueberschwang kalt ablehnend verhielt, so machte es dem preußischen Gesandten Niebuhr doch Freude, zu hören, daß die Künstlerkolonie ihn den „deutschen Minister" nannte, und er selbst tat auch das Seinige dazu, diesen Ehrennamen zu verdienen; jeder Deutsche Roms war an seinen Donnerstag-Abenden als Gast in seinem Hause willkommen. Seine Gesandtschaftssekretäre Brandis und Bunsen unterstützten Niebuhr in diesem Sinne, auch andere Diplomaten, wie der ganz deutsch gebildete Gesandte der Niederlande v. Reinhold, nahmen sich des deutschen Verkehrs in Rom an. Es herrschte da eine freie Ungezwungenheit „ohne Knix und Kratzfuß", und Ringseis meinte, man gehe deutscher von Rom weg, als man gekommen war. In dieser Umgebung war Kronprinz Ludwig so recht in seinem Element mit seinen großdeutschen, etwas demokratisch gefärbten Gesinnungen und seinem tiefen, aus den Freiheitskriegen bewahrten Groll gegen französisches Wesen. Er sprach kein Wort Französisch, hielt auch darauf, daß seine Umgebung die höfische Sprache verbannte, und scheute sich nicht, freimütig und laut in diplomatischen Gesellschaften auszusprechen: alles was deutsch ist, müsse deutsch werden, das Elsaß müsse zurückerobert werden und dergleichen. Die Herren in Amt und Würden wie Niebuhr und Bunsen gerieten nicht selten durch des Kronprinzen Mangel an politischer Rücksicht in Verlegenheit, kritisierten auch sein Benehmen nicht immer freundlich, desto mehr Erfolg hatte Ludwig aber bei dem Künstlervölkchen, das von Tag zu Tag mehr von ihm entzückt war. Der Jubel erreichte seinen Gipfel, als der Kronprinz die in Deutschland von der Polizei verbotene, im Demagogengeruch stehende altdeutsche Tracht, die der junge Maler Fohr aus Heidelberg zuerst nach Rom gebracht, selbst anlegte und sie auch bei seinem Gefolge einführte. Was „teutsch" war, mußte nun auch nach seinem Wunsch im „teutschen" Rock erscheinen, zur großen Verwunderung der Römer, die bald ihre Witze über die fremdartigen Erscheinungen machten und z. B. dem Dichter Rückert, der mit seinem wallenden Haar und finsteren Augen besonders verwegen in dieser Tracht ausschaute, das geflügelte Banditenwort faccia in terra nachriefen. Die Künstlerkolonie, vor allem die Neudeutschen, zögerte nicht, fast ausnahmslos das dem Kronprinzen wohlgefällige Gewand anzulegen, um so mehr als er für unbemittelte Künstler die Kosten selbst übernahm, und nur wenige von unerschütterlicher Autorität und zweifellosem Patriotismus konnten es wagen, sich von der „teutschen" Mode auszuschließen. Bei solchen Neigungen zur Deutschtümelei war die Haltung des Kronprinzen gegenüber der neuen Malerschule, die der Losung Tugend, Gott und Vaterland folgte, von selbst gegeben: sie konnte nur freundlich und ermutigend sein. Ludwig war ohnedies bei seinem feinen Kunstsinn nicht der Mann, der sich einseitig einer einzelnen Richtung angeschlossen und andere verdammt hätte; während in seiner Umgebung die Gegensätze oft heftig aufeinander platzten, Romantiker und Hellenisten gegeneinander kämpften, Ringseis mit Wagner und Klenze bis aufs Blut stritt und letzterer, der nur im Griechentum Schönheit und Kultur sah, selbst über Rückerts Geharnischte Sonette spottete, fanden vor des Kronprinzen weiterblickendem Auge alle Kunstrichtungen ihre Würdigung, er verehrte das Schöne und Große, mochte es aus diesem oder jenem Lager kommen, und entzog seinen alten klassizistischen Kunstfreunden Thorwaldsen, Reinhart, Wagner seine Gunst nicht, als er in dem Gedicht „An die deutschen Künstler in Rom" seine Zustimmung zu dem vaterländischen und religiösen Ideal der neudeutschen Schule aussprach. Der Fürst mit solchem großen unbefangenen Verständnis für die Kunst mußte sich naturgemäß am meisten zu der kräftigen Genialität des Cornelius hingezogen fühlen, in dessen künstlerischer Persönlichkeit sich Klassizismus und Romantik, antiker Schönheitssinn und deutsche Geistestiefe versöhnten. Der Tag, an dem Ringseis seinem fürstlichen Herrn den Meister Cornelius zuführte, der gerade sein prächtiges Titelblatt zu den Nibelungen vollendet hatte, wurde daher ein Wendepunkt in der deutschen Kunstentwicklung; Ludwig erkannte die hohe Kraft und Bedeutung dieses Mannes sofort und lud ihn schon im April 1818 ein, von Rom nach München zu kommen, um zwei Säle der Glyptothek mit Darstellungen aus der griechischen Götter- und Heroensage auszumalen. Von dieser Begegnung des Kronprinzen mit Cornelius in Rom datiert Bunsen mit Recht die europäische Kunstblüte Münchens.

Ludwig hat während der drei Monate seines römischen Aufenthaltes den Künstlern Roms so viel Gutes erwiesen, ihnen so viel Zuversicht und freudige Hoffnungen auf die Zukunft erweckt, daß sie ihn nicht scheiden lassen wollten, ohne ihm Dank und Verehrung in einer großen gemeinsamen Huldigung auszudrücken. Das starke Selbstgefühl, das sein Besuch der deutschen Künstlerkolonie für lange Zeit eingeflößt hat, fand damals einen drastischen Ausdruck durch die Worte Schnorrs: „Das eigentliche wahre Rom gehört uns. — Wäre es auf uns angekommen, wir hätten den Prinzen zum König von Rom gemacht und die Italiener zum Tempel hinausgejagt." Besonders lebendig war die Begeisterung für den Prinzen unter den bis dahin so viel verspotteten Anhängern der neudeutschen Schule, „Nürrenbergern" und „Nazarenern", die nun die ersten Schritte zur öffentlichen Anerkennung hinter sich hatten, und aus dieser Stimmung heraus wurde das historisch gewordene Fest in Villa Schultheiß zugerüstet, das im wesentlichen eine Huldigung der Neudeutschen vor dem fürstlichen Mäcen und eine Verherrlichung ihrer Richtung wurde. Der Kronprinz, durch Ringseis von der Absicht der Künst-

ler in Kenntnis gesetzt, war so gütig, seine Abreise dem Fest zuliebe um vier Tage zu verschieben, und am 29. April ging es in einer dem deutschen Bankier Schultheiß gehörigen Villa, die auf den Monti Parioli nahe dem Arco Oscuro lag, unter lautem Jubel vonstatten. Der künstlerische Teil der Veranstaltung, der hauptsächlich von Cornelius ausgedacht war, wurde binnen sechs Tagen in fieberhafter Arbeit ausgeführt, außer dem leitenden Meister halfen die Maler Ph. Veit, W. Schadow, J. Schnorr, Sutter, Tischbein und Wach, die Bildhauer Eberhard und Schaller, die Baumeister Ohlmüller und Thürmer rüstig mit, während Friedrich Rückert einen poetischen Text zu ihrem Werk verfaßte, den er am Festabend selbst vortrug. Der künstlerische Schmuck des Gartenhauses bildete eine allegorische Verherrlichung der wahren, d. h. der neudeutschen Kunst; im Vorraum begrüßte den Eintretenden das Bildnis des Schutzpatrons der Maler, des hl. Lukas, dann folgte in dem mit Laub- und Blumengewinden geschmückten Hauptsaal ein großes figurenreiches Transparentgemälde in der Anordnung eines Triptychons: da saß unter einer deutschen Eiche die Poesie, von den Künsten umgeben, daneben sah man in historischem Zuge die großen Meister wie die gekrönten Kunstförderer der Vergangenheit, während an den Predellen satirische Reliefdarstellungen angebracht waren mit scharfen Ausfällen gegen falsche Kunst, gegen Philistertum, Modeliteratur u. dgl. Als der Prinz eintraf, wurde er unter Böllerschüssen, die natürlich Reinhart besorgte, von einer Schar Künstler in altem Zunftgewand empfangen, die hell erleuchteten Treppen hinangeführt in den Festsaal, wo die Mehrzahl der Versammlung in altdeutscher Tracht erschien; unter Musikbegleitung wurden die allegorischen Gemälde vorgeführt, die einen tiefen Eindruck auf den hohen Gast nicht verfehlten. Dann setzte man sich an drei Tafeln in den Seitenräumen zu Tisch, im ganzen etwa 120 Personen, darunter die Diplomaten der deutschen Staaten mit ihren Damen und verschiedene ausgezeichnete Damen der Fremdenkolonie, wie Frau v. Humboldt, Dorothea Schlegel, die immer noch schöne Henriette Herz und einige Künstlerfrauen, unter denen die römische Gattin des Malers Catel durch jugendlichen Liebreiz glänzte. Nach Rückert trugen noch der Teufelsmüller und der hannoversche Gesandtschaftssekretär Kestner dichterische Ansprachen vor, der Kronprinz dankte bewegt, toastete auf die deutschen Künstler und alle, die sie und ihre Kunst liebten, und stieß mit vielen auf die Vereinigung aller Deutschen an. Er war in der aufgeräumtesten Stimmung, beteiligte sich nach dem Mahl unermüdlich am Tanz und riß sich in später Stunde los; wenige Stunden darauf, am Morgen des 30. April, trat er die Rückreise nach München an. Von Florenz aus schickte er dann als liebenswürdigen Ausdruck seiner dankbaren Erinnerung seinen Künstlern die berühmt gewordene Flasche 1634er Steinwein, wohl die letzte, die sich noch in seinem Reisewagen fand, über deren Verwendung in der deutschen Kolonie Roms eine Weile hin und her gestritten wurde, bis man sie dem von ernster Erkrankung genesenden Maler Vogel v. Vogelstein überließ. Die beteiligten Künstler redeten noch lange mit Begeisterung von dem Fest der Villa Schultheiß, das auch bei unbefangenen Teilnehmern einen tiefen Eindruck hinterlassen hat; Bunsen verglich es mit einem frischen Frühlingstag. Bei kritischeren Naturen stiegen allerdings nach diesem glänzenden und geräuschvollen Abschluß von Ludwigs zweiter Romreise allerlei Bedenken wegen der Folgen auf; Niebuhr, der gewiß in seiner Art ein wohlmeinender Freund der deutschen Künstler war und sich ganz besonders für Cornelius' Zukunft interessierte, meinte geradezu, sie seien durch den Aufenthalt des Kronprinzen Ludwig verwöhnt, hochmütig und dünkelvoll geworden; der besonnene Freund genügte ihnen seitdem nicht mehr, weil er nicht anbetete; die ganze Lage der Künstler in Rom wäre falsch, da sie hier einen vornehmen Stand ausmachten und blind und schief über alle Verhältnisse der Welt zu urteilen anfingen, nur ganz wunderbar geartete Naturen wie Cornelius könnten in dieser Umgebung gesunde Menschen bleiben.

Bücher und Zeitschriften.

Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen. Aus den Tagebüchern des Reichsgrafen Ernst Ahasverus Heinrich v. Lehndorff, Kammerherrn der Königin Elisabeth Christine von Preußen. Von Karl Eduard Schmidt-Lötzen. Gotha, Friedr. Andr. Perthes A.-G., 1907. 33 Bogen. Preis: geb. 12 M.

Ein wirklich amüsantes Buch. Einschlagend in jene Richtung und Gruppe von Büchern, die von Antiquariaten meist unter der Rubrik „Kulturgeschichte" (Kuriosa; Frau, Liebe, Ehe usw.) gern gebracht und warm empfohlen werden. Doch, daß man mich nicht mißverstehe: ein Erotikon ist es keineswegs; nur bildet der vergnügliche Gesprächsstoff einen markanteren Einschlag in dem bunten Gewebe dieser Aufzeichnungen als etwa die große Politik, auf die nur gelegentliche Schlaglichter fallen (vgl. z. B. die Verurteilung des Generals Hans Karl v. Winterfeldt auf S. 335: „Ich habe später von diesem so abscheuliche Dinge gehört, daß ich ihn verwünsche, wie auch alle anständigen Menschen ihn verabscheuen. Er ist es, der das Zerwürfnis des Königs mit dem Prinzen [August Wilhelm] von Preußen veranlaßt hat und so die Ursache des Todes dieses ewig zu beklagenden Prinzen gewesen ist"). Höchstens wird man den Hauptinhalt der Tagebücher als allerdings sehr wichtigen Stoff zu einer Stimmungsgeschichte des Berliner Hofes unter Friedrich dem Großen bezeichnen dürfen. Im übrigen sind sie bessere Unterhaltungslektüre; und das ist schon viel wert.

Bloß, wenn der gute, wirklich recht gute Graf (geb. 7. Mai 1727, Kammerherr seit November 1747) moralische Anwandlungen bekommt, seinen Stand und Dienst verwünscht („Ich bin in einer Hundelaune, da mich das ganze Leben, das ich führe, anwidert": 28. Dezember 1753; oder: „Ueberdruß, Abscheu, Ekel, alle möglichen Qualen leisten gewöhnlich den Stammgästen der Vorzimmer Gesellschaft": 5. Januar 1754 und so des öfteren), dann wird er langweilig. Freilich erhöhen diese ehrlichen Geständnisse andrerseits das gewisse Vertrauen zu der Offenheit und Ungeschminktheit des Berichterstatters und sind um deswillen gern mit in Kauf zu nehmen. Diese Ehrlichkeit des Bekennens erstreckt sich selbst auf seine eigene Königin, die z. B. gelegentlich des Begräbnisses der Königin-Mutter (am 30. Juni 1757) nicht gerade als sehr würdevoll geschildert wird.

Selbstverständlich nehmen Anspielungen auf die kriegerischen Ereignisse, an sich zwar nicht besonders wertvoll, doch wegen ihrer Unmittelbarkeit fesselnd, einen ziemlich breiten Raum ein; so die auf Lowositz (3. Oktober 1756) oder auf Kolin (2. Juli 1757). Das Spannendste aber in dieser Hinsicht sind die unter dem Banne des Selbstmiterlebten stehenden, außerordentlich lebhaft gehaltenen Expektorationen über den durch Hadiks Ueberfall verursachten heillosen Schrecken (16. und 17. Oktober 1757). Eine kleine Stelle daraus darf auf allgemeines Interesse rechnen. Lehndorff hat die an Kontrasten reiche Flucht des Hofes nach der Festung Spandau mitgemacht und sich den Plan der von der königlichen Familie bewohnten Räume aufgezeichnet (S. 349). „1. Ein großer Saal quer durch das ganze Gebäude, in dem sich die Kammerdiener und die Frauen der Königin, sowie ein Eßtisch befinden. 2. Ein langes, schmales Kabinett, in dem die Königin, die Prinzessin [August Wilhelm] von Preußen und Prinzessin Wilhelmine auf der Erde schlafen. 3. Ein Zimmer für die Gräfin Camas, Frau Wolden, Frl. Tettau und Frl. v. Brand mit dem Büfett und einem Stuhl mit einem Loch. 4. Audienzzimmer, darin gleichzeitig die Hofdamen der Königin, ihr Eßtisch, kein Stuhl, nur einer mit einem Loch für die Gräfin Camas [spielt auf S. 351 eine sehr ergötzliche Rolle]. 5. Ein großer Raum auf der anderen Seite des Gebäudes neben 2, 3 und 4, mit Patronen, Uniformen für 4 Regimenter und einem großen Korbe mit Stroh, wo die Damen und die Herren in bunter Reihe sich von den Folgen ihrer Verdauung befreien. 6. und 7. Flur und Treppe. 8. Prinzessin Amalie, die Marschallin Schmettow, Frau v. Maupertuis, Frl. v. Röder und vier Kammerfrauen, alle auf Stroh gelagert, außerdem drei dicke Landfrauen zum Feuermachen, die dermaßen schnarchen, daß die arme Prinzessin kein Auge zumachen kann"... Ueberdies befand sich direkt unter diesen Gemächern das Pulvermagazin! Was aber dem entschieden wahrheitsgetreuen Bericht einen besonderen Reiz verleiht, ist die Notiz (auf S. 354), wonach Hadik außer 215,000

Talern Kontribution von Berlin sich hatte 2 Dutzend Handschuhe geben lassen, um damit die Kaiserin Maria Theresia zu beschenken. Da an dieser gleichzeitigen Angabe schlechterdings nicht zu bezweifeln ist, habe ich mich selbst zu korrigieren; vergl. die 6. Aufl. von Hertslets „Treppenwitz der Weltgeschichte", S. 284.

Zum Schlusse noch ein nettes Anekdötchen (Aufzeichnung vom 11. Juni 1756). „Ich reise mit Herrn v. Krauth nach Oranienburg. Der Prinz von Preußen empfängt uns freundlich und führt uns in einen Saal, wo sich unseren Augen ein merkwürdiges Schauspiel darbietet. Es werden nämlich 20 Dienstmädchen früher und in schöne Kleider gesteckt, um bei einem Fest zu Ehren der Aebtissin von Quedlinburg [Prinzessin Amalie, Schwester Friedrichs des Großen], die um 8 Uhr abends ankommt, mitzuwirken. Der Prinz schickt der Aebtissin den Pagen Schwerin in der Kleidung eines alten Höflings, eine ungeheure Perücke auf dem Kopf, entgegen, um ihr einen Brief von seinem durchlauchtigsten Herrn zu überreichen. Der Prinz und sämtliche Herren des Hofs, alle mit großen Perücken, die Hüte unter den Armen, setzen sich zu Pferde und empfangen die Prinzessin. Dieser komisch aussehende Trupp begleitet die Kutsche bis zur Brücke am Eingang in den Garten, wo alle Waisenkinder, als Pagen, und alle Diener, als Schweizergarden gekleidet, die Prinzessin empfangen, die dann in Begleitung des Prinzen unter Trommelschlag und Trompetenschall in das Schloß tritt. Beim Betreten des Saals kommt ihr jene Schar von Damen entgegen, von deren Toilette ich vorher erzählt habe; sie machen Knickse und Sprünge zum Totlachen, wobei jede eine große Visitenkarte mit ihrem Namen in der Hand hält. Da gibt es Vicomtessen von Culteudre, Marquisen von Vissenlit, kurz die komischsten Namen. Nun führt man die Aebtissin in ihre Wohnung, wo sie einen Pot de chambre findet größer als ein Scheffelmaß, mit der Aufschrift: Ihrer Ehrwürden zum Gebrauch." Man sieht: über Mangel an Prüderie hatte die damalige „gute" Gesellschaft nicht gerade zu klagen. Doch genug der Skandälchen! Sie wirken niemals abstoßend; das ist das Beste am ganzen Buche. Vielleicht wohl deshalb, weil sie ursprünglich französisch niedergeschrieben waren.

München. Helmolt.

Oesterreichische Burgen. Von V. Piper. 5. Teil. Wien, Alfred Hölder, 1907. Preis 8 Kr.

Das im Auftrage des Fürsten Johann von und zu Liechtenstein und des Grafen Hans Wilczek begonnene Werk schreitet rüstig vorwärts. Der soeben erschienene fünfte, mit 241 Illustrationen (Lageplänen, Vollbildern, Abbildungen architektonischer Einzelheiten) ausgestattete Band behandelt 41 Burgen und Schlösser, größtenteils Ruinen, zum geringen Teile bewohnte Halbruinen oder völlig erhaltene Bauten. Wie in den früheren Bänden, sucht der Verfasser, nicht selten mit Beziehung auf seine treffliche, vor kurzem in zweiter Auflage erschienene „Burgenkunde" aus einer Fülle von Einzelbeobachtungen allgemeine Regeln für die Bauweisen bestimmter Zeitläufte zu gewinnen, wobei er insbesondere bedeutsame Unterschiede der Befestigung für die Epoche vor und nach dem Gebrauche der Pulvergeschütze feststellt. So weist er für Gonobitz aufs deutlichste einen älteren und einen jüngeren, für die Fortschritte des Geschützkampfs berechneten Teil nach, und zwar gehört zu diesem nach seiner Meinung in erster Linie das dem Berchfrit vorgelagerte Rondell. Hohenegg wurde überhaupt erst im 16. Jahrhundert erbaut, da dessen Befestigungen sämtlich mit Bezug auf die Pulverwaffe eingerichtet erscheinen. Mährisch Aussee dient ihm als Type eines durch alle Zeiten als Wohnbau erhaltenen Schlosses, ebenso Welsberg, da dort die Familie Fürst Liechtenstein, hier die Grafen von Welsperg, die seit Jahrhunderten dieses Stammhaus ihres Edelgeschlechts besitzen, für deren Erhaltung sorgten. Außer der Form der Anlagen wird ihm das verwendete Material, die Mauertechnik und der Verputz zu maßgebenden Faktoren für die Menge von Schlüssen, die er mit seiner Beobachtungsgabe zu ziehen weiß, daneben dienen ihm die Ergebnisse historischer Forschung zum Ausgangspunkte. So gelingt es nicht selten, landläufige Irrtümer, wie das Märchen vom römischen Ursprung von Hainburg zu widerlegen. Besonders eingehend ist Karlstein (S. 44—60) geschildert. — Die Illustrationen, wiewohl recht anschaulich, stehen nicht auf der Höhe technischer Vollendung; hier sollte anstatt der stets subjektiv verfahrenden Zeichnung die photographische Reproduktion treten.

Wien. Karl Fuchs.

Kleinere Mitteilungen.

* **Südpolarforschung.** Auf dem Polarforscherkongreß, der im September v. J. in Brüssel stattfand, wurden bekanntlich eine belgische und eine französische Südpolarexpedition für die nächste Zeit in Aussicht gestellt. Gesichert erscheint jetzt zunächst eine belgische Expedition; sie wurde, wie der Globus meldet, beschlossen in einer Sitzung, die Ende Januar d. J. in der Wohnung des Staatsministers Beernaert stattfand. Dem Programm dürften die Vorschläge Arctowskis auf dem Kongreß zu Mons und die Beschlüsse des erwähnten Brüsseler Kongresses zugrunde gelegt werden. Wann der Aufbruch erfolgen wird, ist aus den bisherigen Nachrichten nicht zu ersehen. — Ferner meldet Reuters Bureau, daß im Oktober d. J. eine englische Südpolarexpedition hinausgehen soll. Wer sie veranstaltet, ist nicht ersichtlich. Die Führung liegt in den Händen des Leutnants E. Shackleton, des dritten Offiziers der Discovery-Expedition, deren auf Schlittenreisen gewonnene Resultate durch die neue Expedition erweitert werden sollen. Das Ziel ist mithin das Victorialand. Außer Hunden sollen sibirische Ponies und ein Motorschlitten mitgenommen werden.

* **Ein Museum der technischen Arbeit in Wien.** Einer der Vorkämpfer der österreichischen Techniker und Ingenieure, Herrenhausmitglied Sektionschef Dr. Wilhelm Exner, erörterte in einem Vortrage, der die Gründung des Deutschen Museums von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik in München behandelt, das Projekt eines großen Museums der österreichischen Arbeit, das berufen sein soll, das Mitwirken Oesterreichs bei der Schaffung großer Kulturwerke darzutun. Es ist Hoffnung vorhanden, daß die Grundsteinlegung für dieses Museum einen Huldigungsakt des Jahres 1908, des sechzigsten Regierungsjahres Kaisers Franz Josephs bilden wird.

* **Personalien.** Die goldene Doktor-Jubelfeier begeht am 10. März der Professor der Landwirtschaft an der Universität Halle a. S., Wirkliche Geheime Rat Dr. phil. Julius Kühn. — Vor einigen Tagen wurde dem Gymnasialdirektor Geh. Regierungsrat Dr. J. Frey in Münster aus Anlaß seines 50jähr. Doktorjubiläums von der Bonner philosophischen Fakultät das Doktordiplom ehrenhalber erneuert worden. — Der Professor der Philosophie an der Berliner Universität Geh. Regierungsrat Professor Dr. Adolf Lasson vollendet am Dienstag das 75. Lebensjahr. — Für seine Verdienste um die Urgeschichtsforschung ist dem Prähistoriker Hofrat Dr. Schliz in Heilbronn die württembergische Große Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaften verliehen worden.

::

Hochschulnachrichten.

* **Erlangen.** Dem ordentlichen Professor der alten Geschichte an der hiesigen Universität Dr. Walter Judeich wurde die nachgesuchte Enthebung von seiner Stelle bewilligt; der Privatdozent an der Universität Göttingen Professor Dr. Adolf Schulten zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät ernannt und ihm die alte Geschichte als Lehraufgabe übertragen.

* **Straßburg.** Professor Dr. Ludwig Lagueur, Ordinarius und Direktor der Augenklinik an der hiesigen Universität, beabsichtigt, vom Lehramt zurückzutreten.

hc. **Leipzig.** Der Lehrer der Zahnheilkunde am Zahnärztlichen Institut der Berliner Universität, Dr. med. Wilhelm Dieck wurde als außerordentlicher Professor und Direktor des Zahnärztlichen Instituts an die hiesige Universität berufen an Stelle des im Oktober 1906 verstorbenen Professors Dr. Friedrich Hesse.

hc. **Münster.** Dem Privatdozenten für mittlere und neuere Geschichte und historische Hilfswissenschaften an der hiesigen Universität Dr. phil. Ludwig Schmitz-Kallenberg ist der Professortitel verliehen worden.

hc. **Kiel.** Professor Dr. phil. Ernst Anton Wülfing, Vertreter der Mineralogie und Geologie an der Technischen Hochschule zu Danzig, hat den Ruf als ordentlicher Professor und Nachfolger von Professor Dr. R. Brauns hierher angenommen und wird sein neues Lehramt zu Beginn des Sommersemesters 1907 antreten.

Büchereinlauf.

Philosophie und Aesthetik.

Kants gesammelte Schriften. Herausgegeben von der Kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften. Band 7. 1. Abteilung: Werke. 7. Band. Berlin 1907. Georg Reimer. 414 S. (brosch. 8 M, geb. 10 M.)

Mela Escherich: Germanische Weltanschauung in der deutschen Kunst. (Wissenschaftliche Frauenarbeiten. Herausgeg. von Hermann Jantzen und Gustav Thurau. 1. Band, Heft 3.) Berlin 1906. Alexander Duncker. 74 S. (2.50 M.)

Johannes Leo: Johann George Sulzer und die Entstehung seiner Allgemeinen Theorie der Schönen Künste. Ein Beitrag zur Kenntnis der Aufklärungszeit. Kommissionsverlag von Ernst Frensdorff. Berlin SW. 14. 1907. 111 S.

Rud. Brohmer: Wie soll man über Helen Keller denken? Die Geschichte meines Lebens und ihre Entstehung. „Harmonie". Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst. Berlin W. 35. 55 S. (1 M.)

Bildende Kunst, Theater und Musik.

Flica: Nous sommes pianistes. Sammlung kleiner Kinderstücke. Leipzig 1907. Breitkopf u. Härtel. 28 S. (2 M.)

Robert Hirsch: Nachträge und Berichtigungen zu Daniel Chodowieckis sämtlichen Kupferstichen, beschrieben von Wilh. Engelmann. 2. Auflage. Verzeichnis der nach Chodowieckis Zeichnungen von anderen Künstlern angefertigten Kupferstiche und Verzeichnis der Kupferstiche Gottfried und Wilhelm Chodowieckis. Leipzig 1906. Wilh. Engelmann. 148 S. (5 M.)

Moderne Literatur.

A. Kuprin: Der Moloch und andere Novellen. Aus dem Russischen von Jenny Herzmark. Wien 1907. Karl Konegen. 237 S. (1.50 M.)

Max Dautschat: Backfisch-Geschichten. Humoresken. Berlin 1906. Curt Wigand. 94 S. (1 M.)

Franz Henkel: Hermann und die Cheruskr. Ein deutsches Trauerspiel in 5 Aufzügen. Berlin 1906. Curt Wigand. 151 S. (2 M.)

Ernst Ilros: Von Liebe und Leid. Gedichte und Skizzen. Berlin 1906. Curt Wigand. 39 S. (1 M.)

Gisela Kamilaar: Frauen von heute. Novellen. Berlin 1907. Curt Wigand. 158 S. (2.50 M.)

F. B. Kleiner: Antonia. Drama in 3 Akten. Berlin 1907. Curt Wigand. 85 S. (1.50 M.)

Bernhard Meyer: Gedichte. Berlin 1907. Curt Wigand. 22 S. (1 M.)

Mary v. Oberndorff: Die barmherzige Samaritanerin. — Hanna. Zwei Wiener Geschichten. Berlin 1907. Curt Wigand. 204 S. (3 M.)

Tagebuch eines Reiseonkels. Von einem von der Landstraße. Oldenburg 1907. Schmidt. 57 S. (60 Pfg.)

Grete Wolf: Das blaue Band. Wien I. 1905. Georg Szelinski. 62 S.

Helene Vacaresco: The Kings wife. London 1907. T. Werner Laurie. 275 S.

Joseph Unger: Bunte Betrachtungen und Bemerkungen. Wien 1907. Alfred Hölder. 58 S. (1.40 M.)

Otto Pflugfelder: Menschen. Drama in 4 Akten. Berlin 1907. Curt Wigand. 79 S. (2 M.)

Friedrich Wolfer: Gedichte. Berlin 1906. Curt Wigand. 54 S. (1 M.)

Adolf Eberhard Thiele: Mutterschaft. Schauspiel in 3 Akten. 85 S. (2 M.)

Wilhelm Stolzenburg: Gedichte. Berlin 1907. Curt Wigand. 63 S. (1 M.)

Leo Sternberg: Fahnen. Gedichte. Berlin 1907. Curt Wigand. 95 S. (2 M.)

Falk v. Sonnenfels: Wanderlieder. Berlin 1907. Curt Wigand. 29 S. (1 M.)

Natalie Bauer-Lechner: Fragmente. Gelerntes und Gelebtes. Wien 1907. Rudolf Lechner u. Sohn. 236 S. (geh. 5 M, geb. 7 M.)

Casimir v. Dumas: Tropfen im Meere deutscher Dichtung. Berlin 1907. Curt Wigand. 170 S. (3 M.)

Karl Ritter: Die Philosophen. Lustspiel in 4 Akten. Berlin 1907. Curt Wigand. 43 S. (1 M.)

Wilhelm Ruemann: Psyche Tyrannos. Novellen. Berlin 1906. Curt Wigand. 220 S. (2.60 M.)

Richard Schmidt: Geduld. Berlin 1906. Curt Wigand. 286 S. (3 M.)

Fritz Guttreu: Geldmenschen. Schattenbilder nach dem Leben. Berlin 1907. Curt Wigand. 95 S. (1 M.)

Paul Schwingel: Zips, der Schneider, und andere lustige Possen und Schwänke. Berlin 1907. Curt Wigand. 92 S. (1 M.)

Ernst Lissauer: Der Acker. Dichtungen. Wien u. Leipzig 1907. Hugo Heller u. Co. 78 S.

Das Feuer, seine Entstehung und Wirkung. Brandursachen und allgemeine Hilfsmittel gegen Schadenfeuer. Mit 9 Abbildungen. (Jungs Deutsche Feuerwehrbücher. Heft 1.) München 1907. Ph. L. Jung. 55 S. (50 Pfg.)

Wilhelm Degré: Familie v. Gießen. Roman. 1. u. 2. Band. Berlin 1907. Curt Wigand. 545 u. 526 S. (5 M.)

E. Gallert: Der Jüngere vom Majorat. Eine Erzählung aus dem Künstler- und Soldatenleben. Berlin 1906. Curt Wigand. 334 S. (3 M.)

Max Schnackenburg: Zeitgedichte und Epigramme. Berlin 1906. Curt Wigand. 78 S. (1.50 M.)

Marie Crescence Gräfin Cappy: Eine Bergfahr- und andere Reisebilder. Berlin 1907. Curt Wigand. 142 S. (2 M.)

August Bulgrin: Ut de Grot. Justinsche Eck. Lire ut Hinnepommern. Berlin 1907. Curt Wigand. 107 S. (2 M.)

Frieda Blindow: Ein bunter Strauß Erträumtes und Erdachtes. Berlin 1907. Curt Wigand. 36 S. (1 M.)

L. Danöfen: Estella. Novelle. Berlin 1907. Curt Wigand. 116 S. (2 M.)

Marie Luise Behm: Gedichte. Berlin 1906. Curt Wigand. 42 S. (1 M.)

Hanns Fuchs: Der Garten mit dem Rosenbusch. Roman. Leipzig 1907. Scholz u. Maerter. 162 S. (brosch. 2 M, geb. 3 M.)

Oskar Waldeck: Metamorphose im Bakonyerwald. Komödie in 5 Aufzügen. Szelinski u. Co. Verlag. Wien I., Schottengasse 9, 1907. 55 S.

Hermann Burte: Drei Einakter. Berlin 1907. Verlag von Wiegand u. Grieben (G. K. Sarasin). 150 S. (3 M, geb. 4 M.)

Georg Hirschfeld: Mieze und Maria. Komödie in 4 Akten. Stuttgart u. Berlin 1907. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 156 S. (2 M.)

Psalmen des Westens. Aus dem Englischen, frei übertragen. 3. bis 5. Tausend. Berlin 1907. Verlag von Karl Curtius. 195 S. (Preis brosch. 2 M, Ganzl. m. Goldschnitt 3.20 M.)

Das Nibelungenlied. Uebersetzt von Karl Simrock. (Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes. Nr. 2006—2009.) Halle a. S. 1907. Otto Hendel. 319 S. (geh. 1 M, geb. 1.25 M.)

Ferdinand Freiligrath: Gedichte. (Bibliothek der Gesamtliteratur. Nr. 2010—2013.) Halle a. S. 1907. Otto Hendel. 259 S. (geh. 1 M, geb. 1.25 M.)

Die Apologe des Bernardino Ochino.

Preis broschiert M 2.— elegant gebunden M 3.50.

Köstliche Papstsatiren, Kardinalanekdoten eines ehemaligen Kapuziners. Es gibt keine ähnliche Sammlung von gleicher Bedeutung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder von der **Deutschen Verlagsaktiengesellschaft Leipzig.** [23207]

Die zweite Entstehung der Welt, das angebliche Paradies und die angebliche Sintflut. Von **Johann Jedliczka,** Kgl. Ungar. Sektions-Rat i. R. Preis 4 Mark, für Oesterreich 5 Kronen.

In diesem Werke strebt der Verfasser eine Läuterung der alttestamentlichen Lehren an, insbesondere versucht er zu beweisen, daß die Ueberlieferungen der alten Hebräer, die voller unsittlicher Erzählungen sind und mit der reinigenden Lehre des Christentums in entschiedenem Widerspruche stehen, nicht als Grundlagen des Christentums angesehen werden dürfen.

Verlag A. Hasert & Co., Borsdorf, Bezirk Leipzig. (22960)r

Die Lebensführung im hohen Alter.

Von Primararzt **Dr. Josef Hermann.**

Vierte Auflage. — Soeben erschienen! [23083]

Preis Mk. 1.50, elegant gebunden (Geschenkband) Mk. 2.—

Zu beziehen vom Verlag von **Otto & Co., Leipzig-R. 70.**

„Wer wünscht nicht alt zu sein, ohne zu leiden? Geben Sie Ihren betagten Eltern oder Grosseltern dieses gediegene Buch eines 85jährigen Greises in die Hand, sie werden darüber hocherfreut sein!"

Die Schrift enthält eine Fülle praktischer Lebenserfahrung und wird jedem älteren Herrn, jeder älteren Dame eine Herzensfreude bereiten. Sie ist den Augen alter Leute angepasst in grossen Lettern gedruckt.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Dienstag, 12. März. Nummer 60.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Die Ursachen der Größe und des Niederganges der Hansa. Von Professor Dr. G. F. Preuß (München).

Ludwig I. von Bayern in Rom. II. Von Dr. F. Noack (Rom).

Bücher und Zeitschriften.

Gustav Schäfer: Lieder Paul Gerhardts. — Friedrich Mergner: Paulus Gerhardts geistliche Lieder. — Paul Kaiser: Paul Gerhardt. — F. A. Lange: Geschichte des Materialismus u. Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Die Ursachen der Größe und des Niederganges der Hansa.[1])

Von Georg Friedrich Preuß.

Das Rolandslied läßt König Karl an der Leiche seines großen Paladins die trauervollen Worte sprechen: „E! France dolce, com remains hui deserte"[2]) („Wehe, süßes Frankreich, wie bist du jetzt verwaist"). Man hat französischerseits darauf hingewiesen, daß hiermit schon im 11. Jahrhundert Frankreich eine gewisse nationale Individualität zugewiesen werden will, daß es nicht als bloßer geographischer Begriff, sondern als organisches Wesen betrachtet wird. Und als später französische Waffen bei Bouvines den ersten entscheidungsvollen Sieg über deutsche Männer erkämpften, verbindet Ranke mit diesem Ereignis „die erste lebendige Regung eigenen Gemeingefühls der französischen Nation" und der bekannte französische Historiker Luchaire sieht darin „le premier événement national de notre histoire".

In Deutschland war der Verlauf der Entwicklung ein anderer. Während sich die französischen Territorialgewalten mehr und mehr dem Reiche einfügten und so allmählich eine einheitliche Nationalität entstand, nahmen in Deutschland die kleinfürstlichen Bildungen immer weiteren Abstand von dem nach möglichster Zentralisation strebenden Königtum. Allein dem deutschen Volke sind hieraus doch nicht nur Nachteile erwachsen. Gerade der Niedergang der obersten Gewalt hat das Aufkommen der Städte, die Verwirklichung ihres leidenschaftlichen politischen Freiheitsdranges und im innigen Zusammenhange damit ihre lebendige wirtschaftliche Entwicklung gefördert oder überhaupt erst ermöglicht. Innerhalb ihrer engen Ringmauern haben die Städter die ersten Vorbilder der modernen Staaten geschaffen, die ihre Politik vor allem nach ihren wirtschaftlichen Interessen richteten. Sie konnten es, weil sie frei waren. Gerade diese ihre Freiheit hat Machiavell im retrato d'Allemagna seinen Landsleuten rühmend vor Augen gestellt.

Hiermit war die Basis auch für Größeres geschaffen. Man mag es bedauern, daß keiner unserer großen mittelalterlichen Herrscher in seiner Wiege die herbe Seeluft geatmet, keiner jemals das Rauschen nordischer Winde und Wellen vernommen hat. Ihnen allen mangelten daher auch Blick und Verständnis für die großen Verhältnisse, die allein das Meer zu schaffen vermag. Wie dem Römer Tacitus mochte auch ihnen die Nordsee nur als unermeßlicher und feindlicher Ozean erschienen sein. Allein die aufstrebenden Kommunen in den von den Kaisern nur sehr oberflächlich beherrschten niederdeutschen Ebenen durften es diesen Dank wissen, daß sie sich durchaus selbst überlassen geblieben sind.

Es ist hinreichend bekannt, welchen Anteil sie dann an der großen Kolonisation nahmen, die die Gebiete östlich der Elbe der deutschen Kultur gewonnen und die südlichen und bald auch südöstlichen Gestade der Ostsee mit einem Kranze blühender Gemeinwesen umsäumt hat. Die Städter haben bei diesen Eroberungen mehr des Pfluges als des Schwertes gewetteifert mit den Rittern des deutschen Ordens, mit Klerikern und Bauern. Auch hier zeigte sich die Wahrheit des Naumannschen Wortes, daß Landhunger eine der größten Triebkräfte im Menschenleben ist. Die Früchte dieser Saaten sind dann den Hansen sehr wesentlich zugute gekommen. Daß sie in den Bereichen und Grenzländern des deutschen Ordens bereits hoffnungsreiche Anfänge städtischer Kultur vorfanden, hat ihr Vordringen um so mehr erleichtert, als im Jahre 1227 auf der Heide von Bornhöved die dänische Macht zusammenbrach, die einzige, die stark genug gewesen wäre, der germanischen Kolonisation an den südlichen Gestaden der Ostsee hemmend entgegenzutreten. Die Niederwerfung des begehrlichen, stets angriffsfrohen dänischen Königtums war eine weitere Voraussetzung dafür, daß die Ostsee aufhörte, ein skandinavisch-slawisches Binnenmeer zu sein.

Es gibt kein Datum, das für sich die Tatsache der Gründung des hansischen Bundes in Anspruch nehmen könnte,

[1]) Die obige Skizze — am 1. Februar d. J. als Vortrag im Historischen Verein für Oberbayern gehalten — will in knapper Form, ohne mehr als unerläßlich auf Einzelheiten einzugehen, die Resultate der neuesten Forschung zusammenfassen. Die Auffassung, die Sartorius vor 100 Jahren in seiner für die damalige Zeit ausgezeichneten „Gesch. d. Hanseat. Bundes" niedergelegt und der dann auch vielfach Scherer, Beer, Lappenberg, Falke u. a. gefolgt sind, ist heute in recht wesentlichen Grundanschauungen überwunden. Mit dem Eintritt Deutschlands in den Welthandel ist auch das Interesse an den großen Tagen der Hansa naturgemäß mächtig erstarkt und in reichen wissenschaftlichen Leistungen zum Ausdruck gelangt. Ich erinnere an Männer wie Rodenberg, Höhlbaum und Baasch, Ehrenberg, Lindner, W. Stein, Dänell u. a. Der eigentliche „Historiker der Hansa" aber ist Dietrich Schäfer mit seinen zahlreichen wertvollen Einzelschriften, Vorträgen und Aufsätzen geworden. Wie sehr in den letzten Jahrzehnten die Teilnahme an den historischen Schicksalen der Hansa gestiegen, beweist die von der Historischen Kommission bei der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften ausgegangene Publikation der Hanserecesse. Im großen Jahre 1870 ist der erste Band erschienen.

[2]) Vers 2928.

ebensowenig wie eine Gründungsurkunde existiert. Die Hansen selbst haben später nie auf ein einzelnes Ereignis zurückgegriffen; für sie bestand der Bund, wie es mehrfach heißt, „seit Menschengedenken, von alters her". Jedenfalls wuchs die Hanse einmal aus Einungen der in fremden Landen Handel treibenden Kaufleute, andrerseits aus einer Reihe von städtischen Einzelbündnissen zusammen, deren folgenschwerstes, wenn auch nicht ältestes das Bündnis zwischen Hamburg und Lübeck gewesen ist, den beiden Städten, die durch Lage und kaufmännischen Unternehmungsgeist bestimmt waren, die Hauptausgangspunkte des deutschen Handels nach Nord- und Ostsee zu werden. Beide waren nur durch einen schmalen Landrücken voneinander geschieden, über diesen hinweg reichten sie sich die Hände: auf der Verbindungslinie von Elbe zur Trave, also auf dem Landwege, hat sich zunächst der Verkehr der beiden seit 1241 festen geeinten Städte bewegt. Dieser Weg ist von Schäfer als „der klassische Boden der Hansa" bezeichnet worden.

Wenn für den speziellen Zusammenschluß von Hamburg und Lübeck das Moment der Sicherung der verbindenden Handels- und Verkehrsstraßen seine Rolle gespielt hat, so tritt dieses Motiv im ganzen doch weit zurück hinter dem größeren Absehen der Seestädte auf Hebung des Handels, Erwerbung gemeinsamer Privilegien und Niederlassungen an entfernten Gestaden.

Gerade für die Erreichung dieses Zieles erwies sich die Germanisierung und die hiermit Hand in Hand gehende Christianisierung der baltischen Küstenländer als notwendige Voraussetzung Wir wissen, daß die Wenden in der Ostsee lebhaften Handel betrieben hatten, Warenzüge aus dem Orient haben — wie sich auch aus den zahlreichen arabischen Münzfunden ergibt — an der Ostsee ihre Endpunkte erreicht. Gothland, das uns durch seine beherrschende Lage an Kreta im Mittelmeer erinnern könnte, bildete einen Hauptmarkt für die Produkte des inneren Rußland, der schon vor den Tagen der Hanse von deutschen Kaufleuten aufgesucht wurde. Die germanische Eroberung hat dem wendischen Handel ein Ende gesetzt, sie hat damit in gewissem Sinne Raum geschaffen für eine neue Handelsmacht in der herrenlosen Ostsee; die Hanse war es, die in die Lücke eindrang, sich vielfach mit Benutzung alter Handelswege langsam an den Gestaden der Ostsee vorwärts schob und zuletzt den Handel des europäischen Nordostens mit dem Westen in Verbindung setzte. Denn jetzt erst wurden die Produkte der Ostseeländer in immer steigendem Umfange auch dem Westen Europas zugänglich gemacht: das Getreide der Weichselebenen, die Pelzwaren Rußlands. Eisen und Kupfer der schwedischen Bergwerke. Haupthandelsartikel blieben aber noch auf viele Jahrzehnte hinaus die unermeßlich reichen Ergebnisse des Fischfangs, besonders des Heringsfangs, der damals noch vor allem an den Küsten Pommerns betrieben wurde. Ganze Flotten der Hanse sind jährlich nach den „marais salants" bei Bouraneuf, südlich der Loiremündung,[8]) gefahren, um dort das für die Zubereitung des Herings erforderliche Salz zu holen.

Einer Macht, die im Aufsteigen begriffen ist, wird es nie an Elementen fehlen, die ihr Einzelschicksal an sie zu ketten bereit sind. Man weiß, wie sich die deutschen Ostseestädte, dann die der Mark, Westfalens und des Niederrheins zum Anschlusse an die Hanse gedrängt haben. Manche hatten schon früher für sich selbst etwas als wirtschaftliche Kraft zu bedeuten, wie vor allem Köln, die Metropole des mittelrheinischen Handels.

In der Entstehungsgeschichte der Hanse liegt uns auch schon ihre ganze zukünftige Entwicklung vor Augen, Wie sie keine künstliche Schöpfung politischer Berechnung war, sondern herausgewachsen aus gemeinsamen Bedürfnissen und gegenseitigen Interessen, so hat auch ihre weitere Erhaltung und Fortbildung durchaus auf den Prinzipien kommerziellen Nutzens beruht. Glied reihte sich an Glied, zu einer Kette, die den europäischen Westen verband mit dem Nordosten, von den niederländischen Städten reichte bis nach Reval in Estland.

Die Hanse hat dadurch eine Vermittlungsstellung zwischen den beiden entgegengesetzten Wirtschaftsgebieten eingenommen. Diese welthistorische Beziehung ist der „Brunnquell des hansischen Reichtums" geworden. So wenig ihre Politik dabei auch getragen war von allgemein nationalen Zielen, so geschickt sich ihre Vertreter fremder Volksart draußen anzuschmiegen wußten, so sehr hat die Hanse doch stets ihren Charakter als deutsche Genossenschaft betont und gerade dadurch bedeutete ihr Vordringen in eminentem Sinne Siege der deutschen Kultur. Stockholm und mehr noch Wisby auf Gotland sind damals fast deutsche Städte gewesen, in Nowgorod am Ilmensee, dem Naugard der Deutschen, das sich zu einer Art Republik herausgebildet, herrschte deutscher Einfluß und Verkehr. Was hier für den russischen Handel das hansische Quartier der Petershof war, das bedeutete in noch größerer Ausschließlichkeit für Englands Ein- und Ausfuhr der Stahlhof in London, die alte Gildhall der Kölner, das war für den norwegischen Fischhandel die „Tyskebrügge" in Bergen. Zum eigentlichen Weltmarkt aber, zum Brennpunkt der Verbindungen von Südwest und Nordost ist dann durch den hansischen Stapel Brügge erhoben worden, infolge seiner Welthandelsstellung an der flandrischen Küste gewissermaßen das gegebene Zentrum aller merkantilen Verbindungen vom Finnischen Meerbusen bis zur Enge von Gibraltar: durch Schelde, Maas, Rhein außerdem auch mit produktiven Hinterländern eng verbunden.

Auf dieser Linie also, durchaus in den Händen der Hansen, über und durch deren Handelsstationen und Faktoreien hat sich der Verkehr und Warenaustausch vollzogen. Die geographisch nächste Verbindung wäre freilich eine andere gewesen, nämlich auf der Diagonale das Deutsche Reich durchquerend. Gewiß, die Deutschen sind das Volk der Mitte Europas, durch seine geographische Lage im Herzen des Kontinents schien das Reich zum europäischen Handelszentrum bestimmt, allein merkantile Vorteile hat es aus der Gunst dieser Situation wenigstens im Mittelalter nicht gezogen. Schon Nitzsch weist darauf hin, daß Deutschland damals, von den Wegen des Welthandels „mehr umgangen als berührt" wurde. Und das versteht sich leicht. Die Straßen des Meeres sind von jeher die billigsten gewesen und daher den Landwegen vorgezogen worden. Bei dem Mangel an brauchbaren Straßenzügen, bei der Unsicherheit des öffentlichen Verkehrs war der Landtransport außer mit gewaltigen Kosten auch noch mit Gefahren aller Art verbunden.

Dazu kam ein anderes. Die widerspruchsvolle Vielheit der politischen Strebungen und Strömungen hat die Schöpfung eines einheitlich starken wirtschaftlichen Körpers im Reiche verhindert. Wie die aus dem Zusammenhange patrizischer Familien erblühten großen Handelsgesellschaften Süddeutschlands ihre Beziehungen größtenteils nach Süden richteten, so die Hansen vorzugsweise nach Norden, auch dann noch, als deutsche Binnenstädte dem Bunde in größerer Zahl beigetreten waren. In der Richtung dieser Entwicklungen lag es, daß beide ihre eigenen, vielfach entgegengesetzten Wege gingen. Die großen Wasseradern Deutschlands konnten ihren natürlichen Bestimmungen, Nord und Süd zu verbinden, nicht gerecht werden.

[8]) Daß hier und nicht in der Bucht von Biscaya die „Baie" der Hansen zu suchen ist, hat A. Agats, Der hansische Baienhandel (Heidelberg 1904), definitiv nachgewiesen.

Sie waren durch zahllose Zölle gleichsam in ebenso viele kleine Teile zerschnitten; als mira Germanorum insania hat ein englisches Urteil diese durch nachbarlichen Neid geschaffenen selbstmörderischen Zollfesseln bezeichnet. Später, auf der Tagung von Frankfurt a. O. 1556, wurde zwar wenigstens die Elbe vom Kaiser als flumen publicum erklärt, allein um 1660 bestanden fast noch ein halbes Hundert Zollschranken. Nicht besser lagen die Dinge am Rhein. Diese wertvollste und günstigste Wasserstraße des Kontinents hat zwischen Nord und Süd im Reiche zwar vermittelt, aber eine innere wirtschaftliche Einigung beider Teile nicht zustande gebracht.

Im wesentlichen bestanden also zwei Wirtschaftsgebiete nebeneinander, die sich zwar in der Peripherie hier und da berührten und gelegentlich ineinander übergriffen — so wenn die oberdeutschen Städte sich in einzelnen Hansestädten, besonders in Brügge, etablierten, wohl auch die Erzeugnisse des Orients weiter nach den Weichselgebieten führten oder die Hansen eine Handelsverbindung von Brügge aus rheinaufwärts über Augsburg nach Venedig in die Wege zu leiten suchten — die aber zu keiner Zeit miteinander verschmolzen sind. Die Hanse hielt ihr Antlitz nach Norden gekehrt, die Front der oberdeutschen Reichsstädte wies nach dem Süden.

So ist auch die Kultur vielfach verschieden gewesen. Der höfische Minnesang des Südens fand im Norden kein Echo, auch das Rittertum hatte hier keinen Boden. Im Gegensatz zu der Kirchturmspolitik der winzigen Partikulargewalten, besonders in Schwaben, dem gelobten Lande deutscher Kleinstaaterei, ist der Hanse in ihren besten Zeiten ein großer Zug eigen, der seine Wirkungen in die Ferne verlegt. Unbeachtet vom Reiche und daher auch ihrerseits diesem abgekehrt, haben sich die Hansen, herauswachsend aus dem beschränkten Kreise ihrer nächsten deutschen Umgebung, den Blick geweitet für die allgemeinen politischen wie wirtschaftlichen Verhältnisse des europäischen Nordens. „Nur das Meer" — sagt Ratzel — „erzieht wahre Weltmächte." Und als eine Weltmacht, vom Standpunkte jener betrachtet, darf uns die Hanse auf dem Gipfel ihrer Macht erscheinen: damals, als die nordischen Könige auf den Tagesfahrten der Hansen als Macht mit der Macht verhandelten, als Dänemark im Stralsunder Frieden von 1370 genötigt wurde, keinen König über sich anzuerkennen, er habe denn zuvor die hansischen Privilegien bestätigt, als Eduard III. von England, der es liebte, sich als „König der Meere" bezeichnet zu hören, seine Krone den Hansen verpfänden mußte, um mit ihrer materiellen Hilfe Frankreich bekriegen zu können

Darin, daß die Hansen die Bedeutung des Seehandels als Quelle von Reichtum und Macht erkannten, liegt das Geheimnis auch ihrer politischen Erfolge. Durch ihr gutes Geld und ihre wertvolle Waffenunterstützung erwarben sie sich im Auslande weitgehende Privilegien und Monopole, die sie in den Stand setzten, jede fremde Konkurrenz auf diesen Märkten aus dem Felde zu schlagen. Nicht so, als ob sie jemals irgendwo auch dem einheimischen Kaufmann gegenüber bevorzugt worden wären. Das Höchste, was sie erreichten, ist überall nur Gleichberechtigung mit diesem gewesen. Allein damit war auch die Entscheidung zu ihren Gunsten gegeben. Den Einheimischen fehlte es nicht nur an Kapital und Schiffsmaterial, sondern fast mehr noch an der nötigen Erfahrung, Handelstechnik und kaufmännischen Energie. Deshalb vermochten sie die Konkurrenz nicht auszuhalten. So haben sich die Hansen zu Herren des Zwischenhandels aufgeworfen und diese Stellung durch geschicktes Lavieren zwischen den sich gegenseitig nach Außen und auch im Innern befehdenden nordischen Gewalten lange Zeit behauptet. Freilich ein gefährliches Spiel, das hohe politische Umsicht erforderte und die Chancen des Gewinnes verlor in demselben Grade, als jene sich festigten und den inneren Parteihader begruben.

Die treibende Kraft für die Hansen war und blieb das Streben nach Gewinn. Wie es der berühmte Spruch am Rathaus zu Bremen noch heute ausdrückt: buten und binnen, wagen und winnen.

Gleich den Patriziern Venedigs haben auch die Ratsherren der Hansestädte ihre wohlbewehrten Koggen und Karavellen, oft sogar als „Admirale" ganze Flotten selbst über die Meere geführt. Was wir von ihnen wissen — allzuviel ist es freilich nicht —, zeigt sie uns als ernste, tapfere Naturen von Wagemut und weitblickender Besonnenheit, auf allen nordischen Meeren heimisch, als Männer von bürgerlicher praktischer Tüchtigkeit, denen das stolze Seemannswort: navigare necesse est, vivere non necesse sicher aus tiefstem Herzen kam. Man begreift ohne weiteres die Ueberlegenheit, mit der sie auf jene herabsahen, die in den Fürstenstuben Schreiberdienste taten, oder auf die Vertreter des unproduktiven Adelsstandes, dessen Tätigkeit sich vielfach in anspruchsvoller Repräsentation nach außen oder gar in offener Wegelagerei erschöpfte. In den ehrenfesten Bürgern der Hansestädte atmete alles schaffenslustige Daseinsfreude und starkes Selbstbewußtsein, hervorgegangen aus dem Vertrauen auf die eigene Kraft und auf die Größe des Ganzen, hinter dem uns heute freilich emsige Arbeit und Verdienst des Einzelnen vielfach verschwunden sind. So imposant die Resultate des gemeinsamen Wirkens des Bundes erscheinen, so wenig plastisch treten eben deshalb einzelne Persönlichkeiten aus dem Rahmen hervor. Auch die tragischen Gestalten eines Wittenborg, Wullenweber und Sudermann sind uns nicht immer in allen Einzelheiten mit voller Deutlichkeit erkennbar. In den Doelen- und Regentenstücken hat die hohe niederländische Kunst uns die Männer gezeichnet, die das spanische Weltreich zerschlagen haben. Sie leben noch heute unter uns. Treitschke hat einen Rembrandt und van Helst geradezu als die Historiker des Freiheitskampfes gefeiert. Dem hansischen Geist sind solche künstlerische Blüten nicht — oder doch nicht in solcher Menge und Vollendung — entsprungen. Dazu war er wohl doch zu nüchtern. Seine Kämpfe sind zumeist hervorgegangen aus dem Hader um Zollsätze und kommerzielle Vorteile. Gewiß auch ein Kampf, der seine Ehre hatte, der aber doch für uns des Glanzes ermangelt, der den mannhaften Streit der Niederländer um Glauben und Freiheit verklärte.

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig I. von Bayern in Rom.

Von F. Noack.

II.

In dem denkwürdigen Frühjahr 1818, als Kronprinz Ludwig von Bayern durch seine warmherzige Teilnahme am deutschen Künstlerleben in Rom allenthalben Liebe und Bewunderung erwarb, fragte ihn Henriette Herz einmal, während sie die Spanische Treppe emporstiegen: Werden Sie denn auch als König so bleiben, wie Sie jetzt sind? Unverzüglich antwortete Ludwig mit dem klassischen Wort: Was der Jüngling verspricht, leistet der Mann euch gewiß! Daß der Fürst für die Umgebung, in der er damals stand, für die deutsche Künstlerschaft Roms dies Versprechen getreulich erfüllt hat, des sind nicht nur die Mauern der Villa Malta Zeuge, zu deren Füßen er die Worte sprach,

sondern auch die glanzvolle Reihe von Bauten und Kunstdenkmälern, die sich durch seinen Willen in der bayerischen Heimat erhoben. Wie das persönliche Wirken dieses edlen, hochstrebenden und vielseitigen Mäcens mit der Entwicklung Münchens und der neueren deutschen Kunstgeschichte untrennbar verknüpft ist, so ist auch aus dem Leben der Deutschen in Rom für die Dauer eines halben Jahrhunderts seine Erscheinung nicht hinwegzudenken. Die Mehrzahl der dortigen deutschen Künstler war, sei es gelegentlich oder für längere Dauer, mit eigenem Schaffen oder Erwerbung älterer Kunstwerke, mit Rat und Tat für seine großen Sammlungen und prächtigen Neuschöpfungen beschäftigt. Nach Rom kehrte er auch während seiner Regierungsjahre immer wieder zurück, um sich von Staatsgeschäften wie vom Hofleben im Kunstgenuß zu erholen und unter „seinen" Künstlern nur Mensch und Freund zu sein; zweiundfünfzigmal hat er während seines ganzen Lebens die Tore der ewigen Stadt durchschritten, die ihm so vertraut geworden ist wie die eigene Heimat, und wo er das verehrte Haupt eines deutschen Kreises hochbegabter Menschen war.

Ein Jahr später bestieg Ludwig als zweiter König von Bayern den Thron und konnte seine Mäcenatenneigung mit neuen großen künstlerischen Unternehmungen befriedigen. Die römische Kolonie erhielt sofort einen bedeutenden Anteil daran; nach Cornelius, den der Fürst vor sieben Jahren von Rom hatte kommen lassen, wurden jetzt Heinr. Heß, der am Tiber sein Gemälde des Parnaß für ihn beendet hatte, und Jul. Schnorr berufen, um die Münchener Neubauten mit großartigen Fresken zu schmücken. Aber auch die in Rom zurückbleibenden Meister waren vollauf für den neuen König beschäftigt, und die dortigen Werkstätten glichen einer ausgedehnten Filiale des mächtig aufblühenden Münchener Kunstschaffens. Jahrelang waren dort kunstreiche Hände tätig, Ludwigs Aufträge auszuführen, immer standen in den Ateliers um den Monte Pincio her Werke, deren Fortschreiten den König interessierte, es lag daher nahe, daß er selbst dort ein festes Heim zu gründen trachtete. Im zweiten Jahre nach seiner Thronbesteigung wurde der Gedanke verwirklicht, und sein getreuer Berater J. M. Wagner kaufte am 14. April 1827 für ihn das kleine Besitztum auf der Pinciohöhe, das ehedem den französischen Minoriten von Trinità dei Monti gehört, der Herzogin Anna Amalia von Weimar 1789 und dem Kronprinzen selbst 1818 als Wohnsitz gedient hatte und zuletzt Eigentum des schwedischen Bildhauers Byström gewesen war. Dieser hatte einige Werkstätten für Kunstgenossen dort eingerichtet, auch den Aufgang zum Garten von Via Sistina Nr. 92 aus anlegen lassen und trat das ganze Anwesen für 30,000 Scudi an den König von Bayern ab. In Rom sah man es sehr gern, daß Ludwig ein eigenes Haus dort erwarb, ein gelehrter Kardinal schmeichelte ihm einmal mit der Bemerkung, er gleiche auch darin Karl dem Großen, daß er sich zum römischen Patrizier gemacht habe, aber mit wahrem Jubel begrüßten die deutschen Künstler das Ereignis. Als der König einige Wochen später von der Villa Colombella in Umbrien zu zweitägigem Besuch herüberkam und als Graf von Augsburg (der von da an übliche Inkognito-Name) im Albergo di Londra am Spanischen Platz abstieg, ließen sie trotz der Kürze der Zeit es sich nicht nehmen, ihm eine dankbare Huldigung darzubringen. Am Abend des 4. Mai 1827 zogen sie an die hundert Mann mit Fackeln zur Wohnung des neuen Civis Romanus, und im Garten des Gasthofs erscholl aus deutschen Kehlen zu seinem Preis das Walhallalied, das fürder der ständige Lobgesang der römischen Kolonie auf König Ludwig wurde. Gerührt dankte der Fürst zuerst vom Fenster aus, dann stieg er herab, um mit jedem einzelnen ein freundliches Wort zu wechseln. Am folgenden Morgen kehrte er nach Umbrien zurück, nachdem er Wagner die Aufsicht über Villa Malta und deren Einrichtung überlassen hatte. Einen Fürstensitz im gewöhnlichen Sinn wollte Ludwig dort nicht errichten, er dachte auch nicht daran, mit den Villenanlagen des römischen Adels zu wetteifern; das Grundstück umfaßte nur etwa einen halben Hektar, die verschiedenen Bauten darauf hatten zusammen zwar viel Gelaß, reichten aber für einen fürstlichen Hofhalt nicht aus, so daß der König später nicht einmal den Empfang der Kardinäle, Diplomaten und römischen Adeligen dort abhalten konnte, sondern hierfür immer im Palast seines Gesandten zu Gast gehen mußte. Er wünschte nur eine ruhige, behagliche Wohnung für sich und das kleine Gefolge, das ihn nach Rom zu begleiten pflegte; die fand er im Hauptbau, wo in einem viereckigen alten Turm ein geräumiger Salon den Mittelpunkt einer kleinen Zimmerflucht bildete, und den Nebengebäuden, in denen noch Parterreräume und Zimmer im ersten Stock übrig blieben, die an Künstler als Werkstatt und Wohnung überlassen werden konnten. Bauliche Veränderungen ließ der König nicht vornehmen; nur von neuem wohnlich gemacht und für seine Bedürfnisse ausgestattet wurden die Räume, und der Architekt Ziebland malte das meiste im pompejanischen Stil aus. Der Garten, der außer einigen Schmuckanlagen vor der Südfront des Gebäudes im wesentlichen eine ausgedehnte Limonen- und Orangenpflanzung enthielt, wurde unter der Obhut eines deutschen Gärtners in demselben Zustand erhalten, und das ganze Besitztum bekam, um seinen bescheidenen Charakter zu bezeichnen, die Torinschrift: Giardino di Malta.

Im Frühjahr 1829 weihte der König seinen römischen Landsitz auf der Pinciohöhe mit einem zweimonatigen Besuch ein. Einen Landsitz konnte man damals Villa Malta wohl noch nennen, denn das römische Häusermeer dehnte sich nicht wie heute über den ganzen Hügel bis Porta Pinciana und Porta Salaria aus; in Via Sistina selbst und weiter hinunter lagen noch einzelne Gärten zwischen den Häusern, und aufwärts von den Villen Malta und Medici an schloß sich Garten an Garten: neben den geheimnisvollen Schatten der prächtigen Villa Ludovisi, deren sonst sehr peinlicher Besitzer dem königlichen Nachbar während seiner Aufenthalte in Rom stets den Schlüssel zu einem Seitenpförtchen überließ, die Klostergärten von St. Isidoro und der Kapuziner, die ausgedehnten Vignen des Hauses Barberini u. a., kurzum, ein weites grünes Gewoge über den Quirinal und den Esquilin hinweg bis zur alten Stadtmauer. In diesen Orangengärten, Lorbeer- und Eichenhainen lebte und webte noch der volle Zauber des romantischen Roms, und von der Höhe seines Turms, dessen Kern noch dem Mittelalter, wenn nicht gar dem Altertum angehörte, überschaute Ludwig die sieben Hügel und das Tibertal, St. Peter und den Vatikan, die Campagna und den ganzen römischen Horizont. Der König war beglückt von diesem Besitz, der ihm überdies noch die Zeit des jugendfrischen Strebens von 1818 in die Erinnerung rief, und konnte sich die Freude nicht versagen, in dieser Stimmung am 26. März einen brieflichen Gruß an Goethe zu senden „aus unserem Rom". Er glaubte damals in Via Sistina täglich an Goethes römischer Wohnung vorüberzukommen, dachte immer an den hochverehrten Dichter, freute sich, in seinem eigenen Garten „aus dunkelm Laub die Goldorangen glühen" zu sehen, pries die Aussicht aus seinem Fenster und schloß mit der Versicherung: „Einheimisch bin ich, genieße mit Ruhe. Von des Thrones Kette habe ich mich für einige Zeit befreit, lebe als Privatmann glücklich; Künstler sind meine Tischgäste." Noch sechsmal hat der König danach während seiner Regierungszeit auf Villa Malta gewohnt, jedesmal selbst vollkommen befrie-

digt und Freude und Glück um sich verbreitend. Viele Hilfesuchende, und nicht bayerische Landsleute allein, pflegten sich dort dem stets Wohlwollenden und Leutseligen zu nahen, und ungetröstet ging keiner von dannen. Für die Künstlerschaft war nun gar seine Anwesenheit eine Reihe von Festtagen. Daß er auf dem Thron der alte geblieben war, das zeigte er ihnen schon bei dem Besuch vom Frühjahr 1829 mit einer sinnvollen Aufmerksamkeit: er brachte den ersten Band seiner Gedichte, der gerade erschienen war, nach Rom, und an seiner Spitze stand das Gedicht „An die Künstler!" Das Mäcenatentum des Bayernkönigs war nicht wie die Gönnerschaft anderer Machthaber, denen die Künstler lediglich als Werkzeuge zur Befriedigung persönlicher Neigungen dienen, nur eine feinere Form geistiger Selbstsucht; Ludwig trat ihnen gemütlich näher, verkehrte als Mensch mit ihnen, bewahrte ihnen treue Anhänglichkeit, hatte immer zarte Rücksichten und eine oft sehr weitgehende Schonung ihrer Eigenart für sie übrig. Sein Interesse für sie war nicht damit erschöpft, daß er ihnen Aufträge gab und ihnen die Mittel zur Einrichtung einer ständigen Ausstellung in Rom gewährte, daß er sie zu Tisch einlud, Bücher für ihre Bibliothek schenkte und sie manchmal in die dem Publikum verschlossene, ihm selbst aber zugängliche Antikensammlung Ludovisi mitnahm; er wußte auch, was mehr wert ist, Geduld und Nachsicht mit ihnen zu üben, und es mußte einer schon einen schweren Verstoß begehen, um seine Gnade zu verwirken. Aus früherer Zeit ist an sein Verhältnis zum Teufels-Müller zu erinnern, dem er freundschaftlich gesinnt blieb, auch als dieser bei der Besorgung von Kunstgeschäften für den Kronprinzen nicht immer einwandfrei verfuhr; wie zart und gefühlvoll behandelte ihn der Fürst, als er das Gutachten des greisen Müller über eine für die Walhalla bestimmte Büste seines verstorbenen Freundes Heinse haben wollte und seinem Vertrauensmann Wagner einschärfte, dabei zu vermeiden, daß der schon Hinfällige an seinen eigenen nahen Tod gemahnt würde! Und später, als schon ein halbes Jahrhundert mit tausend neuen Eindrücken, Ereignissen und Wandlungen dazwischen lag, wie herzlich besorgt war der alternde König vielen Widerwärtigkeiten zum Trotz, das Andenken an den Malerpoeten, der seine ersten Schritte in Rom geführt hatte, durch eine Marmortafel in seiner Grabkirche S. Andrea delle Fratte zu erhalten! Wie geduldig war Ludwig mit Thorwaldsen, der oft unverzeihlich lang auf bestellte Arbeiten warten ließ und sich nicht einmal die Mühe nahm, freundliche Mahnbriefe des fürstlichen Auftraggebers zu beantworten, wie nachsichtig fand er sich in die oft eckige und derbe Art eines Cornelius und Wagner! Auch des liebenswürdigen Entgegenkommens gegen die Malerin Julie von Egloffstein mag hier gedacht werden, welcher Ludwig ein Atelier in seinem Garten überließ und, als er hörte, daß sie dort nicht genug Licht hatte, seine eigenen Wohnräume zur Verfügung stellte. Wo seinen Künstlern irgend eine Bedrängnis drohte, war er an ihrer Seite und half, manchmal ohne erst zu erwägen, ob sein Eingreifen sachlich gerechtfertigt war, wie in dem Streit um die deutsche Bibliothek 1832, dann aber auch in ernsten Gefahren, wo rasches Handeln bedingungslosen Dank verdiente, wie im Cholerajahr 1837, als er den Dr. Pfeufer nach Rom sandte, ausdrücklich um der Künstlerkolonie ärztlichen Beistand zu leisten, die sich dann nach glücklich überstandener Not im Oktober mit einer gemeinsamen Dankadresse an den König erkenntlich zeigte. Ludwigs römisches Heim im Giardino di Malta wurde von Anfang an für die deutsche Künstlerschaft ein Stück Heimat in der Fremde, ein Schutz und Rückhalt für ihr ganzes Dasein gleich dem Palazzo Caffarelli, so lange dort hervorragende Geister der preußischen Gesandtschaft vorstanden; vielleicht ließe sich sogar in der Wirksamkeit dieser beiden Stützpunkte ein gewisser Wettbewerb, um nicht zu sagen Gegensatz, zwischen norddeutschem und süddeutschem Volkstum, zwischen preußischen und bayerischen Bestrebungen in der deutschen Kolonie Roms nachweisen, ohne daß damit die Eintracht ernstlich gestört worden wäre. Eine kleine besondere Villa Malta-Gemeinde bildete sich wohl um Wagner und andere Künstler, die dort ihre Werkstätten erhielten, aber den König selber umgab stets die ungeteilte Verehrung aller deutschen Stämme und aller verschiedenen Kunstrichtungen, wenn er in Rom erschien. Meist bereitete man ihm einen feierlichen Empfang, eine jüngere Schar zog dem bastimento di Baviera bis zum Ponte Molle entgegen, andere erwarteten den König unter dem Schatten der Akazien an der Einfahrt seines Besitztums, und manchmal machte er sich den Spaß, die Harrenden zu überraschen, indem er den Aufgang von Via Sistina her zu Fuß heraufeilte, und ihnen mit einem herzlichen Willkommgruß in den Rücken fiel, während sie dem durch die steile Via Porta Pinciana heranrollenden Wagen entgegensahen. Zu einer regelmäßigen Einrichtung wurden nun die Fackelzüge der deutschen Künstlerschar zu Ehren des Königs, für die Nachbarschaft der Villa Malta ein ebenso bemerkenswertes Schauspiel wie die feierlicher Auffahrt der Päpste, wenn sie dem bayerischen Herrscher auf seinem eigenen Grund und Boden ihren Gegenbesuch abstatteten. Durch dieselbe Pforte, wo Pius VIII., Gregor XVI. und Pius IX. in ihren Staatskarossen hereinfuhren, zog einige Tage später in den ersten Abendstunden mit Musik und Fackelglanz die Blüte der deutschen Künstlerschaft, alte und junge, Männer von Weltruf und hoffnungsvolle Anfänger, und sang unter den Fenstern des Königs das Walhallalied oder eine andere eigens für diesen Zweck verfaßte Dichtung; u. a. hat sich der Kunsthistoriker Heinrich Wilhelm Schulz als Festpoet bei solchen Anlässen bewährt. Nachdem Ludwig auf den Hof herabgestiegen war, den Freunden und Verehrern gedankt und in seiner leutselig heiteren Weise mit jedem gesprochen hatte, pflegte die Schar sich zu einem frohen Gelage in einem Atelier der Villa niederzulassen, meist bei Wagner, und auch da erschien der königliche Hausherr gewöhnlich nochmals, um mit den Zechern anzustoßen. Seiner strengen Gewohnheit folgend, ging er früh zu Bett, aber er wollte nicht, obgleich die Fenster seines Schlafzimmers auf den Hof hinausgingen, an dem das Ateliergebäude lag, daß die Künstler sich seinetwegen irgendwelchen Zwang auferlegten, und niemals hat er sich beklagt, wenn auch der frohe Lärm des Gelages bis tief in die Nacht hinein dauerte.

Bücher und Zeitschriften.

Lieder Paul Gerhardts. Mit Bildern von Gustav Schäfer. 149 S. 4° eleg. geb. 5 M. Hamburg, Gustav Schlößmanns Verlag (Gustav Fick). 1907.

Paulus Gerhardts geistliche Lieder in neuen Weisen von Friedrich Mergner. 30 ausgewählte Lieder neu herausgegeben von Karl Schmidt. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). Leipzig. 2 M.

Paul Gerhardt. Ein Bild seines Lebens. Von D. Paul Kaiser, Pfarrer zu St. Matthäi in Leipzig. Mit zahlreichen Illustrationen. 50 Pf. Gebunden 80 Pf. Leipzig 1906, Max Hesses Verlag.

Paul Gerhardt, Ein Volksabend von D. theol. Paul Kaiser, Pfarrer zu St. Matthäi, Leipzig. Gotha, Verlag von Friedrich Emil Perthes. 2 Bogen 8°. Geh. Preis 0.75 M.

Rudolf Schäfer hat zu 27 Liedern P. Gerhardts nicht eigentlich Illustrationen, sondern eine selbständige, kongeniale Wiedergabe des Gedankeninhalts der Lieder dargeboten. Man will bei

Schäfer an Rembrandt oder Ludwig Richter erinnert werden. Man könnte ruhig noch diesen und jenen Namen nennen. Bei welchem Künstler wäre es schließlich nicht möglich? Ich finde, daß in diesen Zeichnungen starkes, gesundes Empfinden in ausgeprägter Eigenart zum Ausdruck kommt, ein Urteil, das des Künstlers vor zwei Jahren erschienenes Erstlingswerk „Das Leben unseres Heilands" bestätigt. Der Kunst Schäfers eignet nicht der Zug ins äußerlich Monumentale, sie ist auf einen Ton gestimmt, der gerade uns Menschen von heute bei religiöser Kunst ungleich mehr zusagt, auf den Ton familiären oder heimatlichen Erlebens. Seine ausgesprochen religiösen Bilder sind nicht selten von tiefgehendster, nachhaltiger Wirkung. Die feinsinnige, künstlerisch sehr bedeutende Gabe des jungen Künstlers zum Jubiläum des 12. März eröffnet einen frohen Blick in die Zukunft desselben. — Ein Wagnis mag es genannt werden, neben den dem Volke längst in Fleisch und Blut übergegangenen Vertonungen eines J. S. Bach u. a. für P. Gerhardtsche Lieder neue Vertonungen zu bieten. Der 1891 heimgegangene bayerische Pfarrer Friedrich Mergner hat es vor Jahrzehnten unternommen, hat eigenartige, kräftige und einfache, aus dem Herzen kommende Musik geboten — und ist von den meisten mit seiner edlen Kunst vergessen worden. Eine treue kleine Gemeinde hat er, seine Lieder aber verdienten eine große dankbare Gemeinde. — D. Paul Kaiser bietet auf 77 Seiten eine sehr ansprechende, von warmer Verehrung getragene Schilderung des Lebens des Sängers in volkstümlicher Fassung. Die reich illustrierte Schrift empfiehlt sich besonders auch für weitere Kreise und für die Jugend. Derselbe Verfasser hat in Heft 8 seiner „Volksabende", die guten Stoff zur Belehrung und Unterhaltung des Volkes darbieten, P. Gerhardt in den Mittelpunkt eines solchen gestellt. Dem guten Gedanken entspricht eine praktische, wohl überall durchführbare Anlage.

Perlach. Fr. Ulmer.

Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Von Friedrich Albert Lange. Herausgegeben und mit einem biographischen Vorwort versehen von Dr. O. A. Elissen. Mit einem Bilde Friedr. Alb. Langes. Leipzig, Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. 2 Bände, geb. à M 1.75.

Es kommt in den letzten Jahren nicht selten vor, daß von Langes Geschichte des Materialismus ein bißchen geringschätzig und von oben herab gesprochen wird. Das ist durchaus unbegründet. Dieses Werk hat einen sehr wesentlichen Anteil an der im letzten Menschenalter immer siegreicher vordringenden kritizistischen Denkrichtung und der damit zusammenhängenden Abwendung vom Materialismus. Und wenn man etwa die in den letzten Jahren erschienenen Publikationen der sogenannten Neukantianer mit Langes Geschichte des Materialismus vergleicht, welche vor mehr als vierzig Jahren zum ersten Male gedruckt wurde, dann fällt die Vergleichung keineswegs zugunsten der jüngsten Kantianer aus, die so vornehm gegen Albert Lange tun. Man findet bei ihnen nur mehr übertriebenen Scharfsinn und Spitzfindigkeit, welche jedoch am meisten von einer natürlich-vernünftigen Denkweise entfernt ist. Bei Lange dagegen ist überall das Bestreben, mit der Realität in enger Berührung zu bleiben, zu führen. Und die übrigen Vorzüge des Hauptwerkes dieses redlichen Forschers brauchen hier nicht aufgezählt zu werden; es ist schon sehr viel, wenn man von einem philosophischen Buche sagen kann, daß es nicht nur gediegen ist, sondern auch sehr interessant geschrieben. Es ist deshalb sehr zu begrüßen, daß nunmehr auch eine wohlfeile, gut ausgestattete und mit verhältnismäßig sehr schönem und deutlichem Drucke versehene Ausgabe dieses Buches in der Reclamschen Universal-Bibliothek veranstaltet wurde. Der Herausgeber kennt Lange sehr genau, er hat bereits vor vielen Jahren eine vorzügliche Biographie von Lange geschrieben und war somit die geeignete Person für diese Arbeit. Die kurze, freilich etwas zu kurze, jedoch belehrende Lebensskizze Langes und dessen Porträt sind eine angenehme Zugabe, für welche die Leser dankbar sein werden.

München. Bernh. Withes.

Zeitschriften-Literatur. März. Halbmonatsschrift für deutsche Kultur. Herausgeber: Ludwig Thoma, Hermann Hesse, Albert Langen, Kurt Aram. Verlag von Albert Langen in München. Heft 5: Konrad Haußmann: Parlamentarismus. — F. X.: Ueber gegenwärtige Politik. — Carl Schloß: Franz Pocci. — Ludwig Thoma: Der westfälische Glaubensbote (Schluß). — Karl Borromäus: Karl Ajenkofer, Roman (Fortsetzung). — Otto Rung: Smitsons merkwürdige Veränderung. — Robert Hessen: N-Strahlen und Od. — Hermann Konsbrück: Das „Deutsche Museum" in München. — Hermann Hesse: Gedanken bei der Lektüre des grünen Heinrich. — Georg Bernhard: Nachdenkliches zum Trustproblem.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß. (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer.) Märzheft: L. v. Wiese: Die Arbeiterin. — Peter Rosegger: Die Försterbuben. — Herman von Petersdorff: Chlodwig Hohenlohes Memoiren. — Harald Kidde: Vidar. — Hero Mar: Das Ideal. — Erwin Gros: Paul Gerhardt. — K. v. Mangoldt: Neue Kämpfe in der Wohnungs- und Bodenfrage. — Henri Coupin: Musikempfängliche Tiere. — Türmers Tagebuch.

Nord und Süd. Eine deutsche Monatsschrift. (Breslau, S. Schottlaender.) Inhalt des Märzheftes: A. Halbert: Maria Rosen. Chr. Boeck: Das dichterische Schaffen. Hans Lindau: Eduard Engel. Herman Frank: Perspektiven des neuzeitlichen Welthandels in ethischer Beleuchtung. Mite Kremnitz: Siegeria Zeit, Roman. III. Lothar Brieger-Wasservogel: Otto Eckmann und das neue Kunstgewerbe. Maria Stona: Gedichte. Adolph Kohut: Briefe Adolf Stahrs an Varnhagen von Ense und Bettine von Arnim.

Kleinere Mitteilungen.

— **Ein russischer Sprachatlas** wird von einer besonderen Kommission bei der Abteilung für russische Sprache und Literatur der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg bearbeitet. Diese Kommission besteht schon seit drei Jahren, und der Plan zur Sammlung und Verarbeitung des Materials wurde gleich bei ihrer Begründung unter Vorsitz des Akademikers F. E. Korsch festgestellt. Es wurde dann ein spezielles Programm zum Sammeln von Material ausgearbeitet und in alle Gegenden Rußlands gesandt.

Wertvolle Materialien aus verschiedenen Gouvernements sind inzwischen, wie wir dem Globus entnehmen, schon eingelaufen; sie werden beim Eingang registriert und dann nach einem bestimmten System verarbeitet. Ueber die Bücher und Abhandlungen bezüglich der Dialektologie und Geschichte der russischen Sprache wird ein besonderer Zettelkatalog geführt, der später im ganzen Umfange veröffentlicht werden soll.

Zur Vervollständigung ihrer Materialien hat sich die Kommission mit den Akademien der Wissenschaften in Krakau und Prag, der Wissenschaftlichen Gesellschaft Schewtschenko, der galizisch-russischen Matiza (letztere beide in Lemberg) und anderen Organisationen in Verbindung gesetzt, wodurch sich namentlich die Bibliothek der Kommission bereichert hat.

Als besonders nützlich haben sich die Reisen von Mitgliedern der Kommission zu dialektologischen Zwecken ins Innere Rußlands erwiesen. So hat z. B. der Dozent der Moskauer Universität N. N. Durnowo wertvolles Material über die südlichen großrussischen Dialekte zusammengebracht. Sie haben die Kommission zu dem Schlusse geführt, daß der südgroßrussische Dialekt in den zehn zentralen und Schwarzerd-Gouvernements zu hören ist. Andere Mitglieder der Kommission haben die Grenzen der südgroßrussischen und weißrussischen Dialekte in den einzelnen Gouvernements untersucht, die Materialien über die Dialekte der einzelnen Kreise verschiedener Gouvernements ausgearbeitet u. a. Auch die Frage einer Grammatik der Sprache Puschkins wurde erhoben.

Der Liedemann-Preis, der von der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt a. M. all vier Jahre einem deutschen Forscher für die beste Arbeit aus dem Gebiete der vergleichenden Anatomie und Physiologie im weitesten Sinne verliehen wird, wurde diesmal Professor E. Buchner in Berlin zuerkannt für seine Arbeiten, welche nachweisen, daß der Gärungsprozeß nicht auf der Mitwirkung von Lebewesen beruht, sondern eine physikalische Kontaktwirkung ist. Im Besitze dieses Preises sind u. a. Robert Koch, Paul Ehrlich, Otto Bütschli, Emil Fischer, Emil v. Behring, Albrecht Kossel und Fritz Schaudinn.

hc. **Personalien.** In Leipzig ist am 8. März der Professor für Photographie und photographisches Vervielfältigungsverfahren an der kgl. Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe Dr. phil. Georg Aarland im Alter von 57 Jahren gestorben. — Am 6. März ist in Stettin der kgl. Archivdirektor a. D. Geh. Archivrat Dr. Gottlieb v. Bülow im 76. Lebensjahre gestorben.

Hochschulnachrichten.

* **Charlottenburg.** Der Privatdozent für Berg- und Hüttenwirtschaftslehre und Montanstatistik an der Bergakademie in Berlin, Bergingenieur M. Krahmann, ist auch an der hiesigen Technischen Hochschule als Privatdozent zugelassen worden. In seiner Antrittsvorlesung sprach er „Neuere Deutschlands Lagerstättenvorräte".

* **Marburg.** Professor Dr. Hermann Küttner wurde als Nachfolger des am 1. April in den Ruhestand tretenden Geh. Medizinalrates Professor Dr. Küster zum Leiter der dortigen chirurgischen Klinik und Poliklinik ernannt.

hc. **Lemberg.** Dem Oberingenieur der Statthalterei für Galizien und Honorardozenten für Maschinenkunde an der Technischen Hochschule Stanislaus Zdobnicke ist der Titel eines außerordentlichen Professors verliehen worden.

Verzeichnis der Vorlesungen
an der
Rheinischen Friedr. Wilhelm-Universität
zu Bonn
für das Sommerhalbjahr 1907.

Die Ziffern geben die Stundenzahl an. Das g (gratis) bedeutet, daß die Vorlesung unentgeltlich ist.

Evangelische Theologie.

Boehmer: Kirchengeschichte III. T. (4); Humanismus und Reformation (1). — C. Clemen: Die religionsgeschichtl. Erklärung des Neuen Testaments (2); Praktische Theologie I (4); Neutestamentl. Uebungen (2 g). — Besichtigung von Wohlfahrtseinrichtungen; Griechischer Kursus für Juristen (3). — Ecke: Theologische Enzyklopädie (2); Johannesevangelium (4); Systematische Sozietät (2 pg). — Goebel (liest nicht). — Grafe: Korintherbriefe (4); Sem. (Jac. Br.) (pg). — Kamphausen (liest nicht). — G. Loeschcke, Liz.: Dogmengeschichte (4), Kirchengeschichtliche Uebungen (2 pg). — Meinhold: Israelitische Religionsgeschichte (4); Einführung in die Assyriologie (1 g). — Ritschl: Dogmatik; Dogmengeschichtliches Seminar (2 g). — Sachsse: Praktische Theologie II (4); *Pädagogik (2); Katechetisches Seminar (2 g); Homiletisches Seminar (2 g). — Sell, Kirchengeschichte I (5); Christentum und Weltgeschichte (4 g); Kirchengeschichtl. Seminar (2 g). — Sieffert: Einleitung i. N. T. (4); Symbolik (4); System. theol. Seminar (2 g).

Katholische Theologie.

Brandt: Katechetik (3); Allgemeine Liturgik (3); Katechetische Uebungen (1 g); Homilet. Uebungen (2 g). — Englert: Philosoph. Propädeutik der Theologie (3); Christliche Apologetik (4); Apologetische Uebungen (1 g). — Esser: Dogmatik IV. Teil (6); Dogmatisches Seminar (2 pg). — Feldmann: Psalmen (4); Bibl. Archäologie (1 g); Altt. Seminar (2 g). — Felten: Einleitung in das Neue Testament (4); Römerbrief (3); Neutestamentliches Seminar (2 pg). — Dr. Greving: Geschichte der Erzdiözese Köln (2); Reformationsgeschichtliche Uebungen (1 pg). — Dr. Herkenne: Hebräische Grammatik und Uebungen (3); Das Buch Tobias (1 pg). — Hilling: Katholisches Kirchenrecht I Teil (4); Exegetische Uebungen im Corp. iur. can. (1 g); Kirchenrechtliche Uebungen (2 pg) — Kaulen (liest nicht). — Kellner (liest nicht). — Kirschkamp: Enzyklopädie der Theologie (1 g); Moral II. Teil (5); Moraltheologisches Seminar (2 g). — Meinertz: Kindheitsgeschichte Jesu (2). — Rauschen: Altchristliche Archäologie (2); Patristische Uebungen (1 g) — Schnütgen (liest nicht). — Schrös: Kirchengeschichte des 16., 17., 18. Jahrhunderts (3); Kirchengeschichtliche Uebungen (2 g).

Rechtswissenschaft.

Bergbohm: Allgem. u. deutsches Staatsrecht (5); Preuß. Verfassungsrecht (4); Geschichte der polit. Theorien (1 g). — Cosack: Bürgerliches Recht III (5); Einführung (4); Anfängerübungen (2); Handelsrechtl. Seminar (1 g). — Crome: Bürgerliches Recht IV u. V (Familien- und Erbrecht) (6); Konkursrecht und Konkursverfahren (2); Zivilrechtspraktikum (3) Römischer Zivilprozeß (2); Geschichte der deutschen Rechtseinheit (1 g). — Heimberger: Zivilprozeß (5); Strafrecht (5); Kirchenrecht (5); Zivilprozeßpraktikum (3); Strafrecht, besonderer Teil (1 g). — Dr. Keller: Deutsche Verfassungsgeschichte (3); Staat und Kirche (1 g). — Krüger: System des römischen Privatrechts (5); Bürgerliches Recht I u. II 1 (5); Römischrechtliche Uebungen (1 g). — Landsberg: Deutscher Strafprozeß (5); Strafrechtliche Uebungen (2); Grundzüge des Bürgerlichen Gesetzbuches (1 g). — Dr. Lehmann: Besprechung wichtiger Fragen aus dem Allgemeinen Teil und Recht der Schuldverhältnisse des Bürgerl. Gesetzb. (2). — Loersch: Deutsche Rechtsgeschichte (5); Deutschrechtl. Uebungen (1 g). — Dr. Müller-Erzbach: Handelsrecht (5). — H. H. Pflüger: Deutsches Bürgerliches Recht II (2) (Recht der Schuldverhältnisse); Besonderer Teil (3). — Dr. Raape: Streitfragen (1 g); Gai Institutiones (1). — v. Schulte (liest nicht). — Stier-Somlo: Sozialgesetzgebung (3); Konversatorium (2); Städterecht (1 g). — Stutz: Grundzüge des deutschen Privatrechts (5); Geschichte des deutschen Kirchenrechts (3); Wechsel- und Seerecht (2); Deutschrechtliches Seminar (Sachsenspiegel, unter Heranziehung der Dresdener Bilderhandschr.) (2 pg). — Zitelmann: System des röm. Privatrechts (5); Einführung in die Rechtswissenschaft (mit Cosack) (4); Pandekten-Exegetikum (4); Seminar (Dispositionslehre) (1 pg). — Zorn: Verwaltungsrecht (5); Völkerrecht (4); Haager Konvention (1 g).

Heilkunde.

Dr. Bachem: Neuere Arzneimittel (1); Pharmakotherapie (1 g). — Bier: Chirurgisch-propädeutische Klinik (3); Chirurgische Klinik und Poliklinik (7½); Ausgewählte Kapitel aus der speziellen Chirurgie (1 g). — Binz: Arzneimittellehre (Hälfte) (4); Pharmakologisches Laboratorium (g). — Bohland: Interne Diagnostik und Therapie (1½ g). — Bonnet: Allg. Anatomie (3). — Demonstrationen (3); Mikroskop. Uebungen (3); Anatomisches Laboratorium (24 g); Anatomie des Verdauungsapparates (2). — Dr. Burchardt (beurlaubt). — Doutrelepont: Klinik und Poliklinik der syphilitischen und Hautkrankheiten (2); Dermatologisches Laboratorium (g). — Dr. Eichler: Krankheiten der Kiefer II. Teil (1 g); Phantomkurs für Anfänger und Geübtere (4); Krankheiten der Zähne (2); Zahnärztlicher Operationskursus; Zahnärztlich-diagnost. Kursus (2); Zahntechn. Laboratorium. — Dr. Eschweiler: Praktikum (1); Diagnostischer Kurs (1). — Dr. Esser: Laryngoskop. Kurs (2); Chem. mikrosk. Diagnostik (2); Ernährung und Ernährungsstörungen im Säuglingsalter (1 g). — Dr. Finkelnburg: Perkussion und Auskultation für Anfänger (2); Diagnostik der Nervenkrankheiten (1 g); Elektrodiagnostik und Elektrotherapie (1 g). — Finkler: Hygien. Laboratorium; Neuere Entwicklung der Medizin (1 g) — Dr. Fischer: Kurs zur Einleitung in die pathol. Histologie (2); Diagnost.-histol. Kurs (für Vorgerückte) (2); Patholog. Anatomie der Infektionskrankheiten (1); Patholog. Laboratorium mit Prof. Ribbert (g). — Dr. R. Foerster: Psychiatrisch-forensisches Praktikum (1 g); Kriminalpsychologie (1 g) — Fritsch: Geburtshilflich-gynäkolog. Klinik (5); Geburtshilflicher Operationskurs (4); Geburtshilfliches Seminar (1 g). — Fuchs (liest nicht). — Graff: Erkrankungen der Knochen und Gelenke (1 g). — Grouven: Syphilis (1 g). — Dr. Grube: Ueber Stoffwechsel (1 g). — Hummelsheim: Diagnostischer Kursus der Augenkrankheiten (1½). — Klapp: Chirurgischer Operationskurs mit Dr. Schmieden (2); Orthopädischer und Massagekurs (3). — Kocks: Synopsis der Frauenkrankheiten (1 g). — Dr. Kölpin: Spezielle Psychiatrie (1 g); Allgemeine Psychopathologie (1 g). — Kruse: Bakteriologie (3); Bakteriolog. Kursus (1); Bakteriolog. Laborat. (g). — Kuhnt: Augenärztl. Klinik; Untersuchungsmethoden (2); Augenoperationen (1 g). — Leo: Medizinische Poliklinik verbunden mit diagnostischem Kurs (4); Interne Behandlungsmethoden (1 g). — v. Leydig (liest nicht). — Dr. zur Nedden: Pathologie der Augenkrankheiten mit Demonstrationen (1 g). — Nußbaum: Anatomisches Laboratorium (g); Anatomie der Sinnesorgane (2); Anatomie chirurg. Operationsstellen (1). — Pelman (liest nicht). — E. Pflüger: Spezielle Physiologie (4); Physiologisch-chemischer Kurs (4); Physiolog. Seminar (g); Physiologisches Praktikum (3). — Pletzer: Gynäkologische Diagnostik und Therapie (1 g). — Dr. Reifferscheid: Ausgewählte Kapitel aus der Gynäkologie (1). — Schwangerschaft und Geburt (1 g). — Dr. Reis: Ausgew. Kapitel der Augenheilkunde (1 g). — Ribbert: Mikroskop. Kurs (2); Demonstrativ. Kurs (4); Allgem. Pathologie (5); Patholog. Laboratorium (g). — Rieder: Unfallheilkunde (½). — Rumpf: Soziale Medizin (1); Seminar für soziale Medizin (2); Körperliche und geistige Gesundheit (1 g). — Saemisch: (liest nicht). — Schiefferdecker: Anatomisches Laboratorium (g); Feinerer Bau und Faserverlauf im Zentralnervensystem (3); Knochen- und Bänderlehre (2). — Dr. Schmieden: Chirurgischer Operationskurs (mit Professor Klapp) (2); Samariterkurs (1 g). — Dr. Schmiz: Geschichte der Medizin (1 g). — Schöndorff: Physiologie der Atmung (1 g). — Schröder: Physiologie, Pathologie und Therapie der Schwangerschaft (1 g). — Schultze: Medizinische Klinik (7½);

Krankheiten des Blutes und Stoffwechsels (1 g); Krankheiten der Verdauungsorgane (2). — Dr. Selter: Gewerbehygiene (1 g). — Straßburger: Physikalische Diagnostik für Geübtere (2); Chemisch-mikroskopische Diagnostik (2); Hydrotherapie (2 g). — Dr. Stursberg: Therapeutisches Kolloquium (2 g). — Thomsen: Ueber Zurechnungsfähigkeit (1 g). — Ungar: Gerichtliche Medizin (2); Impfkurs (2); Ueber Schutzimpfung (1 g); Ueber Kinderkrankheiten mit klinischen Demonstrationen (2). — Frhr. v. la Valette St. George: Ausgewählte Kapitel der Anatomie (1 g). — Dr. Vogel: Akiurgie (1 g). — Walb: Poliklinik für Ohren-, Hals- und Nasenkranke (3); Poliklinisches Laboratorium. — Westphal: Psychiatrische Klinik (3); Forensische Psychiatrie (1 g). — Witzel: (beurlaubt).

Philosophische Wissenschaften.

Aereboe: Einführung in das Wesen des landwirtschaftlichen Betriebes (1 g); Geschichte der deutschen Landwirtschaft Teil II (1). — Anschütz: Chemisches Kolloquium (1 g); Experimentalchemie I. Teil (6); Chemisches Praktikum mit den Professoren Rimbach, Frerichs und Kippenberger (44); Chemisches Praktikum für Mediziner mit Prof. Rimbach (40). — Aufrecht: (liest nicht.) — Barat, Lektor: Poésie franç. de 1500 à 1610 (1); Französisch für Vorgeschrittene (1, 1 pg); Französisch für weniger Geübte (2, 1 pg); Lecture de morceaux choisis franç. (1). — Dr. Becher: Philosophische Voraussetzungen der Naturwissenschaften (1); Optische Raumwahrnehmung (1). — v. Bezold: Kulturgeschichte I (4); Publizistik des 16. Jahrhunderts (2 g). — Dr. Borgert: Einführung in die mikroskopische Technik (2). — Brauns: Spezielle Mineralogie; Lötrohrübungen; Vulkane; Leitung selbständiger Arbeiten; Exkursionen. — Brinkmann: Griechische Literaturgeschichte (4); Philolog. Seminar I Aziochos (2). — Buecheler: Inschriftliche Uebungen. — Dr. Bucherer: Praktische Experimente für Lehramtskandidaten (3 g). — Bülbring. Old English Grammar (3); Hamlet (1); Old English Texts (im Seminar) (2 g). — P. Clemen: Geschichte der deutschen Kunst im 19. Jahrhundert; Geschichte der Kunst in den Rheinlanden; Kunstgeschichtl. Uebungen. — Dietzel: Spezielle Nationalökonomie (4); Soziale Fragen (1); Staatswissenschaftl. Seminar (2 pg). — Dyroff: Logik (4); Geschichte der griechischen Philosophie (4), Philosoph Seminar Abt. B; Kants Kritik der Urteilskraft (2 g). — Eckert: Handels- und Kolonialgeschichte der neueren Zeit (2). — Elter: Cicero (4); im philol. Proseminar A: Theognis und Minucius Felix (2 g); B. Philologisches Kolloquium (2 g). — Erdmann: Psychologie (4); Neuere Philosophie (4); Seminar; Hume, Exp.-psychol. Uebungen (2 g). — Dr. Eversheim: Anleitung zur Ausführung einfacher Experimente (3); Interferenz-Phänomene (2 g); Anfänger-Praktikum. — Firmenich-Richartz: Italienische Malerei I (2); Albrecht Dürer (1 g). — Dr. Fischer, Lektor: Der künstlerische Vortrag (1 g); — Praktische Uebungen in der Redekunst, I. und II. Teil (4). — Dr. H. Fischer: (beurlaubt.) — Foerster: Aelteste franz. Sprachdenkmäler (3); Repetitorium der franz. Grammatik (2); Seminar (altprovenzalisch) (2 g). — Franck: Althochdeutsche Sprache und Literatur; Uebungen des german. Seminars (2 g); Uebungen über fränkische Mundarten (pg). — Frerichs. Pharmazeut. Chemie II. Teil (3); Arzneimittelprüfung (1); Uebungen im Sterilisieren (2 pg). — Dr. Freytag: Einleitung in die Philosophie (2); Erkenntnistheoretische Uebungen (1). — Dr. Frost: Kants Prolegomena (2). — Dr. Funaioli, Lektor: Italienisch für Anfänger (1st. pg) (2); Deutsch-italien. Uebersetzung. Konversation (2); Divina Commedia (1); Allgem. Entwicklung der italienischen Literatur (1 g). — Gaufinez: Le roman français jusqu'à J. J. Rousseau (2); Explication des Fables de Lafontaine (1); Stilistische Uebungen (2); Literarhistor. Uebungen (2 g). — Goetz: Christl. Lehrentwicklung (3); Philosoph. Propädeut. Seminar (2 pg). — Dr. Hashagen: Geschichtschreibung (2); Revolutionsgeschichtliche Uebungen (2). — Dr. Herbertz: Psychologie des Lesens (1); Uebungen. — Dr. Herrmann: Preußische Geschichte 1786/1815 (2). — Dr. Horten: Uebungen über Avicenna (1 g); Uebungen über Razi (1). — Jacobi: Sanskritkursus (2 g); Buddhismus (2); Vedânta (4 pr.); Raghuvamsa (2 g). — Jäger (liest nicht). — Dr. Imelmann: Englisches Leben (2); Der englische Frauenroman (1). — Justi (liest nicht). — Dr. Karo (beurlaubt). — Karsten: Offizinelle Pflanzen (2); Pharmakognosie II (4); Botanische Exkursionen. — Kaufmann: Elektromagnetische Lichttheorie (4); Physikalische Einheiten und Konstanten (1 g). — Kayser: Experimentalphysik II. Teil (5); Laboratorium für Anfänger (8); Laboratorium für Vorgeschrittene (42); Physikal. Kolloquium (2 g). — Kippenberger: Grundzüge der Nahrungsmittelchemie (2); Chemische Technologie, organischer Teil (2); Besprechung technisch-chemischer Betriebskontrollen (1 g). — A. Koenig: Ausgewählte Kapitel der Ornithologie (1). — Dr. Koernicke: Die Phanerogamen, mit Demonstrationen (2); Botan. Exkursionen. — Kowalewski: Differentialgleichungen (4); Uebungen über Differentialgleichungen (1 g); Kreisteilung (1); Mathematisches Seminar. — Küppers: Zeichnen und Modellieren (4); Ueber Porträtierung (1 g). — Küstner: Bahnbestimmung II. Teil (3); Astron. Kolloquium (1 g); Praktische astron. Uebungen. — Dr. Laar: Chemisch-photographisches Praktikum. — Laspeyres (liest nicht). — Dr. Levison: Englische Verfassungsgeschichte (2); Uebungen (2 pg). — van Liere, Lektor: Niederländisch I. Einführung Grammatik (2); Niederländisch II. Synonymik. Syntax (2). — Litzmann: Deutsches Drama im 19. Jahrhundert (2); Germanistisches Proseminar (Abt. f. n. d. L.) (2); Germanistisches Seminar (Abt. f. n. d. L.) Abt. I (2). — Loeschcke: Griechische Religionsgeschichte (3); Uebungen f. Anfänger (1 g); Uebungen f. Fortgeschrittene (2 pg). — London: Axonometrie und Perspektive (2); Differential- und Integral-Rechnung (4); Mathematisches Seminar; Uebungen zur Differential- und Integral-Rechnung (1 g). — Dr. Luckwaldt: Vereinigte Staaten von Nordamerika (2); Freiheitskriege gegen Napoleon I. (1). — Ludwig: Vergleichende Anatomie der Wirbeltiere (3); Vergleichende Biologie der Tiere (3); Schädliche Insekten Deutschlands (3); Tierische Parasiten des Menschen (1); Mikroskop. Uebungen (Anfänger) (5); Selbständige Arbeiten (Geübtere) (45); Praktikum über tierische Parasiten (2); Zoolog. Demonstrationen (1 pg). — Dr. Mannheim: Chemie der Drogen- und Pflanzenstoffe (1); Uebungen in Wasser- und Harnanalyse (pg). — Dr. Mannstaedt: Kartelle (1); Wirtschaftskrisen (1); Uebungen für Anfänger (1). — Marx: Metrik der Griechen und Römer (4); Ausonius Mosella (1 g), Metrische Uebungen (2 pg); Schriftliche Arbeiten über Vergilius und Quintus (2 g). — Dr. v. Metz, Assistent: Stilist. Uebungen (2 g); Lat. Kurs für Juristen (3). — Mönnichmeyer: Mechanik des Himmels (2). — Nissen: Römische Geschichte 200 v. Chr. bis 14 n. Chr. (4); Römische Urkunden nach Bruns Fontes (2 pg). — Noll: Systematik des Pflanzenreichs (4); Bakteriologie (1); Uebungen im Pflanzenbestimmen (1 g). — A. Pflüger: Elektromagnetische Wellen (1). — Pohlig: Geol. Ausflüge; Allgemeine Geologie (4); Deszendenzlehre (2). — Price, Lektor: Englisch für Anfänger (3); für die Mittelstufe (3); for advanced Students (2 g). — Prym: Arabische Historiker (2 g); Altarabische Dichter (2 pg); Brockelmanns syrische Chrestomathie (3). — Rein: Physiographie u. Wirtschaftsgeographie Europas, außer Deutschland (4); Geographisches Seminar (2 g). — Rimbach: Analytische Chemie II (2); Theoretische Chemie II (2); Physikalisch-chemische Meßmethoden (3 pg); Technische Gasanalyse (2 pg); Chemische Unterrichtsversuche (2 pg). — Ritter: Staat und Kirche (3); Histor. Seminar (2 g). — Schaarschmidt (liest nicht). — Dr. Schmidt: Integrale (3); Mengenlehre (2). — Dr. Schmidt, Schloßstr. 4/I (beurlaubt). — Schroeter: Auf- und Abbau von Kohlenstoffverbindungen (2); Teerfarbstoffe. — Schulte: Geschichte der Zeit von 1815—51 (4); Lateinische Paläographie (3); Uebungen des histor. Seminars (2 g). — Dr. Schultz: Deutsche Romantik (3); Einführung in das Studium der neueren deutschen Literaturgeschichte (2); Deutsche Volkspoesie (1 g). — Schumacher: Allgemeine Volkswirtschaftslehre (4); Staatswissenschaftl. Seminar (2 g). — Solmsen: Homer (2); *Litauisch (3); Namen (2 g). — Dr. Steffens: Histor. Syntax des französischen Verbs (2). — Steinmann: Geologie von Europa (4); Paläontologie der Wirbeltiere u. Pflanzen (2); Die Eiszeit und der vorgeschichtl. Mensch (1 g); Geologische und paläontologische Uebungen (2—8); Leitung selbständiger Arbeiten; Geologisches Kolloquium (2 pg). — E. Strasburger: Allgemeine Botanik (5); Leitung selbständiger Arbeiten (42); Bot. mikroskop. Uebungen (4); Kolleg. über neue Arbeiten auf dem Gebiete der Botanik (1 g). — Dr. Strubell: *Embryologische Uebungen (2); Zoologische Exkursionen. — Study: Differentialgeometrie (4); Mechanik (2); Math. Seminar (2 g). — Trautmann: Allgemeine Lautlehre (Phonetik) (2); Neuenglische Uebungen (1 g). — Voigt: Gewebelehre, Bau niederer Tiere (1 pg); Uebungen im Bestimmen (1 pg); Bau und Entwicklungsgeschichte der Tiere (1 pg); Einheimische Arthropoden (1 pg). — Waltz: Geschichte des 19. Jahrhunderts (2). — Dr. Weber: Einführung in die Statistik (1); Kapital und Arbeit (1), Sozialpolitische Besprechungen (mit Exkursionen) (1); Besichtigung von Wohlfahrtseinrichtungen. — Wentscher: Aesthetik (2); Pädagogik (2); Materialismus (1 g). — Wiedemann: Aegyptische Sprache (2); Hieratische Texte (2 pg). — Dr. Willers: Numismatische Uebungen (2 g); Römische Kleinaltertümer (1). — Wilmanns: Mittelhochdeutsch (3); Mhd. Uebungen (2); Germanist. Seminar (2 g). — L. Wolff: Harmonielehre (1 g); Kontrapunkt (1 g); *Zusammenspiel (2); Orgelspiel. — Dr. Wygodzinski: Agrarpolitische Tagesfragen (1); Volkswirtschaftliche Uebungen (1).

Jahrgang 1907. München, Mittwoch, 13. März. Nummer 61.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf

Quartalspreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Umgestaltung der Zivilrechtspflege. Von Oberlandesgerichtsrat Dr. F. Schierlinger (München).

Die Ursachen der Größe und des Niederganges der Hansa. (Fortsetzung.) Von Prof. Dr. G. F. Preuß (München).

Bücher und Zeitschriften.

G. v. Gravenitz: Gattamelata und Colleoni und ihre Beziehungen zur Kunst. — Gaston Paris: Esquisse Historique de la Littérature Française au Moyen Age. — A. Drescher: Kosmisches Leben im Werden und Vergehen. — Goldscheider: Ueber naturgemäße Therapie. — Hermann Frobenius: Geschichte des preußischen Ingenieur- und Pionierkorps von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Jahre 1886.

Allgemeine Rundschau.

Das Alter des Heraion und das Alter des Heiligtums von Olympia.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Umgestaltung der Zivilrechtspflege.

Von Oberlandesgerichtsrat Dr. F. Schierlinger.

Durch die auch in diesem Blatte besprochene Schrift von Adickes: „Grundlinien durchgreifender Justizreform"[1]) ist der Anstoß zu einer schier revolutionären Bewegung auf dem hier genannten Gebiete gegeben, welche zwei Hauptrichtungen zeigt: einerseits die auf Vereinfachung und Beschleunigung des Verfahrens, andererseits jene auf Verminderung der Richterstellen, insbesondere durch Ausdehnung des Einzelrichtertums auf die gesamte erste Instanz und durch verringerte Besetzung der als Rechtsmittelinstanzen dienenden Kollegien. Das erste dieser beiden Hauptziele scheint zu einer öffentlichen Besprechung aus mehrfachen Gründen dermalen nicht geeignet; dagegen verdient das zweite die allgemeine Aufmerksamkeit wegen der enormen Wichtigkeit, die ihm sowohl vom Standpunkt der Rechtspflege wie auch von sozialen Gesichtspunkten aus zukommt. Diese Momente sind derartig schwerwiegend, daß ihnen gegenüber die Rücksichtnahme auf richterliche Standesinteressen in die zweite Linie treten muß. Beweis hierfür ist die Tatsache, daß schon jetzt deutsche Justizbeamte aller Grade das hier zu erörternde Ziel der Adickesschen Reformvorschläge mit mehr oder weniger Vorbehalten sich angeeignet haben.[2])

Als eine Art Reaktion gegenüber der im letzten Dezennium überall im Reiche, besonders stark aber in Preußen nötig gewordenen Vermehrung der Richterstellen (im Reiche auf 8817 im Jahre 1905, gegen 1882 um 1660 mehr), tritt jetzt das Verlangen einer Verminderung dieser Stellen auf. Jene Vermehrung war im allgemeinen bedingt durch die Zunahme der Bevölkerung und ihres Wohlstandes, das dementsprechende starke Anwachsen der Prozesse und des Rechtsmittelgebrauchs, zum Teil wohl auch durch die veränderte Gesetzgebung (Bürgerliches Gesetzbuch, Gesetz über freiwillige Gerichtsbarkeit, Grundbuchordnung), und in Preußen durch die früher übertriebene Sparsamkeit mit Personal. Die Verminderung wird seitens der meisten unten erwähnten Schriftsteller durch die schon genannten Radikalmittel — Einzelrichter für die ganze erste Instanz, Dreirichterkollegien für fast alle Rechtsmittel —, seitens der verbündeten Regierungen durch den gemäßigteren Vorschlag einer Erhöhung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit auf die Streitsumme bis zu 1000 Mark (bisher 300 Mark) und einer Abschneidung der Berufung für Sachen unter 100 Mark Wert angestrebt.

Die Verfechter der weitestgehenden Reform fußen auf dem durch das englische Beispiel belegten, übrigens wohl von selbst einleuchtenden Satze, daß ein guter Richter mehr wert ist als drei minder gute. Diese These führt zu dem Postulate, die größeren Sachen (Adickes läßt solche erst mit 1500 M beginnen) jeweils einem ganz auserlesenen Landrichter oder „Oberamtsrichter" (Mügel) anzuvertrauen und auch für die kleinen die begabteren und erfahreneren Amtsrichter auszuwählen. Entlastung von allen nicht streng zivilrichterlichen Geschäften, vorzügliche Besoldung, möglichst angenehme Amtssitze sollen tüchtige Kräfte, zumal auch aus dem Anwaltsstande, für jenen Dienst geneigt machen.

Die Vorfrage, ob denn die bisherigen Träger der ordentlichen Ziviljustiz, die Landgerichte, ein so gründliches Fiasko gemacht, ob die Leistungen dieser erstinstanziellen Kollegien so wenig befriedigt haben, daß in ihnen berufene Organe der Rechtsprechung nicht mehr erblickt werden können, wird, so viel ich sehe, mit dem Hinweise darauf abgetan, daß ihre Urteile weit häufiger mit Berufung angefochten worden sind als jene der Amtsgerichte (im Jahre 1903 hier 24.8 Proz., dort 42.5 Proz. der Urteile. — Für Bayern lautet die Proportion bezüglich der Jahre 1904/1905 erheblich günstiger: 26.2 Proz. zu 38 Proz.) Hier wird denn doch wohl die bisherige Organisation für Mängel verantwortlich gemacht, die anderen Faktoren zur

[1]) Neuestens scharf kritisiert, vielfach aber auch dankenswert ergänzt durch Professor Dr. Steins (Halle): „Sechs Vorträge zur Justizreform" (Tübingen 1906. J. C. B. Mohr). Diese behandeln auch den englischen Anwaltstand, sowie die Strafjustiz eingehend.

[2]) Vgl. neben Adickes' Hauptwerk seine Besprechung in der D. Juristen-Zeitung 1906 S. 501 ff., ferner Oberlandesgerichtspräsident Hamm ebd. S. 1051 u. 1907 S. 20, Mügel, vortr. Rat im preuß. Justizministerium, ebd. 1906 S. 1110, Volkmar, Amtsgerichtsrat, ebd. 1907 S. 120, Oberlandesgerichtspräsident Holtgreven im Recht 1906 S. 1281, Oberlandesgerichtsrat Meyer (Breslau) ebd. S. 713, 792, Amtsgerichtsrat Heilfron ebd. S. 1222, 1360, Oberlandesgerichtsrat Niedner „Zur Frage einer durchgreifenden Justizreform", endlich Oberregierungsrat Gottfr. Schmitt vom bayerischen Justizministerium in Seufferts Blättern für Rechtsanwendung 1907 S. 14 ff., sowie Neumann in der Jurist. Wochenschr. 1907 S. 2.

Last fallen, als sonst seien nur die Ueberbürdung vieler Landgerichte, das Hilfsrichtertum in Preußen, der schleppende Gang und die sonstigen Unzuträglichkeiten des Anwaltsprozesses, vor allem aber die einfache Tatsache genannt, daß in größeren Sachen deshalb mehr appelliert wird als in kleineren, weil erstere für den unterliegenden Teil ungleich wichtiger, oft geradezu Existenzfragen sind, während bei letzteren viel eher der Kostenpunkt in den Vordergrund tritt. Nicht zu verkennen ist ja freilich, daß der direkte Verkehr der Parteien mit dem Amtsrichter häufig mehr Vertrauen auf dessen Rechtsprechung erzeugt und erhält als das unpersönliche Wesen eines Kollegiums, welches viele Rechtsuchende nie zu Gesicht bekommen haben, jemals finden kann (vgl. zur „Vertrauensfrage" insbes. Stein a. a. O., S. 105 ff). Im ganzen wird aber doch in dem Zusammenwirken eines älteren Vorsitzenden, der zumal die formelle, die prozessuale Seite jedes Falles zu beachten pflegt, eines Referenten, der letztern besonders nach der materiellen und nach der streng juristischen Seite hin eingehend studiert hat, und eines dritten Richters, der die Akten ebenfalls kennt und der jenen beiden mit seiner Erfahrung, seinem Wissen und Können zur Seite steht, eine bessere Garantie für die richtige Beurteilung einer größeren Sache liegen als in der noch so achtenswerten Persönlichkeit eines Einzelrichters, der eine Vielzahl von wichtigen Sachen sachlich und formell, in Vorbereitung, Wort und Schrift ganz allein ebenso gründlich wie flott erledigen soll. Der Vorschlag Holtgrevens, die letztbezeichnete Riesenaufgabe durch einen Stab tüchtiger Assessoren bewältigen zu helfen, zeigt meines Erachtens die ganze Schwäche des Projekts: es gibt einerseits wenige hervorragende ältere Juristen, denen ein jüngerer ihre Urteile ganz nach Wunsch ausarbeiten kann, andrerseits viele tüchtige junge Leute, denen das beständige Korrigiertwerden bald die Arbeit verleidet, während sie, als Hilfsrichter mit eigener Verantwortung und eigenem Votum verwendet, Ersprießliches leisten würden.

Als Verteidiger der Beibehaltung des Kollegialsystems für die Landgerichte tritt namentlich Stein (a. a. O., S. 77 ff.) auf, der sich aber gleichzeitig dem Streben nach Erweiterung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit mit einzelnen Vorbehalten anschließt. Meines Erachtens muß überhaupt, wer der Erhaltung unserer landgerichtlichen Zivilkammern das Wort reden will, von den Vorschlägen der Neuerer so viel akzeptieren, daß deren berechtigten Vorwürfen die Spitze abgebrochen wird. Diesen Weg geht man, wenn die Zeitungsberichte über die offiziellen Reformpläne richtig sind, in den Regierungskreisen. Sein Ziel ist die Entlastung der Landgerichte im Wege einer mäßigen Mehrbelastung der Amtsgerichte.

Es darf hier als bekannt vorausgesetzt werden, daß unsere Justizgesetze von 1877 den Amtsgerichten neben gewissen Prozessen, wie Miet- und Gesindestreitigkeiten, Viehgewährschafts- und Wildschadenansprüchen, Alimenten- und Defloration sachen und anderen mehr, die vermögensrechtlichen Ansprüche aller Art bis zu 300 M Geld- oder Wertbetrag zugewiesen, den Anwaltszwang für all' diese Sachen ausgeschlossen und die Berufung gegen die amtsgerichtlichen Urteile uneingeschränkt zugelassen haben. Der gegen die damalige Zeit heutzutage stark gesunkene Geldwert würde nun eine Erhöhung der sogenannten Bagatellsumme auf 500 bis 600 Mark, daneben wohl auch die Wiedereinführung einer sogenannten Berufungssumme, wie sie das französische Recht hatte und noch hat, in ungefährer Höhe von 100 Mark ohne weiteres rechtfertigen. Die Mehrzahl der bisher laut gewordenen Stimmen vereinigt sich aber auf eine Zuständigkeitsgrenze von 1000 Mark — ein Betrag, der zwar über den Begriff der Bagatelle erheblich hinausgeht, immerhin aber noch derart mäßig ist, daß er der Entscheidung eines Einzelrichters unbedenklich anvertraut werden darf.

Es sei hier bemerkt, daß einesteils Oesterreich, auf dessen treffliche Zivilprozeßordnung vom Jahre 1895 die Blicke vieler deutscher Juristen aufmerksam gerichtet sind, seinen Untergerichten (Bezirksgerichten) die Kompetenz bis zu 500 Gulden (1000 Kronen), allerdings mit weitgehendem Anwaltszwang, eingeräumt, andernteils Frankreich den Friedensrichtern — einer unseren Amtsrichtern nicht gleichwertigen Institution — die Zuständigkeit im Jahre 1905 von bisher 200 Franken (Gesetz von 1838) auf 600 Franken erhöht hat, während die Deputiertenkammer hierin sogar bis zu 1600 Franken gehen wollte. (S. Fuld im „Recht" 1907. S. 38.)

Als prinzipieller Gegner der Kompetenzerhöhung für Deutschland hat sich nur Oberlandesgerichtspräsident Vierhaus in Breslau bekannt (Stein a. a. O., S. 75). Stein will seinerseits (mit Adickes) die Erhöhung nur für größere Städte zulassen, wo eigene Prozeßrichter aufgestellt werden können. Diese Einschränkung, welche eine möglichst gute Rechtsprechung der Amtsgerichte bezielt, würde meines Erachtens den Wert der ganzen Neuerung illusorisch machen und die von Stein selbst abgelehnte Deklassierung der ländlichen Amtsgerichte geradezu begünstigen. Der Vorschlag übersieht wohl, daß die weitaus größte Mehrzahl der ländlichen Prozesse juristisch ziemlich einfach gelagert ist, und daß für sie das Erfordernis der Behandlung durch einen mit Land und Leuten vertrauten (womöglich älteren) Einzelrichter viel wichtiger ist als jenes der feinen und eleganten juristischen Erledigung, mit der es übrigens an einzelnen Landgerichten auch nicht immer weit her sein soll.

Die Entlastung, welche die allgemeine Kompetenzerhöhung auf 1000 Mark den deutschen Landgerichten bringen würde, schätzt Schmitt a. a. O. auf die Hälfte, wenn nicht zwei Drittel aller Sachen. Freilich kehrt ein voraussichtlich hoher Prozentsatz hiervon als Berufungssachen ans Landgericht zurück, doch bedeutet auch der Rest, zumal im Verein mit dem Wegfall der Berufung in Sachen unter 100 Mark, eine große Erleichterung. Ueberdies erspart die Neuerung den Oberlandesgerichten nicht nur ein großes, sondern auch ein sehr odioses Stück ihres Arbeitspensums: denn je geringer der Streitwert, desto unvernünftiger wird oft weitergestritten, desto schwerer wird ein gütlicher Ausgleich für das meist weit vom Wohnorte der Parteien residierende Obergericht und desto mehr wachsen im Verhältnis zum Sachwerte die Prozeßkosten.

Kehren wir indessen zu unserer ersten Instanz, zu dem Amtsgerichte mit erweiterter Zuständigkeit, zurück, so finden sich hier neben manchen augenfälligen Vorzügen der Erweiterung auch manche Bedenken. Die Vorzüge ergeben sich vor allem für das rechtsuchende Publikum — eine Annahme, bei deren Richtigkeit ohnehin schon das neue Projekt zum Gesetz erhoben werden sollte! Man darf nun freilich nicht davon ausgehen, daß den Leuten das Prozessieren allenthalben erleichtert werden soll; niemand weiß so gut wie ein erfahrener Richter oder ein bewährter Anwalt, daß die große Mehrzahl der Prozesse, zumal der kleineren, Krankheitserscheinungen sind, daß die Wurzeln dieser Krankheiten in schweren ökonomischen moralischen oder intellektuellen Gebrechen bestehen, daß, mit anderen Worten, mißliche Vermögenslagen, Bosheit oder Dummheit die Ursachen der weitaus meisten Rechtsstreitigkeiten sind. Aber gerade im Zivilprozeß leidet häufig der Unschuldige mit dem Schuldigen: so sehr dem letzteren oft seine Niederlage zu gönnen ist, so häufig verstrickt er leider den ersteren mit in seinen Fall, indem er als verurteilter Beklag-

ter den Sieger um Hauptsache und Kosten, als abgewiesener Kläger zum mindesten um die letzteren zu bringen weiß. Da ist denn gerade von den Gegnern einer Zunahme des Prozessierens jede Maßregel zu begrüßen, die auf vereinfachte, rasche und möglichst kostenlose Erledigung der Rechtssachen, sei es im Wege der Güte oder im Wege des baldigst vollstreckbaren Urteils, abzielt; und eine solche Maßregel bildet die Erleichterung des persönlichen Verkehrs zwischen Richter und Parteien, wie sie das amtsgerichtliche Verfahren zumeist ermöglicht. Schon die Vergleichsziffern[3]) geben zu denken; in Bayern sind im Jahre 1905 11.6 Proz. aller amtsgerichtlichen, dagegen nur 4.7 Proz. der erstinstanziellen und nur 3.3 Proz. der zweitinstanziellen landgerichtlichen Sachen (3.7 Proz. der oberlandesgerichtlichen) im Vergleichswege erledigt worden. Daß aber auch der bis zum Urteil durchgeführte Prozeß die Parteien vor dem Amtsgericht weit weniger Zeit und Geld kostet, als vor dem Landgerichte, bedarf keiner Ausführung. Neben solchen unmittelbaren Vorteilen steht der mindestens ebenso große mittelbare, daß der Rechtsuchende, wenn das Gesetz die Niederlassung von Rechtsanwälten an Amtsgerichtssitzen begünstigt, die letzteren in allen seinen Angelegenheiten, nicht nur in jenen streitiger Natur, um Rat fragen und hierdurch oft Prozesse und Vermögensverluste vermeiden kann.

Minder günstig als für die Bevölkerung gestaltet sich allerdings die Lage für die Justizverwaltung, die einen namhaften Teil ihrer besseren Beamten auf die sogenannten kleinen Plätze verteilen, und für den Richter selbst, der, „trotz guter Qualifikation", das städtische mit dem Landleben vertauschen soll, und zwar — um nicht bei halben Maßregeln stehen zu bleiben — für eine längere Zeitdauer. Nicht leicht ist auch die Frage zu beantworten, welche Vorschule die hier in Rede stehende Beamtenschaft durchmachen soll, ehe sie auf jene Vertrauensposten abgeht, die neben tüchtigem Wissen auch richterliche Erfahrung und die Fähigkeit erfordern, mit Leuten aus dem Volke zu verkehren. In Süddeutschland steht wohl eine Reihe von Juristen zur Verfügung, die letztere Gabe besitzen, da sie selbst einfacher Leute Kinder sind; im Norden soll diese Eigenschaft ungleich seltener sein, dafür die Zahl der sogenannten Strafposten eine um so größere. Was die Vorbildung des Zivilrichters betrifft, so gibt ja z. B. der lange Zeitraum, den unsere Anstellungsverhältnisse zwischen Staatsexamen und Amtsantritt legen (5 Jahre werden auch für Preußen, das zurzeit zirka 7000 Referendare gegen 8800 Richterbeamte zählt, als medium tempus gelten müssen) Muße genug für Erprobung in der Rechtsanwaltschaft, im Sekretariats- oder im Hilfsrichterdienste, auch mag die Praxis bei einem Landgerichte gute Früchte tragen.[4]) Sehr beachtenswert sind aber jene Stimmen, welche angesichts der großen Verschiedenheit in den Anforderungen der Strafrechtspflege gegenüber jenen der Ziviljustiz eine weithin durchgeführte Trennung beider Dienstzweige verlangen; so häufig man daher auch Juristen antrifft, die den Uebergang vom Staatsanwalt zum Zivilrichter fast mühelos finden, so bestimmt wird künftighin ein derartiger Uebergang als seltene Ausnahme zu gelten haben. Die Ortsfrage endlich vermag ich nur für bayerische Verhältnisse zu besprechen; hier scheinen mir die in den letzten 25 Jahren sehr gehobenen Verkehrsmittel und das Vorbild der Verwaltungsorganisation den Weg zu zeigen. Man vereinige die den Landgerichtssitzen unmittelbar vorgelagerten Amtsgerichtssprengel gänzlich oder teilweise mit dem städtischen Gerichte, lasse den Sitz entfernterer Amtsgerichte mit dem der Bezirksämter verbunden und hebe jene kleinsten Gerichte, die schon im Jahre 1879 zumeist nur einflußreichen Fürsprechern ihre Erhaltung verdankt haben, schonungslos auf. Es versteht sich, daß besondere geographische Eigentümlichkeiten, wie gebirgiges oder waldiges Terrain, größere Industrieanlagen an oder bei kleineren Orten u. dgl., hier und da berücksichtigt werden müssen; im ganzen aber ist eine zweckentsprechende Dezentralisation nur mit Maß und Ziel zu erreichen. Zu erwägen wäre noch, ob nicht für jene kleineren Orte, die man aus einem der vorhin angedeuteten Gründe nicht wohl ohne Richterbeamten lassen kann, die administrative Einrichtung der exponierten Assessoren nachgeahmt werden könnte.

Als ein letzter, sehr wichtiger Faktor der Reorganisation ist die Rechtsanwaltschaft bei den Amtsgerichten zu nennen. Es ist eine alte Klage dieses Standes,[5]) daß der amtsgerichtliche Anwalt, zumal wenn er, wie es hier und da die Regel, bei dem zugehörigen Landgerichte nicht zugelassen wird, als deklassiert gilt. Aus vielerlei Gründen ist der Anwaltsberuf in den größeren Städten überfüllt. In Bayern zählt die Landeshauptstadt rund 230 Anwälte, die Provinzen haben nur etwa 670, von denen 473 landgerichtliche Anwälte sind. Bei Amtsgerichten die nicht an Landgerichtssitzen liegen, sind nur zirka 225 Anwälte zugelassen, während die Zahl solcher Amtsgerichte überhaupt 239 beträgt; nun haben aber die größeren jener Amtsgerichte, etwa 53, je zwei oder mehr Anwälte (Ludwigshafen hat deren 16), 64 haben nur je einen, 108 Amtsgerichte (fast durchweg jene ohne Bezirksamtssitz) gar keinen Anwalt. Die Folgen sind eine starke Verteuerung des Rechtsschutzes für die Insassen der nicht oder zu schwach mit Anwälten besetzten Bezirke, ferner aber eine häufige Inanspruchnahme der am Landgericht oder am benachbarten Amtsgericht niedergelassenen Anwälte durch auswärtige Termine und die hierdurch bedingten Störungen in deren eigentlicher Geschäftsaufgabe sowie im Dienstbetriebe der oben bezeichneten Gerichte (Terminskollisionen und Vertagungen). Diesen Uebelständen wirksam zu begegnen, wird so lange unmöglich sein, als die eng begrenzte Zuständigkeit der Amtsgerichte die Niederlassung von mindestens zwei Anwälten an jedem solchen hindert; wird die Wertgrenze auf 1000 M erhöht, etwa noch eine ihr entsprechende Zwischenstufe in den Gebührentarif eingeschaltet und den amtsgerichtlichen Anwälten unter gewissen Bedingungen das Auftreten vor dem Landgerichte oder wenigstens die weitere Verfolgung ihrer amtsgerichtlichen Sachen vor diesem gestattet, so fällt jedes Hindernis der gleichmäßigen Verteilung unserer Anwälte auf die Provinzen und zugleich jene oft beklagte schon jetzt vielfach folgenschwere Ueberflutung der größeren Städte mit Anwälten in kurzer Zeit weg. Die Frage ob und inwieweit der erweiterten Amtsgerichtskompetenz die Einführung eines Anwaltszwanges (etwa für die Wertklassen von 450 M aufwärts) entsprechen soll, ist eine praktisch wenig bedeutsame; denn schon bisher haben die weitaus meisten Parteien trotz der hohen Kosten in allen nicht ganz geringwertigen Prozessen sich des anwaltschaftlichen Beistandes bedient. Nun erhebt allerdings Schmitt gegen die „Abwanderung der Anwälte aufs Land" das Bedenken, es möchten hierdurch die Kollegialität, die wissenschaftliche und wohl auch die moralische Tüchtigkeit des Anwaltsstandes leiden. Das gleiche Bedenken könnte man aber gegen die Anwaltschaft mancher kleinen Landgerichte erheben, wenn man unbilligerweise das, was einzelnen Personen zur Last fällt,

[3]) Diese und ein Teil der obigen Ziffern sind den eben offiziell publizierten Ergebnissen der Zivilrechtspflege usw. in Bayern für 1905 entnommen.

[4]) Weitere Vorschläge bei Hamm, Deutsche Juristen-Zeitung 1907. Nr. 20.

[5]) Vgl. z. B. die Stimmen in der Juristischen Wochenschrift 1905 S. 280 ff.

einer ganzen Gruppe von Standesgenossen aufbürden wollte.[6])

Es darf hier eine Frage, welche unsere Großstädter selten ohne eine gewisse Voreingenommenheit beurteilen, wohl einmal verallgemeinert werden: Kann wahre Bildung, können geistiges Streben und Vornehmheit des Charakters wirklich nur in Städten von hoher Einwohnerzahl sich erhalten? muß das Gute und Edle, was die Hochschule, das Interesse am Berufe und an höheren Bestrebungen in uns geweckt, außerhalb jener Städte verkümmern und untergehen? Nach unserem Dafürhalten besteht diese Gefahr nur dann, wenn der akademisch Gebildete, was auf dem Lande freilich häufig, hier und da aber auch in der Stadt geschehen soll, nur noch bei Bier und Kartenspiel seine Erholung sucht, wenn ihm wissenschaftliches Streben, gute Lektüre, Musik, Verkehr mit gebildeten Männern und Frauen fremd geworden sind. Gerade wenn eine Reform wie die hier besprochene den Landstädten neue Bildungselemente zuführt, wenn Verwaltungs- und Justizbeamte, Anwälte, Aerzte, Geistliche, Kaufleute und Industrielle einander nähertreten, wenn ein von Luxus und Geziertheit freier Familienverkehr neben einem angeregten geistigen Leben der Männerwelt seine Stätte findet, kann auch im kleinen Landstädtchen das Philister- und Banausentum unterdrückt werden.

[6]) Aus Anwaltskreisen tritt neuestens für die hier vertretenen Vorschläge ein: Schulze (Delitzsch) i. d. Jur. Woch.-Schrift 1907. S. 65.

(Schluß folgt.)

Die Ursachen der Größe und des Niederganges der Hansa.

Von Georg Friedrich Preuß

(Fortsetzung.)

Uns allen ist aus früheren Jahren noch die Auffassung bekannt und geläufig, als sei die Hanse ebenso wie die Seemacht Venedig das Opfer des Zeitalters der Entdeckungen und einer durch diese hervorgerufenen Verlegung des Weltverkehrs geworden. Dietrich Schäfers Forschung hat nachgewiesen, daß die Sache in Wahrheit ganz anders lag. Solange wir von der Hanse als einer kommerziell wirksamen Genossenschaft sprechen können, hat ein nennenswerter Export aus Amerika, abgesehen von der übrigens gleichfalls stark überschätzten[4]) Ausbeute an Edelmetallen, die zunächst die spanischen Taschen füllten, überhaupt nicht stattgefunden. Das gilt von der Kartoffel, wie von Tabak, Vanille und den anderen amerikanischen Produkten. Amerika besaß ferner, als es entdeckt wurde, bekanntlich kein einziges Haustier, ebenso wenig irgend eine Getreideart außer Mais: das bald nach der Entdeckung eingeführte Zuckerrohr beginnt erst im 17., Kaffee ebenso wie Baumwolle sogar erst im 19. Jahrhundert als Massenartikel ausgeführt zu werden.

Und wenn auch auf der anderen Seite die Auffindung des Seeweges nach Ostindien naturgemäß sofort eine Aenderung der Welthandelsstraße zur Folge hatte, so sind doch die Produkte, die in den Handel kamen, die gleichen geblieben wie vorher.

[4]) Nach den offiziellen Rechnungsbüchern über die amerikanischen Kroneinnahmen belief sich der Ertrag von 1509—1555 nach heutigem Geldwert nur auf 21½ Mill. Pesoten; vgl. Supan, Die territoriale Entwicklung der Europäischen Kolonien. (Gotha 1906.) 41.

Und so wertvoll auch die Spezereien und Gewürze Indiens gewesen sind, waren sie doch quantitativ nicht sehr bedeutend, weshalb sie auch nur relativ geringer Transportmittel bedurften. Als Holland auf der Höhe seiner maritimen und merkantilen Entwicklung stand (um 1650), hat es den ostindischen Gewürzhandel mit nicht mehr als durchschnittlich jährlich 120 Segeln betrieben; eine Zahl, die von den Portugiesen gewiß nicht überschritten wurde.

Und in derselben Zeit steckte noch der größere Teil des holländischen Kapitals im Ostseehandel, haben nach den Sundzollregistern jährlich 3000—4000 holländische Ostseefahrer den Sund passiert, der beste Beweis, daß die Ostsee, „die Mutter aller Kommerzien", wie sie noch im 17. Jahrhundert hieß, ihre Wichtigkeit für den europäischen Handel mit nichten eingebüßt hat, trotz der Entdeckung Amerikas und trotz der Auffindung des Seeweges um Afrika herum.

Jene sichtbaren Veränderungen im Handel aber, die wir alle als Konsequenzen des Zeitalters der Entdeckungen anerkennen, daß nämlich Lissabon und Sevilla die Erben von Venedig wurden, sie hat die Hanse, soweit in ihrem Vermögen lag, sofort zu nutzen gesucht. Hatten ihre Kaufherren bisher in Brügge die Waren der Levante von den Venezianern erhalten, so holten sie sich jetzt in Lissabon zugleich auch als Zwischenhändler nach dem gesamten Nordosten ihren Bedarf auf dem großen Stapelplatze aller ostindischen Waren, der casa da Indias. Und als der Hafen von Brügge zu versanden begann und der Verkehr aus diesen und anderen Ursachen sich mehr und mehr nach Antwerpen an die herrliche Scheldemündung verzog, haben die Hansen nicht lange gezögert ihr Kontor von Brügge nach der neu aufgehenden Handelsmetropole zu verlegen. Also war es doch nicht Mangel an Unternehmungsgeist und Blindheit gegenüber dem Wechsel kommerzieller Konstellationen, was den Niedergang des Bundes bewirkt! Selbst im Fondaco dei Tedeschi zu Venedig sind die Hansen im 16. Jahrhundert wenn auch nur seltene Gäste gewesen, während sie im Mittelalter die Säulen des Herkules überhaupt nicht durchfahren haben.

Und nicht mit viel mehr Recht wird man die Lage der Hansestädte für deren wirtschaftliches Ermatten verantwortlich machen dürfen. Englands maritime Expansion begann erst, nachdem es die inneren Wirren überwunden hatte. Vorher war es trotz seiner insularen Lage oder gerade wegen dieser oft genug von fremden Völkern heimgesucht worden, seitdem zum erstenmal Cäsar den Fuß als Eroberer auf das grüne Gestade Britanniens gesetzt hatte. Gewiß waren England wie auch die Niederlande für den ozeanischen Handel und überseeische Kolonialgründungen günstiger gelegen, aber man muß sich um so mehr hüten, die unmittelbaren Wirkungen der geographischen Lage nach dieser Richtung hin zu überschätzen, als ja die Hanse bereits gesunken war, in der Zeit, da England und die Niederlande erst am Anfang ihrer weltumspannenden Entwicklung standen. Wäre die günstige Lage das Entscheidende, dann hätten die Holländer niemals die Herren in der Ostsee werden können, dicht vor den Toren und Häfen der Ostsee. Ein anderes Beispiel: Die ersten Islandfahrer sind nicht Schiffer aus den Häfen der nahen Nordsee, sondern Lübecker und Danziger gewesen.[5])

Worin haben wir also die wahren und entscheidenden Ursachen für das Zurücksinken der Hanse zu suchen? Es sind äußere und innere Gründe gewesen, solche, welche aus den allgemein politischen Wandlungen der nordischen Staatenwelt entsprungen sind, und solche, die wir in der Konstitution des Bundes, seiner Stellung zum Reiche und den Territorialgewalten zu suchen haben.

[5]) Baasch, Die Islandfahrt der Deutschen. (Hamburg 1889.)

Wir stehen im 15. und 16. Jahrhundert in mehr als einer Hinsicht auf der Schwelle einer neuen Zeit. Es vollzieht sich in dieser Epoche langsam die Umbildung der dynastischen Staaten in nationale. Wir sehen, wie den Herrschern allmählich das Verständnis aufgeht für eine bescheidene Wirtschaftspolitik ihrer Völker, nachdem sie die nach möglichster Selbständigkeit strebenden zentrifugalen inneren Gewalten unter ihre Hoheit gebeugt hatten. Die politische Kraft der Hanse beruhte zum guten Teil auf der relativen Schwäche und Uneinigkeit der staatlichen Gebilde des Nordens. Deren durch die Reformation noch weiter geförderte Zentralisation und politisches Erstarken bedeutete entsprechende Nachteile für den Bund der weithin verzettelten Stadtstaaten.

Die wirtschaftliche Ohnmacht der anderen erschloß den Hansen die Eingangstore in die fremden Reiche, deren kommerzielles Aufblühen hat sie ihnen wieder versperrt. Erst die Hansen haben vielfach den fremden Nationen durch ihr Beispiel die Augen geöffnet über Wert und Vorteil kaufmännischer Arbeit, jetzt haben diese im scharfen Wettbewerbe kommerziell strebenden Kräfte selbsttätig die Führung ergriffen. Die Hanse stritt mit allmählich sinkender Macht. Wo die „Osterlinge" Herren gewesen waren, wurden sie bald nur noch geduldete Gäste und zuletzt hörte auch das auf.

Der Verlauf der Dinge ist in England und Holland nicht sehr verschieden von der Entwicklung im europäischen Nordosten. In den Tudors ist den Engländern ein Herrschergeschlecht erstanden, deren Vertreter Ehrenberg als „die ersten konsequenten Handelspolitiker Europas" bezeichnet hat. Und als diese mit ernstem Nachdruck an das große Werk der merkantilen Emanzipation des Landes von dem drückenden Supremat der Hansen herantraten, da stand das englische Volk, das schon am Ende des 16. Jahrhunderts über einen gewissen Bevölkerungsüberschuß verfügte,[6]) im wohlverstandenen eigenen Interesse geschlossen hinter ihnen. Der ganze Gegensatz konzentrierte sich unter der Königin Elisabeth in dem Kampfe des Stahlhofs gegen die Fellowship of the Merchant Adventurers, die „Genossenschaft der wagenden Kaufleute", er personifizierte sich gleichsam in dem jahrelangen zähen Duell zwischen dem hansischen Syndikus Heinrich Sudermann und dem Obmann der wagenden Kaufleute, Sir Walter Gresham, dem der Dank seiner Fürstin den Ehrentitel eines „königlichen Kaufmanns von England" verliehen hat.

Der englischen Rücksichtslosigkeit, die kein Privileg und Vertragsverhältnis schonte — Höhlbaum[7]) vergleicht das Vorgehen der Merchant Adventurers mit jenem der Chartered Company unserer Tage —, mußte die Hanse erliegen, das Monopol des englischen Tuchhandels wurde ihr entrissen. Am 4. August 1598, keinem glücklichen Datum deutscher Geschichte, sind die letzten hansischen Kaufleute, unrechter Gewalt weichend, aus den Hallen des Stahlhofes, ihrem alten Besitze, ausgezogen: „Der Oldermann Heinrich Langermann schritt voran und wir andern hernacher . . . und ist die Pforte nach uns zugeschlossen worden; haben auch die Nacht nicht darin wohnen mügen. Gott erbarm es."[8])

Die Wirkungen dieser Entwicklung fielen mit aller Schwere zurück auf die Stellung der Hanse in der Nordsee. Diese hörte damit auf, „der deutsche Ozean" zu sein, wie sie ehedem gerade von den Engländern genannt wurde. Weit schmerzlicher war es, daß inzwischen den Hansen auch die Herrschaft über die Ostsee, ihre eigentliche Domäne, entwunden worden ist Und zwar sind sie hier den Niederländern erlegen. Die Ueberlegenheit der Hanse hatte es durchgesetzt, daß Brügge zum hansischen Stapelplatz für alle nach dem Ausland bestimmten niederländischen Waren erklärt wurde. Es begreift sich, daß ein Fürst wie Karl der Kühne, der auf möglichste Zentralisation seiner staatlichen Gebiete hinarbeitete, als Beherrscher der „chevalereusen Monarchie" ohnedies kein übermäßiger Freund der hansischen Städte, die außerdem im Reichskriege sogar auf seiten seiner Gegner stritten,[9]) dieses wirtschaftlich schädliche Privileg zu beseitigen strebte und daß er hierin von den schwer benachteiligten Niederländern unterstützt wurde.

Der Kampf um das Brüggesche Stapelrecht erfüllt die nächsten Jahrzehnte, anerkannt durch Maximilian, wurde es Anfang des 16. Jahrhunderts durch seinen Sohn Erzherzog Philipp den Schönen definitiv aufgehoben.[10]) Damit hatten die niederländischen Städte, die der Hanse an Reichtum und kaufmännischem Geschicke schon damals nicht nachstanden, ihnen durch industrielle Kunstfertigkeit und allgemeine Kultur sogar überlegen waren, sich von jener Bevormundung freigemacht. Unter dem fördernden Schutze der spanischen Weltmonarchie, der sie untertan waren, erhoben sie sich jetzt zu ihrer von aller Welt bewunderten Blüte, Flandern wurde die „patria mercancialis", Antwerpen der eigentliche Weltmarkt, auf dem den staatlosen Hansen nur mehr eine bescheidene Rolle zu spielen bestimmt war. Und dabei sind die Niederländer nicht stehen geblieben. Wenig später erschienen sie als scharfe Konkurrenten auch in den eigensten Gebieten der Hanse und begannen direkte Handelsbeziehungen in der Ostsee anzuknüpfen. Scheinbar ein wenig aussichtsreiches Unternehmen, da die Hansen hier seit alters wertvolle Verkehrsbeziehungen unterhielten, überall in den Kontoren und Faktoreien kommerzielle Stützpunkte besaßen, die südöstlichen Gestade der Ostsee sogar schon in weitem Umfange zu kolonisieren begonnen hatten, so daß man nicht ganz mit Unrecht von Livland als einer „deutschen Kolonie" gesprochen hat. Allein da sind die politischen Wandlungen in den skandinavischen Reichen den Holländern zugute gekommen und haben deren wirtschaftlichen Tendenzen vorgearbeitet.

Wie in England strebte auch in Dänemark ein nationales Königtum danach, sich von dem Handelsmonopol der Hansen zu befreien. Vor allem erwies sich Christian II. am Anfang des 16. Jahrhunderts als hartnäckiger und brutaler Gegner, der die alten Privilegien mit rücksichtsloser Willkür brach, die Zollabgaben im Sund vertragswidrig erhöhte, den einheimischen Kaufmann vor den Hansen förderte und zu deren Schaden selbst die niederländische Konkurrenz begünstigte. Noch einmal hat da die Hanse mit glücklichem Erfolge die alte Taktik ausgeübt, die Streitigkeiten der nordischen Reiche unter sich für ihre Zwecke zu benutzen. Als sich Schweden von der Kalmarschen Union, die 1397 die drei skandinavischen Reiche ge-

[6]) A. v. Ruville hat in d. Götting. Gelehrt. Anz. (1905) 887 diese von mir bereits früher einmal bemerkte Tatsache bemängelt. Ich erwidere ihm nachträglich, daß die besten Kenner der Epoche, Roscher, D. Schäfer, Ehrenberg u. a. (zuletzt Supan) von einer überschüssigen Volkskraft Englands sprechen Zumeist wohl im Anschluß an Bacons Felix memoria Elisabethae reginae (Helmstadi 1689). Leroy-Beaulieu ist der interessanten Erscheinung weiter nachgegangen. Die Ursache dafür, daß „une foule de bras sans travail et sans rémunération" geblieben ist, sieht er vor allem in dem sich damals in England vollziehenden Uebergange vom Ackerbau zur Viehwirtschaft; vgl. De la colonisation chez les peuples modernes. I (5. Aufl. Paris 1902.) 88.

[7]) Hansische Geschichtsblätter, Jahrg. 1895 (Leipzig 1896) 184 ff.

[8]) Vgl. Lappenberg, Urkundliche Geschichte des Hansischen Stahlhofes zu London (Hamburg 1851) 107

[9]) Vgl. v. d. Ropp u. W. Stein in Hans. Geschichtsblätter. Jahrgänge 1898 und 1902.

[10]) Rogge, Der Stapelzwang des hansischen Kontors zu Brügge im 15. Jahrhundert (Kiel 1903).

einigt hatte, zu befreien strebte, führte Lübeck an seiner Seite den Krieg gegen Dänemark, der 1524 mit der Entthronung Christians II. endete.

„Zwei Könige hast du gemacht und den dritten aus dem Lande getrieben," konnte ein Zeitgenosse dem stolzen Lübeck, der „Königin der Ostsee", zurufen. Noch einmal lächelte dem Bunde das alte Glück. Wie einst Brügge der Stapel für den Handel der Niederlande gewesen war, so anerkannte Gustav Wasa Lübeck und Danzig als die einzigen Stapelplätze für die gesamte schwedische Ausfuhr. Allein ihr letztes Ziel, der immer gefährlicher werdenden Konkurrenz der Niederländer die Ostsee zu verschließen, war den Hansen doch wieder entglitten, und der überstürzte Krieg, den nur zehn Jahre später der protestantische Bürgermeister von Lübeck, Jürg Wullenweber, in der „Grafenfehde" gegen Dänemark eröffnete, um ihm die Herrschaft über den Sund, die „Kehle" der Ostsee zu entreißen, endete mit Lübecks völliger Niederlage.

Auch Gustav Wasa hatte dabei in den Reihen der hansischen Gegner gestritten, der „Engel" ist den Hansen zum „Teufel" geworden. Als echter Volkskönig, der sich hohen Mutes rühmte, sein Herrscheramt „von Gott und der schwedischen Bauernschaft" empfangen zu haben, hat er in landesväterlicher Fürsorge die erfolgreichen Anfänge schwedischen Ausfuhrhandels begünstigt und geleitet. Man hat ihn dafür gewiß mit Recht, als „einen der trefflichsten Nationalökonomen seines Jahrhunderts" gefeiert, aber ebenso richtig ist es, daß er in rücksichtsloser Verletzung seiner mit der Hanse eingegangenen merkantilen Verbindlichkeiten und verbrieften Rechtsverpflichtungen kaum einem seiner königlichen Zeitgenossen nachgestanden.

Mit dem Jahre 1535, das die Grafenfehde beendete, kann das Schicksal der Hanse in der Ostsee im wesentlichen für besiegelt gelten. In immer größerem Umfange begannen die Niederländer den Großhandel an sich zu reißen, suchte der Westen den Osten auf. Dem jugendstarken nationalen Selbstgefühle der skandinavischen Staaten gegenüber waren die kühn ins fremde Land vorgeschobenen, vereinzelten Handelsniederlassungen verlorene Posten. Mehr und mehr wurde der hansische Handel abhängig von der Gnade desselben Auslandes, in dem er einst Herrenrechte genossen. An flammenden Protesten gegen Vergewaltigung seiner Rechte hat es der Bund auch später nicht fehlen lassen, aber sie sind toter Buchstabe geblieben; völlig wirkungslos bei der eigenen Ohnmacht und der kriegerischen, auch maritimen, Ueberlegenheit der Mächte, denen gerade ihre Kriege mit der Hanse zum moralischen Sporn, zur hohen Schule für die Technik der Schiffahrt geworden waren.

So brachte auch die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts Verluste auf Verluste. Ueber wirtschaftliche Dissonanzen hinweg hatten Hanse und deutscher Orden in der Tat, wie es einst ein Schreiben Revals an Lübeck ausdrückte, zusammengehalten „wie die zwei Arme des Kreuzes". Mit der Niederwerfung des Ordens hatte Polen, „das nordische Hispanien", den stärkeren Arm zerbrochen. Immer begehrlicher streckte es seitdem die Hand aus nach den gesamten südöstlichen Küstenländern, immer nachdrücklicher aber drängten auch die russischen Großfürsten nach dem Meere, Vorläufer bereits des weitsichtigen Strebens Peters I., „sich einen Ausblick auf Europa zu eröffnen". Die Hansen waren leidvolle Zuschauer wie beide Mächte unter sich und mit Schweden um den köstlichen Preis der Ostseeländer rangen, wie Livland verloren ging. Wenig später gelang es der Gewalttätigkeit Erichs von Schweden, dem Frieden von 1570 zuwider, die Hansen auch von Narwa abzuschließen, das von Nowgorod die Erbschaft des russischen Handels übernommen hatte. Wie waren die Zeiten verändert! Nicht am wenigsten dem hansischen Beistande verdankte Schweden seine nationale Freiheit, nur vier Jahrzehnte später, und König Erich gab den Lübeckern, die ihm den Frieden aufkündigten, die berühmt gewordene Antwort: Bürger und Bauern sollten ihresgleichen absagen, nicht aber einem Könige.

(Schluß folgt.)

Bücher und Zeitschriften.

Gattamelata und Colleoni und ihre Beziehungen zur Kunst. Eine kultur- und kunstgeschichtliche Studie von G. v. Graevenitz. Mit 16 Illustrationen, 132 Seiten. Verlag von E. A. Seemann, Leipzig 1906.

Vorliegendes Buch ist eine fleißige Zusammenfassung des historischen Materials über die beiden großen Condottieri der Frührenaissance, die das Glück hatten, durch Donatello und Verrocchio in zwei Monumenten verewigt zu werden, deren Form alles übertrifft, was vorher und nachher auf diesem Gebiete geleistet wurde. Neben diesem gewissenhaften Referat über historisch bekannte Tatsachen finden sich auch manche recht interessante Bemerkungen über das Kriegswesen der damaligen Zeit. Das ist aber auch alles, was lobend an dem Buche hervorgehoben werden kann! Weder der Kultur- noch der Kunsthistoriker wird irgend etwas Neues von Belang in dieser Schrift finden. Der Verfasser macht kaum einen ernstlichen Versuch zu einer richtigen künstlerischen Würdigung der von ihm betrachteten Werke und schon bei deren Beschreibung macht sich ein merkwürdiges Ungeschick in der Charakterisierung des Ganzen wie des Einzelnen bemerkbar. Nicht ein Wort zum Beispiel über die Entwicklung der norditalienischen Grabmalsform und ihre Bedeutung für die beiden Monumente.

Dazu ist auch der Text nicht frei von Naivitäten in der Ausdrucksweise. Gleich in der Einleitung wird der Leser durch ein Paradoxon überrascht: „Aus den edelsten, zartesten, am meisten verfeinerten Elementen desselben Kulturlebens entsprießt die Kunst. Vielleicht liegt es in diesem scheinbaren (!) Gegensatz und Auseinanderstreben von Kunst und Krieg (!!), wenn der kriegerische Einschlag in dem großen Teppich der Kunst bisher kunstgeschichtlich noch nicht genügend gewürdigt ist. Tatsächlich liegt kein Gegensatz, kein Auseinanderstreben vor." Mir scheint, daß zwischen „Kunst" und „Krieg" doch wohl ein Gegensatz besteht, und wenn wirklich der Krieg in den schönen Teppich einmal eingeschlagen hat, hat er immer ein großes Loch gerissen.... Gott bewahre uns vor der „kunsthistorischen Würdigung der kriegerischen Einschläge"!

Ueberhaupt ist „die reiche künstlerische Anregung, die durch die beiden Feldherren erwachsen ist" — wenigstens so wie dies der Verfasser annimmt — eine recht dürftige und das Buch hat den Beweis seiner Notwendigkeit nicht erbracht. Auf Seite 35 ist „die Frage zu beantworten": „Ist der Gattamelata Donatellos der Gattamelata der Geschichte und Wirklichkeit?" Da wir nun in den folgenden Seiten viel über die gebuckelte Kandare, Achselstücke usw. erfahren, so wird auf Seite 41 wieder die Frage nötig: „Ist der Gattamelata Donatellos der Gattamelata der Geschichte und Wirklichkeit", wozu dann der folgende Satz ergänzend einfällt, um dasselbe nochmals zu fragen! Es fehlt dem Text an der klaren Herausarbeitung organisch sich entwickelnder Gedanken und andrerseits vermißt man, abgesehen von jeder weiteren entwicklungsgeschichtlichen Idee, auch die Erörterung aktueller kunstgeschichtlicher Fragen, wie beispielsweise das Verhältnis Lionardos zu dem Reiterbild des Colleoni. Die Schilderung historischer Ereignisse ist wenigstens mit klaren, einfachen Worten zu geben versucht, um so unglücklicher ist der Verfasser dagegen da, wo er über die Kunstwerke spricht: „Der kraftvollste Bildner der Florentiner Frührenaissance lebte sich in der Wiedergabe dieser kraftvollen Persönlichkeit als statuarischer Künstler aus, ein nach dramatischer Wucht hinstrebender Maler wie Mantegna trat ihm als einer geschichtlichen Größe künstlerisch näher." (?) Der Sockel des Colleoni ist eine „im besten Sinne des Wortes elegante und klassisch zu bezeichnende Schöpfung". Für eine kultur- und kunstgeschichtliche Studie doch eine etwas dürftige Charakterisierung!

München. Fritz Burger.

Esquisse Historique de la Littérature Française au Moyen Age. (Depuis les Origines jusqu'a la fin du XVe siècle par *Gaston Paris*. Paris 1907. Librairie Armand Colin. X. 319 p.

Mit der vorliegenden historischen Skizze der französischen Literatur des Mittelalters ist das letzte umfangreichere Werk

von Gaston Paris zur posthumen Veröffentlichung gelangt. Diese Skizze bildet einerseits ein kostbares Seitenstück zu dem 1905 bei Hachette in dritter Auflage erschienenen trefflichen Manuel, jedoch mit dem tiefgreifenden Unterschiede, daß der Stoff diesmal nicht wieder nach Dichtungsgattungen gruppiert sondern chronologisch geordnet ist, andrerseits wird die frühere Darstellung bedeutend vervollständigt durch die Hinzufügung eines wichtigen Zeitraumes, der von der Thronbesteigung der Valois bis zum Beginn der Kriege mit Italien reicht. Mit vollem Recht wird dieser viel Neues bringende Abschnitt (der die Jahre 1328—1498 umfaßt) im Vorwort von den Herausgebern als besonders wertvoll gebührend hervorgehoben „Cet âge intermédiaire qu'illustrent Froissart, Eustache Deschamps Christine de Pisan, Alain Chartier, Charles d'Orléans Antoine de la Sale, Chastellain, Commines. Villon, avec une production théâtrale brillante et diverse, du Gratelin à la Passion est d'autant plus utile à connaître qu'il dégage des habitudes d'esprit nouvelles, plus libres, plus critiques par où la Renaissance est préparée en même temps que la bourgeoisie assoit la nation."

Zu der englischen Ausgabe des Jahres 1902 (Mediaeval French Literature in der Taschenformat-Sammlung der Temple Primers) bietet die französische Veröffentlichung wesentliche Abweichungen: erstlich sind viele in der Eile untergelaufene Irrtümer beseitigt, zweitens bedeutende Zusätze ermöglicht, die in dem knapp begrenzten englischen Format in Wegfall kamen; drittens sind viele erläuternde Anmerkungen hinzugetreten, viertens hat der Text eine übersichtliche Gliederung in numerierte Paragraphen erfahren; fünftens findet sich ein Index zur Gebrauchserleichterung.

Nochmals sei zum Schlusse nachdrücklich auf die beiden letzten Abschnitte des wertvollen Handbuches („Période de la Guerre de Cent Ans" und „Le Quinzième Siècle après la Guerre de Cent Ans") hingewiesen: mit ihnen ergänzt der unerreichbare Kenner der mittelalterlichen französischen Literatur schmerzlich empfundene Lücken des bisherigen Wissens.

Den Herausgebern gebührt wärmster Dank. Sie haben sich keine Mühe verdrießen lassen. Insbesondere hat M. Paul Desjardins die schon zu Lebzeiten des unvergeßlichen Meisters begonnene Redaktion ebenso sorgsam wie pietätvoll zu Ende geführt. Auch Paul Meyers treue Freundesliebe ist der wichtigen Publikation in gewohnter Selbstverleugnung unermüdlich zu Hilfe gekommen.

München. M. J. Minckwitz.

Kosmisches Leben im Werden und Vergehen. Ein Vortrag von Dr. A. Drescher. Mainz 1906. Kommissionsverlag von H. Quasthoff, Mainz.

Zwei Theorien streiten seit einiger Zeit in der Kosmogonie um den Vorrang: Die alte Kant-Laplacesche Nebularhypothese und die neue „Meteoritentheorie", zu der wohl der vor einigen Jahren verstorbene Naturphilosoph und Mystiker [illegible] durch das [illegible] gewendete, an sich gewiß auch hier plausible „Prinzip der indirekten Auslese" den Grund gelegt hat. Während nach der erstgenannten Theorie aus einem rotierenden, glühenden Urnebel (der Sonnenatmosphäre), der in langsamer Abkühlung begriffen ist, infolge der mit zunehmender Rotationsgeschwindigkeit beständig wachsenden Fliehkraft sich allmählich größere oder kleinere Teile ablösen, deren jeder dann durch Abkühlung im Weltenraum zu einem [illegible] Planeten wird, [illegible] schen Theorie die Bildung der Planeten gleichsam aus „Keimen" — aus (größeren) Meteoriten, an welche infolge von Gravitation, also durch Adsorption, immer mehr kosmische Masse sich anlagerte. Im Gegensatz zur Nebularhypothese beginnen also nach dieser Theorie die Weltkörper ihr kosmisches Dasein als kalte Massen, deren Temperatur jedoch mit ihrem durch fortdauernden Meteoritenaufstutz hervorgerufenen Wachstum beständig zunimmt und die so schließlich zu „Sonnen" werden. In ganz analoger Weise entstehen durch Adsorption die Planeten, die jedoch ohne Ausnahme infolge des Widerstandes, dem sie in dem mit staubförmigen Massen erfüllten Weltenraum begegnen, schließlich in die Sonne stürzen müssen. Durch den Zusammenstoß zweier Sonnen aufeinander werden endlich beide „gesprengt" und die Bruchstücke (Meteoriten, Staubwolken) beginnen den Kreislauf von vorn.

Verfasser ist ein überzeugter Anhänger dieser zum Teil von ihm noch weiter ausgebauten Theorie. Kann man dieser letzteren wenigstens insoweit eine gewisse Berechtigung kaum absprechen, als das Prinzip der indirekten Auslese im Sinne Darwins — wonach in einem beliebigen Planetensystem alle in instabilen Bahnen kreisenden Körper nach und nach von dem Zentralkörper, bezw. von den in stabilen Bahnen sich bewegenden Planeten aufgesaugt werden müssen — eine durchaus plausible Ergänzung der Kant-Laplaceschen Nebularhypothese bildet, auch dessen Einführung manche bisher noch bestehenden Schwierigkeiten beseitigt werden, so wird man sich doch schwerlich entschließen können, den teilweise wohl viel zu weit gehenden Schlußfolgerungen, die Verfasser namentlich im zweiten Teil seiner Arbeit zieht, rückhaltlos zuzustimmen.

München. K. Oertel.

Ueber naturgemäße Therapie. Von Geheimen Medizinalrat Dr. Goldscheider. Leipzig 1906. Georg Thieme.

„Von altersher hat man den als den wahren Arzt gepriesen, der der Natur ihre Geheimnisse in der Heilung der Krankheiten ablauscht, sie unterstützt, wo sie durch eigene Kraft nicht zum Ziele gelangt, sie ersetzt, wo sie gänzlich versagt, und sie einschränkt, wo ihre Maßregeln zu überwuchern drohen." In diesem Satz, der von dem genialen Erfinder der Stauungstherapie, Bier, stammt, ist die Richtung angegeben, in welcher der moderne Arzt vorzugehen hat. Wir wissen, daß der Krankheitsprozeß ein Lebensprozeß unter veränderten Bedingungen ist und kommen mehr und mehr dazu, uns mit der längst überwundenen Naturphilosophie eingehend zu beschäftigen. In ihr liegt ein großes Stück Wahrheit verborgen, wenn sie auch vielfach übertrieben hat. Nichts ist unzweckmäßig in der Natur, aber die Zweckmäßigkeit der Verrichtungen des kranken Organismus hat ihre Grenzen. In dieser Grenze beginnt das Reich der ärztlichen Kunst. Sie hat die Aufgabe, natürliche Vorgänge zu regulieren. Damit ist die Aufgabe des Arztes nicht eingeengt, sondern vielmehr auf eine höhere Stufe gehoben, wie Goldscheider in seinem interessanten Vortrage auseinandersetzt.

München. F. C. Müller.

Geschichte des preußischen Ingenieur- und Pionierkorps von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Jahre 1886. — Auf Veranlassung der kgl Generalinspektion des Ingenieur- und Pionierkorps und der Festungen nach amtlichen Quellen bearbeitet von Hermann Frobenius, Oberstleutnant a. D. — Band 2: Die Zeit von 1870 bis 1886. Mit 5 Plänen, 1 Tafel, 21 Textzeichnungen, Namenregister und 30 Anlagen. Berlin Druck und Verlag von Georg Reimer. 1906. (6 M, geb. 7 M.) 480 Seiten.

Der in den Kreisen der Ingenieur- und Pionier-Offiziere erwartete 2. Band der obengenannten Geschichte ist noch vor Ablauf eines Jahres nach Erscheinen des 1. Bandes herausgekommen. Er schließt sich nach Inhalt und Ausstattung seinem Vorgänger würdig an und macht dem überaus fleißigen Verfasser alle Ehre. Da die beiden Bände neben der Entwicklungsgeschichte auch sehr interessante kriegsgeschichtliche Details enthalten, so sollte das Werk von den Angehörigen aller Waffen einem ernsten Studium unterzogen werden und dürfte daher in keiner militärischen Bibliothek fehlen.

München. M. Bösmiller.

Allgemeine Rundschau.

Das Alter des Heraion und das Alter des Heiligtums von Olympia.

Unter diesem Titel bringen die Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und der historischen Klasse der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften einen höchst wichtigen Akademievortrag Furtwänglers, in dem er Dörpfelds in den Athenischen Mitteilungen 1906, S. 210 ff. aufgestellten umstürzenden Hypothesen zurückweist. In diesem Aufsatz, „Das Alter des Heiligtums von Olympia" hatte Dörpfeld den nachmykenischen, von Furtwängler „europäisch-geometrisch" genannten, Stil in die mykenische und vormykenische, die Dipylon-Vasen und was mit ihnen zusammenhängt, um ein Jahrtausend oder mehr zurückversetzt. Der europäisch-geometrische Stil ist nach Dörpfeld der der alten „Achaeer", der mykenische wird wieder zum phönikischen Stil. —

Dörpfeld hatte im Frühjahr 1906 in der Cella und dem Opisthodom des Hera-Tempels und beim Pelops-Heiligtum kurze Grabungen vorgenommen, wobei, wie in den zitierten Athenischen Mitteilungen ausführlich geschildert ist, in der untersten Schicht kleine, einfarbige Topfscherben, mehrere Bronzen, zwei kleine Tiere, eine Schale und vor allem eine 23 Zentimeter hohe Statuette eines nackten, nur mit Gürtel bekleideten, behelmten Kriegers gefunden wurden, die sicher der Zeit vor Erbauung des Tempels angehört und in der Dörpfeld den neben Hera verehrten Mann, Zeus, sehen will. Dieser Bronze widmet Paul Steiner in der gleichen Doppelnummer der Athenischen Mitteilungen eine ausführliche besondere Abhandlung, in der er sie ziemlich vage als früher als im Anfang des 6. Jahrhunderts vor Christus entstanden bezeichnet. Dagegen kann Furtwängler

in den zitierten Münchener Sitzungsberichten in ausführlichen Deduktionen und mit sicheren Parallelen dieser Bronze einen sehr bestimmten und genau umgrenzten Platz in der Entwicklung der frühgriechischen Kunst zuweisen: hinter dem geometrischen Stil und vor den ausgebildet archaischen Werken, also in die erste Hälfte des 7. Jahrhunderts. Somit kann der Heraion-Bau nicht vor die zweite Hälfte des 7. Jahrhunderts gesetzt werden, vor welcher Epoche es auch architektonisch ganz unverständlich gewesen wäre, wie Furtwängler an dieser Stelle (Beilage 1906, Nr. 175, S. 5, Anzeige von Koldewey und Puchstein „Die griechischen Tempel in Unteritalien und Sizilien") schon betont hatte. Daran ändern auch die unter dem Heraion noch gefundenen Scherben handgemachter unbemalter oder mit geritzten Verzierungen versehenen Gefäße nichts, die in nachmykenischer Zeit in Griechenland noch vielfach im Gebrauch waren. In Olympia war man in Beziehung auf Keramik überhaupt allezeit recht anspruchslos. Uebrigens war in der ältesten Zeit des Heiligtums in Olympia, wie die Ausgrabungen der tiefsten Schicht gezeigt hat, das Eisen in vollster Verwendung, während alle mykenischen Funde, die zudem in Olympia ganz und gar fehlen, in die Bronzezeit gehören. — Auch in den homerischen Gedichten ist Eisen ein ganz familiäres, nicht besonders kostbares Metall, aus dem die meisten Werkzeuge, wenn auch nicht die Waffen, hergestellt werden (s. Andrew Lang: Bronze and Iron in Homer Rev. Arch. 1906 I. S. 280 ff., und desselben jüngst erschienenes Buch „Homer and his age"). Aber Dörpfeld ist ganz in seinen „homerisch gleich mykenischen" Ideen befangen, und bekanntlich verficht er auch die Hypothese, daß die homerische Dichtung mit Ithaka die Insel Leukas gemeint habe (über den „gegenwärtigen Stand der Ithakafrage" vergleiche die treffliche Zusammenstellung von H. Draheim in der Wochenschrift für klassische Philologie 1906). In der Ebene von Nidri auf Leukas, ebenso bei Chortata hat nun Dörpfeld genau dieselbe Topfware zusammen mit Bronzen gefunden, wie jetzt unter dem Heraion. Was schließt er nun? Nidri, das die Heimat des Odysseus für ihn sein muß, gehört in die mykenische Zeit; also sind die untersten Schichten in Olympia auch früh in das zweite vorchristliche Jahrtausend zu setzen. Denn wenn die Funde von Nidri, Chortata und Olympia nicht so alt sind, ist es doch nichts mit einer Stadt des Odysseus in Nidri auf Leukas. Dagegen haben Furtwänglers Deduktionen einleuchtend nachgewiesen, daß die ältesten Funde in Olympia von der Wende des zweiten zum ersten Jahrtausend datieren, daß sich der nachmykenisch-geometrische Stil von da an bis ins 8. Jahrhundert entwickelte und im 7. Jahrhundert in den archaisch-griechischen Stil überging.

M.

Kleinere Mitteilungen.

-rt- **Neuer Komet 1907, a.** Nach einer soeben eingegangenen Zirkulardepesche der Kieler Zentralstelle für Kometentelegramme ist am 9. März, abends 10 Uhr, von dem Astronomen der Sternwarte in Nizza, M. Giacobini, vermutlich auf photographischem Wege, ein neuer Komet — der erste dieses Jahres — entdeckt worden. Die für das angegebene Datum gültigen Entdeckungspositionen sind samt ihren täglichen Aenderungen folgende:

Rektaszension = h 4m 31s; tägl. Aenderung = — 3m 8s
Deklination = — 18° 21′ „ „ = + 0° 57′.

Der neue Komet, der nach Angabe des Entdeckers einstweilen sehr lichtschwach ist (seine Helligkeit entspricht der eines Fixsterns 11. Größe), steht also gegenwärtig im Sternbild des Großen Hundes; in Anbetracht seiner nach Nordwesten gerichteten Eigenbewegung wird er jedoch demnächst die Sternbilder des Einhorns und des Orion durchkreuzen und im Stier anlangen. Er steht für die Beobachtung gegenwärtig zwar ziemlich günstig, kann aber vorläufig nur mit ganz großen Fernrohren beobachtet werden.

Dr. N. **The Royal Society of Medicine.** Eine altehrwürdige Einrichtung soll in England verschwinden oder vielmehr umgewandelt werden. Es gab bisher bekanntlich zwei große und zahlreiche kleinere medizinische wissenschaftliche Gesellschaften in London. Die ersteren sind das Royal College of Physician und das Royal College of Surgeons. Je nach der, durch schwierige schriftliche, aber doch nicht sehr wissenschaftliche Prüfungen zu erlangenden Mitgliedschaft bei der einen oder anderen haben die vornehmsten Aerzte in England den Titel M. R. C. P. bezw. F. R. C. S. oder auch beide zusammen. Nun soll eine Verschmelzung dieser und der übrigen ärztlichen Gesellschaften Londons sich vollziehen. Für diese neue Gesellschaft ist beabsichtigt, eine königliche Charter zu erlangen. Dazu muß aber vorher die Gesellschaft einen Namen haben. Ueber diesen wurde jüngst beraten. Es wurde vorgeschlagen, die neue Gesellschaft „Royal Academy of Medicine" zu nennen in Anbetracht dessen, daß überall der Name Akademie üblich sei, für rein wissenschaftliche Gesellschaften. Auch „Royal Medical and Surgical Society" wurde vorgeschlagen. Man überlegte auch, ob „Society" überhaupt der richtige Ausdruck wäre und Johnsons alte Autorität mußte sogar herhalten, um zu bestätigen, daß Society eine Vereinigung vieler aus einem gemeinsamen Interesse bedeutet. Nach Ablehnung der „Academy" mit 86 gegen 75 Stimmen wurde der Beschluß gefaßt, daß die neue Gesellschaft „The Royal Society of Medicine" genannt werden sollte. In ihrem Besitz werden dann die hervorragend wertvollen Sammlungen der beiden alten Gesellschaften übergehen, die in London beim Mangel an einheitlichen staatlichen, medizinisch wissenschaftlichen und Unterrichtssammlungen das größte Material vereint aufweisen. Denn die Sammlungen der einzelnen Spitäler und Colleges weisen nur das Notwendigste auf.

Personalien. Auf eine 25jährige Tätigkeit als akademische Lehrer können die Münchener Universitätslehrer Professor Dr. Oskar Eversbusch, Ordinarius für Augenheilkunde und Vorstand der Ophtalmologischen Klinik und Poliklinik, sowie der Gynäkologe Honorarprofessor Dr. Max Stumpf zurückblicken. — Sein 25jähriges Jubiläum als ordentlicher Professor der Staatswissenschaften an der Berliner Universität feiert dieser Tage Dr. oec. pol., jur. et phil. Gustav Schmoller. — In Constantine (Algerien) starb kürzlich Herr Motylinski, der hervorragende Leiter der dortigen arabischen Hochschule, wahrscheinlich an den Folgen einer Reise, die er im vergangenen Sommer in das Gebiet der Tuareg unternommen hatte, um die Sprache dieses Stammes zu studieren.

Hochschulnachrichten.

* **Karlsruhe.** An der Technischen Hochschule hat sich Dr. H. Hausrath, Assistent am Elektrotechnischen Institut, mit einer Probevorlesung über die experimentelle Bestimmbarkeit elektrischer Größen als Privatdozent habilitiert.

* **Leipzig.** Der außerordentliche Professor an der hiesigen Universität, Dr. Emil Krückmann, ist als ordentlicher Professor der Augenheilkunde und Direktor der Augenklinik nach Königsberg berufen worden, wo er den nach Bonn übersiedelnden Geh. Medizinalrat Professor H. Kuhnt ersetzen soll.

hc. **Dresden.** Der kgl. Baurat Kurt Diestel ist zum ordentlichen Professor an der hiesigen Technischen Hochschule mit dem Lehrauftrag für Bauformenlehre der Antike, künstlerische Perspektive und Einrichtung öffentlicher Gebäude ernannt worden an Stelle des im Oktober 1906 verstorbenen Professors K. Weichardt.

ar. **Berlin.** Als zweiter Roosevelt-Professor wird im nächsten Winterhalbjahr der Präsident der Yale-Universität zu New-Haven (Connecticut) Arthur Twining Hadley seine Lehrtätigkeit an der Berliner Universität aufnehmen. Hadley bekleidete von 1886 bis zu seiner Präsidentenwahl die Professur der politischen Wissenschaften. Er schrieb über Eisenbahntransport, seine Geschichte und seine Gesetze, über die Beziehungen zwischen Privateigentum und öffentlicher Wohlfahrt über die Erziehung der amerikanischen Bürger, über Freiheit und Verantwortlichkeit.

hc. **Göttingen.** Der Lektor der französischen Sprache an der hiesigen Universität, Edmond Vermeil, scheidet am 1. April 1907 aus seiner gegenwärtigen Stellung aus.

* **Gießen.** Der Privatdozent und Assistenzarzt an der Medizinischen Klinik, Dr. v. Tabora, gibt, wie man uns mitteilt, mit Ablauf des Wintersemesters seine Stelle auf, um nach Straßburg überzusiedeln.

hc. **Kiel.** Der praktische Arzt Dr. med. Heinrich Schade in Kiel hat sich mit einer Schrift: „Medizinisch-katalytische Studien" in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität als Privatdozent für das Fach „Physikalische Chemie in ihrer Anwendung auf die Medizin" niedergelassen.

hc. **Prag.** Bestätigt wurde Dr. jur. Bruno Kafka als Privatdozent für österreichisches Privatrecht an der hiesigen deutschen Universität — Dr. Arne Novák hat sich an der tschechischen Universität für deutsche Literaturgeschichte habilitiert.

Jahrgang 1907. München, Donnerstag, 14. März. Nummer 62.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der auszugsweise Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 25 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 5.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Umgestaltung der Zivilrechtspflege. (Schluß.) Von Oberlandesgerichtsrat Dr. F. Schierlinger (München).

Die Ursachen der Größe und des Niederganges der Hansa. (Schluß.) Von Prof. Dr. G. F. Preuß (München).

Dringliche Aufgaben der vor- und frühgeschichtlichen Forschung in Bayern. (Arbeitsprogramm des Verbandes bayerischer Geschichts- und Urgeschichtsvereine.)

Bücher und Zeitschriften.

Gotthard Lehmann: Die intellektuelle Anschauung bei Schopenhauer. — Friedrich Muckle: Saint-Simon und die ökonomische Geschichtstheorie.

Allgemeine Rundschau.

Gehirnanhang und Nierentätigkeit.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Umgestaltung der Zivilrechtspflege.

(Schluß.)

Ein ungleich gewichtigeres Bedenken ist bezüglich der durch die Dezentralisation bedrohten Rechtseinheit erhoben worden. Es ist hier kurz auf das Rechtsmittelsystem einzugehen, welches die Reformvorschläge einführen wollen; jedoch soll unter Absehen von dem allzu radikalen und u. E. ganz undurchführbaren System Holtgrevens („Recht", 1906 Nr. 22) nur der Mügelsche Plan, den auch Riesser u. a. größtenteils gutheißen, erörtert werden. Dieser setzt neben die in den Strafprozeßentwürfen vorgesehene landgerichtliche Berufungskammer eine (dreiköpfige) zivilrichterliche, an welche die Berufung gegen die Urteile des Amtsrichters und des Adickes-Mügelschen Landrichters gehen soll. Ueber die Revisionen gegen die landgerichtlichen Berufungsurteile entscheiden Dreimännersenate des Oberlandesgerichts; das Reichsgericht prüft dessen Erkenntnisse auf ihre Uebereinstimmung mit seiner eigenen und mit der Rechtsprechung der übrigen Oberlandesgerichte nach und entscheidet über gewisse sich hieraus, insbesondere auch aus Ueberweisung von Zweifelsfragen seitens der Oberlandesgerichte ergebende Revisionen.

Wir lassen hier unerörtert, ob der an sich sehr beachtenswerte Gedanke einer allgemeinen Nachprüfung aller Urteile der 28 deutschen Oberlandesgerichte durch eine Deputation von je zwei Reichsgerichtsräten praktisch durchführbar ist, auch wenn die alsdann sicher unberechtigte Schranke der jetzigen Revisionssumme (2500 M) aufrecht bleibt. Uns scheint schon der Unterbau Mügels wenig zweckmäßig. Was für Strafsachen seinen guten Sinn haben mag, die durch Vereinfachung der Kostenfrage gewährte Erleichterung der Berufung, ist für Zivilsachen ein bedenklicher Luxus: man züchtet geradezu die frivolsten Berufungen, wenn Partei und Anwalt, vom Einzelrichter des Landgerichts abgewiesen oder verurteilt, bloß an die nächste Türe des gleichen Stockwerkes zu klopfen brauchen, um eine nochmalige Verhandlung ihrer Sache zu erlangen. Von unserem Standpunkte der gemäßigten Reform aus, welche die Zivilkammer als erste Instanz fortbestehen läßt, würde natürlich die Erhebung der Schwesterkammer zur Berufungsinstanz über jene einen noch weniger erträglichen Gedanken darstellen; aber auch der Autorität des sonst so ideal gedachten Landrichters würde, wie gesagt, die Nachbarschaft der landgerichtlichen Berufungskammer sehr verhängnisvoll werden. Lassen wir es also vorerst bei dem bisherigen Instanzenzuge!

Nun fürchtet allerdings G. Schmitt nicht ohne Grund, es werde bei einer Verschiebung des Gros aller Prozesse (das sind die Sachen unter 1000 M, nach seiner Schätzung neun Zehntel aller Prozesse überhaupt) nach unten und bei Wahrnehmung der berufungsrichterlichen Funktion durch 175 Landgerichte in vielen Rechtsfragen eine starke Zersplitterung und Unsicherheit eintreten, die durch das bürgerliche Gesetzbuch erst vor kurzem angebahnte, noch sehr junge Rechtseinheit werde auf diesem Wege verloren gehen. Indessen beruht die Erhaltung der Rechtseinheit doch nicht auf Präjudizien allein, nicht einmal auf denen des Reichsgerichts; wer die Urteile kleinerer Landgerichte oder gar jene ländlicher Amtsgerichte in größerer Anzahl zu prüfen Gelegenheit hatte, wird gefunden haben, daß nur eine verschwindende Minderheit hiervon mit Rechtsfragen schwieriger Art befaßt ist, daß es sich in den weitaus meisten Fällen um bloße Beweisfragen handelt; die Rechtsfragen tauchen zumeist in jenen Fällen auf, die an größeren Verkehrszentren verhandelt werden, und man verfolgt sie zumeist nur in jenen Prozessen eingehender, bei denen die höhere Wertsumme den Instanzenweg lohnt. Es werden also auch bei erhöhter Amtsgerichtskompetenz die sogenannten interessanten Fälle vornehmlich an den Landgerichten größerer Städte und an den Oberlandesgerichten zur Entscheidung kommen. (Man sehe z. B., wie viel Beiträge zur „Rechtsprechung der Oberlandesgerichte" Berlin, Hamburg, Frankfurt, München, Dresden, im Vergleich zu kleineren Städten liefern.) Was aber von Urteilen der kleineren Gerichte bemerkenswert ist, findet seinen Weg in die Fachblätter ebenso gut, wie das Uebrige. Der Rechtseinheit förderlich wäre vor allem mehr Konzentration auf literarischem Gebiete: mit Sörgels „Recht" ist, soviel die Judikatur betrifft, ein sehr guter Anfang gemacht; nur bei gedrängtester Fassung und sorgfältigster Auswahl der mitgeteilten Entscheidungen kann sich der deutsche Jurist heutzutage noch auf dem Laufenden erhalten.

Die Entlastung der Landgerichte bezüglich der Zivilsachen ist, von allem anderen abgesehen, schon aus dem Gesichtspunkte der drohenden Mehrbelastung mit Strafsachen

in dem Augenblicke geboten, in welchem die Berufung in letzteren wieder allgemein zugelassen wird. Es will auf diesen Punkt nicht näher eingegangen werden, ebensowenig auf mancherlei Vorschläge mittels deren die eingangs aufgeführten Autoren die Zivilrechtspflege zu verbessern oder zu vereinfachen suchen (beachtenswert und sehr übersichtlich Riedner a. a. O., insbesondere S. 8 ff., 12 ff.; eingehend Stein, S. 92 ff.); erwähnt sei hier noch der meines Erachtens nicht sehr glückliche Gedanke Volkmars, den Amtsrichter und die landgerichtliche Zivilkammer darüber entscheiden zu lassen, ob die Berufungssumme von 100 Mark, bezw. die Revisionssumme von 2500 Mark im gegebenen Fall respektiert werden soll oder nicht. Gegen beiderlei Begrenzung der Rechtsmittel haben sich Fuld („Recht", 1907, S. 40) und Stein („Justizreform", S. 89) erklärt, und zwar, soviel die Bagatellsumme betrifft, im Interesse der kleinen Leute. Diesem Interesse könnte indessen Genüge geschehen, wenn lediglich für Arme jene Summe auf 25 oder 30 Mark herabgesetzt und darüber hinaus die Vertretbarkeit ihrer Berufung durch die zweite Instanz, wie bei jedem anderen Armenrechtsgesuch, geprüft würde.

An dieser Stelle mag im Hinblick auf den Hauptausgangspunkt unserer Ausführungen, die Richterkrafterspannis, noch eine auf die oberen Gerichte bezügliche Anregung besprochen werden; die schwächere Besetzung der Rechtsmittelinstanzen. So wenig wir uns von der erstinstanziellen Erledigung größerer Sachen durch den „Landrichter" neuester Ordnung versprechen würden, so entschieden stimmen wir dem Vorschlage bei, für die Berufung gegen landgerichtliche Urteile sich mit einem Kollegium von drei Richtern zu begnügen. Wird an den Landgerichten die erste Instanz mit jüngeren, die zweite mit älteren Räten — diese etwa unter Vorsitz des Präsidenten oder Direktors — besetzt, so ist kaum etwas dagegen zu erinnern, wenn die Urteile jener jüngeren Herren ihrerseits von nur drei, nicht wie bisher von fünf Oberlandesgerichtsräten oder gar unter Mitwirkung eines Senats- oder Oberlandesgerichtspräsidenten nachgeprüft werden. Dem Einwande Meyers („Recht", 1906, S. 792; ähnlich Stein, S. 78, der aber der Reduktion grundsätzlich zustimmt), die zwei Beisitzer würden mit den Vor- und Nacharbeiten einer Sitzung nicht fertig werden, begegnen wir, abgesehen vom Beispiel der Landgerichte, mit folgenden Vorschlägen: Man besetze die Senate der Regel nach nur mit Räten, lasse also den Vorsitzenden in einem Teil der Referate, wie dies auch jetzt schon vielfach geschieht, mitarbeiten, und wechsle, was beispielsweise in Bayern für viele Kollegialgerichte ebenfalls Regel, durch Beigabe eines weiteren Rates an jeden Senat mit Vorsitz und Beisitz ab; man lasse für Berufungssachen das Prinzip der Mündlichkeit, das für deren Mehrzahl anerkanntermaßen nur wenig paßt, entweder ganz fallen oder ersetze es wenigstens durch den Grundsatz der fakultativen Mündlichkeit: man vertraue endlich Beschwerden, Armenrechtsgesuche und dergleichen nur zwei Richtern an, die aber bei Meinungsverschiedenheit einen dritten beizuziehen haben.[1])

Kommen dann, wie fast allerseits befürwortet, nur Streitsachen über 1000 Mark ans Oberlandesgericht, so werden jene drei Richter mit dem bisher von vier bis fünfen bewältigten Pensum ohne Ueberanstrengung fertig werden.

Die Reduktion der reichsgerichtlichen Senate auf drei oder doch auf fünf Mitglieder hat ebenfalls viele Freunde; hierzu heute Stellung zu nehmen, wird indessen abgelehnt. Im ganzen wird man wohl Stein darin recht geben müssen, daß eine sehr erhebliche Verminderung der Richterstellenzahl mit den kontinentalen Einrichtungen (Frankreich und Oesterreich haben noch relativ mehr Richterbeamte als Deutschland) kaum vereinbar ist. Ungleich mehr kommt es auf Steigerung der spezifisch-richterlichen Tätigkeit des Einzelnen und auf die Hebung seines Ansehens, seiner Autorität an.

Ebenso sei endlich für die hier vertretenen Reformvorschläge der allgemeine Vorbehalt gemacht, daß gleichzeitig mit deren Verwirklichung einerseits jene Verbesserungen und Erleichterungen des Verfahrens in Zivilstreitsachen eintreten müssen, für die der Frankfurter Oberbürgermeister, seine Anhänger und seine Kritiker sich ziemlich einmütig ausgesprochen haben (namentlich Steins Vorschläge sind sehr beachtenswert), — anderenteils auch die äußere Stellung des Richters mit allen jenen Mitteln gehoben und befestigt werden muß, welche vor kurzem an dieser Stelle die „Briefe eines bayerischen Richters" (Beilage Nr. 220, 249, 261 von 1906, Nr. 20 von 1907) klar und eindringlich dargelegt haben. Geschieht dies alles, so wird die deutsche Justiz ihre hohe Aufgabe im Geiste der modernen Rechtsentwicklung auch dann zum Heile des Volkes erfüllen können, wenn ihre Hierarchie — was Adickes hier zugestanden werden möge — einige Grade weniger zählt.

München. F. Schierlinger.

[1]) Dies läßt auch Meyer, „Recht" 1906, S. 720, gelten; bezüglich der Mündlichkeit hat er ganz andere Ansichten als Referent, der sich z. B. auf Heilfron, ebenda S. 1122, Riedner a. a. O. S. 12 ff., Rausnitz, Zur Wschr. 1903, S. 173, v. Heinitz, D. J.-Z. 1906, S. 58, berufen kann.

Die Ursachen der Größe und des Niederganges der Hansa.

(Schluß.)

Gewiß war das System der hansischen Handelspolitik nicht frei von engherziger Einseitigkeit gewesen; die Art, wie sie Privilegien und Monopole erwarben und durch skrupellose Niederwerfung jeglicher Konkurrenz zu behaupten suchten, wie sie selbst für sich weiteste Freiheit der Meere beanspruchten, diese aber anderen herrisch zu verschließen strebten, war so wenig wie möglich geeignet, Freunde zu werben. Auch der hohe Ruf ihrer kaufmännischen Redlichkeit hat zuletzt Schaden gelitten. Allein was die Hansen auch gesündigt haben mögen — etwas Brutales und in hervorragendem Maße Egoistisches ist ja der erfolgreichen Handelspolitik aller Zeiten eigen gewesen —, es wurde doch bei weitem überboten durch das, was sie selbst von Engländern und Niederländern, Dänen, Schweden und Russen in den Tagen ihrer Schwäche zu erfahren hatten.

Wohl hielt Lübeck auch den Bundesmitgliedern gegenüber mit unbeugsamer Zähigkeit an seinen Stapelrechten fest. Wir wissen heute längst, daß Stapel zur Gründung und Sicherung eines jungen Handels durchaus notwendig sind, daß sie aber den Tod jeder freien und allgemeinen kommerziellen Entwicklung bedeuten. Man wird solchen Weitblick billigerweise von den Hansen nicht verlangen dürfen, am wenigsten da, wo, wie bei Lübeck, der eigenste Vorteil die Aufrechterhaltung des Stapels gebieterisch zu fordern schien. Auf der anderen Seite haben sie die Entwicklung des Handels doch auch mannigfach gefördert. Sie waren es, die zuerst, um ihres Zwischenhandels willen, das Dogma des freien Handels unter neutraler Flagge aufgestellt haben; jene Forderung, die dann unter dem Schlagwort: le pavillon couvre la marchandise von den Holländern verteidigt wurde und heute allgemeine internationale Anerkennung gefunden hat.

Die Frage, weshalb die Hansen ohnmächtig waren, sich ihrer erstarkten Gegner zu erwehren, führt uns von selbst zur Betrachtung der inneren Ursachen ihres Niederganges. Was die einzelnen Glieder zusammengeführt und lange zusammengehalten hat, der Nerv des ganzen Bundes, war der allen gemeinsame Handelsgeist, die Erkenntnis gegenseitiger Unentbehrlichkeit. Dieser Geist hat dem Ganzen in der Kölnischen Konföderation vom Jahre 1367 eine notdürftige Verfassung gegeben, allein eine straffe Organisation aller Kräfte durchzuführen vermochte er nicht.[11]) Auch in den besten Zeiten war der Bund locker gefügt, die Einigkeit nie sehr groß gewesen. Wie hätte es auch an inneren Spaltungen und Reibereien fehlen können in einer Genossenschaft, die sich aus so heterogenen Elementen zusammensetzte. Was hatten im Grunde außer dem Handelsvorteil die niederländischen Städte gemeinsam mit denen der weit entlegenen Ostseeländer, die Seestädte mit den Binnenstädten, die Reichsstädte mit den Territorialstädten? Hätte Lübeck seine angestrebte Hegemonie durchgeführt, wäre das gewiß der inneren Einheit des Bundes zugute gekommen. Aber dagegen sträubte sich die begreifliche Eifersucht der anderen. Die zahlreichen Sonderinteressen mußten um so nachdrücklicher und anspruchsvoller hervortreten, je weiteren Spielraum die Bundesverfassung den vier Quartieren und innerhalb dieser den einzelnen Kommunen gewährte. Der Ernst der Zeiten hätte erhöhte Opferwilligkeit und Einmütigkeit erfordert, statt dessen regten sich allerorten eigensüchtige Bestrebungen. Man betonte die Zugehörigkeit zum Bunde, falls es Vorteile versprach, entzog sich aber gern allen lästigen Verpflichtungen. So kam es, daß die Hanse keinen einzigen Krieg in ihrer Gesamtheit geführt hat, wie sie auch keinerlei gemeinsames Feldzeichen oder Siegel besaß. „Was fehlte, war die alles zusammenhaltende Kraft." Die Tagfahrten wurden bald immer spärlicher besucht, die Streitigkeiten über Kontributionen und jährliche Bundesabgaben, das sogenannte Pfundgeld, nahmen kein Ende. Auch dadurch arbeitete man den Gegnern in die Hände, machte man sich unfähig, die eigene Politik auf die Höhe der allgemeinen Entwicklung im Norden zu erheben. Denn im innersten Zusammenhang hiermit verfiel die maritime Wehrkraft.

Man erkannte im Bunde wohl die eigene innere Schwäche, und aus diesem Gefühle der Unterlegenheit erklärt sich die zuletzt recht friedfertige Politik. Ehedem war das anders gewesen. Da hatte dem Bunde das Schwert sehr locker gesessen. Ein Vergleich nach dieser Richtung hin mit den Holländern müßte sehr zum Nachteil der letzteren ausschlagen, denn gerade in ihren glücklichsten Zeiten haben diese mit aller Zähigkeit am Frieden festgehalten. Wie es Boreel, der Freund Jan de Witts, aussprach: „Frieden in allen Landen und jederzeit, weil unsere Kommerzien überall hingehen." Das war nicht die Gesinnung, der im realen Machtkampfe Erfolge beschieden sind. Den Hansen freilich ist sie zuletzt durch ihre Schwäche aufgenötigt worden.

Nichts lag eigentlich näher, als die Hilfe gegen die nationalen Staaten, welche die Hanse nicht mehr in sich selber fand, auf anderer Seite zu suchen, und zwar beim Reiche. Dessen Schwäche und Zersplitterung war einst die Veranlassung für den festeren Zusammenschluß der städtischen Handelskommunen gewesen, jetzt wurde ihnen diese Tatsache verhängnisvoll. Das Reich hätte der Hanse keine Reserven bieten können, selbst wenn es gewollt hätte; jene Umwandlung der dynastischen Staaten in festgefügte nationale Gebilde hatte es nicht mitgemacht.

Von Anfang an war aber außerdem die Zugehörigkeit der Hanse zum Reiche eine sehr lockere gewesen. Innerhalb Deutschlands hat sie niemals gemeinsame Privilegien besessen, so wenig sie jemals als Institution dem Reichsverbande angehörte. Sie ging ihre eigenen Wege und diese führten sie nach dem Auslande. Mit den auswärtigen Gewalten haben sich die Hansen geschlagen und vertragen, ohne zu dem einen oder anderen die Zustimmung von Kaiser und Reich einzuholen.

Man hat vielfach gemeint, daß das Reich sich sogar feindlich gegen den Bund gestellt habe. Die an die Hanse gerichteten Verbote König Sigismunds, dem man sonst wohl einiges Verständnis für den Bund zugesteht, mit Venedig Handel zu treiben, scheinen es zu bestätigen.[12]) Die stark antistädtische Tendenz der Goldenen Bulle traf auch die Hanse. Daß schon auf dem Kölner Reichstage 1512 Klagen gegen alle Monopolgesellschaften laut geworden sind, ist bekannt. Ebenso bekannt ist es, wie die Reformatoren gegen die Unsittlichkeit der Anhäufung großer Reichtümer gewettert haben, wie dann Verbote gegen die Monopolgesellschaften in die Wahlkapitulation Karls V. 1519 und seitdem über zwei Jahrhunderte hindurch in jede weitere Wahlkapitulation aufgenommen wurden. Zwar ist neurdings nachgewiesen worden, daß darin nicht, wie bisher angenommen, eine besondere Spitze gegen die Hanse zu erblicken sei;[13]) aber ebensowenig dürfen wir in den weiteren Kreisen der deutschen Bevölkerung, am allerwenigsten in den oberen regierenden Schichten, irgend ein Interesse an der Erhaltung des Bundes voraussetzen. Als sich in höchsten Nöten die Hanse an den Reichstag wandte, zum erstenmal 1576, um Hilfe gegen die Gewalttätigkeit der Schweden, dann 1582 zur Abwehr der sich in Deutschland einnistenden Engländer, geschah es wohl von vornherein ohne rechte Aussicht auf Erfolg. Weitblickendere mochten vielleicht ahnen, daß mit der Hanse auch viel eigenartiges und entwicklungsfähiges deutsches Leben gefährdet war, allein die Allgemeinheit versagte sich dem Notruf, sowie man zu Worms 1578 teilnahmslos geblieben war, als der heldenhafte Waffengefährte Wilhelms des Schweigers, Marnix von St. Adelgonde, der deutschen Reichsvertretung sein „Tua res agitur" entgegengeworfen hatte.

Das Reich hatte die Entwicklung der europäischen Staaten zu nationalen Gemeinwesen und einheitlicheren Wirtschaftskörpern nicht mitgemacht. Wohl aber die deutschen Territorialgewalten. Und das war ein weiteres Unglück für die Hanse. Das aufstrebende Landesfürstentum war der städtischen Autonomie wenig günstig. Man weiß, mit welcher Hartnäckigkeit von beiden Seiten der Kampf geführt wurde. Gerade die Hanse, in der ein Heinrich Julius von Braunschweig nichts anderes als „eine verbotene Konspiration und Rottierung" erblickte, war den Fürsten ein Dorn im Auge. Fast zwei Jahrhunderte hindurch hat die Hansestadt Braunschweig ihre Rechte gegen die herzogliche Gewalt verteidigt, um zuletzt doch zu unterliegen. War aber die wirtschaftliche Territorialpolitik vielfach der Gegner selbständiger Stadtwirtschaft, so erscheint sie auf der anderen Seite als der Wohltäter jener Kommunen, die sich der Landeshoheit gebeugt hatten. Letzteres, wie man weiß, im eigensten Interesse; je reicher die Landstädte, um so reicher der Fiskus. Beider Interessen

[11]) Noch in der letzten Auflage von Roschers System der Nationalökonomik III (7. Aufl. 1899) 192 findet sich übrigens der doch wohl veraltete Vorwurf, daß die Hansa vor allem deshalb niedergegangen sei, weil sie sich in ihren Handelsbedingungen und Verkehrsformen der neuen Zeit nicht konformiert habe.

[12]) Stieda, Hansisch-venetianische Handelsbeziehungen im 15. Jahrhundert (Rostock 1894).

[13]) Frensdorff, Das Reich und die Hansestädte; in: Ztschr. d. Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte (Weimar 1899).

fallen im selben Maße zusammen, als der Ständestaat dem fürstlichen Einheitsstaate weichen muß. In der landesväterlichen Fürsorge hat manche Hansestadt Ersatz für das gefunden, was ihr an selbständiger Bedeutung verloren gegangen.

Von der Kraft der national aufstrebenden Mächte des europäischen Nordens allerorten geschlagen, ihrer Privilegien rechtlos beraubt und aus ihren Handelsniederlassungen vertrieben, im Innern ohne festen Zusammenhang der einzelnen Glieder, von Kaiser und Reich verlassen, von den heimischen Fürsten bedrängt, so vermochte die Hanse ihrem Schicksal nicht länger zu entgehen. Bereits am Ende des 16. Jahrhunderts ist sie eine gefallene Größe; als hilfloses Wrack steuert sie in die Stürme des Dreißigjährigen Krieges. Alle ihre weiteren Lebensäußerungen, wie nach Wallensteins Siegen der auftauchende Gedanke einer Vereinigung mit der Casa d'Austria zur Schöpfung einer neuen, die Schweden ausschließenden Machtstellung in der Ostsee, oder die unmittelbar nach dem Westfälischen Frieden einsetzenden wiederholten Versuche des Großen Kurfürsten, eine ostindische Kompagnie zu gründen, deren Sitz Hamburg werden sollte, sie tragen den gleichen hypokratischen Zug. „Es gibt" — so sagt Sartorius, der alte Historiker der Hanse — „von der Zeit an so gut als keine hansische Geschichte mehr, nur eine Geschichte des Verfalls der einzelnen dem Bunde weiland verwandten Kommunen."

Im Westfälischen Frieden werden die „Civitates Anseaticae" noch an der Seite des Kaisers aufgeführt, allein als Genossenschaft spielte der Bund keine Rolle mehr. In ihren besten Zeiten war die Hanse, obwohl schon damals, wie später die Niederländer, eine „Großmacht ohne Land", doch der feste Damm gewesen, der den europäischen Norden von deutscher Erde ferngehalten. Langsam sank er in sich zusammen, und über Norddeutschland brach wie eine Sturmflut fremde Macht und fremder Einfluß herein. Niederländer und Engländer werden die Herren der deutschen Märkte, die Schweden legen sich vor die Odermündung, Pommern dient ihnen als Staffel zur Großmacht, die deutschen Ströme aber werden nach des Großen Kurfürsten berühmtem Worte „fremder Nationen Gefangene". Auch für die Hanse gilt die Klage, die der Zusammenbruch der holländischen Weltmacht dem Dichter Vondel entrissen hat:

Opgaan, blinken en verzinken,
Is het lot van ieder staat.[14])

Das Jahr 1669 hat die letzte Tagsatzung des Bundes gesehen. Nicht als ob die wenigen Teilnehmer das geahnt oder gar beabsichtigt hätten. Nach zeitraubenden Redekämpfen war man in leidlichem Frieden auseinandergegangen, altem guten Brauche treu nicht ohne kräftigen Abschiedstrunk. Der als Vertreter anwesende Kölner Syndikus v. Falkenberg hat das für wichtig genug gehalten, um seine Aufzeichnungen über den Tag hiermit zu schließen: „Darauf ein trenklein weins hinbracht und einer dem andern eins zugebracht."[15])

Und doch könnte man das Jahr 1669, wenn irgend eines, wohl am ehesten als das Todesjahr des Bundes bezeichnen. In der Idee bestand die Hanse zwar noch weiter. 1670 riet Leibniz, „die Kommerzien durch Restabilierung der Hansestädte wieder aufzurichten", in Friedensschlüssen begegnet sie uns noch mehrfach bis tief ins 18. Jahrhundert hinein, aber tatsächlich war sie längst ausgeschieden aus der Reihe der Lebenden. Von dramatisch bewegten und erschütternden Szenen war ihr Sterben nicht begleitet; ohne jede offizielle Auflösung, in aller Stille, so wie sie einst ins Dasein getreten, so ist sie auch wieder aus der Geschichte geschieden.

Wer heute über die Geschicke der Hansen spricht, braucht mit diesem trüben und trostlosen Bilde nicht zu schließen. Schon in der Zeit ihres Niederganges sehen wir, wie sich verheißungsvolle neue Kräfte zum Lichte drängen, alte verschüttete Quellen wieder aufrieseln. Den hohen Ruf hansischer Seetüchtigkeit wahrend und mehrend, hat Hamburg, die alten, stolzen Traditionen pietätvoll pflegend, die Rivalität gegen Glückstadt, die Konkurrenzgründung Christians IV. von Dänemark,[16]) siegreich bestanden und ist im 19. Jahrhundert emporgetragen durch die Gunst der Lage und glückliche Begabung seiner weitblickenden Bürgerschaft auch in ehrenvollen Wettkampf mit den Nationen eingetreten, die einst den alten Bund niedergerungen und Deutschland wirtschaftlich beherrscht hatten. Unter dem endlich gewonnenen Schutze einer starken Reichsgewalt hat die Elbestadt im freien Spiele der Kräfte ihre Flagge auf sich unermeßlich weitendem Gebiete zu einer kommerziellen Geltung geführt, die hinter jener der Hanse in deren engen Bereichen nicht allzuweit zurückbleibt. Und gewiß stehen wir hier an keinem Abschluß. Weit eher am Anfang einer Entwicklung, die zum zweitenmal und im höheren Sinne den alten, heute fast verschollenen Wahrspruch der Hanse verwirklichen möge: „Unser Feld ist die Welt."

München. G. F. Preuß.

[14]) Zit. bei Lamprecht aus d. Zeiten holländischer Größe und ihres Verfalles; in: Neue Jbb. f. d. klass. Altert. IX.

[15]) Vgl. Wohlwill, Die Verbindung d. Hansestädte und die hanseatischen Traditionen seit der Mitte d. 17. Jahrhunderts; in: hans. Geschichtsblätter 1899 (Jahrg. 1900) 42.

[16]) Es sei wenigstens auf die jüngste Publikation verwiesen: Detlessen. Die städtische Entwicklung Glückstadts unter König Christian IV.; in: Ztschr. d. Gesellsch. f. Schleswig-Holsteinische Gesch., 36 (Kiel 1906).

Dringliche Aufgaben der vor- und frühgeschichtlichen Forschung in Bayern.

(Arbeitsprogramm des Verbandes bayerischer Geschichts- und Urgeschichtsvereine).

Es ist hinlänglich bekannt, daß der Schutz und die Erforschung unserer bayerischen vor- und frühgeschichtlichen Altertümer bisher nicht in der Weise betätigt werden konnte, wie es wissenschaftliche Kreise für notwendig hielten. Tief bedauerlich ist die nachgerade unbestreitbare Tatsache, daß viele, auch öfters in der Presse gerügte Mißstände bereits zu unersetzlichen Verlusten in dem Bestande unserer heimischen Bodendenkmale geführt haben. Um so beschämender, wenn man sieht, welche Erfolge anderwärts in Deutschland auf diesem Gebiete in den letzten Jahrzehnten erzielt wurden!

Der tiefere Grund dieser, trotz versuchten Widerspruchs nicht abzuleugnenden Mißstände beruht einmal in dem Fehlen eines brauchbaren Denkmalschutzgesetzes, dann in dem Fehlen eines energisch organisierten archäologisch-prähistorischen Landesdienstes mit fachmännisch geschulten Arbeitskräften, in dem Fehlen eines klaren unter vollständiger Beherrschung der Aufgaben heimischer Altertumsforschung in Bayern aufgestellten Arbeitsprogramms; endlich durch das Fehlen eines geeigneten Zusammenschlusses der auf diesem Gebiete tätigen freiwilligen Mitarbeiter und Korporationen. Die beiden ersten Forderungen werden hoffentlich in absehbarer Zeit, gefördert durch private Anregungen (auch in der Presse), seitens des Staates in einer allseitig befriedigenden Weise Erledigung finden.

Die Notwendigkeit eines wirksamen Zusammenschlusses aller in dieser Richtung tätigen Faktoren hat bereits wiederholt in Deutschland durch Gründung von entsprechenden größeren Ver-

händen Ausdruck gefunden, man erinnere sich nur an den in den Rheinlanden tätigen südwestdeutschen und nordwestdeutschen Verband der historischen und Altertumsvereine. Auch in Bayern haben sich endlich aus den gleichen Beweggründen dank einer von Nürnberg ausgegangenen Anregung fast alle an der prähistorischen Landesforschung beteiligten Vereine und Institute zu einem Verbande bayerischer Geschichts- und Urgeschichtsvereine zusammengeschlossen.

Dieser Verband hatte trotz seines kurzen Bestehens bereits mehrfach Gelegenheit, sich mit wichtigen Aufgaben zu befassen. So sah er sich bereits vor einigen Monaten genötigt, einen ausführlichen Organisationsentwurf für den prähistorisch-archäologischen Landesdienst und seinen Ausbau, sowie jüngst ein eingehendes Arbeitsprogramm für die vordringlichen Arbeiten der Aufgaben der heimischen vor- und frühgeschichtlichen Forschung auszuarbeiten und beide dem kgl. Staatsministerium und der Akademie der Wissenschaften zu überreichen. Der Inhalt sei im folgenden wiedergegeben.

*

I. Bereits in dem oben erwähnten Organisationsprogramm hat der Verband verlangt, daß in Zukunft staatlich veranlaßte oder subventionierte Untersuchungen mehr nach einheitlichen wissenschaftlichen Gesichtspunkten sich gestalten sollen, um der bisherigen verderblichen Zersplitterung der Mittel vorzubeugen. Der Verband hat bereits früher darauf hingewiesen, wie manchmal sehr zum Schaden der Sache die Verteilung der Gelder ohne bestimmten Plan erfolgte und nicht selten durch die Zersplitterung bis auf kleinste Beträge von 50 M eine ersprießliche Tätigkeit unmöglich wurde. Ein größeres Unternehmen mit einem bestimmten wissenschaftlichen Ziel wurde wohl überhaupt bis jetzt nicht zur Ausführung gebracht.

Ein wirkliches Arbeitsprogramm kann sich nach der Meinung des Verbandes nicht auf eine Aneinanderreihung der verschiedenen prähistorischen Arbeiten beschränken. Die Aufgaben der prähistorischen Archäologie als solche sind bekannt und oft genug eingehend erörtert worden. Was unserer heimischen Forschung not tut, ist eine gewissenhafte Sichtung der vordringlichen und wichtigsten Aufgaben von den weniger vordringlichen, unter eingehender Berücksichtigung der Personen, welche mit diesen Arbeiten zu betrauen, und der Wege, welche einzuschlagen sind. Auch das kgl. Staatsministerium dürfte ein Programm wünschen, das sich auf jene dringenden Aufgaben beschränkt, die nach Maßgabe der verfügbaren Mitteln demnächst bewältigt werden können. So ist zum Beispiel die von einer anderen Seite vorgeschlagene Untersuchung der vorrömischen, römischen und frühmittelalterlichen Siedlungen und Befestigungen in dieser allgemeinen Fassung schon allein ein so ausgedehntes Programm, daß viel bedeutendere Geldmittel abgesehen von den Arbeitskräften zur Verfügung stehen müßten, um ihm gerecht zu werden.

II. Bevor man bestimmte positive Arbeitsvorschläge macht, wären zunächst jene Untersuchungen zu bezeichnen, die in den meisten Fällen nicht vordringlich sind und auf spätere Zeit verschoben werden können. Vor allem verlangt der Verband die Einschränkung einer besonders beliebten Art von Untersuchungen, mit der bis jetzt die prähistorische Forschung in Bayern sich vielfach überhaupt begnügte, nämlich das plan- und systemlose Ausgraben von Hügelgräbern, besonders wenn es sich um intakte Anlagen handelt, für deren Oeffnung vielleicht gar keine augenblicklichen wissenschaftlichen Interessen vorliegen.

Bekanntermaßen entspringt der Urgeschichtsforschung wenig Nutzen, wenn, wie es meistens geschieht, von einer Nekropole ein oder zwei Hügelgräber untersucht werden, die häufig genug für die zeitliche Zuteilung der ganzen Nekropole oder für die Besiedlungsgeschichte der betreffenden Gegend durchaus kein ausreichendes und zuverlässiges Material bieten, ja nicht selten zu ganz übereilten und unrichtigen Schlüssen Veranlassung gaben. Etwas anderes ist die Sache, wenn ein Verein oder ein Einzelforscher die vollständige aber auch exakte Untersuchung einer ganzen Nekropole nach einem ganz bestimmten wissenschaftlichen Gesichtspunkte übernehmen und durchführen kann, wie es z. B. die Sektion für Urgeschichte der naturhistorischen Gesellschaft in Nürnberg getan hat.

Im übrigen ist dringend zu wünschen, daß alle intakten Hügelgräber, die sich in geschützter Lage befinden, d. h. auf Staats-, Gemeinde- oder Stiftungsgrund und in Wäldern liegen oder auf waldfreiem Boden, der nicht zur Ackerkultur verwendet und nicht durch Zusammenlegung der Grundstücke und Kultivierung bedroht ist, unangetastet bleiben und vielmehr gegen jeden Eingriff in gewissenhafte Obhut genommen werden, bis ein geeignetes Denkmalschutzgesetz zustande gekommen ist.

Die Gründe, welche diese Forderung geraten erscheinen lassen, sind sehr naheliegend. Allerhand Liebhaber, Sammler, sog. Altertumsfreunde und nicht zum letzten Agenten fremder Anstalten, die, man möchte sagen nach dem antiquierten Prinzip der früheren Raritäten- und Kuriositäten-Kammern ihre Bestände zu vermehren suchten, haben die Reihe unserer erhaltenen Grabhügel bedenklich gelichtet. Zurzeit liegen leider Beispiele vor, daß Forstbeamten selbst die Hügel in den Staatswäldern zerstören ließen, um Material zu Straßenbauten, Pflanzengärten usw. zu gewinnen, daß Forstbeamte die Erlaubnis zu Ausgrabungen in Staatswaldungen an Private gaben, daß selbst höhere Verwaltungsbeamte ohne jede sachverständige Assistenz Hügelgräber ausbeuteten, daß insbesondere Gemeindeverwaltungen ohne bezirksamtliche Genehmigung Bodenaltertümer auf Gemeindeboden plündern, beschädigen oder beseitigen ließen.

Die Zahl der wirklich unberührten, für die wissenschaftliche Untersuchung in erster Linie geeigneten Objekte ist in den letzten Jahrzehnten mehr zusammengeschmolzen, als man vielfach ahnt. Man möge diese traurige Tatsache nicht zu gering einschätzen. Da aber auch die angeblichen Untersuchungen durch die obenerwähnten Kreise häufig genug einer totalen Vernichtung der betreffenden Anlagen gleich kam, ist der Rest mit um so größerer Sorgfalt zu behandeln. Wir wissen übrigens nicht, ob selbst unsere exaktere Hügelgräberuntersuchung, selbstverständlich völliges Abtragen der Hügel mit den genauesten Fundprotokollen, der wissenschaftlichen Kritik unserer Nachwelt genügt. Wir können nicht einmal ahnen, welche Fortschritte die für die Grabungen nötigen technischen Hilfsmittel, die Photographie, die Konservierungsmittel machen. Ersparen wir uns den Vorwurf vielleicht schon der nächsten Generation, daß wir mit ungenügenden Mitteln und ohne hinreichende Erfahrungen den Denkmälerbestand so geschmälert haben, daß eine spätere wissenschaftliche Behandlung und Nachprüfung der gerade besondere Schwierigkeiten bietenden Hügelgräber den Boden verloren hat. Aus den gleichen Beweggründen läßt man auch bei anderen archäologischen Untersuchungen größeren Stils im Süden, z. B. in Troja, bestimmte Partien eines in Untersuchung genommenen Objektes unberührt und sucht sie unverletzt für die Forschungen einer späteren Generation zu erhalten. Der Verband betont, daß gerade diese tiefer liegenden wissenschaftlichen Gründe eine Beschränkung der Hügelgräberuntersuchungen dringend geraten erscheinen lassen.

Die Hügelgräberuntersuchung soll dadurch keineswegs sistiert oder gar verpönt werden. Die Fälle, wo es gilt, eine Gruppe von Hügeln nach einem bestimmten Gesichtspunkt, wie eben oben angedeutet wurde, zur Lösung eines topographischen Problems systematisch zu untersuchen, die Fälle, wo ein durch Terrainarbeiten oder sonstige Einflüsse gefährdeter Tumulus vor der Vernichtung durch Abtragen gerettet werden muß, werden später immer noch so zahlreich sein, daß Material genug zu Gebote steht. Auf den letzteren Punkt wird weiter unten unter VI. 1 nochmals Beziehung genommen werden.

Was der Verband vor allem verhindern will, sind jene gedankenlosen Gelegenheitsgrabungen teils aus Langweile, teils aus Neugierde. Wir sehen hier ganz ab von jenen schamlosen Professionsgräbern oder Raubgräbern, ebenso von den simplen Schatzgräbern, die ja bekanntlich nur verwüsten. Ihnen

wird das Handwerk durch die zu erhoffende neue Organisation ohnehin wohl erschwert werden. Nein, auch viele andere Hügeluntersuchungen, für die nicht gerade Eigennutz und Gewinnsucht geltend gemacht werden können, blieben besser unausgeführt.

Immer wieder und in der letzten Zeit mit bedenklicher Häufigkeit mußte die Tatsache konstatiert werden daß Pfarrer, Lehrer, Gutsbesitzer, Förster usw. in ihren Mußestunden sich plötzlich für die Hügelgräber ihrer Gegend interessierten. Statt sich jedoch mit der verdienstvollen äußeren Erforschung, mit der genauen Eintragung in den Flurplan zu begnügen, schreitet man gewöhnlich ohne genügende theoretische und praktische Schulung und ohne Herbeiziehung einer wissenschaftlichen Assistenz, leider sogar gelegentlich mit staatlichen Mitteln, zur Oeffnung des Hügels. Das Resultat ist, selbst wenn mit Vorsicht gearbeitet wird, meist ohne großen Wert. Die Funde, in ihrer Unansehnlichkeit gewöhnlich von enttäuschender Wirkung, werden einige Zeit aufgehoben und verschwinden dann spurlos.

Der Verband sieht sich veranlaßt, solchen verderblichen Spielereien mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten. Kein Verein, kein Sachverständiger sollte sich mehr für solche Grabungen ohne besonderen Anlaß und ohne besonderen Plan gewinnen lassen, der Staat aber soll für solche Untersuchungen, deren Notwendigkeit und richtige Durchführung nicht außerhalb jeden Zweifels steht, niemals mehr Geld bewilligen.

Neben der Einschränkung der Hügelgräberuntersuchungen glaubt der Verband noch verschiedene Aufgaben der prähistorischen Forschung, welche teilweise von anderer Seite in den Vordergrund gerückt wurden, als momentan weniger vordringlich bezeichnen oder ganz und gar auf spätere Zeiten verschieben zu müssen. Es sollen selbstverständlich hierdurch jene Arbeiten durchaus nicht als wissenschaftlich minderwertig oder gar unnötig charakterisiert werden. Lediglich die Rücksichtnahme auf die augenblicklich vorhandenen Mittel und Arbeitskräfte zwingt uns zur Beschränkung auf das vorläufig Notwendigste.

So empfiehlt er im allgemeinen die Zurückstellung der Untersuchung von Erdwerken speziell von solchen, die auf geschützten Boden liegen und für deren Erforschung, nicht wie nachher unter VI. 4 gezeigt werden soll, augenblickliche wissenschaftliche Gründe maßgebend sind. Intensiver Schutz und stete Ueberwachung sind hier vorerst das Wichtigste.

Als weniger vordringlich, soweit besondere und erhebliche Auslagen damit verbunden wären, erachten wir die Untersuchung von römischen Straßen, von römischen Stationen, von Hochäckern, Trichtergruben, Erdkammern, Bergwerken, Höhlen. Bei der Untersuchung der letzteren (Höhlen) ist ohnehin ein komplizierteres Zusammenarbeiten von archäologisch und naturwissenschaftlich geschulten Kräften (Paläontologen und Zoologen) notwendig. Mit der Untersuchung von Straßenzügen, Hochäckern u. dgl. können sich einzelne Vereine auch ohne Aufwand größerer finanzieller Mittel zunächst privatim beteiligen.

Unbedingt auf spätere Zeiten zu verschieben sind die Untersuchung slawischer Niederlassungen und die Inventarisierung der somatischen Reste in den bayerischen Museen. Die letztere Arbeit ist nicht nur größtenteils vergeblich da, abgesehen von einigen Plätzen wie Regensburg, wo übrigens wichtige Vorarbeiten bereits geschehen sind, nicht viel zu inventarisieren ist und das Gefundene in keinem Verhältnis zu den Kosten steht, andrerseits diese Arbeit auch für die Erforschung der urgeschichtlichen Verhältnisse höchst problematisch ist. Würde man jetzt solche Dinge berücksichtigen, so würde minder Dringliches, ja Unwichtiges auf Kosten des Dringenden und Wichtigen bevorzugt, ein Fehler der nicht mehr gemacht werden sollte.

III. Aus den bei der Kommission für Erforschung der Urgeschichte Bayerns eingelaufenen Gesuchen der Vereine und Einzelforscher sind nach strenger und gerechter Prüfung auf ihre Wichtigkeit und Vordringlichkeit, sowie auf ihren Nutzen für die Gesamtforschung und auf die Möglichkeit der sachgemäßen Durchführung die in erster Linie zu berücksichtigenden auszuwählen.

Es müßten alle dilettantischen Bestrebungen und alle nur in beschränktem Grade nützlichen Untersuchungen ausgeschieden, lieber Weniges, aber Gutes geleistet, und minder Dringliches zurückgestellt werden. Die Vereine und Forscher müßten bei jeder Gewährung einer Unterstützung garantieren daß die Resultate ihrer Untersuchungen einem öffentlichen bayerischen Museum übergeben werden, welches die nötige Sicherheit für richtige Konservierung und Aufstellung bietet. Für gewöhnlich sollen die Funde jenen Lokal- und Provinzialmuseen gehören, in deren Gebiet sie gehoben wurden.

IV. Für unerläßlich hält der Verband die Einstellung einer finanziellen Reserve und die Abmassierung nicht verwendeter Mittel in das Programm. Der Verband hat diese äußerst wichtige Maßregel schon in seinem Organisationsprogramm verlangt. Gerade der Mangel eines Reservefonds hat eine Reihe jener bedauerlichen Vorkommnisse gezeitigt, die den Bestand unserer bayerischen Bodenaltertümer so schwer geschädigt haben. Auch das kaiserl. deutsche archäologische Institut besitzt in ausgedehntem Maße sowohl in seiner Abteilung für die klassische Kunst als insbesondere bei seiner Römisch-Germanischen Kommission solche Reservemittel, ja es könnte ohne dieselben nicht mit Erfolg arbeiten. Denn niemand darf bei archäologischen Forschungen, bei denen so oft zufällige Funde die größte Bedeutung gewinnen, sich in der Täuschung wiegen, er könne alljährlich einmal die nötigen Mittel verteilen, und dann doch noch später für Untersuchungen rechtzeitig kommen, deren dringende Notwendigkeit sich vielleicht genau vor 11 Monaten plötzlich herausgestellt hat.

Eine solche Reserve, die bei einem Jahresetat von 8000 M mindestens 2000 M betragen muß, ist notwendig:

a) zur Ermöglichung der Vornahme von Ausgrabungen, die während des Jahres plötzlich notwendig erscheinen und sich nicht voraussehen lassen, sei es, daß es sich, wie später unter VI. 2 gezeigt werden soll, um Aufdeckung von Gräbern oder aber um Wohnstellen u. dgl. handelt. Die meisten Aufgaben der Urgeschichtsforschung treten überhaupt plötzlich und unerwartet auf. Ist man nicht in der Lage, infolge Mangels an geeigneten Arbeitskräften und nötigen Geldmitteln, sofort einzugreifen, so fällt nicht selten das betreffende Objekt der Vernichtung anheim. Beispiele sind in genügender Anzahl vorhanden.

b) Nicht selten werden durch die fortschreitende Inventarisation Bodenaltertümer erst ausfindig gemacht, die ebenfalls vor der drohenden Vernichtung durch sofortige Untersuchung zu retten sind. Bis hier auf dem regelmäßigen Wege um Mittel nachgesucht werden kann und bis solche bewilligt werden, kann ein volles Jahr und mit ihm die rechte Zeit zur Arbeit vergehen.

c) Ein Reservefonds ist ferner notwendig zu Ankäufen von wichtigen Fundstücken, die plötzlich auf den Markt kommen und sofort entweder für die Staatssammlung oder für das betreffende Provinzialmuseum erworben werden müssen, wenn man sie nicht außer Landes oder in Privatbesitz kommen lassen will. Daß die beiden letzten Fälle gerade in Bayern sehr häufig sind, hat die Erfahrung jüngster Zeit gelehrt. Der Verband befürwortet jedoch damit keineswegs ein kritikloses Aufkaufen der Beute jener immer noch im geheimen tätigen Schatz- und Raubgräber.

d) Die Abmassierung von Geldmitteln ist nötig zur Vornahme größerer umfangreicher Untersuchungen von besonders wichtigen und lehrreichen Bodenaltertümern und Ueberresten der Vorzeit. Es sollen im folgenden unter VIII einige wichtige Untersuchungen, die für die nächsten Jahre in Betracht kommen könnten, genannt werden.

(Schluß folgt.)

Bücher und Zeitschriften.

Die intellektuelle Anschauung bei Schopenhauer. Dargestellt und kritisch beurteilt von Dr. Gotthard Lehmann Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. Bern, 1907. Scheitlin, Spring u. Cie.

Die Untersuchung gliedert sich zu gleichen Hälften in einen historischen und einen systematischen Teil. Weshalb der erste nur einleitende Teil, der in drei Kapiteln die Geschichte der intellektuellen Anschauung von Plato bis Schelling skizziert, so umfangreich ausgefallen ist, läßt sich nicht recht erklären, da uns Lehmann nichts Neues zu sagen weiß, sondern sich mit der Zusammenstellung eines obenhin geschärften Handbuchmaterials begnügt.

Im zweiten Teile der Arbeit, die deutlich den Einfluß Windelbands erkennen läßt, geht Lehmann, merkwürdigerweise ohne seine Vorgänger zu nennen, darauf aus, für die in den traurigen Anfängen der Schopenhauer-Literatur auftauchende und neuerdings von Windelband wieder aufgenommene These den Beweis zu erbringen, daß Schopenhauer die Hauptbegriffe seines Systems der intellektuellen Anschauung oder unmittelbaren Vernunftanschauung Schellings zu verdanken hat.

Ohne Zweifel ein Ergebnis von großer Tragweite, wenn man bedenkt, wie scharf Schopenhauer dieses Begriffes wegen seine Gegner gestriegelt hat. Wieder einmal steht also Schopenhauer als Denker gerichtet da, in geradezu jämmerlicher Blöße als ein querköpfiger Knasterbart, der nicht gewußt, was er gewollt hat, der in närrischer Scheuklappenseligkeit gegen ein gebildete Windmühlenflügel gerannt ist!

Ich fürchte beinahe, hiermit die Meinung des Verfassers getroffen zu haben. Denn sonst hätte ihn das mörderische Resultat seiner Schopenhauer-Forschung stutzig machen und dazu drängen müssen, seine Beweisstücke noch einmal auf die Goldwage zu legen und ebenso hellsichtig wie bei Schopenhauer in seinen eigenen Gedankengängen auf Sophismen und Erschleichungen zu fahnden. Und hierbei wäre es vor allem nötig gewesen, den Begriff der intellektuellen Anschauung zu definieren, ihn reinlich gegen verwandte Begriffe abzugrenzen, ad sodann daraufhin zu prüfen, auf welchem Schmuggelwege und in welch abgefeimter Vermummung sich für ihn die Möglichkeit ergäbe, sich unbemerkt in die scharfkontrollierte Gedankenwelt Schopenhauers einzuschleichen und hier ebenso unbemerkt ein geradezu tyrannisches Regiment zu entfalten.

Diese einfache Ueberlegung wäre allein schon ausreichend gewesen, um einerseits den Verfasser davor zu bewahren, einen Philosophen vom Schlage Schopenhauers wie einen Abcschützen seines Faches zu behandeln, sowie andrerseits die Haltlosigkeit aller bisherigen Versuche, dies Kuckucksei dem Philosophen ins Nest zu schmuggeln, ins hellste Licht zu setzen. Und damit wäre die an Verdächtigungen, Entstellungen und schulmeisternder Aberweisheit übervolle Schopenhauer-Literatur um eine Legende ärmer geworden.

So aber hat sich der Verfasser durch die ebenso beliebte wie wertlose Methode der Widerspruchs- und Abhängigkeitsschnüffelei auf einen toten Strang locken lassen. Auch äußerlich wimmelt die Arbeit von Flüchtigkeiten.

Berlin. Max Sydow.

Saint-Simon und die ökonomische Geschichtstheorie. Ein Beitrag zur Dogmengeschichte des historischen Materialismus Von Friedrich Muckle. Jena 1906. Fischer.

Die vorliegende Studie eine Doktordissertation, ist ein Teil eines größeren Werkes, in dem es der Autor unternommen hat das Leben, den wissenschaftlichen Entwicklungsgang, sowie die philosophische und soziologische Denkarbeit des großen französischen Sozialreformers Saint-Simon zur Darstellung zu bringen. Während Paul Barth (Die Philosophie als Soziologie, S. 303 ff.) und andere die Sache so darstellen, als ob Marx zu dem, was er vorfand, „keine neuen Gedanken hinzugefügt" habe, schätzt Muckle die Verdienste Marx' unseres Erachtens viel richtiger ein, wenn er bekennt, daß dieser die mit Saint-Simon beginnende von Thierry Guizot, Mignet, Stein u. a ebenfalls angestrebte und in ihrem weiteren Ausbau geförderte realistische Auffassung des sozialen Lebens auf ihren schärfsten Ausdruck gebracht und die Grundlinien einer großartig gedachten Soziologie gezogen habe. (S. 44 ff.) Die fundamentalsten Theorien, die Marx dagegen seinen Vorgängen verdankt, wenn dieselben auch nicht als Bestandteile einer geschlossenen die immanente Gesetzmäßigkeit der sozialen Wirklichkeit in ihrer Totalität aufdeckenden Lehre auftraten, waren nach Muckle (S. 43) die folgenden: die primäre Stellung der Oekonomie und der Eigentumsverhältnisse im sozialen Leben die kausale Bedingtheit des politischen Fortschrittes durch den technologischen, überhaupt die Abhängigkeit der Ideen der einzelnen Gesellschaftsklassen von ihrem ökonomischen Interesse, selbst den Gedanken, daß die soziale Gesetzmäßigkeit vollständig in der der Oekonomie beschlossen ist, weiterhin die Bedeutung der auf wirtschaftlichem Untergrund beruhenden Klassenkämpfe für den Fortgang der sozialen Evolution, die besondere Art der sozialen Klassendifferenzierung in den einzelnen Epochen der Geschichte, die gewaltige Macht, die in dem Proletariat als einer typisch modernen Klasse verkörpert ist, die Unmöglichkeit, die gesellschaftlichen Verhältnisse zweckentsprechender Gestaltung entgegenzuführen, ohne Kenntnis ihrer Entwicklungstendenzen.

Erlangen. Rudolf Wassermann.

Allgemeine Rundschau.

Gehirnanhang und Nierentätigkeit.

Dr. N. Das Dunkel, das bis vor wenigen Jahren über der Bedeutung einiger längst gekannten Organe des menschlichen Körpers lastete, so der Schilddrüse der Nebenniere, der Thymusdrüse, der Nebenschilddrüse, des Gehirnanhanges (Zirbeldrüse), der Steiß- und Karotisdrüse, lichtet sich allmählich. Früher wußte man gar nicht, wozu diese Organe da sind. Die Schilddrüse zum Beispiel hielt man nur für einen Stromregulator des ins Gehirn fließenden Blutes. Jetzt hat man fast an allen höchst einflußreiche Eigenschaften entdeckt. Zwar sind sie noch nicht positiv festzustellen, wohl aber wissen wir durch die Ausfallerscheinungen, die eine Wegnahme der betreffenden Organe aus dem Körper hervorruft, daß sie äußerst lebenswichtige, nicht, wie man früher wohl anzunehmen pflegte, ziemlich überflüssige Organe sind. Es haben sich aus ihnen Stoffe extrahieren lassen, die in der einen oder anderen Richtung die Lebensvorgänge im Körper stark beeinflussen. So enthält die Schilddrüse eine Substanz, die von größter Bedeutung für Wachstum, Körperform und Intelligenz ist. Die Thymusdrüse beeinflußt die Knochenbildung usw. Vom Gehirnanhang wußte man nun bisher das Eine, daß sein Schwund, zum Beispiel durch Druck von seiten einer Geschwulst, zu jener merkwürdigen Wachstumserhöhung führt, die man als Akromegalie bezeichnet. Hände, Füße und Gesicht nehmen dabei monströs verdickte Formen und abschreckend vergrößerte Dimensionen an. In jüngster Zeit ist man wieder etwas weiter aufgeklärt worden über Einflüsse, die dieses Organ bezw. aus ihm extrahierte Körper auszuüben vermögen. Salmon in Florenz hat die Behauptung aufgestellt, daß die Ausscheidung des Gehirnanhanges Brom enthalte und in Zusammenhang stände mit der Erzeugung des Schlafes. Verkümmerung soll Schlaflosigkeit, übermäßige Entwicklung Schläfrigkeit erzeugen, Darreichung von Hypophysis-Extrakt Schlaflosigkeit beseitigen. Bezüglich dieser Angaben steht bis jetzt noch Bestätigung aus. Dagegen haben die in den Philosoph. Transact. of the Roy. Society of London veröffentlichten Experimente von Professor Schäfer und Dr. Herring Anspruch auf ernste Beachtung. Sie fanden, daß aus der Zirbeldrüse eine in Wasser lösliche, durch Kochen nicht zerstörbare Substanz sich ausziehen läßt, die eine eigenartige Wirkung auf die Nieren ausübt. Die Nierengefäße erweitern sich und aus dem Nierengewebe beginnt eine äußerst starke Ausscheidung von Harn. Einspritzung von nur 1 Kubikzentimeter einer 1prozentigen Lösung in eine Vene wirkt stärker als irgend eines der bekannten harntreibenden Mittel. Es ist nur äußerst merkwürdig, daß dieses so entfernt von der Niere gelegene, ursprünglich wahrscheinlich durch Ausstülpung eines Teiles der Rachenwände gegen das Gehirn hin entstehende Organ Einfluß auf die Niere haben soll. Nun ist allerdings eine Aehnlichkeit im Bau zwischen der Zirbeldrüse und der Nebenniere vorhanden. Aber diese hat gerade entgegengesetzte Funktionen. Denn ihr Extrakt, das „Adrenalin", bewirkt bekanntermaßen eine äußerst starke Zusammenziehung der Gefäße, so daß es als Blutstillungsmittel hervorragende Eigenschaften besitzt. Auch auf die Nierengefäße wirkt dieses Extrakt im Sinne starker Zusammenziehung und nur durch Blutdruckerhöhung, die es durch Gefäßverengerung im ganzen Körper erzeugt, kann es auch die Ausscheidung von Harn fördern. Man steht also vor einem neuen Rätsel: Zwei Organe, die in ihrem Bau ganz ähnlich sind, mit ganz entgegengesetzten Funktionen. Vielleicht erklärt es sich so, daß nur die scheinbar wesentlichen Teile, nämlich das Epithel, das heißt der eigentlich drüsenartige Teil in beiden gleich, daß der andere, schwieriger in seiner Gleichartigkeit zu kontrollierende „neuroepitheliale" Teil entgegengesetzt funktioniert und die in dem Drüsenteil vorgebildete Substanz erst in definitiver, ihm eigenartiger Weise umformt. So erklären sich die beiden Forscher einstweilen wenigstens den Widerspruch. Ob er damit gelöst ist? Jedenfalls ist es hochinteressant, daß auch in diesem rätselhaften Organ ein deutlich wirksamer Stoff nachgewiesen ist.

Kleinere Mitteilungen.

* **Neues von Sven Hedin.** Ein aus Schigatse vom 22. Februar datierter Brief des berühmten Tibetforschers ist dem Reuterschen Korrespondenten in Kalkutta zugegangen. Er enthält folgende Mitteilungen: Das Land zwischen dem Ngangtsesо und dem Bramaputra ist einer der interessantesten Teile Tibets. Das Plateau, das sich, bisher unbekannt, nach Süden zu erstreckt, ist eines der höchsten der Erde. Die Wasserscheide zwischen dem Ngangtsesо und dem Bramaputra liegt weiter nördlich, als man angenommen hatte, und das Land besteht aus dem verwickeltsten Labyrinth von Gebirgszügen und Flußläufen. Aus diesem Distrikt fließen dem Bramaputra große Ströme zu. Um Schigatse gibt es große Dörfer mit Tempeln und Gärten an der Nordseite des Flusses. Der Forscher reiste von Stanagbo auf einem Boote. Der Fluß führte Treibeis. Der Reisende traf fortwährend Boote mit Pilgern, die zu den Neujahrsfestlichkeiten nach Taschi Lumpo reisten. Der Reisende selbst wurde dort mit Herzlichkeit empfangen. Der Taschi Lama, der dort war, überschüttete ihn mit Freundlichkeiten, schenkte ihm Karawanen und Vorräte und erlaubte ihm, nach Herzenslust zu skizzieren und zu photographieren. Sven Hedin ist entzückt von dem Taschi Lama, mit dem er eine mehrstündige Unterhaltung hatte. Als der Reisende den erwähnten Brief schrieb, stand er im Begriff, wieder in unbekannte Gebiete aufzubrechen.

* **Archäologische Funde in Italien.** In Cattolica Eraclea auf Sizilien fand man das Grundgemäuer eines großen prächtigen, antiken Theaters. Es sind Ausgrabungen großen Stils angeordnet. — In Ancona legte man bei der Ausschachtung der Fundamente für das neue Ospedale Umberto zwei römische Gräber bloß, in denen zwei sehr schöne silberne Gefäße, verschiedene Aschenurnen, goldene Ohrringe mit Smaragden und ein goldener Ring mit geschnittenem Stein gefunden wurden. Der Direktor des Museums von Ancona, Pellegrini, mißt den Gegenständen hohen Wert bei und will sie in das dritte vorchristliche Jahrhundert setzen. Man gedenkt die Ausgrabungen weiter fortzuführen und hofft auf weitere Funde.

* **Der 24. Kongreß für Innere Medizin** findet vom 15. bis 18. April 1907 in Wiesbaden statt (Feier des 25jährigen Bestehens des Kongresses). Das Präsidium übernimmt Herr Geheimrat v. Leyden (Berlin). Folgendes Thema soll zur Verhandlung kommen: Am ersten Sitzungstage: Montag, den 15. April 1907: Neuralgien und ihre Behandlung. Referent: Herr Schultze (Bonn). Vorträge haben bis jetzt angemeldet die Herren v. Bergmann (Berlin): 1. Stoffwechselversuche zur Frage der Schilddrüsentherapie bei Fettsucht; 2. Ueber das Auftreten von Antikörpern bei Phosphorvergiftung; A. Bickel (Berlin): Ueber therapeutische Beeinflussung der Pankreassaftsekretion; Blum (Straßburg): Untersuchungen über Alkaptonurie; Brugsch und Schittenhelm (Berlin): Zur Stoffwechselpathologie der Gicht; Determann (Freiburg): Demonstration eines einfachen, sofort gebrauchsfähigen Blutviscosimeters; Dietz (Kissingen): Eine Neuerung an den pneumatischen Kammern, welche es ermöglicht, in verdünnte Luft auszuatmen; Engländer (Wien): Eine einfache Messung der Harntemperatur und ihre physiologische und klinische Bedeutung; Fritz Falk (Graz): Ueber Adrenalinveränderungen an den Gefäßen und deren experimentelle Beeinflussung; W. Falta und A. Gigon (Wien). Ueber Empfindlichkeit des Diabetikers gegen Eiweiß und Kohlehydrat; Franze (Bad Nauheim): Demonstration einer durchsichtigen Zeichenebene für Orthodiagraphie; Sigm. Gard (Wilmar): Ueber ein bisher unbekanntes pathognomostisches Symptom der Ischias; Gräupner (Bad Nauheim): 1. Ueber gesetzmäßige Bildung von Blutdruckkurven bei dosierter Arbeitsleistung; 2. Demonstration eines Ergometers für dosierte Arbeitsleistung mit verschiedenen Muskelgruppen; Grober (Jena). Massenverhältnisse des Herzens bei künstlicher Arteriensklerose; Franz Grödel III (Bad Nauheim): Zur Topographie des Magens; H. Gutzmann (Berlin): Zur Behandlung der Aphasie; E. Hirsch (Leipzig) und W. Spalteholz (Leipzig): Coronarkreislauf und Herzmuskel, anatomische und experimentelle Untersuchungen; Honigmann (Wiesbaden): Ueber Kriegsneurosen; Huismans (Köln): Zur Nosologie und pathologischen Anatomie der Tay-Sachsschen familiären amaurotischen Idiotie; v. Jaksch (Prag): Ueber chronische Mangantoxicosen; G. Klemperer (Berlin): 1. Zur Lehre von der Verfettung; 2. Zur Behandlung des akuten Gelenkrheumatismus; Kohnstamm (Königstein): Die Behandlung der Verstopfung mit fleischloser Ernährung; F. Kraus und H. Friedenthal (Berlin): Zur Physiologie der Organe mit innerer Sekretion; Paul Krause (Breslau): Zur Röntgen- und Injektionstherapie bei Trigeminusneuralgie und Ischias; Ernst Kuhn (Berlin): 1. Ueber Hyperämiebehandlung der Lungen mittelst der Lungensaugmaske; 2. Demonstration zum gleichen Thema; Karl Lewin (Berlin): Ein transplantables Rattenkarzinom mit Demonstrationen; Felix Lommel (Jena): Die Verwertung parenteral eingeführten Eiweißes im Tierkörper; Magnus-Alsleben (Jena): Ueber relative Insuffizienzen der Herzklappen; Ed. Müller (Breslau): Das proteolytische Leucocytenferment und sein Antiferment; Ed. Müller (Breslau) und Jochmann (Berlin): Demonstration einer einfachen Methode zum Nachweise proteolytischer Fermentwirkungen; Ortner (Wien): Zur Klinik der Herzarythmie, Bradycardie und des Stokes-Adamsschen Symptomenkomplexes; Pel (Amsterdam): 1. Paroxysmale Hämoglobinurie und Hyperglobulose; 2. Myasthenia pseudoparalytica und Hyperleucocytose; Ratner (Wiesbaden): Untersuchungen zur pathologischen Anatomie der Paralysen; Richartz (Frankfurt a. M.): Zur Frage des diagnostischen Wertes des Urobulinbefundes; Rimbach (Berlin): Die Massage bei den Erkrankungen des Blinddarmes und Wurmfortsatzes; Schlayer (Tübingen): Experimentelle Untersuchungen über nephritisches Oedem; Schlösser (München): Erfahrungen über medikamentöse Injektionen bei Neuralgien; Schloß (Wiesbaden): Experimentelle Untersuchungen über den Einfluß vegetabilischer Nahrung auf die Dauer und Intensität der Magensaftsekretion; Staehelin (Göttingen): Zum Energiehaushalte bei der Lungentuberkulose; Sternberg (Wien): Dynamometrische Studien; Straßburger (Bonn): Ueber den Einfluß der Aortenelastizität auf das Verhältnis zwischen Blutdruck und Schlagvolumen des Herzens; Treupel (Frankfurt a. M.): Der gegenwärtige Stand der Lehre von der Perkussion des Herzens; Wachenfeld (Bad Nauheim): Einiges über den Mechanismus der Zirkulationsorgane; Winternitz und v. Mering (Halle): Ueber den Einfluß verschiedener Substanzen auf die durch Ueberhitzung veranlaßte Temperatursteigerung; Ziegler (Breslau): Ueber die experimentelle Erzeugung und das Wesen der Leukämie.

Anmeldungen von Vorträgen sind zu richten an Geheimrat Dr. Emil Pfeiffer, Wiesbaden, Parkstraße 13, ebenso Anmeldungen zu der mit dem Kongresse verbundenen Ausstellung von Präparaten, Apparaten und Instrumenten, soweit sie für die innere Medizin von Interesse sind.

-er. Der **dritte Esperantisten-Kongreß** findet im Laufe des Monats August in England, und zwar in der Universitätsstadt Cambridge statt. Das englische Kongreß-Komitee hat zu diesem Zwecke bereits über 25.000 Mark gesammelt, und fortwährend laufen neue Beiträge ein.

* **Personalien.** Auf eine 25jährige Tätigkeit als ordentlicher Universitätsprofessor kann dieser Tage der Direktor der Frauenklinik an der Bonner Universität Geheimer Medizinalrat Dr. Heinrich Fritsch zurückblicken. — Sein 25jähriges Dozentenjubiläum feierte am 9. März der Ordinarius für neuere Kunstgeschichte an der Universität Leipzig Professor Dr. August Schmarsow.

⁂

Hochschulnachrichten.

* **Aachen.** Die an der Technischen Hochschule erledigte Professur für Mathematik wurde dem Professor Dr. Furtwängler von der landwirtschaftlichen Akademie in Poppelsdorf übertragen.

* **Berlin.** Der Leiter der zahnärztlichen Anstalt der Greifswalder Universität Professor Dr. Hermann Schröder ist zum etatsmäßigen außerordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden und wird am 1. April die durch den Abgang des außerordentlichen Professors Dr. Warnekros an der zahnärztlichen Anstalt erledigte Lehrerstelle einnehmen.

hc. **Königsberg.** Professor Dr. med. Emil Krückmann in Leipzig hat den Ruf an die hiesige Universität als ordentlicher Professor und Direktor der Augenklinik an Stelle des nach Bonn berufenen Geh. Medizinalrats Dr. Kuhnt angenommen.

hc. **Darmstadt.** Der ordentliche Professor der Mathematik an der Kieler Universität, Dr. phil. Lothar Heffter hat einen Ruf in gleicher Eigenschaft an die hiesige Technische Hochschule erhalten als Nachfolger des an die Berliner Technische Hochschule übersiedelnden Professors Dr. Georg Scheffers.

hc. **Hannover.** Der außerordentliche Professor an der Technischen Hochschule zu Braunschweig Dr. Karl Wieghardt hat einen Ruf als Professor für höhere Mathematik und Mechanik an die hiesige Technische Hochschule erhalten und angenommen.

Jahrgang 1907. München, Freitag, 15. März. Nummer 63.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellsche" mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M 1.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und für direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Peterſen in München-Solln.

Inhalt:

Zukunftsländer am La Plata. VI. Von Dr. Ludwig Munzinger (München).

Die Whitman-Legende. Von Dr. O. F. Lessing (München).

Dringliche Aufgaben der vor- und frühgeschichtlichen Forschung in Bayern. Arbeitsprogramm des Verbandes bayerischer Geschichts- und Urgeschichtsvereine. (Schluß.)

Bücher und Zeitschriften.

Rudolf M. Breithaupt: Musikalische Zeit- und Streitfragen. — Ludwig Schmitz: Aus dem Feldzuge 1870/71. — M. Luttenbacher: Nervenleiden, ihre Heilung durch psychische und physische Behandlung. — R. Nowicky und H. Mayer: Flüssige Luft.

Allgemeine Rundschau.

Der Sinn der Platonischen Zahl.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Zukunftsländer am La Plata.

Von Dr. Ludwig Munzinger.

VI.

Eine Urwalds-Industrie.

Die Quebracho-Industrie — auch einmal deutscher Unternehmungsgeist. — Raubwirtschaft. — Der Fabrikschlot im Urwald. — Don Carlos aus der Pfalz. — Die Obrajeros. — Hinterwäldlerisches Trucksystem. — Wilde Gesellen. — Die Quebracho-Extrakt-Gewinnung. — Betrieb mit „Hochdruck". — Ein Post-Idyll! — Das Arbeitermaterial. — Die werdende Stadt. — Bal champêtre.

Die Viehzucht, die im santafesinischen Chako betrieben wird, ist dort, wie schon hervorgehoben wurde, die sekundäre Form der Ausbeutung des jungfräulichen Bodens. Vor dem Estanziero zieht der Holzschläger im Dienste des Kapitals her. Seiner Axt fallen die eisenharten, in vielen Hunderten von Jahren zu knorrigen, rissigen Stämmen herangewachsenen Quebrachobäume zum Opfer. Und auf der Suche nach neuen Quebrachobeständen drangen mutige, an Entbehrungen gewöhnte Männer in den Dorn-Urwald des argentinischen Nordens vor und wurden so hier zu Kulturpionieren. Denn ihren Spuren folgten die blanken Stahlschienen, und damit war die wichtigste Vorbedingung für die Erschließung und Besiedelung dieser Landstriche gegeben.

Die industrielle Ausbeutung der ungeheuren, heute noch nicht annähernd schätzbaren Quebrachobestände Argentiniens und später wohl auch Paraguays und Ost-Boliviens hat sich aus kleinen Anfängen entwickelt. Es waren hauptsächlich deutsche Gerber, die in verschiedenen Orten am Paraná aufwärts ihr Gewerbe betrieben und hier zuerst auf den Quebrachobaum aufmerksam wurden, dessen rotes Kernholz einen hohen Prozentsatz an Tannin, d. h. einen wertvollen Gerbstoff, enthält. Sie sicherten sich große Landstrecken, schickten Tausende von Arbeitern in die Wälder und bald begannen die der Rinde und des weißen Splintes entkleideten Quebrachostämme ein bedeutsamer Exportartikel zu werden, der übrigens in Deutschland in kurzer Zeit die Eichenschälwaldkultur unrentabel machte. Im Lande selbst wurde der Quebracho zunächst weniger zur Tanningewinnung benutzt. Es entstanden vielmehr zahlreiche Sägewerke, die Bahnschwellen und Pfosten für die Drahtzäune schnitten. Ist doch das Quebrachoholz unverwüstlich und darum gerade für solche Zwecke ungemein geeignet. Abgesehen von dem sehr beträchtlichen Inlandsverbrauch, kamen im Jahre 1900 noch 155,000 Stück Bahnschwellen zur Ausfuhr, daneben 239,000 Tonnen Stämme und 5950 Tonnen Quebracho-Extrakt.

Mittlerweile war jedoch das Verfahren der Tannin-Extrahierung aus den Stämmen wesentlich vervollkommnet worden es gelang, einen immer höheren Prozentsatz an Extrakt vom Rohgewicht des Stammes zu gewinnen, und so ließ die Schwellenfabrikation nach, da das Material nun zu kostbar wurde Gleichzeitig begannen die im Lande ansässigen Eigentümer der Quebrachowälder, mehr und mehr ihre Sägewerke zu Extraktfabriken umzuwandeln und neue Werke dieser Art anzulegen. Damit steigerte sich auch die Extraktgewinnung im Lande selbst. Die Exportzahlen für Bahnschwellen sanken von Jahr zu Jahr, jene für Quebracho-Extrakt stiegen, bis im Jahre 1904 neben 253,000 Tonnen Stammholz 20,111 Tonnen Extrakt und nur noch 6000 Stück Schwellen ausgeführt wurden. Dieses ganze große Geschäft wurde bis in die letzten Jahre hinein fast ausschließlich von deutschen Händen betrieben. Erst neuerdings beginnt englisches und nordamerikanisches Kapital sich auch hier einzudrängen.

Man findet heute Extraktfabriken, deren Leitern meist auch die Organisierung der Aufbereitung von Stammholz für die Ausfuhr obliegt, allerorten auf dem rechten Ufer des Paraná bis hinauf nach Corrientes. Der Besuch eines solchen Werkes ist vom volkswirtschaftlichen wie wirtschaftsgeschichtlichen Standpunkt aus gleich interessant, und ich war daher sehr erfreut, als Don Canuto während meines Aufenthaltes auf der seiner Obhut anvertrauten Estanzia eines Tages das Schimmelpaar Loro (Papagei) und Cuervo (Rabe; lucus a non lucendo) vor den Jagdwagen spannen ließ, um mit mir nach der im Besitz der Compañia de Tanino de Santa Fé befindlichen Extraktfabrik „La Gallareta" (die Wasserente) zu fahren.

Durch lichten Dornwald, über Grasebenen, durch einen kleinen Fluß, über staubige Landstrecken, die dem armen Vieh auch kein Hälmchen Gras mehr boten, ging es, vorbei am Puesto La Golondrina (Die Schwalbe) über die Grenze der Estanzia hinaus in das ungeheure Gebiet der Compañia de Tierras de Santa Fé, die 600 Legua Land

= 15,000 Quadratkilometer (also nicht weniger als das Großherzogtum Baden) ihr eigen nennt.

In dem nun folgenden dichteren Urwald war so recht Gelegenheit, die Raubwirtschaft der Quebrachoschläger zu beobachten. Als ob ein fürchterlicher Sturm gehaust und die ältesten Bäume entwurzelt hätte, so sah es hier aus. Die Baumkronen, oft auch die Stämme selbst — wenn sich wider Erwarten das Kernholz als zu wenig gewichtig erwiesen hatte, als daß es die Mühe des Abschälens von Rinde und Splint lohnte — lagen in wildem Durcheinander, meist schon eingetrocknet, umher. Klagend ob der Menschen Gewinnsucht reckten sich die grauen dürren Aeste der gefällten Urwaldsbäume gen Himmel. Die Menschen aber hörten sie nicht, sondern waren eifrig damit beschäftigt, an einer anderen Stelle ihr Zerstörungswerk, dem hier kein Wiederaufbau wie im deutschen Wald folgt, fortzusetzen.

Nach beinahe vierstündiger Fahrt wurde plötzlich ein Sumpf, dessen Wasserdämpfe im Sonnenglast zuerst einen See vorspiegelten, sichtbar und dann bald auch der hohe Schlot und das Dach der Fabrik. Merkwürdig, höchst merkwürdig mutet ein solcher Anblick in dieser Umgebung, mitten in Urwald und Wildnis, an.

Vorbei an den Ranchos der Arbeiter und an einigen besseren Backsteinhäusern, fuhren wir bald darauf in den Hof des Anwesens, das der Fabrikleiter — gerente sagt man dortzulande — bewohnt. Die dienstbaren Geister, denen Don Canuto wohlbekannt war, führten uns sofort aufs Zimmer, wo wir es uns bequem machten und uns dann erst, — echt amerikanisch — auf die Suche nach unserem Gastfreund machten. In der Fonda, der Kneipe des Ortes, fanden wir ihn, wo er sich den landesüblichen Morgen-Cocktail genehmigte. Ein lustiger, biderber Pfälzer, Karl R., hier Don Carlos genannt, begrüßte uns aufs freundlichste und veranlaßte sofort, daß uns die Fabrik, sein jüngstes Werk, gezeigt werde.

Von der Bahnstrecke Santa Fé-La Sabana führt eine der Compañia de Tierras als Mitgesellschafterin der Compañia de Tanino de Santa Fé gehörige schmalspurige Stichbahn etwa 20 Kilometer weit westlich in den Chakowald, die lediglich Waldausbeutungszwecken dient. Da, wo die Lokomotive Halt gemacht hat, erhebt sich das Fabrikgebäude, das Don Carlos nach seinen früher gesammelten Erfahrungen als ein Meisterwerk im Laufe des Jahres 1905 errichtet und seit Anfang 1906 in Betrieb genommen hat.

Hierher bringen die sogenannten Obrajeros — als kleine Zwischenmeister rubrifiziert sie sofort der deutsche Nationalökonom — die von ihnen und ihren Knechten gefällten und noch im Wald aufbereiteten Stämme auf Ochsen- oder Pferdefuhren von etwa 2½ Tonnen Gewicht, und zwar ist der Transport noch wirtschaftlich möglich aus einem Umkreis von etwa 30 Kilometer. Fuhrwerk und Werkzeuge gehören dem Obrajero, dem auch nicht leicht Vorschuß, sondern höchstens auf 14 Tage Kredit im almacen, dem Kaufhaus des Ortes, gegeben wird. Kaufhaus wie Kneipe und „Hotel", ebenso aller Grund und Boden in der Nähe der Fabrik sind Eigentum der Kompagnie, die so einen großen Teil der gezahlten Arbeitslöhne wieder einnimmt: ein in den Augen europäischer Sozialpolitiker höchst verwerfliches Truckshystem, hier in der Praxis der Urwaldsindustrie aber nicht gut vermeidbar. Uebrigens wird von seiten der Kompagnie kein Mißbrauch mit ihrem Monopol getrieben.

Die Fabrik zahlt dem Obrajero für fertig angelieferte Stämme 5.5 Pesos = 9.90 M per Tonne. Davon muß dieser jedoch seine Knechte bezahlen, und wehe ihm, wollte er diese drücken. Was sich da nämlich als Holzschläger im Wald herumtreibt, ist vielfach lichtscheues Gesindel, das sich nur hier oben sicher fühlt. Viel gilt ja ein Menschenleben in Argentinien ohnehin nicht, diesen Holzarbeitern aber rein gar nichts. Die Anwesenheit der ganz besonders rohen und wilden Gesellen ist daher den Estanzieros da, wo die Viehzucht der Quebrachogewinnung schon gefolgt ist, ein sehr spitzer Dorn im Auge. Die Einzäunungsdrähte werden rücksichtslos durchgeschnitten, wenn es einem Sonntags vom Boliche, der vom Obrajero in Nachahmung der Kompagnie aufgemachten Schnapsbude, heimkehrenden Holzschläger nicht paßt, den Umweg durch das Gatter zu seinem Rancho zu machen. Natürlich entläuft dann viel Vieh. Noch mehr vielleicht „wird entlaufen", d. h. die Waldmenschen schlachten oder verkaufen auf eigene Rechnung Tiere der Estanzia, was bei den großen Entfernungen kaum kontrolliert, geschweige denn wirksam verhindert werden kann. Außerdem haben die Obrajeros die Angewohnheit, selbst Vieh zu halten, das natürlich das Gras der Estanzia frißt.

Um die Fabrik herum entsteht infolge der Tätigkeit der Obrajeros dann allmählich ein großer Holzstapelplatz. Eine weite Fläche ist über und über mit den roten Stämmen bedeckt, die in der Sonne wunderbar leuchten und auch einen lebhaften Gerbsäuregeruch verbreiten. Auf der nach dem Holzlager zu halb offenen Ostseite der Fabrik befinden sich sodann zwei starke Raspelmaschinen. Auf Ochsenwagen wieder werden die Stämme herbeigefahren, vom Handkran gefaßt und zwischen zwei Seitenschienen eingelegt. Die Maschine drückt dann vermittels eines starken Sporns die Stämme der Länge nach gegen rotierende Zylinder, die die Form einer Sanduhr haben und mit scharfen Stahlhobeln bewehrt sind. In wenigen Minuten sind die dicksten Stämme des eisenharten Holzes zu Bröseln zerrieben. Die Brösel fallen unter der Maschine auf Transmissionsriemen und werden von diesen in große, mit Wasser gefüllte Kessel gebracht, wo sie gekocht werden. Ist dieser Prozeß beendet, so wird der ganze Sud maschinell in Klärbottiche gepumpt, die außerhalb des Gebäudes auf der Ostseite auf einem Gerüst stehen. Unreinlichkeiten sinken hier ab. Die klare Masse wird sodann wieder in die Eindampfkessel gesaugt, wo sie so lange der Verdampfung ausgesetzt wird, bis sie gerade noch flüssig ist. Alsdann wird sie abgezapft, läuft in Holzformen, die je 50 Kilogramm fassen, und ist dann nach dem Erstarren, in Rupfensäcke verpackt, versandfertig.

Das ist der ganze, verhältnismäßig einfache Hergang der Extraktgewinnung. Die Fabrik verarbeitet täglich etwa 70 Tonnen Holz und erzielt damit ein Ergebnis von 20 Tonnen Extrakt = 400 Sack à 50 Kilogramm. Das entspricht einer Ausbeutung des Rohstoffes von 29 Prozent, während die älteren Fabriken höchstens 21 Prozent erzielen. Diese Goldquelle fließt nun ununterbrochen Tag und Nacht, Sonntag wie Werkeltag, ohne Unterlaß. Don Carlos, der Fabrikleiter, ist an den gleichmäßigen Lärm der Maschinen so sehr gewöhnt, daß er, wenn nachts eine Betriebsstörung eintritt, sofort aufwacht und so eingreifen kann.

Auch hier sträuben sich wohl dem modern-europäischen Sozialpolitiker die Haare, und entsetzt wird er fragen, ob denn in diesem verruchten Lande keine Sozialgesetzgebung den Arbeiter vor Ausbeutung schützt. Und da muß ihm geantwortet werden, daß sie, in den Anfängen wenigstens, vorhanden ist, daß industrielle Sonntagsarbeit z. B. verboten ist, daß aber, wie das so landesüblich ist, ein jeder, der gute Freunde — cuña — in Buenos Aires hat, für sich eine Ausnahme erreichen kann. Ein den Erfordernissen des Gesetzes genügender Grund läßt sich ja leicht finden, wenn man nur in Buenos Aires will.

Die Kraft für die Werkmaschine, sowie die das Fabrikgelände nachts taghell erleuchtende elektrische Anlage liefern deutsche Maschinen von 360 Pferdekräften. Eine Reservemaschine ist 180 Pferdekräfte stark. Als Feuerungsmaterial werden in der Fabrik, sowie unter den Kesseln der Lokomotiven der Bahn Quebrachoknüppel, sowie die Rückstände des zermahlenen Holzes verwandt. Man arbeitet also hier an der Grenze der Kultur, wo Don Carlos, der Fabrikleiter, vor nur zehn Jahren noch die Toldos (Zelte) wilder, jetzt in die noch unberührten Urwälder des Gran Chako geflüchteter Indianer gesehen hat, hochmodern unter raffinierter Ausnützung aller Nebenprodukte. Bei dem billigen Feuerungsmaterial kann sich es Don Carlos denn auch mitunter gestatten, seine Post mit einer Lokomotive zur Station der Hauptbahn zu schicken. Die „Einzelfahrer", wie die Züge der Waldbahn überhaupt, benutzen dann auch wohl die anliegenden Estanzieros, um sich eine außerordentliche Postverbindung zu verschaffen. Sie reiten schnell die Legua von der Estanzia bis zur Bahnlinie. Kommt der Zug in Sicht, dann winken sie, der Lokomotivführer hält, nimmt die Briefe, die er mitnehmen soll, in Empfang, freundlicher Dank, und das „Zügle" fährt weiter. Ein Postidyll im Urwald!

Als Arbeitermaterial verwendet man in den Extraktfabriken meist Correntiner, hier etwa 150 an der Zahl. Das sind halbwilde Leute, die jedoch, wenn erst „angehändigt", gut zu brauchen sind und in diesem Klima mehr leisten als Europäer. Es wird ihnen auch mehr zugemutet. Sie arbeiten in Tag- und Nachtschichten je zwölf Stunden; beim Wechseln der Schichten, was alle zwei Wochen stattfindet, sogar achtzehn Stunden im Tag. Dabei verdienen sie je nach Leistung bis zu 5 Peso = 9 Mark im Tag, die Mehrzahl etwa je 3 Peso = 5.40 Mark. Die Mechaniker und Beamten sind natürlich Europäer, hier sämtlich Deutsche. Streiks sind wohl schon in anderen Werken, hier auf der Gallareta aber noch nicht vorgekommen. Dies ist dem großen persönlichen Einfluß Don Carlos' zuzuschreiben, dem seine ein Menschenalter lange Erfahrung in der Behandlung der eingeborenen Bevölkerung neben seinem geraden, rechtlichen Charakter zugute kommt.

Es war ein Tag voller Anregung und vielfältiger Eindrücke, den ich so in La Gallareta verbrachte, denn die Fabrik gibt der um sie herum entstehenden Ortschaft den Namen. Die Fabrikgründer werden so zu Städtegründern und sie verfahren dabei ganz bewußt. In der Nähe des „Bahnhofs", d. h. dem Punkte, wo der Schienenstrang aufhört, wo vor nur zwei Jahren der Lokomotive gellender Pfiff dem Urwaldsgetier die Ankunft des mächtigsten Raubtieres, des Menschen, verkündete, da bauten sie zunächst Gasthaus, Almazen, Fabrikkontor und die Beamtenhäuser um die Plaza herum.

Da es in La Gallareta noch ein wenig à la Wild-West zugeht und da man doch nicht auf hübsche Anpflanzungen — rasch wachsende Enkalyptusbäume und in origineller Weise die rotblühende lokale Waldsumpfpflanze Caraguatay — verzichten wollte, so wurde die Plaza mit einem Drahtzaun umgeben. So können Reiter und frei herumlaufendes Vieh die gärtnerischen Bemühungen nicht zuschanden machen. Weiter wurden rechtwinkelig sich schneidende Straßen abgesteckt, an denen die Arbeiter ihre Ranchos errichtet haben. Dort hausen sie mit ihren Weibern, den Chinas, faulen, schmutzigen, sehr oft kranken Personen. Dort wächst, halbnackt und etwas verwildert, die Nachkommenschaft des Chako-Proletariats auf. Daß das Leben nicht zu eintönig werde, dafür sorgt die Einrichtung eines öffentlichen Baile (Tanzunterhaltung), der dreimal in der Woche stattfindet — unter Polizeiaufsicht. Alles, was sich amüsieren will, die Chinas, die Arbeiter, aber auch das junge Volk unter den Fabrikbeamten, und nicht zuletzt der Herr Polizeikommissar selbst mit seinen auffallend zahlreichen „Nichten" findet sich abends am Tanzplatz ein und — amüsiert sich eben.

Es ist die Keimzelle einer größeren Stadt der Zukunft: vielleicht, die wir so im ersten Stadium der Entwicklung beobachtet haben. Und so wie hier in La Gallareta wird es an zahlreichen anderen Orten des weiten Chako-Gebietes gehen. Was wird wohl der Wanderer, der nach hundert Jahren desselben Weges gefahren kommt, dort im argentinischen Norden erschauen?

Die Whitman-Legende.

Als die denkbar wertvollste Ergänzung und Korrektur der Binnsschen Whitman-Biographie, die jüngst an dieser Stelle (Nr. 42) angezeigt wurde, sind zu guter Zeit zwei Bücher „Der Yankee-Heiland" und „Whitman-Mysterien" von Dr. Eduard Bertz erschienen.[1]) Die Tendenzen der internationalen Whitman-Gesellschaft phantastisch übertreibend, hat Johannes Schlaf in seiner bekannten Monographie (Bd. XVIII der „Dichtung"; Whitman als den modernen Heiland gefeiert, als die fleischgewordene Vereinigung von Buddha, Christus und dem Uebermenschen Nietzsches dargestellt. Whitman sollte als der Verkünder einer wissenschaftlich begründeten, monistischen Religion, des dritten Evangeliums, angesehen werden. — Ich selbst habe in einigen Publikationen Whitman als den Propheten dieser modernen Religion aufgefaßt, wobei ich aber gegen seine Apotheose stets protestierte, weil mir die Verhimmelung eines großen Menschen abgeschmackt und unseres Zeitalters unwürdig erschien. Es ist keine Frage, daß der überzeugte Monist in den Dichtungen und Prosaschriften Whitmans eine große Anzahl von Stellen findet, in denen scheinbar ein in der Entwicklungslehre wurzelnder pantheistischer Monismus zum Ausdruck gelangt. Auch hat es Whitman mehr als einmal ausgesprochen, daß es seine Mission sei, die Lehren Darwins aufzunehmen und mit Hilfe der spekulativen Philosophie, speziell Hegels, zu der „demokratischen Religion" der neuen Zeit auszugestalten. So ist es denn erklärlich, daß viele moderne „Gottsucher" in Whitman ihren berufenen Führer erblickten und die „Grashalme" gläubig als die Bibel der wissenschaftlichen Religion verehrten. Man sah über die tausend Widersprüche innerhalb des Buches hinweg, weil jeder an irgend einer Stelle einen idealen Ausdruck des eigenen Empfindens entdecken konnte. Man verklärte den Menschen Whitman zum Gott, weil man ein vollkommenes Idealbild zur Anbetung brauchte. Der Biograph Binns ist von diesem Ueberschwang nicht frei geblieben und hat aus Whitmans Ideen ein folgerichtig zusammenhängendes System konstruiert.

Nun weist aber Dr. Bertz, der schon 1889 über Whitman geschrieben und mit diesem in Briefwechsel gestanden hat auf Grund einer imponierenden Belesenheit und unerreichten Sachkenntnis nach, daß Whitman über einen wahllosen Eklektizismus nie hinausgekommen ist. Der Dichter hat vielmehr in naivster Weise die verschiedenartigsten Anregungen und Eindrücke nebeneinander gesetzt, so daß die „Grashalme" kein organisches Gebilde, sondern ein buntes Mosaik unversöhnlicher Widersprüche darstellen. Der Whitman eigene Kern ist nichts weniger als eine moderne Religion, sondern ein grob sinnlicher Unsterblichkeitsglaube, eine Art Polytheismus, der noch hinter dem Christentum zurückbleibt. — Damit ist nun der reiche Inhalt des durchweg fesselnd geschriebenen Buches kaum angedeutet.

[1]) Der Yankee-Heiland, Ein Beitrag zur Modernen Religionsgeschichte von Eduard Bertz. Dresden. Karl Reißner. 1906.
Whitman-Mysterien, Eine Abrechnung mit Johannes Schlaf von Eduard Bertz. Berlin. Cose u. Tetzlaff. 1907.

Es gibt weit mehr, als der Titel verrät: eine Fülle von interessanten, zum Teil überraschenden Nachweisen literarischer und philosophischer Beziehungen: Novalis, Carlyle, Emerson, Nietzsche u. a. m. Die glänzend durchgeführte Gegenüberstellung von Whitman und Nietzsche darf als abschließend bezeichnet werden. Vielleicht ist gerade dieses Kapitel dazu geeignet, dem Buch den weiteren Leserkreis zu verschaffen, den es verdient.

Wie „Der Yankee-Heiland" die Legende von der „wissenschaftlichen Religion" Whitmans endgültig zerstört, so die „Whitman-Mysterien" die Legende von der Idealität seiner Person. Dr. Bertz erneuert und befestigt seinen schon 1905 im 7. Jahrgang des Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen geführten Beweis, daß Whitman zu der Klasse der psychischen Hermaphroditen zu zählen ist. Die „leidenschaftliche Liebe von Mann zu Mann", von der Whitman das Heil der Zukunft erwartet, hat einen durchaus erotischen Charakter Verdankt nun auch Whitman seiner abnormen Veranlagung, seinem feminin rezeptiven Empfinden wesentliche Vorzüge künstlerischer. Art, so wird er andrerseits dadurch aus der Reihe der „Erzieher der Menschheit" ausgeschlossen. Mit dieser Tatsache muß sich die Whitman-Propaganda abfinden.

München. O. E. Lessing.

Dringliche Aufgaben der vor- und frühgeschichtlichen Forschung in Bayern.

(Arbeitsprogramm des Verbandes bayerischer Geschichts- und Urgeschichtsvereine).

(Schluß.)

V. Was die prähistorischen Arbeiten endlich selbst betrifft, so müssen vor allem angefangene Untersuchungen soweit wie möglich vor neuen Unternehmungen berücksichtigt und die Möglichkeit geschaffen werden, sie zu Ende zu führen und die etwa freigelegten Reste dauernd zu konservieren. Beispiele wären die Durchführung der Ausgrabung von vorgeschichtlichen Wohnstellen am Karlstein bei Reichenhall, bei Regensburg, in Unterfranken, auf dem Auerberg, die Untersuchung der römischen Kastelle bei Straubing, Faimingen, Munningen, Weißenburg u. a.

Bei dieser Gelegenheit sei daran erinnert, daß ein großes, ganz besonders reiches Gebiet römischer Ueberreste, in dem vor Jahren eine Reihe von Untersuchungen begonnen worden waren, heute gänzlich vernachlässigt wird, wir meinen das römische Grenzland im nordwestlichen Bayern von Miltenberg bis unterhalb Stockstadt. Gerade dieses letztere Kastell wurde seit längerer Zeit bis in die Gegenwart für ein fremdes Museum in wissenschaftlich nicht ganz einwandfreier Weise ausgebeutet. Jede Tätigkeit dortselbst ist seit der Krankheit und dem Tode des Streckenkommissärs Conrady erloschen; wichtige Funde, die zum Beispiel vor einigen Jahren in Obernburg gemacht wurden, sind nicht beachtet und zerstört worden. In Rüdenau, Eisenbach, Trennfurt, Miltenberg befinden sich wichtige römische Monumente, in der Nähe von Breitenbuch ein noch gut erhaltener römischer Wachturm, die alle dringend eine Konservierung erheischen.

Nicht minder harren im römischen Südbayern zahlreiche Probleme ihrer wissenschaftlichen Erledigung, nachdem ihre Wichtigkeit bis jetzt nur durch mehr oder weniger zufällige Funde und unzulängliche Grabungen angedeutet wurde. Insbesondere wäre der dortigen frührömischen Okkupation Aufmerksamkeit zu widmen, hier wären Stationen wie Aislingen, Druisheim und die anderen frührömischen Punkte energisch zu untersuchen.

VI Im übrigen empfiehlt der Verband für dieses und die nächsten Jahre die Unterstützung aller Untersuchungen, deren Beschleunigung entweder durch wichtige wissenschaftliche Gründe oder durch die Gefahr der Vernichtung geraten erscheint.

Dahin gehören

1. Eine größere Anzahl von Hügelgräbern, die durch Terrain- oder Kulturarbeiten stark gefährdet sind. Für sie hat selbstverständlich die unter I geforderte Einschränkung solcher Unternehmungen keine Geltung. Aus den Inventarisationsarbeiten zurzeit ersehen wir jetzt schon, daß zahlreiche Hügelgräber, die noch vor fünfzig Jahren vorhanden waren, heute spurlos vom Boden verschwunden sind, ohne daß irgend eine Kenntnis von dem Inhalt auf uns gelangte. Wir ersehen aber auch ferner, daß genug andere Hügel eben jetzt in Gefahr sind, ebenso zugrunde zu gehen, wenn nicht sofort deren Untersuchung in Angriff genommen wird Es sind dies jene Tumuli, über welche bereits der Pflug geht, oder die auf Wiesenkulturen liegen und jederzeit in Ackerland umgewandelt werden können.

Hierher gehört auch die nachträgliche gründliche Oeffnung von schon früher angegrabenen Hügelgräbern, wie sie z. B. der Historische Verein von Neumarkt und andere sehr erfolgreich begonnen haben. Solche schon angebohrten Hügel sind der Zerstörung durch Einflüsse der Witterung wie der Gefahr der Einebnung zu Kulturzwecken besonders ausgesetzt.

2. Ganz besonders wünschenswert ist in Zukunft die gründliche Untersuchung von Flach- und Reihengräbern der vorrömischen, römischen und frühmittelalterlichen Zeit, die nach der Erfahrung bei Terrainverschiebungen (Bahnbauten, Kanalbauten, Flußkorrektionen, Fundamentgrabungen, Kiesgruben, Steinbrüchen) oder aber infolge der heutigen intensiven Bodenkultur angeschnitten werden. Hier heißt es künftig mit aller Energie sofort zugreifen, das ganze Gräberfeld systematisch mit allen technischen Hilfsmitteln erforschen. Hier soll auch die staatliche Hilfe in allen Fällen bereit sein, um eine mehrwöchentliche Untersuchung finanziell zu ermöglichen und die etwa notwendigen Terrainentschädigungen zu gewähren.

Leider hat man bis jetzt gerade in solchen Fällen die beste Gelegenheit nicht selten versäumt, es wurden, wenn es gut ging, einige Gräber untersucht, weitere Nachforschungen jedoch nicht angestellt, oft sogar die peinlich genaue Festlegung der Stelle unterlassen, so daß man später die Objekte nur mit großen Opfern durch Versuchsgräben wieder finden kann. Beispiele für diesen Fehler bieten vor allem die bisherigen jährlichen Berichte über prähistorische Forschungen in Bayern, zusammengestellt nach offiziellem Material durch Dr. Frz. Weber. in Hülle und Fülle.

Künftig heißt es also bei solchen Gelegenheiten gleich reinen Tisch machen, auch wenn die Entdeckung zu ungelegener Zeit kommt und ihre Verfolgung mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden ist. Gerade im Interesse dieser Arbeiten ist die Einstellung des oben unter Absatz III verlangten Reservefonds unbedingt notwendig. Bei den Eingaben um finanzielle Unterstützung sollen alle Mitarbeiter an der prähistorischen Forschung gerade solche Flachgräberfelder, die von früher bekannt sind, zur gründlichen Untersuchung empfehlen und solche Gesuche entsprechend berücksichtigt werden.

Ganz besonders wichtig ist die gründliche Untersuchung einiger römischer Nekropolen Südbayerns, um verschiedene Widersprüche bezüglich der Bestattungsformen zu berichtigen und weiteres Material für die chronologische Beurteilung der lokalen römischen Keramik zu gewinnen.

3. Ferner möchte der Verband die prähistorische Forschung auf ein Gebiet verweisen, auf dem in Bayern im Gegensatz zu anderen Staaten noch zu wenig geschehen ist. Es ist das die wissenschaftlich kritische Untersuchung von Siedlungen. Wir sehen hier wiederum ab von jenen Siedlungsresten, die in geschützter Lage sich befinden und meinen vor allem jene aus der jüngeren Steinzeit, die gerade neuerdings mehr wie je bedroht sind, da sie fast durchgängig auf dem gleichen fruchtbaren Lößboden liegen, der noch heute wie damals unter Kultur steht. Die tiefe Pflügung der Neuzeit, besonders die immer häufigere Verwendung des Dampfpfluges drohen an vielen

Orten ihre Spuren für immer zu verwischen. Die schönen Resultate zumal, welche durch exakte Arbeiten am Rhein, in Württemberg, am Untermain von verschiedener Seite erzielt wurden, sollten auch bei uns mehr zur Mitarbeit reizen.

Aber auch hier gilt es, überall mit Gründlichkeit und Planmäßigkeit zu verfahren, eine Gruppe von Siedlungen möglichst vollständig zu erforschen, jede Wohnstelle einzeln mit aller Genauigkeit nach ihrer Anlage zu untersuchen und nicht bloß Kollektionen von neolithischen Scherben anzulegen. Entsprechende Unternehmungen, die neuerdings von Straubing, Regensburg, Würzburg ausgehen, wären in geeigneter Weise zu unterstützen.

4. Aus Gründen des wissenschaftlichen Zusammenschlusses mit den Nachbarstaaten empfiehlt endlich der Verband die Inangriffnahme der Untersuchung von vorgeschichtlichen Befestigungsanlagen, Ringwällen, Schanzen, sowie deren mannigfaltigen Begleiterscheinungen, Podienanlagen, alten Wege usw. Es ist durchaus nicht die Absicht, jetzt etwa auf Kosten der übrigen prähistorischen Arbeiten eine allgemeine Ringwallforschung inklusive der nachrömischen und frühmittelalterlichen Burgställe in die Wege zu leiten, für welche viel reichere Mittel und ungleich mehr Arbeitskräfte zur Verfügung stehen müßten. Wir meinen speziell jene Wallanlagen, die auf Grund ihrer Konstruktion und früher gemachten Funde in ihrer großen Masse und wenigstens in dem auf uns gekommenen Um- bezw. Ausbau der letzten Hälfte des 1. Jahrtausends v. Chr. angehören dürften. Seit Jahren hat man im benachbarten Hessen, Preußen, Thüringen in großem Maßstabe die Untersuchung dieser Anlagen begonnen. Sollen diese Arbeiten zu einem gewissen Abschluß kommen, so müssen wir unbedingt von Bayern aus die Hand zur wissenschaftlichen Mitarbeit reichen.

Gerade die Befestigungen des nördlichen Bayern werden sehr wichtiges Material für die Besiedelungsgeschichte des Landes ergeben, zumal sie sicherlich vielfach mit der Verteidigung der Kelten gegen die Germanen in Beziehung stehen. Leider ist in Bayern nach dieser Richtung, abgesehen von vereinzelten neueren Arbeiten, wenig geleistet worden. Aeltere Arbeiten sind vielfach ohne Resultat geblieben. Das unscheinbare Scherbenmaterial wurde vielfach der Aufbewahrung nicht würdig geachtet. Hier heißt es fast überall von vorne beginnen, und zwar wiederum womöglich nach einem bestimmten Plan, indem man für die nächsten Jahre einige Unternehmungen, die wie gesagt, sich nach einem einheitlichen wissenschaftlichen Gesichtspunkte arrangieren lassen, unterstützt. Ein sehr dankbares und nützliches Projekt wäre z. B die systematische Erforschung der Ringwälle des Fränkischen Jura von der württembergischen Grenze bis zum Fichtelgebirge. Eine Reihe von Vereinen könnte und würde sich in diese Arbeit teilen und unter sich bestimmte Arbeitsgebiete abgrenzen, so Dillingen, Neuburg, Ingolstadt, Gunzenhausen, Weißenburg, Eichstätt, Nürnberg, Regensburg, Neumarkt, Forchheim. Ansbach könnte seine Aufmerksamkeit in erster Linie der Fränkischen Höhe inklusive des Rothenburger Gebietes zuwenden, Nürnberg dem Regnitztal mit seinen Randbergen, Bamberg würde die Fränkische Schweiz beobachten, Bayreuth das Fichtelgebirge, Würzburg das besonders wichtige mittlere und nördliche Maingebiet (eine Reihe von Vorarbeiten sind hier bereits in Angriff genommen), all das unter möglichster Berücksichtigung von geographischen Einheiten. Die Arbeit darf allerdings keine leichte genannt werden, wenn man die pekuniäre Seite in Betracht zieht. Die Vereine werden sich wahrscheinlich nicht stark finanziell beteiligen können, da das unansehnliche gefundene Material auf manches Mitglied keinen Eindruck machen wird. Da wäre es nun gerade Pflicht des Staates, durch Gewährung von entsprechenden Mitteln den Grundsatz begreiflich zu machen, daß man prähistorische Untersuchungen veranstaltet, nicht um in erster Linie museumsfähige Stücke zu bekommen, sondern um wissenschaftliche Resultate zu erzielen.

Es wird sich bei diesen Unternehmungen darum handeln, die Wälle selbst nach ihrer Konstruktion, ob Trockenmauer, ob Holzversteifung vorhanden, zu untersuchen, nach Wohnstellen zu forschen, ebenso nach alten zugehörigen Straßen, Ackerterrassen und dergleichen. Vor allem aber wird es gelten, und damit kann man sich in vielen Fällen zunächst begnügen, möglichst exakte Aufnahmen vorzunehmen unter genauer Vermessung und Eintragung der Terrainsituation mit den nötigen Querprofilen und Höhenkurven, wie in neuerer Zeit besonders am Untermain, in Oberhessen und in Thüringen gearbeitet wird und auch der verstorbene General v Popp für Südbayern viele Vorarbeiten geleistet hat. Eine solche Aufnahme verlangt oft eine technische Beihilfe. Es wäre zu versuchen, ob man für diesen Zweck die Unterstützung der staatlichen Messungsbehörden oder noch besser die des topographischen Bureaus erlangen könnte. Das topographische Bureau bereitet momentan gerade im nördlichen Bayern die Landesaufnahme 1:25000 vor. Es wäre leicht, bei dieser Gelegenheit besonders die vorgeschichtlichen Befestigungen in entsprechender Weise zu berücksichtigen. Eventuell unter Zuziehung eines landeskundigen Sachverständigen könnte man die Einzeichnung der einzelnen Anlagen in größerem Maßstabe vornehmen und vor allem die Terrainverhältnisse, die Höhenunterschiede im Gelände klar zum Ausdrucke bringen, wodurch das Verständnis für die „Gesamtdisposition" wesentlich erleichtert wird. Selbst wenn dem topographischen Bureau diese Nebenarbeit vergütet werden müßte, würde diese Ausgabe geringer sein, als wenn man eine Vermessung selbständig in die Wege leitet.

VII. Mit den letzteren Vorschlägen ist bereits ein Arbeitsgebiet erreicht, dessen weiterer Ausbau dem Verband ganz besonders dringlich erscheint: die Inventarisation unserer heimischen Bodendenkmale, sowie der Funde in den Sammlungen, soweit dies letztere noch nicht geschehen ist. Ja der Verband betrachtet gerade die Inventarisation als die jetzt dringlichste und wichtigste Aufgabe der prähistorischen Landesforschung. Sie wird künftig, entsprechend einem Corpus Inscriptionum oder einer geologischen Landesaufnahme, eine Quellenunterlage für jede wissenschaftliche Tätigkeit auf dem Gebiet heimischer vor- und frühgeschichtlicher Archäologie sein, sie ist die Voraussetzung eines wirklich praktischen Arbeitsprogrammes, denn sie lehrt uns, welche Aufgaben dringlich und unaufschiebbar sind und welche ohne Schaden zurückgestellt werden können. Gerade die mangelhafte Kenntnis der noch vorhandenen Bodenaltertümer und ihres Zustandes hat dazu geführt, daß schwere, nicht mehr gut zu machende Unterlassungssünden begangen wurden und so viel wertvolles Material nutzlos zugrunde ging, wie im obigen ja bereits öfter angedeutet wurde. Dieser Inventarisation aber als wirksamstem und bestem Mittel der Erforschung der Urgeschichte Bayerns müßten reichlichere Mittel zugeführt werden. Denn die einzelnen Beiträge freiwilliger Mitarbeiter sind noch vielfach auf ihre Zuverlässigkeit zu prüfen und diese provisorischen Aufnahmen in geeigneter Weise zu verarbeiten. Zudem sind ja viele Gebiete aus Mangel an geeigneten Arbeitskräften überhaupt noch nicht in den Bereich der Inventarisationstätigkeit gezogen. Es ist doch ganz unmöglich, daß diese Arbeit von einem einzelnen Manne mit der bis jetzt für diese Zwecke zur Verfügung gestellten Summe von 500 Mark geleistet werden kann. Es empfiehlt sich die selbständige Aufstellung von Bezirkskommissaren oder Bezirksleitern, und zwar wäre einer für Oberfranken, Unterfranken und etwa die benachbarten Teile von Mittelfranken, ein zweiter für das übrige Mittelfranken und die Oberpfalz, ein dritter für das südliche Bayern, ein vierter für die Pfalz zu gewinnen. Zurzeit wären bereits geeignete Kräfte für das nördlichste und südliche Bayern vorhanden. Gerade der bisherige verdienstvolle Leiter der Inventarisation Herr Dr. Weber hat wiederholt die Notwendigkeit der obigen Vorschläge eindringlich betont.

VIII. Mit den übrigen noch zur Verfügung stehenden oder aber später durch Admassierung geschaffenen Mitteln möchte der Verband die Durchführung eines größeren Unternehmens beantragen, das besonders lehrreich und wichtig ist, eine

bedeutendere Unterstützung sowie längere Zeit erfordert, und dessen Betreibung durch Zeit, Umstände und Personenverhältnisse begünstigt wird. Wir erinnern dabei an das vorhin erwähnte reiche Kastell Stockstadt oder aber an eine unserer großen nordbayerischen Wallburgen bei Hersbruck, Staffelstein, Bürgstadt a. M., Wassertrüdingen, Gunzenhausen u. a. m. Auch die Personenfrage wäre hier leicht zu lösen. Als besonders aussichtsvoll dürfte jedoch zunächst die Ausgrabung der römischen Niederlassung in Kempten zu bezeichnen sein. Hier liegen die Umstände günstig, insofern das Terrain zurzeit Wiese und nicht überbaut ist, was voraussichtlich aber bald eintreten kann, da die Bauspekulation sich des Platzes versichern wird. Es empfiehlt sich, vorerst nur ein solches Unternehmen in das Programm einzusetzen und dieses mit den verfügbaren Mitteln zu unterstützen.

IX. Die richtige Durchführung eines Arbeitsprogrammes nach den oben gegebenen Gesichtspunkten ist jedoch wesentlich von zwei Faktoren bedingt, deren Wichtigkeit hier nochmals betont sei. Es ist das einmal die Schaffung eines geeigneten Denkmalschutzgesetzes, dessen Notwendigkeit nachgerade immer deutlicher zutage tritt. Bis zum Zustandekommen des Gesetzes müßten die zurzeit schon bestehenden Vorschriften betr. den Schutz unserer heimischen Bodendenkmale neuerdings eingeschärft und besonders die verschiedenen Verwaltungsbehörden, Bezirksämter, Forstämter, Gemeindeverwaltungen nochmals eindringlichst daran erinnert werden.

Nicht minder notwendig erscheint die Durchführung der vollständigen Reorganisation des bayerischen prähistorischen Landesdienstes in der Ausgestaltung, wie sie der Verband bereits früher in seinem Organisationsprogramm vorgeschlagen hat. Vor allem wird erst die Aufstellung von mehreren archäologisch geschulten und landeskundigen Beamten im Hauptfach die nötigen Garantien geben, daß der prähistorische Landesdienst Bayerns endlich auf jene Stufe gestellt wird, die ihm gebührt und die er in anderen Staaten bereits erreicht hat.

Bücher und Zeitschriften.

Musikalische Zeit- und Streitfragen. Gesammelte Skizzen und Aufsätze. Von Rudolf M. Breithaupt. Herausgegeben von A. Reimann (Deutsche Bücherei Band 58, 59), Verlag von A. Reelmeyer, Berlin.

Es existierte einmal eine Mode, lebende Blumen künstlich zu konservieren, so daß ihnen für immer Farbe und Form erhalten blieb. Semperviva nannte man dieses staubfängerische und nicht ganz einwandfreie Produkt. Ich muß des öfteren daran denken, wenn ich Sammlungen von Essays und Aufsätzen begegne, die, ursprünglich in Zeitschriften usw. erschienen, später vereinigt und in Buchform äternisiert werden. Das hat vielfach etwas Bedenkliches — so auch im vorliegenden Fall. Neben Vielem, das unvermindert interessant ist, — wenn man auch nicht durchwegs seine Richtigkeit anerkennen kann, — steht doch manches, was seine Entstehung augenblicklichen Anlässen verdankte und nur von ihnen seine besondere Bedeutung erhielt. Andere in den Skizzen gegebene Anregungen sind, wie der Verfasser selbst in Anmerkungen sagt, zum Teil inzwischen verwirklicht. Doch findet sich gerade hier allerlei, was auch noch weiterwirken dürfte, als bis jetzt geschehen. Eines dieser Stücke aber kann nicht ohne scharfen Widerspruch passieren, das ist „Kunst und Musik-Wissenschaft", ursprünglich veröffentlicht in „Die Musik". Wenn dem Autor die Unmöglichkeit der von ihm hier aufgestellten Postulate nicht selbst einleuchtete, so hätte er beim Neudruck Hermann Kretzschmars tiefgründige und lichtvolle Behandlung dieser Frage in „Musikalische Zeitfragen" zu Rate ziehen sollen; dann hätte er seinen Artikel kaum wieder ausgegraben.

Ohne auf alle Einzelheiten eingehen zu können, sei möglichst kurz bemerkt, daß weder Harmonie- noch Formenlehre an einer Universität etwas zu tun haben, sondern, daß ihre Kenntnis zu den unerläßlichen Vorbedingungen für alle, die musikwissenschaftlich arbeiten wollen, gehört, genau so wie die Fähigkeit des Partiturlesens. Was der Herr Verfasser da bespricht und fordert, ist ausschließlich Sache der Vorschule für Musikwissenschaftler, des Konservatoriums. Ganz unmöglich aber ist das Verlangen, die Universität solle selbst quasi als Konzertunternehmerin alte Musik zur Aufführung bringen. All das kommt ungefähr auf dasselbe hinaus, wie wenn man vorschlagen wollte, die Universität solle ihrerseits eine Malschule einrichten und erhalten. Alte Musik zu popularisieren ist nicht Sache der Universität als solche, sondern derjenigen, die ihre Vorlesungen hören — sollten, der Zöglinge der Musikhochschulen, der angehenden Kapellmeister, Sänger, Instrumentalisten, wenn sie in die Oeffentlichkeit treten; und für die Musikwissenschaftler gibt es einen anderen und sichereren Weg, alte Partituren kennen zu lernen, als den einer unter Umständen zweitklassigen Aufführung, nämlich den, sie zu lesen und durch das innere Gehör sich zu eigen zu machen.

Es würde sich ja nicht verlohnen, über solche Selbstverständlichkeiten zu reden, wenn man nicht täglich in Laienkreisen einer erstaunlichen Unwissenheit über Wesen, Ziele und Möglichkeiten der Musikwissenschaft begegnen würde; und es ist bedauerlich, wenn in Schriften, die schon durch ihren billigen Preis auf weiteste Verbreitung berechnet sind, diese Begriffsverwirrung noch weiter gesteigert wird. Darunter leidet die ernste Musikwissenschaft am allermeisten. — Man sieht, die beiden Bändchen regen in manchem zum Widerspruch an; aber ob nun zum Widerspruch oder zum Beifall, sie regen überhaupt an; und das ist wohl das Beste, was man von derartigen Publikationen sagen kann.

München. Eduard Wahl.

Aus dem Feldzuge 1870/71. Tagebuchblätter von Ludwig Schmitz. 2. Auflage. Berlin 1907. Mittler u. Sohn.

Eine zweite, ergänzte Auflage des schon früher gelobten Feldzugbuches von Ludwig Schmitz ist erschienen. Der Herr Landgerichts-Präsident und frühere Abgeordnete ist ein vorzüglicher Erzähler und neben der Jurisprudenz scheint er sich viel mit Geschichte zu beschäftigen. Es spricht ein guter Deutscher, ein tapferer Mitkämpfer und ein angenehmer Rheinländer zu uns. Den letzteren verleugnet der Autor nie und überall hebt er die guten Eigenschaften seiner engeren Heimat hervor.

Als treuer Katholik besuchte er fleißig die interessanten Kathedralen Nordfrankreichs, über deren Geschichte er sich jedesmal an Ort und Stelle genau informiert hat. Wenn die Rheinländer an Sonntagen fleißig die hl. Messe besuchten, schüttelten die schönen Französinnen erstaunt das Haupt, weil sie ihre Männer nur selten in der Kirche sahen. Ein Franziskaner in Salzburg hat mir Aehnliches über die anno 1866 auf der Festung internierten wenigen Westfalen erzählt, und ich selbst sah während der Okkupation fast nie Männer, sondern nur schöne Damen in der Kirche.

Schmitzs Buch hat den Vorzug, daß es übersichtlich und angenehm das Leben im Biwak und im Quartier erzählt, daß es bei den Schilderungen des Festungskrieges und der Feldschlacht zu packen versteht. Wer so lange vor Verdun lag, hat natürlich weniger erlebt als wir, die wir uns nach Sedan an der Loire herumrauften, aber es ist hochinteressant, ein Bild der ebenfalls strapaziösen Schlachten im Norden Frankreichs zu erhalten.

Man ist jetzt bestrebt, ein möglichst gutes Verhältnis zu den Franzosen zu erzielen. Nun — bei Schmitz kann man lesen, wie schon damals die weißen Raben, die deutscher Art Achtung zollten, es nur mit Schrecken äußerten, weil sie den Veitstanz ihres Pöbels zu fürchten hatten. Als wir Bayern 1873 dem verstorbenen General de Beurmann das letzte Geleite geben wollten, kam der brave kleine Souspräfekt und erklärte, er könne für nichts einstehen. In keinem Lande der Welt wird der anständige Mensch so vom Pöbel terrorisiert wie in Frankreich. Auch aus dem Buche des Herrn Landgerichts-Präsidenten kann man studieren, wie der Deutschenhaß suggestiv und kontagiös zugleich auftrat. Da fehlt es noch, daß heutzutage Major Coquelin in Lille Vorträge über den Erbfeind und über das 1870 der Nation zugefügte Unrecht hält! Jeder vorurteilslose Franzose, läse er ein Buch wie das vorliegende, müßte uns Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Das Einfügen der 1870/71 ausgegebenen amtlichen Nachrichten lenkt den Leser etwas von den persönlichen Erlebnissen des Autors ab. Immerhin gibt es für die Generationen nach uns ein Stück zeitgenössischer Geschichte.

Wie gesagt: das Buch empfehle ich allen Deutschen und den Franzosen. Möge es noch so werden, daß auf allen Gräbern aus jener Zeit die Inschrift wie in Savy lautet: Galli Germanique dextris dextras jungentes hic jacent in pace!

Leider — war ich im Lateinischen immer der Letzte, und so glaube ich an nichts.

München. Friedrich Koch-Breuberg.

Nervenleiden, ihre Heilung durch psychische und physische Behandlung. Von M. Luttenbacher. Verlag von B. Elischer Nachfolger. 134 Seiten, M 1.50.

Das einzige, worin dem Verfasser recht gegeben werden muß, ist die Tatsache, daß bei den Psychoneurosen die psychische Behandlung, die Suggestivbehandlung in ihren verschiedenen Formen, bisher von manchen Seiten zu sehr vernachlässigt worden ist. Aber auch sie verlangt genaueste Kenntnis und kann nur in der Hand des mit dem Wesen dieser Erkrankungen hinlänglich genau vertrauten Arztes Segen stiften. Ihrer Verbreitung in Laienkreisen kann nicht genug entgegengetreten werden, wie zahlreiche Mißerfolge lehren.

Das aber, was Verfasser von der physischen Behandlung, dem „Magnetismus", sagt — und dieser Teil nimmt fast die Hälfte des Werkes ein, — kann einer ernsthaften Kritik nicht standhalten. Die darin entwickelten Ansichten sind zu absurd und schlagen jeder gereiften klinischen Erfahrung direkt ins Gesicht. Wir wissen absolut noch nichts Sicheres von der Existenz eines tierischen Magnetismus, und dort, wo er zur Erklärung von Heilwirkungen herangezogen worden ist, handelt es sich nur um Suggestivwirkungen.

Könnte sich Verfasser daher entschließen, bei einer eventuellen Neuauflage dieses Kapitel zu streichen, so könnte dem Werk unbedenklich ein freundliches Begleitwort beigegeben werden. Jetzt ist das vom Standpunkt einer streng wissenschaftlichen Kritik nicht möglich.

Heilanstalt Dösen. Max Liebers.

rt. **Flüssige Luft.** Die Verflüssigungsmethoden der Gase und die neueren Experimente auf dem Gebiete der flüssigen Luft. Gemeinverständlich dargestellt von R. Nowicky (Mährisch-Ostrau) und H. Mayer (Graz). Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. 60 S. gr. 8°, mit 48 Abbildungen. R. Papauschek Mährisch-Ostrau. und R. Hoffmann, Leipzig 1906. Preis M 1.80, geb. M 2.40.

Das vom Laboratoriumsleiter Nowicky in erster, von Ingenieur Mayer in zweiter Auflage bearbeitete Büchlein schildert in seinem ersten Teil zunächst die bei der Ueberführung von Gasen in den flüssigen Aggregatzustand von den verschiedenen Erfindern angewendeten Methoden, wobei insbesondere auch das in Deutschland gesetzlich geschützte Verfahren von Professor Linde (München) nähere Erläuterung findet. Im zweiten Teil wird kurz über die nicht eben zahlreichen Verwendungsmöglichkeiten der flüssigen Luft im täglichen Leben berichtet und dem Leser eine Reihe von teilweise verblüffenden Versuchen in Wort und Bild vor Augen geführt. Die durchaus gemeinverständliche Darstellung wird in wirksamster Weise durch ebenso zahlreiche wie gute Abbildungen unterstützt, so daß auch physikalisch weniger vorgebildete Leser das Büchlein nicht ohne Nutzen aus der Hand legen werden.

---

* **Zeitschriften-Literatur.** Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde (Herausgeber: Dr. Joseph Ettlinger, Verlag: Egon Fleischel u. Co., Berlin W. 35). Zweites März-Heft: Rudolf Fürst: Deutsche Legendendichtung. — Paul Bornstein: Anna Croissant-Rust. — Georg Witkowski, Goethe-Schriften. — Felix Poppenberg: Biedermeier-Figurinen. — F. Diederich, P. H. Hartwig: Niedersächsisches. — Wilhelm Holzamer: Rétif de la Bretonne.

* Philosophische Wochenschrift, unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrter herausgegeben von Professor Jerusalem (Wien), Professor Kinkel (Gießen), Dr. Renner (Charlottenburg). Verlag von H. Rohde, Leipzig. Band 5 Nr. 9 und 10: O. Braun, Epiktets Moral nach seinem Handbüchlein. Kurt Geißler, Ueber Bewegung und Geschehen, Werden und Vergehen. G. Opitz, Auf dem Wege zum Gott. — Emil Utitz, Gerhart Hauptmanns „Die Jungfern vom Bischofsberg". K. Dammüller, Görings Philosophie.

La Revue de Paris. Sommaire: *Anatole France:* Après le Sacre. I. — *George Duruy:* Ecole et Patrie. — *Colette Yver:* Princesses de Science (3e partie). — *Frédéric Masson:* L'Affaire Manbreuil: IV La Pêche miraculeuse. — *Marc Le Goupils:* La Bergerie. — *Dr. Georges Dumas:* „Histoire admirable et véritable . . . . — *Charles Laurent:* Poèmes chinois. — *Félix Mathieu:* Pascal et l'Expérience du Puy-de-Dôme. I.

The World's Work. März 1907: *William Allen White:* Roosevelt: A Force for Righteousness. — *Agnes C. Laut:* „The Twentieth Century is Canada's". — *Roland Belfort:* The Kaffir market and its Magnates. — *Upton Sinclair:* A Co-operative Home Colony. *Ida Smedley:* Women and Science.

Scribner's Magazine (New-York, Vol. XL., Nr. 3, März 907: *Ernest C. Peixotto:* Down the Seine in a Motor-Boat. — *Edith Wharton.* The Fruit of the Tree. — *Nelson Lloyd:* The Last Ghost in Harmony. — Some Letters of *E. L. Godkin.* — *Kate Douglas Wiggin.* Abijah the Brave and the Fair Emma-Jane. — *Barrett Wendell* Impressions of Contemporary France.

Allgemeine Rundschau.

Der Sinn der Platonischen Zahl.

Im Anschluß an die von Professor Fritz Hommel in der Beilage vom 8. März aus Hilprechts verdienstvoller Publikation gebrachte Erklärung der Platonischen Zeit mache ich auf den soeben erschienenen Philologus (herausgegeben von Otto Crusius) aufmerksam, in dem der Sinn der Platonischen Zahl von Georg Albert (Wien) auf ähnliche Weise selbständig gedeutet ist. Das Interessante dabei ist, daß ein zufälliger Blick in Voltaires „Elements de la Philosophie de Newton" den Wiener Gelehrten auf die richtige Spur gebracht hat, in dem er die von Voltaire erwähnte, durch die Gravitation bewirkte Periode von 25,920 Jahren, welche auf der Präzession der Aequinoktien beruht, mit der Platonischen Zahl 2592 in Zusammenhang brachte. Die Folgerungen Alberts sind im allgemeinen: 1. Das Zahlenrätsel im 8. Buch der Platonischen Politeia ist eine bestimmte, einer bedeutungsvollen astronomischen Umlaufsperiode entsprechende Zahl. Die Umlaufsperiode ist mit der entwickelten biologischen Theorie von Platon in den sinnreichsten Zusammenhang gebracht. 2. Zu Platons Zeit war die Präzession der Nachtgleichen schon bis zu einem hohen Grade von Genauigkeit berechnet. 3. Das platonische Jahr führt seinen Namen mit Recht: der große Philosoph hat das astronomische Phänomen nach seiner Weise ethischen Zwecken dienstbar gemacht und ihm dadurch gewissermaßen philosophische Weihe verliehen. Die platonische Zahl ist gewiß ein lehrreiches Beispiel für den retrograden Gang, dem in gewissen Epochen die Wissenschaft verfällt. Wie die Neu-Pythagoräer Hiketas und Philolaos das kopernikanische Weltsystem antizipiert hatten, so kannten die Astronomen aus Athens Glanzzeit die Präzession und fast annähernd ihre Größe. Und der Weg, auf dem Plato zur Kenntnis dieser Zahlen kam, ist durch die Hilprechtsche Publikation jetzt gesichert: Babylonien-Pythagoras-Plato. Ich bemerke übrigens, daß amerikanische Gelehrte, bei aller Anerkennung für die bedeutende assyrologische Leistung Hilprechts, den Beweis, daß die veröffentlichten Tafeln aus der Tempelbibliothek von Nippur stammen, nicht für erbracht halten (s. Prof. George A Barton im Philadelphia Public Ledger vom 18. Febr. 1907).

M.

Kleinere Mitteilungen.

□ **Die Merkuriusberge Süddeutschlands.** Ueber die Merkuriusberge, die sich auf deutschem Boden innerhalb der Grenzen des einstigen römischen Limes finden, und ihre Bedeutung im Kultleben unserer Vorfahren, hat unlängst der Germanist Prof. Friedrich Kauffmann in Kiel in der „Zeitschrift für deutsche Philologie" eine Untersuchung veröffentlicht, die auch außerhalb fachwissenschaftlicher Kreise Interesse verdienen dürfte. Solche alte Merkuriusheiligtümer sind bekanntlich durch Inschriften und Baureste nachgewiesen auf dem Krainberg bei Miltenberg a. M., ein weiteres bei Obernburg 16 km mainabwärts von Miltenberg, ein drittes auf dem Heiligenberg bei Heidelberg und endlich wohl das bekannteste von allen auf dem Stauffenberg bei Baden-Baden, der davon den Namen als Merkuriusberg empfangen hat. An diesen süddeutschen Merkuriusstätten, die sich merkwürdigerweise immer auf hohem Bergesgipfel befinden, ist nun ein besonderer Umstand auffällig, der es zweifelhaft erscheinen lassen muß, ob die dort verehrte, in den römischen Inschriften „Merkurius" genannte Gottheit tatsächlich als der Gott Merkur der Römer angesehen werden muß, nämlich ein jeweils dem Namen Merkur hinzugefügter Beiname, der nicht so sehr auf den Gott der Römer als vielmehr auf einen Nationalgott der damals dauernd oder vorübergehend in Süddeutschland ansässigen nichtrömischen Völkerschaften hinzuweisen scheint. So weist das Miltenberger Merkurheiligtum zwei Inschriften auf, die dem „Merkurius Cimbrianus" und dem „Merkurius Arvernorix" gewidmet sind; gleichfalls auf den „Merkurius Cimbrianus" bezieht sich die Inschrift bei Obernburg sowie die bei Heidelberg gefundene, wo sich zugleich eine andere, dem „Mercurius Visucius" gewidmete Inschrift fand; und auf dem Baden-Badener Merkuriusberg endlich fand sich eine Inschrift, die beweist, daß dort der „Mer-

kurius Mercator", der „Kaufmann Mercurius", eine Stätte der Verehrung besaß. Von diesen Beinamen sind nun die Bezeichnungen des Mercurius Arvernorix und Visucius ohne weiteres verständlich; es sind die Namen gallischer Stammesgottheiten, und zwar ist der Merkurius Arvernorix der Stammesgott der Arverner, bei denen Merkur, d. h. eine von den Römern mit diesem gleichgesetzte Gottheit, nach Plinius besondere Ehren genoß, und der Merkurius Visucius, für dessen Verehrung sich auch bei Speyer Beweise gefunden haben, ist gleichfalls ein gallischer Gott, d. h. im Grunde die nämliche Gottheit als Stammesgott der Nemeter. Wenn aber diese Beinamen zweifellos als Hinweise auf die nationale Zugehörigkeit der so benannten Merkure aufgefaßt werden müssen, so wird man gerne geneigt sein, mit Kauffmann auch den „Merkurius Cimbrianus", den „cimbrischen Merkur", als einen Nationalgott, und zwar selbstverständlich als einen Gott der Germanen, zu verstehen. Der germanische Merkurius, nach dem Zeugnis des Tacitus deren höchste Gottheit, war niemand anderer als Wodan, der auf waldigen Bergeshöhen verehrte Hauptgott der Germanen, der die weitere Bezeichnung als Mercurius Mercator oder Beschützer der Kaufleute (ein „Merkurius Negotiator" fand sich bei Heddernheim) darum führte, weil er, ganz wie der Odin der Nordgermanen, auch der Schutzherr der in Handel und Verkehr bewegten Waren, der Wege, des Erwerbs, wie der Meister in allen Künsten war. Diese nahe Berührung Wodans mit dem Wirkungsbereich des Merkur der Römer dürfte zur Genüge erklären, wie die Römer auf den Wodan schlechtweg den Namen ihres Merkur, wenn auch mit unzweideutigem Hinweis auf dessen Zugehörigkeit zur Götterverehrung der Germanen, übertragen konnten, und so kann wohl kaum ein Zweifel an der Richtigkeit der Ansicht Kauffmanns bestehen, daß diese süddeutschen Verehrungsstätten des „Mercurius Cimbrianus" und „Mercurius Mercator" nichts anderes als Wodansheiligtümer auf bergigem Gipfel waren, wie solche auch außerhalb des römischen Limes in Deutschland, ja selbst in Skandinavien und England mehrfach nachgewiesen sind.

C. Th. **Eine katholische Universität in Tokio.** Der Mikado hat die Erlaubnis zur Gründung einer katholischen Universität in Tokio erteilt, die von den Vätern der Gesellschaft Jesu geleitet werden und spezielle akademische Privilegien haben soll. Die Jesuiten, die als Professoren an der neuen Universität fungieren werden, sind, wie „Le Catholique Irlandais" erfährt, fast alle Engländer, Irländer und Amerikaner. Außer der Gründung der Universität hat der Mikado auch noch die Errichtung einer neuen katholischen Kirche in der japanischen Hauptstadt gestattet.

Dr. N. **Ein Denkmal für Schwann.** Dem hervorragenden Biologen, Begründer der Zellentheorie, Entdecker des Pepsins usw. soll nun endlich die seinem Lehrer Johannes Müller in seiner Vaterstadt Koblenz und seinem Mitarbeiter Schleiden in Jena durch Errichtung eines Denkmals erwiesene gebührende Ehre auch zuteil werden. Seine Vaterstadt Neuß hat beschlossen, ihm ein Denkmal zu setzen, das bei der 100. Wiederkehr seines Geburtstages (7. Dezember 1910) enthüllt werden soll. Beiträge dazu sind teils von Neusser Bürgern und der rheinländischen Aerzteschaft gezeichnet, teils sollen sie durch ein internationales Komitee noch beigesteuert werden, dem die berühmtesten Namen des Deutschen Reiches, der Schweiz und Englands angehören.

C. Th. **Katholische Enzyklopädie.** Der erste Band der bereits vor längerer Zeit angekündigten „Catholic Encyclopaedia" wird im April erscheinen. Unter den Mitarbeitern finden sich die Namen Gasquet, Casartelli, Barry, Thurston, Gerard und Cortie S. J., Msgr. Moyes, Wilfrid Ward, Don Chapman und Sir Francis Cruise. Die neue Enzyklopädie wird in England von der Caxton Publishing Company, Clun House, Surrey Street, London W. C., publiziert.

* **Personalien.** In Frankfurt a. M. starb am 12. März der Begründer und Direktor des Städtischen Historischen Museums Otto Coreill nach kurzer Krankheit im 84. Lebensjahre. — In Paris ist im Alter von 54 Jahren der Professor der Elektrotechnik an der Industriehochschule für Physik und Chemie Eduard Hospitalier, einer der bedeutendsten Elektrotechniker der Gegenwart, gestorben.

Hochschulnachrichten.

* **Tübingen.** Mit der Vorlesung für Kirchengeschichte an Stelle des verstorbenen Professors Dr. F. X. v. Funk ist für das kommende Sommersemester der Pfarrer von Weiler bei Rottenburg und frühere Repetent für Kirchengeschichte am Wilhelmsstift Dr. Karl Bihlmeyer beauftragt worden.

hc. **Freiburg i. Br.** Dem etatsmäßigen außerordentlichen Professor und Direktor der laryngo-rhinologischen Klinik an der hiesigen Universität Dr. med. Gustav Killian ist der Titel „ordentlicher Honorarprofessor" verliehen worden.

hc. **Leipzig.** Mit einer Probevorlesung über das Thema: „Das Herz im Kindesalter und sein Verhalten bei akuten Infektionskrankheiten" hat sich Dr. med. Martin Hohlfeld, Laboratoriumsassistent und Prosektor bei Professor Soltmann an der Universitäts-Kinderklinik und Poliklinik in der hiesigen medizinischen Fakultät, als Privatdozent niedergelassen.

hc. **Berlin.** An dem Zahnärztlichen Institut der hiesigen Friedrich-Wilhelms-Universität stehen in allernächster Zeit große Veränderungen bevor. Der Direktor des Instituts Professor Dr. Busch hat seine Entbindung von der Leitung des Instituts und von der ihm besonders anvertrauten chirurgischen Abteilung desselben nachgesucht. Ebenso tritt der Leiter der Abteilung für Zahnersatz Professor Dr. Warnekros zum bevorstehenden Sommersemester von dieser Stellung zurück. Der Leiter der Abteilung für konservierende Zahnpflege Professor Dr. Miller, der demnächst nach Amerika übersiedelt, ist schon mit Beginn des letzten Wintersemesters von seinen Obliegenheiten entbunden worden. Die chirurgische Abteilung wird nunmehr dem Oberstabsarzt Dr. Williger, die Abteilung für konservierende Zahnpflege dem bisherigen Lehrer der Zahnheilkunde an der hiesigen Universität Dr. med. Dieck übertragen werden, während an Stelle des Professors Warnekros in der Abteilung für Zahnersatz der bisherige Privatdozent in der medizinischen Fakultät dere Universität zu Greifswald Dr. Schröder treten wird. Die Herren Williger, Dieck und Schröder sollen, wie dies auch bei ihren Amtsvorgängern der Fall war, zu außerordentlichen Professoren in der hiesigen medizinischen Fakultät ernannt werden.

hc. **Halle a. S.** Der Assistent bei Geheimrat Fraenkel am hygienischen Institut der hiesigen Universität Dr. med. Harry Liefmann hat sich als Privatdozent habilitiert.

a. **Innsbruck.** Der bisherige außerordentliche Professor Dr. Moriz Wellspacher wurde zum ordentlichen Professor des österreichischen Zivilrechtes an der hiesigen Universität ernannt.

hc. **Wien.** Am 10. März starb der Privatdozent für interne Medizin an der hiesigen Universität Dr. med. Alexander Ritter v. Weismayr.

Büchereinlauf.

Geschichte und Politik.

Raimund Friedrich Kaindl: Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern. 1. Band: Geschichte der Deutschen in Galizien bis 1772. Mit einer Karte. Gotha 1907. Friedr. Andreas Perthes. 369 S. (8 M.)

Henri Pirenne: Geschichte Belgiens. Uebersetzung des französischen Manuskripts. Band 3: Vom Tode Karls des Kühnen 1477 bis zur Ankunft des Herzogs von Alba 1576. Gotha 1907. Fr. Andr. Perthes. 606 S. (16 M.)

Der japanisch-amerikanische Krieg des Jahres 1907 und seine Rückwirkung auf die Politik Europas. Diessen 1907. Jos. C. Huber. 14 S. (50 Pfg.)

Adolf Bachmann: Nochmals die Schlacht bei Mühldorf 28. September 1322. (Forschungen zur Geschichte Bayerns. 14. Band. Heft 4.) 26 S.

Edmund Länger: Die Friederichische Linie. (Die Thunische Familie in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. 2. Teil. 4. Heft.) Wien 1907. Karl Gerolds Sohn. 166 S.

Fr. Naumann: Die Stellung der Gebildeten im politischen Leben. Buchverlag der Hilfe. 1907. Berlin-Schöneberg. 11 S. (0.30 M.)

Aus der Dekabristenzeit. Erinnerungen hoher russischer Offiziere von der Militär-Revolution des Jahres 1825. Bearbeitet von Adda Goldschmidt. (Bibliothek wertvoller Memoiren. Lebensdokumente hervorragender Menschen aller Zeiten und Völker, herausgeg. von Ernst Schultze. 3. Band.) Hamburg 1907. Ernst Schultze. 382 S. (geh. 5 M. geb. 6 M.)

Die Eroberung von Mexiko. Drei eigenhändige Berichte von Ferdinand Cortez an Kaiser Karl V. Bearbeitet von Ernst Schultze. Mit Bildern und Plänen. (Bibliothek wertvoller Memoiren. 4. Band.) Hamburg 1907. Ernst Schultze. 641 S. (geh. 6 M. geb. 7 M.)

Dr. Bruno Stern: Die Reform des Gemeindewahlrechts in Bayern. (Vortrag, gehalten auf dem Verbandstag 1906.) Bayerische Jungliberale Schriften. 1. Heft. Herausgeber: Geschäftsstelle des Landesverbandes der Jungliberalen Vereine Bayerns r. d. Rh. in Nürnberg. 16 S.

Jahrgang 1907. München, Samstag, 16. März Nummer 64.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt. Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Christliche Antike. Von Hofrat Professor Dr. Joseph Strzygowski (Graz).

Die Germanen in Italien und Frankreich. Von Dr. Max Kemmerich (München).

Bücher und Zeitschriften.

W. v. Voß: Erzieher des preußischen Heeres. — Inventare des Großherzoglich Badischen Generallandesarchivs. — J. E. Cerbes: Zum Kampf um die Weltanschauung.

Allgemeine Rundschau.

Die armenischen Handschriften der Universitätsbibliothek Tübingen. — Julius Naue †.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Christliche Antike.

In dem Titel scheint ein Widerspruch zu liegen. Er wird verschärft, sobald ich von christlichem Heidentum oder orientalischer Antike spreche. Und doch gibt es beides; das Schlagwort Christliche Antike deutet diese Sachlage an und wählt zugleich treffend als zusammenfassenden Titel die Mitte. Ein Buch über christliches Heidentum könnte ich nicht schreiben, weil dazu ein in allen Sätteln gerechter Philologe moderner Richtung gehört, etwa Dieterich, Reitzenstein oder Wendland. Wohl aber wäre ich imstande, zu zeigen, daß die wunderbare Blüte der hellenischen Kunst in ihrer Entwicklung endet mit orientalischer Antike. Eigentlich ist das bereits in dieser Beilage versucht. Die Aufsätze über „Hellas in des Orients Umarmung“ vom 18. und 19. Februar 1902 bewegen sich in dieser Richtung; eine andere Skizze „Die Schicksale des Hellenismus in der bildenden Kunst“, erschienen in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, XV (1905), orientiert über die nachfolgende Vertiefung dieser Studien. Zu ihrer Durchführung gehört ein Kunsthistoriker, d. h. ein Gelehrter, der etwas von bildender Kunst versteht. Diese Spezies scheint unmöglich, so lange man sich nicht dem Banne der klassischen Philologie entzieht, d. h. das Odium des nicht Vollwertigen auf sich nimmt und eigene Wege geht.

Der Verfasser der „Christlichen Antike“[1]) tut das nicht. Er schreibt ein Buch über bildende Kunst als Philologe. Die Folge davon ist, daß ich, der Kunsthistoriker, mit ihm unzufrieden bin. Das aber wird seiner großen und an sich wertvollen Arbeit gewiß nicht schaden; im Gegenteil, die immer noch bei der Mehrheit der Archäologen an Ruder und Steuer der „Archäologie“ zugleich sitzende Philologie wird ihn dafür nur um so entschiedener in seine Verdienste einsetzen. Sybel irrt, wenn er[2]) die Stilkritik als die spezifisch archäologische Methode bezeichnet. In dem Augenblick, in dem die Archäologen anfingen, Werke der bildenden Kunst stilkritisch zu betrachten, taten sie den ersten Schritt zur Emanzipation von der Philologie und dazu, das Zwitterding „Archäologie“ über Bord zu werfen. Die tief in den Schluchten ihres Faches steckenden Philologen freilich werden erst merken, worauf diese Forschungsrichtung hinaus will, sobald aus den bis zum Augenblick rein von der Begabung und dem Blick des Einzelnen abhängigen stilkritischen Gesichtspunkten ein System erwachsen und damit auch in der „Archäologie“ die Wissenschaft von der bildenden Kunst zu ihrem Rechte gelangt sein wird. Hat sich auf diesem Wege aus dem halb unbewußten Tasten erst einmal ein zielbewußtes Forschen entwickelt, dann wird man auch Sybels Buch über Christliche Antike, das nach dem Untertitel eine „Einführung in die altchristliche Kunst“ sein will, auf die richtigen Schranken zurückführen können. Nach meinem Dafürhalten handelt es sich darin lediglich um die gegenständlichen Voraussetzungen der bildenden Kunst des christlichen Heidentums. Den zweiten eigentlich kunsthistorischen Teil über die Gestalt und ihre künstlerische Biologie in der orientalischen Antike bleibt uns Sybel schuldig — es sei denn, daß der zweite Band völlig andere Wege geht als der erste.

Sein Buch beginnt mit einem uns allen aus dem Herzen geschriebenen Mahnruf „Glauben und Forschen“. Ich bin dem Monsignore Wilpert bezw. der Firma Herder heute noch die Rezension des großen Tafelwerkes „Die Malereien der Katakomben Roms“ schuldig, weil ich dieser Tendenzschrift, der wirkliche Arbeit zugrunde liegt, nicht in der würdigen Weise gerecht werden kann, wie es Sybel von einem höheren Standpunkt aus gelingt. Ich habe den unter dem Einfluß bekannter politischer Strömungen inszenierten Siegeslauf dieser römischen Tat umsoweniger kritisch hemmen können, als dazu ein genauer Vergleich der Tafeln mit den schwer zugänglichen Originalen gehört. Nach meinen Erfahrungen werden diese nach Sybel „zuverlässigen Reproduktionen“ den modern wissenschaftlichen Anforderungen keineswegs genügen. Wilpert sieht in die Bilder seine Tendenz hinein: das „Tabanelli aquarellò“, „Wilpert dir.“, das man unter jeder Tafel lesen kann, wird noch einmal Gegenstand sehr unangenehmer Auseinandersetzungen sein. Ich für meine Person werde diese Untersuchung nicht führen, weil die Katakombenmalereien kunstwissenschaftlich keineswegs die Bedeutung verdienen, die ihnen zugemessen wird. Sybel muß sein Buch in einem Fahrwasser halten, das nach landläufigen Anschauungen theologisch genannt werden könnte, um aus diesen Zimmer-

[1]) Ludwig v. Sybel: Christliche Antike. Einführung in die altchristliche Kunst. Marburg, A. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. I. Einleitendes, Katakomben. 1906. VIII, 308 S. 8°, mit vier Farbentafeln und 55 Textbildern. Br. 7 M, geb. 8.50 M.

[2]) Die klassische Archäologie und die altchristliche Kunst. Marburger akademische Reden, 1906, Nr. 16. 18 S. Br. 50 Pfg.

malereien armseliger Handwerker wissenschaftliche Werte ersten Ranges zu gewinnen. Ich komme gleich darauf zu sprechen, wo wir besseres Material zu erwarten haben.

Sybel wünscht, indem er sich an die Adresse der katholischen und protestantischen, aber ebensogut auch an die monistischen und andere Vertreter von allerhand Weltanschauungen wendet, alles Glauben und Fürwahrhalten aus der Forschung ausgemerzt. Das ist gerade so, wie ich den Dom zu Aachen aus den Händen der Restauratoren retten will. Die Kirche sei doch nicht nur ein historisches Denkmal, sondern diene heute noch dem Kult, ruft alle Welt, selbst der Provinzialkonservator. Und so suchen auch die Römlinge nach Stützen für die Dogmen der heute noch lebendigen Kirche, nicht nach der historischen Wahrheit. Wer will ihnen das verübeln? Nur daß wir, die nach der Wahrheit Suchenden, auf dem von ihnen bereiteten Boden weiterbauen, das ist der selbstverschuldete Fehler. Und Sybel tut das mehr als er ahnt, indem er wieder in Rom einsetzt und von den römischen Katakomben aus Umschau hält. Er meint, ihre Bedeutung entspreche der Bedeutung Roms als Welthauptstadt. Hätte Antonius gesiegt und Alexandria zur Hauptstadt gemacht, so wären Petrus und Paulus dorthin gegangen und die Päpste säßen in Alexandria, es gäbe keine Roma aeterna. Als wenn es darauf ankäme! Wo ist des Paulus Lehramt lebendig geworden und wo ist die christliche Antike in der bildenden Kunst entstanden? In Rom etwa? Der Philologe Sybel weist nach, daß die Kulturpflanze Christentum aus uralten orientalischen Keimen im Hellenismus erwachsen sei, Rom dabei gar keine Rolle gespielt habe. Wo bleibt denn der Kunsthistoriker, der daraus a priori wenigstens die Folgerungen zieht? Ich glaube in dem modernen Philologen steckt ein veralteter Kunsthistoriker. Das hat einen Sybel unter Leute gebracht, mit denen er, im Grunde genommen, nichts zu tun hat. Sein Boden hätte Kleinasien mit dessen Hinterland, dann Syrien und Alexandrien sein müssen. Aber freilich, da gibt es kein „verläßlich" aufgestapeltes Material, wie in Wilperts Katakombenwerk. Ich bin begierig, ob Sybel auch im zweiten Bande, der wohl die Sarkophagplastik, die Basiliken und ihre Mosaiken, sowie die Kleinkunst behandeln wird, diesen für einen Kunsthistoriker unmodernen Standpunkt festhalten wird.

Nachdem Sybel die literarischen Quellen vorgeführt, und den leitenden Jenseitsgedanken auf seine Entwicklungsstufen und die beteiligten Völker hin untersucht hat, geht er auf die Katakomben und ihre Malereien ein. Für den Kunstforscher wertvoll sind die Abschnitte über System und Idee der Deckenmalerei und Wandverzierung. Wie die Bilder in Pompeji Ausblicke aus dem Zimmer ins Freie enthüllten, so wären die figürlichen Gemälde der Katakomben zu verstehen als bedeutende Ausblicke in das Reich der christlichen Hoffnung, vielmehr der christlichen Gewißheit, durch den Christus selig, des himmlischen Paradieses teilhaftig zu werden. Sybel verfolgt daraufhin die Entstehung der Paradiesesidee und ihrer Darstellung in Landschaft und Emblemen, wie in den Erntebildern. In ähnlicher Art verfolgt er dann die antiken Malschemate und die christlichen Malbilder. Den Schluß bildet eine Zusammenstellung der Erlösungstypen und -mittel, der Bedeutung des guten Hirten und der Darstellung des Erlösers als Kind. Nie wird der Blick entsprechend der literarischen Ableitung von Rom weg auf den hellenistischen Orient gerichtet. Die Bedeutung Aegyptens für die Entwicklung des Orantentypus bleibt unbeachtet (Denkschriften der Wiener Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse LI, Abt. II, S. 157 f.) und ebenso die entscheidende Herleitung der drei Christustypen aus dem Süd- und Nordkreis der Mittelmeerkunst, bezw. für die konstantinische Zeit von Jerusalem, wie ich sie hier in der Beilage vom 19. Januar 1903 gegeben habe.

Als ich seinerzeit die Ankündigung von Sybels Buch las, habe ich es mit lebhafter Freude begrüßt: endlich ein klassischer Archaologe, der die alte christliche Kunst für das nimmt, was sie ist, für einen Teil der Antike. Nun würden diese Studien endlich aus der Stagnation, in die sie durch die Theologen gebracht wurden, in das frische, rein künstlerische Fahrwasser gelangen und der antiquarische Wissensstoff, endlich verdaut, sich auch für die bildende Kunst in erkenntnisreiches Schauen umsetzen. Leider haben sich meine Erwartungen nicht erfüllt; gerade die für mich in erster Linie stehenden Fragen nach dem Ursprung der Gestalten und Formen stellt Sybel im ersten Bande zurück; ich habe nicht einmal den Eindruck, daß er dem seelischen Gehalte der zweifellos neuen und starken Strömung, der das Christentum schließlich doch zum Siege geführt hat, gerecht geworden ist.

Graz. Joseph Strzygowski.

Die Germanen in Italien und Frankreich.

Die anthropologische Geschichtstheorie, die sich zunächst schüchtern, seit wenigen Jahren erst selbstbewußt neben die bisher allein herrschenden spiritualistischen und materialistischen Theorien gestellt hat und sie zu verdrängen trachtet, hat nur dann Berechtigung, wenn sich ihre These, die Menschenrassen seien ungleich begabt, beweisen läßt. Denn das Neue der von der offiziellen Geschichtswissenschaft noch nicht anerkannten Lehre besteht darin, die Kulturunterschiede in den verschiedenen Ländern des Erdballes und zu verschiedenen Zeiten in denselben Ländern aus der Ungleichheit der Begabung der Bevölkerung herzuleiten. Während, um ein Beispiel zu gebrauchen, die materialistische auf Marx und Buckle zurückgehende Geschichtsauffassung die außerordentlich hohe und frühe Blüte von Griechenland mit der günstigen geographischen Lage, der reichgegliederten Küste, dem Klima, der Nachbarschaft hochstehender Kulturvölker usw. in Zusammenhang bringt und aus diesen Faktoren ableitet, sehen die Rassenforscher das wesentlichste Moment in der Zugehörigkeit der Hellenen zur blonden, ihrer Ansicht nach der begabtesten Rasse. Würde man der anthropologischen Hypothese in schärfster Fassung Glauben schenken, dann hätten die Griechen unter dem Aequator dieselbe Kultur schaffen müssen, während nach der materialistischen Hypothese Neger in Griechenland ebenfalls einen Plato, Praxiteles oder Sophokles produziert haben würden. In praxi sind die Gegensätze natürlich nicht so scharf; doch davon weiter unten.

Die Ungleichheit der natürlichen Rassebegabung also ist das Thema probandum der neuen Lehre, ihr ausschlaggebendes Kriterium, über das die offizielle Wissenschaft sich bisher den Kopf noch nicht zerbrach, indem sie stillschweigend die natürliche Gleichheit annahm.

Der erste, der systematisch die Frage in Angriff nahm, war Klemm, der vor einem halben Jahrhundert die Menschheit in zwei große Hälften, die „aktiven" und „passiven" Rassen umfassend, einteilte. So genial dieser erste Versuch war, er konnte wegen der allzu verschwommenen Lösung keinen dauernden Erfolg verzeichnen. Dann kam der erst in unseren Tagen „modern" gewordene Graf Gobineau,[1]) der der weißen Rasse und in ihr den blonden Germanen die höchste Begabung zuschrieb und die [illegible] als einzigen die Kulturhöhe bestimmenden Faktor

[1]) Ueber Vorläufer Klemms und Gobineaus, dessen „Essai sur l'inégalité des races humaines" (Paris 1853—55) von L. Schemann ins Deutsche übersetzt wurde (Stuttgart 1898 bis 1901), vgl. Woltmanns Aufsatz in der Politisch-Anthropologischen Revue, 2. Jahrgang.

gelten lassen wollte. Das war etwas ganz Neues. Daß es zugleich in dieser Fassung auch etwas Falsches war, ergibt sich aus dem weiteren Verlauf unserer Besprechung. Und doch steckte in seiner Beobachtung ein wahrer Kern, denn spätere Forschung hat ergeben — oder es doch wenigstens außerordentlich wahrscheinlich gemacht —, daß Römer und Griechen, Perser und Inder, also die Kulturvölker der Antike, den blonden nordischen Typus aufwiesen.

Bekannt und — diskreditiert — wurde die neue Lehre in weiten Kreisen erst durch H. St. Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts". In diesem berühmten Werke tauft nämlich der Verfasser alle, die in der Weltgeschichte etwas geleistet haben, schlankweg Germanen. Das verblüffte. Bei Licht besehen, war damit aber nicht viel mehr gewonnen, als daß durch den außerordentlichen, und zum großen Teil auch berechtigten, Anklang, den sein Werk fand, nun die Frage nicht mehr zum Schweigen kam. Daß es mit allgemeinen Phrasen, mit Reden über eine Sache, vor deren Definition man sich scheute — Chamberlain gibt bekanntlich keine von Rasse — nicht ging, lag auf der Hand. In schärfster Formel lautete ja Chamberlains Syllogismus etwa folgendermaßen: was hervorragend und schöpferisch war, verdankt den Germanen seinen Ursprung; diese oder jene Erscheinung ist hervorragend; ergo ist sie germanisch. Damit läßt sich natürlich alles beweisen und Chamberlain zögert auch keinen Moment, die Existenz einer chinesischen Zivilisation einfach zu leugnen, weil er sie denn doch nicht wohl den Germanen gutschreiben kann (p. 728). Andrerseits scheint ihm Kaisertum und Papsttum nicht mit seiner Vorstellung vom germanischen Geiste verträglich, ergo sind sie antigermanische Institutionen. Auf diesem deduktiven Wege war es ausgeschlossen, zum Ziele zu gelangen, denn die genialen Intuitionen ließen den exakten Beweis auf Schritt und Tritt vermissen, die Rasse war zu verschwommen, die Germanen zu weit gefaßt, es wurde zu viel mit Gefühlen und Hypothesen gearbeitet, als daß die schulmäßige Wissenschaft gerade auf seiner anthropologischen Basis hätte weiter bauen können. Immerhin kann die Bedeutung seines Werkes in anderer Beziehung gar nicht überschätzt werden und seine fruchtbringende Wirkung wird auch noch lange fortdauern.

War also der deduktive Weg nicht gangbar so mußte man es mit der Induktion versuchen. Diesen Gedanken erkannt und ausgeführt zu haben, ist das große Verdienst Ludwig Woltmanns, des vierten nichtzünftlerischen Gelehrten, der das neue Feld bestellte. Damit, daß hier betont wird, daß er nicht einer Universität angehörte, soll beileibe kein Vorwurf erhoben werden sind doch gerade im letzten Jahrhundert die hervorragendsten Entdeckungen von nichtinkorporierten Gelehrten gemacht worden.

Im ersten Werke, „Die Germanen und die Renaissance in Italien" betitelt, versucht der bekannte Herausgeber der Politisch-Anthropologischen Revue den exakten Beweis dafür zu erbringen, daß das schöpferische Element in Italien die Germanen bezw. deren Nachkommen waren, und daß die Renaissance nicht, wie Gobineau und Burkhardt annahmen und wie ja auch der Name besagt, einer Wiedergeburt der aus jahrhundertelangem Schlafe erwachten Urbevölkerung ihre Entstehung verdanke, sondern vielmehr ein Werk der eingewanderten Germanen sei. Da Woltmann mit dieser Publikation, sowie mit der kürzlich erschienenen „Die Germanen in Frankreich" einen ganz neuen Weg beschritt und von der Annahme oder Ablehnung seiner Untersuchungen für lange Zeit die prinzipielle Stellung der Geschichtswissenschaft zur neuen anthropologischen Theorie überhaupt abhängen wird, so ist dadurch ein längeres Verweilen wohl gerechtfertigt.

Zunächst handelte es sich darum, unter Rasse und Germanen einen ganz bestimmten Begriff mit scharf umgrenztem Vorstellungsinhalt zu schaffen. Daran hatte schon eine Reihe verdienstvoller Forscher — Lapouge, Penka, Wilser, Ammon, Ujfalvy und andere — gearbeitet, und ihnen, neben manchem anderen, ist es zu danken, daß die von Linné, Blumenbach, Klemm und Retzius geschaffene Lehre von der Rassengliederung der Menschheit heute außerordentlich vervollkommnet ist. Wir müssen zunächst scharf zwischen Rasse und Volk unterscheiden. Erstere ist lediglich ein natürlicher, anthropologischer Begriff, aus der Zoologie genommen, mit den Merkmalen gemeinsamer Abstammung und konstanter körperlicher Eigenschaften. Volk ist ein historisch-linguistisch-politischer Begriff, der mit dem der Rasse ganz und gar nichts zu tun hat. Solange diese wesentlichen Unterschiede nicht auseinander gehalten werden, ist jede wissenschaftliche Diskussion über unser Thema unmöglich.

Solche Rassen nun gibt es in Europa drei: 1. die nordische, mit den Merkmalen der blonden Haare hellen, meist blauen Augen, gerader Nase, Körpergröße, Langgesichtigkeit und Langschädeligkeit und weißer, das Blut rosig durchschimmern lassender Haut; 2. die alpine, mit dunklen Haaren und Augen und ebensolchem Teint, kurzem Schädel, breitem Gesicht und kleinerem Körperbau; und 3. die mediterrane, die sich von voriger durch Langgesichtigkeit und Langschädeligkeit unterscheidet, in den übrigen Merkmalen aber mit ihr übereinstimmt.

Das Verhältnis zu Volk und Rasse wird sofort klar, wenn wir an die Bevölkerung Deutschlands denken, die im Norden vorwiegend zur nordischen, im Süden zur alpinen Rasse gehört, aber dieselbe Sprache spricht; oder wenn wir nach Skandinavien blicken, wo Schweden und Norweger zwar durch die Sprache und Geschichte, auch teilweise durch die Sitte geschieden sind, in beiden uns aber fast reinrassige Vertreter der blonden Rasse entgegentreten.

Daß Woltmann seine Untersuchungen über die Rassensuperiorität auf Europa beschränkt, ist nur zu billigen. Gerade diese Beschränkung der Untersuchungen auf ein verhältnismäßig kleines Gebiet ist vertrauenerweckend und steht in wohltuendem Gegensatz zu manchen Phantastereien eingefleischter Rassefanatiker. Daß er — wie heute wohl die überwiegende Mehrheit der Gelehrten — die schwarzen Rassen für minder begabt hält als die weißen und gelben, vor allem aber der blonden die Palme zuerkennt, sei in Parenthese bemerkt.

Woltmann versucht den Beweis für die Superiorität der Germanen in Italien zu erbringen, indem er aus den Namen, der Besiedelungsgeschichte, der Familiengeschichte und der Sprache bezw. den Spuren, die die deutsche Einwanderung in Italien hinterlassen hat, Schlüsse zieht. Da sich nun, wie er in seinem zweiten Werke auch zugibt, aus Namen ꝛc. nicht allzuviel folgern läßt, ist das Schwergewicht seiner Beweisführung auf die anthropologische Untersuchung zu legen. Verfasser folgert etwa so: Bei gleicher Begabung der Germanen mit der einheimischen Bevölkerung muß, vorausgesetzt, daß das Progeniverhältnis das gleiche ist, auch die Zahl der Genies, auf die doch in allererster Linie die kulturelle Höhe eines Landes zurückgeht, auch die gleiche sein. Nun ist aber die eingewanderte Bevölkerung numerisch geringer als die einheimische, trotzdem überwiegt die Zahl der blonden Genies bezw. der Mischlinge mit stark blondem Charakter — blond hier allgemein gefaßt, also auch in dem Sinne, daß Langschädeligkeit und Körpergröße hierzu zu rechnen ist — ganz bedeutend die der alpinen oder gar mediterranen, so daß daraus folgt, daß die germanische Bevölkerung nicht nur in der Renaissance, wo sie besonders stark hervortritt, sondern in der ganzen nachrömischen Geschichte Italiens sich als die begabtere erwies.

Gegen die Logik dieser Beweisführung wird sich nichts einwenden lassen, anfechtbar ist aber doch manches bezüglich seiner Methode. Zunächst seine Art, das Zahlenverhältnis und die anthropologische Beschaffenheit der Genies festzustellen. Er nahm zu diesem Zwecke die anerkanntermaßen hervorragendsten Geister Italiens her und untersuchte ihren physischen Habitus, teils nach den literarischen Quellen, teils nach erhaltenen Porträtdarstellungen; eine ungeheuere und sehr dankenswerte Arbeit, um so wertvoller, als die beigegebenen Porträte in vielen Fällen eine Nachprüfung gestatten. Es stellte sich nun heraus, daß eine nicht geringe Zahl hervorragender Männer als reine Repräsentanten der nordischen Rasse angesehen werden müssen, so Jacopo Sansovino, die Sangallo, Lionardo da Vinci, Benvenuto Cellini,

Palladio, Giotto, Masaccio, Filippo Lippi, Tizian, Raffael, Andrea del Sarto, um nur einige zu nennen.

Hier liegt die Sache außerordentlich einfach. Schwieriger ist es bei anderen Genies, die etwa blonde Haare, aber schwarze Augen, hellen Teint, aber dunkle Haare, großen Wuchs und blaue Augen, aber dunklen Teint, dunkle Haare und rundes Gesicht zeigen, mit anderen Worten: bei den Mischlingen. Denn hier kann naturgemäß mit demselben Rechte, mit dem Woltmann einen solchen Mischling für die Germanen in Anspruch nimmt, ein Gegner seiner Theorie ihn für die Urbevölkerung reklamieren. Tatsächlich ist das auch geschehen, ja es fehlt nicht an gewichtigen Stimmen, die gerade in der Blutmischung die Vorbedingung höherer Kultur erkennen wollen.[2]) — Bevor wir hierauf näher eingehen, sei eine Bemerkung über das Verhältnis von Rassezugehörigkeit und Geist gemacht. Wir wissen, daß ohne Gehirn geistige Tätigkeit unmöglich ist, und können auch in vielen Fällen — aber längst nicht immer — beweisen, daß hervorragende Intelligenz mit besonders stark entwickeltem Gehirn verbunden ist. Zu behaupten aber, daß ein für alle Mal das schwerere oder größere Gehirn — was in praxi dasselbe ist — gleichbedeutend ist mit höherer Intelligenz, geht nicht an. Wir sind hier an der Grenze von Physik und Metaphysik, einem Gebiete, das zum Teil unserer Erfahrung für ewige Zeiten unzugänglich sein wird. Immerhin mögen wir uns in der Praxis dahin einigen, daß in der Regel große Intelligenzen auch große Köpfe haben, denn vieles scheint dafür zu sprechen. Trotzdem bin ich im einzelnen Falle aber nicht berechtigt, weder den Dickkopf für ein Genie, noch den kleinköpfigen Menschen für einen Idioten zu halten, denn das würde eine qualitative Gleichwertigkeit der Hirnmasse voraussetzen, der die tägliche Erfahrung widerspricht, daß manche Geisteskranke mit außerordentlich schweren Gehirnen ausgestattet sind. Hier handelt es sich aber entsprechend der induktiven Art der Beweisführung ausschließlich um einzelne Fälle. Doch damit nicht genug. Ich mag immerhin festgestellt haben, daß die blonde Rasse intelligenter ist als die alpine, daß also im allgemeinen in einem mit blonden Haaren bedeckten Kopfe mehr Intelligenz vorauszusetzen ist, als in einem mit dunklen, so habe ich diese Erkenntnis nur dadurch gewinnen können, daß ich nach Woltmannscher Methode induktiv, also von Fall zu Fall, verfahren habe. Diese Erkenntnis auf das Material anzuwenden, aus dem ich sie gewann, geht aber nicht an, weil ich dann einen circulum vitiosum machen würde. Und dieser Circulus oder diese petitio principii scheint mir vorzuliegen, wenn ich die Mischlinge deshalb, weil sie etwas Hervorragendes geleistet haben, für die blonde Rasse reklamiere. Zwingend wäre der Beweis nur dann, wenn ich — unter der wohl schwer zu rechtfertigenden Voraussetzung, daß die einzelnen Merkmale der Langköpfigkeit, Blauäugigkeit ꝛc. genau gleichwertig sind — diese Merkmale einfach rechnerisch behandle und sage: Wer mehr blonde als braune aufweisen kann, ist als Germane, wer weniger hat, als Italiker bezw. homo alpinus zu betrachten. Bei dieser immerhin noch nicht hypothesenfreien Rechnung würden wir schon zu einem anderen Resultat als Woltmann gelangen, insoferne wir manchen, den er für ein nordisches Genie hält, der Urbevölkerung akkreditieren müßten. Ich, um das bescheidentlich zu bemerken, bin nicht so skeptisch, denn ich halte die Woltmannsche Beweisführung im wesentlichen für geglückt, ich verkenne aber auch nicht die Berechtigung dieser, wie ich glaube, von den anderen Kritikern nicht in Erwägung gezogenen Art der Skepsis.

Etwas ganz Aehnliches gilt von der Dolichozephalie, die ebenfalls als Kriterium für die Zugehörigkeit zur blonden Rasse in Rechnung gezogen wird. Auf die Gefahr hin, von gewissen Anthropologen für einen krassen Ignoranten gehalten zu werden, muß ich bekennen, daß ich von dieser berühmten Blumenbachschen Einteilung in dolichozephal und brachyzephal, die häufig als einzig ausschlaggebendes Kriterium verwandt wird, soviel wie gar nichts halte. Abgesehen davon, daß ich hier in Italien mit Rücksicht auf die Dolichozephalie der mediterranen Bevölkerung im konkreten Falle nur dann weiß, ob das betreffende Genie der nordischen Rasse angehört oder nicht, wenn es blond, blauäugig, weißhäutig ꝛc. ist, also sich die Berechtigung zur Zuteilung zu ihr schon aus den anderen Merkmalen resultiert, so daß sich aus der Langköpfigkeit für mich gar nichts Neues ergibt, will mir überhaupt die ganze Rechnung mit Verhältniszahlen nicht einleuchten. Daß es anderen gerade so geht, mag man daraus entnehmen, daß man neuerdings, um ja die zum Dogma gewordene Einteilung zu retten, von einer „falschen Dolicho- und Brachyzephalie" spricht! Man sieht eben ein, daß sich aus dem Längen-Breitenindex nichts folgern läßt, solange absolute Maße fehlen und solange der Höhenindex, der nun einmal zur Bestimmung des kubischen Gehaltes gehört, nicht angegeben wird. Was ist das auch für eine sonderbare Logik, dem Germanen nicht zum mindesten wegen seiner Dolichozephalie eine Superiorität über andere Rassen einzuräumen und doch zugeben zu müssen, daß die mit Recht gering geschätzten Neger dasselbe Merkmal aufweisen! Die neue Beobachtung, daß im Säuglingsalter der Index durch die verschiedene Härte der Unterlage des Kopfes, also durch die Wahl von Feder- oder Roßhaarkissen, nach der einen oder anderen Richtung beeinflußt wird, sollte doch auch zu denken geben. Und endlich ist es klar, daß die Kugel bei gleichen absoluten Maßen mehr Inhalt hat als das Oval, daß also die Gehirnmasse ceteris paribus größer sein muß beim Brachyzephalen als beim Dolichozephalen. Sollte nicht die so beklagte Abnahme der Dolichozephalie seit dem Mittelalter und in den Städten gegenüber dem flachen Lande auf eine Vergrößerung des Gehirnvolumens zurückzuführen sein? Der Gedanke ist nicht hypothetischer als mancher andere, auf dem die jüngsten Rassefanatiker ihr System aufbauen.

Nun soll aber trotz dieser Einwendungen zugegeben werden, daß die Zahl der Mischlinge mit starkem blonden Bluteinschlag sehr groß ist, viel größer als sich aus dem wahrscheinlichen Verhältnis der eingewanderten Germanen zur Urbevölkerung berechnen läßt, denn daß die Germanenheere nicht sehr stark waren, scheint festzustehen, auch stützt es Woltmanns Lehre, daß der Norden Italiens viel mehr Genies produzierte als der alpine und mediterrane Süden, ferner steht fest, daß der italienische Adel, wie schon die Namen, die der Verfasser mit großem Fleiß zusammenträgt, beweisen, von den germanischen Eroberern abstammt, strittig ist eben nur das Zahlenverhältnis der blonden zu den germanischen Genies. Das aber ist gerade das punctum saliens. Woltmann schreibt, daß „mindestens 85 bis 90 Prozent der italienischen Genies ganz oder vorwiegend der germanischen Rasse zugeschrieben werden müssen". Das scheint mir falsch zu sein. Sowohl deshalb, weil, wie wir oben bemerkten, die Gleichwertigkeit der Merkmale keineswegs feststeht, dann aber auch, weil sich sogar aus Woltmanns Material ein geringerer Prozentsatz ergibt, denn er nimmt manchen für die nordische Rasse in Anspruch, der — wenn man sich auf die Porträte verlassen darf — ihr nicht zuzuzählen ist. Darauf hat schon A. Wirth hingewiesen.

*

Das zweite Buch sucht in ähnlicher Weise zu zeigen, daß die Germanen das kulturtragende und schöpferische Element auch in Frankreich waren, und wie mir scheint, gelingt ihm der Nachweis hier besser als in Italien. Ueberhaupt nimmt hier Woltmann einen Standpunkt ein, über den sich durchaus sprechen läßt. Da seine Methode und die gewonnenen Resultate in diesem Werke dieselben sind wie im erstgenannten, so ist es nicht nötig, hier länger zu verweilen. Wir erwähnten schon die Verschiedenheiten zwischen der materialistischen und anthropologischen Geschichtstheorie. Besteht letztere zu recht, dann bleibt der Widerspruch ungelöst, weshalb die Germanen dort, wo sie am reinsten wohnen, am spätesten es zu großen kulturellen Leistungen gebracht haben. Zuerst blüht das dem Osten benachbarte Griechenland, dann Italien, zuletzt Skandinavien, wo man doch die umgekehrte

[2]) cf. J. v. Neupauer: „Der Kulturwert der Mischrassen und reinen Rassen." Polit.-Anthropol. Rev. 1904/05. In dieser vortrefflichen Monatsschrift ist die Frage wiederholt behandelt worden.

Reihenfolge erwarten sollte, wenn die Rasse das ausschlaggebende Kriterium wäre. Nun ändert Woltmann die Fragestellung zwar sehr gewandt, indem er das Schwergewicht darauf legt, daß der Sitz der Renaissance nicht in Süditalien oder Sizilien, sondern in Norditalien liegt, und indem er die zahlreichen, den italienischen ebenbürtigen Genies, die Deutschland erzeugte, nennt, bezüglich Skandinaviens aber auf die klimatischen usw. Unbilden verweist, damit ist aber keineswegs jede Schwierigkeit beseitigt.

Geben wir nämlich zu, daß die historischen Bedingungen, die lokale Tradition, die geistigen und künstlerischen Einflüsse, Klima, Bodenbeschaffenheit, Flora, Fauna, Verkehrsverhältnisse usw. mitbestimmende Faktoren neben der Rasse sind, dann fragt sich sofort, ob sie oder die Rasse größere Bedeutung beanspruchen können. Bejahen wir das, dann neigen wir zur spiritualistischen und materialistischen Geschichtsauffassung und die Rassetheorie wird nur eine Ergänzung der letzteren, behaupten wir aber, daß trotz allem die Rasse prädominiert, dann können wir die historische Tatsache der skandinavischen Posteriorität nicht in die Lehre eingliedern. Das sah auch Woltmann im zweiten Werke ein, indem er die vorgenannten Faktoren gelten läßt, und mit dieser Konzession hat er eine große Tat getan.

Wir werden also vielleicht sagen dürfen: Die bisher geltenden historischen Anschauungen waren lückenhaft, insofern sie den Träger aller Kultur, den Menschen, ignorierten. Das große Verdienst der Anthropologie, besonders Woltmanns, ist es, die Milieutheorie — womit ich hier prägnant die bisherigen Lehren zusammenfassen will — ergänzt zu haben, indem er auf die Bedeutung der Rasse hinwies und es durch seine induktive Methode sehr wahrscheinlich machte, daß tatsächlich in Europa die blonde Rasse die begabteste ist.

Sagen wir so, dann ist jeder Anfeindung der neuen Lehre der Wind aus den Segeln genommen. Wir hätten vielmehr eine neue Bestätigung der alten Erfahrung, daß keine Theorie so vollständig ist, daß sie alles erklärt, keine aber auch so falsch, daß sie nicht in gewissen Fällen unser Wissen und unsere Erkenntnis bereichert. Immerhin wäre es notwendig, daß die „offizielle" Geschichtswissenschaft die Frage ernstlich prüft und sie nicht einfach ignoriert oder, wie Professor Eulenburg tut, schlankweg ablehnt.

Nun noch eine Bemerkung! Woltmann meint, die blonde Rasse stürbe aus, weil ihre Vertreter, in den exponiertesten Stellungen stehend, am meisten verbraucht würden, so daß das Schicksal Roms sich wiederhole; ferner glaubt er jetzt schon einen Niedergang Frankreichs beobachten zu können.

Was das letztere anlangt, so stimme ich mit ihm nicht überein, denn von einem Sinken nach der Revolution oder sogar nach dem großen Kriege kann meines Erachtens nicht die Rede sein, ebensowenig kann ich finden, daß Italiens Kultur im Rückschritt begriffen ist. Die anderen Völker mögen sich teilweise schneller entwickelt haben, die germanischen Völker — ob Rasse wäre noch genauer zu untersuchen, wenn es auch wahrscheinlich ist — sind zurzeit die Herrenvölker der Welt, wenigstens politisch und kommerziell, aber französische Eleganz und Geschmack haben ihren Wert nicht verloren. Der Volkswohlstand ist dort ein besser verteilter als bei uns, seine Erfolge in der Kolonialpolitik sind groß, von dort aus wird unsere Literatur und Kunst aufs stärkste beeinflußt. Das Italienertum aber drängt in Tirol das Deutschtum sogar zurück. Weltmacht ist Italien auch erst seit 35 Jahren geworden. Aus der geringen Bevölkerungsvermehrung Frankreich einen Vorwurf zu machen, scheint auch übereilt. Wir wollen erst abwarten, wohin unsere Menschenüberproduktion führt, wenn wir einmal wirtschaftlichen Krisen ausgesetzt sind. Scheint es mir doch das Natürliche zu sein, daß ein Land nur die Bevölkerung hat, die es auch ernähren kann. Also — vom klerikalen Spanien abgesehen — kann ich in die Prophezeiungen Woltmanns nicht einstimmen. Und wenn er recht hätte, daß die Kurzköpfe wirklich die Langköpfe zurückdrängen — angenommen diese Einteilung hätte den Wert, den ich ihr abstreite —, was wäre daraus anderes bewiesen, als daß die blonde Rasse sich im Kampf ums Dasein nicht bewährt? Es mag ja sehr wertvoll für die ganze Menschheit sein, wenn sie sich aufopferte, indem sie die geistige und politische Führung übernahm, aber dieser Altruismus ist in der realen Welt eine böse Sache.

Wenn, was Woltmann unwiderleglich nachgewiesen hat, der Adel Europas nordischer Abstammung ist, von diesem aber der kastenmäßig abgeschlossene Hochadel unstreitig am reinsten erhalten sein muß, dann gäbe es eine sehr interessante Probe auf das Exempel: anthropometrische Messungen an früheren und den heutigen Wittelsbachern, Hohenzollern, Wettinern, Bourbonen, Habsburgern, Romanows usw. vorzunehmen. Wir müssen ja dann diese Familien als letzte Säulen aus der Eroberzeit betrachten, als Reinheitsinseln, und werden jedenfalls nicht umsonst gearbeitet haben. Ob aber dadurch die Hypothese bestätigt wird? Ob sie wirklich alle blond und blauäugig sind?

*

Trotz oder wegen aller Einwendungen, derer sich noch mehrere erheben ließen — so z. B. über die dunkle Herkunft der brünetten Elemente Frankreichs —, sind beide Woltmannschen Werke außerordentlich lesenswert und, mehr als das, sie verfolgen einen neuen Weg mit Fleiß und Klugheit. Wer sich davon überzeugen will, muß sie selbst lesen, denn ich habe natürlich nur das mir persönlich am wichtigsten Scheinende herausgegriffen. Es ist ja immer eine mißliche Sache, mehr beweisen zu wollen als man kann, so begreiflich es ist, wenn die Entdeckerfreude die engen Grenzen des exakt Bewiesenen zu überspringen drängt. Zu einer solchen Entdeckerfreude aber hat trotz allem Woltmann volles Recht, denn zweifellos hat er endgültig die Mythe zerstört, daß die italienische Renaissance einer Wiedergeburt der Urbevölkerung entsprang, wenn er auch nicht einwandfrei feststellen konnte, daß sie lediglich eine germanische Schöpfung ist, er hat bewiesen, daß der Adel in Italien, Frankreich und Spanien blonder Herkunft ist, er hat es sehr wahrscheinlich gemacht, daß die nordische Rasse die begabteste ist, wenn auch nicht in so starker Ueberlegenheit über die alpine, wie er annimmt, denn starkes Schwert und starker Geist sind nicht identisch, und dem Adel ist aus wirtschaftlichen Gründen Entfaltung seines Talents leichter als dem Bauern; endlich hat er, selbst wenn man jetzt eine selbständige anthropologische Geschichtstheorie noch nicht als berechtigt gelten läßt, immerhin durch die Hinweise auf die Bedeutung der Rasse die materialistische wertvoll ergänzt. Einer harmonischen Vereinigung aller drei erst dürfte die Zukunft gehören. Die Zeiten aber, in denen man das neue Problem souverän ignorieren durfte, scheinen mir vorbei zu sein. Sonst vergrößert sich der Abstand zwischen Universität und freier Forschung nicht zum Heile der ersten noch mehr.

Besonders muß rühmend hervorgehoben werden, in wie maßvollem und vornehmem Tone Woltmann sich mit seinen Gegnern auseinander setzt; viele könnten daran lernen. Es ist ja betrübend, daß man in wissenschaftlichen Diskussionen den Ton noch besonders erwähnen muß, leider sind sie aber häufig so polemisch und versuchen so häufig, Gründe durch Invektiven zu ersetzen, wohl als Rudiment des tiefen sozialen Niveaus deutscher Gelehrter in früheren Jahrhunderten, daß es ungerecht wäre, diese Tatsache hier zu verschweigen.

In magnis et voluisse sat est! Woltmann kann mehr von sich sagen.

*

P. S. In der Histor. Zeitschr. III. Folge, 1. Band, nimmt ein Anonymus Stellung zu einer Studie von mir und zur Rassenfrage. Er schreibt, daß die Rasseforscher „bekanntlich" behaupten, daß „alle" Genies blond waren und knüpft daran seine Betrachtungen. Entweder hat der Herr Anonymus weder meinen Aufsatz noch die Woltmannschen Werke gelesen oder — was anzunehmen ich mich nicht entschließen kann — er sucht die neue Wissenschaft zu diskreditieren, indem er ihre Lehren bewußt entstellt. Solche Gegner sind harmlos für die Rassentheorie, gefährlich aber als Mitarbeiter für den Ruf eines vornehmen Organes. Nur das Ansehen der Histor. Zeitschrift rechtfertigt es, wenn ich

hier auf eine Besprechung verweise, die mir erst nach Drucklegung des obigen Artikels zu Gesicht kommt und von einigen boshaften Bemerkungen abgesehen, nur eine selbstbewußte Wiederholung der genannten Kritik Eulenburgs ist.

*

Im Augenblick da Vorstehendes erscheinen soll, ereilt mich die Trauerbotschaft vom unerwarteten Tode Ludwig Woltmanns. Ohne ihn persönlich gekannt zu haben, glaube ich doch durch die Vertrautheit mit seinen Werken zu einem kurzen Worte des Gedächtnisses berechtigt zu sein.

Woltmann wurde im Februar 1871 in Solingen geboren, studierte Philosophie und Medizin und promovierte in beiden Fakultäten. Nachdem er nur kurze Zeit die ärztliche Praxis ausgeübt hatte, war es die Philosophie, die seinen vielseitigen und doch tiefen Verstand gefangen hielt. Drei Werke, das „System des moralischen Bewußtseins“ (1898), „Die Darwinsche Theorie und der Sozialismus“ (1899) und „Der historische Materialismus, eine Kritik der marxistischen Weltanschauung“ (1900) legen Zeugnis ab von der Fruchtbarkeit seiner Gelehrtentätigkeit. Doch bald verließ er das Gebiet der Spekulation, um zum Führer und Bahnbrecher auf einem neuen zu werden: der Rasseforschung. Ihr widmete er seine Kräfte, hier setzte er alle Energie, Fleiß und Scharfsinn ein, um auf induktivem Wege die Lehren Gobineaus ihres hypothetischen Charakters zu entkleiden und zu einer exakten Wissenschaft zu erheben. Zunächst schuf er in Verfolgung dieses Zieles die „Politisch-Anthropologische Revue“, die in kurzen fünf Jahren unter seiner hervorragenden Leitung eine führende Rolle sich errang. „Die folgerichtige Anwendung der natürlichen Entwicklungslehre im weitesten Sinne des Wortes auf die organische, soziale und geistige Entwicklung der Völker“ wurde als Programm dieses Organes bezeichnet und seine eigenen gehaltvollen Aufsätze waren in diesem Sinne verfaßt. Die anläßlich des Jenenser Preisausschreibens unglücklichen Angedenkens entstandene „Politische Anthropologie“ (1903) faßte Woltmanns Ansichten über das Rasseproblem in klarer Form und gestützt auf ein reiches Material zusammen. Seine beiden letzten Arbeiten haben wir oben kennen gelernt.

In Italien, wohin sich Woltmann begeben hatte, um sich vor der Neubearbeitung der zweiten Auflage seines Renaissancewerkes zu erholen, setzte ein Herzschlag in den Wellen des Mittelmeeres dem Leben des rastlos tätigen Mannes ein vorschnelles Ziel. Die Leiche ist bis heute noch nicht geborgen worden.

In Woltmann verliert die Wissenschaft einen ihrer fähigsten Jünger. Ein Feuerkopf voll hochfliegender Ideen, ein Mann mit weitem Horizont und reichem Wissen, mit Fleiß und Energie ausgestattet, befähigte ihn seine naturwissenschaftliche und philosophische Schulung, den beiden divergierenden Weltanschauungen gerecht zu werden. Unermüdlich war sein Kampf gegen dogmatische Schulanschauungen jeder Richtung, gegen jene ewig gestrige Zunft, die das Neue bekämpft, weil sie es nicht versteht, weil sie sich durch uralte und darum geheiligte Lehrmeinungen der Notwendigkeit, sie immer von neuem an den Tatsachen zu prüfen, enthoben glaubt. Wem voraussetzungsloses Forschen auch auf die Gefahr des Irrens hin mehr gilt als starres Festhalten an ererbter Schulweisheit, der wird Woltmanns tragisches Ende, auch wenn er nicht dem allzukühnen Fluge seiner Gedanken stets zu folgen vermochte, beklagen und ein ehrendes Andenken einem Manne wahren, dem an der Wiege einer neuen Wissenschaft oder doch eines ihrer neuen Triebe zu stehen vergönnt war.

München. Max Kemmerich.

Bücher und Zeitschriften.

Erzieher des preußischen Heeres. Vierter Band. York von W. v. Voß.

Von dem auf 12 knappe Bände berechneten Werke sind 1., 3., 5., 8. Band früher erschienen; 4. und 9. Band (York und Prinz Friedrich Karl) liegen heute vor.

Im 4. Band ist zunächst nachgewiesen, wie die Art des Aufwachsens und der Erziehung bei York den Grund legen mußte zur Stählung eines schroffen, unbeugsamen Charakters mit einer „oftmals vulkanisch aufbrausenden Energie“. Damit aber, wie mit seinem feinen Gefühl für Ehre und Pflicht, sicherte er sich eine unbedingte Herrschaft über die Gemüter der ihm zur Erziehung, zur Führung im Felde Anvertrauten. Die Schrift zeigt denn auch den willensstarken Mann mit seiner gewaltigen Persönlichkeit, in der Ausbildung von leichten Truppen dem Ideal nachjagend, das heute wieder für die Vorbereitung der Soldatenseele zur Schlacht vorschwebt: sie zeigt ihn im Unglücksjahre 1806, bei der Neuformation von 1808 an in seiner aller Phantasterei abholden Weise, als General und Inspekteur der leichten Truppen, für deren Tätigkeit er eine Instruktion schrieb, deren Gesichtspunkte und Ziele heute noch zutreffen. Nirgends trat die zwingende Kraft, die Wucht persönlicher Ueberlegenheit und Willensstärke mit so gebieterischer Notwendigkeit an den Tag, als bei diesem Erziehungswerk des vielversuchten Mannes. In diesen Betrachtungen ist gerade und mit Recht der Hauptinhalt dieses 4. Bandes zu suchen. Wie ein solcher Erzieher übergeht in den willensstarken Feldherrn, zeigt der zweite Teil des Bandes, dem sich der dritte anschließt: Yorks Wirksamkeit auf dem Gebiete der Politik. Aufs engste ist mit dem Namen York im Gedächtnis des deutschen Volkes die Konvention von Tauroggen verbunden; das erste Anzeichen für Wiederkehr eigenen Willens und deutscher Größe. Außer dem Werke von Droysen: „Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg“ sind gerade für diese Tätigkeit neuerliche Erhebungen benutzt worden.

Neunter Band: Prinz Friedrich Karl von W. Balck. — „Die nachfolgenden Blätter,“ sagt der Verfasser, „sollen kein Lebensbild des unvergeßlichen Siegers von Düppel und Vionville geben, sie sollen nur zeigen, in welch vorbildlicher Weise Prinz Friedrich Karl durch Anweisungen und durch die Macht seiner Persönlichkeit auf unsere Armee gewirkt und sie für ernsten Kampf gestählt hat.“ Der erste, zweite und dritte Abschnitt der Schrift führt ein in die Lehrjahre des Prinzen, in seine Tätigkeit als Vorbild und Erzieher des 3. Armeekorps, in ernste, stille Friedensarbeit. Moltke, Roon, Ernst Moritz Arndt wäßrend der Universitätsjahre in Bonn treten als Jugendlehrer uns entgegen. Es folgen erste literarische Tätigkeiten des jungen Offiziers über „Einfluß des Zündnadelgewehres“ und „Selbständiges Handeln“ und anderes. Rasch folgten sich vom Jahre 1859 an die Schicksalsjahre aufeinander; in so bedeutungsvoller Zeit, am 1. Juli 1860, trat mit 32 Lebensjahren der Prinz an die Spitze des 3. Korps. „Des Prinzen großer erzieherischer Einfluß auf seine Truppen stützte sich auf seinen persönlichen Verkehr mit ihnen.“ Ueberwindung von Strapazen, wissenschaftliche und seelische Erziehung des Offizierkorps, Gefechtsausbildung mit Ausmerzung aller Pedanterie und Kleinlichkeit, das war es, was dem neuen Führer obenan stand. Erst im vierten Abschnitt, Seite 63, kommt der Verfasser zu sprechen auf das Thema: Der Prinz als Feldherr. Das Bezeichnende ist auch hier wieder, daß die leitenden Gedanken bei der Friedensarbeit von selbst hinüberführen in den Ernst der Kriege 1864, 1866, 1870/71. Hervorgehoben seien die inhaltreichen Betrachtungen über den Gang der Schlacht bei Vionville. — Nach dem Kriege aber zeigte die Gesellschaft in des Prinzen Jagdschloß Dreilinden, wie treu Friedrich Karl festhielt an dem alten Verkehr mit Gelehrten, Künstlern, Offizieren. Einer aus dieser Runde, Professor Dr. Güßfeld, hat so gesprochen: „Alles, was der Prinz tat, das tat er mit Energie. Festhalten und durchführen einmal gefaßter Entschlüsse, das war der vielleicht hervorragendste seiner Züge.“

Stuttgart. Albert Pfister.

Inventare des Großherzoglich Badischen General-Landesarchivs. Herausgegeben von der Großherzoglichen Archivdirektion. 2. Band. Karlsruhe, C. F. Müllersche Hofbuchhandlung, 1907. VIII, 394 S. gr. 8°. 6.40 M.

Es war ein glücklicher Umstand für die archivalischen Schätze des großherzoglichen General-Landesarchivs zu Karlsruhe, daß die Arbeiten zur Veröffentlichung seiner Inventare zeitlich zusammengefallen sind mit der Erbauung neuer Räume zu ihrer Aufbewahrung, nachdem die alten seit langem ebenso ungenügend wie unwürdig geworden waren. Es war dies, wenn nicht der Plan, so doch sicher das Verdienst des vor 1¼ Jahren verstorbenen Archivdirektors v. Weech, dieses Zusammentreffen bewirkt und damit dem Kranze seiner vielen übrigen Verdienste um das bayerische Archivwesen dieses zugleich mit jenem als letztes Ruhmesblatt eingefügt zu haben.

Da wir in Nr. 29 des Jahrgangs 1901 dieser Blätter über die Vorgeschichte wie über Nutzen und Nachteil gedruckter Archivinventare im allgemeinen und über die bei der Bearbeitung der Karlsruher Inventare maßgebenden Grundsätze im besonderen bereits ausführlich uns verbreitet haben, können wir uns dies-

mal kurz fassen. Der vorliegende 2. Band war schon im Interesse der Einheitlichkeit an die Leitsätze des 1. Bandes gebunden, die von der alphabetischen Anordnung der Repertorien über die nach physiographischen Gesichtspunkten zusammengefaßten Archivalien in bestimmten Fällen abweichen und des praktischen Bedürfnisses wegen eine systematische Gruppierung des Stoffes, welche sachlich Zusammengehöriges übersichtlich zu vereinigen sucht, vorgezogen haben. In dieser Einrichtung enthält der 2. Band von der „Personalien"-Abteilung des großherzoglichen Haus- und Staatsarchivs die Sektionen Alt-Baden, Baden-Hachberg, Baden-Baden und Baden-Durlach, die auf das großherzogliche Gesamthaus also, auf alle Mitglieder der, im Jahre 1771 im Mannesstamm erloschenen bernhardinischen (oder baden-badischen) und bis zu einer gewissen Abgrenzung, auch auf die der noch regierenden ernestinischen (oder baden-durlachischen) Linie sich beziehenden Urkunden, Akten und Korrespondenzen mit ungefähr 4000 Nummern der ersteren und gegen 4600 Faszikeln der letzteren Art. Es sind hier alle auf das öffentliche Leben, Walten und Wirken, sowie auf die persönlichen Angelegenheiten der Angehörigen des fürstlichen Hauses bezüglichen, von ihnen ausgegangenen oder für sie ausgestellten und an sie gerichteten Urkunden und Schriftstücke vereinigt und von wenigen, durch die Staatsraison gebotenen Fällen abgesehen, auch allesamt der Benützung zugänglich. Die Reihenfolge der einzelnen Personen ist in einem der Verzeichnung selbst vorangestellten Inhaltsverzeichnis übersichtlich dargelegt und berücksichtigt nach jedem Markgrafen in chronologischer Anordnung zunächst seine Gemahlinnen und dann — der Geburtszeit nach — seine Kinder mit Ausnahme der verheirateten Söhne, die den Stamm fortpflanzten und als Träger desselben selbständig eingereiht sind.

Es ist eine gewaltige Fülle von Stoff in jeder Hinsicht der öffentlichen und häuslichen Betätigungen und Beziehungen für die Reichs- und Landes-, wie für die Familien-, Kunst- und Kulturgeschichte, hier vereinigt, in großen Gruppen anschaulich auseinandergehalten und durch ein umfangreiches Orts- und Personenregister, als ebenso unentbehrlichen wie verläßlichen Führer und Ratgeber für jeden, der das Buch zur Hand nimmt, ohne weiteres brauchbar und nützlich gemacht. Dabei ist nicht bloß auf das Register selbst besondere Sorgfalt verwendet, sondern auch, um die Benützung und Orientierung noch weiterhin zu erleichtern, hinter den einzelnen Inhaltsrubriken die einen bestimmten Gegenstand betreffenden Archivalien unter einer fett gedruckten Ziffer zusammengefaßt, so daß bei künftigen Gesuchen um Einsichtnahme im allgemeinen die Angabe der Seitenzahl des betreffenden Namens und der Nummer genügt.

Am Schlusse des Bandes steht ein Nachtrag zu der im ersten Band behandelten Sammlung der Handschriften, der sich durch die in den letzten Jahren erfolgten zahl- und umfangreichen Neuerwerbungen, vor allem des wertvollen Nachlasses der beiden Mone, von denen der Vater selbst 33 Jahre lang dem General-Landesarchiv als Direktor vorgestanden ist, als notwendig erwies. So ist der Schatz der Belehrung, der bereits in diesen beiden Bänden aufgespeichert ist, ein ganz außerordentlicher und macht nur den einen Wunsch rege, daß die Fortsetzung der Inventarienveröffentlichung nicht zu lange auf sich warten lassen möge, was die Rührigkeit der neuen Archivdirektion auch vollkommen verbürgt.

Freiburg i. Br. E. Albert.

Zum Kampf um die Weltanschauung. Vorträge, gehalten an Arbeiter-Diskussions-Abenden. Von J. G. Cordes. München 1907. C. H. Becksche Verlagshandlung Oskar Beck. Klein 8°. 116 Seiten, geb. 1 M.

Es ist eine sehr dankenswerte Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt hat, wenn er die Möglichkeit, vor Arbeitern zu sprechen, dazu benützt hat, über Weltanschauungsfragen zu reden. Wer mit Arbeitern mehr in Fühlung getreten ist, weiß, daß das „Fragen" bei ihnen gar nicht gering ist. Und dankenswert ist es auch, daß diese Vorträge durch den Druck weiteren Kreisen zugänglich geworden sind. Der Verfasser besitzt bei umfassender wissenschaftlicher Bildung die Gabe, in einfacher, gemeinverständlicher Form seinen Gedanken Ausdruck zu geben, die für jeden Leser um so wertvoller sind, als man aus jeder Zeile die Ueberzeugung gewinnt, daß eine durchaus wahrhafte Persönlichkeit dahinter steht. Das aber ist gerade bei der Behandlung von Weltanschauungsfragen das Entscheidende. Und darum wird auch niemand das Büchlein, selbst wenn er auf ganz anderem Standpunkte als der Verfasser steht, ohne Gewinn aus der Hand legen. Besondere Verbreitung möchte man ihm allerdings unter Arbeitern wünschen, für die es ja auch bestimmt ist. Den Denkenden unter ihnen wird es zur Erreichung innerer Selbständigkeit in den Fragen der Weltanschauung viel geben. Die Ausstattung ist hübsch, der Preis sehr niedrig gestellt.

Würzburg. Leopold Götz.

Allgemeine Rundschau.

Die armenischen Handschriften der Universitätsbibliothek Tübingen.

Nachdem das Studium der armenischen Sprache und Literatur schon seit Mitte des letzten Jahrhunderts an der schwäbischen Hochschule eine besonders liebevolle Pflege gefunden hatte, benutzte die Bibliotheksverwaltung im Dezember 1903 eine ihr durch den Privatdozenten für vergleichende Sprachwissenschaft an der Berliner Hochschule, Dr. Franz Nikolaus Finck vermittelte und durch den Direktor des Tifliser Mädchen-Gymnasiums Wirth, Staatsrat Karl v. Hahn, einen geborenen Württemberger, geförderte Gelegenheit zum Erwerb einer seltenen Sammlung armenischer Handschriften, die ein hochbetagter Armenier Esaiadscheanz in Tiflis, ein ehemaliger Buchhändler, mit großer Sachkenntnis in vielen Jahrzehnten eifrigen Sammelns zusammengebracht hatte. Zum Glück war von diesem sorgsam gehüteten Schatz noch keine Kunde in weitere Kreise gedrungen. Es bestand daher noch nicht die Gefahr, daß der antiquarische Reichtum erreichbare Höhe treiben konnte. Die Mittel für den Ankauf stellte der schon oftmals als Förderer wissenschaftlicher Unternehmungen hervorgetretene Geh. Hofrat Dr. Ernst Siegelin in Stuttgart zur Verfügung; er trug auch die Kosten der Katalogarbeiten, die Dr. Finck in den Herbstferien 1904 zusammen mit seiner das Armenische völlig beherrschenden Schwester und einem ihm nahe befreundeten armenischen Theologen und Literarhistoriker, Dr. Gjandschezian, in die Hand nahm. Der heute vorliegende Katalog, der die 165 Handschriften der Tifliser Sammlung zusammen mit 6 weiteren, von Dr. Finck geschenkten, verzeichnet, läßt auch dem Nichtfachmann erkennen, welche mühsame und entsagungsreiche Arbeit in dem vollendeten Werk verborgen steckt. Das Studium der armenischen Sprache und Literatur findet künftig in Tübingen ein weites unbebautes Feld.

Als das außerordentlich wertvolle Prachtstück der Sammlung fiel, wie wir einem Aufsatz des „Staatsanzeigers für Württemberg" entnehmen, sofort eine mit farbigen Bildern, Initialen und Arabesken reich geschmückte Evangelienhandschrift ins Auge. Glücklicherweise fand sich nachträglich in Tiflis noch die Abschrift der verloren gegangenen, bei armenischen Handschriften üblichen Nachschrift über Ursprung und Herkunft der Evangelienhandschrift vor. Danach stammt die Pergamenthandschrift aus dem Jahr 1113 und ist nach der Sprache offenbar eine getreue Abschrift eines älteren Evangeliars aus dem Jahr 893. Beide Handschriften sind hergestellt in dem Kloster Drazark, dem damaligen Sitz des Erzbischofs und Reichskanzlers des kleinarmenischen Königreichs, in der Nähe von Sis, der Residenz der aus den Kreuzzügen bekannten armenischen Könige. Am Epiphaniastag des Jahres 1212 hatte das Kloster Drazark deutsche Gäste. Der Bischof von Hildesheim, Wilbrand von Oldenburg hatte dem König Leon eine Botschaft des Deutschen Kaisers zu überbringen und machte dem Königskloster einen Besuch. „Dabei zeigten ihm die armenischen Mönche mit Stolz ihre schönen Evangelienbücher auf Pergament geschrieben, mit schönen farbigen Bildern geziert." Es ist sehr wahrscheinlich, daß den deutschen Gästen eben das Tübinger Evangeliar samt seinem Vorbild gezeigt worden ist. Der Wert dieser Handschrift legte es nahe, über ihre kunstgeschichtliche Bedeutung das Urteil eines Fachmannes einzuholen. Das Ergebnis, zu dem der erste Kenner auf diesem Gebiet, Herr Hofrat Professor Dr. Joseph Strzygowski in Graz bei genauerem Studium des künstlerischen Schmucks der Handschrift kam, fiel so günstig aus, daß die Bibliotheksverwaltung, aufs neue von Herrn Siegelin durch reiche Mittel unterstützt, daran denken konnte, dem Katalog in einem Atlas eine sogar durch zwei Farbentafeln neben anderem Illustrationsmaterial geschmückte Abhandlung Prof. Strzygowskis über „Kleinarmenische Miniaturmalerei" beizugeben, in der der Nachweis geführt ist, daß in dem Tübinger Evangeliar der älteste Vertreter einer von Persien her beeinflußten Miniaturenschule vorliegt und daß sich auf Grund der Tübinger Handschrift eines der schwierigsten Probleme in der Geschichte der mittelalterlichen Miniaturmalerei, die Frage nach den orientalischen Quellen lösen läßt. Neben dieser kunstgeschichtlich sehr bedeutsamen Abhandlung kann der Atlas, der als erster Band von „Veröffentlichungen der kgl. Universitätsbibliothek zu Tübingen" ausgegeben wird, aus der Feder Dr. Fincks eine zur Einführung in die armenische Schriftenkunde bestimmte, auf sechs Tafeln 21 Schriftenproben darbietende „Armenische Paläographie" veröffentlichen. Beides, Katalog und Atlas, wird dafür zeugen, welcher Gewinn der Wissenschaft daraus erwachsen kann, wenn zur rechten Stunde gespendete Mittel ein fröhliches Zugreifen möglich machen.

Julius Naue †.

In Professor Dr. Julius Naue, der am 14. März zu München im Alter von 72 Jahren verschied, verliert die Beilage zur Allgemeinen Zeitung einen ihrer treuesten Mitarbeiter. Der bekannte Historienmaler hatte von seinem Meister Moritz v. Schwind, dessen er sich in seinem Werke: „Worte und Wirken Moritz v. Schwinds“ (1903) pietätvoll erinnerte, die Liebe für die deutsche Vorzeit übernommen; er versenkte sich nicht nur in seinen großen Gemälden mit Liebe in die Urzeiten germanischer Mythologie, sondern er widmete als stiller Gelehrter dem Ziel, die versunkene Kultur zu anschaulicher Gestalt zu erwecken, unermüdliche Studien. Seine größeren Arbeiten „Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee“ (1887), „Bronzezeit in Oberbayern“ (1894), „L'époque de Hallstatt en Bavière“ (1895), „Die vorrömischen Schwerter aus Kupfer, Bronze und Eisen“ (1903) trugen ihm nicht nur die Würde des Ehrendoktors der Tübinger Universität ein, sondern erwarben ihm auch eine Reihe von ehrenvollen Verbindungen mit der Forschung des Auslandes, zu der er als korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm, der Ecole d'Anthropologie in Paris, der anthropologischen Gesellschaften in Wien, Lyon und Brüssel in Beziehung trat.

Kleinere Mitteilungen.

* **Der große Pan.** In der Abhandlung über den Verfall der Orakel erzählt Herodot jene bekannte Geschichte von einem Reisenden, der mit einer großen Zahl anderer Reisender auf einem Schiff nach Italien gefahren sei; eines Abends, als sie in die Nähe der Exsinadischen Inseln gekommen waren, habe der Wind plötzlich nachgelassen und das Schiff sei durch die Wellen an die Insel Paxos herangetrieben worden. Da habe man plötzlich von der Insel her den Namen Thamus gehört. Der Steuermann des Schiffes war nun ein Aegypter und hieß Thamus, aber das war den Reisenden nicht bekannt. Als der Name Thamus zum dritten Male gerufen wurde, meldete er sich und da rief jemand von der Insel her mit verstärkter Stimme, wenn er bei dem Hafen Palodes (nicht weit von Bouthroton in Epirus) vorbeikomme, solle er melden, daß der große Pan gestorben sei. Das habe der Steuermann denn auch getan, als sie durch eine Windstille bei dem Hafen Palodes zurückgehalten wurden; er habe hinübergerufen, daß der große Pan gestorben sei, und darauf habe man von der Küste her großes Wehklagen gehört. Die Geschichte sei auch zu den Ohren des Kaisers Tiberius gedrungen. Der habe den Steuermann kommen lassen und, als er von ihm die Bestätigung der Erzählung hörte, seinen Gelehrten die Frage vorgelegt, um welchen Pan es sich in diesem Falle handeln könnte; diese kamen zu der Entscheidung, daß es sich jedenfalls um Pan, den Sohn des Hermes und der Penelope, handeln müsse.

Diese Geschichte ist viel besprochen worden, schon seit Rabelais hat man darin einen Hinweis auf Christus sehen wollen, dessen Verscheiden am Kreuz der ganzen Welt auf wunderbare Weise mitgeteilt worden sei. Nunmehr weist die Vossische Zeitung auf eine neue Erklärung hin, die Sal. Reinach in dem „Bull. de Corr. Hell.“ aufgestellt hat. Thamus ist bekanntlich der Name für Adonis, dessen Tod jährlich beklagt wurde, ebenso wie sein Wiedererscheinen im Frühling mit einem ausgelassenen Freudenfeste gefeiert wurde. Reinach nimmt nun an, daß in Paxos gerade die Totenfeier des Adonis abgehalten wurde; als das Schiff, auf dem der Erzähler als Passagier sich befand, an der Insel vorbeikam, hörten sie, wie das versammelte Volk um Thamus-Adonis klagte, in dem sie ausriefen: „Thamus, der ganz große, ist gestorben“; dieses ὁ πανμέγας, der ganz große, wurde von den Schiffern, die das Wort Thamus auf den Steuermann beziehen zu müssen glaubten, ὁ πὰν μέγας, der große Pan, verstanden und deshalb in einer ganz anderen Weise aufgefaßt als die Worte ursprünglich gemeint waren. Dadurch, daß die Geschichte von Hand zu Hand ging, wurde sie natürlich durch manche bestimmte Züge noch erweitert.

* **Der nächste internationale archäologische Kongreß** wird nicht erst, wie wir in Nr. 15 meldeten, im Jahre 1908, sondern schon in diesem Frühjahr 1907 in Kairo abgehalten werden. Er wird unter dem Protektorat des Khedive von Aegypten stehen, während ein Komitee, dem die angesehensten Gelehrten Aegyptens angehören, die Vorarbeiten besorgt. Geschäftsführender Präsident ist der Generaldirektor der ägyptischen archäologischen Sammlungen zu Kairo, Herr M. Maspéro, an den alle Anfragen zu richten sind. Der Kongreß wird in drei Abschnitten vom 10. bis 21. April, und zwar zu Alexandrien, Kairo und Theben tagen. In seinem Programm sind natürlich bei der Nähe des alten ägyptischen Kulturlandes Ausflüge nach Oberägypten geplant, deren Ausführung allerdings von der Anzahl der Interessenten abhängen wird.

* **Euler-Feier.** Am 15. April wird die 200jährige Wiederkehr des Tages gefeiert werden, an welchem der große Mathematiker Leonhard Euler zu Basel geboren wurde. Aus St. Petersburg, wo er 14 Jahre hindurch als Mitglied der Akademie gewirkt hatte, wurde Euler von Friedrich dem Großen im Jahre 1741 nach Berlin an die neu organisierte Akademie der Wissenschaften berufen. Hier blieb Euler bis zum Jahre 1766, in dem er nach St. Petersburg zurückkehrte. Er starb dort am 7./18. September 1783. Der Verein für die Geschichte Berlins beabsichtigt, an dem Hause, wo Euler während seines Berliner Aufenthalts gewohnt hat, eine Gedenktafel anzubringen.

* **Ein Legat von 20,000 Kronen** für Hörer der Wiener Universität hat der am 8. März in Baden verstorbene Dr. Anton Bayer testamentarisch zugunsten von Studierenden der Wiener Universität hinterlassen, dessen Zinsenerträgnis alljährlich an zwei deutsche Studenten zur Vergebung gelangen soll.

— Aus der Adolf Salomonsohn-Stiftung zur Förderung wichtiger Arbeiten auf den Gebieten der Naturwissenschaften (einschließlich Biologie und Medizin) sind bewilligt worden: 1000 M an Frau Dr. Rabinowitsch-Kempner in Berlin und je 500 M an Professor Dr. Rosenfeld in Breslau und Dr. Zoeppritz in Göttingen.

* **Personalien.** Aus Anlaß der Paul Gerhardt-Feier hat die theologische Fakultät der Universität Rostock den Superintendenten Lindemann in Güstrow zum Ehrendoktor der Theologie ernannt.

Hochschulnachrichten.

hc. **München.** Der ordentliche Professor für allgemeine Pathologie, pathologische Anatomie und Seuchenlehre an der hiesigen Tierärztlichen Hochschule Dr. med. h. c. Theodor Kitt tritt mit Ende des laufenden Wintersemesters vom Lehramte zurück. Prof. Kitt, der zugleich als Dozent für Seuchenlehre an der hiesigen Technischen Hochschule tätig ist, ist außerordentliches Mitglied des kgl. Obermedizinalausschusses, ferner Ehrenmitglied des Royal Veterinary College, der Amerian Veterinary Medical Association, des Veterinär-Instituts von Charkow und der Dubliner Veterinary Medical Association of Ireland und korrespondierendes Mitglied des Vereins ungarischer Tierärzte.

* **Jena.** Ernst Haeckel wurde aus Anlaß seines goldenen medizinischen Doktorjubiläums vom Senat der hiesigen Universität eine lateinische Glückwunschtafel überreicht. Diese feiert in beredten Worten die großen Verdienste des Jubilars um die biologische Wissenschaft und um die Universität Jena; sie würdigt zugleich seine Bedeutung als Schriftsteller, als künstlerischer Interpret der Schönheiten der Natur und als Führer zu neuen Aufgaben des Kunstgewerbes, dem er bis dahin ungeahnte Formenschätze erschloß.

* **Breslau.** Für das Fach der Landwirtschaftslehre habilitierte sich an der hiesigen Universität Dr. P. Ehrenberg.

* **Marburg.** Dem Abteilungsvorsteher der Anstalt für Hygiene und experimentelle Therapie, Privatdozenten Dr. med. Paul Römer, der in den nächsten Tagen sich nach Buenos Aires begibt, um Schutzimpfungs- und Heilversuche gegen die Tuberkulose durchzuführen, ist das Prädikat Professor verliehen worden.

hc. **Kiel.** Professor Dr. phil. Lothar Heffter, Ordinarius für Mathematik an der hiesigen Universität, hat den Ruf an die Technische Hochschule in Darmstadt als Nachfolger von Prof. Dr. Georg Scheffers abgelehnt. — Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Lenard, Leiter der physikalischen Anstalt der hiesigen Universität, hat zum 1. Oktober einen Ruf in gleicher Eigenschaft an die Universität Heidelberg erhalten. Prof. Dr. Lenard hat vor einiger Zeit im Auftrage des preußischen Kultusministeriums einen Entwurf für eine in Berlin zu errichtende „Anstalt für physikalische Forschung“ auszuarbeiten gehabt.

Kgl. Württembergische landwirtschaftliche Hochschule Hohenheim.

Das Sommersemester 1907 beginnt am Dienstag, den 16. April ds. Js. Die Übersicht über die Einrichtungen, Jahresbericht und Vorlesungsverzeichnis mit Gutswirtschaftsplan versendet die unterzeichnete Stelle auf Verlangen kostenfrei. [23911]f

Hohenheim, im März 1907.

K. Direktion.
Strebel.

Für den Inseratenteil verantwortlich: A. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Montag, 18. März. Nummer 65.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalspreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Anfträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Ehescheidungsmoral. Von Privatdozent Dr. E. Platzhoff-Lejeune (Bern).

Dietrich v. Lazbergs Kriegstagebuch. Von Hauptmann a. D. Koch-Breuberg (München).

Bücher und Zeitschriften.

Felix Salten: Herr Wenzel von Nebberg und sein Knecht. — Johannes Müller: Hemmungen des Lebens. Vom Leben und Sterben.

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu München.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Ehescheidungsmoral.

Motto: Ehescheidung ist successive Polygamie.

Das alte Dogma von der Frivolität des französischen Romans ist heute hinfälliger als je. Wo fände sich in der Literatur der Gegenwart eine Nation, die mit mehr Ernst die großen Probleme des öffentlichen Lebens anfaßt, sie mit mehr Eifer diskutiert als die französische? Namen wie Anatole France, den Brüdern Margueritte, Bourget, dem Schweizer Rod hat Deutschland gegenwärtig nichts an die Seite zu stellen. Freilich, Frankreich bleibt seiner besonderen Geschichte und seinem Temperament treu: eine Auseinandersetzung mit ernsten Lebensfragen wird auf seinem Boden immer zugleich eine Diskussion der Möglichkeit einer Rückkehr in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche. Und so erleben wir es denn, daß eben jene Gesellschaft, die sich durch ihre Weltlichkeit, ihren raffinierten Luxus, ihre Schwächen und Laster, ihre oft zynische Verachtung aller das greifbar Sinnliche überschreitenden geistigen Interessen von der Religion so weit als möglich entfernt hat, heute suchend und verlangend ihr wieder zueilt. Daß einzelne, wenn sie des Lebens Bitterkeit und Strenge empfunden, müde und schwach sich dem Katholizismus wieder in die Arme warfen, dem sie mit einer stolzen Protestgebärde entronnen waren, ist nichts Seltenes. Charakteristisch für das moderne Frankreich aber ist die Allgemeinheit und Stärke dieser täglich an Boden gewinnenden Reaktionsbewegung, der man in Deutschland längst nicht genügende Beachtung entgegenbringt. Die Namen Brunetière, Bourget, Vogué, Coppée, Huysmans sind so glänzend, daß auch der Fernerstehende auf die Dauer dieser seltsamen Erscheinung sein Interesse zuwenden muß. Für heute sei aus dieser reichen Materie, die noch ihres Monographen harrt, nur ein Beispiel herausgegriffen, das schlaglichtartig die ganze Situation beleuchtet: die moderne Rechtfertigung der katholischen Ehescheidungspraxis.

I.

Religion und Kirche sind für den gebildeten wie ungebildeten Durchschnittsfranzosen identische Größen. Wer religiös empfindet oder wiederempfindet, muß sich also der katholischen Kirche zuwenden und sich mit ihrer gesamten Dogmatik und Praxis abfinden. Diese Abfindung, oder vielmehr die verstandesmäßige Rechtfertigung des Katholizismus vor dem modernen Empfinden ist ja gerade der Gegenstand der literarischen Produktion des französischen Neokatholizismus. Und das wirklich einschneidenste, praktisch bedeutsamste Problem, das Schibboleth der Geister, ist die Stellung zur Ehescheidung. Das hat Bourget, der feine Seelenanalytiker, der Spezialist der Gewissenskonflikte, wohl erkannt und dieser Frage hat er den fünften der nach seiner Bekehrung geschriebenen Romane gewidmet. Man darf schon anerkennen, daß er sich die Sache nicht leicht gemacht hat. Bourget ist ein zu feingebildeter und feinerzogener Mann, als daß er die Vertreter seiner Tendenz als Engel, die Gegner als Teufel malte. Er hat vielmehr wie schon früher den Verfechtern der gegenteiligen These ihre ganze Argumentationskraft gelassen, sie mit Charaktervorzügen aller Art ausgestattet und sie lebendig und sympathisch gezeichnet. Daß Parteiverblendung und Einseitigkeit doch mitunterlief, ist bei einem Werk, das mit Ueberzeugung für einen Gedanken eintritt, unvermeidlich. Doch eilen wir zur Analyse des Divorce (Plon, Paris, 400 S., deutsch in Stuttgart erschienen).

Gabrielle Rouet hat die Ehe mit dem Trinker und Wüstling Chambault nach der Geburt eines Sohnes, Lucien, den er mißhandelte, verlassen. Später erfolgte auf Chambaults Antrag die gerichtliche Scheidung. Einige Jahre später rührt ein zweiter Freier, Albert Darras, ihr Herz und erhält ihre Hand. Die Erziehung einer dieser zweiten Ehe entspringenden Tochter führt Gabrielle zu dem ihr gleichgültig gewordenen katholischen Glauben zurück. Mit dem Kinde Jeanne möchte sie zum Genuß der Sakramente zugelassen werden, aber, im „Konkubinat" einer zweiten Zivilehe lebend, kann sie weder zur Beichte gehen, noch kommunizieren. Sie ist also von Gott „verstoßen" Was tun? Ohne Wissen ihres Mannes sucht sie den als besonders weitherzig bekannten Pater Euvrard auf, der diesem speziellen Fall die Schärfe seiner subtilen Dialektik angedeihen lassen soll. Unmöglich kann sie ihren zweiten Gatten, der „trotz" seines Freidenkertums die Güte und Gerechtigkeit selbst ist, verlassen. Und doch will sie sich mit Jeanne, deren klerikale Erziehung der Vater gestattet hat, als getreue Katholikin den Himmel verdienen. Rom soll die erste Heirat für ungültig erklären; dann wird sie ihren zweiten Gatten zum Nachholen der kirchlichen Ehe veranlassen.

Aber mit Rom wird man nicht so schnell fertig. Euvrard spricht sich darüber in einer sehr lehrreichen Auseinandersetzung aus: die Kirche kennt keine Ehescheidung. Sie

duldet mit dem Gesetz die „Trennung“ von Tisch und Bett, wohlgemerkt mit dem Verbot für die Getrennten, eine neue Ehe zu Lebzeiten des anderen Teils einzugehen. Sie geht sogar noch weiter. Sie erklärt eine Heirat für ungültig — erlaubt also die Wiederverheiratung — wenn im Ehekontrakt ein Formfehler vorkam. Mit anderen Worten, sie sanktioniert die Ehescheidung, wenn es juristischer Spitzfindigkeit gelingt, einen Formfehler zum Vorwand derselben zu machen. Was man von einer Rechtsprechung zu denken hat, die auf solchen irreführenden Umwegen dem Gesetzesbuchstaben einige Menschlichkeit abzwingen muß, die also das Gesetz umgeht, indem sie zum Schein die Form wahrt, braucht hier nicht erörtert zu werden.

Genug, das Begehren Gabrielles ist unerfüllbar. Was soll sie im Sinne der Kirche tun? Das „Konkubinat“ aufheben, den Gatten und ihre Kinder verlassen? Es wäre logisch, und wenn solche Fälle sich öfter wirklich ereigneten, würde unsere öffentliche Meinung endlich zur Einsicht darüber kommen, daß das weltliche und geistliche Gesetz hier wie anderwärts sich diametral widersprechen, denn die weltliche Obrigkeit müßte die das Haus verlassende Gattin unnachsichtlich in eben dem Augenblick verfolgen, in dem sie einen Gott und der Kirche wohlgefälligen Akt vollzieht. Aber Rom ist vorsichtig und liebt die klaren Situationen nicht. So rät Euvrard seiner Klientin, dem Heim ihres zweiten Gatten „für den Augenblick noch nicht“ (!) den Rücken zu kehren. Warum nicht? Weil es, wie sie selbst empfindet, eine sittliche Roheit, ein ungeheures Verbrechen wäre, ihren trefflichen Gatten zu verlassen? Keineswegs, sondern weil sie eine Tochter hat, „deren religiöse Erziehung durch ihre Flucht gefährdet wäre“; also weil die Kirche auf diese Art um eines ihrer Lämmer käme. Denn daß man den Mann, mit dem man fünfzehn Jahre im „Konkubinat“ lebt, preisgibt, ist höchstens unklug, keineswegs aber unsittlich. Und weiter: trotz ihrer eigentümlichen Lage habe sie Gott und der Kirche gegenüber, von der sie doch ausgeschlossen ist, gewisse Pflichten. Die Erziehung der Kinder sei in gewissem Grade auch für sie ein verdienstliches Werk. Fasten und Almosengeben solle sie etwas mehr, als sonst üblich sei. Im übrigen heiße es zuwarten: Worauf? Euvrard ist ehrlich genug, es zu gestehen: diesen Mann durch Ausharren bei ihm schließlich doch für die katholische Religion zu gewinnen, statt sich durch die katholisch konsequente Flucht aus dem Hause des „Verführers“ mit den Staatsgesetzen in Widerspruch zu setzen — dies ist offenbar in einer so „delikaten Situation“ die beste Taktik.

Daß aber die Ehescheidung eine kulturelle Rückständigkeit ist, daß ihre gesetzliche Begünstigung uns der Barbarei wieder in die Arme führt, erörtert Euvrard an folgendem Beispiel: Ein Schiff fährt nahe an einem Hafen vorbei. Ein Passagier verlangt auszusteigen, um eine für ihn dringende Angelegenheit, von der das Sein oder Nichtsein seiner Familie abhängt, zu erledigen. Aber auf dem Schiff kam ein Pestfall vor. Die Hafenpolizei verbietet jede Landung aufs strengste. Soll man dem Einen nachgeben, um Tausende in Lebensgefahr zu stürzen? Dieses Schiff ist die Ehe, der Reisende der „Ehebrecher“, dem Bourget folgende Rede hält: „Welche Bürgschaft für die Gesundheit einer Familie liefert uns die unauflösliche Ehe? Sie zwingt zu ernstlichem Nachdenken vor der unwiderruflichen Bindung, sie fordert den Zusammenschluß zwischen Großeltern, Eltern und Kindern durch den Ausschluß heterogener Elemente, sie fördert die geistige Einheit und Konsequenz unter ihren Gliedern, sorgt für die Festigkeit der sittlichen Beziehungen, die ohne sie zu ewig fiebernder Anarchie ausarten.“ Damit nicht genug, ruft der Dichter Geschichte und Statistik zur Hilfe. Alle höheren Kulturen sind monogamisch. Die Ehescheidung aber ist nicht Monogamie, sondern sukzessive Polygamie. Die Zahl der Verbrecher, Geisteskranken und Selbstmörder ist zehnmal größer bei den Geschiedenen als bei Verheirateten und Junggesellen. „Die Gesetzgebung nach einer Minderheit der Entartung entgegengehender Personen einrichten, hieße seine Norm in ihren Auswurf suchen.“

Wen diese soziologische Vorlesung noch nicht aus der Illusion des Romans geworfen hat, dem verhilft dazu eine gelehrte Anmerkung. Man lese Professor Morsellis Schrift Per la polemica sul divorzio (Genua, Carlini), in der ein Positivist das projektierte italienische Ehescheidungsgesetz im Namen der unbestreitbaren Erfahrungen der Kriminalstatistik als gefährlich und rückständig verurteilt. Wissenschaft und Kirche sind also wieder einmal Hand in Hand auf der Höhe der Zeit.

II.

Die arme Gabrielle ist aufs höchste verblüfft und erschrocken darüber, daß sie „jenen verbrecherischen Artikel sich zunutze gemacht hat, den die schlimmsten Feinde der sozialen Ordnung, die Zerstörer der Familie in die französische Gesetzgebung aufgenommen haben“. Entsetzlich! Umso entsetzlicher, als die Unglückliche in die Ehescheidung „alle Feinheiten ihrer Seele und ihres Geistes gebracht, als sie durch ihre strenge Sittlichkeit die Unregelmäßigkeit und Unordnung ihrer Beziehungen mit einem Schein von Ordnung und Zucht umgeben hat.“ Das Gegenteil wäre wohl besser gewesen? Denn daß solche Fälle einer „selbst in der Verwirrung aufrecht erhaltenen Größe und Reinheit“ den Tendenzschriftstellern unbequem sind, liegt auf der Hand.

Schüchtern wagt Gabrielle nur einen naheliegenden Einwand. Hatte man sie nicht verschachert? Hatte sie eine Ahnung von dem Laster ihres Mannes? Nie hätte sie ihn geheiratet, wenn sie darum gewußt hätte. Sie handelte also nicht in voller Freiheit; Grund genug, von der Kirche die Ungültigkeitserklärung der ersten Ehe zu verlangen. Keineswegs meint der alte Jesuit Euvrard, der zwar, durch die „abscheulichen“, den blutigen Religionskriegen des Mittelalters verwandten Maßregeln des Kabinetts Combes gezwungen, seine Sutane mit einem Gehrock vertauschte, im übrigen aber sich auffallend gleich geblieben ist. Keineswegs! Da kein physischer, nur ein moralischer Druck auf das noch unreife Mädchen ausgeübt wurde, hat es in Freiheit bewußt gehandelt, die Ehe ist also regelmäßig geschlossen worden und unauflösbar. Ja, wäre ein Formfehler vorgekommen, hätte am Ende gar einem der Zeugen eine Woche an seiner Mündigkeit gefehlt, dann dürfte man Seine Heiligkeit bemühen. So aber, wo nur sittliche Fragen im Spiele sind ist nichts zu machen. — Mit diesem Bescheid muß sich Gabrielle für diesmal getrösten. Ihrem Manne gegenüber Farbe bekennen, über ihre religiösen Ansichten keinen Zweifel lassen, den Besuch bei Euvrard beichten, ihre Tochter im Glauben erziehen, ist alles, was sie vorläufig tun kann.

Da ereignet sich das Längsterwartete. Ihr erster Gatte stirbt. Das Hindernis einer kirchlichen Trauung ist aus dem Wege geschafft. Und mit aller Energie erfüllt Gabrielle die Pflicht des Freimuts, freilich nicht, wie Euvrard so schön hinzusetzt, „in der durch die Vorsicht gebotenen Beschränkung“. Sie drückt sich vielmehr ihrem Gatten gegenüber, der eine kirchliche Zeremonie energisch ablehnt, recht drastisch aus. Sie erklärt, „nicht verheiratet“ zu sein und ihre Tochter unehelich geboren zu haben! Das ist Darras denn doch zu stark, und er droht, wenn dieser Sturm auf seine persönlichen Ueberzeugungen kein Ende nähme, das gegebene Wort der kirchlichen Erziehung seiner Tochter zurückzuziehen und sie einer Pädagogik zu unterstellen, die dem Hausfrieden besser Rechnung trägt. Nun aber be-

ginnt der eigentliche Kampf. In Todesangst über die mögliche Abwendung ihres Kindes von der heiligen Kirche verläßt Gabrielle mit Jeanne schleunigst das Haus, voll Vertrauen auf den guten Gatten, der sie schon nicht verfolgen werde. Pater Euvrard wird von ihr als Vermittler gewählt, was Darras nur wenig behagt. Er besteht auf seinen Bedingungen: Rückkehr Gabrielles, Fortsetzung der kirchlichen Erziehung Jeannes und Zurücknahme jener bösen Worte über die uneheliche Geburt dieser Tochter aus zweiter Ehe. Diese letzte Bedingung anzunehmen, *verbietet* Euvrard seinem Beichtkinde. In der Freude des Wiedersehens läßt Darras sie selbst fallen und das Buch endigt mit einem faulen Frieden, mit der eitlen Hoffnung auf die endliche Bekehrung des Gatten und die Nachholung der kirchlichen Ehe. Daß Darras dazu sich nie verstehen wird, ist selbstverständlich. Es wäre die Anerkennung seines „Konkubinats", die demütigende Erheuchelung einer von ihm nicht gefühlten Reue, die blinde Unterwerfung unter eine nicht anerkannte Autorität. Keine Rücksicht, keine liebevolle Nachgiebigkeit darf ihm, wenn anders er ein sittlich freier Mann ist, diesen Schritt erlauben. Im Gegenteil, die Langmut der Kirche, die ihn durch Euvrards Vermittlung „von jedem kirchlichen Aufgebot und von jenem absoluten Hindernis, das eine Situation wie die seine mit sich bringt" (Legitimation der Tochter?), befreite mußte ihm wenig Respekt vor jener Institution einflößen die hartnäckig vor der Oeffentlichkeit auf der Form beharrt, privatim aber durch Nachgiebigkeit und Inkonsequenz treibend ermutigt.

III.

Soweit entwickelt Bourget das Problem nach der verstandesmäßigen Seite für seine männlichen Leser; für die weiblichen ist die Argumentation noch einmal sozusagen gefühlsmäßig wiederholt.

Gabrielle hat einen Sohn aus erster Ehe. Dieser liebt eine Studentin, die einst verführt wurde, im übrigen aber die größte Hochachtung verdient. Einer Heirat der beiden widersetzt sich das Ehepaar Darras mit aller Entschiedenheit. Nach dem französischen Zivilgesetzbuch Artikel 148 muß der mit 21 Jahren volljährige junge Mann bis zum 25. Jahre die Zustimmung seiner Eltern, von da ab (bis zu welcher Grenze?) ihren „Rat" (conseil respectueux) einholen. Von einer legalen Heirat des jungen Lucien mit Berthe Planat kann also keine Rede sein, ohne diese Zustimmung, bei der aber nicht sein Stiefvater, sondern sein geschiedener Vater zuständig ist, obschon ihm die Erziehung seines Sohnes entzogen wurde. So wendet sich Lucien an diesen, erhält auch die Zustimmung, die aber durch dessen plötzlichen Tod ungültig wird und auf die Mutter übergeht. Diese, obschon ihr zweiter Gatte inzwischen sich über die künftige Schwiegertochter informiert und nur Gutes erfahren hat, beharrt auf ihrer Weigerung, was zur natürlichen Folge hat, daß ihr Sohn sich der freien Liebe bis zu seinem 25. Jahre in die Arme wirft. Diesmal ist Bourget in seiner Unparteilichkeit wirklich etwas weit gegangen und hat seine so fromme Heldin als eine höchst unsympathische Rabenmutter hingestellt, die an Güte und Gerechtigkeit von ihrem freidenkerischen Manne trotz seiner „unbegreiflichen Unkenntnis in kirchlichen Dingen" weit übertroffen wird. Doch die Hauptsache ist diese.

Lucien ist bei der Wiederanknüpfung der Beziehungen zu seinem Vater von einer romantischen Liebe für ihn erfaßt worden. Die Stimme des Blutes hat gesprochen. Der alte Trunkenbold und Wüstling, der auf seinem Totenbette den Priester rufen läßt, steht ihm näher als der Ehrenmann, der seit dreizehn Jahren die Erziehung des damals Neunjährigen mit unermüdlicher Treue übernahm und fortführte. Statt dankbar zu sein für so viel Güte und Liebe, von der er tatsächliche Beweise hat, träumt Lucien mit seiner Mutter von der verpaßten Möglichkeit, den verirrten ersten Gatten und Vater durch Ausharren bei ihm auf den Pfad der Tugend zurückgebracht zu haben. Er zählt alle die guten Eigenschaften auf, die in seinem ersten Vater offenbar geschlummert hätten, und schweigt sich aus über jene anderen guten Eigenschaften, die sein Stiefvater lebendig in dreizehnjähriger Ehe betätigte. Gleichwohl ist ihm dieser Stiefvater ein Fremder, auf den er eifersüchtig ist und an dessen Herd er keinen Platz mehr hat. Er wirft seiner Mutter vor, diesem „Fremden" seine Briefe aus der Militärzeit vorgelesen zu haben und beschuldigt ihn heftig boshafter Intrigen gegen seine Braut, während die leibliche Mutter viel schroffer in der Sache vorgegangen war. Pompös verläßt er schließlich nach Noras Vorbild das Elternhaus, nicht etwa, weil die Mutter hartnäckig die Zustimmung zu seiner Heirat verweigert und diesmal eine glänzende Gelegenheit versäumt, der Kirche zwei neue Glieder zurückzugewinnen, sondern weil es ihm unmöglich ist, zwischen dem bösen Stiefvater und der geliebten Mutter zu leben. Von seiner Schwester nimmt er keinen Abschied; als Kind dieses Stiefvaters geht sie ihn nichts an.

So mußte es kommen, erklärt uns der weise Bourget am Schluß. Gabrielle ist die Gefangene ihres unheilvollen Entschlusses. „Ein letztes Mal verfluchte sie dieses verbrecherische Gesetz, dessen Versuchung sie in ihrer Schwäche erlegen war, das ihr Familienleben und ihre Religion gemordet, das Anarchie und Verwirrung gesäet, das Freiheit und Glück versprochen, aber ihr nach vielem anderen nur Elend und Knechtschaft gebracht hatte."

So mußte es kommen, wenn man mit den eigentümlich verschrobenen Köpfen zu tun hat, die Bourget uns hier vorführt. Diese Leute haben kein menschliches Herz, sondern nur Prinzipien. Ihre Religion ist etwas so Weltfremdes und Grausames, daß sie dem Draußenstehenden nicht sympathisch werden will. Sie ist ferner etwas so Aeußerliches und Oberflächliches, daß man zu ihr kein Zutrauen fassen kann, denn sie befiehlt den Gefühlen und vergewaltigt sie, statt aus ihnen zu entspringen. Weder vor Euvrard noch vor Lucien, die doch himmelweit voneinander verschieden sind, kommt die Trefflichkeit des Albert Darras in Betracht. Es genügt, daß dieser Mann ein kirchliches Gebot vernachlässigte, um ihn verdächtig und widerwärtig zu machen. Es genügt auch, daß der erste Gatte, der die Begriffe der Gewissenhaftigkeit und Pflichterfüllung, der ehelichen Treue und der Heiligkeit der Familienbande nicht einmal dem Namen nach kannte, in extremis einen kirchlichen Ritus vollziehen läßt, um ihn in der Liebe seines Sohnes sofort über den Stiefvater zu stellen. Die kirchliche Form ist das Wesentliche. Sie verklärt die Laster des Lebemannes mit dem Schein der Tugend; ohne sie sind Sittlichkeit und Lebensernst nur heidnische, belanglose Tugenden, die splendida vitia Augustins. Das schmutzigste Geschlechtsverhältnis wird heilig und schön durch des Priesters segnende Hand, die reinste eheliche Gemeinschaft bleibt Konkubinat ohne sie. Nur äußerlich ist auch die Religion dieser Frau, die im persönlichen Verkehr mit Gott, im Besuch des Gottesdienstes und in der religiösen Ueberweisung ihres Kindes so lange völlig unbefriedigt bleibt, bis die magisch-wunderbare Wirkung der Sakramente durch das conjungo des Priesters auch sie erreicht. Ist das in Frankreich Religion, so kann man die Freidenker in ihrer antireligiösen rabies wohl begreifen, auch wenn man schmerzlich bedauern muß, daß sie das Kind mit dem Bade ausschütten.

IV.

Was nun endlich die „kulturfeindliche" Maßregel der Ehescheidung anbetrifft, so ist Tatsache, daß das Heidentum sie ziemlich häufig anwandte, der Katholizismus sie abschaffte, der Protestantismus sie vorsichtig wieder einführte. Italien, Spanien, Portugal und Südamerika, also Länder, die im allgemeinen nicht im Geruch des Kulturfortschritts stehen, sind ihr allein heute noch verschlossen. Frankreich hat sie 1792 eingeführt, 1816 abgeschafft und 1884 wieder eingeführt. Die von Bourget gerühmte Statistik Morsellis ist uns, offen gestanden, höchst verdächtig; denn wer sind die Geschiedenen? Nur die Wiederverheirateten oder auch die andern? Und mit wem werden sie verglichen? Mit Junggesellen oder Ehemännern? Wie will endlich die Statistik diejenigen erreichen, die gesetzlich und kirchlich verheiratet sind, tatsächlich aber in wilder Ehe und Polygamie leben? Eben weil sie sie nicht erreichen kann, muß die Statistik für die Geschiedenen zu ungünstig ausfallen.

Die Ehescheidungsgesetze müssen zwei Klippen vermeiden. Sind sie zu nachsichtig, so wird die Mehrheit von schlechten Elementen, die sie sich heute zunutze macht, noch größer werden; sind sie zu streng, so wird die hochstehende Minderheit, die Bourget kurzweg als Abfall und Entartete der Gesellschaft bezeichnet, schwer und ungerecht zu leiden haben. Man solle doch nicht leugnen, daß sich ein noch so verständiger und nüchterner Mensch bei der Wahl des Gatten oder der Gattin gründlich vergreifen kann. Ihm nun die Möglichkeit der Scheidung und Wiederverheiratung nehmen, heißt, ihm sein ganzes Leben verekeln. Wenn wirklich in Frankreich die Abschaffung des Scheidungsartikels die Moralität erhöhen würde, so könnte man ein Volk nur bedauern, das solcher Gewaltmittel bedarf, um sich anständig zu betragen. Welches Armutszeugnis stellt sich eine Nation aus, die das ihr geöffnete Hintertürchen zur Flucht schließen will, weil sie fürchtet, daß das ganze Volk ausbrechen könnte. Man lasse doch diese hygienischen und sozialethischen Argumente beiseite und gestehe ruhig ein, daß allein oder doch in erster Linie das kirchliche Dogma und das biblische Verbot ausschlaggebend ist. Oder sollten dem Seelenkünder Bourget nie äußerst glückliche zweite Ehen nach der Scheidung und einander zärtlich liebende Stiefgeschwister begegnet sein? Lieber eine auch gesetzlich sanktionierte, als eine nur tatsächlich vollzogene Ehescheidung, die den Schein der Ehe erheuchelt oder zu anderen Mitteln greift. Ich weiß nicht, ob es den Herren Bourget und Morselli bekannt ist, daß Italiener und Spanier eine Zeitlang die schweizerische Nationalität erwarben, sich als Schweizer scheiden ließen und wieder verheirateten, um dann das helvetische Bürgerrecht alsbald aufzugeben und der Heimat rechtlich wieder anzugehören. Seit der Berner Bundesrat hinter diese Schliche gekommen ist, hat er natürlich alle Naturalisationsgesuche, als deren Motiv Ehescheidungsgelüste sich erkennen lassen, schlankweg abgewiesen. Noch kürzlich ist Gabriele d'Annunzio, der urbi et orbi seinen Plan verkündete, bei den Schweizern damit sehr übel abgefahren, während dem Dichter, Sänger und Schauspieler Fumagalli vor wenigen Jahren der Streich noch gelang. Welchen Wert hat also die Abschaffung oder Nichteinführung eines Ehescheidungsgesetzes, wenn die oberen Zehntausend nur die Landesgrenzen mit einem wohlgefüllten Geldbeutel zu überschreiten oder nach Gretnagreen zu reisen brauchen, um ihr Ziel zu erreichen, und wenn die unteren Zehntausend praktisch ruhig vollziehen, was ihnen theoretisch versagt bleibt? Die „Anarchie" liegt viel mehr in der Abwesenheit des Ehescheidungsartikels als in seiner Einführung. Oder ist es nicht besser, man sanktioniert gesetzlich ein notwendiges Uebel, als daß man es im Dunkeln wuchernd sich vermehren läßt?

Vor mir liegt das 55. Tausend des Bourgetschen Buches. Trotz seines für einen Meister des Romans bedenklich schlechten Stils und seiner endlosen Dialoge hat es einen Erfolg errungen, dessen viele Bücher von Zola, dessen Taine und Renan sich nicht rühmen können. Man sieht, wie tief das Interesse für die behandelte Frage in der französischen Gesellschaft ist und wie sehr das ethisch so ungemein lehrreiche und fesselnde Buch einem Bedürfnis entsprach. Ob es dieses auch zu stillen vermochte? Ich weiß nicht, was die katholische Kirche von ihren Neophyten Bourget, Brunetière und Vogué hält. Wenn sie aber nicht einsehen will, daß diese mit modernem Geiste durchtränkten Männer, jeder in seiner Art, eine für sie unermeßlich wertvolle und nützliche Arbeit verrichten, wenn sie nicht spürt, daß jene gerade das erreichen, was dem Katholizismus des 20. Jahrhunderts am meisten nottut und was der Entwicklung des freien, persönlichen Denkens den schwersten und betrübendsten Schlag versetzt, dann ist sie mit Blindheit geschlagen. Mögen wenigstens wir Gegner des Ultramontanismus die Augen offen halten! Unsere Zivilgesetzgebung darf es nicht dulden, daß ihre Bestimmungen ignoriert oder als kirchlich ungültig bestritten werden. Solange sie zusieht, daß man die Zivilehe als Konkubinat bezeichnet, solange zeigt sie einen totalen Mangel an Selbstachtung, der alle treuen Staatsbürger mit schmerzlichem Zorn erfüllen muß.

Bern. Eduard Platzhoff-Lejeune.

Dietrich v. Laßbergs Kriegstagebuch.

Trotz vieler vorzüglicher Entgegnungen werden im Auslande noch immer Fabeln über die Art unserer Kriegführung im Jahre 1870 geglaubt. Der Pendülendieb und der Mordbrenner spielen die Rolle, die 1814 den Kosaken beim Einmarsche der Verbündeten in Paris zuerkannt worden war. Kinder schlachten, — Seife verzehren, — Greise morden, — Fässer austrinken, — das sind so Kunststücke, die ein deutscher Krieger im Feindesland vollführt.

Wer sich nun so recht ein Bild verschaffen will, wie wir Krieg führten, der lese Freiherrn v. Laßbergs bei R. Oldenbourg in München erschienenes Kriegstagebuch. Der Hauptvorzug des vorliegenden Werkes ist die aus jeder Zeile sprechende Wahrheitsliebe. Da gibt es keine Beschönigung, und kein militärischer Karl May führt uns in das Wunderland eines Bayard ohne Furcht und Tadel. Schon in der Vorrede gibt Laßberg kund, daß nur Erlebtes und Gesehenes geboten werde. Meist an Ort und Stelle sind die Eindrücke stenographiert und später durch den Inhalt der Feldbriefe an die Familie ergänzt worden. So spricht denn ein junger Leutnant zu uns, und er bemüht sich nicht einmal, das größte Jahr der deutschen Geschichte mit seinen glorreichen Tagen in seine Aufzeichnungen zu zwängen. Nur so nebenher streift er die Vorgänge jener unvergeßlichen Zeit.

Aber wir besitzen heutzutage eine Unzahl von Kriegserinnerungen, und besonders Tanera hat es verstanden, in den Herzen deutscher Schüler Begeisterung zu erwecken. Konnte nach ihm ein Subalternoffizier es noch wagen, — das Selbsterlebte zu schildern? Darüber gibt Laßberg Aufschluß, und — wer zu lesen versteht — wird sie in seinem Buche finden.

Wenn ich zuerst betonte, daß die Glaubwürdigkeit ein Hauptvorzug des Gebotenen sei, so möchte ich zugleich an den Wert der Schilderungen verweisen, den sie durch die Genauigkeit im Zeichnen des Charakters der Kriegführenden erhalten. Besonders erfreulich erscheint, daß Herr v. Laßberg fast nur pflichtbewußte Untergebene gegen den Feind führte, und gerade das im trockenen Tone über das süddeutsche Material Erzählte

bildet eine begrüßenswerte vornehme Abwehr gegen so mancherlei Entgleisungen mit Tinte und Feder.

Da ich ebenfalls alle Schlachten und Gefechte des Korps v. d. Tann mitgemacht habe, fragte ich mich, ob das Buch vielleicht nur durch das Wachrufen von Erinnerungen so günstig wirke? Eine eigentümliche Antwort wurde mir zuteil, denn zufällig hatte ich gerade den Roman Débâcle Zolas gelesen. Eigentlich begreife ich nicht, daß je ein Deutscher den selbst von den Franzosen als schwächstes Werk Zolas bezeichneten Roman empfehlen konnte. Es ist nun interessant zu verfolgen, wie ein großer Dichter ganz die gleichen geschichtlichen Vorgänge, die der bayerische Leutnant uns haarscharf mitteilt, in seiner phantasiereichen Art ausgestaltet. Der Weg auf französischem Boden ist der gleiche. Die Soldaten Laßbergs geben ein treues Bild deutscher Disziplin, der berühmte Mann peitscht seine Mitbürger und hofft dadurch, eine Wiedergeburt Frankreichs zu erzielen. Bei Laßberg fassen die Bayern den Bewaffneten derb an, aber im Quartier sind sie gutmütig und folgen dem Vorgesetzten aufs Wort. Da gibt es keine dickschädeligen Bayern, die Seife fressen und Fässer austrinken, die arme Gefangene betrügen, keine rohen Preußen, die das Cochons, les Prussiens, das mit hysterischen Wonnen vom großen Franzosen gebraucht wird, verdienen.

Wie oft wurde uns Deutschen nachgesagt, daß die Erfolge des Jahres 1870 einen unerträglichen Chauvinismus in unserer Denkart erzeugt hätten. Dagegen spricht in erster Linie die Bescheidenheit, mit der Männer wie Laßberg vor die Oeffentlichkeit treten. Wer beachtet in Deutschland uns Sedanesen, obwohl unsere Reihen sich von Tag zu Tag lichten? Nur bei besonderen Gelegenheiten oder beim Absterben kommen wir ans Tageslicht, und ich bitte, damit die Beerdigung des Torwächters und Menschenjägers, des Sergeanten Hoff in Paris zu vergleichen. Wie hat Napoleon I. seine Veteranen mit Pensionen und Ehren überschüttet, und selbst aus dem Roman Zolas spricht die Anschauung, daß der letzte Franzose noch beachtenswerter als der beste deutsche Krieger sei, denn unsere Disziplin beruhe nur auf Dummheit und Gedankenlosigkeit!

Ein großer Vorteil erwächst auch dem Leser dadurch, daß er genaue Schilderungen von Land und Leuten erhält. Der Siegeszug führte Laßberg von Wörth nach Sedan, von da nach Paris und später an die Loire. Leider hat er den Schluß der Dezembertage nicht mitgemacht. Es sind jedoch seine Aufzeichnungen über Gefangenentransporte so wertvoll, daß man gerne die Beschreibung des ruhmreichen 8. Dezembers vermißt.

Noch möchte ich auf das Tagebuchblatt Laßbergs aufmerksam machen, auf dem er das Auffinden der verkohlten Leichen bayerischer Soldaten erzählt. Die Hände waren den Armen mit Telegraphendraht zusammengebunden. Da begreift man dann die Erzeugnisse der ungezügelten Phantasie Zolas, die uns die Rache an dem von Franctireurs überlisteten Goliath vor Augen führt. Verwurstet wurde er, und sein eigenes Kind mußte Cochons, les Prussiens! rufen!

Besonders empfehle ich aber unseren jungen Herren, denen es noch nicht vergönnt war, Pulver zu riechen, das Kriegstagebuch Laßbergs. Ein Offizier, wie er idealer nicht gedacht werden kann, erzählt ihnen aus großer Zeit. Ernst ist die Lektüre und sie enthält keine Phantasien, wie die des Muster-Einjährigen, dem der Kaiser am Schlachtfelde das Eiserne Kreuz persönlich anheftet — sie gibt ein Bild deutscher Art und deutscher Disziplin, und wer zu lesen versteht, den führt der Weg nach Sedan.

München. Friedrich Koch-Brenberg.

Bücher und Zeitschriften.

Herr Wenzel von Rehberg und sein Knecht. Von Felix Salten. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1907.

Während die Mehrzahl unserer neuen und vielfach so reich begabten Erzähler sich dem mächtigen Zuge der Neuromantik überläßt und sich in lyrisch-impressionistischen Sprach- und Stimmungskünsten gar nicht genug tun kann, knüpft hier der Wiener Dichter Felix Salten — insofern an seinen kürzlich verstorbenen Landsmann J. J. David erinnernd — an den historischen Realismus Konrad Ferdinand Meyers an, um aus einer Anekdote, die er gelegentlich in einem alten Buche gefunden haben mag, ein historisches Charakter-, Zeit- und Sittengemälde zu schaffen, das hoch über all das hinauswächst, was die erotische oder feministische Modeliteratur unserer Tage liefert. Einschneidende satirische Kraft, farbige Sprache, eine Phantasie von seltener Plastik und ein ungewöhnlicher, wohl bei den alten italienischen Novellisten gebildeter Formensinn haben sich hier vereinigt, um in engem Rahmen eine ergreifende Erzählung zu schaffen, deren Einzelheiten man auch nicht mehr vergessen kann, wenn man sie nur einmal gelesen hat.

Die Anekdote, die ihr zugrunde liegt, dürfte Salten in den Berichten des venezianischen Gesandten Contarini gefunden haben. Jetzt kann man sie sehr bequem in den Erinnerungen des Bürgermeisters Bartholomäus Sastrow nachlesen, die kürzlich im 2. Bande der Bibliothek wertvoller Memoiren (herausgegeben von Dr. Ernst Schultze, Hamburg) neu erschienen sind (S. 72—73). Da wird erzählt, daß Kaiser Karl V. sich 1543 auf seinen Heereszuge gegen den Herzog von Jülich einige Tage in Speyer aufhielt. „Beim Weiterziehen waren die Wege in den Niederlanden gar tief, das Geschütz aber sehr schwer, so daß die Fuhrleute nicht von der Stelle kamen. Der Kaiser aber eilte mit seiner Armada, um bald an den Feind zu kommen. So reitet er denn einmal an einen der Fuhrleute heran und setzt ihm hart zu, daß er doch weiterfahren möge. Der schwäbische Kumpan kannte den Kaiser nicht. Denn als jetzt der Kaiser den verächtlich zur Seite sehenden Fuhrmann mit dem Stock an den Hals schlägt, haut dieser den Kaiser mit seiner Peitsche über Kopf und Hals und bricht in die Worte aus: „Daß dich, du spanischer Bösewicht, Gottes Element schänden möge!" Der Kaiser befahl, ihn vom Fleck an den nächsten Baum aufzuknüpfen. Da merkte der Fuhrmann, wen er verhauen und einen Bösewicht gescholten hatte." ... Das Urteil wäre auch vollzogen worden, wenn sich nicht die Obersten, die es auszuführen hatten, ins Mittel gelegt und „alleruntertänigst für den Fuhrknecht um Pardon gebeten hätten". Der Kaiser gewährte ihn, allein: „zum bleibenden Gedächtnis dafür, daß er den römischen Kaiser mit Flüchen überschüttet und sogar mit der Geisel verhauen hätte", solle dem Fuhrknecht die Nase abgeschnitten werden. Und Sastrow erzählt weiter: „Das haben die Herren Offiziere mit Dank vernommen, auch dem Fuhrmann war das eine unverhoffte Freude. Ohne Murren hat er sich der milden Strafe unterworfen und es geduldig erlitten, daß ihm die Nase hart am Gesicht abgeschnitten wurde. Ja, er hat sich dessen zeitlebens zu Ehren der kaiserlichen Majestät gerühmt." ...

„Zu Ehren der kaiserlichen Majestät," schreibt der ehrenwerte Bürgermeister von Stralsund, der 1603 im Alter von 83 Jahren starb. Anders fühlt der Mensch dreihundert Jahre später. War das echte Großmut von seiten des Kaisers? Wie muß dieser Mann beschaffen gewesen sein, der seine Gnade an eine so grausam häßliche Bedingung knüpfte? in was für unüberbrückbarer Distanz muß dieser Kaiser alles Volk vor sich gesehen haben? ... Also denkend, gelangte Felix Salten zu seiner Charakteristik Kaiser Karls V., die in all ihrer Sachlichkeit von geradezu voltairischer Schärfe ist. Salten greift weit aus, doch nicht ins Politische, sondern nur ins Kulturelle, in die Sitten der rauhen Zeit, um uns diesen Charakter zu vergegenwärtigen, wie er sich ihn — und wohl nicht bloß auf Grund dieser Anekdote allein — vorstellt. Die Kluft zwischen dem Souverän von Gottes Gnaden und dem Volk, das er beherrschte, ist unergründlich. Eine jeden Widerspruch lähmende Macht strahlt unter dem Schutze des strengen Hofzeremoniells von seiner Person aus. Wenn der Kaiser speist (und er ißt noch mit den Fingern, ohne Gabel), steht in respektvoller Distanz ein kleines Heer von Hofleuten, Pagen, Ministern, Generalen, Junkern im Saale rund herum lautlos da; kein Mensch sitzt neben ihm; für ihn ist's, als wäre er ganz allein. Nicht eines Augenaufschlags würdigt er die ganze Versammlung, seine Befehle erteilt er nur mit einer stummen Handbewegung. Für diesen ungeheuren Druck der Majestät in ihrer Nähe rächt sich nun freilich die Menschennatur durch eine ebenso große Ausgelassenheit, sobald sich die Majestät in ihre Gemächer zurückgezogen. Hinter der äußeren Gleichgültigkeit und Kälte des Monarchen verbirgt sich nicht bloß seine Verachtung der Menschen, sondern auch sein Mißtrauen gegen

sie. Die Luft an diesem Hofe ist stets höchst gespannt und schwül zugleich. Der Erzähler führt uns hierauf hinter die Kulissen und zeigt uns, wie sich dieser, mit solch eiserner Disziplin in Ordnung erhaltene Hof unterhält. Die Nächte werden in Unterhaltungen verlärmt, die sich in Gesellschaft der „Hübschlerinnen" zu gewaltigen Bacchanalien gestalten, von denen sich die hohen Kleriker des Hofstaates keineswegs fernhalten....

In diese Welt läßt nun Salten seinen lieben Junker vom Lande Böhmen hineingeraten. Herr Wenzel von Rehberg ist dahin gekommen, weil ihn Kardinal Granvella protegieren will: er ist erst fünfundzwanzig Jahre alt und soll Karriere machen. Schrittweise verliert er nun ein Stück Respekt vor dem Hof nach dem anderen. Und als sich schließlich auch noch das Ereignis mit dem von Rehberg geliebten Fuhrknecht abspielt, da ist's mit dem Respekt Rehbergs vollends zu Ende: noch bevor er den Eid als Offizier leisten konnte, kehrt er in sein stilles böhmisches Schloß zurück. Wie Salten auch dieses Ereignis sich künstlerisch zurechtgelegt hat, das wollen wir hier nicht nacherzählen, um dem Leser nicht allen Reiz der Spannung bei dem Buche vorwegzunehmen. Genug daran, daß wir in dieser Erzählung eine Fortführung der Kunst Konrad Ferdinand Meyers besitzen, die man als dem Meister kongenial bezeichnen darf.

Wien. Moritz Necker.

Hemmungen des Lebens von Dr. Johannes Müller. München 1907. C. H. Beck. 202 S. geb. 3 M.

Vom Leben und Sterben von Dr. Johannes Müller. München 1907. C. H. Beck. 58 S. 1 M.

Wenn irgend ein Thema „aktuell" ist so das von dem Evangelisten und Philosophen Müller in den „Hemmungen des Lebens" behandelte. Wer wollte sagen, ihn gehe es nichts an, wenn man von „Trauer", „Furcht", „Sorge", „Unsicherheit", „Zweifel" usw. redet? Sind das nicht die bekannten leidigen Störenfriede und Quälgeister, mit denen sich, was Mensch heißt, auseinandersetzen muß? Müller gibt eine kraftvolle, erfrischende Anleitung, wie man die Quälgeister in ihrer hemmenden Wirkung überwindet und als positive Faktoren in den Lebenszusammenhang einstellt. Aus jeder Katastrophe soll der Mensch einen Ruf zu neuem Leben hören. Durch seine logische und dabei gemütvolle Gedankenentwicklung zieht der Verfasser den Leser in seinen Bann und hilft ihm aus dem Bann sentimentaler Stimmungen heraus.

Ueber den evangelischen Begriff der Buße mag Müller doch noch einmal den 12. Artikel der Augustana nachlesen: „und ist wahre, rechte Buß eigentlich Reu und Leid oder Schrecken haben über die Sünde, und doch daneben gläuben an das Evangelium . . . welcher Glaube wiederum das Herz tröstet und zufrieden macht". — Aber davon abgesehen, begrüßen wir in diesem wunderbaren Buche eine glänzend geschriebene Ethik von unmittelbar praktischem Werte.

Nicht weniger packend ist die Lektüre des Büchleins „Vom Leben und Sterben". Das hat er, dem der größte Schmerz nicht erspart geblieben ist, alles selbst erlebt. Und wer ein ähnliches Leid erfahren hat, kann Müller nur dankbar sein, wenn er sich mit seinen eigenen Erfahrungen auseinandersetzt und zeigt, wie der schwere Verlust ihm zum bleibenden Gewinn geworden ist.

Tailfingen. Paul Scheurlen.

Publikationen für Bücherfreunde und Liebhaber kulturhistorischer Dokumente. Der Verlag Georg Müller (München) kündigt die folgenden Neuausgaben und Luxusdrucke an:

I. Die Briefe des Abbé Galiani. Zum erstenmal vollständig übersetzt. Mit Einleitung und Anmerkungen von Wilhelm Weigand und Porträten Galianis, Diderots, der Madame d'Epinay usw. 2 Bände von zusammen 800 Seiten. Auf van Geldern und in Ganzleder 50 M, auf feinstem Hadernpapier in Halbfranz 20 M.

II. Anthoine de la Sale, Die 100 Neuen Novellen. Zum erstenmal und vollständig übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Alfred Semerau. Mit 10 Bildbeilagen vom Marquis Franz v. Bayros. Auf van Geldern in Ganzpergament 50 M, auf feinstem Hadernpapier in Halbpergament 28 M.

III. Der Hofmann des Grafen Baldesar Castiglione. Herausgegeben von Albert Wesselski, mit Bildbeigaben nach zeitgenössischen Kunstwerken. Auf van Geldern und in Ganzpergament 50 M, auf feinstem Hadernpapier und in Halbpergament 25 M.

Diese Bücher erscheinen nur einmalig in beschränkter numerierter Auflage.

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu München.

Sitzung der philosophisch-philologischen Klasse vom 2. März 1907.

Herr Furtwängler legte eine für die Sitzungsberichte bestimmte Arbeit des Herrn P. Wolters in Würzburg vor, welche die Darstellungen des Labyrinths auf attischen Vasenbildern untersucht und zu dem Resultate kommt, daß das Mäandermuster, welches die attischen Vasenbilder des fünften Jahrhunderts auf dem im Aufriß dargestellten Bau des Labyrinthes zeigen, ein halbverstandenes Ueberlebsel eines alten Typus ist, der das Labyrinth im Grundriß im Mäanderschema darstellte.

Derselbe legte ferner eine eigene Arbeit vor: Ueber den Fund von Schwarzenbach (Birkenfeld) im Berliner Museum. Schon vor zwanzig Jahren hat er das Hauptstück desselben, das von Aus'm Weerth als Prachthelm restauriert worden war, vielmehr als eine Schale nachgewiesen und dementsprechend rekonstruiert. Er verbreitete sich über die ganze Gattung der keltischen Grabfunde der Früh-La Tènezeit, welcher jener Fund angehört und insbesondere über die Herkunft der eigenartigen keltischen Ornamentik, die an den einheimischen neben den griechischen und etruskischen Importstücken gefundenen Arbeiten auftritt. Er wies hier an einem deutlichen Beispiele nach, wie unlöslich die Forschung über unsere heimatlichen Funde, die sog. prähistorische Archäologie, verbunden ist mit der klassischen Archäologie und wie beide nur Zweige einer und derselben einheitlichen Wissenschaft sind.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse vom 2. März 1907.

Herr Ebert legte vor: a) Eine Arbeit des Herrn Professor Edelmann an der Technischen Hochschule dahier: „Ueber ein neues Aspirations-Hygrometer." Das Instrument ist als Basisinstrument für Stationen zur Eichung anderer Hygro- und Psychrometer bestimmt. In ein Gefäß wird eine Probe der auf ihren Feuchtigkeitsgehalt zu prüfenden Luft eingezogen, der Wasserdampf wird (ohne Aenderung des Volumens) mittelst Schwefelsäure entfernt. Ein am Apparate befestigtes Manometer gestattet dann unmittelbar die Spannkraft des Dampfes, beigegebene Tabellen die relative Feuchtigkeit zu bestimmen.

b) Eine Mitteilung des Herrn Dr. K. Lutz: „Ueber ein Saitenelektrometer." Ein sehr dünner Metalldraht ist zwischen zwei länglichen verstellbaren Platten ausgespannt, die durch eine kleine Akkumulatorenbatterie geladen werden können. Wird der Draht, die „Saite" mit einer Elektrizitätsquelle verbunden, so zeigt die mittelst eines Mikroskopes mit Okularteilung gemessene Ausbiegung der Saite die Spannung derselben an. Durch eine Reihe von Kurven wird der Meßbereich und die Empfindlichkeit bei verschiedenen Schaltungen erläutert.

Herr Voß berichtete über eine Arbeit: „Konforme Transformation und Krümmung." Bei jeder Punkttransformation der Ebene findet eine nur von der Tangentenrichtung abhängige Beziehung zwischen den Krümmungen entsprechender Kurven statt. Einen besonders einfachen Charakter erhält dieselbe für die konformen Transformationen, die in bezug auf die vorliegende Frage für die Ebene und für krumme Flächen, schließlich auch für den Raum untersucht werden.

Sitzung der historischen Klasse vom 2. März 1907.

Herr Traube machte verschiedene Mitteilungen. Zunächst wies er auf das älteste rätoromanische Sprachdenkmal hin, das er in der Einsiedler Handschrift 199 gefunden hat. Es ist die Interlinearversion des Beginnes einer Pseudo-Augustinischen Predigt, die eine Hand des 12. Jahrhunderts zwischen den im 8. oder 9. Jahrhundert geschriebenen Text eingetragen hat. Von den sonst erhaltenen rätoromanischen Aufzeichnungen stammen die ältesten erst aus dem 16. Jahrhundert. Herr Professor Gustav Gröber (Straßburg) hat festgestellt, daß die Heimat des hiermit in die romanische Sprachgeschichte eingeführten Denkmals das Vorderrheintal ist. Er hat in einem ausführlichen Kommentar den Text Wort für Wort erläutert.

Herr Traube besprach dann einige im 5. Jahrhundert geschriebene Fragmente der 4. Dekade des Livius, die der kgl. Bibliothekar Herr H. Fischer in Bamberg entdeckt hat, und legte dessen Fundbericht vor. Die Fragmente stammen aus derselben vielleicht erst am Ausgang des Mittelalters makulierten alten Handschrift, die früher schon ähnliche, nur etwas umfangreichere Bruchstücke hergegeben hat; auch diese

Stücke hatte der verdienstvolle Bamberger Bibliothekar gefunden. Herr Traube knüpft daran einen Hinweis auf die Livius-Fragmente, die jüngst im Sancta Sanctorum des Lateran als Hüllen von Reliquien entdeckt und alsbald von der Leitung der Vatikanischen Bibliothek trefflich publiziert wurden. Auch sie entstammen der 4. Dekade, aber einer anderen, wenngleich ebenso alten, Handschrift. Es gab für diesen Teil des Livianischen Werkes drei Quellen der Ueberlieferung: die alte Bamberger Handschrift, die hauptsächlich in einer Bamberger Abschrift des 11. Jahrhunderts fortlebt; den Stammvater der Mainzer, jetzt verschollenen Handschrift; die römische Handschrift von der wir jüngere Abschriften nicht besitzen. Der Vortragende bespricht dann ein angebliches Fragment des Livius, das bei Jonas, dem Mönche von Bobbio, in der Vita S. Columbani vorkommt. Man hatte auf Grund dieser in unseren Handschriften der Historiae des Livius nicht überlieferten Sätze bisher angenommen, das Mittelalter habe von irgend einer Dekade ein vollständigeres Exemplar besessen als wir. Die betreffenden Sätze stehen aber vielmehr in Ciceros Verrinen, und es liegt eine leicht erklärliche Verwechslung des Jonas oder des Schreibers der Vita S. Columbani vor.

Schließlich legte Herr Traube lateinische Gedichte vor, die Herr Professor H. Schenkl (Graz) aus einer englischen Handschrift abgeschrieben hat. Er bezieht sie auf Theodahad, den Mitregenten und Mörder der Amalasuintha. Es sind Inschriften auf Festungswerke, die der Ostgotenkönig angelegt hat. Theodahads notorische Feigheit spiegelt sich in der Art wieder, wie der geschickte Dichter ein besonderes Verdienst darin findet, das Heer zu schonen und vor der Feldschlacht zu bewahren.

Kleinere Mitteilungen.

* **Sind die Wikinger-Frauen ihren Männern in den Tod gefolgt?** Diese für die Beurteilung der Zustände des germanischen Altertums bedeutsame Frage hat der Konservator H. Schetelig in einer akademischen Antrittsvorlesung zu Kristiania erörtert. Während man aus dem älteren Bronzealter kein Beispiel davon kennt, daß Mann und Frau zusammen begraben sind, gibt es aus dem jüngeren Bronzealter vielleicht und aus der Eisenzeit bestimmte Beispiele davon, daß Mann und Frau in dasselbe Grab gelegt wurden; und aus der Wikingerzeit kennt man sogar recht zahlreiche Fälle dieser Art. In mehreren dieser Fälle, wo die Leichen verbrannt worden sind, kann man aus der ganzen Anordnung des Grabes auch mit Sicherheit den Schluß ziehen, daß beide Körper gleichzeitig beigesetzt worden sind. Allerdings bilden diese gemeinsamen Gräber Ausnahmen, aber doch nicht gar so seltene Ausnahmen, und jedenfalls finden sie sich zu häufig als daß man sie aus dem Zufalle eines gleichzeitigen Todes von Mann und Frau erklären könnte. Die Sitte, daß die Frau dem Manne in den Tod folgte, ist danach in der germanischen Welt verhältnismäßig jung und auch nicht stark entwickelt, aber sie war doch über die ganze skandinavische Halbinsel verbreitet und ist möglicherweise mit einer germanischen Einwanderung in Verbindung zu setzen. Auch aus der Literatur kennt man Beispiele davon, daß die Frau mit der Leiche des Mannes den Flammenstoß betritt. Diese Sitte wird in der älteren Edda und einige Male in der Königssaga, an einer Stelle sogar in der Weise erwähnt, daß der Vorgang als durch die Volksmeinung erzwungen erscheint. Alles in allem genommen, ist es sicher, daß diese barbarische Sitte allerdings im germanischen Altertume nachweisbar, aber auch, daß sie erst in der Wikingerzeit nachweisbar ist.

M. **Die Ausgrabungen im böotischen Theben** haben, wie aus Athen gemeldet wird, Ruinen zutage gebracht, die als die Reste des Palastes des Kadmos, des legendaren Gründers und Königs von Theben, angesehen werden dürfen. Einige Ueberreste der alten Umwallung der Kadmea, der Akropolis des alten Theben, hatte man noch 1890 gesehen; seitdem sind sie wieder verschwunden. Leake, der englische Archäologe und Forschungsreisende, der 1895 Theben besuchte, erzählt davon, daß er einen Mauerzug von fast 9 Meter dicken Mauern auf eine Länge von 30 Meter beobachtet habe. Diese Mauern haben aus roh behauenen Steinmassen, ähnlich denen des alten Tiryns bestanden. Der Bericht von Athen läßt erwarten, daß die von solchen gigantischen Mauern umgürtete alte Burg von Theben gefunden worden ist. Wenn man die Kadmea wirklich ausgraben kann, so wird man eine neue „mykenische" Akropolis besitzen. Aber da ein Teil des modernen Theben auf dieser Stätte steht, sind die Ausgrabungen mit nicht zu unterschätzenden Schwierigkeiten und Kosten verknüpft.

* **Der Kanzler der Universität von Oxford.** Seit Menschengedenken ist es jetzt das erste Mal, daß der besonders ehrenvolle und hohe Posten eines Kanzlers der Universität von Oxford Gegenstand eines Wahlkampfes sein wird. Zwei Männer bewerben sich um diesen Posten. Es ist Lord Curzon of Kedleston, der frühere Vizekönig von Indien, und Lord Rosebery, der frühere Premierminister. Bis jetzt war Lord Goschen Kanzler, vor ihm Lord Salisbury, dieser wieder der Nachfolger des großen Lord Derby, und dieser folgte dem Herzog von Wellington im Amte. Oxford ist geradezu die Heimstätte des Torysmus in England, und so ist wenig Aussicht, daß Lord Rosebery, der allen seinen Neigungen und Gesinnungen nach Whig genannt zu werden verdient, die Stelle erhalten wird. Lord Curzon dagegen ist Torn reinsten Wassers. Beide Männer sind nicht nur als Politiker, sondern auch als Schriftsteller sehr geschätzt. Lord Curzon hat über Persien und China geschrieben. Lord Rosebery hat eine Lebensgeschichte von William Pitt und ein Werk verfaßt, das den Sturz und das Ende Napoleons schildert.

* **Eine archäologische Expedition** der amerikanischen Cornell-Expedition ist am 9. März von New-York abgegangen. Ihre Aufgabe ist die Aufnahme von Inschriften in Kleinasien, die Verbesserung der geographischen Karten und die Identifikation vergangener Besiedelungsstätten. Die Dauer dieser kleinasiatischen Forschungsreise ist auf zwei Jahre fixiert. Der durch seine archäologischen Arbeiten und Ausgrabungen im Osten bekannte Professor John R. S. Sterrett leitet die Expedition, an der noch der Semitist B. B. Charles, der Palästinaforscher A. T. Olmstead, der Latinist E. O. Harris und S. E. Wrench von der Universität Wisconsin beteiligt sind. Fast alle die aufgezählten amerikanischen Gelehrten waren schon Mitglieder der amerikanischen archäologischen Schule in Athen gewesen.

* **Personalien.** In Wien ist am 14. März der durch seine bibliographischen Arbeiten bekannte Schriftsteller Arthur L. Jellinek im Alter von 31 Jahren gestorben. Der Dahingeschiedene verfügte über ein wahrhaft erstaunliches bibliographisches Wissen. Eine Reihe von umfangreichen Unternehmungen wie die „Internationale Bibliographie der Kunstwissenschaft" (1902), die „Bibliographie der vergleichenden Literaturgeschichte" (1903), eine „Goethe-Bibliographie", eine „Bibliographie der Theatergeschichte" u. dgl. hatte er ins Leben gerufen und mit unermüdlichem Fleiße fortgeführt, bis eine schleichende Gehirnkrankheit ihn ergriff, der er nun nach mehrmonatigen Leiden erlegen ist. Seine reichhaltige, mehr als 8000 Bände umfassende Bücherssammlung ist von der bekannten Wiener Antiquariatsfirma Gilhofer u. Ranschburg erworben worden, dürfte also voraussichtlich bald zur Versteigerung gelangen. — Auf eine 25jährige Tätigkeit als Direktor des astrophysikalischen Observatoriums zu Potsdam kann dieser Tage der Geheime Oberregierungsrat Professor Dr. phil. Hermann Vogel zurückblicken.

Hochschulnachrichten.

* **Berlin.** Ein Reichsverband wissenschaftlicher studentischer Korporationen an den deutschen Hochschulen soll auf Veranlassung des hiesigen Verbandes wissenschaftlicher Korporationen gegründet werden. Es wird vorgeschlagen, daß die Kartelle die ersten Schritte zur Gründung des Verbandes tun sollen. Im übrigen sollen natürlich auch einzelne Korporationen aufgenommen werden. — Dr. B. Groethuysen hat sich mit einer Antrittsvorlesung über die Philosophie Montesquieus als Privatdozent für Philosophie an der hiesigen Universität habilitiert. — Dem Privatdozenten für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität Dr. phil. Franz Finck ist der „Professor-Titel" verliehen worden.

* **Basel.** Der bisherige ordentliche Professor Dr. med. Fritz Voit ist zum ordentlichen Professor und Leiter der medizinischen Klinik an der Universität Gießen mit Wirkung vom 1. April 1907 ernannt worden. Er tritt dort an Stelle des Geh. Med.-Rats Prof. Dr. Friedrich Moritz, der nach Straßburg übersiedelt.

* **Freiburg** (Schweiz). Der Professor der Geographie an der hiesigen Universität, Dr. Brunhes, wurde zum Professor der Geographie an der Universität Lausanne ernannt.

* **Zürich.** Der Professor der Geodäsie am Polytechnikum, Dr. Jakob Rebstein, ist gestorben.

Büchereinlauf.

Nachschlagewerke, Kalender u. s. w.

Wilh. Leypold: Wie bewerbe ich mich erfolgreich um eine gute Stellung? Praktische Anleitung für Stellesuchende ꝛc. Leipzig 1907. Moderne kaufmännische Bibliothek. 15 S.

Fritz Gartenschläger: Die wirtschaftliche Hausfrau. Ein häuslicher Ratgeber. 5. Auflage. Lohmen (Sachsen) 1907. Selbstverlag. 302 S. (geb. 2.50 M.)

Theologie und Kirchenwesen.

Paul Wendland: Die hellenistisch-römische Kultur in ihren Beziehungen zu Judentum und Christentum (Handbuch zum Neuen Testament in Verbindung mit H. Greßmann, E. Klostermann, F. Niebergall, L. Radermacher, P. Wendland. Herausgeber Hans Lietzmann. 1. Band. 2. Teil.) Tübingen 1907. J. C. B. Mohr. 96 S. (1.80 M.)

P. Rupert Jud O. S. B.: P. Johannes Klingl O. S. B. Ein Lebensbild. München 1907. Verlag der J. J. Lentnerschen Hofbuchhandlung (Ernst Stahl). 14 S.

Die orientalischen Religionen von Ed. v. Lehmann, A. Erman, C. Bezold, H. Oldenberg, J. Goldziher, A. Grünwedel, J. J. M de Groot, K. Florenz, H Haas. (Die Kultur der Gegenwart. Teil 1, Abteilung 3, 1.) Berlin 1906. B. G. Teubner. 267 S. (geh. 7 M, geb. 9 M.)

Geschichte und Politik.

Friedrich Tezner: Ausgleichsrecht und Ausgleichspolitik. Ein Appell an das Parlament des allgemeinen gleichen Wahlrechts. Wien 1907. Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitätsbuchhandlung. 178 S. (Preis 0.85 M.)

Hermann Borchert: Innere Kolonisation in Pommern. Anklam 1907. Verlag von Richard Poettcke Nachfolger. 32 S. (Preis 30 Pfg.)

E. D. Pasquier: Napoleons Glück und Ende. Erinnerungen eines Staatsmannes 1806—1815. Deutsche Bearbeitung von Heinrich Conrad. In zwei Bänden. Stuttgart. Verlag von Robert Lutz 1907. 291 und 290 S. (Preis brosch. 11 M, in Leder geb. 13 M, in Halbfranz 15 M.)

Reinhold Schmaltz: Akademische Freiheit und Vaterlandsliebe. Festrede, gehalten bei der Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs in der Kgl. Tierärztlichen Hochschule zu Berlin. Berlin 1907. Richard Schoetz. 13 S. (50 Pfg.)

Anton Eitel: Der Kirchenstaat unter Klemens V. Mit Abdruck einer Bulle als Beilage. (Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte. Herausgegeben von Georg von Below, Heinrich Finke, Friedrich Meinecke. Heft 1.) Berlin 1907. Walther Rothschild. 218 S. (5.60 M.)

Adolf Werner: Die politischen Bewegungen in Mecklenburg und der außerordentliche Landtag im Frühjahre 1848. (Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte. Heft 2.) Berlin 1907. Walther Rothschild. 117 S. (3.60 M.)

Rechts- und Staatswissenschaft.

Syrische Rechtsbücher. Erster Band. Leges Constantii Theodosii Leonis. Aus der römischen Handschrift herausgegeben und übersetzt von Eduard Sachau. Berlin 1907. Verlag von Georg Reimer. 224 S. (16 M.)

Fritz Fleiner: Staatsrechtliche Gesetze Württembergs. Textausgabe mit Anmerkungen. Tübingen 1907. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 544 S. (geb. 4 M.)

Der Pitaval der Gegenwart. Almanach interessanter Straffälle, herausgegeben von Prof. Dr R. Frank, Polizeidirektor Dr. G. Roscher und Reichsgerichtsrat Dr. H Schmidt. Heft 4. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen 1907.

Jahrbuch der Wohnungsreform 1905/06. Dritter Jahrgang. Unter Mitwirkung von Dr. K. v. Mangoldt, verfaßt von Otto Meißgeier. Herausgegeben vom Deutschen Verein für Wohnungsreform. Göttingen 1907. Vandenhoek u. Ruprecht. 73 S.

A Frhr. v. Kreußer: Grundriß der Bürger- und Gesetzeskunde. München 1907. C. H. Beckesche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 154 S. (geb. 1 M.)

Systematische Rechtswissenschaft von R. Stammler, R. Sohm, K. Gareis, V. Ehrenberg, L. v. Bar, L. v. Seuffert, F. v. Liszt, W. Kahl, P. Laband, G Anschütz, E. Bernatik, F. v. Martitz. (Die Kultur der Gegenwart. Ihre Entwicklung und ihre Ziele. Herausgegeben von Paul Hinneberg. Teil 2. Abteilung 8.) Berlin u. Leipzig 1906. B. G. Teubner. 526 S. (geh. 14 M, geb. 16 M.)

Deutscher Verein für Versicherungswissenschaft zu Berlin. Satzungen. Bericht über das Jahr 1906. Mitgliederverzeichnis. Berlin 1907. E. S. Mittler u. Sohn. 87 S.

Philipp Allfeld: Reichsgesetz, betreffend das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste und der Photographie, vom 9. Januar 1907. Textausgabe. München 1907. C. H. Beck. 56 S. (1 M.)

Friedrich Leiter: Die Verteilung des Einkommens in Oesterreich nach den Ergebnissen der Personaleinkommensteuer in den Jahren 1898—1904. Wien u Leipzig 1907. Wilhelm Braumüller. 367 S. (geh. 10 M, geb 11.80 M.)

Neuer deutscher Zolltarif nebst dem Zolltarifgesetz und dem Handelsvertragstarif. Gültig ab 1. März 1906. Berlin 1907. L. Schwarz u. Co. 215 S. (1.60 M.)

Otto Max Wittstock: Die Londoner Fondsbörse. Berlin 1907. C. A. Schwetschke u. Sohn. 140 S. (geh. 2.50 M, geb. 4 M.)

Fustel de Coulanges: Der Antike Staat. Studie über Kultus, Recht und Einrichtungen Griechenlands und Roms. Autorisierte Uebersetzung von Paul Weiß. Mit einem Begleitwort von Heinrich Schenkel. Berlin 1907. Walther Rothschild. 476 S. (geh. 12 M, geb. 14 M.)

Bibliographie der Sozialwissenschaften. Bearbeitet in Verbindung mit Constantin Basiliou, Wilhelm Böhmert, Falkenburg, Jean Gautier, David Kinley, Adam Krzyzanowski, J. Mandello, Odalerda-Olberg, G. T. Petrovitch, Peter Schmidt, Karlo Spiller, N. Strelzoff, Daniel Warnotte, Sidney Webb, R. Pease. Herausgeber Hermann Beck. 2. Jahrgang. Dresden 1906. O. V. Boehmert. 604 S.

Fr. Meili: Die Kodifikation des Automobilrechts. Wien 1907. Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitätsbuchhandlung. 188 S. (4.30 M.)

Adolf Lenz: Das Jugendstrafrecht. Kriminalpolitische Untersuchungen auf rechtsvergleichender Grundlage. Separatabdruck aus den Schriften des I. Oesterreichischen Kinderschutz-Kongresses. Wien 1907. In Kommission bei der Manzschen k. u. k. Hof-Verlags- und Universitätsbuchhandlung 102 S.

Adolf Weißler: Reichs-Archiv. Sammlung des gesamten Reichsrechts in seiner heute gültigen Gestalt. Zweite Lieferung. Leipzig 1907. Verlag von C. E. M. Pfeffer

Rudolf Kobatsch: Internationale Wirtschaftspolitik. Ein Versuch ihrer wissenschaftlichen Erklärung auf entwicklungsgeschichtlicher Grundlage. Wien 1907. Manzsche k u. k. Hof-Verlags- und Universitätsbuchhandlung. 473 S. (12 M.)

Friedrich Oetker: Das Verfahren vor den Schwur- und Schöffengerichten. Des Handbuchs des Strafprozesses von Jul. Glaser 3. Band. (Binding: Handbuch der deutschen Rechtswissenschaft. IX. 4. III.) Leipzig 1907. Duncker u. Humblot. 752 S. (14 M.)

Theodor von der Pfordten: Feldschadengesetz. Bayerisches Gesetz vom 6. März 1902, das Ersatzgeld und das Pfändungsrecht und die Verfolgung von Ersatzansprüchen aus Feldpolizeiübertretungen betreffend. Textausgabe. 2. Auflage. München 1907. C. H. Beck. 127 S. (1.60 M.)

Hans Leuß: Aus dem Zuchthause. Volksausgabe. Berlin 1907. Hermann Walther. 118 S. (1 M.)

Mathematik und Naturwissenschaften.

W. A. Lay: Führer durch den Rechenunterricht der Unterstufe, gegründet auf didaktische Experimente. 2. Auflage. Mit Abbildungen im Text und 4 Tafeln. Leipzig 1907. Otto Nemnich. 235 S. (geh. 3.60 M, geb. 4.50 M.)

Otto Fischer: Kinematik organischer Gelenke. Mit 77 Abbildungen. (Die Wissenschaft. Sammlung naturwissenschaftlicher und mathematischer Monographien. Heft 18.) Braunschweig 1907. Fr. Vieweg u. Sohn. 261 S. (geh. 8 M, geb. 9 M.)

Max Moszkowski: Regeneration von Thomas Hunt Morgan. Deutsche Ausgabe, zugleich 2. Auflage des Originals. Mit 77 Textfiguren. Leipzig 1907. Wilhelm Engelmann. 437 S. (geh. 12 M, geb 13.20 M.)

Die zweite Entstehung der Welt das angebliche Paradies und die angebliche Sintflut. Von Johann Jedlicka, Kgl. Ungar. Sektions-Rat i. R. Preis 4 Mark, für Oesterreich 5 Kronen.

In diesem Werke strebt der Verfasser eine Läuterung der alttestamentlichen Lehren an, insbesondere versucht er zu beweisen, daß die Ueberlieferungen der alten Hebräer, die voller unsittlicher Erzählungen sind und mit der reinigenden Lehre des Christentums in entschiedenem Widerspruche stehen, nicht als Grundlagen des Christentums angesehen werden dürfen.

Verlag A. Hasert & Co., Borsdorf, Bezirk Leipzig. (2295)

Für den Inseratenteil verantwortlich: K. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Dienstag, 19. März. Nummer 66.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Auftträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Ueber die Kindersterblichkeit in Bayern. Von Bezirksarzt Dr. Graßl (Lindau).

Entdeckung neuer Planetoiden. Von Professor Dr. K. Oertel (München).

Mandschurische Kriegserfahrungen. Von Privatdozent Dr. A. Wirth (München).

Bücher und Zeitschriften.

Richter von der Rother: Lessing. Vom Laokoon zum Nathan. — Carl Hauptmann: Moses.

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin. — Preise und Stiftungen der Akademie der Wissenschaften zu München.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Ueber die Kindersterblichkeit in Bayern.

Von Dr. Graßl.

Die Nervosität, an welcher nicht zu leiden heutzutage für einen Defekt gilt, zeigt sich auch auf dem Gebiete der öffentlichen und privaten Hygiene in ihrer vollen Blüte. Symptomatisch ist ihr das stoßweise Auftreten an öffentlich-sanitären Bestrebungen und die Unduldsamkeit, mit welcher sie anderweitige Meinungen als rückständig erklärt, ferner die Einseitigkeit ihrer Bewegungsrichtung.

So sehr nun die öffentliche Sanitätsverwaltung auf diese „aktuellen“ Fragen Rücksicht nehmen muß, und so sehr die „Aktualität“ geeignet ist, den manchmal langsamen Gang der Staatsmedizin zum schnelleren Ausschreiten zu bewegen, so dürfen sich doch die verantwortlichen Organe erst nach reichlicher Erwägung, die sich aus der Kontinuität ihrer Bestrebungen als logisches Produkt ergeben muß, zu tiefergreifenden Maßregeln drängen lassen. Daß ein Gedanke modern ist, genügt noch nicht, ihn zu verwirklichen.

Nachdem das Interesse derer, welche durch impulsives Auftreten dem Gegenstand die allgemeine Aufmerksamkeit zuführen, in der Frage der Bekämpfung der Tuberkulose durch Errichtung von Heilstätten im Verklingen begriffen ist, hat man die Bekämpfung der besonders in Bayern hohen Kindersterblichkeit als Tagesthema aufgestellt. Die bayerische Sanitätsverwaltung hat beiden Gegenständen von jeher ihre Aufmerksamkeit zugewendet, und wer darüber sich informieren will, sehe die bayerischen Generalsanitätsberichte ein, auf die wir uns im nachfolgenden stützen wollen. Natürlich verfügt und verfügte auch die bayerische Sanitätsverwaltung über keine wunderbare Spezial-Krankheitseinsicht, sondern war, wie alle anderen Menschen auch, von dem jeweiligen Stand der Wissenschaft abhängig. Aber die Bausteine zu einem festgefügten Baue hat sie mit ihren statistischen Zahlen Jahrzehnte hindurch zusammengelegt, lange bevor die jetzigen Tongeber an die Sache herantraten.

Eine jede öffentliche prophylaktische Maßregel muß kausal sein, d. h. die Maßregel muß die Wurzel der Krankheit treffen; sie darf sich nicht damit genügen, wie es die Heilmedizin mitunter tun muß, einzelne besonders hervortretende Symptome zu bekämpfen. Die symptomatische Bekämpfung einer Volkskrankheit ist vor allem viel zu teuer. Die kausale Bekämpfung einer Massenkrankheit als Staatsfürsorge scheitert aber nicht selten daran, daß man eben die Ursache der Erscheinungen nicht kennt. Selbst die sogenannte exakte Wissenschaft steht bei der Angabe der Ursache der Krankheit eines einzelnen oft vor einem Rätsel, und je tiefer die Wissenschaft in die Geheimnisse der Natur eindringt, desto mehr kommt sie zur Einsicht, daß nur in den seltensten Fällen eine Ursache für die Erscheinung vorhanden ist, sondern daß ein ganzes Bündel von Ursachen die begründenden Wirkungen setzt. Um so mehr ist dies der Fall bei einem Begriff, der, wie die „Kindersterblichkeit“, an und für sich schon ein Sammelname ist.

Die Kausalität der öffentlichen Prophylaxe gegen die Kindersterblichkeit stößt daher von vornherein auf große Schwierigkeiten, die viel größer sind, als sich viele träumen lassen. Dazu kommt, daß die Sanitätsverwaltung kein von dem übrigen Staatskörper losgelöstes Individuum ist, sondern daß sie sich organisch in diesen ein- und unterreihen muß. Und als dritter, aber nicht geringster Umstand ist dann ferner noch in Betracht zu ziehen, daß der Mensch überhaupt, also auch die aus Menschen bestehende Medizinalleitung, in dem Kampfe gegen die Natur sich als der schwächere Teil erweist. Gerade der Umstand, daß die Natur im Kampf mit dem „denkenden“ Menschen in der Mehrzahl der Fälle als die Siegerin hervorgeht, hat eine Gattung von öffentlichen Sanitätsbeamten bewogen, die Kraft der Natur von vornherein als den übermächtigen Teil anzusehen, und indem diese Aerzte das Endprodukt der Naturwaltung stets als das jeweilig beste betrachten, sind sie zu der Ueberzeugung der vis medicatrix naturae gekommen. Die Biologie gewinnt nicht nur unter den Heilärzten, sondern auch in den Reihen der öffentlichen Sanitätsbeamten überzeugte Ausbreitung.

Trotz der fast unüberwindlichen Schwierigkeiten wird eine gute Sanitätsverwaltung nicht die Hände in den Schoß legen dürfen, sondern wird Vorsichtsmaßregeln treffen, von denen sie mit mehr oder minder Wahrscheinlichkeit eine Besserung der bestehenden Verhältnisse erwartet. Dieses aktive Vorgehen ist in Bayern um so angezeigter, als gerade wir eine abnorm hohe Kindersterblichkeit haben und da wir, dem Beispiele anderer Kulturvölker folgend, in der Fruchtbarkeit unseres Volkes einen deutlichen Rückgang zu verzeichnen haben.

Von dieser Notwendigkeit ausgehend, will ich im nachstehenden die Punkte erwähnen, die mir bei dem Studium der bayerischen Verhältnisse der Kindersterblichkeit besonders auffielen, und ich bin weit entfernt davon, zu be-

haupten, daß diese objektiv die hauptsächlichsten sind; aber mir erscheinen sie als solche.

1. Keiner Staats- und Heilmedizin wird es je gelingen, die natürliche Anlage der Säuglinge zu ändern, zu verbessern, so daß diese Verbesserung im Volksleben in die Wage fällt.

Es gehört zu der natürlichen Anlage der Säuglinge, daß ein bestimmter Prozentsatz derselben alsbald nach dem Eintreten in diese Welt dieselbe wieder verläßt, und ich schätze diese Zahl auf 7 Prozent der Geborenen. Da wir nun in Bayern 230,000 Geburten jährlich haben, so werden wir jährlich zirka 16,000 Kinder an echter Lebensschwäche verlieren müssen. Der Grund für diese Erscheinung ist darin zu suchen, daß die Natur bei der Befruchtung ziemlich mechanisch zu Werke geht, daß die Selektion der zu befruchtenden Keime eine mangelhafte ist und daß der Kampf des befruchteten Eies im Mutterleibe ein geringerer oder doch ein anders gearteter ist, als der nach der Geburt. Und der Mensch vermag auf diesen Vorgang gar keinen Einfluß zu üben. Darüber wird stets der Schleier gelegt bleiben.

Wir vermögen nur jene Fälle zu beeinflussen, in welchen durch Erkrankung der Eltern erfahrungsgemäß eine Erkrankung der Frucht einzutreten pflegt. Hierüber gibt nur die Heilmedizin Aufschluß. Hochgradig Tuberkulöse, Herzleidende, Geschlechtskranke, Blutleere, chronisch Vergiftete und andere pflegen kranke Deszendenz zu haben.

In diesen Fällen muß daher die Prophylaxe der Kindersterblichkeit, soll sie kausal sein, bei den Eltern einsetzen.

Die ältere Staatsmedizin hat in radikaler Weise die Ausscheidung dieser kranken Eltern von der Kindererzeugung empfohlen. Dieser Vorschlag wurde nirgends in die Praxis übersetzt. Möglich, daß der zukünftige, auf sozialer Basis aufgebaute Staat diesen Gedanken wieder aufnimmt. Einstweilen bleibt nur übrig, durch Bekämpfung der Tuberkulose, der Geschlechtskrankheiten usw. prohibitiv zu wirken.

Zu den natürlichen Anlagen der Säuglinge gehört es auch, daß die Knaben leichter sterben als die Mädchen, das weiß jede Mutter, und daß, nebenbei gesagt, dieses Verhältnis in den beiden Geschlechtern auch in der Endsumme der erreichten Lebensjahre wiederum zum Vorschein kommt. Das Mädchen ist von Haus aus lebensenergischer als der Knabe. Schon vor der Geburt tritt dies zutage.

In Bayern starben 1878/95 durchschnittlich 3856 Knaben und 3023 Mädchen vor der Geburt, also auf 100 totgeborene Mädchen treffen 120 totgeborene Knaben. Die geringere Lebenskraft der bayerischen Knaben macht sich also schon vor der Geburt bemerklich.

Im ersten Lebensjahre starben auf 100 Geborene des gleichen Geschlechtes:

	männlich	weiblich
1835/65	35.14	30.24
1866/75	34.3	29.4
1876/85	31.5	29.4
1886	31.7	26.9
1887	29.7	27.2
1888	30.3	25.7
1889	29.9	25.2
1890	29.7	24.9
1891	29.6	25.1
1892	30.2	25.0
1893	29.5	24.6
1894	28.8	24.4
1895	29.9	25.5
1896	25.4	21.0
1897	28.6	24.0
1898	28.0	23.7
1899	27.5	23.0
1900	29.9	25.6
1901	25.8	21.9
1902	25.3	21.0
1903	27.1	25.0

In den fast 70 Jahren, über welche wir exakte Aufzeichnungen haben, ist auch nicht ein Jahr, in welchem die Knaben eine geringere oder auch nur die gleiche Sterblichkeit in Bayern gehabt hätten als die Mädchen. Diese lange Konstanz kann also unmöglich zufällig sein, um so mehr, als sie auch bei anderen Kulturvölkern vorkommt. Und da nun der bayerische Knabe, wie der Knabe der anderen Völker auch, gewiß keine geringere, sondern entsprechend seiner Wertschätzung eine bessere Pflege erhält als das Mädchen, so können es nicht die äußeren Umstände sein, nicht der erhöhte Kampf ums Dasein, sondern es muß die geringere Ausrüstung des Knaben schuld daran sein. Und ebensowenig, als bis jetzt ein Volk bekannt ist, das diese geringere Ausrüstung der Knaben zu überwinden vermochte, ebensowenig wird es je ein Volk geben, das die natürliche Insuffizienz einer gewissen Anzahl von Säuglingen zum Leben siegreich bekämpfen wird. Es mag hier und da eine primär untaugliche Frucht großgezogen werden, in Massen wird dieser Versuch stets mißlingen.

Die Furcht mancher biologisch denkenden Aerzte, daß wir durch Aufzucht lebensuntauglicher Kinder unsere Rasse verderben, schießt also weit über das Ziel hinaus.

Etwas anderes ist es, ob es volkswirtschaftlich vorteilhaft ist, an diese untauglichen Objekte große Werte hinzuhängen. Auch hierüber geben uns die bayerischen Medizinalberichte das statistische Material in die Hand. Kropf hat aus den bekannten Hermannschen Tafeln die Absterbequote für die Periode 1844—1851 berechnet.

Auf 10,000 Einwohner treffen Todesfälle:

Kreis	Todesfälle von 0—1 Jahr	Todesfälle von 2—5 Jahren	Todesfälle von 0—5 Jahren
Oberbayern	4457	668	5125
Niederbayern	4132	721	4853
Pfalz	3487	1519	5006
Oberpfalz	4070	764	4834
Oberfranken	3253	1002	4255
Mittelfranken	3966	808	4774
Unterfranken	3148	952	4100
Schwaben	4749	666	5415
Bayern	3936	965	4901

Bei dem Vergleiche der Todesfälle in dem Alter von 2—5 Jahren mit den Todesfällen der Säuglinge muß man in Betracht ziehen, daß, je geringer die Sterbequote der Säuglinge ist, desto größer der Uebertritt in die nächste Altersperiode ist. Daß also naturgemäß bei kleiner Säuglingssterblichkeit größere Anteilnahme an der Sterblichkeit in der nächsten Periode sein muß. Zählen wir aber die Todesfälle der Säuglinge und der nächsten Altersperiode zusammen und vergleichen diese Teilsummen in den einzelnen Kreisen miteinander, so findet man, daß der Abstand der Sterblichkeitsziffer für beide Perioden viel kleiner ist als der im Säuglingsalter. Die Kreise mit geringer Sterblichkeit der Säuglinge haben also die Untersterblichkeit wieder durch erhöhte Sterblichkeit in den Jahren 2—5 teilweise hereingebracht; ja die Pfalz hat sogar Kreise mit größerer Säuglingssterblichkeit überholt. Es ist also für einen großen Teil der geretteten Säuglinge nicht gelungen, sie in das schulpflichtige Alter hinüberzuführen. Je länger aber untaugliche Objekte mitgeschleppt werden, desto mehr Kulturwerte nehmen sie in Anspruch, desto größer ist der Verlust an Lebensgütern der Allgemeinheit. Jedes Kind wird doch nur mit der bewußten Absicht aufgezogen, daß es einmal das in dasselbe hineingesteckte Kapital wieder hereinbringt und sogar noch Zinsen trägt. Die Rückzahlung des Aufzuchtskapitals des einzelnen an die Allgemeinheit aber beginnt in der Regel nicht vor 20 Jahren.

Nehmen wir eine Periode der Neuzeit heraus. Auf 100 Gestorbene (1899—1903) waren alt:

Kreise	bis 1 Jahr	2—5 Jahre	6—10 Jahre	11—20 Jahre	Summa 0—20 J.
Oberbayern . . .	43.0	7.1	1.4	2.1	53.6
Niederbayern . .	44.6	7.5	1.5	2.0	55.6
Pfalz	32.9	10.5	1.9	3.3	48.1
Oberpfalz	42.2	9.1	1.4	2.2	54.9
Oberfranken . . .	28.6	10.2	1.9	2.6	43.3
Mittelfranken . .	39.2	9.7	1.4	2.1	52.3
Unterfranken . .	25.1	9.3	1.8	2.8	39.0
Schwaben	38.6	6.5	1.5	2.4	49.0
Bayern	38.6	8.5	1.8	2.3	51.3

Während also die Differenz der Säuglingstodesfälle zwischen Oberfranken und Niederbayern 16 war, ist die Differenz der Sterblichkeit der beiden Kreise für das Alter vor 20 Jahren bloß 12.3 und so auch in den anderen Kreisen. Es gelingt also auch heutzutage nicht, alle geretteten Säuglinge zu erhalten.

Zerlegt man das erste Lebensjahr in Perioden, so starben — in absoluten Zahlen:

Eheliche Kinder:

Jahr	1. Lebensmonat	2.—3. Lebensmonat	4.—6. Lebensmonat	7.—12. Lebensmonat	Summa
1877/86	19,333	10,422	9,701	10,406	49,862
1887	17,609	9,015	8,613	10,015	45,350
1888	16,093	9,429	8,872	9,997	45,391
1890	16,096	8,867	8,697	10,273	43,833
1891	16,689	9,949	9,282	10,359	46,279
1892	16,858	9,744	9,263	9,946	44,584
1893	17,798	10,152	9,093	9,171	46,114
1894	16,089	9,386	8,921	10,574	45,070
1895	17,222	10,560	9,404	10,154	47,340
1897	16,278	10,712	9,257	10,368	46,615
1898	16,403	10,974	9,690	9,672	46,639
1899	16,459	10,357	9,380	10,003	46,299
1900	17,147	11,679	11,286	11,891	52,003
1901	16,258	10,383	9,517	9,583	45,837
1902	15,934	9,734	9,184	10,003	44,855
1903	15,750	10,502	9,864	10,997	47,113

Diese Ziffern ergeben, daß die absolute Zahl der Todesfälle im ersten Lebensjahre in Bayern wesentlich im Abnehmen begriffen ist, noch mehr natürlich die relative, da ja die Geburtsziffer eine absolut stetig steigende bisher war; sie ergeben aber auch, daß die Abnahme sich ausschließlich in dem ersten Lebensmonat dokumentiert; die übrigen Lebensmonate haben sicher nicht abgenommen, um ein Kleines sogar zugenommen.

Es muß also in dem Kampf ums Dasein bei den Kindern unter einem Lebensmonat die hauptsächlichste Aenderung stattgefunden haben. Diese Aenderung kann entweder in den Kindern liegen, indem sie lebenskräftiger wurden, als die Kinder vor 30 Jahren waren, oder in den äußeren Umständen, die Angriffe der Feinde des kindlichen Lebens wurden geringer. Daß wir in der absteigenden Linie der Kindersterblichkeit uns befinden, darauf hinzuweisen, ist nötig, weil uns diese Erscheinung die Ursachen der Kindersterblichkeit aufdecken hilft und weil sie zeigt, daß doch in Bayern in dieser Beziehung vieles geschah.

Gehen wir nun daran, die Ursachen der Kindersterblichkeit zu erörtern.

2. Die wichtigste Aenderung, welche das Kind durch die Geburt erleidet, ist die der Ernährung.

Die Natur macht keine Bocksprünge wie der „denkende" Mensch, sondern führt logisch und langsam ihre Geschöpfe aus einem Zustand in den anderen, nächst höheren. Bei allen Geschöpfen, welche unmittelbar nach der Entwicklung zur selbständigen Nahrungsaufnahme befähigt sind, ist die Loslösung des befruchteten Eies von der Mutter in einem viel früheren Stadium erfolgt als bei den Säugern. Für diese hat die Natur für die Uebergangsperiode die Mutterbrust eingeschoben. Die Brust der eigenen Mutter, nicht die einer fremden.

Die Heilmedizin hat endlich einmal eingesehen, daß die Kompensierung von Kindermehlen und anderen Nährmitteln für das eben geborene Kind ein Fehlgriff war. Sie ist zur Milchernährung übergetreten. Aber die Heilmedizin wie die Staatsmedizin schwankt noch über die Milchgattung als Volkssäuglingsnahrung. Theoretisch erkennt man ja die Ueberlegenheit der Muttermilch an; praktisch aber sind Vereine und Genossenschaften bemüht, die Kuhmilch als Säuglingsnahrung durchzuführen. Ich halte von der ganzen Bestrebung, durch äußere Manipulationen die Kuhmilch als erträgliches Massenkindernährmittel einzuführen, äußerst wenig. Ich halte dieses Bestreben für eine Irrung, wie es im Prinzip auch das Soxhlet-Verfahren war. Für die ersten Lebensmonate halte ich die eigene Mutter für ein unausschaltbares Desiderat des Gedeihens der Säuglinge. Das Kind ist kein Kalb, und die Kuhmilch wird von der Natur einzig und allein zu dem Zwecke produziert, damit das Kalb Nahrung finde. Der Mensch hat erst später mittels betrügerischen Vortäuschens die Kuh zur Dauerproduktion der Milch veranlaßt. Man hat alles Mögliche als die Ursache dafür angenommen, daß Flaschenmilchkinder nicht gedeihen. Heutzutage ist die Lehre in Blüte, daß die Muttermilch spezifisch menschliche Eigenschaften hat, welche auf das Kind übergehen. Die Artfremdheit also mache die Kuhmilch so minderwertig. Aber es gibt wahrscheinlich noch eine ebenso einschneidende, der Familie, vielleicht sogar dem Individuum spezifische Eigenschaft, welche von der Muttermilch auf das Kind übergeht. In dieser Beziehung werden uns ja die Bakteriologie und die Lehre von den im Körper kreisenden Stoffen noch manchen unerwarteten Einblick gewähren. Hätte die Natur gewollt, daß die Gattung die Kinderaufzucht übernimmt, so hätte sie nicht die Milchung an die Existenz des Kindes gebunden, sondern dem Weibe als eine habituelle Eigenschaft verliehen.

In Bayern ist das Ammenwesen nur gering durchgebildet. Bei der Frage der Muttermilchnahrung kommt daher fast stets die eigene Mutter in Betracht. Die Ernährung mit der Milch der eigenen Mutter ist einer der wichtigsten, vermutlich der ausschlaggebende Faktor in dem Bündel der Ursachen, welche die Kindersterblichkeit provozieren. Es war der jetzige Professor Dr. v. Mayr, welcher schon vor langen Jahren darauf hinwies, daß die Kindersterblichkeit Bayerns nach einzelnen, eng umschriebenen Bezirken stark schwanke, und auf diesen Hinweis hat die Sanitätsverwaltung die Ausscheidung der Säuglingssterblichkeit nach Bezirken vorgenommen.

Verfolgt man diese Bezirke auf eine Reihe von Jahren, so findet man folgendes Resultat: Im allgemeinen haben sich die Ernährungsverhältnisse der Säuglinge gebessert, namentlich der „Schnuller" hat sich in die entlegensten Dörfer zurückgezogen. An manchen Orten hat sich Kindermehl eingebürgert; die Kuhmilch als Surrogat der Muttermilch gewinnt an Ausbreitung. — Von Anfang der 70er Jahre bis Anfang der 90er Jahre gab es in Bayern zwei Brennpunkte der höchsten Kindersterblichkeit. Das eine Zentrum liegt zu beiden Seiten der Donau, umfaßt die Aemter Kelheim, Ingolstadt, Eichstätt, Beilngries, Parsberg; das andere Zentrum war der Landbezirk München. Dieser höchstbelastete Gesamtbezirk hatte über 40 Prozent aller Geborenen an Sterblichkeit.

Das Münchener Zentrum arbeitete sich allmählich in die nächst bessere Klasse hinauf, und seit einer Reihe von Jahren engt sich auch das zweite Zentrum immer mehr ein. So z. B. bestand es im Jahre 1899 nur mehr aus Parsberg

und Beilngries. Im Jahre 1902 gab es in Bayern überhaupt kein Amt mit Höchstbelastung; aber 1903 waren es schon wieder fünf Aemter.

Um diese höchstbelasteten Zentren legen sich nun zahlreiche Bezirksämter und Städte mit hoher Belastung, d. h. mit 30—40 Prozent Kindersterblichkeit. Diese Klasse dehnt sich über die ganze schwäbisch-bayerische Hochebene aus und greift nach Württemberg und Baden hinüber. Die Grenze für diese Klasse endigte 1878—1885 im Norden mit Nürnberg, im Osten mit dem Bayerischen Wald, im Süden mit den Alpen und im Westen mit der Rheinebene. Auch in dieser Klasse ist unter beständigem Auf- und Abschwanken eine Besserung nicht zu verkennen.

Die 3. Klasse (Kindersterblichkeit zwischen 20—30 Prozent) legt sich ringförmig um die 2. Klasse herum, umfaßt das Alpengebiet, den Bayerischen Wald, den nördlichen Teil der Oberpfalz und Mittelfranken. Diese Klasse gewinnt an Ausdehnung und schickt nach Unterfranken zungenförmige Fortsetzungen vor.

Die beste Klasse (unter 20 Prozent Kindersterblichkeit) umfaßt Unterfranken, Oberfranken und die Pfalz. Hof, Bayreuth, Aschaffenburg gehören stets dieser Klasse an; Bamberg und Würzburg schwanken zwischen der besten und zweitbesten Klasse.

Die Geographie der Kindersterblichkeit ist also sehr charakteristisch; das Rheingebiet ist geringer belastet als das Donaugebiet, und in deren Flußgebieten sind einzelne Aemter stets hochbelastet.

Diese Kindersterblichkeit, nach Aemtern ausgeschieden, geht parallel mit der Darreichung der Mutterbrust. Eine exakte Statistik über die Häufigkeit der natürlichen Nahrung haben wir zwar bisher noch nicht, aber die Angaben der Amtsärzte lassen doch darüber keinen Zweifel. Dr. Groth, der sich auch um die Münchener Säuglingssterblichkeits-Statistik großes Verdienst erworben hat, ist dem Vernehmen nach eben im Begriffe, mit Hilfe der Amtsärzte eine exakte Statistik der Stillhäufigkeit herauszugeben.

In den höchst belasteten Bezirken erreicht die Zahl der Gestillten durchschnittlich nicht 33⅓ Prozent; in den zweitbelasteten Aemtern noch nicht 50 Prozent, in der zweitbesten Klasse bereits 75 Prozent und in der besten Klasse bis zu 98 Prozent. Freilich ist die Dauer des Stillens oft zu kurz. Aber bereits eine kurze Darreichung der Mutterbrust auf Wochen besserte die Sterblichkeitsquote.

Gehen wir dem Grunde nach, warum die altbayerischen und schwäbischen Frauen ihren Kindern so selten die Brust reichen, so scheint sicher zu sein, daß es nicht physische Ursachen dieser üblen Gewohnheit sind, wenigstens ist bisher in keiner Weise nachgewiesen, daß die Pfälzerinnen und Fränkinnen tauglicher sind. Der Hauptgrund liegt offenbar in der Lässigkeit und in der Unwissenheit. Es ist mir stets unerklärlich gewesen, daß die altbayerische Bauersfrau, die durch ihren Fleiß, ihre Sparsamkeit, ihre Nüchternheit, ihren ausgeprägten Familiensinn gegenüber dem Manne tatsächlich die bessere Hälfte ist, gerade hierin so häufig versagt. Und es ist mir oft der Gedanke gekommen, ob es nicht ursprünglich falsche Propheten waren, welche diese Gepflogenheit in das Volk hineingetragen haben, wo dann das Geschwür weiterfraß. Ob es nicht gar die Hebammen waren und deren Lehrer? Nicht die jetzigen natürlich. Oder ob dieses System mit den großen Bauerngütern zusammenhängt, indem es die Bäuerin an ihrer Magd lernte, während Pfalz Kleinteilung hat, wie ja auch der einschlägige Teil von Franken? Kaum glaublich, daß die Rasse hier hereinschlägt. Vermutlich liegt eine Ursache vor, die den Defekt der altbayerischen und schwäbischen Frauen entschuldbar erscheinen läßt. Wenn die Amtsärzte von Beilngries und Parsberg schreiben, daß die Bäuerin bis zum Augenblick, wo ihre schwere Stunde kommt, schwer auf dem Felde arbeiten müssen und alsbald darauf wieder beginnen müssen, um dem kärglichen Boden den nötigen Unterhalt abzugewinnen, so läßt man den Stein, den man gegen sie erhoben hat, beschämt wieder fallen. Und dies tut man auch bei den vielen Frauen, die in Industrien mitwirken müssen. Den Stein aber kann man ruhig in der Hand behalten bei einer anderen Klasse von Frauen, bei denen die Stillung einfach obsolet wurde: den sogenannten „besseren" Frauen. Hier treten die individualistischen Beweggründe viel mehr in den Vordergrund. Trotzdem bringen diese Frauen eine größere Anzahl von Kindern durch. Dies weist eben darauf hin, daß das Kind außer der Nahrung auch noch der Pflege bedarf.

(Schluß folgt.)

Entdeckung neuer Planetoiden.

Die Anzahl der bekannten Planetoiden — jener kleinen Himmelskörper, die im allgemeinen zwischen Mars und Jupiter die Sonne in elliptischen Bahnen umkreisen — hat, dank der überaus günstigen Witterung, im letzten Quartal des vergangenen Jahres einen Zuwachs von nicht weniger als 46 erfahren. Diese neuentdeckten Glieder des Asteroidenschwarmes sind sämtlich mittels photographischer Daueraufnahmen gewisser Gegenden des gestirnten Himmels entdeckt worden und zwar 35 von ihnen auf dem astrophysikalischen Observatorium Königstuhl bei Heidelberg durch Professor Wolf und seine Mitarbeiter, die übrigen 11 durch den amerikanischen Geistlichen Rev. Metcalf in Taunton (Mass.).

Die neuentdeckten Objekte erhielten der Reihenfolge nach, in der ihre Auffindung bekannt wurde, bis zu ihrer definitiven Benennung und Numerierung die vorläufige Bezeichnung 1906, VN bis VZ, WA bis WZ, XA bis XH. Nur eine von diesen zahlreichen Neuentdeckungen scheint sich auf einen schon bekannten Planetoiden zu beziehen: Der Planet 1906, WQ ist vielleicht identisch mit den Planeten Nr. 167 (Urda), vielleicht auch mit Nr. 495 (Eulalia). Von Interesse ist ferner, daß der relativ helle Planetoid 1906 WD zweimal entdeckt wurde: von Wolf in Heidelberg und (etwas später) von Liapin in Pulkowo.

Wie in der letzten Zeit fast ohne Ausnahme sind auch die neuentdeckten Glieder unseres Sonnensystems recht lichtschwach. Nur bei dreien von ihnen liegt die (photographische) Helligkeit zwischen den Sterngrößen 11.5 und 11.9; bei 14 schwankt sie zwischen den Sterngrößen 12.0 und 12.9; bei den übrigen 29 liegt sie zwischen den Sterngrößen 13.0 und 14.0. Es handelt sich also durchgehends um Objekte, die nur mit Hilfe von sehr großen Fernrohren visuell beobachtet werden können.

Der mühsamen Aufgabe, durch Beobachtungen der letzteren Art möglichst von allen neuentdeckten Planetoiden die für die Bestimmung ihrer Bahn erforderlichen Positionen derselben zu liefern, hat sich auch im abgelaufenen Jahre wieder der Adjunkt der Wiener Universitätssternwarte Dr. Palisa, dem hierfür der 27zöllige Grubbsche Refraktor des genannten Observatoriums zur Verfügung stand, mit ebenso viel Ausdauer, als Erfolg unterzogen.

Am Anfang des Jahres 1906 betrug die Anzahl der bekannten kleinen Planeten 569, bis zum Schluß des vergangenen Jahres ist sie auf 678 angewachsen. Die endgültige Numerierung und Namengebung der Planetoiden erfolgt erst dann, wenn es gelungen ist, auf Grund von genügend zahlreichen Beobachtungen gesicherte Bahnelemente für jeden derselben abzuleiten. Es ist bemerkenswert, daß die vom Berliner Astronomischen Recheninstitut durchgeführte Bahnberechnung und definitive Numerierung im Juni 1906 bereits bei Nr. 601 angelangt ist.

Das Anschwellen der Planetoidenentdeckungen innerhalb der letzten Jahre geht am besten aus den folgenden statistischen Angaben hervor. Es wurden entdeckt

				im ganzen		pro Jahr	
von	1801	bis Ende	1851	15	Planetoiden	0.3	Pl.
„	1852	„ „	1861	57	„	5.7	„
„	1862	„ „	1871	45	„	4.5	„
„	1872	„ „	1881	103	„	10.3	„
„	1882	„ „	1892	103	„	10.3	„
„	1892	„ „	1902	156	„	15.6	„
„	1902	„ „	1906	199	„	39.8	„

Die große Fruchtbarkeit der photographischen Aufsuchungsmethode, die von Professor Max Wolf in Heidelberg zu Ende des Jahres 1891 zum erstenmal systematisch angewandt und seitdem, mit mehrfach vervollkommneten Hilfsmitteln, fortgeführt wurde, geht aus den obigen Zahlen mit vollster Deutlichkeit hervor.

Was endlich die Gesamtmasse der kleinen Planeten anlangt, so ergibt sich dieselbe nach zuverlässigen Schätzungen zu etwa $^1/_{900}$ der Erdmasse. Die Hälfte hiervon trifft allein auf die beiden größten Planetoiden Ceres und Vesta, deren Durchmesser rund mit 800, bezw. 400 Kilometer anzusetzen sind; den 12 größten Planetoiden kommen schon zwei Drittel der gesamten Planetoidenmasse zu. Zieht man in Betracht, daß neue Planetoiden, deren Helligkeit der Sterngröße 11 entspricht, gegenwärtig schon recht selten aufgefunden werden, daß vielmehr die meisten in neuerer Zeit entdeckten Planetoiden in Rücksicht auf ihre geringe Helligkeit Durchmesser von höchstens 10—20 Kilometer besitzen können, so wird man zu dem Schlusse kommen, daß erhebliche Störungen der großen Planeten in ihrem Umlauf um die Sonne durch die Gesamtmasse des Asteroidenringes kaum zu befürchten sind.

München. K. Oertel.

Mandschurische Kriegserfahrungen.

Ein Biograph quillt meist über vom Lobe seines Helden. Aehnlich preist in der Regel der Kriegskorrespondent die Armee, deren Taten er selbst durch seine Gegenwart verherrlicht hat. Als ragendes Beispiel hierfür ist noch Oberst Gaedke mit seinen unglücklichen Prophezeiungen russischer Siege in frischer Erinnerung. Oberleutnant v. Schwartz[1]) hält sich von solcher Parteilichkeit fern. Er übersieht die Menschen und die Ereignisse. Er gewahrt sehr bald die Zerfahrenheit der russischen Militärverwaltung und die Kopflosigkeit der strategischen Leitung. Schon lange vor ihrem endgültigen Erfolge erkennt er die Tüchtigkeit der Japaner.

Vor allem ist an dem Werke unseres Kriegsschriftstellers (der früher dem Generalstab angehörte) die Architektur zu bewundern. Es ist wahrlich nicht leicht, aus so viel zerstreuten Bildern, aus einem Wust von riesengroßen, kleinen und ganz kleinen Erlebnissen ein zusammenhängendes Gemälde zu schaffen. Zwar hätte schon die einfache Aneinanderreihung von Tagebuchblättern ein anziehendes Buch ausgemacht. Der Autor geht jedoch vom künstlerischen Standpunkt aus zu Werke. Er gibt zunächst eine großzügige, äußerst wertvolle Einleitung über die slavische Gefahr — bei der auch die nationalpolnische Bewegung gewürdigt wird — und über die Ursache des Krieges. Hierauf eine farbige, abgerundete Darstellung der Fahrt nach Mukden. Nun eine Perlenschnur glänzender Skizzen. Dann wieder eine in sich abgeschlossene Erörterung der strategischen Lage, die im wesentlichen zu einer Geschichte russischer Fehler erwächst. Dann ein frisches Hauptstück: die Schlacht von Taschikiao. Und so noch mehrmals der anregende Wechsel zwischen Betrachtungen und Tagebuch. Die Rückkehr durch Sibirien bringt nochmals neue, überraschende Bilder: die fahle Glut der bereits allerorten auflodernden Revolution.

Man gewinnt aus jeder Seite des Buches die Ueberzeugung, daß nichts ausgeschmückt sei. Mit nüchternem, unbestechlichem Auge zeichnet der Verfasser die Helden des großen Dramas, den leidenden oder jubelnden Chor, die Tritagonisten und deren Reden und Taten. Dem verläßlichen Führer vertraut man sich stets gern an. Herr v. Schwartz hat ganz recht, darauf hinzuweisen, daß es ein Nachteil für Deutschland ist, daß bei uns „kaum zwanzig, nämlich einige Militärattachés und Aerzte, den ganz großen Krieg aus eigener Anschauung kennen". So war 1894/95 kein einziger deutscher Attaché im ostasiatischen Kriege. Ich war damals als einziger Deutscher in der Mandschurei, und ebenso, wenigstens als einziger Zivilist, 1898 auf Kuba. Auch jetzt fehlt noch viel daran, daß Deutschland ganz zum Bewußtsein seiner weltpolitischen Rolle erwacht wäre. Immerhin ist es auf dem Gebiet der Presse besser geworden, nicht zum geringsten Teil durch das Verdienst des so vielgeschmähten Lokal-Anzeigers, für den v. Schwartz ins Feld ging.

Der Autor war in der günstigen Lage, durch einen früheren zweijährigen Aufenthalt schon Ostasien und durch einen halbjährigen Besuch Rußlands (Krönungsfeier von Moskau) das Zarenreich zu kennen. Daher sind auch seine Ansichten doppelt beachtenswert. So die über die Argun-Kosaken, die — man höre und staune! — mitunter kaum noch reiten könnten. Der in München lebende Major v. Bothmer erzählt ganz ähnlich, daß die Irtisch-Kosaken, die er auf einer Reise nach Kuldscha kennen gelernt, faul und feige geworden. Auch von der berühmten kaukasischen Reiterbrigade weiß v. Schwartz zu berichten. Nur beurteilt er sie viel zu mild. Wie ich im Kaukasus hörte, erboten sich die Daghestaner, eine zweite Brigade zu bilden, allein man war froh, die erste los zu werden. Ihr ganzes Dichten und Trachten sei nur auf Raub und Plünderung ausgegangen; auch hätten sie ihre eigenen Offiziere, Russen, in mehreren Fällen nicht nur, wie v. Schwartz sagt, „angegriffen", sondern sie geradezu erschossen. Im übrigen ist der bekannte Orbeliani, auf dessen Grund und Boden bei Pjatigorsk zum Beispiel auch deutsche Kolonisten saßen, nicht „italienischen" Ursprungs, sondern ein Armenier. Sein Ursprung liegt allerdings in mystischem Dunkel: seine Urahnen sollen nämlich aus China ausgewandert sein. Das sei aber schon um die Zeit Trajans geschehen, also lange ehe eine italienische Nation bestand.

Ein Widerspruch liegt in der Beurteilung der Amurländer vor. Nach dem Verfasser gehört „das Amur- und Ussuri-Gebiet zu den aussichtsreichsten russischen Provinzen, darin sind sich alle Reisenden einig". Allerdings hat ja auch eine der ersten Autoritäten in diesen Dingen, Freiherr von Engelhardt kürzlich (im „Tag") die Amurbahn für unbedingt nötig erklärt. Ich halte sie im Gegenteil für sehr überflüssig. Wenn sie gebaut wird, so geschieht das lediglich, weil sie dem russischen Staat nichts kostet, sondern im Gegenteil Fremde noch etwas dafür hereinzahlen, nämlich für die mit der Bauerlaubnis verbundenen Mineralkonzessionen. Ich bin zweimal den Amur heraufgefahren und habe von jedermann gehört, und auch selbst beobachten können, daß die Striche nördlich vom Amur sich nicht selber ernähren können. Vieh wird von der Mandschurei, Mehl von Takoma-Portland, kalifornischen Plätzen und Riga eingeführt. Gar nicht zu reden von Tabak, Wein und Früchten, sowie von so gut wie sämtlichen Industrieprodukten. Die Versorgung mit allen dem Lande nötigen Erzeugnissen, ausgenommen Vieh, geschieht nun ganz überwiegend zu Wasser, aus dem einfachen Grund, weil der lange Landtransport durch Sibirien viel zu teuer wäre. Erst in Tschitä stößt man auf Waren, die von Westen her eingeführt sind. Edelmetalle machen erst den Besitz der Amurländer wertvoll, aber die ganze Jahresausbeute solcher Metalle, namentlich von Goldminen, kann doch leichtlich auf einem einzigen Schiffe nach Europa verfrachtet werden. Derent-

[1]) Zehn Monate Kriegskorrespondent beim Heere Kuropatkins. Persönliche Erlebnisse und Betrachtungen aus dem russisch-japanischen Kriege von Oskar v. Schwartz. Berlin 1906, Rich. Schröder (vorm. Ed. Dörings Erben), Verlagsbuchhandlung für Militär- und Kriegswissenschaft. 334 Seiten.

halben eine Bahn zu bauen, ist genau so unwirtschaftlich, wie der Grund, den man für eine ostafrikanische Linie ins Treffen geführt hat, nämlich der Transport von Elfenbein, zu dessen Bewältigung ein einziger Zug während des ganzen Jahres hinreichen würde. Auf der anderen Seite hofft man durch eine Bahn, ähnlich wie in Amerika, eine Besiedlung hervorrufen zu können. Das ist illusorisch, weil die Striche nördlich vom Amur eine Bevölkerung von irgendwelcher größeren Kopfzahl durchaus nicht zulassen. Nur bei Blagowjestschensk ist das Klima wärmer, allein auch recht ungesund.

Anders steht es natürlich mit dem Gebiet am Ussuri. Es ist dort schon mitunter geradezu tropisch warm; an den Ufern des Ussuri kommen sogar Flamingos vor. Was sagt nun aber Herr v. Schwartz selbst von den Strichen südlich des Amur? „In der nördlichen Mandschurei ist der Ackerbau durch die ungünstigen Bodenverhältnisse (viel Ueberschwemmungen, viel felsiges, kahles Gebirge, Sumpf und Steppen) überhaupt sehr beschränkt, und da, wo in der mittleren und südlichen Mandschurei sich wirklich günstiger Ackerboden vorfindet, wird gerade der russische Bauer niemals festen Fuß fassen können." In der Tat hat denn auch Herr v. Schwartz, der die Mandschurei dreimal durchreiste, „auch nicht einen einzigen russischen Bauern, nicht einen Fußbreit Landes unter russischem Pflug dort gesehen". Das wirft ein grelles Licht auf die russische Weltpolitik.

München. A. Wirth.

Bücher und Zeitschriften.

Lessing. Vom Laokoon zum Nathan. Von Richter von der Rother. Leipzig 1907, B. Elischer Nachf. 97 S. 8°. Preis 2 Mark.

Der Verfasser erzählt im Vorwort einige Kapitel seiner Lebensgeschichte. Sie ist traurig genug, aber was sollen diese Bekenntnisse in einer wissenschaftlichen Abhandlung? Richter hat lyrische Gedichte bei Pierson erscheinen lassen. Da mochte er das Nötige mitteilen, nicht hier! Er rechnet seine Schrift aber ganz offenbar nicht zur objektiven Forschung, sondern betrachtet sie als ein persönliches Bekenntnis seiner Weltanschauung. Dazu paßt der Anhang freilich absolut nicht. Er besteht aus Kritiken über Richters Vorträge, aus denen das Buch herausgewachsen ist, nur aus lobenden Kritiken natürlich. Eine angenehme Reklame! Immerhin lesen wir hier, daß Richter frei zu sprechen pflegt, und das ist für die Beurteilung wesentlich. Der Verfasser ist mehr Redner als Literat. Er braucht Wendungen, die im Vortrage klangvoll vorüberrauschen, aber auf dem Papier eine höchst sonderbare Figur machen: „Solange Olympier im Zenit der Weltachse thronten, fesselten sie die Kunst an ihren Blick auf den Göttergipfel des Alls." Damit ist gemeint, daß die Klassiker idealisierten. Aber Richter liebt den gesteigerten Stil auch auf Kosten des klaren Ausdruckes. Er braucht poetische Freiheiten, stellt den Genitiv fast immer voran und läßt häufig den Artikel weg. Er bildet monströse Komposita, nennt Nathan einen „spinozistischen Platonikerjuden" und spricht von seinem „Humanistenjudenhaus". Im Drange des Gefechts verspricht er sich wohl auch, redet (S. 27 dreimal) von einem griechischen Maler Xeuxis oder vom „zündenden" statt vom „springenden" Punkt. Hier und da findet sich auch einmal ein guter Satz, wie das nach Lessings Ausspruch in den schlechtesten Büchern vorkommt. So definiert Richter die Tragödie als den „Schritt aus dem Verlust der Selbstbezwingung in das Joch des Mißgeschickes". Das könnte mir gefallen, wenn nicht etliche Seiten später eine zweite Definition folgte, bei der ich mir nichts denken kann: „Tragödie ist Warnungstafel am Abgrund, der eine niederdonnernde Welt zerschmettert". Die Gipfelpunkte des Stils sind das noch nicht. In der höchsten Begeisterung springt Richter in freie Rhythmen oder sogar in gereimte Verse über. „Statt der rosigen Statur — die geräderte Figur!" heißt es von Ariosts Alcina.

Abgesehen vom Stil, bietet die Schrift über Lessing nichts Neues. Sie erörtert die bekannten Probleme. So wird konstatiert, daß Emilia durch ihr Schweigen an der „Ermordungsmöglichkeit" Appianis mitschuldig wird und sich nur, um den Vater zu reizen, „dem Prinzen schachmatt setzt". In Wahrheit aber ist die Intrige an ihrer „unentflammbaren Leidenschaftslosigkeit" gescheitert. Auch mit der Deutung der Ringparabel gibt sich Richter ab und sieht wenig glücklich den weisen Richter in Lessing selbst.

Als letztes Kapitel folgt ein höchst unklarer „Grundriß kulturästhetischer Ideengeschichte". Die Natur schuf „im Menschen die Sinnesmündungen als Anlagen zur Erzeugung von Geist". Der wachsende Zwiespalt zwischen Geist und Sinnlichkeit führte zur Sehnsucht nach Erzeugung schöpferischer Genialität. Die Griechen kamen zur plastischen Weltschau, aber in der alexandrinisch-jüdischen Messiade sprang die Naivität ins Sentimentale über. Der Katholizismus sah im Menschlichen nur noch seelische Jenseitigkeit. Dem Ideal der Zeit, dem „Gemütsmenschen", entsprach am reinsten die Tonkunst. Die Musik allein kann aber nicht die ganze Erscheinungswelt darstellen. Das kann nur das Musikdrama. Daß diese Entwicklungsreihe auf Richard Wagner hinauslaufen sollte, war von vornherein klar, aber sie wird noch von einer seltsamen Spitze gekrönt, die absolut nicht darauf paßt: „Das Meisterwerk des Meisters — das ist er selbst."

Sehr fragwürdig sind die Ergebnisse der Richterschen „Kulturästhetik", aber stolz verkündet ihr Schöpfer: „Das Ziel der Zeit liegt im Begriffsgebiet der Kulturästhetik, sie sucht ihre Heilsweltentdeckung soziologisch."

Leipzig. Robert Riemann.

Moses. Bühnendichtung in 5 Akten von Carl Hauptmann. München 1906. Verlag von Georg D. W. Callwey. 234 Seiten. 3 M, geb. 4 M.

Der grübelnde Dichter der „Bergschmiede", der feinsinnige Schöpfer des Skizzenbuches „Miniaturen" legt hier sein neuestes Werk vor, und zwar zunächst als Buchdrama. Es würde, um dies vorweg zu schicken, eine Aufführung sehr wohl rechtfertigen, nicht allein wegen seiner dichterischen Vorzüge, sondern vor allem wegen der dramatisch bewegten und eindrucksvollen Bilder, die es bietet. Nie vorher ist mir die Größe des Problems, was es heißt, ein Volk aus der Knechtschaft zu dem verheißenen, sehnsuchtsvoll erwarteten Glück zu führen, aufgegangen, wie hier nach Hauptmanns Dichtung. Er hat den Charakter Moses', des Mannes Gottes, in aller Tiefe geschaut; er zeigt uns, was es bedeutet, große, in Jahrzehnten erst Frucht tragende Tat in unerschütterlichem genialen Vertrauen auf ideale Kräfte zu vollbringen.

So ist dieser Moses wieder eine der Charakterstudien geworden, in denen ja Carl Hauptmann so groß ist. Die Entwicklung dieses Charakters liegt aber ganz in der Stille, ganz im Schweigen, so daß es scheinen will, als entwickle er sich gar nicht. Es ist aber die Entwicklung zur Fertigkeit. Vielleicht hätte dies sowohl wie das Reifwerden des Volkes klarer gestaltet werden können, aber vielleicht bringt dies auch die Aufführung. Das retardierende Moment, welches im dritten und vierten Akt die 40 Jahre Wüstenwanderung zeigen soll, ist zwar wichtig, aber dramatisch schwer zu geben; es wird nicht so sehr glücklich, namentlich im Gegensatz zu dem erstaunlich reichen Leben des ersten Aktes und der Wucht des zweiten. Die Aktschlüsse aber auch jener beiden Mittelakte, des dritten und vierten, sind von größter Wucht und Kraft. Im dritten ist es der Fluch des Moses auf alle Frevler am Heiligtume Jahwes, daß sie vierzig Jahre in der Wüste wandern müssen, und die offene Rebellion gegen ihn; im vierten Akt der Tod Aarons, der an tragischer Größe und dichterischer Reinheit bewunderungswürdig ist. Im letzten Akt sammelt sich nochmals alle Größe des Problems und seiner Behandlung. Moses ist der Halbgott, aber durchaus Mensch, der sein Volk zu Mutigen erheben will, der aber einsieht, daß stets neu des Propheten Stimme auf Erden rufen und immer wieder rufen muß. Dann hören wir den besten Inhalt seiner Gottes- und Sittenlehre als ein Gut preisen, das aus dem inneren Herzen, aus der Seele Tiefen kommt, und daß es nur die Arbeit an sich selbst ist, die edel und stark macht.

Die Bühnendichtung als Ganzes zeichnet sich durch Farbenreichtum, durch chormäßig straffe Behandlung von Massenszenen und einen wohltuenden Rhythmus aus, der namentlich in der Behandlung dieser Massenszenen liegt; besonders aber durch die Festigkeit und Geradlinigkeit des felsenfesten Mosescharakters, an dem das ganze Geschehen der fünfaktigen Handlung sich emporrankt. Einige Nebengestalten hätte ich freilich gern etwas reicher und aushaltender behandelt gesehen. Ein endgültiges Urteil wird man sich wohl bis nach der Aufführung vorbehalten müssen, denn die Art des Werkes läßt große Schönheiten der Darstellung zu. Alles in allem ein sehr ernst zu nehmendes und bedeutungsvolles Werk, das seinen Dichter ehrt.

Jena. A. Elster.

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Gesamtsitzung vom 28. Februar.

Unter Vorsitz des Sekretärs Herrn Vahlen las Herr Schwarz über: Verschiedene Beweise eines Hilfssatzes, mittelst dessen der Hauptsatz der synthetischen Geometrie rein geometrisch bewiesen werden kann. — Wenn irgend drei Gerade a, b, c gegeben sind, von denen keine zwei in derselben Ebene liegen, und es werden irgend vier Gerade e, f, g, h konstruiert, von denen jede die Gerade a, die Gerade b und die Gerade c schneidet, so gibt es unendlich viele Gerade d, welche mit den Geraden a, b, c die Eigenschaft gemeinsam haben, von den drei Geraden e, f und g geschnitten zu werden. Für jede solche Gerade d gibt es eine Ebene, welche diese Gerade und die Gerade h enthält, so daß also, allgemein zu reden, jede der vier Geraden a, b, c, d von jeder der vier Geraden e, f, g, h geschnitten wird. Es wird gezeigt, wie dieser bekannte Satz auf mehrfache Art reingeometrisch so bewiesen werden kann, daß es möglich ist, mit Benutzung desselben den Beweis des Hauptsatzes der synthetischen Geometrie reingeometrisch zu führen.

Folgende Druckschriften wurden vorgelegt: Band 6, Hälfte 1 der von der Akademie unternommenen Ausgabe der Gesammelten Schriften Wilhelm v. Humboldts. Berlin 1907; Ergebnisse der Plankton-Expedition der Humboldt-Stiftung. Bd. 3. Lfβ: A. Popofsky, Acantharia. Teil 2: Acanthophracta. Kiel und Leipzig 1906; von unterstützten Werken: E. Sachau, Syrische Rechtsbücher. Band 1. Berlin 1907; J. Kromayer, Antike Schlachtfelder in Griechenland. Band 1. 2. Berlin 1903. 07; Cl. Hartlaub, Craspedote Medusen. Teil 1. Lief. 1. Codoniden und Cladonemiden. Sep.-Abdr. aus: Nordisches Plankton. Hrsg. von K. Brandt und C. Apstein. Kiel und Leipzig 1907. und Cladonemiden. Sep.-Abdr. aus: Nordisches Plankton. Herausgegeben von K. Brandt und C. Apstein, Kiel und Leipzig, 1907.

Die Akademie hat in der Sitzung vom 14. Februar zu korrespondierenden Mitgliedern der philosophisch-historischen Klasse gewählt den ordentlichen Professor der Geschichte an der Universität Bonn Geh. Regierungsrat Dr. Friedrich v. Bezold, den Professor am Collège de France zu Paris Arthur Chuquet, Mitglied des Institut de France, in Villemomble (Seine), das Mitglied des Institut de France Gabriel Monod in Versailles und den ordentlichen Professor der Geschichte an der Universität Bonn Geheimen Regierungsrat Dr. Moriz Ritter.

Die Akademie hat das ordentliche Mitglied der physikalisch-mathematischen Klasse Herrn Wilhelm v. Bezold und das korrespondierende Mitglied der philosophisch-historischen Klasse Herrn Ferdinand Justi in Marburg, beide am 17. Februar, das korrespondierende Mitglied der physikalisch-mathematischen Klasse Herrn Henri Moissan in Paris am 20. Februar durch den Tod verloren.

Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse am 7. März.

Unter Vorsitz des Sekretärs Herrn Waldeyer las Herr Warburg: Ueber die Oxydation des Stickstoffes bei der Wirkung der stillen Entladung auf atmosphärische Luft, nach gemeinsam mit Herrn Dr. G. Leithäuser gemachten Versuchen. Das nitrose Gas, welches bei der Wirkung der stillen Entladung auf trockene atmosphärische Luft als Nebenprodukt des Ozons entsteht, ist der Hauptsache nach Salpetersäureanhydrit. Durch Reaktion zwischen diesem und dem Ozon entsteht eine kleine Menge einer neuen Stickstoff-Sauerstoffverbindung, welche durch ihre Lichtabsorption besonders im Rot scharf charakterisiert ist und zuerst von Hautefeuille und Chappuis durch elektrische Entladung erhalten wurde.

Herr Zimmermann überreichte eine Mitteilung: Der gerade Stab auf elastischen Einzelstützen mit Belastung durch längsgerichtete Kräfte. Es handelt sich um einen Teil der Untersuchungen über die Biegung eines geraden Stabes, der in einzelnen Punkten in der Querrichtung elastisch gestützt und in der Längsrichtung durch Kräfte belastet ist. Dieser erste Teil betrifft den Fall, daß die Längskräfte nicht in der Achse des Stabes angreifen. Der zweite Teil, der sich auf die Wirkung von Kräften bezieht, die in die Stabachse fallen, soll später vorgelegt werden. Das gefundene Rechnungsverfahren ermöglicht die genaue Ermittelung des Verhaltens der Druckgurte oben offener Brücken.

Herr Klein legte eine Mitteilung von Prof. Dr. Gustav Klemm in Darmstadt vor: Bericht über Untersuchungen an den sogenannten „Gneisen" und den metamorphen Schiefern der Tessiner Alpen. IV. Der Verfasser behandelt den sehr komplizierten, aber nicht in Kürze wiederzugebenden Aufbau des von ihm untersuchten Gebietes.

Vorgelegt wurden Heft 27 des akademischen Unternehmens „Das Pflanzenreich", enthaltend die Polemoniaceae von A. Brand. Leipzig 1907, und Fortsetzungen der von der Akademie unterstützten Werke: P. Ascherson und P. Graebner, Synopsis der mitteleuropäischen Flora. Lief. 44—46. Leipzig 1906, und O. Schmiedeknecht, Opuscula Ichneumonologica, Fasc. 15. Blankenburg i. Thür. 1907.

Sitzung der philosophisch-historischen Klasse am 7. März.

Unter Vorsitz des Sekretärs Herrn Vahlen las Herr Kekule v. Stradonitz über das Bildnis des Sokrates. (Abh.) Er erörterte die verschiedenen erhaltenen Porträttypen und die Frage nach ihrer Authenticität.

Preise und Stiftungen der Akademie der Wissenschaften zu München.

In der Festsitzung zur Feier des 148. Stiftungstages am 16. März wurden folgende Preise und Unterstützungen bekannt gegeben: Auf die von der Kommission der Zographos-Stiftung in unserer Akademie am 14. März 1904 gestellte Preisaufgabe ist rechtzeitig eine Abhandlung eingelaufen. Die Akademie beschloß, der Abhandlung den Preis von 1500 M zu erteilen. Der Verfasser ist Dr. Paul Maas in München. Als neue Zographos-Preisaufgabe (Ablieferungstermin 30. Dezember 1910) wurde gegeben: „Das Plagiat in der griechischen Literatur, untersucht auf Grund der philologischen Forschungen, der rhetorisch-ästhetischen Theorie und der literarischen Praxis des Altertums".

Aus den Zinsen des Therianosfonds erhielten je einen Preis von 800 M: Gymnasialprofessor Dr. O. Stählin in München für Band 1 und 2 seiner Ausgabe des Clemens Alexandrinus, Gymnasialprofessor Dr. Theodor Preger in Ansbach für Band 1 und 2 seiner Ausgabe der Scriptores originum Constantinopolitanarum, ferner Professor Dr. Furtwängler und Professor Dr. Reichhold zur Fortsetzung des Werkes „Griechische Vasenmalerei", 2. Serie, 2000 M, Professor Krumbacher zur Herausgabe der „Byzantinischen Zeitschrift" 1500 M, Kustos Dr. Curtius zu Studien über korinthische und protokorinthische Keramik 900 M.

Aus der Wilh. Koenigs-Stiftung für chemische Forschungen zu Ehren Adolf v. Baeyer erhielten: Professor Karl Hofmann zur Beschaffung norwegischer Mineralien 200 M, Professor Dimroth zu Untersuchungen der Carminsäure 300 M.

Aus dem Mannheimer akademischen Reservefonds wurden zugewiesen: Dem kgl. Antiquarium 3000 M zum Ankauf eines griechischen Bronzespiegels und mehrerer Tanagrafiguren; der zoologischen Sammlung 2000 M zur Erwerbung der Selenkaschen Skelettsammlung.

Aus der Münchener Bürger- und Cramer-Klett-Stiftung erhielten: 1. Dr. Hartwig in Bamberg für seine Arbeiten zu einem Katalog der veränderlichen Sterne 2000 M; 2. Professor K. Bürker in Tübingen zur Untersuchung physiologischer Wirkungen des Höhenklimas 600 M; 3. Dr. Gürber in Würzburg zur Erforschung der Veränderung des Blutes bei Luftverdünnung 1000 M; 4. Professor v. Groth zur Vollendung der Arbeiten über „chemische Kristallographie" 720 Mark; 5. Gymnasialprofessor Dr. Hermann Stadler für Studien zur Herausgabe der zoologischen Schriften des Albertus Magnus 900 M.

Das Akademiemitglied Professor Dr. Wilhelm Koenigs wendete durch testamentarische Verfügung dem Chemischen Laboratorium des Staates 10.000 M, der Münchener Bürger-Stiftung 50.000 M, seiner eigenen Stiftung für chemische Forschungen weiters 50,000 M zu; endlich errichtete die Familie des Verstorbenen mit gleichfalls 50,000 M, einem nicht mehr zur Ausführung gekommenen Wunsche Professor Koenigs entsprechend, eine Stiftung für botanische und zoologische Forschungen und Forschungsreisen.

Aus dem Etat der naturwissenschaftlichen Erforschung des Königreiches erhielten 1. 700 M die Paläontologische Sammlung des Staates zu Aufsammlungen in Bayern und den Nachbarstaaten; 2. 300 M die Ornithologische Gesellschaft zu weiteren Forschungen über den Vogelzug in Bayern; 3. 400 M die Bayerische Botanische Gesellschaft zur pflanzengeographischen Erforschung des Landes; 4. 300 M Kurator Dr. Familles in Karthaus-Prüll für bryologische Arbeiten (Moosforschung).

Kleinere Mitteilungen.

M. **Einen Fund von außerordentlicher Wichtigkeit** für die englische Literaturgeschichte meldet Mr. Bertram Dobell an das Athenaeum vom 16. März. Dobell hat ein Manuskript der „Arcadia" des Sir Philipp Sidney gefunden, des berühmten Romanes, der um 1580/1 nach dem Vorbild der spanischen Schäferromane des Sanazaro und der „verliebten Diana" des Portugiesen Jorge de Montemayor entstanden ist. Es ist ein Band von 226 Folios gleich 452 Seiten. Es enthält die vollständige Arcadia in fünf Büchern oder Handlungen und ferner „Dyvers and sondry Sonetts". Man muß allerdings annehmen, daß eine ganze Anzahl geschriebener Exemplare der „Arcadia" zirkulierten, ehe sie 1590 zum erstenmal gedruckt wurde; doch scheint zurzeit keine andere „Arcadia" im Manuskript zu existieren. Schon aus diesem Grund ist also der Fund von hohem Interesse, auch wenn man gegen Dobells vorläufige Annahme, daß hier die von Sidney selbst herrührende erste Niederschrift der „Arcadia" vorliege, Zweifel hegen sollte. Das Manuskript unterscheidet sich stark von den gedruckten Texten. Einesteils enthält es Stellen, die in den Buchausgaben fehlen, andrerseits fehlen auch im gedruckten Teil vorkommende Stellen. Es bringt fünf neue eingeschobene Gedichte und dazu viele neue Lesarten in den bereits bekannten. Unter den „diversen" Gedichten befindet sich auch ein bis jetzt unbekanntes Poem.

* **Zur Geschichte der Eskimos in Grönland.** Eingehende Studien über die Einwanderung der Eskimos in Grönland sind in letzter Zeit durch den dänischen Gelehrten Schultz-Lorentzen gemacht und durch eine in Kopenhagen veröffentlichte Arbeit klargelegt worden. Auf Grund sprachlicher Untersuchungen, die die Verschiedenheit der einzelnen grönländischen Dialekte nachweisen, kommt Schultz-Lorentzen zu der Folgerung, daß die gegenwärtigen Bewohner Grönlands von eingewanderten Völkerschaften abstammen, deren Einwanderung in dieses Gebiet in drei verschiedenen aufeinander folgenden Zügen vor sich gegangen ist. Die zweite dieser Einwanderungen hat sich wahrscheinlich gegen Ende des 14. Jahrhunderts vollzogen und ihre Spuren in literarischen Denkmälern hinterlassen. Der Glaube an die ethnologische Gleichartigkeit der grönländischen Bevölkerung, der bisher aufrecht erhalten worden war, ist hauptsächlich durch die Hypothese einer einheitlichen grönländischen Sprache bestärkt worden. Diese sprachliche Einheit aber beruht auf einer ganz falschen Anschauung und ist erst durch die dänischen Missionare hergestellt worden, die der Bequemlichkeit halber die verschiedenen gesprochenen Dialekte, die sie hörten, in eine einzige geschriebene Sprache umwandelten.

* **Die Grabstätte Kants in Königsberg** wird, wie verlautet, in nächster Zeit verlegt werden. Die Gebeine des großen Philosophen ruhen jetzt in einem kleinen, an den Dom gefügten Kapellchen, der Stoa Kantiana. Da der aus dem vierzehnten Jahrhundert stammende Dom jetzt im alten Stil neu hergerichtet wird, würde die kleine, aus modernerer Zeit stammende Kapelle das architektonische Bild lebhaft stören, weshalb sie abgebrochen werden muß. Die Reste Kants sollen nun im Dome selbst, an der Ostseite des hohen Chores, beigesetzt werden in der Nähe der weltlichen Machthaber des Preußenherzogtums, die dort in Steinsärgen schlummern. Die Grabstätte soll in gleicher Weise wie die Herzogskatafalke mit Epitaphien geschmückt werden. Dem Vernehmen nach sind größere Mittel zu diesem Zwecke vorhanden, so daß man imstande sein wird, eine wirklich große schöpferische Kraft mit dem Grabmal zu betrauen.

* **Die prähistorische Gesellschaft Frankreichs** hält in den Tagen vom 13. bis 18. August ihren 3. Kongreß in Autun ab. Die ersten drei Tage werden den wissenschaftlichen Mitteilungen, Vorweisungen und dem Besuche des Museums der Société éduenne und anderer lokaler Sammlungen gewidmet sein. Nach dem vorliegenden Programme werden sodann noch besucht: die Stadt Mâcon, der Mont Auxois (das alte Alesia), dessen Untersuchungen durch Kommandant Espérandieu fortwährend die glänzendsten Resultate liefern; der Mont Beuvray (das alte Bibracte), wo J. Depelette eigens für die Kongreßteilnehmer eine keltische Wohnung und einen Teil der Umwallung abdecken wird; endlich die klassische paläolithische Stelle Solutré. Die wissenschaftlichen Erörterungen werden sich hauptsächlich an die Fragen der Ringwallanlagen, der sogenannten Epoque Benoraysienne, und der Echtheit der Pfeilspitzen des Charollais knüpfen. Präsident des Kongresses ist Dr. A. Guébhard, Vizepräsident der Französischen Gesellschaft für Prähistorie.

* **Shakespeare-Gesellschaft.** Die diesjährige Jahresversammlung in Weimar vom 23. April wird die Szene nicht mehr finden, auf der ihr dank fürstlicher Huld im Verlaufe der letzten 43 Jahre durch die weimarischen Künstler unter sorgsamer Leitung so viele Schöpfungen des großen englischen Dramatikers in trefflichen Darstellungen vorgeführt worden sind. Infolge des Neubaues des Hoftheaters sind die Vorstellungen in das Tivoli-Theater verlegt worden. Die dort zur Verfügung stehenden beschränkten Räumlichkeiten gestatten die Aufführung Shakespearescher Stücke, die alle einen größeren szenischen Apparat erfordern, nicht. Unter diesen Umständen haben sich General-Intendanz und geschäftsführender Ausschuß entschlossen, nicht Shakespeare selbst sprechen zu lassen, sondern eine ältere, ihm geweihte dramatische Dichtung zur Aufführung zu bringen, die einst gern gesehene Schöpfung eines volkstümlichen Dichters, dessen Namen auch heute noch einen guten Klang hat. Holtey schrieb um die 40er Jahre des 19. Jahrhunderts ein Schauspiel „Shakespeare in der Heimat oder die beiden Freunde", das das Freundschaftsverhältnis des Dichters zum Grafen Southampton behandelt. Das Stück ist wohl etwas altväterlich, aber die warme Verehrung, die darin für Shakespeare, den Dramatiker und den Schauspieler, ihren Ausdruck findet, spricht auch heute noch an.

* **Der Kanzler der Universität Oxford.** In dem von uns in der letzten Nummer mitgeteilten Kampfe um das genannte Kanzleramt ist jetzt die Entscheidung gefallen. Lord Curzon wurde mit 1101 gegen 440 Stimmen zum Kanzler der Universität Oxford gewählt.

hc. **Personalien.** Seinen 80. Geburtstag feiert am 20. März der ordentliche Professor für alttestamentliche Theologie in der katholisch-theologischen Fakultät der Bonner Universität, päpstlicher Hausprälat, Universitätsprediger Dr. theol. Franz Kaulen.

Hochschulnachrichten.

H. **Karlsruhe.** Der Privatdozent und erste Assistent für Darstellende Geometrie an der hiesigen Technischen Hochschule, Dr. W. Ludwig, folgt am 1. April einem Rufe als ordentlicher Professor desselben Faches an die Technische Hochschule in Braunschweig.

hc. **Frankfurt a. M.** Der Direktor des hiesigen städtischen Krankenhauses und Oberarzt der inneren Station, Professor Dr. med. Hugo Lüthje, hat einen Ruf als ordentlicher Professor an die Universität Halle erhalten.

hc. **Berlin.** Der Privatdozent und Assistent bei Geheimrat Stumpf am psychologischen Institut der hiesigen Universität, Professor Dr. phil. et med. Narziß Ach, hat einen Ruf als ordentlicher Professor für Philosophie an die Universität Königsberg i. Pr. erhalten und angenommen. Er tritt dort an Stelle von Professor Dr. Ernst Meumann, der nach Münster i. W. übersiedelt. — Der außerordentliche Professor an der hiesigen Universität, Direktor der Klinik für Ohrenkrankheiten im Charité-Krankenhause und der Universitätsklinik und Poliklinik für Ohrenkrankheiten, Geheimer Medizinalrat Dr. med. Adolf Passow, ist zum ordentlichen Professor ernannt worden.

* **Darmstadt.** Der Professor der Mathematik an der Technischen Hochschule in Hannover, Dr. Paul Stäckel, hat einen Ruf an die Technische Hochschule als Nachfolger des Geheimrats Professors Dr. S. Gundelfinger, der zum April in den Ruhestand tritt, abgelehnt.

* **Greifswald.** An der hiesigen Universität findet vom 15. Juli bis 3. August ein Ferienkursus (14. Jahrgang) statt. Die Fächer sind folgende: Phonetik (Prof. Heuckenkamp); Deutsche Sprache und Literatur (Prof. Heller, Prof. Stosch), Französisch (M. Plessis), Englisch (Mr. Campbell), Religion (Konsistorialrat Prof. Haußleiter), Philosophie (Prof. Rehmke), Geschichte (Prof. Seeck und Bernheim), Kunstgeschichte (Prof. Seeck), Geologie (Prof. Jaekel), Chemie (Privatdozent Dr. Strecker), Physik (Prof. Mie), Zoologie (Prof. Jaekel), Botanik (Prof. Schütt), Hygiene (Geheimrat Prof. Löffler). Den Vorlesungen zur Seite gehen zoologische, botanische, physikalische Uebungen und Ausflüge, psychologisches Seminar, französische, englische, deutsche Sprachübungen. Ausführliche Programme sind gratis unter der Adresse „Ferienkurse Greifswald" zu erhalten.

H. **Zürich.** Der Regierungsrat wählte in seiner Sitzung vom 14. März als ordentlichen Professor für allgemeine und spezielle Anatomie und Histologie, sowie als Direktor des Pathologischen Instituts der hiesigen Universität mit Amtsantritt auf 1. April den Direktor des Pathologischen Instituts in Düsseldorf, Prof. Dr. Martin Benno Schmidt. — An unbesoldeten Professoren und Privatdozenten, welche im Wintersemester 1906/07 Vorlesungen an der hiesigen Universität gehalten haben, werden als Gratifikationen 3900 Franken ausgerichtet.

Jahrgang 1907. München, Mittwoch, 20. März. Nummer 67.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Zukunftsländer am La Plata. VII. Von Dr. Ludwig Munzinger (München).

Ueber die Kindersterblichkeit in Bayern. (Schluß.) Von Bezirksarzt Dr. Graßl (Lindau).

Im Gelände bei Jena am 14. Oktober 1806. Von Albert Pfister (Stuttgart).

Bücher und Zeitschriften.

Paul Ernst: Demetrios. Der Hulla. Das Gold.

Allgemeine Rundschau.

Marcellin Pierre Berthelot †.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Zukunftsländer am La Plata.

Von Dr. Ludwig Munzinger.

VII.

Die argentinischen Menschen.

Die Kreolen. — Die fremde Einwanderung. — Die kreolische Familie. — Die Stadtkreolin. — Die Landfrauen der Städte. — Der Kampmann. — Der Peon. — Familiäres aus dem Rancho. — Don Dolores' Ehe-Abenteuer. — Die Bäume als Jährlingsfriedhof. — Das Fremdenelement im Wirtschaftsleben.

Schon mehrfach war in den früheren Aufsätzen Gelegenheit, auf die Besonderheiten des Menschenmaterials hinzuweisen, mit denen man in Argentinien mehr vielleicht wie anderswo rechnen muß. Ohne Kenntnis von der Zusammensetzung der Bevölkerung und vor allem den Charaktereigenschaften der Kreolen wird der Neuling am La Plata stets steuerlos fahren.

Die Kreolen, d. h. die Nachkommen, der während der Kolonialzeit von 1515—1810 ins Land gekommenen Spanier in Blutmischung mit den unterjochten indianischen Ureinwohnern, machen heute noch die große Masse der Bevölkerung auf dem Lande aus. Sie haben fremden Nationalitäten gegenüber eine starke Aufsaugungskraft, und es ist die Regel, daß namentlich die Angehörigen der romanischen Stämme, oft aber auch Germanen, und unter ihnen, wenn auch seltener, selbst Briten schon in der zweiten Generation völlig „kriollisiert" sind, wie man sagt.

Bis zur Losreißung von Spanien im Jahre 1810 hielten sich nur wenige hundert Fremde im Lande auf. Von da ab setzte eine immer stärker werdende Einwanderungsbewegung ein, die während der Schreckensherrschaft des tyrannischen Gauchos Rosas, d. h. von 1835—1852, noch einmal zurückgedämmt wurde. In den Jahren von 1857 bis 1894 wanderten dann rund zwei Millionen Menschen ein, in der Mehrzahl Italiener und Spanier. Noch mehr schwoll der Fremdenstrom in dem nächsten Dezennium an; er brachte 1,129,000 Menschen nach Argentinien. Nach Abzug der Rückwanderung — wobei an viele reich gewordene Leute aus der vorhergehenden Epoche zu denken ist — verblieb dem Lande aus den Jahren 1895—1904 immer noch ein reiner Zuwachs von mehr als einer halben Million. In der allerletzten Zeit ist die Einwanderung ganz außerordentlich stark geworden. Die Schiffahrtslinien, die sich mit dem Auswanderungsgeschäft nach Argentinien befassen — von deutschen Gesellschaften vor allem der Norddeutsche Lloyd und die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft —, können den Dienst kaum bewältigen, und man rechnet heute, daß im Durchschnitt täglich rund tausend Personen in Buenos Aires landen.

Die Mehrzahl dieser Leute bleibt zunächst in Buenos Aires sitzen, sehr zu ihrem Schaden. Denn für nicht ganz charakterfeste Menschen besteht hier die große Gefahr des moralischen und wirtschaftlichen Verkommens. Für jeden Einwanderer, der ernstes Streben hat, sollte daher unweigerlich die Losung sein: Hinaus auf den Camp! Indessen, die Großstadt lockt, und die Menge der Bassermannschen Gestalten, die sich in der Hafengegend umhertreibt, zeigt, daß eben Charakterfestigkeit eine nicht allzu häufige Tugend ist. Leider findet man unter diesen verbummelten Abenteurern verhältnismäßig mehr Angehörige der germanischen als der romanischen Rassen.

Die Eigenschaft von Buenos Aires als Handels- und Geschäftszentrum für die ganze Republik wirkt natürlich ebenfalls dahin, den Einwanderungsstrom in der Hauptstadt aufzustauen. Und so kommt es, daß im Jahre 1904 von 950,000 Einwohnern 427,000 Ausländer waren, ein Verhältnis, das sich heute sicher schon soweit zu ungunsten der Argentiner verschoben hat, daß mehr als die Hälfte der Buenos Airenser Landfremde sind. Zählt man diesen noch jene recht zahlreichen Leute zu, die ausländischer Herkunft und aus diesem oder jenem Grunde zwar politisch Argentiner geworden sind, im übrigen aber noch durchaus als Angehörige ihrer Mutternation denken, fühlen und leben, so sinkt die Zahl der wirklich eingeborenen Bevölkerung noch sehr erheblich mehr. Im einzelnen weisen nach dem in französischer Sprache bearbeiteten „Recensement de la ville de Buenos-Aires, effectué le 18 septembre 1904" die einzelnen fremden Nationalitäten in Buenos Aires folgende Ziffern auf:

Italiener	228,556
Spanier	105,206
Uruguayer	28,747
Franzosen	27,574
Engländer	5,400
Deutsche	5,169
Oesterreicher	3,385

Russen	3,208
Brasilianer	2,767
Schweizer	2,578

Auffallend stark vertreten sind also — abgesehen von Italienern und Spanien — die Franzosen und Schweizer, die namentlich Kleingewerbtreibende sind, vielfach Hoteliers oder Barbiere, und ferner die Oesterreicher, die im Laufe der Jahre 1869—1904 einen jährlichen Zuwachs von 14.9 Prozent erfuhren und hierin nur von den Spaniern übertroffen werden. Sehr gering ist die Einwanderung aus „den Staaten", d. h. aus Nordamerika. In Buenos Aires lebten 1904 nur 785 Nordamerikaner.

Draußen auf dem Land natürlich verschiebt sich das Bild einigermaßen. Insgesamt in das Gebiet der Republik eingewandert sind in den Jahren 1857—1902 rund 1,290,000 Italiener, 393,000 Spanier, 167,000 Franzosen, 35,000 Engländer, 36,000 Oesterreicher, 30,000 Deutsche, 26,000 Schweizer und 25,000 Russen. Von diesen ist die Mehrzahl natürlich schon kriollisiert; große Scharen, namentlich von Italienern und Spaniern sind zurückgewandert, während das germanische Element wohl mehr seßhaft geworden ist, Das Germanentum im Lande, d. h. die Menschen, die Deutsch sprechen oder noch sprechen, wird man heute abzüglich der Rückwanderer auf etwa 50,000 Seelen schätzen dürfen.

Auf das Germanentum, insbesondere das Deutschtum, wird später näher einzugehen sein. Zunächst muß hier das eingeborene Element interessieren.

Mit den Spaniern sind spanische Sitten und Gebräuche, spanische Religion und spanische Lebensauffassung ins Land eingewandert. Man findet also in Argentinien viel äußerliche Frömmigkeit, viel kastilianischem Stolz und als Grundton des geselligen Lebens die strenge Trennung der Geschlechter in der Oeffentlichkeit. Die Familiengründung ist so — was die Prüfung ihrer ethischen Grundlagen betrifft — für den jungen Argentinier sehr erschwert. Der Bruder stellt z. B. seinen Freund, der bei ihm im Hause verkehrt, nicht einmal der Schwester vor. Bemüht sich daher ein junger heiratsfähiger Mann darum, ein junges Mädchen nur kennen zu lernen, so würden bei ihm selbstverständlich Heiratsabsichten vorausgesetzt. Auch nach der Verlobung, der die formell ungemein erleichterte Hochzeit bald folgt, lernen sich die jungen Leute nur oberflächlich kennen. Vielleicht ist das in Argentinien auch nicht so gefährlich, da auch in der Ehe die Gatten nach unseren Begriffen wenig Gemeinschaft miteinander haben und überdies eine Trennung leicht ist. Der Mann betrachtet die Frau als Schmuckstück seines Hauses, überhäuft sie mit Geschenken, damit sie sich sehen lassen kann, erwartet auch Treue von ihr, läßt sich im übrigen aber von seinen Junggesellengewohnheiten kaum abhalten. Und die Frau ihrerseits hält ihrem Mann die Treue, lebt ihrer Familie und ihren Freundinnen; sie macht geistig wenig Ansprüche ans Leben und ist zufrieden, wenn sie sich in einer guten Toilette zeigen kann.

Ausnahmen, in den verschiedenen Beziehungen, kommen natürlich vor. Die Stadtfrau nähert sich mehr etwa dem Typus der Pariserin, die sie als ihr Ideal anbetet; sie ist putzsüchtig, macht gern Gelegenheit und ist beinahe so korrupt wie der Stadtherr. Der Charakter der Kampfrau dagegen ist durch das Landleben ins Einfachere beeinflußt, Sie muß als der eigentliche Typus der Argentinerin angesehen werden, und zwar zeigen auf dem Lande die wohlhabenden und die armen Frauen ungefähr die gleichen Grundzüge. Sie sind von sehr hohem Stolz auf die eigene Person erfüllt, was ihnen bei Versuchungen eine gute Wehr ist. Ihr Charakter ist männlich und herb zu nennen. Geraden Sinnes, hüten sie, selbst dem eigenen Mann gegenüber, stets im Innern einen letzten Winkel, in den sie niemand herein sehen lassen. Die Argentinerin wird Neigung oder Liebe niemals offen kundgeben, auch wenn sie vorhanden sind. Neben Kindern ist ihr der Mann eigentlich völlig Nebensache; allein im Kreise ihrer Kleinen geht sie auch völlig aus sich heraus. Sie ist im allgemeinen recht arbeitsam, aber sie arbeitet gleichgültig, ohne inneren Trieb, ihr Pensum herunter, weil's eben sein muß. Die katholische Religion ist ihr wie dem ganzen Volk äußerlich anerzogen; sie wird bei ihr jedoch mehr zum Aberglauben. Die armen Geschöpfe wissen zu wenig, um wirkliche Religion zu haben. Denn die Erziehung zu höherer Geistesbildung liegt sehr im argen, obwohl jetzt viel vom Staat für die Schulen getan wird. Dagegen besitzt das argentinische Weib als natürliches Erbteil ein gewisse Herzensbildung; ihre Unbildung auf geistigem Gebiet wird sich daher selten in Roheit oder Verkommenheit kundgeben. Es ist in dieser Beziehung auffallend und für uns „gebildete" Europäer beschämend, daß unter dem Heer der Prostituierten in Buenos Aires und selbst in den Kampstädten draußen nur ganz wenige Kreolinnen, die überwältigende Mehrheit dagegen Slawinnen, Französinnen und auch Deutsche sind.

In der Männerwelt lassen sich ebenfalls zwei Typen festhalten. Die Städter sind im allgemeinen in sittlicher Beziehung wenig wert. Die politischen Verhältnisse des jungen Landes haben die Korruption in alle Kreise getragen. Auch jene Nobili, die auf ihr angeblich noch rein spanisches Blut so stolz sind, ungeheure Reichtümer ihr eigen nennen und bei hochentwickelter Außenkultur auch einige Bildung besitzen — deren Oberflächlichkeit sie jedoch infolge der dem ganzen Schlage eigenen hohen Intelligenz gut zu verbergen wissen —, sie sind im Grunde recht hohle Naturen.

Frischer, ursprünglicher, unverdorbener ist der Mann im Kamp draußen, der sich im allgemeinen als Peon in dienender Stellung befindet. Der eingeborene Grundbesitzer muß ja der Stadtbevölkerung zugerechnet werden, da er zumeist als Rentenverzehrer in Buenos Aires oder Paris lebt. In den verhältnismäßig seltenen Fällen, wo der eingeborene Grundherr seine Wirtschaft selbst betreibt, nähert er sich im Charakter doch dem Städter und nimmt leider meist nur dessen schlechte Eigenschaften an; äußerlich ist er nichts anderes als ein Peon in höherer Lebenshaltung. Der halbwilde, schweifende Gaucho der früheren Zeit, wie er in älteren Reisebeschreibungen und Indianergeschichten geschildert wird, ist mit dem Vordringen höherer Wirtschaftsformen im Aussterben begriffen. Jeder Peon wird die Bezeichnung als Gaucho heute als Beleidigung empfinden und zu rächen versuchen. Denn der Charakter, wenn auch nicht die Lebensweise des Gaucho, ist ihm geblieben.

In dieser Beziehung wie auch in der Sprache, sind übrigens provinziell nicht geringe Unterschiede festzustellen. Während z. B. der Porteño, d. h. der Bewohner der Provinz Buenos Aires, sehr intelligent, dabei aber Spieler und Trinker mit einem etwas patzigen Wesen ist, zeigt sich der Cordovés, der Bewohner der Provinz Cordoba, etwas langsamer, dafür aber zuverlässiger und gutmütiger. Er spricht das Spanische etwas breit und man hat ihn deswegen und wegen seiner Gutmütigkeit — in Verkennung des Grundcharakters unserer sächsischen Stammesbrüder — den argentinischen Sachsen genannt.

Im Durchschnitt der Republik ist der argentinische Peon ein Mann, der wenig, sehr oft gar nichts gelernt hat. Die offizielle Statistik verzeichnet zwar für das Jahr 1895 von 1000 Argentinern 759, und für das Jahr 1904 gar 868, die lesen und schreiben können. Gleichzeitig sollen sich unter je 1000 Ausländern 307 Analphabeten befinden.

Die Zahlen betreffend die Argentiner sind wohl etwas rosig gefärbt. Vielleicht konnten so viele Argentiner einmal notdürftig schreiben und lesen; im Kampleben haben sie diese ihre Kenntnis jedenfalls sehr bald verloren. Was die Ausländer angeht, so mag die Zahl stimmen; dabei muß man namentlich an die Spanier, sowie die Russen und andere slawische Einwanderer denken.

Also im allgemeinen mit sehr wenig Wissen belastet, weist der Argentiner doch recht viel Intelligenz auf und teilt mit der argentinischen Frau einen mitunter übermäßigen Stolz, namentlich, wenn er glaubt, seine Abstammung auf einen echten Spanier zurückführen zu können. Auch der andere, dessen Aeußeres Indianerblut unweigerlich verrät, ist nicht minder stolz; denn es war natürlich immer ein Kazike, der ihm Vorvater ist. Vom vierten Lebensjahre an sitzt der junge Nachwuchs auf dem Pferd; ja Dreijährige schon kann man beobachten, wie sie sich am Schwanz und an den Hinterbeinen auf den Rücken des Tieres hinaufstemmen. Von sechs bis sieben Jahren an verdienen diese geborenen Reiter schon ihr Brot, zumeist als Wasserzieher, und wachsen dann ganz natürlich ins Kampleben hinein.

So hat der Estanziero ein recht brauchbares Arbeitermaterial. Es wird um so brauchbarer, je besser er persönlich mit den Leuten zu verkehren vermag. Niemals darf er durch Miene oder Wort den Herrn herauskehren. Abgesehen davon, daß das gefährlich wäre bei dem locker sitzenden Messer der Peones, wird er so nichts mit den Leuten erreichen. Gibt er kurze klare Anordnungen, zeigt er niemals, ob er zufrieden ist oder nicht, achtet er in dem Peon immer den politisch gleichgestellten Bürger, zeigt er dies etwa durch die landesübliche Anrede: muy amigo mio (mein lieber Freund) und zahlt er pünktlich den Lohn, dann hat er an dem Eingeborenen einen zuverlässigen, im allgemeinen nüchternen Arbeiter, der gern, wenn auch nicht selbständig, seine Pflicht tut. Er muß seinen Leuten viel sagen und überall selbst nach dem Rechten sehen. Auch ehrlich ist der Peon; niemals wird er stehlen oder anvertrautes Geld unterschlagen. Dagegen hält er es für sein Recht, kleine Sachen, die anscheinend ungenutzt herumliegen, an sich zu nehmen, wenn ihm der Sinn danach steht. Von der Politik versteht er nur so viel, als daß er dem Staat nicht weniger bedeutet — in der Theorie — wie sein jeweiliger Brotherr; im übrigen überläßt er das den Buenos Airensern und läßt sich höchstens bei den Wahlen als Stimmvieh in die nächste Kampstadt treiben; buchstäblich treiben, denn der Estanziero oder sein Majordomo reitet als Treiber mit.

Das Familienleben der ländlichen Arbeiterbevölkerung weist Eigenartigkeiten auf, die mit der Entfernung von den dichter besiedelten Gegenden zunehmen. In ganz jungen Jahren schon, die Mädchen mit 12—14, die jungen Männer mit 16—18, finden sich die Paare in einem schnell gefügten Rancho zusammen und halten in Liebe und Treue ohne priesterlichen Segen miteinander aus. Denn bei den großen Entfernungen vermag die Kirche ihren Einfluß auf die einzelnen nicht geltend zu machen. Sie drückt ein Auge zu, zumal da bei Gauchos und Chinas doch nichts zu holen ist. In diesem Lande des Geldmachens fassen nämlich auch die meisten Träger der kirchlichen Gewalt ihren Beruf sehr von der ihrem eigenen persönlichen Vorteil nützlichen Seite auf.

Der Mann liebt seine Kinder; die Frau zieht sie notdürftig auf. Gefällt es den Eltern aber, aus diesem oder jenem Grund sich zu trennen, so läßt in der Regel der Vater seine Kinder mit der Mutter ohne sonderliche Gemütserregung ziehen. Bei der nächsten tertulia (Abendunterhaltung mit viel Schnaps, Tanz und Gesang eigener Dichtung zur Gitarre) sucht er sich eine neue Frau. Mitunter gibt aber auch eine Mutter ihr Kind preis, wie mir ein spaßhaftes Erlebnis zeigte, das auch im übrigen so recht ein Licht auf die harmlose Auffassung der Leute vom Familienband wirft.

Auf der Estanzia im Chako waren wir eines Morgens zu einem Puestero geritten, dessen Obhut eine wichtige Brunnenanlage anvertraut war. Wir fanden den edlen Don Dolores Ojeda vor seiner Behausung, um ihn herum spielte ein reizender, vierjähriger Bengel und aus dem Häuschen trat alsdann — abschreckend häßlich — die Gefährtin des Puestero, um uns mit Würde und Ruhe den Mate zu kredenzen. Es schien mir alsbald unmöglich, daß diese Frau Mutter des hübschen Kindes sei, und auf Befragen erzählte man mir die Ehegeschichte Don Dolores'. Des Weibes, das jetzt bei ihm lebt, „erfreut" er sich schon seit Jahren. Vor geraumer Zeit nun wurde sie so krank, daß er sie ins Krankenhaus nach Santa Fé schaffen ließ. Bald darauf kam die Nachricht, daß sie gestorben sei. Don Dolores faßte sich als Mann, und freite stracks ein anderes, diesmal junges, Weib, das ihm als Morgengabe den kleinen Knaben mit ins Haus brachte. Doch nicht allzu lange währte die neue Herrlichkeit. Eines schönen Tages schrieb man dem Mann aus Santa Fé, daß die andere Frau nicht gestorben, sondern im Gegenteil schon auf der Rückreise sei. Hals über Kopf brachte der Don alsbald die „Neue" fort; offenbar in der Eile des Aufbruchs vergaß sie ihren Jungen mitzunehmen. Und als die erste Frau heimkehrte, da wunderte sie sich weiter nicht ob des plötzlich erschienenen Familienzuwachses, sondern erfüllte ohne ein Wort zu sagen, an dem Verlassenen Mutterpflichten, so weit das eben im Chako nötig und üblich ist. Als man sie dann fragte, wie sie so überraschend zu einem so hübschen Kind gekommen sei, da entgegnete sie treuherzig: „Man hat ihn uns geschenkt!" Im Chako, wo sie aus den Verhältnissen herauswächst, ist also eine freie Form der Verbindung von Mann und Wei ganz von selbst entstanden und sie bietet den Naturmenschen dort und ihrem jungen Nachwuchs einen völlig genügenden Ersatz für das gesetzlich geregelte Eheband. Und das lange schon, bevor im alten Europa spintisierende Frauen die freie Liebe in Verkennung der nun einmal gegebenen, durchaus anders gelagerten Zustände predigten.

Noch eine andere, merkwürdige Chakositte möchte ich hier zu erwähnen nicht unterlassen. Die Kampleute begraben auch im Chako ihre Toten zumeist auf den Friedhöfen der kleinen Landstädtchen. Eine Ausnahme macht man mit den ungetauften kleinen Kindern, den sogenannten Angelitos. Man legt sie in eine kleine Kiste und hängt diese in das dichte Gezweig eines Baumes. Hier klingt wohl ein Indianerbrauch nach, ebenso wie in der überaus merkwürdigen Tatsache, daß man dem armen Angelito seine luftige letzte Ruhestätte nicht allsogleich gönnt, sondern zunächst im Trauerrancho ein Velorio, ein Fest nach Art der üblichen Tertulias, veranstaltet, bei dem es ohne reichliche Libationen von Zuckerschnaps und Mate nicht abgeht. Aber das Merkwürdigste dabei ist, daß dann die kleine Leiche an den folgenden Tagen oft noch an mehrere Verwandte und Freundinnen ausgeliehen wird, um auch ihnen einen Grund zur Veranstaltung einer fiesta (Fest) zu verschaffen. So findet die arme Seele erst nach allerlei Gelagen zu ihren Ehren ihre Ruhe auf dem Baum.

Das sind natürlich lokale Besonderheiten, die nicht etwa für das ganze Gebiet der Republik Geltung haben.

Neben dem eingeborenen Element erhebt sich dann kraftvoll das Fremdentum. Abgesehen von Italienern und Spaniern, die sich als Handwerker und Landarbeiter bald kaum mehr von den Kreolen unterscheiden lassen, abge-

sehen ferner von den slawischen Einwanderern, die sich in ihrer Masse nicht emporzuarbeiten vermögen, und abgesehen schließlich von dem Prozentsatz verkommener Existenzen, befinden sich die Fremden aller Nationen zumeist in gehobener Lebensstellung, als Kaufleute und als Kampmänner. Wenn es auch z. B. nicht jedem gelingt, Eigentümer einer bedeutenderen Estanzia zu werden, so stehen doch, wie bereits erwähnt, fast alle größeren Unternehmungen dieser Art wenigstens unter der Leitung eines Ausländers.

Ueber die Kindersterblichkeit in Bayern.

(Schluß.)

3. Die Kindspflege. Die regelrechte Pflegerin des Kindes ist die Mutter. Der Versuch, die Mutter auszuschalten und Berufspflegerinnen dafür zu benützen, ist bis jetzt stets mißlungen. In Ungarn, wo die staatliche Kinderfürsorge eine sehr intensive ist, erwies sich die Pflege durch die Mutter, selbst wenn sie mangelhaft ist, für segensreicher als die Pflege durch Fremde, auch wenn sie tadellos funktionierte. Deswegen steht auch der Versuch, eine Muster-Säuglingsanstalt zu errichten, von vornherein auf schwachen Füßen. Wollen wir ernstlich arbeiten, so müssen wir dahin streben, daß jede Mutter ihr Kind säugen und pflegen kann. Das ist das einzige wahre Muster.

Die Pflege, welche ein Kind erhält, hängt in der Hauptsache von den sozialen Verhältnissen seiner Eltern ab: ob es „wohlgeboren" ist, nicht bloß im Titel, sondern in der Tat. Alles, was die Pflege verschlechtert, verschlimmert auch die Lage des Kindes.

Aus naheliegenden Gründen wird durch die Mehrung der Kinder die Pflege des einzelnen Kindes vermindert, und in der Tat können wir in Bayern statistisch nachweisen, daß die Zahl der Sterbefälle durch die Häufigkeit der Geburten ungünstig beeinflußt wird. Schon die Gegenüberstellung der Städte und des Landes ergibt dies.

	Auf 100 lebendgeborene eheliche Kinder starben					Auf 100 Einwohner treffen Geburten				
	1899	1900	1901	1902	1903	1899	1900	1901	1902	1903
Unmittelbare Städte u. 13 Städte d. Pfalz	22.5	26.6	17.8	21.2	27.2	3.68	3.51	3.62	3.44	3.36
Bezirksämter	24.3	26.6	26.6	22.4	23.0	3.69	3.72	3.79	3.78	3.68

Noch mehr tritt dies in die Erscheinung, wenn wir nach den Kreisen ausscheiden.

Kreis	Es treffen auf 100 gebärfähige, verheiratete Frauen eheliche Kinder	Es treffen auf 100 eheliche, lebendgeborene Kinder Säuglingstodesfälle
Oberbayern	2.5	33
Niederbayern	3.1	33
Pfalz	2.6	19
Oberpfalz	3.1	33
Oberfranken	2.4	17
Mittelfranken	2.3	25
Unterfranken	2.4	19
Schwaben	2.7	20

Im allgemeinen hat also hohe Fruchtbarkeit hohe Kindersterblichkeit zur Folge; nur in Oberbayern ist der Einfluß der mangelhaften Ernährung größer als der der Verpflegung.

Ohne Ausscheidung der Ehelichkeit ergibt sich für das Probejahr 1900 folgende Tabelle:

Kreis	Auf 100 Einwohner waren verheiratet	trafen Kinder	Auf 100 lebend geborne Kinder trafen Säuglingstodesfälle
Oberbayern	32.64	3.72	33.9
Niederbayern	31.32	3.93	34.1
Pfalz	34.04	3.75	18.0
Oberpfalz	32.73	3.97	33.7
Oberfranken	34.33	3.37	18.2
Mittelfranken	35.05	3.69	23.4
Unterfranken	33.50	3.34	20.0
Schwaben	32.52	3.66	25.9

Also auch hier ist das Gesetz zu erkennen.

Bei den sozial besser gestellten Familien ist die Kindersterblichkeit kleiner als bei den ärmeren, obwohl die Stillung der Kinder bei den besseren Ständen sicher nicht häufiger ist.

Mit der Abnahme der Zahl der Kinder einer Ehe in Bayern fiel auch die Todeshäufigkeit der Säuglinge; das gleiche ist in München der Fall.

Für den amtsärztlichen Bezirk Lindau hat mein Vorgänger, Medizinalrat Dr. Volk, nachgewiesen, daß der Einfluß der geringen Kinderzahl größer ist als der der Kindersäugung, wobei freilich ergänzt werden muß, daß eben das Stillen der Kinder im amtsärztlichen Bezirk Lindau viel zu kurz stattfindet.

Es war daher nur die logische Folgerung, daß Aerzte, Soziologen und Statistiker den Satz aufstellten, daß eine zielbewußte Kindersterblichkeits-Verbesserung die Einschränkung der Kinderzahl zur Voraussetzung habe. Besonders von englischen Aerzten geschah dies. In diesem Sinne hat wohl auch Gruber („Krankheiten und Ehe", S. 21. 1. Abteilung) den Satz aufgestellt: „Man sollte nicht mehr Kinder erzeugen, als man zu ernähren und aufzuziehen voraussichtlich imstande ist." Hier ist der Fall, wo die Hygiene auf eine garstige und giftige Irrwurzel trat. Denn trotzdem die oben angeführte Folgerung für das Einzelindividuum richtig ist, so ist doch die Generalisierung eine völkermordende Lehre. Es ist hier nicht der Platz, auszuführen, daß die Spuren aller zugrunde gegangenen Völker in diesem Gleis sich bewegten. Mit diesem Satze ist die Aussterbung der höheren Stände sanktioniert, denn diese können bekanntlich nie mehr als zwei, in der Regel nur ein Kind ernähren und aufziehen. Und es hilft nichts, wenn die Hygieniker von Mißverständnis sprechen. Ein Satz, der nach allgemeiner Erfahrung stets mißverstanden wird, sollte nicht in das Volk geworfen werden.

Auf ähnlichem Grunde mag auch die Erfahrung beruhen, welche Groth für München statistisch nachwies, daß die Zahl der in einer Wohnung lebenden Kinder parallel verlaufe mit der Zahl der Säuglingstodesfälle. Familien mit enger Wohnung und großer Familie können eben ihren Kindern nur sehr geringe Pflege zuteil werden lassen, weil sie arm sind. Ueberdies mag ja auch die Wohnung selbst mitwirken; denn der Mensch ist nicht nur der größte Freund des Menschen, sondern auch sein größter Feind. Das ist kein moralischer Satz, sondern lediglich die Konsequenz der Tatsache, daß die Menschen gleiche Lebensbedingungen haben, daß also da, wo der Mensch sich günstige Verhältnisse schuf, er es auch für den anderen mitschuf, und daß die Abfallsprodukte auch den Mitbewohner schädigen. Nebenbei gesagt, ist diese Lebensvorbedingung-Gleichheit die Ursache des „Herdentriebs" geworden. Die Domestizierung des Menschen hat jedenfalls den Untergang sehr vieler Säuglinge hintangehalten; die zu enge Domestizierung tötet wiederum eine Anzahl von Säuglingen, die an und für sich lebensfähig gewesen sind.

4. Das Alter der Eltern. Fast von allen Statistikern wird darauf hingewiesen, daß das Alter der Eltern maßgebend für die Gesundheit der Kinder ist.

Mütter unter 20 Jahren und solche, welche dem Klimakterium nahestehen, zu junge oder zu alte Väter sollen schwächliche Kinder haben. Nun hat sich aber das Alter der Brautpaare in Bayern in den letzten 40 Jahren gewaltig verjüngt. Während 1831—1860 in Bayern 45 Prozent der Bräutigame unter 30 Jahren waren, waren es 1891—1900 schon 71 Prozent; die Bräute waren 61.7 Prozent unter 30 Jahren, jetzt 82 Prozent. Parallel mit dieser Abnahme des Alters geht ein Fallen der Kindersterblichkeit. Besonders die Pfalz und Franken, welche beide geringe Sterblichkeit haben, haben geringes Alter der Ehepaare. Die Städter haben ihre höchste Fruchtbarkeit Mitte der zwanziger Jahre bei den Müttern; die höchste Fruchtbarkeit für die Bezirke Viechtach und Lindau habe ich anfangs der dreißiger Jahre gefunden. Dazu kommt, daß Stände und Kreise mit beschränkter Fruchtbarkeit die Spätlinge unterdrücken und daher ein ganz anderes Alter der Eltern haben als die Vollfruchtigen Nicht vergessen darf man ferner die Erfahrung, daß Frauen mit hohem Alter öfter Zwillinge, also Kinder mit geringerer Lebensfähigkeit, gebären, als Frauen mit geringerem Alter, und gerade die höchstbelasteten bayerischen Kreise haben auch die meisten Mehrlingsgeburten.

Ordnet man die Kreise nach der Jugend der Mütter, so hat man: Pfalz, Oberfranken, Unterfranken, Mittelfranken, Oberbayern, Oberpfalz, Niederbayern, und die ganz gleiche Reihenfolge halten die Kreise in der Kindersterblichkeit ein. Für München hat Groth eine schöne Statistik gebracht, daß die Kinder allzu junger und allzu alter Eltern leichter sterben.

5. Die Ehelichkeit. Sie gehört zu denjenigen Gründen, welche auch das Volk als häufige Ursache des Amlebenbleibens der Kinder kennt. Es möge nur die Zusammenstellung für die letzten fünf Jahre hier gegeben werden.

Von 100 lebendgeborenen ehelichen resp. unehelichen Kindern starben im ersten Lebensjahre:

	ehelich	unehelich
1899	23.8	33.7
1900	26.0	34.4
1901	22.7	32.5
1902	22.1	31.1
1903	23.9	33.2

Kreise mit großer Unehelichkeit, wie Oberbayern, Niederbayern, Mittelfranken, sind daher von vornherein übler daran als die Kreise mit geringer Unehelichkeit, wie Pfalz, Unterfranken, Oberfranken.

Daß die unehelichen Kinder nicht lebensschwächer sind als die ehelichen, im Gegenteil, geht aus folgender Zusammenstellung hervor.

Auf 100 im ersten Lebensjahr Gestorbene starben innerhalb des

Jahr	ehelich			unehelich		
	1.—10.	11.—20.	21.—30. bezw. 31.	1.—10.	11.—20.	21.—30. bezw. 31.
	Lebenstag			Lebenstag		
1885/90	17.0	13.8	7.4	14.5	15.8	9.2
1891/1900	13.3	12.5	7.0	14.7	14.4	8.5
1901	17.7	11.1	6.7	15.0	12.3	8.3
1902	15.9	10.7	6.8	15.7	12.3	8.5
1903	13.3	10.3	6.5	15.4	12.2	8.5

In den ersten zehn Lebenstagen starben sogar weniger uneheliche als eheliche Kinder. Erst wenn die ledige Mutter ihr Kind in andere Hände übergeben muß oder wenn sie gezwungen ist, dem Verdienste nachzugehen und so ihrem Kinde nur mehr geringe Aufmerksamkeit widmen kann, erst dann wird die Sterblichkeit der unehelichen Kinder größer.

Sicher wirken noch andere Umstände mit zur hohen Sterblichkeit der Kinder. Aber die angeführten dürften die hauptsächlichsten sein. Diese Ursachen einmal in der breiteren Oeffentlichkeit zu erörtern, ist notwendig, weil immer noch große Unklarheiten über die Ursachen der Kindersterblichkeit im Volke herrschen, und weil man nur zu leicht dazu kommt, die hohe Kindersterblichkeit eines Volksstammes lediglich auf moralische Unterwertigkeit zurückzuführen, während doch stets mehrere Ursachen zusammenwirken. Damit soll natürlich nicht verteidigt werden, was tatsächlich schlimm an dem bayerisch-schwäbischen Stamme ist, und das ist die geringe Neigung ihrer Mütter, den Kindern die Brust zu geben. Ferner soll diese Abhandlung jenen zu Hilfe kommen, die erhöhten Mutterschutz als die Vorbedingung der Abnahme der Kindersterblichkeit ansehen; aber nicht den Schutz der Ein- und Zweikind-Ehe darf man empfehlen, sondern den Schutz der vollfruchtigen Frauen. Die Zukunft der Deutschen beruht in ihrer Zahl ebenso wie in ihrer körperlichen und geistigen Tüchtigkeit.

Ich bin der Ueberzeugung, daß von den 60,000 jährlich in Bayern sterbenden Säuglingen die Hälfte, also 30,000, zu retten ist. Freilich bedarf es dazu nicht bloß spezieller Vorschriften der bayerischen Regierung, sondern auch der Mithilfe des Reiches, denn ähnliche Verhältnisse bestehen überall in Deutschland, und namentlich bedarf es der werktätigen Mithilfe des Volkes. Ich bin der weiteren Ueberzeugung, daß in einer richtigen Kinderzucht das Geheimnis besteht, die Nation jung zu erhalten. Darum: Lasset die Frau Mutter werden und Mutter sein, und unser ist die Welt.

Lindau. Dr. Graßl.

Im Gelände bei Jena am 14. Oktober 1806.

In der gesamten Literatur über den Tag von Jena nimmt die vorliegende Schrift[1]) — 87 Seiten mit Karte — eine besondere Stelle ein „Solches an der Hand des Geländes zu erläutern, erschien bei der Unkenntnis des historischen Schlachtfeldes geboten." So erwirbt sich der Verfasser ein Verdienst dadurch, daß er die damalige Bedeckung des Geländes vor Augen führt und damit manches Rätselhafte aufklärt: die jetzt verschwundenen Weinberge am Landgraf und Sonnenberg; einzelne Kuppen, damals kahl, jetzt bewaldet; Busch und Sumpf, wo heute offenes Feld ist; niedere Kultur, heute zum Hochwald erwachsen; S. 38—43 ist das fleißig nachgewiesen.

Seine allermeist zutreffenden Betrachtungen leitet der Verfasser ein mit der Frage, ob es zweckmäßig gewesen sei, die Steilränder des Plateaus gegen Jena hin, insbesondere den Eckpfeiler des Landgrafenbergs unbesetzt zu lassen. Eine vielbesprochene Sache. Hohenlohe mit der etwa 40,000 Mann starken preußisch-sächsischen (der Verfasser sagt „deutschen") Armee zog die Ebene bei Kapellendorf und Vierzehnheiligen dem zerrissenen Gelände an den Steilrändern vor und hatte auch damit noch eine Front von fast 10 Kilometer. So liegt die Tatsache, und es erscheint überflüssig, darüber zu hadern. Es gibt ja sonst noch Gründe zum Aburteilen genug.

Da ist vor allem die Aufklärung im Laufe des 13. Oktober und in der Nacht zum 14. Oktober, in dessen nebeliges Morgendämmer der Beginn der Schlacht fällt. Es ist richtig, dem Fürsten Hohenlohe waren die Hände gebunden: er sollte nicht provozieren, sich in kein ernstliches Gefecht einlassen, die Aufmerksamkeit des Feindes aber auf sich ziehen, während die Hauptarmee unter dem Braunschweiger einen kleinen Tagmarsch scharf nördlich bei Auerstedt lagerte. Das alles erforderte eine ins einzelnste gehende Aufklärung. Und Mittel dazu, leichte

[1]) Wanderungen auf dem Jenaer Schlachtfeld. Von Hauptmann v. Tayßen. Jena 1906.

Reiter, waren in Masse vorhanden. Wenn man aber die getroffenen Maßnahmen ins Auge faßt, so kann man sich des Eindrucks kaum erwehren: diese eigentümliche Sorte von Truppenführern (Hohenlohe-Massenbach) fühlte sich um so gesicherter, je weniger sie Wirkliches, Greifbares, Wahrhaftiges über den Feind erfuhr.

Es ist bekannt, wie Hohenlohe für den 14. Oktober an keinen ernsten Zusammenstoß glaubte und sich gegenüber ein, höchstens zwei feindliche Armeekorps glaubte. „So nahm der Fürst unter falschen Voraussetzungen die Schlacht an, und die Unterlassungssünden in der Aufklärung mußten sich bei der Ueberlegenheit des Gegners in schwerer Weise rächen, ja, sind als Hauptursache der Niederlage zu bezeichnen."

Nach dieser Richtung war Napoleon viel besser daran. Auf nichts hielt er so viel, als auf Sehen mit eigenen Augen. Höchst anschaulich zeigt ihn der Verfasser am Abend des 13. Oktober auf dem Landgrafenberg, Ueberblick sich verschaffend über das gesamte preußische Lager. Und das ist der Eindruck, den Napoleon mitnahm: hier steht die gesamte preußische Armee; es ist nicht zu besorgen, daß sie sich aus der Falle zieht, sobald mit aller Schnelligkeit die Angriffskolonnen bereitgestellt werden. — Mindestens 100,000 Mann glaubte Napoleon vor sich zu haben; deshalb wurde er nicht müde, immer neue Kräfte heranzuziehen und sie mit aller Sorgfalt zur Umzingelung anzusetzen. Er glaubte an einen viel stärkeren Gegner; Hohenlohe zu seinem Schaden an einen viel schwächeren. Dem entsprach auch der Gang der Schlacht.

Hohenlohe stand schon mitten im Gefecht, als er die Ueberlegenheit des Gegners erkannt zu haben scheint. Seine Aussichten sind keineswegs schlecht; er war mit Erfolg und gutem Mut vorwärts gegangen. Da macht er westlich von Vierzehnheiligen Halt und geht über zu hinhaltendem Feuergefecht. Vorwärts soll es wieder gehen, sobald der General Rüchel mit seiner Division eingetroffen sein wird. Um welche Stunde soll er denn eintreffen? An welchem Punkt, auf welchem Weg? Ueber alles das, also gerade über die Lebensfrage scheint Hohenlohe nichts Bestimmtes vorgesehen zu haben. Also: er wartete auf einen günstigen Zufall. Ein solcher ereignete sich nicht; wohl aber bekam Napoleon Verstärkungen, die in vorausgedachter Weise eintreffen mußten, in der Front sowohl, als von den Flanken her. Regungslos standen noch die preußischen Linien, Die bangen Stunden des Wartens, die nicht durch eigene Tätigkeit ausgefüllt werden, sind es gerade, welche üble Vermutungen, ängstliche Gerüchte befördern; bange Besorgnisse schleichen ein: „Wir sind umgangen, abgeschnitten," — „dort gehen sie zurück!" Die Reihen beginnen zu wanken; denn jetzt, nach stundenlangem, fast tatenlosem Warten steht doppelte Ueberlegenheit auf seiten des Feindes: Die Katastrophe ist da. Ganz zuletzt kommt auch noch Rüchel, um sich in einem Einzelgefecht ans Messer zu liefern.

Nicht ohne Geist sucht der Verfasser die Vorstellung aus der Welt zu schaffen (S. 54), als habe die Schlacht aus einer Reihe von Einzelkämpfen bestanden. Mit wenig Erfolg; denn Einzelkämpfe mußten sich ergeben bei dem weitgedehnten Schlachtfeld und bei der Natur des Gefechts, das im Grunde nichts anderes war, als ein mit fünf Armeekorps ausgeführter Ueberfall auf eine Minderzahl von Ahnungslosen oder fast Ahnungslosen. Auch sonst will es nicht recht gelingen, Hohenlohes Umsicht bei Leitung der Schlacht nachzuweisen. — Das alles aber kann den allgemeinen Eindruck der kleinen Schrift, als einer höchst verdienstvollen, mit Scharfsinn durchgeführten, nicht abschwächen.

Stuttgart. Albert Pfister.

Bücher und Zeitschriften.

Demetrios. Tragödie in fünf Akten von Paul Ernst. Leipzig, Insel-Verlag 1905.

Der Hulla. Lustspiel in vier Aufzügen von Paul Ernst. Berlin, Verlag von Julius Bard 1907.

Das Gold. Trauerspiel in vier Aufzügen von Paul Ernst. Berlin, Verlag von Julius Bard 1907.

Ein Vorzug, der jedes dieser drei Dramen auszeichnet, ist die Logik und der schlichte, überzeugende Rhythmus im Ablauf der Geschehnisse. Ein klarer Mensch, der die Forderungen des Dramas erkannt und deutlich empfunden hat, schrieb diese drei Stücke. Warum nur hält er seine Sprache nicht immer ganz sauber? Er schreibt: „Du weißt's ja doch" und: „Du tust's nicht" (dabei zerbricht man sich die Zunge) und macht einmal folgenden völlig schlechten Vers:

„Ich fühle stolz mich, daß ich jetzt darf leben."

Auch beginnt er seine Tragödie „Demetrios" gleich mit einem „Dichter-e", das man doch heute lieber vermeidet:

„Nicht viel Oliven nähret Spartas Flur."

Im übrigen sind die Verse nicht schlecht. Sie sind leicht und natürlich gebaut und bekommen bei gesteigerter Rede eine leibliche Fülle. Meist freilich erheben sie sich nicht, es ist, als blieben sie am Boden liegen, es fehlt ihnen die Flugkraft, es fehlt ihnen der innerliche Klang und die lebendige Wärme. Daher bleibt man bei der Lektüre verstimmt und söhnt sich nicht damit aus, daß Paul Ernst die abgelebte Form der fünffüßigen Jamben gewählt hat. Noch Hebbel wußte dieses Metrum mit eigenem und völlig neuem Leben zu erfüllen: seine Dramenverse sind überreich an Untertönen, sie vibrieren in ihrem Gefüge, sie bäumen sich, verhaltene Kräfte grollen in ihnen. Paul Ernst aber bleibt ein gewandter Skandierer, er ist niemals Sprachbildner. In den besten Partien seiner dramatischen Gedichte, in denen auch der Vers ein wenig Melodie bekommt, gibt er Bilder, die mehr vornehm und geschmackvoll als charakteristisch und kräftig geprägt sind.

Wir sind nachgerade mißtrauisch gegen die vornehmen literarischen Arbeiten gebildeter Männer geworden. Ein kultivierter Geschmack und klare ästhetische Erkenntnisse, ein gediegenes Wissen und ein geschulter Sinn für künstlerische Ausdrucksmittel machen keine Produktivität aus, berechtigen eigentlich überhaupt noch nicht zu eigenem Schaffen. Es wäre eine Freude, wenn wir eine dramatische Literatur hätten, so reich und kräftig, daß man eine Erscheinung wie Paul Ernst ohne weiteres fröhlich ablehnen könnte. Leider aber müssen wir diesen Mann sogar mit einer gewissen Dankbarkeit begrüßen, weil er uns klar macht, wie die innere Form eines strengen Bühnenwerkes sein muß oder sein kann, weil er uns zeigt, wie durch das folgerichtige, rhythmisch dargestellte Handeln edel bewegter Gestalten eine Szene organisch aus der anderen wächst, weil er uns durch seine eigene Arbeit an Zeiten gemahnt, in denen Dichtungen von ernster und würdiger Stilart auf der Bühne standen.

Trotzdem soll nicht verschwiegen werden, daß uns mit dramatischen Arbeiten wie denen von Paul Ernst nicht allzu sehr gedient ist. Solche lehrreichen Kunstdichtungen eines geistreichen Theoretikers fördern vielleicht den Geschmack des Publikums, aber fördern nicht die dramatische Produktion. Der wirkliche Dichter wird niemals aus irgend einer literarischen Ueberzeugung an alte Traditionen anknüpfen; er wird, getrieben von seinen hellsichtigen schöpferischen Instinkten, starke und lebensfähige Gebilde aus sich herausstellen, Zeugnisse einer neuen Zeit in einer neuen Form. Paul Ernst vermag künstliche Blumen zu machen, die oft den Schein von wirklichem Leben haben und für Augenblicke die Illusion eines natürlichen Duftes hervorrufen. Auf die Dauer aber läßt er uns nicht vergessen, daß ihm der belebende Atem fehlt, der eine literarische Arbeit erst zu einer blühenden und bluterfüllten Schöpfung macht.

München. Haus Brandenburg.

---

* **Zeitschriften-Literatur.** Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart. Begründet von Julius Lohmeyer. Herausgegeben von Professor Dr. Otto Hötzsch. 6. Jahrgang. März 1907. Heft 6. Frances Külpe: Unter fremdem Willen. Baltische Novelle aus der Revolutionszeit. II. (Schluß.) — Theod. Schiemann: Die russische Flotte in der Geschichte. — Julius Smend: Johannes Brahms und Heinrich von Herzogenberg. — Moritz Schanz: Die Arbeiten des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees zur Nutzbarmachung unserer Kolonien. — Hauptmann Eduard

Preuß: Geistiges Wirken und Schaffen in der Armee. Mit einem Begleitwort von Professor Dr. Otto Hötzsch. — Rudolf Krauß: Ausgang und Schluß im Drama. — Hermann Gerhard: Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten von Amerika. — Viktor Blüthgen: Balladen von Börries Freiherrn von Münchhausen. — Hans Plehn: Panislamismus. — Max Koch: Feldpredigerbericht aus Südwestafrika. — Theodor Schiemann: Monatsschau über auswärtige Politik. — Wilhelm v. Massow: Monatsschau über innere deutsche Politik. — Joh. Zemmrich: Das Deutschtum im Ausland. — Oberstleutnant v. Bremen: Aus der deutschen Militärliteratur.

Süddeutsche Monatshefte. Unter Mitwirkung von J. Hofmiller, Fr. Naumann, H. Pfitzner, H. Thoma, K. Voll herausgegeben von P. N. Cossmann. 4. Jahrgang. Heft 3. März 1907. Friedrich Naumann: Die Partei der Nichtwähler. — Hans Thoma: Ein alter Schatz. — Wilhelm v. Debschitz: Lehren und Lernen in der bildenden Kunst. — Ricarda Huch: Der Kampf um Rom. Roman. — Anselm Feuerbach und Johannes Brahms: Briefe. — Max Schillings: An Ludwig Thuilles Bahre. — Josef Hofmiller: Frühlingserwachen. — Oskar Bulle: Giosuè Carducci. — Kurt Aram: Der Zahnarzt. Roman. — Hermann Losch: Der Sozialpolitiker auf den zwei Stühlen. — Literatur. Theater und Musik. Bildende Kunst.

* Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft. Der Verleger Alfred Töpelmann teilt mit, daß Professor D. Karl Marti in Bern als Nachfolger Geheimrat Stades künftig die Redaktion der oben genannten Zeitschrift führen wird.

The Monthly Review. March 1907. *Alsager Pollock:* Mr. Haldanes army scheme. — *Sydney Brooks:* The revolt against Mr. Roosevelt. — *F. Carrel:* A scrutiny of socialism. — *Bernard S. Gilbert:* The coming of the flying machine. — *Michael Macdonagh:* The speech from the Throne. — *G. W. Prothero:* Frederick York Powell. — *J. Butler-Burke:* „Mind and matter"; or, Leibnitz and modern thought. — *G. S. Street:* Ghosts of Piccadilly — Byron. — *C. E. Lawrence:* On the advantages of not being respectable. — *Dr. Guido Biagi:* The mind and manners of a Florentine merchant of the fourteenth century. — *F. W. Bourdillon:* The hope (a translation of Alfred de Musset's „L'Espoir en Dieu").

The National Review. Edited by *L. J. Maxse.* Nr. 289, March 1907: Episodes of the month. — *A Unionist Free Trader:* A plea for the democratisation of the conservative Party. — *H. W. Wilson:* The defence of the Narrow seas. — *J. Ellis Barker:* Some Lessons of the German General Election. — *Augustus Hemming:* The Treasury and Its Critics. — *Churton Collins:* The Edalji Case. — *A. Maurice Low:* American Affairs.

Revue des Deux Mondes (15, rue de l'Université, Paris). Sommaire de la livraison du 15 Mars 1907. — *Paul Bourget:* L'Émigré. — *Louis Madelin:* Un essai d'église séparée en France au XVe Siécle. — La pragmatique sanction. — *J. Charles-Roux:* La grande navigation et les ports français. — *Joseph Bédier:* La légende de Girard de Roussillon. — I. Girard de Roussillon dans la poésie, dans l'histoire et dans L'hagiographie. — *Marius et Ary Leblond:* Madagascar. — II. L'ame Malgache: La famille, les fêtes et les moeurs. — *Paul Acker:* Oeuvres sociales des femmes. — II. L'Enfant. — *René Doumic:* Revue dramatique. — Le Théatre contre le divorce. — *T. de Wyzewa:* Revues ètrangeres. — Quelques figures de mystificateurs littéraires. — *Francis Charmes:* Chronique de la Quinzaine, Histoire Politique.

La Revue de Paris. 14e Année, Nr. 6, Mars 1907. — *Raymond Poincaré:* Waldeck-Rousseau à la Tribune et à la Barre. — *Anatole France:* Après le Sacre. — *Colette Yver:* Princesses de Science. — *Félix Mathieu:* Pascal et l'Expérience du Puy-de-Dôme. — *L. Zuccoli:* Pourquoi Martin ne se fit pas soldat. — *Alexandre Moret:* L'Égypte avant les Pyramides. — *Gustave Simon:* A propos de „Marion de Lorme".

⁂

Allgemeine Rundschau.

Marcellin Pierre Berthelot †.

Der berühmte Chemiker und Politiker Marcellin Pierre Berthelot hat, wie der Telegraph meldet, am 18. März abends 6 Uhr einen Tod von erschütternder Art gefunden. Er war gerade im Laboratorium beschäftigt, als ihm der Tod seiner seit einigen Tagen im anstoßenden Zimmer krank darniederliegenden Gattin mitgeteilt wurde. Er stürzte vom Schlage getroffen tot nieder. Nachmittags hatte Berthelot noch einer Sitzung der Académie Française beigewohnt, deren Sekretär er war. Er kehrte sodann an das Krankenlager seiner Frau zurück, an dem seine Söhne standen, zu denen er kurz vorher gesagt hatte: Wenn eure Mutter stirbt, dann werde ich sie nicht überleben!

Berthelot war geboren zu Paris am 25. Oktober 1827; 1860 wurde er Professor der Chemie an der Ecole de pharmacie, 1865 Professor am Collège de France und Mitglied des Instituts, 1876 Generalinspektor des höheren Unterrichtswesens und seit 1881 lebenslängliches Mitglied des Senates. Eine bedeutende politische Rolle spielte er von 1886 bis 1887 als Unterrichtsminister, von 1895 bis 1896 als Minister des Auswärtigen. Seine hervorragenden wissenschaftlichen Verdienste, die vor allem auf den Gebieten der Theorie der mehratomigen Alkohole, der Synthese organischer Körper, der Thermochemie und der Explosivstoffe liegen, sollen an dieser Stelle noch eine eingehende Würdigung von fachmännischer Seite erfahren.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

ar. **Gladstones Bibliothek** ist, wie das Zentralblatt für Bibliothekswesen mitteilt, in Hawarden als öffentliche St. Deiniol's Library erschlossen worden. Gladstone selbst hatte 40,000 Pfund für diesen Zweck bestimmt, seine Hinterbliebenen haben weitere 10,000 Pfund gespendet, und der gleiche Betrag ist aus einem Kreise der Verehrer des Staatsmannes gesammelt worden, so daß insgesamt 60,000 Pfund (rund 1,200,000 M) zur Verfügung standen. Das alte Gebäude hat einen Flügelanbau erhalten und bietet nun Unterkunft für 17 Besucher. Die Bibliothek enthält vorwiegend Theologie und Humaniora. Die Zahl der Bände beträgt 37,000. In dieser landschaftlich schön gelegenen Bibliothek kann der Benützer bei völliger Abgeschlossenheit arbeiten, als ob er in einer Klosterbücherei vor Erfindung des Buchdrucks weilte. Gladstone, der seine Erholung hauptsächlich in der Literatur suchte, konnte kein würdigeres Denkmal erhalten.

* **Die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten** wird ihren diesjährigen Kongreß, den dritten seit ihrer Begründung, am 24. und 25. Mai in Mannheim abhalten. Als einziges Verhandlungsthema wird die Frage der sexuellen Pädagogik eingehend erörtert werden. Hervorragende Mediziner und Pädagogen haben die Referate übernommen.

* **Der 16. internationale medizinische Kongreß** wird unter dem Protektorat des Kaisers Franz Joseph in Pest stattfinden. Der Staat wie der städtische Senat haben zur Deckung der Ausgaben je 100,000 Kronen bewilligt. Die Zahl der Abteilungen beträgt 21. Als Tag der Eröffnung wurde der 29. August 1909 bestimmt. Die Sitzungen werden bis zum 4. September abgehalten. Man erwartet eine Teilnahme von 4000 bis 5000 Personen.

* **Personalien.** Obermedizinalrat Dr. med. Hermann von Burckhardt hat die Leitung der chirurgischen Abteilung des Ludwigspitals in Stuttgart niedergelegt; zu seinem Nachfolger wurde Professor Dr. med. Franz Hofmeister berufen. — Am 23. d. M. feiert der ordentliche Honorarprofessor für innere Medizin an der Universität Berlin Geh. Rat Dr. Hermann Senator sein 50jähriges Doktorjubiläum.

⁂

Hochschulnachrichten.

hc. **Greifswald.** An Stelle des nach Königsberg übersiedelnden Musikdirektors Friedrich Reinbrecht wurde der Organist und Direktor der Singakademie Rudolf Ewald Zingel in Frankfurt a. O. zum Musikdirektor an der hiesigen Universität berufen. — Zu Beginn des Sommersemesters wird das mit einem Kostenaufwande von etwa einer halben Million neuerbaute, modern eingerichtete Chemische Institut der hiesigen Universität eröffnet. Es enthält ungefähr 90 Arbeitsplätze und zerfällt in eine organische, eine anorganische, eine pharmazeutische und eine physikalisch-chemische Abteilung.

* **Münster.** Dem Privatdozenten für angewandte Chemie an der hiesigen Universität Dr. phil. Aloys Bömer ist das Prädikat Professor verliehen worden.

hc. **Braunschweig.** Zum Rektor der hiesigen Technischen Hochschule an Stelle des nach Darmstadt berufenen Prof. Dr. R. Müller wurde für die Zeit vom 1. April 1907 bis zum 1. August 1908 der Professor für chemische Technologie und landwirtschaftlich-chemische Technik Dr. phil. Otto Reinke gewählt und bestätigt.

Büchereinlauf.

Medizin.

Jessen: Die zahnärztliche Behandlung der Volksschulkinder. 4. Jahresbericht der städtischen Schul-Zahnklinik in Straßburg i. E. 1905—1906. (Sonderabdruck aus: Internationales Archiv für Schulhygiene. 3. Band. 3. Heft.) Leipzig 1907. Wilhelm Engelmann. 20 S.

Bleivergiftungen in hüttenmännischen und gewerblichen Betrieben. Ursachen und Bekämpfung. 5. Teil. K. K. Arbeitsstatistisches Amt im Handelsministerium. Wien 1907. Alfred Hölder. K. u. k. Hof- und Universitätsbuchhändler. 45 Seiten.

P. Hansemann: Ueber die Gehirne von Th. Mommsen, R. W. Bunsen und Ad. v. Menzel. Mit 6 Tafeln. Stuttgart 1907. E. Schweizerbartsche Buchhandlung.

Dr. Gottfried Reimer: Naturheilmethode eines Arztes. Dresden. E. Piersons Verlag. 78 S. (1 M.)

Professor Dr. Dubois, Bern: Die Einbildung als Krankheitsursache. (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. XLVIII.) Wiesbaden 1907. Verlag von J. F. Bergmann. 45 S. (1 M.)

Dr. Georg Lomer: Liebe und Psychose. (Grenzfragen XLIX.) Wiesbaden 1907. Verlag von J. F. Bergmann. 55 S. (1.60 M.)

Alfred Bramsen: Die Kunst zu essen. Eine wunderbare Entdeckung. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Luise Wolf. Verlag von Tillge's Boghandel. Kopenhagen (Holger Tillge). Auslieferung in Leipzig bei K. F. Koehler. 32 S.

Paul Am Ende: Die Bedeutung der Barackenbauten, insbesondere für die Kurorte System Döcker. Vortrag, gehalten in der 78. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Stuttgart im September 1906. Im Selbstverlag des Verfassers. Dresden 1907. 24 S.

Dr. Martin Vogt: Beruf und Leibesübung. München. Verlag von Carl August Seyfried u. Comp. (Karl Schnell). 32 S. (0.20 M.)

Philosophie und Aesthetik.

Wilhelm Windelband: Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. 4. Auflage. Tübingen 1907. J. C. B. Mohr. 588 S. (geh. 12.50 M, geb. 15 M.)

Paul R. Radossawljewitsch: Das Behalten und Vergessen bei Kindern und Erwachsenen nach experimentellen Untersuchungen. Das Fortschreiten des Vergessens mit der Zeit. Mit einer Figur im Text und einer Kurventafel. (Pädagogische Monographien. Herausgegeben von E. Meumann. 1. Band.) Leipzig 1907. Otto Nemnich. 197 S. (5 M.)

Ludwig Pfeiffer: Ueber Vorstellungstypen. (Pädagogische Monographien. 2. Band.) Leipzig 1907. Otto Nemnich. 127 S. (4 M.)

Walter Baade: Experimentelle und kritische Beiträge zur Frage nach den sekundären Wirkungen des Unterrichts, insbesondere auf die Empfänglichkeit des Schülers. (Pädagogische Monographien. 3. Band.) Leipzig 1907. Otto Nemnich. 112 S. (4 M.)

Otto Borngräber: Die heiligen zehn Gebote des Freien. Der heilige Glaube des Freien. Das heilige Gebet des Freien. Moses oder die Geburt Gottes. Tragödie. Berlin-Rom 1907. Neues Leben.

Bildende Kunst, Theater und Musik.

Heinrich Ludwig: Ueber Erziehung zur Kunstübung und zum Kunstgenuß. Mit einem Lebensabriß des Verfassers aus dem Nachlaß herausgegeben. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 78. Heft.) Straßburg 1907. J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel). 167 S. (6 M.)

Emil Major: Urs Graf. Ein Beitrag zur Geschichte der Goldschmiedekunst im 16. Jahrhundert. Mit 25 Tafeln und 18 Abbildungen im Text. (Studien zur Deutschen Kunstgeschichte. 77. Heft.) Straßburg 1907. J. H. Ed. Heitz. 188 S. (15 M.)

Max Geisberg: Die Münsterischen Wiedertäufer und Aldegrever. Eine ikonographische und numismatische Studie. Mit 18 Tafeln und 9 Hochätzungen. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. Heft 76.) Straßburg 1907. J. H. Ed. Heitz. 78 S. (12 M.)

S. Behrens: Krebsschaden des Ausstellungswesens. Berlin 1907. Allgemeine Ausstellungszeitung. 51 S. (1 M.)

Friedrich Mergner: Paul Gerhardts geistliche Lieder in neuen Weisen. 30 ausgewählte Lieder, neu herausgegeben von Karl Schmidt. Leipzig 1907. A. Deichert. 39 S. (2 M.)

Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte.

L. Kuhlenbeck: Giordano Brunos Einfluß auf Goethe und Schiller. Vortrag, gehalten in der Richard Wagner-Gesellschaft zu Berlin am 25. Oktober 1906. Leipzig 1907. Theod. Thomas. 27 S.

A. Tschechow: Moderne Autoren mit Akzenten, gegenüberstehender wörtlicher Uebersetzung, Fragen und Wörter-Verzeichnis. Herausgegeben von B. Thies. 1. Heft: Zwei Tapfere. 2. Heft: Das Chamäleon. 1. Teil: Text mit Fragen. (Russische Nationalbibliothek. Band 3.) Leipzig 1907. Raimund Gerhard. 36 u. 42 S. (1.05 M und 75 Pfg.)

Joseph Janko: Die Allegorie der Minnegrotte bei Gottfried von Straßburg. Prag 1906. Kgl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. 14 S.

Karl Ertl: Zur Heimatskunde von Oberklee. (Aus der Heimatskunde des politischen Bezirkes Podersam von W. Rott.) Podersam 1905. Selbstverlag. 29 S.

Ludwig Karell: Die Naturgeschichte in den Dichtungen Grillparzers. Sonderabdruck aus den Volksbildungsblättern Nr. 292. Krems 1907. 28 S.

Wilhelm Heims: Wie erlernt man fremde Sprachen? Winke für den Selbstunterricht. 8. Auflage. Leipzig 1907. Wilhelm Heims. 80 S.

Fritz Homeyer: Stranitzkys Drama vom „Heiligen Nepomuk". Mit einem Neudruck des Textes. (Palaestra LXII. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie.) Berlin 1907. Mayer u. Müller. 202 S. (6.80 M.)

Türkische Bibliothek. Herausgegeben von Dr. Georg Jacob, außerordentl. Professor an der Universität Erlangen. 7. Band. Berlin 1907. Mayer u. Müller. 64 S. (2 M.)

Spruchwörterbuch. Sammlung deutscher und fremder Sinnsprüche usw. Herausgegeben von Franz Frhrn. v. Lipperheide. 16., 17., 18., 19. und 20. Lieferung. Berlin 1906. Expedition des Spruchwörterbuches.

Anastasius Grüns sämtliche Werke in 10 Bänden. Herausgegeben von Anton Schlossar. Mit 4 Bildnissen, 6 Abbildungen, 2 Titelkupfern der ersten Ausgaben und einem Briefe als Handschriftprobe. Leipzig. Max Hesses Verlag. (In 2 Leinenbänden 4 M.)

Louis Lässer: Die deutsche Dorfdichtung von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Im Zusammenhang dargestellt. Salzungen. Verlag von L. Scheermessers Hofbuchhandlung. 141 S.

Goethes sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden. 3. Band: Gedichte. Mit Einleitung und Anmerkungen von Eduard von der Hellen. 3. Teil. — 38. Band: Schriften zur Literatur. Mit Einleitung und Anmerkungen von Oskar Walzel. 3. Teil. Stuttgart und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Moderne Literatur.

Heinrich Schaumberger: Bergheimer Musikanten-Geschichten. Heitere Bilder aus dem oberfränkischen Volksleben. (Bibliothek der Gesamtliteratur. Nr. 2014—2017.) Halle a. S. 1907. Otto Hendel. 283 S. (geh. 1 M, geb. 1.25 M.)

Käte Joel: Das Goldkrönlein. Märchensingspiel in 5 Aufzügen. Mit 19 Abbildungen. Zürich 1907. Orell Füßli. 85 S. (2 M.)

Sonja Iwanowna Lewikoff: Gesundheit. Tagebuch. Dresden 1907. E. Pierson. 97 S. (1.50 M.)

Emil Ludwig: Der Spiegel von Shalott. Eine Dichtung in 3 Akten. Berlin 1907. Bruno Cassirer. 109 S.

Paul Wertheimer: Die Frau des Raja. Drama in 3 Akten. Wiener Verlag. 1906. 161 S.

Kataloge.

Galerie Helbig, München. Illustrierte Kupferstich- und Holzschnittwerke aus dem Nachlasse des Herrn Scott, London.

95. Matth. Lampertsche Kunstversteigerung. Kunstsammlung Paul Giersberg in Wesel. Köln 1907.

Mayer u. Müller, Berlin NW. 1907. Katalog 227: Allgemeine Naturwissenschaften, Zoologie, Anatomie, Physiologie.

Parey: Forst- und Jagdliteratur. Berlin SW. 11.

Alois Hilmar Huber: Antiquariats-Katalog Nr. 35. Bücher aus verschiedenen Wissenschaften. Salzburg.

Ernst Frensdorff, Berlin SW. 11 1907. Antiquariatskatalog Nr. 11. Erst-Ausgaben deutscher Literatur.

Mayer u. Müller, Berlin NW. 1907. Katalog Nr. 226: Orientalia I.

Theodor Ackermann, München 1907. Antiquariatskatalog Nr. 558: Staatswissenschaft, Politik, Sozialwissenschaft, Schriften über die Arbeiter- und Frauenfrage, Sozialdemokratie.

Jahrgang 1907. München, Donnerstag, 21. März. Nummer 68.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Bundestag und Junges Deutschland. Von Dr. Heinrich Hubert Houben (Leipzig).

Vergleichende Gemäldestudien. Von Professor Dr. Karl Doehlemann (München).

Zur Geschichte der mittelalterlichen Liturgie. Von Professor D. Josef Schnitzer (München).

Bücher und Zeitschriften.

Rudolf Eisler: Leib und Seele. — Hermann Hayek: Die Unverträglichkeit der Arzneimittel.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Bundestag und Junges Deutschland.

Wie hinlänglich bekannt ist, hat der deutsche Bundestag am 10. November 1835 eine Verfügung gegen das Junge Deutschland erlassen, die als eine förmliche Aechtung einer ganzen Gruppe deutscher Schriftsteller allenthalben Aufsehen machte und für die Betroffenen verhängnisvoll genug geworden ist. Verbot oder nur Verwarnung? fragte man damals sofort, da die Verfügung in einer Weise stilisiert war, daß beide Auslegungen berechtigt erscheinen konnten. Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., dessen Initiative das noch weit radikalere Verbot aller Schriften der jungdeutschen Autoren vom 14. November 1835 zu verdanken ist, vertrat gegenüber seinem Polizeiminister v. Rochow den Standpunkt, daß der Bundestag für ganz Deutschland jede schriftstellerische Tätigkeit der Jungdeutschen unterbunden habe, und setzt sogar voraus, daß dementsprechend das drakonische Ediki Preußens vom 14. November noch einer Ergänzung innerhalb dieses Bundesstaates bedürfe. Der königlichen Meinung schloß sich das preußische Oberzensurkollegium an, als es am 25. Januar 1836 in einer Eingabe dem Minister v. Rochow eine Erläuterung der Verfügung vom 14. November „anheimstellte". v. Rochow, den man mit Unrecht bisher für den Autor dieser letzteren Verfügung angesehen hat, und auch der Minister des Auswärtigen, Ancillon, entschieden sich dafür, daß, „entsprechend der Entstehung des Bundestagsbeschlusses, bei dem Widerstreben mehrerer Bundesregierungen und ihrem Einverständnis mit dieser Fassung, der Wortlaut des Beschlusses ein unbedingtes Verbot nicht enthalte", und daraufhin erließ Rochow die Verfügung vom 11. Februar, die das preußische Edikt vom 14. November abschwächte und gewissermaßen ein Protest gegen die Bevormundung des Bundestages war.

Die Tatsache, daß die berufenen Behörden über die Tendenz eines solchen Bundesbeschlusses durchaus nicht einer Meinung waren, macht es erklärlich, daß damals sowohl, sofort nach Erlaß des Beschlusses, bis auf den heutigen Tag immer noch Leute plötzlich triumphierend die Entdeckung machen, daß der ganze Bundestagsbeschluß ja überhaupt kein Verbot, sondern nur eine Verwarnung enthalten habe. Die Entstehungsgeschichte des Beschlusses und besonders seines Wortlautes, auf die auch Ancillon hinwies, ist bisher noch nicht beachtet worden; sie ist ein diplomatisches Kunststück sauberster Art, und ihre Klärung dürfte geeignet sein, den wortklaubenden Streit über die Tragweite des Bundestagsbeschlusses endgültig zu schlichten.

Es läßt sich nicht vermeiden, den oft zitierten Text dieses Beschlusses hier nochmals wiederzugeben:

> Nachdem sich in Deutschland in neuerer Zeit, und zuletzt unter der Benennung „das junge Deutschland" oder „die junge Literatur", eine literarische Schule gebildet hat, deren Bemühungen unverholen dahin gehen, in belletristischen, für alle Classen von Lesern zugänglichen Schriften die christliche Religion auf die frechste Weise anzugreifen, die bestehenden socialen Verhältnisse herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerstören: so hat die deutsche Bundesversammlung — in Erwägung, daß es dringend nothwendig sey, diesen verderblichen, die Grundpfeiler aller gesetzlichen Ordnung untergrabenden Bestrebungen durch Zusammenwirken aller Bundesregierungen sofort Einhalt zu thun, und unbeschadet weiterer, vom Bunde oder von den einzelnen Regierungen zur Erreichung des Zweckes nach Umständen zu ergreifenden Maßregeln — sich zu nachstehenden Bestimmungen vereinigt:
>
> 1. Sämtliche deutschen Regierungen übernehmen die Verpflichtung, gegen die Verfasser, Verleger, Drucker und Verbreiter der Schriften aus der unter der Bezeichnung „das junge Deutschland" oder „die junge Literatur" bekannten literarischen Schule, zu welcher namentlich Heinr. Heine, Carl Gutzkow, Heinr. Laube, Ludolph Wienbarg und Theodor Mundt gehören, die Straf- und Polizei-Gesetze ihres Landes, so wie die gegen den Mißbrauch der Presse bestehenden Vorschriften, nach ihrer vollen Strenge in Anwendung zu bringen, auch die Verbreitung dieser Schriften, sey es durch den Buchhandel, durch Leihbibliotheken oder auf sonstige Weise, mit allen ihnen gesetzlich zu Gebot stehenden Mitteln zu verhindern.
>
> 2. Die Buchhändler werden hinsichtlich des Verlags und Vertriebs der oben erwähnten Schriften durch die Regierungen in angemessener Weise verwarnt und es wird ihnen gegenwärtig gehalten werden, wie sehr es in ihrem wohlverstandenen eigenen Interesse liege, die Maaßregeln der Regierungen gegen die zerstörende Tendenz jener literarischen Erzeugnisse auch ihrer Seits, mit Rücksicht auf den von ihnen in Anspruch genommenen Schutz des Bundes, wirksam zu unterstützen.
>
> 3. Die Regierung der freien Stadt Hamburg wird aufgefordert, in dieser Beziehung insbesondere der Hoffmann- und Campe'schen Buchhandlung zu Hamburg, welche vorzugsweise Schriften obiger Art in Verlag und Vertrieb hat, die geeignete Verwarnung zugehen zu lassen."

Bei allen Verfügungen gegen die Presse damals wie heute handelt es sich nie um einfache Feststellung von Tatsachen, wie etwa bei einer Polizeiverordnung über den Neun-Uhr-Ladenschluß, wo der Zeiger der Uhr und die mitteleuropäische Zeit die unbestreitbare Entscheidung geben. Vielmehr kommt hierbei die Auffassung in Frage und, bei dem „fliegenden Gerichtsstand" der Presse, um die mehr oder

weniger empfindliche Epidermis der zufällig richtenden Behörden. Das ist heute noch so und war damals bei der Zersplitterung des deutschen Bundesstaates wahrlich nicht besser. Wenn wir aber heute die Verfügung erlebten, daß gegen einen gewissen Zweig der Literatur die bestehenden Gesetze mit aller Strenge anzuwenden, ihre Erzeugnisse „mit allen gesetzlich zu Gebote stehenden Mitteln" zu unterdrücken seien, so ist es keinem zweifelhaft, daß schwerlich eine Erscheinung dieser Literatur von einer solchen „Verwarnung" unbehelligt bleiben, und daß diese in der Wirkung einem Verbote durchaus gleichkommen würde.

Doch dies nur nebenbei. Halten wir uns an den Wortlaut, der ein direktes Verbot nicht ausspricht. Tatsächlich aber war er nur das diplomatische Rudiment eines solchen direkten, das man ursprünglich durchaus beabsichtigte, wie die Entstehungsgeschichte des Bundesbeschlusses klar erweist.

Schon am 29. Oktober hatte in Frankfurt der österreichische Präsidialgesandte Graf v. Münch-Bellinghausen seine sämtlichen Kollegen zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen die Verbindung der jungen Literatur anheimgestellt; den Anlaß hatte allerdings der preußische Gesandte von Schöler gegeben, indem er das preußische Verbot der Schrift von Wienbarg „Wanderungen durch den Tierkreis" in der Bundestagssitzung mitteilte. Man hatte darauf einen jener Ausschüsse gebildet, die sicher, aber etwas langsam arbeiten, und das preußische Edikt vom 14. November war demnach allen gemeinsamen Maßregeln ohne Mühe zuvorgekommen. Am 23. November teilte der Minister Ancillon das preußische Reskript nebst dem Antrag des Oberzensurkollegiums durch den Gesandten in Wien, v. Maltzahn, vertraulich dem Fürsten Metternich mit, und gleichzeitig wurden das sächsische, das bayerische und das württembergische Kabinett davon in Kenntnis gesetzt und ihnen „anheimgegeben, mit ähnlicher heilsamer Strenge zu verfahren". Preußen warb also offenbar Schüler. Auch der Gesandte in Karlsruhe und die „Missionen am Bundestag" wurden entsprechend instruiert. Schon am 30. November konnte Maltzahn melden, daß Fürst Metternich seine helle Freude an dem Edikt gehabt habe und daß noch heute eine Estafette an den österreichischen Gesandten in Berlin, v. Trauttmansdorff, in dieser Sache abgehe, die Ancillon vorgelegt werde. Diese Estafette enthielt neben nochmaligem Dank die Nachricht, daß Graf Münch in Frankfurt die beiliegende Anweisung zu einem Vorgehen am Bundestag erhalte; Trauttmansdorff möge dafür sorgen, daß der preußische Gesandte in Frankfurt, v. Schöler, die nötige Instruktion zur Unterstützung des Münchschen Antrages erhalte. Aber schon eine Woche früher, am 23. November, hatte Ancillon den Gesandten angewiesen, einen eventuellen Antrag des Fürsten kräftig zu unterstützen, denn schon am 3. November hatte der Wiener Gesandte v. Maltzahn mit Rücksicht auf Menzels (er schreibt irrtümlich Kühnes!) Vorgehen gegen Gutzkow im Stuttgarter „Literaturblatt" und auf Gutzkows und Wienbargs Erklärung über die Mitarbeiter der „Deutschen Revue" vom 26. Oktober Metternichs Absicht auf eine allgemeine Bundestagsmaßregel melden können. v. Schöler hatte denn auch den Grafen Münch seiner Unterstützung versichert. Auf die preußische Stimme konnte also Oesterreich zählen.

Auch von anderer Seite her schien ein Antrag auf ein unbedingtes Bundestagsverbot die besten Chancen zu haben. Wie der preußische Gesandte am sächsischen Hofe zu Dresden am 3. Dezember auf die Mitteilung Ancillons vom 23. November antwortete, hatte man auch dort schon an eine Bundesmaßregel gedacht, und dieser Gesandte, Herr v. Jordan, erklärte, daß er nicht nur persönlich mit allem einverstanden, sondern daß er sogar der Ansicht sei, man solle nicht bei der Konfiskation der jungdeutschen Bücher stehen bleiben, sondern „die Verfasser zur Untersuchung ziehen und nach erfolgter Ermittlung zur Detention im Narren- oder Zuchthause verurteilen". Der sächsische Gesandte am Bundestag wird daher wohl auch die Weisung erhalten haben, einem österreichischen Antrag seine Stimme zu geben.

Graf Münch durfte also des Einverständnisses der zwei mächtigsten Bundesstaaten gewiß sein, als er in der Bundessitzung vom 10. Dezember seine Philippika gegen das Junge Deutschland schwang und den Antrag stellte, daß „hinsichtlich der notorisch bekannten Leiter und Vorsprecher dieser gefährlichen literarischen Schule, sofort von der Gesamtheit der Bundesglieder mindestens solche Maßregeln getroffen werden, welche demjenigen entsprechen, was bereits von Einzelnen geschehen ist." Unter diesen „Einzelnen" ist ganz unzweifelhaft Preußen zu verstehen und außerdem Braunschweig, das dem Beispiel seines norddeutschen Nachbarn bereits am 5. Dezember gefolgt war. Die Verfügungen beider Staaten waren glattweg Verbote gewesen, und wenn also die Gesamtheit der „Bundesglieder mindestens solche Maßregeln" treffen sollte, konnte es sich auch seitens des Bundestages nur um ein Verbot handeln, das in Frankfurt beschlossen und dann von den einzelnen Bundesregierungen in jedem einzelnen Staate besonders erlassen wurde.

Zu diesem Antrag des Grafen Münch stimmt nun eigentlich jene Formulierung nicht, die er dann im einzelnen für seinen Antrag fand und die sich die Bundesversammlung „aneignete", indem sie dieselbe zum Beschluß erhob. Nach den Sitzungsprotokollen schließt sich diese Formulierung unmittelbar dem allgemeinen Antrage Münchs an und war dann eine Abschwächung, die man sich nicht recht erklären kann; die Diskussion darüber folgte erst nach. Nach dem Bericht des preußischen Bundesgesandten von Schöler am 26. Dezember 1835 stellt sich der Vorgang anders und wohl richtiger dar. Schöler teilte mit, daß Münch jenen allgemeinen Antrag gestellt habe („mindestens solche Maßregeln" usw.) und fuhr dann fort: „Nach vielen und langen Diskussionen über die zu dem Ende zu beschließenden Anordnungen, wobei man von der einen Seite bemüht war, den vorgeschlagenen Bestimmungen eine die möglichste Wirksamkeit bezweckende Fassung zu geben, während man andrerseits alles vermieden haben wollte, was als Eingriff in die inneren Gesetzgebungen der Bundesstaaten erscheinen konnte, kam endlich der Beschluß zustande", und nun folgt der oben wiedergegebene Beschluß. „Die bereits von seiten einiger Bundesregierungen getroffenen Anordnungen," fügte Schöler hinzu, „und die Aussicht, daß die übrigen diesem Beispiele folgen werden, gebe der Hoffnung Raum, daß der gedachte Beschluß die bezweckte Wirkung haben werde." Schöler konnte noch außerdem die willkommene Meldung machen, daß nach der Versicherung des württembergischen Gesandten v. Trott nunmehr auch die württembergische Regierung gesonnen sei, nichts zu versäumen, was zur Erreichung jenes Zweckes beitragen könnte.

Württemberg hatte sich also zuerst gegen die Aufoktroyierung etwa des preußischen Gesamtverbotes gesträubt und tatsächlich hatte der preußische Gesandte in Stuttgart, Theodor v. Rochow, der Bruder des genannten preußischen Ministers, am 6. Dezember es als völlig aussichtslos hingestellt, in Württemberg eine ähnliche Maßregel durchzusetzen. Der dortige Minister des Auswärtigen, Graf von Beroldingen, habe ihm geradezu gesagt, die Verfassung des Landes (vom 23. September 1819) und das Preßgesetz vom 30. Januar 1817 ständen einem solchen Versuch unbedingt entgegen. Die württembergische Regierung, erklärte Rochow, sei nicht einmal befugt, Bundestagsbeschlüsse zur Ausführung zu bringen, ohne Gefahr zu laufen, von den

Kammern, „deren jedes einzelne Mitglied sich für einen Gesetzgeber und Volksbeglücker hält", zur Rede gestellt zu werden. Er gab dann eine interessante Schilderung der Stuttgarter Preßverhältnisse; Kritik der Staatsregierung und der Religion sei in Württemberg durch das Preßgesetz von 1817 ohne wesentliche Einschränkung gestattet, und die späteren verschärften Vorschriften des Bundes seien in Württemberg fast niemals gesetzlich in Anwendung gekommen. Bis heute könne niemals ohne vorhandene Klage gegen eine Schrift eingeschritten werden und dann sei es meist zu spät; das württembergische Verfahren gegen anstößige Schriften habe mehr den Charakter eines Injurienprozesses, und „Advokatenkünste" machten jede Maßregel unwirksam. Er hoffe jedoch von der neuen Ministerialveränderung eine Verstärkung der preußischen Tendenz in diesen Punkten; durch österreichischen Einfluß war nämlich im Oktober 1835 der verfassungsfeindliche Frhr. v. Blittersdorf zum badischen Minister des Auswärtigen ernannt worden und in diesem reaktionären Nachbar hoffte Rochow augenscheinlich einen Bundesgenossen zu finden, der auch auf Württemberg wirken werde. Diese Hoffnung scheint sich denn auch erfüllt zu haben, wenn die vom württembergischen Bundesgesandten versicherte spätere Willfährigkeit mehr als eine diplomatische Höflichkeit war.

Noch ein zweiter süddeutscher Staat hatte widerstrebt, sich die preußische Verfügung zu eigen zu machen, obgleich er gerade mit der Beschlagnahme der „Wally" vorangegangen war, Bayern. Der preußische Gesandte in München, Dönhoff, hatte schon am 21. Dezember (der damalige Geschäftsgang war so langsam, daß der Bundesbeschluß zu dieser Zeit noch nicht in München bekannt war; die Allgemeine Zeitung brachte ihn erst am 2. Januar 1836 und das Berliner Oberzensurkollegium erfuhr auch erst im Januar davon) in einem Bericht an den Minister Ancillon angedeutet, daß man ein Bundesverbot ähnlich dem preußischen bei der bayerischen Regierung „als zu weitgehend und mit der hiesigen Gesetzgebung unverträglich anzusehen" scheine. Der bayerische Minister v. Gise hatte, wie Dönhoff dann am 7. Januar 1836 mitteilte, dem österreichischen Geschäftsträger mündlich erklärt, daß er „Verbote von noch nicht erschienenen Schriften überhaupt nicht billigen, daher auch nicht für Bayern bevorworten könne".

Mit Rücksicht auf solche Widerstände, denen sich gewiß auch andere besonders süddeutsche Staaten anschlossen, die nicht ohne weiteres die preußische Schleppe tragen wollten, war also jene Formulierung des Beschlusses zustande gekommen, und die bayerische Regierung war auch davon nicht sehr erbaut. Ihr Gesandter in Frankfurt, Herr von Mieg, war an diesem 10. Dezember gerade auf Urlaub und der württembergische Gesandte v. Trott hatte seine Vertretung übernommen. Der bayerische Minister ließ diesem Vertreter ganz unverblümt sein Befremden darüber ausdrücken, daß er überhaupt, ohne vorher eine Instruktion eingeholt zu haben, dem Beschluß zugestimmt habe, und der Gesandte Dönhoff konnte am 7. Januar melden, daß man in Bayern mit dem Inhalt des Beschlusses nur insofern einverstanden sei, als man „durch denselben noch weitergreifenden Beschlüssen vorgebeugt zu sehen glaube". Also auch in Bayern betrachtete man, entgegen der schon erwähnten Auffassung in Berlin, den Beschluß als kein Verbot, dem man etwa durch eine besondere einheimische Verfügung Kraft zu verleihen hatte.

Diese Entstehung des Bundestagsbeschlusses zeigt, daß seine Formulierung offenbar ein diplomatischer Schachzug war. Ein direktes Verbot hätte Widerstand bei einzelnen Regierungen gefunden; man hatte daher eine Fassung fertig gebracht, die zweierlei Auslegung zuließ. Die voneinander abweichenden Auffassungen der preußischen Minister einerseits, des preußischen Königs und des Oberzensurkollegiums andrerseits sind dadurch erklärlich, und diese Abweichungen setzen sich auch weiter fort in der Wirkung, die der Bundesbeschluß bei einer Reihe anderer Bundesstaaten hatte, „die möglichste Wirksamkeit", die man nach dem Bericht von Schöler mit der Fassung des Bundesbeschlusses bezweckte.

Dieser Wirkung voraufgegangen war, wie schon erwähnt, eine Verfügung des Herzogs Wilhelm von Braunschweig unterm 5. Dezember, die folgenden Wortlaut hatte:

„Die Verwerflichkeit der Tendenzen, welche mehrere in der neuern Zeit aufgetretene Schriftsteller verfolgen, und deren offenkundige Bemühungen, durch die rücksichtslosesten Angriffe auf die Lehren des christlichen Glaubens und der Moral, so wie überhaupt auf die bestehenden socialen Verhältnisse, die Religiosität, die Sittlichkeit und die Ruhe der Völker Deutschlands zu untergraben, legen uns die Pflicht auf, der Verbreitung der Irrlehren, denen jene Schriftsteller neuerdings in einer „die junge Literatur", genannten Verbindung und in der beabsichtigten Herausgabe der „Deutschen Revue" einen festen Mittelpunkt zu begründen versucht haben, nach Kräften entgegenzuwirken. Wir haben daher Uns bewogen gefunden, die sämtlichen Schriften von Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludolf Wienbarg und Heinrich (sic!) Mundt, sowohl deren größere Werke als auch ihre periodischen Schriften und die von ihnen durch Journale verbreiteten Aufsätze, zu verbieten und deren Verkauf und Verbreitung in den hiesigen Landen, sie mögen geschehen, auf welche Art es auch sei, zu untersagen." Sämmtliche Landeseinwohner haben sich hiernach zu achten, alle Behörden aber, namentlich die Polizei und Postbehörden, darüber zu wachen, das diesem Verbote nicht zuwider gehandelt und jede etwaige Uebertretung zur gerichtlichen Ahndung gezogen werde."

Am 9. Dezember war auch in Gotha „sowohl der Verlag, als der Verkauf aller und jeder, von dem unter der Benennung „Die junge Literatur" oder „das junge Deutschland" bestehenden Schriftstellervereine ausgehenden Druckschriften, unter Androhung der Wegnahme" untersagt worden. Bis dahin wirkte das preußische Vorbild.

Dann setzte die Wirkung des Bundestages ein. Das Großherzogtum Hessen erließ bereits am 12. Dezember ein „sachgemäß motiviertes Verbot" des Debits sämtlicher Schriften von Heine, Wienbarg, Gutzkow, Laube und Mundt, „so weit dazu nicht besondere Erlaubnis des großherzoglichen Ministeriums des Innern und der Justiz erwirkt werde"; auch verbot es sämtliche Verlagsartikel Löwenthals „bei Vermeidung der Beschlagnahme und einer Polizeistrafe von zehn Gulden", und ließ dieselben Schriften, besonders aber den Roman „Wally", Gutzkows Vorrede zu Schleiermacher und Wienbargs „Wanderungen" durch die Polizei aus allen Bibliotheken entfernen. In Lübeck wurden durch einen Senatsbeschluß vom 19. Dezember die Schriften des Jungen Deutschlands, namentlich die von Gutzkow, Wienbarg, Mundt und Laube bei zehn Reichstaler Strafe verboten. In Schleswig-Holstein wurde die Beschlagnahme der Schriften der „unter der Bezeichnung des jungen Deutschlands oder der jungen Literatur bekannten literarischen Schule" verfügt, welche „aus dem Geist der frechsten Sittenlosigkeit hervorgegangen, die Auflösung der heiligsten Bande der bürgerlichen Gesellschaft bezwecken". Besonders Gutzkows „Wally" und seine Vorrede zu Schleiermacher und Wienbargs „Wanderungen". Mit offenbarer Abwehr des Bundesbeschlusses heißt es dann in einem besonderen Zusatz, daß „nicht sämmtliche bisher erschienenen und künftig erscheinenden Schriften verboten sind, sondern nur die in dem bezeichneten Sinne religiöser und moralischer Zügellosigkeit verfaßten". Dagegen faßte Anhalt-Dessau den Bundesbeschluß wiederum als ein Verbot auf, wie folgende Bekanntmachung vom 5. Januar bewies:

„Auf Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht des regierenden Herzogs höchsten Befehl wird die in der 31. vorjährigen

Bundestagssitzung beschlossene Unterdrückung der Schriften aus der unter dem Namen „des jungen Deutschlands" oder „der jungen Literatur" bekannten literarischen Schule, zu welcher namentlich Heine, Carl Gutzkow, L. Wienbarg, Mundt und Laube gehören, zur öffentlichen Kenntnis gebracht, und sowohl den inländischen Buchhändlern und Buchführern der Absatz und die Verbreitung dieser Schriften, als auch den Privaten die Haltung derselben, bei 20 Rthlr. Geldstrafe für jedes Exemplar und Konfiscation der vorgefundenen Exemplare, hiermit untersagt; auch werden die Genannten hierdurch, bei gleicher Strafe aufgefordert, die etwa bereits im Debit oder in Händen habenden Exemplare von Schriften der obengenannten fünf Schriftsteller binnen drei Tagen an die Regierungskanzlei abzuliefern."

In Lippe-Detmold wurden unter dem 12. Januar ebenfalls sämtliche Schriften des Jungen Deutschlands verboten. Mecklenburg-Schwerin setzte gleichfalls eine Strafe von zehn Talern auf den Debit dieser Bücher. Auch Bayern soll in diesem Januar 1836 die Schriften von Gutzkow, Wienbarg, Laube und Mundt verboten haben, ebenso die Streitschriften für und wider Gutzkows „Wally", wie aus einer Mitteilung des 1834 gegründeten „Börsenblattes für den deutschen Buchhandel" hervorgeht.

In der Sitzung des Deutschen Bundestages vom 17. März 1836 erstatteten alle diese Staaten Bericht über ihre Verfügungen. Sachsen konnte mitteilen, daß es bereits vor längerer Zeit geeignete Maßregeln getroffen habe, und zwar stimmten dieselben mit der preußischen Verfügung (nach der späteren Auslegung Rochows) überein; um dem Bundesbeschluß vom 10. Dezember vollständig zu entsprechen, sei das Verbot der ohne sächsische Zensur erschienenen Schriften auch auf die bisherigen und künftigen Werke Heines ausgedehnt worden, und kein sächsischer Zensor dürfe ohne Genehmigung des sächsischen Ministeriums ein Buch dieser fünf Schriftsteller zum Debit zulassen. Auch Braunschweig hatte am 20. Januar, unter Beziehung auf den Bundesbeschluß, sein Verbot vom 5. Dezember „womit es den Bestimmungen des hohen Bundesbeschlusses teilweise entgegengekommen" sei, auf sämtliche Schriften Heines ausgedehnt. Die kleineren Staaten wie Oldenburg, Sachsen-Koburg, Meiningen-Hildburghausen und Altenburg, die Niederlande wegen des Großherzogtums Luxemburg usw. teilten ebenfalls mit, daß die verschiedenen Regierungen mit den „entsprechenden Vorschriften" versehen oder der Bundesbeschluß ihnen „zur allgemeinen Nachachtung" bekannt gemacht worden sei. Die freien Städte zeigten, so heißt es etwas lakonisch, „die Vollziehung des Beschlusses vom 10. Dezember" an.

Schließlich ist noch Hannover zu erwähnen, das im April 1836 den Debit der jungdeutschen Schriften sogar mit 50 Taler Strafe ahndete. Aber Hannover war es, das zuerst dies allgemeine Verbot teilweise aufhob durch eine Verfügung vom 28 November 1836:

„Im Königreiche Hannover sind folgende, seit April d. J. verbotene Schriften vom 28. Nov. an wiederum erlaubt, als: Gutzkow, Novellen, 1834; Heines Tragödien nebst Intermezzo, 1823; Heines Buch der Lieder 1827; Laubes Moderne Charakteristiken, 1835; Mundts Madonna; dessen Duett, 1831; dessen Basilisk, 1833; dessen Schriften in bunter Reihe I. 1834. Alle übrigen erschienenen Schriften des s. g. jungen Deutschlands bleiben bei 50 Reichsthaler Strafe (bei jedem einzelnen Contraventionsfalle) verboten; ausgenommen sind indessen die seit Michaelis d. J. in den deutschen Bundesstaaten erschienenen und noch erscheinenden Schriften dieses Vereins."

Zieht man in Betracht, daß all diese Nachrichten aus den deutschen Bundesstaaten auch in den Zensurakten nur unvollständig vorhanden und nirgendswo systematisch gesammelt sind, daß sich also noch weitere Verfügungen dieser Art — so fehlt besonders Baden — vielleicht noch finden lassen, so wird man zugeben, daß die Wirkung des Bundesbeschlusses seiner Absicht vollauf entsprach. In den meisten Bundesstaaten hielt man dadurch die Unterdrückung der jungdeutschen Schriften für geschehen und nur wenige wie z. B. Schleswig-Holstein machten eine Einschränkung. Graf Münch oder vielmehr Metternich konnten also mit den Folgen ihres Antrags wohl zufrieden sein und nur das war ein bitterer Tropfen in ihrem Freudenkelche, daß nicht auch Preußen, wie ja auch der preußische König vorausgesetzt hatte, mit Rücksicht auf den Bundesbeschluß eine neue Verfügung erließ, vielmehr durch die nachträgliche Auslegung seines eigenen scharfen Ediktes vom 14. November den Bundesbeschluß als das Scheinmanöver hinstellte, das er in Wirklichkeit gewesen war. Dies geht aus dem Bericht hervor, den der Wiener Gesandte v. Maltzahn, der im November die freudige Zufriedenheit des Fürsten Metternich hatte melden können, am 29. Februar 1836 an Ancillon abstattete: er habe dem Fürsten die Verfügung Rochows vom 16. Februar mitgeteilt und dieser habe sie ihm „mit dem bloßen Ersuchen zurückgestellt", den gerade in Wien anwesenden Bundespräsidialgesandten Grafen Münch davon zu unterrichten, und auch Graf Münch habe „die ihm gemachte Mitteilung ohne alle weitere Bemerkung aufgenommen". Gegenüber der Beredsamkeit, mit der Maltzahn sonst jedes Wort des Fürsten kolportiert, schildert dieser wortkarge Bericht besser als jeder Zusatz die peinliche Verlegenheit, in die sich der Gesandte durch den preußischen Ministerialerlaß dem Fürsten gegenüber versetzt sah. Und Bayern hielt sich auch hier wieder auf der Gegenseite: am 27. Februar konnte der dortige Gesandte Dönhoff melden, daß der „nicht ganz günstige Eindruck", den das Edikt vom 14. November in Bayern gemacht habe, durch die neue Verfügung vom 16. Februar gehoben sei und daß die ganze Sache jetzt in Preußen ebenso behandelt werde wie in Bayern.

Leipzig. Heinrich Hubert Houben.

Vergleichende Gemäldestudien.

„Siehst du nicht, daß das Auge die Schönheit der ganzen Welt umfaßt? Es ist das Oberhaupt der Astronomie, es bewerkstelligt die Kosmographie, es berät und berichtigt alle menschlichen Künste. Es treibt den Menschen nach den verschiedenen Weltgegenden hin. Es ist der Fürst der mathematischen Fächer, seine Wissenschaften sind höchst sichere. Es hat Höhe und Größe der Sterne gemessen, die Elemente und ihre Lage aufgefunden und aus dem Laufe der Gestirne die zukünftigen Dinge vorausagen lassen: es hat die Architektur und die Perspektive und endlich die göttliche Malerei erzeugt. O du hoch ausgezeichnetes, über alle von Gott geschaffene Dinge. Welche Lobeserhebungen vermöchten deinen Adel auszusprechen."

Es hat etwas Ergreifendes, wenn Lionardo da Vinci in seinem Buch von der Malerei in so begeisterten Worten von den Eindrücken spricht die uns das Auge vermittelt. War er doch nicht bloß ein genialer, vielseitiger Künstler, und als solcher mit reicher Anschauung begabt, sondern gleichzeitig ein Denker ersten Ranges, der alle Probleme der Wissenschaft und Technik seiner Zeit mit der größten Sachkenntnis verfolgte, der auf allen Gebieten des menschlichen Wissens neue und fruchtbare Ideen entwickelte, ja Gedanken aussprach, die zum Teil erst in der neuesten Zeit realisiert worden sind. Es entspricht daher durchaus den Ideen Lionardos und überhaupt dem Bildungsideal der Renaissance, wenn in der Gegenwart sich auf allen Gebieten das Bestreben geltend macht, neben der Fähigkeit des logischen Denkens auch das Anschauungsvermögen auszubilden, und zwar sowohl bei den Kindern als bei den Erwachsenen. Die Lehrpläne der Volksschule, die Betonung eines rationellen Zeichenunterrichts, die Pflege der Kunst im Leben des Kindes, das gesteigerte Interesse weiter Kreise, namentlich auch der Lehrer der

Volks- und Mittelschulen für Fragen der Kunst, bezeugen diese Tatsache. Eine sehr wichtige Rolle kann in allen diesen neuen Strömungen die Kunstgeschichte spielen, deren rationeller Betrieb eines der vornehmsten Mittel vorstellt, das Auge und den Geschmack zu bilden. Wie sich Fragen der Kunstgeschichte in gediegener Form so behandeln lassen, daß sie die weitesten Kreise der Gebildeten interessieren müssen, das hat der Münchener Kunsthistoriker Karl Voll[1]) in dem vorliegenden Buche in glänzender Weise gezeigt. Es enthält 23 einzelne Aufsätze, in denen je eine Betrachtung durchgeführt wird von zwei Bildern, die das gleiche Motiv behandeln, oder vom Original und einer Kopie. Auf 50 Tafeln sind in Autotypien je zwei solche Abbildungen einander gegenübergestellt. Aus dem reichen Inhalt seien folgende Titel angeführt: Holbeins Madonna des Bürgermeisters Meyer in Darmstadt und ihre Kopie in der Dresdener Galerie, die Flügel des Paumgartner-Altars vor und nach der Restauration (welche der Verfasser bekanntlich veranlaßte); der Tod Mariä in der Münchener Pinakothek und im Wallraf-Richartz-Museum in Köln, Mantegna und Pacher, die Verkündigung des Fra Filippo und des Andrea del Sarto, der heilige Hieronymus des Antonello da Messina und des Albrecht Dürer, zwei Rembrandt-Porträte. In den Besprechungen, die aus an der Münchener Universität abgehaltenen Uebungen hervorgegangen sind, werden die Unterschiede der betreffenden Bilder in bezug auf Auffassung, Komposition, Raumbehandlung eingehend erörtert. Dabei bietet sich reichlich Gelegenheit, Bemerkungen allgemeiner Art über die den verschiedenen Kunstperioden eigentümlichen Darstellungen einzufügen. Das schwere Geschütz der kunsthistorischen Forschung wird absichtlich nicht aufgefahren, dafür aber bietet die Lektüre dieses Buches die müheloseste Art der Belehrung und Geschmacksbildung, vorausgesetzt daß der Leser sich bemüht, selbst alles zu sehen und nachzuempfinden, was der Verfasser erwähnt. Ein Gedanke ist es namentlich, der immer wiederkehrt: jeder Künstler ist auch abhängig von dem Geschmack seiner Zeit. Das zeigt sich, wenn Künstler verschiedener Stilepochen das gleiche Motiv behandeln; ja auch der spätere Kopist unterliegt diesem Einfluß; er will eine ganz getreue Reproduktion liefern und unbewußt ändert er das Original im Stile seiner Zeit um.

Auch die Raumbehandlung wird fast in allen Aufsätzen ausführlich erörtert. Der Verfasser besitzt ein ganz besonders scharfes Auge für die räumliche Anordnung und für die Art der Raumwirkung. Daß er von der Theorie, also von der Lehre der Perspektive, nicht allzu viel hält, liest man mit leichter Mühe zwischen den Zeilen heraus. Diese pessimistische Auffassung kann der Berichterstatter allerdings nicht teilen: er glaubt sogar, daß gerade die Raumbehandlung noch weit mehr auf tatsächliche Eigenschaften der Linien- und Lichtführung und Farbengebung zurückzuführen hat. Wenn zum Beispiel auf Grund seiner Beobachtung das subjektive Urteil abgegeben wird, die Figuren seien in irgend einem Falle gut und einheitlich mit dem Raume gesehen oder die Figuren stünden gut im Raume, so muß es doch auch möglich sein, die objektiven Gründe dafür anzugeben. So hat Referent, angeregt durch den von Voll durchgeführten Vergleich zwischen Pacher und Mantegna, gefunden, daß letzterer, infolge des von ihm benutzten Näherungsverfahrens zur Konstruktion des quadratischen Fußbodenmusters, auf dem er in Padua seine Szenen aufbaut, eine zu starke Verkürzung erhält. Mantegna stellt also eigentlich einen nach der Tiefe immer mehr zusammenschrumpfenden Raum dar und diese Tatsache mag dazu mitwirken, daß seine Raumdarstellung so reliefmäßig wirkt.

Für die wohl bald nötige zweite Auflage sei noch Einiges zur Berichtigung empfohlen. Zu dem Aufsatze über die Verkündigung ist zu bemerken, daß Taddeo Gaddi (Florenz, S. Croce) dieses Motiv in der Weise behandelt, daß er Maria in einer Art von Halle sitzend darstellt, während der Engel vom Himmel herabschwebt. Beachtet man ferner, daß in den apokryphen Evangelien zwei Verkündigungs-Szenen beschrieben werden, die eine auf dem Hofe, die andere in der Kemenate Mariens, so ist es fraglich, ob erst die Künstler des 16. Jahrhunderts diesen Vorgang ins Freie verlegt haben. Auch einige Druckfehler haben sich in lustig-boshafter Weise eingeschlichen. Das Verkündigungsbild von Lippi stammt nicht aus San Spirito in Florenz, sondern aus Santa Maria Primerana in Fiesole und die Tafel 47 mit der Darstellung von Simson und Delila von Rubens muß die Unterschrift „München, Alte Pinakothek" tragen statt „Wien, Gemäldegalerie". Ferner fehlen an den Titeln der einzelnen Aufsätze die Nummern der betreffenden Tafeln. Auch der Referent schwärmt nicht für jene Art der Darstellung, wo jeder Satz am Schlusse eine Nummer enthält und man die moralische Verpflichtung hat, immer wieder die Lektüre zu unterbrechen und die betreffenden Anmerkungen zu lesen. Im vorliegenden Falle aber spart man dem Leser direkt Zeit und Mühe, wenn sowohl unter den Titeln die Nummern der Tafel, als auch auf den Tafeln die Seitenzahlen der zugehörigen Abhandlung stehen.

Das Buch erweckt bei dem Leser den Wunsch, der Verfasser möge nun irgend eine Kunstgattung, zum Beispiel das Porträt, für längere Zeitperioden ebenso verfolgen oder einmal den Versuch wagen und seine Fähigkeit, malerische Qualitäten zu beurteilen, benutzen, um unter Beigabe entsprechender farbiger Tafeln auch die Probleme der Farbengebung in gleicher Weise darzustellen.

München. Karl Doehlemann.

[1]) Vergleichende Gemäldestudien. Mit 50 Bildertafeln. München und Leipzig bei Georg Müller. 1907. 202 S.

Zur Geschichte der mittelalterlichen Liturgie.

Die Zeiten, da liturgische Bücher höchstens Leuten, die an kunstvollen Buchdeckeln, schönbemalten Initialen und alten Pergamenthandschriften einen Narren gefressen hatten, eine Freude machten, sind vorbei. Längst hat man eingesehen, daß solche Werke keineswegs nur antiquarischen Wert besitzen, sondern, um von den Theologen zu schweigen, für den Religionshistoriker ebenso wichtig sind, wie für den Kulturhistoriker. In seinen Gesängen und in seinen Gebeten haucht ja ein Volk seine innerste Seele aus, seine geheimsten und feinsten Regungen und Neigungen verrät es hier. Mit heißem Bemühen trägt man daher aus allen Ländern und Zeiten die spärlichen Ueberreste der liturgischen Literatur längst verschwundener Religionen zusammen, untersucht, sichtet und lichtet sie: nur die liturgischen Altertümer des Mittelalters sind wenigstens bei uns in Deutschland noch wenig durchforscht. Freilich wäre es zunächst Sache der Theologen, der katholischen voran, sie ans Tageslicht zu ziehen und gründlich zu bearbeiten; überraschenderweise bringen aber gerade sie solchen Studien keineswegs das lebendige Interesse entgegen, das man bei ihnen erwarten möchte. Zwar erstand den liturgiegeschichtlichen Forschungen in Adalbert Ebner ein ausgezeichneter Meister, der mit gründlicher Vorbildung scharfen Verstand und glücklichen Spürsinn verband; leider riß ein allzu früher Tod den hoffnungsvollen jungen Gelehrten mitten aus den schönsten Arbeiten heraus. Die Lücke, die er hinterließ, ist noch heute nicht ausgefüllt, scheint sich jedoch, wenn nicht alles trügt, allgemach schließen zu wollen. In einem Alter, da manch andere nur mehr Sinn für behagliche Muse haben, warf sich Prälat Adolf Franz mit der ihm eigenen jugendfrischen Schaffenslust auf das so dankbare Gebiet der Geschichte der Liturgie. Von der richtigen Erwägung geleitet, daß die Forschungen über die Entwicklung der Liturgie die Kenntnis und diese wieder die Erschließung des unerläßlichen Quellenmaterials voraussetzen, entschloß er sich, hier, am wundesten Flecke, einzusetzen. So veranstaltete er denn eine vornehm ausgestattete, musterhafte Druckausgabe eines interessanten Exemplars derjenigen liturgischen Literaturgattung, deren Geschichte bisher noch rein jungfräulicher Boden war; das Werk führt den Titel: „Das Rituale von

St. Florian aus dem zwölften Jahrhundert", Freiburg, Herder, 4°, XII und 207 Seiten, mit fünf Tafeln in Farbendruck.

Prälat Franz druckte das Rituale aber nicht bloß ab, er versah es mit wertvollen Untersuchungen und Erläuterungen; ja er gibt in der Einleitung die erste wissenschaftlich brauchbare Uebersicht über die Geschichte der Ritualien überhaupt. Das, was wir heutzutage Rituale, Manuale, Agende nennen, ein Buch, das eine planmäßig geordnete Zusammenstellung der für die Spendung der Sakramente und Sakramentalien kirchlich vorgeschriebenen Gebete und Zeremonien enthält, kann auf eine nahezu tausendjährige Vergangenheit zurückblicken. Und diese lange Entwicklungsreihe ist noch so gut wie gänzlich unbekannt. Zwar fehlte es nicht an schüchternen Anläufen, sie etwas aufzuhellen; diese Versuche beschränkten sich jedoch auf die gedruckten Ritualien, die handschriftlichen Bestände ließ man unberührt. Während in England gelehrte Gesellschaften eine Reihe mittelalterlicher Pontifikalien und Manualien herausgaben, in Frankreich Chevalier, in Italien Magistretti liturgische Quellenschriften veröffentlichten, kam in Deutschland seit Martin Gerberts Tagen kein handschriftliches liturgisches Werk alter Zeit mehr heraus, obschon die deutschen und österreichischen Bibliotheken kostbare Schätze bewahren.

Um so freudiger ist es zu begrüßen und um so verdienstlicher ist es, daß Prälat Franz mit seiner Ausgabe das Eis endlich gebrochen hat. Und das Ritual von St. Florian, dem bekannten Chorherrnstifte in Oberösterreich, verdiente es, wie kaum ein zweites, dem Staube entrissen zu werden, da es den Typus der Ritualien des 12. Jahrhunderts in vortrefflicher Weise repräsentiert. Zum Vergleiche zog der Herausgeber nicht bloß das wertvolle Pontifikale des Bischofs Gundekar II. von Eichstätt († 1075) heran, eines der schönsten und reichhaltigsten liturgischen Bücher des 11. Jahrhunderts, wertvoll namentlich auch ob seiner kunst- und profangeschichtlichen Bestandteile, sondern auch verschiedene andere Pontifikalien und verwandte liturgische Werke derselben Zeit. Es ergab sich, daß sich im 11. Jahrhundert in Deutschland für die Zusammenstellung der Pontifikalien bereits gewisse Normen herausgebildet hatten, während die für die gewöhnlichen priesterlichen Funktionen bestimmten Ritualbücher noch erheblich zurückstanden und erst im Laufe des 12. Jahrhunderts eine bestimmte Form und einen festen Inhalt erlangten. Als Muster vollständiger und abgeschlossener Ritualien kann eben das von St. Florian gelten, daneben eines aus Wessobrunn und Oberaltaich. Die Ritualien dieser Zeit sind aber in Klöstern zusammengestellt und für den klösterlichen Gebrauch bestimmt; Ritualien für den Weltklerus sind aus der Zeit vor dem 14. Jahrhundert nicht bekannt. Wohl werden die Geistlichen durch Synodalverordnungen angewiesen, sich mit einem „Manuale" zu versehen; die Bischöfe scheinen es aber ihnen selbst überlassen zu haben, sich solche anzufertigen. Eine rühmliche Ausnahme machte der Bischof Heinrich I. von Breslau (1301 bis 1319), indem er den „Liber Agendorum ecclesie Wratislaviensis" herausgab. Allein auch dieses Rituale kann seine Abhängigkeit von klösterlichen Vorlagen nicht verleugnen, so wenig wie die Seelsorgsritualien, die uns in München und Wien seit dem 15. Jahrhundert zahlreich erhalten sind.

Eine deutliche Anschauung der bemerkenswerten Veränderungen, die das Rituale im Laufe zweier Jahrhunderte im selben Stifte durchgemacht hatte, gewährt uns die Vergleichung eines zweiten, dem 14. Jahrhundert angehörenden Rituales von St. Florian, das der Herausgeber heranzog; wir sehen, wie so manche frühere Gebete und Bräuche ausgeschieden und den neuen Bedürfnissen und Stimmungen entsprechende neue Formeln aufgenommen wurden. Von größtem, nicht bloß liturgie- und kirchen-, sondern auch kulturgeschichtlichen Interesse ist aber ein von Prälat Franz entdecktes Lambacher Rituale aus dem 12. Jahrhundert, das sich durch seinen köstlichen, rituelle Handlungen darstellenden Bilderschmuck auszeichnet; sieben dieser Bilder gibt Franz in sauberer chromolithographischer Ausführung auf vier Tafeln wieder. Es sind teils Vollbilder, teils Miniaturen in Initialen, deren Ausführung zwar keine große künstlerische Gewandtheit bekundet, aber die Stimmungen der dargestellten Personen trefflich zeichnet; insbesondere ist das Entsetzen, das sich des armen Opfers vor Ausführung des Ordales mit dem glühenden Eisen bemächtigt, in den angstverzerrten Zügen und in den zu Berge stehenden Haaren erschütternd zum Ausdruck gebracht. Schade, daß nicht gleich das ganze Lambacher Rituale mit seinem vollen Bilderschmucke vorgelegt wurde! Doch wir dürfen nicht unbescheiden sein. Schon für das, was er uns wirklich geboten, gebührt dem Herausgeber wärmster Dank. Wir möchten nur wünschen, daß er gerade seine liturgischen Forschungen und Veröffentlichungen fortsetzen und, was einem Ebner nicht beschieden war, eine neue Aera liturgiegeschichtlicher Arbeiten eröffnen möge! Niemand wäre dazu so sehr der Mann, wie Prälat Franz!

München. J. Schnitzer.

Bücher und Zeitschriften.

Leib und Seele. Darstellung und Kritik der neueren Theorien des Verhältnisses zwischen physischem und psychischem Dasein von Dr. Rudolf Eisler. (Natur- und kulturphilosophische Bibliothek. Band IV.) Leipzig 1906. Verlag von Johann Ambrosius Barth. VI und 217 Seiten, oktav.

Eines der interessantesten und in den Konsequenzen weitestreichenden Probleme der Psychologie und Philosophie ist die Frage nach der Art der Beziehungen der geistigen Vorgänge im Menschen zu seinem Gehirn und dessen Prozessen. Daß ein Verhältnis der Abhängigkeit zwischen diesen beiden Dingen, dem Geiste und dem Körper eines Menschen, besteht, das kann gar nicht zweifelhaft sein: jede Erfahrung, die gröbste wie die feinste und kritischeste, bestätigt dieses Abhängigkeitsverhältnis. Wie jedoch dieses zu deuten ist, ist scheinbar nicht aus der Erfahrung zu entnehmen: denn die Meinungen hierüber widerstreiten einander heute mehr denn je. Vier prinzipiell verschiedene Auffassungen sind dabei möglich: das Verhältnis zwischen dem Geistigen und Körperlichen ist entweder ein kausales im materialistischen Sinne, d. h. in der Weise, daß das Psychische ein Produkt oder Nebenprodukt des körperlichen Geschehens ist, daß also das Materiale das Ursprüngliche und Bedingende des Geistigen ist. Oder, zweitens, jenes Verhältnis ist ein wechselseitig kausales, d. h. das Physische vermag sowohl auf das Psychische, wie auch umgekehrt, das Geistige auf das Körperliche ursächlich einwirken: insofern sind demnach beide Seiten gleich ursprünglich und stehen, gleich allen anderen Dingen, in einem Verhältnis der kausalen Wechselwirkung zueinander. Oder, drittens, jene Abhängigkeit ist kausal im spiritualistischen Sinne, so daß das Geistige das Erste und Unabhängige ist, und alles Materiale nur als ein Erzeugnis des psychischen, individuellen oder kosmischen Subjekts anzusehen ist. Und viertens endlich kann zwischen Geistigem und Körperlichem, vor allem zwischen seelischen Tätigkeiten und Gehirnvorgängen, eine Koordination oder ein Parallelismus herrschen, so daß eines nicht kausal vom anderen abhängt, sondern alle beide von einem dritten Bekannten oder Unbekannten, und daß sie darum einander genau parallel laufen. Die zwei letzteren Ansichten, die spiritualistische und parallelistische, fallen meistens zusammen, so daß deren Vertreter metaphysisch Spiritualisten sind und empirisch einen Parallelismus zwischen Leib und Seele lehren. Zu diesen spiritualistischen oder idealistischen Parallelisten gehört auch der Verfasser des vorliegenden Buches, Dr. Rudolf Eisler.

Der Streit der Anschauungen in dieser Sache war in den letzten Jahren ein sehr lebhafter, und die Frage ist anscheinend bis in ihre äußersten Bestandteile untersucht und kritisch beleuchtet worden: eine Einigung wurde dadurch nicht geschaffen. Die Mehrheit der Forscher auf diesem Gebiete vertritt die parallelistische Ansicht, während die Anhänger der Theorie von der Wechselwirkung zwar in der Minderheit sich befinden, jedoch, wie es scheint, im Zunehmen begriffen sind. Ihre Anschauung wurde am eingehendsten und gründlichsten dargelegt und gleichfalls durch einen metaphysischen Spiritualismus ergänzt von Professor Busse in seinem Buche: „Geist und Körper. Seele und Leib", 1903: einer sehr umfassend, klar und gründlich durchgeführten Untersuchung. Der Verfasser der hier angezeigten Schrift wollte ausgesprochenermaßen ein Gegenstück zu diesem Buche vom entgegengesetzten Standpunkte aus schreiben. Jedoch muß eine Vergleichung zwischen diesen zwei Schriften für Eislers Buch in jeder Beziehung ungünstig ausfallen. Das mag zum Teil in der Sache

selbst liegen, indem Eisler, nach des Referenten Meinung, die schwächere Partei vertritt und somit einen schwereren Stand und eine schwerere Gangart haben muß.

Die Theorie des Parallelismus widerspricht nämlich der natürlichen Auffassung und der unmittelbaren Erfahrung, ihre Hauptstützpunkte sind erkenntistheoretische Erwägungen, die anfechtbar sind, und metaphysische Rücksichten, die in der Erforschung eines empirischen Tatbestandes keine Statt haben dürfen. Dagegen braucht die Theorie der Wechselwirkung, weil sie dem natürlichen Denken und der allgemeinen Erfahrung entspricht, bloß nachzuweisen, daß ihr Standpunkt logisch nicht unmöglich, daß er überhaupt nur haltbar ist, um dadurch schon die größte Wahrscheinlichkeit zu gewinnen. Und eine solche Nachweisung fällt ihr nicht schwer. Freilich ist damit das Verhältnis nicht auch schon erklärt und dem Verständnis erschlossen. Aber einem wirklichen Verstehen sind wir in dieser Frage noch um keinen Schritt näher gekommen, weder von dem einen, noch von dem anderen Standpunkt, trotz der eifrigsten Behandlung des Problems. Das ist sehr merkwürdig bei einem Gegenstande, der empirisch vor uns liegt und täglich tausendfach betrachtet wird: es ist merkwürdig, daß wir ihn nicht bloß nicht begreifen, sondern daß wir nicht einmal den bloßen Tatbestand endgültig feststellen können. Die Schriften beider Richtungen leiden gemeinsam an dem gleichen Fehler, daß sie uns Geschichten erzählen, die sie nicht beweisen können, und Dinge erklären, welche zu erklären sie eben nicht imstande sind.

Da wir nun aber sowohl bei der parallelistischen Auffassung wie bei der Annahme einer Wechselwirkung gleich unwissend bleiben und es gleich wenig verstehen, wie das geschieht und wie das möglich ist, was in uns geschieht, so ist es natürlich richtiger, sich an das zu halten, was mit unserer Erfahrung am ungezwungensten und einfachsten übereinstimmt, und das ist die Anschauung, daß unsere körperlichen Zustände direkt auf unsere geistigen Tätigkeiten, und umgekehrt, die physischen Prozesse ebenfalls unmittelbar auf unseren Leib einzuwirken vermögen und auch beständig einwirken. Dagegen können alle Einwände der Vertreter des Parallelismus nicht aufkommen: das beweist aufs neue auch Eislers Buch.

München. B. Wities.

Die Unverträglichkeit der Arzneimittel. Wien 1907. Manz. 8°, V, 265 S. Von Hermann Hayek. Eine systematische Zusammenstellung unverträglicher Kombinationen der Arzneimittel, welche in der österreichischen Pharmokopöe ed. VIII und im deutschen Arzneibuch ed. IV. aufgenommen sind.

Es ist als ein glücklicher Gedanke zu bezeichnen diese Zusammenstellung unternommen zu haben, denn Rezepte, in denen unverträgliche Arzneimittelkombinationen vorgeschrieben werden, sind eine ebenso häufige, wie unangenehme Erscheinung in der pharmazeutischen Praxis. Daß daraus unbrauchbare und gesundheitsschädliche Arzneien resultieren, daß sich Konflikte zwischen Arzt, Apotheker und Patienten entwickeln, ist erklärlich. Das Material ist aber derartig angewachsen und neue Erscheinungen treten fast täglich hinzu, daß es für den praktischen Arzt stetig schwieriger wird, sich in diesem Irrgarten zurecht zu finden. Zudem gibt es eine große Zahl von Unverträglichkeiten, welche auch für den chemisch geschulten Arzt nicht im voraus ersichtlich sein können und lediglich Sache der Erfahrung sind.

Die Uebersichtlichkeit, das rasche Auffinden ist durch die tabellarische Darstellungsweise gewahrt. Es enthält der erste Teil in alphabetischer Reihenfolge angeordnet die Arzneimittel mit kurzer Beschreibung, darunter die unverträglichen Kombinationen mit kurzer Angabe, aus welchem Grunde sich diese verbieten. Bis auf 769 steigt hier die Ziffer.

Der allgemeine Teil enthält dann eine Uebersicht über die für chemisch besonders charakteristische Arzneimittelgruppen gemeinsamer unverträglicher Arzneimittelkombinationen, beispielsweise alle, die nicht mit Pflanzenauszügen, mit Säuren usw. zusammengebracht werden dürfen. Weiterhin folgt eine Zusammenstellung über die chemischen Bestandteile der Arzneimittel, wie alkoholhaltige, Fette enthaltende, Gerbstoff enthaltende usw. Das Buch füllt wirklich eine Lücke aus und kommt einem vielerseits empfundenen Bedürfnis entgegen. Es sollte kein praktischer Arzt versäumen, sich dieses Werk anzuschaffen.

Halle a. S. E. Roth.

*

Kleinere Mitteilungen.

1. **Hohe Platinpreise.** Infolge des beständigen Bedarfes der chemischen und elektrotechnischen Industrie an Platin ist, wie die englische Wochenschrift English Mechanic mitteilt, der Preis dieses Edelmetalls neuerdings ganz erheblich in die Höhe gegangen. Platin ist gegenwärtig nahezu doppelt so teuer als Gold und da einerseits die beiden genannten Industriezweige in allen Ländern einen immer größer werdenden Umfang annehmen, andrerseits eine wesentliche Steigerung des Ertrages der Platin-Minen im Ural, dem so gut wie ausschließlich in Betracht kommenden Fundort dieses jetzt so hochgeschätzten Metalls, nicht möglich ist, werden die Preise des letzteren voraussichtlich sich noch mehr erhöhen.

Es ist wohl kaum allgemein bekannt, daß vor nicht sehr langer Zeit aus Platin auch Münzen gepärgt wurden. Nach der Entdeckung größerer Mengen von Platinerz im Ural (1822) befand sich bald ein großes Quantum desselben in den Händen der russischen Regierung, die zunächst nichts Rechtes damit anzufangen wußte. Da kam (1827) der Finanzminister Krankin auf die Idee, es ausprägen zu lassen; er fragte vorsichtshalber bei A. v. Humboldt an, ob sich das empfehlen würde. Humboldt riet davon ab, hauptsächlich deshalb, weil der Umlauf von Münzen aus Platin bei dessen damals schon sehr schwankenden Preisen voraussichtlich Verwirrung erzeugen und Verluste verursachen werde; er empfahl dagegen die Verwendung der vorhandenen Platinvorräte zur Herstellung von Denkmünzen und Ehrenmedaillen, die an Stelle der bis dahin in so großer Zahl an in- und ausländische Offiziere, Gelrhete und Künstler verliehenen goldenen und silbernen Ordensauszeichnungen treten sollten. Der Minister führte sein Vorhaben gleichwohl durch: es wurden in der Zeit von 1828 bis 1845 Dukaten, Doppeldukaten und vierfache Dukaten (im Werte von 3, 6 und 12 Silberrubel) im Gesamtbetrage von 4¼ Millionen Rubel aus Platin geprägt und in Umlauf gesetzt. Im Jahre 1845 hatte aber infolge der erhöhten Platinproduktion der Unterschied zwischen dem Nennwert und dem wirklichen Metallwert dieser Münzen eine solche Höhe erreicht (er betrug fast 50 Prozent), daß sie eingezogen werden mußten und die weitere Verwendung des Platins zu Münzzwecken eingestellt wurde.

-s. **Major Powell-Cottons Expedition in den Kongo-Wald.** Major Powell-Cotton ist von seiner vor zwei Jahren in Begleitung seiner Gattin unternommenen zentralafrikanischen Forschungsreise nach Europa zurückgekehrt. Das Geographical Journal vom März berichtet einiges von dieser erfolgreichen Expedition zu den Zwergvölkern in den gewaltigen Kongo-Wald. Der Reisende zog vom oberen Nil südlich nach dem östlichsten Teil des Kongo-Staates und verbrachte geraume Zeit bei den Pygmäen in den Walddistrikten, welche er genau studieren konnte und von denen er photographische Aufnahmen machen durfte. Er hat ein prächtiges Exemplar des weißen Nashorns erbeutet und sechs neue, bis jetzt unbekannte Waldtiere festgestellt: eine dunkle afrikanische Tigerkatze von der Größe eines Leoparden, den Honigdachs oder den Iturizatel, die Elefantenspitzmaus, eine tauchende, mit Stoßzähnen bewehrte Antilope, einen neu entdeckten schwarz und weiß gestreiften Affen und einen gewaltig großen roten Büffel. Ein lebendes Okapi hat der Forschungsreisende nicht gesehen, obwohl eines in kaum 20 Meter Entfernung von ihm aufgestört worden war; doch konnte er das Fell und das Skelett eines erwachsenen Männchens an das Britische Museum senden, das alle bis jetzt aus Afrika gekommenen Okapis an guter Erhaltung übertrifft. Es gelang der Gattin des Reisenden, das Vertrauen der Pygmäen zu gewinnen, deren Sprache sie etwas kennen lernte und denen sie ärztlichen Beistand lieh. Aus den Waldgebieten zog die Expedition an den Albert Edward-See, wo sie eine kleine Gemeinde von Seeanwohnern traf, deren Häuser auf schwimmenden Plattformen standen. An den Ufern des Sassa-Stromes wurde Major Powell von einem verwundeten Löwen mehrmals angesprungen und konnte nur schwer sein Leben retten.

* **Neue Preise für Luftschiffahrt** sind für die nächste Zeit in größerer Anzahl ausgeschrieben worden. An der Spitze ist die Gordon-Bennett-Wettfahrt zu nennen, die am 19. Oktober d. J. in Saint-Louis stattfinden wird. Es sind dabei fünf Preise von 18,000, 4000, 3000, 2000 und 1000 M ausgesetzt worden. Deutschland hat zu diesem Wettbewerb bisher 3 Ballons angemeldet; andere Meldungen liegen aus Frankreich, Spanien, England, Belgien und Italien vor, und in Saint-Louis selbst hat sich ein neuer Aeroklub gebildet, um sich an der Wettfahrt zu beteiligen. Von anderen Preisen sind zu nennen: für die Freiballonwettfahrt mit Automobilverfolgung am 8./9. Juli in Düsseldorf Preise von 2000, 1000 und 500 M nebst 4 Ehrenpreisen; der Preis der Pariser Zeitung Matin von 200,000 M für Flugmaschinen oder Luftschiffe französischer Konstruktion auf einer Fahrt Paris—London; der Preis der englischen Zeitung Daily Mail für eine Fahrt London—Manchester, gleichfalls in einer Höhe von 200,000 Mark, aber für Flugmaschinen aller Länder offen stehend; der Preis der Badegesellschaft Ostende in einer Höhe von 160,000 M für eine Fahrt Paris—Ostende, gleichfalls für Flugmaschinen aller Länder offen, wobei jedoch die Strecke in wenigstens 24 Stunden zurückgelegt werden muß; ein Preis von 10,000 M für eine internationale Wettfahrt über den Kanal von Kap Grisnez nach Dover oder umgekehrt; ein gleichfalls internatio-

naler Wanderpreis für drei Wettfahrten mit je 16,000 M von Saint-Germain auf einer bestimmten Bahn nach dem Ausgangspunkt zurück; mehrere internationale Preise für Brookland, und zwar einmal vom Automobilrennklub für Flugmaschinen aller Länder für einen Kreisflug von 4827 Meter Länge auf der Automobilrennbahn mit 50,000 M, und zweitens ein Preis des Graphic am gleichen Platz von 20,000 M; der große Preis Deutsch-Archdeacon von 40,000 M für eine Fahrt in geschlossener Kurve von 1 Kilometer Länge; ein Preis von 10,000 M für die längste Fahrt des Jahres 1907; ein Preis Barnum u. Bailey von 40,000 M, wozu noch ein Engagement kommen soll; endlich ein großer Preis für Flugmaschinen von 800,000 M, wozu nähere Bedingungen noch nicht bekannt geworden sind.

l. **Schwarze Diamanten im Transvaal.** Dem soeben ausgegebenen ersten offiziellen Bericht des Transvaal Mines Department über die geologische Landesaufnahme im Transvaal ist zu entnehmen, daß diese neue englische Kolonie nicht nur reich ist an Gold und Edelsteinen, sondern auch eine jetzt schon ganz bedeutende Ausbeute an Steinkohlen aufzuweisen hat. Als die ergiebigste Grube der ganzen Kolonie gilt gegenwärtig die Witbank-Kohlengrube, doch sollen selbst Kohlenfelder von noch größerer Ausdehnung aufgefunden worden sein. Die enorme Wichtigkeit dieser Kohlenfunde für die industrielle Entwicklung des ehemaligen Buren-Freistaates liegt auf der Hand. In der Tat zeigt die Jahresausbeute an Kohlen ein rapides Ansteigen; sie betrug im Jahre 1893 für alle Kohlengruben im Transvaal zusammen noch nicht ganz 550,000 Tonnen, von Mitte 1905 bis Mitte 1906 dagegen nicht weniger als 2,750,000 Tonnen.

-rt- **Preisausschreiben für Seismometer.** Die internationale Seismologische Vereinigung schreibt Preise von 1000, 700, 500 und 300 M aus für die Konstruktion eines Seismometers, das selbsttätig Erdbeben aufzeichnet, die ihren Ursprung sehr nahe bei dem Beobachtungsort haben („Nahbeben"), und zwar muß das verlangte Instrument sowohl die horizontalen als auch die vertikalen Bewegungen des Erdbodens, 40- bis 50mal vergrößert, registrieren.

hc. **Personalien.** Am 21. März begeht der außerordentliche Professor für landwirtschaftliche Technologie an der Universität Breslau Dr. phil. Siegfried Friedländer das Goldene Doktor-Jubiläum. — Der Professor an der Industrieschule in München Arthur Ludwig Stiefel ist in Anerkennung seiner literarhistorischen Arbeiten von der Universität Gießen zum Ehrendoktor ernannt worden.

Hochschulnachrichten.

* **Heidelberg.** Zum Nachfolger des kürzlich verstorbenen Geh. Hofrates Professor H. Buhl ist der Untersuchungsrichter am hiesigen Landgericht und Privatdozent Dr. Karl Heinsheimer zum Ordinarius für deutsches und französisches Recht ernannt worden.

hc. **Frankfurt a. M.** Professor Dr. med. Hugo Lüthje, Direktor des hiesigen städtischen Krankenhauses, hat den Ruf als ordentlicher Professor an die Universität Halle abgelehnt.

hc. **Halle.** Der außerordentliche Professor und Direktor der medizinischen Poliklinik an der hiesigen Universität Dr. med. Eberhard Nebelthau tritt aus Gesundheitsrücksichten mit Ende des laufenden Wintersemesters vom Lehramt zurück.

* **Danzig.** Die hiesige Hochschule soll demnächst erweitert werden. Es soll eine Professur für deutsche Geschichte, eine hauptamtliche Dozentur für Chemie der landwirtschaftlichen Gewerbe und eine Professur für Maschinen geschaffen werden. Weiter würde als vierter Lehrstuhl der des Professors Wülfings neu zu besetzen sein.

hc. **Kiel.** Der Assistenzarzt bei Professor Helferich an der hiesigen chirurgischen Klinik Dr. med. Ernst Wilhelm Baum hat sich auf Grund der Schrift: „Knochenbrüche bei Tabes und deren ätiologische Stellung" als Privatdozent für Chirurgie an der hiesigen Universität habilitiert. Seine Antritts-Vorlesung behandelte das Thema: „Die Radiotherapie, ihre Grundlagen und ihre Bedeutung für die Chirurgie".

* **Hannover.** Der Eisenbahnbau-Inspektor a. D. Robert Otzen ist bei der Abteilung für Bau-Ingenieurwesen als Privatdozent für „konstruktive Anordnung von Bauwerken aus dem Bau-Ingenieurwesen und ihre theoretische Begründung" zugelassen worden.

Büchereinlauf.

Nachschlagewerke, Kalender ꝛc.

Klassisches Gedenkbuch. Ein Merkbuch für alle Tage des Jahres. Stuttgart. Verlag von Walter Seifert (2 M.)

Alfred Céresole: Die Montreux-Oberland-Bahn durch das Simmental. (Europäische Wanderbilder. 264, 265, 266.) Zürich. Verlag: Artistisches Institut Orell Füßli. 78 S. 1.50 M.)

A. Schmalix: Auf der Südbahn. Heft 1. München-Brenner-Verona. München und Brixen 1907. Kommissionsverlag der Preßvereinsbuchhandlung in Brixen. 68 S.

Theologie und Kirchenwesen.

Aufruf zur Ueberwindung der religiösen Trennung. Von einem evangelischen Geistlichen. Mainz 1897. Verlag von Franz Kirchheim. 45 S. (80 Pfg.)

D. Johannes Goyot: Nachwort zum Fall Korell. Mit den Verhandlungen der hessischen Landessynode vom 8. bis 10. November 1906. (Hefte zur christlichen Welt. Heft 58/58.) Tübingen 1907. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 106 S. (90 Pfg.)

Rudolf Knopf-Marburg: Die Zukunftshoffnungen des Urchristentums. (Religionsgeschichtliche Volksbücher. I. Reihe. 13. Heft.) Tübingen 1907. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 64 S. (50 Pfg., kartoniert 75 Pfg.)

Joseph Braun S. J.: Die liturgische Gewandung im Occident und Orient nach Ursprung und Entwicklung, Verwendung und Symbolik. Mit 318 Abbildungen. Freiburg i. Br. 1907. Herdersche Verlagsbuchhandlung. 797 S. (30 M, geb. in Halbfranz 33.50 M.)

Geschichte und Politik.

Dr. Albert Becker: Der gegenwärtige Stand der Pfälzer Geschichtsforschung. Vortrag bei der Jahresversammlung des Literarischen Vereins der Pfalz, 8. Dez. 1906. Speyer 1907. H. Gilardonesche Buchdruckerei. 14 S.

Ernst v. Meier: Französische Einflüsse auf die Staats- und Rechtsentwicklung Preußens im 19. Jahrhundert. 1. Band: Prolegomena. Leipzig 1907. Verlag von Duncker u. Humblot. 242 S. (5.40 M.)

E. v. Zernicki: Der polnische Kleinadel im 16. Jahrhundert. Mit dem Bildnis des Verfassers in Kupferstich. Hamburg 1907. Verlag von Henri Grand. 150 S. (geh. 6 M, geb. 8.50 M.)

August Fournier: Oesterreich und Preußen im 19. Jahrhundert. Ein Vortrag. Wien u. Leipzig 1907. Wilhelm Braumüller. 34 S. (1 M.)

August Fournier: Gentz und Wessenberg. Briefe des ersten an den zweiten. Wien und Leipzig 1907. Wilhelm Braumüller. 162 S. (4.20 M.)

PAUL BOURGET
Mitglied der französischen Akademie

Ehescheidung
Roman *(23299)

Autorisierte Übertragung von W. Eggert-Windegg

8° (XII und 436 S.) Preis geh. Mk. 3.50, in Salonband Mk. 4.50

„Der Tag", Berlin, schreibt 1905 Nr. 31 über das französische Original u. a.: „Unter den französischen Publikationen 1904 nimmt unstreitig Paul Bourgets Roman „Un divorce" die erste Stelle ein. Eine vielfältig und kunstvoll verschlungene Handlung, die in eine siegreich verfochtene These ausläuft. . . .

Die Größe der Gesichtspunkte bei seinem Angriff auf eine staatliche Einrichtung, die Bedeutsamkeit der Beweisgründe, die er den Anhängern der Ehescheidung in den Mund legt, um sie im Namen der religiösen und sozialen Ordnung zu bekämpfen, reihen den Verfasser unter die großen französischen Moralisten." . . .

Verlag Kirchheim & Co. Mainz

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Freitag, 22. März. Nummer 69.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten
Der unbedingte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und für direkten Lieferung die Beilagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Künstlerische Fragen der Schaubühne. Von Professor Max Littmann (München).

Magnetische Observatorien. Von Konservator Dr. J. B. Messerschmidt (München).

Bücher und Zeitschriften.

Marie v. Ebner-Eschenbach: Die unbesiegbare Macht.

Allgemeine Rundschau.

Die platonische Zahl.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Künstlerische Fragen der Schaubühne.*)

Von Max Littmann.

Die künstlerischen Fragen der Schaubühne sind alte Probleme, die — vor hundert Jahren schon gestellt — uns heute als den Kindern einer neuen Zeit zum Teil in einem anderen Lichte erscheinen mögen, die aber auch dann, wenn sie neue Beantwortungen nicht erfahren, so lange nicht aus der Diskussion verschwinden dürfen, bis sie endlich ihre Lösung gefunden.

Wenn sich Architekten unserer Zeit am Theater künstlerisch betätigten, so war bisher ihrer Wirksamkeit am Proszenium eine Grenze gesteckt. Der eiserne Vorhang gebot ihnen ein unüberwindliches „Halt", denn alle künstlerische Arbeit auf der Bühne war der kleinen Zunft der Maschinenmeister und Theatermaler überlassen. Nur wenige ganz Große: Goethe, Schinkel, Semper haben versucht, neue grundlegende Momente in die künstlerische Erscheinung unserer Schaubühne zu bringen — Versuche, die an einer für solche Ideen noch unreifen Zeit scheiterten. Der heutige Typus des Theaters, der seit Mitte des 18. Jahrhunderts von Italien auf uns in Deutschland überkommen, zeigt in seiner Entwicklung des Zuschauer- und Bühnenhauses keinerlei künstlerischen Fortschritt. Die künstlerische Kulturarbeit des verflossenen Jahrhunderts ist am Theater spurlos vorübergegangen, und wir erleben heute noch das ergötzliche Schauspiel, daß diesseits des Proszeniums der Architekt sein Logenhaus aufbaut und gepriesen wird, sobald er nur dem alten Organismus einige zurzeit gerade in Mode befindliche Schmuckformen aufklebte — und jenseits hinter dem Vorhang schaltet der Maschinenmeister und glaubt die Welt zu erobern, wenn er seine alte Bühnenmaschinerie in neue technische Formen bringt. Das Zurückdrängen künstlerischen Fühlens, eine allzu hohe Bewertung rein technischer Fertigkeit, jener Mangel künstlerischer Kultur, der unsere Städte- und Landschaftsbilder verwüstet hat, kennzeichnet den Geist, der auch die künstlerische Entwicklung unserer Theater aufgehalten.

Ich erkenne gewiß die eminenten technischen Fortschritte, die wir unserem unvergeßlichen Lautenschläger, dem Berliner Brand und dem Kölner Rosenberg zu verdanken haben, rückhaltlos an. D.: künstlerische Wirkung des Bühnenbildes haben aber auch diese Arbeiten nicht berührt; nur Lautenschläger ist es vergönnt gewesen, uns eine künstlerische Großtat zu hinterlassen: Ich meine die Münchener Shakespeare-Bühne, die weit über Deutschlands Grenzen hinaus Anerkennung gefunden hat.

Ich verkenne auch nicht die mancherlei Verbesserungen, die unsere Bühnenbilder durch die Einführung des elektrischen Lichtes erfahren haben, obgleich ja heute noch das elektrische Licht auf der Bühne immer noch sehr wenig seinem Wesen nach verwendet wird, und in der Hauptsache doch nicht mehr ist als ein Ersatz der alten Oel- und Gaslichter. Erst jetzt dürfte uns auch hierin eine entscheidende Neuerung erblühen durch die Erfindung des Franzosen Fortuny, dem man zurzeit in Berlin die Mittel zu umfassendsten Versuchen im Krollschen Theater gewährt.

Wenn bei dem bisher geübten System der Arbeitstrennung so wenige künstlerische Resultate erzielt wurden, so drängt sich uns doch die Frage auf, ob dieses System richtig war, und ob es überhaupt möglich ist, Bühne und Zuschauerraum zu trennen, ob beide nicht vielmehr zusammenhängen und voneinander abhängig sind, d. h. ob der Zuschauerraum nicht die notwendige Folge des Bühnenbildes ist. Wir werden das gegenseitige Verhältnis zwischen Bühne und Zuschauerraum am besten durch einen Vergleich zwischen einer antiken und einer modernen Bühne erkennen. Bei dem konventionellen Bühnenbild, das von den Barockkünstlern Italiens auf uns überkommen, wird durch eine perspektivische Tiefenentwicklung der Schein der Wirklichkeit erstrebt. Die Sichtbarmachung dieses Bildes erfordert deshalb ein Auditorium, das in seinen Seitenwänden nur die Fortsetzung der Seitenlinien des Bühnenbildes sein kann und deshalb eng begrenzt ist.

Im Gegensatze hierzu bot das antike Bühnenbild bei einer ganz geringen Tiefe, aber um so größeren Breite, mit einem einzigen gemalten Hintergrund und mit wenigen Vordergrundstücken nur eine stilistische Darstellung der Oertlichkeit, vor welcher sich die Szene abspielte, bei der jede perspektivische Täuschung ausgeschlossen, die Phantasie des Zuschauers aber zu um so intensiverer Mitarbeit angeregt war. Nicht ein Mangel an technischem Können war die Ursache jener einfachen Gestaltung des Bühnenbildes, sondern zweifellos das aus einer hochentwickelten künstlerischen Kultur hervorgegangene Fein-

*) Aus einem Vortrage, gehalten am 21. März im Architekten- und Ingenieur-Verein zu München von Professor M. Littmann.

gefühl, das bei einem Kunstwerk ein Hauptmoment betont wissen will und neben das Dichterwort, dem oftmals Musik beigegeben, nicht auch noch ein die Natur vortäuschendes Bühnenbild stellen wird. Bei diesem ganz flachen Bühnenbild konnten sich die Zuschauer in natürlichster Weise in Halbkreisen gruppieren, die, nach rückwärts stark ansteigend, vielen Tausenden Raum boten.

Aus diesem flüchtigen Vergleich ergeben sich die unabänderlichen Beziehungen zwischen Bühnenbild und Zuschauerraum, und wollen wir die Fragen lösen, die uns die Schaubühne aufgibt, so darf das nicht einseitig geschehen; es müssen beide Erscheinungen zusammengehalten werden.

So vielseitig wie die Gestaltung der künstlerischen Erscheinungen, die uns auf der Bühne entgegentreten, die alle Varianten umfassen vom modernen Seelendrama und dem feinen Konversationsstück bis hinauf zu dem großen Wort- und dem Tondrama, so vielgestaltig sind natürlich auch die Probleme, die uns entgegentreten. Beginnen wir zunächst mit dem Bühnenbilde.

Wie schon vorhin erwähnt, bedienen sich unsere Theater einer romanischen Bühnentechnik, die Bühnenbilder in großer Tiefe nach dem System des Guckkastens entwickelt. Diese falschen Bilder und ihr geradezu beleidigender, weil lächerlicher Naturalismus geben unserer Schaubühne eine künstlerische Verfassung, die der Würde des modernen Kulturmenschen nicht entspricht; sie sind schuld daran, daß feiner Empfindende, unsere besten Künstler, eine große Anzahl von Kunstfreunden, darunter unsere erlesensten Geister, sich immer mehr von der Stätte zurückziehen, die Schiller einst eine „moralische Anstalt“ nannte.

In der Tat ist es unverständlich, warum inmitten des ganzen Kulissenkrams mit gepappten Felsen und Leinwandhäusern gerade die Ausdehnung des „Raumes“ mit naturalistischer Treue behandelt werden soll, wie bei dem alles verzeichnenden und alle künstlerische Wirkung zerstörenden Rampenlicht, bei den unmöglichen Perspektiven, die geradezu komisch wirken, wenn vor dem Hintergrunde Akteure stehen, die sich um alles in der Welt nicht in der vom Maler angenommenen perspektivischen Verjüngung verkleinern, wie bei alledem eine Vortäuschung der Wirklichkeit erzeugt werden soll! Anselm Feuerbach hat dem Empfinden über diese Mißverhältnisse beredten Ausdruck gegeben, indem er sagte: „Ich hasse das moderne Theater, weil ich scharfe Augen habe und über Pappdeckel und Schminke nicht hinwegkommen kann. Ich hasse den Dekorationsunfug von Grund der Seele. Er verdirbt das Publikum, verschluckt den letzten Rest gesunden Gefühls und erzeugt den Barbarismus des Geschmacks.“

Diese romanische Bühnenform ist stilwidrig und deshalb handelt es sich für uns darum, eine neue Form zu finden, für die uns schon Goethe, Schiller und andere Große Fingerzeige gegeben. Goethe schreibt an Schiller am 8. April 1797: „So erschienen mir dieser Tage einige Szenen im Aristophanes völlig wie antike Basreliefen und sind gewiß auch in diesem Sinne vorgestellt worden!“

Das ist das reliefartige Bühnenbild, wie es uns heute noch bei den Japanern erhalten und von dem Prinz Rupprecht in seinen „Reiseerinnerungen aus Ostasien“ bei einer Schilderung des „Kirschblütentanzes“ sagt: „Die Dekorationen des Hintergrundes übertreffen an Schönheit wie Geschmack die meisten unserer europäischen Theater.“

Schiller bemerkt in der Vorrede zur „Braut von Messina“, daß die wahre Kunst im Menschen eine Kraft ausbilde, die „sinnliche Welt, die sonst nur als roher Stoff auf uns lastet, in eine objektive Form zu rücken“. Schinkel, der zu verschiedenen Malen Goethes Gast gewesen, und dessen Briefwechsel mit dem Großen von Weimar über den Bau des neuen Schauspielhauses in Berlin uns heute noch im Goethe-Schiller-Archiv erhalten ist, erklärt uns in den Erläuterungen eines Entwurfes zur Veränderung der Szene im kgl. Nationaltheater zu Berlin wie beim Theater der Alten „sogar absichtlich vermieden werden mußte, eine gemeine physische Täuschung der Szene zu bewirken, auf die bei dem modernen Theater nicht allein so fälschlich hingearbeitet wird, sondern, wo die Aufgabe so schlecht als möglich gelöst wurde und aus guten Gründen nie gelöst werden wird. Eine symbolische Andeutung des Ortes, in welchem die Handlung gedacht war, war vollkommen hinreichend, der produktiven Phantasie des Zuschauers eine Anregung zu geben, durch welche er imstande war, bei der hinreißenden Kunst der Darstellung der Handlung ganz ideal den angedeuteten Ort um diese herum bei sich weiter auszubilden, und ihm dann die wahre und ideale Illusion erwuchs, die ihm ein ganzes modernes Theater mit allen Kulissen und Soffiten nicht geben kann.“ Und dann weiter: „Daß die Malerei in Rücksicht der auf der Szene zusammengebauten Teile so sehr als möglich vereinfacht werde, ist eben so notwendig, wenn der lächerliche Eindruck jener widersinnigen, nie stimmenden Zusammensetzungen vermieden werden soll. Wenn wir daher unsere Szene in den mehrsten Fällen mit einer einzigen großen Bildwand verzieren könnten, so gingen wir schon unendlich weiter als die Alten, indem auf einer solchen selbst die vollkommenste physische Täuschung einer Ortsversetzung technisch erzwungen werden kann, besser und leichter als auf einer Szene mit Kulissen und Soffiten, die überall auseinanderfallen und bei der besten Anordnung nie aus einem einzigen Punkte einen Zusammenhang bilden können. Der größte Vorteil, der daraus entsteht, würde aber der sein, daß das Bild der Szene in jeder Hinsicht künstlerischer behandelt werden könnte und dennoch der Handlung weniger Abbruch täte, da es sich nicht prahlend vordrängt, sondern als symbolischer Hintergrund immer in der für die Phantasie wohltätigen Ferne hält. Soll die Szene einen höheren Charakter gewinnen, so muß unser Proszenium mehr das Wesen der festen Szene der Alten erhalten und ein kräftiger Abschluß — Rahmen sein für das Bild der ganzen Theater-Erscheinung.“ Soweit Schinkel.

Und in ganz ähnlichem Sinne äußert sich Gottfried Semper ausführlich in einer im Jahre 1849 erschienenen Denkschrift über das sogenannte alte Theater in Dresden, in welcher er seinen ersten Entwurf vom Jahre 1835 bespricht. Er sagt dort: „Man kann wohl überhaupt nur wünschen, daß das herrschende Bestreben nach prospektivischen und malerischen Gruppierungen für das der dramatischen Kunst weit günstigere altklassische Prinzip plastischer oder besser gesagt reliefartiger Anordnung derselben vertauscht werde.“

Jahrzehnte lang hat dann die Frage der Reformierung des Bühnenbildes geruht. Richard Wagner kam mit gerade entgegengesetzten Bestrebungen, und wenngleich ein Böcklin die Ansprüche Richard Wagners für künstlerisch unerfüllbar hielt, wurde von unserer gebildeten Welt über die Unmöglichkeiten hinweggesehen — die neue Musik hielt alle im Banne.

Die Erkenntnis über die Verkehrtheit unserer Bühnenbilder hat aber nicht geruht, und wenn nach Hildebrand die bildende Kunst ihren Gegenständen auch für den nahen Standpunkt durch die Art ihrer Darstellung die einheitliche Erscheinungsform gibt, welche die Dinge in Wirklichkeit erst bei größerer Entfernung zeigen; und wenn Aloys Riehl endlich die Gültigkeit dieser von Hildebrand für die bildende Kunst aufgestellten Sätze auch für die Poesie, insonderheit aber für das Drama nachweist und

schließlich zu dem monumentalen Satze kommt: „Auch in der dramatischen Poesie gilt die „Reliefauffassung", so haben wir die Grundlagen für jene auf den wesentlichsten Gesetzen der dramatischen Kunst selbst beruhende Bühnenreform, wie wir sie anstreben müssen, um an Stelle der bisherigen stilwidrigen eine stilvolle Szene zu erhalten.

Aber auch praktische Bühnenleute sind eingetreten für die Reformierung des Bühnenbildes. Neben E. Th. A. Hoffmann, der, mit Schinkel befreundet, ganz dessen Ideen vertrat und bei einer Inszenierung der Undine durchführte, ist später Eduard Devrient aufgetreten, der in seinem 1851 erschienenen Buche über das Passionsspiel in Oberammergau in begeisterter Weise die dortige Anordnung der Szene beschreibt und dabei wörtlich sagt:

„Die dramatische Behandlung der Geschichte hat ihre volle Berechtigung, sie irrt nach meiner Meinung nur in der Forderung: auf unseren Theatern dargestellt zu werden. Jeder Kunststoff hat eigene Bedingungen seiner Darstellung. Was für die Freskomalerei, für eine ausgedehnte Behandlung in architektonischer Folge geeignet ist, das wird nicht in das Staffeleibild gedrängt werden dürfen. Das Geschichtsdrama braucht ein Theater, wie die Griechen es hatten und wie die Ammergauer es haben.

Hier ist die Bühne, die dem Dichter die äußerste Gedrungenheit der Handlung und des Interesses erläßt und die sich nicht gegen eine epische Behandlung sträubt, welche eigentliche Geschichte ihrer Natur nach fordert; die Zeit und Raum darbietet, ganze Reihen von großen Epochen vor dem Zuschauer aufzurollen, und die, auf ihrem vielfachen Schauplatze, in einer Szene die umfassendsten Zustandsschilderungen begünstigt. Eine Bühne, welche die undramatischen Zwischenepochen dem Chor und den lebenden Bildern zur Erklärung und Versinnlichung überläßt, die also den unentbehrlichen Mittelgliedern eines Geschichtsdramas, welche auf unserer Bühne nur langweilen können, durch eine musikalische, lyrische, symbolische oder didaktische Behandlung einen abwechselnden Reiz zu geben erlaubt. Eine Bühne, die dem Dichter die Kombinations- und Einbildungskraft, zugleich mit der Ausdauer des Zuschauers, in viel höherem Grade zu Gebote stellt als unsere jetzigen Theater das erlauben."

Ganz eigene Wege geht der Engländer Edward Gordon Craig, der uns mit seinen Entwürfen für Szenen und Kostüme für das Theater durch eine Ausstellung in Berlin im Dezember 1904 bekannt machte, die dann später auch hier im Kunstverein zu sehen war. In gewissem Sinne gehören auch die Entwürfe des Schweden Karl Walser in Berlin hierher, dessen für die Komische Oper in Berlin entworfene Dekorationen zu „Hoffmanns Erzählungen" von der gesamten Presse als geradezu traumhaft schön geschildert wurden.

Als weiterer Vorkämpfer auf diesem Gebiete trat Georg Fuchs mit seiner anregenden Abhandlung „Die Schaubühne der Zukunft" auf, welche in der unter dem Titel „Das Theater" von dem Mannheimer Intendanten Dr. Karl Hagemann herausgegebenen Sammlung von Monographien veröffentlicht wurde. Fuchs hat insbesondere darauf aufmerksam gemacht, welch neue Aufgaben unserer Künstlerschaft durch diese werbende Idee gestellt werden, und wie sehr all diese Ideen in der Luft liegen, beweist die begeisterte Aufnahme, die die Vorschläge seinerzeit bei dem internationalen Kunstkongreß in Venedig fanden.

Und nun zu dem, der zuerst diese Bestrebungen in die Wirklichkeit zu übersetzen versucht, zu dem vielgeschmähten und vielgelobten Reinhard in Berlin.

Hatte er früher schon durch gutes Zusammenspiel und mit Hilfe der Drehbühne seine Vorstellungen auf eine bedeutsame künstlerische Höhe gebracht, so waren dieselben doch noch in szenischer Beziehung ganz im alten Fahrwasser. Er brachte uns im „Sommernachtstraum" ein wirkliches Birkenwäldchen auf die Bühne und überraschte durch die plastische Dekoration von Max Kruse, die — so effektvoll ihre Wirkung auch oftmals gewesen sein mag — doch nie und nimmermehr die Dekoration der Zukunft sein kann — schon aus rein praktischen Gründen —, denn wo hätte eine Bühne Platz zur Lagerung all dieser Dinge? Schlußfolgerungen aus den Reinhardschen Erfolgen zu ziehen, ist gefährlich; auch hier sind Verallgemeinerungen nicht am Platze.

Aber läßt sich solcher Stil auch entwickeln bei dem uns heute zu Gebote stehenden Repertoire? Gewiß nicht bei allen Bühnenwerken!

Das Wagnersche Ton-Drama z. B. ist ein in sich so völlig abgeschlossenes Kunstwerk, daß es unmöglich ist, an jene Bühnenbilder zu rühren; wir dürfen auch nicht Hand anlegen an die Große Oper im Sinne Meyerbeers, so wenig wie an alle modernen, realistischen Dramen, — sonst aber bietet sich uns ein endloses Repertoire, von den Schwänken eines Hans Sachs ab; es stehen uns alle Komödien und Tragödien Shakespeares und unserer deutschen Klassiker zur Verfügung. Und ist so erst einmal durch Beispiele bewiesen, wie das Wort des Dichters — befreit von dem ablenkenden Beiwerk unserer Ausstattungen — gewaltiger auf die Zuhörer wirkt als ehedem, dann wird auch der Teil unserer jüngeren Dichter nachfolgen, der heute noch zweifelnd vor diesen Ideen steht, weil er bisher die heutigen Zustände als selbstverständlich hinnehmen zu müssen glaubte. Dann werden auch unsere Dichter wieder menschliche Charaktere und Leidenschaften al fresco malen.

Noch immer haben wir das empfängliche Publikum für das große klassische Drama, denn es ist gewiß kein Zufall, daß Shakespeare jetzt geradezu der Modedramatiker geworden ist und daß Schillers Dramen heute mehr denn je ein dankbares Publikum finden.

Und welche Folgen ergeben sich nun aus einer Reform des Bühnenbildes für den Zuschauerraum? Es ist unbestritten, daß dem Logenhaus mit seinen übereinander aufgebauten Galerien eine Reihe in seinem innersten Wesen begründeter Mängel anhaften, die teils auf optischem, teils auf akustischem Gebiete die Wirkung der Vorstellungen beeinträchtigen. Diese Mängel wurden aber wenig beachtet, solange das Theater nur von einer geladenen, reichgeputzten Gesellschaft zu gegenseitiger Unterhaltung besucht wurde, und sie mußten in den vorhandenen und in den der Ueberlieferung folgenden neuen Theatern mit in den Kauf genommen werden, trotzdem allmählich eine ganz andere Auffassung über das Theater Platz gegriffen hatte. Ich habe früher schon ausgeführt, wie Schinkel und Semper sich über das Rangtheater äußerten, wie sie ihrerseits die Idee des Amphitheaters auffaßten. Es ist mir gelungen, das bisher unbekannte Original des Entwurfes zur Umgestaltung des Berliner Nationaltheaters vor 1817 im Charlottenburger Schinkelmuseum ausfindig zu machen und daraus ergibt sich, daß in den Skizzen Schinkels geradezu die Vorläufer des Bayreuther Wagner-Theaters zu erblicken sind und die unter dem Grundriß stehende Bemerkung: „Lichtreihen welche während der Vorstellung durch eine Klappe verdeckt werden" zeigt, daß schon Schinkel eine Verdunklung des Zuschauerhauses im Auge hatte. Die Fülle reformatorischer, alle Traditionen genial überspringender Gedanken bei Schinkel ist so weitgehend, daß man mit Fug und Recht be-

zaupten kann: Hier liegt der Ursprung des deutschen Amphitheaters.

Die Forderung für eine amphitheatralische Anordnung der Sitzplätze ist aber nicht allein von Schinkel, Wagner und Semper gestellt worden. Auch fürs Schauspielhaus wurde diese Forderung gestellt und da ist auf das von Otto March nach Friedrich Schöns Ideen erbaute Volksthcater in Worms als auf einen ganz gewaltigen Fortschritt in der Theaterbaukunst hinzuweisen. Da nenne ich vor allem Dr. Paul Marsop, der in überzeugendster Weise die Vorteile des Amphitheaters erwiesen hat; da nenne ich den durch sein monumentales Werk über Theaterbau bekannt gewordenen Londoner Architekten Edwin O. Sachs, der nach einem Besuch des Prinzregententheaters nach Hause zurückgekehrt, einen Entwurf für ein Amphitheater aufstellte; ich nenne Theodor Fischer, der die „amphitheatralische Form" rundweg als die einzig richtige bezeichnet und in seinem ersten Theaterentwurf anwendete. Hier schaltet Redner die durch ein aufgestelltes Modell veranschaulichte Beschreibung des Schiller-Theaters in Charlottenburg ein — eines Volkstheaters im wahrsten Sinne des Wortes und fährt dann fort:

Der Erfolg des Baues ist da; das Publikum hat sich mit den völlig veränderten Verhältnissen vertraut gemacht und erkennt die gebotenen Verbesserungen an. Zahlen sprechen. Das am 1. Januar 1907 eröffnete Haus hat heute schon 8000 Abonnenten und bei einem Eintrittsgeld von 2.10 M — resp. von 1.80 M im Abonnement — für den teuersten, und von 40 Pfg. für den billigsten Platz, in welchem Preis noch Garderobegeld und Theaterzettel inbegriffen sind, hat das Unternehmen einen Reingewinn von 28,000 M im Monat Januar allein abgeworfen.

Nun wissen wir freilich, daß rein künstlerische Rücksichten, wie sie etwa beim Wagner-Theater walteten, wie sie hier am Schiller-Theater sprechen durften, allein nur selten maßgebend sein können. Da, wo höfische Etikette oder gesellschaftliche Einrichtungen eine Teilung der Besucher gebieterisch erheischen, wird der Architekt nicht umhin können, immer wieder beim Rangtheater anzuknüpfen. Es wird aber dann seine Aufgabe sein, die diesem System anhaftenden Schäden zu vermeiden, oder doch zu mildern, und das Gute des Amphitheaters nach Möglichkeit zu übernehmen. (Es folgen Erläuterungen und Erklärungen zu den vorgelegten Plänen und Modellen des kgl. Theaters in Bad Kissingen und des großherzogl. Hoftheaters in Weimar.)

Haben wir so gezeigt, wie wir den alten Forderungen in einem Amphitheater voll und ganz und schließlich wenigstens in mancher Beziehung auch in einem neugestalteten Rangtheater gerecht werden können, so sind damit doch nicht alle Fragen gelöst, die sich uns entgegenstellen.

Bisher unterschied man allgemein nur zwischen Opernhaus und Schauspielhaus; da wir aber für die Mozart-Oper (diese hier nur als Gattungsbegriff genommen) ein anderes Haus benötigen als für das große Tondrama, und das Konversationsstück ganz andere Anforderungen an ein Haus stellt als das große klassische Drama, so würden wir — wollten wir alle künstlerischen Bedingungen restlos erfüllen — vier Häuser benötigen Das ist eine Anforderung, die natürlich nur eine vielfache Millionenstadt erfüllen kann, und es ist die Frage, ob man sich deswegen immer mit Kompromissen abfinden soll. Ich glaube: nein! Hätten wir ein Mittel, das große Haus ebenso wie das kleine für die Oper (resp. das Musikdrama) und für das Wortdrama einzurichten, so würden wir in der Lage sein, mit zwei Häusern allen künstlerischen Anforderungen gerecht zu werden. Und wir können das!

Das von mir nach langjährigen Versuchen konstruierte „variable Proszenium" soll helfen, einen Teil der störendsten Erscheinungen in unseren Theatern zu beseitigen und einen würdigen Rahmen für das Bühnenwerk zu bilden. Mit ihm ist aber nur ein kleiner Teil der vielfachen künstlerischen Anforderungen erfüllt, welche die Bühne an uns stellt. Die grundlegende Arbeit muß immer beim Bühnenbild beginnen. Wir stehen am Anfang einer mächtigen Reformbewegung.

Es versteht sich von selber, daß wir unsere Reformation nicht mit einer Bilderstürmerei einzuleiten brauchen und daß die nach Millionen zu bewertenden Dekorationen unserer Theater in Ruhe weiter dienen können. Unsere neue Künstlerbühne wird zunächst „Festbühne" werden und bestimmt sein, als heilkräftiger Quell zu dienen, von dem aus neues, frisches künstlerisches Leben hinausgeht. Von ihr kann auch das alte Bühnenbild an künstlerischer Einheit und Geschlossenheit gewinnen und die Shakespeare-Bühne ohne weiteres zu künstlerischer Vollendung gelangen. Und wenn etwas unsere Hoffnungen zu stützen vermag, so ist's die Gewißheit, daß wir — was bei Reformen so selten — vor solchen stehen, deren materieller Aufwand geringer ist als das bisher Dagewesene.

Würde aber in unserem Sinne die Bühne befreit von unkünstlerischen Hemmungen und gehoben werden zu antiker Größe und Einfachheit der Darstellung, dann wäre die Bahn frei zu einer Entwicklung des modernen Theaters als einer sozialen Wohlfahrtsanstalt; sie würde sich entfalten können zu einer segensreichen Kunststätte, die Goethe einst schilderte mit den Worten:

„Da ist Poesie, da ist Malerei, da ist Gesang und Musik, da ist Schauspielkunst und was nicht noch alles! Wenn all diese Künste und Reize von Jugend und Schönheit an einem einzigen Abend, und zwar auf bedeutender Stufe, zusammenwirken, so gibt es ein Fest, das mit keinem anderen zu vergleichen!"

Magnetische Observatorien.

Bis zum Ausgang des Mittelalters glaubte man, daß die Magnetnadeln genau den astronomischen Meridian anzeigen. Erst im 15. Jahrhundert fand man zwischen diesen beiden Richtungen einen Unterschied, den man mit dem Namen magnetische Deklination oder Mißweisung bezeichnete. Bald darauf entdeckte Christoph Columbus auf seiner ersten Entdeckungsreise nach Amerika (1492), daß die Mißweisung nicht überall gleich groß ist, sondern sich von Ort zu Ort etwas verändert.

Ebenso kannte man nur die natürlichen Magnete, d. h. man gebrauchte allein die Magnetsteine. Erst G. Hartmann in Nürnberg fand, daß durch Bestreichen von gehärtetem Eisen dieses andauernd magnetisch gemacht werden könnte; ja, daß diese künstlichen Magnete sogar noch viel kräftiger seien, als die natürlichen. Nun wurden rasch nacheinander eine Anzahl Entdeckungen gemacht, so die Eigenschaft der Magnetnadel, gegen den Horizont immer unter einem bestimmten Winkel sich zu neigen (Inklination), noch durch Hartmann selbst.

Auch hatte schon J. Chr. Sturm, Professor in Altdorf bei Nürnberg, im 17. Jahrhundert regelmäßige magnetische Beobachtungen an verschiedenen Orten angeregt, was aber erst durch A. v. Humboldt im Anfange des 19. Jahrhunderts zur Ausführung gelangte. Man hatte aber unterdessen erkannt, daß die magnetischen Elemente, nämlich Mißweisung, Inklination und Intensität, d. i. die Kraft, mit der die Magnetnadel von der Erde angezogen wird, sowohl von Ort zu Ort, als auch mit der Zeit sich verändern. Ebenso hatten bereits im 18. Jahrhundert Hiorter und Celsius bemerkt, daß beim Auftreten der geheimnisvollen Nordlichter, die ja in den nördlichen Ländern viel häufiger und prachtvoller sich entfalten als

bei uns, die Magnetnadeln in heftige Schwankungen geraten, wofür Humboldt den Namen „magnetische Gewitter" einführte.

Diese Mannigfaltigkeit der Erscheinungen konnte aber nicht durch gelegentliche, sondern nur durch systematische Beobachtungen ergründet werden, und diese ins Leben gerufen zu haben, ist neben A. v. Humboldt kein geringerer als der größte Mathematiker aller Zeiten, C. F. Gauß, gewesen. Nicht nur errichtete er mit W. Weber in Göttingen das erste moderne magnetische Observatorium, sondern er vervollkommnete auch die Instrumente und entwickelte die noch heute anerkannte Theorie des Erdmagnetismus.

Damit war das Studium des Erdmagnetismus zu einem der wichtigsten physikalischen Zweige geworden und es entstanden auch rasch nacheinander auf der ganzen Erde solche Observatorien. Die Nützlichkeit, welche das Kompaßwesen zur See hat, veranlaßte überdies die Engländer zu Expeditionen, welche die magnetischen Verhältnisse in den entferntesten Gegenden studieren sollten. Zu dieser Zeit (1839) wurde auch das magnetische Observatorium in München von J. Lamont bei der Sternwarte eingerichtet. Hier wurden in den ersten Jahren stündliche Beobachtungen durch Tag und Nacht ausgeführt, später beschränkte sich Lamont auf die Tagesbeobachtungen.

Aus verschiedenen Gründen, die hauptsächlich finanzieller Natur waren, mußte 1886 die lange Reihe in München unterbrochen werden. Unterdessen war in Deutschland ein neues Observatorium in Wilhelmshaven erstanden, das für die Zwecke der Marine astronomischen, magnetischen und meteorologischen Aufgaben dient. Etwas später (1889) wurde dem Berliner Meteorologischen Institut ein groß angelegtes magnetisches Observatorium in Potsdam angegliedert, das, mit reichlichen Mitteln ausgestattet, hauptsächlich die wissenschaftliche Seite pflegen sollte.

Dadurch kam auch die Frage der Neueinrichtung des Münchener Observatoriums wieder in Fluß, aber erst 1896 führte dies zu dem Bau des jetzt bestehenden Instituts. Unterdessen aber hatte der Elektromagnetismus so rasche Fortschritte gemacht, daß er in allen praktischen Tätigkeiten Eingang fand und auch bei den elektrischen Straßenbahnen angewendet wurde. Hier geht der Strom durch die Maschine und kehrt dann durch den Boden nach dem Ursprungsort zurück. Dabei aber zerstreut er sich teilweise in den Boden. Diese sogenannten vagabondierenden Ströme beeinflussen nun die Magnetnadeln und verhindern damit genaue magnetische Messungen. In physikalischen Kabinetten kann man sich vor diesen Strömen schützen. Will man aber den Erdmagnetismus selbst messen, so darf man keine Schutzmaßregeln anwenden, und es müssen daher die erdmagnetischen Messungen in größeren Entfernungen von solchen Störungsquellen ausgeführt werden. Solche schlimme Erfahrungen mußten in den letzten Jahren fast alle maguetischen Observatorien machen, so London, Wien, Washington usw. Ein Institut nach dem andern mußte seine Tätigkeit einstellen. Aber bei der Wichtigkeit, welche der Erdmagnetismus in der Marine, im Bergbau usw. spielt, mußte man auf einen Ersatz bedacht sein.

So wird auch jetzt das alte Wiener Institut nach Kremsmünster verlegt, wo es wohl für lange Zeit vor den Starkströmen geschützt bleiben wird. In Kopenhagen können wegen der elektrischen Trambahnen schon seit einigen Jahren keine brauchbaren Messungen mehr erhalten werden. Es wird deshalb in dem 19 Kilometer entfernten Orte Rude Skov ein neues magnetisches Observatorium errichtet.

Ein völlig neues Observatorium, das sich zur Aufgabe das Studium der Beziehungen zwischen den Vorgängen auf der Sonne und der Erde, insbesondere der elektrischen und magnetischen, gesetzt hat, ist kürzlich in Spanien von der Gesellschaft Jesu gegründet worden, das Ebro-Observatorium bei Tortosa. Es ist mit allen Mitteln ausgestattet, um geophysikalische Forschungen bestens ausführen zu können, wie meteorologische, luftelektrische, magnetische Messungen nebst Erdstrom- und Erdbebenbeobachtungen.

Alle diese Aufgaben wurden auch unter Lamont in München gepflegt. Durch die Zunahme der großstädtischen Verhältnisse sind aber manche Messungen unmöglich geworden, so insbesondere die Beobachtungen der Erdströme Andere wie die erdmagnetischen Messungen leiden auch schon teilweise recht merklich darunter und werden, wenn die beabsichtigte Ausdehnung des elektrischen Trambahnnetzes erfolgt, ganz unbrauchbar werden. Es wird daher auch dieses Observatorium bald dem Beispiel der anderen folgen und seinen Sitz außerhalb des Getriebes der Großstadt verlegen müssen.

Das magnetische Observatorium in Potsdam ist bis jetzt fast ganz ungestört, da der Stadt die Einführung des elektrischen Betriebs ihrer Straßenbahn bisher untersagt wurde. Aber allmählich machen sich die Starkstromnetze von Berlin und Spandau bemerklich, so daß bereits jetzt eine Filiale 13 Kilometer südlich von Potsdam, am Seddiner See, eingerichtet wurde, um bei einer allfälligen Verlegung die Kontinuität in den Beobachtungen zu erhalten.

Weniger gefährlich für die erdmagnetischen Forschungen dürfte die Einführung von elektrischen Hauptbahnen sein, da bei diesen der elektrische Strom nicht durch die Erde, sondern nur durch isolierte Leitungen von der Zentrale zum Motor und wieder zurückgeführt wird. In diesem Falle werden die Einwirkungen auf die Magnetnadeln schon in geringen Entfernungen unschädlich. Es ist daher bei einer Verlegung der elektrischen Warten auf diese Bahnen nicht Rücksicht zu nehmen, oder höchstens nur so weit, daß man davon etwa 1 Kilometer im mindesten entfernt bleibt, eine Bedingung, die sich verhältnismäßig leicht erfüllen läßt.

München. J. B. Messerschmitt.

Bücher und Zeitschriften.

Die unbesiegbare Macht. Zwei Erzählungen von Marie v. Ebner-Eschenbach. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel.

Seit den unübertrefflichen Vorschriften in Lessings „Antiquarischen Briefen" ist es ein allgemein anerkannter Grundsatz, daß der Kritiker seine Ausstellungen an einem Buche nur aus diesem Buche selbst ableiten darf, alles aber, was er von der Persönlichkeit des Verfassers weiß, vollständig auszuschalten hat. Muß der Kritiker sich auch die gleiche Beschränkung auferlegen, wenn er sich getrieben fühlt, aus vollem Herzen zu loben? Wir glauben, nein. Wenn wir bei einem ganz ungelehrten, auf einer sozial niedrigen Stufe stehenden Menschen Worte tiefer Weisheit und Lebenskenntnis hören, so wirkt das stärker auf uns, als wenn sie von einem Philosophieprofessor stammen. Und daß die Frau, die durch ihre früheren Werke so einmütige Bewunderung, durch ihre Güte und Menschenliebe so allgemeine Liebe errungen hat, in ihrem hohen Alter noch die ungeschwächte Kraft besitzt, eine ergreifende Handlung, Menschen von ausgeprägter Eigenart zu gestalten, die echten Töne der Leidenschaft zu finden, das macht uns die vorliegenden Erzählungen besonders wert. Es ist nichts Greisenhaftes darin, wenn auch die zweite Erzählung, „Ihr Beruf", etwas breit geworden ist. Die erste, „Der Erstgeborene", steht nach unserem Dafürhalten auf der vollen Höhe der besten Schöpfungen der Verfasserin.

Die unbesiegbare Macht ist das in jedem Weibe schlummernde Muttergefühl. Von der Muttersehnsucht nach ihrem Erstgeborenen wird die schöne Bäuerin Lona unwiderstehlich erfaßt, und sie kommt nicht zur Ruhe, als bis sie ihn einmal an ihr Herz drücken konnte. Sie hatte ihn, als er ein kleines Kind war, gar nicht lieb haben können, weil sein Anblick ihr immer die schauerliche Stunde ins Gedächtnis rief, da sie das Opfer der Gewalttat des allmächtigen Gutsherrn geworden. Sie hatte damals ein wahres Martyrium durchlebt. Besonders grausam war ihr Verlobter gegen sie gewesen, bis es gelang, ihn zu überzeugen, daß sie an der erlittenen Schmach unschuldig war, und so wurde sie sein glückliches Weib. Vorher war sie dem Grafen angetraut worden, als dieser sein Ende herankommen fühlte und den Sohn, an den sich sein Herz gehängt hatte, legitimieren

wollte. Sie hatte damals durch einen feierlichen Akt auf den Sohn verzichten müssen In ihrem neuen Glück und beim Anblick der beiden prächtigen Knäblein, die sie dem Gatten geboren, ist es ihr ein beständiger Vorwurf, daß sie dem Erstgeborenen die Mutterliebe entzogen hatte. Man muß sich in die uns so fern liegende Zeit des Vormärz versetzen, um die ungeheuerlichen Verhältnisse zu begreifen, die wir in dieser Geschichte kennen lernen. Auf diesem Boden aber macht alles das Gepräge der Echtheit und Lebenswahrheit.

Die Erzählung „Ihr Beruf" spielt in Wien in der Gegenwart. Die fünf Töchter des Präsidenten Staudernheim sind alle scharf individualisiert Eine von ihnen, Johanna, hat von früher Jugend an den Beruf in sich gefühlt, sich dem himmlischen Bräutigam zu widmen. In der jungen Asketin werden schließlich Gefühle der Mutterliebe erweckt, da der Mann, der ihr einst vergebens Hand und Herz angeboten, ihr aus weiter Ferne das Kind schickt, das er hinterlassen. Die Szene, in der das Kindchen, das ein paar Worte Spanisch spricht, sich vor der schwarz gekleideten Dame fürchtet und dann ganz zutraulich wird, da sie ihr schwarzes Ueberkleid abwirft und weiß vor ihm steht, ist ein allerliebstes Kabinettstück.

Frankfurt a. M. Sigmund Schott.

Allgemeine Rundschau.

Die platonische Zahl.

Wir erhalten folgende Zuschriften:

I.

In Nummer 63 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 15. März ist eine mit M. unterzeichnete Notiz erschienen, worin auf meinen soeben im Philologus erschienenen Aufsatz über den Sinn der platonischen Zahl hingewiesen wird. So sehr ich dem geschätzten Herrn Referenten für die freundliche Würdigung meines Artikels verbunden sein darf, so muß ich doch bedauern, daß die unklare Fassung einer Stelle seines Berichtes geeignet ist, mein entscheidendes Verdienst an der Lösung des säkularen Problems zu verschleiern. Herr Referent meint, ich hätte die Präzessionszahl 25920 mit der platonischen Zahl 2592 in Zusammenhang gebracht. Das klingt so, als sei die Berechnung der platonischen Zahl mit 2592 bereits vor mir gang und gäbe gewesen. Demgegenüber möchte ich nur kurz folgendes konstatieren: Die platonische Zahl wurde von mir allein und zuerst auf 2592 berechnet und entsprechend konstruiert. Publikation 1896 bei Hoelder in Wien.

Der Zusammenhang der Stelle aus Platon mit der Präzession wurde auf Grund dieser meiner ersten Berechnung gleichfalls von mir allein und zuerst im genannten Artikel des Philologus nachgewiesen. Daß man den Präzessionsumlauf jemals (im 17. und 18. Jahrhundert) auf 25920 Jahre berechnet hatte, war eine vollkommen verschollene Tatsache, die selbst der grundgelehrte Adam, der doch meine erste Schrift kannte und zitiert, nicht gewußt und deshalb auch nicht ausgenützt hat. Berechnung, Konstruktion und Deutung der platonischen Zahl sind also durchaus mein geistiges Eigentum, worüber ja die Akten zutage liegen.

Die dritte Frage, ob nämlich schon die Babylonier die Präzession mit 25920 Umlaufsjahren bestimmt haben und Platon also alles ihnen entlehnte, kann allerdings nur von Orientalisten beantwortet werden. Daß aber diese Frage überhaupt formuliert werden kann, ist nur auf Grund meiner beiden Arbeiten möglich.

Wien. Dr. Georg Albert.

II.

Auch ich möchte mich zu der Notiz in Nr. 63 noch kurz äußern, zumal ja meine eigene Notiz in Nummer 57 über Professor Hilprechts Buch teilweise mit den Anlaß zu ersterer gegeben hat.

Was zunächst die Deutung der in Rede stehenden Stelle aus Platons Politeia anlangt, so stehen sich jetzt zwei Deutungen gegenüber, die schon 1896 von Dr. Georg Albert gefundene und scharfsinnig begründete, wonach 2592 die gesuchte Zahl ist, und die von Hultzsch und John Adam auf verschiedenem Wege und mit verschiedener Erklärung der Einzelposten erschlossene Zahl 3600 im Quadrat oder 12960000 (zwölf Millionen neunhundertsechzig Tausend). Der letzteren Deutung schloß sich Professor Hilprecht an, da er aus verschiedenen Uebungstafeln der Tempelbibliothek von Nippur (über deren Existenz, nebenbei bemerkt, nicht der geringste Zweifel sein kann) gerade 12960000 als die große Zahl der babylonischen Mathematik nachweisen konnte. Die Frage, ob 2592 oder 12960000 das Richtige in der platonischen Stelle trifft, will und kann ich heute nicht entscheiden, möchte aber nur darauf hinweisen, daß 2592 in 12960000 gerade 5000mal enthalten ist oder mit anderen Worten, daß 1296 (der zehntausendste Teil von 12960000!) gerade die Hälfte von 2592 ergibt, so daß es also erst die Frage ist, ob nicht beide Deutungen von dem vielleicht absichtlich dunkel sich ausdrückenden Plato in Aussicht genommen waren.

Nun kommt aber das Interessanteste, nämlich die Beziehung dieser beiden Deutungen zu der von Georg Albert wieder ausgegrabenen, schon im Altertum bekannten Präzessionszahl 25920. Kurze Zeit nach der Mitte Januar niedergeschriebenen Notiz in Nr. 57 (vom 8. März) machte ich an Hilprechts 12960000 verschiedene Proben, um zu sehen, ob diese Zahl wirklich den Schlüssel zum Verständnis der ganzen altorientalischen Aeonenlehre enthalte, und so dividierte ich u. a. auch die aus Herodot bekannte Phönix-Periodenzahl 500 in 12960000, woraus sich 25920 als Resultat ergab. Da mir nun längst aus anderen Gründen fest stand, daß die Babylonier die Präzession gekannt haben müssen (vergl. ihr Zwillingszeitalter, Stierzeitalter usw.) und ich aus Littrows Wunder des Himmels die genaue Zahl 25812 Jahre und die runde Zahl 26000 Jahre wußte, so war mir von diesem Moment an gewiß, daß das in der Mitte drin liegende 25920, das 500mal (die Phönixzahl) genommen das Quadrat des babylonischen Saros ergibt, die babylonische Berechnung der Präzession vorstellen werde. Und nun hat, ohne daß einer vom anderen wußte, Dr. Albert, durch Voltaire darauf gebracht, gefunden, daß tatsächlich 25920 als Präzessionszahl im Altertum bekannt war und hat daraufhin sofort den engen Zusammenhang dieser Zahl mit der Zahl Platos, die nach ihm ja 2592 sein mußte, erkannt!

Möge man nun Dr. Alberts 1896 erschienene Broschüre über die platonische Zahl und Hilprechts neues, auch sonst vieles über die Mathematik der Babylonier bringendes Buch eifrigst studieren. Es werden sich gewiß noch weitere interessante Entdeckungen an beides anreihen und aus beiden sich ergeben. Eine zusammenfassende kurze Darlegung des beiderseitigen Materials und der beiderseitigen Beweisführungen etwa in Form einer kleinen Abhandlung wäre, zumal da Hilprechts Band doch den weiteren Kreisen nicht so gut zugänglich ist, gerade jetzt sehr erwünscht; mir fehlt leider im Augenblick die Zeit dazu.

München. Professor Dr. Fritz Hommel.

*

Kleinere Mitteilungen.

* **Das 200jährige Jubiläum Karl v. Linnés** wird außer an der Universität in Upsala auch von der Akademie der Wissenschaften in Stockholm durch große Feste begangen werden, die nach Abschluß der Feierlichkeiten in Upsala am 25. Mai stattfinden. Linnés Name ist mit der Stockholmer Akademie eng verknüpft. Bevor er Professor in Upsala wurde, wohnte er in Stockholm, wo er eine ausgedehnte ärztliche Praxis ausübte. In dieser Zeit gründete er im Verein mit fünf anderen Männern die Schwedische Akademie der Wissenschaften, deren erster Präsident er wurde. Außer den Feierlichkeiten werden bei diesem Anlasse auf Veranstaltung der Akademie wertvolle Druckwerke herausgegeben, so eine Anzahl der wichtigsten Schriften Linnés, namentlich solche, die vergriffen oder im Buchhandel selten sind, dann eine Serie Darstellungen über Linnés Bedeutung für die verschiedenen Zweige der Naturwissenschaft, die Fächer der Botanik und Zoologie, Geologie, Mineralogie und Medizin. Endlich läßt die Akademie eine große Linné-Medaille prägen, die in Gold für besonders hervorragende Verdienste im Gebiete der Naturwissenschaften verliehen werden soll. Von den Universitäten und Akademien des Auslandes, von denen u. a. besonders die deutschen zahlreich eingeladen sind, wird eine Anzahl hervorragender Vertreter zu den Linné-Festen erwartet.

*

Hochschulnachrichten.

hc. **Heidelberg.** Der etatsmäßige außerordentliche Professor und Direktor des zahnärztlichen Instituts an der hiesigen Universität Dr. med. Gottlieb Port wurde in gleicher Eigenschaft an Stelle des im Oktober 1906 verstorbenen Professors Dr. Friedrich Hesse an die Leipziger Universität berufen.

H. **Freiburg i. d. Schweiz.** Der Professor der englischen Sprache an der hiesigen Universität Henry Cullimore ist in London gestorben. Er war seit dem vergangenen Sommer krank. Zur Vornahme einer Operation reiste er nach England und erlag nun seinem Leiden während der Operation.

Verzeichnis der Vorlesungen
an der
Kgl. Universität Münster i. W.
für das
Sommer-Semester 1907.

Die Zahlen bedeuten die Wochenstunden der Vorlesungen; g = gratis.

I. Theologische Fakultät.

Feil: Allgemeine Einleitung in die Bücher des alten Testaments (3); Biblische Hermeneutik (2 g); Alttestamentliche Uebungen (1 g). — Bludau: Erklärung des Hebräerbriefes (3); Apostelgeschichte (2 g); Exegetische Uebungen (1 g). — Engelkemper: Hebräische Sprachlehre (2); Erklärung der Genesis (Patriarchen) (2 g); Assyrische Grammatik (1 g). — Pieper: Kirchengeschichte des Mittelalters, I. Teil (3); Altchristliche Epigraphik (1 g); Kirchengeschichtliche Uebungen (1 g). — Diekamp: Kirchengeschichte, I. Teil (3); Dogmengeschichte des Mittelalters (Fortsetzung) (2 g); Patristische Uebungen (1 g). — Dörholt: Methaphysik, I. Teil (2); Apologetik, I. Teil (2 g); Eschatologie (2 g). — Bautz: Die dogmatische Lehre von der Gnade (4); Apologetik der Kirche (Schluß) (2 g). — Renz: Christologie (4); Der Mensch im Jenseits (1 g); Dogmatische Uebungen (1 g). — Mausbach: Moraltheologie, III. Teil (4); Die übernatürliche Offenbarung und ihre Vollendung in Jesus Christus (für Studierende aller Fakultäten) (1 g); Uebungen im moraltheologischen Seminar (1 g). — Hüls: Homiletische Erklärung der Perikopen (3); Gebetsliturgik (2 g); Homiletisches Seminar (1 g). — Hitze: Handwerkerfrage (2); Lehre vom Staate (2 g); Soziale Uebungen (1 g). — Cortner: Der gregorian. Choral, mit Bezug auf die Editio Vaticana — Stimmbildungslehre (1 g); Charakteristik der Choraltonarten nebst praktischen Uebungen (1 g); Elemente der Kirchenmusik. — Praktische Uebungen (1 g).

II. Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät.

Krückmann: Einführung in die Rechtswissenschaft (4); Anschauungsmittel für den Rechtsunterricht (1 g). — Erman: Pandektenexegese (2). — Langen: Römischer Zivilprozeß (2). — Erman: Römisch-rechtliches Seminar (einmal alle 14 Tage) (2 g). — Krückmann: Römische Rechtsgeschichte (4). — Erman: System des römischen Rechts (mit Zugrundelegung von Sohms Institutionen) (4). — Krüger: Sprachliche Einführung in die Quellen des römischen Rechts (3); Konversatorische Uebungen über System und Geschichte des römischen Rechts (3); Die Sabinus-Kommentare (mit Digestenauslegung) (1 g). — Oberlandesgerichtsrat Modersohn: Bürgerliches Recht: Allgemeiner Teil (4). — Krüger: Bürgerliches Recht II (Recht der Schuldverhältnisse) (4). — Jacobi: Das heutige deutsche Sachenrecht (B. G.-B. III) mit Ausschluß des Hypothekenrechts (4). — Naendrup: Bürgerliches Recht IV (Familienrecht) (4). — Schreuer: Bürgerliches Recht V (Erbrecht) (4). — Langen: Uebungen im bürgerlichen Recht für Anfänger, mit schriftlichen Arbeiten (2). — Erman und Krückmann: Uebungen für Fortgeschrittene im Bürgerlichen Recht, mit schriftlichen Arbeiten (2). — Naendrup: Konversatorium über den allgemeinen Teil des B. G.-B. (2); Konversatorium über das Schuldrecht des B. G.-B. (2). — Krüger: Konversatorium über Bürgerliches Recht III (Sachenrecht) (2). — Krückmann: Konversatorium über Familienrecht (2); Konversatorium über Erbrecht (2). — Oberlandesgerichtsrat Modersohn: Konversatorische Uebungen über bürgerliches Recht unter Besprechung von Entscheidungen des Reichsgerichts (2). — Jacobi: Das deutsche Sachenrecht des Mittelalters, verbunden mit Quellenlektüre (1 g). — Schreuer: Uebersicht über die Rechtsentwicklung in Preußen (2). — Naendrup: Sachsenspiegelexegese (1 g). — Schreuer und Schmitz-Kallenberg: Uebungen in westfälischer Rechtsgeschichte (einmal alle 14 Tage) (2 g). — Naendrup: Handelsrecht (4); Wechselrecht (1). — Jacobi: Hypothekenrecht, für Hörer des Sachenrechts unentgeltlich (1). — Jacobi und Langen: Konversatorium über Handels- und Wechselrecht (2). — Regierungsrat Lotz: Preußisch-deutsches Eisenbahnrecht (2). — Thomsen: Strafrecht (4). — Rosenfeld: Strafrecht, besonderer Teil (2). — Thomsen: Die strafrechtlichen Nebengesetze (1). — Rosenfeld: Strafrechtliches Seminar für Fortgeschrittene. Mit Vorträgen der Teilnehmer und Diskussionen. Jeden 2. Samstag (2 g); Strafrechtspraktikum mit schriftlichen Arbeiten, sowie mit Konversatorium über den allgemeinen und den besonderen Teil (2); Kriminalpsychologie (1 g); Strafprozeß (5). — Thomsen: Zivilprozeß I (4). — Rosenfeld: Zivilprozeß II (Zwangsvollstreckung in bewegliches und unbewegliches Vermögen; Konkurs) (4). — Jacobi: Zivilprozeßpraktikum mit schriftlichen Arbeiten (2). — Schreuer: Allgemeines, deutsches und preußisches Staatsrecht (4). — v. Savigny: Verwaltungsrecht (deutsches und preußisches) (4). — Lotz: Einführung in das öffentliche Leben in staats- und verwaltungsrechtlicher Beziehung (1). — Schreuer: Völkerrecht (2). — v. Savigny: Kirchenrecht (4). — Heckel: Allgemeine Nationalökonomie (Nationalökonomie I. Teil) (4). — Schmöle: Praktische Nationalökonomie (Nationalökonomie II. Teil) (4). — Lotz: Reichsversicherungsrecht (soz.-pol. Gesetzgebung) (2); Nahrungsmittelgesetzgebung (1). — v. Heckel: Finanzwissenschaft (4). — Lotz: Konversation über ausgewählte Kapitel des Verwaltungsrechts (1). — Schmöle: Staatswissenschaftliches Seminar (2 g); Konversatorische Uebungen in praktischer Nationalökonomie im Anschluß an die Vorlesung (1 g). — v. Heckel: Staatswissenschaftliches Seminar (2 g). — v. Savigny: Staatsrechtliches Seminar (einmal alle 14 Tage) (2).

III. Philosophische und Naturwissenschaftliche Fakultät.

a) Philosophisch-philologisch-historische Abteilung.

1. Philosophie und Pädagogik.

Spicker: Geschichte der griechischen Philosophie (4); Philosophische Disputationen in Verbindung mit geeigneter Lektüre (1 g). — Neumann: Psychologie auf experimenteller Grundlage (4); Einführung in die Aesthetik der Gegenwart (1 g). — Geyser: Logik (4); Allgemeine Probleme der Erkenntnistheorie auf geschichtlicher Grundlage (2); Kolloquium im Anschluß an die Vorlesungen über Logik (1 g); Philosophische Uebungen über das Lehrgedicht des Lukrez (1 g). — Koppelmann: Philosophische Propädeutik (Einführung in die philosophisch. Grundwissenschaften und in die phil. Terminologie) (3).

2. Indogermanische Sprachwissenschaft, Klassische Philologie, Archäologie.

Streitberg: Erläuterungen zur lateinischen Schulgrammatik als Einführung in das wissenschaftliche Studium der lateinischen Sprache (3); Sprachwissenschaftliche Uebungen auf dem Gebiete der griechischen Grammatik (1 g). — Cauer: Einführung in die Probleme der Homerforschung (2). — Radermacher: Demosthenes (4). — Kroll: Geschichte der Philologie (2). — Sonnenburg: Catullus (3). — Kroll: Die römische Literatur von 31 vor Christi bis 180 nach Christi (3). — Cauer: Erklärung von Apuleius' Amor und Psyche (1 g). — Radermacher: Griechischer Anfängerkursus für Realabiturienten (3). — Philologisches Seminar: I. Abteilung: Sonnenburg: Interpretation von Tacitus' Dialogus (2 g). — Kroll: Arbeiten über Papyrusurkunden (2 g). — II. Abteilung: a) Oberstufe: Radermacher: Vergils Aeneis, Buch VI (2 g). — b) Unterstufe: Sonnenburg: Lektüre von Aischylos' Hiketides (1 g). — III. Abteilung: Radermacher: Lateinische Stilübungen und kursorische Lektüre (2). — Koepp: Grundbegriffe der Archäologie (3); Archäologische Uebungen (Interpretation des Reliefffrieses der Trajanssäule) (2 g).

3. Romanische Philologie.

Andresen: Geschichte der französischen Literatur von 1789 bis 1830 (3); — Bertran de Born und seine Gedichte (2 g); Französische Uebungen (2 g). — Wiese: Historische Lautlehre des Französischen mit besonderer Berücksichtigung der provenzalischen und italienischen Lautentwicklung (3). — Mettlich: Ausgewählte Kapitel der französischen Grammatik, mit mündlichen und schriftlichen Uebungen (2); Französische Sprech- und Vortragsübungen im Anschluß an die Lektüre von Augiers „Le fils de Giboyer" (2); Für die Mitglieder des romanischen Seminars französische Stilübungen (2).

4. Deutsche Philologie.

Streitberg: Gotische Grammatik (3). — Jostes: Geschichte der altdeutschen Literatur, I. Teil (4); Mittelhochdeutsche Uebungen (2 g); Uebungen im deutschen Seminar (2 g). — Schwering: Goethe. Sein Leben und seine Werke (3); Die romantische Schule (1); Gottfried von Straßburg (1 g); Deutsches Seminar (1 g); Deutsches Proseminar (1 g).

5. Englische Philologie.

Jiriczek: Englische Literaturgeschichte des 16.—18. Jahrhunderts (4); Einführung in das Studium der englischen Philologie (1); A short History of the Englisch Language (1); Im Seminar: Frühneuenglische Uebungen auf Grund von Gill:

Logonomia Anglica (2 g). — Hase: Englische Grammatik mit schriftlichen Uebungen (2); Englische Konversationsübungen (2); Im Englischen Seminar: Lesung und Erklärung in englischer Sprache von ausgewählten Abschnitten aus Miltons Paradise Lost (2 g).

6. Geschichte und geschichtliche Hilfswissenschaften.

Niehues: Einleitung in das Studium der alten Geschichte. Quellen und neuere Literatur (3); Geschichtliche Uebungen (1 g). — Erler: Geschichte der germanischen Völker von ihrem ersten Auftreten bis zum Ende der Karolinger (4); Deutsche Geschichte von 1806—1815 (2); Uebungen über Fragen aus der Geschichte der deutschen Urzeit und der fränkischen Geschichte (2 g). — Meister: Verfassungsgeschichte der Neuzeit (3). Mittelalterliches Schriftwesen und Paläographie mit Uebungen (3). Historisches Seminar (2 g). — Spannagel: Einführung in das Studium der mittelalterlichen und neueren Geschichte (3); Chronologie des Mittelalters und der Neuzeit (1); Historisches Proseminar (2 g). — Philippi: Urkundenlehre des Mittelalters (2 g). — Schmitz-Kallenberg: Geschichte des Reformationszeitalters (4). — Schmitz-Kallenberg und Schreuer: Uebungen in westfälischer Rechtsgeschichte, alle 14 Tage (2 g).

7. Kunstgeschichte.

Ehrenberg: Italienische Renaissance II (Lionardo, Michelangelo, Raffael), mit Lichtbildern (2); Uebungen im Bestimmen und Beschreiben von Originalkunstwerken (1); Kunstwissenschaftliche Ausflüge, monatlich 1 bis 2 Tage. — Koch: Ausgewählte Kapitel aus der neueren Kunstgeschichte (2); Uebungen im Anschluß an die Privatvorlesung über Kunstgeschichte (1 g).

b) Mathematisch-naturwissenschaftlich-pharmazeutische Abteilung.

8. Mathematik und Astronomie.

Killing: Ausgewählte Kapitel der Elementarmathematik (5); Differential- und Integralrechnung, I. Teil (4); Uebungen zur Differentialrechnung (1 g); Uebungen des mathematischen Unterseminars (2 g). — v. Lilienthal: Analytische Geometrie, Teil I (4); Theorie und Anwendung der elliptischen Funktionen (4) Mathematisches Oberseminar (2 g). — Dehn: Zahlentheorie (4); Partielle Differentialgleichungen der Physik (2) — Lektor Plaßmann: Sphärische Trigonometrie und Anfangsgründe der sphärischen Astronomie (3); Das Sonnensystem. (Für Studierende aller Fakultäten) (2); Beobachtung und Theorie der veränderlichen Sterne (1); Uebungen im astronomischen Beobachten und Rechnen, nach Zeit und Gelegenheit (g).

9. Physik.

Heydweiller: Experimentalphysik (allgemeine Physik, Wärmelehre, Akustik) (4); Elementar-mathematische Ergänzungen zur Experimentalphysik (1 g); Physikalische Uebungen a) dreistündig, b) sechsstündig. — Heydweiller u. Konen: Wissenschaftliche physikalische Arbeiten, täglich nach Vereinbarung. — Konen: Theorie der Wärme (3); Uebungen in Demonstrationsversuchen und in der Anfertigung einfacher physikalischer Apparate (für Lehramtskandidaten) (3); Uebungen zur Vorlesung über Theorie der Wärme (1 g).

10. Reine und angewandte Chemie, Pharmazie, Hygiene.

Salkowski: Organische Chemie (5); Chemie der Metalle (2 g); Uebungen im chemischen Laboratorium und Leitung wissenschaftlicher Arbeiten (35). — König: Analytische Chemie (Metalloide) (1); Allgemeine Hygiene (2 g); Uebungen im Laboratorium der agrikultur-chemischen Versuchsstation (39 g). — Kaßner: Anorganische Chemie, mit besonderer Berücksichtigung der Pharmazie und Medizin (4); Kolloquium über pharmazeutische Präparate und die Gegenstände des deutschen Arzneibuchs (1); Ausgewählte Kapitel der chemischen Technologie mit besonderer Berücksichtigung der Papier- und Cellulosefabriken, sowie der Industrie der Zündrequisiten (1); Ueber Gifte und deren Nachweis in Untersuchungsobjekten (1 g); Toxikologische, pharmazeutisch-chemische und maßanalytische Uebungen (35). — Dr. Thiel: Physikalische Chemie, I. Teil (3); Anleitung zum chemischen Experimentieren für den Unterricht an höheren Schulen (4); Einführung in die quantitative Analyse (mit Demonstrationen), Zeit noch unbestimmt. — Dr. Bömer: Technologie und Analyse der Fette, Harze und Wachse (1 g); Repetitorium der Nahrungsmittelchemie (2 g).

11. Mineralogie und Geologie.

Busz: Allgemeine Geologie (4); Mineralogische und krystallographische Uebungen (2); Anleitung zu selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten (25 g).

12. Botanik.

Zopf: Allgemeine Botanik (5); Biologische Demonstrationen (1 g); Mikroskopischer Kursus (3); Untersuchung von Drogenpulvern (3); Anleitung zu wissenschaftlichen botanischen Arbeiten (20). — Tobler: Kenntnis der Flora (Bestimmungsübungen, Demonstrationen und Exkursionen) (3); Ueber Bakterien (mit Berücksichtigung von Sterilisationsmethoden in Experiment und Demonstration) (1).

13. Zoologie.

Ballowitz: Zoologie und vergleichende Anatomie (Wirbeltiere) (3); Anleitung zu selbständigen wissenschaftlichen Untersuchungen für Geübtere (35). — Stempell: Allgemeine Zoologie und Grundzüge der vergleichenden Anatomie und der vergleichenden Physiologie mit besonderer Berücksichtigung des medizinischen Studiums (§ 12 Abs. 4 der Bekanntmachung, betr. die Prüfungsordnung für Aerzte vom 28. Mai 1901) (2); Zoologische Exkursionen und Demonstrationen (zirka 3 g); Mikroskopisch-zoologisches Praktikum (6); Anleitung zu wissenschaftlichen Untersuchungen, nach Vereinbarung.

14. Erdkunde.

Meinardus: Elemente der mathematischen Geographie (2); Geographie der Südkontinente (3); Geographische Uebungen (2 g); Geographische Exkursionen für Studierende der Geographie, nach Vereinbarung.

c) Medizinisch-propädeutische Abteilung.

1. Anatomie.

Ballowitz: Systematische Anatomie d. Menschen, II. Teil (Gefäß- und Nervenlehre, Sinnesorgane) (5); Mikroskopische Uebungen in der Zellen- und Gewebelehre und in der mikroskopischen Anatomie der Organe (6); Entwicklungsgeschichte des Menschen und der höheren Wirbeltiere (2); Anatomische Demonstrationen (1 g). — Dr. Brodersen: Knochen- und Gelenklehre (3); Anatomische Demonstrationen (1 g).

2. Physiologie.

Rosemann: Experimentalphysiologie, I. Teil (5); Physiologisch-chemischer Kurs (4); Ueber den Bau und die Verrichtungen des menschlichen Körpers; für Angehörige aller Fakultäten (1 g).

3. Zoologie.

Stempell: Allgemeine Zoologie und Grundzüge der vergleichenden Anatomie und der vergleichenden Physiologie mit besonderer Berücksichtigung des medizinischen Studiums (§ 12 Abs. 4 der Bekanntmachung, betr. die Prüfungsordnung für Aerzte vom 28. Mai 1901) (2); Zoologische Exkursionen und Demonstrationen (zirka 3 g).

4. Botanik.

Zopf: Allgemeine Botanik (5); Biologische Demonstrationen (1 g); Mikroskopischer Kursus (3); Untersuchung von Drogenpulvern (3). — Dr. Tobler: Ueber Bakterien (mit Berücksichtigung von Sterilisationsmethoden in Experiment und Demonstration) (1).

5. Physik.

Heydweiller: Experimentalphysik (Allgemeine Physik, Wärmelehre, Akustik) (4); Physikalische Uebungen für Mediziner (3).

6. Chemie.

Salkowski: Organische Chemie (5). — Kassner: Anorganische Chemie, mit besonderer Berücksichtigung der Pharmazie und Medizin (4). — Salkowski, Kassner und Dr. Thiel: Chemisches Praktikum für Mediziner (6). — Kassner: Ueber Gifte und deren Nachweis in Untersuchungsobjekten (1 g). — König: Allgemeine Hygiene (2 g). — Dr. Bömer: Repetitorium der Nahrungsmittelchemie (2 g). — Dr. Thiel: Chemische Besprechungen für Mediziner (1 g).

Der Gesamtauflage der Wissenschaftlichen Beilage ist ein Prospekt des Verlages **B. G. Teubner** in **Leipzig**, betreffend „Aus Natur und Geisteswelt", beigefügt, worauf besonders aufmerksam gemacht wird.

Jahrgang 1907. München, Samstag, 23. März. Nummer 70.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Die Entwicklung der Motor-Luftschiffahrt im 20. Jahrhundert. Von Dr. Raimund Nimführ (Wien).

Deutsches Bibliothekswesen der Gegenwart. Von Dr. Otto Glauning (München).

Bücher und Zeitschriften.

Emil Krumholz: Die Geschichte des Dampfschiffahrtsbetriebes auf dem Bodensee. — v. Pelet-Narbonne: Erzieher des preußischen Heeres.

Allgemeine Rundschau.

Esperanto und teutonish.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Die Entwicklung der Motor-Luftschiffahrt im 20. Jahrhundert.

Der Kommandeur des königlich preußischen Luftschiffer-Bataillons, Major Groß, hat gelegentlich des 25jährigen Jubiläums des Deutschen Vereins für Luftschiffahrt in Berlin unter obigem Titel einen Vortrag gehalten, der nun gedruckt vorliegt. Eine schmucke Broschüre von 31 Seiten Großoktav mit drei guten Vollbildern, die Motorballons von Zeppelin, Parseval und Julliot (Lebaudy) darstellend. Die deutsche Literatur ist keineswegs arm an aeronautischen Schriften; man könnte fast das Gegenteil behaupten, es wird beinahe allzu viel publiziert. Speziell über Motorluftschiffe sind in den letzten Jahren Werke von ¼ bis 3 Kilogramm Gewicht im Buchhandel erschienen. Mehrere dieser Arbeiten rühren von hervorragenden Fachmännern her und werden als Nachschlagebücher gewiß ihren Wert behalten, wenn sie auch ihren Zweck als Lehr- oder Handbücher zur Einführung in das Studium der Aeronautik größtenteils verfehlen. Die meisten, um nicht zu sagen alle bisherigen Publikationen über Motorballons leiden ersichtlich an dem schweren Mangel, daß die betreffenden Autoren allzu sehr den subjektiven Standpunkt, den sie den einzelnen Luftschifftypen gegenüber einnehmen, hervorkehren, wodurch ihr Urteil vielfach getrübt erscheint. Aus diesem Grunde möchte ich auch keine einzige dieser Publikationen einem Laien zur Einführung in das Studium der Technik der Motorballons empfehlen, wenn auch die Namen ihrer Autoren zum Teil den besten Klang in aeronautischen Kreisen besitzen.

Die hier besprochene Schrift macht eine rühmliche Ausnahme. Major Groß hat es verstanden, sich von dem Fehler der Einseitigkeit frei zu halten. Ohne daß auf das Recht eigener Kritik verzichtet ist, werden die Licht- und Schattenseiten jedes der drei führenden Luftschiffsysteme (Zeppelin, Parseval und Julliot) klar und scharf ausgesprochen. Der Autor hält sich auch von jedem Chauvinismus frei und zollt den glänzenden Leistungen des „Lebaudy"-Ballons und dem technischen Genie dessen Erbauers Julliot die vollste Anerkennung. Sehr sympathisch berührt es auch, daß Major Groß jede Phantasterei über die vermeintliche militärische Bedeutung des Zukunftsluftschiffes ablehnt. „Es ist vorläufig noch verfrüht, sich über die Verwendung von Luftschiffen oder gar ganzer Luftflottillen zu streiten und bereits eine Art Taktik des Luftkrieges auszubilden. Wenn Luftschiffe existieren werden, welche, Wind und Wetter trotzend, den Luftozean zu befahren vermögen, dann werden sie sich ihr Verwendungsgebiet ganz allein und schnell genug erobern." — So verlockend es wäre, noch mehr aus der ausgezeichneten Schrift von Major Groß zu zitieren, muß ich doch aus Raumrücksichten davon abstehen. Der Zweck dieser Zeilen soll ja nicht darin liegen, dem Leser einen Einblick zu bieten in den reichen Inhalt des kleinen Büchleins, sondern ihn bloß zu dessen Anschaffung aufzumuntern. Jeder, der sich für Luftschiffahrt interessiert, wird die Broschüre von Major Groß nicht bloß lesen, sondern Zeile für Zeile studieren müssen; denn es gibt gegenwärtig in der deutschen aeronautischen Literatur keine Publikation, in welcher die Entwicklung des Motorluftschiffes in so prägnanter, klarer und objektiver Weise dargestellt wurde.

Ich möchte nur nebenbei noch auf ein Versehen aufmerksam machen, das mir bei der Lektüre aufgestoßen ist. Der Konstrukteur des Lebaudy-Luftschiffes wird konstant Juillot geschrieben statt Julliot. Der gleiche Fehler findet sich übrigens auch in der kürzlich erschienenen Schrift „Die Luftschiffahrt, ihre Vergangenheit und ihre Zukunft" von Major Moedebeck. Derartige Versehen schleppen sich erfahrungsgemäß von Buch zu Buch fort. Es ist deshalb der Mühe wert, deren Richtigstellung anzuregen. Ich möchte bei dieser Gelegenheit noch dafür eintreten, daß man den Ballon „Lebaudy" nach dem Namen seines genialen Konstrukteurs Julliot benenne. Die Brüder Lebaudy haben ja gewiß sich erhebliche Verdienste um die Förderung der Motorluftschiffahrt erworben, dadurch, daß sie in generöser Weise die Mittel zum Bau und der Erprobung des Luftschiffes gegeben. Weit höher sind aber doch die Verdienste einzuschätzen, die Julliot gebühren. Da man alle übrigen Luftschiff-Typen nach deren Konstrukteur benennt, sollte man auch dem sogenannten Ballon „Lebaudy" den Namen seines Erbauers Julliot geben.

Es könnte überraschend erscheinen, daß Major Groß in seiner Broschüre bloß von den Ballonluftschiffen spricht, die ballonfreien Motorluftschiffe jedoch ganz beiseite läßt. Ich meine nicht, daß man darin eine Geringschätzung der Bestrebungen der Flugtechniker zu sehen braucht, welche den Bau ballonfreier Flugmaschinen anstreben. Die Behandlung dieses Themas fiel wohl außerhalb des Rahmens, den der Autor vor Augen hatte. Durch die Beschränkung auf die Motorballons allein und die Vermeidung jedes Hinweises auf die ballonfreien Flugmaschinen wurde der Wert des vorliegenden Büchleins, meiner Meinung nach, nur noch

wesentlich erhöht. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Verquickung beider Gebiete immer von Uebel ist. Entweder ist der Autor ein unbedingter Anhänger des Motorballons, dann klingen seine Aeußerungen über die ballonfreien Flugmaschinen meist recht laienhaft und lassen die erforderliche Objektivität vermissen, und umgekehrt, ist der Flugtechniker nur zu sehr geneigt, in der ballonfreien Flugmaschine alles Heil der Luftschiffahrt zu sehen und den Motorballon bloß als Hemmschuh zu betrachten. Auch die neueren Schriften der hervorragendsten aeronautischen Fachmänner sind von diesem Fehler noch nicht frei. Motorballon und Flugmaschine sind heute bereits auf einer Stufe der Entwicklung angelangt, daß deren beiderseitige Existenzberechtigung schon ganz außer Frage steht und jede Diskussion darüber ein müßiges Wortgezänke ist. Jedes der beiden Zukunftsluftvehikel, Motorballon und ballonfreie Flugmaschine, hat seine spezifischen Vor- und Nachteile, worüber wir vorläufig freilich nur vage Vermutungen aussprechen können. Aus diesem Grunde wäre es wohl im Interesse beider Disziplinen wünschenswert, in Hinkunft reinliche Scheidung eintreten zu lassen. Es wird dann auch möglich sein, daß selbst ein unbedingter Anhänger der ballonfreien Flugmaschine großen intellektuellen Genuß finden kann an der Lektüre einer Schrift über Motorballons, und auch der Motorballon-Techniker wird anfangen, die Arbeiten der Flugtechniker mit Freude zu studieren, wenn ihn dieser mit seinen rückständigen Anschauungen über die Ballontechnik ganz verschont. Major Groß hat mit seiner Schrift über die Entwicklung des Motorballons den Anfang gemacht. Mögen sich künftige Autoren aeronautischer Werke daran ein Beispiel nehmen.

Obwohl ich selber ein eifriger Anhänger der ballonfreien Flugmaschine bin, möchte ich doch die wertvolle Arbeit von Major Groß auch allen Freunden der Flugtechnik wärmstens empfehlen, und zwar ebensowohl wegen ihres Inhaltes als auch wegen der geradezu mustergültigen Form einer objektiven kritischen Darstellung.

Wien. Raimund Nimführ.

Deutsches Bibliothekswesen der Gegenwart.

In den mancherlei Erörterungen, die in neuester Zeit mit den Bibliotheken sich beschäftigten, war man vorwiegend vom Standpunkt des außerhalb stehenden Benützers ausgegangen, und trotz der besten Absichten machte sich ein Mangel an eingehender Kenntnis und vollständiger Vertrautheit mit allen zu berücksichtigenden Verhältnissen bemerkbar. Um so begrüßenswerter ist es, daß in der von Paul Hinneberg herausgegebenen Darstellung der gesamten Kultur der Gegenwart[1]) die Bearbeitung des Abschnittes über die Bibliotheken Fritz Milkau, dem Direktor der Greifswalder Universitätsbibliothek, übertragen worden ist, der die ihm gestellte Aufgabe einer glänzenden Lösung zugeführt hat. Ausgehend von einer Schilderung des Wesens der Bibliotheken unternimmt es hier ein Fachmann, den Gang ihrer geschichtlichen Entwicklung klarzulegen, ihren gegenwärtigen Zustand darzustellen und auf die Wege hinzuweisen, auf denen fortschreitend man eine gedeihliche Fortentwicklung hoffen darf.

Milkau stellt an die Spitze seines ersten Teiles „Was die Bibliotheken sind" den Satz: „Die Stellung der Bibliotheken in der Reihe der Kulturfaktoren wird bestimmt durch das Maß ihrer Leistungen für die Sammlung, Erhaltung und Nutzbarmachung der schriftlich niedergelegten Erzeugnisse des menschlichen Geistes." Das stärkste Band, das uns mit dem Vergangenen verbindet, ist die schriftliche Ueberlieferung. Nicht nur, daß wir ihr die Bewahrung des ganzen Reichtums der von den Geschlechtern vor uns erarbeiteten und gesammelten geistigen Schätze zu danken haben, sondern wir sind damit in den Besitz der unerschöpflichen Quellen gesetzt worden, zu denen wir auch für unsere künftige Entwicklung immer wieder zurückkehren müssen, aus denen stets frisches Leben fließt. „Nur dem, der das Ererbte erworben hat, kann die Mehrung des Erbes gelingen." Den unermeßlichen Wert der Ueberlieferung durch die Schrift müssen wir uns vor Augen stellen, wenn wir der Bedeutung der Bibliotheken gerecht werden wollen, denen die zweifache Aufgabe obliegt, diese Schätze nicht nur zu sammeln und zu bewahren, sondern auch durch Mitteilen nutzbar zu machen. Wie ungeheuer auch die Einbuße an Schrifttum sein mag, die wir erlitten haben, noch größer wäre sie ohne die Bibliotheken. Die in ihnen gesammelte Masse überdauert besser als einzelnes die Stürme der Zeit. Auch seit durch die Erfindung des Buchdrucks der Erhaltung und Ueberlieferung der literarischen Produktion erheblich weniger Gefahren drohen, ist man den Bibliotheken nicht minder zu Dank verpflichtet. Nirgends sind die Verluste größer und schmerzlicher als bei den vergänglichen Tageserzeugnissen früherer Zeiten, wie den Einblattdrucken und -kalendern, den ersten Zeitungen oder den Flugschriften, welche die Bibliotheken als Literatur zu behandeln erst spät gelernt haben. Gegenüber der Ansicht des Verfassers, „daß uns seitdem von den wirklich lebenswürdigen Büchern nur verschwindend wenig verloren gegangen ist", können wir nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß von den durch das Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken gesuchten Werken nach Tromsdorff nur 59 Proz. als in Deutschland vorhanden nachgewiesen werden konnten, daß also die Wissenschaft gar manches Buch entbehren muß, das für die Forschung von Nutzen sein würde.

Treffend faßte Leibniz die Bedeutung der Bibliotheken zusammen, indem er sie bezeichnete als „die Schatzkammern aller Reichtümer des menschlichen Geistes", um so reicher werdend, je mehr aus ihnen geschöpft wird. Nicht geizig und selbstsüchtig darf der Bibliothekar über seine Schätze wachen, anderen davon nur kärglich mitteilend, sondern weitherzig und freigebig soll er von dem ihm anvertrauten Gute mit vollen Händen geben, der Wissenschaft nicht nur durch eigene Arbeit, sondern durch selbstlose Förderung anderer dienend. Nur in solchem Dienst der Allgemeinheit erfüllt die Bibliothek ihren Beruf nach dieser Seite: Die Alexandrinische Bibliothek der Ptolemäer, die Laurenziana in Florenz, St. Germain-des-Prés der Mauriner in Paris, die Universitätsbibliotheken in Heidelberg und Göttingen sind ebensoviele Mittelpunkte glänzender Gelehrtenrepubliken gewesen, die jeweils einen ausgebreiteten und nachwirkenden Einfluß ausgeübt haben. Auch in neuerer und neuester Zeit hat man Bibliotheken gegründet, wie in Straßburg und Posen, hoffend, daß um diese Mittelpunkte Kreise regen wissenschaftlichen und nationalen Lebens sich bilden möchten.

Nachdem so die Bedeutung der Bibliotheken als Kulturfaktoren festgestellt ist, wird durch einen Rückblick auf ihre Geschichte gezeigt, wie sie an ihren Aufgaben gewachsen sind, und geprüft, inwieweit sie diesen jeweils gerecht geworden sind. So schwer es an sich ist, eine lange Entwicklungsreihe zu einer kurzen Darstellung zusammen zu drängen, ohne dabei die Anschaulichkeit zu verwischen und der Gefahr zu erliegen, nur Namen zu nennen, so hat doch Milkau diese Schwierigkeit nicht nur äußerst glücklich überwunden, sondern dabei einen neuen und fruchtbaren Gedanken zum erstenmal praktisch verwertet und durchgeführt. Während die Geschichte der Bibliotheken bisher meist in der Darstellung des äußeren Wachstums sich erschöpfte, weist Milkau darauf hin, daß die viel schwierigere, aber auch dankbarere Aufgabe sei, ihren inneren Werdegang zu schildern, „den Geist, der die Bibliothek beseelte, die Wirkung, die von ihr ausging, den Einfluß, den umgekehrt die Gestaltung des wissenschaftlichen Betrie-

[1]) Die Kultur der Gegenwart, ihre Entwicklung und ihre Ziele. Herausgegeben von Paul Hinneberg. Teil 1, Abteilung 1: Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart. Berlin und Leipzig 1906, B. G. Teubner. (S. 359—590: Die Bibliotheken von Fritz Milkau.)

bes auf ihre Entwicklung ausübte, die Anregung, die sie aus ihrer Arbeit heraus zur Förderung des gesamten Bibliotheks-wesens beisteuerte". Wir müssen es uns hier versagen, diesen anregenden Gang durch die Jahrhunderte im einzelnen wiederzugeben, doch können wir uns nicht enthalten, die Namen zweier Männer zu nennen, deren Wirken für die Entwicklung unseres Berufes von entscheidender Bedeutung gewesen ist: Wilhelm v. Leibniz und Robert v. Mohl. Leibniz ist der erste, der „mit voller Klarheit die Gedanken herausstellt, die der modernen Auffassung von dem Wesen der Bibliothek zugrunde liegen: Ihr Dasein hat, nicht anders wie Kirche und Schule, ihre Berechtigung und ihre Notwendigkeit in den Bedürfnissen des Staates und der Gesellschaft; sie erhalten heißt sie vermehren; ihr Nutzen ist abhängig von ihrer Zugänglichkeit, die darum auch durch natürliche Hindernisse wie Kälte und Dunkelheit nicht beeinträchtigt werden darf." Das Hauptverdienst an der Umsetzung dieses Gedankens in die Wirklichkeit erwarb sich der Frhr. Gerlach Adolf v. Münchhausen durch seine Fürsorge für das Gedeihen der Universitätsbibliothek Göttingen, der ersten modernen öffentlichen Bibliothek.

An den Namen des anderen großen Bibliothekars und Gelehrten, Robert v. Mohl, knüpft sich die Forderung der Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufes. Zum erstenmal im Jahre 1840 geäußert, brauchte dieser Gedanke über ein Menschenalter, bis er sich durchsetzte.

Ebenbürtig tritt zu den beiden eben genannten Männern die edle Persönlichkeit Johann Andreas Schmellers, des großen Bibliothekars der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, den Milkau zu unserem Bedauern mit Stillschweigen übergangen hat. Als bei der Säkularisation der bayerischen Klöster und Stifte viele Tausende von Handschriften in München zusammengebracht wurden, hat Schmeller mit genialer Voraussicht den unschätzbaren Wert erkannt, den die Erhaltung ihrer Provenienz für die spätere Forschung haben würde, und es durchgesetzt, daß nicht die einzelnen Handschriften, sondern jeweils die ganzen Bestände als größere Einheiten der Zentralbibliothek einverleibt wurden. Seine großartige Katalogisierung dieser gewaltigen Masse von Handschriften hat es nicht nur seiner eigenen Anstalt ermöglicht, den ersten gedruckten Katalog einer in Deutschland so ganz einzigen Sammlung zu veröffentlichen, sondern ist auch für andere Bibliotheken bei der gleichen Arbeit Mittel und Muster geworden. Durch seine rührende Bescheidenheit ist Schmellers Ruhm von jeher hinter seinen Verdiensten weit zurückgeblieben, um so mehr ist es die Pflicht der Nachkommenden, stets von neuem auf seine überragende Persönlichkeit hinzuweisen und seiner in Dankbarkeit und Bewunderung zu gedenken.

Die Uebergehung eines Mannes wie Schmeller zeigt, daß die Münchener Hof- und Staatsbibliothek in diesem geschichtlichen Rückblick nicht ihrer Bedeutung entsprechend gewürdigt wird. Wir möchten deshalb die Gelegenheit wahrnehmen, hier auch noch auf eine andere Erscheinung aufmerksam zu machen. Der Gedanke Treitschkes vom Jahre 1884, Abschriften der Kataloge der Preußischen Provinzialbibliotheken in einer Zentrale in der Landeshauptstadt zu vereinigen, hat schon fast 300 Jahre vorher einen Vorläufer in Bayern gehabt. Am 30. März 1595*) und 14. Juli 1610 erließ der damalige Herzog, spätere Kurfürst Maximilian I. Verordnungen, daß zur wirksameren Unterstützung der Geschichtschreibung die sämtlichen Klöster und Stifte seines Landes ihre Bestände an Handschriften und Urkunden verzeichnen und nach München einsenden sollten, und dieser Versuch einer Zentralisierung war dem jüngeren Plan dadurch überlegen, daß er sich auf Handschriften beschränkte und deshalb auch wirklich zur Ausführung gelangte. Die zahlreich eingelaufenen Verzeichnisse werden in der Hof- und Staatsbibliothek aufbewahrt, wo sie noch jetzt der gelehrten Forschung dienen.

*) Ludwig Rockinger: Die Pflege der Geschichte durch die Wittelsbacher. Akademische Festschrift. München (1880), S. 41 und S. 51, sowie Beilagen S. (56) und (76).

Nachdem der Verfasser mit seiner Darstellung des Entwicklungsganges bis zur Gegenwart fortgeschritten ist, überblickt er „was erreicht ist", um in dem letzten Teil von dem zu reden „was zu erreichen bleibt". Gewiß, der gegenwärtige Stand ist nicht ein einheitlicher und die Schilderung setzt sich aus einer Reihe von Einzelzügen zusammen, die in ihrer Gesamtheit wohl an keiner Anstalt vorhanden sind. Aber dennoch wird ein Vergleich der eigenen Leistungen mit diesem Idealbild für jedes Institut viel Beherzigenswertes ergeben.

Der historische Teil seiner Abhandlung hat Milkau schon hin und wieder Gelegenheit gegeben, zu verschiedenen Erscheinungen des bibliothekarischen Berufes Stellung zu nehmen. Er darf er der lebhaftesten Zustimmung sicher sein zu der Bemerkung, daß die mangelnde Selbständigkeit des Bibliothekars häufig die Entwicklung „eines starken Verantwortlichkeitsgefühls dieses kräftigsten Hebels aller Tüchtigkeit", verhindert habe, und er erfreut, wenn er an anderer Stelle davon spricht, daß zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Versuche sich mehren, „die Erfahrungen der Praxis auf literarischem Wege dem Anfänger zugänglich zu machen und damit einer Vereinheitlichung der wichtigsten Grundsätze vorzuarbeiten — Bemühungen übrigens, die schwerlich darum an ihrer Nützlichkeit etwas eingebüßt hätten, wenn man den unglückseligen Namen Bibliothekswissenschaft nicht für sie erfunden hätte". Kräftiger tritt die sympathische Persönlichkeit des Verfassers in den Abschnitten hervor, die sich mit Gegenwart und Zukunft beschäftigen. So stark seine Abneigung gegen alles bureaukratische Wesen ist, so wenig verläßt er den festen Boden des Möglichen, wo er die näheren und ferneren Ziele des Bibliothekswesens erörtert. Praktischer, nüchterner Sinn paart sich glücklich mit einer, fast möchte ich sagen, künstlerischen Auffassung seines Berufes, und ein Beweis für seine innere geistige Freiheit liegt in der Großzügigkeit, die seine Darstellung niemals vermissen läßt und die ihn vor einem einseitigen Standpunkt bewahrt. Minder Wichtiges nimmt ihn nicht gefangen und manchen gegenwärtig sich etwas allzusehr in den Vordergrund drängenden Fragen gegenüber beobachtet er ein beredtes Schweigen.

Von überragender Wichtigkeit tritt vor allem die Bemessung des Vermehrungsfonds hervor. Die technischen Fehler der Bibliotheksverwaltung früherer Zeiten lassen sich wieder gut machen und können und werden überwunden werden. „Worunter aber die wissenschaftliche Arbeit heute leidet auf Schritt und Tritt, und was keine Kunst des Bibliothekars heilen kann, das sind die Folgen der Gleichgültigkeit, der Planlosigkeit und der wahrhaft unökonomischen Sparsamkeit, die die wichtigste Aufgabe der Bibliotheken, den Ausbau der Bestände, fast allenthalben so lange beherrscht haben und zum Teil noch beherrschen. Ein Stück Land, mag es noch so arg verwirtschaftet sein, kann mit leidlichem Geld und frischem Blut in kurzem wieder auf die Höhe gebracht werden, wenn eine Voraussetzung zutrifft: wenn der Boden gut ist; der zähe Fleiß ganzer Generationen aber gehört dazu, ein Unland ertragfähig zu machen. So ist auch aus der verkommensten Bibliothek alles zu machen, wenn die Bücher da sind, die man nach ihrer Bestimmung in ihrem Besitz erwarten darf, während schwere Mängel und Lücken in den Beständen nur bei ganz unverhältnismäßig gesteigerten Mühen und Aufwendungen überwunden werden können und demgemäß fast nie überwunden werden. Das ist das Resultat hundertfältiger Erfahrung und darf die Geltung eines Axioms in Anspruch nehmen. Woraus sich für die Aufsichtsbehörde als die bei weitem wichtigste Aufgabe die Sorge für eine ausreichende Bemessung der Anschaffungsfonds ergibt."*) Der gesteigerte

*) Wie tatkräftig man in Preußen in diesem Punkte vorgeht, beweisen die reichlichen Mittel, die der neue Etat für die Königliche Bibliothek in Berlin vorsieht. Zur Vermehrung ihrer Bestände werden in den nächsten zehn Jahren je 216,000 M zur Verfügung stehen. Dazu kommt noch ein jährliches Ordinarium von 15,000 M für Druckkosten und eine erste Rate von 20,000 M für Umschreibung der sachlichen Kataloge.

wissenschaftliche Betrieb empfindet peinlich jede Unzulänglichkeit der Hilfsmittel, die Möglichkeit aber, begangene Fehler wieder gut zu machen, nimmt stetig ab, da der Zufluß ganzer Sammlungen älterer Literatur fast ganz aufgehört hat. „Die frische Unbefangenheit, mit der man noch vor hundert Jahren lebensunfähige Sammlungen ihrer Selbständigkeit entkleidete", ist dahin und das moderne Leben der Neubildung größerer Privatbibliotheken nicht günstig. Kommen solche ja einmal auf den Markt, so sind das entwickelte Antiquariat und Amerika der staatlichen Konkurrenz an Mitteln und Schnelligkeit weit überlegen. „Die Beobachtungen innerhalb der vier Wände, die theoretischen Abmessungen an der Skala des Betriebes der Wissenschaft und der literarischen Produktion, die praktischen Berechnungen an den Erscheinungen des Büchermarktes, alles führt zu demselben Ergebnis: die Bibliotheken bleiben mit ihren Anschaffungen weit hinter allen billigen Anforderungen zurück, und nur durch eine von Grund aus neue Dotierung können sie in den Stand gesetzt werden, der ihnen innerhalb der staatlichen Pflege der Wissenschaft zugewiesenen Aufgabe gerecht zu werden." Diese „Unterernährung" der Bibliotheken hat darin ihren Grund, daß diese anders als die der Forschung und dem Unterricht dienenden wissenschaftlichen Institute immer ein wenig als Luxuseinrichtungen angesehen worden sind und noch werden. Neben anderen Erklärungen des Mißverhältnisses zwischen Mittel und Leistung bringt Milkau als schlagendste den Hinweis darauf, daß „in die Aufgabe, die noch vor einem halben Jahrhundert der einen Universitätskrankenanstalt oblag, sich heute sechs, sieben und mehr Institute teilen", während die Bibliotheken „wie ehedem die universitas literarum unverkürzt in ihr Programm schließen". Ohne die Teilung würden auch die anderen wissenschaftlichen Institute jetzt nicht ihre reichlichen Mittel besitzen und ebenso wäre für die Sammlung der literarischen Produktion mehr geschehen, wenn sich für die einzelnen Disziplinen Fachbibliotheken gebildet hätten. Dazu kommt, „daß die berufenen Vertreter der Wissenschaft, die im allgemeinen der Bibliothek gegenüber ihre eigenen Forderungen recht wohl dringlich zu machen verstehen, in bedauerlicher Kurzsichtigkeit die Vertretung der Bibliotheksforderungen dem Bibliothekar allein überlassen."

Die Folgen sind, daß die Bibliotheken nicht mehr in ihren Beständen ein anschauliches Bild geben von der gewaltigen Entwicklung der wissenschaftlichen Arbeit im 19. Jahrhundert, sondern die Ausgestaltung der medizinischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen nur sehr undeutlich spiegeln und die schöne Literatur, auch wenn man von ihren minder wertvollen Erzeugnissen ganz absieht, nur andeutungsweise vertreten ist. Sogar auf dem Gebiet der sogenannten Geisteswissenschaften, auf das sie schon durch die Tradition stärker hingewiesen sind, bleiben sie meist hinter der früheren, wenigstens annähernden Vollständigkeit zurück.

Die nachteilige Wirkung dieser Unzulänglichkeiten macht sich am fühlbarsten — und darin ist Milkau vermöge seiner jetzigen Stellung ein kompetenter Beurteiler — an den Universitätsbibliotheken, wo die Benützung insofern stetig zurückgeht, als einzelne Gruppen von Studenten, wie die Mediziner, die Chemiker, die Botaniker, prozentual nur ganz schwach sich beteiligen, da allzu viel Wünsche wegen Nichtvorhandenseins der gesuchten Werke unerfüllt bleiben müssen. Daß hierdurch manches Gute im ersten Keim erstickt wird, ist nicht zu bezweifeln.

Den Gedanken, den Universitätsbibliotheken auf Kosten der Institutsbibliotheken zu helfen, lehnt Milkau ab, da er anerkennt, daß diese bei guter Verwaltung besser als die ersteren selbst geeignet sind, den Anfänger anzuziehen und zu fördern. Die Besonnenheit und Billigkeit, mit der Milkau sich hier äußert, steht in einem wohltuenden Gegensatz zu den Ansichten, die auf der letzten Bibliothekarversammlung in Berlin über dieses Thema laut geworden sind.

Milkau ist der Ueberzeugung, daß mit dem bisherigen Vorrat allgemeiner Erörterungen und Berechnungen die Forderungen der Bibliotheken nicht wirksam genug motiviert werden können und der bisher mangelnde Erfolg gibt ihm darin recht. Zur Lösung dieser Frage muß eine neue Basis geschaffen werden. Die Grenze zwischen dem, was an Neuanschaffungen notwendig und was wünschbar, ist keineswegs so verschwommen, zudem ein großer Teil der Erscheinungen des Büchermarktes von vornherein ausscheidet. Und so gut man in einem Fache sich sehr wohl darüber einigen kann, welche Werke für eine große, welche für eine kleine Bibliothek notwendig sind, so kann man es auch im ganzen. Milkau glaubt, daß man am besten zum Ziele kommen würde, „wenn die Unterrichtsverwaltung eines Bundesstaates mit ausgedehnterem Bibliothekswesen die ihr zur Verfügung stehenden Kräfte und Machtmittel daran setzte, um unter Mitwirkung der Finanzverwaltung an der Hand der literarischen Produktion etwa nach dem Durchschnitt der drei letzten Jahre eine Art beweglichen Etats mit Höchst- und Mindestbetrag für die einzelnen Disziplinen zu ermitteln und von dieser Grundlage aus, unter sorgfältiger Berücksichtigung der aus der Verschiedenheit der Aufgaben sich ergebenden Verschiedenheit der Bedürfnisse die Anschaffungsfonds der einzelnen Bibliotheken festzustellen. Die Bemessung des Zuschlags für das Binden der Bücher würde kaum zu Differenzen führen, und auch über die Höhe der am billigsten gleichfalls nach einem einheitlichen Prozentsatz zu bestimmenden Dispositionsfonds zur Ausfüllung von Lücken in den älteren Beständen würde bei dem Reichtum der vorliegenden Erfahrungen eine Einigung unschwer zu erzielen sein. Die Steigerung des Wertes der wissenschaftlichen Produktion aber und der Buchbinderpreise gäbe dann die Skala, nach der in dreijährigen Perioden etwa die Etats neu zu ordnen wären". So groß die Arbeit erscheint, sicher ist, daß man so eine sichere Grundlage gewinnen würde, die um so mehr wünschenswert wäre, als die Etats, deren Verstärkung man jetzt verlangt, durchaus Zufallsprodukte sind und seinerzeit niemals „nach bestimmtem Plan und auf Grund sorgfältiger, die ungeheuere Masse des Details nicht scheuender Prüfung" festgelegt worden sind.

Hier möchten wir erneut daran erinnern, daß man nicht unterlassen sollte, für die Handbibliotheken der Lesesäle kleinere unabhängige Etats vorzusehen. Der Zweck dieser an sich trefflichen Einrichtung wird nur halb erreicht, wenn die von Milkau wohl stillschweigend gemachte Voraussetzung nicht erfüllt wird, daß nämlich die darin aufgestellten Werke doppelt vorhanden sind und nicht einfach dem Ausleihverkehr entzogen werden, und daß ein wenn auch bescheidener jährlicher Etat vorgesehen ist, um je die neuesten Auflagen sofort einstellen zu können.

Gegenüber dieser Kardinalfrage tritt das Raumproblem für Milkau mit Recht fast ganz zurück, dessen Lösung man wohl ruhig den kommenden Geschlechtern überlassen darf. Als vorbeugende Maßregeln empfiehlt er einstweilen etwas schärfere Kritik gegenüber den Geschenken, wie dem Pflichtverlag, auch Einschränkung des Tauschverkehrs, der jedes Jahr den beteiligten Anstalten je 8000 Programme und Dissertationen zuführt. Doch kommen diese Auskunftsmittel wohl nur für Universitäts-, nicht aber für die großen Zentralbibliotheken in Betracht.

Noch weniger als in der Raumfrage sieht Milkau ein Problem in der Zentralkatalogisierung. Unter den Aufgaben, die noch der zukünftigen Lösung harren, erwähnt er diesen Gegenstand überhaupt nicht, sondern streift ihn nur gelegentlich und weist warnend darauf hin, daß die Vorteile des Gesamtkataloges „je länger desto mehr überschätzt werden".

Ungleich dringlicher und wichtiger erscheint die Aufgabe, die an den Bibliotheken wirkenden Arbeitskräfte den neuen Verhältnissen anzupassen. An erster Stelle ist hier zu nennen „das grobe Mißverhältnis zwischen der Vorbildung der Arbeiter und einem erheblichen Teil der von ihnen zu leistenden Arbeit". Eindringlich warnt Milkau davor, die wissenschaftlichen Kräfte mit Arbeiten zu verbrauchen, die ebensogut oder besser von Mittelbeamten erledigt werden können. „Man braucht nicht von jenem für die Geschäftsverteilung in amerikanischen Bibliotheken empfohlenen Grundsatz auszugehen „Never do what

a lower paid man can do", um es verwunderlich zu finden, wenn ein akademisch gebildeter Mann in der Führung des Zugangsverzeichnisses oder in der Einziehung der Pflichtexemplare aufgeht, wenn seine Kraft dazu verbraucht wird, um den Ausleihdienst zu versehen, den Lesesaal zu beaufsichtigen, den Buchbinder zu kontrollieren usw. Denn nicht darin besteht im wesentlichen die Verkehrtheit des Verfahrens, daß dieser oder jener Dienst teurer bezahlt wird als nötig wäre. Das Schlimme daran ist vielmehr die beklagenswerte Wirkung, die es auf die Entwicklung der Arbeiter ausübt. Wieviel Frische, wieviel Arbeitsfreudigkeit, wieviel Initiative dadurch zum Schaden der Bibliotheken niedergehalten worden ist und niedergehalten wird, das läßt sich nicht berechnen; erkennbar aber ist es aufs deutlichste für jeden, der über die nächste Umgebung hinaussieht und ein wenig vergleichen gelernt hat. Es ist nicht anders: im engen Kreis verengert sich der Sinn, und nur wenige sind es, denen es gelingt, aus der abstumpfenden Arbeit Beweglichkeit des Geistes und Freiheit des Blickes zu retten." Milkau erinnert auch an die goldenen Worte, die Goethe in einem Brief an Schiller über die Dienststunden geschrieben hat, und knüpft daran eine kleine Betrachtung, die er mit den Worten schließt: „Wohlberechtigt zu jener Zeit, als der Bibliothekar der Universitätslehrer war, der verpflichtet wurde, täglich einen bestimmten Bruchteil seiner Zeit der Berufsarbeit zugunsten der Bibliothek zu entziehen, ist die Einrichtung, seit der Bibliothekar sein Brot als Bibliothekar verdient, zu einem Hemmnis aufstrebender Entwicklung, zu einer Schule der Mittelmäßigkeit geworden." Dieser weitherzigen und idealen Auffassung der Berufsarbeit wird wohl eine Umsetzung in die Praxis nicht so leicht beschieden sein. Von den Dienststunden gilt eben, was an anderer Stelle von der Festlegung einer bestimmten Stufenfolge im Bibliotheksdienst gesagt wird, daß „sie die menschliche Schwäche im Beamtentum nun einmal unentbehrlich macht". Schon jetzt aber sollte man den Beamten weniger nach der Zeit seiner Anwesenheit auf der Bibliothek, als nach seiner Arbeitsleistung beurteilen, und vor allem nicht glauben, daß durch das bequeme Auskunftsmittel der Vermehrung der Dienststunden etwas wirklich Gutes erreicht werden kann. Da aber auch jetzt schon der Beamte nicht mehr wie ehedem einige Stunden, sondern den größeren Teil des Tages in den Verwaltungsräumen zubringt, so wäre es billig, für deren bessere und zweckmäßigere Ausgestaltung und Ausstattung Sorge zu tragen. Die Umgebung ist doch von nicht zu unterschätzendem Einfluß auf den Arbeitenden und ein ungenügender, ungemütlicher, ja oft unwürdiger Raum bedrückt nicht nur den darin lebenden Beamten, sondern ist auch von ungünstiger Rückwirkung auf das Verhalten des Publikums.

Den Bibliothekar der Zukunft schildert Milkau als einen Mann, „der mit gesundem Ehrgeiz und starkem Verantwortlichkeitsgefühl die ihm übertragene Abteilung arbeitend und beaufsichtigend zur besten des Instituts zu machen strebt, der die ganze Bibliothek mit dem Auge des Herrn, nicht des Mietlings ansieht und ungeheißen hilft und bessert, wo die Gelegenheit sich bietet, der nicht in die gefährliche Andacht der Quisquilien versinkt, sondern mit freiem Blick das Große vom Kleinen zu scheiden weiß, der nicht an der Schablone klebt, sondern nachdenkend und aufmerksam den Standpunkt des Kritikers auch den bestehenden Einrichtungen gegenüber festhält, und der schließlich, wie sich das für den Hüter und Verwalter wissenschaftlicher Schätze von selbst verstehen sollte, Muße und Frische genug aus dem Dienste rettet, um für seinen Teil auf bescheidenem Hausaltar die Flamme der Wissenschaft zu nähren". Um solche Beamte zu erziehen, muß man nicht nur die praktische und theoretische Schulung der Anwärter ernst nehmen und die Fachprüfung als ein Mittel handhaben, um ungeeignete Kräfte fern zu halten, sondern auch später sollte die dienstliche Arbeit ein steter Anreiz zu fortwährender Weiterbildung dadurch sein, daß der Bibliothekar als Spartenreferent wenigstens mit beratender Stimme einen gewissen Anteil an der Entwicklung des Instituts hat, dem er dient. „Die Aufsichtsbehörden aber würden ihren mannigfachen Verdiensten um die Hebung der Bibliotheken ein neues hinzufügen, wenn sie selbst den Anschein meiden wollten, als wären sie der immer noch stark herumspukenden Auffassung zugänglich, wonach für jedweden studierten Mann, der irgendwelcher Unzulänglichkeiten wegen dem ursprünglich gewählten Beruf zu entsagen gezwungen ist, als rettender Hafen zunächst der Bibliotheksdienst in Betracht kommt." Was wir brauchen sind Leute, die zur Bibliothek gehen, weil sie Bibliothekare werden wollen, nicht, weil sie etwas anderes nicht werden wollen oder können.

Zum Schluß erinnert Milkau daran, daß wir auch vom Ausland manches, z. B. größere Bequemlichkeit der Lesesäle oder schnellere Erledigung der Bestellungen, lernen, sowie von der werbenden Tätigkeit der Volksbibliotheken etwas annehmen könnten, aber dennoch ist er davon überzeugt, daß Deutschland das Land ist, in welchem für die Bedürfnisse der Wissenschaften an Bibliotheken am besten und gleichmäßigsten gesorgt ist, und daß wir keinen Grund haben, stets nur bewundernd auf „die blendenden Erscheinungen des ausländischen Bibliothekswesens" hinzublicken.

Wie Milkau hier nicht der nur allzuoft beobachteten Ueberschätzung fremder Verhältnisse gegenüber den heimischen Einrichtungen verfällt, so entspringt seine Kritik allein dem herzlichen Verlangen, aus den früheren Versäumnissen zu lernen und weitere Fehler möglichst zu vermeiden. Mit aufrichtiger Anerkennung verzeichnet er die entschiedenen Fortschritte in den Leistungen der Bibliotheken und mit Recht erinnert er gelegentlich zur Abwehr unbilliger Ansprüche daran, wie schnell man sich an das Gute zu gewöhnen pflegt und als etwas Selbstverständliches anspricht, was erst das Ergebnis längeren Ringens mit mancherlei Ungunst der Verhältnisse sein kann. Möge sich im Sinne der von ihm vertretenen idealen Auffassung die weitere Entwicklung der deutschen Bibliotheken vollziehen.

München. Otto Glauning.

Bücher und Zeitschriften.

Die Geschichte des Dampfschiffahrtsbetriebes auf dem Bodensee. Von Emil Krumholz, k. k. Regierungsrat. Innsbruck 1906. Im Kommissionsverlag der Wagnerschen Universitätsbuchhandlung. 8°. 613 S.

Der Dampfschiffahrtsbetrieb am Bodensee kann nunmehr auf eine mehr als achtzigjährige Entwicklungsperiode zurückblicken. Von kleinen Anfängen ausgehend, arbeitete er sich zu dem Musterbetrieb empor, als welcher er heute im Hinblick auf seine Leistungen und Einrichtungen nicht nur jedem anderen Binnenschiffahrtsbetrieb an die Seite treten kann, sondern auch manchem anderen Betrieb als beachtenswertes Vorbild gelten mag. Seine ersten bescheidenen Anfänge fallen in die Jahre 1824 und 1825, wo die beiden württembergischen Dampfer „Wilhelm" und „Max Joseph" ihre ersten regelmäßigen Kursfahrten begannen. Nach sieben Jahren folgten zwei badische, später dann bayerische und schweizerische Dampfschiffe. Es bildeten sich Dampfschiffahrtsgesellschaften, auf Aktien gegründet, und zwar je eine württembergische, eine badische, eine bayerische und eine schweizerische, von denen die ersten drei dann im Laufe der fünfziger und sechziger Jahre ihre Verstaatlichung gefunden haben, wobei Dampfschiffahrtsbetrieb mit dem staatlichen Eisenbahnbetrieb vereinigt wurden. Die schweizerische Dampfschiffahrtsgesellschaft ging im Jahre 1855 an den Betrieb der schweizerischen Nordostbahn und wurde mit dieser im Jahre 1902 verstaatlicht. Oesterreich konnte sich erst mit Eröffnung der Arlbergbahn entschließen, eine Bodensee-Dampfschiffahrtsanstalt ins Leben zu rufen. Während in der ersten Zeit Fahr- und Transportdienst noch in mäßigen Schranken sich bewegte, und nur der Anschluß an die bis an die Ufer des Bodensees ausgedehnten Postkurse einige Regelmäßigkeit verlangten, brachte der Bau der Eisenbahnen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine vollständige Umwandlung in die bisher bestandenen Schiffsverkehrsverhältnisse. Die Dampfschiffe sollten nun die Brücke bilden, über welche sich der Eisenbahnverkehr von einem Ufer auf dem kürzesten Wege nach dem anderen fortsetzen könnte. Es

zeigte sich das auch in der überaus interessanten Folge, daß von nun an ein Teil der Verkehrsrichtungen sich änderte, da nur mehr die Querverbindungen von Bedeutung waren und die Schiffsverbindungen in der Längsrichtung des Sees nach und nach fast gänzlich eingingen. Der ganze Fahrdienst mußte von da an bei Beförderung von Personen und Gütern dem Eisenbahnbetrieb angepaßt werden und die gesicherte und exakte Durchführung war in beiden Fällen oberstes Gesetz geworden. Mit jeder neuen Bahnroute verdichtete sich natürlich auch der Schiffahrtsverkehr; aber dennoch unterblieb bis zum Jahre 1867 die einheitliche Regelung der Betriebsverhältnisse durch eine gemeinschaftliche Aktion der an der Bodensee-Schiffahrt beteiligten Uferstaaten, und erst als in den Jahren 1861 und 1864 durch Unglücksfälle zwei Dampfer und eine Anzahl Menschen in Verlust gerieten, ließ man sich herbei, eine internationale Bodensee-Schiffahrts- und Hafenordnung völlig auszuarbeiten, die von den Uferstaaten dann auch sanktioniert wurde. Obwohl sich diese Schiffahrtsordnung bald als unzureichend erwies, so konnte erst wieder ein neuer Unfall aus dem Jahre 1887, dem ein dritter Dampfer zum Opfer fiel, die gründliche und eingehende Revision derselben bewirken.

Wie sich nun diese ganze Entwicklung vollzogen hat, wie in den einzelnen Phasen sich die Situation gestaltete, das schildert in ausführlicher Weise Krumholz' Geschichte des Dampfschiffahrtsbetriebes auf dem Bodensee. Krumholz darf entschieden hier als Autorität angesehen werden, da er selbst auf eine 13jährige Praxis im Bodensee-Schiffahrtsdienst zurückblickt und sich während seiner Dienstzeit die wertvollsten Erfahrungen gesammelt hat. Er verstand es auch, das gesamte vorhandene historische Material aufs eingehendste zu verarbeiten, und wo Dokumente nicht ausreichten, stützte er sich nicht ohne Kritik und mit größter Vorsicht auf mündliche Ueberlieferungen.

In dem ganz vorzüglich geschriebenen Buch erhalten wir nun sowohl über die jeweilige Organisation, die Beschaffenheit und Ausrüstung der Dampfer und Trajektfahrzeuge und die Verhältnisse der Schiffsbemannung, sowie auch über alle Details des Betriebes, seine gesetzliche Regelung, die Durchführung und den Umfang genaue Auskunft. Es wird gewiß jeder, der sich über irgend eine Frage aus diesem Gebiete informieren will, dieses Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

München. Edmund Müller.

Erzieher des preußischen Heeres. Herausgeber: Generalleutnant z. D. v. Pelet-Narbonne. — 7. Band: „Boyen". Von F. v. d. Boeck, Generalleutnant z. D. 113 S. Preis 2 M kart., geb. 3 M. — 11. und 12. Band: „Kaiser Wilhelm der Große und Roon". Von W. v. Blume, General der Infanterie z. D. und Chef des Infanterie-Regiments Herwarth v. Bittenfeld (1. Westfälisches Nr. 13). 292 Seiten. Preis 5 M kart., geb. 6 M. Berlin W. 35. B. Behrs Verlag. 1906.

Es scheint mir ein glücklicher und verdienstvoller Gedanke des als Militärschriftsteller ungemein fruchtbaren Generalleutnants v. Pelet-Narbonne in seiner 12 Bände umfassenden Sammlung dem deutschen Offizierskorps die Lebensskizzen bedeutender Männer vorzuführen, von Männern, welche zweifellos für die Entwicklung des preußischen und somit auch des deutschen Heeres von höchster Bedeutung waren.

Im 7. Bande, welcher dem General v. Boyen gewidmet ist, wird zunächst dessen Jugend und Entwicklungsgang von 1771—1807, dann seine Tätigkeit als Mitglied der Reformpartei im Befreiungskriege und als Kriegsminister, 1808—1819, geschildert. Im Jahre 1819 zog er sich vom aktiven Dienst zurück und wir sehen bei der Vorführung seines Lebens in der Zurückgezogenheit, in wie vielen Richtungen v. Boyen sich geistig betätigte. — Viele damals von ihm aufgestellte Grundsätze haben sich in der Folgezeit als vollkommen richtig erwiesen. — Als eigentliche Schule des Soldaten wie des höheren Führers erklärt Boyen den kleinen Krieg und Belagerungen. Nur diese allein könne man im Frieden mit einiger Wahrheit den Soldaten lehren.

Unter Friedrich Wilhelm IV. (1840—1848), welcher Boyen schon als Kronprinz besonders zugetan war, wurde der „teure deutsche Mann und Krieger" am 28. Februar 1841 nochmals zum geheimen Staats- und Kriegsminister ernannt. Auch jetzt wirkte v. Boyen segensreich, bis er in seinem 76. Lebensjahre, mit Ehren überhäuft, sich zur wohlverdienten Ruhe setzte, die er aber nicht lange genießen sollte

Im Vorwort zum 11. und 12. Band: „Kaiser Wilhelm der Große und Roon" sagt der Verfasser, daß er in seinem Werke nicht eine Biographie der beiden in ihrem Wirken so enge verbundenen großen Männer, sondern nur einen Beitrag zu einer solchen bieten wolle. Den Begriff Erzieher habe er in dem weiteren Sinne gedacht, daß er in ihm alles umschließt, was nicht nur unmittelbar, sondern auch mittelbar auf die Entwicklung der seelischen Kräfte im Heere Bezug hat. In den hierdurch gebotenen Grenzen mußten daher die Fragen der Wehrverfassung, der Heeresorganisation und der Taktik, sowie die kriegerischen Ereignisse der Zeit in den Bereich der Erörterung gezogen werden. Die letzteren ganz besonders deswegen, weil nur so der Nachweis geliefert werden konnte, wie die erzieherische Tätigkeit Kaiser Wilhelms und Roons ihre Feuerprobe bestanden hat.

Nach kurzer historischer Einleitung wird des Kaisers Jugendzeit und Heeresdienst unter Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. geschildert. Das Verhältnis des Prinzen zum Offizierskorps, wie er selbst als schönstes Beispiel der hingebenden Pflichterfüllung Vorbild ritterlicher Denkungsart und Handlungsweise, schlichter soldatischer Einfachheit und Natürlichkeit demselben voranleuchtet, wird vor Augen geführt. Es folgt im engen Anschluß an die Tätigkeit Kaiser Wilhelms die Darstellung des Wirkens seines Kriegsministers v. Roon. Aus dem kurzen Abriß seiner Jugendgeschichte ersehen wir, daß er schon sehr früh Krieg und Kriegsnot kennen lernte; nach Absolvierung der Kadetten-Anstalt trat er in die Armee und 1824 in die allgemeine Kriegsschule ein; eingehend wird uns seine ganze militärische Laufbahn vorgeführt und gezeigt, wie er dadurch, daß er die Stelle als militärischer Begleiter des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, des 18jährigen Sohnes des Prinzen Karl, erhielt, dem Könige und den Mitgliedern des königlichen Hauses bekannt wurde und damit Anlaß erhielt, persönlich und brieflich in Beziehungen zum Prinzen von Preußen zu treten. — Im Jahre 1848, dessen Märztage er in Potsdam verlebte, wurde Roon Generalstabschef des 3. Armeekorps. In gleicher Stellung, war er beim 1. Korps der zur Niederwerfung des Aufstandes in Baden und der Pfalz gebildeten Operationsarmee erfolgreich tätig. Nach mancherlei Stellungswechsel trat er endlich im Jahre 1858, in der Zeit der Vertretung des erkrankten Königs durch den Prinzen von Preußen, diesem wieder näher und dadurch in den Vordergrund der großen militärpolitischen Ereignisse, unter deren Zeichen die ersten Regierungsjahre König Wilhelms standen.

Ganz besondere Aufmerksamkeit verdienen die Schlußbetrachtungen, in welchen noch einmal in Kürze das Wirken und Streben Kaiser Wilhelms und die Unterstützung, welche ihm dabei sein Kriegsminister zu leisten imstande war, ohne dabei v. Bismarcks und v. Moltkes Anteil zu schmälern, vorgeführt wird. Niemand, der Interesse für die Geschichte jener großen Zeit hat, sicher aber keiner von unseren älteren Offizieren, denen noch vergönnt war, jene Zeiten mitzuerleben, wird den vorliegenden Doppelband unbefriedigt aus der Hand legen.

München. M. Bösmiller.

Allgemeine Rundschau.

Esperanto und teutonish.

Nun liegt auch Wilhelm Ostwalds schöne Erwiderung auf Herrmann Diels' Stellungnahme gegen die Weltsprache, worüber an dieser Stelle bereits wiederholt gesprochen wurde, gedruckt vor. (Wilhelm Ostwald: Die internationale Hilfssprache und das Esperanto. Vortrag, gehalten am 7. November 1906 in der Aula der Handelshochschule zu Berlin. Esperanto-Verlag Möller u. Beral, Berlin S. 20 S. Preis 20 Pf.) Sie unterscheidet sich in charakteristischer Weise von Couturats Artikel, über den hier in Nummer 53 berichtet wurde. Dieser legte den Hauptton auf die humanitäre Seite des Problems, indem er die dringliche Notwendigkeit einer internationalen Hilfssprache betonte; auf eine theoretische Untersuchung, ob eine solche möglich und durchführbar ist, ließ er sich dagegen nicht ein. Nach seiner Ansicht existiert sie ja bereits. Dieser Meinung ist nun zwar Ostwald ebenfalls, aber er will außerdem auch theoretisch beweisen und überzeugen. So geht er denn von bestimmten Anschauungen über das Wesen und den Zweck der Sprache überhaupt aus und sucht auf diese Weise die Möglichkeit und die große Ueberlegenheit einer künstlichen Sprache darzutun. Und wenn man sich nur ganz seinem Gedankengang hingibt, dann wirkt er tatsächlich überzeugend. Auch seine Voraussetzungen erscheinen bei einer ersten Betrachtung durchaus richtig, beinahe selbstverständlich zu sein. Und doch: der Sprachforscher und Sprachpsychologe wird diese Voraussetzungen nicht zugeben, so daß die weitere Beweisführung von selbst hinfallen muß. Erwähnen wir gleich die Hauptsache: Ostwald betrachtet die Sprache als ein völlig äußerliches technisches Instrument, das bloß ein Mittel zu genau angebbaren Zwecken ist und infolgedessen danach bewertet werden muß, wie weit es seinem Zwecke angemessen ist. Und der Zweck der Sprache ist nach Ostwalds Bestimmung der: „eine eindeutige Zuordnung von Begriffen und Zeichen". Auf dieser Definition fußend, beweist er

dann, in wie mangelhafter Weise die natürlichen Sprachen diesen Zweck erfüllen und wie vortrefflich eine auf diesen Zweck hin künstlich hergestellte Sprache, insbesondere das Esperanto, dies tun könnte.

Aber — zunächst ist jene Definition falsch. Jene Zuordnung ist nicht der Zweck der Sprache, sondern auch erst ein Mittel. Der Zweck ist die Mitteilung von Mensch zu Mensch Und diese Mitteilung wird nicht allein durch die eindeutige Zuordnung von Begriff und Zeichen gefördert, sondern bei ihr ist auch die gefühlsmäßige Art der Mitteilung, die Momente, die sich wissenschaftlich nicht exakt fassen lassen und die Ostwald darum außer Betrachtung gehalten wissen will, von großer Bedeutung. Diese Momente aber lassen sich eben künstlich nicht herstellen. Außerdem unterscheidet sich die Sprache von allen anderen Apparaten, Instrumenten und Maschinen ganz wesentlich. Sie besitzt noch über ihren Wert als Mittel auch an und für sich eine eigentümliche Bedeutung. Sie ist ja gar nicht außerhalb des Organismus vorhanden, sondern wird beständig durch seine eigenen Organinstrumente neu hervorgebracht und gewinnt darum das ihr oft zugesprochene Ansehen eines lebenden Organismus, da sie in gewissem Sinne wirklich ein Teil des Organismus ist. Das alles besitzt Wichtigkeit auch für die Mitteilung und das Verständnis, und dafür gibt es in der künstlichen Sprache keinen Ersatz, auch nicht im Esperanto, für das Ostwald so lebhaft eintritt. Diels Bedenken bleiben somit auch gegenüber Ostwalds Thesen in ihrer ganzen Kraft bestehen.

Inzwischen häufen sich jedoch die künstlichen Weltsprachen immer mehr an. So haben wir eine neue originelle Weltsprache von einem amerikanischen Manne bekommen: au teutonish von elias molee, ph. d. (1906. tacoma, washington, n america.) Dieser ist sogar bereit, sein ganzes, recht ansehnliches Vermögen für die Förderung seiner Ideen hinzugeben. Seine Weltsprache will eine rein „teutonische" sein, und er hofft dennoch, daß sie mit der Zeit internationale Herrschaft gewinnen wird. Sein warmer Patriotismus — er stammt ursprünglich aus Skandinavien — hat ihm seine Idee und seine Hoffnung eingegeben. — Wenn das so weiter geht, werden bald die anderen Nationen, die slavischen und dann die asiatischen usw., das Kunststück nachmachen, und wir werden schließlich ebensoviele Weltsprachen bekommen wie wir jetzt nationale Sprachen besitzen. Was ist dann gewonnen? —

-ies.

*

Kleinere Mitteilungen.

* **Ueber das Zurückgehen der Niagarafälle** und den voraussichtlichen Einfluß ihrer geplanten wirtschaftlichen Ausnutzung äußert sich, wie wir dem Globus entnehmen, Professor J. W. Spencer in einem Bericht der kanadischen Geological Survey für 1905. Seine Untersuchungen begannen bereits 1890 und wurden 1904/05 zu Ende geführt; sie galten zuletzt der kanadischen Seite der Fälle. Ihr Zurückgehen auf der amerikanischen Seite ist nur schwach. Von 1890 bis 1905 hat die Verminderung nur die Hälfte des Betrages in den voraufgehenden 15 Jahren erreicht, und zwar hauptsächlich infolge des größeren Widerstandes des Gesteines; dann auch infolge der Verringerung der Wassermassen durch die Niveauänderung des Eriesees. Nach Spencer wird das Zurückgehen nicht allein durch das Unterminieren des harten, überhängenden Sandsteins verursacht, sondern dadurch, daß dieser an Querspalten durchbrochen und schließlich abgetrennt wird, so daß das Wasser auf niedrigere Leisten aufschlägt. Eine besondere Eigenart der Kante des Falles ist der Wechsel zwischen einer breiten oder flachen Sichel und einer solchen mit keilförmigem Scheitel. Der Betrag des Rückganges war in den letzten 15 Jahren 0.67 Meter jährlich im Durchschnitt gegen 1.65 Meter zwischen 1875 und 1890. Von 1842 bis 1886 ist die Mitte des Falles um 87 Meter zurückgegangen, die folgenden Jahre bewirkten nur eine Erweiterung der Sichel. Neun Zehntel der gesamten Wassermasse des Niagara kommen durch den kanadischen Kanal, das Niveau des Flusses oberhalb wird durch eine Felsleiste von der Spitze von Goat Island bis fast zum kanadischen Ufer bestimmt. Da die größte der Kraftausnutzungs-Gesellschaften ihr Wasser vom Ende dieses Riegels entnehmen will, so muß der New-Yorker Seite ein großes Wasservolumen entzogen werden, weshalb auch die Wassermassen der kanadischen Seite in Mitleidenschaft gezogen werden. Die beabsichtigte Verringerung um 10 bis 15 Prozent würde den Kanal verengern und das Wasser von den flacheren Teilen ablenken.

* **Das Finsen-Denkmal.** Bei dem Tode des Kopenhagener Arztes Professor Niels R. Finsen bildete sich ein Komitee zum Zwecke der Errichtung eines Denkmals für den Verstorbenen. Die internationale Einsammlung von Beiträgen, namentlich unter Aerzten, ergab, nach einer Meldung des Berliner Tageblatts, eine bedeutende Summe, von der etwa 50,000 Kronen für das Denkmal geopfert, der Rest einer Finsen-Stiftung gewidmet werden soll. Ein besonderer Ausschuß veranstaltete darauf eine Künstlerkonkurrenz um die Ausführung des Denkmals, aus der unter etwa dreißig Bewerbern der junge dänische Bildhauer Rudolf Tegner siegreich hervorging. Tegners Entwurf ist seiner Gruppe „Dem Lichte zu!" entlehnt und zeigt einige Frauengestalten, die dem heilenden Sonnenlichte entgegenstreben, während Finsens Bildnis am Fußstück im Relief hervortritt. Das Finsen-Komitee hat nunmehr den vom Ausschuß vorgeschlagenen Tegnerschen Entwurf unter der Bedingung genehmigt, daß der Künstler willig ist, ihn verschiedentlich abzuändern, um einen gewissen „dunklen und erdrückenden Charakter", den das Komitee am Entwurf rügt, zu beseitigen.

l. **„Die Botschaft hör' ich wohl...."** Aus Amerika kommt die Nachricht, daß Mr. Edison, der berühmte Erfinder auf dem Gebiete der Elektrotechnik, seiner bisherigen, ausschließlich auf das Praktische, um nicht zu sagen Finanzielle, gerichteten Tätigkeit müde geworden sei. Er soll beabsichtigen, sich in seinem Laboratorium fortan nur noch mit rein wissenschaftlichen Untersuchungen auf dem Gebiete der Elektrizität zu beschäftigen und hofft, daß ihm auch hier große Erfolge beschieden sein werden.

* **Der achte altphilologische Ferienkursus in Bonn** soll in diesem Jahre wiederum in der Osterwoche, und zwar Donnerstag, den 4., Freitag, den 5. und Samstag, den 6. April, im Auditorium des akademischen Kunstmuseums zu Bonn stattfinden. Vorträge dazu haben die Herren Professor Dr. Elter, Geheimrat Professor Dr. Marx, Geheimrat Professor Dr. Loeschcke, Geheimrat Professor Dr. Nissen und Privatdozent Dr. Schultz übernommen.

hc. **Personalien.** Geheimer Regierungsrat Professor Dr. phil. Rudolf Credner, Ordinarius für Geographie an der Universität Greifswald, wurde von der dortigen medizinischen Fakultät zum Dr. med. hon. causa ernannt. — Die Stadtverordnetenversammlung in Mainz hat den Privatdozenten der inneren Medizin in Tübingen Dr. Hans Curschmann, seither Assistenzarzt von Professor Romberg an der medizinischen Klinik, zum Oberarzt des Mainzer städtischen Krankenhauses gewählt. — Dr. Moritz Heitler, außerordentlicher Professor für innere Medizin an der Wiener Universität, begeht seinen 60. Geburtstag.

*

Hochschulnachrichten.

* **Würzburg.** Der Ophthalmologe Professor Dr. Karl Heß tritt am 9. April auf Wunsch des Kaisers eine Reise nach Amerika an. Er wird dort auf Einladung der Amerikanischen Medizinischen Gesellschaft an den Universitäten bis Juli Fachvorträge halten. — Zum Prosektor an dem hiesigen Pathologischen Institut wurde der Assistent Dr. Schminke ernannt.

* **Straßburg.** Der ordentliche Professor der Archäologie und Direktor des kunsthistorischen Instituts der hiesigen Universität Dr. Friedrich Michaelis, der 72jährige Senior der hiesigen philosophischen Fakultät, wird diesen Herbst aus dem akademischen Lehrkörper ausscheiden. Michaelis befindet sich unter der Schar der auserlesenen Gelehrten, die zur Gründung der hiesigen Universität berufen worden waren.

hc. **Marburg.** Der außerordentliche Professor an der hiesigen Universität Dr. med. Oskar de la Camp hat einen Ruf als ordentlicher Professor und Direktor der medizinischen Poliklinik an die Universität Erlangen an Stelle von Professor Dr. Fritz Voit erhalten.

* **Gießen.** Zur 300jährigen Jubelfeier der hiesigen Universität hat die Zweite Kammer einen Fonds von 30,000 M bewilligt, dessen Zinsen zur freien Verfügung des großen Senats stehen.

* **Prag.** Als Nachfolger für den verstorbenen Leiter der Klinik für Augenkrankheiten an der hiesigen deutschen Universität Professor Czermak ist Professor Anton Elschnig in Wien ernannt worden.

H. **Bern.** Die Professoren der hiesigen Universität haben an die Unterrichtsdirektion ein Gesuch um Gehaltserhöhung gerichtet. Die Professorenbesoldungen sind seit Jahrzehnten dieselben geblieben.

Büchereinlauf.

Geographie und Völkerkunde.

M. Alemann: Am Rio Negro. Drei Reisen nach dem argentinischen Rio Negro-Territorium. Mit 90 Illustrationen, 2 Karten und 1 Situationsplan. Berlin 1907. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 158 S. (brosch. 3 M, geb. 4.50 M.)

Wolfgang Lazius: Karten der österreichischen Lande und des Königreichs Ungarn aus den Jahren 1545 bis 1563. Herausgegeben von Eugen Oberhummer und Franz R. von Wieser. Innsbruck 1906. Wagner.

K. Dove: Die angelsächsischen Riesenreiche. Eine wirtschaftsgeographische Untersuchung. 2.: Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Jena 1907. Hermann Costenoble. 65 S. (2.50 M.)

Dr. E. Dagobert Schoenfeld: Die Halbinsel des Sinai in ihrer Bedeutung, nach Erdkunde und Geschichte auf Grund eigener Forschung an Ort und Stelle. Mit einer Karte, 3 Textabbildungen und 16 Lichtdrucktafeln, enthaltend 20 Abbildungen. Berlin 1907. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 196 S.

Heinrich Liersemann: „S. K. H. Prinz" Ludwig Paul Heinrich M'pundo Njasam Akwa. Ein Beitrag zur Rassenfrage. Berlin 1907. C. A. Schwetschke u. Sohn. 65 S. (1 M.)

H. Conwentz: Schutz der natürlichen Landschaft, vornehmlich in Bayern. Berlin 1907. Gebrüder Borntraeger. 47 S. (75 Pfg.)

Georg Breu: Der Tegern-See, limnologische Studie. Ein Beitrag zur bayerischen Landeskunde (Sonderabdruck aus den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in München. Bd. 2. 1. Heft 1906.) München 1906. Akademische Buchdruckerei von F. Straub. 196 S.

Rechts- und Staatswissenschaft.

Dr. Albert Hauff: Die Wehrsteuer eine notwendige Ergänzung zur allgemeinen Wehrpflicht. Leipzig 1905. Verlag von O. Gracklauer. 65 S. (1 M.)

Walter Troeltsch: Das Problem der Arbeitslosigkeit. Kaiser Geburtstagsrede. (Marburger akademische Reden. 1907. Nummer 17.) Marburg 1907. 46 S. (0.75 M.)

Dr. Adolf Arndt: Verfassung des Deutschen Reichs. Mit Einleitung und Kommentar. Dritte, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin 1907. J. J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. 426 S.

50. Bericht der Handelskammer Stuttgart über das Jahr 1905/06. 1. Teil. Stuttgart 1907. Hofbuchdruckerei J. Gutenberg, Carl Grüninger (Klett u. Hartmann). 197 Seiten.

Kriegswissenschaft und Militärwesen.

Der deutsche und der französische Offizier. Eine soziale Studie. Einzige autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von E. Stine. Berlin 1907. Risel. 43 S. (1.50 M.)

v. Caemmerer: Die Befreiungskriege 1813—1815. Ein strategischer Ueberblick. Mit einer Karte in Steindruck und 1 Skizze im Text. Berlin 1907. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. 146 S. (3.50 M, geb. 4.50 M.)

Colmar Frhr. von der Goltz: Von Jena bis Pr. Eylau. Des alten preußischen Heeres Schmach und Ehrenrettung. Eine kriegsgeschichtliche Studie. Mit 4 Karten in Steindruck und 1 Skizze im Text. Berlin 1907. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. 202 S. (5.50 M, geb. 6.50 M.)

Mathematik und Naturwissenschaft.

Dr. Gustav Hegi: Illustrierte Flora von Mitteleuropa. Mit besonderer Berücksichtigung von Deutschland, Oesterreich und der Schweiz. Zum Gebrauch in den Schulen und zum Selbstunterricht. Illustriert unter künstlerischer Leitung von Dr. Gustav Dunzinger. 5. Lieferung. München. J. F. Lehmanns Verlag. (1 M.)

Dr. Robert Sommer: Familienforschung und Vererbungslehre. Mit 16 Abbildungen und 3 Tafeln. Leipzig 1907. Verlag v. Johann Ambrosius Barth. 232 S. (9 M, geb. 10 M.)

Landwirtschaft.

Martin Hiesemann: Lösung der Vogelschutzfrage nach Frhrn. v. Berlepsch. Mit vielen Abbildungen und 2 Buntafeln. Leipzig 1907. Franz Wagner. 100 S. (1 M.)

Eugen Laris: Holzproduktion, Holzverkehr und Holzhandelsgebräuche in Deutschland. Eisenach 1907. E. Laris Nachfolger (Walter Hartmann). 349 S. (6 M.)

Philosophie und Aesthetik.

Leo Tolstoi: Für alle Tage. Zweiter Teil. Erste vollständig autorisierte Uebersetzung. Herausgegeben von Dr. E. H. Schmitt und Dr. A. Starvan. Dresden 1907. Verlag von Karl Reißner. 712 S.

Hermann Cohen: Religion und Sittlichkeit. Eine Betrachtung zur Grundlegung der Religionsphilosophie. Berlin 1907. Verlag von M. Poppelauer. 79 S. (1.20 M.)

Dr. Eduard Westermark: Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe. Erster Band. Deutsch von Leopold Katscher. Leipzig 1907. Verlag von Dr. Werner Klinkhardt. 583 S. (11 M.)

Inneres Wachstum. Sieben Aufsätze von E. G. V. Verlag von Walter Seifert. Stuttgart. 90 S. (geb. 1.50 M.)

Dr. Eduard Loewenthal: Wahrer Monismus und Schein-Monismus. Berlin 1907. Verlag von Otto Dreyer. 16 S.

Friedrich Albert Lange: Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Herausgegeben und mit einem biographischen Vorwort versehen von O. H. Elissen. Mit einem Bilde Friedr. Alb. Langes. Leipzig. Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. 567 und 710 S. (2 Bde. geb. à 1.75 M.)

Otto Werner: Lebenszweck und Weltzweck oder die zwei Seinszustände. Leipzig 1907. Verlagsbuchhandlung E. Haberland. 274 S. (brosch. 4 M.)

R. H. Francé: Der heutige Stand der Darwinschen Fragen. Eine Wertung der neuen Tatsachen und Anschauungen. 2. Auflage von: Die Weiterentwicklung des Darwinismus. Mit zahlreichen Abbildungen und 4 Bildnissen. Leipzig 1907. Theod. Thomas. 168 S. (brosch. 3.60 M, geb. 4.50 M.)

Otto Weiß: Zur Genesis der Schopenhauerschen Metaphysik. Leipzig 1907. Theod. Thomas. 34 S

Lucy Hoesch Ernst: Anthropologisch-psychologische Untersuchungen an Züricher Schulkindern. (Das Schulkind in seiner körperlichen und geistigen Entwicklung. 1. Teil.) Leipzig 1906. Otto Nemnich. 165 S. (geh. 18 M, geb. 20 M.)

Adolf Harpf: Das Weibwesen. Eine Kulturstudie. (Dezember 1906. Ostara. 11. bis 12. Heft. Oesterreichisches Flugschriften-Magazin.) Rodaun bei Wien 1907. Ostara. 36 S. (70 Pfg.)

Erziehung und Unterricht.

H. Leonhard: Der deutsche Aufsatz auf der Mittelstufe. Aus der Praxis für die Praxis. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig 1907. Verlag von Wilhelm Weicher. 72 S. (Preis 1.25 M.)

Dr. Max Wentscher: Das Problem der Lehrfreiheit. (Hefte zur Christlichen Welt. Heft 60.) 24 S. (0.50 M.)

Das Buch vom Kinde. Ein Sammelwerk für die wichtigsten Fragen der Kindheit unter Mitarbeit hervorragender Fachleute herausgegeben von Adele Schreiber. 1. Band: Einleitung. Körper und Seele des Kindes. Häusliche und allgemeine Erziehung 2. Band: Oeffentliches Erziehungs- und Fürsorgewesen. Das Kind in Gesellschaft und Recht. Berufe und Berufswahl. Mit Buchschmuck von H. Höppener-Fidus und E. Rehm-Victor, sowie zahlreichen Abbildungen und 17 Tafeln. Leipzig 1907. B. G. Teubner. 231 u. 216 S. (geh. je 7 M, geb. je 9 M, in einem Band 16 M.)

Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte.

Dr. phil. Arthur Kutscher: Friedrich Hebbel als Kritiker des Dramas. Seine Kritik und ihre Bedeutung. (Hebbel-Forschungen, herausgeg. von R. M. Werner und W. Bloch-Wunschmann.) B. Behrs Verlag. Berlin W. 35 1907. 229 S. (geh. 4 M, geb. 5 M.)

Wilhelm Ostwald: Die internationale Hilfssprache und das Esperanto. Vortrag, gehalten am 7. November 1906 in der Aula der Handelshochschule zu Berlin. Esperanto-Verlag Möller u. Borel. Berlin S. 20 S. (20 Pfg.)

Dr. Siegfried Robert Nagel: Deutscher Literaturatlas. Die geographische und politische Verteilung der deutschen Dichtung in ihrer Entwicklung, nebst einem Anhang von Lebenskarten der bedeutendsten Dichter. Auf 15 Haupt- und 30 Nebenkarten. Wien u. Leipzig 1907. K. u. k. Hofbuchdruckerei und Hofverlagsbuchhandlung Carl Fromme.

Josephine Weißel: James Thomson der Jüngere, sein Leben und seine Werke. (Wiener Beiträge zur englischen Philologie. XXIV.) Wien u. Leipzig 1906. Wilhelm Braumüller, k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhändler. 159 S. (4 M.)

Jahrgang 1907. München, Montag, 25. März. Nummer 71.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Der Abbé Galiani. Von Wilhelm Weigand (München).

Neues von Maeterlinck. Von Fr. von Oppeln-Bronikowski (Berlin).

Bücher und Zeitschriften.

Hermann Bahr: Grotesken. — Helen Keller: Die Geschichte meines Lebens. — Rud. Brohmer: Wie soll man über Helen Keller denken? — Kants gesammelte Schriften.

Allgemeine Rundschau.

Zum 25jährigen Gedenktag der Entdeckung des Tuberkelbazillus. — Die religiöse Kunst des alten Buddhismus. — Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Der Abbé Galiani.*)

Von Wilhelm Weigand.

In die glänzende Gesellschaft skrupelloser Epikuräer des Geistes, geistvoller Frauen und feuriger Literaten tritt ein kleiner Südländer als Zuschauer und Beobachter ein, der den schärfsten Verstand und die lebhaftesten Sinne mitbringt. Auch er stammt aus einer alten Kultur, deren leichte, freie Schilderungen an den Wänden der versunkenen Städte Herculanum und Pompeji beweisen, daß die Grundinstinkte einer Rasse gleich bleiben, selbst in einer Mischung von Harlekin und Staatsmann, die in Paris zunächst seltsam anmutet. Doch der Freibrief, der hier mit Leichtigkeit jede Türe öffnet, die in einen Salon oder auch in ein Boudoir führt, ist der Geist, und der Abbé Galiani bringt so viel davon mit, daß die schönen Damen meinen, man verschwende ihn da unten in Italien nicht in kleiner Scheidemünze, sondern in ganzen Goldbarren. Dieser kleine Bucklige, dessen Augen bald melancholisch träumen, bald voll Uebermut leuchten, hat keine Illusionen über sich und andere: er ist, nach seinem eigensten Geständnis, früh in das schöne Getriebe eines Hofes geworfen worden, um da Fortunas Fangball zu sein. Er ist Skeptiker, mehr noch, Akademiker. Akademien aber sind, ihrem Zweck und Wesen nach, Pflegerinnen des Ueberlieferten und Hüterinnen schöner Form: sie bewahren den Schatz ererbten Wissens, das dem Pöbel unzulänglich sein soll. Zum Wesen eines Akademikers gehört, daß er über alle Dinge, die einen Weltmann zieren, in einer Form sprechen kann, die eine Körperschaft, nicht das Temperament eines einzelnen bestimmt, und ihre Rechtfertigung ist auf alle Fälle ein sicherer Geschmack, der das Horazische Odi profanum vulgus et arceo als seinen Wahlspruch führt.

Mit einer solchen Geschmacksrichtung ist das Bekenntnis Galianis, daß er nichts glaube, rien en rien, rien de rien, wie er es ausdrückt, sehr wohl vereinbar. Er haßt alle großen Worte: Freiheit, Enthusiasmus, Prinzipien, und um ihn herum schwirrt es von diesen Worten! Sonderbar: diese Männer, die, im Glauben an die Güte der Natur, alles stürzen möchten, die geistigen Urheber der Revolution, sind von einem fanatischen Glauben an ihr Werk besessen; ihre Göttin ist die Vernunft, deren Gesetzgeber Kant noch nicht erschienen ist. Sie sind antireligiös, und ihre Kampfweise erinnert an die Unduldsamkeit religiöser Sekten, denen die Religion eine Leidenschaft ist. Die Polarität aller Dinge, die das Wesen dieser Welt bedingt, offenbart sich in diesem Verhältnis auf ganz besondere Weise, die zu denken gibt.

Bei den Soupers, die Holbach, der „Haushofmeister der Philosophie", seinen Freunden gibt, genießt die Sekte das Glück des Augenblicks, der alle Zungen löst: denn diese Glücklichen sind keine deutschen Philosophen, die als Individuen in der Stille ihrer Stube ein Werk vollenden, sondern sie gehören der geselligsten Nation des Weltalls an, „die mehr spricht, als sie denkt, die sprechen muß, um zu denken, und nur denkt, um zu sprechen". (Brief Galianis vom 12. Mai 1770 an Frau v. Epinay.) Auch hier, vor diesen Orgien des Wortes und der Gedanken, deren idealisierendes Echo wir in „Rameaus Neffe" und in einigen anderen Dialogen Diderots besitzen, bewahrt der kleine Südländer, in dem der Verstand einer alten Rasse Vollkommenheit geworden ist, seine Freiheit des Blickes. Seine Skepsis ist unbestechlich: schon das Wort raisonnement, mit dem um ihn herum Mißbrauch getrieben wird, reizt ihn zum Spotte: er spricht es als Italiener résonnement aus, und diese Aussprache allein ist ein boshafter Witz von tiefer Bedeutung. Er unterscheidet, als Akademiker, drei Arten des résonnement: den hohlen Ton, den die Krüge, die leeren Gefäße, d. h. die gewöhnlichen Sterblichen von sich geben; das Getön der Glocken, den Lärm der Dichter, Redner und aller begabten Leute, die sich an die glänzenden Spiegelbilder der menschlichen Illusion halten und davon zu reden wissen (es ist bezeichnend für unseren Abbé, daß er, in vollem Gegensatz zu seinen Zeitgenossen, es wagte, die Rhetoren Bossuet und Rousseau unter diese Glocken zu rechnen); und drittens den Ton, den die wirklichen Männer, die Weisen und die Denker von sich geben, welche die Nuß, die uns die Welt zu knacken gibt, aufgeschlagen und gefunden haben, daß nichts darin ist.

*) Die Briefe des Abbé Galiani erscheinen zum erstenmal vollständig übersetzt demnächst im Verlag von G. Müller in München. Aus Wilhelm Weigands Einleitung, die den geistvollen Neapolitaner, der während seines zehnjährigen Aufenthaltes die französische Kultur in einzigartiger Weise in sich aufgenommen hat, nach allen Seiten hin erschöpfend charakterisiert, bringen wir mit Erlaubnis des Verlegers den Abschnitt zum Abdruck, der Galianis Stellung innerhalb der Philosophie jener Zeit behandelt.

Es ist begreiflich, daß das Dogmatische in den Behauptungen des Holbachschen Materialismus diesen Spötter, dessen eigentliche Weltanschauung der Skeptizismus vor dem Skeptizismus ist, besonders reizen mußte. Er weiß, daß die Religion nicht die Hauptquelle der menschlichen Verderbtheit ist, und als Staatsmann scheute er sich nicht, ihre äußeren Formen als heilsam zu betrachten: er findet das Eifern Voltaires gegen die Feste abgeschmackt: „Er (Voltaire) hält sie für eine göttliche Einrichtung, und darum haben sie ihn verschnupft. Aber er täuscht sich, sie sind eine menschliche Einrichtung. Sie sind nicht für Gott, sondern für die Menschen gemacht, und darum sollte Voltaire sie achten. Er hat wieder einmal seinen Hintern mit seinen Hosen verwechselt." (An Frau v. Epinay, 26. Jan. 1771.) Der Materialismus des „Système de la Nature", das erst nach der Abberufung Galianis erschien, ist gewiß nur ein Echo der Tischgespräche, die geistvolle Menschen an der Tafel des Barons v. Holbach führten. Der Abbé von Morellet hat uns in seinen Denkwürdigkeiten eine Szene aus dem Hause Holbach erzählt, die nicht nur für Galiani bezeichnend ist, sondern an eines der tiefsten Probleme der neueren Philosophie rührt. Als man eines Tages bei Tisch wieder von dem Herrgott sprach, in einem Ton, „der hundertmal den Blitz herabgezogen hätte, wenn er bei solchen Gelegenheiten einschlüge", sagte der kleine Abbé: „Meine Herren Philosophen, Sie sind rasch fertig mit dem Wort. Ich möchte Ihnen nur sagen, daß ich Sie, wenn ich Papst wäre, der Inquisition übergeben würde; als König von Frankreich aber würde ich Sie in die Bastille stecken lassen. Da ich aber so glücklich bin, weder das eine noch das andere zu sein, so werde ich am nächsten Donnerstag wieder da sein; Sie werden mich geduldig anhören, wie ich Sie angehört habe, und ich werde Sie widerlegen." Am darauffolgenden Donnerstag, nach dem Kaffee, setzte sich Galiani nach seiner Gewohnheit mit gekreuzten Beinen, wie ein Schneider, in den Lehnstuhl, nahm, da es heiß war, seine Perücke ab und begann: „Ich nehme an, meine Herren, derjenige von Ihnen, der am überzeugtesten ist, daß diese Welt das Werk des Zufalls ist, spiele mit Würfeln, ich sage nicht in einer Spielhölle, sondern im feinsten Hause von Paris, und sein Partner werfe ein-, zwei-, drei-, viermal, kurz beständig Sechserpasch. Wenn das Spiel so weiter geht, wird mein Freund Diderot, der sein Geld verliert, ohne weiteres sagen: die Würfel sind gefälscht! Ich bin in einem Räubernest. — Philosoph, wieso? Weil Sie bei zehn oder zwölf Würfen sechs Franken verloren haben, sind Sie überzeugt, daß dies die Folge einer geschickten Machenschaft, einer künstlichen Kombination, einer wohlausgedachten Spitzbüberei ist! Wenn Sie aber in diesem Weltall eine so wunderbare Mannigfaltigkeit wahrnehmen, die tausend und tausendmal schwieriger, verwickelter, dauernder, nützlicher usw. ist, kommt Ihnen nicht der Verdacht, daß die Würfel der Natur ebenfalls gefälscht sind, und daß da oben ein großer Gauner sich einen Spaß daraus macht, Sie an der Nase herumzuführen?"

Morellet erzählt nicht, welche Antwort Galiani auf seine Erzählung empfing, deren Bosheit sich nach zwei Seiten wendet: indem er den Gott, den sich die Deisten, mit Voltaire an der Spitze, als Uhrmacher vorzustellen liebten, als Falschspieler hinstellt, versetzt er dem Deismus einen Hieb, und indem er die ungeheure Zweckmäßigkeit, die in allen Erscheinungen waltet, hervorhebt, legt er den Finger in eine Wunde des Materialismus, der auch die Entstehung geistiger Vorgänge aus materiellen Bedingungen als Dogma predigt. Eine Stelle im „Système de la Nature" verrät uns, wie nachhaltig der Eindruck war, den Holbach von dieser Szene empfing. Dort sagt er: „Die Molekeln der Materie können falschen Würfeln verglichen werden; d. h. sie bringen stets gewisse Wirkungen bestimmter Art hervor; da diese Teilchen an sich und infolge ihrer Verbindungen substanziell verschieden sind, kann man sagen, daß sie auf unendlich mannigfaltige Art gefälscht sind. Der Kopf Homers oder der Kopf Virgils sind nichts gewesen als Aggregate von Molekeln oder, wenn man will, gefälschter Würfel, d. h. so zusammengefügte und ausgearbeitete Wesen, daß sie die Ilias oder die Aeneis hervorbringen mußten." (Système de la Nature, seconde partie, p. 174.) Wer mit einer solchen Erklärung zufrieden ist, muß den Köhlerglauben der naiven Materialisten besitzen. Das ungeheure Problem der Zweckmäßigkeit in der Natur, das heute wieder die Männer der Naturwissenschaft beschäftigt, ist damit ganz einfach beiseite geschoben, aber nicht im Sinne wahrer Philosophie behandelt.

Ueber das „System der Natur" besitzen wir in Galianis Briefen verschiedene Urteile und Aeußerungen: „Ich habe mir das „System der Natur" angesehen: es ist die Grenzlinie, wo die Traurigkeit der nackten, trockenen Wahrheit endet; jenseits davon beginnt die Heiterkeit des Romans. Es gibt nichts Besseres, als sich selbst zu überreden, daß die Würfel gefälscht sind. Dieser Gedanke erzeugt tausend andere, und eine neue Welt wird wiedergeboren. Dieser Herr Mirabaud ist ein wahrer Abbé Terray der Metaphysik. Er verursacht durch seine Abzüge und Zahlungseinstellungen den Bankrott der Wissenschaft, des Vergnügens und des menschlichen Geistes." (An Frau v. Epinay, 21. Juli 1770.)

Ueber die mechanistischen Dogmen Holbachs urteilt der Abbé: „Gewiß, diese Welt ist eine große Maschine, die sich bewegt und mit Notwendigkeit läuft; aber aus wie vielen Rädern setzt sich diese Maschine zusammen? Das ist es, was niemand erforscht, niemand erklärt, niemand auch nur fragen mag. Gibt es ein anderes Triebrad außer den physikalischen Gesetzen der Bewegung der groben Materie, und den physischen Gesetzen der Bewegung der feinen Materie, die wir Geist nennen? Sind uns diese Materie und diese Gesetze sämtlich bekannt? Kurz, gibt es noch andere Geister außer dem menschlichen Geist, den wir kennen? Die gefälschten Würfel fallen mit der gleichen Notwendigkeit wie die nicht gefälschten, aber sie fallen verschieden. So steht es auch mit den anderen Ereignissen. Man müßte die Triebfedern kennen." (An Frau v. Epinay, 19. August 1770.)

Das Problem der Willensfreiheit veranlaßt ihn zu einer ganz besonderen Bemerkung, die für Galiani bezeichnend ist: „Der Glaube an seine Willensfreiheit bildet das Wesen des Menschen. Man könnte sogar den Menschen als das Tier definieren, das sich für frei hält, und die Definition wäre erschöpfend. Es ist dem Menschen ganz unmöglich, auch nur einen Augenblick zu vergessen oder auf den Glauben zu verzichten, daß er frei ist. Das ist der erste Punkt. Und nun der zweite: ist die Ueberzeugung, frei zu sein, das gleiche wie die wirkliche Freiheit? Ich antworte: es ist nicht das gleiche, aber es hat in der Moral die gleichen Wirkungen. Der Mensch ist also frei, da er im Innersten davon überzeugt ist, und das ist genau so viel wert wie die Freiheit. Damit ist der Mechanismus des Weltalls so klar wie Quellwasser. Wenn ein einziges freies Wesen in der Welt existierte, gäbe es keinen Gott mehr und keine Verbindung zwischen den Geschöpfen (Wesen). Das Universum fiele auseinander, und wenn der Mensch nicht die innerste wesentlichste Ueberzeugung hätte, daß er frei ist, wäre es mit der Moral anders bestellt. Die Ueberzeugung von der Freiheit genügt, um das Gewissen, Gewissensbisse, Gerechtigkeit, Schuld und Strafen zu schaffen. Sie genügt für alles, und damit ist die Welt mit zwei Worten erklärt." (Brief vom 23. November 1771.)

Galiani ist ein Meister des Aperçus, das er wie ein Künstler im Feuer des Gespräches hinwirft. Bemerkungen wie die folgende (in einem Briefe vom 22. Januar 1772): „Alles was existiert, existiert nur in uns und nur im Verhältnis zu uns", verraten nicht nur einen genialen Tiefblick, sie weisen auch über die Zeit hinaus, in die Welt der deutschen Denker. Auch von d'Alembert besitzen wir eine ähnliche Aeußerung (in einem Brief an Voltaire, vom 29. August 1769, Oeuvres, V., p. 186): „Eine deutliche und vollständige Idee habe ich weder von der Materie noch von sonst etwas. Wahrhaftig, so oft ich mich in Betrachtungen hierüber verliere, fühle ich mich versucht zu meinen, daß alles, was wir sehen, nur Sinnenerscheinung sei, daß es nichts außer uns gebe, das dem, was wir zu sehen glauben, entspricht, und ich komme immer auf die Frage jenes indischen Königs zurück: Warum gibt es etwas? Denn dies ist in der Tat das Allerstaunenswerteste." Die beiden Aeußerungen der Freunde, die im Skeptizismus das Heil alles Denkens sahen, lassen den kritischen Idealismus Kants ahnen.

Neues von Maeterlinck.

Von Fr. v. Oppeln-Bronikowski.

Der Riesenerfolg von Maeterlincks „Monna Vanna" lag sowohl in der Zeit wie in dem Werdegang seines Schöpfers begründet. Die einen empfanden dieses Drama — ähnlich wie Rostands „Cyrano von Bergerac" — als eine Erlösung vom Arme-Leute-Naturalismus, die anderen triumphierten, daß Maeterlinck, der bisher so Dunkle, Anspruchsvolle, die symbolische Maske in die Ecke geschleudert hätte und nun einmal deutlich zu erkennen gab, was er wollte, vor allem aber, daß er überhaupt wollte, daß er Pessimismus und Entsagung abgeschworen hatte und einen lebensfreudigen Optimismus bekannte. Als das Stück aber durchaus nicht vom Repertoire verschwinden wollte, begann man seine Zugkraft dem Kitzel der Sensation zuzuschreiben, und allgemein wurde plötzlich erklärt, „Monna Vanna" sei kein „echter" Maeterlinck, sondern ein Kompromiß mit dem einst so verschmähten Theater. Formell ist dies ja zuzugeben. Maeterlinck wollte zeigen, daß auch er ein Theaterstück im üblichen Sinne schreiben konnte, und der laute Erfolg hat ihm ja auch recht gegeben. Freilich teils auf Kosten seiner inneren Reife. Er, der sein Schaffen bisher so ganz auf den dunklen Instinkt gestellt hatte, schuf nun statt einer organisch fortschreitenden Handlung eine glänzende Perlenreihe nebeneinander geschobener Effekte. Die überstürzte theatralische Lösung des Konfliktes, das brutale Ansinnen Prinzivallis an eine Frau, der er eine ideale Liebe entgegenbringt, sind keine Meisterstücke der Menschenbildnerkunst, sondern Konzessionen an den Theatergeschmack. Ebenso trägt die Sprache jenes Zwitterartillit von Rhetorik und Stimmungszauber, das wir auch in Rostands Dramen wiederfinden. Der Stammler hat reden gelernt; statt der wortkargen Punktiermethode seiner älteren Dramen, die das Beste im „Dialog zweiten Grades" eben andeutete, finden wir wortreiche Pathosszenen, die alle Gefühlsinhalte rhetorisch ausbosseln. Insofern ist „Monna Vanna" kein „echter" Maeterlinck im Sinne seiner älteren Dramen. Aber diese Einwände sind doch wesentlich formeller Natur. Inhaltlich gliedert sich „Monna Vanna" durchaus dem Gesamtschaffen „Maeterlincks" ein, ja das Stück ist geradezu ein Markstein seiner inneren Entwicklung.

Maeterlincks ältere Werke sind aus dem intensiven, impressionistischen Gefühl der Ohnmacht des Menschen gegenüber den Schicksalsmächten entstanden. Das Schicksal lauert als feindliche, unberechenbare Macht am Horizont und sucht namentlich Liebe, Jugend und Schönheit in seine Netze zu ziehen. Der Tod ist das Ziel unseres Lebens und sein geheimer Leitstern. Ganz allmählich nur und anfangs kaum merklich verschiebt sich dieser Standpunkt. Schon in „Pelleas und Melisande", dem Hauptwerk der ersten Periode, prophezeit der alte Märchenkönig Arkel eine glücklichere Zukunft, und das einzige philosophische Werk jener Epoche, „Der Schatz der Armen", der mit Akkorden des tiefsten Fatalismus anhebt, klingt in die Ueberzeugung aus, daß sich der trübste Zufall in einer schönen Seele in Schönheit verwandeln kann und daß die Liebe eine unerschöpfliche Zukunft von Güte ohne Unglück und Tränen schafft. Wie vielfach bekannt ist, war es die spätere Gattin des Dichters, die Sängerin und Schauspielerin Georgette Leblanc, die diesen Umschwung seiner Weltanschauung zeitigen half. Ihr ist bereits das philosophische Werk „Weisheit und Schicksal", die Programmschrift einer neuen lebensfreudigeren Weltauffassung, gewidmet, mit der Beteuerung, daß sie das eigentliche Urbild des Weisen sei, wie er ihn in diesem Buche schildert, an dessen Güte und Weisheit die verderbliche Macht des Schicksals zu schanden wird. Sie ist ebenso das Urbild der stolzen Aglavaine in „Aglavaine und Selysette", dessen Aufführung Max Reinhardt in Berlin gegenwärtig vorbereitet. Aber diese fleischgewordene Weisheit — Aglavaine — ist hier fast selbst noch eine feindliche Macht, ganz wie das tyrannische Schicksal, dem sie Widerpart halten will, und statt des Glückes, das sie bringen möchte, beschwört sie einen grausamen Konflikt herauf, der mit dem freiwilligen Tode Selysettes, ihrer Nebenbuhlerin, endet — ein symbolischer Selbstmord: denn die „kleine Selysette", ein Prototyp der älteren Frauengestalten Maeterlinckscher Kunst, stürzt sich von dem alten Turm der Romantik hinunter ins Meer. In „Monna Vanna" sehen wir die antike Heroine, so wie Maeterlinck sie in „Weisheit und Schicksal" definiert hatte, dann zum erstenmal das Schicksal besiegen. Die Lösung bleibt freilich noch problematisch; der Dichter entläßt uns mit einem unbestimmten Ausblick auf die Zukunft des Liebespaares. Man kann diesen Schluß technisch sogar abrupt nennen; aber eine bestimmtere Lösung hätte die Morgenrötestimmung dieses Quattrocento-Dramas zerstört. In einer älteren, später verworfenen Fassung schwankte der Dichter noch, ob er „Monna Vanna" nicht so enden lassen sollte wie die kleine Selysette. Aber die pflichtbewußte Heroine kann unmöglich so enden wie die pflanzenhafte Selysette. Sie muß den Kampf mit dem ungewissen Schicksal selbstbewußt aufnehmen. Den völligen Sieg über das Schicksal — nicht allein im Menschenbusen, sondern auch in der Außenwelt — hat Maeterlinck dann in „Joyzelle" verherrlicht. Gemüt und Welt sind hier nach dem Worte des Novalis zusammenfallende Begriffe geworden.

Der Mensch wird am reifen Ziel der Zeiten die äußere Natur so völlig unterjocht haben, wie unsere kühnste Phantasie es sich kaum ausmalen kann — das ist das Leitmotiv von „Joyzelle". Haben doch wir schon mit den Wundern unserer modernen Technik, Medizin, Gartenbaukunst usw. die kühnste Märchenphantasie vergangener Zeiten weit überflügelt. Ebenso wie der Mensch die Wunder seiner eigenen Brust, die mystische Nachtseite des Seelenlebens, besser kennt und mit ihrer Hilfe nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Zukunft in gewissem Maße beherrscht. So jener aus Shakespeares „Sturm" bekannte Zauberer Prospero,[1]) den Maeterlinck mitsamt seiner Zauberinsel in die

[1]) Die auch von der Kritik erkannte Anlehnung an Shakespeares „Sturm" ist im ersten Akt auffällig, in den folgenden Akten hört sie dagegen völlig auf. Sollte nicht auch der erste von Renans „Drames philosophiques", „Caliban", befruchtend auf

Zukunft projiziert hat und den er in Anknüpfung an die alte, von Immermann neugestaltete Sage Merlin nennt.[2]) „Die Menschen wähnen," sagt dieser Merlin, „meine geheime Tugend, der die Pflanzen und Sterne, das Feuer, Stein und Wasser dienstbar sind und der die Zukunft manchmal einen Zipfel ihres Schleiers lüftet, sie sei verborgen in Tränken, Zauberformeln und fruchtbaren Zeichen. Nein, in mir ist sie — wie sie in euch ist." Und so ist denn auch der Luftgeist Arielle (die Schwester Ariels aus Shakespeares „Sturm") nichts anderes als die Verkörperung des weissagenden und wachsamen Unterbewußtseins von Merlin, „des Unterbewußtseins der deutschen Philosophie", wie Maeterlinck selbst gesagt hat. Desgleichen wenn aus dem verwilderten Zaubergarten, während des Liebesduetts von Joyzelle und Lanceor, plötzlich jene Märchenblumen erwachsen, welche das Stelldichein des Liebespaares verraten, so erkennt Joyzelle ihre Urbilder, die schlichten Feldblumen, in diesen „entarteten Töchtern" sogleich wieder. Sie haben den Weg der Entwicklung, den die Gartenkunst binnen Jahrhunderten gemacht hatte, nur in Minuten zurückgelegt — das ist der ganze Zauber, der sie bannte.

So schlägt der Inhalt dieses zarten Märchenspieles eine Brücke hinüber zu den symbolistischen Traumdramen der ersten Periode; andrerseits knüpft die Form — durch den straffen Aufbau der Handlung, die Mischung von Pathos und Innerlichkeit in der Sprache — an die Technik von „Monna Vanna" an. „Joyzelle" ist eine Synthese, ist der Brennpunkt, in dem alle Kunstbestrebungen Maeterlincks zusammenlaufen. Darüber hinaus konnte er — formell wie inhaltlich — nichts Neues mehr geben; alle weiteren Schöpfungen konnten nur Ausbau oder Wiederholung sein. So ist es denn auch nicht zu verwundern, wenn Maeterlinck dieses Drama als sein bestes ansieht — während die Kritik es entweder bemäkelt oder ignoriert hat Bemängelt wurde vor allem die Verpflanzung romantischer Stilmittel in einen veränderten Dunstkreis, den das Licht der antiken Weisheit geklärt hat; und man sollte doch lieber das schöne Wort von Johannes Schlaf über Maeterlincks letzte Werke beherzigen: „Wenn man auch ferner vorwiegend ästhetische Maßstäbe an diese große Individualität anlegt, so hat man sie nur halb, ich möchte sagen: unwesentlich und unter ihrer wahren Bedeutung geschätzt." Die Hauptsache ist ihr neues, befreites und harmonisiertes Menschentum....

Wie kommt es nun aber, wird mancher fragen, daß Maeterlinck sich aus dem finstersten Pessimismus zur höchsten Lebensbejahung durchgekämpft hat? Dadurch, daß er sich gewöhnte, dem Schicksal ins Antlitz zu schauen, daß er an Stelle der dumpfen Resignation die bewußte Prüfung des Verhängnisses gesetzt hat. Schon in seinem düsteren „Schatz der Armen" lehrt er uns „die kleinen Stunden des Lebens achten" und empfiehlt eine mystische Vertiefung des grauen Alltags, dem wir nun einmal nicht entrinnen können. Diese Geistesrichtung führt ihn auf Emerson, den „Weisen des Alltags", der uns das mystische Einsgefühl mit der Natur gelehrt hat. Die Mystik der Naturkräfte eröffnet seinem philosophischen Blick ungeahnte Perspektiven auf einen „neuen natürlichen und annehmbaren Optimismus", und je mehr Realitäten er überschaut, desto mehr schrumpft der verhängnisvolle Kreis des Schicksals zusammen. In seinem bekannten „Leben der Bienen" sehen wir den anfangs so verängstigten Mystiker als geduldigen und helläugigen Beobachter eines seltsamen geflügelten Staatswesens, das den Vergleich mit der menschlichen Gesellschaft herausfordert, und in der Studie „Das Mysterium der Gerechtigkeit" beschäftigt er sich mit einem der tiefsten Probleme der Menschenwelt. Beide Werke sollten ursprünglich eines bilden und, der doppelten Methode entsprechend, den Titel „Der doppelte Garten" führen. Aber das Bienenbuch schwoll dem Dichter, der sich seit 15 Jahren als praktischer Imker betätigt hatte, so unter den Händen an, daß er es als besonderes Werk veröffentlichen mußte. Nun erst kam er auf die Vollendung des anderen Teiles zurück und fügte den Betrachtungen über das innere Glück des Gerechten die Kapitel über das äußere Glück des Starken, die Vergangenheit und die Zukunft hinzu. Die wirklich starke Seele, so meint er, kann auch die Vergangenheit verwandeln wie ein Kunstwerk und aus ihr die Zukunft schaffen, die sie will. Ja, der mystische Sinn, der im Absoluten jenseits von Raum und Zeit steht, ist bei manchen Menschen so entwickelt, daß sie in die Zukunft schauen können und so dem Verhängnis im voraus begegnen. Gemüt und Welt sind auch hier nur noch zwei Namen für die gleiche Sache — ganz wie in Joyzelles schicksalsbezwingender Liebe und in Merlins schicksalsabwendender Weisheit; und wie „Joyzelle" das letzte Wort von Maeterlincks Kunst ist, so ist auch der „Begrabene Tempel" die höchste Formel seiner Philosophie — so nämlich lautet der definitive Gesamttitel jenes philosophischen Schlußsteins. Dieser begrabene Tempel ist die Menschenbrust, die Stätte der höchsten Lebensmysterien, die der mystischen Gerechtigkeit wie die des transzendentalen Ich, ein begrabener Tempel, weil wir ihn in Welt und Himmel überall gesucht haben, nur nicht da, wo er verschüttet liegt, in uns, — ein Tempel, weil er die Stätte unseres letzten Gottesdienstes ist.

Der Titel „Der doppelte Garten", der allein übrig blieb, ging schließlich auf eine Essaysammlung über, in der Maeterlinck gleichfalls abwechselnd die Beete seiner inneren Gewißheit und seiner äußeren Erfahrung kultiviert hat. Bald sind es Ergänzungen zur Glückslehre des „Begrabenen Tempels" — so der stimmungsvolle Aufsatz über die Spielhölle von Monte Carlo oder jenes „Frauenbildnis", worin Maeterlinck noch einmal — und diesmal im Frauengewande — jenen schicksalbesiegenden Weisen schildert, als dessen Urbild er bereits in „Weisheit und Schicksal" seine Gattin gepriesen hatte, — bald sind es Nachträge zum Bienenbuch oder andere Beiträge zur Tierpsychologie, wie die wundervolle Betrachtung „Beim Tode eines jungen Hundes", der schon nach seinem letzten, noch unveröffentlichten Märchenspiel „Der blaue Vogel" hinüberweist, oder schließlich Aufsätze über Blumen und Blumenzucht, die in enger Fühlung mit dem Blumenwunder in „Joyzelle" stehen. Man hat auch diese geistreichste moderne Essaysammlung getadelt, weil in ihr weder der rein persönliche noch der rein sachliche Standpunkt festgehalten ist; aber mit diesem Tadel greift man, wie ich schon hervorhob, die ganze synthetische Richtung von Maeterlincks letzter Schaffensperiode an: in ihr bilden Mystik und Naturwissenschaft, innere und äußere Schicksalsbefragung, ja nur zwei sich ergänzende Methoden zur Erfassung des Weltganzen.

Als Nachtrag, wie dieses letzte Werk, kennzeichnen sich schließlich auch die zwei Dramen, von denen ich noch zu reden habe: die satirische Legende „Das Wunder des heiligen Antonius" und das Märchenspiel „Der blaue Vogel".

Das erstere wurde vor zwei Wintern in Berlin aufgeführt und hat damals viele Federn in Bewegung gesetzt, aber sowohl das Publikum wie ein großer Teil der Kritik ist, wie man wohl sagen kann, vor dieser feinen Satire

---

Maeterlinck gewirkt haben, insofern bereits hier der Rahmen des Shakespeareschen Stückes zu einem modernen philosophischen Drama benutzt ist?

[2]) Dieser Name bedeutet gleichfalls nur eine lose Anlehnung. Das tiefsinnige Problem vom Sohn des Teufels und der Jungfrau ist hier nicht einmal berührt.

durchgefallen. Maeterlinck hat hier die Tragödie des Undanks gegen einen Wohltäter, der das höchste Gut, das Leben, bringt, in ein Courtelinesches Possenspiel hineingeheimnist. Inhaltlich also mit „Monna Vanna“ verwandt, die das Leben von Tausenden rettet, ist dieses Dramolett formell in der verfeinerten Technik der Jugenddramen „Interieur“ und „Der Eindringling“ geschrieben. Und wie in jenem „Eindringling“ die herzensharten Spießbürger das Mysterium des Todes nicht verstanden, so verstehen und achten sie auch hier das Wunder des Lebensbringers nicht. Nur die Einfältigen im Geist, dort die jungen Mädchen, hier die alte, treue Magd Virginie, geben sich dem Mysterium rückhaltlos hin. Aber während im „Eindringling“ der Vater und der Onkel mit ihrem dürren Rationalismus das Verhängnis nicht aufhalten können, zerstören im „Hl. Antonius“ die bornierten Aufklärungsphilister in ihrem Verstandesdünkel das schon vollzogene Wunder; die Tote, die der Heilige soeben auferweckt hat, sinkt abermals tot um: sie nicht minder als ihre lachenden Erben sind des Wunders nicht wert — das ist der geheime Sinn dieses Mysterienspiels. Formell findet man auch hier den gewollten Anschluß an eine gegebene Kunstform, die der Posse; aber gerade das Widerspiel zwischen dem tiefen mystischen Sinn, der naturalistischen Schlichtheit der Sprache und der burlesken Tragikomödie der Handlung zeitigt auch hier jenen Dialog „zweiten Grades“, auf den es Maeterlinck in seinen Dramen von jeher angelegt hat.

Das gleiche Doppelspiel zwischen Oberfläche und Tiefe zeigt auch das noch unveröffentlichte Märchenspiel „Der blaue Vogel“, worin gleichfalls Mystik und Wirklichkeit, Wunder und Alltag seltsam verwoben sind. Zwei arme Holzfällerskinder erleben in ihrem Weihnachtstraum eine erhöhte symbolische Wirklichkeit, und was kein Verstand der Verständigen sieht, das findet in Einfalt ein kindlich Gemüt — oder findet es doch beinahe. . . Der blaue Vogel, den die Kinder auf Geheiß der Fee Berylune suchen gehen, ist ja nichts anderes als das Geheimis des Lebens, das Mysterium der äußeren und inneren Welt; das Rätsel des organischen Lebens, das sie in der starken Waldszene suchen, das Mysterium des Wahrtraums und der Weissagung, dem sie im Reiche der Nacht und im Traumlande nachjagen. Hier werden sie von abertausend blauen Vögeln umflattert, aber alle, die sie fangen, sterben in ihrer Hand — es sind die falschen Vögel der gewöhnlichen Träume, während der echte, der auf einem Mondstrahl sitzt, ihnen entgeht. . . Ebenso mißlingt es ihnen, den blauen Vogel des Waldes zu fangen, der auf der Schulter des alten Eichbaums sitzt — und nicht mehr Glück haben sie im Lande der Vergangenheit oder der Erinnerung, wo sie ihre alten Großeltern und die frühverstorbenen Geschwister besuchen, und im Lande der Zukunft, der Heimat der noch Ungeborenen, denn „die Stunde der geöffneten Augen“, die der Zauberer Merlin, der Zukünftige, schon erlebt hat, ist für die Gegenwärtigen noch nicht gekommen. So ist die nächtliche Traumwanderung der Kinder, die zugleich ein dramatischer Spaziergang durch Maeterlincks letzte philosophische Werke ist, resultatlos verlaufen, indes einige Schleier sind auf ihr doch schon gelüftet; wir haben mit den Kindern einen tiefen Blick ins Land des Ungeborenen getan und dort gesehen, daß die Zeit der großen Gerechtigkeit, die Zeit der Lösung unserer jetzigen Lebensrätsel, einst kommen wird.

So sehen wir auch dieses Drama — ganz wie „Joyzelle“ — an die älteren symbolistischen Schöpfungen Maeterlincks anknüpfen. Wie dort der Greis und das Kind die typischen Figuren waren, so sind es auch hier die unbewußter Weisheit frohen Kinder — und in „Joyzelle“ der greise Zauberer Merlin —, die den tiefsten Lebensmysterien am nächsten stehen. Nur haben sie den Wandel von Maeterlincks Weltanschauung mitgemacht und statt vor dem Schicksal zu zittern, bieten sie ihm kühn die Stirn und ringen mit ihm um den Sieg. Mystisches Einsgefühl mit der Natur — das ist auch hier die Losung. Ein altgermanischer Pantheismus durchzieht die starke Waldszene, wo die Seelen der Tiere, der Pflanzen und Elemente — dank der Magie des Talismans der Fee — ein seltsames Parlament bilden, das den Erbfeind, den Menschen, zum Tode verurteilt. Das deutsche Märchen gibt die Einkleidung, wie in den Novellen und Märchendramen unserer deutschen Romantiker, nur verblaßter und zum bloßen Rahmen herabgedrückt, während der Inhalt dieser Märchenpoesie an der Menschheit große Gegenstände angeknüpft ist — ganz wie die Persönlichkeit des Dichters immer mehr aufgeht in den großen Problemen der Philosophie und Naturwissenschaft.

Ein mystischer Altruismus beginnt die Moral aus der Zeit von „Monna Vanna“, die so stark auf das Ich pochte, abzulösen. „Wir sind fast nichts, aber die Art, der wir angehören, behauptet einen Platz im grenzenlosen Lebensmeer. Dieses Gefühl macht sich bereits auf unsere Moral geltend und bereitet dort Umwälzungen vor, die ebenso groß sind wie die der welterschütterndsten Religionen“, heißt es in dem bedeutsamen Aufsatz „Die moralische Krisis“, der mit dem untergehenden Jenseitsglauben abrechnet und die psychologischen Grundlagen einer neuen Diesseitsreligion festlegt, nachdem der letzte Faden des spiritistischen Animismus bereits in dem Essay „Ueber die Unsterblichkeit“ resolut abgeschnitten ist. Auch die naturwissenschaftliche Gegenrechnung fehlt in diesem neuesten Werke nicht, dem die beiden ebengenannten Aufsätze angehören und das seinen Titel just von dem naturwissenschaftlichen Leitartikel „Die Intelligenz der Blumen“ erhalten hat. Hier sucht der Verfasser des „Lebens der Bienen“ das dort aufgedeckte pantheistische Prinzip auch im Pflanzenreich aufzuzeigen. Gerade die Pflanzen, die dem Nicht-Botaniker so resigniert und fatalistisch erscheinen, „geben uns ein wunderbares Beispiel von Unbotmäßigkeit, Mut und Beharrlichkeit“ gegen das feindliche Schicksal. Er zeigt uns ihr Irren und Tasten nach Licht — „denn nur die, welche die Natur nie studiert haben, wähnen, sie irrte nie“ — und die Abgeseimtheit ihrer Liebeslisten, deren Zweck ist, sich in ihrem Samen ewig fortzupflanzen; er erkennt auch hier die große Linie der Entwicklung, „die Teile der Materie zu einem glühenderen, komplizierteren, nervöseren, geistigeren Leben erheben will“. Ja, es ist ihm eine Beruhigung, daß dieser Weltgeist die gleichen Methoden verfolgt wie der Menschengeist, wiewohl er uns in der Kenntnis seiner Hilfsmittel unendlich überlegen ist.

Beruhigung — das ist das letzte Wort von Maeterlincks Lebensphilosophie. Beruhigung, daß sein Verstand, seine naturwissenschaftliche Forscherarbeit den Intuitionen seines Dichterherzens recht gegeben hat, daß sein Verstand und Wille in Harmonie miteinander und mit dem Weltganzen stehen. Und so atmet auch dieses letzte Werk, ganz wie der „Doppelte Garten“, ein ruhiges, beschauliches Glück; ein Hang zur Beschränkung, zum stillen Frieden zieht sich durch diese oft anspruchslosen Plaudereien, zwischen die jene drei großen, führenden Aufsätze eingebettet sind, wie der Dichter ja auch in seiner äußeren Lebensführung eine bedeutsame Wandlung hat eintreten lassen, indem er Paris, der Stadt seiner größten äußeren Anregungen, endgültig den Rücken gekehrt hat; während er den Sommer in Nordfrankreich auf dem Lande verbringt, weilt er jetzt den Winter hindurch am Mittelmeer in der Provence, wo das ihn umgebende Blumenparadies ihm „zum erstenmal im Leben einen befriedigenden Anblick

des Glückes" gewährt. Und wie er bald an der nordischen Meeresküste mit ihren unendlichen Horizonten lebt, bald dem lebensfrohen sonnigen Süden sich zuwendet, so wendet er auch als Philosoph das Antlitz bald der Sonnenseite des Lebens mit ihrer freudigen Gegenständlichkeit zu, bald den ernsten Menschheitsproblemen mit ihren unendlichen Perspektiven — wie in dem Aufsatz „Die soziale Pflicht", die ihn uns als theoretischen Kommunisten zeigt —, eine überraschende Wendung, deren Anfänge doch schon in dem christlich-mystischen Altruismus vom „Schatz der Armen" liegen und deren Quelle die grundgütige, zum Verzeihen bereite Natur des Dichters ist, die sich namentlich in dem Aufsatz „Beleidigung und Vergebung" im hellsten Lichte zeigt. So halten sich der Optimismus des Gegenwartsfrohen und der Pessimismus des Sozialkritikers in ihm die Wage und behüten ihn gleichermaßen vor epikureisch genießendem Sich-Absondern (*λάθη βιώσας*) wie vor puritanischem Heldentum: er vergißt nicht die Gegenwart vor der Zukunft noch die Zukunft vor der Gegenwart, und auch hier ist sein letztes: Synthese.

Bücher und Zeitschriften.

Grotesken. Von Hermann Bahr. Wien 1907, Karl Konegen.

Hermann Bahr hat vor noch nicht so sehr langer Zeit ein Büchlein veröffentlicht: Apoll und Marsyas. Man braucht nicht mit dem einverstanden zu sein, was er da über das Dichten vorbringt. Immerhin — auch ein ernsthafter Mensch kann zu diesen Ausführungen Stellung nehmen. Die drei grotesken Einakter aber — wenn mir bei dieser Lektüre jene Schrift einfiel —, es wäre mir wirklich ganz interessant zu erfahren, was sich der Mensch, der Apoll und Marsyas verfaßte, eigentlich bei diesen seinen eigenen Produktionen gedacht hat. Ist er so bescheiden, daß er dichterische Prinzipien als für die eigene Arbeit gar nicht in Frage kommend ablehnt?

Die drei Einakter sind späte Blüten des nun selig verdorrten Naturalismus. Allerdings so unmodern sind sie nicht, daß nicht auch ein bißchen Symbolismus beigemischt wäre. Aber dadurch wird z. B. die Fabel nicht sinnvoller. Vielleicht ist der Stoff im ersten der Stücke ganz lustig gemeint. Der Prinz aus dem uralten regierenden Hause, das so vornehm ist, daß seine Glieder sich alles erlauben können, sogar fortwährend sinnlos betrunken zu sein oder Welterlösungsprobleme auszuhecken, — und der eine Sproß will so konsequent alle irdische Größe abtun, um sich mit der auch nach seiner Meinung übelsten Gesellschaft der Welt, mit nichtskönnenden Literaten zu umgeben, und sein eigen Fleisch so weit zu kreuzigen, daß er eine häßliche dicke alte Hexe aus lauter Edelmut zu heiraten im Begriff ist, des bösesten, unzweifelhaftesten Rufes, die neun Jahre im Zuchthaus gesessen hat. Zum Glück reagiert sein anerzogener Drill noch im letzten Augenblick auf die ganze Schwindelei. Das Motiv könnte rührend sein; aber dazu müßte sein Gestalter sehr viel Herz haben, so viel, um ganz tief in die menschliche Natur eindringen zu können, und um das Leben selbst, nicht nur immer die eigene nicht sehr bedeutende Persönlichkeit zu suchen.

Dem zweiten Problem gegenüber, im Stück „Der Faun", steht dem einfältigen Leser so ziemlich der Verstand still. Zwei Freunde haben zwei Freundinnen geheiratet, verbringen den Sommer im Gebirge im selben Hause, und verlieben sich überkreuz in die Frau des anderen. Und nun sind diese Männer so dumm, um nicht einmal zu merken, daß die Frauen sich gar nichts aus dem außerehelichen Sport machen. Sondern die Männer glauben ernstlich, daß ihnen ein nächtliches Rendezvous gewährt wird, bei dem keine Zeit mit Einleitungen verloren zu werden braucht. Und trotzdem diese Männer durchaus nicht etwa betrunken sein sollen, merken sie nicht, daß die Frauen die Zimmer getauscht haben, und daß sie die eigenen Frauen umarmen, von denen die eine klein und dick, die andere groß und mager ist! An diesen burlesken Faschingsscherz aber knüpft sich eine tiefsinnige, psychologische Auseinandersetzung. Die innerlich bedeutende Frau — natürlich ist es die schlanke, magere — hat in dieser Nacht, während ihr Mann das von ihm erachtete Weib zu halten glaubte, erst den wahren Charakter des Gatten entdeckt — aber auch den eigenen. Denn als der Mann nach der Entdeckung wie begossen zu ihr kommt, sagt sie ihm, daß sie mit den Erfahrungen dieser Nacht ganz zufrieden wäre, — und der Vorhang fällt über Aussprüchen, die dieser Ehe eine recht vielversprechende Zukunft eröffnen.

Das dritte Stück: „Die tiefe Natur", zwei Männer und eine Frau, die einander gegenseitig ausspielen, ist wohl das lesbarste. Die Leute wissen allerdings nicht, ob sie überhaupt Gefühle haben oder nicht. Solche Leute gibt es wohl. Nur schade, daß der Verfasser dieses „Dramas" augenscheinlich vergißt, daß es auch noch andere Leute gibt, und seine Figuren ausstattet, als gälten sie für Vertreter der ganzen Welt. Und das ist doch wohl etwas viel. Als die Vertreter einer Hermann Bahrschen Welt, — ja, — aber die ist nicht mit Menschen, sondern mit literarischen Produkten möbliert.

München. Margarete Siebert.

Die Geschichte meines Lebens von Helen Keller. Mit einem Vorwort von Felix Holländer. Deutsch von P. Seliger. Autorisiert. Stuttgart. Verlag von Robert Lutz. 1906. XIX und 347 Seiten. Brosch. 5.50 M, geb. 6.50 M.

Wie soll man über Helen Keller denken? Für Pädagogen und Laien geschrieben von Rud. Brohmer, Taubstummenlehrer. „Harmonie". Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst, Berlin W. 35. 55 Seiten. Preis 1 Mark.

Von Helen Kellers Autobiographie liegt die 24. Auflage vor mir. Die große, in kurzer Zeit erlangte Verbreitung ist dem Buche wohl zu gönnen. Zwar besitzt es keineswegs die große wissenschaftliche Bedeutung, welche ihm von verschiedenen Seiten zugesprochen wird. Genau betrachtet, bringt Helen Kellers Entwicklungsgeschichte nichts wesentlich Neues gegenüber Laura Bridgmans Ausbildung. Die Tatsachen gleichen sich prinzipiell in hohem Grade und die größeren Leistungen und Ergebnisse, welche Helen Keller aufzuweisen hat, sind durch ihre größere natürliche Begabung und günstigeren Entwicklungsbedingungen durchaus begreiflich. Am wertvollsten könnte das Buch werden, wenn es dazu beitragen würde, die grundlosen Ansichten und groben Irrtümer zu zerstören, welche in betreff der Natur unseres Denkens und Erkennens so sehr vorherrschen, wie zum Beispiel die Meinung, daß wir ohne Worte nicht denken oder wenigstens nicht abstrakt denken können. Im übrigen kann man aus der Sicherheit, mit welcher Fräulein Keller Ausdrücke und Gedanken gebraucht, die sie durchaus nicht aus eigener Erfahrung kennen und verstehen kann, und aus der Angemessenheit in der Anwendung solcher Gedanken ersehen, wie viel in den Schriften und Reden normaler gebildeter Menschen fremdes Besitztum sein mag, das sie fertig übernommen haben und, ohne etwas von eigenem dazu zu tun, doch entsprechend verwenden. Das ist auch nicht etwas zum Verwundern, der Mensch hat eben Verstand und vermag darum auch Dinge zu gebrauchen und eventuell richtig zu beurteilen, ohne daß er sie selbst geschaffen haben oder aus eigener Anschauung kennen muß.

Wenn darum jemand diese Tatsache, welche bei der Taubstumm-Blinden sichtbarer ist als bei normalen Menschen, dazu benützt, um die Autorschaft der als Verfasserin gezeichneten Keller zu verdächtigen, so ist dies unberechtigt und beweist nur, daß er selbst keine richtige Vorstellung von unserem geistigen Leben hat. Dies bezieht sich auf die oben genannte Schrift von Brohmer. Sie bringt nichts Bemerkenswertes und es verlohnt sich nicht, sich weiter mit ihr zu beschäftigen. Oder — damit ich ihr nicht unrecht tue — etwas ist doch an ihr bemerkenswert, nämlich: der sehr schlechte Stil.

München. Bernh. Wities.

* **Kants gesammelte Schriften.** Herausgegeben von der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften. Band VII. Erste Abteilung: Werke. Siebenter Band. Berlin. Druck und Verlag von Georg Reimer. 1907. 415 S. (Preis brosch. 8 M, geb. 10 M.)

Wir zeigen hier vorläufig bloß das Erscheinen des siebenten Bandes dieser umfassendsten Ausgabe von Kants Werken an, und behalten uns eine ausführliche Besprechung dieser mit großer Sorgfalt und vielem Aufwand an Mitteln hergestellten und dennoch nicht unbestrittenen Ausgabe für eine spätere Zeit vor. Der siebente Band enthält zwei Schriften Kants, von denen man namentlich die zweite als populär bezeichnen darf: „Der Streit der Fakultäten" und „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht". Die Herausgabe besorgte Karl Vorländer; der Apparat ist in gleicher Weise durchgeführt wie bei den vorher erschienenen Bänden.

Allgemeine Rundschau.

Zum 25jährigen Gedenktag der Entdeckung des Tuberkelbazillus.

Dr. O. N. Es war am 24. März 1882, daß Robert Koch in der Physiologischen Gesellschaft in Berlin seine weltbewegenden Mitteilungen über den Tuberkelbazillus machte. Seit dem internationalen Kongreß in London im Herbste 1881, wo er glänzende Erfolge mit der Demonstration seiner neuen Färbungs- und Kulturmethode und seiner Photogramme zahlreicher Bakterien erzielt hatte, war er mit erneutem Eifer an die Lösung des schwierigsten Problems, die Auffindung des von ihm vermuteten Erregers der Tuberkeln, herangegangen. Durch zahlreiche Versuche an Meerschweinchen, die er mit tuberkulösem Material der verschiedensten Art und Herkunft geimpft und die er an den gleichen Erscheinungen erkranken und zugrunde gehen sah, war er zu der Ueberzeugung gekommen, daß hier ein bestimmtes lebendes Virus im Spiele sein müßte.

Seine bisherigen Methoden genügten freilich nicht zu der Feststellung; aber schließlich fand er, dank dem ihm eigenen Scharfblick und Experimentiertalent, das Richtige. Relativ leicht gelang noch die Färbung; außerordentlich schwierig gestaltete sich dagegen die Reinzüchtung der durch Färbung entdeckten schlanken Bakterienstäbchen. Aber als er erst die größte Schwierigkeit überwunden hatte, da hatte er die freudige Genugtuung, mit den im Brutschrank gewachsenen Bazillen auch die gleichen Erkrankungen hervorrufen zu können wie mit dem tuberkulösen Material. Daraus schloß er, daß der Tuberkelbazillus der Erreger der verschiedensten tuberkulösen Erkrankungen sein müßte, ein Schluß, der uns heutzutage selbstverständlich vorkommt, bei dem Koch selbst aber damals noch erwartet hatte, auf starke Zweifel zu stoßen. Tatsächlich fand er auch nicht lauten Beifall am Schlusse seines Vortrages. Es herrschte vielmehr, wie Professor Löffler in den interessanten in der Deutschen medizinischen Wochenschrift wiedergegebenen Erinnerungen erwähnt, lautlose Stille. Immerhin zeigte sich deutlich der gewaltige Eindruck dadurch, daß — ein in den Annalen der Physiologischen Gesellschaft bisher nie verzeichnetes Vorkommnis — keinerlei Diskussion sich an den Vortrag anknüpfte. Es war eben doch ein allgemeines, durch die klassischen vorgelegten Beweise erzeugtes Empfinden aller, daß sie hier eine die ganze Medizin erschütternde Verkündigung von ungeheueren Konsequenzen miterlebt hatten.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht in den medizinischen Kreisen Berlins. Scharen von Aerzten strömten zu der von Koch auf den nächsten Tag festgesetzten Demonstration seiner mikroskopischen Präparate. Auch der Altmeister Virchow fehlte nicht. Der konnte sich allerdings nicht entschließen, diese Entdeckung, die einen erheblichen Teil seines Lebenswerkes zerstörte, anzuerkennen, hatte er sich doch jahrelang in mühevoller Arbeit bestrebt, die verschiedenen Formen der tuberkulösen Erkrankungen, der Knötchen, der käsigen Prozesse, der Skrofulose, der Perlsucht, möglichst scharf zu trennen. Nun sollten sie alle in den gleichen Topf geworfen werden. Noch jahrelang hat er in seinen Vorlesungen über die käsigen Empfindungen und skrofulösen Prozesse von den „sogenannten" Tuberkelbazillen gesprochen.

Aber dieser leise Protest vermochte der allgemeinen Anerkennung der ursächlichen Eigenschaft des Tuberkelbazillus keinen Eintrag zu tun. Die praktischen Schlußfolgerungen vielmehr, die Koch schon in seinem damaligen Vortrag zog, daß nämlich die Tuberkulose eine übertragbare, nicht konstitutionelle Krankheit sei und deshalb durch die Ausschaltung des Bazillus, namentlich durch die Desinfektion oder sonstige Unschädlichmachung des Auswurfes der Schwindsüchtigen hintanzuhalten wäre, sie gaben das Fundament ab für alle weiteren Maßnahmen zur Bekämpfung der mörderischen Krankheit, deren Wesen man jetzt endlich erkannt hatte.

Die religiöse Kunst des alten Buddhismus.

In der Versammlung, welche die Geographische Gesellschaft in München am 8. März gemeinschaftlich mit der Anthropologischen Gesellschaft im Festsaale des Künstlerhauses abhielt, sprach Prof. Dr. L. Scherman über: „Die religiöse Kunst des alten Buddhismus".

Von der neueren Literatur über sein Thema rühmte der Vortragende namentlich die Arbeiten von Grünwedel, dem Direktor des Berliner Museums für Völkerkunde (einem geborenen Münchener); in der französischen Schule, die besonders in Indochina Mustergültiges leistet, wirkt bahnbrechend Foucher, und die rege Tätigkeit der Engländer bezeugen die vornehmen Regierungspublikationen des Archaeological Survey, des mächtigen Griffithsschen Werkes über Ajanta u. a. m. Zur Illustration seines Vortrages stützte sich Scherman auf das Tafelmaterial dieser Veröffentlichungen, sowie auf Museumsphotographien, welche ihm von der indischen Regierung zur Verfügung gestellt waren. Das Entgegenkommen der englischen Behörden in allen wissenschaftlichen Angelegenheiten hebt der Vortragende dankbar hervor, Professor Schermans Urteil hat eine besonders breite Basis in den langjährigen Erfahrungen, die er durch die Leitung eines so internationalen Unternehmens wie es die Orientalische Bibliographie ist, gesammelt hat.

Die indische Archäologie setzt nach dem derzeitigen Forschungsstande spät ein. Sein historisches Denkmal führt uns über Asoka, d. i. die Mitte des 3. vorchristlichen Jahrhunderts, hinaus; ältere Schichten können wir nur literarhistorisch, also mit reflektiertem Lichte, erschließen.

Berührungen mit dem Auslande zeigt die altindische Kunst in jeder der für uns erreichbaren Phasen. In Asokas Hauptstadt hat man ein großes jonisches Kapitäl ausgegraben, und ganz unverhüllt drückt sich andauernd der persische Einfluß in Kleidung und architektonischen Formen aus. Eine eigene hochinteressante Periode indes stellt die sogenannte Gandhara-Kunst dar, eine graeco-buddhistische Mischung, die in den nordwestlichen Grenzprovinzen Indiens bis nach Kaschmir hinein während der ersten Jahrhunderte nach Christi in Blüte gestanden hat. Scherman folgt in der Wegbestimmung dieser hellenistischen Kunstwelle den Prinzipien, die für verwandte Probleme Strzygowski vertritt; gegenüber Kleinasien und Syrien hat Rom in den Hintergrund zu treten. Den zeitlichen Ausgangspunkt sucht Scherman bei Kanishka, dem Indoskythenkönig, den er nach Frankes Untersuchungen (denen auch Pischel beipflichtet) vor den Beginn der christlichen Aera setzt.

Die Frage nach Beziehungen zwischen Buddhismus und Christentum ist auch für die Kunstgeschichte aufgeworfen. Eine strikte Antwort freilich erlaubt die gegenwärtige wissenschaftliche Erkenntnis hier so wenig wie in der Evangelienkritik.

Allgemeine Erwägungen kulturgeschichtlicher Natur sprechen dafür, daß man in Ländern, wo dem jungen Christentum ein volkstümlicher Untergrund in Legende und Kunst geschaffen wurde, von einer so expansiven Bewegung, wie es der Buddhismus war, sicherlich einige Kenntnis hatte. Die Berührungen mit dem Gnostizismus, wie sie Führer, Achelis, Kennedy aufzudecken gesucht haben, scheinen auf den richtigen Pfad zu leiten.

Der letzte Abschnitt des Vortrages behandelte die Reste altindischer Malerei. Nach einer Charakterisierung der Höhlenbauten im allgemeinen folgte eine nähere Beschreibung der großartigen Freskendenkmäler von Ajanta. Was dort in etwa tausendjähriger Arbeit die Kunst des Buddhismus — an dem oberflächlich Urteilende so gern die Passivität und den Quichismus hervorheben — schöpferisch hervorgebracht hat, ist bnwunderswert. In Formenreichtum wie Durcharbeitung der architektonischen und dekorativen Motive ist überraschend Schönes geboten.

Der hochinteressante Vortrag, der lebhaften Beifall fand, war durch vorzügliche Lichtbilder, die Rat Uebelacker vorführte, wirksam illustriert.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Gesamtsitzung vom 14. März.

Unter Vorsitz des Sekretärs Herrn Vahlen las Herr von Wilamowitz-Möllendorff über Die Hymnen des Proklos und Synesios. Würdigung des religiösen Inhaltes der Gedichte und Beiträge zur Erklärung und Verbesserung ihres Textes.

Folgende Druckschriften wurden vorgelegt: M. Berthelot, Traité pratique de l'analyse des gaz. Paris 1906, und W. Windelband, Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. 4. Aufl. Tübingen 1907.

•

Die Akademie hat die korrespondierenden Mitglieder der philosophisch-historischen Klasse Herrn Antonio Maria Ceriani in Mailand am 2. März und Herrn Friedrich Blaß in Halle am 5. März durch den Tod verloren.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

* **Der Einfluß der Wälder auf die Hagelbildung.** Während der Waldreichtum eines Landes, so lesen wir im Prometheus (Verlag von Rudolf Mückenberger, Berlin W. 10), einen fördernden Einfluß auf die Regenmenge ausübt, wirkt die Ausdehnung der Wälder auf die Hagelbildung hemmend ein. Schon in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stellte man in der Schweiz fest, daß in den waldreichen Kantonen Hagelfälle gar

nicht oder doch nur in sehr abgeschwächtem Maße vorkamen, während sie sich nach umfangreichen Abholzungen in ganz erheblichem Maße und teilweise in solchem Umfange und mit derartiger Heftigkeit einstellten, daß sie großen Schaden anrichteten und man sich genötigt sah, die entwaldeten Gegenden wieder aufzuforsten. Der Erfolg war geradezu überraschend; denn die Hagelfälle nahmen von Jahr zu Jahr in dem Maße an Häufigkeit und Heftigkeit ab, als der Wald im Wachstum fortschritt, um schließlich ganz aufzuhören. Neuerdings kennt man auch aus Deutschland derart charakteristische Beeinflussungen der Hagelbildung durch Wälder. Zwischen Marburg und Gießen waren von altersher die Höhen und Schluchten an der Lahn mit dichten Wäldern bestanden, und von Hagelfällen hatte man seit Menschengedenken in diesen Gegenden nichts gehört. Das änderte sich aber, als vor einigen Jahren in der Gemeinde Hattenhausen ein nur 700 Meter langer und 200 Meter breiter Streifen Waldes niedergelegt und urbar gemacht wurde, wodurch die nördlich und südlich vom Walde belegenen Felder miteinander in Verbindung gesetzt wurden. Die meist von Süden kommenden hagelführenden Gewitterwolken nahmen nunmehr regelmäßig ihren Weg über diesen Streifen Neuland und richteten die ärgsten Verwüstungen an. — Am 2. August 1891 durchzog ein furchtbares Unwetter vom Elsaß her die oberrheinische Tiefebene, die Wetterau, Hessen und den Regierungsbezirk Kassel, um erst im südlichen Hannover zu enden. Von den Wirkungen des Wirbelsturmes abgesehen, hatte der Hagelschlag besonders verheerend gewirkt, und zwar hatten die in der Nähe größerer Waldbestände liegenden Aecker — auch wenn sie in der Zugstraße des Unwetters lagen — viel weniger gelitten als die vom Walde entblößten oder ihm ferner liegenden Kulturflächen. Diese Erscheinung wiederholte sich auf der ganzen Strecke; nirgends hatte der Wald selbst gelitten. Nach Forstmeister Röhrig, der den Fall eingehend studiert hat, ist das verschiedene Verhalten auf die ungleiche elektrische Spannung zurückzuführen, welche die Erdoberfläche auf bewaldeten bezw. waldfreien Gebieten notwendigerweise zeigen muß. Für die Praxis ergibt sich hieraus die Bedeutung der Aufforstung aller Oedländereien.

* **Ein unzerstörbares Buch.** Der älteste Sohn und Erbe Lord Rothschilds, Walther Rothschild, hat soeben ein Werk über ausgestorbene Vogelarten verfaßt, das in den nächsten Tagen in ganz außerordentlicher Ausstattung publiziert werden soll. Das Buch wird nämlich auf einem Papier gedruckt sein, das sich nach jahrelangem Experimentieren tatsächlich als völlig unzerstörbar erweist. Weder Druckerschwärze, noch die bei Herstellung der prächtigen Abbildungen verwendeten Farben werden imstande sein, das speziell für dieses Werk hergestellte Papier zu zersetzen. Die Herstellungskosten dürften sich auf 400,000 Mark belaufen. Bloß 300 Exemplare, zum Kaufpreise von je 500 M, werden in englischer Sprache erscheinen und die meisten naturhistorischen Museen der Welt haben das Werk bestellt. Walther Rothschild ist überzeugt, daß dieses Buch das letzte sein dürfte, welches den in den letzten 700 Jahren ausgestorbenen Vogelarten gewidmet ist, und deshalb bestand er darauf, daß es in unzerstörbarer Form hergestellt werde.

* **Die finanzielle Lage der englischen Universitäten.** In der Daily Mail wird darauf hingewiesen, daß England in kurzer Zeit vor die Frage gestellt werden wird, wie es den älteren Universitäten aus ernster finanzieller Verlegenheit helfen will. Vor etwa Monatsfrist machte der Herzog von Devonshire durch die Zeitungen bekannt, daß die Universität Cambridge ein Kapital von annähernd 1,500,000 Pfd. St., abgesehen von der Forderung eines Pensionsfonds für Professoren, zu Lehrzwecken nötig habe. Die Universität Oxford will jetzt in ähnlicher Weise an die Nation appellieren. Die Universität ist augenblicklich zu arm, den gesteigerten Anforderungen der Gegenwart gerecht werden zu können. Sie glaubt mindestens 250,000 Pfund Sterling nötig zu haben. Auch Oxford hat bis jetzt keinen Pensionsfonds. Die Daily Mail sagt, daß es gerade die Einführung der Rhodes-Schüler gewesen sei, die Oxford zu der Erkenntnis gebracht habe, daß Reformen gemacht werden müßten. Es fehle in Oxford an den geeigneten Lehrmitteln, die von jeder modernen Universität erwartet würden. So sei den Besuchern der Universität keine Gelegenheit geboten, sich für das höhere Ingenieurfach auszubilden. Die Rhodes-Schüler, die aus allen Teilen der Kolonien der Vereinigten Staaten und aus Deutschland kamen, hätten der Universität einen ganz anderen Charakter gegeben. Die Universität erkenne, daß sie diesen jungen Leuten die Möglichkeit einer zeitgemäßen Ausbildung zu bieten verpflichtet sei. Es zeige sich beispielsweise ein stets wachsendes Verlangen nach Lehrern des Englischen, aber gerade auf diesem Gebiete und auf dem Gebiete aller anderen modernen Sprachen fehle es Oxford wegen Geldmangels an Lehrkräften. Auch der Traum einer japanischen Professur müsse wegen Mangels an Geld vorläufig ein Traum bleiben.

Hochschulnachrichten.

H. **Heidelberg.** Der außerordentliche Professor in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. G. Port, Direktor des zahnärztlichen Instituts, hat den Ruf an die Universität Leipzig als Nachfolger Hesses abgelehnt.

hc. **Berlin.** Zum Lektor für Kartenzeichnen an der hiesigen Universität wurde der Kartograph am kgl. Institut für Meereskunde Dr. phil. Max Groll berufen. — An der hiesigen Universität finden im Sommersemester 1907 eisenbahnfachwissenschaftliche Vorlesungen statt. Geheimer Oberregierungsrat Fritsch wird ein vierstündiges Kolleg „Preußisches Eisenbahnrecht" halten. Ueber den „Betrieb der Eisenbahnen" (vierstündig) wird der vortragende Rat im Ministerium der öffentlichen Arbeiten Geh. Oberbaurat Nitschmann lesen. — Dem ersten Assistenten am elektrochemischen Laboratorium der Technischen Hochschule, außerordentlichem Professor an der Bergakademie Dr. Franz Peters ist das Prädikat Professor verliehen worden. — Der innere Kliniker Prof. Dr. med. Ottomar Rosenbach ist nach langem Leiden am 19. März in Berlin gestorben.

* **Kiel.** Als Privatdozent für Chemie habilitierte sich der erste Assistent im chemischen Laboratorium der hiesigen Universität Dr. Otto Mumm.

Büchereinlauf.

Theologie und Kirchenwesen.

August Pott: Der Text des Neuen Testaments nach seiner geschichtlichen Entwicklung. Mit 8 Tafeln. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 134. Bändchen.) Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1906. 108 S. (geb. 1.25 M.)

Theodor Simon: Entwicklung und Offenbarung. Berlin 1907. Trowitzsch u. Sohn. 129 S. (brosch. 2 40 M.)

Karl Beth: Die Moderne und die Prinzipien der Theologie. Berlin 1907. Trowitzsch u. Sohn 347 S. (brosch. 5 50 M.)

H. Bavinck: Christliche Weltanschauung. Uebersetzt von Hermann Cuntz. Heidelberg 1907 Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 79 S. (cart. 1 M.)

W. Staerk: Neutestamentliche Zeitgeschichte. I. Der historische und urgeschichtliche Hintergrund des Urchristentums. Mit 3 Karten. II. Die Religion des Judentums im Zeitalter des Hellenismus und der Römerherrschaft. Mit einer Planskizze. (Sammlung Göschen Nr. 325/26.) Leipzig 1907. G. J. Göschensche Verlagshandlung. 192 und 168 S. (Preis geb. je 80 Pfg.)

August Rohling: Die Zukunft der Menschheit als Gattung nach der Lehre der hl. Kirchenväter. Ein Wort zur Förderung der religiösen Einigung. Leipzig 1907. Verlag von Carl Beck. 369 S. (8 M.)

Geschichte und Politik.

Dr. Raimund Oehler: Bilder-Atlas zu Cäsars Büchern de bello Gallico. Unter eingehender Berücksichtigung der commentarii de bello civili. Mit mehr als 100 Abbildungen und 11 Karten. (C. Julii Caesaris belli Gallici libri VII.) Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig 1907. Verlag von Schmidt u. Günther. (brosch. 2.85 M, geb. 4 M.)

Julius F. v. Hessinghausen, genannt Schreiber: Meine Reise durch's Leben. Eine Selbstbiographie. Zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Dresden. E. Piersons Verlag. 320 S.

Die Lebensführung im hohen Alter.

Von Primararzt Dr. Josef Hermann.

Vierte Auflage. — Soeben erschienen! [23083]

Preis Mk. 1.50, elegant gebunden (Geschenkband) Mk. 2.—

Zu beziehen vom Verlag von Otto & Co., Leipzig-R. 70.

„Wer wünscht nicht alt zu sein, ohne zu leiden? Geben Sie Ihren betagten Eltern oder Grosseltern dieses gediegene Buch eines 85jährigen Greises in die Hand sie werden darüber hocherfreut sein!"

Die Schrift enthält eine Fülle praktischer Lebenserfahrung und wird jedem älteren Herrn, jeder älteren Dame eine Herzensfreude bereiten. Sie ist den Augen alter Leute angepasst in grossen Lettern gedruckt.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schunmacher, München.

Jahrgang 1907. München, Mittwoch, 27. März. Nummer 72.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und für direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Sonnenflecken und Erdmagnetismus. Von Professor K. Oertel (München).

Zukunftsländer am La Plata. VIII. Von Dr. Ludwig Munzinger (München).

München als Kunststätte. Von Dr. Paul Ferdinand Schmidt (Frankfurt a. M.).

Bücher und Zeitschriften.

Herman Büttner: Das Büchlein vom vollkommenen Leben. — Fritz Stüber-Gunther: C. i.

Allgemeine Rundschau.

Ernst v. Bergmann †. — Die englische königliche Tuberkulose-Kommission.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Sonnenflecken und Erdmagnetismus.

Von K. Oertel.

Die außergewöhnlich großen und zahlreichen Flecken, die vor wenigen Wochen einen verhältnismäßig beträchtlichen Teil der Sonnenoberfläche bedeckten, haben im Zusammenhang mit den Erscheinungen, die um die gleiche Zeit auf unserer Erde sich abspielten — einem intensiven Nordlicht und heftigen magnetischen und telegraphischen (also elektrischen) Störungen — aufs neue die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf dieses Phänomen gelenkt. Einer Aufforderung des Herausgebers dieser Beilage entsprechend, soll versucht werden, im nachstehenden das Wesentlichste, was uns über die erwähnten Erscheinungen gegenwärtig bekannt ist, in Kürze darzulegen.

Resümieren wir zunächst kurz das über die jüngst beobachteten Fleckengruppen und ihre Folgeerscheinungen bekannt Gewordene, so läßt sich etwa folgendes feststellen: am 9. Februar wurde, zuerst von der Breslauer Sternwarte, das Auftreten eines sogenannten magnetischen Gewitters gemeldet, das von starken, für den Telegraphenbetrieb äußerst störenden Erdströmen (nicht Erdstößen, wie es in den Zeitungen irrtümlich hieß) begleitet war, die sich namentlich in den von den Azoren über Spanien nach England und Norddeutschland, und von da aus nach Skandinavien, später aber auch in mehr ost-westlich verlaufenden Telegraphenlinien höchst unangenehm fühlbar machten. Gleichzeitig liefen von allen Seiten Meldungen über heftige, mehrere Tage lang andauernde Störungen der Magnetnadel ein, die bereits am 8. Februar sich bemerkbar gemacht hatten, während am 9. Februar in den nördlich gelegenen Ländern Europas, namentlich in England, ein glänzendes Nordlicht beobachtet wurde. Und als am 10. Februar endlich ein frischer Ostwind den dichten Wolkenvorhang, der uns während der ganzen vorausgegangenen Woche den Anblick des Tagesgestirns entzogen hatte, zerriß, konnte, wie in England schon Tags vorher, auch bei uns allsogleich das Vorhandensein mehrerer Gruppen von zum Teil ungewöhnlich großen Sonnenflecken konstatiert werden, die infolge der Rotation der Sonne um ihre Achse vom östlichen Rande her langsam auf der Sonnenscheibe vorrückten, am 12. Februar deren Mittelmeridian überschritten und dabei nach einer Schätzung von Archenhold in Treptow einen Flächenraum bedeckten, der etwa einem Rechteck von vier auf zwölf Erddurchmessern, also rund sechs Milliarden Quadratkilometer, entsprach.[1])

Es ist längst bekannt, daß alle diese Erscheinungen in einem gegenseitigen Zusammenhang stehen. Als ihre gemeinsame Ursache müssen wir die erhöhte Tätigkeit auf der Sonne betrachten, die in der gesteigerten Frequenz der auf ihrer Oberfläche, genauer auf der den (wahrscheinlich zähflüssigen) Sonnenkern wolkenartig umgebenden Lichthülle, der Photosphäre, sich bildenden dunklen Flecken und hellen Fackeln, sowie der vom Sonnenrande aus gleich Feuergarben emporlodernden Protuberanzen ihren für uns sichtbaren Ausdruck findet.

Durch jahrzehntelang fortgesetzte Beobachtungen der Sonnenflecken fand Schwabe (Apotheker in Dessau) eine ungefähr zehnjährige Periode der Sonnentätigkeit. Die genauere Länge dieser Periode wurde 1852 von R. Wolf in Zürich auf Grund eines sehr umfangreichen Materials im Mittel zu 11$^1/_9$ Jahren ermittelt, wobei im einzelnen jedoch noch ziemlich große Abweichungen übrig blieben; eine einwandfreie Erklärung für die Schwankungen in der Sonnentätigkeit, denen diese Periode entspricht, ist bis heute noch nicht aufgefunden worden. In dem Bestreben, eine solche Erklärung vielleicht aus den Konstellationen der Planeten ableiten zu können, hat Newcomb (Washington) das gesamte, gegenwärtig über die Sonnenflecken vorliegende Beobachtungsmaterial, das einen Zeitraum von nahezu 200 Jahren umfaßt, neuerdings, aber wie gleich bemerkt werden soll, gleichfalls vergebens bearbeitet. Nach seinen Untersuchungen lassen sich die begreiflicherweise mit einiger Unsicherheit behafteten Epochen der Sonnenflecken-Maxima und -Minima am besten durch eine Periode von 11.13 (= 11⅛) Jahren darstellen und fallen die nächsten Maxima und Minima auf folgende Daten:

[1]) Wenn, wie verschiedene Zeitungen meldeten, die lineare Ausdehnung dieser Flecke nach einer Schätzung von Professor Brashear (Alleghany) 3½ Milliarden engl. Meilen betragen haben soll, so ist hier dem Reuter-Bureau ohne Zweifel eine Verstümmelung der betreffenden Kabelnachricht unterlaufen, denn der ganze Durchmesser der Sonne beträgt ja nur (rund) 860,000 englische Meilen; es handelt sich vielmehr auch bei dieser Angabe um die Fläche von 3½ Milliarden engl. Quadratmeilen = 9 Milliarden Quadratkilometer, was mit der obigen Schätzung von Archenhold in hinreichender Uebereinstimmung steht.

Minima	Maxima
1911.42	1916.04
1922.55	1927.17
1933.68	1938.30

Wohl oder übel müssen wir uns also einstweilen damit bescheiden, das Vorhandensein einer rund elfjährigen Periode in der Häufigkeit der Sonnenflecken, mit der nach neueren Untersuchungen auch die Perioden in der Häufigkeit der Sonnenfackeln und der Protuberanzen vollständig zusammenfallen, als eine gegebene, zunächst nicht erklärbare Tatsache hinzunehmen.

Eine nicht viel günstigere Stellung nehmen wir gegenüber der Frage nach der Natur der Sonnenflecken selbst ein. Von J. Fabricius 1611, also schon drei Jahre nach der Erfindung des Fernrohrs, zuerst bemerkt, von seinen Zeitgenossen Galilei, Scheiner, Marius u. a. gleichfalls unabhängig entdeckt und eifrig verfolgt, wurden sie von Chr. Scheiner für Planeten, die vor der Sonnenscheibe (wie bei einem Venus- oder Merkur-Durchgang) vorüberziehen, von Galilei für Wolken gehalten, während der Ansbacher Hofastronom Sim. Mayer (Marius) schon 1611 die Vermutung aussprach, daß sie nichts anderes seien, als „Schlacken, welche sich bei dem großen Sonnenbrande absondern ...“ und Kepler einige Jahre später die Meinung äußerte, daß die Sonnenflecken undurchsichtige Rauchwolken seien, die aus dem weißglühenden Sonnenkörper aufsteigen. W. Herschel setzte dagegen einen dunklen, also kühlen Sonnenkern voraus und erklärte die Sonnenflecken als Oeffnungen in der ihn umgebenden, wolkenartigen Photosphäre, die durch vom Kern aufsteigende Dämpfe entstehen. Er stützte diese Annahme auf die Beobachtung des schottischen Astronomen Wilson, daß der dunkle Kern der Sonnenflecken, wenn letztere in der Mitte der Sonnenscheibe stehen, häufig gleichmäßig von halbdunklen Höfen umgeben sind, welche bei Stellungen der Flecken außerhalb der Mitte einseitige Verbreiterungen aufweisen — eine Erscheinung, die nur bei vertiefter Lage des Fleckenkerns sich erklären läßt. Ebenso konnte Wilson konstatieren, daß anfangs kreisrunde Flecken bei Annäherung an den Sonnenrand immer stärker elliptische Formen annehmen.

Dies waren die wichtigsten Ansichten über die Natur der Sonnenflecken in den ersten 250 Jahren nach ihrer Entdeckung. Sind wir heute zu einer in jeder Hinsicht einwandfreien Erklärung gelangt? Leider nein! An Hypothesen über die Natur und Entstehung der Sonnenflecken ist ja auch in neuerer Zeit kein Mangel, keine von ihnen vermag aber einstweilen den Gesamtkomplex der beobachteten Erscheinungen restlos zu erklären.

Die Herschelsche, richtiger Wilsonsche Theorie der Sonnenflecken, welche die beobachteten Tatsachen bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts befriedigend darzustellen schien, mußte in dem Augenblick fallen, als durch Robert Mayer (1842) und Helmholtz (1847) das Prinzip von der Erhaltung der Energie und die Aequivalenz von Wärme und Arbeit entdeckt worden war. Denn wäre der Kern, also die eigentliche Masse der Sonne, dunkel und kalt, so könnte letztere unmöglich so ungeheuere Licht- und Wärmemengen ausstrahlen, wie dies unzweifelhaft seit vielen Jahrtausenden der Fall ist.[2]) Einen kleinen Teil der hierfür nötigen Wärme mag die Sonne aus dem beständigen Aufsturz von Meteoritenmassen, sowie aus den chemischen Vorgängen, die auf ihr sich abspielen, schöpfen. Der größere Teil dagegen wird, nach einer äußerst plausiblen, ziemlich allgemein angenommenen Hypothese von Helmholtz, durch die mit der langsam fortschreitenden Abkühlung verbundene Zusammenziehung des Sonnenkörpers aufgebracht, durch welche eine fortschreitende Verdichtung, also auch eine Erwärmung des Sonnenkerns hervorgerufen wird. In der Tat hat man die Temperatur im Zentrum der Sonne, wo der herrschende Druck mindestens 10,000 Millionen mal so groß ist als der Luftdruck auf der Erde im Meeresniveau, auf etwa 5 Millionen Grad Celsius berechnet, während die Temperatur an der Sonnenoberfläche nach den besten Bestimmungen zu etwa 6000 Grad Celsius anzusetzen ist. Der an sich schon sehr geringe Betrag der zur Erhaltung der Sonnenwärme notwendigen Kontraktion des Sonnenkörpers (er würde sich nach Helmholtz bei einem Sonnendurchmesser von 1,391,000 Kilometer auf nicht ganz 120 Meter, nach Lord Kelvins Rechnung sogar nur auf 35 Meter pro Jahr belaufen) würde sich zudem noch wesentlich kleiner ergeben, wenn es möglich wäre, die von den radioaktiven Substanzen — deren Vorkommen auf der Sonne aus mehrfachen Gründen höchst wahrscheinlich ist — entwickelte gewaltige Strahlungsenergie berücksichtigen zu können. Es geht also gegenwärtig keinesfalls mehr an, den Kern des Sonnenkörpers als kühl und nichtleuchtend vorauszusetzen.

Mit einer dem damaligen Stande der Physik durchaus entsprechenden neuen Hypothese über die Natur der Sonnenflecken und über die Konstitution der Sonne überhaupt trat 1861 Kirchhoff auf den Plan. Er weist darauf hin, daß ein dunkler und kalter Sonnenkern schon wegen der Rückstrahlung seitens der ihn umhüllenden glühend heißen Photosphäre auf die Dauer unmöglich existieren könnte. Die Sonnenflecken hält er für Wolkenbildungen, die infolge lokaler Temperaturerniedrigungen in der Sonnenatmosphäre (Chromosphäre) entstehen. Sie müssen, da sie den von dem festen oder flüssigen, jedenfalls aber in höchster Glühhitze sich befindenden Sonnenkern kommenden Wärmestrahlen den Weg nach außen verlegen, eben von außen her beständig wachsen (Fleckenkern) und infolge weiterer Kondensation in größeren Höhen allmählich sich mit einem Kranz von weniger dichten Wolken (Fleckenhof oder Penumbra) sich umgeben. Durch einen derartigen „Wolkentrichter“ lassen sich in der Tat auch die Wilsonschen Beobachtungen (Verschwinden der Penumbra auf der dem Kern folgenden Seite des Fleckens in der Nähe des Sonnenrandes) erklären. Ein Haupteinwand gegen diese physikalisch durchaus mögliche, auch sonst den Beobachtungen gerecht werdende Theorie ist der, daß es bis jetzt niemals gelungen ist, einen Sonnenflecken noch über den Rand der Sonnenscheibe hinaus sich fortsetzen zu sehen, wie es der Fall sein müßte, wenn sie in Regionen oberhalb der Photosphäre sich befinden würden. Nun kann man zwar dunkle Flecken nur wahrnehmen, wenn sie auf einem hellen Hintergrund sich abheben. Aber die Sonnenflecken sind keineswegs völlig schwarz; sie zeigen vielmehr graue oder bräunliche Färbung und sind nach Langley immer noch wenigstens fünfhundertmal so hell wie der Vollmond.

Secchi betrachtete die Sonnenflecken als die Folge von Eruptionen. Aus dem Inneren des von ihm durchaus gasförmig vorausgesetzten Sonnenballs sollen nach seiner Meinung Dämpfe über die Photosphäre emporgeschleudert werden, die vermöge ihrer größeren Dichtigkeit einen beträchtlichen Teil des Photosphärenlichtes absorbieren, also dunkler erscheinen als ihre Umgebung. Abgesehen von anderen Einwänden, die sich gegen diese Theorie erheben lassen, müßten hiernach die Sonnenflecken gleichfalls in größerer Höhe liegen als die Photosphäre; sie könnten überdies nur Gebilde von sehr kurzer Dauer sein, was mit der wiederholt beobachteten Tatsache, daß einzelne Flecken mehrere Wochen, ja Monate lang sichtbar blieben,

[2]) Nach Helmholtz entspricht die in der Stunde von jedem Quadratmeter der Sonnenoberfläche (deren diese nicht weniger als 1½ Trillionen enthält) ausgestrahlte Wärmemenge der Verbrennungswärme von 150 Zentner bester Steinkohle.

unvereinbar ist. Zugunsten seiner Theorie konnte der geistreiche Jesuitenpater andrerseits allerdings die Tatsache anführen, daß nicht selten an jenen Stellen des Sonnenrandes, an welchen Sonnenflecken auftauchen oder verschwinden, metallische Protuberanzen — also Eruptionen aus den unteren Schichten der Chromosphäre — beobachtet werden konnten und daß deren Vorkommen auf die Zone der Sonnenflecken (die ausschließlich in dem Gürtel zwischen 30, höchstens 40 Grad nördlicher und südlicher heliographischer Breite vorkommen) beschränkt ist, wogegen die aus den oberen Schichten der Chromosphäre stammenden Protuberanzen, die lediglich die hellen Spektrallinien des glühenden Wasserstoffes zeigen, an allen Stellen des Sonnenrandes, selbst an den beiden Polen, gleich häufig auftreten.

Faye hielt die Sonne gleichfalls für einen durchaus gasförmigen Körper und die Sonnenflecken als die Folgen von Wirbelbewegungen in der Photosphäre, durch welche die kühleren, also lichtabsorbierenden Massen der oberen Photosphärenschicht, trichterförmige Vertiefungen bildend, in tiefere, heißere Schichten derselben hinabgezogen werden.

Zöllner behielt die Kirchhoffsche Annahme eines glühend flüssigen Sonnenkerns bei und kehrte bezüglich der Erklärung der Sonnenflecken zu der schon von Marius ausgesprochenen Ansicht zurück, daß sie nämlich nichts anderes seien als auf der Sonnenoberfläche schwimmende Abkühlungsprodukte — Schlacken, die an einzelnen nicht durch eine Wolkendecke geschützten Stellen infolge verstärkter Ausstrahlung entstehen, folglich auch tiefer liegen als diese leuchtende Wolkendecke (die Photosphäre); während die Höfe der Flecken durch absteigende Strömungen in der Sonnenatmosphäre, welche an diesen abgekühlten Stellen alsbald auftreten, hervorgerufen werden.

Kämen die Sonnenflecken wirklich auf diese Weise zustande, so könnten sie, da die entstandenen Schlacken nach erfolgtem Einsinken in die glühend flüssige Masse des Sonnenkerns alsbald wieder geschmolzen würden, ausnahmslos nur von ganz kurzem Bestande sein, was jedoch, wie schon oben bemerkt, der vielfach beobachteten Konstanz der Flecken durchaus widerspricht.

Es ist wohl kaum nötig, die Aufzählung der Hypothesen über die Natur und Entstehung der Sonnenflecken noch weiter fortzusetzen. Wir sehen, daß es tatsächlich auch heute noch keine einzige gibt, die unser Kausalitätsbedürfnis vollkommen befriedigen könnte. Mehr denn je sind in neuerer Zeit die Chancen der einzelnen Hypothesen einem oft jähen Wechsel unterworfen. So wurde vor mehreren Jahren die traditionelle Ansicht, daß die Sonnenflecken Depressionen in der Photosphäre sind — wie es die visuellen und die photographischen Beobachtungen fast übereinstimmend dargetan hatten — durch Intensitätsmessungen der Gesamtstrahlung der Flecken, die zuerst am Potsdamer Astrophysikalischen Observatorium, dann auch anderweitig mit dem gleichen Ergebnis ausgeführt wurden, ins Wanken gebracht. Es wurde dort nämlich beobachtet, daß die Gesamtstrahlung der Flecken in wachsendem Abstand vom Sonnenmittelpunkt weniger rasch abnimmt als jene der Photosphäre, und daß sie in der Nähe des Sonnenrandes gelegentlich sogar nicht unerheblich größer ist als die der letzteren. Für diese Beobachtung schien sich zunächst keine andere Erklärung zu bieten als die, daß allen anderen Beobachtungen zum Trotze die Sonnenflecken doch Regionen angehören, die in größerer Höhe über dem dichteren Teil der Sonnenatmosphäre liegen, durch deren Absorption die Strahlungsintensität der Photosphäre am Sonnenrande so erheblich (für die Lichtstrahlen im Durchschnitt um etwa 75, für die Wärmestrahlen um 60 Prozent gegenüber der Sonnenmitte) vermindert wird.

Neuere, auf dem Mount Wilson (Kalifornien) mit dem Bolometer ausgeführte Untersuchungen haben nun gezeigt, daß die Strahlung der Sonnenflecken, verglichen mit jener der Photosphäre, relativ viel reicher ist an weniger brechbaren (roten) Strahlen. Die Sonnenflecken würden hiernach in einem monochromatischen roten Bilde der Sonne wegen des geringeren Kontrastes nur wenig hervortreten, wogegen sie auf einer in violettem Lichte gemachten Aufnahme besonders deutlich erscheinen müßten. Diese zunächst aus den Ergebnissen der bolometrischen Messungen gezogenen Schlußfolgerungen wurden durch die im monochromatischen Lichte ausgeführten Sonnenaufnahmen vollkommen bestätigt; es unterliegt also keinem Zweifel, daß die Sonnenflecken relativ reicher sind an roten Strahlen als die Photosphäre. Da nun aber in der Nähe des Sonnenrandes die violetten Strahlen mehr als doppelt so stark absorbiert werden als die roten, wird mit wachsendem Abstand von der Sonnenmitte die gesamte Absorption der von den Sonnenflecken ausgehenden Strahlen entsprechend geringer, die von uns gemessene Strahlungsintensität der Flecken also tatsächlich größer sein müssen als jene des übrigen Sonnenlichtes. Für die Annahme, daß die Sonnenflecken nicht Depressionen in der Photosphäre sind, sondern daß sie in größeren Höhen über der letzteren entstehen und vergehen, lassen sich somit nach wie vor stichhaltige Gründe nicht ins Feld führen.

Mit den im vorstehenden enthaltenen Darlegungen dürfte der gegenwärtige Stand der Erforschung des Sonnenfleckenphänomens zur Genüge gekennzeichnet sein. Alles zusammenfassend, kommen wir zu dem Ergebnis: Eine einheitliche, nach allen Seiten hin einwandfreie Theorie der Sonnenflecken läßt sich zurzeit nicht aufstellen. Die vor mehreren Jahren gelegentlich eines Vortrages auf dem internationalen Kongreß zu St. Louis von dem Direktor der Lick-Sternwarte, Professor W. Campbell, ausgesprochene Ansicht: „Die Sonnenflecken sind eines der am meisten studierten und am wenigsten erklärten Sonnenphänomene" entspricht ohne Zweifel auch heute noch vollkommen der Sachlage. Ohne eine nach allen Seiten hin befriedigende Theorie der Sonne, die wir gegenwärtig gleichfalls noch nicht besitzen, wird wohl auch eine stichhaltige Erklärung der Sonnenflecken kaum zu erwarten sein.

(Schluß folgt.)

Zukunftsländer am La Plata.

Von Dr. Ludwig Munzinger.

VIII.

Das Deutschtum in Argentinien.

Germanische Stammesfreundschaft. — Die Deutschen als Handelsherren. — Deutsche Estanzieros. — Vereinsleben der Deutschen. — Die deutsche Presse. — Erhaltung des Deutschtums. — Spanisch Sieger gegen Deutsch. — Kriollo-Deutsch. — Deutschland und die Deutsch-Argentiner.

Unter allen Fremden ist es aber insbesondere das Germanentum, das sich eine sehr geachtete Stellung errungen hat. Wenn hier von Germanentum gesprochen wird, so geschieht dies, weil in der Tat ein gewisses Zusammenhalten der Angehörigen germanischer Stämme in Argentinien — ohne Briten natürlich — zu beobachten ist, und z. B. von dem Argentinischen Tageblatt, wohl der beliebtesten deutschsprachigen, von Schweizern geleiteten Zeitung, mit Eifer gepflegt wird. Zwischen Deutschen, Oesterreichern, Schweizern, Schweden und sogar

Dänen bestehen sehr erfreuliche Beziehungen, und ein „Germanischer Verein", mit Ortsgruppen im ganzen Lande, leistet allen Germanen, ob sie Mitglieder sind oder nicht, nötigenfalls Rechtsbeistand.

Das Deutschtum für sich allein spielt seine Hauptrolle in der Handelswelt. So wie das Verkehrswesen Monopol der Briten ist, so kann man beinahe sagen, daß die deutschen Handelshäuser und die deutschen Banken Export- und Importgeschäft beherrschen. Geschlossene, rein deutsche Siedelungen, die auf die landwirtschaftliche Entwicklung des Landes einen Einfluß gehabt hätten, gibt es dagegen eigentlich nicht. In dieser Beziehung haben sich unsere Landsleute meist an die kräftigen Schweizerkolonien angelehnt, die schon in den 50er Jahren, namentlich in der Provinz Santa Fé, entstanden sind. Dagegen findet man überall im Lande zerstreut und in größerer Anzahl nebeneinander namentlich im Süden, in den Gobernacionen Chubut und Neuquen, deutsche Estanzias, die sich gut und zum Teil glänzend entwickeln. Der Typus des deutschen Estanzieros, eines frischen, arbeitsfreudigen, hochgewachsenen blonden Mannes, ist einer der erfreulichsten in der ganzen Republik.

Im Kamp kann natürlich wenig Gemeinschaftsleben unter den Deutschen sein. Sie wissen zwar alle voneinander und sehen sich wohl auch ab und zu auf einer provinzialen Viehausstellung oder öfter noch in Buenos Aires. Dagegen blüht echt deutsches Vereinsleben — mit allen seinen Vorzügen und seinen Schattenseiten — überall in den Kampstädten und vor allem in Buenos Aires. Dreiunddreißig deutsche, bezw. germanische Vereine gibt es dort. Sie verfolgen alle möglichen geselligen, wirtschaftlichen, politischen und wissenschaftliche Zwecke.

Auch die deutsch-sprachige Presse ist ziemlich entwickelt und kann sich neben der kreolisch-spanischen wohl sehen lassen. Das älteste, jetzt im 38. Jahrgang stehende Blatt ist die Deutsche La Plata-Zeitung mit der Wochenausgabe La Plata Post. Es pflegt insbesondere die Interessen der Reichsdeutschen in einem allerdings für die dortigen Verhältnisse wohl etwas zu konservativen Sinne. In der technischen Aufmachung entspricht es etwa einer nur zögernd den Anforderungen der modernen Zeit stattgebenden, im übrigen aber angesehenen Zeitung in einer deutschen Mittelstadt. Eigenartig, originell geradezu gibt sich das bereits erwähnte Argentinische Tageblatt mit dem Argentinischen Wochenblatt. Es wurde vor 29 Jahren von dem schweizerischen Journalisten Johann Alemann gegründet und steht heute unter der Leitung seiner Söhne Moritz und Theodor Alemann. Mit echt schweizerischer Offenheit und ebenso schweizerischer Derbheit behandelt das Blatt in erfrischender Weise alle Tagesfragen. Seine Herausgeber sind gewiegte Landeskenner und verfolgen eine auf einen sozial-radikalen Grundton abgestimmte Politik, ohne sich indessen etwa in sozialdemokratische Verbohrtheit deutschen Stiles zu verrennen. Der joviale Moritz Alemann besorgt mehr den Außendienst zur Aufrechterhaltung persönlicher Beziehungen und hat sich u. a. durch zwei Reisen ins Rio Negro-Gebiet Verdienste um die Vermehrung der Kenntnisse vom argentinischen Süden erworben. Der kluge, tiefgründige Idealist Theodor Alemann wirkt mehr still im inneren Heiligtum der Redaktion. Da die Zeitung, wie gesagt, besonders energisch den Zusammenhalt des Germanentums in der romanischen Umgebung betont und auch die Interessen des Reichsdeutschtums wahrnimmt, wird sie in den deutschen Familien, namentlich draußen im Kamp gern gelesen. Außer diesen beiden größeren Blättern gibt es noch eine Argentinische Sonntagszeitung und die Buenos Aires-Handels-Zeitung.

Die Frage nun, die sich dem in Argentinien reisenden Deutschen am lebhaftesten aufdrängt, ist die, ob es unseren Landsleuten in dem fremden Land mitten unter einer stammfremden Bevölkerung gelingen werde, sich ihr Deutschtum zu erhalten. Es kann sich bei Aufwerfung dieser Frage natürlich nur um jene Deutsche handeln, die dauernd in ihrer neuen Heimat bleiben und dort eine Familie gegründet haben. Und wenn von „Erhaltung des Deutschtums" gesprochen wird, so kann damit nur die Erhaltung der deutschen Sprache und der durch die deutsche Erziehung gewonnenen Kultur, nicht aber die dauernde, sich auf die nächsten Generationen übertragende politische Eigenschaft als Angehörige des deutschen Staatsverbandes gemeint sein. Das argentinische Gesetz läßt ohnehin alle im Lande geborenen Kinder der Ausländer zu Argentinern werden. Mehr für das Mutterland als für seine in Argentinien seßhaft gewordenen Söhne kommt noch in Betracht, ob es gelingen wird, sie uns als Abnehmer unserer industriellen Produktion zu erhalten.

Die Erhaltung der Sprache und des Kulturniveaus wird natürlich sehr wesentlich von dem Bildungsgrad des einzelnen und von der Wahl der Gattin — ob Deutsche, bezw. Germanin oder Kreolin bezw. Romanin — abhängen. Unter den Deutschen von geringer Bildung, die sehr jung ins Land gekommen sind, ist oft nach nur 10 Jahren schon eine mangelhafte Beherrschung der Muttersprache festzustellen; ihre Kinder sprechen meist schon kein Wort Deutsch mehr und verstehen es kaum. Bei der Familiengründung sehen allerdings die meisten darauf, eine Landsmännin zur Frau zu bekommen. Wo das indessen nicht der Fall ist, sind die Kinder schon ziemlich rettungslos für das Deutschtum verloren. Die argentinische Mutter gibt ihnen Sprache und Erziehung. Aber selbst da, wo Vater und Mutter Deutsche sind und zielbewußt auf das Deutschbleiben ihres Nachwuchses hinarbeiten, gelingt es meist nur den Kindern auf dem Wege der Erziehung wenigstens eine deutsche Lebensauffassung einzuimpfen. Sie werden auch Deutsch sprechen, oft sogar gut sprechen lernen; aber sie werden diese Sprache immer als die zweite, eigentlich fremde ansehen und sich auf jeden Fall lieber des spanischen Idioms bedienen.

Der Grund ist leicht einzusehen. Einmal spricht die ganze übrige Welt Spanisch: die Krämer, die Nachbarn, die Dienstleute. Zwar gehen die Kinder, wenn es irgend geht, in eine der zahlreichen deutschen Schulen. Aber dort begegnen sie — gerade wegen des guten Rufes der deutschen Schulen, um die sich neuerdings der vortreffliche Gesandte v. Waldthausen besonders bemüht —, zahlreichen Kreolen-Kindern und mit ihnen sprechen sie wieder Spanisch. Denn die spanische Sprache geht ihnen so leicht, so mühelos ein, wie das mit dem Deutschen, selbst wenn es die Mutter lehrt, niemals der Fall sein kann. Im besten Falle sprechen die Kinder so mit den Eltern oder mit einer eigens dazu aufgestellten Erzieherin, sowie in der Schule während der Unterrichtsstunden Deutsch, meist mit fremdem Accent und mit dem spanischen Zungen-R, mit allen anderen Leuten jedoch unweigerlich Spanisch, und das schon im ganz zarten Alter.

Können sich doch selbst erwachsene Deutsche, die im übrigen ihr Deutschtum hochhalten, dem Einfluß ihrer Spanisch sprechenden Umgebung nicht entziehen. Schon nach ganz kurzem Aufenthalte im Lande spricht der Deutsche, ähnlich wie in Nordamerika das Yankee-Deutsch, eine Art Criollo-Deutsch. Bejahung und Verneinung geschieht fast ausnahmslos mit si und no. Bald wirft er ganze spanische Phrasen ein, wie Ya lo creo! (Das will ich meinen!) Como no? (Warum denn nicht?), Eso es! (So ist's). Dann häufen sich die Fremdworte. An spanische Verbumstämme wird die deutsch-fremdsprachliche Endung „ieren"

gehängt, und so redet der Deutsche in Argentinien von „kobrieren“ (in Rechnung stellen, verlangen), „aprovechieren“ (sich zu nutze machen), „gastieren“ (ausgeben, aufwenden) oder „apartieren“ (ausscheiden, z. B. aus einer Herde Tiere). Die Kinder reden natürlich noch mehr im Mischmasch. Bei ihnen kommen auch viele Hauptwörter schon spanisch, wie z. B., als der kleine Sohn meines Gastfreundes auf der Estanzia im Norden seiner sehr vaterländisch deutschgesinnten Mutter zurief: „Mama, sieh' mal, der Doktor hat seine rebenque (Reitpeitsche) am estribo (Steigbügel) festgemacht!“

So muß man sich also gestehen, daß gerade die Erhaltung deutscher Kultur und Gesittung und ihr veredelnder Einfluß auf die Bildung des Charakters der künftigen argentinischen Nation in der zweiten, und wohl auch in den folgenden Generationen gesichert erscheint, daß aber die deutsche Sprache den Nachkommen der deutschen Einwanderer langsam, aber sicher verloren gehen wird — wenigstens dort, wo sie in der Diaspora so zu sagen leben und nicht in geschlossenen Ansiedlungen. Solche gibt es aber heute nur wenige. Das mögen wir bedauern, aber ändern können wir es nicht, und es wäre töricht, den Deutsch-Argentinern der zweiten Generation daraus einen Vorwurf zu machen, daß sie lieber die Sprache des Landes sprechen, das nun einmal ihre Heimat ist, und in dem sie mit allen ihren Beziehungen wurzeln.

Diese Erkenntnis darf jedoch nicht dazu führen, daß wir nun unsererseits alle Beziehungen abbrechen oder auch nur lau pflegen. Das deutsche Element im Argentinertum soll uns in der Zukunft eine Brücke kommerzieller Beziehungen zu dem geradezu unheimlich schnell aufstrebenden Land sein, und darum dürfen wir es nicht links liegen lassen. Wenn es gar gelingen sollte, wie es geplant ist, und von der argentinischen Regierung gerne gesehen wird, den Süden Argentiniens vorwiegend mit Germanen, Deutschen insonderheit, zu besiedeln, so würden sich sogar die Aussichten auf Erhaltung der deutschen Sprache bessern und vorteilhafte Handelsbeziehungen ganz sicherlich herstellen lassen.

Wie das geschehen könnte und wie wir Deutsche uns einen kulturell anerkennenswerten und materiell gewinnbringenden Anteil an der im Gange befindlichen Entfaltung der natürlichen Hilfskräfte Argentiniens sichern könnten, soll in einem abschließenden Artikel dargelegt werden.

München als Kunststätte.*)

Die Idee von Monographien über einzelne Kunststätten hat nur da wirklichen Sinn, wo ein selbständiger Lokalcharakter mit künstlerischer Entwicklung besteht und dargestellt wird. Das bloße Inventarisieren macht es noch nicht, wie es z. B. Leitschuh mit klassischer Plattheit an Straßburg bewiesen hat. Dagegen bedeutet das Buch von Weese einen energischen Protest und ein Programm für die Kunststättenbehandlung. Mit der ganzen Ausführlichkeit, die solch ein Thema erheischt, wird der künstlerische Charakter Münchens in einer Entwicklung von annähernd sechs Jahrhunderten dargestellt, mit Auslassung alles Unwesentlichen und Beschränkung auf die großen Züge: die bürgerliche Kunst der Kirchen im Mittelalter, die mäcenatische Führerschaft der Fürsten seit Albrecht V., die von der Mitte des 16. Jahrhunderts an fast ausschließlich das Kunstleben in München bestimmt und ihm in groß umschriebenen Epochen den so persönlichen, wenn auch halb fremdartigen Charakter aufgeprägt hat, den es bis in die letzten Jahrzehnte bewahrt hat. Münchens Werden und Wachsen als erste Kunststadt Deutschlands ist das Ziel dieser Schrift, die den großen Zug und die starke Sympathie wahrhaftigen Verständnisses besitzt. Es versteht sich dabei von selbst, daß die Glanzpunkte des Buches mit den architektonischen Höhenpunkten im Entstehen der Stadt zusammenfallen: der Charakter der bayerischen Hallenkirchen, die „polyglotte“ Kunst der vlämischen Wandermeister vom Schlage Peter Candids, die kunstpsychologischen Bemerkungen über den mäcenatischen Charakter Maximilians I., das Entstehen und Ausblühen des Münchener Rokoko, vor allem in der Amalienburg, und namentlich die hohe persönliche und kulturelle Bedeutung Ludwigs I., dessen schöpferische Tat kein beredteres, kein feineres Verständnis gefunden hat: in diesen Gipfeln erscheint der Wert und die bleibende Bedeutung des Weeseschen Buches. Es sind nicht eigene Spezialforschungen, deren Resultate man hier zu finden auch schwerlich erwartet; aber auf der gesicherten Grundlage, welche die Münchener Lokalforschung in vorzüglicher Weise bereits gelegt hat, errichtet Weese einen stolzen Bau, ein groß aufgefaßtes Bild von der künstlerischen und historischen Entstehung des heutigen Alt-München, das ohne Zweifel alle, welche die herrliche Stadt lieben, wie nur sie geliebt werden kann, mit Sehnsucht erwartet haben, mit Freuden empfangen werden.

Es muß allerdings gesagt werden, daß diese Freude mit einigen Opfern erkauft werden muß. Der unverhältnismäßige Umfang des Buches und die Sorglosigkeit in seiner Anordnung werden vielen den Genuß darin erschweren. Woran liegt das? Weese ist nicht immer mit der nötigen Oekonomie des Schriftstellers vorgegangen. Er wiederholt sich und bringt mehr als einmal den historischen Zusammenhang in Verwirrung: er liebt es, in gefälligem Plauderton an seinen Lieblingsstellen zu verweilen und mit Nüancen und Glanzlichtern in die Breite zu gehen, und ist leider zu sparsam mit Ueberschriften, Teilungen und innerer Gliederung, so daß es oft schwer fällt, eine Materie wieder aufzufinden. Indessen sind das im Grunde nur Fehler der Redaktion, die sich bei einer Neuausgabe leicht verbessern lassen, so daß das Buch handlich und auch dem Laien bequem werden kann, der jetzt leicht vor der Menge kunsthistorischer Probleme verwirrt dasteht. Der künstlerische und wissenschaftliche Wert der Monographie wird davon wenig berührt.

Man kann von einem Manne, der das Ganze zu schildern unternimmt, nicht verlangen, daß er sich in die Untersuchung all der Details so einläßt, wie der Spezialforscher, sonst käme er mit seiner Arbeit überhaupt nicht zustande. Das ist eine ganz selbstverständliche Voraussetzung, muß hier aber ausdrücklich betont werden, weil es nicht an Stimmen fehlen wird, die Weese alle möglichen wissenschaftlichen Unterlassungen und Sünden wider die neueste Forschung vorwerfen werden. Es wird wohl nicht schwer fallen, ihm eine Reihe Fehler nachzuweisen; allein nicht darauf kommt es an, sondern auf den durchgehenden positiven Zug dieser Arbeit, die deshalb auf der Höhe steht und bleiben wird, weil sie sich von zu ängstlichem Kleinkram freigehalten und das Wesen der Dinge und ihrer Umgebungen treffend erkannt hat. Der Charakter der Kunstepochen spricht deutlich aus dem Buche, das was sie bewegt und zu ihren Leistungen gespornt hat. Nur mit dieser Rücksicht will ich die Ausstellungen betrachtet haben, deren ich hier und da einige anmerke.

Wie sehr Weese auf den Eindruck des Ganzen geht, wie er mehr ästhetisch und kulturpsychologisch verfährt als analytisch, lehren namentlich die früheren Partien. Hier fällt der Mangel an Stilkritik deshalb so auf, weil die Fragen der spätgotischen Architektur und Plastik noch nicht so weit gelöst sind als etwa die Probleme der Sustrisepoche. Der Verweisung des Schrenkaltars (S. 13) an den Beginn des 15. Jahrhunderts möchte ich allerdings auch zustimmen, schon wegen der Architektur mit ihren Kielbogen; dagegen nicht der Zuteilung des Bötschnersteins (S. 46) an Erasmus Grasser, wegen des vollständig abweichenden

*) Berühmte Kunststätten. Nr. 35: München. Von Dr. Arthur Weese, o. ö. Professor der Kunstgeschichte an der Universität Bern. Leipzig 1906. Seemann. 4 M.

Flächengefühls im Faltenwurf und des Arabeskencharakters der Linienführung; während Grassers Relief die Fläche nicht linear gliedert. Vor allem sieht man in der Beschreibung des Moosburger Altars (S 44 ff.) durchaus die großzügige Behandlung ästhetischer Anschauung, die dem gewaltigen Eindruck des Werkes, seinem geistigen Gehalte wundervoll gerecht wird, aber bei stilistischen Fragen nicht Stich hält. Hier hat Georg Habich das Gegenstück in einer eindringlichen Stilkritik fast zu gleicher Zeit (im Münchner Jahrbuch 1906) geliefert und wohl ein für allemal die Frage nach dem Meister entschieden, der nicht als Münchner erscheint — wie auch noch Weese annimmt —, sondern als Landshuter, und mit Namen Hans Leinberger heißt.

Daß Weese den Perseusbrunnen im Grottenhof nicht zweifelsfrei Sustris zugeteilt hat, sondern diese Frage umgeht, ist kein so großes Vergehen. Aber er wird dem künstlerischen Gehalt und der sehr persönlichen Anmut, welche die Werke der Münchener Bronzekünstler, Sustris, Candid, Krumper usw. auszeichnen, überhaupt nicht gerecht, da er ihnen die Originalität abspricht und mit dem anrüchigen Begriff des „Akademischen" operiert. Dagegen mißbilligt er dann wieder die Bezeichnung Manierismus, während sie doch bereits zur festen stilkritischen Formel geworden ist. Auch die Analyse des Barockstils geht zu sehr von üblichen moralischen Standpunkten aus, als daß sie wahrhaft kritisch wirkte; noch immer ist Wölfflins Erstlingswerk (neuerdings in zweiter Auflage erschienen) dafür der unerreichte und, fast scheint es, unerreichbare Gipfel kritischer Klarheit.

Wieder einmal tritt die über alle Erwartung hohe Bedeutung der Jahrhundertausstellung hervor, wenn man die Seiten über Münchener Maler aus dem Anfang des Jahrhunderts übersieht. Unter den vielen Landschaftsmalern, die Weese nennt, fehlen gerade die beiden bedeutendsten: Kobell und Olivier. Diese hat nämlich die Ausstellung überhaupt erst der Vergessenheit entzogen; und Weese hatte noch nicht ihre klärende Macht erfahren, als er jenen Abschnitt schrieb.

Frankfurt a. M. Paul Ferdinand Schmidt.

Bücher und Zeitschriften.

Das Büchlein vom vollkommenen Leben (Eine deutsche Theologie) in der ursprünglichen Gestalt herausgegeben und übertragen von Herman Büttner, verlegt bei Eugen Diederichs. Jena 1907. (LXIII u. 108 S. in 8° br. 4 M.)

Die im März 1851 in erster, im Oktober 1854 zusammen mit dem Urtext in zweiter Auflage von Franz Pfeiffer herausgegebene „Theologia deutsch" ist seit etwa zwei Jahrzehnten eine bibliographische Seltenheit geworden, die sehr gesucht ist. Daß das Buch in die Diederichssche Sammlung deutscher Mystiken aufzunehmen sei, stand von vornherein fest, denn neben den Traktaten Meister Eckharts kommt dem namenlosen Büchlein des „Frankforter" wohl der höchste Rang zu. Berufener zur Neuherausgabe war wohl keiner als Herman Büttner, trotzdem konnten wir nicht erwarten, ihm hier zu begegnen, denn er hatte leider die Herausgabe des Eckehart — der erste Band erschien im September 1903 — völlig im Stiche gelassen, und man ist noch immer auf die nur mehr im anastatischen Neudruck erhältliche alte Ausgabe von Pfeiffer angewiesen, die uns Büttner durch seine Fehlernachweise einigermaßen verekelt hat, ohne sie doch bis jetzt ganz ersetzen zu können. Auch an Pfeiffers Ausgabe der „Theologia deutsch" läßt er kein gutes Haar, aber hier fehlen die Nachweise. Sie werden in der an sich ganz vortrefflichen Einleitung, die in die Mystik des von Luther so hoch geschätzten und von ihm mit zwei Vorreden herausgegebenen Büchleins einführt, mehr im allgemeinen gegeben, in den sparsamen Anmerkungen aber nicht belegt. Für den rein genießenden Leser kommt das aber nicht in Betracht. Im Gegenteil: ihn stört kein philologisches Beiwerk; er kann sich ganz dem unsagbar tiefen Reiz hingeben, den dies merkwürdige Buch, das zwar an der Wiege der Reformation stand, aber ohne die Unruhe ihrer Kämpfe in sich aufzunehmen, auf jeder Seite voll ausströmt.

Luther fiel 1516 der erste Auszug in die Hände, später eine vollständige Ueberarbeitung im kirchlichen Sinne. Ein Neudruck dieser Ueberarbeitung lag später dem Herausgeber der berühmten beiden Bände Deutscher Mystiker Dr. Franz Pfeiffer vor, nicht das alte unvollständige Original. Büttner motiviert geist- und temperamentvoll in seiner Einleitung, warum er sich als Verdienst anrechnet, auf dieses unvollständige, aber kraftvollere Original zurückgegangen zu sein und es kombinatorisch aus den späteren Nachdrucken ergänzt zu haben. Die „Theologia deutsch" in der alten Pfeifferschen Ausgabe teilte den Stoff noch in 54 Kapitel, Büttner zählt nur mehr 18. Es ist eine Freude, den von seiner Aufgabe begeisterten Herausgeber auf dem in großen Zügen skizzierten Wege zu begleiten, den er eingeschlagen, um das ursprüngliche Werk mit möglichster Treue aus den darüber gelagerten Schichten herauszuschälen. Büttner hat den Text von 1516 zugrunde gelegt und die Fassung von 1518 und die späteren Bearbeitungen nur benützt, wo es zur Ergänzung, aber im Sinne des Originals von 1516, notwendig war. Die germanische Kritik wird nun zwischen ihm und Pfeiffer zu wählen haben. Leider gibt Büttner nicht wie dieser den Text neben der Uebertragung. Die Ausgabe Pfeiffers hatte eben vor allem wissenschaftliche Zwecke. Büttner sucht nun freilich nachzuweisen, daß die ganze spätere Literatur über die „Theologia deutsch" auf dem Holzwege war, weil ja Pfeiffer nicht auf das Original, sondern auf eine Bearbeitung gestoßen war.

Die Uebersetzung Büttners in das Neuhochdeutsche ist der alten kräftigen Sprache in glücklichster Weise angenähert. Aus dem ehrwürdigen alten Stil des köstlichen Buches fällt er vielleicht nur ein einziges Mal, wenn er (pag. 39) die „geistliche richeit" des unbekannten Frankfurter Deutschordensherrn und Gottesfreundes mit „geistliche Protzentum" übersetzt. Der Sinn mag damit besser getroffen sein, als mit „geistlicher Reichtum" (Pfeiffer pag. 101), aber doch fällt dieses moderne Wort unschön auf in dem strengen Flusse hoher Gedanken und der keuschen Sprache. Im übrigen hat der rührige Jenaer Verlag von Eugen Diederichs mit diesem wertvollen Buche, in der gewohnten gediegenen Ausstattung, seinen Bücherschatz um ein Hauptwerk der deutschen Mystik vermehrt. Um unsere Wünsche zu krönen, braucht er nur mehr den verdienstvollen Herausgeber zu vermögen, die so empfindlich unterbrochene Arbeit am Eckehart aufzunehmen und durchzuführen, so daß die beiden noch ausständigen Bände die kritische Neuausgabe der Schriften Eckeharts endlich vervollständigen. Es wär' ein Ziel, aufs innigste zu wünschen.

München. Alfred v. Mensi.

C. i. Roman von Fritz Stüber-Gunther. Stuttgart, Bonz, 1907.

Ein jüngerer Deutsch-Oesterreicher, von dem bisher nur Wiener Skizzen und andere kleinere Arbeiten veröffentlicht wurden, überrascht uns mit einem, seine bisherigen Leistungen weit überragenden größeren Werk. Der Enkel eines steirischen angesehenen, durch eigene Schuld herabgekommenen Würdenträgers, der Sohn eines kleinen harten und genauen Landbeamten kommt als „Aspirant" nach Wien; anfangs voll Arbeits- und Lerneifer, gerät er halb unfreiwillig in Studentenverbindungen, Schulden, durch Unbedacht und Trotz in Wirren, die zu seiner Ausstoßung c(um) i(nfamia) aus seinem Korps führen. Diese Schicksale und die weiteren Irrungen des verdorbenen Studenten, der auch in der radikalen teutomanischen Presse keine dauernde Geltung sich erobern kann, sind kräftig, belebt durch gute Schilderungen der Wiener Beamten-, Studenten-, Partei-Zustände nach der Natur gebucht. An dem empfindsamen Schluß mögen Zweifel erlaubt sein. Im ganzen ist C. i. nicht nur die bedeutendste Talentprobe des Verfassers, der Roman verdient an sich Achtung und Anteil.

Wien. Anton Bettelheim.

Allgemeine Rundschau.

Ernst v. Bergmann †.

Wieder geht Bergmanns Name von Munde zu Munde. Den Huldigungen, die dem großen Chirurgen aus Anlaß seines 70. Geburtstages, den er am 16. Dezember vorigen Jahres in bewundernswerter Frische und Rüstigkeit beging, dargebracht wurden, folgt allzu schnell der Anlaß zu neuen Ehrungen — für das Andenken des Dahingeschiedenen. Ernst v. Bergmann, der seit einigen Wochen zur Kur in Wiesbaden weilte, ist am 25. März nach zweimaliger Operation einem Darmleiden erlegen. Am 16. Dezember 1836 zu Riga geboren als Sohn eines livländischen Pastors, war Bergmann zunächst zur Theologie bestimmt gewesen und hatte sich erst nach mehreren Semestern der Medizin zugewandt. Nachdem seinen Studien in Dorpat, Wien

und Berlin das Examen gefolgt war, wurde er 1860 Assistent an der chirurgischen Klinik zu Dorpat und habilitierte sich dort 1864 als Privatdozent. 1866 leitete er das Kriegslazarett zu Königinhof in Böhmen; 1870/71 waren ihm die Barackenlazarette zu Mannheim und Karlsruhe unterstellt. Nachdem er 1871 zum Professor der Chirurgie in Dorpat ernannt war, machte er 1877 den russisch-türkischen Feldzug als konsultierender Chirurg der russischen Donau-Armee mit und wurde 1878 auf den Lehrstuhl der Chirurgie an der Universität Würzburg berufen, von wo er 1882 als Nachfolger v. Langenbecks nach Berlin kam.

Diesen knappen Daten kann vorläufig nur eine noch knappere Würdigung seiner hervorragenden wissenschaftlichen Verdienste folgen. Die Förderung der Lehre von der Asepsis, der vor allem seine Erfahrungen auf den Kriegsschauplätzen zugrunde lagen, und der bewundernswerte Ausbau der Chirurgie der Gehirnkrankheiten seien hier erwähnt. Nicht nur dem engeren Fache aber hat Bergmann seine Kraft gewidmet; die von ihm ins Leben gerufenen ärztlichen Fortbildungskurse haben ihm den Dank der gesamten Aerzteschaft erworben, und die auf seine Initiative gegründete Berliner Rettungsgesellschaft ist ein Werk, das weit über die Bedeutung einer lokalen Wohlfahrtseinrichtung hinausgeht und als mustergültig für die Organisation des Rettungswesens überhaupt gelten muß.

Die englische königliche Tuberkulose-Kommission.

* Die zur Untersuchung der Tuberkulose beim Menschen und beim Rind eingesetzte königliche Kommission hat nun ihrem Interimsbericht einen Anhang folgen lassen, der von dem an der Spitze der Kommission stehenden Dr. Arthur Eastwood abgefaßt ist und Zeugnis ablegt, mit welcher Gründlichkeit und Vorsicht bei den angestellten Versuchen vorgegangen worden ist. Zu Versuchstieren dienten Ziegen, Meerschweinchen, Schweine, Kaninchen, Ratten, Kälber, Rinder und andere Tiere und namentlich auch Schimpansen und andere menschenähnliche Affen. Entgegen der von Dr. Koch aufgestellten Behauptung wird abermals erklärt, daß die Tuberkulose vom Rind auf den Menschen und umgekehrt übertragen werden könne. Am widerstandsfähigsten gegen die Uebertragung erwiesen sich die Rinder. Die direkt vom Menschen oder vom Rind übertragene Lymphe wirkt in allen Fällen weit heftiger und schneller als der aus Bazillenkulturen gezogene Impfstoff.

Aeußerst interessant ist dabei die Darstellung, wie sich der Tierkörper, und folgerichtig auch der Menschenkörper, gegen den eingeführten Krankheitsstoff wehrt. Wird ein virulenter Impfstoff (also tierische Lymphe) eingeführt, so setzen sich sofort die nächstgelegenen Gewebe zur Wehr. Sie werden gefäßreicher, verdichten sich und schließen die eingeführten Bazillen becherförmig ein, um sie zu verhindern, in den Organismus einzudringen. Bei eingeführter Lymphe geht aber die Gefäßbildung, die schließlich ganz lederartig wird, nicht schnell genug vor sich. Es bleiben kleine Spaltungen, und durch diese dringen Bazillen in den meisten Fällen in den Körper ein und verursachen dann die Krankheit. Werden aber aus Kulturen gezogene Bazillen eingeführt, so erweist sich die Widerstandskraft der sich bildenden Gewebe zumeist hinreichend, und man findet dann nach kurzer Zeit die Bazillen ganz hermetisch verschlossen und rasch im Absterben begriffen.

Die Rindertuberkulose ist in der Regel eine nicht rasch um sich greifende und tödliche Krankheit. Sehr häufig leidet der allgemeine Gesundheitszustand nur leicht unter derselben. Sie ist aber übertragbar, und daraus fließt die große Gefahr für den Menschen. Dr. Eastwood sagt darum, es sei von der größten Bedeutung, alle Milchkühe auf Tuberkulose zu untersuchen, da Kühe sehr häufig ganz gesund aussehen und doch an der Krankheit leiden. Die Gefahr der Ansteckung des Menschen durch das Rind ist allerdings nicht so groß wie die vom Menschen zum Menschen, bleibt aber doch immer eine beträchtliche. Zu erkennen, ob die Ansteckung vom Rind oder vom Menschen stammt, biete große Schwierigkeiten. Der Unterschied liege hauptsächlich darin, daß der menschliche Virus entschieden milder ist, als der vom Rind stammende. Bei der Kultur entwickelt sich aber der menschliche Virus schneller und reichlicher. Wird die Tuberkulose durch die Speisekanäle eingeführt, was namentlich durch die Milch geschieht, so läßt sich in den meisten Fällen mit großer Zuversicht sagen, daß sie vom Rinde stammt.

Die dem Werke beigegebenen Tabellen und Abbildungen sind von höchstem wissenschaftlichen Interesse und das Resultat von während einer Dauer von fünf Jahren durchgeführten Versuchen und Untersuchungen. Es waren zwei räumlich weit von einander gelegene Versuchsstationen errichtet und alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln getroffen, um jede Uebertragung von der einen Station auf die andere zu verhindern, so daß an der Richtigkeit der Ergebnisse und der Schlußfolgerungen der Kommission kaum gezweifelt werden kann.

Kleinere Mitteilungen.

* **Neue Ausgrabungen.** In einem der äußeren Stadtviertel der Stadt Nymwegen, in unmittelbarer Nähe des Canisiuskollegiums, hat man vor einigen Wochen, wie die Vossische Zeitung meldet, einen römischen Begräbnisplatz gefunden, der eine ungemein reiche wissenschaftliche Ausbeute in Aussicht stellt. Soviel bis jetzt durch die Ausgrabung festgestellt werden konnte, gehören die gefundenen Ueberbleibsel verschiedenen weit auseinander liegenden Perioden an, die wenigstens einen Zeitraum von 500 Jahren umfassen. Bis jetzt ist man auf zwei verschiedene Schichten gestoßen, die eine liegt etwa zwei Meter unter der Bodenfläche und enthält etwa zwölf menschliche Skelette, jedes reichlich zwei Meter von dem anderen entfernt, das Haupt durchweg nach Südosten gewandt; in einigen dieser Zwischenräume fand man Skelette von Pferden, ferner verschiedene Sorten von Töpferwaren, wie Schalen, Kannen, Krüge und kleine Flaschen, teilweise bemalt, zahlreiche abgenutzte Münzen (da neugeprägte den Toten nur äußerst selten mitgegeben wurden) und andere hauptsächlich Schmuckzwecken dienende Gegenstände; einzelne Schüsseln sind mit kleinen Kieselsteinen bedeckt, um Gemüse und Früchte an ihnen zerreiben zu können, ähnlich denjenigen, die man auch in Pompeji gefunden hat.

Beinahe alles ist ziemlich gut erhalten. Bemerkenswert ist, daß diese Gegenstände meistens zu Häupten oder Füßen der Skelette und in einiger Entfernung von den sogenannten Brandlöchern lagen. Diese letzteren haben die Gestalt einer eiförmigen Grube und enthalten eine dunklere, mit Holzkohle vermischte Erdart, woraus geschlossen werden darf, daß an dieser Stelle die Leichen von Menschen und Tieren verbrannt wurden. Die zweite Schicht liegt etwa vier Meter unter der Oberfläche; hier sollen die Ausgrabungen demnächst begonnen werden. Es hat aber seine besonderen Schwierigkeiten, die halbvermoderten Schädel unbeschädigt ans Tageslicht zu fördern, und die Arbeiter müssen hier mehr vom Messer als vom Spaten Gebrauch machen.

γ. **Die letzten Neuerwerbungen des Bonner Provinzialmuseums.** Unter der unermüdlichen, von vielen Freunden und Gönnern unterstützten Leitung Dr. Lehners ist in der neuesten Zeit wieder recht beträchtliches erworben worden, insbesondere auf dem Gebiet der römischen Keramik und Glasindustrie. Eine Reihe von Trinkgefäßen hat lateinische Aufschriften, so ein Henkelkrug „füll mich Wirt, mit Wein vom Faß!", ein anderer „gieb mir!", und ein Fläschchen „mische!". Große Massen von Terra sigillata wurden gewonnen, darunter einige Stücke mit schönen Verzierungen, Terrakotten, Tonlampen und Ziegel fehlen nicht. Unter den Gläsern befindet sich ein wunderbares Stück, eine dunkelrote Flasche mit langem Halse, die als Darstellung zwei Viergespanne aufweist, die um die Meta der Rennbahn fahren. Die Lenker haben Panzer und Helm, das Ganze ist sehr fein ausgearbeitet und mit Farben geziert. Durch dies Stück ist die schon vordem sehr reichhaltige und wertvolle Gläsersammlung zu einem Glanzpunkt des Museums gemacht worden. Durch eingehende Forschungen, Beobachtungen der Fundstätten, der Kunstrichtungen usw. hat man heute schon einige große, rheinische Glashütten der Römerzeit verfolgen gelernt, eine davon aus der Gegend von Köln, eine andere von der Nahe, und von dieser letzteren wurden jüngst wieder viele Exemplare erworben, zum großen Teile Funde aus Kreuznach und Umgegend. Ferner mehrere römische Bronzestücke, einige Goldsachen und Gemmen. Unter den Steindenkmälern ist ein Altar der keltischen Dea Ardbinna hervorzuheben, ferner eine Reihe von Matronenaltären, ein Relief mit Personendarstellung, ein Grabstein und viele geschlossene Grabfunde, zumeist aus Urmitz, wo schon seit vielen Jahren mit Erfolg gegraben wurde. Mannigfach sind auch die Erwerbungen aus der Stein-, Bronze- und jüngeren Eisenzeit, denen sich acht geschlossene altgermanische Grabfunde anschließen, und weiter aus der Zeit der Völkerwanderung, des Mittelalters und der Neuzeit. Ein ganz besonderes Interesse nimmt darunter die Gründungsinschrift der Burg Godesberg bei Bonn für sich in Anspruch. Danach wurde die weitbekannte Burg am 15. Oktober 1210 vom Bischof Theoderich gegründet, und als dann die Feste am 17. Dezember 1583 durch Herzog Friedrich I. von Bayern eingenommen wurde, kam der Stein wieder zum Vorschein und erhielt nun eine zweite Inschrift. Für sich besonders wird die Münzsammlung verwaltet, die sich besonders durch gallische und römische Prägungen vermehrte.

l. **Tehuantepec-Bahn.** Die von der mexikanischen Regierung unter Ueberwindung enormer Terrainschwierigkeiten erbaute Eisenbahn zwischen dem an der Campeche-Bai bezw. am Golf von Mexiko gelegenen Städtchen Coatzacoalcos und dem Hafenort Salina Cruz am Stillen Ozean ist vor kurzem vollendet und durch den Präsidenten der mexikanischen Republik feierlich eröffnet worden. Es ist damit ein allen Anforderungen der Neuzeit

entsprechender, leistungsfähiger und vor allem sehr kurzer Verkehrsweg zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean geschaffen worden, der namentlich auch im mittleren Westen der Vereinigten Staaten von Nordamerika sehr wohltätig empfunden werden wird. Die den Isthmus von Tehuantepec, die schmalste Stelle des nordamerikanischen Kontinents, durchschneidende Bahnlinie ist rund 300 Kilometer lang. Für Güter, die aus Europa oder den ostamerikanischen Häfen kommend nach Hafenorten am Stillen Ozean bestimmt sind, beträgt die durch Benützung dieses neuen Verkehrsweges gegenüber der Route über den Panamakanal — dessen Fertigstellung ja ohnedies noch in ungewisser Ferne liegt — erzielte Wegabkürzung nicht weniger als 2000 Kilometer; die Bahn wird also sicher auch nach der Eröffnung des Panamakanals ihre Lebensfähigkeit nicht einbüßen, besonders wenn die mexikanische Regierung sich entschließt, die gegenwärtig sehr hohen Zölle in Zukunft zu ermäßigen. Schon bald nach Erbauung der ersten Eisenbahnen in Europa wurde auch für den Isthmus von Tehuantepec der Bau einer solchen angeregt. Aber erst 1894 kam eine diesen Isthmus durchquerende Eisenbahnlinie zustande, für welche die Regierung zwar gegen 70 Mill. M ausgab, die aber aus verschiedenen Gründen, hauptsächlich wegen des Mangels geeigneter Hafenanlagen an ihren Endpunkten, keineswegs prosperierte. Wohl oder übel mußte sich die Regierung also zu einem durchgreifenden Umbau entschließen, der einschließlich der Kosten für die Herstellung modernster Hafeneinrichtungen in Coatzacoalcos und in Salina Cruz den sehr ansehnlichen Betrag von 190 Mill. M verschlang, wonach also die Gesamtkosten für die, wie schon bemerkt, 300 Kilometer lange Bahnlinie den enormen Betrag von 260 Mill. M erreichten.

* **Eine Robert Koch-Stiftung** soll zur 25jährigen Erinnerung an die bahnbrechende Entdeckung des Tuberkelbazillus, welche in unserer letzten Nummer ausführlich behandelt wurde, begründet werden.

ar. **Der zweite deutsche Hilfsschultag** wird am 3. und 4. April in Charlottenburg stattfinden. Folgende Tagesordnung ist aufgestellt: Personalbogen in der Hilfsschule; Ref.: Hauptlehrer Horrix (Düsseldorf). Schriftliche Arbeiten in der Hilfsschule; Ref.: F. Frenzel (Stolp). Militärdienst der geistig Minderwertigen; Ref.: Stabsarzt Dr. Stier von der Kaiser Wilhelms-Akademie und Hauptlehrer Kielhorn (Braunschweig). Die Fortbildungsschule für Schwachbeanlagte; Ref.: Filialleiter A. Fuchs (Berlin). Die geplante Neuorganisation der Charlottenburger Gemeindeschulen mit Rücksicht auf die minderbegabten und minderleistungsfähigen Kinder; Ref.: Rektor Sandt (Charlottenburg).

ar. **Die diesjährige Generalversammlung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung** wird um Pfingsten zu Hildesheim stattfinden.

* Die diesjährige Versammlung der **Deutschen otologischen Gesellschaft** findet am 17. und 18. Mai in Bremen unter dem Vorsitz von Professor Passow (Berlin) statt. Vorträge sind bei Professor Kümmel (Heidelberg) bis zum 10. April anzumelden.

ar. **Für die 15. Jahresversammlung des Verbandes deutscher Elektrotechniker in Hamburg** ist vom Vorstande ein neuer Zeitpunkt festgesetzt worden. Sie wird vom 6.—9. Juni (nicht, wie wir in Nummer 50 gemeldet haben, vom 16.—19. Juni) stattfinden.

ar. Der **dritte Kongreß der Deutschen Röntgen-Gesellschaft** findet am Montag, 1. April, in Berlin statt. Am Dienstag, 2. April, tagt daselbst der sechste Kongreß der Deutschen Gesellschaft für orthopädische Chirurgie. An ihn schließt sich dann der Chirurgen-Kongreß.

* **Personalien.** Zum goldenen Doktorjubiläum des Geh. Medizinalrates Professor Dr. Hermann Senator hat die Berliner Medizinische Fakultät das dem berühmten Kliniker vor fünfzig Jahren ausgestellte Diplom ehrenhalber erneuert. — Der österreichische Minister für Kultus und Unterricht Dr. Gustav Marchet wurde in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen auf dem Gebiete des Agrar- und Verwaltungsrechts von der Hochschule für Bodenkultur in Wien als Erster zum Ehrendoktor der Bodenkultur ernannt. Der genannten Hochschule gehörte Exzellenz Marchet früher als ordentlicher Professor der Verwaltungs- und Rechtslehre an. — Auf eine 25jährige Tätigkeit als akademischer Lehrer kann der Privatdozent für Ohrenheilkunde an der Universität Halle, Professor Dr. med. Hugo Heßler zurückblicken. — Dem Forschungsreisenden Dr. phil. Gottfried Merzbacher in München ist der Professortitel verliehen worden.

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der Privatdozent mit dem Titel und Rang eines außerordentlichen Professors an der hiesigen Universität Dr. Eduard Ritter v. Weber wurde zum außerordentlichen Professor für Mathematik in der philosophischen Fakultät der Universität Würzburg ernannt.

st. **Berlin.** Im kommenden Sommersemester wird der Professor an der Harvard-Universität in Cambridge (Mass.) Th. W. Richards auf Einladung des Kultusministeriums als Austauschprofessor an der Berliner Universität Vorlesungen und praktische Uebungen in Chemie abhalten. Professor Richards ist auf dem Dampfer Kaiserin Auguste Viktoria am 19. März in Cuxhaven eingetroffen und am 22. März in Berlin. In Berlin ist er auch eingeladen worden, vor der deutschen chemischen Gesellschaft einen längeren Vortrag zu halten.

Die Idee zu seiner Berufung nach Berlin liegt schon einige Jahre zurück. Vor zwei Jahren wurde dann auf Veranlassung des Direktors des chemischen Universitätsinstitutes, Geheimrat Professor Fischer, der dortige Assistent Dr. A. Staebler an die Harvard-Universität geschickt, um dort ein Jahr lang unter Richards zu arbeiten. So ist es möglich geworden, daß Richards in Berlin ein für seine speziellen Arbeiten geeignetes Laboratorium aus einem gestifteten Fonds eingerichtet werden konnte. Verschiedene Herren haben sich zu diesen Arbeiten gemeldet, u. a. Dr. Koethner, Privatdozent an der Universität, und Dr. Hinrichsen vom kgl. Materialprüfungsamt. Auch die physikalische Reichsanstalt sieht den Arbeiten mit großem Interesse entgegen.

hc. **Marburg.** Der außerordentliche Professor Dr. med. Oskar de la Camp hat den Ruf als ordentlicher Professor und Direktor der medizinischen Poliklinik an die Universität Erlangen angenommen.

hc. **Leipzig.** Im Alter von 38 Jahren ist am 23. März der Privatdozent für Gynäkologie und Geburtshilfe an der hiesigen Universität Dr. med. Adolf Glockner gestorben.

hc. **Dresden.** Professor Dr. med. Adolf Schmidt, Oberarzt der ersten inneren Abteilung am hiesigen Stadtkrankenhause Friedrichstadt und Privatdozent für allgemeine Physiologie und physiologische Chemie an der hiesigen Technischen Hochschule, hat einen Ruf als ordentlicher Professor und Direktor der medizinischen Poliklinik an der Universität Halle als Nachfolger des zu Ende dieses Wintersemesters vom Lehramte zurücktretenden Professors Dr. Eberhard Nebelthau erhalten und angenommen.

* **Jena.** Der außerordeniliche Professor für innere Krankheiten an der Universität Leipzig, Dr. Karl Hirsch, der einen Ruf als Nachfolger des nach Bern übersiedelnden außerordentlichen Professors D. Gerhardt an die hiesige Universität angenommen hat, ist jetzt als Ordinarius nach Freiburg i. Br. berufen worden.

H. **Basel.** An der hiesigen Universität haben sich als Privatdozenten habilitiert: Dr. Robert Bing für Neurologie, Dr. Karl Stäubli für innere Medizin und Dr. August Burxtorf für Mineralogie und Geologie.

„Eine geradezu glänzende und fruchtbare Idee"
hat in einem Berichte an das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht einer der hervorragendsten Literaturgelehrten den

Deutschen Literatur-Atlas

von **Dr. Siegfried Robert Nagel,** k. k. Professor in Steyr, genannt, der in 15 Haupt- und 30 Nebenkarten soeben im Verlage der K. u. K. Hofbuchhandlung Carl Fromme in Wien eleg. kart. zum Preise von M. 5.50 = K 6.60 erschienen ist. Er sei geeignet, mit seinen überaus instruktiven, dreifarbig lithographierten Karten die Literaturwissenschaft auf eine ganz neue Grundlage zu stellen, nämlich auf die geographische. Kartographisch und praktisch wird hier zum ersten Male der fruchtbare Gedanke herausgearbeitet, daß Land und Stadt, Ebene und Gebirg und die Besonderheiten gewisser Landschaften den allergrößten Einfluß auf den Gang der Literatur haben. Das interessante Werk ist in jeder Buchhandlung oder vom Verlage direkt, auch zur Ansicht, erhältlich. Mit fabelhaftem Fleiße und größter Genauigkeit hat der Verfasser nahezu 2000 deutsche Dichter und Denker auf gefälligen Karten so gruppiert, daß die Entwicklung jeder deutschen Landschaft (wozu auch Deutsch-Österreich, die Schweiz, teilweise auch Holland, Dänemark, Deutsch-Ungarn, Deutsch-Rußland zählt), der literarische Anteil jeder namhafteren deutschen Stadt deutlich erkennbar wird. Ein eigenartiges Novum auf dem Gebiete der Germanistik und eine ausgezeichnete Bereicherung der deutschen Lehrmittelliteratur! (22555)

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Donnerstag, 28. März. Nummer 73.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Ludwig Emil Grimm als Schüler der Münchener Akademie (seit 1809). Von Oberbibliothekar H. Brunner (Kassel).

Sonnenflecke und Erdmagnetismus. (Schluß.) Von Professor K. Oertel (München).

Bücher und Zeitschriften.

Franz Dülberg: Frühholländer in Italien. — Henri Murger: Die Boheme

Allgemeine Rundschau.

Uebersicht über die seismischen Registrierungen an den Erdbebenstationen Mitteleuropas.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Ludwig Emil Grimm als Schüler der Münchener Akademie (seit 1809).

(Aus den Lebenserinnerungen des Künstlers.)

Mitgeteilt von H. Brunner.

Aus der Zeit seines ersten Aufenthaltes in München (1809—1813) hat Ludwig Emil Grimm, der jüngste Bruder von Jakob und Wilhelm Grimm, recht interessante Aufzeichnungen hinterlassen. Der junge angehende Maler schildert darin seinen Aufenthalt auf der Akademie; seine Mitteilungen, frisch und unbefangen, und ohne jegliches Vorurteil hingeschrieben, sind für die damaligen Zustände nicht nur, sondern auch für die Jugendgeschichte zahlreicher Künstler, die seine Freunde und Mitschüler waren, von nicht geringem Wert. Was aber die Aufzeichnungen besonders wertvoll macht, das sind des jungen Künstlers Beziehungen zur Familie Savigny und zu Clemens und Bettina Brentano, die in jener Zeit in Landshut lebten. Reizender und liebenswürdiger ist die Bettina wohl nirgends gezeichnet worden, als es von Ludwig Grimm in seiner schlichten und ungekünstelten Weise geschehen ist; man bedauert fast, als man Abschied von ihr nehmen muß.

Friedrich Karl v. Savigny, der berühmte Jurist, war von 1808 bis 1810 Professor an der Universität zu Landshut. Die älteren Brüder Grimm waren ihm aus ihrer Marburger Studienzeit her eng befreundet und zugetan, und so hatte er sich auch des jüngsten Bruders, als dieser zu seiner weiteren Ausbildung von Kassel nach München übersiedelte, angenommen. In letzterer Stadt bildete sich Ludwig Emil unter dem alten Heß insbesondere zu einem tüchtigen Kupferstecher aus, und seine Radierungen sind heute zum Beispiel noch geschätzt und gesucht. Nachdem er sich seit 1818 in seiner Vaterstadt Kassel niedergelassen hatte, wurde er hier im Jahre 1832 als Professor an der Akademie angestellt und starb 1863. Zweifellos war die Münchener Zeit, die er als Jüngling von 19 bis 23 Jahren durchlebte, die glücklichste seines Lebens. Harmlos wie das Gemüt sind auch die Erinnerungen des jungen Mannes, in denen wir manchem bekannten und später berühmten Namen begegnen. Die Charakteristik, die er von seinen Bekannten und Freunden gibt, ist immer treffend und scharf, doch dabei ohne Schärfe. Lassen wir ihn jetzt selbst erzählen!

*

Im Frühjahr 1809 kam ich nach München auf die Akademie. Savigny hatte mich dem Direktor v. Langer und Professor Heß empfohlen. Letzterer hatte mich sehr lieb, und ich wurde wie zur Familie gehörend angesehen. Er hatte drei Söhne und zwei Töchter.

Doch war mein Logis weit vom Heß entfernt. Ich hatte ein kleines reinliches Stübchen bei einer alten Hofmalerswitwe; sie hieß Weng. Die Frau war erzkatholisch; in meinem Stübchen waren an der Wand zwei kleine Weihkessel, auf meinem Bett lag ein Kruzifix und eins hing an der Wand. Mittags bei Tisch (ich hatte den Tisch bei der alten Frau) dauerte es lang, bis es zum Essen kam; da wurde erst gebetet, dann die gehörigen Kreuze geschlagen, dann kam die Nudelsuppe, dann Leberknödel mit Sauerkraut und zuletzt Gänsebraten. Ich wurde dann gehörig examiniert, ob ich auch alle Tage eine Messe höre, wann ich zuletzt gebeichtet habe usw. Noch eine alte Base speiste mit. Es wurde mir doch mit der Zeit bei den alten Betschwestern unheimlich. Dazu kam noch, daß meine Hausfrau verlangte, ich solle alle Morgen (es war Winter) mit ihr um 5 Uhr in die Messe gehen; da habe ich der Frau gesagt, ich habe mehr zu tun, als immer in die Messe zu laufen. Aufs viele Beten käme es gar nicht an. Ich sei nach München gekommen, um auf der Akademie zu studiren, aber nicht um ein Pfaff zu werden.

Die fromme Frau wollte mir auf den Kopf fliegen, wie ich ihr das sagte. Ich zog nun aus. Ach, hätte die gute fromme Frau gewußt, daß ich reformirt, also nach ihren Begriffen ein Erz-Ketzer sei, wie unglücklich würde sie gewesen sein!

Ich hatte mir die Bilder von der lieben seeligen Mutter und der Lotte in die Stube[1]) gehängt und war so den ganzen Abend allein, schrieb nach Cassel oder an die Bettina oder Savignys oder Clemens Brentano nach Landshut. Meine Wohnung war im Tal Petri, das Haus gehörte einem Bierbrauer, und meine Aussicht ging in den Hof, wo ringsum Bierbrauereien waren, die dampften, und wo es immer nach Bier roch. Es wurde da Tag und Nacht gearbeitet. — Unter meinem Fenster war ein großes Freskogemälde, welches die halbe Wand einnahm; nicht weit von meiner Wohnung war der Obst- und Fischmarkt. Mein jetziges Logis war ganz nahe bei P. Heß am Max-Tor unter den Bögen, aber hinten hinaus. Die Aussicht war wieder in einen Hof, wo links mehrere Nagelschmiedswerkstätten waren, rechts das alte Modellhaus. Im Hof war ein Brunnen, wo die Leute den Tag über waschen und Wasser holten. Links sah ich auf die Congregationskirche und rechts war das Palais Max. In meinem

[1]) Hier redet er noch von der ersten Wohnung.

Stübchen hörte ich nichts wie Glockengeläute und das Hämmern der Nagelschmiede von morgens bis abends 8 Uhr. Dann um 10 Uhr hörte ich meinen Hauswirt noch lange zanken, der gewöhnlich abends mit einem Bierrausch nach Hause kam.

Im März 1810 zog mein Wirt aus und beredete mich, mit ihm nach Schönfeld zu ziehen, wohl eine halbe Stunde weit. Ich wollte aber nicht und zog zu dem alten Bildhauer Muxel an den Promenadenplatz, — einem alten brummigen Mann, der seine Werkstätte außer dem Haus hatte und meist lebensgroße Figuren in Sandstein für den Garten nach Nymphenburg arbeitete. Ich sah ihn nur bei Tisch. Er war ungebildet, grob und dummbigott. Seine alte Frau meinte es aber gut mit mir, und die drei Söhne, der älteste Joseph, der zweite Nepomuk, der dritte Baptist, waren gut und wurden meine nächsten Freunde. Der älteste malte Bildnisse, meist ähnlich, oft sehr gut. Der zweite zeichnete besser, und ich ging täglich mit ihm auf die Akademie. Der dritte war eine Art von Narr, der alles anfing und nichts durchsetzte. Ich habe da viel gezeichnet und radirt, weniger gemalt; ich war meist den ganzen Tag auf der Akademie und die Abende bei der Familie Heß, wo entweder vom alten Heß mit mir und seinen Söhnen über Kunst gesprochen wurde, oder es wurden seltene Kupferstiche betrachtet. Manchmal sang auch die Netta (Catharina) Heß etwas zur Guitarre (sie hatte eine sehr schöne Stimme), und das kleine Lambertinchen saß daneben mit seinem lieben, freundlichen Gesichtchen und arbeitete. Die Leute waren mir alle gut. Die Söhne hießen Peter, Franz, Heinrich und Carl. Franz starb am Nervenfieber, er war ein prächtiger Mensch, ein wahres musikalisches Genie, — alle anderen ausgezeichnet in der Kunst. Peter war eigensinnig, mürrisch und grob, aber ehrlich und brav, wie die ganze Familie ein Muster von Liebenswürdigkeit war. Und die Alten waren gegen mich, der ich doch ganz fremd war, wie Vater und Mutter, und ich tat auch nichts, ohne ihn erst zu fragen, und ich werde die Leute mein Lebelang lieb behalten und ihr Andenken in Ehren halten.

Mit den beiden Muxels und Peter Heß war ich nun meist zusammen. Von den übrigen Akademikern hatte ich vorzugsweise gern die Gebrüder Mattenheimer, gebürtig aus Bamberg, den Dominique Quaglio, Xaver Wagner aus Amberg, Xaver Wemmer aus München, Piloty aus München, Schlotthauer aus München, Schnitzer aus Stuttgart, Gärtner und Raphael Winter, beide aus München. In den Pfingst- und Herbstferien wurden Reisen ins Gebirg gemacht, meist mit Peter Heß, Quaglio, Wemmer und Gärtner, doch auch einige, wo zwanzig und noch mehrere mit waren. Da ging es dann nach dem sechs Stunden weiten Starenberger See, wo wir zwei Schiffe mieteten und so lange herumfuhren und herumlärmten, bis kein Heller mehr übrig war und (wir) nicht selten nach 3 bis 4 Tagen mit zerrissenen Kleidern und Schuhen und durchnäßt abends wieder in München anlangten. Außer den Ferien ging ich sehr oft mit den vier Genannten nach Grünewald. Abends vorher hatten wir uns verabredet, ehe die Sonne aufging, wegzugehen, und ich stieg mehrmals die Nacht auf und sah nach dem Himmel, wie das Wetter war, und um 2 Uhr in der Nacht ging ich zum Quaglio, wo wir uns versammeln wollten. Dann gings lustig und fröhlich, die Zeichenmappe unter dem Arm, zum Isartor hinaus. Oben auf dem Gasteigberg wehete ein kühler Morgenwind. Da gings dann unter Jodeln und Singen bis nach Harlachin, da wurde Halt gemacht, Bier getrunken, die Röcke zusammengerollt und über den Rücken gehängt, und nun den schönen Weg durch Wald und an dem dunkel bewachsenen Isarufer nach Grünewald. Das Dörfchen liegt zwischen Wäldern und Bergen, und ein altes verlassenes Schloß dabei; tief unten rauscht die wilde Isar. Die bekannten Wirtsleute kannten uns schon; die Röcke wurden ins Zimmer oben abgelegt, und so gings in den Wald zum Zeichnen. Ach, was war es da so prächtig kühl, eine frische Himmelsluft und der gewürzige Geruch der Erdbeeren und Tannen! Es war überhaupt eine recht glückliche Zeit.

Ich muß noch einmal vom Jahr 1809 reden. Ich wurde damals noch oft von Savignys eingeladen, nach Landshut zu kommen, das war mir dann immer eine große Freude. Neben dem Goldenen Hahn im k. Bräuhaus waren immer leere Kutschen zu finden, die nach Landshut zurückfuhren, und da war man abends dort und kostete 2 Gulden.

In Landshut zeichnete ich die Bettina, wie sie Arnims Wintergarten in der Hand hat, dann den Herrn v. Savigny und seine Frau, die ich alle drei radirt habe. Aber da ich die Platten wieder abschleifen ließ, um etwas anderes darauf zu radiren, so sind die Abdrücke nur in der nächsten Freunde Hände gekommen und selten geworden.

Die Studenten hatten Savigny gern, und es wurden ihm oft Ständchen gebracht. Abends war gewöhnlich Gesellschaft da. Der Professor Sailer (nachheriger Bischof von Regensburg) fehlte nie. Eduard Schenck, Freiberg, der Prinz von Oettingen-Wallerstein, der junge Arzt Ringseis, Gumpenberg, Salvoli und einige Professoren von der Universität machten gewöhnlich die Gesellschaft aus. Wäre es nicht so natürlich und freundlich hergegangen, so wäre ich in großer Verlegenheit gewesen — ich, der ich in allen Kenntnissen tief unter diesen Leuten stand, — darin durchzukommen. Nach der Gesellschaft wurde gegessen, dann etwas vorgelesen, ich glaube, aus Goethes Wahlverwandtschaften. Das Buch hatte die Bettina eben von Goethe geschickt bekommen; ich weiß nicht mehr genau, wer daraus vorlas, Savigny oder die Bettina, aber alle hörten aufmerksam zu, ich auch. Ich empfand aber bald die größte Langeweile und ich konnte als gar nicht begreifen, wie die andern noch so aufmerksam zuhörten; ich war so müde und konnte die Augen nicht mehr aufbehalten und dankte Gott, wie (ich glaube) der Savigny das Buch langsam zumachte, sich von seinem Stuhl erhob und sehr ernst sagte: „Es ist doch erstaunlich, wie der alte Mann noch so lebendig schreibt!", die andern aber schwiegen alle still.

An andern Abenden hat mir die Bettina oft abends spät noch über Kunst erzählt und Auszüge aus Goethes Briefen, da sie jede Woche wenigstens ein paar von ihm erhielt, vorgelesen. Das war nun sehr interessant. Sie hat ein sehr richtiges Urteil und man kann viel von ihr lernen. Auch bestiegen wir häufig die Berge und besahen die Gegend vom Schloß der alten Traunitz herum. Dann ging ich mit der Bettina oft zu einem alten geistlichen Herrn Eixdorfer, mit dem hat sie sich über Musik herumgezankt und über den Generalbaß disputiert. Dann fuhr ich mit der ganzen Familie nach München zurück. In Mosburg betrachteten wir das alte byzantinische Kirchenportal, dann über Freising, wo man schon München in der blauen Ferne liegen sieht, umkränzt von den fernen, mit Schnee bedeckten tyroler Gebirgen. Abends gegen 8 Uhr kamen wir an.

Unterwegs wurden mir vielerlei Ratschläge erteilt. Unter anderm sagte die Frau v. Savigny: „Hören Sie, lieber Ludwig, verlieben Sie sich nur recht bald! Ein Maler, überhaupt ein Künstler, muß immer verliebt sein, wenn seine Arbeiten gut werden sollen."

Die Bettina blieb in München, wohnte bei Moys in der Rosengasse, und ich kam alle Tage zu ihr. Abends kochte sie an einem alten Kamin Chocolate oder sie prutzelte sonst was zu essen; ich machte Zeichnungen und Skizzen. Dann wurde mit einem allerliebsten Kätzchen gespielt. Am schönsten war es, wenn der alte kolossale Kapellmeister Winter kam und ihr Singunterricht gab. Wenn er kam, sagte sie ihm so viel Artigkeiten, daß der alte Riese ganz freundlich wurde, sich ans Klavier setzte und nun anfing, auf dem Klavier herumzuschlagen und mit den großen Händen darauf loszuhämmern, daß jedesmal nachher der Flügel verstimmt, oft auch die Saiten gesprungen waren. Wenn sie nun neben ihm stand und sang, so sah sie aus wie ein klein Kind, da stellte sie sich einen Stuhl hinter ihn und stieg hinauf und schlug mit einer Rolle Noten den Takt auf seinem großen Kopf, der reichlich mit weißen Haaren bedeckt war, die aber abstanden wie bei einem Stachelschwein und auch so hart wie Schweineborsten waren. Neben ihm stand seine ebenfalls kolossale Schnupftabaksdose, aus der er sehr häufig

Prisen nahm, aber doch so viel darneben kommen ließ, daß wenn er nach der Unterrichtsstunde aufstand, man genau die Form seiner großen Füße auf dem Boden sehen konnte. Manchmal wurde er über der Bettina ihren Mutwillen, besonders aber über das Taktschlagen auf seinem Kopfe mißmutig und stand erzürnt auf und wollte gehen. Wie der Blitz aber hatte die Bettina die Türe schon abgeschlossen, besänftigte ihn und ließ ihn nicht zu Worte kommen, und nach einem Glas Zuckerwasser, was sie ihm recht süß machte, hörte der Vulkan auf zu toben, setzte sich, und die Stunde nahm wieder ihren Fortgang. Ich saß dabei, zeichnete Gruppen nach dem Winter, wie er spielte usw. (Adolph Winkle hat noch eine Skizze von mir aus der Zeit.)

Manchmal nahm mich auch die Bettina mit zu Ludwig Tieck, der uns etwas vorlas. Tieck war damals kränklich und hatte, glaube ich, die Gicht, und ich hab' ihn oft geführt, weil er kaum gehen konnte. Die Bettina schickte ihm oft etwas Gutes zu trinken oder zu essen. Auch waren wir beim alten Jacobi und bei Sömmering. Tieck las viel den Shakespeare in den Familien Gärtner und von Wiebeking vor. Tieck, sagt man, soll in die Fanny Wiebeking verliebt gewesen sein, — ein feines Gesicht mit kränklichem und hochmütigem Ausdruck. — Clemens Brentano war auch nach München gekommen und wollte mit mir auf einem Stübchen wohnen, der alte Heß wollte es aber nicht haben: ich könne da nichts arbeiten und würde zu viel gestört.

Die neue Akademie der bildenden Künste wurde nun eröffnet und ich bekam eine Matrikel als Schüler der Akademie. Der alte Heß ging mit mir zum Direktor von Langer, einem Düsseldorfer, der so freundlich gegen mich war, als es sich für einen königlichen Akademie-Direktor schickt, — ein kleiner, etwas korpulenter Mann mit scharfen Zügen und stechenden Augen Sein Sohn war auch Professor bei der Akademie. Beider Benehmen war etwas vornehm, und (sie) wurden eben nicht von den Schülern geliebt. Ich mußte dem Direktor von meinen Arbeiten zeigen. Ich dachte so bei mir: die hast du schön ausgeführt, die werden ihm gewiß gefallen. Wie er sie betrachtet hatte, sagte er: „Et wäre mir lieber, Sie hätten janz und jar noch nicht jezeichnet, und Sie müssen of der Akademie janz von forne anfangen." — Und der Mann hatte Recht; ich mußte das, was ich in Cassel gelernt hatte, suchen zu verlernen und einen andern Weg einschlagen. Ich kam erst zu Professor Seidel und mußte nach Umrissen nach Raphael und andern alten Italienern zeichnen. Nach einem Jahr kam ich in den Antiken-Saal, ein halb Jahr darauf bekam ich endlich die Erlaubnis, in dem Akt-Saal abends bei Lampenbeleuchtung mit zeichnen zu dürfen, was nur den vorzüglichern Schülern erlaubt war. Dann wurde auch oft auf der Galerie gearbeitet, nach der Natur im Freien gezeichnet und zu Haus in Oel gemalt, aber doch selten, und ich habe niemals bei einem Maler Unterricht gehabt. Viele Plättchen wurden radiert, die erste Sammlung von 25 P(latten) hat Artaria mir (aber um sehr geringen Preis) abgekauft; viele Plättchen sind wieder abgeschliffen worden und manche verloren gegangen.

Im Mai 1810 schrieb mir die Bettina von Landshut, ich solle doch gleich kommen, wenn ich sie alle noch einmal sehen wolle. Savigny sei nach Berlin berufen, sie reisten über Wien dahin ab, und wenn ich Lust habe, sie bis Salzburg zu begleiten, solle ich bei ihr auf dem Bock sitzen, damit wir die Gegend besser sehen könnten.

Den andern Abend war ich schon dort. Da gab es noch allerlei Feste, Nachtmusiken, Ständchen, Bivaks usw. — Das war nun eine so prächtige lustige Reise nach Salzburg. In Altötting wurde übernachtet, die berühmte Wunderkapelle besehn. Den andern Tag kamen wir nach Salzburg; schönes Maienwetter alles in Blüte und Nachtigallenschlag. Wir stiegen auf dem großen Platz, ich glaube im Gasthaus zum Schiff, aus. Der Freiberg, Schenk, Gumpenberg, Salvoti, Ringseis waren mit. Den andern Tag wurde der Geisberg bestiegen: eine himmlische Aussicht da oben! Alles war vergnügt! Die Bettina gab einem jeden aus einem Granatschmuck einen Granat, aber mir den größten, und wir wurden zu Rittern vom Granatorden ernannt. Nach ein paar Tagen reisten Savignys und die Bettina weiter nach Wien, und wir brachten ihnen noch bei der Abfahrt ein Vivat.

Nun setzten wir unsere Wanderschaft zu Fuß weiter fort am Untersberg vorbei nach dem reizenden Bertolsgaden. Da fuhren wir mit Fackeln ins Salzbergwerk. Von da gingen wir an den Bartholomae- oder Königsee und fuhren darauf nach dem alten Jagdschlößchen. Auf dem dunkeln See sah ich eine große weiße Schlange, welche sich ganz in die Höhe richtete und dann verschwand. Wir gingen wohl noch so fünf Tage in der Gegend herum und es würde noch länger gedauert haben, wenn wir noch Geld gehabt hätten. Wir machten uns auf den Rückweg, mußten aber noch über manchen steilen Berg, fuhren auch über den Chiemsee und gingen auf die Herren- und die Fraueninsel und von da nach München weiter. Müde in einem Wirtshaus angelangt, erquickten wir uns an Milch und Bier; als wir aber bezahlen wollten, hatten wir kaum so viel, und waren wohl noch 12 Stunden oder noch mehr von München entfernt. Jetzt wurde Extrapost genommen, und in der Nacht kamen wir in München an. So bezahlten wir unsere Schulden.

Max v. Freiberg ist jetzt Archivdirektor und Reichsrat, v. Gumppenberg Oberappellationsrat, Eduard von Schenk Minister des Innern (seit mehreren Jahren tot), Nepomuk v. Ringseis Obermedizinalrat und Direktor, Salvoti in Verona angestellt. Alle diese Genannten sind meine Freunde geblieben, ich bin aber, da sie nicht Künstler waren, weniger mit ihnen in Berührung gekommen.

Wir jungen Akademiker kamen nun öfter abends zusammen, bald im Scheidelschen Kaffeehaus, lange Zeit bei Schröfel in der Dienersgasse, dann in der Burggasse in der sogenannten Löwengrube. Wir hatten ein großes Zimmer gemietet, da kamen alle Abend, wenn die Akademie aus war, so 20 bis 30 zusammen. Die Gesellschaft nannte sich Concordia. Es wurden Statuten gemacht, wobei besonders Dom. Quaglio sehr tätig war; ein Präsident, Assessoren, ein Sekretär wurden erwählt. Es sollte über Kunst vorgelesen, deklamiert und gezeichnet werden, und alle Mitglieder sollten sich gegenseitig zeichnen, die Bilder sollten dann im Zimmer aufgehangen werden. Aber ich glaube, außer meinem sind höchstens sechs Köpfe noch fertig geworden.

Ich wurde im Winter zum Assessor erwählt. Aber der ganze Spaß hatte bald ein Ende. Eines Abends kommen zwei Polizeidiener in unser Zimmer und sagen, wir sollten nach Hause gehen. Ohne ihnen zu antworten, wurden sie beide die Treppe hinuntergeworfen und unten auf der Gasse sind sie noch ziemlich zugerichtet worden. Ich brachte ein Stückchen von ihrem roten Federbusch mit nach Haus und habe es noch lange hinter dem Spiegel stecken gehabt, um die Mäuse damit zu vertreiben. Die Geschichte wurde dem Akademie-Direktor gemeldet. Wir mußten uns versammeln. Doch der Direktor v. Langer machte uns nur geringe Vorwürfe, was uns allen sehr wohl gefiel.

Von jetzt an teilten sich die Schüler, und es gab mehr ein Kneipen-Leben. Ein Teil ging auf den Anger, einige in Kaffeehäuser. Im Sommer wurde meist der Neudecker Garten in der Aue, auf den Lüften, in Bräuhäuser, Bockkeller usw. gegangen.

Aus der Zahl der „Akademie-Kameraden", die Grimm meist mit scharfen Strichen treffend zu charakterisieren weiß, heben wir nur einige der bekannteren und bedeutenderen heraus.

Piloty hatte theatralisches Talent, er wäre ein vortrefflicher Komiker geworden und hat selbst einigemal auf Liebhabertheatern mit großem Beifall gespielt. Er war geistreich, konnte und wußte viel; aber ich vermochte mich doch nie recht an ihn anzuschließen..... Einer der liebsten dagegen war mir Dominique Quaglio, ein prächtiger Mensch, lustig, geistreich, edel in allen Gesinnungen, ausgezeichnet in seiner Kunst (war Landschafts- und Architektur-Maler), gutmütig, bescheiden. Er war einer meiner liebsten Münchener Freunde; wir

haben uns noch in der Ferne geschrieben und sind Freunde geblieben (er ist leider in der Fülle seiner Kraft und Tätigkeit vor einigen Jahren in Hohenschwangau plötzlich gestorben). Sein ausgezeichneter Bruder Angelo Quaglio ist leider schon bald 20 Jahre tot. Friedrich v. Gärtner war ein junges, blondes, freundliches, frisches und grobes, aber talentvolles Bürschchen.[1])

Joseph und Nepomuk Mutzel waren ehrliche, brave, fromme Leute, mit denen ich bis zu meinem Abzug 1813 zusammen gelebt habe. Der Joseph malte Bildnisse in kleinem Format, immer ähnlich, oft sehr schön. Er war eine Art von Philister, hatte lächerliche, fixe Ideen, tanzte sehr gern, konnte aber nie im Takt anfangen und tanzte auch nie im Takt. Sein Bruder Nepomuk hatte etwas von einem Mönch, machte große Schritte, hatte so keine schöne Gesichtsbildung wie sein Bruder Joseph, war still, bescheiden, gutmütig, hatte aber mehr Verstand, konnte ironisch, witzig und munter sein, war ein strenger Katholik und war oft an mir, mich mit seinen triftigen Gründen zu überzeugen, daß es das größte Glück für meine Seele sei, wenn ich auch katholisch würde. Da er sah, daß diese katholischen Pfeile an mir abprallten, so schwieg er als lange Zeit davon still. — Seine Mutter, die alte Frau Hofbildhauerin, rumorte den ganzen Tag in der dunkeln Küche herum und zankte beständig, war aber eine herzensgute Frau. So echt katholisch sie war, machte es ihr doch viel zu viel Mühe, alle Tage in die Kirche zu gehen. Mittags und abends beim Gebetläuten vergaß sie niemals, ihre Kreuze zu machen, wie auch beim Mittags- und Abendessen, wo noch jedes Mitglied der Familie ein Gebet still für sich hielt. War durch Zufall vorher etwas Komisches, oder wie sie es nannte, G'spaßigs erzählt worden, so war es nicht selten, daß sie im Gebet lachte und mit einem ärgerlichen Gesicht zu mir sah. Mir war sie besonders gut und verteidigte mich, wo Gelegenheit da war; wenn sie mich schon immer nur den Ketzer nannte und mich bedauerte, daß ich, weil ich nicht katholisch sei, ins Fegfeuer kommen müsse, so sagte sie doch oft: „Der Grimm, der Ketzer, ist mir lieber wie Ihr alle!" — War ich, was sehr selten vorkam, einmal unwohl, so lief sie selbst zum Arzt, kochte mir, zu was ich Lust hatte, kam immer und frug, wie es mir jetzt ginge, legte mir das Kopfkissen zurecht und war so sorgsam, daß es mich oft rührte, und da hatte sie auch so viel Teilnehmendes und eine ganz sanfte Stimme, während sie sonst mürrisch und barsch war. Sie ging selten oder nie aus, stopfte mir oft die großen Löcher in den Strümpfen und war gefällig, wo sie konnte. Sie selbst sah beinahe aus wie eine Hexe; einzelne Büschel zottiger, weiß und schwarz gemischter Haare hingen aus dem alten, farblosen Tuch, was sie um den Kopf gewunden hatte, heraus; alte Tücher hatte sie um, eine Tracht kann ich es nicht nennen. Ein einziges Mal nur habe ich sie in altmodigem Staat gesehen, da ging sie zum König Max, um sich für ein Geschenk zu bedanken.

Die Söhne und ich waren gewöhnlich abends in der Wohnstube der Eltern. Es war ein altmodisch, weiß angestrichenes Zimmer, an der Wand ein großes Kruzifix, ein großer Tisch mit hölzernen Bänken herum, worauf wir saßen. Einer von uns las etwas vor aus Märtyrer-, Heiligen- oder mythologischen Sachen. Die Alte saß dabei mit einem großen Spinnrad, schlief aber oft ein, und der Alte saß in einem alten Sorgenstuhl in einer Ecke neben dem Ofen, zu seinen Füßen seinen alten Hund mit Namen Muschel. Um 10 Uhr gingen wir gewöhnlich zu Bett.

Mit dieser Schilderung einfachsten Münchener Familienlebens der Zeit vor hundert Jahren wollen wir unsere Mitteilungen abbrechen lassen, zumal das Manuskript selbst bald eine große Kürze aufweist, nachdem der Verfasser eben noch mit der Erzählung einer Tanzstunde, die Dom. Quaglio und andere junge Akademiker ins Leben gerufen hatten, sehr verheißungsvoll begonnen hat. Grimm hat (wir müssen sagen, leider!) im Alter vieles aus seinen Lebenserinnerungen getilgt, was ihm als Jugendtorheit erschien, und so haben auch die Aufzeichnungen aus der Zeit seines zweiten Münchener Aufenthaltes, vom November 1815 ab, schmerzlich unter der Scheere des Autors selber gelitten. Das, was uns geblieben ist, läßt das Fehlende doppelt schmerzlich vermissen.

[1]) Randbem. d. Verf.: F. Gärtner ist jetzt Königl. Oberbaurat und Akademie-Direktor in München und hat Netta Heß geheuratet, nach deren Tod die Schwester Lambertinchen (Späterer Zusatz:) Gärtner ist im Mai 1847 im 55. Jahr am Schlag gestorben.

Sonnenflecken und Erdmagnetismus.

(Schluß.)

Wenden wir uns jetzt den Vorgängen auf unserer Erde zu, welche durch die auch die Flecken- und Fackelbildung auf der Sonnenoberfläche verursachenden Pulsationen des Sonnenballs ausgelöst werden.

Die Vorstellung der Erde als eines großen Magnets, der wir in den Schriften W. Gilberts, Leibarztes der Königin Elisabeth, zuerst (1600) begegnen, ist uns inzwischen längst geläufig geworden. Zur Erklärung dieser unserem Mutterplaneten innewohnenden Eigenschaft, wie ein Magnet zu wirken, gibt es zwei Möglichkeiten: entweder befinden sich im Innern der Erde permanent-magnetische Massen von enormer Ausdehnung, deren Gesamtwirkung jener der erdmagnetischen Kraft gleichkommt, oder es kommen im Erdinnern lediglich Massen vor, die gleich dem weichen Eisenkern eines Elektromagneten erst durch vorüberfließende elektrische Ströme magnetisch werden. Als permanenter Magnet kommt in der Natur nur das Magneteisen vor, das sich (namentlich im Norden von Europa, Asien und Amerika) zwar einer ziemlich großen Verbreitung erfreut, für sich allein aber auf keinen Fall als Träger der erdmagnetischen Kraft gelten kann.

Wir müssen den Ursprung dieser Kraft in der Hauptsache somit bei denjenigen Schwermetallen und ihren Erzen suchen, welche — wie Eisen, Nickel, Kobalt, Platin — zwar keine natürlichen Magnete sind, wohl aber unter dem Einfluß von elektrischen Strömen magnetische Eigenschaften annehmen. Für die Richtigkeit dieser Annahme spricht u. a. die aus den Beobachtungen sich ergebende Tatsache, daß das mittlere erdmagnetische Potential, ganz wie auf einer gleichmäßig magnetisierten Kugel, sich nahe proportional der geographischen Breite ändert und für gleiche Breiten auf der Nord- und Südhalbkugel gleich groß, nur dem Vorzeichen nach entgegengesetzt ist — eine Verteilung, wie sie nach Gauß durch elektrische Ströme, die den Parallelkreisen folgend in der Erde fließen, erreicht wird.

Es liegt auf der Hand, daß hiernach das alle anderen hier in Betracht kommenden Schwermetalle an Häufigkeit des Vorkommens so sehr übertreffende Eisen fast ausschließlich als Träger des Erdmagnetismus in Betracht kommt. Eine Abschätzung, bis zu welchen Tiefen unter der Erdoberfläche das Eisen und seine Verbindungen noch magnetisch sein können, ergibt sich aus dem Umstand, daß alle Eisenverbindungen diese Eigenschaft schon bei einer Temperatur von etwa 550 Celsius-Graden (Rotglut) verlieren. Die geothermische Tiefenstufe, d. h. die mittlere Tiefe, für welche bei dem Eindringen in das Erdinnere die Temperatur um 1 Grad Celsius zunimmt, beträgt, hoch gegriffen, 40 Meter. Für die Eisenverbindungen hört daher die Fähigkeit, magnetische Eigenschaften anzunehmen, schon in Tiefen von 22 Kilometer unterhalb der Erdoberfläche auf, während für reines Eisen, für welches die Grenztemperatur bei beginnender Weißglut, also etwa bei 1000 Grad Celsius liegt, dies ungefähr in der doppelten Tiefe der Fall ist. Die

gesamte magnetische Kraft des Erdkörpers muß hiernach innerhalb einer zur Erdoberfläche konzentrisch begrenzten Kugelschale von höchstens 40 Kilometer Dicke ihren Sitz haben.

Welcher Art sind nun aber die elektrischen Ströme, durch deren Einwirkung die Moleküle der innerhalb dieser Kugelschale zweifellos vorhandenen bedeutenden Eisenmassen polar gerichtet, letztere selbst also magnetisch werden und wo haben wir sie zu suchen?

Bei der Beantwortung dieser Fragen gehen die Ansichten der Fachmänner um so weiter auseinander, als für die Entstehung derartiger Ströme — mögen sie im Erdinnern oder in der Atmosphäre verlaufen — eine ganze Reihe von Ursachen sich angeben läßt. Wir müssen uns darauf beschränken, hier nur kurz der „Erdströme“ Erwähnung zu tun, die wir uns als elektrische Ausgleichungsströme (die Erde ist mit einem Belag von negativer Elektrizität versehen, die unteren Luftschichten sind dagegen positiv elektrisch) oder als galvanische oder als magnetisch doppelt induzierte oder endlich als thermoelektrische Ströme zu denken haben und deren Wesen und Verlauf Weinstein vor einigen Jahren an einem umfangreichen, auf zwei nahe zueinander senkrecht verlaufenden preußischen Telegraphenlinien durch jahrzehntelange Beobachtungen gewonnenen Material näher erforschen konnte. Weinstein glaubt übrigens, daß die Erdströme nicht entfernt ausreichen, den gesamten Erdmagnetismus hervorzubringen, er ist vielmehr der Ansicht, daß dieser in der Hauptsache auf der Wirkung von elektromagnetischen Fernkräften beruht, die von der Sonne ihren Ausgang nehmen und ähnlich, wie die Lichtstrahlen, durch den Aether bis zur Erde sich fortpflanzen.

Ueber den Verlauf der Kraftlinien des, wie wir gesehen haben, die ganze Erde umhüllenden magnetischen Feldes geben uns die Ruhelagen der Magnetnadel an verschiedenen Punkten der Erdoberfläche Aufschluß. Wir wissen, daß diese Kraftlinien zunächst nicht genau die Richtung des astronomischen Meridians, d. i. die Richtung der Nord-Südlinie, einhalten, weil die magnetischen Pole der Erde mit ihren Rotationspolen nicht zusammenfallen — den Winkel, den die Magnetnadel mit dem astronomischen Meridian an einem bestimmten Erdort einschließt, nennen wir dessen magnetische Deklination; wir wissen ferner, daß diese Kraftlinien im allgemeinen nicht im Horizont eines Ortes verlaufen, sondern mit diesem einen als Inklination bezeichneten spitzen Winkel bilden. Von der Gesamtstärke der magnetischen Kraft, der Totalintensität, wird in der Regel nur die horizontale Komponente, die Horizontalintensität, gemessen. Deklination, Inklination und Total- bezw. Horizontalintensität bilden zusammen die sogenannten „erdmagnetischen Elemente“.

Die Kraftlinien des erdmagnetischen Feldes besitzen aber keineswegs eine feste Lage, sie — und mit ihnen die erdmagnetischen Elemente — unterliegen vielmehr regelmäßigen und unregelmäßigen Schwankungen, von denen die der ersten Art, die in täglicher, monatlicher, jahreszeitlicher, jährlicher und säkularer Periode vor sich gehen, als Variationen, jene der letzteren Art dagegen, die stets unvermittelt und oft mit großer Heftigkeit auftreten, meist aber nur kurze Zeit andauern, als Störungen des erdmagnetischen Zustandes bezw. der erdmagnetischen Elemente bezeichnet werden. Die mehrfach geäußerte Vermutung, daß es auch Aenderungen dieser Elemente gibt, die mit der Zeit immer in gleichem Sinne fortschreiten, ist bis jetzt nicht bestätigt worden.

Durch fortlaufende Beobachtung der magnetischen Elemente und ihrer Variationen auf zahlreichen, über die ganze feste Erdoberfläche verteilten Observatorien ist es gelungen, bezüglich des Verlaufes derselben gewisse Gesetzmäßigkeiten aufzudecken und auch hinsichtlich der Ursache ihrer Entstehung zu bestimmten Vorstellungen zu gelangen. Die Entstehung der täglichen Variationen führten der jüngst verstorbene v. Bezold, sowie Schuster auf die Einwirkung eines Systems elektrischer Ströme in der Atmosphäre zurück, die der Bestrahlung des Erdbodens durch die Sonne ihre Entstehung verdanken; die nahezu 26tägige Periode der magnetischen Elemente wird — nach Arrhenius freilich nur mit Vorbehalt — mit der Rotation der Sonne, die bekanntlich nahe im nämlichen Zeitintervall vor sich geht, in Zusammenhang gebracht; die synodisch-monatliche Periode entspricht ganz unzweifelhaft der wechselnden Einwirkung des Mondes auf das Kraftfeld der Erde; die jahreszeitliche und die jährliche Periode ergibt sich einerseits aus der wechselnden Intensität der Bestrahlung beider Erdhalbkugeln durch die Sonne, andrerseits aus den Aenderungen des Abstandes beider Himmelskörper voneinander — im Winter der Nordhalbkugel (in der Sonnennähe) ist die erdmagnetische Kraft auf der ganzen Erde größer als im Sommer (Sonnenferne). Für die säkulare Periode der erdmagnetischen Elemente, die vermutlich 500 Jahre umfaßt, werden Zustandsänderungen im Innern der Erde als Ursache angenommen.

Von ganz besonderem Interesse für uns sind aber die als Störungen bezeichneten unregelmäßigen Aenderungen der erdmagnetischen Elemente. Die Bezeichnung „unregelmäßig“ ist eigentlich nicht ganz korrekt, denn schon 1850 fand Lamont, daß diese Aenderungen in etwa zehnjährigen Perioden wiederkehren, und 1852 entdeckten Sabine, Gautier und Rud. Wolf ziemlich gleichzeitig den vollkommenen Parallelismus mit der rund elfjährigen Sonnenfleckenperiode, der diese Störungen auszeichnet: in Jahren, in welchen die Sonnenfleckenhäufigkeit, also auch die Sonnentätigkeit, Maximalwerte erreichte, ist, soweit die Beobachtungen zurückreichen, ein gleiches auch hinsichtlich der erdmagnetischen Störungen der Fall, und dasselbe gilt mutatis mutandis für die Jahre mit minimaler Frequenz der Sonnenflecken.

Ganz besonders heftige, ja exzessiv starke magnetische Störungen treten aber erfahrungsgemäß dann ein, wenn ein Herd erregter Sonnentätigkeit, also einzelne außergewöhnlich große Flecken oder eine Gruppe von solchen oder auch nur eine Gruppe von Fackeln allein, über die uns zugekehrte Seite des Sonnenballs hinzieht. Hat ein solcher Tätigkeitsherd den mittleren Meridian der Sonne überschritten, so geraten meist alsbald — zuweilen auch erst 12 bis 40 Stunden später, manchmal (wie vor wenigen Wochen) auch schon früher, jedenfalls aber für alle Orte der Erde gleichzeitig — die Magnetnadeln in heftige Schwingungen; ebenso treten außerordentlich starke Erdströme auf, welche überall, wo sich hierzu Gelegenheit bietet, die Telegraphenleitungen, soweit sie die Erde als Rückleiter benutzen, durchlaufen und, wie bei Gewittern, außer mehr oder weniger lange andauernden Störungen des Telegraphenbetriebes manchmal Beschädigungen der Aufnahme-Apparate und sogar der an diesen beschäftigten Beamten verursachen.

Schon A. v. Humboldt hat derartige Störungen, die fast immer von intensiven Nordlichterscheinungen begleitet sind, als „magnetische Gewitter“ bezeichnet. Er konnte nicht ahnen, wie zutreffend diese Bezeichnung gewählt ist. Denn erst vor mehreren Jahren wies A. Schmidt (Potsdam) darauf hin, daß bei magnetischen Stürmen den atmosphärischen Zyklonen ähnliche elektrische Stromwirbel am Beobachtungsort vorüberziehen; gleichzeitig traten ferner Ekholm und Arrhenius dafür ein, daß die Polarlichter nichts anderes seien als langsam und zumeist in sehr großen Höhen vor sich gehende elektrische Entladungen.

Und tatsächlich konnte neuerdings Paulsen auf Grund eines umfangreichen, mit dem Spektrographen erlangten Materials den Nachweis erbringen, daß die Polarlichter,

die ja, abgesehen von den polnahen Gegenden, fast ausschließlich in sehr großen Höhen (200 bis 900 Kilometer), also in einer aufs äußerste verdünnten Atmosphäre sich entfalten, nichts anderes sind als Kathodenstrahlen — die sichtbar gewordenen Strahlen also der in den höchsten Atmosphärenschichten vorhandenen negativen Elektrizität. Es ist bekannt, daß Kathodenstrahlen durch einen Magnet abgelenkt werden. Die Wahrnehmung, daß die Strahlen der Polarlichter parallel zu den magnetischen Kraftlinien der Erde gerichtet sind, steht also mit Paulsens ebenso wichtiger wie interessanter Feststellung im besten Einklang.

Wie innig die Polarlichter mit dem magnetischen Zustand der Erde, bezw. mit den Störungen der magnetischen Elemente einerseits, mit dem elektrischen Zustand der Erde und ihrer Atmosphäre andrerseits zusammenhängen, geht ferner daraus hervor, daß ihre Häufigkeit — namentlich wenn man nur die glänzenderen, auch in weniger hohen Breiten sichtbaren Polarlichter ins Auge faßt — fast genau in den gleichen Perioden zu- und abnimmt wie die Aenderungen des Erdmagnetismus, die Schwankungen des Potentialgefälles der Luftelektrizität und die Häufigkeit der Gewitter. Denn wie bei diesen ist nach neuesten Untersuchungen von Ekholm und Arrhenius die Häufigkeit ihres Vorkommens an eine tägliche, eine nahezu 26tägige, eine monatliche, jährliche und elfjährige Periode gebunden.

So sehen wir also, wie in der Tat die von Zeit zu Zeit eintretenden gewaltigen Störungen des elektromagnetischen Gleichgewichts der Sonne, die sich uns durch das Auftreten ungewöhnlich großer Sonnenflecken kundgeben, eine Reihe von Folgeerscheinungen auf der Erde auslösen. Gesicherte Vorstellungen über das eigentliche Wesen dieser terrestrischen Erscheinungen besitzen wir gegenwärtig allerdings ebensowenig, wie eine solche über Ursache und Art der Zustandsänd gen auf der Sonne, denen sie ohne Zweifel ihre Entstehung verdanken. Die gewaltigen Anstrengungen, die in neuester Zeit diesseit wie jenseit des Ozeans auf die weitere Erforschung der Konstitution der Sonne und im Zusammenhang damit auf die völlige Aufklärung der zeitenweise auf ihrer Oberfläche wahrnehmbaren Erscheinungen gerichtet sind, lassen uns im Verein mit den beständig sich mehrenden Erfolgen der geophysikalischen Forschung hoffen, daß es in nicht allzuferner Zeit gelingen werde, über alle diese Fragen in befriedigender Weise Aufschluß zu geben.

München. K. Oertel.

Bücher und Zeitschriften.

Frühholländer in Italien. Von Franz Dülberg. Haarlem 1906.

Als dritte Abteilung seiner hier bereits angezeigten Publikation altholländischer Gemälde, gab Dülberg nunmehr in zwei Lieferungen auf 45 Tafeln die Frühholländer in Italien heraus. Es ist noch immer eine stattliche Anzahl von Gemälden dieser erst seit kurzem und nicht zum wenigsten durch Dülbergs Forschungen bekannt gewordenen Schule, die sich in Italien nachweisen lassen, nachdem doch so manches der hierher gehörigen Werke in den letzten Jahren aus Italien geholt worden ist. Wie immer hat Dülberg in ausführlicher Einleitung seine in den Unterschriften der Tafeln angegebene Meinung sorgfältig begründet und nicht nur die kunsthistorische Stellung, sondern auch die künstlerische Bedeutung der einzelnen Meister charakterisiert. Da er nicht nur über die Kenntnis des vollständigen Materials, sondern auch über eine ausgebreitete Literaturkenntnis verfügt, so hat er etwas Zusammenfassendes gegeben, das mit großem Dank aufgenommen werden muß. Eigens sei aber auch hier wieder die große Vorsicht hervorgehoben, mit der sich Dülberg hütet, bestimmte Meisternamen anzugeben, wo wir zurzeit noch nicht in der Lage sind, das zu tun.

Die Publikation umfaßt gut ein Jahrhundert holländischer Malerei. Sie beginnt mit dem rätselhaften Fresko vom Triumph des Todes im Palazzo Sclafani in Palermo, das um 1450 gemalt wurde und zwar nach alten Nachrichten von einem Niederländer in Gemeinschaft mit einem italienischen Künstler. Solche Arbeitsteilung spricht sich in dem hybriden Charakter des Freskos deutlich aus, wo sich Anklänge an italienische Kunst wie die des Vittore Pisano neben ausgesprochen deutlichen niederländischen Elementen finden. Auf welche Rechnung allerdings die überraschend große Energie der Auffassung zu setzen ist, kann nicht gesagt werden. Lang genug, noch bei Brueghel, kehrt im Norden das Thema wieder, daß der Tod in eine Gesellschaft fröhlicher Zecher und Liebespaare einbricht.

Die übrigen Tafeln gelten alle der absterbenden Quattrocento- und der beginnenden Renaissancemalerei. Um das Jahr 1500 war vielleicht der einflußreichste holländische Maler jener Geertgen, der im Hause der Johannesritter von Haarlem wohnte und für sie den großen Altar malte, von dem das Wiener Hofmuseum zwei Tafeln besitzt. Ihm, der so liebenswürdig malte und dann wieder so echt holländisch derb charakterisierte, stehen mehrere Bilder nahe: die Kleine Madonna der Ambrosiana und der Stammbaum Christi in der Sammlung Stroganoff, die ihm beide auch zugeschrieben wurden. Dülberg nimmt sie mit Recht nur als Schulwerke. Etwas weiter vom Meister steht die bekannte Kreuzigung der Uffizien.

In der Sammlung Layard zu Venedig befindet sich eine Kreuznagelung, die gemeinhin der Jugendzeit des Gerard David zugewiesen wird. Es ist ein schönes Verdienst, daß Dülberg darauf hinweist, wie schwer diese Zuschreibung zu beweisen ist. Das Bild gehört nur im allgemeinen zur David-Gruppe. Ebenso lehnt Dülberg mit Recht die dem Hieronymus Bosch nachgeahmten Bilder der Akademie-Venedig ab. Wenn diese aber nicht eigenhändig sind, so besitzt Italien doch wenigstens das einzige signierte Bild des Jan Mandijn von Haarlem, der den Bosch so vielfach, allerdings etwas trivial, imitiert. Mit Bosch brachte man auch gewöhnlich die kleinen zierlichen Landschaftsbildchen mit dem betenden heiligen Antonius in Verbindung, die aber doch wohl näher bei Patimi stehen, wenn man nach den Bildern in Antwerpen und Brüssel schließen darf. Ein dazu gehöriges veröffentlicht Dülberg als „der Art des Cornelis Engelbrechts" verwandt; es befindet sich in der Casa Borromeo in Mailand. Ich glaube nicht, daß es sich unter dieser Bezeichnung halten lassen kann.

Vom klassischen Hauptmeister der holländischen Malerei im beginnenden 16. Jahrhundert, von Lukas van Leiden, besitzt Italien kein Gemälde mehr; auch an sicheren Zeichnungen ist wenig mehr vorhanden. Sehr interessant aber ist es, daß Dülberg im Museo Correr ein Exemplar eines sonst unbekannten, sehr geschmackvollen Ornamentstiches von Lucas aufgefunden hat. Jacob Cornelisz v. Oostzanen ist in der Neapolitaner Galerie durch ein berühmtes, 1512 datiertes Hauptwerk, die Anbetung des Kindes, vertreten, wo bereits der Einfluß der Renaissance nicht nur wie sonst so oft in den Schmuckformen der Architektur, sondern in der sehr klaren Komposition deutlich zu beobachten ist.

Sehr auffallende Stücke sind die drei kleinen, um 1500 gemalten Tafeln, die mit der Sammlung Tucher aus Rom nach Wien gekommen sind. Sie stellen die Geißelung, Kreuzigung und Beweinung Christi in sehr hellen Farben dar, die man erst seit einigen Jahren bei den Altniederländern beachtet, und früher gar nicht bei ihnen gesucht hätte. Merkwürdig ist gerade angesichts des kleinen Formats die große Raumwirkung, besonders bei der Geißelung. Dülberg setzt die Tafeln versuchsweise und nicht ohne Fragezeichen in die Leidener Schule. Für die Geschichte der Entwicklung des altniederländischen Kolorits haben die drei Bildchen große Bedeutung und darum sei hier ausdrücklich auf sie aufmerksam gemacht.

Einen schönen Abschluß hat die Publikation in den zwei Bildnissen von Jan van Scorel in der Galerie Doria und der Galerie Lochis.

München. Karl Voll.

Die Boheme. Szenen aus dem Pariser Künstlerleben von Henri Murger. Leipzig im Inselverlag 1906. 280 S.

Der Inselverlag schenkt uns Murgers köstliches und liebenswertes Buch in Felix Paul Greves ausgezeichneter, flüssiger Uebersetzung, geschmückt durch Bilder von Franz v. Bayros, die durch ihre Feinheit entzücken. Man wird nicht müde, in dem locker zu einem Ganzen gefügten Buche zu lesen, über die burlesken Einfälle herzlich zu lachen und bei den traurigen Begebenheiten, die den Künstler-Freundeskreis treffen, mit dem Dichter auch ein wenig sentimental zu werden. Denn nicht nur fröhlicher Leichtsinn und Liebe und Lachen erfüllt die unheilige Gemeinschaft, auch Sorgen, Krankheit und Hunger klimmen die steilen Stiegen bis in die engen Mansarden hinan, und auch hier

antwortet bitterster Not das düstere Reimwort: der Tod. „Die Boheme ist die Vorstufe des Künstlerlebens, sie ist die Vorrede zur Akademie, zum Hospital oder zur Morgue“. Man könnte diese Worte aus Murgers Einleitung dem Buch als Motto voransetzen. Hat doch Murger selbst alle Freuden und Nöte des Bohemiens kennen gelernt, Sorgen und Entbehrungen, bis ihn im Hospital zu Paris der Tod in die Arme nahm.

Aber im Gegensatz zur Schwermut seiner Gedichte hat er das Buch seiner Jugendzeit, die Scènes de la vie de Bohême, in denen er selbst als Dichter Rodolphe auftritt nebst seinen nur leicht maskierten Freunden, dem Philosophen Jean Wallon und dem Schauspieler Alexandre Schaune, desto freier und froher gestaltet. Und wenn den prächtig gelungenen männlichen Gestalten des Buches Freunde Modell standen, so haben wohl auch all jene leichtfertigen, koketten, flatterhaften und lustigen Musetten und Mimis und Francinen und Euphemias ihre reizenden Urbilder gehabt, und es ist hübsch zu beobachten, wie es Murgers Charakterisierungskunst gelingt, diese kleinen Pariser Mädchen so fein zu individualisieren. Nur eines haben sie alle gemein: Treue ist ihnen durchaus ein leerer Wahn, und orthographisch zu schreiben eine Kunst über alle Künste. Dafür muß ihre natürliche Gutmütigkeit entschädigen und ihre eigenartige Anhänglichkeit, wie sie aus dem hübschen Wort Musettes spricht, die aus den Armen ihrer reichen Liebhaber immer wieder nach den Hungerszeiten und der Liebe des Malers Marcel heimverlangt. „Mein wildes Dasein ist wie ein Lied; jede Liebe ist eine Strophe, aber Marcel ist der Refrain.“

Von Liebe weiß das Buch vieles zu erzählen, dazu von frischer Jugend und köstlichen Streichen und von einer grausamen Jagd, die tagtäglich vom Morgen bis zum Abend währt: von der Jagd auf „das reißende Tier, das man Taler nennt“. Ein Erlebnis löst das andere ab, Frohstes geht neben Bitterstem, aber doch nicht so, als ob das Eine ohne das Andere wäre; es ist vielmehr eine Gleichzeitigkeit von Lachen und Weinen, die den eigentümlichen Reiz dieser wunderhübschen Erzählungen ausmacht: es sind Augen, die fröhlich lachen, während sie sich mit Tränen füllen, und Lippen, die ein Lächeln umspielt, da sie schon in tiefem Schluchzen zucken.

Schlachtensee bei Berlin. August Leffson.

Allgemeine Rundschau.

Uebersicht über die seismischen Registrierungen an den Erdbebenstationen Mitteleuropas.

Allwöchentlich geben eine Reihe von Erdbebenstationen Mitteleuropas einen vorläufigen Bericht heraus, welcher in tabellarischer Anordnung die wichtigsten Ergebnisse über die im Laufe der Berichtswoche gewonnenen instrumentalen Erdbebenregistrierungen enthält. In Deutschland sind es zurzeit allein die Erdbebenstationen Göttingen und Straßburg, welche uns in dieser Hinsicht stets auf dem Laufenden erhalten, während in den österreichischen Kronländern, sowie in Ungarn und Kroatien sämtliche Stationen in dieser Weise vorgehen, also einerseits die Erdbebenstationen in Graz, Krakau, Kremsmünster, Laibach, Lemberg, Pola, Sarajevo, Triest, Wien, und andrerseits diejenigen Agram, Budapest, Fiume, Ogyalla und Temesvar. Da seitens der weitesten Kreise die Erdbebennachrichten mit besonderem Interesse verfolgt werden, so dürfte es wohl angezeigt erscheinen, in monatlichen Berichten die instrumentellen Erdbebenregistrierungen, soweit sie auf Mitteleuropa entfallen, hier kurz zu besprechen; daran anknüpfend sollen dann Streiflichter auf solche Tatsachen geworfen werden, welche sich aus der weiteren Bearbeitung der Institutsberichte ergeben. Auf einen Punkt sei aber gleich hier ein für allemal hingewiesen: Von den verschiedensten Seiten ist in der Tagespresse darauf aufmerksam gemacht worden, daß selbst bei dem heutigen noch sehr lückenhaften Erdbebennachrichtendienst fast für jede Stunde des Tages irgendwo in den Kulturländern der Erde ein Erdbeben nachweisbar ist. Die meisten Leser würden deshalb erwarten, mindestens ebenso vielen instrumentellen Registrierungen an jeder Station zu begegnen. Diese Annahme entspricht aber nicht den Tatsachen, und zwar aus sehr naheliegenden Gründen. Denn einmal besitzen die verschiedenen zur Verwendung gelangenden Typen von Erdbebenmessern (sogen. „Seismographen“) eine verschieden große Empfindlichkeit gegen die Erdbebenwellen, so daß die Instrumente der einen Art an dem einen Orte in Ruhe verbleiben, während vielleicht an der benachbarten Station ein anderer Seismographentypus in lebhafte Tätigkeit gerät. Andrerseits versteht es sich eigentlich von selbst, daß Erdbebenstöße, die am Erregungsherde selbst nur ganz schwach gefühlt werden, auch nur die zunächst benachbarten Seismographen zum Registrieren bringen können. Schließlich gilt noch der allgemeine Grundsatz, daß ein Erdbeben seine Wellen um so weiter entsendet, je tiefer sein Erregungsherd unter der Erdoberfläche gelegen ist.

Im Monat Januar 1907 brachte gleich der Anbruch des neuen Jahres die Registrierung eines schwachen, sehr weit entfernten Erdbebens, die erst gegen 1½ Uhr morgens ihr Ende erreichte. Für den 2. Januar wurden von den Tonga-Inseln (Ozeanien) heftige Erdstöße gemeldet, und trotzdem nähere Zeitangaben fehlen, deutet doch manches darauf hin, daß die gegen 11¼ Uhr morgens an sämtlichen Stationen Mitteleuropas einsetzende Registrierung eines starken Fernlebens hiermit in Zusammenhang zu bringen ist; in Straßburg ließ sich noch ein kleines Erdbeben nachweisen, dessen Wellen dem Schlußteile der vorbesprochenen Registrierung aufgelagert und deshalb nicht näher zu deuten waren. Ein weiteres Fernbeben von ganz bedeutender Stärke brachte der 4. in der Zeit von ca. 4½ bis 8 Uhr morgens; dieses Beben hat auf der Insel Nias und den benachbarten Teilen von Sumatra (Niederländisch-Ostindien) erhebliche Verwüstungen angerichtet. Mit den zahlreichen Nachbeben dieser Katastrophe hängen wahrscheinlich die schwachen Registrierungen zusammen vom gleichen Tage gegen 12 Uhr mittags und vom 7. gegen 2 Uhr nachmittags. Nachdem noch am 5. mittags ein schwaches Erdbeben in Bosnien-Herzegowina gefühlt und ausschließlich an den benachbarten Stationen registriert worden war, folgten auf zahlreicheren Stationen schwächere Fernbebenaufzeichnungen unbestimmten Ursprunges am 8. gegen 4½, am 10. gegen 5 und am 12. gegen 7 Uhr morgens, sowie am gleichen Tage gegen 7 Uhr abends. Der 14. brachte zunächst kurz nach Mittag in ganz Mitteleuropa eine charakteristische Aufzeichnung, von einem Erdbeben mäßiger Stärke in der Gegend von Trondhjem, also im mittleren Norwegen, herrührend. Um 7 Uhr 50 Min. abends desselben Tages langten dann auf unseren Stationen die ersten Wellenzüge an, welche das verheerende Erdbeben in Kingston auf der Antilleninsel Jamaika entsandt hatte und die Instrumente etwa 1½ bis 2 Stunden in Tätigkeit hielt. Nachdem die Zeitungen so viele Schilderungen des menschlichen Elends gebracht haben, welche dieses Erdbeben im Gefolge hatte, dürfte es nicht unangebracht sein, dasselbe auch einmal vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus zu beleuchten. Da zeigt sich denn die auf den ersten Blick befremdlich erscheinende Tatsache, daß dieses Beben gar kein so besonders heftiges gewesen ist; zum Beweise möge folgendes dienen: In Göttingen belief sich der größte Betrag der wirklichen Bodenbewegung gelegentlich der beiden Katastrophenerdbeben zu San Francisco am 18. April 1906 auf 3500 Mikrons und zu Valparaiso am 16. August 1906 auf 1150 Mikrons, während des vorliegenden Jamaikabebens aber auf kaum 12 Mikrons. Hieraus ergibt sich, daß die wirkliche Bodenbewegung, gemessen in Mikrons (1 Mikron = 1 Tausendstel-Millimeter), während des Kingstonbebens eine verschwindend kleine war im Vergleich zu den Zahlen, welche die beiden letztjährigen Erdbebenkatastrophen geliefert haben, trotzdem Jamaika um mehrere tausend Kilometer näher an Mitteleuropa liegt; diese Zahlen dürften wohl den Leser ohne weiteres von der Richtigkeit des obigen Ausspruches überzeugen. (Nebenbei sei übrigens bemerkt, daß diese Zahlen noch einer kleinen, dem Laien unverständlichen Umformung bedürfen, um für den Fachmann strenge Beweiskraft zu besitzen; wie aber die Institutsberichte zeigen, ändert diese Umformung nichts an der gezogenen Schlußfolgerung.) Dieser Nachweis setzt aber den Fachmann nicht weiter in Erstaunen; ist es ihm doch eine bekannte Tatsache, daß verhältnismäßig leichte Beben großes Unheil nach sich zu ziehen vermögen, wenn nur infolge ungeeigneter Bauart der Häuser oder durch ungünstige Bodenbeschaffenheit die Gebäude zum Einsturz gebracht werden, wohingegen erheblich stärkere Beben, in deren Wirkungskreis diese ungünstigen Verhältnisse nicht vorliegen, an den Baulichkeiten und damit den Bewohnern womöglich schadlos vorüberziehen. In Kingston lagen nun die Verhältnisse besonders ungünstig. Der Untergrund besteht aus porösem weißen Kalkstein, der sich unter dem Einflusse häufiger und ergiebiger Regenfälle auflöst; so sieht man denn zahlreiche Flüsse der Insel plötzlich im Erdboden verschwinden und in weiter Entfernung hiervon wieder ans Tageslicht kommen. Wenn nun dieser Boden durch ein Erdbeben erschüttert wird, brechen die unterirdischen Hohlräume zusammen, das Erdreich sinkt nach und die darauf befindlichen Gebäude stürzen ein. So recht bezeichnend für die geringen Stücke des vorliegenden Erdbebens ist dann auch der Umstand, daß es auf der Nordseite der doch verhältnismäßig kleinen Insel kaum gefühlt worden ist. Registrierungen weiterer schwacher Beben mehr oder minder entfernten Ursprungs brachten der 19. und 21. kurz nach Mittag, sowie der 22. gegen 2 Uhr früh und um die Mittagszeit. Ein Erdbeben in den italienischen Marken und Abruzzen, namentlich in Chieti, Fermo und Recanati gegen 11 Uhr 20 Min. abends desselben Tages gelangte in ganz Mitteleuropa zur Aufzeichnung, während ein in Jemtland (Schweden) gefühltes Erdbeben nur die Göttinger Seismographen

in Tätigkeit versetzte. Von da ab trat dann bis zum Monatsende Ruhe bei den Instrumenten ein.

Der Februar 1907 brachte für die Seismographen eine Periode der Ruhe, welche nicht allein in schroffem Gegensatze steht zu der lebhaften Tätigkeit in der voraufgegangenen Zeit, sondern auch im allgemeinen nach den bisherigen Erfahrungen zu den Seltenheiten gehört. Nur der 3. brachte gegen 10 Uhr abends ein mäßiges Fernbeben, das aber wenig klar zur Aufzeichnung gelangte. Spuren von Fernbeben zeigten sich an vereinzelten Stationen noch am 14., 16. und 24., sowie etwas besser ausgeprägt am 24. morgens gegen 6½—7½. Wenngleich allenthalben die Registrierungen unter der Ungunst der sogenannten „mikroseismischen Unruhe" (tagelang andauernde regelmäßige Bodenschwingungen, welche höchst wahrscheinlich mit schnellen Luftdruckschwankungen in ursächlichem Zusammenhange stehen) zu leiden hatten, so daß schwächere Erdbebenwellen unterdrückt wurden, so weist doch alles darauf hin, daß auf dem ganzen Erdball eine ungewöhnliche seismische Ruhe herrschte. Brachten doch auch die Zeitungen kaum einige ganz vereinzelte Notizen über schwache Erdbeben, stärkere Beben fehlten gänzlich. Solche unbedeutende Lokalstöße sind in der Herzegowina gefühlt und an den zunächst benachbarten österreichischen und ungarischen Stationen, namentlich aber in Sarajevo, registriert worden am 2. um 11 Uhr 22 Minuten und 51 Minuten abends, am 3. um 5 Uhr 4 Min. und 9 Minuten nachmittags, am 4. um 10 Uhr 8 Minuten abends und am 11. um 10 Uhr 34 Minuten früh. Schließlich wären noch zwei leichte Erdbeben in der italienischen Provinz Campobasso am 19. kurz nach Mittag und am 20. kurz nach 1 Uhr mittags zu erwähnen, welche in Mittelitalien zur Aufzeichnung gelangten.

B. T.

Kleinere Mitteilungen.

Professor Korn in Berlin. Wie uns ein Privattelegramm meldet, führte Professor Arthur Korn aus München, der Erfinder der Bildtelegraphie, deren System er neuerdings so weit vervollkommnet hat, daß selbst Gruppenbilder und Landschaften in 12 Minuten, Porträte schon in 6 Minuten übermittelt werden können, am 27. März dem Kaiserpaar seine Apparate vor. Nach dem Vortrage reichte ihm der Kaiser unter sehr anerkennenden Worten wiederholt die Hand.

* **Eine Expedition nach Ostafrika.** Im Mai 1907 wird unter Führung des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg, der von früheren Reisen her in ostafrikanischen Expeditionsangelegenheiten erfahren ist, eine neue Forschungsexpedition aufbrechen, die von einem Topographen, einem Geologen, einem Botaniker, einem Zoologen, einem Ethnologen und einem Mediziner begleitet wird, und die planmäßige wissenschaftliche und wirtschaftliche Erforschung des nordwestlichen Deutsch-Ostafrikas und der benachbarten Landstriche Britisch-Ostafrikas und des Kongostaates zum Ziele hat. Die Expedition will Mitte Juni die deutsche Station Bukoba am Westufer des Viktoriasees verlassen, um, in zwei Gruppen geteilt, zunächst den Nordwesten unseres Schutzgebietes zu erforschen; die eine Hälfte wird im Norden den botanisch und zoologisch interessanten Buddu-Wald durchforschen und dann nahe der deutsch-englischen Grenze zum Kiwusee vordringen, während die andere Hälfte der Expedition das deutsche Ruanda durchqueren und westwärts zum Kiwusee ziehen wird. Am Kiwusee wird eine Station errichtet. Ein Teil der Expedition widmet sich von dort aus der Untersuchung der geologisch hochinteressanten Virunga-Vulkane, der andere Teil umkreist den Kiwusee und erforscht auch seine noch unbekannte Westseite. Wieder vereint, dringt dann die Expedition durch das Gebirgsland Butembo nordwärts zum Albert-Edward-See vor, von wo eine größerer Exkursion in das Ruwenzori-Gebirge gemacht werden soll. Weiterhin wird nordwärts zum Albert-Nyanza gereist und von dort ein tiefer Vorstoß in das Uëlle-Gebiet ausgeführt. Auf einem anderen Weg kehrt schließlich die Expedition vom Albert-Nyanza nach Bukoba und zur ostafrikanischen Küste zurück. Die Dauer der ganzen Reise ist auf etwa ein Jahr veranschlagt.

* **Ausgrabungen in Sparta.** Die Stätte des alten Sparta, des Vororts der dorischen Welt im alten Griechenland, hat erst in jüngster Zeit in größerem Maße die Aufmerksamkeit der Archäologen gefesselt. Vereinzelte Funde waren schon früher gemacht worden, und im Jahre 1892 hatte die amerikanische Schule von Athen verschiedene Ausgrabungen unternommen, bei denen das stattliche Theater und das sogenannte „Grab des Leonidas" bloßgelegt wurden. Im vorigen Jahre sind nun die Ausgrabungsarbeiten in systematischerer Weise durch die englische Schule unter Leitung von R. C. Bosanquet wieder aufgenommen worden, und schon die Ergebnisse des ersten Jahres, über die jetzt genauere Berichte vorliegen, sind sehr reichhaltige. In den Ueberresten eines römischen Bauwerks fand man Stellen mit Widmungen an Artemis Orthia, die aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. stammten; unter der Widmung war eine Höhlung angebracht, in die ein Votiv-Schabeisen eingefügt war. In einer tieferen Schicht entdeckte man große Mengen von korinthischen Scherben, Bronzen, Elfenbeinarbeiten und Tonmasken, die etwa in das siebente Jahrhundert v. Chr. zu datieren sind. In einer noch älteren Schicht fanden sich Scherben mit geometrischen Verzierungen, Bronzearbeiten und Bleifiguren. Die Bleifigürchen geben Bilder von der Göttin, von Reitern, Frauen, Tieren. Solche Figürchen zählte man etwa 3000; dazu kamen etwa 7000 kleine Kränze und Geräte in Blei. Man hatte hier die Stelle des berühmten Tempels der Artemis Orthia aufgefunden, die in ältester Zeit in Sparta durch blutige Menschenopfer versöhnt wurde. Ihr zu Ehren wurden auch später noch Knaben gegeißelt, damit das Knabenblut den Altar benetzte.

* **Ein wiedergefundener Komet.** Der Komet 1905 IV (1906 b) ist am 22. März auf dem Astrophysikalischen Observatorium auf dem Königstuhl bei Heidelberg im Sternbilde der Wage wiedergefunden worden. Zum erstenmal entdeckt wurde er am 3. März 1906; er sah aus wie ein zarter Nebel der elften Größenklasse. Die Bahnrechnung ergab den 5. November 1905 als Zeit des Periheldurchgangs und eine so langsame Bewegung im Raume, daß es nicht unwahrscheinlich war, daß der Komet sich schon längere Zeit im Bereiche des Planetensystems befunden hat und nur wegen seiner geringen Helligkeit unentdeckt geblieben ist. Tatsächlich gelang es auch Professor Wolf in Heidelberg, die Spur des Gestirns auf einer am 14. Januar 1905 aufgenommenen Platte aufzufinden, und jetzt, mehr als zwei Jahre nach dieser Aufnahme, ist man des Kometen noch einmal habhaft geworden. Er hat sich in der Zwischenzeit vom Stier bis zur Wage scheinbar weiterbewegt.

hc. **Ein dreiwöchiger Fortbildungskursus für auswärtige praktische Aerzte** findet an der Kölner Akademie für praktische Medizin vom 27. Mai bis 15. Juni 1907 statt. Es werden lesen: Professor Dr. Hochhaus, Professor Dr. Matthes, Professor Dr. Siegert, Oberstabsarzt Dr. Dautwitz, Geheimrat Professor Dr. Bardenheuer, Professor Dr. Tilmann, Dozent Dr. Dreesmann, Dozent Dr. Martin, Dozent Stabsarzt Dr. Gräßner, Dozent Stabsarzt Dr. Kayser, Dozent Dr. Cramer, Professor Dr. Füth, Dozent Dr. Frank, Dozent Dr. Pröbsting, Dozent Dr. Hopmann, Professor Dr. Preysing, Professor Dr. Aschaffenburg, Dozent Dr. Fuchs, Dozent Dr. Zinsser, Professor Dr. Jores, Dozent Dr. Czaplewski, Dr. Große-Bohle und Dozent Dr. Meder.

* **Der 6. Internationale Dermatologen-Kongreß** findet vom 9. bis zum 14. September 1907 in New-York statt.

hc. **Personalien.** Auf eine 25jährige Tätigkeit als akademischer Lehrer kann am 28. März der ordentliche Professor für römisches und bürgerliches Recht an der Universität Rostock Dr. jur. Bernhard Matthiaß zurückblicken.

Hochschulnachrichten.

* **Erlangen.** Dem ordentlichen Professor der mittleren und neueren Geschichte an der hiesigen Universität Dr. Richard Fester wurde die nachgesuchte Enthebung von seiner Stelle unter wohlgefälliger Anerkennung seiner vorzüglichen Leistungen bewilligt.

* **Heidelberg.** Die großherzogliche Geologische Landesanstalt, welche seit ihrem Bestehen ihren Sitz hier hatte, wird nach Karlsruhe verlegt. Die Uebersiedelung der Anstalt mit ihren reichen mineralogischen und paläontologischen Sammlungen erfolgt im Laufe dieses Sommers.

* **Jena.** Der außerordentliche Professor an der hiesigen Universität Dr. Dietrich Gerhardt wurde auf Ansuchen von der ihm übertragenen ordentlichen Professur für medizinische Poliklinik, Kinderheilkunde und Pharmakologie an der Universität Erlangen enthoben, um dem an ihn ergangenen Ruf nach Basel Folge leisten zu können.

hc. **Greifswald.** An Stelle von Professor Dr. H. Schröder wurde der praktische Zahnarzt Dr. phil. Guido Fischer in Hannover zum Lehrer der Zahnheilkunde und Leiter des zahnärztlichen Instituts an die hiesige Universität berufen.

* **Prag.** Der Professor des Hochbaues an der hiesigen deutschen Technischen Hochschule Hofrat Franz Sablik ist im 64. Lebensjahre gestorben.

Jahrgang 1907. München, Freitag, 29. März. Nummer 74.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Cotta'schen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Neue Meinungen über die Mediceergräber Michelangelos. Von Professor Dr. Heinrich Wölfflin (Berlin).

Eine neue Entdeckung auf dem Gebiete der hinterindischen und malaio-polynesischen Sprachenkunde. Von Professor Dr. Ernst Kuhn (München).

Bücher und Zeitschriften.

Duc d'Orleans: A travers la Banquise du Spitzberg au Cap Philippe, Mai-Aout 1905. — Eduard Scheller: Aulus Cornelius Celsus. Ueber die Arzneiwissenschaft, in 8 Büchern. — Rudolf Burckhardt: Biologie und Humanismus.

Allgemeine Rundschau.

Eine Ausstellung germanischer Altertümer in Berlin. — Bekämpfung der Schlafkrankheit in Ostafrika.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Neue Meinungen über die Mediceergräber Michelangelos.

Von Heinrich Wölfflin.

Das Problem der Mediceergräber läßt die Geister nicht ruhen. Die Kolossalfiguren auf den Sargdeckeln in der Kapelle S. Lorenzo — was bedeuten sie? „Tag und Nacht", „Morgen und Abend" — man kennt die Namen, aber weiß man, was man sagt damit? Der Hinweis auf die Tageszeiten, auf den Ablauf der Zeit im allgemeinen — ist das nicht wirklich eine zu nebulose Bestimmung, um sich angesichts der gewaltigen Sprache dieser Gestalten dabei beruhigen zu können?

Vom Standpunkt des Platonikers aus hat vor kurzem Jakob Oeri in Basel gemeint, eine Beziehung zu Gesprächen im Phädon finden zu können. Schlaf und Wachen sind Gegensätze wie Leben und Totsein, und wie dort ein Uebergang von einem zum anderen stattfindet, ein Einschlafen und Wiedererwachen, so könnte man analoge Zustände annehmen, die vom Leben zum Tode und vom Tode wieder zum Leben führten.

Solche Gedanken waren im gebildeten Florenz gewiß nicht unbekannt. Michelangelo hätte das Gleichnis aufgenommen und in den Bildern von Tag und Nacht, von Morgen und Abend eine Hindeutung auf jene metaphysischen Vorgänge geben wollen, eine Hindeutung, die freilich für jeden verloren war, der nicht die platonische Gleichung kannte.

Heinrich Brockhaus in Florenz (vgl. Beilage 1906, Nr. 154) versuchte den näherliegenden Weg der kirchlichen Interpretation. Er fand in einem Ambrosianischen Hymnus die Tageszeiten verbunden mit Begriffen, wie wir sie auch aus älteren Programmen Michelangelos kennen: Himmel — Erde — Flüsse, die Schöpfungen des Höchsten, den der Gesang preist. Nach diesem kirchlichen Text wären aber die Tageszeiten geteilt in gute und böse; nur die hellen sind gut, die dunkeln sind uns feindlich; das göttliche Licht vertreibt den Schatten der Nacht, und die reine Seele jauchzt dem Morgen entgegen und hütet sich vor den Fallstricken des lichtlosen Abends.

Bei Michelangelo ist von einer Charakteristik nach dieser Seite allerdings kaum etwas zu erblicken. Die göttliche „Aurora" sieht gar nicht freudig und zuversichtlich aus, und umgekehrt ist der „Abend" so mild und rührend, daß man ihm nicht ausweichen möchte.

Ob da nicht Petersen (der ehemalige erste Sekretär des Archäologischen Instituts in Rom) der Wahrheit näher gekommen war, der für das Motiv, Flußgötter und Tageszeiten zusammen darzustellen, auf antike Vorbilder wies und in den sitzenden Feldherren über den Sarkophagen dann der Welt entrückte, gewissermaßen apotheosierte Gestalten sah?

Steinmann lehnt eine derartige Anregung von der Antike her nicht ab, stellt aber in dem kürzlich erschienenen Büchlein „Das Geheimnis der Mediceergräber" die Erklärung doch auf einen wesentlich anderen Boden. Das Geheimnis besteht — wenn ich es gleich verraten darf — darin, daß Michelangelo zwar die Tageszeiten darstellen wollte, daneben aber an eine Repräsentation der vier Temperamente dachte und diesen Temperamentausdruck im Verlauf des Werkes immer mehr zum dominierenden Charakter der Figuren machte.

Die Temperamente! Aber ist denn irgend ein Wort des Meisters nach dieser Richtung hin bekannt geworden? Sind nicht „notte" und „giorno" seine eigenen Bezeichnungen gewesen? Gewiß; aber es soll ja auch der Begriff der Tageszeiten nicht eliminiert, sondern nur eine Doppelbedeutung plausibel gemacht werden, die Michelangelo selbst allerdings nie verraten hat. Warum nicht? Steinmann behauptet gelegentlich, daß „Michelangelo fühlte, wie er die Lust zur Arbeit verlieren würde, sobald das Geheimnis preisgegeben wäre" (S. 57).

Die Temperamente! Und wie verteilen sich denn die Rollen? Die schwer atmende Aurora als Melancholie — das läßt sich hören. Der „Abend" als Phlegma — auch das würde unseren Vorstellungen nicht widersprechen. Schwieriger ist es, Nacht und Tag auf Sanguiniker und Choleriker zu deuten. Aber die Frage ist ja überhaupt nicht, ob die Figuren unseren Begriffen von melancholisch usw. entsprechen, sondern ob sie mit den Vorstellungen des 16. Jahrhunderts sich decken. Und hier kommen wir auf den Hauptpunkt, die literarische Quelle Steinmanns. Es ist ein Karnevalslied, gedichtet, um einen Aufzug der vier Temperamente zu begleiten. Nachweisen läßt sich der Text zwar erst in einer Ausgabe von 1559; indessen ist es wahrscheinlich, daß er viel älter ist, und die Gattung verbürgt die Volkstümlichkeit des Stoffes.

Da sind die vier Temperamente nicht mit den Tageszeiten, wohl aber mit den vier Jahreszeiten und den vier Elementen zusammengebracht: die Melancholie mit dem Herbst und der Erde, das sanguinische Temperament mit dem Frühling und der Luft u. s. f., in altherkömmlicher Parallelisierung. Mit vielen Beiworten sind die einzelnen Typen gekennzeichnet; es seien die Melancholiker z. B. magri, avari, timidi, sdegnosi, pallidi, solitari, gravi, pensosi, die Sanguiniker ridenti, allegri, venerei, benigni usw.

Wir wollen nicht pedantisch sein, aber ich gestehe: ich habe die Zuversicht nicht finden können, über alle die offenbaren Widersprüche hinweg, diese Temperamentsbestimmungen auf die Figuren Michelangelos zu übertragen. Wenn auch grave und pensoso ganz gut passen würde, um uns die Aurora zur Melancholie umzudeuten, so zeigen doch die übrigen Worte, daß die volkstümliche Vorstellung offenbar in ganz anderen Gleisen lief und, analog dem Herbst, mit diesem Temperament die welke, abgehärmte Erscheinung verbunden wissen wollte und nicht die makellose Pracht eines unberührten jugendlichen Körpers, während umgekehrt die erschöpft-schlafende Matrone der „Nacht", die den Sanguiniker repräsentieren sollte, dem Begriff lachender Frühlingsnatur so schlecht wie möglich entspricht. Steinmann sucht sich zu schützen und sagt, bei der Nacht dürfe man am wenigsten auf das Temperament insistieren, hier liege der Anfang der Arbeit, und erst allmählich füllten sich die Tageszeiten mit dem anderen Sinne. Allein ich stocke schon bei der ersten Schwierigkeit, daß die vier Temperamente (le quattro complessioni) durch Figuren verschiedenen Geschlechts dargestellt sein sollen, und finde jenen zweiten Sinn am Ende so wenig wie am Anfang.

Die bedeutsamste Bereicherung[1]) unserer Kenntnis der Mediceergräber ist Gottschewski zu danken, der nicht nur eine neue Meinung vorbrachte, sondern eine neue Figur ans Licht zog. Man wußte immer, daß ursprünglich noch liegende Kolossalfiguren von „Flüssen" zum Plan gehörten, und auch über ihre Stellung im gesamten tektonisch-figuralen Komplex besaß man zeichnerische Aussagen. Dann ist aber das Ungeahnte geschehen, daß eines der Modelle gefunden wurde, und zwar in Florenz selbst, in der Kunstakademie, wo nicht Unzugänglichkeit, sondern nur eine falsche Tradition seine Bedeutung verhüllt hatte. Ueber die Geschichte der Entdeckung und die Beglaubigung des Fundes hat Gottschewski im ersten Bande des Münchener Jahrbuches der bildenden Kunst (1906) Rechenschaft abgelegt. Diese liegenden Flußfiguren gehören gewiß zu dem allerältesten Bestandteil des Werkes, sie sollten auf dem Boden ihre Stelle haben und als flachliegendes Begleitpaar der schrägliegenden Sarkophagfiguren den Schwerpunkt der Wand ganz nach unten ziehen. Im jetzigen System haben sie keinen Platz mehr. Die unerhört intensive Wirkung der Konfiguration, wie wir sie kennen, beruht wesentlich auf der Reduktion der Motive, auf dem einmaligen Kontrast des Vertikalen und des Horizontalen, wobei das Ganze eng zusammengenommen und so weit herabgedrückt wurde, daß der Eindruck des Ungeheuer-Schweren durch keine weiteren Zutaten gesteigert werden könnte. Man glaubt es, daß es übermenschliche Mächte sind, denen die Leiber in den Sarkophagen verfielen. Und wenn die Figuren nichts bedeuten als die Zeit, wie der alte Condivi, Michelangelos Vertrauter, berichtet — gibt es einen eindrücklicheren Gedanken als das ewig gleich bleibende Kommen und Gehen der Tage und die Vergänglichkeit des Irdischen?

[1]) Noch nicht berücksichtigt sind in diesem Ueberblick die inzwischen erschienenen „Studien zu Michelangelo" von Fritz Burger (Straßburg 1907, Ed. Heitz).

Eine neue Entdeckung auf dem Gebiete der hinterindischen und malaio-polynesischen Sprachenkunde.

Nachdem Max Müllers seinerzeit viel genannter Turanischer Sprachstamm der verdienten Vergessenheit anheim gefallen ist und die Versuche, Indogermanisch und Semitisch miteinander zu vermitteln, zu einem greifbaren Ergebnis nicht geführt haben, sind kritische Vertreter der Sprachwissenschaft gegenüber dem immer wieder auftauchenden Bestreben, umfassendere Sprachverwandtschaften nachzuweisen, recht zurückhaltend geworden. Nicht mehr bezweifelt, wenn auch noch nicht allseitig erwiesen, ist für jetzt nur die auch von einem so vorsichtigen Gelehrten wie Theodor Nöldeke ausdrücklich zugestandene ursprüngliche Zusammengehörigkeit der semitischen und hamitischen Sprachen, während die weitgreifenden Kombinationen von Richard Lepsius über die gesamten afrikanischen Sprachen allgemeineren Anklang kaum gefunden haben. Die mehrfach geäußerte Ansicht von einer eventuellen Verwandtschaft zwischen Indogermanisch und Ugrofinnisch ist zugunsten der jedenfalls viel fruchtbringenderen Untersuchung des arischen, litauischen und germanischen Lehngutes auf letzterem Gebiete einstweilen ganz in den Hintergrund getreten. Den mit großer Reklame in die Welt gesetzten uferlosen Einheitsbestrebungen Alfredo Trombettis endlich steht die deutsche Wissenschaft zurzeit noch recht skeptisch gegenüber. Um so mehr dürfen wir uns der schönen Entdeckung freuen, mit der uns P. Wilhelm Schmidt S. V. D. in Mödling bei Wien in seinem ebenso gediegenen wie anspruchslosen Buche „Die Mon-Khmer-Völker, ein Bindeglied zwischen Völkern Zentralasiens und Australiens", kürzlich beschenkt hat.

Allgemeiner verständlich ausgedrückt, handelt es sich um die Verwandtschaft der sogenannten malaio-polynesischen Sprachen mit denen der Urbewohner Hinterindiens, welche ihrerseits wieder mit der ältesten Schicht der Bevölkerung Vorderindiens in unleugbarem sprachlichen Zusammenhang stehen. Während die Forschung auf dem ersten dieser beiden Gebiete bereits eine längere Geschichte aufzuweisen hat, konnte die Wissenschaft sich des zweiten erst im Laufe der letzten sechzig Jahre bemächtigen. Die nach den ersten Entdeckungsfahrten der Portugiesen bald einsetzende koloniale Tätigkeit der Europäer im indischen Archipel mit seinen leicht zugänglichen, noch dazu mit Naturschätzen reich gesegneten Inselgruppen war vortrefflich geeignet, dem Studium der dort geläufigen Idiome den Weg zu bahnen. Gehen doch die ältesten Quellen für das eigentliche Malaiisch wie für die Sprachen der Philippinen und Formosas, ja für die weit von ihrer ursprünglichen Heimat verschlagene Sprache Madagaskars bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts zurück, so daß schon Hadrianus Relandus während der Jahre 1706—1708 die ungeheuere Verbreitung dieses Sprachstammes sicherzustellen vermochte. Die im Anfang des 19. Jahrhunderts vollendeten Arbeiten von Williams Marsden, Sir Thomas Stanford Raffles (diese auch in historisch-archäologischer Hinsicht hoch bedeutsam) und John Crawfurd, verbunden mit reichem Zuwachs aus Polynesien, lieferten dann das Material für Wilhelm v. Humboldts berühmtes Werk „Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java" (1836—1839), in welchem die ersten Grundlinien einer vergleichenden Grammatik der malaio-polynesischen Sprachen entworfen sind. Inzwischen ist die Forschung rastlos fortgeschritten und Humboldts Werk nur noch von historischem Interesse, so daß man sich seiner Führung nicht mehr unbedingt überlassen darf. Die unschätzbaren Leistungen der holländischen Gelehrten, unter denen der um mehr als ein Gebiet der großen philologischen Wissenschaft hochverdiente Hendrik Kern obenan steht, haben über das Kawi, die mit Sanskrit-Wörtern stark durchsetzte Sprache der altjavanischen Dichtung, und die vielen anderen Literatur- und Vulgärsprachen des malaiischen Archipels ein umfassendes Material zusammengebracht. In den

Sprachen Melanesiens haben wir eine weitere eigenartige Abzweigung des gemeinsamen Stammes kennen gelernt. Ebenfalls hervorragend und äußerst mannigfaltig ist die Vermehrung unserer Kenntnisse der Sprachen Madagaskars und Polynesiens. Dabei hat das vergleichende Moment namentlich in den Arbeiten Kerns die ihm gebührende Berücksichtigung gefunden.

Demgegenüber ist die Bekanntschaft mit den Sprachen Hinterindiens lange Zeit hindurch auf die Sprache von Annam und Tonkin beschränkt geblieben, welcher die Missionare der römischen Propaganda seit der Mitte des 17. Jahrhunderts eine dankenswerte Tätigkeit zugewandt haben; sie sind die Urheber der allerdings etwas verzwickten Umschreibung, mit welcher die dem Chinesischen entnommene Bilderschrift dieser Sprache noch jetzt in lateinischen Buchstaben wiedergegeben wird. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erwarben protestantische Missionare, in der zweiten die Sendlinge der Propaganda ihre ersten Kenntnisse des Barmanischen. Aber erst mit den Beziehungen der englisch-ostindischen Kompagnie zu Hinterindien erhalten wir wirkliche Hilfsmittel für die Sprachen der von Norden gekommenen Einwanderer, deren Hauptvertreter uns in den Barmanen und Siamesen als staatsbildende Nationen entgegentreten. Wir haben inzwischen weiter gelernt, daß diese sich mit den Tibetern einerseits, den Chinesen andrerseits zu einem einheitlichen Sprachstamme zusammenschließen.

Jünger noch, wenn wir von dem eben erwähnten Annamitisch absehen, ist unsere Kenntnis von den Sprachen der Ureinwohner, die von den Einwanderern in die unwegsameren Gebiete des Inneren und in die Küstenlandschaften zurückgedrängt wurden, und zwar sind gerade die zu Schriftsprachen entwickelten Idiome zweier Kulturvölker, das Mon — die Sprache von Pegu oder Unter-Barma — und das Khmer — die Sprache von Kambodja — erst seit den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts in den Bereich gründlicher Forschung eingetreten, früher die Sprache des Khasi-Stammes in Assam, von welcher schon aus dem Jahre 1855 eine brauchbare Darstellung vorliegt.

Die sehr folgenreiche Anschauung von einer Verwandtschaft dieser Sprachen mit den von der Urbevölkerung des zentralen Vorderindiens gesprochenen, seit 1840 allmählich bekannter werdenden Munda- oder Kolh-Sprachen ist in bezug auf Mon und Munda von Francis Mason 1853, in bezug auf Annamitisch und Munda von Wilhelm Schott 1856 ausgesprochen worden. Ebenso spielt sie in den für die damalige Zeit entschieden verfrühten, aber durch eine glänzende Kombinationsgabe ausgezeichneten Abhandlungen James Richardson Logans in dem von ihm herausgegebenen „Journal of the Indian Archipelago" (1847 bis 1859) eine große Rolle. Logan schuf hier auch zuerst den Terminus der Mon-Annam-Sprachen, welchen die Neueren — in Anbetracht der noch nicht genügend geklärten Stellung des Annamitischen (siehe Schmidt S. 40) — durch den der Mon-Khmer-Sprachen ersetzt haben. Auf Grund einer umfassenderen Wortvergleichung von Mon, Khmer, Khasi und Munda und unter Heranziehung neuerer Forschungen über die Sprache der Nikobaren-Inseln, sowie eines schon länger vorliegenden Materials über die Dialekte der Aboriginer Malakkas, hat dann der Verfasser dieser Zeilen 1889 die auffällige lexikalische Uebereinstimmung der genannten Sprachen eingehender darzulegen versucht, jedoch in Anbetracht der großen Verschiedenheiten ihres grammatischen Baues den Gedanken einer vollen und wirklichen Urverwandtschaft aller noch nicht entschieden zu vertreten gewagt.

Von da an übernimmt P. Schmidt die führende Rolle auf diesem nunmehr von ihm noch weiter ausgedehnten Forschungsgebiet. Von den malaiisch-polynesischen Sprachen ausgehend und frappiert durch die Aehnlichkeiten derselben mit den Mon-Khmer-Sprachen, beschließt er, sich zuerst an die Untersuchung der für diese noch offen gelassenen Fragen zu begeben, um dann desto gründlicher und umfassender die Beziehungen der beiden großen Sprachgebiete untersuchen zu können. In der in den „Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië" 1901 veröffentlichten Abhandlung „Die Sprachen der Sakei und Semang auf Malakka und ihr Verhältnis zu den Mon-Khmer-Sprachen" werden zunächst diese beiden Dialekte des inneren Malakka, deren Erkenntnis inzwischen auch von Albert Grünwedel durch Heranziehung einiger neuerer Vocabularien erheblich gefördert worden war, einer eingehenden Untersuchung unterworfen und auf Grund derselben dem Mon-Khmer-Stamme endgültig angereiht. Es folgen 1904/05 in den Denkschriften der Akademien von München und Wien die „Grundzüge einer Lautlehre der Khasi-Sprache in ihren Beziehungen zu derjenigen der Mon-Khmer-Sprachen" und die „Grundzüge einer Lautlehre der Mon-Khmer-Sprachen" — zwei Abhandlungen, welche neben ihren lautgeschichtlichen Ergebnissen vor allem die große lexikalische Uebereinstimmung zwischen den vier Haupttypen des eigentlichen Mon-Khmer-Stammes (Mon, Khmer, Bahnar und Stieng) einerseits, dem Khasi andrerseits unwiderleglich dartun und vielfach beiläufig (in der Khasi-Abhandlung auch in einem besonderen Kapitel) die grammatische Weiterbildung der einsilbigen wurzelhaften Elemente durch Präfixe und Infixe trefflich beleuchten; in einem Anhange zu der Khasi-Abhandlung wird zugleich den Palaung-, Wa- und Riang-Sprachen des mittleren Salwin-Gebietes in Ober-Barma eine auch geographisch begreifliche Mittelstellung zwischen Khasi und Mon-Khmer angewiesen. Eine längere Abhandlung Schmidts über das Nikobarische ist nahezu vollendet; für die Munda-Sprachen benützt er die sorgfältige, von ihm selbst jetzt mehrfach weitergeführte Analyse Sten Konows, welche demnächst in Band IV, 1 des „Linguistic Survey of India" erscheinen wird (vergl. einstweilen die Ausführungen Konows in den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen" 1906, S. 228 ff.). Damit ist das Material gegeben, welches für die nun vorliegende Untersuchung die feste Grundlage bildet. Seine neuen Ergebnisse geben übrigens dem Verfasser gleich zu Anfang seines Buches Veranlassung, einige neue, unlengbar bequeme Termini einzuführen, auf die schon hier hingewiesen werden muß. Für das nicht mehr ausreichende Malaio-Polynesisch wählt er, im Anschluß an die geläufige Benennung des Südlandes Australien, das sich durch seine Kürze sehr empfehlende „Austronesisch", nennt im Gegensatze dazu die bisher behandelte Sprachgruppe „Austroasiatisch" und faßt endlich am Schlusse seiner Auseinandersetzung beide mit dem Namen „Austrisch" zu der erforderlichen höheren Einheit zusammen.

Das Buch zerfällt in zwei Hälften ungefähr gleichen Umfanges, von denen die erste den Gegenstand wesentlich vom grammatischen und anthropologischen Standpunkte aus behandelt, während in der als Anhang bezeichneten zweiten Wortgleichungen übersichtlich zusammengestellt sind. Letztere sind wahrscheinlich für P. Schmidt, wie früher für mich, der eigentliche Ausgangspunkt der ganzen Untersuchung gewesen. Die große Zahl unmittelbar identischer Wortwurzeln, die sich schon bei oberflächlicher Durchsicht des lexikalischen Materials der austroasiatischen Sprachen ergeben, führt weiter zur analytischen Betrachtung solcher Stämme, deren Verwandtschaft durch den Hinzutritt anderweitiger Elemente mehr oder weniger verdunkelt erscheint, und endlich zu dem Bestreben, nunmehr auch die zunächst sehr deutlich hervortretenden Verschiedenheiten des grammatischen Baues in den austroasiatischen Einzelsprachen sowohl durch den Nachweis einer gemeinsamen Grundlage als den einer erst sekundären Entwicklung der stärker abweichenden Züge mit der großen lexikalischen Verwandtschaft in Einklang zu bringen.

Für das Sakei und Semang, für die Mon-Khmer-Gruppe im engeren Sinn, für das Khasi, sowie für die vermittelnden Salwin-Dialekte ist diese Arbeit in Schmidts früheren Abhandlungen zu einem vorläufigen Abschluß gebracht. Hier wird sie für Nikobarisch und Munda (bezw. für eine von dessen Hauptformen, das Santali) S. 78 ff. lexikalisch, S. 10 ff. grammatisch mit glänzendem Erfolge weitergeführt. Die grammatische Untersuchung erweist deutlich, daß Nikobarisch und Munda ursprünglich ebenso wie Mon-Khmer und Khasi die wortbildenden Elemente als Präfixe vor die Wurzel oder als Infixe in die Wurzel gestellt haben, wobei allerseits vielfache Uebereinstimmung in

Form und Bedeutung dieser Elemente beobachtet werden kann, und daß diese Bildungsweise erst später durch die entgegengesetzte Anfügung von Suffixen hinter die Wurzel überschichtet wurde. Erst durch diese doppelte Möglichkeit grammatischer Formung haben Nikobarisch und Munda ihren gegenwärtigen vielsilbigen Charakter erhalten, die eigentlichen Wurzeln sind einsilbig wie in Mon-Khmer und Khasi. An diese sprachliche Beweisführung reiht sich S. 26 ff. als willkommene Ergänzung der Nachweis, daß sich vom anthropologischen Standpunkte aus bis jetzt kein positives Faktum gegen eine Verwandtschaft der austroasiatischen Völker, manches bedeutsame aber dafür anführen läßt — ein Ergebnis, bei welchem wir uns in Anbetracht der großen Unsicherheit anthropologischer Klassifikationen mit gutem Gewissen beruhigen dürfen.

Nachdem so die enge Zusammengehörigkeit der austroasiatischen Sprachen gegen alle Zweifel sicher gestellt ist, kann P. Schmidt seine Hauptthese, die Verwandtschaft der austroasiatischen und austronesischen Sprachen, zur vollen Ueberzeugung des Lesers nach derselben Methode grammatisch, anthropologisch, lexikalisch trefflich begründen. Beginnen wir mit dem letzten dieser drei Momente, so macht der Verfasser S. 37 mit Recht darauf aufmerksam, daß er die größtenteils zweisilbigen austronesischen Worte in erster Linie mit einsilbigen austroasiatischen Wortstämmen zusammengestellt hat, jedoch nicht, ohne sofort mit demselben Rechte den Satz hinzuzufügen: „Aber gerade der große Fortschritt wird der Erforschung der austronesischen Sprachen aus ihrer Verbindung mit den hier behandelten Sprachen Hinter- und Vorderindiens erwachsen, daß sie in den Stand gesetzt wird, diese zweisilbigen Bildungen mit Sicherheit auf ihre einsilbigen Stämme zurückzuführen." Es wird angemessen sein, die merkwürdigen Uebereinstimmungen dieser aus 215 Nummern bestehenden Wortliste (S. 124 ff.) und deren Beweiskraft an einigen ausgewählten Beispielen näher zu erläutern, wobei vor allem noch der Umstand im Auge zu behalten ist, daß P. Schmidt mit seinen Zusammenstellungen sich vorläufig auf diejenigen malaio-polynesischen Wörter beschränkt hat, welche von Aristide Marre in den Actes des Leidener Orientalisten-Kongresses von 1883 und von Kern in seinem Buch über die Fidji-Sprache 1886 vergleichend behandelt worden sind, und daß also eine systematische Durchforschung des gesamten Wortschatzes ohne Zweifel noch manche wichtige Nachträge ergeben wird. Ich beginne mit solchen unmittelbar überzeugenden Fällen, in welchen den durch Präfix- oder Infixbildung zweisilbig gewordenen austronesischen Wörtern auf austroasiatischem Gebiet neben dem einsilbigen Wortstamm eine durch ein gleiches oder ähnliches Bildungselement abgeleitete Form gegenüber steht. So ist es besonders lehrreich, wenn etwa in Nr. 55 dem malaiischen tanam pflanzen neben khmer tam, stieng tam im Mon ein tnam Pflanze zur Seite tritt, welches in dem malaiischen Worte sofort die gleiche Infixbildung erkennen läßt. Aehnlich malaiisch baku, madegassisch paku teigig, klebrig, gegen khmer kaw, mon kaw Leim, nikobarisch pakau Harz, Pech (Nr. 1); malaiisch takut fürchten, gegen khmer kot, mon takŭt (Nr. 7); madegassisch brakay Eidechse, fidji vokai Chamäleon, bahnar bökuey Eidechse, khmer panguoy Chamäleon, nikoberisch koah Baumeidechse (Nr. 15), und weiter Fälle wie javanisch angop, angap, tjangap gähnen, gegen khmer sngap, santali angop (Nr. 27); malaiisch pandan Name einer Frucht gegen khmer dan süß, pandan versüßen, stieng söndan Baum mit eßbaren Früchten (Nr. 71), welche schon den Uebergang bilden beispielsweise zu der Mannigfaltigkeit des Stammes kat verbinden, zusammenhalten, in Nr. 6: malaiisch rakat, javanisch reket, raket, deket (kawi auch daket), javanisch tjaket, batak lokot, dayak leket verbunden, javanisch muket umwickeln, iket Band usw., gegen bahnar kat, köt, stieng kot binden, mon dakat Knoten binden, nikobarisch kakat haben besitzen, khasi tynkat zusammen, santali hat Hand anlegen. Natürlich sind nicht alle 215 Nummern gleich überzeugend, aber eine stützt die andere und alle zusammen bilden eine Beweiskette, an deren Zusammenhang kaum noch zu rütteln sein dürfte. Zu ihrer richtigen Beurteilung darf man freilich nicht vergessen, was auch Schmidt S. 38 mit vollem Recht hervorhebt, daß gerade in den austronesischen Sprachen — und, fügen wir hinzu, gerade in diesen alten Wortbildungen — das ganze Präfixsystem schon vielfach erstarrt ist und daher die ursprünglichen Funktionen dieser Präfixe nicht mehr überall bestimmt werden können. Der Sicherheit an sich evidenter Etymologien kann dieser kleine Mangel keinen Abbruch tun, zumal wenn auf diesem Wege die ursprüngliche Bedeutung austronesischer Wörter einleuchtend festgestellt werden kann (vergl. die Beispiele S. 65 ff.).

In grammatischer Beziehung (S. 38 ff.) stellen sich die austronesischen Sprachen den Munda-Sprachen und dem Nikobarischen darin eng zur Seite, daß sie neben der Präfix- und Infix-Bildung auch die Suffix-Bildung in ausgedehnterem Maße verwenden. Die trotz des eben Gesagten bei denjenigen dieser Elemente, welche ihre ursprüngliche Bedeutung noch lebendig bewahrt haben, in reicher Fülle sich darbietenden formellen und funktionellen Uebereinstimmungen werden übersichtlich besprochen, wobei die Präfixe und Infixe m und n, deren weite Verbreitung bereits 1885 durch G. C. von der Gabelentz in seiner freilich weit über das Ziel hinausschießenden Abhandlung über das Nikobarische festgestellt ist, ganz besondere Beachtung verdienen. Dazu treten ferner (S. 48 ff.) die wichtige Uebereinstimmung in der Nachstellung des im Genitiv zu denkenden Wortes — ein scheinbar wenig erhebliches Moment, dessen grundlegende Wichtigkeit für die Klassifikation der Sprachen der Verfasser jedoch mit Bezug auf frühere Ausführungen hier wieder S. 16 ff. energisch betont hat — und sehr charakteristische Berührungen in der Bildungsweise der Personalpronomina. Die anthropologischen Schwierigkeiten, welche einer Verwandtschaft der austroasiatischen und austronesischen Völker einstweilen noch zu widerstreiten scheinen, hält P. Schmidt nicht für unüberwindlich. Er erwartet ihre Beseitigung von der gründlichen Revision des Begriffes der „malaiischen Rasse", mit der eigentlich vollständig aufgeräumt werden müsse: „An Stelle derselben hätte dann Name und Begriff jener Rasse zu treten, deren Bestehen in Vorder- und Hinterindien jetzt schon nachgewiesen ist, und mehr noch, als man das jetzt schon tut, müßte dann betont werden, daß die Abweichungen der Malaien, Javanesen, Philippiner usw. von dieser Rasse erst sekundärer Natur und aus der Beeinflussung durch mongolische Völker entstanden seien" (S. 62).

Ueber manche Einzelheit möchte ich ein abschließendes Urteil noch zurückhalten, so über die drei arischen Lehnwörter der austroasiatischen Sprachen (S. 23 ff.) über die „Spuren eines früheren Entwicklungszustandes der austroasiatischen und austronesischen Sprachen" (S. 54 ff.), oder über die Sprache des für die Geschichte Hinterindiens so bedeutsamen Tjam-Volkes, welche der Verfasser (S. 18) mit anderen ähnlichen Idiomen einer Mischgruppe einverleibt, die mit einer Mon-Khmer-Grundlage zahlreiche malaiische Entlehnungen vereinige, während ich zunächst an der entgegengesetzten Möglichkeit festhalten möchte. Aber die Hauptthese einer Verwandtschaft der beiden großen Sprachen-Komplexe ist sicher erwiesen und hat schon jetzt die Zustimmung von zwei der besten Kenner des malaio-polynesischen Gebietes gefunden: Kerns, der die Wortgleichungen Seite 124 ff. mit wertvollen Anmerkungen begleitete, und Renward Brandstetters, der in seinem kürzlich erschienenen „Prodromus zu einem vergleichenden Wörterbuch der malaio-polynesischen Sprachen" dem „geistvollen Essay" beifällige Anerkennung gezollt hat.

Alles in allem genommen, hat P. Schmidt in seinem bei verhältnismäßig kleinem Umfange ungemein inhaltreichen Buche in kühnen Zügen, aber mit sicherer Hand ein weit ausgreifendes Programm entworfen und begründet, welches für die Vorgeschichte des südöstlichen Asiens ganz neue Perspektiven eröffnet, und zu dessen allseitiger Erfüllung hoffentlich seine eigenen scharfsinnigen und methodischen Arbeiten noch manchen schönen Beitrag liefern werden.

München. Ernst Kuhn.

Bücher und Zeitschriften.

A travers la Banquise du Spitzberg au Cap Philippe, Mai-Aout 1905 par le *Duc d'Orléans*. Paris, Librairie Plon, 1907.

Herzog Philipp von Orléans, der sein Interesse an geographischen Forschungen schon mehrfach fruchtbringend betätigt hat, unternahm im Sommer 1905 eine Fahrt in das nördliche Eismeer zwischen Spitzbergen und Grönland auf dem Schiffe Belgica, das 1897/98 der Belgischen Südpolar-Expedition unter Adrien de Gerlache de Gomery gedient hatte und auch jetzt wieder von demselben eiserfahrenen Seemann und Forscher geführt wurde. Außer dem Herzog und ihm nahm noch ein Arzt, ein Maler und ein Zoologe an der Expedition teil. Die Besatzung bestand aus 20 Mann, teils Franzosen, teils Skandinaviern, darunter auch mehrere Fangleute.

Die Expedition hielt sich im Juni an der West- und Nordseite Spitzbergens auf, wo bekannte Stellen besucht wurden. Die Hinlopenstraße, welche die Hauptinsel vom Nordostland trennt, war Ende Juni vom Eise blockiert. Im Juli wurde von der Nordwestecke der Insel aus in westnordwestlicher Richtung der Uebergang nach Grönland versucht, um womöglich die Frage zu entscheiden, ob dort eine flachere Bank zwischen Grönland und Spitzbergen existiert, die nach der Annahme Nansens das Nordpolarbecken im Süden abschließen soll. Die Frage konnte nicht wesentlich gefördert werden, da das Schiff von dichten Eismassen bald gegen Süden abgedrängt wurde. Es folgte der Kante derselben nun zwischen 5° Ost- und 5° Westlänge von Greenwich südwärts, etwa bis zur Höhe von Kap Bismarck, wo die Forschungen der 2. Deutschen Polar-Expedition 1869/70 unter Koldewey an der Ostküste Grönlands zwischen 76° und 77° n. Br. geendet hatten. Hier gelang es, das Packeis zu durchqueren und die Ostküste Grönlands zu gewinnen. Schon nahe derselben wurde ein Fangschiff getroffen, welches von günstigen Eisverhältnissen auch nördlich von Kap Bismarck berichtete, und diese selten günstige Gelegenheit wurde nun erfolgreich benützt.

Hier beginnt der wertvollste Teil der Fahrt. Es gelang zum erstenmal, die Küste bis über den 78° n. Br. nordwärts zu verfolgen, Landungen auszuführen, insbesondere auf einer der Küste vorgelagerten Insel „Terre de France", zu sammeln, zu kartieren, zu zeichnen und in verschiedenen Abständen von der Küste zu loten.

Die Rückfahrt ging bis südlich von Kap Bismarck wieder dicht an der Küste entlang, dann in einigem Abstand davon an der Außenkante des fester liegenden Packeises. Annäherungen an die Küste erfolgten noch nördlich von Franz Josephs-Fjord und von Scoresby-Sund, doch ohne die Küste zu erreichen. Am 22. August kam man nach Reykjavik auf Island. Im September ging es heimwärts.

Das vorliegende Buch des Herzogs schildert den Verlauf der Fahrt; es beginnt sehr leicht mit Schilderungen kleiner Erlebnisse, lebhafter Pläne und der Aeußerungen der Freude an der Natur und der Gelegenheit, sie zu betrachten. Dann kommen Jagdgeschichten, recht ausführlich, gelegentlich mit kleinen naturwissenschaftlichen Ergebnissen durchmengt. Ohne die Form zu ändern, gewinnt das Buch dann zusehends an Interesse, und die Schilderungen von der Ostküste Grönlands sind als sehr wertvoll zu bezeichnen. Durch Wort und Bild bekommt man hier einen treuen und anschaulichen Eindruck von der zum erstenmal befahrenen Küste nördlich von Kap Bismarck und von den noch wenig bekannten Strecken südlich davon. Die Tatsache der besonders starken Eisblockade dieser Küstenstrecken, die als festliegendes Meereis gedeutet und von dem sich dahinter erhebenden Inlandeis klar unterschieden wird, erscheint in interessanter, früher von dänischer Seite nur vermuteter Beleuchtung durch die Entdeckung einer Untiefe (Belgica Bank) in einigem Abstand von der Küste, mit steinigem Boden, woraus auf die Moränennatur derselben geschlossen wird. An der Küste selbst wird fleißig gesammelt. Auch verlassene alte Eskimoniederlassungen wurden gefunden. Die Zeichnungen von der Küste sind von fundamentalem Wert, kurz, das Buch bringt eine wichtige Bereicherung unseres Wissens.

Beigefügt ist am Schluß eine kurze Geschichte der Entdeckungen an der Ostküste Grönlands, sowie Listen der erlangten Sammlungen von Vögeln und Säugetieren, nebst ihren Fundorten, der Lotungen und der meteorologischen Beobachtungen. Auch das Schiff und die Ausrüstung werden beschrieben. So ist das wissenschaftliche Material hier nochmals kurz und übersichtlich zusammengestellt. Zwei Karten von A. de Gerlache geben den Verlauf der Fahrt, die Lage und die Formen des Eises, die Tiefen des Meeres und die neuen Feststellungen an der Küste Grönlands.

Das gebotene Bildermaterial ist überreich. Es besteht aus Photographien und Zeichnungen. Anfangs überwiegen die Genrebilder in zu erheblicher Fülle, später die wissenschaftlich wertvollen Bilder von Küsten- und Eisformationen, namentlich aber von der Fauna. Mit besonderer Liebe, auch in vielen farbigen Bildern, ist die Vogelwelt dargestellt in jungen und alten Formen und in den verschiedensten Lagen nach dem Leben. Mehrfach hatte ich hier den Eindruck, daß der Zeichner sich von der Naturtreue entfernt hat, doch erhält man auch eine solche Fülle von eigenartigen und richtigen Darstellungen aus dem unerschöpflich reichen Leben der polaren Vogelwelt, wie ich sie noch nirgends gesehen habe. In diesen Zeichnungen nach der Natur liegt ein besonderer Reiz und Wert des Buches, auch wenn es nicht an Uebertreibungen fehlt. So darf man das Buch als eine wertvolle Bereicherung auch unserer Anschauungen von der Polarwelt begrüßen.

München. Erich v. Drygalski.

Aulus Cornelius Celsus. Ueber die Arzneiwissenschaft, in 8 Büchern. Uebersetzt und erklärt von Eduard Scheller. 2. Auflage. Nach der Textausgabe von Daremberg neu durchgesehen von Walther Frieboes, bisherigen Assistenten am Institut für Pharmakologie und physiologische Chemie zu Rostock. Mit einem Vorworte von Professor Dr. R. Kobert zu Rostock. Braunschweig 1906, Friedrich Vieweg u. Sohn. Preis 18 Mark.

Die Marksteine, welche den Entwicklungsgang der antiken griechischen Medizin bezeichnen, sind bekanntlich die Schriften des Hippokrates, des Celsus und Galen. Allerdings repräsentiert sich Celsus literarisch und zeitlich als ein Enzyklopädist aus der römischen Periode. Sein in lateinischer Sprache geschriebenes Gesamtwerk umfaßte unter dem Titel „Artes" neben der Medizin die Landwirtschaft, Kriegswissenschaft, Rhetorik, Philosophie und Jurisprudenz. Die hiervon allein noch erhaltenen acht Bücher über Medizin stellen indessen dem Inhalte nach ein Dokument ausschließlich griechischer Heilkunde dar, und zwar speziell auch ihrer mittleren Zeit, wie sie in der Schule von Alexandrien gegeben ist. Das Werk des Celsus ist für die Geschichte der Heilkunde und für die Erkenntnis des seit Hippokrates in der Medizin Geleisteten von um so größerer Bedeutung, weil gerade aus dem vorchristlichen Abschnitte der alexandrinischen Zeit direkte Literaturbelege nicht mehr vorhanden sind und Celsus seiner eigenen Angabe nach aus nicht weniger als 72 Schriftstellern dieser Periode geschöpft hat.

Die Lebenszeit des Celsus fällt in die Jahre 30 vor bis 50 nach Christi Geburt. Nachdem seinem Gesamtwerke schon gegen Ausgang der antiken Zeit das Schicksal nicht bloß einer fast völligen Nichtbeachtung, sondern auch das eines eigentlichen Verschollenseins widerfahren war, erfolgte die Wiederauffindung des die Medizin betreffenden Teiles um das Jahr 1460 durch den späteren Papst Nikolaus V. Da man die Bedeutung des Werkes bald würdigte, war es unter allen medizinischen Schriften eine der allerersten, welche durch die eben gemachte Erfindung der Buchdruckerkunst ihre Vervielfältigung erfuhr, und ebenso hat es seit jener Zeit kaum ein anderes Buch auf so zahlreiche Ausgaben gebracht. Dasselbe ist ferner, und zwar mehrfach, in die verschiedenen Hauptsprachen übersetzt worden. Unter den Uebersetzungen in das Deutsche ist jene von J. Khüffner, Mainz 1531 und Worms 1539, die von Be. Ritter, Stuttgart 1840, und vor allem die von Ed. Scheller, Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn 1846, zu nennen.

Vor kurzem nun ist von Walther Frieboes eine auf Veranlassung von Professor Kobert in Rostock unternommene Neubearbeitung der Schellerschen Uebersetzung im gleichen Verlage herausgegeben worden. Frieboes hat derselben die Textausgabe von C. Daremberg (Leipzig 1891, B. G. Teubner) zugrunde gelegt und außerdem verschiedene andere in der Neuzeit erschienene verbesserte Celsus-Texte, wie die französische Uebersetzung des Celsus von Védrènes (Paris 1876, G. Masson), die italienische von Angiolo del Lungo (Firenze 1904, G. C. Sansoni), sowie handschriftliche Notizen über drei neuaufgefundene Celsus-Handschriften benutzt, welche ihm von Professor Vitelli in Florenz aus dem literarischen Nachlasse seines Sohnes zur Verfügung gestellt waren. Der Neubearbeitung von Frieboes geht ein Vorwort von Prof. Kobert voraus, welches in ausgezeichneter Weise die Bedeutung des Werkes von Celsus sowohl in sprachlich-historischer Beziehung wie vor allem für die Medizin und zwar nach ihren einzelnen Fächern charakterisiert und würdigt. Mit Recht hebt Kobert hervor, daß die Schrift des Celsus das belangreichste Werk über Medizin sei, welches je von einem Laien geschrieben wurde, und daß ihm auch in lexikographischer Hinsicht ein besonderer Wert deshalb zusomme, weil Celsus zum ersten Male eine große Zahl medizinisch-technischer Ausdrücke ins Lateinische übertragen oder wenigstens umschrieben habe.

Was nun die Uebersetzung von Frieboes selbst betrifft, so kommt bei derselben gegenüber der ersten Ausgabe von Ed. Scheller neben der Lösung der Hauptaufgabe: auf Grund der

neueren philologischen Forschung eine — in den Fußnoten zugleich häufig näher motivierte — Verbesserung des Celsus-Textes wie auch überhaupt eine solche der Uebertragung zu bieten, zunächst der ausführliche Kommentar in Betracht, welchen Frieboes zum besseren Verständnisse der Bedeutung des Textes auch für den Standpunkt der heutigen Medizin, dem Werke zu, den in dessen einzelnen Kapiteln enthaltenen Krankheiten sowie anatomischen und therapeutischen Darlegungen beigegeben hat. Für diesen Kommentar hat Frieboes die einschlägigen medizinischen, naturwissenschaftlichen und naturwissenschaftlich-historischen Lehrbücher und Spezialschriften benützt. Ein besonderer Wert ist dem sehr ausführlichen Verzeichnisse der Arznei-, Nahrungs- und Genußmittel usw. beizulegen, welches Frieboes in den genannten Kommentar bei dem Abschnitte zu Buch V des Werkes, d. i. bei Beginn der Besprechung der hauptsächlich durch Medikamente zu heilenden Krankheiten, eingefügt hat. Wir finden in diesem Verzeichnisse eingehende Angaben über das Vorkommen, die verschiedenartige Benennung, die Eigenschaften und wirksamen Bestandteile, die Art der Verwendung der einzelnen Mittel. In einem weiteren Abschnitte des Buches sind die im Celsus-Texte vorkommenden Aerzte mit kurzen Notizen über ihr Leben und ihre Tätigkeit angeführt. Den Abschluß bildet ein für die Orientierung außerordentlich förderliches ausführliches Sachregister in deutscher, lateinischer und griechischer Sprache. Dem Buche sind ferner, abgesehen von einem Bildnisse des Aulus Cornelius Celsus, 26 Textfiguren und 4 Tafeln beigegeben. Die äußere Ausstattung des gesamten Werkes ist eine treffliche.

Wenn auch nicht verschwiegen werden soll, daß einer so schwierigen und ausgedehnten textkritischen Unternehmung wie der vorliegenden eine generell betätigte philologisch-fachmännische Mitarbeiterschaft wohl noch zu weiterem Vorteile gereicht hätte, so soll doch diese Bemerkung keine Schmälerung der Anerkennung und Würdigung des Verdienstes ausdrücken, welches der eine so große Summe von Arbeit einschließenden Leistung von Frieboes sowohl an sich wie nach der Richtung zukommt, daß sie als eine moderne Bearbeitung und Neuerschließung eines der bedeutungsvollsten Werke der medizinischen Weltliteratur im vollen Maße geeignet erscheint, den Kreisen der Aerzte und Medizin-Studierenden ein wahrhaft überzeugendes Dokument für den Wert historischer Betrachtung in ihrer Wissenschaft und Kunst zuzuführen.

Würzburg. Friedr. Helfreich.

Biologie und Humanismus. Von Rudolf Burckhardt. Drei Reden. Jena, Diederichs 1907.

Die Zeitströmung weist mächtig aus dem Staub der Bibliotheken, aus den Verließen der einseitigen Spezialforschung wieder ins reiche, farbige Leben hinaus. Wir dürfen, wir sollen wieder Menschen sein; die Stellung der lebensfeindlichen Gelehrsamkeit scheint ernstlich erschüttert. — Leider wird zunächst mehr ans Zerstören, denn ans Aufbauen gedacht, und manche der Zerstörer verfügen über mehr gute Absichten als Einsichten. Da freut es einen denn um so mehr, wenn man so vorzüglichen konstruktiven Ideen begegnet, wie sie Rudolf Burckhardt im Bändchen „Biologie und Humanismus“ zum Ausdruck bringt. Burckhardt hat richtig erkannt, daß der nächste, der einzig sichere Weg von der abstrakten Naturforschung zum Leben über die Persönlichkeit des Forschers führt. Und daher empfiehlt er als Heilmittel gegen die tötende Spezialisierung das ernste Studium der Geschichte der Naturwissenschaft. Man sehe doch die großen Entdecker am Werke! Das waren echte Menschen, bald Heldengestalten, bald Dichternaturen. Alle großen Forscher waren zumeist und vor allem große Menschen; königliches Blut rollte in ihren Adern. In seiner ersten Rede führt uns Burckhardt in die griechische Welt, zeigt, wie lebendig, wie großartig damals der Gelehrtentypus war. Und so leitet er denn seine Leser unmerklich zur Erkenntnis hinüber, daß die großen Zeiten der Wissenschaft stets an großes Menschentum gebunden waren. Und diese Einsicht birgt Zukunftshoffnungen: Vielleicht bedeutet die augenblickliche Erstarrung nur eine belanglose Episode? Vielleicht kehren auch unsere Wissenschaftler bald dem Leben zurück? — Wenn die Klassiker Menschen waren, „trotz“ ihres Riesengeistes, dann dürfen die Epigonen es erst recht sein. Mögen sie sich die Gestalten der Meister recht anschaulich vor Augen führen, anstatt sich mit einem Extrakt ihrer positiven Leistungen zu begnügen: und sie werden erkennen, daß es die Wissenschaft fördert, nicht schädigt, wenn ihre Jünger mit offenen Sinnen freudig im Leben stehen.

Berlin. H. v. Keyserling.

Allgemeine Rundschau.

Eine Ausstellung germanischer Altertümer in Berlin.

Die germanische Kunsttätigkeit des frühen Mittelalters hat bis in die jüngste Zeit in Deutschland selbst ein ziemlich geringes wissenschaftliches Interesse gefunden. Schuld daran mag sein, daß die Hauptstücke aus dieser Zeit, von denen eine anregende Wirkung ausgehen konnte — man denke an den Schatz von Petroassa, die Grabausstattung des Childerich, den Kronenfund von Guarrazar —, im Ausland gefunden wurden und an ausländische Museen kamen, und daß das, was Deutschland an germanischen Arbeiten des frühen Mittelalters besitzt, in den öffentlichen und privaten Sammlungen des Reiches zerstreut ist. Eine größere öffentliche Sammlung, die einen Ueberblick über die Kunsttätigkeit sämtlicher germanischer Völker des 5. bis 7. Jahrhunderts durch ein umfangreiches Material ermöglicht, hat bis heute in Deutschland gefehlt. Es scheint, daß die Grundlagen dafür jetzt in Berlin gelegt sind.

Die prähistorische Abteilung des Museums für Völkerkunde stellt im Kunstgewerbemuseum eine große Kollektion germanischer Altertümer aus. Die für die Kenntnis des Völkerwanderungsstils so wichtige Produktion der Ostgoten ist vertreten durch eine reichhaltige Sammlung von Schmuck- und Gebrauchsgegenständen aus Bronze und Edelmetalle, unter denen eine Serie von Fibeln und silbernen Schnallen mit Adlerköpfen und eingelegten Almandinen besonders interessiert. Ein goldenes Diadem mit in Zellen aufgesetzten Karneolen, große Gehänge mit Edelsteinperlen lassen die Verarbeitung des Edelsteins studieren. Die ostgotische Kunst Italiens ist durch eine einzigartige Sammlung von großen Gürtelschnallen und eine zierliche Fibel aus Gold mit inkrustierten Granaten von guter Arbeit dargestellt. Das Glück hat es gewollt, daß auch von dem großen westgotischen Votivkronenfund von Guarrazar bei Toledo, in den sich die Museen von Paris und Madrid geteilt haben, wenigstens ein Bruchstück nach Berlin gekommen ist. So kann an diesem Fragment wie an ein paar schönen goldenen Armbändern die spätere westgotische Goldschmiedetechnik auch bei uns kennen gelernt werden. Von der fränkischen Hinterlassenschaft, auf französischem und deutschem Boden gefunden, Schmuckgegenstände mannigfacher Art, mögen zwei silberne Greifenfibeln, deren Form wohl durch sassanidische Vorbilder beeinflußt ist, sowie ein gläsernes Trinkhorn genannt werden. Auch die seltenen, schwer zu erreichenden angelsächsischen Altertümer sind durch ein paar Stücke vertreten.

t.

Bekämpfung der Schlafkrankheit in Ostafrika.

Einer Reuter-Nachricht aus Entebbe zufolge macht der neue Gouverneur des englischen Protektorats Uganda (Britisch-Ostafrika) gewaltige Anstrengungen zur Bekämpfung der Schlafkrankheit. Bekanntlich wird diese Krankheit durch Protozoen (die Trypanosomen) erregt, die durch den Stich der berüchtigten Tsetsefliege von kranken auf gesunde Personen übertragen werden. Der Ausbreitung der Krankheit, welcher, namentlich in den letzten Jahren, in Ostafrika zahlreiche Eingeborene und selbst Europäer zum Opfer fielen, soll nun teils durch Vertilgung, teils durch Unschädlichmachung der Tsetsefliege entgegengewirkt werden. Zunächst werden die Eingeborenen gezwungen, die nördlichen Küstengebiete des Viktoria-Nyanza, in denen die Tsetsefliege vorzugsweise heimisch ist, zu verlassen, während in der Umgebung der Hafenorte, wie Entebbe und Jinja, in den als Brutstätten dieser Fliege vorzugsweise in Betracht kommenden Gebieten die gesamte Vegetation vernichtet und damit auch die Fliege ausgerottet wird. Ferner werden auf Anordnung des Gouverneurs die bereits von der Schlafkrankheit befallenen Personen fortan isoliert und gleichzeitig Schutzmaßregeln getroffen, durch welche die Tsetsefliege verhindert wird, aus dem Blut dieser Kranken Trypanosomen aufzunehmen und sie dann wieder auf Gesunde zu übertragen.

Es ist keine Frage, daß, wenn es gelingt, alle diese Maßregeln strikte durchzuführen, die heimtückische Krankheit in absehbarer Zeit aus Uganda verschwinden wird. Im benachbarten Deutsch-Ostafrika, wo die Schlafkrankheit in den letzten Jahren gleichfalls sehr häufig auftrat, ist, wie man weiß, Professor Robert Koch seit mehreren Monaten bemüht, ihrer weiteren Ausbreitung auf einem ganz anderen Weg, nämlich durch Impfung der Eingeborenen mit Atoxyl (einer von ihm zuerst zu diesem Zweck verwendeten Arsenverbindung) vorzubeugen. Uns will scheinen, daß eine Kombination der beiden Methoden zur Bekämpfung der heimtückischen Krankheit — Ausrottung der Tsetsefliege, Isolierung und fliegendichte Absperrung der Kranken einerseits und Immunisierung der Gesunden andrerseits — das gewünschte Ziel am schnellsten und sichersten würde erreichen lassen.

l.

Kleinere Mitteilungen.

* **Eine kostbare Handschrift.** Eine chinesische Uebersetzung der Anatomie des Franzosen Pierre Dionis, versehen mit gelungenen Nachbildungen der anatomischen Tafeln aus dem im Mittelalter berühmten Werke des dänischen Anatomen Thomas Bartholin aus der Zeit des chinesischen Kaisers Khanghi (1662—1722), hat sich im Privatbesitz eines Kopenhagener Kaufmanns gefunden, der die Handschrift, ohne ihre eigentliche Bedeutung zu ahnen, gelegentlich während seines langjährigen Aufenthaltes in Peking von einem Kuli erworben hat. Johann H. Plath erzählt in seinem 1830 erschienenen Buche „Die Völker der Mandschurei" über die Reformen des Kaisers Khanghi, der nicht nur das Rechtssystem, sondern auch die europäische ärztliche Kunst in China einzuführen versuchte. Er übertrug, wie die „K. Z." mitteilt, dem französischen Jesuiten Perennin, eine europäische Anatomie zunächst in das Chinesische und daraus in das Mandschurische (die Hofsprache) zu übersetzen. Es wurden für diese Arbeit 20 Mandarine und ein ganzer Stab von Zeichnern in Tätigkeit gesetzt, die fünf Jahre an der Uebersetzung arbeiteten. Perennin benutzte für den Text die Anatomie des Franzosen Pierre Dionis, während er die Tafeln der Anatomie des dänischen Anatomen Thomas Bartholin entnahm, die damals (1677) vielleicht das populärste anatomische Lehrbuch unter den europäischen Studierenden war. Die Uebersetzung, die vielleicht bestimmt war, das Handbuch der Anatomie für die chinesische Wissenschaft der Medizin zu werden, wurde einstweilen nur in drei handschriftlichen Exemplaren für den Privatgebrauch des Kaisers hergestellt. Da kam die große Revolution, der der Kaiser und mit ihm die Arbeit zum Opfer fiel. Die ganze Erzählung von der Uebertragung einer europäischen Anatomie ins Chinesische ging im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr ins Reich der Fabel über. Die eigenen Worte Bartholins in der Vorrede einer späteren Auflage von 1677: „Ja der grosse Mogoll aus sonderlicher Begierde des Menschen Wesen zu wissen hat es (das Buch) in die indianische Sprache durch einen fremden Medicum vertiren lassen" — wurden vielfach von Historikern und Medizinern für eine Art Gelehrtenprahlerei angesehen. Aber nun hat sich der Beweis gefunden, daß das köstliche, vielleicht das einzige Dokument, das über das Verhältnis eines chinesischen Kaisers zu europäischer Kultur vor 200 Jahren und über den mißglückten Versuch, europäische Wissenschaft in asiatischen Boden zu verpflanzen, Auskunft zu geben vermag. Der Carlsberg-Fonds hat eine größere Summe für die Drucklegung der Handschrift bewilligt.

H. **„Wissen und Leben".** Unter dem Vorsitz des Romanisten der Züricher Universität Professor Dr. Bovet sind am 23. März Vertreter von Industrie, Handel, Wissenschaft und Kunst in Zürich zusammengetreten, um über die Anbahnung engerer Beziehungen zwischen den verschiedenen Gebieten zu beraten. Die Beratungen zeitigten die Gründung einer schweizerischen Gesellschaft unter dem Namen „Wissen und Leben", sowie die Herausgabe einer Zeitschrift gleichen Namens, die in nächster Zeit alle 14 Tage erscheinen soll. Präsident der neuen Gesellschaft, zu der sich sofort 80 Mitglieder anmeldeten, wurde Professor Bovet. Der Vorstand wurde aus namhaften Vertretern der verschiedenen Gebiete bestellt.

* **Internationaler landwirtschaftlicher Kongreß.** Der achte internationale landwirtschaftliche Kongreß findet im Mai 1907 in Wien statt. Die Beteiligung wird voraussichtlich sehr stark sein, da bis heute schon mehr als 1000 Anmeldungen vorliegen. Alle Kulturstaaten der Welt haben Vertreter in Aussicht gestellt. Das deutsche Auswärtige Amt hat bekannt gegeben, daß eine offizielle Beteiligung des Deutschen Reiches auf dem Kongresse in Aussicht genommen ist. — Das österreichische Eisenbahnministerium hat auf Ansuchen der Kongreßleitung einen Erlaß herausgegeben, demzufolge den Kongreßteilnehmern auf den Linien der österreichischen Staatsbahnen für die Fahrt nach Wien in der Zeit vom 10. bis einschließlich 24. Mai und für die Rückfahrt auf Entfernungen über 50 Kilometer eine Fahrpreisermäßigung von 50 Prozent der normalen Gebühren zu gewähren ist.

H. **Aerztliche Fortbildungskurse.** Wie in den Vorjahren werden auch in diesem Sommer an den Universitäten Freiburg und Heidelberg Fortbildungskurse für praktische Aerzte durch die Professoren und Dozenten der beiden Universitäten, in der Zeit vom 15. Juli bis 3. August, abgehalten werden, wobei den Teilnehmern an den Kursen auch der Besuch der Kliniken und die Teilnahme an sonstigen Vorlesungen der medizinischen Fakultäten gestattet ist.

* **Preise und Stiftungen.** Der Hauptausschuß für Krebsforschung hat dem Berliner Sanitätsrat Dr. J. Wolff in Anerkennung seines Werkes über die Geschichte der Krebskrankheit und zur Förderung weiterer Forschungen auf diesem Gebiete 2000 M bewilligt. — Die Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde in Köln setzt aus der ihrer Verwaltung unterstellten Mevissen-Stiftung zwei Preise für die beste Bearbeitung folgender Themata aus: Ueber Begründung und Ausbau der brandenburgisch-preußischen Herrschaft am Niederrhein (Preis 3000 M, Einlieferungszeit 1. Oktober 1908); Konrad von Heresbach, mit besonderer Rücksicht auf seine Bedeutung als Pädagog (Preis 2000 M, Einlieferungszeit 1. Juli 1909).

hc. **Personalien.** Seinen 70. Geburtstag feiert am 29. März der Direktor der kgl. bayer. Forstlichen Hochschule in Aschaffenburg, Oberforstrat und Professor der Forstwissenschaft Dr. ök. publ. Hermann v. Fürst.

*

Hochschulnachrichten.

hc. **Karlsruhe.** An der hiesigen Technischen Hochschule habilitierte sich für das Fach der theoretischen Physik Dr. phil. Herbert Hausrath, Assistent bei Professor Arnold am elektrotechnischen Institut.

* **Berlin.** Professor Dr. Karl Foy, Lehrer des Türkischen am orientalischen Seminar der hiesigen Universität, ist an einem Magenleiden plötzlich gestorben. Er hat ein Alter von 50 Jahren erreicht.

*

Büchereinlauf.

Nachschlagewerke, Kalender u. s. w.

Kärnten. Ein Reisehandbuch, herausgegeben vom Landesverband für Fremdenverkehr in Kärnten. Redigiert von Dr. Gustav Zoepfl. Klagenfurt 1906. 808 S. (geb. 3 M.)

E. v. Szczepanska: Was muß ein junges Mädchen vor und von der Ehe wissen. 4. Aufl. Dessau. Anhaltische Verlagsanstalt (Inhaber: Hermann Oesterwitz). 41 S.

Geschichte und Politik.

Ludwig Schemann: Gobineau-Sammlung der Kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg. Mit 3 Tafeln in Lichtdruck. Straßburg 1907. Verlag von Karl J. Trübner. 37 S. (1.50 M.)

Karl Oetker: Die Neger-Seele und die Deutschen in Afrika. Ein Kampf gegen Missionen, Sittlichkeits-Fanatismus und Bureaukratie vom Standpunkte moderner Psychologie. München 1907. J. F. Lehmanns Verlag. 46 S. (1.20 M.)

Wahlaufrufe und Wahlkundgebungen zur Reichstagswahl 1907. Fürst Bülows Abrechnung mit Zentrum und Sozialdemokratie im neuen Reichstage. Buchhandlung der Nationalliberalen Partei. Berlin W. 9. 146 S. (1 M.)

Rechts- und Staatswissenschaft.

Die Mannheimer Wohnungsfrage und die Bau- und Bodenpolitik der Stadtgemeinde. Denkschrift des Oberbürgermeisters Beck an den Stadtrat der Hauptstadt Mannheim. 107 S.

Hermann Scholl: Die Notwendigkeit der Sonntagsruhe. (Sonderabdruck aus dem „Fortschritt".) 14 S.

Paul Daude: Das Reichsgesetz betreffend das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste und der Photographie. (Sammlung von Handkommentaren deutscher Reichsgesetze.) Stuttgart u. Leipzig 1907. Deutsche Verlags-Anstalt. 110 S. (geb. 2.50 M.)

Paul Oertmann: Recht und bürgerliches Gesetzbuch. Zweites Buch: Schuldrecht. 1. Abteilung: Allgemeine Lehren. 2. Abteilung: Die einzelnen Schuldverhältnisse. (Sammlung Göschen Nr. 323/24.) Leipzig 1907. G. J. Göschensche Verlagshandlung. 152 und 174 S. (geb. je 80 Pfg.)

Fritz Schulz: Rückgriff und Weitergriff. Studien zur gesetzlichen und notwendigen Zession. (Studien zur Erläuterung des bürgerlichen Rechts. Herausgegeben von Rudolf Leonhard. 21. Heft.) Breslau 1907. Verlag von M. u. H. Marcus. 134 S. (3.60 M.)

Rudolf Leonhard: Der Irrtum als Ursache nichtiger Verträge. 2. Auflage. 1. Teil: Vertragsbestandteile und Irrtum. (Studien zur Erläuterung des bürgerlichen Rechts. Herausgegeben von Rudolf Leonhard. 22. Heft.) Breslau 1907. Verlag von M. u. H. Marcus. 283 S. (6 M.)

Georg Lelewer: Die strafbaren Verletzungen der Wehrpflicht in rechtsvergleichender und rechtspolitischer Darstellung.

Wien u. Leipzig 1907. K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlagsbuchhandlung Carl Fromme. 255 S.

Methoden des gewerblichen Einigungswesens. Verhandlungen der dritten Generalversammlung der Gesellschaft für Soziale Reform am 3. und 4. Dez. 1906 in Berlin. Mit dem Tätigkeitsbericht für 1905/06, den Statuten und dem Verzeichnis der Vorstands- und Ausschußmitglieder. (Schriften der Gesellschaft für Soziale Reform. 2. Band, Heft 11 und 12.) Jena 1907. Verlag von Gustav Fischer. 239 S. (1.50 M.)

Alfred v. Overbeck: Niederlassungsfreiheit und Ausweisungsrecht. Dargestellt auf der Grundlage des deutsch-schweizerischen Vertrages vom 31. Mai 1890. Eine Untersuchung über die öffentlich-rechtliche Stellung des Ausländers. (Freiburger Abhandlungen aus dem Gebiete des öffentlichen Rechts. Heft 10.) Karlsruhe i. B. 1907. Druck und Verlag der G. Braunschen Hofbuchdruckerei. 143 S. (3 M.)

Otto Henne am Rhyn: Prostitution und Mädchenhandel. Neue Enthüllungen aus dem Sklavenleben weißer Frauen und Mädchen. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig 1907. Hans Hedewigs Nachf. (Curt Ronninger). 96 S. (80 Pfg.)

Mathematik und Naturwissenschaften.

Ph. Hartwig: Das Stereoskop und seine Anwendungen. Mit 40 Abbildungen im Text und 19 stereoskopischen Tafeln. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 135. Bändchen.) Druck und Verlag von B. G. Teubner. Leipzig 1907. 70 S. (geb. 1.25 M.)

Adolf Hansen: Goethes Metamorphose der Pflanzen. Geschichte einer botanischen Hypothese. In zwei Teilen. Mit 9 Tafeln von Goethe und 19 Tafeln vom Verfasser. 1. Teil: Text. 2. Teil: Tafeln. Gießen 1907. Verlag von Alfred Töpelmann (vormals J. Ricker). 380 S. (brosch. 22 M, geb. 24.20 M.)

Der Mensch und die Erde. Die Entstehung, Gewinnung und Verwertung der Schätze der Erde als Grundlage der Kultur. Herausgegeben von Hans Kraemer in Verbindung mit ersten Autoritäten. Erste Gruppe. 17., 18. und 19. Lief. Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. Berlin W. 57. (Lieferung 60 Pfg.)

Rechenbuch für Metallarbeiterklassen an gewerblichen Fortbildungs- und Fachschulen. Unter Mitwirkung von A. Neuschäfer herausgegeben von Wilhelm Gückes und Emil Jurthe. Drei Teile. Frankfurt a. M. 1906. Verlag von Franz Benj. Auffarth. 79, 79 u. 110 S. (75, 75 und 70 Pfg.)

J. Bongardt: Die Naturwissenschaften im Haushalt. 1. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für die Gesundheit der Familie? Mit 31 Abbildungen im Text. 2. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für gute Nahrung? Mit 17 Abbildungen im Text (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 125. u. 126. Bändchen.) Druck und Verlag von B. G. Teubner. Leipzig 1906/07. 121 u. 137 S. (Jedes Bändchen geb. 1.25 M.)

Medizin.

P. H. Gerber: Die menschliche Stimme und ihre Hygiene. Sieben volkstümliche Vorlesungen. Mit 20 Abbildungen im Text. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 136. Bändchen.) Druck und Verlag von B. G. Teubner. Leipzig 1907. 116 S. (geb. 1.25 M.)

Alfred Adler: Studie über Minderwertigkeit von Organen. Berlin u. Wien 1907. Urban u. Schwarzenberg. 92 S. (3 M.)

W. Graf: Sonnenstrahlen als Heil- und Vorbeugungsmittel gegen Tuberkulose. Veröffentlicht im Auftrage der Ortsgruppe Heidelberg des Vereins zur Bekämpfung der Tuberkulose mit Begleitwort von Professor Dr. Hammer. Heidelberg 1907. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 34 S. (50 Pfg.)

A. Goldscheider: Ueber die physiologischen Grundlagen der physikalischen Therapie. Vortrag. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift für physikalische und diätetische Therapie.) Leipzig 1907. Verlag von Georg Thieme. 25 S. (1 M.)

Orlowski: Der Tripper. Laienverständlich dargestellt. Würzburg 1907. A. Stubers Verlag (Curt Kabitzsch). 46 S. (90 Pfg.)

Orlowski: Die Syphilis. Laienverständlich dargestellt. Würzburg 1907. A. Stubers Verlag (Curt Kabitzsch). 37 S. (90 Pfg.)

Technologie.

Conrad Rapp: Die Marmeladenfabrikation nach englischem Verfahren. Magdeburg u. Wien 1906. Schallehn u. Wollbrück. 114 S. (4.50 M, geb. 5 M.)

Philosophie und Aesthetik.

Adolf Hansen: Haeckels „Welträtsel" und Herders Weltanschauung. Gießen 1907. Verlag von Alfred Töpelmann (vormals J. Ricker). 40 S. (1.20 M.)

Arthur Drews: Das Lebenswerk Eduard v. Hartmanns. Den deutschen Studenten der Philosophie gewidmet. Leipzig. Verlag von Theod. Thomas. 67 S. (1.50 M.)

Joseph Petzoldt: Das Weltproblem von positivistischem Standpunkte aus. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 133. Bändchen.) Druck und Verlag von B. G. Teubner. Leipzig 1907. (geb. 1.25 M.)

Max Messer: Max Stirner. Mit einem Titelbild. (Die Literatur. Herausgegeben von Georg Brandes.) Bard, Marquardt u. Co. Berlin. 71 S. (In Orig.-Einband 1.50 M.)

Cölestin Schöler: Praktische Denklehre, auf neuen Grundlagen gemeinverständlich dargestellt. Amstetten (Niederösterreich) 1906. Im Selbstverlag des Verfassers. 131 S.

Alex. Wernicke: Kant . . . und kein Ende? 2. Auflage. Braunschweig 1907. Druck und Verlag von Joh. Heinr. Meyer. 62 S.

Friedrich Nietzsches Werke. Taschen-Ausgabe. 7., 8., 9. und 10. Band. Leipzig 1906. C. G. Naumann Verlag. 502, 503, 538 und 498 S. (brosch. pro Band 4 M, geb. 4.80 M.)

Herdis Krarup: Die Metaphysiologie Alfr. Lehmanns, kritisch erläutert. Berlin 1907. Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. 32 S. (1.35 M.)

Richard Burdinski: Der Kampf um die Weltanschauung in Berlin. Ausführlicher Bericht über die Vorträge des Jesuitenpater Wasmann und den Diskussionsabend mit kritischen Bemerkungen. Berlin 1907. Verlag von Rosenbaum u. Hart. 41 S. (60 Pfg.)

Bildende Kunst, Theater und Musik.

Georg Dehio: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Im Auftrage des Tages für Denkmalspflege. Band 2. Norddeutschland. Berlin 1906. Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G. 499 Seiten.

Hermann Muthesius: Landhaus und Garten. Beispiele neuzeitlicher Landhäuser nebst Grundrissen, Innenräumen und Gärten. München 1907. Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. (In Leinen geb. 12 M.)

Max Kemmerich: Die frühmittelalterliche Porträtmalerei in Deutschland bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Mit 38 Abbildungen. München 1907. Verlag von Georg D. W. Callwey. 167 S. (Preis 8 M.)

Paul Krais: Aufforderung zum Kampf gegen die unechten Farben. Ein offener Brief an das Publikum. (Sonderabdruck aus den Grenzboten, 1907. Heft 10 u. 11.) 22 S.

Berichte der Internationalen Musikgesellschaft. I. Bericht über den zweiten Kongreß der Internationalen Musikgesellschaft zu Basel vom 25.—27. September 1906. Leipzig 1907. Druck und Verlag von Breitkopf u. Härtel. 248 S. (7.50 M.)

Erziehung und Unterricht.

Alwin Pabst: Die Knabenhandarbeit in der heutigen Erziehung. Mit 21 Abbildungen im Text und einem Titelbilde. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 140. Bändchen.) Druck und Verlag von B. G. Teubner. Leipzig 1907. 118 S. (geb. 1.25 M.)

Bericht über den IX. Deutschen Fortbildungsschultag und die XV. Generalversammlung des Deutschen Vereins für das Fortbildungsschulwesen in München am 5., 6. und 7. Oktober 1906. Herausgegeben vom 1. Vorsitzenden des Preßausschusses Karl Freytag. Druck von Carl Aug. Seyfried u. Co. Carl Schnell). München. 144 S. (75 Pfg.)

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1907. 139. Band. Sechstes Heft. (3677)

Inhalt: Zur Geschichte der Konflikte zwischen Unter- und Oberhaus im 19. Jahrhundert. — Die mittelalterliche Scholastik nach ihrem Umfange und Charakter (Schluß). — Das Aufsteigen des Laientums in der katholischen Kirche. — Ueber Deutsch-Ostafrika. — Die kirchliche Lage und die Wühlarbeit des Ministeriums Clemenceau in Frankreich. — Reichstagsbrief.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1907. München, Sonntag, 31. März. Nummer 75.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Insertionspreis: Die viergespaltene Kolonelzeile 35 Pf.

Quartalpreis für die Allgemeine Zeitung mit der Beilage in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
Ausgabe der Wissenschaftlichen Beilage allein in Wochenheften in München M. 3.—, durch die Post bezogen M. 4.50.
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—.)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch alle Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Julius Petersen in München-Solln.

Inhalt:

Zum Jubiläum eines Dichtwerks. Von Professor Dr. Alfons Kißner (Marburg i. H.)

Tragisches Epigonentum. Von Dr. Richard Schaukal (Wien).

Neue Frauen-Belletristik. Von Archivrat Dr. Rudolf Krauß (Stuttgart).

Bücher und Zeitschriften.

Julius Lippert: Bibelstunden eines modernen Laien. — Karl Eugen Neumann: Die Reden Gotamo Buddhos. — Mönkemöller: Geisteskrankheit und Geistesschwäche in Satire, Sprichwort und Humor.

Allgemeine Rundschau.

Eine Bergwerksverordnung aus dem Altertum.

Kleinere Mitteilungen. — Hochschulnachrichten.

Zum Jubiläum eines Dichtwerks.

Wir haben aus dem Jahre 1507 den Brief einer italienischen Fürstin, der für die Literaturgeschichte von Wichtigkeit geworden ist. Die von Jacob Burckhardt als „unerschütterlich ruhige, im Beobachten schalkhafte und liebenswürdige, zur Unterstützung jeder künstlerischen Bestrebung bereite und das Große wahrhaft bewundernde Frau" gefeierte Isabella von Este, Gemahlin des Marchese Gian Francesco Gonzaga von Mantua, dankt darin ihrem Bruder, dem Herzog Alfons I. von Ferrara, für seinen Glückwunsch zu ihrer Entbindung von einem Sohne (dem nachher so berühmt gewordenen Ferrante Gonzaga). „Ganz besonders danke ich," fügt die Marchesana hinzu, „daß Ihr mir als Boten Messer Lodovico gesandt habt; denn abgesehen davon, daß er mir als Vertreter Eurer Herrlichkeit willkommen war, hat er auch durch sich selbst mir hohe Befriedigung gewährt und durch Bericht über das Werk, an dem er schafft, mich diese zwei Tage nicht nur ohne Müdigkeit, sondern mit großem Vergnügen verbringen lassen."

Das Werk, dessen Plan Lodovico Ariosto der Mantuaner-Fürstin entwickelte, war der Orlando Furioso, und jene beiläufige Bemerkung der Marchesana ist der erste Beleg für das Vorhandensein einiger Gesänge — man weiß nicht, wie vieler — des unsterblichen Gedichtes. Die Marchesana ahnte nicht, daß — neun Jahre später — die vollendete Dichtung einen allgemeinen Sturm des Entzückens hervorrufen, daß ganz Italien dem Verfasser zujubeln und ihn als den höchsten Dichtergenius der Nation mit dem Beinamen des Göttlichen begrüßen sollte.

Seitdem hat der Ruhm Ariosts nichts an seinem Glanze verloren. Noch heute ist es unbestritten, daß wir im Rasenden Roland, der einen Goethe zu begeisterter Bewunderung hinriß, das poetische Meisterwerk der gesamten großen Renaissanceperiode zu erkennen haben. Ob der Dichter ernste Töne anschlägt und, wie es zuweilen geschieht, zum Pathetischen sich erhebt, oder ob er — was er bei weitem vorzieht — im behaglichen Plauderton, ein Lächeln auf den Lippen, erzählt, köstlich in seiner leisen Ironie und schalkhaften Anmut, hier und da Leuchtkugeln des Witzes emporschickend oder die Schellenkappe des Humors — eines gar prächtigen Humors — schüttelnd; ob er die altromantische Wunderwelt aufbaut, innerhalb der gegebenen phantastischen Bedingungen stets durch Folgerichtigkeit und einen wahrhaft modernen Wirklichkeitssinn uns überraschend — immer ist er voll Leben, frisch und anziehend. Ganz besonders hoch werden wir Neueren es ihm anrechnen, daß er, streng künstlerisch schaffend, durch fein abgewogene Gestaltung des einzelnen Vorwurfs den ästhetischen Sinn zu ergötzen weiß. Das gilt auch von jenen Stellen, wo Ariosto in besonders übermütiger Laune, ein umgezogener Liebling der Grazien, mit dem Ton der verwegensten Fableaux wetteifert und fast die Grenze des Erlaubten überschreitet. Des Dichters vollendetste Kunst weiß auch den heikelsten Stoff zu adeln.

Wenn der Rasende Roland nun gegenwärtig gewissermaßen das vierhundertjährige Jubiläum seines Daseinsbeginnes feiert, werden wir Deutsche als Gratulanten nicht zurückbleiben dürfen. Und mit welcher besseren Festgabe könnten wir erscheinen als mit dem Kunstwerk selbst in deutscher Fassung? Zumal wir uns sagen müssen, daß wir, die Uebersetzer par excellence, wie man uns genannt hat, mit den bis jetzt vorhandenen Uebertragungen dem Original noch nicht gerecht geworden sind. Ein neuer deutscher Roland tut uns not. Aus folgenden Gründen.

Der alte Gries, der vor hundert Jahren seine Uebersetzung schrieb, genügt nicht mehr. Unreine Reime und holprige Verse vertragen wir heutzutage nicht. Das gleiche gilt von der Uebersetzung von H. Kurz. Paul Heyse, der verbessernd nachgeholfen hat, gibt nur einen Auszug für „Familienkreise". Gildemeister war ganz der Mann, einen mustergültigen deutschen Roland zu liefern, aber er hat (1881) offenbar sehr schnell, zum Teil recht nachlässig gearbeitet, läßt sich Verstöße gegen den Sinn zuschulden kommen und springt manchmal allzu unbekümmert mit dem Sinn um. Wo es ihm paßt, nimmt er in seine Verse hinein, was in der Vorlage gar nicht vorhanden ist. „Kein Gebet der Faster" heißt es Ges. 31, St. 5, ohne daß irgend etwas derartiges bei Ariosto stände, aber es war ein Reim auf „aster" vonnöten. 27,45 steht: „Dann ließ er nach des blinden Gotts Belieben die Lose ziehn", während instabil' dea, die launenhafte Göttin Fortuna gemeint ist. Ein eiliger Blick in den Kurzschen Text, der „blinde Göttin" bietet, hat wohl das Mißverständnis veranlaßt, bei dem es besonders fatal ist, daß im Italienischen das Femininum dea ja niemals auf die Liebe gehen kann.

Auch gestattet sich Gildemeister Provinzialismen, die oft kaum verständlich sind (wie „Astolt, der König, dem die Lombardei Von seinem Bruder Mönch war abgestanden“ [?] oder „Die waren sehr erbost und angetan Von dieser Botschaft“) und Nachlässigkeiten, wie die folgenden: „Als einst von Troja heim die Griechen zogen Nach zwanzigjähriger Abwesenheit“ (das soll ein Vers sein!) oder „Vor diesem Schwerte werden die Paniere Der Feinde flüchten oder umgekehrt“ [!]). Er gebraucht, wie im kaufmännischen Stil, die Inversion nach „und“ (z. B. „Der Markgraf schlägt abseits von Agramant Furchtbare Schlacht, und zeigen diese beiden“) und erlaubt sich beliebig Taktumstellung, wodurch bedenkliche Verse herauskommen („Und als er sich aufrichtet, will's nicht glücken“; — „Rings widerhallen mit graunhaftem Klange“; — „In der man zwei Schwertstreich' austeilen könnte“;—„Dagegen führen Karls Feldherrn und Recken“). Schlimmer sind unlogische Wendungen wie „Bisher dem Plane der Franzosen Beistand schenkend, Schlägt sie mit Fiebern statt mit Lanzen nieder“).

Das Sündenregister ließe sich noch sehr vermehren; allein es widerstrebt mir, den Beckmesser zu spielen. Auch steht ja sonst Gildemeisters Uebersetzerruhm fest; nur im Roland ist er zu wenig sorgfältig gewesen.

Am schwersten wiegt, daß Gildemeister, wie Kurz, nicht die einheitliche Stanze, sondern nach dem Vorbild Lord Byrons, der für seine Zwecke eine saloppe Form brauchte, beliebig wechselnde, für die Uebersetzer freilich viel bequemere, Varianten derselben angewendet hat. Wer aber etwas vom Reiz italienischer Oktaven deutsche Leser fühlen lassen will, darf sich von der einheitlichen, geschlossenen Form nicht entfernen. Dem Bedürfnis nach Abwechslung genügt der festgelegte dreifache Reim (b—d—f). Die Melodie der Stanze verklingt, wenn die Versausgänge durcheinandergeworfen werden. Auch die beiden Schlußverse müssen klingend sein. „Wenn ich die Endverse der Stanze stumpf finde, so habe ich das Gefühl, wie wenn einer königlich gekleideten Frauengestalt die Schleppe abgetreten würde“, ist das Wort eines Kenners, das zu Recht besteht. Daß wir uns auf gleichbewegten Wellen des Rhythmus wiegen müssen, hat auch Goethe wohl gewußt: er gebraucht ausschließlich („Zueignung“, „die Geheimnisse“) die einheitliche Form. Gries suchte ihm zu folgen, vermochte aber die Einheitlichkeit nicht durchzuführen. In einer durch Entlehnungen aus Kurz, Heyse, Gildemeister herbeigeführten Ausbesserung des Griesschen Textes ist sie gleichfalls nicht erzielt worden.

Eine neue deutsche Ariost-Ausgabe, muß dem verfeinerten ästhetischen Empfinden unserer „reizsamen“ Zeit Rechnung tragen: sie muß die geschlossene einheitliche Form festhalten und ebenso reine Reime. Auch Gildemeister hat letztere angestrebt, ist aber doch nicht vor Reimen wie „Väter — Städter“, „rings — links“, „Fuße — Toulouse“ zurückgeschreckt. Erforderlich sind sodann Anmerkungen, die — wenn sie auch mit Rücksicht auf den Durchschnittsleser wohl möglichst knapp gehalten sein müssen, ihm die notwendigen historischen, literarischen und sonstigen Aufklärungen bieten. Namentlich wird — was bis jetzt von sämtlichen deutschen Uebersetzern vernachlässigt worden ist — auch den Quellen vieler Wendungen, namentlich von Gleichnissen, wenigstens in den wichtigsten Fällen, Aufmerksamkeit zu schenken sein; denn oft gewinnen wir erst den rechten Eindruck, wenn wir über die zugrunde liegende von Ariost als bekannt vorausgesetzte Entlehnung oder Anspielung auf Stellen aus klassischen oder späteren Autoren unterrichtet sind. Empfehlen wird es sich auch, in den Anmerkungen gelegentlich an Stellen der Dichtung anzuknüpfen, um Ariosts künstlerisches Verfahren zu beleuchten; gewissermaßen in seine poetische Technik Einblick zu gewähren.

Nach diesen Grundsätzen ist in einer neuen, bei Georg Müller in München demnächst erscheinenden Uebersetzung des Rasenden Roland verfahren worden. Der jüngste deutsche Nachdichter des göttlichen Lodovico hat sich dabei nicht verhehlt, daß natürlich eines das Wichtigste bleibt: eine aus Sprachgefühl und Formgeschick hervorgegangene flotte Uebersetzung; diese bezeichnet er — ein Romanist von Fach — mit Recht als unerläßlich für den endgültigen deutschen Roland, dessen wir bedürfen.

Sollte dieser Erwünschte in der neuen Uebersetzung für unsere Literatur endlich gewonnen sein? — Es wär' ein Ziel aufs innigste zu wünschen.

Und möge ein Böcklin, der den Rasenden Roland zu seinem Lieblingsbuch erkor, mit dieser Vorliebe nunmehr viele Nachfolger finden!

Marburg i. H. Alfons Kißner.

Tragisches Epigonentum.

(Zu Walter Calés „Nachgelassenen Schriften“.)[1]

„Ich bin zu intellektuell.“
(Aus dem Tagebuch.)

Der mit Liebe und Sorgfalt aus dem fragmentarischen Nachlaß eines Frühverschiedenen zusammengestellte, zwiefach eingeleitete Sammelband ist ein interessantes Zeitdokument, er liefert nicht unerwünschtes Material zur klaren Formulierung einer typischen Erscheinung. Es ist der moderne Epigone mit allen seinen hier die individuellen Vorzüge einer tiefangelegten und wahrheitsliebenden Natur verschattenden Schwächen. Walter Calé ist als Schöpfer Anempfinder, als Denker vorzüglich Leser. Das Leben liefert ihm immer wieder nur in seiner Person und dem in ihr gegebenen Zwiespalt dichterische Anregung. Alles, was ihm als poetischer Wert erscheint, ist aus Büchern gezogen. Und anderseits: seine unmittelbarsten Empfindungen kann er nur auf dem Umweg über das Literarische zur Aeußerung bringen. Es finden sich unter der Masse des Gleichgültigen ein paar schöne Gedichte. Sie und die niemals unbedeutenden, meist außerordentlich hellhörigen und sehr fein und sicher ausgedrückten Erfahrungen, die er in einem leider nur kurzlebigen Tagebuch niedergelegt hat, sind der positive Ertrag dieses sicherlich überreichen und hochbegabten Ingeniums. Eine noble Intelligenz unterwirft sieghaft alle Elemente des psychischen Erlebnisses strenger, melancholisch-skeptischer und dennoch, beziehungsweise vielleicht eben darum durchaus schöpferischer, d. i. gestaltender Kritik. Diese Intelligenz sieht aber auch nur zu deutlich, was ihr mangelt, um das zu erreichen, was sie ersehnt: die im eigentlichen Gebiete der Dichtung schöpferische Potenz, die organisch-organisierende gesetzgeberische Gestaltungskraft, das künstlerische Freiwerden vom Zwang der Parallel-Vorstellungen und die Erlösung aus dem Bann der formalen Suggestionen. Sie sieht den Mangel in unbarmherziger Beleuchtung, die von ihr selbst ausgeht, und ergibt sich stillwütender Verzweiflung.

Der „unbegreifliche“ Selbstmord erscheint so als notwendiges Ergebnis einer künstlerischen Passivbilanz. Walter Calé hat sich erschossen, weil er nicht unbefangen zu leben imstande war und dieses lastende Leben doch auch wieder nicht durch die Form restlos zu überwinden sich begnadet fühlte. Darum hat er alle Versuche, ob es ihm nicht doch gelingen würde, sich vom glitzernden Trümmerfelde einer literarischen Bildung ins Zauberreich der entbürdeten Künstlerschaft emporzuschwingen, da er ihre

[1] Mit einem Vorwort von Fritz Mauthner, herausgegeben und eingeleitet von Arthur Brückmann, S. Fischer, Verlag, Berlin 1907.

Unzulänglichkeit erkannt hatte, vernichtet. An einigem hielt seine zärtliche Schöpfer-Wehluſt vorläufig noch feſt. So hat ſich manches erhalten, das nun von ihm, gegen ihn ausſagt. Das Moraliſch-Befreiende an dieſem herben Schickſal iſt die ſchöne Selbſtbeſinnung eines kulturell überaus reifen Menſchen, die ſich und Leichtgläubige zu täuſchen verſchmäht. Es iſt eine Ironie der literariſchen Zeit, daß viele ihrer Vertreter ſich noch an dieſen Reſten gegen die beſſere Einſicht ihres Autors täuſchen.

Nein, Walter Calé, der Dichter, bedeutet keine ſchöpferiſche Potenz. Seinesgleichen leben in der jungen Generation unzählige. Es iſt die breite Maſſe des hochgebildeten, des klug räſonierenden, aber ſterilen Niveaus. Sie haben alle Feinheiten nicht nur der Mache, ſondern auch der Empfindungswelt ihrer mehr Ton als Richtung gebenden mit Sorgfalt pretiöſen Zeitgenoſſen in ſich aufgenommen, vielmehr ſie bereits in ſich als Entwicklungselemente vorgefunden, und beſtreiten ihre im Grunde doch nur dilettantiſche dichteriſche Exiſtenz aus dieſem nicht eben rein und klarflüſſigen, nicht mehr „ganz beſondern Saft“. Naive Außenſtehende können die Ableger mit den Vorbildern verwechſeln: ſo weit geht die Macht der, wie geſagt, typiſchen Begabung dieſes modernſten Eklektizismus. Es iſt die Krankheit einer gewiſſen Sphäre und Schichte. Vor zwanzig Jahren noch hätten alle dieſe jungen Leute überhaupt nicht gedichtet. Kürzlich erſt habe ich Gelegenheit gehabt, aus dem Manuſkript eines mit dem Verſtorbenen Gleichaltrigen Gedichte zu leſen, die alles eher denn formell unzulänglich, auch voll merkwürdiger, gleichſam wie Fühlfäden vibrierender Stimmungen, aber trotz dem unleugbaren Talent durchaus wertlos, weil unnötig, unwahr, unorganiſch, ſowohl von außen als von innen Abklatſch waren. Wie geſagt, Walter Calé, der Dichter, iſt nur als Typus und zwar gewiſſermaßen als Schulbeiſpiel literar-pſychologiſch intereſſant; künſtleriſch ſind ſeine Verſe — bis auf wenige Ausnahmen — und ſeine ſehr wohlgebildete Proſa ganz unintereſſant, abgebrauchte Stanze, leben von der unangenehmen Redſeligkeit der Hofmannsthal-Schule (zumal das geſchwätzige dramatiſche Fragment „Franziscus“). Denn die „Schule“ Hofmannsthal iſt längſt eine Inſtitution geworden. Jener begabte junge Mann, deſſen ich vorhin Erwähnung getan habe, ſtand, von manchen anderen abgeſehen, vornehmlich unter ihrem unheilvollen Einfluſſe. Ich nenne dieſen Einfluß unheilvoll deshalb, weil er nicht wie der einer ſchöpferiſchen Individualität von feſtem Knochengerüſt und ſtraffer Muskulatur (Kleiſt, Platen, Keller) erzieheriſch wirkt, ſondern weil in dieſer üppigen, läſſigen, weichlichen, auseinanderſchmelzenden roſaroten und zartblauen, ſalböltriefenden Manier der immer weiterſchleiernden Wortfolgen die Keime zu jeglicher künſtleriſchen Unzucht atmen, eine Fieberluft der ſpeziell dem ſchmiegſamen jüdiſchen Intellektualismus gefälligen äußerlichen „artiſtiſchen“ Grazie, die nicht ſchlank gewachſener Stil iſt, ſondern letztlich wiegendes Fächerſpiel und diſſolutes Arabeskengetändel bleibt, von der unendlichen Melodie des Wagen mit nimmermüder Flötenfingerfertigkeit begleitet. Unheilvoll iſt dieſer Einfluß, denn er zieht an ſeine im eigenen abtropfenden Wachs gehemmt zuckende Flamme alle Motten und weichbehaarten Nachtſchmetterlinge des im Dunkel taſtenden Ekletizismus. Alle nur angelehnt-aufrechten Naturen, die ſich inſtinktiv ältern, feſtgefügten Bildungen verſagen, flüchten ſich in dieſes — Arpeggieren auf wohltönenden Saiten, das Phantaſieren ohne eigentliches Leitthema, träumen im ſchwülen Duft dieſer überhitzten Treibhäuſer voll nackter fleiſchiger Pflanzen wollüſtige, entnervende Träume der eigenen weichen, mit ſich ſelbſt kokettierenden Unkraft. Eine große, ſtarke Natur wie die Kleiſts oder Kellers oder ein großer Stil wie der Mérimées oder Flauberts bleiben unnachahmlich als Natur, beziehungsweiſe von allem Zufälligen gereinigter ſtraffer, ſparſamer, ja karger Stil; der Verſuch der Annäherung, der immer wieder mißlingen muß, wirkt techniſch bildend, er öffnet Ein- und Ausſichten auf Ziele, über Kräfte, der erneute vergebliche Anlauf ſtärkt die Mittel des Ringenden. Eine biegſame redneriſche Gefälligkeit wie die Hofmannsthals, deren unausgeſprochener zwitterhafter Reiz in den mit der Zeit unrettbar veraltenden Stilſchnörkeln, den Trillerketten und Koloraturen liegt, iſt den Suchenden zugänglicher, ja ſogar, wie es ſo viele Beiſpiele beweiſen, wehrlos der Nachahmung ausgeliefert.

Das Geheimnis der großen Kunſtwirkung iſt nur aus der „neuen“ Einheit des Seeliſchen zu ergründen. Die ſtarke Stimme eines jeweils „Einzigen“ ſchwillt dem Lauſcher mächtig empor und erfüllt wie das Triſtanmotiv der Unentrinnbarkeit (1. Akt: Triſtan erſcheint vor Iſolde) den ganzen „Raum“ der erlebbaren Welt. (Die Größen der Kunſt ſind keine Orcheſterpartien: dieſe „Harmonie“ ergäbe ein furchtbares Dröhnen: „Unerhörtes hört ſich nicht“ — gleichzeitig. Jeder einzelne große Künſtler braucht den Reſonanzraum eines künſtleriſch geſtimmten Empfängers, um ganz zu ſich ſelbſt zu gelangen.)

Solche „Einzige“, die nicht abfärben können, weil ihr „Schmelz“ durchſcheinendes Blut iſt, ſind in ihrer Totalität kaum nachzuahmen, nur von Kongenialen nachzudichten, in einer andern Tonart. (Die Wiedergeburt Mozarts in Mörike, die Mörikes in Hugo Wolf, die Schopenhauers in Wagner.) Hofmannsthal ſelbſt, der Virtuoſe der das Thema verſchleiernden Paraphraſe, iſt ſchon kein Wurzelſtändiger. Seine nicht konturierte grazile Erſcheinung (immer iſt von „Loris“-Hofmannsthal die Rede, nicht von dem „neuen“ Hofmannsthal, dem der „Elektra“-Experimente) iſt die eines zu allerlei wandelbaren Formen ſich verdichtenden Hauches, der durch viele tropiſche Treibhäuſer gefloſſen iſt. Das Primäre iſt allerfeinſte ſubtile Rezeptivität. (Kondenſierung ergäbe aus dem berückenden Hauch einen Niederſchlag der aromatiſchen Einflüſſe: ſicherlich bei einem ſo kultivierten Geiſt eine — nur pſychologiſch-äſthetiſch freilich — lockende Chemikeraufgabe.) Jenes Primäre nun iſt Zeitelement, Symptom des (mit der tiefeindringenden Kenntnis und ſpielenden Beherrſchung vieler Sprachen und dem Drange nach reproduktiver Betätigung einer feinnervigen Intelligenz gegebenen) Alexandrinertums einer auf der Hochebene müßiger Kultur gelagerten Generation. Calé iſt ein reiner Ausdruck der Gefolgſchaft dieſes heimatloſen Magiers im deutſchen Idiom (das er mit Treue hegt), nicht in deutſcher Raſſenſchaft. Die meiſten in dieſer Siedelung ſind namen- und weſenloſe Immerwiederaneinandergleiche. (Ihre im Grunde nutzloſe „Technik“ differenziert ſich, täuſcht ſo Entwicklung vor.) Calé iſt weitaus mehr — das Tagebuch zeigt's —: ein Kämpfer gegen das Einſchläfernde des literariſchen Narkotikums, ein zur Klarheit ſtrebender Denker. Und noch eines: die meiſten ſind nicht nur unorganiſche Jaſager und Wiederholer, geſchminkte Statiſten ohne Bezug zur „Idee“, ſich „Gebärdende“, ja geradezu Betrüger. Calé iſt ſozuſagen naiver Ausdruck ſeiner Unnaivetät.

Man leſe dieſe koſtbaren Splitter eines zerbrochenen Spiegels, das Tagebuch. Wieviel Innigkeit der Sehnſucht, wieviel Verachtung der Vorläufigkeit, wieviel Treue zur Idee iſt darin! Das Tagebuch iſt als ehrlicher Ausdruck einer vielfältigen, traurigen und liebenswürdig-demütigen Jünglings-Pſyche ſo wertvoll wie die Bekenntniſſe Platens, Hebbels, Grillparzers. Freilich ſtehen hinter dieſen ſchöpferiſche Individualitäten von Rang und Gewicht. Hinter dem Tagebuch Calés ſteht ein junger Mann unſrer vor Reichtum an literariſch vermittelten Erfahrungen an eigenen Erlebniſſen verarmten Zeit. Ein junger Mann, der bei wundervollen Gaben bloß einen Auch-Dichter vorzuſtellen ſich vor ſo und ſo vielen ſkrupelloſern Weſensverwandten faſt ſchämt und dennoch ſchmerzlich-ſtolz empfindet, wie er eben um dieſes großen uneingeſtandenen menſchlichen Ekels am Literariſchen willen, — dem ja doch ſein ganzes Intereſſe gehört, — ein Ausgezeichneter, ein Gezeichneter zu bleiben begnadet-verdammt iſt. Calé wußte ſicherlich um die Nichtigkeit dieſes ganzen Strebens, ſchon Geſagtes wieder zu ſagen. Er wußte darum und wühlte in ſich immer wieder nach dem Neuen, das dem Wiederſager einzig Daſeinsberechtigung gibt. Er taſtet in Worten, die er wägt und feinfühlig, wenn auch oft ſehr ſpieleriſch, reiht und verteilt: ſeine Gedichte, ſeine (unangenehmen)

prosaischen Fragmente. Bald klingt Novalis, bald Hoffmann, bald die Lagerlöf, bald der vielgeliebte Keller an. Immer wieder versagt er an der schnöden Mache, die durchaus nicht Dilettantismus im Technischen, wohl aber im Seelischen bedeutet. Ich kann nicht aus mir heraus — zu mir! Und so läßt er das Unzulängliche schließlich immer doch als Aeußerung seiner menschlich interessanten Unzulänglichkeit gelten. Er kann sich nicht zur Gestalt, zum Wesen verhelfen, so bleibt er im Psychologisch-Biographischen der stückelnden Selbstbetrachtung, schnörkelt kontrapunktisch-erfahren und — korrumpiert an der zweiten Stimme zur ewigen Melodie der eigenen Unkraft. Die Verse sind immer wieder das (im Leben verhaltene) unruhige Gesicht im Spiegel. Endlich ekelt ihn die geheime sterile Buhlschaft mit sich selbst. Er wendet sich entschlossen gegen das Leben, das sich mit so vielen reichen Details Genüge zu tun geglaubt hatte, statt ein rundes Ganzes, Wiederholung der Welteinheit, zu schaffen. Da er lebendig kein Ganzes sein darf, springt er hinter sich selbst zurück ins Ganze des Todes. So wird ihm Einkehr durch Selbstvernichtung. Alles kopfschüttelnde Moralisieren oder Staunen ist dieser tragischen Erlösung gegenüber Verkennung der Gleichgewichtstendenz des moralischen Subjekts.

Wien. Richard Schaukal.

Neue Frauen-Belletristik.

„Dan und Lizzie. Ein Roman von den Normannischen Inseln von Klara Hohrath.“[1]) Das Büchlein sticht schon durch seine reizvolle Ausstattung in die Augen, und mit besonderem Wohlgefallen ruhen die Blicke auf Lina Burgers anmutigen Verzierungen in zarten Farbentönen. Aber auch ohne die äußere Anlockung hätte ich wahrscheinlich zuerst nach diesem Roman gegriffen, weil mir der Dichterin Erstlingswerk „Fintje“ noch in angenehmer Erinnerung stand. „Dan und Lizzie“ ist eine ältere Arbeit, die noch nicht dieselbe plastische Darstellungskunst wie jene spätere aufweist, aber doch des Anziehenden genug bietet. Wir werden auf die normannische Insel Guernsey versetzt, in das merkwürdige Häuschen geführt, das sich eine arme Schifferfamilie aus dem halben Rumpf eines gestrandeten Schiffes zurecht gemacht hat. Hier wachsen Dan und Lizzie als Geschwister auf. Aber sie sind es nicht. Vielmehr hat eine deutsche Gräfin das Mädchen für immer gegen eine Rente den fremden Leuten überlassen, um damit ihre Schande aus der Welt zu schaffen. Die feine, sinnige Lizzie, deren Charakter sich in der Schule des Lebens und Leidens festigt, und der wilde, ungeschlachte, aber innerlich haltlose Dan sind starke Gegensätze. Doch Lizzie liebt den Pflegebruder, und ihre Liebe hält allen Schwächen und Sünden Dans gegenüber stand. Er tötet im Rausche seine erste Frau: auch darüber sieht Lizzie hinweg, und sie ist froh, als es ihr schließlich gelingt, den Wildling für sich zu retten und unter ihre bemutternde Obhut zu bringen. Man hätte Lizzie ein besseres Schicksal gegönnt. Aber die Dichterin hat wohl gerade darum ihren Helden so tief sinken lassen, um das liebende Herz ihrer Heldin in umso sieghafterer Stärke zu zeigen. Warmes Mitleid mit den Nöten der irrenden und leidenden Menschheit ist ein sympathischer Grundzug des Hohrathschen Buches. Neben solchen Gefühlswerten treten indessen auch noch andere Vorzüge deutlich hervor. Mit hellen Augen hat die Dichterin die fremde Landschaft geschaut und ihre Bewohner beobachtet, und trefflich versteht sie ein merkwürdiges Volkstum zu schildern, eigenartige Figuren herauszugreifen und zu festgeprägten Individualitäten auszugestalten. Echtheit des Milieus und schlicht-anmutige Darstellung verbinden sich so zu schöner Gesamtwirkung.

Von der Frische dieser jungen Schriftstellerin sticht Charlotte Nieses sichere Routine merklich ab. Ihr neuester Roman „Auf Sandberghof“[2]) spielt wieder in Schleswig, und die scharfen Gegensätze zwischen der dänischen und deutschen Bevölkerung in den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts bilden den historisch-politischen Hintergrund, von dem sich die Geschichte mehrerer untereinander verwandter oder befreundeter Familien abhebt. Die Verfasserin beherrscht ihr Milieu vorzüglich und versteht sehr fein und klar zu schildern, wobei sie ein liebenswürdig-gedämpfter Humor unterstützt. Nur wird ihre Natürlichkeit gar zu leicht zur Nüchternheit, und ihre ganze Darstellungsweise mutet etwas kühl an. Am mattesten ist die Charakteristik der im Mittelpunkte stehenden jungen Mädchen ausgefallen, und es hängt fast vom Zufall ab, an welchen Mann jede kommt.

Auch Hermine Villinger erfreut sich längst eines geachteten Namens und eines getreuen Stammpublikums. „Simplicitas“[3]) heißt ihre neueste Gabe, und „Eine Jugendgeschichte“ ist dem Titel beigefügt. Offenbar die Geschichte ihrer eigenen Jugend! Natürlich in der üblichen poetischen Verschleierung. Die Backfisch-Heldin schwärmt der Reihe nach für das Kloster, in dem sie erzogen worden ist, für die weltbedeutenden Bretter, auf denen sie selbst gern auftreten möchte, für einen armen Leutnant, den sie der mangelnden Kaution halber nicht bekommen kann, bis sie endlich ihr wahres Herz entdeckt und den Beruf der Schriftstellerin ergreift. Sie erzählt in 57 Briefen an eine verheiratete Freundin ihre Erlebnisse. Diese lockere Form gibt der Verfasserin Gelegenheit, ein Arabeskenwerk von kleinen Anekdötchen und Geschichtchen anzubringen und dazwischen das Karlsruher Leben und Theaterleben vor etwa einem Menschenalter abzuschildern. Höchst wahrscheinlich werden viele Leser und Leserinnen die Naivität der Briefschreiberin, die ihr den Namen Simplicitas einträgt, und des in dem Buche angeschlagenen Tones entzückend finden: ich kann mir aber nicht helfen, mich hat diese scheinbare Naturwüchsigkeit stellenweise recht gemacht und geziert angemutet. Es ist allerdings ganz hübsch dargestellt, wie das dichterische Talent der Heldin von vornherein im Keime vorhanden ist und sich allmählich entwickelt. Daß jedoch ein solches Persönchen überhaupt literarische Erfolge davontragen könne, ist eine betrübliche, wenn auch leider nicht unwahrscheinliche Annahme.

Anna Schieber, die Verfasserin des Romans „Alle guten Geister“,[4]) ist zwar bis jetzt in der Literatur noch nicht hervorgetreten, aber es müßte merkwürdig zugehen, wenn sie eine Junge wäre. Ich möchte sie mir vielmehr als eine gescheite Frau vorstellen, die schon geraume Zeit gelebt und mancherlei auf der Welt erfahren hat, was sie nun in einem beschaulichen Buche fürsorglich eingebettet hat. Es sind wirklich gute Geister, die darin ihr Wesen treiben. Das Kluge wird zwar mitunter ein wenig zum Altklugen, das Weise zum Lehrhaften, und auch von dem Rechte des Epikers, den Stoff durch liebevolle Kleinmalerei in die Breite zu ziehen, macht die Dichterin etwas gar zu ausgiebigen Gebrauch. Aber in der engen Sphäre schwäbischen Kleinstadtlebens bewegt sie sich mit einer erstaunlichen Sicherheit poetischen Charakterisierungsvermögens. Für ihre Kunst behäbig realistischer Menschenschilderung spricht am stärksten das Rektorpaar Cabisius. Ueberaus gütig und mild ist ihre Weltanschauung, die innige Gefühlsfäden zwischen den Alten und den Jungen spinnt, und neben den irdischen Dingen kommt auch das Transcendentale zu schöner Geltung. Dafür, daß das Ganze nicht ins Weichliche zerfließt, sorgt schon eine kräftige Dosis gesunden Humors. Als poetische Darstellungsmittel verwendet die Verfasserin gerne Gleichnisse und Bilder, die besonders treffend sind, wo sie sich an Hausbackenes halten. Und zuguterletzt die Handlung? Sie ist einfach genug. Geschicke von Wiblingern werden darin dargestellt. Wer weiß, wo Wiblingen liegt? Aber wenn man sich auf Anna

[1]) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1906. 248 S.

[2]) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1906. 375 S.

[3]) Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz u. Comp. 1907.

[4]) Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn 1907. 466 S.

Schieber verlassen darf, hat dort die stille Gemeinde „aller guten Geister" einen starken Anhang.

Von Wiblingen nach Bukarest ist ein langer Weg und zwischen dem Leben einer schwäbischen Kleinstadt-Gesellschaft und dem Treiben der rumänischen Aristokratie ein weiter Abstand. Die Schilderung dieser Zirkel hat sich Mite Kremnitz auch in ihrem neuesten Roman „Die Hilflose"[5]) zur Aufgabe gesetzt. Sie hat eine mit dem äußeren Firnis Pariser, Londoner und Wiener Eleganz übertünchte Halbkultur gut beobachtet und zeichnet deren Produkte, verderbte oder gebrochene Charaktere, mit sicherer Hand. In den Mittelpunkt ihrer Erzählung hat sie ein trotz äußeren Glanzes und Reichtums tiefunglückliches Wesen gestellt: die schöne, aber verwachsene Fürstin Lucie Vervilianu. Sie wird von der Mutter, die die Tochter ihrer körperlichen Mißgestalt wegen fast verabscheut, gezwungen, einem ungeliebten Manne die Hand zu reichen, und dieser, auch seinerseits ein Opfer der Familienpolitik, erschießt sich unmittelbar nach der Trauung. Die jungfräuliche Witwe wird ein Spielball in der Hand selbstsüchtiger Verwandter, bis endlich die große Liebe von ihr Besitz ergreift. Sie heiratet Jean Grinescu, den Mann ihrer Wahl, und die Tage fließen dem jungen Paare wie eine himmlische Idylle dahin. Da muß Lucie die Entdeckung machen, daß der Angebetete mit einer Freundin von ihr, einer koketten Engländerin, Ehebruch treibt. Also nur Mitleid ist es gewesen, was sie für Liebe gehalten hat! Sie erkennt, daß sie, die von der Natur Gezeichnete, kein Recht auf Glück hat. Sie beschließt, sich aus dem Wege zu räumen, und erschießt sich, nachdem sie vorher ihre ganze Habe dem Ungetreuen vermacht hat. Durch diese Opfertat gewinnt sie sich die Sympathie der Leser, die sich über ihre Passivität und Energielosigkeit anfangs gehörig ärgern müssen. Jeans Abfall hat man eben als Ausfluß orientalischer Charakteranlage hinzunehmen; nach westeuropäischen Begriffen ist seine Handlungsweise nicht genügend motiviert.

An Edith Nebelongs Roman „Madame Gioconda"[6]), von Helene Klepetar befriedigend übertragen, muß man die Schärfe der Menschenbeobachtung, das tiefe Eindringen in psychologische Probleme und psychopathische Abgründe bewundern. Aber ihrer Kunst haftet zu viel Spitzes und Herbes, Befremdliches und Spleeniges an, als daß man zu einem reinen Genusse gelangen könnte. Sie bewahrt sich stets die kalte Ruhe eines Anatomen, und darum vermag sie auch keinen gemütlichen Rapport zwischen ihren Phantasiegeschöpfen und ihren Lesern herzustellen. Es handelt sich um eine internationale Künstlergesellschaft von etwas zigeunerhaftem Anstrich, die sich mehr aus Zufall als innerer Neigung in Italien zusammengefunden hat. Der schöne Priester Giocondo aus Perugia erregt das allgemeine Entzücken der Damen. Die Engländerin Margaret Gray geht in Rom mit ihm, der ihretwegen seinen geistlichen Rock auszieht, eine Ehe von recht zweifelhafter Legitimität ein. Aber bald stellt sich ein unüberbrückbarer Gegensatz zwischen ihrem schweren nordischen Blut und seinem göttlichen Leichtsinn, ihrer selbstgerechten Wahrheitsliebe und seinem komödiantenhaften Wesen heraus. Sie flüchtet sich in die Arme eines ihrer würdigeren Landsmannes und findet an seiner Seite das ersehnte Glück. Das alles lassen wir mit mehr Neugierde als echter Teilnahme an uns vorüberziehen.

Mit realistischer Menschendarstellung gibt sich Anny Wothe, die Verfasserin des Romans „San Martino",[7]) nicht ab. Sie schwimmt mit Lust im breit gebliebenen, aber immer noch nicht tief gewordenen Wasser des typischen Familienblatt-Romans. Da sind verführerische Frauen, ritterliche Männer, vorlaute Berliner Theater-Backfische und sogar österreichische Tanzhusaren — alle mit wundervoll klingenden Namen. Vertreter des bösen Prinzips sorgen dafür, daß es der spannenden Handlung an abenteuerlichen Intrigen nicht fehlt. Der optimistische Schluß bringt die Entlarvung der Verbrecher und neben zwei zusammengeleimten Ehen dreifache Verlobung. Und die ganze mehr oder weniger elegante Gesellschaft gibt sich in St. Martino di Castrozza, der berühmten Südtiroler Sommerfrische, Stelldichein. Schilderungen aus der Dolomitenwelt bilden die fortgesetzte musikalische Begleitung zu dem Melodrama. Ich verkenne gar nicht, daß innerhalb dieser rein idealistisch-romanhaften Sphäre Anny Wothes Roman seine Vorzüge hat. Er ist flott geschrieben und verrät vornehme Gesinnung. Manches ist auch ganz schön erdacht. So die Szene, in der es der Beredsamkeit des ehemaligen Liebhabers gelingt, eine sich noch allzu jugendlich fühlende Frau in mütterliche Bahnen zu lenken.

Seltsam wie der von einem dänischen Volkslied entlehnte Titel „Der Mönch geht auf die Wiese"[8]) ist die Erzählung der dänischen Dichterin Karin Michaelis, die Mathilde Mann ins Deutsche übertragen hat, ohne dabei die letzten Spuren der Herkunft aus einer Fremdsprache zu verwischen. Die Heldin ist eine Menschenpflanze von wundersamer Art, ein Gemisch von Bajadere und Landstreicherin, um die Herzensunschuld und Dirnentum einen unentschiedenen Kampf miteinander führen. Sie erzählt ihr abenteuerliches Leben einer Krankenschwester während einer Eisenbahnfahrt ruckweise in buntem Durcheinander und in ihrer kindischen Sprache, deren naiv-eigenartiger Satzbau auf die Dauer ermüdend, fast betäubend wirkt. Zuletzt wird sie von ihrem Pastor, dem sie vom Traualtar weg davongelaufen ist, eingefangen, und der willensstarke Mann traut sich zu, auf der Hochzeitsreise nach Italien die wahre Seele seiner jungen Frau zu erwecken. Er müßte ein Hexenmeister sein, wenn ihm dies gelänge. Wie ein Schattenspiel zieht die kapriziöse Geschichte an uns vorüber, ein wenig Neugier erweckend, aber weder erwärmend noch überzeugend.

Nicht so gut wie jener Alma ergeht es der armen Rahel Baldbereit in Agnes Harders gleichnamiger Novelle.[9]) Auch sie ist ein holdes, von der Natur mit verführerischen Reizen ausgestattetes Geschöpf, auch sie — die Tochter eines heruntergekommenen Handelsherrn in einer ostdeutschen Kaufmannsstadt — fällt unseligen Familienverhältnissen zum Opfer und verwildert, weil sie, von keiner Hand der Liebe geleitet und beschützt, durch eine allzu herbe Jugend schreiten muß. In einem vornehmen Hause, das in den geistigen Traditionen des klassischen Weimar fortlebt, gelangt ihr Herz zur Ruhe, und der Sohn desselben bietet ihr seine Hand an. Aber die Schatten ihrer sündhaften Vergangenheit drängen sich zwischen sie und ihr Glück, und sie geht in einen freiwilligen Tod. Der tragische Ausgang ist nicht gerade zwingend. Doch weiß die Verfasserin gut zu erzählen und durch Züge poetischer Eigenart zu fesseln.

Daß es ernste, strenge Naturen gibt, die am Leben schwer tragen, hat man auch schon ohne die Ausführungen im Vorwort zu den Novellenbuche „Ueber den Tag hinaus" von Laura Frost[10]) gewußt. Es ist immer vom Uebel, wenn ein Dichter vorher theoretisch erläutern zu müssen glaubt, was er mit seiner poetischen Praxis beweisen will. Die sechs Erzählungen, in denen uns diese Verfasserin herbe Frauenschicksale vorführt, sind mehr am Schreibtisch ersonnen, als unmittelbar aus dem frisch sprudelnden Quell des Lebens geschöpft; immerhin sind interessante Probleme sicher erfaßt und vornehm gestaltet, wenn auch eine ausgesprochene Eigenart in der novellistischen Erfindung und Darstellung sich nicht erkennen läßt.

Während die Novellen von Laura Frost ganz auf den pathetischen Ton gestimmt sind, huldigt Jeanette Baltzer in ihren „Heimatbildern"[11]) der volkstümlich-naiven Er-

[5]) Berlin W., Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock. 191 S.
[6]) Axel Juncker, Verlag in Stuttgart, Berlin, Leipzig. 258 Seiten.
[7]) Berlin 1906, Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn. 261 Seiten.
[8]) Axel Junckers Verlag, Berlin, Stuttgart, Leipzig. 164 S.
[9]) Berlin 1907, Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn. 116 Seiten.
[10]) Berlin 1907, Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn. 205 S.
[11]) Verlegt bei Clauß u. Feddersen in Hanau 1907. 373 S.

zählungsweise. Vier von den fünf Stücken der Sammlung sind ausgesprochene Dorfgeschichten aus dem Ober- und Unterlahnkreis, wobei der Dialog im Dialekt jener Gegenden gehalten ist. Daran reiht sich die historische Novelle „Der Franzosenstein", die den tragisch verlaufenden Liebeshandel eines nassauischen Bürgermädchens mit einem französischen Offizier zurzeit der Revolutionskriege zum Gegenstand hat. Von einer charakteristischen Herausarbeitung des kulturgeschichtlichen Details ist dabei kaum die Rede. Im übrigen befleißigt sich die Erzählerin einer schlichten Sachlichkeit und wird sich durch ihre „Heimatbilder" unter einem anspruchslosem Publikum sicher manche Freunde erwerben. Das Buch ist sehr hübsch ausgestattet und mit wirklich künstlerischem Schmuck nach Entwürfen Heinrich Voglers (Worpswede) versehen.

Nicht ohne Geist geschrieben sind die „Silhouetten" von Berta Jeanne Semmig.[12]) Was da geboten wird, ist niedliche Kleinkunst von anmutigem Gepräge und feinem Schliff. Bald ist von armen Menschenkindern die Rede, in deren entsagungsvolles Leben ein bescheidener Sonnenstrahl fällt, bald von glücklicheren Wesen, denen irdischer Frühling und Liebesglück entgegenwinkt. Die Verfasserin versteht sich darauf, ihre Helden und Heldinnen in eigenartige Situationen zu stellen. In „Robbys Werbung" ist auch eine hübsche Probe diskreten Humors abgelegt. Den flott gezeichneten Silhouetten, die dieses Skizzenbuch schmücken, haftet etwas gesuchte Biedermeierei an.

Stuttgart. Rudolf Krauß.

[12]) Altenburg, S.-A., Stephan Geibel Verlag, 1906. 148 S.

Bücher und Zeitschriften.

Bibelstunden eines modernen Laien. Von Julius Lippert. Stuttgart 1906. Ferdinand Enke. 187 Seiten. Geheftet 3 M, in Leinwand 4 M. Neue Folge. Stuttgart 1907. Ferdinand Enke. 180 Seiten. Geheftet 3 M, in Leinwand 4 M.

Diese „Bibelstunden" sind keine Andachtsbücher, der Erbauung dienend, sondern streng wissenschaftlich gehaltene, kritische Bibelstudien; auch ist ihr Verfasser, obschon kein zünftiger Theolog, noch viel weniger, was man einen „Laien" nennt: er schreibt zwar aus ethnologischem, nicht aus theologischem Interesse, hat sich aber, weit über das Maß eines Durchschnittslaien, mit den kritischen Problemen der Bibel beschäftigt und setzt, namentlich im ersten Band, bei seinen Lesern tiefgehendes wissenschaftliches Interesse voraus, selbst an „gelehrtem Kram" läßt er's, trotz gegenteiliger Versicherung, nicht fehlen. Der erste Band schält aus dem Alten Testament einen Abriß der Geschichte Israels, der zweite Band aus dem Neuen Testament die Entstehungsgeschichte des Christentums heraus, so zwar, daß die Bibel als Quelle für die Volks- und Menschengeschichte betrachtet wird, die freilich die Zeiten und mancherlei Zwecke mit einer Menge Ballast überschüttet haben, aus der aber vorurteilslose Prüfung den geschichtlichen Tatbestand recht wohl noch erschließen kann. Insofern ist die Methode, nach der Lippert arbeitet, durchaus modern, dogmatisch unbefangen. Die Ergebnisse, zu denen er kommt, sind hinsichtlich des Alten Testaments zum Teil sogar mehr als modern, so z. B., wenn das Buch Josua in der späten nachexilischen Zeit untergebracht und, gerade umgekehrt, als die theologische Forschung vermutet, die gesetzlichen Bestandteile des Priesterkodex der Kultusreform des Königs Josua, des Deuteronomium dem Schriftgelehrten Esra zugeschrieben wird. Eine Fülle genauer Einzelbeobachtungen macht diesen Band überaus lehrreich, wiewohl er den Theologen oft stark zum Widerspruch reizt, dem Laien zu viel zumutet. Auch der zweite Band beruht auf peinlich genauer Einzelarbeit und gibt viel Anregung, gelegentlich auch neue, richtige Gesichtspunkte. Im ganzen aber ist die Darstellung des Lebens Jesu nicht modern, sondern veraltet. Der Verfasser ist auf dem Standpunkt der sog. „Tübinger Schule" stehen geblieben; die ganze seitherige Entwicklung der neutestamentlichen Wissenschaft ist ihm unbekannt, wenigstens macht er von ihr keinen Gebrauch. So kommt es, daß er mit den Theologen, auch mit David Friedrich Strauß über die Zurücksetzung des Markusevangeliums rechtet und gelegentlich erstaunt fragt: wie will man nach alldem dabei bleiben, Matthäus für den älteren und sachlich verläßigeren Evangelisten zu erklären? Ein Blick in Jülichers neutestamentliche Einleitung, ja nur in die „religionsgeschichtlichen Volksbücher" hätte ihn davon überzeugen können, daß die synoptische Frage längst zugunsten des Markus entschieden ist. Oder daß die Evangelisten, sogar Markus, hundert Jahre nach den Ereignissen geschrieben haben, hat seinerzeit freilich Ferdinand Christian Baur behauptet; heute geht auch die kritischst gerichtete Forschung, was Markus anlangt, wenig unter das Jahr 70 herab. Aehnlich verrät sich in der Frage nach dem Messias, dem Davidssohn, dem Sohn Gottes, der Eschatologie, der angeblichen Opposition Jesu gegen den Kultus — die pharisäische Lebensordnung hat Jesus bekämpft, nicht den amtlichen Kultus — die mangelhafte Vertrautheit des Verfassers mit der neueren theologischen Literatur. Ja, es scheint, daß er seinen Studien nicht einmal den griechischen Text des Neuen Testaments zugrunde gelegt hat. Daraus, wie aus den genannten anderen Mängeln läßt sich einem „Laien" an sich kein Vorwurf machen. Sobald der „Laie" aber, vollends der „moderne" Laie, die Ergebnisse seiner Studien vor die Oeffentlichkeit bringt, müssen sie auch auf der Höhe der wissenschaftlichen Gegenwart stehen. Durch ihre theologische Rückständigkeit drückt der Verfasser den Wert seiner „Bibelstunden" selbst beträchtlich herab, so ernst, liebevoll, gründlich und „modern" sie auch in ihrer Art gehalten sind.

München. J. Kübel.

Die Reden Gotamo Buddhos aus der längeren Sammlung Dighanikayo des Pali-Kanons übersetzt von Karl Eugen Neumann. Erster Band. München 1907. Piper u. Co. 346 Seiten in Lexikon-Oktav kart. 20 M.

In den Jahren 1896—1902 hatte der bekannte Wiener Indologe Dr. Karl Eugen Neumann in dem jetzt nicht mehr existierenden Leipziger Verlage von Wilhelm Friedrich die ersten drei großen Bände Reden Buddhas herausgegeben, und zwar aus der mittleren Sammlung Majjhimanikayo, 1905 folgte die kleinere Sammlung der Bruchstücke Suttanipato (bei Ambrosius Barth, Leipzig) und jetzt liegt, trotz des dritten neuen Verlags, in derselben vornehmen, wenn auch äußerlich leider abweichenden Ausstattung, der erste Band Reden aus der Längeren Sammlung Dighanikayo vor, die auf drei Bände berechnet ist, die in jährlichen Abständen erscheinen sollen. Wir haben das große Uebersetzungswerk Neumanns von den ersten Anfängen an an dieser Stelle mit wachsender Genugtuung begleitet. Der vorliegende erste Band der neuen Sammlung umfaßt dreizehn Reden. Wer in den früheren Bänden das Fremdartige des Stils mit seinen endlosen Wiederholungen überwunden hat und bis zu dem erhabenen Kern der Lehre vorgedrungen ist, auf den warten auch in diesem Bande seltene Genüsse, sei es nun, daß er das Buch nur vom kulturhistorischen Interesse aus oder aber auch vom philosophischen und religionswissenschaftlichen Standpunkte aus anpackt. Er wird auf allen drei auf seine Rechnung kommen. Die bedeutendsten Reden sind die erste, zweite, achte, neunte, elfte und dreizehnte. In den ersten wird die Spekulation auf das Jenseits und auf den Lohn der Askese zurückgewiesen, in der achten (der Löwenruf) falsche und echte Askese unterschieden, die elfte und dreizehnte („Dreiweden") gehören zu den tiefsinnigsten. Immer aber ist es der praktische, auf das Diesseits gerichtete ethische Zweck, der im Vordergrund steht. Alles, was darüber hinausgeht, wird nicht abgewiesen, aber für als nicht erkennbar und für das Erdenleben irrelevant erklärt. Lebt tadellos, macht euch frei von den Lockungen dieser Welt, das andere wird sich finden. Dieses Thema kehrt in zahllosen Variationen wieder und jede Rede schließt mit einer Bekehrung. Die meisten sind an Priester und Jünger anderer Systeme gerichtet. Alle aber nehmen zuletzt ihre Zuflucht zu Buddha. Wie schon die früheren Bände, so ist auch dieser höchst geeignet, schiefe Ansichten über den antiken Buddhismus, der viel zu sehr nach dem jetzt existierenden beurteilt wird, gründlich zu zerstreuen. Leider wendet sich das interessierte Publikum noch viel zu sehr an die billigen, kurzen Popularisierungen, die den Gegenstand oft modernisieren und in seiner angestammten Kraft verwässern, statt diese Quellenwerke zu studieren. Der Uebersetzer hat wieder das Möglichste getan, seinen Gegenstand unserem Verständnis anzunähern durch seine temperamentvolle Vorrede und die Anmerkungen, die neben den in erster Reihe stehenden philologischen Bemerkungen über den Pali-Text auch interessante Parallelen aus der Weltliteratur enthalten, wenn auch nicht in solchem Umfange, wie in den früheren Sammlungen. Auch in der oft weitgehenden Originalität seiner neuen Wortschöpfungen ist er derselbe geblieben. Meist wird dadurch wirklich ein ebenso knappes wie scharfes Wortbild für einen fernliegenden, sonst umständlich zu umschreibenden Begriff geprägt; mitunter aber, wie in der Vorrede, scheint es aber etwas wie ein „Justament" gegenüber nörgelnden Kritikern bedeuten zu sollen. Neumann hat auch seine

eigene Orthographie. Es mag keine kleine Mühe gekostet haben, einen Verleger zu diesen Abweichungen ins Unmoderne zu bestimmen — heutzutage, wo Buchhändler es empfehlend ankündigen zu müssen glauben, wenn sie die Bibel, Goethe und Schiller in der köstlichen „neuen Orthographie" gedruckt herausgeben. Nach diesem vielversprechenden „Buch der Tugendstücke" wird man seinerzeit auf Fortsetzung und Schluß dieser neuesten und doch so uralten Sammlung von Reden gespannt sein dürfen, die schon dem großen König Asoka — Edmund Hardy hat uns 1902 eine treffliche Monographie über ihn geschenkt (Mainz, Franz Kirchheim) — die Leitsätze für seine berühmten Felsenedikte an die Hand gegeben hat.

München. Alfred v. Mensi.

Geisteskrankheit und Geistesschwäche in Satire, Sprichwort und Humor. Von Dr. Mönkemöller, Oberarzt in Hildesheim. Halle a. S. 1907, Carl Marhold. 261 S. Preis 6 M.

Verfasser bringt in seiner interessanten Arbeit eine Zusammenstellung alles dessen, was sich über Geisteskrankheit und Geistesschwäche in Satire, Sprichwort und Humor speziell in der deutschen Literatur findet. Dazu war vor allem eine genaue Literaturkenntnis notwendig, und obwohl er im Vorwort den Ruhm eines Literarhistorikers nicht für sich in Anspruch nehmen will, kann doch ohne Bedenken gesagt werden, daß das Wichtigste vollständig erwähnt und geschickt in der Darstellung verwertet worden ist.

Naturgemäß sind es hauptsächlich die Zustände geistiger Schwäche und der Alkoholismus, die in ihren Aeußerungen oft eine komische Wirkung haben, dem Volke auch überall am geläufigsten und bekanntesten sind und infolgedessen am reichsten einen Niederschlag in Sprichwort, Poesie, Prosa und dramatischer Dichtkunst gefunden haben. Dafür werden überall Beispiele in reichster Auswahl aus den Werken der Dichtkunst, vom Drama herab bis zur Posse, zitiert, und es ist interessant, zu beobachten, wie da oft die komische Wirkung ohne Kenntnis des Krankhaften erzielt wird.

Die Lektüre des in kulturgeschichtlicher Beziehung außerordentlich wertvollen Werkes ist ebenso lehrreich wie interessant und ergötzlich. Sie kann allen Literaturfreunden, vor allem Psychiatern und Aerzten, wärmstens empfohlen werden.

Heilanstalt Dösen. Max Liebers.

---

* **Das neue bayerische Wassergesetz.** Wie uns mitgeteilt wird, beabsichtigt der Referent über dieses Gesetz im kgl. Staatsministerium des Innern, Ministerialrat Gustav Brenner, eine erläuterte Handausgabe des neuen, soeben von den beiden Kammern des Landtags angenommenen und allerhöchst sanktionierten Wassergesetzes herauszugeben, der auch die Vollzugsvorschriften beigegeben sein werden. Diese Ausgabe wird in der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) in München noch im Laufe dieses Jahres erscheinen.

---

* **Zeitschriften-Literatur.** Deutsche Revue. Eine Monatschrift. Herausgegeben von Richard Fleischer. 32. Jahrgang. April 1907. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Inhaltsverzeichnis: Otfried Nippold: Ueber einige Aufgaben der Haager Friedenskonferenzen und über eine Völkerrechtshochschule im Haag. — Noch ein Wort über die Hochschule für internationales Recht. — Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens. XXV. — Ueber die Anforderungen an die moderne Diplomatie. Von einem Diplomaten. — Heinrich v. Poschinger: Der preußische Gesandte Graf Brassier de St. Simon. — Vizeadmiral z. D. Valois: Deutschlands Lage. — Blaß: Religiöser und idealer Gehalt in antiken Mythen. — Alberta v. Puttkamer: Max v. Puttkamer. — U. Behn: Radium. — Graf Eduard Wickenburg: Abessinien. — R. Börnstein: Goethes Meteorologie.

Die neue Rundschau. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) 4. Heft. April 1907. Inhalt: Ellen Key: Nietzsche und Goethe. — Helene Böhlau: Das Haus zur Flamm'. — Anna Schapire: Alexander Herzen und Natalie Sacharin. — Hermann Keyserling: Philosophie als Kunst. — Jakob Schaffner: Eine Begegnung. — Hugo v. Gerlach: Liberalismus.

Philosophische Wochenschrift unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrter herausgegeben von Professor Jerusalem, Wien, Professor Kinkel, Gießen, Dr. Renner, Charlottenburg. Verlag von H. Rohde, Leipzig. Bd. 5. Nr. 11. März 1907. Inhalt: Kurt Geißler: Ueber Bewegung und Geschehen, Werden und Vergehen. — Walter Kinkel: Die Stellung der Kunst zur Kultur. — Nr. 12/13: J. Dammüller: Görings Philosophie. — O. Caspari: Das Erkenntnisproblem mit Rücksicht auf die gegenwärtig herrschenden Schulen. — Berthold Weiß: Ueber den Begriff der Entwicklung. — Felix Vályi: Das ästhetische Empfinden im Lichte der Phylogenie.

Allgemeine Rundschau.

Eine Bergwerksverordnung aus dem Altertum.

In einer der letzten Sitzungen der „Académie des inscriptions et belles-lettres" in Paris konnte Edouard Cuq eine Mitteilung über ein jüngst in Portugal gefundenes administratives Reglement vorlegen, das in den Minen von Aljustrel entdeckt und von Mr. Burthe, einem Ingenieur dieser Minengesellschaft, geborgen worden ist. Man hatte schon früher Minenverordnungen aus der römischen Kaiserzeit gefunden, die über die Ausübung der Bergwerksgerechtsame in jenen entfernten Zeiten Aufschluß gaben. Auch dieses aus der Zeit Hadrians stammende Dokument handelt im Detail von der Art der Ausbeutung von, dem kaiserlichen Fiskus gehörenden Silber- und Kupferminen im jetzigen Portugal, von den Prozeduren, die man beim Aufsuchen von metallhaltigen Adern und Nestern einschlug, von den für die Sicherheit der Mine (weniger der Bergleute) getroffenen Vorsichts- und Schutzmaßregeln, von den Rechten der zum Bergbau auf Grund von Konzessionen zugelassenen Gesellschaften, von der Jurisdiktion des kaiserlichen Prokurators in bezug auf Bergwerksangelegenheiten.

Ein besonderer Artikel dieser Verordnung beschäftigt sich mit den „aufgegebenen Grubenfeldern" und den zur Neuausbeutung von solchen gebildeten Gesellschaften. Diese Gesellschaften unterscheiden sich in ihrem juristischen Wesen von den bisher allein bekannten Minen-Pachtgesellschaften; für jene gibt es ein ganz besonderes Statut. Alle dabei Beteiligten sind für von Dritten bona fide gemachte Aufwendungen gemeinschaftlich haftbar. In ihren Beziehungen untereinander haftet jeder Beteiligte an den Kosten des Bergwerkbetriebes pro rata seines Geschäftsanteils, wobei den Geranten eine besondere Verantwortlichkeit zufällt. Denn diejenigen, die, ohne an der Geschäftsführung beteiligt gewesen zu sein, Zubußen zu leisten haben, brauchen dieselben nur bis zum Maximum des Betrages ihres Geschäftsanteiles zu leisten, während die Geranten für die darüber hinausgehenden Explorationskosten auch über ihren Anteil hinaus aufzukommen haben. Weitere Einzelheiten über diese Gesellschaft zur Ausbeutung freigewordener Minen mit verschiedener Haftbarkeit sind aus dem kurzen Akademieberichte nicht zu ersehen.

Die Antiquitätenfunde in zur Römerzeit und vorher auf der Pyrenäenhalbinsel betriebenen Bergwerken sind übrigens so zahlreich, daß gewisse Bergwerke, namentlich der spanischen Provinz Huelva, ganze Altertumsmuseen anlegen konnten. So hat zum Beispiel die Rio Tinto-Gesellschaft zu Huelva im Lokal des alten Hotel Colon ein hübsches Museum bilden können, aus dem aber die besseren Wertgegenstände (aus Gold und Silber) nach London in die Bureaus der Rio Tinto Company verbracht worden sind. Auch die Tharsis-Gesellschaft besitzt ein kleines archäologisches Museum. Die vom archäologischen Standpunkt aus interessantesten pyrenäischen Minen sind die von Coronada und Sotiel (Huelva). Es scheint, daß man in der Römerzeit Schächte oder Bergwerksabteilungen nach hervorragenden Personen genannt hat, wie heutzutage; denn nur so kann ich mir erklären, daß auf einem, von der Companhia Mineira Sotiel-Coronada veröffentlichten Grundplan eine Anhöhe und ein Schacht nach einer langen Tradition mit „Cerro de Tiberio" und „Pozo de Tiberio" bezeichnet sind. Ein vor einigen Jahren auf der Pyrenäischen Halbinsel gefundenes Relief ist neuerdings auch richtig als in den Schacht unter Führung eines Aufsehers einziehende Bergleute gedeutet worden. Sie haben den Oberkörper ganz entblößt und tragen Hauen. Man hatte früher ein Votivrelief für Vulkan darin gesehen. M.

Kleinere Mitteilungen.

* **Die Bibliothek Wilhelm Onckens.** Die Rickersche Universitätsbuchhandlung in Gießen hat die Bibliothek des Historikers Wilhelm Oncken erworben und wird einen Katalog der Bücherei herausgeben. Der Gelehrte hat eine Büchersammlung hinterlassen, die das Interesse aller Freunde geschichtlicher Literatur erregen dürfte. Sie ist sehr reich an Monographien und seltenen, zum Teil nicht käuflichen Schriften über das Zeitalter Friedrichs des Großen, die französische Revolution, Napoleon I., die Freiheitskriege, die Revolution von 1848, den deutsch-französischen Krieg, den Kulturkampf und andere historische Ereignisse der

neuesten Zeit. Auch bemerkenswerte Militaria und Regimentsgeschichten sind in großer Anzahl vorhanden.

ar. **Die dritte Tagung der Vereinigung zur Förderung des Hebammenwesens** findet am 21. Mai im Ausstellungsgebäude in Berlin statt. Es soll eine Aussprache gepflogen werden über: 1. Begriff und Meldepflicht des Kindbettfiebers seitens der Hebammen; Referent Herr Poten (Hannover). 2. Hebammen- und Säuglings-Fürsorge; Referent Herr Köstlin (Danzig). 3. Erfahrungen, die mit dem neuen preußischen Hebammen-Lehrbuch in Unterricht und Praxis gemacht worden sind; Referenten die Herren Dahlmann (Magdeburg) und Rieländer (Marburg).

hc. **Personalien.** Auf eine 25jährige Tätigkeit als ordentlicher Professor kann am 1. April 1907 der Direktor des chemischen Instituts an der Berliner Universität, Geh. Regierungsrat Dr. med. h. c. et phil. Emil Fischer zurückblicken. — Seinen 70. Geburtstag feiert am 1. April der außerordentliche Professor für Nervenkrankheiten an der Universität Halle Dr. med. Adolf Seeligmüller. — Der Sekretär der kgl. Akademie der gemeinnützigen Wissenschaften zu Erfurt Dr. Oergel ist im Alter von 67 Jahren gestorben. Er ist bekannt als bedeutender Kirchenhistoriker und Luther-Forscher.

Hochschulnachrichten.

hc. **Tübingen.** Dem Privatdozenten für Mineralogie und Assistenten bei Professor Koken am geologisch-mineralogischen Institut der hiesigen Universität Dr. phil. Ernst Sommerfeldt wurde der Titel und Rang eines außerordentlichen Professors verliehen.

hc. **Stuttgart.** Der Titel und Rang eines außerordentlichen Professors wurde dem Hilfslehrer für angewandte Perspektive und Entwerfen an der hiesigen Technischen Hochschule P. Bonatz verliehen.

hc. **Berlin.** Der Lehrer der Zahnheilkunde am zahnärztlichen Institut der hiesigen Universität Dr. Wilhelm Dieck ist zum außerordentlichen Professor in der hiesigen medizinischen Fakultät ernannt worden; er übernimmt die Abteilung für konservierende Zahnpflege.

hc. **Bonn.** Der außerordentliche Professor und Kustos am anatomischen Institut der hiesigen Universität Dr. Moritz Nußbaum ist zum ordentlichen Professor ernannt worden.

hc. **Breslau.** Professor Dr. med. Paul Krause, Privatdozent und Oberarzt an der medizinischen Klinik der hiesigen Universität, hat einen Ruf als außerordentlicher Professor und Direktor der medizinischen Poliklinik an die Universität Jena erhalten. Er soll dort Professor Dr. Dietrich Gerhardt ersetzen.

„Eine geradezu glänzende und fruchtbare Idee"
hat in einem Berichte an das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht einer der hervorragendsten Literaturgelehrten den

Deutschen Literatur-Atlas

von **Dr. Siegfried Robert Nagel,** k. k. Professor in Steyr, genannt, der in 15 Haupt- und 30 Nebenkarten soeben im Verlage der K. u. K. Hofbuchhandlung Carl Fromme in Wien eleg. kart. zum Preise von M. 5.50 = K 6.60 erschienen ist. Er sei geeignet, mit seinen überaus instruktiven, dreifarbig lithographierten Karten die Literaturwissenschaft auf eine ganz neue Grundlage zu stellen, nämlich auf die geographische. Kartographisch und praktisch wird hier zum ersten Male der fruchtbare Gedanke herausgearbeitet, daß Land und Stadt, Ebene und Gebirg und die Besonderheiten gewisser Landschaften den allergrößten Einfluß auf den Gang der Literatur haben. Das interessante Werk ist in jeder Buchhandlung oder vom Verlage direkt, auch zur Ansicht, erhältlich. Mit fabelhaftem Fleiße und größter Genauigkeit hat der Verfasser nahezu 2000 deutsche Dichter und Denker auf gefälligen Karten so gruppiert, daß die Entwicklung jeder deutschen Landschaft (wozu auch Deutsch-Österreich, die Schweiz, teilweise auch Holland, Dänemark, Deutsch-Ungarn, Deutsch-Rußland zählt), der literarische Anteil jeder namhafteren deutschen Stadt deutlich erkennbar wird. Ein eigenartiges Novum auf dem Gebiete der Germanistik und eine ausgezeichnete Bereicherung der deutschen Lehrmittelliteratur! (22555)

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

In unserem Verlage erschienen:

Gedanken und Erinnerungen
von
Otto Fürst von Bismarck
Volksausgabe
mit der im Nachlaß gefundenen Widmung:
„Den Söhnen und Enkeln zum Verständniß der Vergangenheit und zur Lehre für die Zukunft"
Zwei Bände gebunden. Preis 5 Mark

* *

Ferner
Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin
Herausgegeben von Fürst Herbert Bismarck
Zweite vermehrte Auflage. Mit 11 Porträtbeilagen
Gebunden. Preis 8 Mark

*

Hieraus einzeln
Bismarcks Briefe an seine Gattin aus dem Kriegsjahre 1870|71
Mit Titelbild und Brief-Facsimile
Gebunden. Preis 2 Mark 80 Pfg.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen
23386

LIEBIG'S
FLEISCH-EXTRACT

22817

Die Lebensführung im hohen Alter.
Von Primararzt **Dr. Josef Hermann.**
Vierte Auflage. — Soeben erschienen! [23033]
Preis Mk. 1.50, elegant gebunden (Geschenkband) Mk. 2.—
Zu beziehen vom Verlag von **Otto & Co., Leipzig-R. 70.**
„Wer wünscht nicht alt zu sein, ohne zu leiden? Geben Sie Ihren betagten Eltern oder Grosseltern dieses gediegene Buch eines 85jährigen Greises in die Hand, sie werden darüber hocherfreut sein!"
Die Schrift enthält eine Fülle praktischer Lebenserfahrung und wird jedem älteren Herrn, jeder älteren Dame eine Herzensfreude bereiten. Sie ist den Augen alter Leute angepasst in grossen Lettern gedruckt.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Der heutigen Nummer liegen das Titelblatt und das Inhaltsverzeichnis für das 1. Quartal 1907 bei.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 110916399